

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

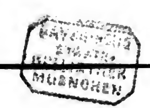
Vierter Jahrgang.

Monat Julius bis December.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1831.



Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.
Monat Julius bis December 1831.

Seite

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 182. 1 Julius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Fortsetzung.)

Wir traten in die Hütte, deren Thüre uns eine alte Anverwandte Galluchio's öffnete, eine Art Hausthier, die unruhig und erfreut zugleich schien, ihren Herrn wieder zu sehen. Galluchio schien eine Anwandlung von Rührung zu empfinden. „Drei Jahre sind es, daß ich diese Schwelle nicht wieder betreten habe," sagte er, indem er sich zu einem Lächeln zwang, das seine Empfindung verbergen sollte. Galluchio machte mit seiner alten Anverwandten einige Scherze und scheuchte mit einem Stampfen des Fußes und einem Iura di Dio einen alten Hund hinweg, der unter dem Kamin hervorgekrochen war und sich schmeichelnd ihm nähern wollte. Die Flinte seines Vaters hing an der Wand, wie eine alte Familienüberlieferung. Er nahm sie herab und ließ das Schloß einigemal losschnappen, gleichsam als eine Liebkosung, die man einem alten Hausthier zu erweisen pflegt. Ich sah deutlich einen dicken Thränentropfen aus Galluchio's Augen auf die alte Flinte fallen; aber ich that, als ob ich es nicht bemerkte. „Bah," sagte er, indem er das Gewehr mit einem Anschein von Gleichgültigkeit wieder aufhing, „es taugt nichts mehr; das lange Podagra meines Vaters ließ es verrosten. Es ärgert mich daß ich es nicht mit ihm begraben ließ. Da lobe ich mir doch meine Doppelbüchse; das ist immer ein doppelter Freund, der uns begleitet und für uns wacht, wenn wir schlafen. Und dann ist sie für mich eine Art Siegeszeichen; ich habe sie einem Gendarmerie Offizier abgenommen, der den korsischen Gebirgsmann spielen und auf den Muffolo Jagd machen wollte. Es war seine letzte Jagdpartie die er machte ..." Indem Galluchio so wie es schien seine Heldenthaten vor mir herauszustreichen anfangen wollte, warf er einen Seitenblick auf mich, und da er an mir nicht den besten Willen bemerken mochte, ihm dabei Gehör zu geben, so wurde auch er verdrießlich, seine Stirne umwölkte sich und es schien, als brauchte er Jemand an dem er seine üble Laune auslassen könnte. Gerade recht kam das Frühstück um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es wurde in einer kleinen Kammer aufgesetzt, die ein schlecht genug angestrichener Verschlag von einer größern Stube schied, in der ich eine lange Tafel aber nichts weiter erblickte. Eine Schüssel mit Forellen aus dem nächsten Bach, ein Stück Wildpret, dessen sich der Tisch eines Königs nicht zu schämen brauchte, und ein Pfannkuchen mit broccio (Ziegenkäse) und gebratene Kastanien machten das Mahl aus, dem nichts fehlte als der Appetit der Gäste. Mein Wirth legte mit vieler Höflichkeit vor, während seine Verwandte nach der alten Haussitte des Landes hinter ihm stand, um uns zu bedienen. Als ich darauf bestand, sie zu uns setzen zu lassen, sagte Galluchio mit einer Miene von beleidigter Würde: „Siamo maschi, und kein Weib kann sich mit uns zu Tische setzen."

Unsere Mahlzeit ging ziemlich fröhlich von statten. Galluchio wurde bei der Aussicht auf den Streich, den er „seinen guten Freunden den Pfarrern" zu spielen Willens war, voll guter Laune, auch schien er in vollen Zügen das Vergnügen zu schmecken, sich unter eigenem Dach an einem wohlbesetzten Tisch zu finden. „Können Sie wohl glauben," sagte er, „daß ich fast zwei Jahre schon auf keinem Stuhle vor einem Tischtuch gesessen bin? Höchstens stand ich draußen am Fenster, auf meine Flinte gelehnt, ohne zu wissen, ob es nicht mein letzter Bissen sey, den ich in den Mund schob."

In diesem Augenblicke wurde unser Gespräch durch ein Geräusch in der anstoßenden Stube unterbrochen. Eine rohe Freude funkelte aus den Augen Galluchios. Ich sah durch eine Spalte des Verschlages: es waren die geistlichen Herren, die von dem Gottesdienste kamen von Galluchio's Bruder eingeladen, hier, was man in Korsika und Ireland die Abendmahlzeit heißt, eine Art Leichentrunk einzunehmen. Für jeden Gast leere Teller, einige Krüge, die nicht das Aussehen hatten, als ob sie mit dem edlen Naß gefüllt seyen, das Horaz mit seinem interiore nota falerni bezeichnet, und ein paar große Brodlaibe schienen die einzigen Vorläufer des Schmauses zu seyn und bildeten für die geistlichen Zähne keine günstige Vorbedeutung. Ich betrachtete die Pfarrer; Staunen und Befremden malte sich auf ihren Gesichtern, ihre fragenden Blicke fielen auf den Tisch, bald begegneten sie einander und sprachen den Wunsch aus, so bald wie möglich wieder außer dem Hause zu seyn, sollten sie auch nüchtern in ihre Pfarrei heimkehren müssen. Der gastliche Wirth des Hauses ließ nicht lange auf sich warten, ungestüm sprang er von unserm Tische auf, und trat in die Stube. Ein dumpfes Gemurmel lief durch die schwarze Versammlung, die dicht auf einander geschlossen vor ihm zurückwich. „Meine Herren und lieben Gäste," hob nun Galluchio mit einer frostigen und spöttischen Höflichkeit an, „indem Sie unter das Dach eines armen Banditen eintraten, rechneten Sie gewiß auf kein glänzendes Gastmahl; und so

werden sie auch ein ganz apostolisches Essen finden, das größtentheils auch das meinige ist — Wasser und Brod. Mein Bruder hier wird Ihnen vorlegen. Da ich für meinen Theil einen Signor francese zu bewirthen habe, der vielleicht sich mit ihrem evangelischen Schmause nicht ganz begnügen würde, so werden Sie erlauben, daß ich mit ihm mich zu Tische setze. Empfangen Sie übrigens meinen Dank für Ihre christliche Liebe im Namen der armen Seele meines Vaters, und vergessen Sie auch meiner nicht in ihren Gebeten."

Ohne eine Antwort abzuwarten verbeugte sich Gallucchio halb ehrerbietig halb spöttisch und verließ die Stube. Bald saß er wieder an meiner Seite, und indem er beide Fäuste in die Seiten stemmte und sich auf die Stuhllehne zurückbeugte, stieß er ohne Rücksicht auf die geistlichen Ohren die es hören mußten, ein Gelächter aus, das er während seiner Anrede nur mit Mühe unterdrückt hatte. Dieses teuflische Gelächter mußte außen gar wohl verstanden worden seyn; denn ein dumpfes Geflüster des Verdrusses oder der Furcht ließ sich in der anstoßenden Stube hören. Ich blickte noch einmal hinaus, und sah wie die niedergeschlagenen Gäste zum Sitzen genöthigt, ihre alten oder jungen Zähne an dem trockenen Brode versuchten, das wenigstens vier Tage alt war und wozu sie Nichts als klares Brunnenwasser hatten, um es für ihren Gaumen gangbar zu machen. Von Zeit zu Zeit warfen sie Blicke voll Unruhe und Zorn auf den Ort, wo sich, wie sie wußten, Gallucchio, ihren Augen unsichtbar, befand. Endlich machte sich einer um den andern auf und schlich so schnell als möglich davon. In einer Viertelstunde war die Stube geräumt und ich befand mich mit Gallucchio wieder allein in dem einsamen öden Hause, das kurz zuvor erst der Tod heimgesucht hatte und wo jetzt ein Bandit und ein Fremder mit einander wohlgemuthet zu Tische saßen.

Der Bandit war ohnehin schon guter Laune; einige Gläser de vino particolare entwölkten vollends seine Stirne; die Geister des Weines weckten Erinnerungen auf und ich sah in den Augen meines Wirthes den Schimmer, der als Vorbote einer lustigen Geschichte voraus zu gehen pflegt. Gallucchios Bruder, der an unserm Tisch Platz genommen hatte, um sich für seine geistliche Mahlzeit zu entschädigen, schien mir gerne die Geschichte seines Bruders ersparen zu wollen. Aber einem von Wein erhitzten Mann wie Gallucchio Schweigen auferlegen zu wollen, war eben so viel als einen alten Soldaten beim Nachtisch bitten, Einen mit der Erzählung seiner Feldzüge zu verschonen. Man hätte eben so gut den rauschenden Bach aufhalten können, der unsern der Hütte sein Gemurmel hören ließ.

„Ich muß Ihnen doch Einiges aus meinem Leben erzählen," so begann endlich Gallucchio die Schleußen aufzuziehen, „übrigens könnte Ihnen auch das kleinste Kind des Dorfes davon Bericht geben. Mein Vater, der nicht wußte, was er aus mir machen sollte, ließ mich Das werden, was man in Korsika gewöhnlich den Thunichtgut der Familie werden läßt — einen Abbé. Der kleine Kragen und die Tonsur hatten mich, um mit unserm Bergvolk zu reden, gar bald in einen Abbatino garbato verwandelt, d. h. in einen Mann, der täglich seine Hände wäscht und wöchentlich zwei Mal sein Hemd wechselt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ein solches Wohlverhalten bald die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen aller Weiber der Gegend auf den Abbatino von Ampriani lenken mußte. Meine Landsleute in ihrem Kittel von Ziegenfell, das Sie mich jetzt tragen sehen, konnten in ihren Augen mit mir natürlich keinen Vergleich aushalten. So kam bald die Liebe — Sie müssen nicht vergessen, Signor forestiere, unterbrach hier sein Bruder den Banditen —

„So brachte die Liebe," fuhr Gallucchio fort, „alle Träume des Ehrgeizes in Verwirrung, denen sich unsere Bonapartes im schwarzen Rocke eben so gut als der andere überlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Kiria Minjan lebte indeß unbekümmert in Gesellschaft der Pangerans die sich bei Wei Ratna versammelt hatten, als seine Leute ihn von der Ankunft der Schiffe benachrichtigten. Erschreckt durch diese Nachricht und um unangenehmen Folgen auszuweichen bestieg er eilig seine Boote, eilte zu Ratu Bagus zurück, welcher gleichgültig und ohne ein Wort zu erwidern den Bericht seiner fehlgeschlagenen Unternehmung anhörte und fortfuhr die Belagerung von Bantam eifrigst zu betreiben.

Nakhoda Muda hatte kaum die angekommenen Schiffe erblickt, als er alle Malayen versammelte, und sich mit ihnen nach dem Landungsplatze begab. Auf Verlangen des holländischen Befehlshabers des Geschwaders ließ Nakhoda Muda alle Häuptlinge des Landes in die malayische Stadt zusammenberufen, die sich in solcher Anzahl mit ihrem Gefolge einfanden, daß sie nicht alle in der Stadt untergebracht werden konnten. Der Holländer ließ sie dem Sultan und der Kompagnie noch ein Mal feierlich ihre Treue versichern und zog hiebei den Pangeran Wei Ratna darüber zur Verantwortung, daß er den Agenten Ratu Bagus bei sich aufgenommen, der doch der offene Feind des Sultans und der Kompagnie sey. Hierauf erwiederte der Pangeran: „Wenn ich euch von dem Aufenthalt eures Feindes bei mir keinen Boten sendete, so geschah es bloß, weil ich Niemand um mich hatte, der dazu geschickt war; auch fürchtete ich Kiria, dem ich zu widerstehen nicht stark genug war. Ihr kennet wohl, Herr, die Lage dieses Landes, und daß wir keine Waffen haben, um uns gegen unsre Feinde zu vertheidigen. Wir alle sind hier, was Widerstand betrifft, wie Weiber und die einzige Beschäftigung, die uns der Sultan und die Kompagnie erlauben, ist der Anbau unserer Pfefferplantagen." Der Holländer schien mit dieser Antwort zufriedengestellt, und ließ nun durch Muda die Anwesenden fragen, ob die Pratins nicht ihre Pfeffervorräthe in die Stadt schaffen möchten, um sie für Rechnung der Kompagnie zu laden. Dieß geschah und in drei Monaten waren die Schiffe befrachtet, warteten aber, ehe sie nach Bantam segelten, den Ausgang des Kriegs mit Ratu Bagus ab. Als dieser endlich in die Flucht geschlagen, sich mit seinen Anhängern in die Gebirge zurückzog, ward der Handel wieder eröffnet und ungestört wie früher betrieben.

Ein halbes Jahr nach Abfahrt der Holländer, segelte Muda mit allen Handelsfahrzeugen von Samangka, mit Pfefferladungen befrachtet, nach Bantam. Alle Schiffe kamen glücklich an, nur

hatte er das Unglück um Mitternacht an der Küste zwischen dem Hafen von Bantam und Charingin zu scheitern. Die ganze beträchtliche Ladung ging verloren, und nichts wurde gerettet als die Waffen, welche das Schiffsvolk mit ans Ufer nahm als es den Wrak verließ. Muda fuhr nun auf einem kleinen Sampan (Kanoe) mit zweien seiner Leute nach Bantam, wo er von dem Fiskal dem holländischen Gouverneur vorgestellt wurde, der jedoch erklärte ihm nicht helfen zu können. Von diesem ging er zu dem ersten Minister des Sultans, Kasuma Ringrat, dem er sein Unglück erzählte; „da ist nicht zu helfen, Unglück kommt von Gott, sagte dieser, setze Dein Vertrauen auf den Himmel, und laß mich wissen worin ich Dir dienen kann.“ Muda erbat sich ein Fahrzeug um sein Schiffsvolk in Sicherheit bringen zu können, was ihm sogleich bewilligt wurde; er segelte hierauf nach dem Wrak, und nachdem er seine Leute abgeholt, begab er sich nach Bantam zurück, wo er aber so angegriffen an Geist und Körper ankam, daß er gezwungen war das Zimmer zu hüten.

Eines Tages nahm der Minister bei einer Audienz Gelegenheit, den Sultan von dem Unglück Nakhoda Muda's zu sprechen. Der Sultan erbot sich bereitwilligst, ihm, falls es nöthig sey, eine Summe zu Fortsetzung seiner Geschäfte vorzustrecken. Muda jedoch eingedenk der Lehren seines Vaters, lehnte mit dem Ausdruck des innigsten Dankes diese Gnade ab, indem er vorschützte, sein Sohn sey noch zu wenig im Handel erfahren, eine solche Schuld könnte daher leicht im Fall seines Todes seine Angelegenheiten in Verwirrung bringen; er zöge es also vor, seine Geschäfte einzuschränken und sich mit einem geringen Ertrag zu begnügen. „Wenn Dieß Euer Entschluß ist, Nakhoda, sagte der Pangeran, so müßt ihr weder dem Sultan noch mir die Schuld geben, wenn es Euch hinderlich geht. Ich bin nicht gewillt, Euch das königliche Anleihen aufzunöthigen, das Ihr nicht anzunehmen geneigt seyd.“ Hierauf kehrte Nakhoda in sein Haus am Hafen zurück, wo er fortfuhr sich einzuschränken, wie vorher; aber einen Monat später sandte ihm sein Weib eine Summe, die ihn in den Stand setzte das geliehene Schiff zu kaufen und zu befrachten, und nach kurzer Fahrt kam er glücklich wieder in Samangka an.

Entschlossen das Seefahrerleben aufzugeben und künftige Ladungen mittelst Frachtbrief an einen Kommissionär nach Bantam zu senden, unternahm er nun den Bau eines geräumigen Hauses, zehn Faden lang und acht in der Breite, das Gebälk und Täfelwerk von Tekumholz, um im Fall seines Todes, dem Sohn wenigstens während eines Zeitraums von zwanzig Jahren die Beschwerden eines solchen Unternehmens zu ersparen. Nach zwei Jahren war dieser Bau, der ungefähr 1000 spanische Thaler gekostet hatte, vollendet; seine Reiselust erwachte jetzt aufs Neue und er setzte die gewöhnlichen Fahrten nach Bantam noch 3 Jahre lang fort. Auf einer derselben kaufte er zwei Schiffe die er nach Samangka führte, und eines davon vollständig ausgerüstet samt einem Kapital zu Handelsunternehmungen seinem ältesten Sohn, der bei dieser Gelegenheit den Namen Nakhoda Bujang erhielt, übergab; das andere mit gleichem Zubehör bekam der zweite Sohn Wasal, künftig Nakhoda Lella genannt. Beide junge Leute hatten eine gute kaufmännische Bildung erhalten, und den beiden jüngeren Söhnen hielt er eigene Lehrer, die sie in der Religion und im Schreiben unterrichteten.

Nachdem diese Familienangelegenheiten geordnet waren, fuhr er in Begleitung seiner Söhne und mehrerer Schiffseigenthümer abermals nach Bantam, wo der Sultan von seiner Ankunft unterrichtet, den ersten Minister berief, und diesem eröffnete, wie er gesonnen sey, dem Nakhoda Muda, zu Belohnung der ausgezeichneten Dienste, welche er der holländischen Kompagnie und ihm geleistet habe, einen Titel zu verleihen, und befahl ihn am nächsten Morgen zur Audienz zu führen. *)

*) Die Förmlichkeiten welche dieser Befehl des Sultans zwischen dem Minister und Muda veranlaßte, und die im Original weitläufig beschrieben sind, hat der engl. Uebersetzer als unwesentlich weggelassen; die Ceremonien der Einführung selbst, so umständlich sie auch sind, verdienen als charakteristisch bemerkt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Abendgesellschaft bei Lafayette.
(Schluß.)

Wenn man seinen Blick auf das dichte Gedränge dieser Abendgesellschaft richtete, so mußte man wohl wünschen, daß Lafayette's prächtiger Landsitz (La Grange) der in dieser Jahrszeit leer steht, näher bei der Stadt gelegen seyn möchte, da der Besuch in diesem beengten Raume wahrhaft ein Ungemach zu nennen war. Am Meisten aber fiel mir der Unterschied auf, den ich bei einem Vergleiche zwischen den Abendzirkeln der heutigen Welt und den Soirées von vormals in dem Benehmen der Gesellschaft fand. Unverkennbar ist der feine Anstand, mit dem zu meiner Zeit die Höfe vorleuchteten, so gut als verschwunden; die zierliche und weitläufige Höflichkeit ist von einem barschen und fast ungeschliffenen Ton verdrängt; ich sah junge Leute in einem Anzuge, bei dessen Anblick Damen in der guten Zeit von Vapeurs befallen oder somnambul geworden seyn würden, wie man es heut zu Tage heißt. Man stand, saß, lehnte, trabte und lief umher, wie es einem Jeden gutdünkte; man saß, schwebte, plauderte, hüpfte; man redete ernst und laut, focht mit den Händen und fuhr mit den Fingern durch die Haare, während man sonst lächelte, sprach und wieder lächelte, nie heftig wurde, nie ungestüm. Auch die Damen haben sich nicht mehr der alten Aufmerksamkeit zu erfreuen, obgleich man ihnen noch immer mehr Huldigungen darbringt, als die englischen Frauen erwarten oder erhalten. Kurz, der schöne Schmetterlingsglanz der Gesellschaft ist verwischt, und ich habe noch nicht finden können, was man statt seiner Besseres gewonnen hätte. Meiner Meinung nach darf selbst ein Schlachtroß nicht immer gesattelt bleiben, und es ist eben so wenig nöthig, daß die jungen Kriegshelden in Paris immer in Harnisch und gestiefelt und gespornt gehen. Dem französischen Soldaten sieht man nicht immer die körperliche Kraft an. Was für ansehnliche Figuren würden Hunderte der englischen Leibwachen unter ihnen spielen. Schlimm ist es nur, daß die Franzosen bei allem Ungestüm und aller Geschwätzigkeit in einer Woche mehr denken, als der bedachtsame John Bull in einem Monate. Indem ich meinen Kopf über die Schultern eines stämmigen Nationalgardisten zu strecken mich bemühte, der sich, wahrscheinlich ohne etwas Uebles dabei zu denken, vor mir hingepflanzt hatte, fragte ich meinen Freund: „Wer ist dieser starke, schöne Mann, auf dessen Arm sich dieses Mädchen mit einem so patrizischen Blicke lehnt?“

„Ach, Sie meinen Sir Edward Codrington. Patrizische Blicke, sagen Sie? Die sind hier außer Mode; aber schön ist das Fräulein, Das ist richtig.“

„Und Wer ist der Herr, dessen Gestalt ein wenig vorwärts eingebeugt ist — hier — er spricht mit einem düstergezeichneten Gesicht, dessen Brust mit Orden bedeckt ist?“

„Das ist Casimir Perrier,“ erwiederte mein Freund; „er spricht mit dem General Devereux, einem düster gezeichneten Gesichte, aber nur auf

den ersten Blick; wenn Sie näher mit ihm bekannt sind, werden Sie nichts Grimmiges und Grausames an ihm wahrnehmen, wie seine Feinde vielleicht Sie glauben machen könnten." Ein Schwarm Nationalgardisten und zwei oder drei Jünglinge aus der polytechnischen Schule (oder vielmehr junge Männer, die seit jenem Julius zu Helden aufgeschossen sind) zogen einen Kreis um verschiedene Gruppen. Perrier war erst einige Tage zuvor zu der hohen Staatswürde berufen worden, die er jetzt bekleidet; ich sah noch nie einen Mann, von dessen Augen jeder Blick so viel Anspruch machte und so deutlich eine starkmüthige Seele verriethe. Wollte ich nicht durch das nouveau régime der Gesellschaft in Gefahr kommen, erdrückt zu werden, so mußte ich meinen Posten an der Thüre verlassen; denn Soldaten von jeder Gattung und Uniform brachen in dichtem Gedränge herein; wir zogen uns demnach in ein inneres Gemach zurück, wo wir in einer Ecke dem viereckigen Piedestal gegenüber, das Lafayette's Brustbild trug, wieder festen Fuß faßten.

Man darf es glauben, die Anbetung, deren ein ausgezeichneter Mann genießt, ist im Stande, auch den festesten Kopf zu verrücken. Ich sah die Herzogin von . . . . die Tochter des größten Weibes des vorigen Jahrhunderts, hereintreten, die ihre zwei lieblichen Kinder dem General vorstellte und mit Thränen der Liebe und Bewunderung in ihren schönen Augen ihn bat, sie zu segnen. Dieß schöne und rührende Gemälde wechselte bald mit einem anziehendern. Drei schöne Jünglinge von edler Haltung nahmen jetzt die Stelle der Herzogin ein, die sich eben entfernte. Es ist buchstäblich zu nehmen, wenn ich sage: sie stürzten in Lafayette's Arme, der sie umarmte und jeden mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit auf beide Wangen küßte. Nur einige Minuten verweilten sie, indem sie von einem zum andern der Anwesenden im Zimmer umhergingen, und schweigend, aber mit zärtlicher Offenheit Jedem die Hand reichten. Man sah es ihrem Gesichte an, daß sie den hervorbrechenden Schmerz nur mit Mühe unterdrückten. Lafayette stand an der Thüre, ihnen sein letztes Lebewohl zu sagen — einen Augenblick überwältigte das Gefühl des alten weichherzigen Greises den Soldaten — einen Augenblick barg er sein Gesicht an der Brust eines der Jünglinge, und sein Schluchzen ward im ganzen Zimmer gehört. Noch einen Augenblick und sie waren fort — vielleicht ihrem Untergange entgegen — sie eilten nach Warschau zur Grabstätte der Tapfern und Freien! — Die Damen (Gott segne sie für ihr theilnehmendes Herz) waren nicht wenig von dieser rührenden Szene angegriffen; aber bis ich dem Bildhauer David, dem ich jetzt vorgestellt wurde, die gewöhnlichen Artigkeiten gesagt hatte, waren schon alle Spuren des Schmerzes wieder verlöscht. Die vorhin erwähnte Büste Lafayette's ist von Davids Meißel, und als ich später sein Atelier besuchte, erfreute ich mich eben so sehr an seinen freisinnigen Ansichten als seinen trefflichen Werken. Er hatte eine kolossale Büste Goethe's beinahe vollendet; sie ist als ein Geschenk für den alten Dichter bestimmt, der ihren Empfang kaum erwarten kann. Auch ein Brustbild des amerikanischen Novellendichters Cooper ist von Davids Meisterhand. Doch sein gelungenstes Werk ist die Büste Berangers, die den ganzen heitern Humor des französischen Thomas Moore athmet, dem man jedoch nicht zum Vorwurfe machen kann, „einen Lord geliebt zu haben." Man zeigte mir Mirami, Lebrun, Barrot und andere ausgezeichnete Männer; aber die Damenköpfe, die um diese Zeit in ihrer Giraffenfrisur mit den Thürmen von Notre Dame um die Höhe buhlten, beschränkten meine Aussicht unbarmherzig.

„Hier," sagte mein Freund, indem er meine Aufmerksamkeit auf zwei junge Männer richtete, die gerade hereintraten, und von denen mir der eine als ein großer Fant vorkam — „Hier sind die Söhne Ney's und Junots!" — Natürlich fragte ich, ob diese jungen Leute schon Proben von Talent und Muth abgelegt hätten, die ihre Abkunft verriethen? Leider fiel die Antwort nicht sehr zu ihren Gunsten aus. Der junge Ney ist der Vorsteher des pariser Cravatklubbs und der größte Stutzer seiner Zeit. Es sind bereits mehrere Monate verflossen, seit die Bourbons Holyrood aufsuchten, um mit der Nymphe des Gebirgs, „der süßen Freiheit," Bekanntschaft zu machen, und mit eigener Hand ihren Kohl zu bauen und noch immer steht seines Vaters Grabmal im Kirchhofe Père-la-Chaise, ohne andere Inschrift als die von einigen alten Soldaten darauf eingekritzelt wurde:

„Ney Assassiné."

Dieß spricht eben nicht sehr für seine kindliche Liebe. Außerdem hat er auch Lafitte's Tochter, ein armes, obgleich artiges Dummköpfchen, einzig um des lieben Goldes willen geheirathet. Der Gestalt nach hat er viele Aehnlichkeit mit seinem Vater; nur ist er nicht so groß.

„Da geht eben Marschall Soult weg." — „Wo?" — „Hier." — Man machte Verbeugungen — ich konnte ihn nicht mehr sehen.

„Sollte man nicht glauben," hob jetzt mein Cicerone wieder an, „daß diese Dame dort mit diesem enganschließenden Häubchen und dem grauen Schleppkleide, einem religiösen Orden, etwa den barmherzigen Schwestern der Charité angehört? Sieht sie nicht aus wie eine Guineahenne, die aus dem Jardin des Plantes entflogen ist? Es ist eine englische Lady. Kennen Sie sie?" —

„Ach," erwiederte ich, „das ist eine Quäkerin von hohem literarischen Rufe. Allerdings sticht sie sonderbar genug zwischen Ihren Damen ab. Aber Wer ist der duftumhüllte, knebelbärtige junge Mann mit so sorgfältig gepflegtem Schnurrbart, der mit ihr spricht?"

„Das ist ein junger Pole von hoher Geburt und ausgezeichnetem Talent ungeachtet seiner abgeschmackten Geziertheit," erwiederte mein Freund. „Doch, da es gerade Zeit zum Aufbruche ist, so will ich Ihnen unterwegs von ihm ein Histörchen erzählen. Der junge Mann verliebte sich sterblich in eine junge Irländerin, die sich hier aufhält und unendliche Bewunderung erregt. Durch einen Freund von ihr ließ er sie demüthig um eine Locke ihres schönen Haares bitten, das ihre Marmorstirn beschattet. Das neckische Mädchen lachte und erwiederte, daß sie seine Bitte mit Vergnügen erfüllen wolle; wenn er ihr gleichfalls erlauben würde, mit eigener Hand und eigener Scheere eine Locke von seinem wohlgesalbten Haupte zu trennen. Der Graf war außer sich vor Freude. Die Lady erschien; aber wie erschrak der unglückliche Jüngling, als die Schöne erklärte, nur für einen Schnurrbart würde sie eine Locke austauschen. Bestürzt wich er dem Vorschlage der Parze aus, und hatte seitdem, wie Sie wohl denken können, in der Gesellschaft manchen Stich zu leiden."

Nach meiner Rückkehr nach England erfuhr ich den Tod des schönen Polen, den ungeachtet seiner stutzerischen Eitelkeit Alles liebte und bewunderte. Er hatte die glänzenden Zirkel von Paris verlassen, um in den Schlachten seines Vaterlandes mitzufechten, und war gerade am Tage des ewig denkwürdigen Kampfes vor Praga's Wällen in Warschau angekommen. Sogleich trat er in die Reihen der Heldenschaaren, die auf Grochows Feldern den Ruhm der schönsten Tage Griechenlands erneuerten. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Arm; er starb am folgenden Tage

---

Opiumproduktion in China.

Die Pekinger Zeitung vom 25 August 1830 enthält eine Vorstellung des Sittenrichters Schaau-tsching-wu an den Kaiser in Betreff des Opiumbaues in China. Er sagt darin, Opium sey vordem nur jenseits des Meeres erzeugt und als Arzneimittel gebraucht worden. Allein schlechte Menschen hätten die Leute zum Genuß desselben verleitet; die schändliche Gewohnheit sey nun von Einem auf den Andern übergegangen und habe sich so über das ganze Land verbreitet. „Verrätherische Eingeborne," setzt er noch hinzu, „haben sich sogar längst erkühnt, Mohn zu pflanzen und Opium für den Verkauf zu erzielen. In fünf Distrikten hat sich der Anbau dieses schädlichen Giftes so ausgebreitet, daß Mann und Weib, jung und alt, Einer und Alle mit der Erzeugung des Opiums beschäftigt sind, zumal da von einem Morgen Landes mit Mohn bepflanzt zehnmal mehr gewonnen wird, als von einem Morgen mit Reiß angebauten Feldes. Auch habe er gehört, daß der Mohnbau bereits in den Bezirken von Fukin, Kanton und Yunann eingeführt worden sey. Endlich stellt der Bericht dem Kaiser vor, daß, wenn dieser Verbreitung nicht Einhalt gethan werde, so sey vorauszusehen, daß sich der Anbau des Mohnes und der Verkauf des Opiums über das ganze Land ausdehnen werde," wo dann die Wirkung des einheimischen Giftes zehnmal verderblicher werden dürfte, als des zur See eingeführten. — Auf diese Vorstellung hat der Kaiser den Statthaltern und Fuyuns aller Provinzen befohlen, daß sogleich in ihren Bezirken Nachforschungen angestellt und die Lokalbehörden dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Unterthanen die Pflanze anbauen oder Opium verkaufen; auch soll über die Mittel nachgedacht und dem Kaiser wieder Bericht erstattet werden, wie der Anbau der Mohnpflanze am sichersten zu hintertreiben seyn dürfte. „Zittert und verehrt dieß," so schließt der kaiserliche Befehl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 183. 2 Julius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstük.

(Fortsezung.)

„Ein schönes Landmädchen, das schönste Geschöpf, von dem je ein korsischer Mezzaro schwarze Augen gesehn, würdigte mich ihrer Huld. Sie war versprochen, und wie ich später erfuhr, an einen ihrer Verwandten, den besten und dichtbärtigsten Schüzen in der ganzen Gegend. Die beiden Familien waren diese Heirath eingegangen, um eine alte Vendetta zu beendigen. Man fing an im Dorfe allerlei Geschwäz zu führen, und boshafte Anspielungen und schlechte Späße machten mehr als Einmal mir die Galle heiß. Der „Promesso" hatte während ich bei der Messe diente mich mit scheelen Augen angesehn, und ich dem alten Pfarrer aus Zorn verkehrte Antworten gegeben. Mein böser Stern fügte es, daß ich am folgenden Tage einige Meilen vom Dorf ihm begegnete, auf einem Fußsteig so schmal, daß zwei Ziegen nicht aneinander vorüber konnten. Da er einige Jahre mehr zählte, zwei oder drei Zoll höher war und einen Karabiner mehr hatte als ich; so nahm er gegen mich einen barschen Ton an; er murmelte etwas von einem prete di rogna, von der kleinen Schlange Abbatino, die ihm immer über den Weg liefe. Meiner Seele, ich hatte immer heißes Blut und durch die Glaze und den Priesterkragen war es nicht abgekühlt worden; ich erwiderte ihm noch troziger. Er wollte mir den Weg sperren, indem er mir die Mündung seiner Flinte entgegen hielt; nun stieg mir das Blut zu Kopf, es dunkelte mir vor den Augen — es fiel wie man bei uns zu sagen pflegt un colpo di sangue.... Aber noch konnten wir unsern französischen Richtern nicht begreiflich machen, daß es Augenblicke gibt, wo der Mensch für sein Thun nicht mehr verantwortlich seyn kann; ohne eigentlich zu wissen was ich that, griff ich in meine linke Tasche . . . und meiner Treue, seitdem begegnete mir auf meinem Wege nicht mehr der Promesso."

Eine Bewegung oder vielmehr ein tiefer Schauder, den ich unwillkürlich verrieth, ließ Gallucchio einen Augenblick einhalten. Dann fuhr er nicht ohne einige Verlegenheit fort: „Noch denselben Abend mußte ich, wie man hier zu Lande sagt: prendre le maquis, ich würde sagen aus Furcht vor den Gendarmen, wenn Sie nicht wüßten, daß ich mich vor ihnen nicht fürchte; ich vertauschte den schwarzen Rok mit der Weste von Ziegenfell und den Weihwedel mit der Flinte. Meine Schöne, die übrigens nicht sonderlich an ihrem Promesso hing, fand die Art und Weise, wie ich sie von ihm befreite, doch ein wenig zu schnell; ein Vetter des Verstorbenen, der seine Rechte geerbt hatte, erhielt von den Verwandten den Auftrag vorläufig bis französische Geseze und Gendarmen ihnen Gerechtigkeit verschaffen würden, an mir nach korsischer Sitte Recht zu üben — ich sendete ihn seinem Vetter nach. Seitdem führte ich das Leben, das Sie kennen. Wie ein Eber umstellt in seinem Lager wies ich ihnen die Zähne und die Listen der Gendarmerie können Ihnen zeigen, wie viele dieser Leithunde ich auf dieser Jagd, die bereits schon zehn Jahre dauert und noch nicht zu Ende ist, niedergelegt habe."

Der Bandit hielt einen Augenblick inne, er hatte den leztern Theil seiner Erzählung schneller und mit etwas gedämpfter Stimme vorgetragen, wie ein Mensch, der sich einer allzu großen Vertraulichkeit schämt; er konnte ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verbergen. Er merkte es und suchte nun keck den alten Ton wieder zu treffen. „Ich mag vor Freunden keine gleißende Maske tragen," sagte er mit einem etwas erzwungenen Lachen, „ich habe mich Ihnen gezeigt wie ich bin. Doch Sie haben nur die schlimmste Seite meines Lebens gesehen, ich muß Ihnen auch die bessere zeigen." Ich saß nicht wenig auf Kohlen und warf einen Blick auf den Bruder; dieser seufzte, hob die Augen gen Himmel und schwemmte seinen Seufzer mit einem großen Glase Wein hinunter, um sich mit Geduld zu waffnen, und Gallucchio, der aus derselben Quelle neuen Muth schöpfte, fuhr in seiner Erzählung weiter fort, ohne sich erst darum bitten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsezung.)

Mit Anbruch des Tages sendete der Minister einen seiner Offiziere um Nalhoda Muda zu ihm zu führen, und nachdem der Pangeran diesen mit dem gnädigen Willen des Sultans bekannt gemacht hatte, verfügten sich beide nach dem Fort, wo seine Hoheit residirte. Am ersten eisernen Gatter, wo die Wache aufgestellt ist, machten sie Halt, und ließen sich nieder. Diese Wache besteht aus neun Offizieren (Pangulu), von denen jeder neun ausgezeichnete Krieger (Ulubalang) unter seinem Befehl hat, und diese beziehen

nach der Reihe jeden Tag die Wache am eisernen Gatter; nebst ihnen hat hier noch ein holländischer Kapitän mit vierzig Mann den Dienst zu versehen.

Der Offizier des Sultans und der holländische Kapitän fragten nun den Minister, warum er Nakhoda Muda hierher geführt habe. „Auf Befehl des Sultans selbst, war die Antwort, führe ich diesen Mann zur Audienz.“ Hierüber höchlich erstaunt, sprachen diese Offiziere unter sich: „Warum läßt wohl der Sultan diesen Mann vor sich kommen? Wohl viele reiche und angesehene Nackhodas kommen aus allen Gegenden Java's nach Bantam, doch keinen noch ließ der Sultan auf solche Art an seinen Hof berufen.“ So sprachen die Wachen zu einander, einheimische und Europäer. (Man wird hier nicht die kleine Eitelkeit des Selbstbiographen verkennen.) Der Minister sagte jetzt zu einem der Wachthabenden: „Gehe zum Fakir Adam *) und benachrichtige ihn, daß ich am eisernen Thore harre, begleitet von Nakhoda Muda, um zur Audienz geführt zu werden.“ Der Soldat gehorchte dem Befehl, und begab sich zum Fakir. „Ersuche Se. Excellenz, erwiederte dieser, sich hierher in mein Gemach zu verfügen.“ Der Soldat kehrte zurück, und nun gingen der Minister und Nakhoda Muda nach dem Gemach oder Saal, wo der Fakir sich aufhielt. Hier fanden sie bei vierzig Personen versammelt, von denen mehrere in Leibesübungen nach arabischer Weise, **) und andere in der Musik und in Javanischen Tänzen unterrichtet wurden. Diese Uebungen, welche der Fakir Adam leitete, waren der Unterhaltung des Sultans gewidmet, der hieher kam, wenn er Lust hatte sich zu zerstreuen. Der Fakir empfing die Eintretenden und fragte den Minister weßhalb er Nakhoda Muda mit sich führe; nach erhaltenem Bericht schien er auf's höchste zu erstaunen und erschöpfte sich in Vermuthungen über die Absichten des Sultans. „Geht, nahm endlich der Minister das Wort, und meldet Sr. Hoheit daß ich und mein Begleiter in Eurem Gemach auf die Erlaubniß harren, vor ihm erscheinen zu dürfen.“ Fakir Adam entfernte sich um dem Sultan Bericht zu erstatten. In dem Gemach angelangt wo die weibliche Wache ***) versammelt war, trat ihm eine bejahrte Frau, welche hier die Aufsicht führte, entgegen und fragte: „Was ist die Ursache von Fakir Adams Erscheinen?“ „Gute Mutter, entgegnete dieser, mein Auftrag ist, zu berichten, daß der Pangeran Kasuma Ningrat und Nakhoda Muda Sr. Hoheit ihre Ehrfurcht zu beweisen wünschen, und daß beide in meinem Gemach die Befehle des Sultans erwarten.“ Auf diese Worte begab sich die Frau zu dem Herrscher, und nachdem dieser sie um die Veranlassung ihres Erscheinens befragt, antwortete sie: „ich nähere mich dem Throne, um zu berichten, daß der Pangeran Kasuma Ningrat, und Nakhoda Muda sich in dem Gemach des Fakir Adam befinden, die Erlaubniß erwartend Ew. Majestät die Beweise ihrer Ehrfurcht zu Füßen legen zu dürfen.“ „Befiehl ihnen sich zu nähern,“ war die Antwort des Sultans. Die Frau verbeugte sich, und überbrachte dem Fakir den erhaltenen Befehl, der sich nun sogleich zu den Wartenden begab und ihnen die Erlaubniß des Sultans, in den Audienzsaal treten zu dürfen, ankündigte. *) Beide begaben sich nun unmittelbar dahin und setzten sich nach den gewöhnlichen Verbeugungen nieder. **) Der Sultan wendete sich hierauf zu dem Pangeran und sprach: „Es macht mir Vergnügen dem Nakhoda Muda heut den Titel eines Kei Damang Perwasidana ***) zu verleihen; Deine Sorge sey es nun dieß sowohl den neun Offizieren der Wache und dem holländischen Kapitän, welche den Dienst am äußersten Thor meiner Residenz haben, als auch den sämmtlichen Bewohnern der Stadt Bantam bekannt zu machen. Nach dieser gnädigen Rede beugte sich Muda vor dem Herrscher und sagte: „Verzeihung, hoher Herr, Deinem Knecht der den Wunsch auszusprechen wagt, keinen andern Namen zu führen, als den er so lange schon getragen hat, der sich jedoch bescheidet, daß es Pflicht ist, sein Haupt den Befehlen des Herrschers zu beugen, und da das königliche Wort unwiderruflich ist; so geschehe der Wille meines Herrn.“ Der Sultan befahl nun der weiblichen Wache dem Muda das Staatskleid zu überreichen, dieses bestand aus einer Mütze, Robe und Beinkleider von Scharlach, nebst einer Lanze, Säbel, Kris und einem großen Sonnenschirm, worauf sich, nach vollendeter Umkleidung beide zurückzogen. Am folgenden Morgen machte der neue Kei Damang dem holländischen Gouverneur seinen Besuch, der ihm die schmeichelhafte Versicherung gab, daß, wenn der Sultan nicht zuvorgekommen wäre, er ihm von Seite der Kompagnie eine ähnliche Auszeichnung verliehen haben würde, und beschenkte ihn mit einer Doppelflinte und einem Paar Doppelpistolen. Kei Damang ging nun nach seinem Schiff zurück, wo er ein Faß mit Pulver und eines mit Kugeln, ein Geschenk des Kapitäns von der Wache, vorfand. Hierauf rief er alle Schiffsherren die ihn begleitet hatten zusammen und theilte ihnen seine Ernennung mit. „Doch suchte ich nicht darum nach, setzte er hinzu noch stimmt es mit meinen Wünschen überein. Diese Ehre kann für mich mit guten, vielleicht auch mit bösen Folgen verknüpft seyn.“ Die Nakhodas waren hierüber in ihren Ansichten getheilt. „Sey ihm wie ihm wolle,“ sagte endlich Kei Damang, „es läßt sich nicht mehr ändern. Da ich unter ihrer Regierung stehe, so ist es ihr Befehl, nicht mein Wille, dem ich gehorchen muß. Ich vertraue der Fürsorge des Allmächtigen, von dem Glück und Unglück kommt.“ Die Nakhodas kehrten darauf in ihre Schiffe zurück, und schickten sich zur Rückreise an.

Drei Jahre nach dieser Begebenheit sandte Herr Norris, Befehlshaber in Croee (einer englischen Niederlassung im südwestlichen Theile von Sumatra) zwei Soldaten mit einem Brief an Kei Damang, der die Bitte enthielt, beide Männer mit ihrer Depesche sicher nach Batavia an Herrn Garden einen Engländer zu befördern

*) Dieser war wahrscheinlich so viel als Ceremonienmeister.

**) Im Original heißt es spielend oder sich übend im Dabus — was im Arabischen Keule bedeutet.

***) An einigen asiatischen Höfen wird die innere Wache des Palastes von Weibern versehen, welche zu Zeiten regelmäßig in den Waffen geübt werden. Man hält sie wahrscheinlich für weniger gefährlich als Eunuchen, durch welche manche Dynastie gestürzt wurde.

*) Es läßt sich erwarten, daß der Minister bei seinen gewöhnlichen Besuchen, dieser Förmlichkeiten enthoben war, und daß nur die feierliche Gelegenheit, strenge Beobachtung der Etikette vorschrieb.

**) Sich in Gegenwart eines Höhern niedersetzen, ist im Orient Beweis der Ehrfurcht, wie in Europa das Stehen.

***) Nakhoda wurde durch denselben in den Stand des eingebornen Adels von Java erhoben.

der damals Agent der Pflanzer in Bengalen war. *) Kei Damang gab ihnen eine Bedeckung bis an den Ort ihrer Bestimmung, und noch denselben Monat traf die Nachricht von dem Angriff der Franzosen auf Bengalen ein. **) Viele der Bewohner von Croee flüchteten nach Samangka, wo sie sich an Kei Dmang wandten, der sie freundlich aufnahm und ihnen bis zu wieder hergestellter Ruhe sichern Aufenthalt versprach. Nach fünf Monaten als Bengalen von den Franzosen geräumt war, fertigte der Sultan und der holländische Gouverneur zu Bantam ein Schiff an Kei Damang ab, mit der Weisung, die Führung desselben einem in Croee bekannten Manne zu übergeben, der es daselbst mit Pfeffer befrachten und nach Bantam zurückführen solle. Der Auftrag wurde vollzogen; da aber bald nachher die englische Kompagnie zu Bengalen wieder hergestellt wurde, so war dieß die erste und letzte Unternehmung dieser Art.

Ein Jahr später segelten zwei Nakhodas von Samangka, Namens Satia und Dugam nach Bantam, und nachdem sie ihre Ladungen gelöscht hatten, nahmen sie solche Waaren ein, die auf dem Markt von Bengalen gesucht waren, kehrten nach Samangka zurück, kalfaterten ihre Schiffe, und rüsteten sich zur Abreise. Kei Damang, der auf Befragen ihre Absicht nach Bengalen zu gehen erfuhr, widerrieth ihnen die Reise, als den Befehlen des Sultans und der Kompagnie zuwider, und warnte sie vor Schaden. Die Nakhodas verachteten jedoch seine Warnung und gingen bei Nacht unter Segel. Feinde des Kei Damang benützten diesen Vorfall später, ihn bei der holländischen Regierung zu Bantam anzuklagen, als begünstige er heimlich den verbotenen Handel mit Bengalen. Etwa ein halbes Jahr darnach segelte Kei Damang mit einer Flotte von zwölf Schiffen, alle mit Pfeffer geladen, nach Bantam. Vier seiner Söhne begleiteten ihn auf dieser Fahrt als Schiffskapitäne. Als er sich wie gewöhnlich bei dem Fiskal meldete, führte ihn dieser zu dem holländischen Gouverneur und sagte: „Dieß ist der Mann, der den Namen Kei Damang Verwasidana, und im Namen der Kompagnie und des Sultans die Oberaufsicht zu Samangka führt und alle Streitigkeiten der Einwohner zu schlichten hat.“ — „Ich bin gekommen,“ fügte Kei Damang hinzu „mit zwölf Schiffen mit voller Pfefferladung; aber ich muß auch melden, daß zwei Praws ohne mein Wissen nach Bengalen gesegelt sind, die seitdem zurückgekehrt sich zu Samangka befinden.“ — „Glaube nicht,“ erwiderte der Gouverneur, „daß Du der erste bist, der mir davon die Anzeige macht.“ — Hierauf beabschiedete man ihn, und Kei Damang machte dem Pangeran, dem Minister des Sultans seine Aufwartung, der hoch erfreut war, von einer so reichen Pfefferladung zu hören. (Wahrscheinlich weil er den Gewinn mit seinem Herrn theilte.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Zweck, zu Dem diese Depesche über Batavia geschickt wurde, war wahrscheinlich um in England eine Versicherung des Eigenthums im Fort Marlborough zu unterhandeln, was später einen merkwürdigen Prozeß vor dem Gerichtshof der Kings Bench unter Vorsitz des Lord Mansfield herbeiführte. Die Zahlung wurde nämlich unter dem Vorwand verweigert, daß nach Abschluß der Versicherung, die Vertheidigung des Forts nachlässig betrieben worden sey: eine Behauptung welche allerdings viel für sich hatte. Die Entscheidung fiel jedoch gegen die Unterzeichner aus.

**) Bengalen (Fort Marlborough) wurde bekanntlich im April 1760 von den Franzosen unter Anführung des Grafen d'Estaing erobert, und im nämlichen Jahr wieder geräumt, was, wie bereits erwähnt, manchen Aufschluß rücksichtlich der im Manuskript fehlenden Daten gibt.

Der Mechanismus und seine Wunder.

Eisenbahnen. Schallröhren. Atmosphärische Briefpost.

Auch wir leben in einer Zeit der Wunder — nicht des Glaubens, aber des Verstandes. Wenn es wahr ist, daß in der alten Zeit die Kraft des Gemüthes in einer Art von gläubigem Instinkt die Kräfte der Natur beherrschte, so sind wir auf dem Wege, dasselbe zu thun, und zwar mit Bewußtseyn. Berge versetzen, den Meereswellen gebieten, zu gleicher Zeit da und dort seyn, ist allerdings etwas Erstaunliches; aber ein Kinderspiel für unsere Mechanik. Wir werden bald keine Zeit und keinen Raum mehr haben — Das will etwas Mehr heißen. Wer kann bei den Riesenschritten der Erfindungen seit wenigen Jahren sagen, wo der Mensch am Ende dieses Jahrhunderts mit seinem rastlos fortstrebenden Geiste stehen wird? Schwachköpfe mögen schwindeln bei der reißenden Bewegung, und nervenschwache Mystiker seekrank werden bei den heftigen Stößen — aber der unendliche Geist spannt seine stolzen Segel auf und fährt gebieterisch durch die feiggebeugten Elemente hin. Das „New Monthly Magazin“ stellt über die Fortschritte der Mechanik folgende Betrachtungen an:

Das System der Eisenbahnen gehört zu den größten Triumphen der Mechanik: die Unfälle, welche von Zeit zu Zeit bei denselben eintreten, können keineswegs entmuthigen; denn meistens wurden sie herbeigeführt durch die Schuld der Thorheit und Unbesonnenheit Derer, welche darunter litten. Zwei oder drei solche Fälle haben sich neulich auf der Eisenbahn von Liverpool ereignet. Ein thörichter Mensch will einem Wagen vorlaufen, der dreißig Meilen in einer Stunde fliegt, muß also natürlich zermalmt werden. Ein Trunkener will durchaus an keinem andern Orte seinen Rausch ausschlafen, als in der Mitte der Eisenbahn; der Wagen kommt mit Blitzesschnelle, und im Fluge ist der Körper entzwei geschnitten. Ein Anderer hängt sich an die Maschine, während sie in vollem Laufe begriffen ist, wie er sich etwa an das Gestelle seines Karren hängen würde; eine Warnung fruchtet nicht, er fällt herab und ist in einem Augenblicke zu Staube zermalmt. Doch Dieß spricht gegen das System eben so wenig, als die Möglichkeit, durch einen Sturz aus dem Fenster des ersten Stockwerkes das Genick zu brechen für ein Leben auf ebener Erde spricht. Die Frage, ob Eisenbahnen das wohlfeilere Mittel der Kommunikationen seyen, wie sie das schnellere und kräftigere Mittel sind, hebt sich bei unbefangener, genauer Erwägung von selbst auf. Die Kosten der Liverpooleisenbahn waren sehr bedeutend; wie bei jeder beginnenden Unternehmung kamen natürlich auch hier Fehler und überflüssige Ausgaben vor. Ueberdieß muß eine Eisenbahn, auf der vorzüglich die schweren Erzeugnisse der Manufakturen und das noch schwerere rohe Material geführt werden, solche Dimensionen haben, wie sie bei gewöhnlichen Straßen im Lande nicht verlangt werden können. Vielleicht mag man bei dem Plane zu viel Aufmerksamkeit auf äußere Pracht verwendet haben, was zwar bei einem großen Nationaldenkmal lobenswerth und passend erscheint, bei einem bloßen Verbindungsmittel zwischen zwei Handelsstädten in einem entfernten Theile des Königreichs jedoch durchaus nicht erforderlich ist. — Doch Dieß ist gewiß von allen Fehlern der verzeihlichste; wir hoffen auch, daß man von London aus keine Eisenbahn bauen wird, ohne die Ehre der Nation zu berücksichtigen. Ein solches Denkmal ist erhabener als alle Triumphbogen Roms. — Man darf behaupten: die liverpooler Eisenbahn ist nicht mehr Versuch, sie ist bereits in vollkommenem Stande. Der Nutzen mag immerhin geringer seyn als der sanguinische Spekulant erwartete; so viel ist gewiß, daß der Dampfwagen ein Gewicht, welchem die Kraft des Thieres nicht gewachsen ist, mit einer Schnelligkeit fortzubringen vermag, welche jeden Pferdelauf weit hinter sich läßt; daß er ohne Unterbrechung, ohne Rücksicht auf Tag oder Nacht, Frost oder Sonnenschein, hohen Sommer oder ungünstige Jahreszeit, arbeiten kann. Würde die Liverpool-Eisenbahn die Kosten nicht tragen, so könnte man nur sagen, im Einzelnen muß Uebereilung oder Ungeschicklichkeit Statt gefunden haben;

aber Das hat man erzielt, was ein erfinderisches Volk erwarten konnte — eine neue, mächtige Naturkraft ist in die Hand des Menschen gegeben, und mit allem Verluste ist ein solches Wunder der Mechanik noch wohlfeil erkauft. Es bleibt die Aufgabe: die Beobachtungen mit dem Scharfsinne des Geistes fortzusetzen, mit welchem wir für solche Zwecke ausgerüstet sind, und die schönen Prinzipien, die neue treffliche Entdeckung in thätige, von Schwierigkeiten befreite Anwendung zu bringen. Eines der seltsamen und nützlichen Resultate der Eisenbahnen wird eine Erfahrung in der Kommunikation des Schalles seyn. Jedermann kennt den bei den Handwerkern und Arbeitsleuten nun sehr allgemein gewordenen Gebrauch eines Blechrohres, durch das man eine Nachricht durch alle Theile des Hauses zugleich verkündet, und sich so die Mühe erspart, einen Diener schicken zu müssen. Diese Rohre sind eines allgemeinen Gebrauches fähig und möchten wohl mit Vortheil in allen Häusern angewendet werden können. Die Sache soll nun auf einer höhern Stufe der Ausbildung versucht werden. Durch das Mittel eines dünnen Rohres will man auf der ganzen Länge der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester Nachrichten so schnell als im Gespräche verbreiten. Die Länge des längsten Tunnels beträgt auf der genannten Eisenbahn 6,600 Fuß; aber man hofft, artikulirte Töne nicht nur durch die Tunnels, sondern auf dem ganzen Wege hin verbreiten zu können; der Nutzen liegt für die Eisenbahnen klar am Tage, wenige Männer in geregelter Entfernung von einander aufgestellt, würden im Stande seyn, bei irgend einem Hindernisse oder Zufalle durch das Sprachrohr Warnungen zu ertheilen; wahrscheinlich wird man entdecken, daß die Worte des Sprechers in Liverpool nicht nur nach Manchester gebracht werden können, sondern daß man dieselben auch nach jeder andern, wenn gleich großen Entfernung beinahe mit der Schnelligkeit des Augenblicks bringen kann. Bekanntlich legt der Schall in der Luft 1,142 Fuß in der Sekunde zurück; auch ist es faktisch, daß sich der schwächste Schall eben so schnell vorwärts arbeitet als der stärkste; das Geflüster geht so rasch als der Donnerschlag. Doch aus allen Versuchen mit dem Rohre geht hervor, daß der Schall unendlich rascher sich verbreiten läßt als in der freien Luft; daß er gleichsam gar keine Zeit braucht.

Eine Reihe von Versuchen, welche Biot und andere französische Mathematiker anstellten, als man eiserne Röhren zu Wasserleitungen legte, versprechen eine unbegränzte Kraft zur Fortschaffung des Schalls; sie verbanden so viele solcher Pfeifen, daß sich ein fortgesetztes Rohr von mehreren Meilen bildete. Man fand, daß man das leiseste Geflüster an einem Ende des Rohres mit der größten Genauigkeit und zwar augenblicklich am andern vernehmen konnte. In dem nämlichen Momente, wo man den Sprecher die Lippen an das eine Ende des Rohrs bringen sah, hörte man seine Worte bereits am andern. Bestätigt sich diese Entdeckung bei der Eisenbahnröhre, so besitzt der Mensch eine neue seltsame, sehr nützliche Gewalt über die Natur. Der Telegraph, so schön seine Erfindung ist, müßte vor einem Instrumente die Segel streichen, durch welches man einen Befehl oder eine Nachricht ihrem ganzen umständlichen Inhalte nach vom Sitze der Regierung zu einem Seehafen oder irgend einem andern wichtigen Orte des Königreichs, gleichviel ob bei Nebel oder schönem Wetter, bei Nacht oder bei Tag, und mit oder ohne die Verzögerungen des Telegraphen fortbringen kann. Der Werth dieser Erfindung würde sich ins Unendliche steigern, könnte man sie mit der Zeit zu allgemeinen Zwecken verwenden. Könnte man nämlich ein System herstellen, wodurch Jedermann in den Stand gesetzt würde, zu seinen Mittheilungen in die Ferne sich dieses Weges zu bedienen; anfänglich war die Post auch bloß für den Gebrauch der Staaten und Monarchen eingerichtet, nun dient sie Jedem, der einen Brief zu schreiben Lust hat.

An dieses Projekt mögen wir die „atmosphärische Briefbeförderung“ nicht anreihen. Ein Herr Read zeigt in Glasgow das sonderbare Modell eines Tunnels, durch welchen Brieftaschen befördert werden sollen. Nach einer Berechnung des Professors Stevelley in Belfast würden zwölf Minuten hinreichen, um Brieftaschen von London nach Portsmouth, eine Entfernung von siebenzig Meilen, zu befördern. Kann der gelehrte Professor keinen andern Beweis für seine Rechenkunst anbringen, so möchte man an dem Nutzen zweifeln, den er aus der Erlernung der Algebra gezogen hat. Die Brieftaschen müßten durch den Tunnel geschossen werden; von Tragen kann nicht mehr die Rede seyn bei einem Wege von sechs Meilen, den sie in einer Minute, von dreihundert und sechzig Meilen, den sie in einer Stunde zurücklegen würde. Aus welchem Stoffe müßten die Posttaschen seyn, um eine solche Reise auszuhalten? Wozu überhaupt dieses Wesen mit Tunnels und Luftpumpen? Warum ladet man die Tasche nicht in Kanonen und schießt sie nach bestimmten Stationen?

Der Reisende Rienzi.

Oeffentliche Blätter haben jüngst die Ankunft des reisenden Rienzi (eines Abkömmlings des berühmten und unglücklichen Rienzi, der in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Schattenreiche Roms noch einmal dessen alte republikanische Größe herauf zu beschwören versuchte) zu Bordeaux gemeldet. Wir beeilen uns, über diesen merkwürdigen Mann folgende nähere Mittheilungen zu geben.

Rienzi diente, soviel man weiß, früher im französischen Heere, verließ aber diesen Dienst, um sich ganz seiner Neigung zum Wanderleben hinzugeben. Er besuchte zuerst den Kaukasus, Kleinasien, Syrien, Palästina, Karthago und Konstantinopel; später schiffte er sich nach Amerika ein, durchwanderte die Vereinigten Staaten, besuchte Hayti, dann Columbien, von wo aus er sich nach Panama begab. Im Jahre 1821 spielte er eine Rolle unter den römischen Liberalen, und focht dann für Griechenlands Sache unter der Kreuzfahne, wo er sich bis zum Befehlshaber eines Regimentes aufschwang. Da er eine gefährliche Wunde erhalten hatte, verließ er, zu einem höhern Rang befördert, Griechenland, um seine Reisen fortzusetzen. Nun besuchte er Aegypten, durchwanderte Arabien, Nubien und Persien, ging nach Indien und China, von da nach den philippinischen Inseln, Sumatra, Neu-Guinea und mehrern Inseln der Südsee. Nach seiner Rückkehr nach China errichtete er zu Macao ein Denkmal zum Andenken Camoens in der nach diesem Dichter benannten Grotte.

Nachdem er auf diesen ausgebreiteten Reisen reiche Sammlungen in jedem Fache der Wissenschaft, der Kunst und des Alterthums veranstaltet, traf er endlich Vorbereitungen zu seiner Rückkehr in die Heimath und ging zu diesem Zwecke nach Singapur, wo er sich an Bord des „Dourado“ nach Europa einschiffte. Hier traf ihn fast an demselben Orte und unter demselben Verhältnisse das Mißgeschick, das auch Sir Stamford Raffles seiner werthvollen Sammlungen beraubte; er verlor durch Schiffbruch alle seine köstlichen Sammlungen und Handschriften mit Ausnahme einiger kleinen Statuen und einer Kiste, die im Meere aufgefangen wurde. Der Verlust wird auf 100,000 Dollars geschätzt. Am meisten ist jedoch der seines Tagebuches zu beklagen, das die ganze Geschichte seiner Reisen, authentische Nachrichten von seinem Ahnherrn, dem obenerwähnten römischen Tribun, und ein Trauerspiel dieses Namens, so wie andere literarische Merkwürdigkeiten, unter andern eine Uebersetzung der Lusiade des Camoens in Versen enthielt. — Rienzi hat sich, soviel bekannt, während seines Aufenthaltes in Aegypten besonders viel mit dem Studium der Hieroglyphen beschäftigt und wird somit wahrscheinlich großes Licht über diesen Zweig der Archäologie zu verbreiten im Stande seyn. Ohne Zweifel wird er in Kurzem die Welt mit seinen gewiß höchst merkwürdigen Reiseresultaten bekannt machen. — Nach Frankreich soll ihn noch besonders eine Sendung von der Insel Bourbon an die dortige Regierung geführt haben.

Witzstacheln des Figaro.

Die Kanarienvögel des Herrn Sala feuern Kanonen ab; der gallische Hahn hätte nicht das Herz dazu.

•

Wenn zwei französische Pairs sich begegnen, sagen sie demüthig wie Trappisten: Bruder, memento mori.

•

Cherbourg ist, wie es scheint, der Seehafen der entthronten Könige.

•

Don Pedro II ertheilt seine Audienzen im Kinderröckchen. Das ist der eigentliche Sanskülottenkönig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 184. 3 Julius 1831.

Rückblicke auf Brasilien.

(Monthly Magazine Februarheft.)

Während der letzt verflossenen fünfzehn Friedensjahre hat kein Land die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt als Südamerika. Zwar war es nicht sowohl die Bevölkerung jenes Kontinentes an sich oder ihr Fortschritt auf der Bahn der Civilisation, der dorthin alle Blicke zog, als die zufälligen Verhältnisse, unter deren Einfluß sie stand. Das große Experiment von Staatseinrichtung und gesellschaftlicher Wiedergeburt, die gewaltig vorwärtsschreitende und noch öfters rückgängige Bewegung jener Nationen, die gleich den Wassern des alten Chaos anzusehen waren, über denen der schaffende Geist schwebte, mußten mehr als alles andere die Neugier und das Nachdenken der Politiker und Philosophen anregen.

Bis zu den Tagen des alten Montaigne und Montesquieu's zurück, war die Unabhängigkeit der spanisch-amerikanischen Kolonien ein politisches Problem, dessen Lösung sich bis auf unsere Zeit hinausschob, in welcher die veränderten Ansichten über Koloniewesen, wie sie allmählich herrschend geworden sind, den praktischen Staatsmann in den Stand setzten, den Erfolg fast mit mathematischer Gewißheit vorauszusagen. Das unermeßliche Ländergebiet dieser prachtvollen Kolonien — die kolossalen Verhältnisse ihrer Natur — ihre wirklichen oder fabelhaften Reichthümer — der romantische Saturnusring, der sich durch die Geschichte ihrer ersten Eroberung um sie herzog — Alles Dieß trug nicht wenig bei, seit ihrer Entdeckung die Einbildungskraft der Menschen zu entflammen, und in Bezug auf sie einen wilden abenteuerlichen Geist zu erzeugen. Kein Wunder daher, wenn bei dem ersten Dämmerlichte der Unabhängigkeit, das auf der westlichen Halbkugel hervorbrach, Menschen jeglicher Sinnesart, jeglichen Gelichters und Berufes dorthin als auf ein Feld unbegränzten Spielraums für jeden kühnen Traum des Ehrgeizes oder allverschlingender Habsucht ihren Blick richteten.

Der kriegerische Geist Europa's, der mit dem Untergang der Glückssonne Napoleons in ruhmloser Unthätigkeit sich gefesselt sah, trieb Schaaren kühner Abenteurer zu den Fahnen der Freiheit nach der andern Hemisphäre. Der spekulative Politiker erhob stolz sein Haupt an seinem Schreibtische und begrüßte freudig den Augenblick, der endlich die Geburt seines lang geträumten Utopiens zu verheißen schien. Vorzüglich aber in der Handelswelt war es, wo die angeschlagene Saite am heftigsten in Schwingungen gerieth. Endlich schien das spanische Eldorado, das durch die mißgünstige Politik des Mutterlandes so lange verschlossen gewesen war, seine Diamantthore zu öffnen; in wildes Feuer loderte die Einbildungskraft auf, und sah bereits das goldene Zeitalter mit breiten Edelstein gepflasterten Straßen dem neunzehnten Jahrhundert aufgethan. Die Geschichte dieser Tage eines allgemeinen Schwindels, die in den Annalen der menschlichen Tollheit nicht ihres gleichen hat, wird der Nachwelt ein Leuchtthurm in dem Meer der Zeiten — künftigen Jahrhunderten eine lehrreiche Warnung seyn. Die Bildung einer Kompagnie in England mit gigantischen Entwürfen, die den Kotapaxi auf dem Chimborasso zu wälzen, und so mit einem Mal den Himmel zu stürmen gedachte, schloß den allgemeinen Fiebertraum — mit dem Schicksal der Titanen.

Der Zauberbann löste sich endlich, die Fata Morgana mit ihren fantastischen Verspiegelungen zerrannen — man erwachte aus dem Opiumrausche zu einer schrecklichen Nüchternheit. Eine furchtbare Reaktion durchschütterte alle Verhältnißstufen des Lebens. Der Soldat hatte in dem spanischen Amerika sein Grab gefunden — der Kaufmann sein Verderben, und die politischen Nachtwandler hörten den Todesknall ihrer Träume in den Klageworten des sterbenden Bolivar: „Nach zwanzigjährigen Kämpfen haben wir unsre Unabhängigkeit errungen, aber mit Aufopferung fast alles Andern!"

Während der Strom der öffentlichen Aufmerksamkeit in wilder Heftigkeit auf das spanische Amerika sich ergoß, blieb Brasilien — in jedem Betracht der werthvollste und wichtigste Theil jenes ungeheuren Kontinents — fast vergessen. Kein Kapital, keine Unternehmung, die so übermäßig an seine Schwesterkolonien vergeudet wurden, richtete sich nach den portugiesischen Besitzungen. Dieß muß zum Theil der Unfruchtbarkeit ihrer frühern Geschichte zugeschrieben werden; zum Theil fehlte hier auch Alles, was dem hochfärtigen und romantischen Geschmack dieses Zeitalters zusagen konnte. Endlich hatte der Schrecken, der vor Napoleons Waffen herging, in Erfüllung gebracht, was des großen Pompals schlauer Geist nicht ins Werk zu setzen vermochte. Mit dem Schicksale des spanischen Monarchen bedroht, verlegte das Haus Braganza den Sitz seines Reiches von Portugal in das unermeßliche Gebiet seiner transatlantischen Besitzungen.

Bei der noch so jungen Geschichte des neuen Staates von Brasilien wäre es wohl vergebene Mühe, seine Zukunft voraussagen zu

wollen. Ich weiß sehr wohl, daß man sagen kann, alle Fortschritte die dieses Land bisher gemacht, seyen einzig nur in einem Menschen bedingt und das ganze sociale System hänge an dem so schwachen Faden eines Menschenlebens. „Wenn der gegenwärtige Kaiser aus dem Leben abgefordert wird, bevor es ihm noch gelungen ist, die zerstückelten Theile seines unermeßlichen Reiches in ein Ganzes zu verschmelzen, wo wird sich dann ein Gegengewicht finden, kann man fragen, um einer Reaktion ähnlich der in den spanischen Kolonien vorzubeugen? Wird nicht auch hier Alles in die Gährung eines wilden Chaos zurücksinken?“ *) Auf einen flüchtigen Blick ist es vielleicht schwer diese Frage genügend zu beantworten. Nur muß man sich erinnern, daß die Bevölkerung von Brasilien aus Gewohnheit und Vorurtheil noch ungemein monarchische Gesinnungen hegt — daß sie fast seit zwanzig Jahren an einen Hof gewohnt ist — daß das Beispiel der spanischen Kolonien, weit entfernt durch ihr Beispiel aufzumuntern, ihr vielmehr als abschreckende Warnung dienen muß — des Unterschiedes der Kasten und Farben zu geschweigen, die jedweder republikanischen Verfassung als unüberwindliche Hindernisse in den Weg treten.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Schluß.)

„Ein Mädchen aus Ghisoni war in's Holz gegangen; einer der Elenden, die das Kleid eines Bergbewohners, das Kleid des freien Mannes entehren, das ich trage, fand das Mädchen allein; sie war schön und .... meiner Treu er that, was Gallucchio niemals gethan hat; denn man kann ein Bandit seyn und doch gute Sitten haben. Meinen Sie nicht Signor Forestiere? Schlecht gehandelt war es einmal, aber er that noch schlechter. Können Sie wohl glauben, daß er die Kühnheit hatte, seine häßliche That hinter meinen Namen, dal mio riverito nome, zu verstecken und dem unglücklichen Mädchen zu sagen, daß er Gallucchio heiße, daß sie reinen Mund halten solle, oder er werde mit Mord und Brand die ganze pieve heimsuchen? Gallucchio tödtet Gendarmen aber im guten und redlichen Kriege, aber er greift nicht junge Mädchen an, er führt nicht Krieg mit seinen Landsleuten, er mordet und brennt nicht um zweier schwarzen Augen willen. Gallucchio ist ein Christ Iura di Dio und geht alle Jahre zu seiner österlichen Beichte, fragt nur unsern Pfarrer, er gibt mir jährlich die Absolution. Einen solchen Frevel konnte ich nicht ertragen; das Mädchen hatte geplaudert; Gallucchio hätte es nicht mehr wagen dürfen sich zu zeigen, er hätte nirgends Schutz oder Brod mehr gefunden. Ich ging und suchte das Mädchen auf. „„Kennst Du mich?““ fragte ich sie — „„Nein,““ war die Antwort, „„ich habe Dich nie gesehen.““ — „„Wohlan, ich bin Gallucchio; Du hast mich beschuldigt, Dir Gewalt angethan zu haben; ich will dafür an Dir nicht Rache nehmen; ein Ungläubiger (male crianzato) hat meinen Namen mißbraucht; aber schildern sollst Du mir Zug für Zug den frechen Wicht, der meinen Namen anzunehmen wagte.““ Sie war noch nicht zur Hälfte mit ihrer Schilderung fertig, als ich schon meinen Mann erkannte; es war ein elender Kerl, ein Wilddieb, der nicht Muth genug hätte, ein Bandit zu werden. Ich suchte ihn auf und befahl ihm mit mir nach Ghisoni zu gehn; bei diesem Wort und bei dem Anblick meiner Büchse erblaßte er. Zu Ghisoni angelangt, gingen wir geraden Weges zu dem Mädchen; ich hatte nicht Zeit es zu fragen, ob es ihn wieder erkenne. „„Er ist es!““ — rief sie uns entgegen. — „„Gut““ sagte ich, „„halte Dich bereit, in zehn Minuten sind wir wieder da, um Dich an den Altar zu führen; nach dem was vorgefallen ist, kann er nicht weniger thun, als Dich heirathen, ich werde dabei als Zeuge dienen.““ Das Mädchen wußte nicht, sollte sie ja oder nein sagen; allein das kümmerte mich wenig, ich ging zum Schultheißen des Dorfes; ich erzählte ihm den Hergang und sagte ihm, daß beide Leute unverzüglich verheirathet werden müßten; er sprach von öffentlicher Ausrufung und gesetzlichen Formalitäten; ich machte ihm bemerkbar, daß mein Wille und meine Flinte das beste und schnellste Gesetz von der Welt seyen; daß es sich hier um die Ausgleichung einer Unbill handle und daß die Regierung ihm hierin leicht verzeihen werde, von den gesetzlichen Formen Umgang genommen zu haben. Dann ging's zum Pfarrer; die Kirche machte nicht weniger Schwierigkeiten, als die Gerechtigkeit, aber ich hob alle durch meine Gründe und meine Büchse, indem ich von Gott sagte, was ich von der Regierung gesagt hatte und daß man nicht um die Mittel verlegen seyn dürfe, wo es sich um einen guten Zweck handle. Der Pfarrer gab nach wie der Schultheiß, die Trauung wurde in schönster Ordnung auf der Stelle vollzogen. Ich muß noch lachen, wenn ich an die traurige Gestalt des Bräutigams denke und an die unruhigen Blicke, die er auf mich warf. Die Eltern des Mädchens konnten nicht Worte genug finden mir zu danken .. ich entzog mich so schnell als möglich dem Dank der guten Leute, nahm den jungen Gatten beiseite und gebot ihm, mir zu folgen. Wäre er ein Bandit gewesen, so mochte ich es ihm noch verziehen haben, aber daß ein Dieb mir so den Namen stehlen sollte — er mußte das Gewicht dieses Namens fühlen lernen; übrigens wäre ein Mann wie dieser ein zu trauriges Hochzeitgeschenk für meinen Schutzbefohlene gewesen ... Kurz das Mädchen war an dem nämlichen Tage Braut, Frau und Wittwe; sie erbte Alles, was die Gerechtigkeit von dem Nachlaß ihres Mannes ihr übrig ließ, und seitdem hat Niemand mehr Lust bekommen, sich den Namen Gallucchio anzumaßen.“

Wahrscheinlich hätte der Bandit noch manche Stückchen der Art aus seinem Leben zu erzählen gehabt; aber ein leiser Schlag an's Fenster unterbrach ihn. Es zeigte sich draußen ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ohne sonst eine Kleidung als ein Schaffell mit zwei Löchern, um die Arme hindurch zu stecken, übrigens wie alle korsischen Kinder von bleifarbigem Gesicht, das Auge hohl aber blitzend von Bosheit und Verstand. „O Gendarme l' aggio veduto,“ flüsterte er schnell, indem er mit dem Auge nach dem

---

*) An eine Resignation des Kaisers und eine Entfernung desselben vom brasilischen Throne noch bei dessen Lebzeiten, hatte der Verfasser oben stehenden Artikels, wie man sieht, nicht gedacht. Alles was er in der Voraussetzung von dem Tode Don Pedro's fürchtet, läßt sich also wohl auch auf die gegenwärtige Lage von Brasilien anwenden. A. d. R.

Fußpfade hinwies, auf dem wie gekommen waren. Ich blickte hinaus und sah nirgendwo einen Menschen; aber das Falkenauge des Banditen hätte einen Gendarmen auf eine Meile erspäht. Galluchio ohne sonderlich außer Fassung zu kommen, blickte über meine Schultern hinaus. „Ich kenne ihn," sagte er, „es ist der Brigadier von Corte, der wahrscheinlich seine Stationen besucht, wir haben ein Wort mit einander zu reden. Indeß möchte ich nicht, daß er mich hier träfe; es könnte meinem Bruder Ungelegenheiten machen. Wir wollen nicht Abschied nehmen, Signor francese, vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder und wenn Sie einmal in's Gebirg hinaufkommen wollen, so soll es wohl, denke ich, noch einige Muffoli geben, um davon eine Mahlzeit zu halten unter dem Schatten unsrer schönen grünen Eichen, denn Galluchio hat kein anderes Dach."

Bei diesen Worten drückte mir der Bandit die Hand, eben so seinem Bruder, der seine Entfernung nicht ungern zu sehen schien, und nachdem er sich noch die Zeit genommen hatte, an seine alte Verwandte einige Abschiedsworte zu richten, war er in einem Augenblicke aus unserm Gesicht entschwunden.

Am andern Morgen kam ich frühzeitig nach Corte; man brachte fast gleichzeitig den armen Brigadier mit zerschmettertem Arme in die Stadt. Der Spion Galluchio's, den ich auf dem Markte traf, und der sich so dumm stellte als möglich, flüsterte mir in's Ohr, sein Padrone habe mir eine Finezza erweisen wollen und nur mir zu Liebe habe er sich begnügt, dem Brigadier einen Arm entzwei zu schießen.

Einige Tage nachher erging im Kanton ein allgemeines Aufgebot. Galluchio war nicht mehr zu finden. Bei Zeiten davon in Kenntniß gesetzt, und da er gegen diesen Sturm sich nicht Mannes genug wußte, hatte er bei einigen seiner Freunde Geld aufgenommen um seine Reise zu bestreiten und war wie Lord Byron nach Griechenland gegangen. Wahrscheinlich ist er wie dieser dort gefallen, um die Aehnlichkeit zwischen beiden outlaws zu vollenden.

Der Lauf des Niger.

Die neulich gemachte Anzeige der durch die Gebrüder Lander entdeckten Nilmündung (s. Ausland Nr. 164, S. 656) veranlaßt uns zu folgenden nachträglichen Bemerkungen:

Die so häufig sich widersprechenden Berichte über das Innere von Afrika und den Lauf dieses, nächst dem Nil merkwürdigsten, nach manchen Angaben auch größten Flusses jenes Landes, haben in der neuern Zeit den Eifer für die Lösung, besonders des letztern dieser geographischen Probleme, geweckt. Die Alten scheinen mit der Geographie des innern Afrika vertrauter gewesen zu seyn als wir; denn sie geben Manches mit Bestimmtheit an, was bei uns noch unentschieden geblieben ist. Wir erinnern hier nur an den großen See oder Sumpf; denn beides wird er zu gewissen Zeiten, dessen Daseyn bis zu Denhams und Clappertons Reisen von unsern Geographen als ungewiß angegeben wurde; deßgleichen an den großen Fluß in Westen, der in den Ocean mündet, während Viele der Meinung waren, er verliere sich in einem großen Sumpf oder im Sand der Wüste; Andere hingegen ihn für einen und denselben mit dem Nil der Egypter hielten. Schon die Untersuchungen des Ptolemäus und der arabischen Geographen über den Nil der Neger, und später die Reisen des Leo Africanus, eines Mannes aus Granada, bewiesen die Unhaltbarkeit dieser Theorien, und dennoch behaupteten sie sich, unserer gerühmten Fortschritte in der Geographie zum Troz, bis endlich viele Jahrhunderte später Bruce's barometrische Nivellirungen zur bessern Ueberzeugung nöthigten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Karthaginenser Hanno wie Macqueen (in einer vor 12 Jahren bereits an die englische Regierung übergebenen Denkschrift) zu erweisen suchte, die Bucht von Benin oder Biafra erreichte und ohne Zweifel sind die Nachrichten, die Herodot und Edrisi über diese Gegenden einzogen, zuverlässiger, als die von neueren Geographen ersonnenen Hirngespinnste.

Erfahrung hatte den neuern gezeigt, daß an der nordwestlichen Küste kein großer Fluß sich in den Ocean ergießt; doch bedurfte es allerdings erst einer genauern Untersuchung des Senegal und Gambia, um sich zu überzeugen, daß sie keine Arme dieses großen Flusses sind. Die erweiterte Schifffahrt an den südöstlichen Küsten von Afrika, gab die Gewißheit, daß auch hier kein großer Strom in die See mündet, während die portugiesischen Niederlassungen an der südlichen Küste des Cap Lopez, zu der später auch von Mungo Park und Barrow unterstützten Meinung Anlaß gaben, einer oder mehrere Flüsse in der Nachbarschaft jener Kolonie wären Arme des großen Stroms im Innern von Afrika. Zwei berühmte Geographen D'Anville und Major Rennell schlossen sich der Theorie vom Abfluß des Nigers in den Wangara oder großen Sumpf an, eine Meinung, die von andern Geographen wieder auf die verschiedenste Weise gedeutet wurde, und obgleich der Erguß in den Golf von Guinea immer wahrscheinlicher ward, so fand man doch nöthig, eine Expedition zur Untersuchung des Congo oder Zaire auszurüsten, die, obgleich sie für die Theilnehmer unglücklich ausfiel, doch in geographischer Hinsicht befriedigte und die Gewißheit gab, daß die Flüsse im Süden von Cap Lopez keine Arme des Niger sind.

Die Geschichte der Geographie bietet kaum Beispiele größerer Ausdauer und muthvollerer Entschlossenheit in Ueberwindung von Gefahren, als die sind, welche die Lösung dieser wichtigen Frage veranlaßten. Seit 1825 verging kein Jahr, wo nicht neue Unternehmungen gemacht wurden, denen sich 25 Engländer, 14 Franzosen, 2 Amerikaner und ein Deutscher widmeten, von denen die Meisten das Opfer ihrer heldenmüthigen Hingebung wurden.

Mungo Park war der Erste, welcher die Richtung dieses Flusses, dessen Ausmündung der Gegenstand so mancher Zweifel war, und für manche Stelle seines Laufes noch ist, untersuchte. Der unglückliche Reisende erhielt, ehe er seine Reise den Fluß hinab antrat, von Mauren und Negern einige Nachweisungen über dessen Lauf bei Tunbuctu. Das Dschinnie Mungo Park's ist synonym mit Schenne, Giné und Dhschenné anderer Schriftsteller, da Dschenne, oft mit Kano oder Kanno verwechselt wurde. Es ist vielleicht ein figürlicher Ausdruck; denn das Dschinnie Park's und das Dschenne der Mauren liegt auf einer Insel, während das Dschenne anderer Reisenden nahe am Fluß liegt. Eine ähnliche Verwechselung kann mit Timbuctu, welches zweimal im Jahr von maroccanischen Karavanen besucht wird, nicht statt haben, da dieser Name mit keinem andern Aehnlichkeit hat, außer in seinen beiden ersten Sylben mit der Stadt Timbo, die aber nicht mit Tunbuctu verwechselt werden kann.

Major Laing hatte die Quellen des Niger in den Gebirgen von Loma unter 9°15′ westlicher Breite entdeckt und seinen Lauf eine kurze Strecke weit von da beschrieben. Wir haben also Gewißheit von der Existenz eines oder zweier Ströme, die den großen Fluß bilden, oder als Arme von ihm bei Tunbuctu sich ausbreiten. De Lisle bemerkte auf den Charten, die er für Ludwig XV nach guten Quellen bearbeitete, einen Fluß Gambarra. Dieß ist der Fluß, der von Haussa herströmt; und der Scholiba neuerer Reisenden kömmt nach mehreren übereinstimmenden Nachrichten von Nordwest und vereinigt sich in der Nähe von Tunbuctu mit dem Niger, der hier noch Komarra, Quorra bei den Mauren heißt, oder Guolla bei den Negern, die r immer in l verändern, ein Name, den er nach Laing schon an der Quelle hat, nach Clapperton noch jenseits Tunbuctu führt und wahrscheinlich der nämliche Fluß ist, der in der Bucht von Biafra ausmündet. Der Quarrama, ein anderer zufließender Strom, geht bei Saccatu vorbei und fällt oberhalb Yuri, nicht weit von da, wo Mungo Park Schiffbruch litt, in den Quorra. Der Landstrich zwischen diesem Fluß und dem Schaschum, der die Hügel Dutschi, Naru und Dell in sich begreift, bildet die Wasserscheide der Flüsse, die sich auf der einen Seite mit dem Quorra vereinigen, auf der andern sich in den Mangara ergießen. Der vom Sultan Bello angegebene Lauf und die Berichte des Major Denham bezeichnen einen Fluß, der nach Osten strömt, welches

wahrscheinlich der von den Brüdern Lander verfolgte Arm ist; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich in den See Tschad ergießen sollte, obgleich es Clappertons und Laings Berichten zufolge nicht unmöglich ist, daß andere Arme durch die Flüsse Formosa oder Volta in der Bucht von Benin ausmünden.

Noch ist zu bemerken, daß die Angabe von dem entdeckten Ausfluß des Quorra oder Niger, in den unter Caillie's Namen herausgegebenen Reisen, Zweifel an der Wahrheit der übrigen in denselben enthaltenen Berichte erregt. Gewiß ist, daß der Herausgeber bei Angabe des Breitegrades von Timbuctu sich geirrt hat; denn die von Jomard angegebene Lage dieser Stadt ist mit der, die sie zufolge der Untersuchungen über die Quellen, Richtung und Ausmündung des Flusses haben muß, ganz unvereinbar. Ohne Zweifel ist ein Theil des Werkes, das man dem Publikum unter Caillie's Namen übergeben hat, aus werthvollen Quellen geschöpft und die irrigen Angaben fallen wohl zum größten Theil dem Herausgeber zur Last. Indeß, wenn sich auch Autoritäten finden ließen, um die Meinung zu unterstützen, daß der Quorra sich in zwei Arme theile, von denen der eine unter dem Namen Scholiba nordwärts fließen und der andere in gerade entgegengesetzter Richtung — was übrigens weder in der Geographie noch in der Natur selbst eine Begründung findet — so läßt sich doch kein gültiger Beweis dafür finden, daß Tunbuktu an einem Flusse gelegen sey, der nördlich vom Niger sich ergieße.

Die Armenseelensteuer in Neapel.

In andern Königreichen der Christenheit hat der Klerus einen Tarif für Messen, Leichenbesingung und Wachskerzen, um den Seelen der Abgeschiedenen auf der Himmelfahrt an die Hand zu gehen; aber die Familie Janot bezahlt der Kirche nicht, um die Familie Jobart aus dem Fegefeuer zu erlösen. Ziehet heim, französische, spanische und römische Priester! Euer Fiskalgenie findet seinen Meister bei Euern neapolitanischen Brüdern!

In Frankreich giebt es die Tabaksregie, in Neapel hat der Klerus eine Fegfeuer-Regie; er verpachtet sie an einen Generalpächter; dieser hat Unterpächter, die wieder ein Heer von Unterbeamten in Bewegung setzen, das einen Schwarm von Mönchen, Nonnen und Lazzaroni unter seinem Befehle hat, welche zu allen Stunden durch die Straßen Neapels per le anime del purgatorio Almosen sammeln. Jeder Sammler ist mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Ende eine Tasche von gebranntem Leder hängt. Er belangt damit aus großer Entfernung die vorbeigehenden oder zum Fenster hinausschauenden Leute. Niemand entwischt ihm. Im Augenblicke, wo man es sich am Wenigsten gewahrt, spaziert Euch die lederne Tasche, auf der lichterloh brennende Seelen gemalt sind, unter die Nase, und eine klägliche Stimme schreit Euch fein: per le anime del purgatorio zu. Ich meines Theil bin in einem Tage dreißig Mal durch diese Rentensammler des Fegfeuers aus meinen Träumen aufgestört worden. Wenn ich mein Scherflein hinlänglich beigesteuert zu haben glaubte, setzte ich mein Opfer aus. Dann hörte ich um mich die Worte: man muß ihn entschuldigen, es ist ein Fremder. Da bemerkte ich denn, daß unter den Eingebornen Niemand für einen so köstlichen Zweck eine Gabe verweigert, wäre es auch nur einen Grain (Heller); noch minder aber mit Andacht die Seelen wie die Flammen zu küssen. Der Wahn, daß Nichts so großes Leid bringt, als eine Weigerung, den Seelen im Fegefeuer beizustehen, ist tief eingewurzelt. Der Klerus hat diesen Glauben ausgestreut und pflegt ihn mit Gewandtheit. Eine zu frühe Entbindung, ein verlorner Prozeß, ein Beinbruch oder die Untreue eines Geliebten, Alles ist dem Vergessen der Seelen im Fegefeuer zuzuschreiben. Zwar tragen alle Geldspendungen an die Kirche zum Seelenheile ungemein bei; aber die Seelen des Fegefeuers abzuweisen, ist eben so viel, als muthwillig alle Nadelstiche eines widrigen Geschickes während seines Lebens herauszufordern, abgesehen von Dem, was nach dem Tode noch zu erwarten steht. So räsonnirt die gute neapolitanische Bevölkerung und nicht etwa nur die der Kneipen und Kreuzwege, auch die der Paläste. Ich ließ mir einst beikommen, in einer Gesellschaft des Marquis Car.... über die Seelen des Fegfeuers, die mich unablässig in Neapels Straßen verfolgten, meinen Witz zu machen; ich fragte nach einem Mittel gegen diese frommen Weglagerer. Statt der Antwort sah ich die ganze Gesellschaft erblassen. Nun brachte ich den Gewinn dieser priesterlichen Auflage in Anschlag, der sich jährlich auf mehr als eine Million belaufen mag. Mit einer solchen Summe, äußerte ich, könnte man mehrere Hospitäler und wohlthätige Anstalten einrichten, die der Stadt so fühlbar mangeln. „Die Siechen und Schwachen," erwiederte trocken eine alte Baronin, „sind bei Weitem weniger zu beklagen als die Seelen im Fegefeuer! Doch auf solche Betrachtungen pflegt das Unglück nicht auszubleiben." Wirklich legte ich mich mit einem Fieber nieder, das mehrere Tage dauerte. Welchen Triumph mußte da der Glaube unserer alten Baronin gefeiert haben, wenn sie erfuhr, wie die Strafe mir auf dem Fuße folgte. Die neapolitanischen Prediger nehmen oft die Pein der Seelen im Fegefeuer zum Gegenstande, um daran ihre Zuhörer zu erbauen. Ich hörte einen dieser Kanzeldemosthenes über diesen Gegenstand vor einem zahlreichen Auditorium Lärm schlagen. Zuerst wählte er rhetorische Figuren, welche die Einbildungskraft am Heftigsten erregen, besonders die Prosopopöi. Er forderte die Seelen im Fegefeuer auf, und sie thaten selbst von ihren Qualen Bericht. Darauf wandte er sich an die Zuhörer. „Es ist Euer Bruder," sagte er, „Eure Mutter, Euer Kind, dessen Stimme Ihr gehört." Ich bemerkte, daß er niemals sagte, „Das ist Euer Gatte, Eure Gattin." Er hatte wohl seine Gründe dazu, auch bearbeitete er die Gewissen mit großer Geschicklichkeit. Der Erfolg entsprach seinem Rednertalent. Er machte eine große Ernte und erhielt das Lösegeld für viele Seelen, die ohne Zweifel denselben Tag ihrer qualvollen Haft entlassen wurden; denn der würdige Pater sah ganz vergnügt darein. Bisweilen rufen die Mönche noch dramatischere Mittel zu Hülfe. So lassen sie hinter dem Altare Raketen aufsteigen, um die Seelen vorzustellen, die sich aus dem Fegfeuer ins Paradies schwingen. Aber um dieß Feuerwerk spielen zu lassen, bedarf es eines ausgewählten Zuschauerkreises.

Vermischte Nachrichten.

An beiden Ufern des Bosporus fand man häufig Münzen mit der Aufschrift „Agrippia", andere mit dem Prägeort „Cäsarea." Alterthumsforscher schrieben erstere gewöhnlich Agrippia oder Anthedon, einer Stadt in Judäa zu, letztere Cäsarea in Bithinien oder Tralles in Lydien, das gleich vielen andern Städten von Kleinasien den Beinamen Cäsarea führte. Das Journal von Odessa kündigt indeß an, daß im Februar v. J. nahe bei Taman eine griechische Inschrift gefunden wurde, des Inhaltes: „Denkmal, dem Andenken Andronicus geweiht, dem Sohne Pappus, von den Archonten von Agrippia Cäsarea"; woraus hervorgeht, daß die Namen Agrippia und Cäsarea einer und derselben Stadt angehörten, wahrscheinlich einer alten Stadt der Halbinsel Taman und noch wahrscheinlicher Phanagoria, das in der Nähe des heutigen Taman liegt.

•

Paganini hat in seinem ersten Konzerte zu London 2000 Pfd. Sterl. eingenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 185. 4 Julius 1831.

Rückblicke auf Brasilien.

(Fortsetzung.)

Was dem Fremden in Brasilien am schärfsten in's Auge fällt, ist die ungewöhnliche Mischung von schroffen Gegensätzen im Charakter des Volkes. Auf den ersten Blick geblendet von einer höchst kunstlosen Einfalt stößt er bald auf die vollkommenste Heuchelei, er findet den gemeinsten Aberglauben neben der grenzenlosesten Frivolität des Unglaubens, den niederträchtigsten Knechtsinn, und einen unbändigen Widerwillen gegen jeden Zügel, der bis zur Unabhängigkeitsliebe des Wilden geht. Gerade im Gegensatz mit Europa steht die Sittlichkeit in Brasilien auf dem Lande und im Innern auf einer tiefern Stufe, als in den Städten und an der Meeresküste. Hier hat der Verkehr die Einwohner zu einer Art Civilisation herangebildet, wiewohl nicht zu läugnen ist, nur im kleinsten Maßstabe.

Im Innern des Landes, wohin nicht einmal die Religion, der einzige Zaum roher Gemüther, die Hand ausstrecken kann, sind die Nachkommen der ersten Ansiedler in einen Zustand herabgesunken, der weit unter dem der Eingebornen steht, die sie verdrängt haben. Fast von *Kindesbeinen auf*, gewohnt nach Willkühr auf den weiten Ebenen umherzuschweifen, saugen sie mit der Muttermilch Begriffe einer Unabhängigkeit ein, die jedes gesellschaftliche Band verachtet und sie nicht selten von ihren Leidenschaften zu gesetzlosen Handlungen hinreißen läßt, die von den traurigsten Folgen begleitet sind. Von dieser zügellosen Sinnesart erlebte ich während meines Aufenthaltes im Innern der Provinz von Bahia ein schreckliches Beispiel. Ein Senhor d'Engenho (ein Pflanzer) von großem Reichthum und Ansehn, kehrte auf dem Heimwege von der Jagd in der Wohnung eines Lavradors (Pächters) ein, um Erholung und Schutz zu finden gegen die glühende Hitze einer lothrechten Sonne. Der Pächter war nicht zu Hause; was jedoch sein Weib nicht hinderte, den vornehmen Gast freundlich aufzunehmen und mit Allem zu bewirthen, was Küch' und Keller bei ihren schmalen Vorräthen vermochten. Die Senhora war ein ziemlich hübsches Weib und ihre Reize ließen dem Gaste vergessen, was er der Heiligkeit des Hausrechtes schuldig war. Indeß wurden seine ehrlosen Anträge mit Unwillen zurückgewiesen; und da er sich in seinen verbrecherischen Absichten getäuscht sah, verließ er racheschnaubend das Haus und kehrte noch am Abend desselben Tages mit einer Bande gedungener Leute zurück, zündete die gastliche Wohnung an, ermordete den Pächter und führte das unglückliche Weib mit sich hinweg. Sein hoher Rang und Einfluß sperrten die Räder der Gerechtigkeit und ließen ihn die Frucht einer so abscheulichen Unthat ungestraft genießen.

Niemand, der nicht von Bigotterie verblendet ist, wird die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Europa bedauern; aber ich weiß nicht ob man mit gleichem Gefühl die Abschaffung dieses berühmten Ordens in Brasilien betrachten darf. Die vielen Verbrechen der Schüler Loyola's können uns nicht hindern, die zahllosen Verdienste anzuerkennen, die sie um Literatur und Wissenschaft sich erworben haben. Ein Institut, das in Europa den Fortschritten des Jahrhunderts nicht mehr angemessen und durch Alter und innern Wurmstich baufällig geworden war, mußte bei Seite geschafft werden, aber hier in Südamerika kann der Menschenfreund dessen Fall nur bedauern. Die trefflichen Missionsanstalten der Jesuiten, über die man so getheilter Meinung ist, können am besten nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, wenn man den gegenwärtigen Zustand der Moral in diesem Lande mit dem zu jener Zeit vergleicht, wo es der Herrschaft der Jesuiten unterworfen war. Hauptsächlich dem Mangel an aller religiösen Erziehung muß die Verwilderung beigemessen werden, die an dem Marke der innern Provinzen von Brasilien nagt. Die Geistlichkeit ist an sich von nur geringer Anzahl, während ihre Heerden in Kirchsprengeln zerstreut leben, von denen mancher an Umfang mit einer europäischen Provinz verglichen werden kann. Obgleich mir unter dem Klerus Muster von Frömmigkeit und Bildung vorgekommen sind, so muß ich doch gestehn, daß der größere Theil desselben sich wenig um das Heil der anvertrauten Heerde bekümmert. So geschieht es nicht selten, daß die wichtigsten Momente des Lebens — Geburt, Ehe und Tod — ohne die Weihe des kirchlichen Segens vorübergehn, wodurch die Erweckung zarterer Gefühle des Herzens versäumt wird, die unser gesellschaftliches Leben verschönern.

Wenn das Innere des Reiches so kümmerlich mit Seelenhirten versehen ist; so kann man dieß keineswegs von der Seeküste sagen, wo es in den Städten von Schwärmen der Kirchenmiliz wimmelt, vom stolzen Dominikaner an bis zu dem schmutzigen Jünger des h. Franziskus. Oft wurde ich mächtig überrascht von der geschmackvollen Wahl, mit der diese frommen Väter die Wände ihrer Klöster durch Gemälde ausschmücken ließen. In der That, die römische Kirche entwickelt eine riesenhafte Pracht, die ganz geeignet ist, auf

die Phantasie eines ungebildeten Volkes zu wirken. Eines Tags schweifte ich mit einigen brittischen Offizieren in Bahia umher, um die Merkwürdigkeiten des Ortes zu besehn. Unter Anderm besuchten wir das Kloster des h. Franziskus, das durch seinen prachtvollen Bau und den glänzenden Prunk in seinem Innern selbst den verstorbenen König, als er das erstemal nach Brasilien kam, in Erstaunen setzte — und gewiß verstand dieser sich auf Klosterpracht wie kein Anderer. Nachdem wir eine geraume Zeit mit Betrachtung der vielerlei Kapellen und kostbar verzierten Heiligenschreine zugebracht hatten, fiel uns ein Christusbild auf, seltsamer als alles Andere anzuschauen. Es war ein Jesukind von Wachs unter einer Glasglocke, aber so wunderlich ausstaffirt, daß selbst ein Wüstenheiliger sich des Lachens nicht enthalten haben würde. Man denke sich den kleinen Heiland in einer Wiege à l' aile de pigeon — in einem Staatskleid des alten Hofes, mit Sternen und Orden bedeckt — mit einem dreieckigen Hütchen auf dem Kopf und einem Degen an der Seite! Wer konnte es uns verargen, wenn wir kaum das Lachen bergen konnten? Aber unser geistlicher Cicerone, der wohl sah, wie sehr wir Lust hatten auf seine Kosten unsern Scherz zu machen, beugte diesem vor indem er sagte:

„Senores, die Mode übt ihre gewaltige Herrschaft über die Kirche wie über alles Andere. Vor Zeiten genügte es, den Heiland in seiner einfachen Tunica des Morgenlandes darzustellen, um die Andacht des Volkes zu erwecken. Gegenwärtig, setzte er lächelnd hinzu, thut es sich nicht anders mehr, als in einem vollen Hofkleide.“

(Schluß folgt.)

Ausflüge am schwarzen Meer.

3. Jekaterinodar und die tschernomorzischen Kosaken.

(Schluß.)

Obgleich man mit Strenge darüber wacht, daß Niemand ohne Paß das Gebiet der Tschernomorzen betrete, und obgleich die russischen Bauern dort nicht geduldet werden, so hört man doch in den anliegenden Regierungsbezirken häufig über entflohene Leibeigene klagen, die sich zu den Kosaken des schwarzen Meeres flüchten, woraus sich die beträchtliche Zunahme der Bevölkerung erklären läßt, die innerhalb zehn Jahren von 25,000 bis zu 60,000 Seelen angewachsen ist.

Unter den mit Erlaubniß eingewanderten Ansiedlern befinden sich auch verabschiedete russische Offiziere, die ihre Leibeigenen mitgebracht haben; auch die Kosaken besitzen deren einige, man muß aber für dieselben die der Krone schuldigen Abgaben entrichten und Rekruten stellen. Zu den oben erwähnten Staatsausgaben muß noch gezählt werden der Bau der öffentlichen Gebäude, die armselig genug sind, die Unterhaltung eines Schiffes zu Taman, das alle Wochen die Briefe nach Jenikale, und die in Geschäften der Krone reisenden Personen bringt, endlich die Ausgaben für das Postwesen selbst. Wenn der Fremde von einem Orte abreist, so zahlt er im Voraus für die ganze Strecke des Weges, die er zurücklegen will, so daß er ohne verzögernden Aufenthalt überall schnell weiter gefördert wird.

Obgleich die Bevölkerung dieses Landstriches im Verhältniß zu dessen Raumgebiet (es begreift dasselbe 1017 Q. M.) nur schwach genannt werden kann; so sollte man doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens, bei der günstigen Lage zu Handel und Fischfang, und bei den Freiheiten und Vorrechten, deren die Kosaken sich erfreuen, die Meinung hegen, daß die Kultur größere Fortschritte gemacht habe, als sich bei näherer Ansicht ergiebt. Da sich ferner die Tschernomorzen nur längs dem Ufer der Flüsse und See niedergelassen haben, so sollte man wenigstens hier Spuren eines tüchtigen Fleißes finden, zumal das andere Land wüst und öde liegt. Aber selbst in dem Umkreis der Städte und großen Staniza's bemerkt man, wie schon oben gesagt, wenig Kultur, was um so mehr auffällt, als der Handel und die Fischerei im Großen fast gänzlich in den Händen der Russen, Armenier und anderer Fremder ist. Noch läßt sich beifügen, daß nur unter letztern sich Handwerker und Künstler befinden, die außerdem den Tschernomorzen fast gänzlich fehlen würden.

Mit Unrecht würde man den Mangel an Arbeitsliebe ihrer Militärverfassung zuschreiben; denn der donische Kosake verdankt seinen allmählich mehr zunehmenden Wohlstand nur seinem betriebsamen Sinne, während schon mehrere Jahre her alle seine Regimenter im Felde stehen, und er in allen Kriegen verwendet wurde, die mittäglichen und westlichen Grenzen des Reiches zu decken, nicht minder auch, in den verschiedenen Städten die Polizei zu handhaben, wodurch der größte Theil der arbeitsfähigen Bevölkerung vom heimischen Heerde fern gehalten wird. Der Grund des Mangels an Kultur liegt bei den Tschernomorzen ganz anderswo. Zwar leben sie bis auf diese Stunde fast unaufhörlich im Kriege mit den Tscherkessen, ihren südlichen Nachbarn, aber dieser beschränkt sich auf einzelne kurze Streifzüge jenseits des Kubans und gewöhnlich kehren nach Verlauf von wenigen Wochen die Regimenter, die außer dem gewöhnlichen Dienste aufgeboten wurden, in ihre Wohnunnungen zurück. In auswärtigen Kriegen werden sie nur selten und in geringer Anzahl verwendet.

Wenn die Tschernomorzen großentheils die Vortheile ungenützt lassen, die sie aus ihrem Lande ziehen könnten, so muß Dieß hauptsächlich ihrer Faulheit und Trunkliebe zugeschrieben werden, die unter ihnen größer ist, als selbst bei den Russen aus der untersten Volksklasse. Ueberhaupt unterscheiden sich die Tschernomorzen sehr von letztern. Ihre verdorbene russische Sprache nähert sich mehr dem polnischen; wie bei den Polen schmückt auch hier ein aufwärts gebogener Schnurrbart die Lippen der Männer von allen Ständen; auch ihre Kleidung so wie ihr Haarschnitt erinnern an das Volk, dem sie ihre Abkunft verdanken, nur durch ihre Buchstabenschrift, bei der sie sich der russischen Zeichen bedienen, und durch die griechische Religion, zu der sie sich bekennen, sind sie von den Polen verschieden.

Die Tschernomorzen sind meist von kräftigem Körperbau; ihre unbeweglichen Gesichtszüge tragen das Gepräge eines düstern Ernstes, der bei den Menschen aus der untern Volksklasse, die ohnehin mehr flucht als spricht, gewöhnlich den Ausdruck einer mürrischen Laune gewinnt, die, wenn ihr angebornes Phlegma gereizt

wird, in tückische Bosheit übergeht. Zu diesem unfreundlichen Aeußern gesellt sich noch eine Unreinlichkeit, die wir nur bei den Zigeunerinnen der Steppe übertroffen fanden.

Zwar unterscheiden sich hierin Offiziere vortheilhaft von den gemeinen Kosaken, dennoch können auch sie größtentheils ihre Abkunft nicht verläugnen; so bedienen sie sich z. B. bei ihren Mahlzeiten lieberder Finger als der Gabel, jeder nimmt aus der Schüssel ein Stück Fleisch oder Fisch und zerschneidet es auf dem Tische. Oft haben sie auch mit ihren Untergebenen die Neigung zum Trunke gemein, in der ihre heftigste Leidenschaft besteht. Noch nie sahen wir so viele und so völlig betrunkene Leute, insbesondere von Branntwein, als bei den Tschernomorzen. Als wir im Monat Julius von Jekaterinodar nach Georgievsk gingen, fanden wir den Oberchirurgen der Quarantäne krank, d. h. betrunken; bei unserer Rückkehr im November war er von seinem Uebel noch nicht genesen und wahrscheinlich war er in der ganzen Zwischenzeit nicht viel besser; denn während der vier Tage, die wir in der Quarantäne zubrachten, litt der arme Mann erbärmlich. Man sagte uns, er sey sehr geschickt, nur ein wenig zu leidenschaftlich in den Branntwein verliebt. An den ersten Weihnachtstagen begegneten wir auf unserem ganzen Wege von Jekaterinodar nach Azow nicht einer einzigen nüchternen Seele, weder auf den Posthäusern, noch in den Dörfern; die Trunkenheit schien in dieser Jahreszeit so nothwendig, daß selbst Leute die noch nicht über den Durst getrunken hatten, das Glück Derer priesen, die sich bereits in dieser Seeligkeit befanden. Ein noch ganz junger Mensch, den wir fragten, ob er die Feiertage über auch betrunken gewesen, gab uns sehr vergnügt zur Antwort: „Das versteht sich von selbst. Ich habe mir 'mal recht was zu Gute gethan.“

Die Offiziere bereiten sich eine Art Punsch von gewöhnlichem Branntwein, Honig, Kwas, ein wenig Mehl und Pfeffer; diese Mischung machen sie warm, und trinken sie bei rauher Witterung. In Gesellschaften, wo man ein wenig mäßiger lebt, wird nach dem Kaffee Thee mit französischen Liqueurs gereicht, dann eine Art Punsch und zu guter Letzt donischer Wein; auf diese Art sucht man seine Lebensgeister anzufrischen.

Wenn es gelänge, unter den Tschernomorzen einige Kultur und bessere Erziehung zu verbreiten, ohne daß man sie deßhalb in ihrem Dienst gegen die Tscherkessen, den sie vortrefflich verstehen, saumseliger zu machen brauchte, so würde in Kurzem in diesem fruchtbaren Lande ein allgemeiner Wohlstand sichtbar werden; nicht allein die Vieh- und Pferdezucht würde sich mit geringer Nachhülfe höher schwingen, und größeren Gewinn abwerfen; sondern auch der Anbau des Weinstocks und der Fruchtbäume, der ganz vernachlässigt ist und hier gedeihlich fortkommen würde. In Kaffa, Taganrog und Odessa würden sie dann für Getreide, Butter, Ochsenhäute und Schaffelle einen vortheilhaften Markt finden, von wo aus diese und andere Produkte mit großem Gewinn nach Konstantinopel verführt werden könnten.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Es ist bereits in den Blättern des Auslands (S. 564) des Gastmahles Erwähnung geschehen, das zu Ehren Cavaignacs und der wegen der Pariser Dezemberverschwörung angeklagten jungen Männer in den Vendanges de Bourgogne gegeben wurde. Die bei dieser Gelegenheit ausgebrachten Toaste gaben zu einer kriminalgerichtlichen Untersuchung „wegen nicht in Erfüllung gegangener Provokation zu einem Attentat gegen die Person des Königs“ Anlaß. Die Verhandlungen dieses Prozesses kamen in verflossener Woche vor den Assisenhof der Seine. Die Anklagakte, bestand kurz in Folgendem:

Am 9 Mai 1831 versammelten sich zweihundert Individuen in der Restauration der Vendanges de Bourgogne, in der Absicht, die Freisprechung einiger wegen politischer Verbrechen Angeklagten durch ein Gastmahl zu feiern. Die Versammlung fand in einem Saale zu ebener Erde auf den Garten hinaus Statt. Im Verlaufe des Gastmahles wurden mehrere Toaste ausgebracht, welche feindselige Absichten gegen die bestehende Regierung an den Tag legten. Unter andern wurden folgende Trinksprüche gehört: „Auf die Revolution von 1793: Auf den Berg! Auf Robespierre!“ Toaste auf die „Revolution von 1789 und 1830“ wurden ausgeschlagen. Ein Individuum in der Uniform der Artillerie der pariser Nationalgarde rief aus: „Auf die Julinssonne des Jahres 1831! Möge sie so heiß seyn wie die von 1830, und uns nicht blenden!“ Das Individuum, das diesen Ausruf gemacht hatte, blieb unentdeckt. Jeder Toast wurde von dem Geschrei begleitet: „Es lebe die Republik! Es lebe der Berg! Es lebe der Konvent!“ Das nämliche Geschrei ließ sich nachher auch im Garten vernehmen, wohin die Gäste sich begeben hatten. Man rief auch: „Nieder mit Ludwig Philipp!“

In dieser Versammlung erhob sich auch Evarist Gallois und rief, nach seinem eigenen Geständnisse, einen Dolch in der Hand schwingend: „Auf Ludwig Philipp!“ Er wiederholte diesen Ruf zwei Mal; mehrere Personen ahmten ihn hierin nach, indem sie die Arme erhoben und ausriefen: „Auf Ludwig Philipp!“ Es ließ sich hiebei ein Gezische hören, entweder weil die Gesellschaft diesen drohenden Ausruf mißbilligte, oder weil man, nach Gallois Erklärung, Anfangs glaubte, er wolle die Gesundheit des Königs der Franzosen ausbringen.

In Folge dieser Auftritte wurde Gallois als des Eingangs angeführten Verbrechens angeklagt vor die Assisen gestellt.

Gallois ist kaum zwanzig Jahre alt; indeß ist sein Name unter den Gelehrten Frankreichs bereits rühmlich bekannt. Er entdeckte zu gleicher Zeit mit dem Gelehrten Abel, dessen Verdienste das Institut erst zu würdigen wußte, als er schon in Armuth umgekommen war, „die Eigenthümlichkeit der elliptischen Funktionen,“ und trat im verflossenen März als Bewerber um den großen mathematischen Preis mit einer Abhandlung „über die Lösung der numerischen Gleichungen“ auf, worin er Schwierigkeiten hob, die Lagrange selbst nicht zu lösen vermochte. Das Manuscript war dem Akademiker Fourrier zur Beurtheilung übergeben worden, der aber darüber starb, wobei es abhanden gekommen ist.

Nach Eröffnung der Verhandlungen begann der Präsident des Gerichtshofes, Naudin, das Verhör des Angeklagten. Dieser bekennt, den in Frage stehenden Toast ausgebracht zu haben, aber mit dem Beisatze: „Auf Ludwig Philipp, wenn er ein Verräther ist!“

In der hierauf begonnenen Zeugenvernehmung wird die Aussage des Angeklagten von sechs Zeugen bestätigt. Unter den vernommenen Zeugen traten die Huissiers des Gerichtshofes auf, die ein besonderes Gastmahl gleichfalls in den Vendanges de Bourgogne gehalten hatten. Einige derselben waren im Garten spazieren gegangen, und wollten die oben angeführten Trinksprüche gehört haben. Die Aufwärter geben an, daß man die Marseillaise, das Auszugslied (chant du départ) gesungen und „es lebe die Republik!“ es lebe der Konvent! es lebe drei und neunzig“ gerufen habe.

Ein Gelehrter, Herr Drouineau, ist als Zeuge vorgefordert und verweigert den Zeugeneid, den ihm seine Ehre abzulegen verbiete. „Ich kann keine Aussagen machen über Das, was bei einem Privatgastmahle gesprochen worden ist. Wenn es die Sicherheit des Staates beträfe, so würde ich nicht zögern, es zu thun; da Dies jedoch hier nicht im Mindesten der Fall ist, so werde ich nie den Angeber machen. Meine Ehre und mein Gewissen

verschliessen mir den Mund." Vergebens bedroht ihn der Generaladvokat mit der von den Gesetzen gegen eine solche Weigerung verhängten Strafe. „Wenn mich die Geseze verurtheilen," entgegnet Drouineau, „so spricht mich das Gesez der Geseze, die Ehre, frei."

Der Gerichtshof erkennt hierauf Herrn Drouineau wegen seiner Widerspenstigkeit einer Geldbuße von hundert Franken schuldig.

Herr Hubert, der bei dem fraglichen Gastmahle den Vorsiz führte, wird vernommen: „Das Banket," sagt er, „war durchaus nicht öffentlich; man wurde dabei nur auf Vorweis einer Karte zugelassen. Alle Toaste waren mir als damaligem Präsidenten angezeigt worden, und ich kann versichern, daß unter denselben sich keiner auf die Republik, auf den Berg oder auf Robespierre bezog. Man brachte einen Toast auf den Konvent aus, um den Muth dieser Versammlung bei der gefährlichsten Lage des Staates zu feiern. Man hat nicht gerufen: „Es lebe drei und neunzig;" Ich selbst habe einen Toast in folgenden Worten ausgebracht: „Die Vereinigung der Revolution von 1789 und 1830, repräsentirt in der Person des Herrn Decombis, Soldat von 1789 und Soldat der Barrikaden!" Man brachte auch einen Trinkspruch aus auf die Sonne des Julius in den angeführten Worten. Schon dem Instruktionsrichter machte ich bemerklich, daß dieser Toast nur aussprechen wollte, wenn eine neue Revolution sich ereigne, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Unmöglichkeit ist, so sey zu wünschen, daß sie nicht abermals durch einige Intriganten eskamotirt werden möge."

Der Generaladvokat sucht in seiner Anklage darzuthun, daß der Ort der Zusammenkunft ein öffentlicher gewesen sey, und eine Versammlung von zweihundert Personen in einem Saal zu ebener Erde, bei offenen Fenstern, so gut sey als eine öffentliche.

Herr Dupont, der Anwalt Gallois, sucht dagegen zu erweisen, daß weder der Ort noch die Versammlung, wo Gallois jene angeschuldigten Worte gesprochen, öffentlich gewesen seyen.

Nach geschlossenen Verhandlungen und einviertelstündiger Berathung sprachen die Geschwornen ihr nicht schuldig aus.

Einige Kuriositäten aus der großen Kunst- und Gewerbausstellung in Brüssel im Sommer 1830.

(Fortsezung. M. s. No. 94. S. 376.)

Auf dem grünen Rasen des Vorhofes vor dem Palast der Ausstellung stand ein sonderbares bewegliches Zelt von ganz neuer Art, von roth und weiß gestreiftem Zeug, ganz ohne alle Stüzen, bloß durch Stricke angespannt, die an der Erde befestigt und oben durch ein Gewicht unter der Decke des Zelts in beständiger Spannung zusammengehalten wurden, sehr sinnreich erfunden von Eduard Denoyer in Brüssel. Nro. 975. — Bekannt ist der Revolutionär Juan van Halen, aber nicht dieser, sondern die beiden Fabrikanten C. und L. van Haelen in Brüssel hatten schöne Kaschemir-Shawls und Roben von Kaschemir ausgestellt nebst vielen andern herrlichen, seidenen und baumwollenen Stoffen, Merinos, Kravatten und dgl. in allem 51 Stücke. (Nro. 912.) — Von Hrn. Hennessy dem Aelteren in La Hulpe in Südbrabant sah man drei Sorten von Papier ohne Ende, durch Maschinen verfertigt, nebst Kartonpapier zum Zeichnen nach Art des sogenannten Bristolpapiers, und viele Arten Briefpapier, kolorirte Papiere und Papier für Steindrücke. — Von seltnen Schlosserarbeiten nenne ich Folgendes: ein Schloß mit Besazung oder Gewirre (Eingerichte) ohne Zusammenlöthungen (sans brasures), herrliche Arbeit, mit einem besondern Schlüssel, von Peter Joseph Masoor in Brüssel Nr. 684. — Ein mechanisches geheimes Schloß für eine hölzerne oder eiserne Geldkiste, gehalten durch fünf Springfedern und ohne Schraube angelegt (placée sans vis); der Schlüssel hat die Gestalt eines Sterns. Sehr schön gearbeitet. Auch ein gothischer Kaminofen von bronzirtem Kupfer, mit Wärme leitenden Röhren und Ofenschirmen an den Seiten. Von Joseph Desagher d. Sohn in Brüssel, patentirt vom König. — Merkwürdig war ein geheimes Schloß mit zwei Schlüsseln, deren einer bei Tage und bei Nacht aufschließt, und der andere bloß bei Tage. Ein Meisterstück der Kunst von Josse Buys in Brüssel. Nr. 248. — Ein merkwürdiges Schloß mit zehn Springfedern (à dix ressorts) und mit Schlüssel. Auch ein kleiner Ofen zum Küchengebrauch (étuve). Von Jean Antoine Reuster zu Nivelle in Südbrabant. Nr. 11. — Ein Tricycle oder ein Fuhrwerk mit drei Rädern, und eine Probe Stahl, aus welchem die Springfedern dieses sonderbaren Wagens geschmiedet sind; nebst acht anderen schönen Stangen von Stahl von 1½ Fuß Länge. Von Heinrich Maas zu Zwyndrecht in Südholland. Nr. 24 im Souterrain. — Gewebe von Messingdrath, geflochten für Siebe und für Papiermühlen, könnten auch sehr gut als Gardinen oder Jalousien vor Fenstern gebraucht werden. Von Peter van Gorkum in Rotterdam. — Eisenwaaren von John Cockerill und Comp. in Seraing bei Lüttich, wo die vielen bekannten Fabriken und Maschinen sind, und andere von Charles James Cockerill in Lüttich selbst waren gegen zwanzig da, z. B. Dampfmaschinen von vier Pferdekraft, sehr starke Ankerketten, ein Eisenblech von ¾ Zoll Dicke, 18 Fuß Länge und 5¼ Breite, hatte ein Gewicht von 392 Pfund holl. Eine runde eiserne Stange von 41 Linien im Diameter war nicht im Glühen, sondern kalt gebogen vermittelst einer Maschine für Ankerketten. Zwei eiserne Büsten des Königs, in irdenen Formen gegossen, davon eine polirt. Eine Maschine zum Haarschneiden für Hutmacher und dergleichen mehr. — Von Mosaikarbeit sah ich Folgendes: Ein Tisch von Marmor, der Grund schwarz, in der Mitte ein hübsches Blumenkörbchen mit Camellia, von Schmetterlingen umgeben; ein achteckiger Tisch, Grund schwarzer Marmor, Einfassung grün, in der Mitte ein Papagai auf der Stange sizend, sehr kunstvoll eingelegt, der erstere war ein guter Kartenspieltisch; ein dritter kleiner Tisch mit grüner Einfassung, mit verschiedenen Sorten von Marmor sauber eingelegt, in der Mitte eine Landschaft. Auch ein Kamin von schwarzem Marmor. Von Pierre Ronsfele und François Pouillon zu Barbançon im Hennegau. Nr. 527 im Saal Nr. IV und VI unten und oben, wo auch ein Kamin von weißem Marmor von derselben Fabrik. — Noch ist der französische General Van Damme nicht vergessen, ja er wird unvergeßlich seyn! kann man sogar von ihm sagen. Hier auf dieser Ausstellung hatten drei Herren Van Damme etwas eingeliefert, die leicht mit jenem verwandt seyn mögen; denn jener General war auch aus Belgien gebürtig. Hr. Jean Van Damme zu Brügge in Westflandern hatte Blumentöpfe, Kohlenbecken und andere lakirte Blechwaaren geliefert. Hr. P. J. Van Damme zu Lokeren in Ostflandern lieferte Zeuge und Stoffe, z. B. einen genannt Stoelmat, Zwillich und dgl. — Herr Charles Louis Van Damme de Rouck zu Sotteghem in Ostflandern, ein trefflicher Schlossermeister, lieferte ein Vorlegeschloß für Hausthüren mit doppelten Riegeln und Schlüsseln, mit geheimer Vorrichtung, um es ohne Nägel und ohne Schrauben zu befestigen, nebst drei Instrumenten, um dieses Geheimniß zu finden. Nr. 585 im Saal IV Parterre links. Hätten wir solche Schlösser nur eher gehabt, um sie vor unseren Hausthüren und Geldkisten gegen General Van Damme seinen Herrn Vetter gebrauchen zu können! Nun ist es zu spät, da dieser Raubvogel todt ist! denn er starb bekanntlich diesen lezten Sommer, im Julius 1830 bei Cassel in Belgien. — Herr Constant van de Putte d. Sohn zu Eecloo in Ostflandern lieferte einen zierlichen Flaschenkessel von Kupfer mit Deckel, Alles aus Einem Stück geschlagen und mit Silber hübsch verziert. Herr Anton van de Putte daselbst hatte einen messingenen Eimer ausgestellt. — Mehrere künstliche Schuhe und Stiefel ohne Nath waren ausgestellt: von Sabot in Brügge, de Greef in Brüssel, z. B. Stiefeln à la Suwarow aus Einem Stück.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus der Regierungszeitung von Calcutta ist zu ersehen, daß daselbst Omnibus nach dem Muster der französischen eingeführt worden sind. Am 22 November Abends ging der erste Wagen dieser Art von Durrumtollah nach Barakpur. Man erstaunte über die neue Art, drei Pferde neben einander anzuspannen, glaubt aber, daß bei der Hize des Klimas das mittlere Pferd zwischen seinen dampfenden Genossen der Gefahr zu ersticken ausgesezt seyn dürfte.

Im Cirque-Olympique zu Paris lassen sich jezt drei Beduinen, aus dem Stamme der Kabylen, in ihren heimischen Reiterkünsten sehen. Diese drei Nomaden, Had-Belguessem, Habel-Begui und Omara-Belguessem genannt, sind die ersten Beduinen, die man zu Paris gesehen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 186. — 5 Julius 1831.

Scenen aus Ssibirien.

Es gab eine Zeit, wo wir uns über die Gefahren und Entbehrungen wunderten, denen sich der Kaufmann Preis giebt, der auf dem Schiff der Wüste — dem Kamele — Afrika's oder Arabiens glühenden Sandozean durchzieht, der stets bereit ist, den kühnen Wanderer unter seinen Wegen zu begraben. Räuber drohen dort mit Plünderung und Sklaverei, heiße Winde wälzen sich erstickend über die unabsehbare Fläche daher — dagegen ist aber auch die Reise ziemlich schnell gewesen, und reicher Gewinn entschädigt den kühnen Abenteurer zur Genüge. Man betrachte nun aber den Russen, der um zehn Prozent zu verdienen, jährlich zwei Mal 3000 Werste von Jakutsk bis zur Kolüma und zurück, bei einer Kälte von 40° durch dichte Wälder und über unermeßliche gefrorne Sümpfe macht, ohne Monate lang einen Menschen zu sehen, und für sein Haupt ein Obdach zu finden, in steter Gefahr unterwegs durch Schneegestöber verschüttet oder beim Nachtlager die Beute wilder Thiere zu werden, oder endlich was noch schlimmer ist, nach dem Verlust seiner Pferde, die oft aus Mangel an Futter zu Grunde gehn, sich lebendig in der Wüste begraben zu müssen!

Langsam, eines hinter dem andern, Schritt für Schritt, schleppen sich die ermüdeten Pferde unter ihrer Last von 7 Pud. Schwer schreiten sie durch die Schneehaufen, auf denen man nur die Fußtapfen wilder Thiere nur die Schichtenstreifen des gestrigen Schneegestöbers erblickt. Die Reisenden, in Dachi *) und Pelze gehüllt, in ungeheuren Mützen, Tschabak genannt, mit dem Haare nach Außen, und in Rennthier-Unta's **) die fast bis an den Gürtel reichen, mit Larven und Halskragen vermummt sitzen unbeweglich auf hohen Jakutkischen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft ist schwer und düster; die Karawane zieht durch fühlbar dichte Nebel, die schläfrig die durch die Luft gebrochenen Furchen wieder ausfüllen; endlich bricht das Licht des Tages herauf, am Rande des Horizonts erglüht der blutrothe Streif des ersten Morgenstrahles, die dichten Dünste beginnen ihre Hülle zu heben, aber noch lagern sie wogend über dem Haupte der Reisenden. Die Sonne geht auf, wie eine Feuerkugel erscheint sie, die auf der Erdfläche daher rollen will — nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den von Eis starrenden Sumpfgräsern, und auf den Zweigen der Gesträuche. Diamantene Troddel, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Strahlen — Flitter schweben glitzernd in der Luft — Strahlen schießen auf und wogen gleich Aehrenfeldern auf dem Boden — die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in mannichfaltigen phantastischen Gebilden als Thürme, Säulen, Schlösser — eine prachtvolle Erscheinung, die aber schon mit den nächsten Augenblicken wieder verschwunden ist. — *) Die Sonne sinkt und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber; aufs Neue dehnt sich in unabsehbare Ferne die weiße Decke des Schnees aus, auf's Neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste — furchtbarer Gedanke! — man ist lebendig in dem ewigen Reiche des Todes, wo nie ein Leben athmete!

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Pelz aus wilden Ziegen- oder Pferdefellen mit den Haaren nach Außen.

**) Stiefel aus Rennthierhaut bis über die Knie hinauf, mit dem Haare nach Außen.

*) Aehnliche Luftgebilde (mirage) sahen zur Winterzeit der Obrist Tode in Mittelasien und der Kapitän Wrangel während seiner gefährlichen Fahrt mit Hunden auf den Eisschollen der Behringsstraße. Dem erstern erschien die Luftspiegelung als majestätische Stadt mit gezackter Mauer, mit Minarets und Thürmen; dann wieder als wundervolle Schlösser beschattet von riesigen Bäumen. Dem letztern erschienen Felsen, Ufer, entfernte Wälder u. dgl. Man muß bemerken, daß dieses nicht die Wasserspieglungen Fata Morgana (mirement) sind, welche wirkliche Gegenstände verkehrt oder hoch in der Luft darstellen; auch ist es nicht das sogenannte Wasser der Wüste (Surab) wie die Araber und Perser die optische Täuschung eines Meeres nennen, das vor dem Reisenden flieht, und dessen Jesaias und Quintus Curtius erwähnen, sondern ein besonderes von den Physiologen noch nicht erklärtes Phänomen. Die Indier nennen es Sir-Kote, Winterhäuser. Es ist nicht bekannt, daß die Völker Sibiriens einen besondern Namen dafür haben.

Rückblicke auf Brasilien.

(Schluß.)

Als wir das Kloster verließen, erlaubte sich einer meiner jüngern Gefährten einen Scherz über einige lächerliche Begebenheiten in dem

Leben des h. Franziskus, dessen Wandel und Wunder in rohen Bildern auf den holländischen Ziegelmauern des Klosterganges zu sehen waren. Zu unsrer größten Ueberraschung hörten wir ihn von einem Layenbruder in unsrer Muttersprache derb zurechtweisen, wiewohl im Scherze mehr wie es schien, als im Ernste. Auf unsre Frage, wie er zu einer so genauen Kenntniß der englischen Sprache komme, erfuhren wir, daß er zehn Jahre als Besan-Topman auf der englischen Flotte gedient und nach beendigtem Kriege in Portugal die blaue Jacke mit dem faltenreichen Gewande des h. Franziskus vertauscht habe. Nach seinem runden Gesichte zu schließen, hatte er nicht Ursache den Wechsel seiner Lebensart zu bereuen. Als die Klosterpforte hinter uns in ihren knarrenden Angeln sich schloß, wurde mir der Uebergang vom Erhabenen zum Lächerlichen völlig klar.

Das gesellschaftliche Leben in Brasilien muß Einem, der an die Vergnügungen und Unterhaltungen der europäischen Städte gewöhnt ist, als das abgeschmackteste und langweiligste von der Welt vorkommen. Das Daseyn des Brasilianers schleicht wie ein träges Sumpfwasser dahin; Nichts belebt dessen eintönige Schläfrigkeit oder erhöht es durch irgend einen Reiz. In den meisten größern Städten befinden sich zwar Schauspielhäuser, manche von wirklich schöner Bauart; aber die sogenannten Künstler sind abscheulich; während ihre Aufführungen größtentheils aus erbärmlichen Uebersetzungen französischer und spanischer Dichterwerke bestehen. Während der Fastenzeit werden geistliche Komödien dargestellt, von der Art, wie die sogenannten Mysterien des Mittelalters, und diese sind unbestritten noch das Beste, was man sehen kann. Gesellschaftliche Zusammenkünfte unter Familien sind so gut als unbekannt, da die Trägheit der Einwohner und die Hitze des Klima's Besuche zu einer unerträglichen Qual machen. Die eigentlichen Schauspielhäuser des Landes aber sind die Kirchen, die man an hohen Festtagen immer gefüllt antreffen wird. In der Kühle der Mondschein-Abende, die in den Tropenländern von so zaubervoller Schönheit sind, wagt zuweilen eine brasilianische Familie einen Ausflug. Bei diesen Spaziergängen beobachtet der Zug eine wahrhaft militärische Ordnung. Als Vorhut zieht an der Spitze eine zobelfärbige Duenna mit ihrem Gefolge; einige Schritte hinter ihr folgen die jungen Senhoras, paarweise, den Rücken derselben decken die älteren Familienglieder mit großer Vorsicht. Allein ihrer schärfsten Aufmerksamkeit ungeachtet bemerkte ich doch nicht selten eine Gruppe verliebter Ritter, die gleich Guerilla's den Zug umschwärmten und durch irgend ein rasches Manöver dahin gelangten, einer holden Brunette ein Liebesbriefchen in die Hand zu spielen. Der freudige Blitz aus dem dunklen Gazellen-Auge lohnte dann den gelungenen Streich. Zu andern Zeiten sieht man sie die Abendkühle auf ihren geräumigen Veranda's einathmen; dann ist die Mutter gewöhnlich in ein Gespräch mit einem ehrwürdigen Bruder vertieft, der Vater in einer politischen Kannegießerei des Tages begriffen; während das junge Volk der Familie einen anmuthigen Vordergrund zu diesem Gemälde bildet, indem es mit der Guittare eine seiner süßen Modenhas begleitet, die mit aller heißen Gluth dieses sonnigen Himmels gesungen werden.

Die politische Unabhängigkeit, welche den spanischen Kolonien von Südamerika einen blutigen Kampf von zwanzig Jahren kostete, wurde in Brasilien in kaum so vielen Monaten errungen — was mehr auf den Schleichwegen der Intrike, als durch Gewalt der Waffen erreicht wurde. Die Konstitution von Portugal, die in Brasilien im Jahre 1821 ausgerufen wurde *), bildete das Vorspiel zu seiner eigentlichen Unabhängigkeit. Brasilien war nicht wie die spanischen Provinzen durch ein konsequent angelegtes und durchgeführtes System von Kolonialtyrannei zu Boden gedrückt, im Gegentheil erfreute es sich, seitdem der Sitz der Regierung von Portugal nach Brasilien verlegt worden war, aller Vorrechte und Vortheile eines unabhängigen Königreiches. Unter dem milden und väterlichen Herrscherstabe des Hauses Braganza machte es Riesenfortschritte auf der Bahn der Civilisation. Der politische Horizont, bisher heiter und ungetrübt, begann fortan sich zu umwölken, die Schleußen des Ehrgeizes waren geöffnet und ein Strom neuer Ansichten überschwemmte das Land. Freiheit, Unabhängigkeit, Menschenrechte und die angeborene Würde des Menschen mit andern metaphysischen Fragen — die man vordem kaum dem Namen nach kannte, beschäftigten jetzt ausschließlich den Geist und das Nachdenken der Bevölkerung von Brasilien. Von dem augenblicklichen Siege berauscht, sah man mit begeisterten Augen das goldene Zeitalter schon vor der Thüre, ohne einer weitern Mühe nöthig zu haben, als vom frühen Tage bis in die späte Nacht „Viva a constitucio!" zu schreien. — „Nun Brasilien eine Konstitution besitzt," sagte mir ein junger Offizier, „ist England nichts mehr." — Die Erfahrung von wenigen Monaten reichte hin, sie über ihre Täuschungen aufzuklären. Getäuscht in ihren glänzenden Erwartungen von einem konstitutionellen System, erhoben sie jetzt ihren Blick mit neuer Spannung zu dem aufgehenden Gestirn der Unabhängigkeit. Von heißem Blut, einer lebendigen Einbildungskraft und gegen Eindrücke empfindlicher als Quecksilber wurde der Brasilianer von den Steuerführern der Revolution leicht bearbeitet. Wie ein Steppenfeuer flog der neue Rausch von einem Ende des Landes bis zum

*) Bekanntlich wurde die Konstitution von Portugal, die noch liberaler als die der spanischen Cortes abgefaßt war, am 1 Januar 1821 zu Peru, zu Fernambuc am 3 März und in Bahia am 10 Februar u. s. w. ausgerufen, und der König Don Juan VI, der einige Modifikationen durch Einberufung der Procuradores oder Bevollmächtigten der brasilianischen Provinzen herbeizuführen gedachte, von den Truppen am 26 Februar gezwungen, die Kostitution der Cortes unbedingt anzunehmen, und im Voraus zu beschwören. Am 26 April gedachten Jahres schiffte sich der König mit einem Gefolge von 3000 Personen wieder nach Europa ein, von wo er seit dem 29 November 1807 entfernt gewesen war, und hinterließ den Kronprinzen Don Pedro als Regenten in Brasilien zurück. Am 5 Junius schon brach eine Verschwörung aus, die den Kronprinzen nöthigte, einer mit gesetzgebender Gewalt bekleideten Junta sich zu unterwerfen. Die Junta von Bahia hatte ihn ohnehin nicht als Regenten anerkannt. Die unweisen Beschlüsse der Cortes in Portugal brachten endlich die Bevölkerung von Brasilien so sehr auf, daß sie sich gegen Ende des Jahres 1822 völlig von Portugal unabhängig erklärte und Don Pedro zum Kaiser ausrief, dessen Krönung am 1 Dezember vollzogen wurde. Die seitdem zu offenem Haß ausgebrochene Erbitterung der Brasilianer gegen die Portugiesen erhielt nicht wenig Nahrung durch eine heftige Proklamation gegen die Cortes von Portugal, die Don Pedro selbst dazumal erließ.

andern. Wie wenig der große Haufen Sinn und Absicht der politischen Veränderungen begriff, ließ sich wahrnehmen, wenn man zuweilen Soldaten in Einem Athem rufen hörte: „Ewige Vereinigung von Brasilien und Portugal!“ — und gleich darauf: „Unabhängigkeit für immer, Tod den Royalisten!“

Ich ergötzte mich eines Tags höchlich an einem Zwiegespräch, das ich einen Sertanejo, der gerade aus dem Innern des Landes kam, mit einem seiner Geschäftsführer in der Hauptstadt halten hörte. „Amigo,“ sagte jener „was hat es denn mit dieser Indepencia zu bedeuten, die jetzt in Jedermanns Munde ist?“ — „Was das zu bedeuten hat,“ erwiederte der Andere mit einem wichtigen Blicke tiefer politischer Einsicht — was das zu bedeuten hat? — „Ei nun, was Anderes, als daß die englischen Kaufleute, die hier ansässig sind, uns ihre Waaren fast umsonst geben müssen.“ — „Hoho,“ rief der ehrliche Sertanejo mit einer Art von Unmuth, „wie soll ich dann meine Häute an Mann bringen?“ — „Kümmert euch nicht darum, tröstete der Andere, Unabhängigkeit wird schon Alles in's Reine bringen.“ Leider ging die Prophezeyung des wackeren Politikers nicht in Erfüllung. Die heißersehnte politische Veränderung war erreicht; allein die englischen Kaufleute wechselten deßhalb nicht um einen Pfennig in ihren Waarenpreisen, während der Sertanejo mit großem Verdrusse sah, daß manche Kanäle, auf denen er bis jetzt seine Häute abgesetzt hatte, versiegt waren. Endlich glaubte man die Quelle des Unheils gefunden zu haben: es sey ein großer Mißgriff geschehn, meinte man, daß man eine monarchische Verfassung gewählt. Nun wurde eine Republik als die einzige Panacee erkannt. Kaum auf seinen neu errichteten Thron erhoben, sah Don Pedro fast vor den Pforten seines Palastes eine Revolution ausbrechen. Mit kräftiger Hand gelang es ihm dazumal noch in die Speichen des rollenden Rades zu greifen, das in verwichenen Tagen von Neuem seinen Lauf begonnen hat. Don Pedro stürzte an der Spitze seiner Leibwachen die erste Konstitution um, und gab eine andere, die, wie man glaubte den vormaligen Sitten und der noch zu wenig fortgeschrittenen Erziehung des Volkes angemessener war. Indeß haben die Ideen der Freiheit in der brasilianischen Bevölkerung schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie bei günstiger Gelegenheit üppigen und kraftvollen Wuchses aufschießen werden, und die gegenwärtige monarchische Verfassung kann als der Uebergang zu einer der nordamerikanischen ähnlicheren betrachtet werden. Vorläufig wird wenigstens die Menschenwürde nicht mehr von einem so schmachvollen Despotismus mit Füßen getreten, wie von dem alten Hofe und Don Pedro steht über allen Vergleich erhaben mit seinem Bruder Don Miguel oder seiner verlebten Mutter. *)

Da vorhin erst von Don Miguel die Rede war, so mögen hier einige vielleicht noch unbekannte Anekdoten aus seinem frühern Leben eine Stelle finden. In der frühesten Jugend schon gab Don Miguel bedenkliche Anzeichen seines grimmigen Gemüthes, das in der neuesten Zeit in so furchtbaren Missethaten sich kund gegeben hat. Als Kind noch fand er sein höchstes Vergnügen darin, Thiere zu quälen, indem er Batatos (platta americ.) mit Stecknadeln durchstach, und über ihren Martern seine wilde Freude ausdrückte. Ich bin überzeugt, daß kein Volk in der Welt so geschickt ist, auf andere Leute üble Nachrede zu häufen, als die Brasilianer, allein folgende Erzählung habe ich aus dem Munde eines Mannes, der alle Glaubwürdigkeit verdient; sie wird die kaltblütige Verworfenheit einer Seele zeigen, deren blutigen Freveln Europa zu ewiger Schmach nur allzu lange schon zugesehen hat. „Miguel hatte in einem Alter von vierzehn Jahren ein Lilliputten-Regiment aus den Söhnen der Hidalgos des Hofes errichtet, die alle Auszeichnungen wirklicher Soldaten trugen. Einige dieser jungen Edelleute hatten mehrere Tage hintereinander versäumt, auf der Morgenparade zu erscheinen, und wurden sobald sie sich wieder sehen ließen, auf Don Miguels Befehl verhaftet, und als der Desertion schuldig vor ein Kriegsgericht gestellt. Don Miguel führte bei diesem seltsamen Tribunale selbst den Vorsitz, und zum größten Schrecken der beiden kleinen Verbrecher wurde einstimmig gegen sie der Tod erkannt. Miguel beeilte sich, dieses Urtheil in Vollzug setzen zu lassen. Sogleich wurden die Unglücklichen zum Richtplatz geführt, und schon war ein Peloton mit gespanntem Hahn hervorgetreten, als einer von des Königs Kammerherren zur guten Stunde das ungewöhnliche Getümmel im Schloßhof bemerkte, hinabstürzte, und glücklicherweise noch eben recht kam, um die armen Knaben vom Rande des Verderbens zu retten.“

*) Es war vor der fatalen Julinsrevolution für viele Monarchen ein Leichtes, in den Augen der Welt den Ruhm liberaler Fürsten zu gewinnen. Wie wohlfeil waren damals diese Lorbeern! Einige Konzessionen und Gnadenblicke wurden von den Völkern (so hoffnungslos hielten sie sich in Knechtschaft versunken) mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und gefeiert. Seitdem hat sich Vieles geändert. Don Pedro und mancher andere weiland liberale gepriesene Fürst kam in eine durchaus veränderte Stellung, als die Völker sich nicht mehr damit begnügten; die Freiheit als ein gnädiges Darleihen auf Vorschuß anzunehmen, sondern sie als Eigenthum voll und ungeschmälert zurückforderten. Dieser Trotz schreckte jene scheinliberalen Fürsten, als man Miene machte, sie beim Wort zu nehmen, dergestalt, daß man gegenwärtig manchen zu den Feinden der Freiheit übertreten sieht.

Seebilder.

Der Tod des Matrosen am Bord eines englischen Schiffes.

(Captain Hall's sketches of naval life.)

Wird ein Matrose gefährlich krank, so verdoppelt der Schiffsarzt seine Sorgfalt. Der Sterbende wird zuvörderst nach Sick-bay, wie man das Schiffskrankenhaus nennt, gebracht; hier vertauscht er seine gewöhnliche Hängematte mit den Cotts, einer Art bequemerer Hängematte, welche sich hinter einem Vorhange oder einer spanischen Wand befindet. Die Kranken werden hier jeden Morgen von dem Kapitän besucht, und diejenigen, deren Zustand eine kräftigere als die gewöhnliche Krankenkost erheischt, erhalten Wein, Fleisch und alle von dem Arzte verordneten Gerichte von der Offizierstafel. Es ist Sitte, daß derjenige, welcher vorschneidet, sich, nachdem die Tischgenossen bedient sind, zum Arzte wendet, mit der Frage: „Doktor, was soll ich Euern Kranken senden?“ Wird diese Frage vergessen, so würde der Proviantmeister (steward), wenn er gleichfalls darauf vergäße, einen Verweis erhalten. Eine solche Theilnahme kann nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth der Kranken wirken; und Schiffskapitäne werden sehr wohl daran thun, diese wenigstens ein Mal des Tages zu

besuchen und ihnen die Theilnahme zu beweisen, welche Der, der sein Leben dem Vaterlande weiht, so sehr verdient; ein tröstendes Wort, im ernsten Augenblicke des Todes gesprochen, überzeugt nicht nur den Sterbenden, sondern auch die ganze Mannschaft an Bord, daß man ihre Dienste zu würdigen weiß. Ich hörte einst den Kapitän eines Kriegsschiffes einen armen Teufel, der am Verscheiden war, fragen, ob er keinen Wunsch mehr habe. „Ich hoffe,“ sagte der Sterbende, „Ihr wart zufrieden mit mir.“ — „Gewiß, mein Junge,“ erwiederte der Kapitän, „ich bin es, und auch England ist es.“ — „Das war es nur, was ich hören wollte,“ sagte der sterbende Mann. Diese wenigen Worte gingen von Mund zu Mund und machten den lebhaftesten Eindruck auf seine Untergebenen.

Wenn ein Matrose sich sterbend fühlt, so läßt er gewöhnlich den Kapitän, wenn dieser bei seinen Leuten beliebt ist, durch den Arzt zu sich bitten; selten geschieht Dieß, um ihn mit einem Auftrage zu behelligen, sondern meist nur, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Kein Offizier würde diese Bitte abschlagen; doch giebt es viele Matrosen, die selbst in dem ernsten Augenblicke, wo alle Scheidewände des Lebens fallen, aus gewohnter Ehrfurcht ein solches Verlangen nicht blicken zu lassen wagen.

Gleich nach dem Tode des Kranken begiebt sich der Arzt nach dem Oberlof auf die Hinterschanze, um dem wachthabenden Offizier zu melden, daß ein Mann der Equipage verschieden ist, wovon der Kapitän, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es auch sey, sogleich benachrichtigt werden muß. Nach einigen Stunden wird der Verstorbene, in Gegenwart des Segelmeisters und des Konstabels, von seinen Kameraden in seine Hängematte eingenäht, und dann der Körper, an dessen Füßen zwei Kanonenkugeln befestigt werden, in einen durchbrochen geflochtenen, an frischgetheerten Seilen hängenden Korb gelegt. Der Leichnam, dem man einen Theil seiner Wäsche und Kleider läßt, gleicht so hergerichtet ziemlich einer ägyptischen Mumie. Oft wird nun der Todte auf dem zweiten Verdecke, zwischen dem Haupt- und Besanmast, ausgesetzt; gewöhnlicher aber bringt man ihn nach dem Hintertheile in die Luke und breitet die Admiralsflagge mit den Georgen- und Andreaskreuzen darüber.

Den folgenden Morgen, gewöhnlich um eilf Uhr, läutet die Halbstundenglocke zum Begräbniß; Alle, die der Feierlichkeit beiwohnen wollen, versammeln sich auf der Galerie des falschen Verdeckes um den Hauptmast, während die Offiziere das Vordertheil der Hinterschanze einnehmen. Auf einigen Schiffen sind die Offiziere sowohl als die sämmtliche Mannschaft verbunden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Nur außerordentliche Fälle, ansteckende Krankheiten z. B., wo die Bestattung ohnehin unmittelbar nach dem Tode bloß von einigen Männern vollzogen wird, entbinden von diesem Beweise der Achtung gegen einen verstorbenen Kameraden.

Während auf den Ruf der Todtenglocke die Mannschaft sich versammelt, wird der Korb mit der Leiche von Matrosen aufgehoben und in die Mitte der Galerie des Schiffsraums gestellt; die gewöhnlichen Stützen der Sorgleinen des Bogspriets werden weggenommen und in die Schanzverkleidung eine Oeffnung gemacht, groß genug, um den Korb durchzulassen. Der Körper bleibt mit der Flagge bedeckt, und die Füße ragen über den Plattbord hinaus; ein Kabeltau wird noch an den Korb befestigt, worauf die Träger sich zu beiden Seiten aufstellen. Wenn Alles bereitet ist, tritt der Schiffsprediger oder in Ermanglung desselben der Kapitän, oder ein von diesem hiezu bestimmter Offizier, auf die Galerie der Hinterschanze, um die schönen Gebräuche der anglikanischen Kirche zu verrichten, die auch auf den rohesten Seemann Eindruck machen. Jetzt schweigt die Todtenglocke, und Alle hören in feierlicher Stille mit entblößtem Haupte das Gebet verlesen, welches so anfängt:

„Da es Gott dem Allmächtigen in seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen hat, unsern hingeschiedenen, vielgeliebten Bruder zu sich zu rufen, so übergeben wir seine Hülle dem Meere, auf daß sie dort verwese, wie es das Schicksal des Sterblichen ist, mit der Hoffnung seines Wiedererwachens zum ewigen Leben, wenn einst das Meer seine Todten zurückgiebt.“ Beim Anfange dieses Gebets hebt einer der Träger die Flagge von dem Leichnam, während die Andern bei den Worten: „wir übergeben seine Hülle dem Meere,“ den Korb aus der Luke in die Fluthen hinabstürzen. Der Körper, dessen unterer Theil mit Kanonenkugeln beschwert ist, trennt sich jetzt schnell von dem Korbe, und — „in einem Augenblicke sinkt er, dem Regentropfen gleich, vom dumpfen Wogenklange überrauscht, in die Tiefe hinab, ohne Grab, Grabgeläute, uneingesargt, spurlos.“ *)

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man liest in amerikanischen Blättern: „Der Verkehr des Hafens von New-York gewinnt täglich größeres Gedeihen. Die im Laufe des Monats Februar d. J. erhobenen Eingangszölle ertrugen eine Million 400,000 Fr.; somit 600,000 Fr. mehr als im Januar des verflossenen Jahres. Vom 1 Januar bis 1 Mai d. J. ertrugen die Mautheinnahmen gegen acht Millionen. Niemals, setzen die obenerwähnten Blätter hinzu, befand sich unser Land in einem blühenderen Wohlstande; Manufakturisten, Kaufleute, Ackerbauer, Alle finden einen vortheilhaften Markt für den Absatz ihrer Produkte; überdieß eröffnen sich neue Häfen unseren Schiffen und somit auch neue Märkte. Nichts kann diese glänzende Zukunft trüben, wenn wir nur im Innern einig bleiben.“ Die guten Nordamerikaner haben gut jubeln; sie wissen Zeit und Geld besser zu benützen als wir, die alle Hände voll zu thun haben mit Legitimität, Civillisten, Preßgesetzen, Intervention und Nichtintervention, mit jusque à la mer und jusque dans la mer, hoher und niederer Aristokratie, Konferenzprotokollen und andern kindischen Thorheiten, denen jene männlich kraftvollen Nationen längst über den Kopf gewachsen sind.

Die längst anerkannte Wahrheit, daß Zorn die Verdauung befördert und Rekonvaleszenten den größten Appetit haben, läßt sich, wie es scheint, auch auf die Völker anwenden. Die Engländer wenigstens, die bei ihrem Reformkampf viel Aerger auszustehen haben, und als von einem alten Erbübel wieder genesend zu betrachten sind, haben es bei den letzten Wahlen hinlänglich bewiesen. Zu Leicester hat man die glücklich beendigte Parlamentswahl mit einem Banket gefeiert, das bloß aus Roastbeaf, Plumpudding und Käse bestand. Es nahmen daran nicht weniger als 2800 Wahlmänner Theil: 2000 Damen fanden sich dabei als Zuschauerinnen ein und ein Orchester von 300 Musikanten half der Fröhlichkeit nach. Man verzehrte dabei 4000 Pfund Rindfleisch, 3000 Plumpuddings, 3000 Brode, 2500 Gallons Ale, 100 Pfund Tabak, wozu 3000 Pfeifen verbraucht wurden. Die Stadtchronik von Leicester hat hiebei aufgezeichnet, daß man 9000 Teller, 3200 Messer und Gabeln; 600 Platten und 4000 Trinkgefäße nothwendig hatte.

*

Auf die Anzeige, daß man sich im Kreise von Jekaterinoslaw der Kermek-Wurzel zum Gerben bediene, ließ das Manufakturconseil mehrere Pude davon nach St. Petersburg bringen, um damit die nöthigen Versuche anzustellen. Zu diesem Zweck vertheilte man die angekommenen Wurzeln an mehrere Lederfabrikanten in St. Petersburg. Der Chemiker Massy hat Versuche mit dieser Wurzel angestellt, aus denen hervorgeht, daß dieselbe, auf gewöhnliche Weise benutzt, indem man sie als trockenes Pulver auf die Häute streut, weit schneller gerbt als Eichenrinde. Als Gerbe- und Färbestoff gleicht der Kermek dem Siebenfingerkraut der Alpen (la tormentille des Alpes) welches in der Schweiz, in Savoyen, Auvergne und andern Gegenden ebenfalls mit Nutzen zur Gerberei verwendet wird; aber die Wurzel von letzterem ist weit dünner und kleiner als der Kermek. Letzterer ist auch ein trefflicher Färbestoff und zwar besonders für dunkle Farben wie schwarz, olivengrün u. s. w. auch zum Drucken der Zitze kann er verwendet werden und viele ausländische Färbestoffe ersetzen. Auch zur Bereitung von Dinte und zum Färben von Schreibpapier eignet sich der Kermek vortrefflich. Schlüßlich bemerkt der genannte Chemiker, daß der Kermek bei dem gewöhnlich Gerben dreimal mehr produzirt als Eichenrinde. (Russ. Jour. für Manuf. u. Handel.)

---

*) In a moment, like a drop of rain,
He sinks into its depths with bubbling groan
Without a grave, unknelled, unconfined and, unknown.

Byron.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 187. 6 Julius 1831.

Scenen aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

Endlich ist nach den Kennzeichen die Stelle des Nachtlagers in der Nähe. Die Treiber ermuntern ihre Pferde durch den Ruf bar! bar! (vorwärts). Man ist an Ort und Stelle. Hier soll übernachtet werden. Schwarzgebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee — hier ist die Feuerstätte. Die Reiter steigen ab. Die Jakuten entlassen ihre Pferde, Andere von ihnen suchen Weideplätze, wo ihre Thiere mit leichterer Mühe das dürftige Moos auf dem gefrornen Sumpfe mit dem Hufe hervorscharren können. Noch Andere schleppen Reiser herbei. Allmählich flammt knisternd ein kleines Feuer auf, die Kaufleute lagern sich auf Decken um dasselbe her, und erwarten Thee und Abendessen. Die Kleidung, Alles ist von Froststaub weiß, die Larven sind mit Eis überzogen, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen frei, aber ihr Athem fliegt zischend als Reif; sie sprechen und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange bis man den Schnee schmilzt, bis das gefrorne Brod aufthaut und das Essen gekocht ist, das man aber genießen muß ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen, und ohne die Fausthandschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, so muß man sich durchaus bis aufs Hemd entkleiden, damit die von Ausdünstungen durchdrungenen Pelze trocknen, man kann sich denken, wie angenehm ein solches Nachtlager bei Wind und Kälte ist. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind mit Schneegestöber und überdeckt Pferde und Reisende mit Schneehaufen.

Dann geschieht es zuweilen, daß man in dieser Lage zwei Tage bleiben muß, um den erschöpften Pferden Erholung zu gönnen. Mit dem Morgen beginnt man die Reise wieder bei dem Glanz des Nordlichtes, das entweder als Raketengarbe über den Himmel ausgebreitet liegt, oder als Regenbogen aufgeht, oder in leuchtenden Strahlen aufschießt. Von so ermüdender Eintönigkeit ist die ganze lange Reise. Nur ein unbehaglich krankhaftes Gefühl erinnert den Menschen, daß er noch lebt; Verstand und Herz sind erstarrt und bilderlos wie die öde Natur umher.

Sind auf diese Weise die Waaren nach den Polargegenden gebracht, so werden sie von den Kaufleuten in Saschiwersk, in Mittel- und Nieder-Kolümsk an Beamten, an die aus Kosaken bestehenden Einwohner, an Jakutenabkömmlinge, die ihre Muttersprache vergessen haben, an Koriaken, Jukajiren und endlich an Tschuktschen auf dem im März oder Anfang Aprils gehaltenen Jahrmarkte verkauft. Gegen Kessel, grobe Tücher, Nankin und allerlei Kleinigkeiten handelt man die schönsten rothen und schwarzen Füchse, schwarze Zobel und Polarfüchse ein — Pelzwerke, die manch schönen Hals zu Paris als Palatin schmücken, oder den Fashionables zu Petersburg als Winterkragen dienen, oder den Moskowischen Kaufmannsfrauen als Saloppen und selbst der Sonne des Weltalls — dem Schach von Persien — als Prachtpelz. Die Tschuktschen, ein kriegerisches und bösartiges Volk, nehmen zwar von der russischen Regierung Geschenke für ihre Aeltesten an, erkennen aber keine Oberherrschaft an. In den letzten Jahren kamen nicht mehr so viele von ihnen als sonst zum Jahrmarkt und bei mehreren sah man Flinten, die keine russischen Fabrikate waren,*) woraus man schließt, daß die amerikanischen Wallfischjäger sie damit versehen. Die Tschuktschen sind wie alle wilden Stämme leidenschaftliche Freunde des feurigen Giftes — des Branntweines. Zwar ist der Tauschhandel mit dieser heillosen Waare streng verboten; allein wer weiß nicht, daß verbotene Frucht nur um so süßer schmeckt. Für das erste Glas Branntwein erhandelt man leicht einen schwarzen Fuchs; für das zweite ist der Tschuktsche bereit, das Dreifache zu geben; doch zähmt gewöhnlich die Furcht, durch die Berauschung des lüsternen Wilden verrathen zu werden, die Gewinnsucht. Nachdem man die Felle in Zimmer **) getheilt, in Felleisen eingenäht, und Mammuthknochen ***) eingehandelt, beladen die Kaufleute ihre Pferde und eilen über die gefrornen Moräste zurück, bevor die Rinde unter dem Moose aufthaut, um bei dem Schlusse des Jahrmarktes

*) Den Russen ist es verboten, Waffen an die Tschuktschen zu verkaufen.

**) Ein Zimmer bekanntlich 40 Felle.

***) Es werden jährlich nicht weniger als 2000 Pud Mammuthknochen ausgeführt, und das Pud in Jakutsk mit 25 Rubel ungefähr verkauft. Es ist zu bemerken, daß die Hauzähne dieser ungeheuren Säugethiere größtentheils in vertikaler Lage gefunden werden, und oft aus der Erde hervorstarren, daher sich vermuthen läßt, daß dort ganze Mammuthgerippe in natürlicher Stellung begraben liegen. — Unweit der Kolüma findet man außer dieser Elephantenart, auch die Knochen anderer ähnlicher Thiere. Unter andern haben die dortigen Einwohner die Hörner des Rhinoceros zu Klauen eines großen Vogels erhoben, welcher vormals ihr Land verwüstet haben soll.

zu Jakutsk einzutreffen, wo sie im Julius bei ihren Frauen und Verwandten anlangen.

Doch kehren wir zu den Ufern der Kolüma zurück, wohin wir die kühnen Wanderer auf ihrer Handelsfahrt begleitet haben. Das Aeußere der an diesem Flusse liegenden Städtchen — wenn sie anders diesen Namen verdienen — läßt nicht viel erwarten. Längs dem flachen Ufer liegen einige zehn Häuser ohne Höfe, ohne Nebengebäude, weil man dort weder Viehzucht noch Landwirthschaft treibt; eine kleine hölzerne Kirche, ein Magazingebäude für Korn und Salz, hie und da Jurten — Dieß ist Alles was man Kolümsk nennt. Hiezu füge man noch ausgespannte Netze zum Trocknen, dünne Stäbe mit daran aufgespießten Fischen, hin und wieder ein Mensch, überall eine Menge umherlaufender Hunde — so ist das ganze Gemälde fertig. Aber auch in dieser traurigen Einöde des gleichsam aus der Welt verstoßenen Kymerierlandes wohnen Menschen mit Wünschen und Leidenschaften, mit Freude und Lust im Herzen. Je seltener dort Reisende sind, ein desto größeres Fest ist ihre Ankunft. Die Anwohner der Kolüma sind sehr gastfrei, und die Schönheit und Gefälligkeit der dortigen Mädchen wird hoch gepriesen. Der Schlaf, oder richtiger die Schlafsucht, muß in einer Gegend, wo der ganze Winter in einer ununterbrochenen Nacht besteht, nothwendig den größten Theil der Zeit einnehmen. Aus Sparsamkeit schläft man gewöhnlich bei Tage, da in der Nacht das Nordlicht leuchtet und die Oellampe ersetzt. Nachdem man die weichen Federbetten oder die mit Daunen gefüllten Decken verlassen hat, sammelt man sich um den Ssamowar (Theekessel) den man den Abgott der Ssibirier nennen kann; trinkt Thee, wozu man den Zucker abbeißt, und fängt aus langer Weile an, Verwandte und Bekannte durch die Hechel zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Einen Monat später ungefähr wurde er vor den Gouverneur geladen, der ihn von jener Anklage unterrichtete und hinzusetzte: „Auf diese Anklage hin, Kei Damang, verurtheile ich Dich zu einer Strafe von zweihundert spanischen Thalern.“ Kei Damang betheuerte seine Unschuld, bat um genaue Untersuchung, und erklärte sich bereit jede Strafe zu leiden, wenn seine Behauptung unwahr befunden würde. „Mein Spruch,“ entgegnete der Gouverneur, „ist unwiderruflich, schicke das Geld Morgen früh zu mir.“ Kei Damang begab sich nach seinem Schiff, versammelte daselbst alle Nakhodas, die mit ihm gekommen waren, und trug ihnen den Fall vor. Diese riethen ihm sich bei dem Minister zu beschweren, und auf ihr Zeugniß zu berufen, da sie wohl wüßten, daß er den Nakhodas, Satia und Dugam die Fahrt nach Bengalen untersagt habe; sollte der Gouverneur dennoch auf der Strafe bestehen, so wären sie bereit sie ihm tragen zu helfen. „Die Beschwerde beim Minister,“ sagte Kei Damang, „scheint mir nicht gerathen, denn die Kompagnie würde sie als Widersetzlichkeit gegen ihre Autorität ansehen. Nur um euch, meinen Freunden, zu zeigen, wie ungerecht die Gewalt gegen mich verfährt, machte ich euch mit der Anklage bekannt; mein Gewissen spricht mich von jedem Vergehen gegen die Kompagnie, den Sultan und die Obrigkeit von Samangka frei, und stünde selbst mein Leben auf dem Spiele, so würde ich nur dem Allmächtigen meine Sache anheimstellen und seinem Schutz vertrauen; am besten ist es also ich bezahle die Strafe sogleich.“ Die Nakhodas schossen hierauf 150 Thaler unter sich zusammen und übergaben sie Kei Damang, der die fehlenden 50 hinzulegte und dem Gouverneur die Summe einhändigte, der ihm nun befehlen ließ sogleich abzureisen. Vier holländische Soldaten nebst einem Korporal und dessen Weib, die der Gouverneur zu Bewachung der Flagge der Kompagnie nach Samangka schickte, mußten ihn auf der Rückfahrt begleiten. Nach seiner Ankunft baute Kei Damang diesen Soldaten, mit Hülfe der übrigen Malayen eine befestigte Wohnung, wozu sie nicht nur die Kosten ganz allein tragen mußten, sondern auch noch Vieles von dem herrischen Benehmen des Korporals zu dulden hatten, dessen Uebermuth so weit ging, daß er einst vier Malayen peitschen ließ, weil sie ein Hühnerhaus, das er zu fertigen befahl, nicht schnell genug vollendeten. Drei Monat später trafen überdieß noch acht holländische Soldaten nebst einem verheiratheten Sergeanten ein.

Anderhalb Jahre nach Ankunft dieser Soldaten erschien ein englischer Zweimaster in der Bai von Samangka; der Sergeant berief sogleich den Kei Damang, und auf dessen Frage was seine Vorschrift für einen solchen Fall sey, erwiderte der Sergeant daß er keine andere habe, als die holländische Flagge aufzuziehen. Die Instruktion, sagte Kei Damang, die ich von dem vorigen Gouverneur erhielt, lautete: Jedem Schiff unter welcher Flagge es auch segle ein Boot entgegen zu senden, um es nach einem Ankerplatz zu lootsen, und wenn es salutiren sollte, dieß vom Ufer aus zu erwiedern. Der Sergeant war hiemit einverstanden und man schickte Nakhoda Bujang und den Korporal in einem Canoe mit vier Ruderern nach dem Schiff, die es nach dem Landungsplatz geleiteten, wo der Führer desselben, Kapitän Forrest *) ans Land stieg und sich nach dem holländischen Quartier begab, in dem er von Kei Damang bewillkommt wurde. Am andern Morgen kam Kapitän Forrest wieder nach dem Quartier der Holländer und eröffnete dem Korporal, daß er sich mit Ziegen, Geflügel und andern ihm nöthigen Dingen zu versehen wünsche. Der Holländer verwies den Kapitän

---

*) Dieß war der nämliche Kapitän Thomas Forrest, der später in der Geschichte der orientalischen Schifffahrt, durch seine Reise nach Neu-Guinea im Jahr 1774 und andere nautische Unternehmungen, so bekannt wurde. Er war ein unternehmender und tüchtiger Seemann, doch nicht immer zuverlässig in seinen Angaben, weil er (wie der große Hydrograph Alexander Dalrymple zu sagen pflegte) daß was er wirklich sah, nicht von dem zu unterscheiden wußte, was er sich einbildete zu sehen. Sein Benehmen war oft im hohen Grade excentrisch, wovon viele unterhaltende Anekdoten in Indien erzählt wurden, von denen wir nur folgende ausheben: Auf einer Insel, die er bei Gelegenheit einer seiner Reisen besuchte, hatte er sich zu weit vom Ufer entfernt, und als er die Eingebornen die ihm aufstießen, feindlich gesinnt und geneigt fand sich seiner Person zu bemächtigen, zog er gelassen seine Flöte aus der Tasche und blies eine Melodie von Corelli, welche die Wilden so überraschte und unterhielt, daß sie ihr Vorhaben vergaßen. Immer fort blasend und seine Umgebung im Auge behaltend, ging er langsam rücklings fortschreitend bis zu seinem Boot, wo ihn seine Leute erwarteten.

mit diesem Begehren an Kei Damang als den einflußreichsten Mann des Platzes, worauf Forrest ihn sogleich zu sich entbieten ließ. Nachdem Kei Damang von dem Wunsch des Kapitäns unterrichtet war, wendete er sich an den Korporal und Sergeanten und fragte sie um ihre Meinung. „Die Sache," erwiederten diese „geht uns nichts an, doch könnt Ihr dem Kapitän einen Dienst erweisen, so steht ihm bei, so weit Eure Kräfte es erlauben." Kei Damang versprach das Mögliche zu thun, mit dieser Zusicherung entfernte sich der Kapitän, und um ganz sicher zu gehen, fragte Kei Damang den Sergeanten noch einmal besonders um seine Meinung, der ihm die Versicherung wiederholte daß die Sache von keinen Folgen seyn könnte, und er den Kapitän immerhin unterstützen möge. Kei Damang traf nun die nöthigen Anstalten, und binnen zehn Tagen verließ Kapitän Forrest vollkommen befriedigt, die Bai von Samangka.

Vier Tage nach dessen Abreise kam Si-Talib *) von Bantam an; er war nach Bengalen bestimmt, was er wegen widriger Winde nicht erreichen konnte, weßhalb er zu Samangka landete. Er ließ Kei Damang zu sich rufen und eröffnete ihm, daß er von dem Gouverneur Poer (dieser war dem von Kei Damang sogenannten Sambirik an seine Stelle zu Bantam gefolgt) mit einer Ladung Reiß nach Bengalen abgeschickt sey; „ich bin angewiesen" sagte er, „wenn ich Bengalen nicht erreichen sollte, in Croee zu landen und meine Ladung dort abzusetzen, und sollte auch das nicht gelingen in Samangka vor Anker zu gehen. Ich werde nun, wie mein Befehl lautet, Dir die Ladung übergeben, da ich Befehl habe, sie auf keinen Fall nach Bantam zurückzubringen." Kei Damang berief auf der Stelle alle Rathodas zusammen, und befragte sie um ihre Meinung. Sie waren sämmtlich in Verlegenheit, da die 10 Kopans (8000 Gallonen) Reiß von schlechter Beschaffenheit und durch den Kornwurm beschädigt waren **), man kam endlich dahin überein, einen Theil der Waare nach mehrern Plätzen an der Samangkabai zu verführen um den Preis des Restes bestimmen zu können, und so wurde endlich nach 3 Monaten, welche Si-Talib in Samangka zubrachte, die ganze Ladung verkauft.

---

*) Der alte Feind Kei Damangs, der ihn auch bei dem holländischen Gouverneur wegen der nach Bengalen ausgelaufenen Schiffe verschwärzt hatte.

**) Der Reiß von Java und Balli ist durchgängig von geringer Güte, schlecht von den Hülsen gereinigt und hat viel Bruch unter seinen Körnern; er kann folglich bei einem Volke das diesen Artikel selbst baut, außer in Mißjahren, nicht gesucht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. B. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

Zwei Werke liegen uns in den obenangezeigten Schriften vor, die unter den vielen Ausflügen, Wanderungen, Skizzen und Reisebeschreibungen in und über Spanien, einer vorzüglichen Erwähnung verdienen, und eben so viel zur Bereicherung der Völkerkunde als zur Kenntniß des Staatshaushaltes einer Nation beitragen werden, die einst unter den Völkern Europa's den ersten Rang einnahm, und nun zu einer wahren politischen Nichtigkeit herabgesunken ist. Während der Wahn und Aberglaube finsterer Jahrhunderte durch erleuchtetere Ansichten verscheucht wurde, scheint er unter jenem paradiesischen Himmelsstriche Schutz und Aufenthalt gefunden zu haben; während die Nationen dieses Welttheils, mehr oder minder gewaltsam, von den Ereignissen der Zeit fortgestoßen, ihre Schritte vorwärts richteten, zogen über Spanien alle Erschütterungen fruchtlos hin, und eine der herrlichsten Nationen blieb in einem beklagenswerthen Stillstande weit hinter allen übrigen zurück. Mit geheimem Grauen sieht man, wie die bösen Mächte des Fanatismus und der absoluten Gewalt die größten Anlagen der menschlichen Natur herabzuwürdigen und zu verderben vermögen.

Nachdem der Verfasser des zuerst angeführten Werkes die physischen Verhältnisse Spaniens, dessen Lage, Klima, Städte, Monumente, die Lebensart der Einwohner und ihre Krankheiten abgehandelt hat, beschäftigt er sich in der größern Hälfte seiner Schrift mit jenem moralischen Leiden, das weit gewaltiger, ansteckender und unheilbarer ist als alle andern — mit den Uebeln des Aberglaubens und des Despotismus, die durch zahllose Legionen von Mönchen in dem gesegneten Spanien so sorgfältig gepflegt und unterhalten werden. Die spanische Geistlichkeit in ihrem Verhältnisse zur pyrenäischen Halbinsel nimmt den größten Theil des Buches ein, wie sie in der Wirklichkeit auch des größten Theils des spanischen Bodens sich bemächtigt hat. Es ist ein schmerzvolles, aber anziehendes Gemälde, ein Volk zu sehen, das so groß, so mächtig, so voll moralischer und physischer Kraft seyn könnte, und von dem Gewürme des Mönchthums zu einem Gerippe abgezehrt wird, während die rohe Gewalt des Despotismus jeden Funken von geistigem Leben erstickt.

Unter den vielen merkwürdigen Zügen, die der Verfasser gesammelt hat, um den Einfluß nachzuweisen, den kirchliche und königliche Tyrannei auf den Charakter des spanischen Volkes ausüben, müssen wir nur folgende hervorzuheben uns beschränken:

„Drei Viertheile des Grundeigenthums in Spanien (die Güter der Geistlichkeit miteinbegriffen) bestehen in unveräußerlichen Majoraten, so daß eine ungeheure Bodenfläche in todter Hand und der allgemeinen Betriebsamkeit entzogen bleibt. Daher die erstaunliche Ungleichheit des Vermögens, die großen Massen der Bevölkerung, die zur ewigen Armuth verurtheilt sind; daher die unermeßlichen Grundbesitzungen, die auf das Schlechteste angebaut sind, daher allerorten das tiefste Elend. Dieser Gesetzgebung verdanken es die Töchter der reichsten Häuser, daß sie äußerst arm bleiben, aber auch, daß man es ihnen so leicht als möglich macht, um unter die Haube zu kommen. Jedes zwölfjährige Mädchen kann einen jungen Menschen, sobald er nur das vierzehnte Jahr erreicht hat, zwingen, es zu heirathen, wenn es beweisen kann, daß er bereits die Rechte des Gatten von ihr genossen, oder ihr ausdrücklich seine Hand versprochen, oder auch nur auf irgend eine Art zu verstehen gegeben hat, sich mit ihr zu verbinden. Den Beweis hat die Heirathslustige vor dem Generalvikar der Diözese zu führen. Dieser läßt den Angeklagten fest nehmen und bestimmt, ob die Klage gegründet ist oder nicht."

„Kaum hat das Kind zu reden angefangen, so bemächtigt sich seiner der Geistliche, um es sein ganzes Leben hindurch nicht mehr aus seiner Hand zu lassen; von der frühesten Jugend an wird es nach dem Sinne des Klerus bearbeitet und zugeschnitten. Erst wenn er davon allen möglichen Vortheil gezogen, gönnt er ihm das Glück, in einer Franziskanerkutte begraben zu werden. Gleich bei der Geburt des Kindes wird ihm zu seinem Schutze ein Skapulir angehängt. Wird es gefährlich krank oder haben seine Eltern schon mehrere Kinder durch den Tod verloren, so steckt man es bis zum Alter der Todsünde (im siebenten Jahre) in eine Mönchskutte, so daß man in den Straßen von Madrid und in mehrern andern Städten drei- oder vierjährige Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner spielen sieht."

Interessante Anekdoten giebt der Verfasser von den Ablässen und Kreuzbullen (la cruzada), durch die für alle Arten von Sünden Vergebung ertheilt, die Lebendigen geradenwegs ins Paradies gewiesen und die Verstorbenen aus dem Fegfeuer erlöst werden.

„Im Anfange des Jahres 1826," so erzählt der Verfasser, „nahm Ferdinand VII Bullen für sich, für seinen Vater, seine Mutter und seine zwei ersten Frauen, und außerdem noch zwei andere, die er Einem aus seiner Umgebung zeigte, mit der Frage: „Für Wen glauben Sie wohl, daß diese sind?" — „Ich kann es nicht errathen." — „Diese da," sagte der König, „ist für Vinnessa (den Beichtvater des Königs, der am

5 Mai 1821 im Gefängnisse ermordet worden war) und diese hier ist für den armen Teufel Riego, der sich wie ein Dummkopf (un tonto) erhenkt hat."

Man findet in dieser Schrift, wie die Sammlungen der Bettelmönche der Rosenkranz, die Prozessionen, die Heiligenbilder und Reliquien, die man auf öffentlichem Markte ausstellt oder in die Häuser trägt, um sie küssen zu lassen, hunderterlei Anlässe geben, von dem Volke Geld zu erpressen und seine Fähigkeiten zu unterdrücken. Selbst die Hinrichtungen werden von den Geistlichen zu einer Auflage benutzt. Am Morgen einer solchen Exekution durchlaufen die Mitglieder der Bruderschaften mit einem Glöckchen in der Hand die Straßen der Stadt, und sammeln Almosen, um für die Seele des armen Sünders Messe lesen zu lassen. Zu gewissen Tagen sieht man vor den Kirchthüren Leute mit Opferkästen, auf denen eine Seele im Fegfeuer, nämlich das Bild eines Weibes, das bis an den Gürtel in Flammen sitzt, abgemalt zu sehen ist, mit der Umschrift: „Hoy se sacca animas" (heute erlöst man Seelen aus dem Fegfeuer).

Nachdem der Verfasser sich über die knechtische Unterwürfigkeit des Volkes gegen Mönche und Geistliche, über deren Anzahl und Reichthum geäußert hat, verbreitet er sich auch über die Verwaltung, wobei er mit folgender Bemerkung schließt: „Das Volk überläßt das irdische Gut Denen, die für sein ewiges Heil sorgen. Das Volk wird stets als ein Haufe von Sündern behandelt, als sündig gegen den König und besonders als sündig gegen Gott; alle Beziehungen, in die man mit ihm tritt, alle Lasten, die man ihm auflegt, haben nur den Zweck, ihm für die wohlverdiente Strafe Gnade widerfahren zu lassen."

Im Verfolge seines Werkes theilt der Verfasser seine über Spaniens Gesetzgebung, Finanzen, Unterrichtsanstalten, Volkssitten u. s. w. angestellten Beobachtungen mit, die einer umständlicheren Erwähnung vorbehalten werden müssen, als es in dieser literarischen Anzeige möglich ist.

Das zweite Gemälde, das uns von Spaniens gegenwärtigem Zustande vorgelegt wird, rührt von einem Engländer her, der den größten Theil Spaniens, wie die meisten seiner Landsleute auf ihren Reisen zu thun pflegen, mehr durchflogen als durchwandert hat. Sein Werk ist das Resultat eines Aufenthaltes von wenigen Monaten, aber dessen ungeachtet nicht ohne mannichfaltiges Interesse. Inglis betrat den spanischen Boden von Frankreich her. Gleich auf den ersten Blättern seines Buches finden wir die Schwäche der Regierung mit scharfen Zügen bezeichnet.

„Aus zuverlässiger Quelle hörte ich zu Madrid, daß jeder der größern Postwagen in Spanien, mit Ausnahme dessen, der von Barcelona nach Perpignan geht, den Straßenräubern ein gewisses Schutzgeld entrichten muß. Diese Uebereinkunft war Anfangs mit einigen Schwierigkeiten verbunden; ich erhielt darüber Mittheilungen von Jemand, der bei der Unterhandlung zwischen der hiezu von dem Postwesen beauftragten Person und dem Repräsentanten der Banditen zugegen war. Der Abschluß des Vertrages betraf insbesondere die Postwagen zwischen Madrid und Sevilla; man hatte von Seite der Räuber Nichts gegen die angebotene Summe einzuwenden; aber eine andere Schwierigkeit erhob sich. „Ich habe Nichts gegen die vorgeschlagenen Bedingungen zu sagen," meinte der Unterhändler der Banditen, „und ich kann gegen ordentliche Räuber volle Sicherheit versprechen, doch mich nicht verantwortlich machen, wegen der kleinen Heckenritter (Ladrones de ninguna consideracion). Was uns betrifft, wir halten gewissenhaft jede eingegangene Verbindlichkeit; doch diese gemeinen Spitzbuben haben keine Ehre im Leibe." Indeß begnügten sich die Eigenthümer der Postwagen mit der Zusicherung, daß sie von den großen Straßenräubern unbehelligt bleiben sollten, und der Vertrag wurde geschlossen. Doch bald darauf wurden die Wagen von den kleinen Räubern angegriffen und geplündert; Dieß führte zu einer neuen Uebereinkunft, die sich seitdem von gutem Erfolge gezeigt hat. Einer der Räuberanführer begleitet nämlich den Wagen auf seiner Fahrt, und scheucht die Räuber von geringerem Range durch seinen Namen und sein Ansehen zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Während der letzten Unruhen zu Paris hörte man unter den Volkshaufen folgende Strophe eines Liedes singen:

Ciel! que vois-je? une race impie
Des prêtres nourris de forfaits.
Prêchant le meurtre et l'infamie
Au nom de Dieu qui veut la paix;
Ah! c'en est trop; point de clémence.
La pitié nous rendrait cruels;
Écrasons-les sous leurs autels,
Et nous aurons sauvé la France.

*

Die Dampfwagenfahrt in England gewinnt täglich mehr Fortgang. Auf der Lancaster Eisenbahn wurde in vergangener Woche ein neuer Dampfwagen, der Phönix, in Gang gebracht, der zwölf andere Wägen mit ungefähr dreihundert Personen mit sich führte und achtzehn englische Meilen in einer Stunde zurücklegte. Einen Tag darauf lief ein zweiter Dampfwagen, die Union, nach Newton, und durchflog an manchen Stellen der Eisenbahn in einer Stunde fünf und dreißig bis vierzig englische Meilen. Beide Maschinen sind von einer sehr verbesserten und äußerst einfachen Konstruktion, und zu Bolton verfertigt.

*

Ueber den Erfolg von Burney's Gesandtschaft an den Hof von Awa (s. Ausland, Nr. 48, S. 372) sind günstige Berichte eingegangen. Major Burney steht mit den Ministern des Burmesenkönigs, die öfters bei dem englischen Gesandten speisen, im besten Vernehmen. Der König giebt ihm drei bis vier Mal monatlich Audienz und beschäftigt sich sammt seinem ganzen Hofe jetzt angelegentlich, aus einem zwanzig Fuß breiten und vierzehn Fuß hohen Marmorblock ein Denkmal der freundschaftlichen Verbindung beider Reiche errichten zu lassen. Die Gnade des Monarchen ging sogar so weit, daß er dem Major den Titel Maha Zaya Radscha Naauratha verlieh, was so viel ist, als: „mein großer, siegreicher und edler Sohn." Hiemit ist das Recht verbunden, eines Wundarzts Schultergehenk von neun goldenen Ketten zu tragen. Es giebt nur zwei höhere Stufen des Ranges noch in diesem Königreiche als der erwähnte. Bei einem unlängst von einem der birmanischen Minister veranstalteten Balle erschien dieser mit einem Schultergehenke von elf Ketten. — Major Burney hegt große Hoffnung, daß die Abgaben, welche bis jetzt auf den Handelsleuten und Schiffen, die Awa verließen, lasteten, wenigstens durch bestimmtes Regulativ festgesetzt werden, da die untern burmesischen Beamten gegen fremde Kaufleute sich jede Bedrückung zu erlauben pflegten.

*

Zu Paris hat man endlich — was im Grunde genommen schon längst der Fall war, ohne daß man es sich gestehen will — aus der Juliusrevolution (ein Chartenspiel war sie schon längst) — ein Kartenspiel gemacht. Man spielt jetzt das „Jeu des Barricades" nicht mehr um Blut, sondern um Geld. Man weiß nicht, soll man es für bittern Spott oder für komischen Ernst nehmen, wenn man ein Blatt, wie den National, bei Erwähnung dieser abgeschmackten Profanation, hinzufügen hört: „Es ist in dieser Erfindung eben so viel Abwechslung als Vergnügen, vorzüglich aber viel Patriotismus und Interesse."

Witzstacheln des Figaro.

Herr Persil will zu Guazacoalco eine Kolonie von Generalprokuratoren gründen, die den Namen Persipolis führen soll.

*

Die Konferenz zu London ist ein Pandämonium unter dem Vorsitze des hinkenden Teufels (Anspielung auf Lesage's Diable boiteux und Talleyrand.)

*

Es ist allen Völkern verboten, frei seyn zu wollen, bei Strafe der Diplomatie.

*

Zur Vergeltung der von Don Miguel erlittenen Schmach, für die geplünderten, gepeitschten und gehenkten Franzosen hat Herr Sebastiani — ein Schiff mit Pomeranzen wegnehmen lassen. Gewiß die Rache muß süß seyn für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

*

Der Friede um jeden Preis kostet uns freilich 1500 Millionen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 188. 7 Julius 1831.

Scenen aus Ssibirien.

(Fortsetzung.)

Wenn die Kaufleute zu Kolümsk angelangt sind, so beginnt daselbst ein wahres Karnaval. So theuer auch dort berauschende Getränke sind, so folgen doch nach dem Schmause Trinkgelage, daher auch nur wenige sich bereichern, obgleich der Tauschhandel ungemein vortheilhaft betrieben wird. Gesänge und Spazierfahrten füllen die übrige Zeit, und bei diesen Fahrten mit Hunden geschieht es nicht selten, daß eine ganze muntre Gesellschaft mit ihren Frauen und Töchtern unwillkürlich in die Hetze eines weißen Bären verwickelt wird.

Oft nämlich gewahren die Hunde einen Bären, der von Hunger getrieben, gesäuerte Fische in den Gräben nahe bei dem Städtchen zu erbeuten sucht. Durch ihre Menge ermuthigt stürzt sich alsbald die ganze Schlittenvorspann auf das Wild; kein Zuruf wird mehr gehört, kein Zügel mehr gefühlt. Im Windesflug geht es dem zottigen Räuber nach; er wird erreicht, umringt, gezauset; den Schrecken, das Geschrei, die Verwirrung kann man sich vorstellen. Fast immer endigt sich jedoch diese Jagd glücklich, weil die Hunde den Bären in dem Schlittengeschirr wie in einem Netze verwickeln und auf den Schnee niederwerfen, so daß die Männer nichts weiter zu thun haben, als das Thier mit den kleinen Lanzen zu erstechen, welche bei den schwankenden in Riemen eingehängten Schlitten als Stützen gebraucht werden. Wenn nun die aus dem Schlitten geworfenen und gequetschten Personen sich wieder zusammen gelesen haben, geht die Fahrt nach Hause zurück zum Ssamowar, zum Tabak und Branntwein — drei Dinge, in die man dort mit unglaublicher Leidenschaft verliebt ist. Der Kalümaer, der bei Tisch kein Brod hat, und sogar beim Thee getrocknete Fische oder Jukola statt des Zwiebacks genießt, giebt Alles hin, um Branntwein zu trinken, obgleich derselbe theurer ist als Mehl. *) Die dortigen Frauen sind bereit, ihre letzte Parka, **) für etwas Thee und ein Stück Zucker hinzugeben. Tabaksdose und Pfeife kommen nicht aus den Händen der nördlichen Ssibirier; erstere ist leider unter den Russen sowohl bei Männern als Frauen im Gebrauch, letztere mehr unter den wilden Volksstämmen.

Aber nicht ewig liegt der Winter auf den gefrornen Morästen des Nordpols. Der Sommer erscheint gleich einem Zugvogel; zwar ist er kurz, aber um desto schöner. Die Natur, welche dieser Gegend Getreide, Küchengewächse und jede Art von arbeitenden und Hausthieren entzogen hat, entschädigt sie dafür im Sommer durch große Schaaren von Zugvögeln, welche man zur Zeit des Mauserns zu Tausenden in Netzen fängt, wobei zugleich eine zahllose Menge von Eyern gesammelt wird. Die Flüsse füllen sich mit schmackhaften Fischen in unglaublicher Menge und die wilden Rennthiere liefern Fleisch für das ganze Jahr. Bei der Jagd dieses nützlichen Thieres, das die wahre Vorrathskammer der Lebensbedürfnisse für die Bewohner des dürftigen Nordens bildet, geht man auf folgende Weise zu Werke.

Ssibirien ist reich an verschiedenen Arten von Hirschen. Es giebt dort wirkliche Hirsche und Elennthiere, die von den Engländern Elk von den Amerikanern Moose-deer genannt werden, und deren Geweihe bei den Chinesen in hohem Preise stehen, und endlich die eigentlichen Ssibirischen Hirsche oder Rennthiere. Diejenigen der letztern, die in bergigen Gegenden leben, weiden im Winter in den Thälern und fliehen bei der Sommerhitze vor Mücken und Bremsen auf die Schneegipfel der Berge; diejenigen aber, welche in Wäldern leben, ziehen im Sommer weiter nach Norden auf die gefrornen Moräste, theils der Ruhe halber, theils wegen des weichen Mooses, ihres Lieblingsfutters. Da die Zeit, wo die Rennthiere wandern, allen Bewohnern an der Kolüma und in den umliegendenden Hordenlagern bekannt ist; so versammeln sie sich in kleinen Booten aus Baumrinden, Wietka genannt, an der Stelle der Kolüma, wo die Rennthiere gewöhnlich durchzuschwimmen pflegen, weil diese Thiere immer auf einer und derselben Fährte ziehen. Im Grase versteckt oder in den Booten liegend erwarten die Jäger ihre Beute. Mit Tagesanbruch hört man die Tritte der zahllosen Heerden. Das voranziehende Rennthier oder der Führer

*) Ein Pud Roggenmehl kostet dort 18 Rubel, ein Stof Branntwein 25 Rubel.

**) Die Parka ist ein Pelz aus Rennthierfellen wie ein Hemd genäht. Die Ostiaken machen die Parka auf zweierlei Art, mit dem Haar nach oben und nach unten, mit einer Kappe und Fausthandschuhen. Die Jakuten und Kamtschadalen machen sie immer mit den Haaren nach unten. Die fleischige Seite des Felles wird mit Erlenrinde geräuchert, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen; unten wird der Pelz mit Zobel besetzt oder mit einem seidenen Streifen eingefaßt.

der Heerde läuft allein zum Flusse, schüchtern blickt es umher, horcht, schnaudt, zieht den Wind ein — alles ist still und unbeweglich. Ohne eine Gefahr zu ahnen, kehrt es zur Heerde zurück, die sich nun anschickt, über den Fluß zu gehen. Munter setzen die Rennthiere in's Wasser und schwimmen stolz mit zurückgeworfenem Geweih dem jenseitigen Ufer zu. Wenn ein Paar Tausende bereits im Flusse sind, stürzen sich die Jäger von allen Seiten mit furchtbarem Geschrei in die Mitte der Heerde, während die im Hinterhalte liegende Schaar den übrigen Rennthieren in den Rücken fällt und sie in den Fluß treibt. Nun beginnt das Schlachten. Die Boote umzingeln rasch die Heerde, schneiden sie von den Ufern ab, und zwingen sie stromanswärts zu schwimmen. Die kühnsten Jäger stürzen sich in das dichteste Gedräng der Thiere und tödten sie rechts und links mit kleinen Lanzen, die sie ihnen nahe bei dem hintern Schenkel in die Leber oder in die Lunge stoßen. Die getödteten Rennthiere werden von der Strömung fortgetrieben, aber von den unterhalb aufgestellten Booten an's Ufer geflößt. Die verwundeten Rennthiere flüchten auf die Sandbänke, wo sie erschöpft vom Blutverluste und Schwimmen niederfallen. Es muß hier bemerkt werden, daß die getödteten Rennthiere unter allen Jägern zu gleichen Theilen vertheilt werden, die auf den Sandbänken verendeten aber gehören nur dem, der sie verwundet hat; diesem Herkommen zufolge wissen einige Jäger den Stoß so zu berechnen, daß das verwundete Thier nur bis zum Ufer und nicht weiter kommt. Indeß hat die Strömung die ganze Gruppe von Jägern und Thieren weiter abwärts getrieben; doch der Kampf dauert fort unter wildem Freudenjubel, aber nicht immer gefahrlos. Manches Rennthier, die Gefahr erkennend, wirft sich auf die Seite und stürzt durch einen heftigen Stoß seiner Hinterläufe das Boot um. Manche Jäger stürzen in der Jagdhitze selbst aus den Booten. Endlich macht die Ermüdung dem Kampf ein Ende, der erst im Herbst bei der Rückkehr der Rennthierheerden wieder auf gleiche Weise erneuert wird. Das Gehirn und die Zunge der Rennthiere gelten in Kolümsk für die größten Leckerbissen und werden als das köstlichste Gericht nur sehr geehrten Gästen vorgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Diese Zeit benützte Si-Talib zu einem Komplot gegen Kei Damang, er wendete sich deßhalb an den Sergeanten Raus *) dem er eröffnete, wie er gern seinen Wohnsitz in Samangka aufschlagen würde, wenn er nicht alle Gewalt in den Händen des Kei sehen müßte; er machte deßhalb dem Sergeanten den Antrag, sich mit ihm zum Sturz dieses Mannes zu verbinden; sie beide vereint könnten dann die Verwaltung des Landes übernehmen, wobei sie gewiß gute Rechnung finden würden. „Um dieß zu bewerkstelligen," fuhr Si-Talib fort, darfst du dann nur einen Brief an den Gouverneur von Bantam schreiben, worin du berichtest daß Kei Damang troß aller deiner Vorstellungen, Pfeffer an die englischen Schiffe verkauft, welche von Zeit zu Zeit hier landen und sie überhaupt auf jede Weise unterstützt. Berufe dich dreist auf mich, schicke jedoch den Brief erst nach meiner Abreise fort, doch so, daß er einige Tage später als ich in Bantam eintrifft." Der Sergeant willigte ein, und zehn Tage nach Si-Talibs Abreise schickte er sein Weib der er den Brief übergab, mit einem gerade segelfertigen Praw das eine Ladung Pfeffer führte, nach Bantam an den Gouverneur. Nach Empfang des Briefes sandte dieser sogleich nach Si-Talib, der den Bericht des Sergeanten bestätigte und auf die Frage des Gouverneurs, warum er nicht selbst bei seiner Rückkehr von Samangka die Anzeige gemacht habe, sich damit entschuldigte, daß er gefürchtet habe man möchte ihn für einen Verläumder halten.

Mit den zurückgehenden Schiffen schickte der Gauverneur das Weib des Sergeanten, und noch drei holländische Soldaten nach Samangka. Einen Monat nach ihrer Ankunft bemerkte Kei Damang einen Zweimaster, der sich der Bai näherte; er begab sich zu dem Sergeanten und fragte ihn, für was für ein Schiff er das ankommende halte und ob seine Vorschrift erlaube, im Fall es Anker werfen und durch einen Kanonenschuß salutiren sollte, diese Höflichkeit zu erwiedern. Der Sergeant sagte er wisse von nichts, und der Gruß möge unterbleiben. „Wer weiß," setzte er hinzu, „woher das Schiff kommt, man muß sich gegen solches Volk nichts vergeben." Sobald das Schiff so nahe kam, daß man die holländischen Farben unterscheiden konnte, bestieg der Sergeant sogleich ein Boot und fuhr ihm entgegen, um den Kapitän willkommen zu heißen. Als das Schiff vor Anker lag, grüßte es durch einen Kanonenschuß und der Kapitän stieg ans Land. Hier fuhr er Kei Damang, der ihm entgegen kam, zornig an und fragte warum sein Gruß nicht erwiedert worden sey; „dünkst du dich," setzte er hinzu, „einen Mann von mehr Ansehen als ich, daß du meine Höflichkeit nicht zurückgibst?" Kei Damang entschuldigte sich mit dem Verbot des Sergeanten, was jedoch dem Kapitän der sich sehr aufgebracht nach seinem Schiff begab, nicht genügte. Am folgenden Morgen kam er wieder ans Land, und ließ alle Malayen zusammen rufen, in deren Gegenwart er dem Kei Domang befahl, diese Leute sogleich zu Errichtung eines verpallisadirten Forts anzustellen, welches in der von ihnen bewohnten Gegend errichtet werden solle, und wozu er selbst den Platz absteckte und den Plan entwarf. Den folgenden Tag schlug der Kapitän dem Kei Damang vor, in seiner Gesellschaft die Gränzmarken zu untersuchen, welche das englische Gebiet von dem der holländischen Kompagnie scheiden. Sie fuhren in zwei Booten ab, in einem der Kapitän, im andern Kei Damang mit zweien seiner Söhne, Bujang und Bantan; bei ihrer Ankunft gab der Kapitän Befehl den englischen Gränzstein auszuheben, von dem er die Inschrift (wahrscheinlich auf einer Metallplatte eingegraben) zu sich nahm. Bei der Rückfahrt stieg der Kapitän in Kei Damang's Boot, dem er, als sie in die Nähe seines Schiffes kamen, vorschlug sich dort einige Stunden zu unterhalten. Kei Damang nahm den Vorschlag an und ging mit seinen Söhnen an Bord. Sergeant Raus, der vom Ufer aus beobachtete was vorging, lief sogleich zu den beiden zurückgebliebenen Söhnen Kei Damangs, Nakhoda Lella

*) Dieser Raus oder wahrscheinlicher Roose, wird früher im Manuskript durchgängig als Korporal aufgeführt. Man muß daher annehmen, daß hier entweder ein Schreibfehler eingeschlichen ist, oder daß Raus später zum Sergeanten befördert wurde.

und La=uddin, und sagte zu ihnen: „Kommt, laßt uns euern Vater und eure Brüder, die auf dem Schiffe sind, abholen.“ Beide bestiegen ohne Widerrede ein Kanoe, auf dem er sie nach dem Schiff führte. Als Nakhoda Lella an Bord stieg verlangten der Kapitän und der Sergeant, er solle seinen Kris ablegen; Lella weigerte sich und sagte, daß er ihn sogar im Fort zu Bantam tragen dürfe, und es ihm also wohl auch hier erlaubt seyn würde. Kei Damang den der Wortwechsel herbeigelockt hatte, bat seine Söhne zu gehorchen, worauf Beide ihre Kris abgaben. Sie folgten hierauf ihrem Vater nach der Kajüte, wo der Kapitän zu Kei Damang sagte: „Du und deine Söhne seyd meine Gefangenen, es ist der Befehl des Gouverneurs euch von hier wegzuführen, und nur aus dieser Ursache kam ich nach Samangka.“ Kei Damang erwiederte hierauf nur: „Es war unnöthige Mühe deßhalb ein Schiff zu senden, wo ein schriftlicher Befehl, auf den ich mich sogleich gestellt haben würde, hingereicht hätte.“ Der Kapitän ging nun an's Land, ließ Kei Damangs Haus von den Soldaten besetzen und alle Effekten nach dem Schiff bringen, wozu vier Tage nöthig waren, dann nahm dort der Kapitän mit seiner ganzen Mannschaft sein Quartier. Täglich wurde ein Büffel geschlachtet und sie lebten in Freude und waren guter Dinge.

Kei Damang nebst seinen vier Söhnen wurde indeß am Bord bewacht; ihre Verwandten Nakhoda Darman und Nakhoda Semporna brachten ihnen jeden Tag die nöthigen Lebensmittel, welche jedesmal von der Wache genau untersucht wurden, ehe sie den Gefangenen übergeben werden durften. Eines Tages begab sich Nakhoda Semporna zum Kapitän, dem er ein Geschenk von den eßbaren Nestern des Vogels Lapang=lapang überbrachte und ihn fragte, ob Kei Damang Hoffnung habe mit seinen Söhnen nach Samangka zurückzukehren zu dürfen. Als der Kapitän dieß verneinte, da Kei Damang schwerer Vergehen gegen die Kompagnie und des Einverständnisses mit den Engländern sich schuldig gemacht habe, fuhr Semporna mit Lebensmitteln an Bord, wo er dem Kei die Aeußerung des Kapitäns hinterbrachte. Nach Abfahrt Semporna's traten Bujang und Lella zu ihrem Vater und sagten: „Laß uns keine Zeit mehr mit nutzlosen Träumen über unser Unglück verlieren, theurer Vater, unterstütze uns lieber bei unserm Vorhaben. Wir vier Brüder können nicht länger diese Behandlung ertragen, das Herz bricht uns bei deinen Leiden; unter solchen Umständen ist der Tod dem Leben vorzuziehen, wir sind daher fest entschlossen unsre Wache anzugreifen und bitten dich, unserer Absicht nicht entgegen zu seyn.“ „Meine Söhne,“ erwiderte Kei Damang, „unsre Lage ist noch nicht so hoffnungslos als ihr glaubt; bringt man uns nach Bantam, so wird uns der Sultan schützen, wenn nach Batavia, so können wir den Beistand der Malayen *) ansprechen, und wäre Samarang der Ort unsrer Bestimmung, so würde gewiß der vermalige Gouverneur Sambirik uns nicht Unrecht geschehen lassen.“ „Alles wahr, mein Vater,“ sagten die Söhne, „wenn man uns aber statt nach einem dieser Orte, nach Pulo Damar **) führt, wer würde dort uns schützen? Dort müßten wir Brüder Schiffstaue für die Holländer verfertigen, und Gott weiß, welche Mißhandlungen dich erwarten; bald vielleicht hätten wir deinen Tod zu beweinen. Versage uns also deine Einwilligung nicht; denn es ist besser, diese Holländer schleppen unsere Leichname fort, als daß wir unser elendes Daseyn für die Sklaverei erhalten. Du sollst keinen Theil am Kampfe nehmen, theurer Vater, wir werden Dein Leben mit dem unsrigen beschützen und sollten wir umkommen, so hast Du noch Freunde die Dich und unsre Schwestern nach einem sichern Ort bringen, und Euch beschützen werden.“ Diese Worte preßten dem alten Manne Thränen aus, er konnte nicht widerstehen, und empfahl seine Söhne dem Schutz Gottes und des Propheten; denn die starke gut bewaffnete Wache machte den glücklichen Ausgang des Unternehmens zweifelhaft und ließ ihn Alles für seine Söhne fürchten. Acht Mann befanden sich auf dem Mitteldeck des Schiffes, zwei auf dem Vorderdeck, auf jeder Seite des Hinterdecks am Steuerruder wieder zwei und zwei am Hintertheil, alle mit Musketen bewaffnet.

---

*) Auf den europäischen Niederlassungen werden die verschiedenen Nationen, die daselbst ansässig sind, durch einen aus ihrer Mitte aufgestellten Chef, der den Titel Kapitän führt, vertreten.

**) Eine Insel an der Straße nach Batavia, von den Holländern Edam genannt. Sie war zum Exil für Verbrecher bestimmt, welche daselbst Schiffstaue verfertigen mußten, und unter der Aufsicht eines Schiffskapitäns standen.

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Der Tod eines Matrosen am Bord eines englischen Schiffes.

(Schluß.)

Unter allen Leichenbegängnissen, die ich zur See erlebte, machte keines einen schmerzlichern Eindruck auf mich als jenes, dem ich am Bord des Leander an den Küsten von Nordamerika beiwohnte. Wir hatten auf diesem Schiffe einen jungen Seekadetten von so zarter schwächlicher Leibesbeschaffenheit, daß man ihm auf den ersten Blick ansah, das Seeleben sey nicht sein Beruf. Seine Eltern jedoch, oder vielleicht auch er selbst, waren anderer Meinung, und da er seinen Dienst mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit versah, die über seine Kräfte gingen, so fing er bald an zu kränkeln. Dieser junge Mensch war der Liebling der ganzen Schiffsmannschaft, und die Matrosen sahen ihm nur lächelnd zu wie einem Kinde. Die Offiziere begünstigten ihn auf jede Weise, steckten ihm manchen leckern Bissen zu, und seine Kameraden hatten ihm aus lauter Freundschaft den Zunamen Dolly (Püppchen) gegeben. Ich weiß nicht mehr, von welcher Krankheit er befallen wurde, aber er nahm zusehends ab und erlosch endlich wie ein Licht, dem Sturmwinde ausgesetzt. Er starb am Morgen, und des Abends schon wurde sein Seesarg zubereitet. Ich erinnere mich noch, daß ich während des Tages zu Dolly trat und ihm die Hand auf das Herz legte; ich war erstaunt, ihn noch ganz warm zu finden, so daß ich fest glaubte, den Schlag seines Herzens zu fühlen. Dieß war, wie man leicht denken kann, nur Täuschung; aber ich hatte meinen kleinen Kameraden, der mit mir fast von gleichem Alter war, so lieb, daß es mir eine kindische Freude machte, zu sehen, daß mein Freund, obgleich schon seit mehreren Stunden todt, doch nicht die eisige Kälte und das Zurückschreckende einer Leiche hatte. Die Erinnerung an diesen Vorfall hat mich lange begleitet, und wurde lebhaft erneuert, als ich einst hörte, wie die Spanier den Glauben hegen, daß die Kinder nach ihrem Tode als Engel geradezu in den Himmel fahren, während andere Seelen noch im Fegfeuer schmachten müssen. Die besondern Umstände beim Leichenbegängnisse meines armen Dolly und der Aberglaube, den die Matrosen bei dieser Gelegenheit laut werden ließen, trugen viel dazu bei, mir jene Szene unvergeßlich zu machen. Irgend ein Vorfall verhinderte, daß die Bestattung noch vor Sonnenuntergang vorgenommen werden konnte; der Abend war

außerordentlich düster, und es erhob sich ein Wind, der es nöthig machte, die Raa und Bramsegel einzuziehen. Wir sahen einer stürmischen Nacht entgegen. Da Licht nöthig war, um bei der Feierlichkeit zu sehen, so wurden mehrere Laternen und Signale auf der Hinterschanze und der Schiffsleiter befestigt. Offiziere und Mannschaft waren auf den beiden Schanzen und dem Decke versammelt; das große Segel bis zum Raa hinauf beleuchtet schwoll auf unter dem immer heftigern Winde und ließ uns fürchten, daß wir genöthigt seyn würden, die Feierlichkeit zu unterbrechen, um beizulegen. Die untere Batterie stand schon ganz im Wasser, so daß die Kanonen oft bis an die Halsbänder ins Meer getaucht wurden, so zwar, daß der Korb, in dem der Leichnam lag, schon einige Male von den schäumenden Wogenspitzen berührt wurde, die vorüberzischten. Der Regen fiel auf die entblößten Häupter der Schiffsmannschaft und auf das Gebetbuch des Priesters, und der Wind heulte über uns in den nassen Tauwänden in Tönen, die zu unserm traurigen Geschäfte stimmten.

Das Schiff, heftig hin und her geworfen, krachte vom Schnabel bis zum Spiegel, und vor dem Getöse des Meeres, des Tauwerks und des Windes konnte man kein Wort von dem Gebete verstehen. Die Matrosen schlossen indeß aus einem Winke des Kapitäns, daß der Augenblick da sey, den Körper über Bord zu werfen; allein kaum war Dieß geschehen, als ein so starker Windstoß daherfuhr, daß man den Fall der Leiche nicht hörte; was die Mannschaft zu der Aeußerung veranlaßte, unser junger Freund habe das Wasser nicht berührt, sondern sey auf den Flügeln des Sturmes gerade ins Paradies getragen worden.

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich hat der gewaltsame Tod des Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé, eine gerichtliche Untersuchung veranlaßt, um die Veranlassung desselben zu ermitteln. Die beiden Kammern des obersten königlichen Gerichtshofes zu Paris haben nun in gemeinschaftlicher Sitzung vom 22 Junius nach einstündiger Berathung, unter Vorsitz des ersten Präsidenten, Segne, entschieden, daß durch die eingeleitete Untersuchung keine Spur von Tödtung durch fremde Hand aufgefunden worden, somit kein Verbrechen vorliege, und daher der Prozeß aufzuheben sey. Es bleibt folglich in dieser Sache nur noch die Entscheidung über die angefochtene Gültigkeit des von dem Prinzen hinterlassenen Testamentes übrig.

•

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften trug Herr Corbier über einige von Herrn Rozet in der Umgegend von Algier beobachtete Phänomene vor. Herr Rozet hatte schon zu verschiedenen Malen Gelegenheit, in Frankreich zu beobachten, daß die atmosphärische Luft in einer gewissen Entfernung für das Auge die Eigenschaft besitzt, von einem Gegenstande zwei Bilder zu geben, ungefähr in der Art wie der isländische Spath. Seit seinem Aufenthalte in Algier bot sich ihm dieses Phänomen wiederholt dar, besonders am 27 Junius 1830 im Lager von Staoëli. Gegen 10 Uhr Morgens war der Himmel sehr heiter, das Reaumur'sche Thermometer zeigte 21°. Wenn man die Schlachtlinie, die vor dem Lager gebildet war, betrachtete, so sah man deutlich zwei Bilder. Das Doppelbild war um die Hälfte schwächer, als das eigentliche, aber demungeachtet ganz deutlich zu unterscheiden. Es stand ein Vierteltheil so hoch über den Gegenständen, als diese hoch waren und nur ein wenig seitwärts von ihnen. Dasselbe ließ sich an einzelnen Menschen beobachten; viele Zelte der Algierer, die den Franzosen in die Hände gefallen waren, hatten auf der Spitze eine Kugel von Weißblech mit einem Halbmond darüber. Ueber jeder dieser Kugeln bemerkte man ganz deutlich eine zweite, die auf der erstern aufsaß, so daß man auf den ersten Blick glauben konnte, es seyen deren zwei auf der Zeltspitze befestigt. Diese Luftspiegelung (mirage) läßt sich oftmals am Meeresstrande und in der Ebene von Metidschah beobachten; doch ist es dort nicht vollständig. Herr Rozet sah es in eben so scharfen Umrissen in den Ebenen von Bourgogne. Die umgekehrten Luftbilder sind nie so rein und schwanken sehr merklich. — Wenn in der Umgegend von Algier der Südwind weht, so steigt die Temperatur plötzlich ungemein. Am 17 September v. J. stieg das Thermometer im Schatten bis auf 39°. Man befand sich dann wie in einem Schmelzofen, und Menschen und Thiere vermochten kaum noch zu athmen. Der Geniekapitän Boissel, der an diesen Tagen die Arbeiten in der Vorstadt Babazon leitete, bemerkte, daß Menschen, die betrunken waren, ohne Bewußtseyn zu Boden sanken, diejenigen, die nur halb berauscht waren, konnten es ein wenig länger aushalten, stürzten aber endlich gleichfalls besinnungslos nieder; die nur ein wenig über den Durst getrunken hatten, fühlten heftige Kopfschmerzen und mußten sich niedersetzen. Zum Glück hält dieser Wind niemals länger als 24 Stunden an. Die Eingebornen sind durch ihn gleichen Beschwerden ausgesetzt wie die Fremden. — Am 8 September gegen Abend war die Luft sehr von elektrischer Materie gegen Süden zu angefüllt; der ganze Horizont stand in Feuer, und der Donner rollte ohne Unterlaß. In diesem Augenblicke sah man auf den Spitzen aller Fahnen, die in Algier und auf den benachbarten Forts wehten, eine starke weiße Flamme, die eine halbe Stunde anhielt. Offiziere vom Geniekorps und der Artillerie, die mit entblößtem Haupte auf der Terrasse des Forts Babazon spazieren gingen, waren sehr überrascht, ihr Haar sich gerade in die Höhe richten zu fühlen und an der Spitze eines jeden einen Funken zu sehen. Wenn sie die Hände in die Höhe richteten, so sprühten ihre Fingerspitzen dergleichen Funken aus; senkten sie die Hände, so verschwanden diese wieder. Um sich völlig von der Gewißheit der Erscheinung zu überzeugen, ließen sie einige zehn Soldaten hinaufkommen, an denen sich dasselbe Phänomen mit gleicher Stärke wahrnehmen ließ. So lange das Gewitter dauerte, fühlte Jedermann Nervenzuckungen, eine Ermattung des ganzen Körpers und besonders der Beine.

Der Sultan Mahmud will seine Unterthanen nicht nur europäisch exerziren, sondern auch französisch essen lehren. Bei Alexander Picnot in Paris ist gegenwärtig ein gläsernes Tafelservice mit vergoldetem Bronze ausgestellt zu sehen, das auf Befehl des Großherrn verfertigt und auf hunderttausend Thaler geschätzt wird. Dieß ist das erstemal, daß Konstantinopel für diese Art Luxus Paris zinsbar geworden ist. Der Tafelaufsatz ist 21 Fuß lang und besteht aus neun Abtheilungen, die durch eine einzige Gallerie verbunden sind, welche aus Weinland in griechischem Geschmack gebildet ist. Die Zeichnung dazu wie für die Ornamente, die auf der Platte angebracht sind, wurden nach dem durch Thierry neugeschaffenen griechischen Style entworfen. Die größte Schwierigkeit hiebei lag in dem Umstand, daß die mahommedanische Religion die Abbildung von Menschen und Thieren verbietet, und diese weder in Gruppen noch einzeln angebracht werden durften. Der Künstler Alexander Picnot wußte sich mit Gewandtheit dieser schwierigen Aufgabe zu entledigen. Das Mittelstück des Tafelaufsatzes ist vier Fuß hoch und viereckig. Die große Schaale darauf wird von einem reichen Kapitale getragen, aus welchem acht Arabeskengewinde entspringen. Zu beiden Seiten dieser Mittelsäule stehen zwei etruskische Vasen, zwei Schaalen von ganz neuer Form, zwei antike Dreifüße von sehr reicher Arbeit und an den beiden Enden der Platte zwei Körbe, von denen jeder durch vier große Laubgewinde, die denen am Hauptstücke entsprechen, gehalten wird. Auf dieser Platte befinden sich vierzig Stücke von Bronze und Krystall, Teller, Zuckerbüchsen, Fruchtkörbchen in zwei und drei Etagen. Diese Masse von Vergoldung, Blumen und Laubwerk und Krystallen wird von sechzehn großen siebenarmigen Kandelabern beleuchtet, was einen Glanz hervorzaubert, der an die Wunder von tausend und einer Nacht erinnert.

•

Man verfertigt gegenwärtig zu Paris eine Art beweglicher spanischer Reiter, mit Traubenschüssen versehen, um gegen die Kavallerie angewendet zu werden. Diese Waffe, die zum Angriffe wie zur Vertheidigung gebraucht werden kann, ist sehr leicht fortzubewegen, und diejenigen, die damit beschäftigt sind, stehen gedeckt, sie mögen vorrücken oder sich zurückziehen. Mit dieser höchst einfachen Vorrichtung ist eine Kompressionskugel von der Wirkung von zehn Bomben verbunden und dazu bestimmt, den Durchgang durch Defileen zu hindern.

•

Der gegenwärtige Kaiser von Brasilien führt folgende Namen: Don Pedro II von Alcantara, João Carlos, Leopoldo, Salvador, Bibiana, Francisco Xavier de Paula, Leocadio, Miguel, Gabriel, Raphael, Gonzaga. „Brasilien," bemerkt der Figaro hiebei, „wird ohne Zweifel sein Namensfest an Allerheiligen feiern." Auch setzt er hinzu: „Der Kaiser von Brasilien ist der erste Kalender, der auf einem Throne sitzt."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 189. 8 Julius 1831.

Neu-Schottland.

3. Temperaturwechsel. Der Barbier. Atmosphärische Erscheinungen. Klimatische Veränderungen. Frühlingszeit. Schneestürme im Winter.

Auch nur ein kurzer Aufenthalt in Neu-Schottland zeigt dem Europäer manche bemerkenswerthe Abweichungen von dem Klima, das er vor unlängst verlassen hat, Abweichungen, welche beim ersten Anblicke alle Theorie über den Haufen zu werfen scheinen. Man denke sich den Offizier, der eines Tages im Monat August in Halifax ankommt; er kämpft mit drückender Hitze, sinkt auf ein Ruhebett und liegt erschöpft, bis ihn die freundliche Einladung eines seiner Kriegskameraden unter zwanzig wohl geknöpfte und gegürtete Menschen bringt, wo ihm der Chirurg mittheilt, daß Fahrenheit heute 95° im Schatten angezeigt habe. Des andern Tages sieht er sich in eine Art von Dampfbad versetzt, das aus einer Mischung von See-Nebel und gestriger Hitze gebildet wird; am dritten Morgen erwacht er, und erblickt einen freundlichen italienischen Himmel — eine Sonne im reinsten Glanze, aber zugleich fühlt er auch einen frischen Wind, der ihn den Ueberrock zuknöpfen heißt, bevor noch die Sonne den halben Weg vom Zenith hinabgestiegen ist. — Oder man denke sich als Ankömmling so eine Art Landläufer oder Dummkopf, der mit dem Dezember-Paketboote von England abfährt. An einem Jännermorgen läuft er in den Hafen von Halifax ein; der Koch hängt Kessel für Kessel an den Haken, um die gefrornen Stücke und Blöcke schmelzen zu lassen; der Schiffsherr, ergraut von Reif, steht auf dem Verdeck, ärgerlich über den Steuermann, der das Gleichgewicht des Schiffes nicht herstellen kann, weil sich an den Seitenwänden Wälle von Eis angehäuft haben. Wehe des Reisenden frisch rasirtem Gesichte, wenn es aus der Kajüte sich hervorwagt. Gefrorne Theile der Atmosphäre, von den Eingebornen „der Barbier" genannt, treiben auf der Oberfläche des Wassers und sind bereit die Operation jeden Augenblick von Neuem vorzunehmen, ohne die freundliche Beihülfe von warmem Seifenwasser; Fahrenheits Merkur erhebt sich im geschlossenen Raume auf der negativen Skale zu sechs oder acht Graden. Ist er ein Mal gelandet, so bleibt er unbeweglich in seinem wohl geheitzten Zimmer; und begräbt des Nachts sich unter einem Berg von Betten, um bei einem Thermometerstand von 50° auf der positiven Skale aufzuwachen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß diese Erscheinungen bei einem dreitägigen Aufenthalt in Halifax nothwendig vorkommen müssen, aber soviel ist gewiß, daß solche Extreme häufig bemerkt werden können, und zwar so häufig daß sie stets ein Gegenstand der Verwunderung für den Fremden bleiben.

Es giebt vielleicht keine Gegend in Nordamerika, wo die Oertlichkeit einen solchen unmittelbaren Einfluß auf atmosphärische Temperatur ausübt, wie in Neu-Schottland. Wer die Richtung der Wetterfahne kennt, weiß immer auch die hygrometrische und thermometrische Beschaffenheit des Tages; so sind im Sommer die Winde von Norden nach Westen von schönem, klaren, anhaltenden Wetter begleitet, während, was von Süden nach Osten weht, Nebel und Regen mit sich führt. Der Wind von Westen nach Süden bringt angenehmes, doch etwas veränderliches und von Schauern nicht ganz freies Wetter; von Norden nach Osten dagegen erwarten wir nur rauhes und unfreundliches. Im Winter wird der NordWest Quadrant gleichbedeutend mit klarer, trockener Atmosphäre und schneidender Kälte; der Süd-Ost mit schnellem Thauwetter und Regenfluthen. Der Süd-West ist durch mäßigen Frost und leichten Thau bezeichnet: die Nord-Ost Winde kommen beladen mit kaltem rauhem Nebel, oder heftigem Schneegestöber.

Die größte Hitze, die ich selbst erfahren habe, war in Halifax 95° Fahrenheit, die größte Kälte — 10°; doch in andern Theilen der Provinz sah ich den Thermometer an Wintermorgen zwischen — 25° bis — 32° während einer Zeit von vierzehn Tagen schwanken. Die äußerste Differenz des Wärmegrades, wie ich selbst beobachten konnte, war 50° Fahrenh. innerhalb vier und zwanzig Stunden. Man weiß aber auch daß in derselben Zeit eine Verschiedenheit von 62° stattgefunden hat. Man muß sich erinnern, daß dieß Alles auf der 45 Parallele nördlicher Breite vorgeht. Selten kommt dieser Wechsel so häufig und in solchen Extremen im Innern des Landes oder in denjenigen Provinzen vor, welche weniger nahe am Meere liegen; im Sommer erfreut man sich dort mehr eines klaren, trockenen Wetters; im Winter ist man mehr von schneidender Kälte und heftigen Schneestürmen mit viel weniger Unterbrechung durch Thauwetter und Nebel heimgesucht.

In Neu-Schottland lassen sich verschiedene atmosphärische Phänomene, die sowohl in mehr südlichen Himmelsstrichen als in höheren Breiten vorkommen, in gewissen Jahreszeiten bemerken. Dem Südwinde geht immer eine Luftspiegelung (mirage, a looming)

des Landes, oder auch von Gegenständen voraus, welche man in der Entfernung über der Oberfläche des Wassers emporsteigen sieht; die Umrisse der Berge erhalten dabei äußerst fantastische Formen. Am öftesten wird diese Erscheinung an der atlantischen Küste bemerkt, und zwar eben so gut als im Süden der Vereinigten Staaten. Die Mondscheibe schwimmt in der ersten Hälfte der Nacht in einer so klaren Atmosphäre, daß man die dunkle Seite dieses Himmelskörpers mit unbewaffnetem Auge deutlich sehen kann. Oft ist sie dann von einem Kreise leicht gefärbten Dunstes umgeben, bevor sie noch den Meridian erreicht; und gewöhnlich folgt in Halifax dieser Erscheinung innerhalb vierundzwanzig Stunden heftiger Regen oder Schnee. Ein ähnlicher Hof umgiebt oft die Sonne; und einst gewahrte ich nach der Mittagsstunde einen doppelten Ring um ihre Scheibe, der herrlich in allen Farben des Regenbogens spielte wobei jedoch die lichteren vorherrschten. Der Himmel war zuvor so klar und freundlich, als in Italien, kurz nachher folgte Schnee. Das Nordlicht bemerkt man hier so häufig, daß es die Neugierde nur wenig erregt, ich glaube nicht, daß es hier glänzender erscheint als in manchen Theilen Schottlands.

Eine sonderbare Erscheinung bemerkte man vor einigen Jahren in Lunenburg. Der Mann, der mir die Sache mittheilte, war in Gesellschaft mehrerer Bewohner dieser Stadt, als man plötzlich aus der Ferne den Donner von Kanonen vernahm, wobei man die Schüsse genau zählen konnte. Es war Nachmittag, die Atmosphäre ganz ruhig, der Horizont mit Wolken behangen, jedoch ohne irgend ein besonderes Anzeichen. Die Gesellschaft meinte, es müsse ein Gefecht oder eine Geschützübung am Bord eines Schiffes im Hafen von Halifax seyn. Später ergab es sich, daß wirklich eine Fregatte daselbst mit Kanonenschüssen salutirt hatte; man war davon in gerader Linie beinahe fünfzehn Meilen entfernt. —

Man hat schon oft darüber gestritten, ob sich die klimatischen Verhältnisse von Neu-Schottland und des nördlichen Amerikas überhaupt nicht allmählich verändern würden; der Streit ist jedoch immer unentschieden geblieben. Allgemein behauptet man, daß gewisse Früchte oder Vegetabilien, die man früher nicht anbauen oder nur mit großer Schwierigkeit, oder in späterer Jahreszeit zur Reife bringen konnte, jetzt leicht und sogar frühe zur Reife gelangen. Daraus schloß man, das Klima müsse sich verbessert haben. Die Bemerkung wird beinahe überflüssig, daß der Vortheil besserer Lokalkenntnisse, gepaart mit praktischer Erfahrung — der Unterschied zwischen einem erst neuerdings umgebrochenen Boden und einem, der bereits verschiedenen Prozessen des Feldbaus unterworfen worden — in Verbindung mit verschiedenen andern Betrachtungen hinreichende Mittel zur Auflösung dieser Frage an die Hand geben, ohne sich bis zu einer Veränderung des Klima's selbst versteigen zu müssen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Als am nächsten Tag Nakhoda Semporna an Bord kam, vertrauten ihm die Brüder ihr Vorhaben, und baten ihn sie mit Waffen zu versehen. Semporna berieth sich nach seiner Rückkehr ans Ufer mit Nakhoda Darman, worauf beide ihre und Kei Damang's vertraute Freunde insgeheim versammelten, und sich zu einem Angriff auf die Holländer am Lande verbanden, um die Unternehmung am Bord zu unterstützen. Die Zahl der Verbündeten war zwölf.

Um vier Uhr Nachmittags ging Nakhoda Darman an Bord, einen Korb mit gekochtem Reiß bei sich, in dem vier Siwars *) verborgen waren. Auf dem Verdeck angelangt, trat ihm Nakhoda Lella sogleich entgegen, nahm den Korb den ihm Darman mit einem bedeutenden Wink übergab, und trug ihn zu seinen Brüdern. Hier fielen sie, um ihre Wache zu täuschen, heißhungrig über den Inhalt her und nachdem der Korb glücklich geleert war, ging Darman an's Land zurück, wo er bei Nacht ein Sampan mit zwei Mann auf Kundschaft ausschickte. Die verabredeten Signale waren folgende: würde man Licht im Schiff erblicken, so sey dieß ein Zeichen, daß Alle noch unverletzt seyen, und würde man Musketenschüsse hören, so sollte die Besatzung am Lande sogleich angegriffen werden, um dem Schiff jede Hülfe abzuschneiden.

Kei Damang und seine Söhne waren jetzt seit sechs Tagen und sechs Nächten an Bord. In der siebenten Nacht, gegen drei Uhr nach Mitternacht, als der Mond untergegangen war und der Landwind sich erhob, der das Geräusch auf dem Schiffe am Ufer nicht hörbar werden ließ, bewaffneten sich die Brüder mit ihren Siwars. Der Vater brachte diese Nacht mit Bewilligung des Korporals in einem abgesonderten Gemach auf dem Verdeck neben der Kajüte des Kapitäns zu, wo zwanzig Lanzen lagen, die man aus seinem Hause dahin gebracht hatte; zwei Mann bewachten ihn. Nakhoda Lella sagte jetzt zum jüngsten Bruder La-uddin: „gehe unserm Vater beizustehen und fertige die beiden Schildwachen ab.“ La-uddin ging, wurde aber von der Wache angehalten und gefragt, was er hier zu suchen habe? „Ich komme,“ sagte jener, „nach meinem Vater zu sehen und ihm Betel zu bringen, denn er war am Abend nicht wohl.“ Die Wache ließ es geschehen. Nakhoda Lella ging indeß nach dem Vordertheil des Schiffs, wo er die Wache niederstieß; Bujang und Li-Bantan, die nach dem Mitteldeck gegangen waren, thaten dort dasselbe und La-uddin mit seinem Vater ermordeten die zwei Mann, von denen sie bewacht wurden. Nachdem die Wachen bei Seite geschafft waren, brachten sie jeden um, den sie fanden, keiner der Europäer entkam, und Gottes Allmacht schützte seine treuen Knechte, daß keinem ein Leid widerfuhr; nur sieben javanische Matrosen, die sich auf Kei Damangs Anrufen nach dem Besanmast zurückzogen und unthätig blieben, kamen mit dem Leben davon.

Nakhoda Lella zündete nun Licht an, worauf bald das Kanoe ans Schiff kam, Kei Damang und Lella bestiegen es, um nach dem Lande zu fahren, die drei andern Brüder blieben am Schiff, ihr Eigenthum zu bewachen und wurden vom Vater angewiesen, die Javaner wohl zu hüten und nicht eher ans Ufer zu kommen, bis der Angriff auf die Holländer daselbst glücklich ausgeführt sey. Am Lande fand Kei Damang seine Freunde versammelt. „Kommt,“ sagte er zu ihnen, „laßt uns jetzt die Holländer in meinem Hause überfallen.“ Nachdem sie in den Kampong (den äußern Einge-

*) Eine Art Kris, oder Dolch, mit schmaler einschneidiger Klinge.

schlossenen Hof) glücklich und unbemerkt eingedrungen waren, gingen Nakhoda Semporna, Darmar und Serif-uddin in das Innere des Hauses, wo sich der Kapitän, der Sergeant und ein Soldat befanden, die augenblicklich umgebracht wurden. Die Wache im Erdgeschoß, welche den Lärm hörte, feuerte ihr Gewehr ab, worauf Kei Damang und Lella mit den Uebrigen eindrangen; einer von den Malayen wurde getödtet und zwei verwundet, alle holländischen Soldaten aber umgebracht. Kei Damang befahl nun das Wachthaus der Holländer anzugreifen, doch als die Malayen dahin kamen, hatten die Soldaten sich bereits geflüchtet, so daß nun durch den Beistand und die Gnade Gottes alle Europäer umgebracht waren.

Mittlerweile war der Tag angebrochen. Kei Damang ließ nun sein Eigenthum aus dem Schiff nach dem Ufer bringen, und das Beste davon, nebst den Waffen in ein kleines Fahrzeug laden. Ernstlich widerrieth er den Malayen ihr Vorhaben, ihn auf seiner Flucht zu begleiten; „besser ist es," sagte er, „ihr bleibt wo ihr seyd, es ist ungewiß ob die Engländer uns aufnehmen werden, und Gott weiß wo ich mit meinen Kindern eine bleibende Stätte finde; warum solltet ihr also diese Ungewißheit mit mir theilen?" Die Malayen blieben jedoch fest dabei, ihn nicht allein ziehen zu lassen und sein Geschick zu theilen, worauf Kei Damang folgenden Brief an den Gouverneur Mynheer Poer und den Sultan nach Bantam schrieb:

„Kei Damang Perwasidana, im Land Lampong-Samangka an Se. Hochmögenden den Gouverneur, und Se. Hoheit den Sultan.

„Den Umständen mich fügend, verlasse ich Samangka mit allen Malayen die hier ansässig sind, weil wir die Behandlung der Holländer nicht länger ertragen können. Ob es auf Befehl der Obern geschah oder nicht, ich weiß es nicht, aber man hat mich wie einen Hund behandelt, mein Eigenthum geplündert, sich meines Hauses bemächtigt und mich gefangen gehalten. Ich bin mir auch nicht des kleinsten Vergehens gegen den Sultan oder die Kompagnie bewußt, die ich beide, so lange ich mich hier aufhielt, auf keine Weise hintergangen oder beeinträchtigt habe. Beiden zeige ich hiermit in Ergebenheit an, daß ich dem Sultan künftig keine Abgabe mehr bezahlen, noch vor der holländischen Kompagnie erscheinen werde. Von dem Gouverneur Simbirk wurde ich mit Achtung behandelt; er beschenkte mich einst mit einer Doppelflinte und einem paar Doppelpistolen, die ich, so wie das Schiff der Kompagnie, den Händen Agas Jamali übergebe; alle unsre Schiffe, nebst dem größten Theil unsrer Habe lassen wir zurück und nehmen nur das mit uns, was Fußreisende fortbringen können. Noch wissen wir nicht, welchen Weg wir einschlagen sollen, aber wir vertrauen auf Gott, der die Schicksale seiner Knechte leitet.

(Schluß folgt.)

Die Petition der ostindischen Bevölkerung an das englische Parlament.

Von höchster politischer Wichtigkeit muß eine dem gegenwärtig versammelten englischen Parlamente eingesendete Petition erscheinen, in welcher sich die Eingebornen der brittischen Besitzungen in Indien: Christen, Hindu's, Perser, Mahommedaner und Juden zu gemeinschaftlichen Klagen gegen die Regierung vereinigten, unter deren Druck sie bisher gelitten haben, indem sie zugleich die Rechte und Vortheile in Anspruch nehmen, deren Zugeständniß sie von der humanen und weisen Legislatur Großbritanniens erwarten zu dürfen glauben. Man muß hinzufügen, daß diese Petition die Wünsche und Gesinnungen einer Bevölkerung von sechzig Millionen Seelen ausspricht, die der englischen Herrschaft unterworfen sind. Im Eingang dieser Petition wird die dankbare Anerkennung der indisch-großbritannischen Bevölkerung für die Wohlthaten ausgesprochen, die für sie aus der Errichtung eines obersten Gerichtshofes zu Calcutta und den davon ausgegangenen hohen Tribunalen zu Madras und Bombay erwachsen sind. Zugleich bestreiten die Bittsteller das Vorurtheil, als seyen diese Gerichtshöfe mit ihren Gebräuchen und ihrer Denkweise unverträglich, oder als seyen die Eingebornen selbst unfähig, bei denselben als Geschworne oder Zeugen aufzutreten. Als Beweis für ihre Behauptung berufen sie sich auf die Erfahrung der letztvergangenen fünf Jahre in allen drei Präsidentschaften. Indeß beklagen sie, daß die Justizpflege, die übrigens ganz ihrer Denkweise angepaßt sey, nur auf eben diese drei Präsidentschaften beschränkt geblieben und außer denselben im Innern des Landes gröblich vernachlässigt oder verunstaltet werde; ferner sey die Rechtspflege ihrer Gerichtshöfe von der Art, daß dadurch ihrem Volke das Gepräge einer besonderen eroberten und herabgewürdigten Nation aufgedrückt werde. Vorzüglich tadeln sie das für sie entworfene Kriminalgesetzbuch, als zu schwankend in seinen Bestimmungen und zu strenge in seinen Strafen, wobei es zugleich der Willkür derjenigen, die mit seinem Vollzug beauftragt seyen, zu weiten Spielraum lasse. Diese willkürlichen Entscheidungen seyen überdieß Leuten heimgestellt, die eine geringe Kenntniß von den Eingebornen besäßen und durch keine Sympathie mit ihnen verbunden seyen. Deßwegen fielen ihre Aussprüche durchgängig willkürlich und ungerecht aus. Viele von denen, die mit richterlichen Funktionen bekleidet würden, gingen plötzlich aus der Administration zur Justizpflege über, und behielten überdieß ihre Stellen nur kurze Zeit, so daß sie, wenn auch sonst einsichtsvoll und fähig, nicht Gelegenheit hätten, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Zwar würden ihre eingebornen Fürsten, fügen die Bittsteller hinzu, einer Reform der indischen Provinzialgerichtshöfe durchaus abgeneigt sich erweisen, da sie die bisherigen Mißbräuche als Werkzeuge der Unterdrückung und Gewaltthätigkeit benützt hätten. Allein weit entfernt zu glauben, daß eine solche Rücksicht Einfluß auf die britische Legislatur gewinnen werde, seyen sie vielmehr überzeugt, daß dieß nur ein um so mächtigerer Antrieb werden müsse, die verlangte Reform zu bewilligen. Die Petition fordert ferner in einer höchst kräftigen und eindringlichen Sprache die Zulassung der Eingebornen zu allen Ehrenämtern und Stellen, von denen sie bis jetzt durch feindselige und eigennützige Verlästerungen ausgeschlossen geblieben seyen: ihr Anspruch auf Civilisation gründe sich nicht auf jüngst vergangene Zeiten, sondern lasse sich bis zu fernen Jahrhunderten nachweisen, wo die europäischen Nationen, die jetzt den Völkern auf der Bahn der Civilisation als Anführer voranschreiten, noch in Wäldern lebten und mit Bogen, Pfeilen und Keulen fochten. Lange schon habe Indien den entwürdigenden Despotismus gefühlt, durch den es von seinen einheimischen Fürsten zu Boden getreten werde; lange schon habe es die Vortrefflichkeit der britischen Staatsverfassung erkannt; aber alle Schritte zu einer näheren Vereinigung seyen auf eine hochmüthige und schmachvolle Art zurückgestoßen worden. Nichts sey leichter, als die unermeßliche Bevölkerung Indiens unauflöslich an das britische Reich zu fesseln; hiezu brauche es nichts weiter, als daß man ihr eine weise und unparteiische Rechtspflege schenke und geistige und moralische Befähigung durch ehrenvolle und einträgliche Stellen lohne. Um eine innigere Verschmelzung beider Staaten herbeizuführen, sey es nöthig, daß die Erlernung der englischen Sprache soviel als möglich gefördert werde; eine genaue Bekanntschaft mit derselben solle nach zwölf Jahren eine der Bedingungen seyn, unter welchen Eingeborne zum Staatsdienste zugelassen werden. Hiezu sey indeß schon der Grund gelegt, da durch die Einführung von Schulen und einer allgemeiner gewordenen besseren Erziehung bereits eine große Anzahl der Eingebornen dieser Sprache kundig sey. — Diese Petition, von der Abschriften in der Guzeratta und Maharatta-Sprache, die in Bombay am gebräuchlichsten sind, verfertigt wurden, ist von tausend der angesehensten Bewohner der Präsidentschaft unterzeichnet, und wird dem Hause der Gemeinen vorgelegt werden.

Richard und John Lander.

Der kühne Reisende Richard Lander und sein Bruder trafen am 8 Junius bereits zu Portsmouth ein. Der letzte war fast auf der ganzen gefährlichen Reise kränklich und blieb zur Besorgung ihres Gepäckes in Portsmouth zurück, während Richard am folgenden Tage nach London ging, wo er von Lord Goderich sehr freundlich empfangen wurde. Die früher schon nach Europa gelangte Nachricht von ihrer Fahrt auf dem Niger oder wenigstens auf einem Arme desselben bis zu seiner Ausmündung (s. Ausland S. 656 und 680) erhält nun aus dem Munde der Brüder volle Bestätigung. Nach Aussage der Eingebornen war noch kein weißer Mann den Niger hinabgefahren, wenigstens können sie sich dessen nicht erinnern; auch ist keine Sage der Art unter ihnen bekannt. Richard Lander befindet sich vollkommen wohl; nur ist er gebräunt wie ein Maure. Obgleich von den Hibus geplündert, ging doch ihr Tagebuch nicht verloren, sondern findet sich vollständig erhalten. Es wird ohne Verzug dem Drucke übergeben werden.

Der „Hampshire Telegraph" giebt über die Reise beider Brüder noch folgende nähere Andeutungen: „Am 22 März 1830 betraten sie bei Badagry das Land und nahmen nun zu Pferde ihren W g unverzüglich nach Bussa, einer Stadt, die am Niger liegt, und einen großen Umfang (derselbe wird auf zwanzig Meilen englisch angegeben), aber kaum viertausend Häuser haben soll. Diese sind jedoch wenig besser als Hütten, und eben so wenig als zu Tunbuktu trifft man hier große Gebäude. Sie liegt unter 10° nördl. Br. Hier verweilten die Reisenden gegen drei Monate, und überzeugten sich, daß es keine Insel war, wie sie vermuthet hatten. Der König dieser Stadt behandelte sie mit vieler Güte; überhaupt sprechen die Reisenden sehr günstig von der Güte und Gefälligkeit der Neger im Innern, die, weit entfernt ihnen Leides zu thun, vielmehr mit aller Auskunft und Hülfe nach ihren besten Kräften zu Diensten standen. Nur als sie sich der Küste näherten, stießen sie auf Beleidigungen und Hindernisse. Während ihres Aufenthaltes zu Bussa machten sie Ausflüge rings um die Stadt und fuhren den Niger drei Tagreisen weit stromaufwärts, wo sie zu einer andern Stadt gelangten, die auf Clappertons Charte Youri genannt wird, in gerader Richtung nördlich von Bussa. Gegen das Ende der drei Monate, als das Wasser des Flusses durch die Regenzeit angeschwollen war, was, wie man ihnen sagte, ihrer Fahrt über die Felsen und Wasserfälle hin größere Sicherheit gewähren würde, fuhren sie flußabwärts und fanden bald, daß der Fluß seine Richtung gegen Osten nehme, bis sie die Nachbarschaft von Funda erreichten, welche Stadt auf den Charten wenigstens zwei Grade östlicher als bis jetzt gesetzt werden muß. Nahe bei Funda vereinigt sich der Niger mit einem großen Flusse, welcher nach der Beschreibung wahrscheinlich der Scheri ist, und nach Aussage der Eingebornen in gerader Richtung aus dem See Tschad — fünfzehn Tagreisen nordöstlich davon entfernt — herkommen soll, so daß es also einleuchtend wäre, daß der Niger aus diesem See Zufluß erhält, statt, wie man früher glaubte, sich in denselben ergießt. Was den See Tschad betrifft, so leiht er auch noch andern Strömen, die weiter östlich als Funda gegen Süden strömen, Wasser, womit er höchst wahrscheinlich die Flüsse Zaire und Congo versieht. Unterhalb Funda, bei einer Ortschaft, Thiry genannt, wurden die Reisenden von einer Flotte von dreißig bis vierzig Kriegskanoes verfolgt und gefangen genommen. Auf der Verfolgung wurden ihre Kanoes umgestürzt, und alle ihre Handschriften, Sammlungen und Instrumente gingen verloren. Dieß ereignete sich ungefähr zehn Tagreisen von der Küste. Die Einwohner von Thiry behandelten ihre Gefangenen gütig und beförderten sie nach der Küste zu. Unterhalb Funda hatten die Reisenden einen Fluß einmünden gesehen, der sich westwärts hin erstreckt, und wie sie sich überzeugten, der Benin war. Sie erreichten (wie schon Ausl. S. 680 gemeldet) das Meer auf dem Nun, einige Meilen östlich von Kap Formosa und einige Grade von Badagry, wo sie ausgegangen waren. Nach ihrem Ueberschlage hatten sie eine Strecke von neunhundert Meilen auf dem Niger zurückgelegt; doch da sie ihre Instrumente und Papiere eingebüßt hatten, so konnten sie sich keine genauen Bestimmungen über die Lage und Entfernung der vielen Städte verschaffen, denen sie zu beiden Seiten des Flusses vorüber fuhren. Nach ihrer Ankunft an der Mündung des Nunflusses entließen sie einen Diener Antonio, der den Fluß aufwärts ging, um in seine Heimath zu gelangen; allein bei ihrer Ankunft zu Fernando Po erfuhren die Lander, daß ihr Diener, der den Nun, welcher sich gegen Osten verzweigt, aufwärts gegangen war, auf dem neuen Caleber abermals die Küste erreichte, woraus hervorgeht, daß der Benin, Nun und Caleber alle Zweige des großen Niger sind, und mit dem See Tschad im unmittelbaren Zusammenhange stehen. — Nach ihrer Gefangennehmung wurden die Brüder von einem Sklavenhändler gekauft, der sich von seiner Beute ohne Zweifel ein gutes Lösegeld versprach. Sie erreichten das Meer am 30 Nov. 1830. Während ihres Aufenthaltes im Innern fiel ihnen ein Band von Watts Hymnen in die Hände, die früher Dr. Anderson, dem Reisegefährten Mungo Parks, gehört hatten."

Die „Cornwall Gazette" theilt hiezu bezüglich ihrer Heimreise Auszüge aus einem Briefe mit, den John Lander von Portsmouth aus an einen seiner Brüder nach Truro schrieb, des Inhaltes: „Nach einer langen und beschwerlichen Reise von fünf Monaten, seit wir Fernando Po verließen, sind wir mit Gottes Beistande wieder auf heimathlichem Boden angelangt. Am 20 Januar schifften wir uns auf dem „Carnavon" nach Rio Janeiro ein. Am folgenden Tage brach am Bord ein bösartiges Fieber aus, an welchem der Schiffskapitän, die Matrosen und die ganze Schiffsmannschaft, bis auf die Neger, mehr oder weniger litten. Wir hatten die traurige Pflicht zu erfüllen, vier von acht Individuen in das Wogengrab hinabzusenken; die noch mit dem Leben davon kamen, sahen, als wir das Schiff verließen, mehr Schatten als Menschen ähnlich; einer von ihnen war völlig stumpfsinnig geworden. Um das Maß unsers Unglückes zu füllen, stürzte einer der Neger aus dem Takelwerk herab und ertrank; über eine Stunde lang mußten wir sein Jammergeschrei hören. Außerdem waren wir nahe daran, an der Küste von Brasilien Schiffbruch zu leiden, so daß wir schon Einiges von unsern Habseligkeiten zusammengerafft hatten, um das Schiff zu verlassen und durch die Brandung zu landen; zum guten Glück erhob sich ein Landwind, der uns bald aus dem Bereiche der Gefahr brachte, und am 16 März landeten wir zu Rio. Sonntags den 20 März schifften wir uns am Bord des „William Harrys" mit Lieutenant Stockwell, einem Marineoffizier, unserm Reisegefährten von Fernando Po her, ein. Wir hatten eine äußerst langwierige Fahrt wegen der anhaltenden Ostwinde, und gelangten hier am 8 Junius an. Kürzlich will ich nur bemerken, daß wir in Erreichung des Zweckes unserer Reise vollkommen glücklich waren. Wir beschifften den Niger auf Kanoes bis zu seinem Ausflusse in die Bai von Biafra, und die Flüsse Bonin, Caleber, Nun u. s. w. sind nur verschiedene Mündungen eines und desselben Stromes in das atlantische Meer. Wir wurden gefangen und geplündert, und unsere Kanoes von den Wilden in den Grund gebohrt; endlich an den Schiffsherrn einer Liverpoler Brigg verkauft. Richard genoß fortwährend der besten Gesundheit; ich hingegen litt sehr von Krankheit, und stand mehr als ein Mal am Rande des Grabes."

Perrault's neue Windkanone.

Vor einigen Tagen wurden zu Paris in Gegenwart des Generallieutenants Pelet, Direktors des Kriegsdepots, und mehrerer Stabsoffiziere der Artillerie mit einer neuerfundenen Windbüchse des Herrn Perrault von Rouen Proben angestellt. Es ergab sich, daß diese Waffe zwar nur auf eine nähere Entfernung als eine Kanone wirksam, aber bei Weitem mörderischer in ihren Wirkungen ist als das gewöhnliche Geschütz. Das Rohr liegt auf Rollwagen oder kleinen Laffetten; auf jeder derselben können mehrere Läufe nach verschiedenen Richtungen hin angebracht werden. Die Schüsse entladen sich mittelst eines Rades, das ein Kind in Bewegung setzen kann. Jeder Lauf schleudert in einer Minute fünfhundert Kugeln, und kann fünftausend abfeuern, ohne daß die eingepreßte Luft erneuert zu werden braucht. Der ganze Zubehör von drei solchen Kanonen kann von einem einzigen Pferde getragen werden. Man könnte von dieser furchtbaren Waffe Batterien in unendlicher Zahl anlegen. Ihre Wirkung auf eine dichte Masse würde die einer Säge seyn, und jeder Körper, der getroffen wird, wie ein Stück Holz von einer Säge in zwei Theile zerschnitten werden. Viele Artillerieoffiziere, die schon seit vierzig Jahren sich mit Erfindungen abmühen, die man nicht brauchen kann, widersetzten sich Anfangs einem Versuche mit dieser neuen Waffe. Endlich aber setzte es Herr Perrault doch durch, und wie man glaubt, wird die Regierung ihm seine Erfindung ablaufen. Sollte er jedoch nicht erhalten, was er verlangt, so ist der Erfinder entschlossen, den Polen die Hülfe seiner Windkanone anzubieten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 190. 9 Julius 1831.

Die Meuterkolonie auf Pitcairn-Eiland. *)

Das königliche Schiff, „die Bounty," unter Kapitän Bligh verließ im Dezember 1787 England, um in den Südsee-Inseln die Brodfrucht abzuholen, deren Verpflanzung nach Westindien beabsichtigt wurde. Ungünstige Witterung und andere Ursachen ließen die Bounty erst im Oktober 1788 ihren Bestimmungsort Taiti erreichen. Zu jener Zeit war der Dienst sehr verschieden von dem in unsern Tagen, sonst würde Kapitän Bligh nicht ein volles halbes Jahr vor einer Insel geblieben seyn, mit nichts Anderm beschäftigt, als Früchte zu laden, während die Offiziere und die Schiffsmannschaft unbeschränkte Erlaubniß hatten, an's Land zu gehen. Unter gleichen Umständen würde ein Schiff heutigen Tages seiner Mannschaft höchstens eine Erholung von einigen Wochen gönnen, und dann entweder nach andern Inseln steuern um Korallenriffe aufzusuchen, oder astronomische Beobachtungen anstellen, kurz irgend etwas unternehmen, um das Schiffsvolk zu beschäftigen und es fern zu halten von Müßiggang, der von jeher der Vater alles Unheils war. Statt dessen blieb die Bounty ein ganzes halbes Jahr bei diesem wollüstigen Paphos vor Anker, während ihre Mannschaft in diesem wahren Paradies des Sinnengenusses unter einem zaubervollen Himmelsstriche der müßigsten Ueppigkeit fröhnend in einem Ueberflusse von Früchten und Lebensmitteln jeder Art schwelgte, und in den buhlerischen Armen der am mindesten gürtelfesten Weiber der Welt verweichlichte. Bei all dieser unbesonnenen Nachsicht gegen seine Untergebenen, war Kapitän Bligh innerhalb seiner Schiffswände unerbittlich streng bis zur Ungerechtigkeit, rauh und ingrimmig. Kein Wunder daher, wenn seine in wollüstiger Unthätigkeit verwöhnte Mannschaft der strengen Zucht ihres Herrn überdrüssig, lieber für immer an diesem üppigen Gestade seine Tage hinzubringen, als zu den Entbehrungen und dem harten Dienste des Seelebens zurückzukehren wünschte. Die Gährung der Gemüther stieg, als der Kapitän das Sirenen-Eiland verließ und wieder in die See stach. Unter den Offizieren des Schiffes, die übrigens von dem Kapitän mit eben so wenig Rücksicht behandelt wurden, als das gemeine Schiffsvolk, befand sich einer Namens Christiern, an dem sich bald die Mißvergnügten anschlossen. Christiern war stets gutmüthig und ging seinen Schiffsgefährten durch gutes Beispiel thätig voran, wenn es irgend galt, Hand anzulegen, so daß er sich hiedurch wie durch seine heitere und geistvolle Sinnesart die Achtung und Liebe aller seiner Untergebenen erwarb. Dieses Ansehen wußte er unter seinen rohen Genossen auch nach vollbrachter That und bis zu seinem später erfolgten unglücklichen Ende zu behaupten, und der alte Adams, von dem weiter unten die Rede seyn wird, sprach noch bis auf den Augenblick, wo Kapitän Beechey den Bericht über die Vorfälle auf der Bounty aus seinem Munde erhielt, nicht anders von ihm als von „Herrn Christiern."

Am Tage vor Ausbruch der Meuterei auf der Bounty, hatte Kapitän Bligh nach seiner Art einen heftigen Zank mit seinen Offizieren, und besonders hatte sich auf Christiern sein ganzer Unwille gelenkt. An diesem Abende schien der lange schon in Christierns Seele gährende Entwurf durch den Wink eines andern jungen Offiziers eine bestimmte Richtung erhalten zu haben. Christiern hatte nämlich einen Floß bereitet, auf welchem er nach Taiti zu entfliehen gesonnen war. Als er dieses tollkühne Vorhaben dem erwähnten Offiziere mittheilte, gab ihm dieser zu verstehen, wie weit sicherer es sey, sich des ganzen Schiffes zu bemächtigen, auf welchem dann Jeder, dem es gefiele nach dem glücklichen Eiland zurückkehren könne, zu welchem so viele angenehme Erinnerungen sie zurückriefen. Gesagt, gethan. Das ohnehin schwierige Schiffsvolk war schnell gewonnen, und der folgende Tag schon sah eine That vollbracht, die nach den Gesetzen der Kriegszucht unter die verdammungswürdigsten Verbrechen gezählt wird. Der Kapitän und die übrigen Offiziere wurden gefangen genommen, das Schiffsboot ausgesetzt und in denselben der Kapitän, der Segelmeister, der Schiffsarzt, der Unterschiffer, zwei Seekadetten, der Botaniker, drei Offiziere, der Geistliche und acht Matrosen, im Ganzen neunzehn Personen, ihrem Schicksale überlassen. Dieß ereignete sich ungefähr zehn Meilen von Tofoa. Am Bord der Bounty blieben außer Christiern, der nun die Leitung des Schiffes übernahm, die Seekadetten Heywood, Young und Stewart, der Waffenmeister, sechzehn Matrosen und ein Gärtner, im Ganzen fünfundzwanzig Personen zurück,

*) Aus F. W. Beechey's Reise im stillen Ozean und durch die Behrings-Straße. Auszüge aus diesem höchst interessanten Reiseberichte hat das Ausland bereits in seinen Nummern 94. 95. 96. 102. 103. 104. 105. gegeben, und daselbst S. 378 in Kürze der englischen Kolonie auf der Insel Pitcairn, so wie des alten Adams Erwähnung gemacht, über dessen abenteuerliche Schicksale wir aus dem angeführten Reisejournale die vorliegende Erzählung entnehmen. A. d. R.

„Hussa nach Taïti!" rief es jetzt einstimmig an Bord der Bounty. Indeß richteten sie zuerst ihren Lauf nach Tubuaï, wo sie jedoch von den Eingebornen, die jede freundschaftliche Berührung mit ihnen ausschlugen, feindselig behandelt wurden. Demnach verließen sie diese Insel wieder und wendeten sich nach Taïti, wo sie acht Tage darnach eintrafen, Vorräthe von Lebensmitteln, Arbeiter und Weiber an Bord nahmen, und abermals nach Tubuaï zurückkehrten, um sich hier anzusiedeln. Schon hatte man Hand angelegt zur Erbauung eines Forts, als man noch zur rechten Zeit von dem Anschlage der Eingebornen, alle Engländer zu ermorden, Kenntniß erhielt. Diese kamen den Insulanern zuvor, überfielen sie, tödteten und verwundeten Viele und nöthigten die übrigen in's Innere des Eilandes zu flüchten. Gegen den Willen Christierns, der der feindlichen Gesinnung der Eingebornen ungeachtet hier sich niederzulassen rieth, kehrten seine Gefährten noch einmal nach Taïti zurück. Die meisten derselben wählten jetzt diese Insel zu ihrem Aufenthalt, und wurden später von der Fregatte Pandora, die nach Bligh's Rückkehr nach England eigens abgeschickt worden war, die Meuterer der Bounty aufzusuchen, gefangen genommen, und kamen theils in dem Schiffbruche um, den die Pandora erlitt, theils wurden Diejenigen, die sich daraus gerettet hatten, hingerichtet.

Christiern ahnte dieß schon damals: er sah mit Gewißheit voraus, daß man Nachforschungen nach der Bounty anstellen und natürlich zuerst Taïti heimsuchen würde, wo dann eine Entdeckung unvermeidlich blieb. Nur acht seiner Gefährten theilten seine Ansicht und verließen mit sechs Taïtern und einigen Weibern das Eiland, um irgendwo einen Winkel aufzusuchen, wo sie vor der Rache der Gesetze verborgen bleiben könnten. Wo sie diesen finden sollten, darüber war man noch zu keinem Beschluß gekommen. Anfangs dachte man an die Marquesas-Inseln; allein Christiern erinnerte sich der Nachrichten, die Kapitän Carteret von dem Pitcairn-Eiland gegeben hatte, und beschloß dorthin seinen Lauf zu richten. Die Bounty erreichte es wenige Tage darauf und Christiern stieg mit einem Matrosen an's Gestade, um das Innere der Insel in Augenschein zu nehmen. Sie fanden es zu ihrer Absicht unvergleichlich gut gelegen. Es besaß Wasser, Holz, einen guten Boden und einige Früchte. Was aber ihrem künftigen Aufenthaltsorte doppelten Werth geben mußte, war der schlechte Ankerplatz, der selbst für Boote das Landen gefährlich machte. Die Berge waren schroff und unzugänglich, so daß nur wenige Männer ein ganzes Heer aufzuhalten im Stande gewesen wären, auch fand man dort mehrere Höhlen, wohin man sich im Nothfall flüchten, und solang die Lebensmittel reichten, jeder Verfolgung spotten konnte. Nachdem sie diese Erkundigungen eingezogen, kehrten sie an Bord zurück, und brachten das Schiff auf der Nordseite der Insel in einer kleinen Bucht vor Anker, die Kapitän Beechey deßhalb jetzt die Bounty-Bai benannte. Hier brachten sie Alles, was für sie von Nutzen seyn konnte, an's Land, und kamen überein, das Schiff entweder indem sie es auf den Strand laufen ließen oder durch Feuer zu zerstören. Christiern, Adams u. A. waren für das Erstere, aber während sie nach dem Vordertheile gingen, um ihr Vorhaben ins Werk zu richten, legte Matthias Quintal in des Zimmermanns Werkstätte Feuer ein, und das Schiff brannte bis zur Wasserfläche nieder. Seine Trümmer trieben an die Felsen und wurden gleichfalls verbrannt, um jeder Entdeckung vorzubeugen. Dieß ereignete sich am 23 Januar 1790.

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Schottland.

3. Temperaturwechsel. Der Barbier. Atmosphärische Erscheinungen. Klimatische Veränderungen. Frühlingszeit. Schneestürme im Winter.

(Schluß.)

Die ungeheuren Eisfelder, welche im Monat April im Golf von St. Lawrence aufbrechen, und an Neu-Schottland hinabschwimmen, veranlassen kalte, rauhe Winde, welche in merkwürdig coincidenter Weise mit der Lage der gefrornen Massen zwischen den Nord Ost- und Süd-Ost-Quadranten während eines Zeitraums von einem Monat bis sechs Wochen wechseln. Dieser Umstand verhindert hauptsächlich die stufenweise Entwicklung der gewöhnlichen Erscheinungen des Frühlings; er nöthigt, bis nahe an den Junius Feuer zu halten, und macht uns vor Kälte zusammenschaudern, wenn sich der SüdOst erhebt, während wir uns kurz vorher jeder Kleidung bis auf die leichteste entledigen mußten. Vom Frühlings-Aequinoctium bis zu Ende Aprils ist in diesem Lande die schlimmste Jahreszeit; denn wenn das Wetter auch gut ist, so ist doch der Zustand des Bodens so schlecht, daß man sich außerhalb einer gepflasterten Straße durchaus nicht bewegen kann. Der Frost hat den Boden in eine mehr oder minder gefrorne Masse verwandelt — von einigen Zollen bis zu einigen Fuß Tiefe — und nun „kommt er heraus," wie man es nennt, und verwandelt mit Hülfe von geschmolzenem Schnee oder Regen alle Straßen in vollkommene Sümpfe. Ich gerieth einst sehr in Erstaunen, als ich an einem der schönsten Frühlingsmorgen in Neu-Schottland meiner Thüre gegenüber die Spur von gigantischen Schneeschuhen bemerkte. Bald darauf erblickte ich einen meiner Kameraden, der wohl geübt in ihrem Gebrauche auf ein Paar Schneeschuhen einherstieg, welche einen Fuß vom Boden erhaben und am untersten Theile mit einem Ringe in Tellergröße versehen sind. In den Monaten Mai und Junius tritt das meiste neblichte Wetter ein. Im Julius und August sind die vorherrschenden Windstillen bemerkenswerth. Während der Sommermonate ist die Luft in den Morgenstunden fast regungslos, nur auf dem halben Wege der Sonne nach dem Scheitelpunkte erhebt sich ein leises Lüftchen, das gegen Abend wieder erstirbt.

In den andern Monaten ist eine solche Stille in der Atmosphäre selten. Der Herbst ist die Jahreszeit, in welcher Neu-Schottland mit jedem andern Himmelsstrich wetteifern kann. September und Oktober gleichen denen in Europa, aber der November bis gegen Mitte Dezember hin, wo die scheidende Jahreszeit gleichsam wie eine erlöschende Lampe noch ein Mal kräftig und glanzvoll auflodert, beschenkt mit Tagen, wie man sie nicht in England trifft. Dieses Wetter nennt man den indianischen Sommer; es wechselt in verschiedenen Jahren von einigen Tagen bis zu ganzen Wochen. Der indianische Sommer ist also das, was wir unsern Alter-Weiber-Sommer heißen. Der eigentliche indianische Sommertag kann jener genannt werden, wo die ganze Atmosphäre so weit der Ge-

sichtskreis reicht, mit einem leichten Dufte erfüllt ist, wie wenn Wälder in Brand gerathen wären. Der Glanz der Sonnenscheibe ist gedämpft, und ihre Strahlen brechen sich so gleichmäßig, daß nur schwache Schatten geworfen werden. Die Luft ist dabei ruhig und so warm und mild als bei uns der lieblichste Maimorgen seyn kann.

Man kann sich kaum einen Begriff von der Heftigkeit der Schneestürme in diesem Klima während des Winters machen. Indeß ist die Quantität des fallenden Schnees nicht nur von Jahr zu Jahr ungemein verschieden, sondern dieselbe ist auch ganz ungleich über die einzelnen Theile der Provinz vertheilt; die nordöstlichen Gegenden sind bei weitem am meisten damit belästigt. Während drei Jahren sah ich im ersten in Halifax so wenig Schnee fallen, daß sich die Schlittenbahn während der Winterzeit kaum drei oder vier Tage ordentlich erhielt; im zweiten konnte man die Bahn beinahe eben so viele Monate benützen; das dritte Jahr bildete ein Mittelding zwischen den beiden andern. Die längste Periode, durch welche ich ohne Unterbrechung Schnee fallen sah, war siebenzig Stunden; doch Dieß fand im Osten der Provinz Statt. In früheren Zeiten hörte man nicht selten, daß Personen, welche sich unvorsichtiger Weise auf Reisen begeben hatten, oder während der Schneestürme in Wäldern verirrten, das Leben verloren; später kamen solche Fälle seltener vor. Ich gestehe, bei meiner Abreise war ich von der Furcht nicht frei, bei meiner Rückkehr werde ich meinen Freunden die Hände nach Freimaurerweise — mit einem oder zwei Fingern weniger schütteln müssen, oder wenigstens um ein Ohr oder ein Stück Nase verkürzt nach Hause kommen, und meinen Verlust als Ehrenmünze für den Dienst in Nord-Amerika tragen; doch wie bald verschwinden dergleichen Gedanken, wird man ein Mal mit dem wahren Zustande des Klima's bekannt. Im Ganzen sah ich nur zwei Personen vom Froste erstarrt; selten geschieht ein solches Unglück, und jeden Falls geht die Wiederbelebung durch tüchtiges Reiben mit Schnee leicht von Statten. Einst ritt ich am Morgen bei Schneewetter aus, unter Umständen, die mich die Folgen einer solchen Witterung leichter empfinden ließen. Der Morgen brach mit heftigem NordOst an, welcher den Sturm mit sich führte. Der Schnee fiel Anfangs schwach, doch immer stärker und gewaltiger. Ich war besorgt, in mein Quartier zurückzukehren, wußte, daß sich an der Straße Häuser befanden, und hatte mir den Weg wohl gemerkt, kümmerte mich also auch nicht darum. Die Straße war jedoch von einer Eisdecke glatt wie Glas, überzogen, und bei jedem Schritte ballte sich der Schnee in den Hufen meines Pferdes so daß es sich auf der Eisfläche ungeachtet der geschärften Hufeisen durchaus nicht anhalten konnte. Nach einer Anstrengung von zwei Stunden erreichte ich erst eine Hütte nahe am Ende der dritten Meile; mein armes Thier war sieben Mal niedergestürzt, und sein Leiter (von Reiten war keine Rede mehr) dergestalt abgemüdet, daß es ihm ganz gleichgültig wurde, ob er im nächsten Augenblicke leben oder sterben würde. Dieß Gefühl, glaube ich, stellt sich jeder großen Anstrengung im Schnee während kalten Wetters ein — es ist eine Mischung von Abspannung, Müdigkeit, Verdrossenheit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was da kommen mag.

Die epidemische Cholera nach Beobachtungen in China.

(Aus dem „Nouveau Journal Asiatique." Maiheft.)

Schon im Jahre 1825 hat der Doktor Livingstone in Canton der medizinischen Gesellschaft von Calcutta Bemerkungen mitgetheilt, welche durch die bedauerlichen Fortschritte der epidemischen Cholera gegen die westlichen und nördlichen Theile von Europa gegenwärtig wieder an Interesse gewinnen. Weder der gethürmte Schnee des Himalaya, noch die lange Kette der sieben Eismähnen konnten die reißenden Fortschritte der furchtbaren Krankheit aufhalten, welche, nachdem sie sich in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts *) in epidemischer Form in Bengalen gezeigt hatte, in ununterbrochener Wanderung auf den asiatischen Handelsstraßen fortrückte, und sowohl die Städte der Bukarei in Mittelasien, als die Märkte und Lagerorte des ganzen Orients heimsuchte. Sehr wahrscheinlich hat die Temperatur der Thäler von Tübet, deren Ausdünstungen beinahe durchgängig Kopfschmerzen erregen, Einfluß auf die bösartige Entwicklung der Cholera in Nepal und Bengalen und auf die wachsende Thätigkeit geäußert, mit welcher sie, ihre Spuren in traurigen Entvölkerungen zurücklassend, Asien durchzog. Am Sichersten ließe sich dieser Einfluß an den Fortschritten nachweisen, welche diese schreckliche Epidemie, allein durch ihre Intensität unterstützt, und gegen den Norden hin gleichsam nur durch atmosphärische Modifikationen sich mittheilend, gemacht hat. Es ist bekannt, daß die Cholera von ihrem Kulminationspunkte aus in ihrer neuen Form in zwei epidemischen Säulen herabstieg, welche stets in entgegengesetzter Richtung fortzulaufen scheinen, die eine aufwärts gegen die Gränze der Tartarei nach dem Norden hin, und dann wieder abwärts gegen Mittag bis Canton; die andere sich gegen Bengalen über den Dekhan, zuletzt gegen den Norden über den Leisten Europa's nach Podolien bis Nikolaiew hinziehend.

Die Cholera, Ho luän, ist in China von Wang chu hó und seinen Zeitgenossen seit und vor der Zeit des Hippokrates beschrieben worden; wo man an ihr schon die heftigsten Krisen bei ihrer Entwickelung beobachtete, ehe sie noch in den indischen Besitzungen der Engländer den epidemischen Charakter annahm. Nach den ersten Stürmen der Epidemie in Bengalen wandte sich Livingstone an einen seiner Freunde, einen alten sehr erfahrnen chinesischen Arzt, der ihm versicherte, er habe nie einen so furchtbaren Charakter an der Cholera bemerkt: vollkommen mit derselben vertraut, habe er unter hundert Kranken nie mehr als drei verloren. Andere Praktiker in China bestätigten diese nosologische Thatsache. Der englische Arzt glaubt daraus schließen zu dürfen, daß sich die epidemische Cholera in diesem Theile von China erst einige Zeit nach ihrer Erscheinung in Bengalen gezeigt habe. Die Epidemie scheint sich hierauf nach der Tartarei, von da aus nach dem Nordwesten von China verbreitet zu haben, und sofort in ihren ungeregelten Sprüngen nach dem Süden gedrungen zu seyn — überall die Hälfte der Massen zerstreuend, welche sie angriff. Fürchterlich wüthete sie in Canton **) im Jahre 1821 und 1822; nicht geringer war die Sterblichkeit im Jahre 1824 im Distrikte von Pen i Hiän, der nur zwanzig Meilen von Canton entfernt ist; obgleich sich die Krankheit in letzterer Stadt seit mehr als zwölf Monaten nicht mehr gezeigt hatte. ***)

---

*) Man ist verschiedener Meinung über die Epoche, zu der die Cholera zuerst in Indien epidemisch geworden ist. Einige wollen behaupten, die ersten Symptome der kontagiösen Form haben sich im Jahre 1787 gezeigt.

**) Im Jahre 1820 drang die Cholera in Tonquin und Cochinchina ein.

***) Im November 1819 suchte die Cholera auch Malacca heim. Zuerst ergriff sie die Stämme der Malaien, dann die Chinesen und endlich die Europäer. Sie zeigte dieselben Symptome, zerstörte mit gleicher Schnelligkeit und tödtete nur Personen, welche durch Gesundheitsumstände, Alters-, Nahrungs- und Lokalitätsverhältnisse sich besonders zu dieser Krankheit hinneigten. Man hatte in diesem Jahre eine doppelte Ernte der Mangostane (garcinia mangostana) gemacht, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Der Ueberfluß dieser herrlichen Frucht, welche nun die Hauptnahrung des Volkes bildete, scheint die Krankheit unterstützt zu haben. Die abergläubischen Malaien betrachteten den übermäßigen Reichthum der Früchte als ein Wunder. Sie formten lächerliche Konjekturen über die Ursache der Krankheit, welche sie dem übeln Einflusse böser Geister zuschrieben; die albernsten Mittel wurden in Anwendung gebracht, um diese zu besänftigen oder unmächtig zu machen.

Man hält in China keine Todtenverzeichnisse; der englische Arzt konnte deßhalb keine genaue und offizielle Berechnung über die in Folge der Cholera eingetretene Sterblichkeit anstellen. Die Zahl der Opfer schien ihm immerhin sehr beträchtlich. Man erzählte ihm: in der Gegend von Macao*) seyen nicht selten mehrere Bewohner einer Hütte, ja wohl alle Mitglieder einer Familie in vollkommener Gesundheit eingeschlafen, gegen Morgen aber von dem fürchterlichen Uebel befallen und vor der Mittagsstunde getödtet worden. — Livingstone giebt die Resultate seiner eigenen Erfahrung, ohne sich an die ärztlichen Berichte der Sanitätsräthe in Bengalen und Bombay anschließen zu wollen. Den Mangel an gehöriger Luftreinigung bei den engen Stuben hält er eben so sehr für ein Beförderungsmittel der Cholera als die Wohnungen ohne Deckung und die Kühle der Nacht. **) Nach seinen Beobachtungen waren Menschen, welche in Betten schliefen, mehr von der Krankheit verschont als solche, welche sich auf dem Boden, auf Matratzen oder Kissen in demselben Zimmer lagerten, und nun schloß er aus seinen Beobachtungen, der Krankheitsstoff erhebe sich häufig nicht mehr als einige Zolle über die Erde. Der englische Arzt wandte gegen die Cholera nicht selten ätherische Substanzen an; ein Mal bediente er sich des Galvanismus mit glücklichem Erfolge bei einer Frau, welche im ersten Grade von der gefährlichen Krankheit befallen zu seyn schien.

Bei der sporadischen Form bedienen sich die chinesischen Aerzte bei dieser Krankheit meistens des Puschuk (costus arabicus) pulverisirt und mit verdünntem Spiritus gemischt. Während die Epidemie in Canton wüthete, theilte man auf den Straßen eine bedeutende Anzahl von Recepten aus, wobei Zinnober, Bisam und Kampher die Hauptbestandtheile ausmachten. Diese Medikamente, nach chinesischem Gebrauche mit sieben andern Bestandtheilen vermischt, waren meistens in der Form von kleinen Pillen verschrieben, von denen man täglich sechs oder neun einnehmen mußte. Alle flüssigen Substanzen, besonders aber die Brühe und Reisgrütze waren so lange strenge verboten, als Gefahr aus dem Genusse entstehen konnte. Man verordnete auch Aderlässe am Arme und unter den Nägeln. Es wäre interessant zu wissen, ob die Chinesen, denen die Mittel zu solchem Luxus zu Gebote stehen, bei diesen Verhältnissen von jenen gallertartigen Nestern Gebrauch machen, denen sie ungemeine belebende Kraft zuschreiben; Livingstone spricht nicht davon.

Der Doktor schließt seine Notiz mit nachstehendem Auszuge aus dem im Jahre 1790 gedruckten medizinischen Werke eines Chinesen:

„Der Ho Luän ist ein jäher heftiger Schmerz im Magen und Unterleibe, begleitet von Erbrechen und Abweichen, von fieberhaftem Frost und Hitze. Kopfweh und Schwindel erscheinen in seinem Gefolge. Greift die Krankheit zuerst den Magen an, so ist Erbrechen das erste Symptom; beginnt sie im Unterleibe, so zeigt sich häufiges Abweichen; ist Magen und Unterleib zugleich affizirt, so treten Erbrechen und Abweichen auch gleichzeitig ein. Bei einer Intensität des Angriffes wird der Kranke von Krämpfen erfaßt; gelangen die Krämpfe zum Unterleibe, so folgt der Tod.

„Uebermäßiger Genuß von Branntwein, Fischfleisch, und Alles, was das System sehr verkältet, Ausschweifungen in der Liebe, die Gewohnheit, ohne Kleidung auf feuchtem Boden zu schlafen oder sich dem Winde auszusetzen, um frische Luft zu genießen, tragen zur Cholera nicht wenig bei. Tritt die frische Luft in den Leib, so wird die Verdauung dadurch gestört und die Cholera herbeigeführt. Zwischen Sommer und Herbst entwickelt die Krankheit mehr Intensität; sie zeigt sich indeß auch in den Wintermonaten, jedoch gewöhnlich nur in Folge ungewöhnlicher Hitze. Ist die Cholera durch übermäßige Hitze im Sommer entstanden, so giebt sie sich durch Erbrechen und Abweichen, durch Zucken im Magen und Unterleibe, durch unlöschbaren Durst, brennende Trockenheit, Konvulsionen in den Extremitäten, kalten Schweiß und Krämpfe in den Gliedern kund. Die Tartar-Mongolen, welche Branntwein, Fleisch und Milch genießen, verdanken die Cholera diesen Lebensmitteln. In den Sommermonaten ißt das Volk Melonen und andere Früchte, trinkt frisch gebrannte Wasser, setzt sich kühlenden Winden aus, und macht seine Natur auf diese Art zu Unverdaulichkeit, Obstruktion und Cholera geneigt. Ist die Cholera von Krämpfen, Erbrechen, Abweichen, Schwindel begleitet, wird der Blick unsicher, so bleibt keine Hoffnung zum Leben mehr übrig. Häufig kommt es vor, daß der Kranke Durst fühlt und Kälte verlangt, eben so häufig, daß er die Kälte fürchtet, und einen Frost fühlt, daß ihm Hände und Füße erstarren. In allen diesen Fällen muß man sich hüten, ihm Reißwasser oder andere Flüssigkeiten dieser Art zu geben; der Tod wäre die unmittelbare Folge. Nur wenn man das Erbrechen und häufige Abweichen stillen will, darf man dem Kranken mit Behutsamkeit und in Abstufungen Dosen von leichtem Reißwasser geben. — Die Cholera bei schwangern Frauen kommt von Hitze und ungesunder Luft her. Sie hebt sich in der Regel durch unzeitige Geburt."

*) Die Cholera zeigte sich im Jahre 1821 zu Macao. Die Chinesen nahmen zu ihrem gewöhnlichen Mittel Zuflucht und ließen Götzenbilder unter großem Lärmen umhertragen, um die bösen Geister zu vertreiben.

**) Er betrachtet die Cholera als eine Art von Malaria.

Vermischte Nachrichten.

Da die ehemalige Königin von Holland, Hortensia, in der neuesten Zeit ihren Aufenthalt nach London verlegte, so glaubten darin einige Journale politische Absichten zu erkennen. Ihr Sohn Louis Napoleon Bonaparte ließ, um allen irrigen Meinungen vorzubeugen, bei diesem Anlasse folgendes Schreiben in den französischen Blättern einrücken: „Es scheint, daß man dem gegenwärtigen Aufenthalte meiner Mutter in England politische Zwecke unterlegen will; meine Mutter befindet sich dort, weil sie sich nicht von dem einzigen Sohne trennen will, der ihr noch geblieben ist. Da ich den heiligen Reihen der italienischen Unabhängigkeit mich angeschlossen hatte, so sah ich mich gezwungen, in England eine Zuflucht zu suchen, da Frankreich leider noch immer mir verschlossen ist! Meine Mutter sucht Nichts als Ruhe und Frieden; ich selbst, weit entfernt von allen ehrgeizigen Absichten, habe nur den einzigen Wunsch, meinem Vaterlande zu dienen oder der Freiheit fremder Länder. Lange schon hätte man mich als Freiwilligen in den ruhmvollen Reihen der Belgier oder der unsterblichen Polen erblickt, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, daß man meinen Schritten persönliche Interessen unterschieben und daß mein Name die furchtsame Politik in Schrecken versetzen würde, die an keine uneigennützige Ergebenheit und Sympathie für unglückliche Völker glauben kann."

•

Die Nordamerikaner haben bekanntlich vor einigen Jahren einen Versuch gemacht, in Afrika eine Kolonie von ihren in Freiheit gesetzten Negern anzulegen. Der Versuch hat alle Erwartungen übertroffen, und die Kolonie, die den Namen „Liberia" trägt, zählt gegenwärtig über 2000 Seelen. Handel und Ackerbau sind daselbst in schönster Blüthe, und allerwärts erheben sich ansehnliche Gebäude, von denen mehrere aus Stein gebaut sind. Auch ein Journal kommt dort unter dem Titel „Monrovian Herald" heraus. Die Nachrichten, welche dasselbe über Aus- und Einfuhr giebt, beweisen, daß der Handel zu Liberia bedeutender ist, als in irgend einem Hafen der Goldküste. Die eingebornen Volksstämme fangen an, sich mit den Kolonisten zu vermischen, die eine unabhängige Fahne, aus ihrer Mitte gewählte Behörden, Kirchen und Feiertagsschulen haben. Der Gouverneur der Kolonie sagt in einem Berichte: „Die Sitten der Kolonisten sind besser als die des Volkes in den Vereinigten Staaten; wenn man nämlich eine gleiche Zahl von Einwohnern aus was immer für einem nordamerikanischen Staate nimmt, so wird man unter denselben mehr Trunkenbolde, Sabbathschänder und dem Fluchen ergebene Menschen finden, als unter eben so viel Einwohnern von Liberia. In der That kenne ich kein Land, wo Alles ruhiger und mit größerer Ordnung abgemacht wird, als diese Kolonie. Selten hört man einen Schwur; Zank und Streit sind noch seltener. Unsere Sonntagsschulen werden fleißig besucht nicht nur von den Kindern der Kolonisten, sondern auch von denen der unter uns ansässig gewordenen Eingebornen."

•

In welcher gewaltigen Zunahme die Zahl der Journale in Nordamerika begriffen ist, mag schon daraus abgenommen werden, daß in dem Staate Neu-York allein gegenwärtig 251 Zeitungen herauskommen, von denen 70 für die gegenwärtige Verwaltung und 80 gegen dieselbe sind. In der Stadt Neu-York allein erscheinen 51 Blätter jeder Art, 11 alle Tage, 10 zwei Mal in der Woche, 21 ein Mal in der Woche, 1 alle vierzehn Tage u. s. w.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 191. 10 Julius 1831.

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Fortsetzung.)

Ein gelegener Ort wurde nun zur Gründung eines Dorfes ausgesucht, und das ganze Eiland zu gleichen Theilen vertheilt, nur die armen Taïter, die sie bei sich hatten, und die noch ihre einzigen Freunde waren, wurden gleicher Vortheile nicht würdig geachtet. Dagegen mußten sie zum Anbau behülflich seyn, und wurden allmählich aus Freunden zu Sklaven. Indeß verriethen sie kein Mißvergnügen und halfen willfährig zur Bearbeitung des Landes. Indem man den Boden ausrodete, wo die Wohnungen angelegt werden sollten, ließ man eine Schirmwand von Bäumen gegen die See hin stehen, um die Häuser vorbeisegelnden Schiffen zu verdecken. Als die Gebäude fertig waren, verwandelte man die Segeltücher der Bounty in Zelte und später als man derselben nicht mehr bedurfte, in Kleider. So mit allen Lebensbedürfnissen und sogar mit einigen Luxusartikeln versehen, fanden sie ihre Lage über alle Hoffnung angenehm, und zwei Jahre verflossen in Glück und Frieden. Um diese Zeit begann die Eintracht der Inselbewohner durch ein betrübtes Ereigniß gestört zu werden. Einer derselben, Namens Williams, hatte sein Weib verloren, das bei dem *Sammeln* von Vogeleiern von einem hohen Felsen herabgestürzt war; er wurde mißvergnügt, und drohte auf einem der von der Bounty übrigen Boote die Insel zu verlassen, wenn man ihm nicht ein anderes Weib gebe. Dieses Verlangen war um so unbilliger, als es nur auf Kosten des Glückes von einem seiner Gefährten erfüllt werden konnte. Doch Williams bestand auf seiner Drohung, und die Europäer, die ihn wegen seiner Geschicklichkeit als Waffenschmid nicht gern verlieren wollten, zwangen einen der Eingebornen, ihm sein Weib abzutreten. Die Taïter aufgebracht über diese zweite schreiende Ungerechtigkeit, verabredeten nun einen Plan sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Der Anschlag der Taïter wurde den Weibern der Europäer verrathen, und diese Frauen schätzten in einer so trostlosen Einöde natürlich ihre Männer zu hoch, als daß sie ihnen nicht warnende Winke hätten geben sollen. Die Art wie sie ihren Männern die drohende Gefahr andeuteten, verdient erwähnt zu werden. Die Weiber ließen in ihren Gesängen die Worte einfließen: „Warum schärft der farbige Mann die Axt? Um den weißen Mann zu tödten.“ Da so die Verschwörung entdeckt wurde; so tödteten die Eingebornen die zwei Anstifter und erkauften sich mit deren Blut die Verzeihung der Europäer.

Zwei Jahre später empörten sich die Taïter durch die Unbilden ihrer Herrn aufs Aeußerste gereizt, zum zweiten Mal, und erschlugen fünf Europäer, unter ihnen auch Christiern, und wurden so Herren des Eilandes. Drei Engländer blieben bei ihnen, zwei andere flohen in die Wälder. Allein die Sieger selbst wurden bei der Theilung der Weiber uneins; zwei Eingeborne wurden getödtet, und ihr Mörder floh zu den Engländern in den Wald, die nicht zögerten, an ihm für die Ermordung ihrer Genossen Rache zu nehmen, indem sie ihn gleichfalls erschlugen. Während so die kleine Einwohnerzahl der Insel in blutiger Zwietracht sich aufrieb, machten auch noch die Wittwen der gemordeten Engländer den Anschlag ihre Gatten zu rächen und tödteten die zwei letzten Taïter am 3 Oktober 1793. Es waren nun nur noch vier Engländer, Adams, Young, M'Coy und Quintal, zwei Weiber und einige Kinder übrig. Nachdem so der greuelvolle Streit ausgetobt, stellte sich endlich wieder die Eintracht her, und die Gesellschaft lebte in ungestörter Zufriedenheit, die nur zuweilen durch die Weiber getrübt wurde, welche eine unbezwingliche Sehnsucht fühlten, ihre Heimath wiederzusehen. Nicht minder beunruhigt wurden die Inselbewohner auf einige Tage, als sie am 27 Dezember 1795 ein Schiff nahe an der Insel vorübersegeln sahen.

In den folgenden Jahren erfreuten sich die Ansiedler eines vollkommenen Friedens, und lebten heiter und vergnügt. Im Monate April des Jahres 1798 gelang es M'Coy, der früher in einer Branntweinbrennerei in Schottland gedient hatte, nach mehreren mißlungenen Versuchen aus der Wurzel Ti (dracæna terminalis) ein gebranntes Wasser zu ziehen. Dieß gab unter den Insulanern zu neuen Unordnungen Anlaß. M'Coy selbst erfuhr an sich die bösartige Wirkung seiner Erfindung: er ging durch sie wie jener Alchymist durch das erfundene Schießpulver zu Grunde, da er bis zum Wahnsinn von seinem höllischen Getränke berauscht, sich von einer Klippe hinabstürzte. Da schwuren alle Einwohner, nie mehr ihre Lippen mit diesem unheilvollen Tranke zu benetzen, und bis auf diese Stunde blieben sie ihrem Gelübde treu. Doch ein Weib wurde abermals, wie schon von jeher in der Welt, der Zankapfel in der kleinen Niederlassung. Quintal hatte seine Frau verloren und forderte, daß einer von seinen beiden Landsleuten ihm die seinige abtreten sollte. Diese beide mit Verlust bedroht, vereinigten sich, ihren gemeinschaftlichen Feind aus dem Wege zu schaffen. Adams und Young zerschmetterten ihm mit einer Axt den Kopf.

So waren also von den fünfzehn Männern, die einst auf der Insel gelandet, nur noch Young und Adams am Leben geblieben. Beide und insbesondere Young, hatten von Natur aus schon eine ernstere Richtung des Gemüthes, und die gräuelvollen Ereignisse, von denen sie seit so vielen Jahren Zeugen gewesen, so wie die tiefe Einsamkeit, in der sie jetzt lebten, erweckten in ihnen Nachdenken, Schmerz und Reue. So lange Christiern lebte, hatten sie nur ein Mal eine gottesdienstliche Versammlung gehalten; seit seinem Tode aber war dieses regelmäßig jeden Sonntag geschehen. Fortan beschlossen sie auch jeden Tag in der Familie Morgen- und Abend-Andacht, und am Sonntage auch nachmittäglichen Gottesdienst zu halten, und ihre und ihrer umgekommenen Genossen Kinder in Frömmigkeit und Tugend zu erziehen. In diesem löblichen Vorhaben leistete Young, der eine bessere Erziehung genossen hatte, nützliche Dienste; leider aber nur kurze Zeit, denn ein Jahr später hatte ihn bereits der Tod hinweggerafft.

John Adams war nun der einzige Engländer auf Pitcairn Eiland. Tief erschüttert durch die Scenen von Meuterey, Blutvergießen und Gottlosigkeit, von denen die Insel befleckt worden war, glaubte er das Andenken so vieler Missethaten nicht besser verlöschen zu können, als wenn er das junge Inselvolk, das jetzt seiner Sorge anheimfiel, nach besten Kräften zu tugendhaftem Wandel erzöge. Seine Aufgabe war nicht leicht. Außer der Erziehung der Kinder hatte er vor Allem erst für die Bekehrung der Weiber von Taïti zu sorgen. Da er einsah, wie große Macht das Beispiel der Eltern auf die Kinder ausübe; fing er zuerst bei den Müttern den Unterricht an. Seine Bemühung hatte einen gesegneten Fortgang; die Taïterinnen waren von Natur lenksam und gutmüthig, und machten ihm weniger zu schaffen, als er befürchtet hatte. Die Kinder gewannen solche Lust und Liebe zu Gottes Wort, daß er in kurzer Zeit fast nicht wußte, wie er ihren wißbegierigen Fragen genügen sollte. So wuchsen sie heran in Gottesfurcht und Frömmigkeit; Jünglinge und Mädchen schlossen Heirathen und die Ansiedelung mehrte sich und gedieh in Eintracht und Frieden. Als Kapitän Beechey am 4 Dezember 1825 vor dieser Insel erschien, fand er John Adams, den man den Patriarchen dieser Kolonie nennen kann, und erfuhr von ihm die hier mitgetheilten Schicksale der unglücklichen Mannschaft der Bounty. Die Ansiedlung von deren heitern und unschuldigen Leben der Kapitän eine reizende Schilderung entwirft, bestand bei seiner Ankunft bereits aus sechs und sechzig Köpfen, 36 männlichen, und 30 weiblichen Geschlechts. Nur sechs von den ursprünglichen Stiftern der Kolonie waren noch am Leben, John Adams und fünf Frauen; ihrer Kinder waren 20 und ihrer Enkel 37. Die Zahl der Insulaner war in der neuesten Zeit noch durch zwei neue Ankömmlinge, einen Geistlichen, Namens John Buffet und seine Frau, vermehrt worden. Dieser würdige Mann, der auf einem Schiff angestellt war, das dieß Eiland besuchte, wurde so gerührt von dem patriarchalischen Leben der kleinen Bevölkerung, daß er sich entschloß, bei ihr zurückzubleiben, und ihre Seelsorge zu übernehmen. Seitdem hatte ihm seine Frau einen Sohn geboren. In der Kolonie waren seit ihrer Gründung nur zwei Einwohner eines natürlichen Todes gestorben.

Die Liebe dieser einfachen Naturmenschen für den ehrwürdigen Stammvater der Kolonie giebt den besten Beweis von dem glücklichen Erfolge, der seine Bemühungen segnete, und Kapitän Beechey war nicht wenig erstaunt zu sehen, wie viel von einem so ungebildeten Seemann geleistet worden war, dem allein das Verdienst zugeschrieben werden muß, daß diese Menschen nicht in einen Zustand völliger Verwilderung versanken. Ohne andere Mittel und Anleitung, als die seines gesunden Sinnes, und seiner natürlichen Anlage zum Guten, die wie eine verschüttete Quelle klar und wohlthätig hervorsprangen, sobald die Verirrungen und Leidenschaften weggeräumt waren, die sie verdüstert hatten, war es ihm gelungen, ein glückliches und frommes Völkchen zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Schluß.)

Kei Damang übergab dieses Schreiben dem Agenten des Sultans, Aga Jamall, und drei Tage nach jenem Ueberfall schlugen alle Malayen, Männer, Weiber und Kinder, vierhundert an der Zahl den Weg nach der englischen Niederlassung Croee ein. Nach dreitägigem Marsch erreichten sie Benkunat *); von hier aus schrieb Kei Damang folgenden Brief an Dr. Blankin, der damals provisorischer Statthalter von Croee war.

„Kei Damang von Samangka versichert den Statthalter von Croee seiner Ehrfurcht, und bittet, da er durch diesen Ort zu reisen wünscht, dringend um seinen Schutz. Die Ursache seiner Reise ist eine Differenz mit der holländischen Kompagnie. Er wünscht künftig unter englischer Flagge zu leben, sollte ihm dieß nicht gestattet werden können, so bittet er, auf seinem Weg nach einem andern Zufluchtsort, ihm wenigstens den Durchgang durch das englische Gebiet zu erlauben." Nach drei Tagen erhielt er die Erlaubniß nach Croee zu kommen, und dort die Entscheidung des Gouverneurs und großen Raths zu Bengalen, dem sein Gesuch vorgelegt werden mußte, zu erwarten. Kei Damang fühlte sich gestärkt durch diese Nachricht wie die durstige Pflanze nach dem Regen; er machte sich mit seinen Gefährten auf den Weg, und nach sieben Tagen kamen sie glücklich in Croee an. Nach ihrer Ankunft begab sich Kei Damang in Begleitung des Nakhoda Semborno sogleich zum Statthalter, der ihn gütig empfing und ihm rieth an den Gouverneur von Bengalen zu schreiben; er versprach ihm den Brief mit einer Empfehlung seiner Bitte zu begleiten. Der damalige Gouverneur von Bengalen war Herr Carter. Acht Tage nach Abgang dieser Briefe erhielt der Sohn Kei Damangs Nakhoda Lella, den Auftrag sich nach Bengalen zu begeben; er bestieg das Fahrzeug das ihnen mit den Effekten und Waffen seines Vaters von Samangka aus gefolgt war, und vollendete seine Reise in zwei Tagen. Er brachte sein Fahrzeug in den Fluß Sillebar und wendete sich an die Bewohner des Dorfes Kandang, die er um eine Begleitung nach Bengalen **) ansprach. Seiner Bitte gemäß, erhielt er hier

*) Eine kleine, zur Statthalterschaft von Croee gehörige Faktorei, am südwestlichen Ende der Insel.

**) Unter Bengalen ist hier, so wie auch früher, Fort Marlborough zu verstehen. Von Kandang am Fluß Sillebar, bis dorthin sind sieben bis acht Meilen.

eine Bedeckung von sieben Mann, welche ihn nach Bengalen, und dort zuerst nach der Wohnung des Radin El Naka *) der Sergeant des Gouverneurs war, führten. Nakhoda Lella wurde durch diesen gemeldet und erhielt den Bescheid um vier Uhr Nachmittags zum Gouverneur zu kommen, worauf er sodann ein Haus am Bazar bezog. Als die Stunde der Audienz erschien, wurde Lella zum Gouverneur geführt, der nach den gewöhnlichen Komplimenten genauen Bericht über die Veranlassung dieser Auswanderung der Malayen forderte. Nakhoda ermangelte nicht, denselben mit allen Umständen zu geben, und als er bei dieser Gelegenheit auch des Kapitäns Forrest und seiner Landung zu Samangka erwähnte, welche vorzüglich Gelegenheit zu den Ungerechtigkeiten gegen die Malayen gegeben hatte, ließ der Gouverneur diesen sogleich rufen. Forrest war kaum eingetreten als er Nakhoda Lella sogleich erkannte, seine Erzählung bestätigte und ihn dringend dem Schutz des Gouverneurs empfahl. — Lella wurde jetzt entlassen und sieben Tage später vor den großen Rath geladen, wo der Gouverneur ihn folgendermaßen anredete: „Kehre zurück nach Croee, und bringe Kei Damang den Brief den ich dir hier übergebe. Was euern künftigen Aufenthalt betrifft, so laßt Euch nieder wo es Euch gefällt, der Ort ist mir ganz gleichgültig, und wollt Ihr Bengalen wählen, so sollt Ihr mir willkommen seyn. Sollte die holländische Kompagnie nach Euch forschen, so wird sie keine Nachweisung erhalten und selbst wenn sie Euern Aufenthalt erführe, so seyd unbesorgt, ihr werdet nicht ausgeliefert. Die englische Kompagnie ist nicht gewöhnt so zu handeln, und Ihr könnt auf deren Schutz zählen."

Mit diesem Bescheid kehrte Nakhoda Lella nach Croee zurück, wo er den Tod seines Vaters erfuhr; Kei Damang lebte nicht mehr, um die günstigen Nachrichten zu vernehmen, die der Brief des Gouverneurs enthielt, Lella übergab ihn also dem ältesten Bruder Nakhoda Bujang.

Von dem traurigen Augenblick an, wo sie ihren theuern Vater verloren, erfuhren die Kinder Kei Damangs manche traurige Schickung, sie zerstreuten sich um ihr Glück zu suchen in verschiedene Gegenden. Einige blieben auf der Insel Percha (Sumatra), andere wendeten sich nach der Insel Balli und wieder andere nach den Theilen von Java, die den Holländern gehörten. Gleich Vögeln richteten sie ihren Flug nach allen Weltgegenden, und wo die Bäume des Waldes eßbare Früchte trugen, ließen sie sich nieder. Sie waren gleich jungen Küchlein, die die zärtliche Mutter verloren haben, welche sie nährt, und wenn der Zufall sie zu Leuten führte, die ihnen Mitgefühl bewiesen, so weihten sie diesen ihre Dienste. Dieß war das Schicksal der Kinder Kei Damangs nach ihres Vaters Tode.

Den geehrten Personen zur Nachricht, die ihre Geschichte zu wissen wünschen, ist diese Erzählung so schmucklos und einfach niedergeschrieben worden, daß die, welche sie lesen, glauben mögen, Augenzeuge der Begebenheiten der Familie von Samangka gewesen zu seyn. Gott der allmächtige allein weiß, was gut oder übel ist für seine Knechte in dieser Welt.

Abgeschrieben am achten des zwölften Monats im Mohammedanischen Jahr *) — zur Zeit als Jurotulis (Schreiber) Juchi Lauddin eine Abschrift seiner eigenen, und der Begebenheiten seiner Familie fertigte, in der Niederlassung Palli **)

(Diese Familiennachrichten schließen mit den Worten eines Dichters. Die Poesie selbst ist zu rhapsodisch und schwülstig, um auf eine verständliche Weise übersetzt werden zu können. Sie enthält fromme Betrachtungen und Ermahnungen, nebst Anspielungen auf gewöhnliche Gegenstände und hat keinen Bezug auf das Ganze.)

*) Dieser Mann war der Sohn eines Königs von Madura. Seine tragische Geschichte (die einen Flecken auf den englischen Charakter wirft) ist in der Voyage to the east Indies in 1747 and 1748 sehr gut erzählt. Der alte König, heißt es da, liebte die Engländer, und ließ seinen jüngsten Sohn in Bengalen erziehen; und da er in gutem Vernehmen mit ihnen zu bleiben wünschte, so nöthigten sie ihm englische Kleidung und Sitten auf.

*) Das Jahr ist ausgelassen; da aber damals Herr Hunnings Gouverneur war, so ist es wahrscheinlich d. J. 1788 oder 1202 der Hedschra.

**) Ein kleiner Ort, nordwestlich von der Statthalterschaft Kaye, und ungefähr zwanzig Meilen von derselben entfernt.

Die Gallertebereitung in Frankreich.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 15 Junius trug Herr Darcet folgende allgemeine Betrachtungen über die Benützung der Knochengallerte als Nahrungsmittel vor.

In Kenntniß gesetzt von der Denkschrift, welche Herr Donné in der letzten Sitzung vorlegte, glaubte ich eine Zusammenstellung der Gründe geben zu müssen, welche mich bestimmten die Hindernisse zu bekämpfen, die noch immer der Anwendung der Knochengallerte als Nahrungsmittel in Hospitälern und Armenstiftungen entgegentreten. Es schien mir überdieß nützlich, der zu Entscheidung dieser Frage niedergesetzten Kommission den Hauptgegenstand der ihr übertragenen Arbeit und das an dieselbe geknüpfte hohe Interesse kennen zu lehren.

Der Centner Schlachtfleisch enthält im Durchschnitt:

trockenes Fleisch	24
Wasser . .	61
Knochen . .	15
	100

Die Knochen enthalten in hundert Theilen:

erdige Substanz	60
Gallerte . . .	30
Fett	10
	100.

Vergleicht man diese beiden Resultate, so ergiebt sich, daß die in hundert Theilen Schlachtfleisch enthaltenen 15 Theile Knochen sechs Theile reine animalische Substanz geben können, und daß folglich hundert Theile Fleisch, welche gewöhnlich nur 24 Theile Nahrungsstoff geben, 30 liefern würden, wenn man die Gallerte und das Mark benützte. Vier Ochsen würden dann dieselbe Menge Nahrungsstoff geben, welche man jetzt von fünf erhält. Die in Frage gestellte Aufgabe ist also mit kurzen Worten: der Menschheit schnell und ohne Kosten eine so reichhaltige Nahrungsquelle zu eröffnen, wie Frankreich seit 1789, ungeachtet aller Anstrengungen, welche gelehrte Gesellschaften, die Regierung und die Zeitumstände dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmet haben, noch nicht erzielt hat. Wir wollen sehen, wie weit die Erfahrung die über diesen Gegenstand gefaßten Hoffnungen verwirklicht hat.

Eine von der medizinischen Fakultät ernannte Kommission ließ drei Monate hindurch 40 Kranken und Leuten vom Dienstpersonale der klinischen Anstalt für innere Krankheiten, Suppen von Knochengallerte reichen und erklärte in dem Bericht über diesen Versuch, daß

1) die Einführung dieser Suppe sowohl in diätetischer als ökonomischer Hinsicht zu empfehlen sey;

2) daß sie wenigstens eben so gut als die bisher in den Spitälern vertheilte sey;

3) daß sie nicht nur nahrhaft und leicht verdaulich, sondern auch der Gesundheit zuträglich sey, und daß ihr Genuß keine nachtheilige Wirkung auf die Lebensverrichtungen äußere.

An diese Erfahrungen reihen sich folgende: Das Hospital St. Louis besitzt einen Apparat, durch welchen täglich so viel Gallerte als zu 900 Portionen Suppe nöthig ist, bereitet wird. Dieser Apparat, welcher seit zwanzig Monaten in Thätigkeit ist, hat bereits 550,800 Rationen aufgelöste Gallerte geliefert und alle Berichte, welche der Verwaltung über diesen Gegenstand erstattet wurden, bestätigen die gute Wirkung dieses Nahrungsmittels. Wir geben hier eine Stelle aus einem jener Berichte:

„Nach der einstimmigen Aussage der Aerzte, der Kranken und der barmherzigen Schwestern hat die diätetische Ordnung bedeutend gewonnen; besser genährt als bisher verlassen die Rekonvalescenten das Hospital weit früher. Nicht nur Ersparung wird durch diese Einrichtung erzielt, sondern auch mancher armen Familie, der ihr Ernährer jetzt früher zurückgegeben wird, eine Wohlthat mehr erwiesen. Ein Theil des Fleisches, welches vor Einführung der Gallerte zu Suppe verwendet wurde, wird jetzt den Kranken als Braten oder auf andere Weise zubereitet gereicht, eine Abwechslung, die Allen eben so angenehm als heilsam ist." —

Der Apparat, welcher für das Hotel-Dieu eingerichtet wurde, ist seit 15½ Monaten in Thätigkeit und lieferte der Küche dieses Hospitals bereits 443,560 Rationen. Aus dem der Generalverwaltung der Spitäler hierüber erstatteten günstigen Bericht entheben wir folgende Stelle:

„Die Morgensuppe ist jetzt weit kräftiger als früher, obgleich fast ein Drittheil Fleisch weniger gesotten wird. Diese Ersparniß setzt uns in den Stand, den Kranken 50 Kilogramme gebratenes Kalb- und Schöpsenfleisch geben zu können, ohne Nachtheil für die Qualität der Suppe, da solches Fleisch ohnehin nicht für dieselbe verwendet werden kann. Von diesem Braten erhalten wir nun täglich noch 9 Kilogramme guter Sulze, die den Geschmack des gedämpften Rindfleisches erhöht und den Kranken so eine angenehme Kost mehr gewährt."

In einem früheren Berichte erklärt die Verwaltung des Hotel-Dieu, daß die gegenwärtig vertheilte Suppe weit besser und kräftiger als die frühere sey und einen eben so angenehmen Geschmack habe als die beste ohne Gallerte bereitete Fleischbrühe; auch daß durch Einführung der Gallerte nicht nur die Beköstigung ungemein verbessert, sondern auch eine bedeutende Ersparniß erzielt worden sey. Diese Thatsachen sind das Resultat anderthalbjähriger, von den beiden größten Hospitälern in Paris gemachten Erfahrungen, in denen während dieser Zeit 994,450 Rationen aufgelöster Gallerte vertheilt wurden.

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter theilen für diejenigen, die sich in Algier niederlassen wollen, folgende Nachrichten mit: „Es befinden sich zu Algier 2581 Häuser, Buden und Magazine, die Staatsgut oder Eigenthum der Moscheen und des heiligen Grabes von Mecca sind. Außerdem zählt man noch Gebäude, die den Mauren zugehören, 4531. Fast alle diese Besitzungen sind zu verkaufen oder zu vermiethen. Deßgleichen stehen in der Umgegend von Algier, und in einem Umkreise von drei bis vier Meilen, nämlich zwischen Kratsch, Massafran, der Ebene von Metidscha und dem Meere mehrere tausend Landhäuser, fast alle unbewohnt, zu verkaufen. Die zu diesen Wohnungen gehörigen Grundstücke betragen im Durchschnitte zehn bis fünfzig Morgen; nur wenige haben weniger. Diese sind mit Weinstöcken, Oel-, Orangen-, Citronen-, Granatäpfel-, Brustbeer- und Feigenbäumen, und andern europäischen Gewächsen bepflanzt. Bis jetzt stieg der Werth dieser Güter nicht über zehn oder zwölf Franken der Morgen. Die Grundstücke in der Ebene von Metidscha sind noch wohlfeiler, obgleich von besserer Beschaffenheit, weil man dort nicht, wie an den Abhängen von Algier, Wohnhäuser antrifft. Der Preis des Bodens war hier noch nicht höher als drei Franken der Morgen. Zum Feldbaue bedient man sich hier der Maulthiere und Ochsen, vorzugsweise der letztern. Ein Maulthier wird mit 120 bis 150 Fr., ein Ochse mit 60 bis 70 Fr. bezahlt. Wer in Algier sich niederlassen will, muß hiezu als Jahreszeit vorzugsweise den Herbst wählen, und daselbst im Laufe des Oktobers eintreffen, da in diesem Monate die Feldarbeiten beginnen. Man säet Getreide und andere Feldfrüchte bis Ende Januars, und fängt gegen Ende Mai's an zu ernten. Man muß sich in Europa mit allem nöthigen Handwerkszeuge zu dem Geschäfte, das man treiben will, versehen, weil dort völliger Mangel daran ist. Der Preis des Taglohns ist 75 bis 90 Centimen. Das Hektoliter Getreide kostet in gewöhnlichen Jahren 6 bis 7 Fr. Das Pfund Ochsenfleisch wird zu 10 bis 12 Cent. verkauft. Obgleich man sich in den Wohnungen, die innerhalb der französischen Wachtlinie liegen, vollkommen sicher befindet, so ist es doch nöthig, daß Jedermann mit einer Flinte bewaffnet sey, um im Nothfalle zur Aufrechthaltung der Ordnung und allgemeinen Sicherheit beitragen zu können. Diejenigen Leute, welche am leichtesten Arbeit finden, sind die Tagwerker, Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Maurer u. s. w. In Algier selbst befindet sich eine ziemlich große Anzahl von Wirthshäusern, wo die Ankömmlinge Unterkunft und Nahrung um billigen Preis erhalten. Anbauer, die sich durch gute Zeugnisse ausweisen können, werden auf Schiffen des Staates unentgeldlich übergesetzt."

Die Medaille des Juliusbandzeichens erhielten auch zwölf Frauen und sieben Mädchen, wie aus den in französischen Blättern bekannt gemachten Verzeichnissen zu ersehen ist.

Witzstacheln des Figaro.

Diebitsch's letzte sieben Worte waren: „Die Polen sind keine Türken."

*

Der tarpejische Fels ist zunächst dem Balkan.

*

In Carolina hat man unermeßliche Goldminen gefunden. Da sie republikanische sind, so hätte Herr Persil nicht übel Lust, sie in Beschlag zu nehmen.

*

Man schreibt Herrn Metternich folgenden Witz zu: „Wenn Sebastiani nicht existirte, so müßte man ihn erfinden."

*

Nachdem die Stockdegen verboten sind, werden für die Helden des Juste-Milieu Stockspritzen verfertigt.

*

Die Krankheit à la Mode, das Schnupfenfieber (la grippe, auch Narrheit) hat in Paris ungefähr 45,000 Menschen befallen. Man berechnet, daß diese Kopfseuche den Aerzten und Apothekern dieses Jahr 500,000 Fr. abwerfen wird.

*

„Das Ehrenkreuz," Duo für Pfanne und Feuerzange, ist bei allen Musikhändlern zu haben.

*

Zu Caen hat man bei Verleihung eines Ehrenkreuzes, wofür man keinen andern Grund hatte, als um dem Ministerium, das zu diesem letzten Mittel greifen muß, einen Anhänger zu verschaffen, ein herrliches Charivari aufgeführt. Die Musikliebhaber bemerkten dabei mit Vergnügen die Einführung der Bratpfanne als Baß und des Bratspießes als Begleitung. Ein Solo auf einem Kessel wurde auf Verlangen wiederholt.

*

Die Deputirtenkammer ist auf den 25 Julius, also vierzehn Tage früher als bestimmt war, zusammenberufen. Das ist das erste Mal, daß die Regierung einen Schritt vorwärts thut.

*

„Die Furcht," sagen deutsche Zeitungen, „ist ein Hauptförderungsmittel der Cholera." Wenn Dieß wahr ist, so ist das Juste-Milieu ernstlich in Gefahr.

*

Die Cholera greift in Danzig um sich; auf dem baltischen Meere weht ihre scheußliche grüne Fahne. Die Könige wollten ihr den Krieg erklären, aber noch fürchten sie, das europäische Gleichgewicht möchte darunter leiden, und das System der Nichtintervention zu scheitern gehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 192. 11 Julius 1831.

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Bei Gelegenheit der jetzigen pariser Kunstausstellung.)

Die Hauptstädte der alten und neuen Welt sind gegenwärtig die Hauptpunkte der Kunstübung und des Geschmakes in Europa. Liebe zur Kunst, Streben nach Wahrheit beseelt beide, obschon die Weise wie sie sich äußern ganz verschieden ist. In Paris druckt man Alles, was man denkt; in Rom denkt man mehr als man spricht. Eine pariser Kunstausstellung füllt alle Journale; die römischen Urtheile muß man mündlich einholen. Langsam, aber klar und einfach bildet sich in Rom die öffentliche Meinung, die einmal fest gestellt nicht mehr wankt. Sie geht aus der Beschaffenheit und unparteiischen Erwägung einer grosen Anzahl kunsterfahrener Menschen hervor, und die Person wird nie mit der Sache, der Künstler nie mit seinem Werke vermengt. In Paris dagegen übereilt die Presse gewöhnlich das Urtheil des Publikums, und gibt ihm die Richtung, anstatt sie davon zu empfangen. Der Römer weiß sehr wohl die Riesenmaßstäbe zu benützen, welche die vor ihm liegenden Epochen der Kunstschönheit aus der Zeit der Griechen und dem sechszehnten Jahrhundert anzulegen gestatten; der Franzose dagegen ist zu flüchtig, um in diese Tiefe des Criteriums einzudringen, und der Geschmack seines Publikums ist hiezu nicht geläutert und reif. Die Oeffentlichkeit, mit der in Rom Alles betrieben wird, und die sich auch auf die Ateliers der Künstler erstreckt, welche jederzeit zum Besuche offen stehen, schärft die Urtheilskraft und bildet den Geschmack. Die unselige Tyrannei der Schule, welche Paris gegenwärtig in das Schisma der alten und neuen Schule stürzt, wie seine Dichter sich in Klassiker und Romantiker spalten, dieser Mißstand der Einseitigkeit löst sich in Rom unter dem fast unfühlbaren Einflusse gerechter, billiger und einsichtsvoller Männer, unter der mächtigen Aegide der erhabensten Vorbilder antiker Kunstvollendung, in ein mäßiges, nie das Individuum angreifendes Urtheil auf. Da jeder der Richtenden sich jeden Augenblick demselben Tribunale unterwerfen muß, und überdieß der Geschmack hier im Allgemeinen bereits so fein gebildet, die Basis des Kunsturtheils durch die hier in Ueberfülle vor Augen stehenden Modelle der größten Meister so sicher gestellt ist, so dürfte eine Ungerechtigkeit gegen die Person durchaus nicht Stich halten; während die pariser Journale, wenn sie sich zufällig gegen einen Künstler verbünden, leicht den Sieg über das gerechte Publikum davon trügen. Der Furcht vor andauernden Mißgriffen der Kritik darf daher in Rom nicht Raum gegeben werden, da man von Anmaßung einer entscheidenden Autorität, von Handhabung einer Kunstschulpolizei dort durchaus nichts weiß. Dagegen wird der Stolz so manches, in seinem Vaterlande zwar vielleicht mit Recht hochgeschätzten, durch eitles Weihrauchspenden aber übermüthig gemachten Künstlers, in Rom sehr bald in die Schranken der jedem Kunstübenden gleich ziemlichen Demuth und Bescheidenheit zurückgewiesen. Nicht mit Unrecht nennt man deßhalb Rom eine Kunstrepublik, in welcher keiner, selbst nicht der von ganz Europa angestaunte Meister sich eine Diktatur im Urtheile erlauben darf. Hieraus gehen zwei unberechenbare Vortheile hervor, welche keine Stadt der Welt mit Rom theilt, und welche durch die meist verunglückte Kunstschreiberei anderer Länder so muthwillig zerstört werden. Der junge Künstler wird nämlich weder durch absprechenden Tadel entmuthigt, noch durch übertriebenes Lob verblendet. Er weiß daß er auf die öffentliche Meinung, wenn sie einmal festgestellt wie auf den Ausspruch eines unsichtbaren unparteiischen Gerichtes vertrauen darf, und findet in dieser Kritik Muth, Kraft und Belehrung, während die Rezensionen so vieler unberufener, meist kenntnißloser oder leidenschaftlicher Kunstrichter nur dazu dienen, das jugendliche Talent einzuschüchtern und an seinem Weiterkommen verzweifeln zu machen, oder der Kritik frech die Stirne zu bieten und sie zu verachten, oder was das Schlimmste ist, sie durch übertriebene Lobhudelei verleitet über jedes Urtheil erhaben zu achten, und auf irriger Bahn fortzuwandeln. Hierin liegt nun auch der Grund, weßhalb ausländische Kunstkritiker in Rom so wenig beachtet werden, und daß selbst besserem Ziele zustrebende Beurtheilungen, wenn sie sich je in diese Weltstadt verirren, in ihrem anmaßend absprechenden Tone keinen Beifall verlangen können.

Das pariser Publikum bewegt sich in der Politik; das römische in der Kunst. In Paris frägt man nach dem politischen Glaubensbekenntniß, in Rom nach der Kunstansicht. Dem Pariser ist die Kunst Bedürfniß; dem Römer Leben. Man spricht im pariser Salon gern über Kunst; in der römischen Gesellschaft ist sie das Hauptthema. Die Kunst ist in Rom mit dem ganzen Volksleben dergestalt verflochten, daß man über die Urtheile des niedern Volkes oft mehr erstaunt, als über die der Männer von Fache. Der Pariser urtheilt nach Autoritäten; der Römer nach seinem Gefühle. Die Mehrzahl der nach Rom pilgernden Fremden hat den schönen

Zweck im Auge, sich mit den Werken alter und neuer Kunstschöpfungen, von denen Rom überfüllt ist, bekannt zu machen. Wer auch diesen bestimmten Zweck nicht mitbringt, wird bald durch das allgemeine auf diesen Punkt hinstrebende Leben gleichsam unwillkürlich fortgerissen. Um aber mit den Werken der Meister vertraut zu werden, um im Stande zu seyn, sie wenigstens auf eine Weise zu beurtheilen, und um bei der in jeder gebildeten Gesellschaft Rom's vorherrschenden Besprechung über Kunstgegenstände ein Wort mitsprechen zu können, bietet sich für den Fremden, in die Kunst selbst nicht tiefer Eingeweihten kein natürlicheres Mittel dar, als die Werkstätten der ausgezeichnetsten Künstler zu besuchen, und bei ihnen Aufklärung und Belehrung zu erholen. Wollte man diesen Weg in Paris einschlagen, so würde er eine Quelle vieler Mißverständnisse werden, da aus Mangel eigener Urtheilsfähigkeit gewisse stereotyp gewordene Irrthümer des unglückseligen Schulpedantismus, durch gläubig nachbetende Proselyten sich fortpflanzen, während in Rom die Meinung wie ein höherer Richter die Wahrheit allein anerkennt, und über alle Täuschungen stets siegreich emporhebt. Freilich sieht die große Masse selten klar, und wird stets in diesen, wie in allen Dingen der Reflerien von logisch geordneten Köpfen beherrscht oder bestimmt werden. Allein unverkennbar ist in Rom der Strahl der Kunstaufklärung tiefer auch in die Masse des Volkes gedrungen, als in Paris, und die mächtige Fessel der Schule, der Autorität, welcher in Frankreich so wenige sich zu entwinden vermögen, ist in Rom längst durch eine große Zahl genialer Künstler zersprengt werden. Die meisten Menschen folgen mehr den Eindrücken ihrer Erziehung, als der eigenen Ueberzeugung, und daß dieses besonders auf die französischen Künstler anzuwenden, geht aus der kühnen Richtung, welcher die in Rom gebildeten Franzosen folgen, bestimmt hervor. Was den Riesengeist Bernini's in Fesseln schlug, war die Perückenzeit, in der er lebte; und was den großen Genie's Raphaels und Michelangelos Entwillung gestattete, war die Ungebundenheit ihres Wirkens, die Liebe der damaligen Fürsten und Völker für ihre Künstler, und ihre ganz unabhängige Stellung. Jeder Genius trägt mehr oder minder das Gepräge seiner Zeitansicht. In dem Moses des Michelangelo spricht sich der ungeheure Gesetzgeber, der zürnende Gewaltige aus, wie er vom Sinai herabsteigt, und dem götzenverehrenden Volke ergrimmt die Tafeln entgegenschleudert, während Thorwaldsens Christus, weich und kraftlos Segen spendet. Die Franzosen sind anerkannt die besten Zeichner in der Welt, und haben auch in der Ausführung große Fortschritte gemacht. Allein die geistige Konzeption fehlt ihnen beinahe durchgehends. Sie halten sich zu streng an die Form, die Alten hielten sich mehr an die Idee. Man würde die entschiedenen Zeichnungsfehler in Paris Niemanden verzeihen, die man an den größten alten Meistern nicht selten findet. Buonarottis Moses hat keinen Hinterkopf, weil dieser Heros der Bildhauer, seinem Genie vertrauend, die von den ältesten und neuesten Skulptoren geübte Vorsicht verschmähend, nur kleine Modelle bildete, nach ihnen kühn auf seine Marmorblöcke einhieb und dennoch so Erstaunliches hervorzauberte. Wer denkt aber an Moses's Hinterkopf, wenn man vor dem Geist des Ganzen angefesselt steht! Jene großen Männer richteten ihre ganze Kraft auf geistige Darstellung, auf den Effekt des ewig Schönen, welchen sie selbst öfters durch kleine Fehler zu erhöhen suchten. Die Statue Apollino's hat einen Fuß länger als den andern; sie wäre aber gewiß nicht so schön gestellt, wenn sie diesen Fehler nicht hätte. Was würde man in der Gemäldeausstellung in Paris sagen, wenn ein Bild vorkäme, worin eine Figur mit zwei rechten Händen sich befände, wie Dieß in Rubens berühmter Exorzismuspredigt im Belvedere der Fall ist. Wie ist aber dieß Alles gemalt, und wie gerne verzeiht man die kleine Nachlässigkeit, wenn man sie nach langer Bewunderung des Ganzen entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Fortsetzung.)

„Als sich die Blossom," so erzählt Beechey sein Zusammentreffen mit dem Inselpatriarchen, „dem Eilande näherte, stieß ein Boot mit Segel und Rudern so gut versehen vom Lande, daß man Anfangs glaubte, es gehöre einem Wallfischfänger, denn es war bekannt, daß die Insulaner der Südsee nur der Kanoe sich bedienen. In diesem Boote kam der alte Adams an Bord, der vor fünfundvierzig Jahren an diesem Eilande mit den Meuterern der Bounty gelandet war. Die jungen Männer, die ihn begleiteten, lauter Abkömmlinge Christierns und seiner Gefährten, trugen die Gesichtszüge ihrer Väter und die Hautfarbe ihrer taitischen Mütter. Diese jungen Leute, zehn an der Zahl, waren groß, stark und von blühender Gesundheit; ihr Gesicht sprach eine so unverkennbare Gutmüthigkeit aus, daß sie auch anderwärts freundliche Aufnahme gefunden haben würden. Mit der harmlosen Einfalt ihrer Sitten verbanden sie eine wahre Furcht etwas Unrechtes zu thun; so daß sie nicht den geringsten Anstoß gaben. Unbekannt mit der Welt stellten sie eine Menge Fragen, über Personen und Schiffe, die zu Zeiten dieses Eiland besucht haben mochten, die wir, aber auch nicht ein Mal den Namen nach kannten. Ihr Anzug, aus verschiedenen Kleidungsstücken zusammengesetzt, die sie von den Schiffsherren und Matrosen der Kauffahrteischiffe zum Geschenk erhalten hatten, machte die lächerlichste Wirkung. Einige trugen lange schwarze Röcke ohne irgend sonst ein Gewand, Matrosenbeinkleider etwa ausgenommen; andere waren mit Hemden angethan, ohne Röcke, andere sogar nur mit Westen, ohne alle andere Bekleidung; keiner hatte Schuhe oder Strümpfe und nur zwei besaßen Hüte, die aber allem Anschein nach nicht lange mehr zusammen halten wollten. Sie kletterten an den Schiffswänden hinauf, und schüttelten jedem Offizier mit der offenherzigsten Vertraulichkeit die Hand. Auch der alte Adam stieg endlich an Bord; er befand sich damals eben in seinem 65 Jahre und schien für dieses Alter ungewöhnlich stark und rüstig, ungeachtet er ziemlich wohl beleibt war. Er trug Seemanns Hemd und Hosen und einen niedern Hut, den er instinktmäßig in der Hand hielt, bis man ihn aufzusehen ersuchte." *)

Kapitän Beechey giebt in seinem Reisebericht eine eben so an-

*) S. Ausl. S. 574, wo bereits des alten Adams Erwähnung geschehen ist.

muthige als umständliche Schilderung von der Kleidung, den Beschäftigungen und Gewohnheiten dieses glücklichen Völkchens. Adams einfache Politik, die er zur festern Begründung des gesellschaftlichen Zustandes auf seiner Insel einschlug, bestand, wie es schien, hauptsächlich darin, daß er tägliche Andachtsübungen und Gottesfurcht zur Grundlage seines kleinen Staates machte, und allem Anschein nach war Dieß für die kindliche Einfachheit der Bevölkerung die beste und zuverlässigste Konstitution. Kapitän Beechey beschreibt ein Mittagsmahl auf Pitkairn-Eiland, dem er beiwohnte, in Folgendem:

„Das dampfende Ferkel war geschickt zerlegt, und jedem Gaste sein Theil vorgeschnitten worden, doch keiner wagte es, das einladende Gericht zu kosten, bevor von dem Geistlichen ein andächtiges Gebet gesprochen und aus Aller Mund ein langes Amen erfolgt war. „Langt zu" — war nun das Zeichen, dem Appetit zu folgen. Da nach der Mahlzeit jedes Mal ein gemeinschaftliches Dankgebet verrichtet wird, so säumte keiner mit dem Essen zurückzubleiben, und benützte die gegebene Zeit so gut als möglich. Es wird auf Pitkairn-Eiland für unstatthaft gehalten, auch nur einen Bissen Brod zu genießen, ohne zuvor und darnach ein Dankgebet zu verrichten. So streng wird diese Sitte beobachtet, daß wir nicht ein einziges Beispiel sahen, wo sie vergessen wurde. Ich hatte mich eines Tags mit Adams in ein Gespräch eingelassen, und in der Zerstreuung nahm er einen mundvoll Speise ohne ein Gebet gesagt zu haben; aber bevor er sie noch hinabgeschlungen hatte, fiel ihm sein Fehler ein; er nahm sofort die Speise wieder aus dem Munde und verrichtete zuerst seine Andacht."

Die artigen Offiziere der Blossom wunderten sich zu sehen, daß die Frauen der Insulaner nicht mit zu Tische sitzen durften. Hierin scheint man auf Pitkairn die Gewohnheit der übrigen Südseeinseln, wiewohl nicht in ihrer ganzen Strenge beibehalten zu haben. Auf einigen Eilanden dieses Archipels wird ein Weib, das in Gegenwart seines Mannes ißt, mit dem Tode bestraft. Der einzige Grund, mit welchem die Insulaner von Pitkairn dieses seltsame Vorurtheil zu entschuldigen wußten, war die biblische Hypothese, daß der Mann zuerst geschaffen worden und also auch zuerst bedient werden müsse, gleichsam nach dem alten Sprüchwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die gutmüthigen Weiber von Pitkairn sahen indeß in dieser Sitte keine Zurücksetzung, sondern standen hinter den Sitzen der Männer, indem sie ihnen die Fliegen abwehrten und mit den Gästen plauderten.

Die Betten, die für die Fremden bereitet waren, bestanden aus Palmblättern, worüber Bettdecken von einheimischen Stoffen gewebt ausgebreitet waren.

„Dieses Lager," sagt der Kapitän, „war ungemein angenehm und zur Ruhe einladend. Die anmuthige Kühle des Schlafgemachs das von allen Seiten dem Luftzuge offen stand, machte den Schlummer, der weder durch Hitze noch Insekten beunruhigt wurde, sehr erquicklich. Unser erster Schlaf wurde nur durch die einfache Melodie des Abendgesanges unterbrochen, der, sobald das Licht ausgelöscht war, von der ganzen Familie in der Mitte der Stube gesungen wurde. So wurden wir auch des Morgens durch die Handandacht und den Gesang aufgeweckt."

Indem Kapitän Beechey ein Landschaftsgemälde der Insel entwirft, beschreibt er einen entlegenen Ort, den der Anführer der Meuterer für sich als Zufluchtsort ausgesucht hatte.

„Auf der Nordseite des Eilandes befindet sich in einem Felsen eine Höhle, wohin sich Christiern zu flüchten gedachte, wenn ein zu seiner Verfolgung ausgesandtes Schiff auf der Insel landen würde. Hier, wo er entschlossen war sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, hielt er stets einen Vorrath von Lebensmitteln in Bereitschaft; zunächst war sorgfältig hinter Bäumen versteckt eine kleine Hütte erbaut, die als Wachthaus diente. Der Zugang zu dieser Höhle war so beschwerlich, daß ihr Inwohner, selbst wenn der Feind schon die Spitze des Felsens erreicht hatte, so lang seine Munition langte, jeder Macht trotzen konnte. Ein unbetretener und gefährlicher Pfad führt von da auf einen Felsgipfel, der die Aussicht nach der südlichen und westlichen Küste beherrscht."

Adams beschrieb dem Kapitän den unglücklichen Christiern als einen stets gutmüthigen und fröhlichen Mann. Indeß wenn man erwägt, daß er eine gute Erziehung genossen hatte und durchaus nicht ohne ein gefühlvolles Herz war, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß diese Heiterkeit nur eine erzwungene war. Welch bitteres Gefühl mußte sich des Unglücklichen bemächtigen, wenn er wie ein gehetztes Wild in die Einöde dieser Höhle entwich, in deren Einsamkeit Scham und Gewissensbisse doppelt seine Seele foltern mußten!

(Schluß folgt.)

Kosten der französischen Kriminalrechtspflege.

Es ist eine so schöne Sache um die Gerechtigkeit, pflegt man zu sagen, daß man sie nicht theuer genug bezahlen kann. Das Nämliche sagen die Advokaten ihren Klienten, wenn ihnen der Muth sinken will, und wir nehmen keinen Anstand, es allen Vertheidigern der öffentlichen Rechtspflege zu wiederholen, denen etwa bei dem Anblicke der 154sten Tabelle des von Herrn Dupont de l'Eure herausgegebenen sehr lehrreichen Rechenschaftsberichtes über die Verwaltung der französischen Kriminalrechtspflege vom Jahre 1829 der Muth entfallen möchte.

Aus diesem Berichte ersehen wir, daß im Jahre 1829 die Sitzungen der Gerichtshöfe der 89 Departemente in Frankreich 3,948 Tage in Anspruch genommen haben; da nun die Sitzung eines Gerichtshofes die Gegenwart von 36 Geschwornen in der Hauptstadt des Departements nöthig macht, so hat das Geschwornengericht im Jahre 1829 diesen Männern 257,724 Tage geraubt, ein Verlust, dessen Werth sich zu sehr verschiedenen Preisen berechnen läßt. Wenn man nun noch bedenkt, daß viele der Geschwornen die Reise nach dem Orte ihrer Bestimmung hin und zurück machen müssen, daß die Zeit, die dadurch verloren geht, nicht in obiger Rechnung begriffen ist, und daß die Geschwornen der sogenannten Aristokratie des Eigenthums und der Fähigkeiten angehören, daß folglich eine Menge richterlicher, landwirthschaftlicher, ärztlicher und Gewerbsinteressen unter dieser Versäumniß, zu welcher sie durch das Gesetz vom Jahre 1828 genöthigt werden, leiden, so wird man finden, daß es keineswegs zu viel ist, wenn man den entstehenden Schaden im Durchschnitte zu 12 Fr. des Tages berechnet, was eine Summe von 2,852,688 Fr. ausmacht, die, ohne im Budget aufgeführt zu seyn, dennoch dem Publikum zur Last fällt.

Im Jahre 1829 hielten die Gerichtshöfe 355 Sitzungen, folglich wurden 12,780 Familienhäupter ihren Berufsarbeiten entzogen. Während der hiezu verwendeten 3,948 Tage wurden 6,506 Rechtsfälle entschieden und 7,373 Angeklagte abgeurtheilt; also kommt nach Karl Dupins politischer Rechnungsmethode auf jeden Tag 1 [illegible] Angeklagte und 1 [illegible] Prozeß. Haben die Angeklagten Familien, welche Reisen nach dem oft entfernten Gerichtshofe machen müssen, und berechnet man die dadurch verursachte Ausgabe nur zu 50 Fr. für jeden derselben, so giebt dieß eine Summe von

221,190 Fr. Endlich haben die Gerichtshöfe 48,700 Zeugen abgehört, welche zwei Mal zur Instruktion des Prozesses und zu den mündlichen Debatten vorgeladen wurden; von diesen hat jeder wenigstens 25 Fr., folglich alle zusammen nicht weniger als 1,277,500 Fr. verzehrt.

Man muß jedoch bemerken, daß die Dauer der Amtsgeschäfte der Geschwornen nicht in allen Departementen gleich ist, wovon man sich durch eine Vergleichung der Sitzung nachstehender Departemente überzeugen kann.

Seine, 546; Ober-Alpen, 12; Nieder-Seine, 154; Cher, 14; Ober-Garonne, 84; Creuse, 15; Ober-Rhein, 75; Ain, 16; Calvados, 75; Jura, 17; Gironde, 75; Vogesen, 18.

Zusammenstellung der indirekten Ausgaben: Die Geschwornen 2,852,688 Fr. — Die Verwandten der Angeklagten 221,190 Fr. — Die Zeugen 1,217,500 Fr. — Summe 4,291,578 Fr.

In dem Rechenschaftsberichte über die Ausgaben des Justizministeriums finden sich die Druckkosten für Kriminalgegenstände angegeben zu 40,414 Fr.; Sieglung, 610 Fr.; Aktentransport, 10,890 Fr.; Transport der Angeklagten, 71,1[illegible] Fr.; Aerzte, Besichtigungen, Dolmetscher, 122,590 Fr.; Gebühren der Greffiers, 122,155 Fr.; Gerichtsdiener und Gendarmen, 889,096 Fr.; Reisen der Magistratspersonen zu Instruktion der Prozesse, 116,129 Fr.. Von diesen 1,552,545 Franken, welche für Verwaltung der Kriminaljustiz und der Zuchtpolizei ausgegeben wurden, kommen auf die erstere wenigstens 800,000 Fr.; hiezu kann man noch die besondern Ausgaben für die Sitzungen der Gerichtshöfe mit 220,200 Fr. rechnen; dann ein Sechstheil von den allgemeinen Ausgaben der Gerichtshöfe und Tribunale, welche den Budgets der Justiz und des Innern zufolge sich auf 15,747,372 Fr. belaufen, mit 2,624,562 Fr. u. s. w., so daß sich die Gesammtsumme der Ausgaben auf 5,775,176 Fr. beläuft.

Noch haben wir des traurigsten Theils der Rechtspflege, der Vollstreckung des Urtheils, nicht gedacht; diejenigen, welche auf öffentlichen Plätzen vollzogen wurden, kosteten an Besoldungen und andern Nebenausgaben 454,427 Fr.; eine Summe, von welcher auf das Departement der Seine allein 42,600 Fr. kommen. Die Centralgefängnisse enthalten ungefähr 18,000 Verbrecher; das Budget berechnet die Ausgabe für ihren Unterhalt mit 5,600,000 Fr.; für Ergänzung der Geräthschaften in den Gefängnissen 60,000 Fr.; Besoldung und Diäten zweier Generalinspektoren, 28,579 Fr.; Transport der zu den Galeeren Verurtheilten, 138,000 Fr. Man nimmt an, daß sich gewöhnlich 8,200 Verbrecher in den Bagnos befinden; die Ausgabe für den Unterhalt eines jeden beträgt jährlich 187 Fr. 40 Cent., und 94 Fr. 10 Cent. für seine Bewachung; zusammen 281 Fr. 50 Cent.; im Ganzen also 2,318,300 Fr. Diese traurige Uebersicht des menschlichen Elendes schließt sich also ab mit 6,599,106 Fr. Die oben angeführten eigentlichen Kosten der Verurtheilung belaufen sich auf 5,775,176 Franken; die indirekten Ausgaben auf 4,291,578 Fr., was also die ungeheure Hauptsumme von 14,665,680 Fr. ergiebt, welche sich nur auf jene Verbrechen bezieht, die dem Gesetze zufolge dem kriminellen Verfahren und harten, infamirenden und Leibesstrafen unterworfen sind; alle andern Vergehen, so schwer sie auch seyn mögen, die nur durch Geld oder Gefängnißstrafe abgebüßt werden, sind hier nicht einbegriffen. Die Zahl der Verurtheilten war im Jahre 1829: 4,475; zieht man von der Hauptsumme der Ausgaben für die Urtheilsvollstreckung die allgemeinen Kosten ab, so wird man finden, daß die besondern Ausgaben, welche eine Verurtheilung nach sich zieht, mehr als 1000 Fr. betragen.

Vermischte Nachrichten.

Für die Alterthümler und Bücherfreunde fand jüngst zu Dublin ein Ereigniß von hoher Bedeutung Statt: Das kostbare und in seiner Art einzige Manuscript, das unter dem Namen „the Book of Armagh" bekannt ist, wurde öffentlich versteigert. Diese Handschrift, die aus dem siebenten Jahrhundert herstammt, ist auf Pergament in rein irischen Charakteren, mit griechischen Kapitalbuchstaben untermischt, geschrieben. Die Blätter sind auf beiden Seiten beschrieben. Es ist in Kleinquartformat, acht Zoll lang und drei Zoll dick, und enthält 442 Seiten. Mit Ausnahme des ersten Blattes, das einen Theil des Evangeliums des Matthäus enthält, und einigen Seiten, die durch Reibung gelitten haben, ist das Ganze vollkommen gut erhalten. Die Decke besteht aus dickem schwarzem Leder, worauf Sinnsprüche, hieroglyphische Bilder und Figuren von Thieren als Verzierungen zu sehen sind. Es hatte ursprünglich Haken und Schloß von Messing, wovon noch Ueberreste zu sehen sind. Diese kostbare Antiquität wurde um 590 Pf. St. losgeschlagen, und von Cochren und Comp. in London erstanden, wodurch es also seiner Heimath entführt werden wird.

•

Die Einwohner von Neuseeland geben vortreffliche Matrosen ab und werden gewöhnlich von den Wallfischfängern von Sidney in Dienst genommen. Gegenwärtig ist eine große Anzahl Schiffe von 120 bis 450 Tonnen mit dieser Jagd beschäftigt, die sehr gewinnvoll ausfallen soll. Die Neuseeländer sind überhaupt ein kräftiger und scharfsinniger Menschenschlag; der Flachs, den sie bauen, wird von Sidney's Kaufleuten gegen Flinten und Schießpulver eingehandelt. (Ueber die Agrikultur dieser wilden Insulaner wird das Ausland in seinen nächsten Blättern, als Fortsetzung der schon früher von Neuseeland gegebenen Nachrichten, Mittheilungen enthalten.)

•

In dem Gefängnisse zu Toulon ist Wilhelm Granié den 17 Junius Morgens fünf Uhr unter heftigen Konvulsionen gestorben; nachdem er drei und sechzig Tage lang jede Nahrung zurückgewiesen. Die Leichenöffnung, die man sechs und dreißig Stunden nach seinem Tode vornahm, ließ nicht Alles so finden, wie man es erwartet hatte. Der Magen war ungeachtet eines drei und sechzigtägigen Fastens nicht eingeschrumpft, wie man hätte glauben sollen, sondern hatte seine natürliche Weite, so daß man aus seiner Besichtigung allein schwerlich geschlossen haben würde, daß der Tod des Individuums durch Verhungerung herbeigeführt worden sey. Dieses Organ enthielt ungefähr ein Glas voll grünlicher Flüssigkeit, wahrscheinlich Magensaft. Die übrigen Eingeweide zeigten nichts Ungewöhnliches. Obgleich durch einen völligen Marasmus bis auf Haut und Knochen abgezehrt, behielten die Muskeln doch noch ihre Röthe, und was noch merkwürdiger ist, die Fibern derselben ihre Elastizität. Der Körper, von kräftigem Baue und fünf Fuß einem Zoll Höhe, wog nicht mehr als zwei und fünfzig Pfund. An dem Schädel des Entseelten fanden Galls Schüler Gelegenheit, abermals einen Triumph ihres Lehrers zu feiern. Man fand bei genauer Untersuchung desselben unmittelbar ober und hinter der Gehöröffnung die Erhöhung, die Gall als Sitz des Hanges zum Fleischfressen bezeichnet. (Granié lag wegen Mord gefangen.) Auf der Spitze des Kopfes giebt der Schädellehrer eine vorragende Knochenbildung als das Kennzeichen der Güte, der Frömmigkeit und Gottesfurcht an. An Granié's Schädel zeigte sich eine auffallende Abplattung und Vertiefung an diesem Theile des Kopfes. (Während seines langsamen Selbstmordes wies er jede kirchliche Tröstung zurück.) Endlich hat man hinter diesem Organ in derselben Linie zwei Erhöhungen gefunden, die Festigkeit des Charakters und Beharrlichkeit bezeichnen sollen.

•

In England zählt man gegenwärtig fünfzehntausend Dampfmaschinen, von denen einige unglaubliche Kraft besitzen. In der Grafschaft Cornwall befindet sich eine mit tausend Pferdekraft. Angenommen, daß jede dieser Maschinen nur die Kraft von fünf und zwanzig Pferden besäße, so würden sie dreihundert fünf und siebenzigtausend Pferde ersetzen. Nach Watts Berechnung verhält sich die Kraft eines Menschen zu der eines Pferdes, wie 5½ zu 1. England besitzt sonach in seinen Maschinen die Kraft von zwei Millionen Menschen. Jedes Pferd bedarf zu seinem jährlichen Unterhalte zwei Morgen Landes; es bleiben also der Bevölkerung von Großbritannien siebenhundert und fünfzigtausend Morgen Landes zur Benutzung übrig, die außerdem für Pferdefutter zu unterhalten seyn würden.

•

Der sechzehnjährige Petitpère, der das Juliusdenkzeichen erhalten hat, da er bei der Einnahme des Louvre einen Arm und ein Auge verlor und noch außerdem an einer Hand verwundet wurde, hat auf Kosten der Königin an der von Ludwig Philipp gegründeten Schule zu Dourdan einen Freiplatz erhalten, so daß die ihm als Verwundeten ausgesetzte jährliche Rente als Kapital für ihn zurückgelegt werden kann.

•

Die Prüfungskommission für die Modelle zu Napoleons Statue auf der Vendomesäule hat sich für die Arbeit Seurre's entschieden. (s. Ausland S. 712.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 193. 12 Julius 1831.

Neu-Schottland.

4. Das Ardoise-Gebirge. Die Fundy-Bai. Windsor. Die Hortonberge. Mangel an Wegweisern. Annapolisthal. Bridgetown. Wasserfall von Nicton. Annapolis.

Von Halifax gelangt man nach dreißig ermüdenden Meilen, zwischen Felsen, verbutteten ärmlichen Wäldern und kleineren angebauten Strichen zu der Ardoise-Bergkette, ihrer schieferhaltigen Natur nach von den acadischen Franzosen so genannt; wendet man sich auf einer trefflichen Straße den nördlichen Abhang hinab, so öffnet sich dem Auge eine weite Aussicht über die Gegend um Windsor her. In geologischer Hinsicht ist dieser Gebirgsstrich äußerst überraschend; nicht minder der schnelle Wechsel des Bodens und Landschaftgemäldes. Schmale ungeregelte Flächen, bedeckt mit losem Gestein und niedrigem Gehölze, wechseln mit langen Bergströmen und Bächen, welche sich in breiten angebauten Thälern verlieren. An den höheren Punkten gewahrt man Buchen-, Birken und Ahorn-Wälder in so dichten Gruppen, als wollten sie des Holzhauers Axt Troß bieten, die stets in ihrem Bereiche geschäftig ist, um ihnen Boden für Urbarmachung abzugewinnen. Das gelichtete Land breitet sich, nach jeder Richtung mit Pachthäusern besät, auf eine weitere Strecke aus als in irgend einem andern Theil der Provinz, und hat schon oft Vergleichungen mit der Scenerie im Süden von England veranlaßt, obgleich die Massen von Waldungen für den Mangel an Gesträuch und üppig grünendem Buschwerk keinen Ersatz bieten können. — Die Ardoise Berge sind ein Theil einer langen Gebirgskette und bilden mit dieser gleichsam den Rückgrat des Landes. Die Kette beginnt im östlichen Theile des Distriktes von Picton und zieht sich in unregelmäßiger Richtung west-süd-westlich zu der St. Marienbai, wo sie im Gestade ausläuft. Zwischen Picton und Truro tritt sie in Verbindung mit einer andern Kette, welche in beinahe parallelem Laufe von Tatmagouche an der Golfküste bis zur Chignecto Spitze an der Fundybai hinstreichend den gemeinschaftlichen Namen Copeanidgebirge annimmt, und als der erhabenste Punkt in Neu-Schottland betrachtet wird. Ist die Ardoisekette bei Horton vorüber, so nimmt sie den Namen Südgebirge an. Das Gestein bildet hier Uebergangsthon-Schiefer, bei dem größeren Theile des Gebirges mehr oder weniger mit eingesprengtem Eisenerz von guter Beschaffenheit. In der Gegend von Rawdon hat man den Schiefer zum Decken der Häuser gebrochen; das Unternehmen mußte jedoch, nicht wegen Mangel von Quantität oder Qualität des vorhandenen Schiefers, sondern wegen unlänglichen Kapitals und der Schwierigkeit im Transporte wieder unterbrochen werden.

Das Amphitheater niederer Gründe einige Meilen im Umkreise von Windsor, wird von kleinen Flüssen bewässert, die sich unterhalb der Stadt vereinen, und bald hernach in das Bassin von Mines auslaufen. Der besondere Charakter der Küsten an der Fundybai, in welche das Bassin einen Einschnitt bildet, enthüllt sich hier in allen seinen verschiedenen Theilen. Läßt man bei Fluthwasser den Blick in der Nähe von Windsor umherstreifen; so wird man einen weiten Strich schlecht angebauten Landes erblicken von Gebirgsarmen eingefaßt, ausgenommen auf der Seite des Bassins von Mines, das einen weiten Wasserstrom daher treibt, als wollte es die schwachen Dämme, die man zu seiner Begränzung aufgebaut, überfluthen. In wenigen Stunden sieht man nichts mehr von dem breiten Strome; ein schmaler Kanal zieht sich mitten durch die gedämmten Ufer; das Uebrige ist nichts, als eine ungeheure Fläche von rothem Schlamm der aus einer Mischung von Sand und Thon besteht, und daher weder üblen Geruch verbreitet, noch der Gesundheit nachtheilig ist. Die Küsten der Fundybai bestehen beinahe durchgängig aus ähnlichen Stoffen, und geben dem Wasser bei der Hochfluth eine eigenthümliche dick-rothe Farbe. Bei Windsor steigt die Fluth in der Regel dreißig Fuß, an der Spitze von Chignecto oder im Cumberland-Bassin konnte ich einen Unterschied von sechzig Fuß zwischen dem Wasserstand der Ebbe und Fluth beobachten; an einzelnen Punkten soll dieß noch bedeutender seyn. In Folge davon erscheinen Flüsse Mittags wie Meeresarme, Abends wie bloße Bäche, und ein Pferd würde seine Knie nicht benetzen, wenn es durch ein Flußbett geht, auf welchem noch wenige Stunden zuvor eine Fregatte ruhig dahin geschwommen seyn mochte. Wer der Schifffahrt kundig ist, mag aus diesen Extremen der Fluth manchen Nutzen ziehen, der Schifflauf kann mit Sicherheit berechnet werden, wie auch immer die Richtung des Windes seyn mag. Wer hingegen nicht genug Erfahrung hierin besitzt, hat mit großen Gefahren zu kämpfen. Einige Kriegsschiffe wollten den obern Theil der Bai untersuchen und geriethen in große Nöthen; man kennt auch Fälle wo Schiffer, die mit der Küste unbekannt waren bei sechs Faden Anker warfen, um wie sie glaubten in vollkommener Sicherheit die nächste Fluth abzuwarten; noch vor der Ebbe aber sahen sie ihr Schiff an der Ecke ei-

ner abschüssigen Bank aufsitzen, und bald hernach in den tiefen reißenden Kanal überschlagen.

Wenn gewisse Winde gemeinschaftlich mit der Attraktion arbeiten, so bricht die Fluth die Bassins auf und stürzt mit dem „Bore" herein, wie man dieß technisch bezeichnet. Ein Mal habe ich diese Erscheinung beobachtet, welche sich ungefähr eine Stunde vor dem Hochwasser zeigte. Ein langer Streif schäumender Wellen zog sich ungefähr zwei Fuß hoch quer durch das Bassin von Mines, ähnlich der Spur, welche ein Dampfboot in einem engen Kanale hinter sich läßt; in einer Stunde mochte er etwa vier Meilen fortgeschritten seyn; ein dumpfes Geräusch kündigte seine Ankunft an, ehe man ihn gewahr werden konnte, doch, wie er näher kam, glich das Getöse der Wogenbrandung an der Seeküste. Wolken von Seevögeln gierig die kleinen Fische zu haschen, welche sie mit sich führt, begleiteten die Strömung auf ihrem Vorrücken. Uebrigens war Dieß noch eine Erscheinung geringerer Art, da der Bore oft mit einer Schwellung von fünf bis sechs Fuß Höhe hereinbricht. Die niedern Gründe bei Windsor und alle Ufer in der Umgebung scheinen früher unter Wasser gelegen zu haben; die abgesonderten Erdkegel, die wie Oasen auf der Ebene stehen, waren vermuthlich Lehmbänke oder Inseln.

Durch die Vereinigung von drei Hauptstraßen und den Handelsweg von Halifax durch die Fundybai sah man sich veranlaßt nach Windsor einen Militärposten zu legen. — Windsor macht Anspruch auf den Namen einer Stadt, nämlich einer neu-schottländischen — und besteht aus etwa hundertundzwanzig unregelmäßig gebauten Häusern mit einer Bevölkerung von etwa siebenhundert Einwohnern. Die zahlreichen, rings umher zerstreuten Pachthöfe geben ungefähr die vierfache Zahl für das ganze Weichbild der Stadt. Wenn man den Ort als ein freundliches englisches Dorf betrachtet, so muß man ihn allerdings hübsch heißen. Landwirthschaft bildet den Hauptnahrungszweig; die schönen Rinderheerden, welche die niederen Gründe bedecken und sich in weiter Ferne, wie kleine Punkte auf der Landschaft verlieren, möchten selbst einem schottischen Viehhändler ein beifälliges Lächeln abnöthigen.

Wenn man gerade auf der westlichen Hauptstraße gegen Annapolis fortwandert, so gelangt man bald durch die Hortonberge; hier entschädigt für den beschwerlichen Weg die steilen mit jungfräulichen Wäldern bedeckten Anhöhen hinauf, die schönste Fernsicht von Neu-Schottland, an dem westlichen Gebirgsabhange hinab. Das Auge beherrscht mit einem Blicke das reiche mit Pachthöfen geschmückte Thal am Gaspereaufluſſe, die bebauten Hügel von Cornwallis, in der Ferne durch das Nordgebirge, und Kap Blomidon, die nordöstliche Spitze dieser Gebirgskette, begränzt, welche ihre Klippen kühn den heftig fluthenden Wellen des Bassins von Mines entgegendämmt, das selbst bis auf diese Entfernung seine an dem Ufer gewonnene rothe Wasserfärbung noch erkennen läßt. Die weitausgedehnten Anhöhen von Horton und Cornwallis sind nur die Folioausgaben der Gegend von Windsor, obschon diese durch den anmuthigen Wechsel von Baumgruppen einen freundlicheren Anblick gewährt.

Man muß hier zu Lande nicht geradezu nach der Entfernung von Horton oder irgend einer andern Stadt fragen; denn diese kann die Straße entlang, fünf, zehn, fünfzehn Meilen zerstreut seyn, was am Ende eine so bedeutende Skale von Entfernungen bildet, daß selbst der vernünftigste Reisende dadurch in Verlegenheit gesetzt werden möchte. Die Kirche, das Gerichtshaus oder sonst ein weit sichtbares Gebäude bildet den Hauptstandpunkt für die Bemessung und ist dieser ein Mal ausgemittelt, so wird man die Angaben der Landleute in Beziehung auf die Distanzen ziemlich genau finden. Meilensteine kennt man nicht, und hie und da trägt ein Pfoste mit halb verwittertem Buchstaben noch dazu bei, den Wanderer irre zu leiten; zuweilen trifft man ein Paar Figuren an einem Felsen nächst der Straße hingesudelt, die in der Regel nicht viel bessere Dienste leisten. Selbst der gefällige Wegweiser mit der ausgestreckten Hand, ist in Neu-Schottland noch nirgends errichtet worden; so bleibt es also dem Reisenden nicht selten überlassen, an einem Kreuzwege zu errathen, welche Straße in die unwirthlichen Waldungen, und welche zur ersehnten Wohnung führt. Striche von sumpfigtem Waldboden, andere von unfruchtbarem Sande, bedeckt mit Gebüschen und ungewöhnlich hohen Föhren, trifft man zwischen den Enden der Thäler von Cornwallis und Annapolis. Ist man an diesen vorüber, so läuft die Straße beinahe vierzig Meilen weit an dem Annapolisflusse hin; hier dürfte die Landschaft nach ihrem Charakter, ihrer Fruchtbarkeit und Anmuth, unter jeder Gegend ihres Gleichen suchen.

Das Nordgebirge, das am Kap Blomidon (oder „Blow-me-down," blas mich um, wie es der Schifferwitz heißt) beginnt, verbirgt Allen, die auf der Hauptstraße fortwandern, den Anblick der Fundybai. — Den eigentlichen Charakter der Bridgetownbai erkennt man wieder fünfzehn Meilen oberhalb Annapolis, wo das zwanzig Fuß hohe Steigen der Fluth, und die Gelegenheit auf dem Strome Bauholz zu flößen, eine kleine Stadt in kürzester Zeit aufblühen ließ. Fünfzehn Meilen oberhalb Bridgetown vereinigen sich die Flüsse Nictau und Annapolis. Der Nictaufluß bildet den schönsten bis jetzt in Neu-Schottland entdeckten Wasserfall; im Ganzen ist er übrigens bloß eine Kufe voll Wasser, in einer Höhe von zwanzig Fuß über Felsen hinabstürzend. — Annapolis Royal war früher unter dem Namen Port Royal die Hauptstadt des acadischen Gouvernements; bei den früheren Kriegen in der Provinz unterlag es manchem Wechsel, und nur sehr wenige französische Ansiedler sind noch unmittelbar in der Nachbarschaft übrig. Es ist die Hauptstadt der County, hat aber außerdem keine weitere Bedeutung mehr. Die Anzahl der Häuser mag die Hälfte von Windsor, die der Einwohner kaum dreihundert betragen. Mit seiner Lage beherrscht es die Verbindungslinie von St. Johns in New-Braunschweig bis Halifax, man beabsichtigt deßwegen dasselbe in das alte mit Bollwerken versehene Feldfort umzuwandeln, das einst Schlüssel und Citadelle der Provinz war. —

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Fortsetzung.)

Rom und Paris haben ihre Kunstausstellungen. Erst im verflossenen Winter bildete sich in Rom ein Kunstverein, unterstützt von den angesehensten Kunstfreunden, und ähnlich den früher ins Leben gerufenen Vereinen in Berlin und München. Um die Oster-

zeit, zugleich mit der sehr interessanten in der französischen Akademie, war die erste Ausstellung, welche die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade auf sich zog. Sie diente als erfreulicher Beleg zu der glänzenden Kunstvirtuosität, in welcher Rom durch den Zusammenfluß vorzüglicher Künstler vieler Nationen alle andern Städte überragt. Die Ausstellung befindet sich auf dem Kapitol. Obgleich das Lokale, welches noch nicht eigens gewählt werden konnte, manches zu wünschen übrig ließe, so läßt sich doch hierüber weniger, als über die sonderbare Zusammenstellung, nämlich die Mischung der Skulptur mit Malerei, klagen; wobei die sonst meistens vortrefflichen Arbeiten der erstern, wie begreiflich, durch das Uebergewicht der Farbe gegen weißen Stein, zu sehr im Nachtheile stehen. Es ist fruchtlos, die große Galerie zu Florenz als Rechtfertigung dieser Vermengung anzuführen, denn auch dieser wirft man längst mit Recht denselben Fehler vor, ob er gleich bei der Ausstellung im Kapitol durch den beengten Raum noch lästiger auffällt. Auch ist die Tribune in den Studien, welche die größten Meisterwerke der Malerei und Skulptur enthält, leider durch üble Beleuchtung und Aufstellung zu berüchtigt, um sie als Vorbild anführen zu dürfen. Alles, was oben über die Bildung der öffentlichen Meinung in Rom angeführt wurde, bestätigte sich bei dieser ersten Erscheinung in vollem Maße. Es liegt ein unendlicher Reiz in dem überall mit Liebe und Sachkenntniß gefällten Urtheile, welches man in diesen Sälen laut und unumwunden aussprechen hört, und woraus der denkende Künstler abnehmen kann, daß es nichts leichtes ist, seine Arbeiten einem so einsichtsvollen Publikum vorzuführen. Den Werth dieser reichen Kunstausstellung erhöhte noch, daß die anerkannt ersten in Rom lebenden Meister, obgleich sie die lebhafteste Theilnahme für die Unternehmung selbst aussprachen, keine ihrer Arbeiten dahin gaben. Ihre Beweggründe waren dabei die edelsten; denn da derlei Ausstellungen den besondern Zweck haben, junge Talente der Welt bekannt zu machen, so konnten anerkannte Meister dabei nichts gewinnen, sondern ihren Jüngern nur schaden. Wer die Meisterwerke des Cammuccini, die unerreichten, der schönsten Vorzeit würdigen Skulpturen Easlake's und Thorwaldsen's, die herrlichen Bilder der Veteranen Koch und Reinhard, die eines Massaccio würdige Madonna von Veith und endlich die, eine verloren geglaubte Kunst ins Leben zurückrufenden Fresken zu Assisi von dem unübertreffenen Overbeck gesehen, wird den Ruhm dieser großen Männer ohnehin hinlänglich begründet erachten.

In den herrlichen Sälen des Louvre war im vergangenen Monat Mai seit vier Jahren die erste Ausstellung. Welche Verschiedenheit auch hier zwischen Rom und Paris! In Rom fand man nur 117 Werke der Aufstellung würdig; in Paris sah man 2600. Die Beweglichkeit und Liebe zur Abwechslung trieb die Pariser aus den kaum geschlossenen Kammern in diese Kunstsäle, und bereits in den ersten Tagen waren die Journale mit Beurtheilungen derselben überschwemmt. Die Einen beklagten den Verfall der guten alten Schule, welcher David seit dreißig Jahren diktatorisch vorgestanden; die Andern frohlockten über das endliche Herandrechen der Morgenröthe einer neuen Kunst-Aera. Das Wahre an der Sache ist, daß die Franzosen nicht recht wissen was sie wollen, und ihre Exposition von 1831 sieht ihrer Revolution von 1830 in so ferne ziemlich ähnlich, daß sie keine besonders hervorstechenden Werke enthält, keine Schulen oder Parteichefs voranstellt, und somit bloß von der Masse ausgegangen zu betrachten ist. Damit ist aber den Parisern nicht gedient. Sie wollen Systeme, Schulen; und da sie diese nicht finden, wissen sie nun gar nicht, wie sie daran sind. Sie vergessen, daß selbst die Kunst stets der äußern Richtung einer Nation folgt, und daß man in Frankreich abwechselnd Kanonen und Glocken gießt, Kasernen und Klöster baut, und Kirchen und Schlachtenstücke malt. Wenn daher in der Ausstellung von 1831 die Mehrzahl der großen Bilder Gegenstände des Märtyrthums, der Anbetung und Devotion behandelte, so ist dieß offenbar ein trauriges Erbtheil der eidevant Legitimität von Karl dem Zehnten. Frankreich ändert seine Dogmen in Politik, Philosophie, Religion; warum soll seine Kunst nicht einer Regeneration entgegen gehen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

In Folgendem finden wir ein Gemälde von einem Pueblo de Señorio oder einem Dorfe, das einem Granden zugehört, und das ein anschauliches Bild von den Folgen jener Feudaltyrannei giebt, gegen welche die Liberalen unglücklicherweise vergebens gekämpft haben.

„Gleich nachdem ich diese Sierra betreten hatte, kamen wir durch ein Dorf, das elendeste, das mir in irgend einem Theile von Spanien vorgekommen ist. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von dem Zustande der Einwohner dieses Dorfes zu machen, wenn man nicht mit eigenen Augen das Elend der spanischen Armen gesehen hat. Ich sah an zwei- bis dreihundert Personen, und unter diesen nicht eine einzige, die ihre Blöße nur zur Hälfte mit Lumpen bedecken konnte. Männer und Weiber sahen aus wie Bündel zufällig durch einander gewirrener Fetzen von jeder Farbe, während die Kinder meist fadennackt umherliefen oder mit so zerrissenen Lappen bedeckt waren, daß sie in ihrer natürlichen Blöße noch weit erträglicher ausgesehen hätten. Ich vertheilte einigen Zwieback unter die Kinder, die sich darum mit einer Wuth rauften und ihn mit einem Heißhunger verschlangen, daß sie mehr jungen Wölfen als menschlichen Wesen zu vergleichen waren. Die schlechte und jähe Straße machte es nothwendig, den Wagen langsam fahren zu lassen, und ich benutzte diese Verzögerung, einen Blick in die Wohnungen dieser armseligen Geschöpfe zu werfen. Ich fand sie völlig im Einklang mit den Bewohnern; nirgends konnte ich ein Hausgeräth entdecken, keinen Tisch, keinen Stuhl; statt des letztern lagen einige große Steine umher; Etwas, das einer Matratze ähnlich seyn sollte, lag auf dem schmutzigen Boden und diente als Lagerstelle für die ganze Familie. Als ich dieses Dorf des Elendes verließ, bemerkte ich zwei steinerne Säulen mit einer brettenen Tafel, worauf zu lesen war, daß dem Eigenthümer dieses Ortes die Gewalt zustehe, über Leben und Tod der Bewohner seiner Besitzungen zu Gerichte zu sitzen. Ich habe den Namen des Granden vergessen, vor dessen Thüre so viel Jammer und Noth liegt; wenn ihm aber die Gewalt über Leben und Tod zusteht und er seinen Unterthanen das erstere nicht erträglicher machen kann, so wäre es menschlicher von ihm, ihnen den letztern anzuthun.“

Wir übergehen hier des Verfassers ausführliche Beschreibung von Madrid, und theilen aus derselben unsern Lesern nur eine Nachricht über die Art und Weise mit, wie Se. katholische Majestät Ferdinand VII. und seine königliche Gemahlin sich zu unterhalten geruhen.

„Als ich zu Madrid war,“ sagt Inglis, „war der Lieblingszeitvertreib des Königs und der Königin von wirklich einziger Art; zumal da die Königin ihrer Niederkunft entgegensah. Die tägliche Unterhaltung des Herrscherpaars bestand darin, die wilden Thiere zu besuchen, die im Retiro

eingesperrt sind. Fast jeden Abend um fünf Uhr konnte man den königlichen Wagen auf seinem Wege nach der Menagerie durch den Prado fahren sehen, und da ich gleichfalls fast jeden meiner Abende im Retiro verfaulenzte, so genoß ich hier wiederholt das Glück, Zeuge der königlichen Unterhaltung zu seyn. Der Retiro besteht in einem großen Hofe von zweihundert Morgen im Gevierte, der mit eisernen Gittern eingeschlossen ist; im Innern desselben sind die Käfige der wilden Thiere aufgestellt. In diesem Hofe nun setzten sich die königlichen Herrschaften auf eine Bank, und die Thiere wurden zu allerhöchst ihrer Erlustigung aus ihren Käfigen hervorgetrieben — wenigstens solche, die friedlicher Natur sind, wie der Elephant, das Kamel, Zebra u. s. w. Dann setzten sich die Wärter den Thieren auf den Rücken und trabten auf dem Platze umher. Hatten sich die Majestäten daran satt gesehen, so wurden die Bestien vor ihren königlichen Freunden aufgestellt und fielen vor denselben auf die Knie — manchmal weigerten sich jedoch die ungeschlachten Unterthanen dieser loyalen Ehrenbezeigung. Eines Tages setzte sich der Mann, welcher ein Kamel ritt, dergestalt auf dasselbe, daß er auf den Hals des Höckerthieres zu sitzen kam, und sein Gesicht nach dem Hintertheile desselben richtete; über diesen Witz geriethen die Majestäten außer sich, und der König erstickte fast vor Lachen."

Doch wir können nicht von Madrid scheiden, ohne einige Worte des Verfassers über die Bevölkerung der Hauptstadt Spaniens zu entlehnen:

„Es läßt sich von den untern Volksklassen in Madrid nicht sagen, daß sie besonders moralisch verdorben seyen; sie sind weder so trunkergeben und brutal als der „Mob" von London, noch so unbändig und unverschämt als die „Canaille" von Paris. Man sieht in den Straßen von Madrid selten Leute, welche zanken oder spielen; ich glaube, man könnte durch jeden Theil der Stadt wandern, und sein Taschentuch eine halbe Elle lang aus der Tasche hängen lassen, ohne daß es einem gestohlen würde. Kleine Dieberelen hält der Castilianer unter seiner Würde. Unter den höhern und mittlern Ständen steht, wenn ich nicht irre, Religion und Moral auf gleich schwachen Füßen; pfäffische Ränke und Schwänke haben wenig Einfluß auf sie, und Spott und Verachtung aller geistlichen Orden bildet einen gewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung. Ohne Zweifel trug die Okkupation der Halbinsel durch die französischen Heere nicht wenig dazu bei, die Ehrfurcht zu schwächen, von der vormals fast alle Stände der Bevölkerung gegen die Geistlichkeit durchdrungen waren. In Madrid hörte ich nie Jemand, der nur über der Klasse des gewöhnlichen Handwerkers war, mit Achtung von der Religion sprechen, oder mit Wohlwollen von der Priesterschaft. Die Geistlichkeit und die Mönche fühlen offenbar, wenigstens in der Hauptstadt, die Abnahme ihrer alten Macht, und haben deßhalb ihren Ton bedeutend herabgestimmt. Der reguläre Klerus neigt sogar Etwas zu dem Zeitgeiste hin, der seine Strömung gegen veraltete hierarchische Institutionen hereinwälzt. Es überraschte mich, Geistliche mit so großer Freimüthigkeit über den Zustand von Spanien sprechen zu hören. Ich hörte sie insbesondere über die Schwierigkeiten klagen, die man dem Bücherdrucke entgegenstellt, und sie gestanden, daß die Verfügungen in Betreff des öffentlichen Unterrichtes sehr geisttödtender Natur seyen. Der Klerus hat mit den Mönchen nicht gleiches Interesse, die gegenwärtige Lage der Dinge aufrecht erhalten zu wollen, weil er mit ihnen nicht gleiche Befürchtungen theilt. Eine Revolution, die alle Mönche aus dem Lande vertriebe, ihre Güter einzöge und ihrer Herrschaft ein Ende machte, würde wahrscheinlich die Weltgeistlichen nur wenig berühren; und namentlich hat sich ihre Furcht seit der letzten französischen Revolution merklich gelegt. Die Achtung, welche in Frankreich gegen die Rechte der Kirche beobachtet wurde, gilt ihnen als Bürge für ihre eigene Sicherheit, und vielleicht nicht mit Unrecht. Die Regierung sucht noch immer den Einfluß der Geistlichkeit so viel als möglich zu unterstützen und auf jede Art aufrecht zu erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten, die man aus New-York vom 1 Junius zu Havre erhalten hat, melden, daß endlich Herr Bonpland von Dr. Francia in Freiheit gesetzt worden ist. Er hatte hierauf seinen Weg nach dem Flusse Parana genommen und war am 15 Februar zu San Borja angekommen. Es ist die Absicht dieses berühmten Naturforschers, das Land der Missionen zu besuchen; das linke Ufer des Uraguay, der in seinem reißenden Laufe eine Strecke von dritthalbhundert Meilen des fruchtbarsten und schönsten Landes durchströmt, zu durchwandern, und sich dann von Corrientes nach Buenos Ayres zu begeben. Er scheint sehr zufrieden mit der Behandlung, die er bei den Einwohnern von Paraguay gefunden hat.

•

Nach der medizinischen Zeitung von London hat man daselbst angefangen, den Dampf, der während des Backens von den Broden aufsteigt, zu benutzen. An dem Gewölbe des Backofens sind nämlich Röhren angebracht, die unmittelbar oder dem Brode oder Kuchen zu stehen kommen, die den Dampf auffangen, aus welchem sich Alkohol bereiten läßt. Ein Brod von vier Pfunden giebt auf diese Weise drei Viertelsunzen solches rektifizirten Weingeistes. Diese neue Erfindung setzt die Bäcker in Stand, im Preise des Brodes herabzugehen.

•

Am 22 Junius starb zu Valenciennes ein Bettler, Namens Holland, vier und achtzig Jahre und sechs Monate alt, der wegen seiner Alles verschlingenden Gefräßigkeit bekannt war; wenn er bettelte, so pflegte er das Mitleid dadurch anzuflehen, daß er den Mund aufriß und schrie: „er hat Hunger! er hat Hunger!" Eine über diesen seltsamen Menschen im Jahre 1821 im Drucke erschienene Nachricht erzählt, er habe in seiner Hochzeitnacht allen Brodvorrath, den seine Frau für die ganze folgende Woche hergerichtet hatte, verschlungen. Mehrere Aerzte von Valenciennes werden eine Zergliederung dieses Vielfraßes vornehmen.

Witzstacheln des Figaro.

Hr. Dupin empfiehlt den Polizeipräfekten, während der großen Hitze die Pflastersteine zu hüten.

•

Das Fest des h. Ildephons ist im Kalender auf den 29 Julius verlegt; dieß ist das Schutzpatronfest der Pariser Pflastersteine.

•

Herr Cousin macht viel Glück in Berlin. Es scheint, daß man in Preußen ihn versteht: in Paris ist Dieß nicht der Fall.

•

Die drei Beduinen wurden gestern nach der Messe dem Grafen von Lobau vorgestellt, der sie mit größter Auszeichnung aufnahm.

•

Europa ist von zwei Geißeln Gottes heimgesucht: von der Cholera und der Diplomatie.

•

Wer sollte es glauben? Herr Persil erklärt sich gegen die Erblichkeit der Pairie? Herr Persil hat lichte Zwischenräume.

•

Die Pairie ist sehr krank. Sie hat den letzten Tritt von Herrn Persil erhalten.

•

Der Apostel der heiligen Allianz. Se. Exzellenz der Herr Bischof von Autun, hat am 18 Junius zur Feier des glücklichen Tages von Waterloo in der katholischen Kirche zu London das Hochamt gehalten.

•

Durch Erlaß der Konferenz von London ist Prinz Leopold verurtheilt: zum lebenslänglichen — Tragen der Krone.

•

Man versichert, das Haus Coutts und Komp. zu London unterhandle in diesem Augenblicke den Ankauf der Perrücken des Herrn Baron Pasquier, und habe bereits 6000 Pf. St. geboten. Dieses kostbare Denkmal der französischen Pairie wird von dem Hause Coutts, wie man sagt, dem Museum in London zum Geschenke gemacht werden.

•

Wenn der Herzog von Modena allen seinen Unterthanen die Amnestie angedeihen läßt, so wird bald keiner mehr übrig seyn.

•

Die Gabarre, „die Seine," die Karl X und Don Pedro nach ihrem Thronsturze aufnahm, kreuzt gegenwärtig an der Mündung der Newa. Dieses Schiff erwartet eine kaiserliche Ladung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 194. 13 Julius 1831.

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Von einem alten Reformer, aus dem New Monthly Magazine. Maiheft.)

Die französische Revolution im Jahre 1789, die wie ein politisches Erdbeben die Königreiche des ganzen europäischen Festlandes erschütterte, ließ auch die meerumschlossenen Inseln des großbritannischen Reiches nicht unberührt. Indeß hatte ihren Wirkungen bereits eine Reihe von Begebenheiten vorgearbeitet. Seit dem Beginn des amerikanischen Krieges (1775) waren die Prärogative der Krone und die Rechte des Volkes unausgesetzt ein Gegenstand kühner Erörterungen geworden. Gegen Ende dieses unseligen und kostspieligen Krieges, der gegen die Regierung die ihn führte, eine sehr kräftige Opposition erweckte, dachten und träumten die Vertheidiger der Volkssache von nichts lieber, als von einer Beschränkung des Einflusses der Krone, dem man den Anfang wie die Fortdauer jenes Kampfes zuschrieb. Diese Beschränkung glaubte man durch eine Verminderung in den Besoldungen der Hofleute und durch eine Reform des Unterhauses herbeiführen zu können. Von dieser Ansicht geleitet schlug man verschiedene Wege zur Erreichung des vorgesteckten Zieles ein; unter andern wurden von den Häuptern der Volkspartei Gesellschaften errichtet, an deren Spitze damals der Herzog von Richmond, Sir Georg Saville und andere durch lange Erfahrung gereifte politische Charaktere standen; ihnen schlossen sich später William Pitt und andere jüngere Politiker an.

Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1783 verloren die englischen Reformer ihr früheres Ziel über den nun wegen des Ministerwechsels ausgebrochenen Kampfe der Parteihäupter aus dem Auge. Einige Motionen Pitts ausgenommen, die er in Vorschlag brachte, um sein gegebenes Wort, daß er die Sache als Mann und als Minister unterstützen wolle, einzulösen, verlor die Reformangelegenheit ihr öffentliches Interesse bis zur Zeit der französischen Revolution. Indeß darf hier doch die Versammlung einer Jahresfeier nicht unerwähnt gelassen werden, die wenn auch an sich von keiner besondern Wichtigkeit doch durch die Folgen Bedeutung erhielt, die sich an sie knüpften, indem zwar durch dieselben die Ideen bürgerlicher und religiöser Freiheit nicht unter die großen Massen verbreitet, aber in einem engeren und achtungswerthen Kreise angeregt und lebendig erhalten wurden. Diese Versammlung wurde am Geburtstage Wilhelms III zur Feier der englischen Revolution des Jahres 1688 gehalten und zwar in einem nonkonformistischen Bethause, weil der größte Theil der Versammlung aus Dissenters bestand, die durch das gefeierte Ereigniß ihre Privilegien errungen hatten. Es folgte darauf, wie es zu London gewöhnlich ist, ein öffentliches Gastmahl, bei welchem patriotische und liberale Gefühle an der Tagsordnung waren. Bei diesen Jahrestagen wurde gewöhnlich die Schilderung Wilhelms, wie sie von dem Bischof Burnet entworfen worden ist, vorgelesen; bei dem Gastmahle selbst aber blieb man nicht bloß bei der historischen Erinnerung oder dem eigentlichen Anlasse der Zusammenkunft stehen. Als Beleg hiezu möge hier das Gebet eines Geistlichen stehen, das am Schlusse eines dieser Gastmahle gesprochen wurde: „Wir danken," so hieß dieses Stoßgebet, „dem Geber alles Guten für die große politische Wohlthat, deren Andenken wir an diesem Tage feierlich begangen haben. Mögen die Segnungen, die wir von diesem Ereignisse genießen, allen unsren Brüdern des menschlichen Geschlechtes zu Theil werden und mögen alle Völker Amen sagen."

Von früher Jugend auf zum politischen Leben hingezogen und für Volksrechte begeistert wohnte ich im November 1788 der Versammlung bei, die wie gesagt die Säkularfeier der Revolution beging. Es war die erste politische Versammlung, die ich besuchte, und sie verfehlte nicht auf eine Seele wie die meinige den gehörigen Eindruck zu machen. Das Gastmahl wurde nach der gewöhnlichen Predigt in der London-Tavern unter Vorsitz des Earls Stanhope gehalten. Die Gesellschaft war zahlreicher und glänzender, die Truchsesse (Stewards) von höherem Range als gewöhnlich; und um der Feierlichkeit einen noch höhern Schwung zu geben, zogen die Häupter der Gesellschaft unter vorausschreitender Musik mit den nämlichen Fahnen, die Wilhelm bei seiner Landung zu Torbay geführt, und die man zu diesem Zweck entliehen hatte, in den Versammlungssaal. Unter den Truchsessen befanden sich Lord Hood, Herr Beaufoy und andere Mitglieder des Unterhauses, und Pitt's und Fox's Anhänger saßen bei diesem Mahle in friedlicher Vereinigung neben einander.

Im Jahre 1790 hielt Dr. Price dem Jahrestage die Gedächtnißrede. Bei dieser Gelegenheit folgte der Redner, der schon durch seine Schriften für die Sache bürgerlicher Freiheit während des amerikanischen Krieges einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, dem Zuge seiner Sympathie für die französische Revolution, wobei er mehrere aus den Prinzipien der englischen Revolution des Jahres 1688 hergeleitete Folgen hervorhob.

Bald darauf, nachdem diese Rede durch den Druck öffentlich

bekannt gemacht worden war, gab Burke seine „Bedenken" (reflections) heraus, in denen er Dr. Price und seine Grundsätze mit unbarmherziger Strenge geißelte. Es soll hier von dieser wohlbekannten Schrift nur erwähnt werden, welche Wirkung dieselbe auf die öffentliche Meinung jener Tage hervorbrachte. Bis dahin war die französische Revolution, die damals noch nicht zu den Ausschweifungen sich verirrt hatte, von denen sie später entstellt wurde, von dem Volke überhaupt mit Wohlgefallen und von manchem erleuchteten Menschenfreunde mit Hoffnung betrachtet worden. Nur die höhern Klassen der Gesellschaft hatten auf sie während ihrer Entwicklung mit Haß und Bestürzung hingeblickt, Burkes Reflexionen bestärkten sie in ihren Besorgnissen und gaben ihnen Waffen zur Vertheidigung in die Hand. Allein außer den Argumenten, die diese Schrift darbot, trug sie insbesondere auch dazu bei, zu Maßregeln zu ermuthigen, die noch kräftiger waren als die Argumente. Die französische Revolution verlor die Gunst des Volkes, und Diejenigen, welche aus ihren Folgen Gutes zu hoffen gewagt hatten, verwarfen sie jetzt mit Abscheu.

Die Jahresversammlung von 1791 war in mancherlei Beziehungen ganz verschieden von den vorausgegangenen. Die Gesellschaft hatte sich einen größeren Gesichtskreis gezogen, und nahm in denselben Gegenstände von allgemeinerem Interesse auf. Die Schilderung Wilhelms III, die bisher Jahre für Jahre vorgelesen worden war, wurde ganz weggelassen. Unter den Gästen befanden sich Petion, Maire von Paris, und Thomas Paine, der damals kurz vorher den ersten Theil seiner „Rechte des Menschen" (Rights of Man) herausgegeben hatte. Paine zum Toaste aufgefordert, brachte aus: „Die Revolution der Welt." Unter den Truchsessen dieses Tages befand sich einer meiner Tischnachbarn und Bekannten, der Kapitän Broome, der Verfasser von den „Briefen eines Pinsels" (Simkins letters) und später einer Erwiederung auf „Paines Verfall des britischen Finanzsystems." Broome, war ein Freund Warren Hasting's und haßte deßhalb Burke, den Hauptfeind seines Freundes, bitterlich. Er hatte ein Spottlied auf Burke verfertigt, das an diesem Tage gesungen wurde. Da Broome ein Mitglied der „Revolutionsgesellschaft" war, so veranlaßte er mich, gleichfalls in dieselbe einzutreten. Es war die einzige politische Gesellschaft, zu der ich damals gehörte, auch besuchte ich nur ein Mal ihre vierteljährigen Zusammenkünfte, deren Zweck mir zu seyn schien, kleine Flugschriften über die französische Revolution ins Englische zu übersetzen. Die Versammlung, der ich damals beiwohnte, zählte nicht über zwölf Personen, und wahrscheinlich ist die Gesellschaft nicht lange darauf völlig eingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meuter-Kolonie auf Pitkairn-Eiland.

(Schluß.)

Was unter Anderm dem Kapitän Beechey vorzüglich an den Insulanern auffiel, war ihr geringer Sinn für Musik, ungeachtet ihre Andachtsübungen von Gesang begleitet werden. Alle ihre Lieder singen sie nach derselben Weise und obgleich sich ein Offizier der Blossom bedeutende Mühe gab, sie den hundertsten Psalm singen zu lehren, so verriethen sie bei ihrer sonstigen Lernbegierde doch weder Geschick noch Verlangen, die neue Melodie zu behalten. Auch dem Spiel auf einer Violine schenkten sie keine besondere Aufmerksamkeit, obgleich der Offizier sein Bestes that, als neuer Orpheus die Bewunderung des Völkchens zu gewinnen. Man schloß daraus, daß die Bewohner von Pitkairn durchaus kein Ohr für Musik besitzen.

Nicht minder bewunderte der Kapitän der Blossom die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der diese Insulaner an ihrem gegebenen Worte hangen, was zu folgender seltsamer Geschichte Anlaß gab.

„Um Weiber ist es auf Pitkairn-Eiland, wo um ihren Besitz so viele trojanische Kriege geführt wurden, wie überhaupt in der Welt, ein köstlich Ding, aber um so mehr dort, wo hinsichtlich der Verwandtschaftsgrade dieselben Vorschriften wie bei den andern christlichen Völkern streng in Obacht genommen werden. Georg Adams, der Sohn des Inselpatriarchen, hatte sich schon in früher Jugend in Polly Young, die nur um wenig älter war als er, verliebt. Polly aber hatte vielleicht damals auf einen Andern ein Auge geworfen, oder sie befand sich gerade in den Jahren, wo Mädchen mit ihren Ansprüchen nicht auf Gottes Erdboden wandeln, kurz sie war so unvorsichtig gewesen, zu sagen, Georg Adams werde nie ihre Hand erhalten. Indeß gab dieser doch nicht die Hoffnung auf, mit der Zeit ihr Herz zu erweichen, und setzte zu diesem Ende seine Bewerbungen unablässig mit gleicher Zärtlichkeit fort. Seine Erwartung täuschte ihn nicht, seine Beharrlichkeit und eben so sehr seine hübsche Gestalt, die er bei keiner Gelegenheit in ein günstiges Licht zu stellen versäumte, fanden endlich Gnade vor Polly's Augen, ihr Herz schmolz und sie würde ihm gern ihre Hand gereicht haben — wäre nicht ihr früher abgelegtes Versprechen dazwischen getreten. Nun schmachtete das liebende Paar zum Erbarmen dahin, das Opfer eines unüberlegt geäußerten Entschlusses. Der wichtige Fall wurde uns, obgleich wir keinen Minnegerichtshof bildeten, zur Entscheidung vorgelegt und der Kummer der Partei erhielt nicht wenig Linderung, als unser Ausspruch nach reiflicher Erwägung dahin ausfiel, es sey gescheiter zu heirathen, als wegen eines voreiligen Gelübdes in Gram und Liebesnoth unglücklich zu werden. Unser einstimmiger Rath fiel somit dahin aus, daß der traurigen Geschichte durch eine Hochzeit so schnell als möglich ein fröhliches Ende gemacht werden möge. Allein unsre Weisheit vermochte Nichts über das standhafte Gewissen der schönen Polly und wir segelten ab ohne sie unter die Haube gebracht zu sehen."

Empfindsamen Gemüthern, die einen Roman solcher Art unmöglich so traurig ausgehen zu sehen im Stande sind, zu Trost und Frommen können wir die erfreuliche Nachricht geben, daß Kapitän Beechey aus Pitkairn-Eiland unterm 19 März 1830 einen Brief erhielt, worin es wörtlich heißt: „Georg Adams ist mit Polly Young verheirathet und hat bereits zwei Söhne." Diesem tröstlichen Bericht müssen wir leider aber auch noch beifügen: daß John Adams am 5 März 1829 in einem Alter von 65 Jahren nach kurzer Krankheit das Zeitliche gesegnet hat. Seine Frau überlebte ihn nur wenige Monate. Ohne Zweifel wird sein Andenken in der dankbaren Nachkommenschaft des kleinen Inselvolkes länger leben. Unter den reuigen Verbrechern, die zur Besserung zurückkehrten, und die Verirrungen eines frühern Lebens durch wohlthä-

tige Handlungen wieder zu sühnen suchten, verdient Adams unstreitig eine höhere Stelle, als alle jene bekehrten Sünder und Sünderinnen, die durch Kasteiung oder fromme Stiftungen die alten Flecken abzuwaschen suchten. John Buffet, dessen Schreiben vorbemerkte Mittheilungen entnommen sind, verwaltet noch immer das geistliche Pfarramt der kleinen Gemeinde auf Pitkairn-Eiland.

Kapitän Beechey verweilte achtzehn Tage unter diesen guten Leuten, und schließt seine Nachrichten über sie mit folgenden Worten:

„So lange wir auf Pitkairn-Eiland verweilten, hörte ich nie einen ungeziemlichen Scherz oder leichtfertige Reden oder Sticheleien mit denen man sich anderswo zu unterhalten pflegt. Sie sind so gewohnt, Alles buchstäblich zu nehmen, wie es gesagt wird, daß sie Ironie als Falschheit auslegten, man mochte es ihnen begreiflich zu machen suchen, wie man wollte. Der Sonntag ist ganz dem Gebete, dem Lesen und ernsten Betrachtungen geweiht. An diesem Tage darf kein Boot anslaufen, keine Arbeit verrichtet werden, ausgenommen die Küchengeschäfte, wozu inzwischen am Vorabende schon die Vorbereitungen getroffen sind. Ich wohnte an diesem Tag ihrem Gottesdienste bei. Die Gebete wurden von Adams vorgelesen, das Evangelium von Buffet, Gesänge eröffneten und schlossen den Gottesdienst. Auf jedem Gesichte sprach sich der Ausdruck innigster Andacht aus, und an den Kindern war ein Ernst zu bemerken, wie er bei den jüngern Leuten unsrer Gemeinden nicht zu finden ist. In ihrer Litaney beteten sie für den König und das königliche Haus mit großer Innigkeit. Buffet trug hierauf eine Predigt vor, die, damit man nichts überhörte oder vergaß, drei Mal vorgelesen wurde. Hierauf folgten wieder Gesänge, die zuerst von den ältern Gliedern der Versammlung und dann von den Kindern gesungen wurden. Auf diese Weise dauerte die ganze Feierlichkeit ziemlich lang; allein der saubere und niedliche Anzug der Gemeinde, die Andacht auf jedem Gesichte, die Unschuld und Einfalt der kleinen Kinder gewährten ein höchst lebendiges und anziehendes Bild. Eine halbe Stunde darnach versammelte man sich abermals zum Gebete und bei Sonnenuntergang zum dritten Male so daß mit den Morgen- und Abendandachten am Sonntage fünf Mal Kirche gehalten wird.

„Man kann über dieses Völkchen nichts weiter hinzufügen, als daß es in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit lebt; tugendhaft, gottesfürchtig, heiter und gastfreundschaftlich ist mehr als es eigentlich die Klugheit erlaubt, daß es als ein Muster von Gatten- und Elternliebe aufgestellt werden kann. Nur äußerst wenige Fehler ließen sich an ihm bemerken, und unser Aufenthalt bei diesen gutmüthigen Menschen dauerte lange genug, und ihr Betragen war allzu offenherzig, als daß wir nicht jeden Flecken an ihrem Wandel hätten bemerken können."

Ueber Pitkairn-Eiland ist noch nachträglich zu bemerken, daß die Meuterer der Bounty bei ihrer Landung Spuren von Wohnungen und drei oder vier roh geschnitzte Bilder fanden, woraus man schloß, daß hier bereits Menschen von dem Taitischen Volksstamm sich angesiedelt, aber kurz vor Ankunft Christierns und seiner Gefährten die Insel wieder verlassen haben mußten.

Die Einkünfte der französischen Geistlichkeit.

Es ist neulich in diesen Blättern aus der Revue Britannique ein Artikel über die Einkünfte der englischen Geistlichkeit mitgetheilt worden, deren ungeheure Einkünfte sich auf 236.000.000 Fr. belaufen, während bei einer reichlichen Besoldung jedes einzelnen Gliedes derselben 19.000.000 Fr. hinreichend wären. Es folgt hier aus demselben Journale eine Uebersicht der Einkünfte der französischen Geistlichkeit, welche bisher irriger Weise nur auf 25.000.000 Fr. veranschlagt wurde.

Man darf sich nicht wundern, heißt es dort, wenn ein Fremder sich irrt, da selbst der Moniteur, der doch an der Quelle der amtlichen Dokumente ist, in einer unterm 7 Mai 1827 gegebenen vergleichenden Uebersicht der Einkünfte der französischen Geistlichkeit, mit denen andrer Länder, die Hauptsumme auf 24.655.000 Fr. und für jeden Einzelnen im Durchschnitt auf 757 Fr. angab. Wir würden weit entfernt seyn, die Richtigkeit dieser Angabe zu bestreiten, wenn die Einkünfte der französischen Geistlichkeit sich nur auf die durch das Budget bewilligte Summe beschränkten; allein neben den von der Kammer votirten Summen hat sie noch den Genuß beträchtlicher zufälliger Einkünfte. Sie bezieht einen größern oder geringern Theil der freiwilligen Centimen der Departements- und der Kommunalbeisteuern: auch die Nutznießung der geistlichen Wohnungen, Häuser und Palläste trägt dazu bei, ihr Einkommen zu vergrößern, und die seit 1809 in jeder Nummer des Gesetzbulletins protokollirten Legate oder Dotationen vermehren sich täglich. Da die Schätzung, welche wir zu widerlegen haben, sich auf die Jahre 1829 und 1830 beziehe, so wollen wir dem Leser das ursprüngliche Budget der französischen Kirche vorlegen und dann eine ungefähre Schätzung der übrigen verschiedenen Einkünfte folgen lassen:

Würdeträger.	Bewilligte Summen.
5 Kardinäle erhielten 1829	150.000 Fr.
11 Erzbischöfe	385.000 —
66 Bischöfe	990.000 —
den Erzbischöfen und Bischöfen bewilligte Entschädigungen für Visitation ihrer Sprengel	19.300 —
Ein Generalvikar zu Paris	4.000 —
15 erzbischöfliche Generalvikäre	45.000 —
16 Domherren zu Paris	38,400 —
8 Domherren des Bisthums St. Denys	80.000 —
11 Domherren des Bisthums St. Denys zweiten Ranges	42.000 —
41 Dekane, Würdeträger 2c.	68.100 —
680 Domherren zu 1500 Fr.	1.020.000 —
3181 Pfarrer erster, zweiter und dritter Klasse	3.717.500 —
25.623 Pfarreiverweser der Filiale	16.789.133 —
4790 Vikare	1.455.700 —
Seelsorgen in Kirchspielen ohne Geistliche	586.500 —
Hülfspriester	89.200 —
Hochamt und Chordienst der Hauptkirchen	650.522 —
Zuschußgehalte für 26 Bischöfe und Erzbischöfe, 919 Pfarrer und 7976 Pfarreiverweser	2.556.166 —
2976 Seminaristen für deren Unterhalt	1.171.800 —
Pensionsgehalte	8.201.000 —
Summe	51.782.121 Fr.

Zu dieser Summe, die Niemand bestreiten wird, rechnen wir noch 1) den Miethwerth der erzbischöflichen und bischöflichen Paläste und übrigen geistlichen Wohnungen, den wir für einen Erzbischof zu 12.000 Fr. *), für einen Bischof zu 6000, und für jeden Pfarrer oder Verweser zu 250 Fr. anschlagen . . . 7.265.000 Fr.

2) den Betrag der Kommunalbeisteuern. Durch das Dekret vom 30 Oktober 1809 legt die Regierung den Kirchenvorstehern oder Gemeinden auf, die Zuschußgehalte der Vikare zu bezahlen, für die sie als Minimum 300 Fr. und als Maximum 500 Fr. festsetzte; da nun 4790 Vikare sind,

*) Diese Schätzung ist nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß viele Bischöfe und Erzbischöfe in verschiedenen Bezirken ihrer Sprengel reich möblirte Wohnhäuser hatten.

so ergiebt sich, wenn wir 400 Fr. als Durchschnitt annehmen, die Summe von	1,216,000 Fr.
3) den Betrag der dem Klerus durch die Generalkonseils der 86 Departemente von den freiwilligen Centimen bewilligten Summe mit	1,141,400 Fr.

Schätzung der zufälligen Einkünfte.

Die Geburten in Frankreich belaufen sich im gewöhnlichen Jahr auf 1,000,000; nehmen wir indeß nur 950,000 an. Nun weiß man, daß die Kirche von jedem Neophyten, den sie von der Erbsünde rein wäscht, einen Tribut erhebt, den wir gewiß nicht zu hoch ansetzen mit . . .	1,900,000 Fr.
Die Sterblichkeit steigt in Frankreich im gewöhnlichen Jahr auf 900,000; nehmen wir 850,000 an, die der Kirche eine Taxe, die wir sehr gering auf 4 Fr. ansetzen, bezahlen, so trägt dieser Theil der zufälligen Einkünfte .	3,400,000 Fr.
Gewöhnlich werden in Frankreich des Jahres 500,000 Ehen geschlossen; rechnen wir 250,000, und setzen, da dieß keine der unbedeutendsten Revenuen der Kirche ist, die Trauungstaxe auf 10 Fr., so giebt dieß . . .	2,500,000 Fr.
In Frankreich nehmen jedes Jahr 500,000 Kinder beiderlei Geschlechts zum Erstenmal an der Kommunion Theil. Der Gebrauch will, daß an solchen Tagen der Kirche und ihren Dienern Geschenke gemacht werden; diese richten sich freilich nach dem Vermögen der Eltern, aber wir bleiben gewiß weit unter der Wirklichkeit, wenn wir 2 Fr. für den Kopf rechnen, dieß giebt	1,000,000 Fr.
Die Schätzung der zufälligen Einkünfte wäre unvollkommen, wenn wir hier nicht noch den Ertrag der Messen, Seelenämter, Aussegnungen u. s. w. in Anschlag bringen würden. Mehr als eine Kirche war schon in dem Fall, nicht allen Begehren der Art entsprechen zu können; setzen wir demnach, obiger Liste des Kirchenpersonals zufolge, die Zahl derjenigen, die den frommen Wünschen der Gläubigen zu genügen vermögen, auf 50,000 herab, nehmen dann an, daß Jeder 150 Messen im Jahr liest, so giebt dieß die Summe von 4,500,000 Messen, und berechnen wir eine nur zu 1 Fr. 50 C., so haben wir wieder . . .	6,750,000 Fr.
Summe .	57,624,521 Fr.

Man wird bemerken, daß wir in dieser Uebersicht weder die Gehalte, welche manche Glieder des Klerus als Beichtväter von Kollegien, Civil- und Militärspitälern und andern öffentlichen Stiftungen beziehen, noch den Ertrag der Legate und Schenkungen und eine Menge anderer zufälliger Einkünfte nicht angegeben haben; und ein einziges Beispiel wird hinreichen, zu beweisen, wie weit die vorstehenden Schätzungen unter der Wirklichkeit sind. Wir legen dem Leser den Ertrag der Begräbnisse in Paris während eines Zeitraums von 3 Jahren vor:

153	Begräbnisse der ersten Klasse dem Geistlichen bezahlt	mit 600 Fr.	.	91,800 Fr.
975	— der zweiten — —	— 300 —	.	292,500 —
3579	— der dritten — —	— 150 —	.	458,750 —
3142	— der vierten — —	— 150 —	.	471,300 —
6069	— der fünften — —	— 20 —	.	121,380 —
348	— der sechsten — —	— 12 —	.	4,176 —
		Summe	.	1,419,906 Fr.

Im Durchschnitt also für jedes der drei Jahre	473,302 Fr.
Rechnen wir hiezu noch die Abgabe von 60 pCt., welche die Kirche von der Administration der Leichenbegängnisse erhält, deren Einnahme sich jährlich auf ungefähr eine Million beläuft, so giebt dieß wieder	600,000 Fr.
Also tragen die Leichenbegängnisse der Stadt Paris allein jährlich die Summe von	1,073,302 Fr.
während sie auf dieser Uebersicht für ganz Frankreich nur zu	3,400,000 Fr.

angesetzt sind.

Man kann uns gewiß nicht zur Last legen, unsere Schätzungen übertrieben zu haben, da wir weder die den Erzbischöfen von Paris, Lyon, Toulouse, Straßburg und Rouen bewilligten ungeheuren Einkünfte, die sich auf 150,000 bis 200,000 Fr. jährlich belaufen sollen, noch die zufälligen Einkünfte einiger Pfarreien in Paris und der 7 oder 8 übrigen großen Städte, die man zu 10,000 bis 40,000 Fr. schätzt, in Rechnung brachten. Diese Schätzungen, die wir aus Mangel an Belegen nicht aufführten, mit eingerechnet, glauben wir die Einkünfte der französischen Geistlichkeit auf 60,000,000 Fr. jährlich, und die jedes Einzelnen im Durchschnitt zu 1800 Fr. anschlagen zu können. Jedermann wird einsehen, daß es ungereimt war, diese Durchschnittssumme nur auf 757 Fr. zu berechnen; wie wäre es möglich, daß ein Geistlicher, der doch immer eine Person zu seiner Bedienung bei sich hat, mit einer so geringen Summe bestehen könnte.

Die jetzige Lage der französischen Geistlichkeit ist unstreitig minder glänzend, als sie es im 17ten Jahrhundert war; damals hatte sie 9000 Ortschaften, Schlösser und Häuser, mit hoher, mittlerer und niederer Gerichtsbarkeit im Besitz; außerdem gehörten ihr noch 159,000 Meiereien, 7000 Morgen Weinberge, nebst andern 3000, von denen sie ein Drittel und ein Viertel des Ertrags bezog, und ihre Einkünfte beliefen sich im gewöhnlichen Jahr auf 104 Millionen Thaler. Damals hatten

14 Erzbischöfe	1,140,000 Fr.
121 Bischöfe	4,071,000 —
und 1000 gepfründete Aebte	5,500,000 —
	10,711,000 Fr.

jährliche Einkünfte.

Obgleich die jetzige Lage der französischen Geistlichkeit minder glänzend und weit unter der der englischen ist, so genießt sie doch ein stattliches Einkommen, welches, verbunden mit persönlichen Tugenden, überflüssig hinreichend wäre, ihr Achtung zu verschaffen.

Vermischte Nachrichten.

Der Kaiser von Rußland hat der mineralogischen Gesellschaft einen Smaragd zum Geschenke verliehen, der 85 Werste von Katharinenburg von dem Oberhüttenverwalter Kokowin entdeckt worden ist. Dieser Smaragd bildet ein regelmäßiges sechseckiges Prisma von reiner grüner Farbe, das insbesondere durch eine Fläche an einem Ende merkwürdig ist, die in ihrem natürlichen Zustande gelassen wurde. Diese Fläche ist mit Marienglasschiefer bedeckt, der in seinem Bestand und nach seiner schwarzen Farbe demjenigen gleicht, in welchem man die Smaragden im Heibachthale nahe dem Pinzgau findet, jedoch mit dem Unterschiede, daß man dort noch auf keine Krystalle von so bedeutender Größe gestoßen ist, als jetzt das reiche Sibirien liefert.

*

Die Neu-Yorker Handelszeitung giebt folgende Berichte über die Seemacht der Vereinigten Staaten: „Gegenwärtig zählt man in Ausrüstung begriffen, aufgelegt (nur mit weniger Mannschaft versehen) und auf dem Stapel noch befindlich, zwölf Linienschiffe und siebenzehn Fregatten (außer verschiedenen kleinern Kriegsschiffen); die meisten derselben können in kürzester Frist segelfertig seyn. Die Linienschiffe werden zwar noch unter der Rubrik von 74 Kanonen aufgeführt, haben aber 90 bis 110 Feuerschlünde, und die meisten neuen Fregatten sind darnach auch in gleichem Verhältnisse von Größe und Metallgewicht gebaut, so daß unsere Seemacht in dieser Beziehung furchtbarer ist als rücksichtlich ihrer Anzahl. Die Politik der Vereinigten Staaten, ihre Kriegsschiffe größer zu bauen, als es die Benennung derselben scheinbar angibt, hat die Seemächte der alten Welt bedeutend in Verlegenheit gesetzt, da sie auf ein Mal bemerkten, daß im Falle eines Krieges mit den Vereinigten Staaten ihre 74 Kanonen führenden Schiffe durchaus nicht mit sogenannten Vierundsiebzigern der Vereinigten Staaten einen Kampf bestehen können, ohne Gefahr zu laufen, genommen zu werden. Dieß voraussehend, haben die Franzosen bereits begonnen, ihre Schiffe beträchtlich zu vergrößern, und die Engländer sind gleichfalls im Begriffe es zu thun."

*

Zu London hat man die Kunde von dem Tode des Kapitäns Woodsfall erhalten, der von der afrikanischen Gesellschaft abgesendet worden war, über Abyssinien in das Innere von Afrika einzubringen. Der Reisende erreichte nur Kurdofan, wo er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben ein Ende machte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 195. 14 Julius 1831.

Die bevorstehende Anerkennung Polens.

Die heldenmüthige Begeisterung und noch mehr die unbeugsame Ausdauer, mit welcher „das tapfere Volk ohne Vaterland" den blutigsten Kampf der neuesten Zeit antrat, um seine so schmachvoll entrissene Nationalität wieder zu erringen, hat ihm die innigste Theilnahme aller Völker gewonnen, selbst Derer die am wenigsten edelmüthigeren Gefühlen zugänglich sind und ferne stehen den Interessen der großen europäischen Staatengemeinschaft. Wiederholt sehen wir, nur mit noch größerer Einmüthigkeit, die schöne Aufwallung, in der die Völker sich hinreißen ließen, laut ihre Wünsche für eine Nation auszusprechen, die im Namen der Religion Freiheit von dem türkischen Szimetar zurückforderte. Die Liebe zum Vaterlande ist auch eine Religion und alle Herzen fühlten eine noch tiefere Rührung bei der todesmuthigen Freudigkeit der Polen, als bei den Leiden der Abkömmlinge der Hellenen. Wenn unter der glänzenden Schneelinie des Lebens, auf der die Großen der Erde kalt und einsam stehen, die edleren Gefühle der Menschenbrust erkalten und absterben; so lodert in dem Gemüthe der Völker eine nie erlöschende Flamme, die bei dem Anblicke großer Tugenden unaufhaltsam hervorbricht. So nahmen auch alle Nationen Europa's ein persönliches Interesse an der Sache Polens, während die Könige theilnahmlos ihr Auge von dem entsetzlichen Schauspiele eines untergehenden Volkes hinwegwendeten.

Und doch blickten sie seit vielen Jahren schon mit stummen Schrecken auf den Anwachs des völlig asiatischen Czarenreiches. Unter Alexander erweiterte es sein Gebiet durch ungeheure Länderstrecken und wenige Jahre vor seinem Tode folgte diesen Gebietsvergrößerungen der tyrannische Einfluß seiner Diplomaten auf die innere Verwaltung des Landes. Unter der Regierung seines Nachfolgers hatten die Siege über Persien und die Türkei, diese kaum noch der Kinderschule einer frühreifen Civilisation entwachsenen Söhne des Nordens mit einem neuen Ehrgeitze erfüllt, und Europa mußte einen Augenblick fürchten, daß inmitten einer völligen Zerrüttung, in welche es durch den Wiener Kongreß gestürzt worden war — inmitten einer Zerrüttung, welche noch durch die von dem Troppauer Kongresse zwischen die Völker und Fürsten geworfenen Drachenzähnen der Zwietracht vermehrt wurde, ein neuer Attila aus den Schneewüsten Szythiens hervorstürzen könne, um noch ein Mal die Denkmäler unserer Kunst und die politischen Konstitutionen der Völker — die höchsten Kleinode einer vorgeschrittenen Civilisation — zu zertrümmern. Aber ein Kiesel aus der Schlender des polnischen Davids flog an die Stirne dieses furchtbaren Goliaths, der nun seiner gesegeten Waffen beraubt in seiner Blöße daliegt zum Gespötte aller Schwachen, die er zuvor mit Füßen trat. In der Nähe sieht man nun alle Fehler an dem Baue dieses unförmlichen Riesenleibes und athmet wieder freier auf. Polens heldenmüthiges Selbstvertrauen erscheint nicht mehr als ein tollkühnes Wagestück, sondern als die gerechtfertigte Erfüllung einer wohlbedachten Unternehmung.

Die Türken, bisher so fremd allen unsern Sympathien, begriffen zuerst die unermeßlichen Vortheile, die sich ihnen darboten, wenn sie einem Volke die Hand reichten, das im Begriffe stand, ihren stolzen Siegern die am Balkan errungenen Lorbeern zu entreißen. Wohl gedachten sie, daß Sobiesky's Schwert es war, das einst Europa gegen ihre Angriffe schirmte, und sie erblickten in den Häuptern der polnischen Revolution eben so viel Sobiesky, die abermals bereit waren, Europa vor den Invasionen neuer Horden zu bewahren, die vielleicht wilder und barbarischer waren, als die ihrigen. Frankreichs Gesandter zu Konstantinopel glaubte den Einfluß, den die frischen Lorbeern seines Vaterlandes errungen hatten, benützen zu müssen und munterte aus allen Kräften die kriegerische Gesinnung der Pforte auf. Man behauptet, daß er zwar mit keiner bestimmten Instruktion zu diesem Zwecke versehen gewesen, aber durch die Winke eines Waffengefährten der großen Armee, der den Geheimnissen des französischen Kabinets näher stand oder zu stehen glaubte, zu jenen Schritten ermuthigt worden sey. Wie dem auch seyn möge, diese Winke waren durchaus derselben Art, wie jene Insinuation, die den Admiral Codrington bewogen, die Schlacht von Navarin zu liefern, die glorreicher war durch den Triumph, den sie der Sache der Menschheit bereitete, als durch den Sieg über eine barbarische und schlechtgeleitete Flotte. Allerdings wurde Codrington von der Ungnade des Herzogs von Wellington getroffen und zurückberufen, aber seine Mitbürger begrüßten mit lautem Beifall das edelmüthige Vertrauen, das er einigen nicht offiziellen Zeilen des braven Seemanns geschenkt hatte, der jetzt als König von England dem tapfern Admiral den wohlverdienten Preis verleihen konnte. Auch der General Guilleminot wurde wie Codrington zurückberufen; aber es ist zu erwarten, daß die Frucht seiner der Pforte ertheilten Rathschläge nicht völlig ausbleiben wird; der Divan, durch seine hastige Zurückberufung überrascht

und genöthigt, Rußland wegen des Mangels an ehrerbietiger Unterwürfigkeit um Vergebung zu bitten, wird sich bald wieder eines andern besinnen.

Man hätte denken sollen, Preußen, das mehr als irgend ein anderer Staat den Anmaßungen und Angriffen Rußlands bloßgestellt ist, würde weniger ängstlich um dessen Gunst buhlen und offenherziger Polen den Tribut seiner Bewunderung zollen. Der König, stets zur Anerkennung kriegerischen Ruhmes hinneigend, konnte sich auch, wie man sagt, nicht erwehren, seine Achtung gegen das tapferste und unglücklichste Volk Europa's auszusprechen: nur noch einen Schritt und vielleicht hätte er sich der Rathschläge des Obristen Massenbach erinnert, und den Vertheidigungsplan wieder hervorgesucht, den der preußische Lloyd im Jahre 1802 für Preußen entworfen, und dessen Zurückweisung man seitdem nur allzuoft zu bereuen hatte. Massenbach wollte, daß Preußen sich offen mit Frankreich verbinden sollte, um ein Bollwerk zu bilden das die Einbrüche der nordischen Horden über das mittägliche Europa zurückdämmen konnte. Hiezu schlug er eine militärische Kommunikation zwischen der Weichsel und Oder, sowie zwischen der Oder und Elbe vor; er wollte einen Platz im östlichen und einen im westlichen Preußen befestigt wissen, die beide mit Breslau in Schlesien und mit Magdeburg an der Elbe vier befestigte Mittelpunkte bilden sollten, deren jeder einem stehenden befestigten Lager zur Anlehnung dienen konnte. Ist es nicht denkbar, daß der König von Preußen auf diesen Entwurf Massenbachs zurückkäme und mit Frankreich gegen die Eingriffe Rußlands sich verbände?

(Schluß folgt.)

Ueber Kunst in Rom und Paris.

(Schluß.)

Bereits in der letzten Ausstellung bemerkte man ein sichtbares Verdrängen der alten Schule, und in der dießjährigen suchen ihre Anhänger vergebens nach Ingres, Guerin, Gerard; außer einigen Köpfen von Gros und Hersent ist sie verschwunden. Mit beklommenen Herzen wandeln die Pariser unter diesen ganz neuen Erscheinungen umher; sie sehen mit Schmerz die klassische Schule ihres Girodet in häßliche Nachahmung der Natur verwandelt, und ihre Stoßseufzer, wenn sie so gar nicht wissen, was aus dieser Anarchie entstehen soll, klingen ganz possierlich. Und doch ist die Erklärung so einfach. Nach einem vierzigjährigen bewegten Leben wendeten eine große Anzahl fähiger Menschen sich zur Kunst. Die neuen gesellschaftlichen Ansichten, welche die letzte Revolution erzeugte, durchdringen eben so gut die menschliche Fähigkeit in den schönen Künsten, wie in Gesetz und Verfassung; in einem Gemälde Vernets, wie in einem Pamphlet Paul Courier's. Eine Rede Benjamin Constants, ein Gedicht Berangers, ein Roman Viktor Hugos athmen den Geist, der das Jahrhundert beseelt. Nur wer diesen erfaßt, wird die innerste Tiefe der Natur aufdecken, in der allein die unermeßlichen Veränderungen der Verfassung der Welt gegründet sind. Wenn Theater und Malerei keine Barrikaden brauchten, so lag der Grund darin, weil die klassische Legitimität keine Armeen hatte. Der Widerstand war weniger heftig, der Triumph der Neuerer um so leichter. Der Tod Talma's und David's war der Schlußstein der alten Bühne und der alten Schule. Wenn aber nun auch hergestellt ist, daß die alte Schule verdrängt worden, so weiß doch Niemand anzugeben, was an ihre Stelle getreten ist. Die Franzosen sind erstaunt über die Ausschweifung, in welcher sie die Kunst allen Richtungen folgen sehen, ohne eine bestimmte festzuhalten; und in der That möchte eine solche Verschiedenartigkeit von Styl, Manier und Gegenstand kaum in einer zweiten Kunstsammlung angetroffen werden. Bei allem dem sucht das Auge lange vergebens nach hervorstechenden Werken, während in den glücklichen Epochen der Kunstblüthe stets einige große Männer, kraft ihres Genie's, an der Spitze standen, und selbst in der letzten Zeit einige große Namen hinlänglich waren, den Geschmack der Massen zu leiten. Ob die jetzt herrschende Verwirrung zum Guten führen wird, kann wohl Niemand entscheiden. Man möchte bei dieser Abwesenheit einer bestimmten Richtung am liebsten auf einen versöhnenden weisen Eklektizismus rechnen, wenn ein solcher überhaupt in der Kunst denkbar ist. Am meisten macht den Parisern Horace Vernet zu schaffen, und die Ansichten über die Schule, welcher er folgt, beschäftigen alle Blätter, während man übersieht, daß er nur seinem fessellosen Genie sich hingibt. Wie ein glänzender Stern strahlt er aus dem Chaos dieses Gemäldewustes hervor. Dieser Künstler, bereits ganz Europa durch seine glückliche Behandlung der Genremalerei bekannt, hat sich nun auch im Historischen versucht, oder vielmehr beide Gattungen zu vereinen gesucht. Ueber diese Begriffsbestimmung ist man aber in Paris nicht im Reinen, legt aber auch eine viel zu große Wichtigkeit darauf. Wenn man die reinhistorischen vatikanischen Stanzen Raphaels und die ächten Genrebilder der alten Niederländer studirt, so kann man meines Erachtens über die Definition beider Gattungen nicht im Zweifel seyn. Vernets Bild des vorigen Papstes, wie er auf dem Thronsessel in die Tribune der Peterskirche zur österlichen Benediktion getragen wird, machte in Rom einen noch viel größern Eindruck, als in Paris, da der heilige Vater dem Maler selbst gesessen, und von ihm täuschend ähnlich aufgefaßt war. Das geistreiche Antlitz des ehrwürdigen Greises, die Pracht des Gewandes, die würdevolle Haltung des von Alter und Krankheit gebeugten Kirchenoberhauptes, erhält einen überraschend glänzenden Relief durch die Ausstattung des Ganzen, besonders durch den charakteristischen Ausdruck der Personen. Das größte Werk, das bis jetzt aus Vernets Hand hervorgegangen, ist in Rom und Paris anerkannt seine Judith. Sie verläßt eben das Bett des Holofernes, und ist im Begriff ihn zu tödten. Hätte Vernet noch keine Anwartschaft auf klassischen Ruhm sich erworben, dieses Bild wäre hinlänglich, ihm einen Rang unter den ersten Malern aller Zeiten einzuräumen, und ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ohne spitzfindig untersuchen zu wollen, ob es ein Genre- oder historisches Gemälde seyn soll, ohne zu fragen, warum der Beschreibung des Testamentes so wenig Genüge geleistet, warum aus der sanften, dem Himmel vertrauenden Judith eine furchtbar aufgeregte Frau geworden, deren Vorhaben in ihrem rollenden Auge, in ihrem krampfhaft bewegten Leibe zu lesen, und warum der grimmige Feldherr des Nebukadnezar hier als ein von Wollust und Wein übersättigter, seinem Verhängniß mit Satyrsmiene und Faunslächeln entgegenschlummernder Wüstling

dargestellt wird; ohne in alle diese und vielleicht noch mehrere gegründete Vorwürfe, welche man diesem Bilde machen könnte, einzugehen, überlassen wir uns dem Genusse, welchen der Eindruck des Ganzen auf uns hervorbringt, und bewundern die schöpferische Kraft des Genie's. Vernets Judith gehört zu den Figuren, die einmal gesehen nie aus dem Gedächtnisse schwinden, und Jeder, der Italiens unzählige Galerien gesehen, frage sich aufs Gewissen, wie viele solcher Eindrücke ihm in die Heimath folgten. Eine That, wie Judith gethan, läßt sich mit dem weichen christlichen Sinne, welcher so viele Märtyrinnen und Fantastinnen zur Unnatur gesteigert, nicht vergleichen, und wenn wir auch annehmen, daß Glaube und Vertrauen auf göttlichen Beistand ihre Seele durchglüht, so läßt sich ein zur gräßlichsten That entflammtes menschliches Wesen in solchem Beginnen nicht mit Heiligenscheine, und dem betend zum Himmel gerichteten Auge vereinen. Ein Weib, das so Ungeheures vollbringt, muß auf sich vertrauen, muß von großer geistiger Kraft beseelt seyn; und so hat Vernet seine Judith genommen, die glänzend schwarzen Haare wild herabrollend, ein schönes seidenes Gewand nachlässig umgürtet, kniet sie mit einem Fuße auf dem Bette, auf dem der Verhaßte in süßen Träumen schwelgt. Ihr rechter Fuß ist krampfhaft gegen die Erde gestemmt, die rechte Hand umfaßt kräftig das breite Damaskerschwert, die linke streift das weite Kleid vom straff zur That gespannten rechten Arme hinauf. Der Kopf ist unbeschreiblich schön. Das dunkelsprühende Auge wirft in einer erschütternden Mischung von Abscheu, Verachtung, Haß und Rachsucht auf das sorglose Schlachtopfer Todesblicke herab. Die Handlung ist so vorbereitet, Wille und Vollbringung so verschmolzen, daß man die Ausführung vor Augen sieht, ohne daß die That noch begangen ist, daß man apodiktisch überzeugt ist, daß sie nicht mehr mißlingen kann, und daß es so gut ist, als hätte sie den Kopf des Holofernes bereits in der Hand, wie dieser Stoff von den Meistern der frühern Zeit größtentheils behandelt wurde. Die Färbung der beiden erwähnten Meisterwerke ist unübertrefflich, die Zeichnung beinahe durchgehends korrekt. Außer diesen großen Werken schickte Vernet einen Kampf zwischen Räubern und päpstlichen Dragonern und die Beichte eines Räubers; beide in seiner bekannten schönen Genremanier. Ihm zunächst steht der in Rom lebende französische Maler, Herr Schnetz, dessen aus einer Wasserfluth gerettete Familie bereits die Anerkennung Roms gefunden. Der Ausdruck der Verzweiflung, die Anstrengung der Rettenden ist mit einer Wahrheit geschildert, welche den Meister bekunden. Gleich meisterhaft ist die Pest unter Nikolaus V in Rom, welcher der Papst durch Gebete zu steuern sucht. Der Künstler Larivière entwickelt in ihr ein erstaunliches Talent der Zeichnung, Färbung und der sonst den Franzosen nicht eigenthümlichen gelungenen Anlage. Eine Landschaft von Giroux bei Casa-porta im Sabinergebirge, ist um so verdienstvoller, als die Gegend an sich nichts Charakteristisches hat, und wohl kein anderer Maler auf die Idee gekommen wäre, sie zum Stoff zu wählen. Ohne sich zu irgend einem Vorbilde hinzuneigen, folgt Giroux der Natur und seinem Genius, und wird, wenn er auf diesem Wege fortschreitet, den ersten Landschaftsmalern Europas sich anreihen. Beide Künstler leben in Rom, und von französischen Künstlern die in Paris leben, dürften wohl nur Champmartin mit seiner Rückkehr von St. Cloud, und Cogniet in seiner wunderlieblichen Rebecca mit den genannten zu vergleichen seyn. Gemälde von großem Format sind nicht sehr zahlreich, meistentheils religiöse Gegenstände von der alten Regierung bestellt, die auf die Ausschmückung der Kirchen viel Geld wendete, und so der Kunst auf ihre Weise nützlich wurde. Man hätte glauben sollen, daß die Ausstellung dieses Jahres, welche einer großen politischen Revolution folgte, aus dieser Vieles schöpfen würde. Allein außer Delacroix hat sich kein Maler von Bedeutung damit befaßt. In allen diesen Werken ist die alte Schule verdrängt, und die Delaroche, Robert, Steffen, Schenben, haben eine neue Bahn eingeschlagen. Frägt man aber, worin diese neue romantische Schule besteht, so ist der stereotype Ausdruck: die Nachahmung des Schönen durch die des Wahren zu ersetzen. Da aber das Wahre in der Natur nicht so bestimmten Regeln unterworfen ist wie das Ideal, so sieht es Jeder nach seiner Weise an, welches wohl am besten zum Ziele führt.

Literarische Chronik.

Dissertation critique et apologétique sur la langue Basque, par un ecclésiastique du diocese de Bayonne. Bayonne chez Duhart-Fauvet in 8. Ohne Angabe des Jahres, wahrscheinlich aber von 1830.

Frankreich besitzt ein historisches Denkmal von fast nicht zu bezweifelnder Wichtigkeit, das man aber bis jetzt auf eine unverzeihliche Weise vernachlässigt hat. Dieses Denkmal ist die baskische Sprache; diese Mundart gehört unstreitig einer frühern Epoche an und existirte schon vor Ankunft der hochasiatischen Stämme in Europa, von denen die meisten Völker, welche jetzt diesen Erdtheil bewohnen, abstammen. Denn bei genauerer Untersuchung der europäischen Mundarten findet sich, daß alle, mit Ausnahme der baskischen, türkischen und der finnischen Dialekte, einem einzigen großen Geschlecht angehören, dem man den Namen des indogermanischen gegeben hat, weil es sich von den Ufern des Ganges bis an den westlichen Rand von Europa ausbreitet. Der später erfolgte Uebergang der Türken nach Europa ist bekannt; die finnischen Völker, welche mehrere östliche Landstriche desselben bewohnen, waren dort vor der Völkerwanderung wahrscheinlich zahlreicher, und finden noch jetzt verwandte Stämme unter denen, welche das an Europa gränzende nördliche Asien bewohnen. Nur die Basken und ihre Sprache, welche mit fast keiner der übrigen eine Aehnlichkeit hat, bleiben der Geschichte ein Räthsel.

Wir wissen nicht genau, ob die ganze spanische Halbinsel vormals von einer und derselben Nation bewohnt wurde. Strabo versichert, daß die Völker dieses weiten Landstrichs sich in Sitten, Lebensart und Waffen glichen, und nur durch Sprache und einen höhern und niedern Grad von Civilisation unterschieden. Nach demselben Geschichtschreiber war die mittägige Hälfte Spaniens von den Iberiern und die nördliche von den Cantabern bewohnt. Gegenwärtig ist der größte Theil der frühern Bewohner Spaniens ausgestorben und nur noch eine kleine Nachkommenschaft der Cantabern übrig, die unter dem Namen der Basken die Gegenden von Biscaya und Navarra und im Norden der Pyrenäen das französische Nieder-Navarra und die Landstriche Labour und Soule in Frankreich bewohnen, wo Nieder-Navarra und Soule dem Bezirk Mauleon im Departement der Niederpyrenäen und Labour dem Bezirk Bayonne in demselben Departement angehören.

Die baskische Sprache, welche von dem Volk, das sie spricht, Eskuara genannt wird, hat durch die Verbindung, in welcher die Basken mit den Römern standen, eine Menge lateinischer Wörter erhalten, die jedoch so wie die von ihr aufgenommenen spanischen und französischen Ausdrücke dem Geist der Sprache angepaßt sind. Eben so stößt man auf mehrere Wörter, welche unbezweifelt deutscher Abstammung sind, und welche wahrscheinlich unter der Herrschaft der Westgothen in die baskische Sprache übergingen; doch alle diese fremden Elemente sind nur entlehnt, denn diese Sprache hat im Wesentlichen mit keiner der bekannten Mundarten einige Aehnlichkeit.

Mehrere gelehrte Philologen haben sich die Mühe gegeben, baskische Wurzelwörter, mit denen der vorderasiatischen Sprachen, welche man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der semitischen begreift, zu vergleichen; doch diese Arbeit blieb ohne gewünschten Erfolg, und man fand nur eine geringe Zahl von Wörtern, welche einige Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen haben. Andere baskische Wurzelwörter trifft man in der finnischen und in den Sprachen des nördlichen und mittlern Asiens, und unter andern im Türkischen an; allein ihre Zahl ist sehr beschränkt, und die entdeckte Aehnlichkeit liegt mehr in dem ursprünglichen Verhältniß, in welchem die Wurzelwörter aller Sprachen zu einander stehen als in einer besondern Familienverwandtschaft, und kann durchaus nicht als Beweisgrund für die asiatische Abstammung der Basken dienen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei einem Gastmahle, das man zu Warschau dem Obergeneral des polnischen Heeres gab, wurden Abgeordnete aus Volhynien eingeführt, die ein Asyl in Polen gesucht haben. Die Schilderung der Leiden, denen ihre Landsleute von Seite der barbarischen Grausamkeit der Russen preisgegeben sind, empörten jedes Herz und preßten jedem Auge Thränen aus. Nach Aussage dieser Männer hat der russische Kaiser einen neuen Ukas erlassen, der noch furchtbarer lauten soll als der erste; er droht darin, daß er weder Bewohner noch Wohnungen in den empörten Provinzen übrig lassen wolle; denn es sey endlich Zeit, den Bewegungen ein Ende zu machen, die seit zehn Monaten die Ruhe von Europa gestört. Bei diesen Worten wendete sich der Obergeneral zu einigen anwesenden Franzosen und sagte: „Das geht Sie an, meine Herren."

•

Der junge Poniatowski, Sohn des berühmten Generals unter Napoleon, und Adoptivsohn der Gräfin Tuszkiewicz, Schwester des verstorbenen Fürsten Poniatowski, ist zu Warschau angekommen, um sich unter die Fahnen der Vaterlandsvertheidiger zu stellen. Er hatte im vergangenen Jahre an der Expedition gegen Algier Theil genommen.

•

Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo (18 Junius) gab der Herzog von Wellington dem Könige ein großes Gastmahl, wozu die vornehmsten Offiziere, die in dieser Schlacht befehligten, eingeladen waren. Der König sendete am Morgen durch den Earl von Münster dem Herzoge einen prächtigen Ehrendegen, dessen Griff in erhabener Arbeit eine Krone mit Eichenlaub umgeben schmückt. Die Zweige lassen in ihrer geöffneten Rinde die Worte lesen: „Indien — Kopenhagen — Halbinsel — Waterloo." Die obere Zwinge der Scheide trägt des Königs Wappen, Namenszug und Krone; auf der Mitte der Scheide erblickt man des Herzogs Wappen und Orden auf der einen und seinen Kommandostab auf der andern Seite. Auf der untern Zwinge sind Flügel und Donnerkeile angebracht und das Ganze reich mit Eichenlaub, Lorbeern und Laubwerk, unter dem sich die Lotusblume kenntlich macht, verziert. Auf der Stärke der Klinge finden sich gleichfalls des Königs Wappen, Namenszug und Krone, so wie das Wappen, die Orden und Kommandostäbe des Herzogs eingegraben; ferner Herkules, der einen Tiger bezwingt; der Donnerkeil, die brittischen Fahnen mit dem Merkurstabe und den Fasces von Lorbeern umschlungen, und darüber die Worte: „Indien, Kopenhagen, Halbinsel, Waterloo;" endlich ein in der Scheide befindliches Schwert mit Lorbeern und Palmen umschlungen.

•

Der „Spectateur" giebt die jährlichen Erträgnisse des Eigenthums in Großbritannien in runder Summe mit folgenden Zahlen an: In England: Erträgnisse von Häusern, Grundstücken u. s. w., mit Einschluß der Zehnten 41,000,000 Pf. — von Kanälen, Schleußen, Eisenbahnen u. s. w. 6,000,000 Pf. Leibrenten, Dividenden von Versicherungs- und andern öffentlichen Anstalten, 8,000,000 Pf. — (hievon sind jedoch 5,500,000 Pf. abzuziehen, die sich von Kapitalien und Hypotheken herschreiben) — endlich von Dividenden aus öffentlichen Banken, 28,500,000 Pf. — In Irland: aus Erträgnissen des Grundeigenthums, 14,000,000 Pf. — (hievon gehören Absentisten 6,000,000) — von Zehnten 2,000,000. — In Schottland: 6,000,000. Im Ganzen also 100,000,000 Pf. St.

•

Mit welcher reißenden Schnelligkeit Mittheilungen durch Dampfschifffahrt gemacht werden können, dazu giebt folgende Thatsache einen Beleg: Das Dampfschiff, „die Sphinx," verließ die Rhede von Toulon am 10 Junius Nachmittags zwei Uhr mit Depeschen, die aus Paris durch den Telegraphen mitgetheilt worden waren. Am 12 Morgens zwei Uhr kam die Sphinx zu Civita Vecchia an. Nachdem der Befehlshaber derselben und ein Offizier einige Stunden im Hafen zugebracht hatten, fuhren sie in einer Postchaise nach Rom. Hier überreichten sie dem Gesandten ihre Depeschen, der sich nicht wenig wunderte, aus Paris in fünfzig Stunden Mittheilungen zu erhalten. Der Gesandte fertigte hierauf seine Antwort aus, was gegen vier Stunden Zeit wegnahm. Während dessen besahen die zwei Reisenden einige der Merkwürdigkeiten von Rom; dann aßen sie um acht Uhr zu Abend und reisten nach Civita Vecchia zurück, wo sie am 13 Morgens sechs Uhr ankamen. Das Schiff fuhr um eilf Uhr ab, und langte am 14 um Mitternacht wieder in Toulon an. Am 15, Morgens vier Uhr, waren die Depeschen in den Händen des Seepräfekten, der den Inhalt durch den Telegraphen nach Paris berichtete; so daß also Nachrichten von Paris nach Rom und wieder zurück nicht mehr als fünf Tage Zeit erforderten.

•

In der Provinz Cumberland (den Vereinigten Staaten) hat man unlängst eine Quelle von Bergöl entdeckt. Man durchbohrte einen Felsen, um einen Brunnen zu graben, und sah plötzlich aus einer Tiefe von hundert und dreißig Fuß einen Strahl dieses Oeles zwölf bis vierzehn Fuß über die Oberfläche emporspringen, woraus sich alsbald ein Bach dieses Bergharzes bildete, der sich in den Fluß Cumberland ergoß. Dieses Erdharz brennt vollkommen und verbreitet ein glänzendes Licht. — Nordamerikanische Zeitungen sprechen auch von großen Goldmassen, die in Carolina gefunden worden seyn sollen.

•

Die Mönche von Catalonien nehmen alle jungen Leute, die bei ihnen als Novizen eintreten wollen, ohne Prüfung ihrer Fähigkeit auf, wenn sie nur stark genug sind, die Waffen zu tragen. Zu Olot allein erhielten zwei und zwanzig junge Leute die Weihe auf ein Mal. Alle diese neuen Mönche werden im Innern der Klöster nicht allein in den Handgriffen der Waffenführung geübt, sondern erhalten auch Unterricht in allen Zweigen der Kriegskunst. Die streitende Kirche rekrutirt.

Witzstacheln des Figaro.

Man spricht viel von einem Bündnisse zwischen der Cholera und Herrn Persil zur Vertilgung der Republikaner und Bonapartisten. Der Kaiser Nikolaus hat das Instrument als Pestbevollmächtigter unterzeichnet.

•

Die preußische Staatszeitung giebt zu verstehen; der Marschall Diebitsch habe sich vergiftet: dann hat der Unglückliche wahrscheinlich seinen Siegesbericht von Ostrolenka verschlungen.

•

Die Sonne des Julius leuchtet für Jedermann, nur für das arme Juste-Milieu nicht, das blind ist.

•

Herr Dupin stellt sich in Schatten; er fürchtet den Sonnenstich.

•

Die Polizei hat bei dem Obristen Lenox ein Stück des Leichentuches von dem Sarge Napoleons und einige Blätter der Trauerweide, die dessen Grab auf St. Helena beschatten, in Beschlag genommen, als verdächtige vom Pestgifte des Ruhmes angesteckte Waare.

•

Die Herzogin von Berry hat England verlassen und reist unter dem Namen einer Gräfin von Sagana nach Deutschland. Man hält dafür, sie wolle bei Sr. Maj. dem Könige von Preußen um eine Benefizvorstellung auf dem Kriegstheater zum Besten einer unschuldigen, armen, verfolgten Familie nachsuchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 196. 15 Julius 1831.

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Fortsetzung.)

Der 14 Julius, der Jahrestag der Einnahme der Bastille wurde in der Kron- und Ankertaverne zu London durch eine Folge von Gastmahlen feierlich begangen. Das erste dieser Feste fand im Jahr 1790 Statt, wobei die Truchsesse und einige Gäste das dreifarbige Band auf der Brust trugen, und ein Stein von der Bastille auf der Tafel ausgestellt war. Die Gedächtnißfeier ging in diesem wie im folgenden Jahre ruhig und ungestört vor sich. Nicht so war es im dritten Jahre der Fall. Man hatte um diese Zeit großen Haß gegen die Vertheidiger der französischen Revolution und die Freunde der bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten zu entzünden gewußt. Die Regierung bot Alles auf, dem Einflusse derselben entgegen zu arbeiten. In ihrem Eifer übersprang sie hierin selbst die gesetzlichen Schranken. Man organisirte ein System von Aufpassern und Spionen, um unvorsichtige Liberale in ihren Aeußerungen zu belauern; Klopffechter und andere Schelme wurden gedungen, um unter dem Pöbel zu loyalen Gesinnungen anzufeuern; Dieß thaten sie indem sie die Straßen durchzogen und die Worte: „König und Konstitution" mit Kreide auf ihre Hüte geschrieben hatten. Weiber von der verworfensten Klasse waren Dutzendweise in Sold genommen, um in den Straßen der königlichen Bank zu heulen und zu schreien. Kein Mittel wurde versäumt um Alle, die nur einen Wunsch nach politischer Reform blicken ließen, einzuschüchtern oder dem Hasse des Pöbels bloszustellen. Kaum wagte man daher irgendwo anders als im vertrautesten Kreise seinen Mund zu öffnen; die Herrschaft des Schreckens übte ihre ganze brutale Gewalt, und es läßt sich nicht sagen, wie viel damals die weisesten, edelsten und wohlmeinendsten Männer zu leiden hatten. Unter so bedrohlichen Verhältnissen faßte man dennoch den Entschluß, die dritte und letzte Jahresfeier der französischen Revolution zu begehen. Die Versammlung war zahlreicher, als man hätte erwarten sollen; aber da man man bei hereinbrechender Nacht Gefahr befürchten mußte, so ging die Gesellschaft bald nach dem Mahle auseinander. Diese Vorsicht war nicht unnöthig. Gleich nach Sonnenuntergang bildeten sich am Strande furchtbare Banden, die mit Gezisch und drohendem Geschrei vor das Gasthaus zogen, wo die Versammlung statt gefunden hatte; allein da Thore und Fenster geschlossen waren, so folgte keine weitere Gewaltthätigkeit. Nicht so war es in Birmingham; an demselben Abend wurden dort die Häuser des Dr. Priestley und anderer Freunde der Freiheit geplündert und zerstört. *)

Diese gesetzlosen Gewaltstreiche waren die Folgen einer kurz vorher erlassenen Verfügung gegen die Verbreitung aufwieglerischer Schriften. Da hiedurch alle freie Diskussion als aufrührerisch verdächtigt und unterdrückt zu werden Gefahr lief, so bildeten sich unter den Auspizien einiger Männer von politischer Bedeutung eine oder zwei Gesellschaften, um der Verfolgung der Schriftsteller einen Damm entgegenzusetzen. Die eine unter dem Namen „Freunde der Preßfreiheit" gebildet, stand unter der Leitung Erskine's; dieselbe hielt einige öffentliche Versammlungen, von deren einer bemerkt werden muß, daß Thomas Maitland gegen die Strenge, mit welcher die Regierung in Verfolgung der öffentlichen Schriften zu Werke ging, mit großer Heftigkeit zu Felde zog. Eine andere Gesellschaft, die um diese Zeit gegründet wurde, war unter dem Namen „der Volksfreunde" bekannt. Der Zweck dieser Gesellschaft war, das öffentliche Interesse für Parlamentsreform wieder zu beleben; in dieser Absicht wurde von ihr über die Art und Weise der Volksvertretung im Unterhause ein werthvoller Bericht bekannt gemacht, den man der an's Parlament gerichteten Petition zum Grund legte. Karl (jetzt Lord) Grey stand an der Spitze dieser Gesellschaft und wurde von Tierney und andern ausgezeichneten Männern kräftig unterstützt.

Um diese Zeit bildete sich noch eine politische Gesellschaft, die einen sehr unansehnlichen Anfang hatte und größtentheils aus Handwerksleuten gebildet war, aber bald eine hohe Wichtigkeit erlangte, und der Regierung nicht geringe Besorgniß einflößte. Diese Association nannte sich „die korrespondirende Gesellschaft" und war nach dem Muster der verbrüderten Gesellschaften in Frankreich gebildet; verschiedene Nebenversammlungen standen mit ihr in Verbindung und unter der Leitung eines Komité's, das aus den Abgeordneten der einzelnen Körperschaften zusammengesetzt war. Der Stifter dieses Gesellschaftenbundes war Thomas Hardy, ein in Picadilly an-

*) Man sieht, daß die Monarchie jener Zeit eben so gut den Pöbel benützte, um zu schrecken, und sonach desselben Kunststückes sich nicht schämte, das man den Jakobinern und Terroristen so sehr zum Vorwurf gemacht hat.

Anm. d. R.

säßiger Schuhmacher. In seinem Hause wohnte ein Neger, Namens Jgnaz Sancho, ein Mann von Bildung und Talent, der beauftragt war in verschiedenen Theilen des Königreiches die Bildung von Gesellschaften zum Zwecke der Abschaffung des Sklavenhandels zu betreiben. Hardy war ein warmer Anhänger der Parlamentsreform, und da er glaubte, daß Sancho in den Provinzialstädten unter den Liberalen, die für die Abschaffung des Sklavenhandels thätig waren, auch manche Freunde politischer Reform finden würde; so ließ er durch diesen den Vorschlag machen, sich in Gesellschaften zu vereinigen und gelegenheitlich mit der Association, deren Gründung er zu London versuchen wolle, zu korrespondiren. Den Kern dieser Gesellschaft zu London bildeten Hardy und sein Schwager; beide waren überein gekommen, daß jeder von ihnen zur ersten Versammlung einen gleichgesinnten Mann mitbringen sollte, um ihr Vorhaben gemeinschaftlich in Berathung zu ziehen. Diese vier traten demnach zusammen und nachdem sie sich über ihren Plan verständigt hatten, beschlossen sie, daß bei der nächsten Zusammenkunft noch vier andere mitgebracht werden sollten, die zu einer solchen Vereinigung geneigt wären. Da auch diese Versammlung stattgefunden und beschlossen hatte, die Vermehrung der Gesellschaft auf dem eingeschlagenen Wege zu verfolgen; so war bald die Mutterloge so angewachsen, daß der Versammlungsort zu enge wurde und an anderen Orten der Hauptstadt Nebenversammlungen gehalten werden mußten. Aus so unbedeutender Quelle entsprang auf diese Weise eine Association, die in kurzer Zeit so furchtbar wurde, daß sie der Regierung die größten Besorgnisse einflößte. Die Versammlungen derselben wurden nun auf freiem Felde zu Chalk-Farm, Copenhagen-House und Bethnal Green Road gehalten, unter dem Zulaufe von Tausenden aus dem Volke. Bei dieser Gelegenheit sprachen Männer von Talent und Beredsamkeit über Parlamentsreform und andere Gegenstände der Politik zu den Zuhörern. Als die ausgezeichnetsten Sprecher machten sich Margarot, der gewöhnlich den Vorsitz führte, Thelwall und Ferguson, damals ein junger Advokat, bemerkbar. Hardy war Sekretär der Gesellschaft.

Eine andere Assoziation, obgleich höhern Ursprungs und aus gebildeteren Männern zusammengesetzt, verschmähte es nicht, mit der korrespondirenden Gesellschaft in Verbindung zu treten, um politischen Verbesserungen und der Verbreitung liberaler Ideen Bahn zu brechen. Diese Gesellschaft bestand noch von früheren Zeiten her und gehörte noch den Jahren 1778 und 1779 an, wo die angesehensten Männer der politischen Welt schon mit so glühendem Eifer für Reform thätig gewesen waren. Der Herzog von Richmond, Horne Tooke und andere Männer von gleichem Range und gleicher Denkart gehörten zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft, die unter dem Name „Gesellschaft für konstitutionelle Bildung" bekannt war und zum Zwecke hatte, gelegenheitlich Schriften bekannt zu machen, die geeignet schienen, richtigere Ansichten über politische Gegenstände unter dem Volke zu verbreiten. Obgleich viele der ursprünglichen Mitglieder nicht mehr dem Vereine angehörten, so wohnten doch Horne Tooke und andere noch seinen Versammlungen bei, in denen man Jeremias Joyce, den Erzieher der Söhne des Earls Stanhope, den berühmten Kupferstecher Scharpe u. a. m. bemerken konnte. Im Jahre 1793 wurde eine Art Verbrüderung zwischen dieser und der korrespondirenden Gesellschaft hergestellt, und dem zu Folge ein Konferenzkommité ernannt. Die Feier dieser Vereinigung wurde durch ein großes Gastmahl begangen, von welchem die zahlreich von der Regierung hingesendeten Spione außer der Marseillaise und andern französischen Volksgesängen, die dabei gesungen wurden, wenig zu berichten hatten, was Argwohn hätte erregen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die bevorstehende Anerkennung Polens.

(Schluß.)

Noch leichter wäre vielleicht Oesterreich für die Sache Polens zu gewinnen, wenn anders Metternich, der übrigens allein durch die eisernen Reife seiner stationären Politik das unnatürliche und auseinanderbröckelnde Gebäude des österreichischen Kaiserreiches bis jetzt zusammenhalten konnte, dem Kaiser Franz die nationalen Interessen seines Landes nicht aus den Augen zu rücken weiß. Dieser gute, und durch so manch hartes Schicksal geprüfte Greis, der die Erinnerungen seiner erlauchten Familie so heilig verehrt, muß wohl der bittern Reue gedenken, deren Stachel die große Marie Theresia bis zu ihren letzten Augenblicken über Polens Theilung mit sich trug. „Sie allein," sagt ein tief in Oesterreichs Geschichte eingeweihter Schriftsteller unsrer Zeit, *) „schien von einer cassandrischen Ahnung, nicht nur der empörenden Gewaltthat, sondern auch der bösen Folgen ergriffen . . . Nicht in ihrem gewohnten Infinitiv und in kurzen abgerissenen Sätzen, sondern mit einer wahrhaft demosthenischen Erhebung schrieb Theresia an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die *gesunde Vernunft* wider Uns ist, muß ich bekennen, daß ich Zeitlebens nicht so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme." . . . . „Bedenke der Fürst," schreibt sie endlich, „was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen . . . Ich merke wohl, daß ich *allein* bin und *nicht mehr en vigueur*, darum lasse ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen." Sie weinte mit der heroischen Gräfin Wielepolska, die sich hernach selbst tödtete, während die patriotischen Polen in alle Welt flohen." Hiemit stimmen die Worte überein, die Maria Theresia im Vertrauen gegen den französischen Botschafter, den Baron von Breteuil äußerte: „Ich weiß es," sagte sie, „ich habe durch Alles, was in Polen geschieht, meiner Regierung einen großen Flecken aufgeheftet; aber ich versichere Sie, man würde mir verzeihen, wenn man wüßte, wie sehr ich mich widersetzte und wie alle Umstände sich vereinigten, um meinen Grundsätzen wie meinen Entschlüssen gegen die mordbrennerischen Absichten (vues incendiaires) des ungerechten Ehrgeizes von Preußen und Ruß-

*) Hormayr im Leben des Fürsten Kaunitz. Historischer Almanach 1831 S. 60.

und Gewalt anzuthun." Bekannter ist was die hochherzige Fürstin zu dem schwedischen Gesandten sagte: „Die Zertrümmerung Polens wird ewig ein Flecken in meiner Regierung seyn, und Nichts kann mich trösten." — „Gott allein," erwiederte der geschmeidige Höfling, „kann über die Handlungen der Fürsten richten." — „Das ist es eben was ich fürchte," war die Antwort der Kaiserin, indem sie ihre Hände zum Himmel erhob. Die Gelegenheit ist da, wo der Enkel den schwarzen Flecken von der ruhmreichen Regierung seiner Großmutter verlöschen kann. Zögert er, sie zu ergreifen, so hat er sehr zu fürchten, jene hochherzige Treue sich zu entfremden, welche die ungerische Nation einst auf ihrem Säbel seiner Großmutter schwur. Ungarn hängt ohne Zweifel mit inniger Liebe an dem regierenden Hause Oesterreich, von dem es nicht durch Eroberung gewonnen wurde, sondern dem es durch heilige Verträge, die ihm seine Rechte und Freiheiten verbürgten, sich anschloß. Aber die tapfere Nation der Ungern weiß auch, was sie ihrer Würde schuldig ist. „Sie will" — wie ein Deputirter auf dem Reichstage 1825 es aussprach — „sie will und hat das Recht, es zu wollen, daß die Regierung sie nicht unter einer ewigen Vormundschaft halte; sie will, daß nicht der geistige Aufschwung unterdrückt, der Enthusiasmus als bemitleidenswerthe Thorheit, die Kraft als gefährlich betrachtet werde; sie will, daß man das Talent nicht verfolge, wenn es sich weigert, der Polizei oder den Apostolischen sich zu verkaufen; sie will endlich, daß man nicht aus Furcht vor eingebildeten Gefahren die strengsten Maßregeln ergreife, wie es einst in manchen Klöstern der Fall war, wo die ganze fromme Brüderschaft Arzeney nehmen mußte, wenn einer der Mönche erkrankt war, was nothwendig, wenn nicht dasselbe Uebel, doch ein noch gefährlicheres hervorbringen mußte." Es ist bekannt, welchen großen Enthusiasmus die heldenmüthige Tapferkeit ihrer polnischen Brüder unter den Magnaten der edlen Magyaren entzündete und troß Schloß und Riegel ist das kühne Wort, das ihre Petitionen zu Gunsten Polens an den Stufen des kaiserlichen Thrones aussprachen, durch Europa wieder geklungen und mit um so größerer Bewunderung vernommen worden, als die kindische Feigheit und Unbehülflichkeit des neugebornen Königthumes in Frankreich sich nicht scheute, die ältesten und treuesten Waffenbrüder des französischen Volkes als dem Untergange geweiht zu bezeichnen. Das Gastmahl, das dem unglücklichen Dwernizki von ungerischen Magnaten gegeben wurde; die Begeisterung der hochgesinnten magyarischen Frauen, die die Knöpfe von der Uniform des polnischen Generals schnitten und sie an goldene Ketten hingen; die Toaste, die man dort hörte auf eine schnelle Befreiung Polens! auf die Wiedererstehung der ungerischen Nation! auf einen Bund zwischen beiden Nationen! — dürften als allzulaute Mahnungen nicht unbeachtet an dem Ohre des Kaisers vorübergehen und gewaltsame Gegenschritte wenn nicht dasselbe, doch ein gefährlicheres Uebel hervorrufen.

England und Frankreich endlich waren zuvörderst berufen, für die heilige Sache Polens wenigstens das Wort zu nehmen. Hiezu sind sie aufgefordert durch alte Verbindlichkeiten, besonders durch die nie erlöschende Schuld, ein vor ihren Augen vollzogenes Verbrechen wieder gut zu machen — hiezu sind sie aufgefordert durch die Ideen der Freiheit und Völkerrechte, zu deren Vertretern sie sich vor der ganzen civilisirten Welt feierlich erklärt haben — hiezu sind sie aufgefordert durch die wichtigsten politischen Beweggründe, die ihnen gebieten, dem russischen Riesenadler die Flügel zu binden, dessen Schuld es nicht ist, wenn er seine Klauen noch nicht bis zu den Grenzen Indiens oder an den Rhein hin ausgestreckt hat.

Ein glänzendes Vorbild liegt beiden Mächten auf der Bahn vor, die sie zu betreten haben. Der Schlachtendonner von Navarin hat des griechischen Volkes Aufnahme in den europäischen Staatenverband verkündigt; braucht es eine neue Schlacht von Navarin, so sind die Admirale Codrington und Rigny inniger verbunden, als damals. Doch glücklicherweise bedarf es keiner so theueren Trophäen.

Eine bestimmte und entschiedene Anerkennung Polens, die Erklärung daß dieß tapfere Volk wieder ein Vaterland haben, und unter den europäischen Staatenbund selbstständiger Nationen aufgenommen seyn soll, und im Nothfall eine Tripelallianz wird hinreichen, den nordischen Schaaren Halt zu gebieten, deren Fußtapfen mit den schauderhaften Spuren einer doppelten Verwüstung durch Schwert und Pest bezeichnet sind, und durch letztere die ganze civilisirte Welt mit entsetzlichem Unheil bedrohen. Bereits sind auch, wie durch öffentliche Blätter gemeldet wird, von beiden Mächten mit gegenseitigem Einverständnisse Schritte für die Sache der leidenden Menschheit (denn nicht von Polen allein ist mehr die Rede) gethan worden, und vielleicht noch vor Ablauf dieses Monats wird Frankreich die Schmach getilgt haben, daß es drei Mal Polen zerreißen ließ. An Polen wird es seyn, sich den Vertrag über Griechenlands Grenzmarken vom 6 Januar zurückzurufen, um nicht in die Fallstricke der Protokolle zu gerathen.

Die Höhen des Uralgebirges. *)

Die Richtung und die Höhe der vornehmsten Gipfel des Uralgebirges beurkundet sich deutlich durch den Anfang und den Lauf der wichtigsten Flüsse, welche in entgegengesetzten Abdachungen das europäische und asiatische Rußland in folgender Ordnung durchströmen:

a) Der südliche oder baschkirsche Ural befindet sich zwischen den Quellen der Flüsse Ui, Ai, Ufa, Juresen', Bielaja, Ural, Mijaß u. s. w.

b) Der nördliche oder noch wenig bekannte Ural beurkundet sich durch die Quellen der Flüsse Petschora, Wischera, Ußtul, Jaiwa, Koswa, Sßoßwa, Loswa, und anderer Arme des Ob'.

c) Der mittlere oder minenreiche Ural befindet sich innerhalb der Gränzen der obenangebenen Flüsse von Süden und Norden, und sein Gebirgsrücken dehnt sich aus zwischen den Quellen der Flüsse Jßet', Putschma, Tschußowa, Tagil, Neiwa, Tura, Sßülwa, u. s. w.

Mitten in diesem gebirgigen Gebiete befindet sich die Hauptbergstadt, Katharinenburg, welche nach genauer astronomischer Bestimmung unter 56° 50' 20".2 nördl. Br. und 30° 14' 49" östl. Länge von dem St. petersburgischen Meridian liegt. Dieser Punkt ist noch dadurch wichtig, daß er in der Hauptverbindung Europa's mit Sibirien und beinahe mit ganz Asien liegt.

Die Messungen der höchsten Berge der Uralkette haben folgende perpendikuläre Höhen, zu 45° geogr. Br. vom Seehorizonte angenommen:

*) Mitgetheilt aus dem russischen Bergwerksjournal.

Namen der gemessenen Uralhöhen. Südliche Uralberge.	Perpendikuläre Höhe nach englischem Fußmaße. Fuß.
Spitze des Iremel'	4450
Mittlerer Kamm des großen Taganai	4085,^{5}
Vulkan auf der zwölften Werst vom slatoustischen Hüttenwerke des Berges Ural-Tau	2941
Gipfel des Berges Jurma	5781
Spitze des Koßotur und der Urenga in Slatoust	2021
Oberfläche des Sees Ufa, wo der Fluß Ufa aus demselben strömt	2268
Horizont des Flusses Ai in Slatoust	1517
Horizont des Flusses Mijaß, im mijaßischen Hüttenwerke bei der Schleuße	861,^{5}
Quelle des Flüßchens Taschku-Targanka bei den reichsten Goldgeröllen	889,^{5}
Der baschkirische heilige Berg A-usch, an dessen Fuße sich der See A-uschkul' befindet	2221
Horizont der annipschen Goldgerölle	1510
Gipfel des Berges Urenga	5999
Gipfel der narallnschen Berge	5675
Gipfel der ssürostantschen Berge	2450
Rücken der il'menschen Berge, wo farbige Steine gewonnen werden	1662
Nördliche Uralberge.	
Der Bergrücken Kwarkusch oder der weiße Gürtelfelsen	6280
Hier beginnt die Schneelinie.	
Deneshkin Felsen	4500
Der konshekowsche Felsen, dem bogoßlowschen Hüttenwerke gegenüber	5999
Der Magnetberg Katschkanar, von der Seite des turaschen Hüttenwerkes	5559
Der pawdinsche Berg	5690
Centrum der Uralberge.	
Die Stadt Katharinenburg, an der Oberfläche des Flusses Iset'	887
Die beresowschen und puischmaschen Goldgerölle, an den Quellen dieser Flüsse	957
Die Goldgerölle an den Quellen der beiden Flüsse, des südlichen Schischim und der Reiwa	1285
Höhe der obern Straßenkommunikation Europa's mit Asien, durch die Mitte des Gebirges, auf der vierten Werst vom bilimbaischen Hüttenwerke	1356,^{5}
Der Magnetberg Blagodat' im kuschwinschen Hüttenwerke	1607
Der Berg Asow nahe bei den shelesinschen Goldwerken	1998
Der Berg Woltschja (Wolfsberg) bei dem Flusse Tschußowaja	2157
Gipfel des Berges Bielaja (der weiße Berg) bei den reichsten Platinawerken	2899
Mittlere Höhe des Uralrückens und der über selbigen führenden Straßen	1999,^{5}

Hiezu noch folgende allgemeine Bemerkungen:

Das ganze Uralgebirge, nebst seinen Nebenarmen, beginnt in der höchsten Gegend Asiens, zieht sich in nördlicher Richtung fort, vom 51 bis zum 70° nördl. Br., ist über 2500 Werste lang und 40 bis 50, auch wohl bis 70 Werste breit. — Die Steinarten des Uralgebirges gehören zu den Ur-Formationen Granit, Porphyr, Gneiß, Quarz, Jaspis, Serpentinstein, Trapp und Marienglasschiefer. — Die Gesammtoberfläche der Uralberge mit ihren Seitenzweigen ist mit gemischten dichten Wäldern bewachsen, mit Ausnahme der kammartigen Felsen, der Vulkane und deren Gipfel. — Zwischen den Wäldern und Gebirgsflächen finden sich viele Seen, Sümpfe und Quellen von Flüssen. — In diesen waldigen und sumpfigen Schluchten halten sich die gewöhnlichen wilden Thiere auf, und in der nördlichen Gegend der Wogulen fängt man Zobel, wilde Ziegen und Rennthiere. — Die uralische Flora für Arzneikräuter ist sehr bemerkenswerth, insbesondere gegen den Norden. — In Betreff des Mineralreichthums im Innern des Uralgebirges läßt sich bemerken, daß selbiger in den südlichen und mittleren Bergen weit genauer geognostisch untersucht ist, als in den nördlichen, wo nicht einmal Wege sich befinden. — Die Ausbeute an farbigen und halbedeln Steinen, an gediegenem und Quarzgolde, an Platina, Kupfer und Eisen, setzt durch ihren Reichthum ganz Europa in Erstaunen. Die Sorgfalt und die Maßregeln der Regierung zur Vermehrung dieser wichtigen Staatsindustrie schreiten rasch vorwärts zum gewünschten Ziele.

Vermischte Nachrichten.

Die Insel Samos wurde von einer schrecklichen Verwüstung betroffen. Ein Erdbeben riß auf der mittägigen Seite der Insel einen Theil des höchsten Berges herab, und zu gleicher Zeit stürzte sich aus der hiedurch entstandenen Oeffnung eine ungeheure Wassermasse, von der die umliegenden Gefilde unter furchtbarem Getöse überschwemmt wurden. Diese Strömung brach sich bis zum Meere Bahn, und riß Häuser und Bäume mit sich fort. Erst allmählich verlief sich die Ueberschwemmung, und es blieb nur noch ein Fluß zurück, der aus dem vom Erdbeben aufgerissenen Berge herabstürzt. Wenn die Strömung desselben in solcher Wasserfülle wie bisher fortdauert, so kann dieses von so vielen Verwüstungen begleitete Ereigniß noch eine Wohlthat für das Land werden. Man wird davon zur Bewässerung des umliegenden Landes Wasserleitungen machen können, und statt der von dem Gewässer zerstörten Windmühlen Wassermühlen und andere Werke längs dem Flusse anlegen.

Das Aufleben der Liebe für historische Studien in Frankreich, namentlich der Eifer, den man in neuester Zeit auf Erforschung des Mittelalters und seiner in den Zeitstürmen verschont gebliebenen Denkmäler wendet, ist unlängst in diesen Blättern als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet worden. Gegenwärtig beschäftigt man sich eifrig mit Nachgrabungen in den Ruinen der Abtey von St. Bertin zu St. Omer, und man war vor kurzen Tagen so glücklich, eine alte Mosaik zu finden, die einige Zeichen des Thierkreises darstellt. Man hält dieselbe mit vielem Grund für ein Stück des Fußbodens der Kirche, die im Jahre 1152 verbrannte und mit ihrem Schutte das Grabmal Wilhelms, eines Sohnes des Grafen Robert von Flandern, der im Jahre 1108 in seinem achtzehnten Jahre zu Aire starb, bedeckte. — Eine andere für Alterthumsforschung und historische Geographie wichtige Entdeckung ist kurz vorher zu Autun gemacht worden. Man weiß, daß bei Erbauung der dortigen Abtei des heil. Johannes durch die heillose Brunehilde im sechsten Jahrhundert viele Ruinen antiker Gebäude verwendet wurden. Der Rhetor Eumenius, der im vierten Jahrhundert blühte, hatte in seiner berühmten Schule zu Autun eine Marmortafel aufgestellt, auf der die römischen Heerwege von Hedua (der alte Name von Augustodunum, Aoste, Autun, der angebliche Geburtsort des Rhetors Eumenius) nach Italien aufgezeichnet waren. Auch dieses wichtige Dokument wurde zerbrochen und zur Grundsteinlegung der Kirche verwendet. Man hat den Verlust desselben um so mehr zu bedauern, als dadurch vielleicht die Peutingerischen Tafeln ergänzt werden könnten. Herr v. Martigny hat darnach Nachgrabungen angestellt und fand wirklich ein Fragment des Itinerars, eine marmorne Vase, ein Säulenkapital und andere Ueberreste aus der Römerzeit.

Das zu Toulon zum Transport eines ägyptischen Obelisken eigens erbaute Schiff „Luxor" ist zu Alexandria am 4 Juni angekommen, nachdem es zu seiner Ueberfahrt nicht mehr als achtzehn Tage gebraucht hatte. Es wird das Anschwellen des Nils abwarten müssen, bis es den Fluß hinauf segeln kann. Wahrscheinlich wird es nur unter großen Schwierigkeiten möglich werden, den Obelisk bis an das Ufer des Nils zu schaffen. Bereits wurden Einige der Schiffsmannschaft abgeschickt, um das Terrain zu besichtigen und die Vorbereitungen zu beginnen; doch erst im September oder Oktober wird man mit der Arbeit zu Ende kommen und der „Luxor" dann erst wieder nach Frankreich zurückkehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 197. 16 Julius 1831.

Die hohen und niedern Schulen in Spanien.

Wenn es in Spanien Leute gibt, welche nicht lesen können, so trägt daran am wenigsten die Regierung die Schuld, da von ihrer Seite nichts versäumt worden ist, um Primärschulen auf der Halbinsel zu errichten. Seit Karl III, also seit sechzig Jahren, verging kein Jahr, wo nicht wenigstens eine Verordnung über diesen Gegenstand erlassen wurde. Die Systeme eines Pestalozzi, Bell, Lancaster, wurden nach und nach in Ausübung gebracht, und gegenwärtig hat man fast in allen Städten den gegenseitigen Unterricht eingeführt. Wahr ist es, daß bei diesem, so wie bei vielen andern Gegenständen, das Bestreben der Regierung verlorene Mühe war. Glücklicherweise gründeten unter Karl III einige spanische Patrioten mit Genehmigung der Regierung, doch gänzlich unabhängig von ihr, in zwei oder drei Provinzen Vereine, Economicas o de los amigos del pais genannt, welche zum Zweck hatten, auf die Verbesserung der Erziehung und des Ackerbaues hinzuwirken. Diese sehr nützlichen Vereine haben sich seitdem bedeutend vermehrt; die von Madrid, Saragossa, Valladolid, Vascongada, Cantabrica, Valencia und andere gründeten, ohne alle Unterstützung der Regierung, nicht nur Primärschulen, sondern auch Vorlesungen über politische Oekonomie, Chemie, Agrikultur u. s. w. Anfangs dieses Jahrhunderts zählte man gegen fünfzig solcher Vereine, die jedoch durch das politische Mißgeschick Spaniens bis auf zweiundzwanzig geschmolzen sind.

Diesen Sociedades oeconomicas und den Verordnungen Karls III, die sein Enkel 1815 wiederholte, vielleicht aber mehr noch der 1580 den Municipalitäten ertheilten Bewilligung, die Schullehrer aus dem öffentlichen Schatz besolden zu dürfen, hat man es zu danken, daß die Primärschulen sich so schnell vermehrten. Es ist Thatsache, daß im vergangenen Jahrhundert die Hälfte der spanischen Bevölkerung nicht lesen konnte, seit 1800 hat sich dieß sehr geändert. Indessen gibt es jetzt noch einige Provinzen, Altcastilien z. B., ein Theil von Andalusien, Galizien und besonders Catalonien, wo der Primärunterricht noch eben so selten ist als zu den Zeiten Karls III, dagegen wurzelt aber auch dort der Aberglaube noch am stärksten.

Fast in allen spanischen Dörfern sind Schullehrer bezahlt, welche die Kinder der Armen unterrichten müssen; auch in vielen Klöstern bestehen Schulen zu demselben Zweck. Man kann sich leicht denken, daß der dort ertheilte Unterricht nicht eben vielumfassend ist, da er sich nur auf Lesen, Schreiben, die ersten Regeln der Rechenkunst und den Katechismus beschränkt. In den Schulen der Vereine wird Unterricht in den allgemeinen Anfangsgründen der Sprache und in der Religion nach einem ausgedehnteren Systeme ertheilt.

Die Bücher, welche bei den meisten dieser Schulen im Gebrauch stehen, sind sehr schlecht, voll lächerlicher Erzählungen, abergläubischer Legenden und antiliberaler Lehrsätze, zum großen Nachtheile der wahren Religion und der öffentlichen Moral. Die patriotischen Vereine haben in ihren Anstalten diesem Uebel abgeholfen; allein der größte Theil der übrigen Schulen steht unglücklicher Weise unter der Leitung von Mönchen, für welche jene Bücher so gut als das Evangelium sind.

Es besteht kein allgemeiner Schulplan für den Elementarunterricht in den Schulen oder Collegien Spaniens; vor 1808 bestand zu Madrid ein sehr berühmtes Kollegium für Söhne adeliger Eltern, aber es ist seit dem Frieden nicht wieder errichtet worden. Das Vergara, welches vor siebzig Jahren von dem Verein von Biscaya oder Vascongada gestiftet wurde, war immer, und ist noch jetzt das beste in Spanien; viele Kollegien sind nach dem Plan desselben eingerichtet worden. In einigen Benediktinerklöstern bestehen ebenfalls solche Anstalten, allein der dort ertheilte Unterricht ist, wenn auch sonst gut, doch sehr beschränkt.

Die weibliche Erziehung hat in Spanien seit fünfzig Jahren bedeutendere Fortschritte gemacht als die männliche. Vor Karl III hielt man es für sehr unzweckmäßig, ein Mädchen im Schreiben zu unterrichten, weil dieß, wie man sagte, ihm die Mittel an die Hand geben hieße, geheime Liebesbotschaften an Mann zu bringen. Heutzutage ist man so sehr von diesem Vorurtheil zurückgekommen, daß ich bejahrte Damen aus der alten Zeit nur mit Erröthen gestehen hörte, daß sie nicht schreiben könnten. Fast alle jungen Mädchen erhalten eine sorgfältige Erziehung, entweder durch Privatlehrer oder in Klöstern und öffentlichen Schulen.

Noch sind andere Schulen sehr gewöhnlich, wo man nichts als Latein lehrt und noch dazu ein sehr schlechtes. Diese Schulen sind vielleicht mehr schädlich als nützlich, und zwar aus folgendem Grund: fast in allen Kirchspielen gibt es kleine Pfarreipfründen, welche vorzugsweise nur an Eingeborne der Gegend verliehen werden müssen, wenn sich Einer findet, der fähig ist den Dienst zu versehen. Da hiezu etwas Latein ausreicht, so geben jene Schulen den Bauern

Gelegenheit, wenigstens einen ihrer Söhne auf eine sehr leichte Art in den geistlichen Stand zu bringen, was denn auch von keinem unbenutzt bleibt. Daher kommt es aber auch, daß fast der zehnte Theil der Bevölkerung jedes Dorfs sich im Kloster befindet, daß Spanien so viele unwissende Geistliche, so viel faule Mönche hat, die nicht Pfarrer werden konnten, und so großen Mangel an Leuten zum Landbau.

Was den höhern Unterricht betrifft, so hatte Spanien vor 1806 22 Universitäten, in jenem Jahre wurden diese auf 11 reducirt, und jetzt gibt es deren 16. Von diesen sechszehn sind drei mayores oder von der erstern Klasse, nämlich: Salamanca, Valladolid und Alcala, die andern sind menores oder von der zweiten Klasse; sie sind zu Valencia, Cervera, Saragossa, Grenada, Sevilla, Oviedo Santiago, Huesca, Majora, Orihuela, Offena und Onate. Wenn die Spanier nicht die gelehrtesten Leute Europa's sind, so ist der Mangel an Universitäten nicht schuld daran, denn auf je siebenmalhunderttausend Einwohner kommt eine Universität; indeß würden drei oder vier gut dotirte Hochschulen von größerem Nutzen seyn als sechszehn arme. Nur in Salamanca sind die Professoren im Ganzen gut bezahlt, die Besoldung der übrigen ist höchst spärlich zugemessen; viele, besonders die Professoren der Mathematik und der Philosophie haben, nicht über hundert Franken des Jahrs; andere müssen sich mit hundert Thalern begnügen, und diejenigen, welche 1000 bis 1200 Fr. beziehen, gehören schon unter die am höchsten besoldeten. Die Folge davon ist, daß die Professoren, welche genöthigt sind sich noch um andere Stellen zu bemühen, die Pflichten ihres Berufs sich nicht besonders angelegen seyn lassen, oder daß sie, selbst die zu Salamanca nicht ausgenommen, das Professorat nur als Uebergang zu einem bedeutenderen und einträglicheren Posten betrachten, wenn sie vom Kathder aus sich einigen Ruf erworben haben.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Reformfrage in England.

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren einige Zeit her die Kronanwälte nicht müßig gewesen, Verfolgungen gegen Alles, was man als aufrührerisch bezeichnete, einzuleiten. Doch versuchte man es mit der Strenge erst nur fern von der Hauptstadt, und als eines der ersten Opfer in England wurde ein baptistischer Prediger zu Plymouth, Namens Winterbottom, ausersehen. Man klagte ihn hauptsächlich auf das Zeugniß eines Offiziers auf einem Kriegsschiffe an, der gegen ihn aussagte, er habe in einer Rede über die Befreiung der Nation von Papstthum und willkürlicher Herrschaft zwei aufrührerische Sätze einfließen lassen. Obgleich nun der Offizier eines Kriegsschiffes weder als ein unverdächtiger Zeuge über die Rede eines Dissenters gelten konnte, noch Winterbottom der ihm beigemessenen Schuld geständig war, so wurde er doch zu zwei Jahren Gefängniß und einer Geldbuße verurtheilt. Er wurde nach Newgate gebracht, wo ich mit einigen andern Freunden ihn besuchte und als einen jungen Mann von freimüthiger und offenherziger Denkart, aber von weniger Bildung und durchaus mit keinem für die Gesellschaft gefährlichen Talente begabt kennen lernte.

In eigentliche Strenge arteten aber die Verfolgungen in Schottland aus. Hier hatte sich das Volk während des amerikanischen Krieges durch eine blinde Folgsamkeit gegen alle Schritte der Regierung ausgezeichnet, aber um diese Zeit öffnete man auch hier die Augen, und durch Versammlungen die zur Abstellung von örtlichen Mißbräuchen angestellt wurden, verbreiteten sich allmählich lichtere Ansichten über politische Verhältnisse. Bald nach Ausbruch der französischen Revolution erschien zu Edinburg ein neues Journal, das von einem aus dem Kriegsdienste getretenen Offizier, Namens Johnson, herausgegeben wurde. Da diese Zeitung einen Artikel enthielt, den man als Libell betrachten konnte, so ersahn die Kronanwälte den Herausgeber als das erste Opfer: er wurde zur Einsperrung in einem der scheußlichen Stadtgefängnisse verurtheilt. Der Nächste, den nun die Verfolgung traf, war Fish Palmer, ein junger Mann, der, überwiesen eine politische Flugschrift aufwieglerischen Inhaltes herausgegeben zu haben, zu siebenjähriger Verbannung nach Botany Bai verurtheilt wurde.

Wenn Fish Palmers Schicksal hart war, so muß die Strafe, die über Thomas Muir verhängt wurde, grausam genannt werden. Muir war ein junger Advokat in Glasgow von ausgezeichnetem Talent, der bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung stand. Gleich vielen jungen Leuten jener Zeit, die mit einem warmen Gefühle begabt waren, betrachtete er die französische Revolution als eine neue Aera für das Geschick aller Völker. In einer der ersten Epochen jenes großen Weltereignisses war er nach Paris gegangen und dort mit mehreren Parteihäuptern bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr in die Heimath blieb er kein müßiger Zuschauer des gewaltigen Ganges der Ereignisse und betrieb die Gründung politischer Gesellschaften, die gleich denen, deren Vorsteher Grey und Tierney waren, den Namen „der Volksfreunde" annahmen. Diese Gesellschaften wurden zahlreich und ihre Versammlungen sehr besucht; um so schneller streckte die Gewalt gegen sie ihre Hand aus, da man entschlossen war, auch durch grausame und willkürliche Maßregeln das Aufleben des demokratischen Geistes in Schottland zu ersticken. Muir wurde aufrührerischer Umtriebe angeklagt und vor Gericht gestellt. Alles was man ihm Schuld gab, lief darauf hinaus, daß er öffentlichen Versammlungen beigewohnt, wo, was jedoch nicht erwiesen wurde, aufrührerische Reden gehalten worden seyn sollten, daß er einem Bekannten Paine's Rechte des Menschen geliehen und einen wandernden Orgelspieler in Glasgow aufgemuntert hatte, das ça ira zu spielen. Als Zeuge diente bei der gerichtlichen Verfolgung eine Küchenmagd im Dienste des Vaters des Angeklagten, und Muir wurde ungeachtet seiner tüchtigen und beredten Vertheidigung zu fünfzehnjähriger Transportation nach Botany Bai verurtheilt.

Diese Verfolgungen in Schottland wiederholten sich bald darauf mit gleich schwerer Strenge. Die Reformer, die bis jetzt in abgesonderten Vereinen thätig gewesen waren, beschlossen eine Zusammenkunft ihrer Abgeordneten in Edinburg zu veranstalten. Diese fand auch wirklich unter dem Namen des Konventes statt, den man in Allem und Jedem auf eine kindische Art nachzuahmen bemüht war. Zu diesem Konvente schickte die korrespondirende Gesellschaft in London zwei ihrer angesehensten Mitglieder, Margarot

der in ihren Versammlungen oft den Vorsitz führte, und Gerald ihren besten Redner. Kaum hatte aber der Konvent seine Sitzungen begonnen, als er von den Behörden aufgelöst und Margarot, der dabei als Präsident funktionirt hatte, sammt Skirving, dem Sekretär des Konvents, unverzüglich wegen Aufruhres in Anklagestand gesetzt wurden. Es ward ihnen vergönnt, unter Bürgschaft bis zum Beginn ihres Prozesses auf freiem Fuß zu bleiben, und so sehr war die Aufregung des Volkes zu ihren Gunsten, daß Margarot an dem Gerichtstage von einer zahllosen Menschenmenge in seiner Wohnung abgeholt, und in einem Triumphsessel auf den Schultern nach dem Gerichtshofe getragen wurde. Weder Margarot noch Skirving bedienten sich in ihrer Vertheidigung des Beistandes von Advokaten. Margarot's Verantwortung war kühn und in keiner Weise geeignet, den Gerichtshof für sich zu gewinnen, Skirving vertheidigte sich schwach und demüthig. Allein weder Talent noch Schmiegsamkeit konnten retten. Gegen beide wurde vierzehnjährige Verbannung nach Botany Bai ausgesprochen. Gerald wurde später vor Gericht gezogen, vertheidigte sich meisterhaft, entging aber eben so wenig dem Schicksal seiner Gefährten.

Um diese Verfolgungen thätiger betreiben zu können, war ein Spionirsystem in möglichster Ausdehnung eingeführt worden. Wie man hiebei zu Werke ging, davon möge folgender Vorfall als Beispiel dienen. Unter den Aufpassern befand sich ein gewisser Watt, der die verlorene Gunst seiner Oberen dadurch wieder zu gewinnen suchte, daß er selbst ein Komplot anzettelte, um in dieser Schlinge einige unvorsichtige Tröpfe zu fangen. Die Behörden hatten indeß über seine Schliche Winke erhalten, und da sie ihn als einen bösartigen Schurken kannten, der mehr darauf ausging, sich an ihnen zu rächen, als ihnen in die Hände zu arbeiten; so bemächtigten sie sich ihres verrätherischen Agenten und waren so glücklich bei ihm Beweise seines Verrathes zu finden. Indeß geschah dieß erst, nachdem er schon drei andere Männer in seine Falle gelockt hatte. Zwei derselben waren ein Paar alte schwachsinnige Kaufleute von Edinburg, der dritte ein junger Engländer, der kurz zuvor auf der Universität seinen Grad genommen hatte. Dieser von nicht gewöhnlichen Talenten, aber leichtsinnig und unbesonnen, beschäftigte sich zu Edinburg, von dem Beifalle des Volkes geschmeichelt, außer seiner Praxis mit der Verfertigung von Liedern und Reden, die von der kühnsten Unbedachtsamkeit überflossen. Da er dem zufolge angeklagt worden war und das Schicksal, das ihm drohte, voraussah, so ergriff er, obgleich er Bürgschaft geleistet hatte, die Flucht. Die beiden andern Mitschuldigen wurden sammt Watt zum Tode verurtheilt; allein da man sich höhern Ortes von ihrem unschädlichen Charakter überzeugte und einsah, daß sie nur betrogene Dummköpfe waren, so erlaubte man ihnen nach einer kurzen Haft sich selbst nach den Vereinigten Staaten zu verbannen. Hier traf sie der oben erwähnte junge Arzt zu seiner größten Ueberraschung. Watt allein blieb in der selbst gedrehten Schlinge hangen und erhielt den Lohn seiner zweifachen Treulosigkeit. Es soll hier, um zu zeigen, wie großen Werth man damals auf Habhaftwerdung politischer Verbrecher legte, nebenbei erwähnt werden, mit wie großen Schwierigkeiten die Flucht des jungen Arztes verknüpft war. Anfangs hielt er sich in Wales unter angenommenem Namen verborgen; aber sein Aufenthalt wurde bald ausgekundschaftet; Polizeibeamte verfolgten schon seine Spur; und nur mit genauer Noth entkam er ihren Händen. Nun flüchtete er zu einigen Freunden, um sich so lange verborgen zu halten, bis es ihm gelang ein Schiff zu erreichen, das ihn nach Amerika bringen konnte. Einer derselben, der Vorsteher einer Irrenanstalt in der Nähe eines Hafens, wollte ihn anfangs als Geisteskranken aufnehmen; indeß zog der Flüchtling es doch vor, bei einem in der Nähe wohnenden Arzte seinen Aufenthalt zu wählen. Dorthin wurde der junge Engländer in der Nacht als ein Fremder gebracht, der durch einen Sturz vom Pferde Schaden genommen. Er wurde ins Bette gelegt und eine Krankenwärterin für ihn bestellt; er mußte Arznei nehmen, wurde mit Pflastern bedeckt und durfte nur Haferschleim und dünne Süppchen genießen. Erst wenn die Wärterin entfernt war, versah der Doktor seinen Patienten mit einer nahrhafteren Kost. Endlich nach Verlauf von vierzehn Tagen wurde der Kranke als auf dem Wege der Genesung begriffen zu einem Spazierritte abgeholt. Seine Freunde nahmen ihn in ihre Mitte und brachten ihn glücklich an das Ufer, wo ein Boot bereit lag, um ihn an Bord eines amerikanischen Schiffes zu bringen. Später gelang es ihm, sich einen königlichen Gnadenbrief auszuwirken, worauf er nach England zurückkehrte und an dem Orte, wo er so geheimnißvoll behandelt worden war, als Arzt lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Julius-Programm.

(Aus dem Figaro.)

Man hat sich im Ministerrathe lange den Kopf zerbrochen, ob es heuer einen Julius geben soll oder nicht. Einige Stimmen waren dafür, ihn zu konfisziren; andere wollten seinen Namen geändert wissen. Aber wie ihn nennen? „Julius kommt von Julius," sagte ein Weiser des hohen Rathes. „Der König hieß damals Julius, aber jetzt heißt er Philipp." Man brachte aus Philipp keinen Monatsnamen zu Stande. Herr Persil bat um Gnade für den Julius. Man kam endlich überein, daß es für dieß Mal noch einen Julius geben solle, doch mit dem Vorbehalte, ihn aus dem Kalender zu streichen, wenn man davon einen übeln Gebrauch machen würde. Man beschloß sogar, daß er ein Nationalfest werden solle. Das Programm zeigt abermals, daß das Ministerium sich Nichts von seiner Größe vergeben hat.

Programm.

1. Das Nationalfest wird am 27 Julius Statt finden.
2. Die Schulferien werden am 15 beginnen und die Studenten sich sofort in die Arme ihrer Mütter begeben, um gute Grundsätze und gemäßigte Ansichten einzusaugen. Eben so werden sich aus Paris Alle entfernen, die überwiesen werden können, im Juliuskampfe mitgefochten zu haben, und die noch nicht in St. Pelagie, in Bicêtre und Laforce gefangen sitzen.
3. Das Nationalfest wird bei Lointier an einer Tafel von vier und zwanzig Gedecken Statt finden.
4. Das Fest beginnt präzis sechs Uhr. Jedermann wird sich vor Mitternacht nach Hause begeben, damit die öffentliche Ruhe nicht gestört wird.
5. Man erscheint dabei in strengster Gala.
6. Der Anzug für die Herren ist schwarzer Frak, Klakhut und seidene Strümpfe; für die Damen große Balltoilette.
7. Man wird beim Eintritte Stock und Paraplule ablegen.
8. Es wird nicht nöthig seyn, sie beim Austritte wieder zu verlangen. *)
9. Der höchste Anstand wird zu beobachten seyn. Jedermann, der

*) Man erinnert sich, daß die Polizei unlängst die Stöcke wegnehmen ließ.

sich ungeziemliche Reden oder patriotische Lieder erlaubt, wird sogleich hinaus gewiesen werden.

10. Niemand wird in den Nationalfarben zugelassen.

11. Es ist ausdrücklich verboten, sich irgend eines Wortes zu bedienen, das unsere Freunde, die Russen oder Engländer, beleidigen könnte.

12. Eben so ist es verboten, irgend eine Theilnahme für die Polen oder die italienischen Rebellen an den Tag zu legen.

13. Vor und nach der Tafel wird ein Geistlicher das Benedicite und Gratias beten.

14. Alle aufrührerischen Toaste sind streng untersagt, wie z. B. auf den Ruhm Frankreichs! Auf das Wohl Polens!

15. Ein Redner wird die Lobrede der Minister halten, die Leib und Seele daran setzen, Frankreich zu regieren und zu maulkorben.

16. Es wird eine Geige bei der Hand seyn. *)

Einkünfte der spanischen Geistlichkeit.

Da die spanische Regierung die Genehmigung des Papstes erhalten hat, den Geistlichen und geistlichen Stiftungen Pensionen auf die Einkünfte der Bisthümer nach gewissen Prozenten anzuweisen, so wurden die Prälaten aufgefordert, den Etat ihrer Einkünfte einzureichen. Man kann sich leicht denken, daß die ehrwürdigen Herren bei Angabe ihres Vermögens nicht allzu gewissenhaft zu Werke gingen, und man hat alle Ursache zu glauben, daß sie ein Drittel ihrer wahren Einkünfte verschwiegen. Nach ihren eigenen Angaben, deren Wahrheit schwer zu erweisen seyn dürfte, belaufen sich die jährlichen Einkünfte der spanischen Bischöfe und Erzbischöfe auf . . . . 13.000.000 Fr.
die der hohen und niedern Domherren . . . 9.646.125 Fr.
22.646.125 Fr.

Die besondern Einkünfte der sechs ersten Erzbisthümer und Bisthümer sind: Erzbisthümer: Toledo 2.750.000 Fr., Sevilla 1.000.000 Fr., Santiago 790.000 Fr., Valencia 650.000 Fr., Saragossa 525.000 Fr., Grenada 275.000 Fr. Bisthümer: Osma 275.000 Fr., Tortosa 150.000 Fr., Placentia 200.000 Fr., Astorga 100.000 Fr., Lerida 95.000 Fr., Coria 125.000 Fr.

Die Besoldung eines spanischen Ministers beträgt nur 25.000 Fr., und die eines Mitglieds des Staatsrathes 20.000 Fr.

Vermischte Nachrichten.

Folgendes sind die offiziellen Aktenstücke, die auf Don Pedro's Abdankung Bezug haben:

I.

Da ich nach reiflicher Erwägung der politischen Lage dieses Reiches, und in der Einsicht, daß meine Abdankung nothwendig ist, keinen andern Wunsch auf der Welt hege, als meine Ehre und das Glück meines Landes zu bewahren, so wollte ich mich des mir nach der Konstitution zustehenden Rechtes bedienen, und ernenne somit durch dieses kaiserliche Dekret für meine vielgeliebten und theuern Kinder einen Vormund; dieser Vormund wird der sehr ehrenwerthe und patriotische Bürger José Bonifacio de Andrada e Silva, mein treuer Freund, seyn.

Der konstitutionelle Kaiser und jeder Zeit Vertheidiger von Brasilien. Boa Vista am 6 April 1831, im zehnten der Unabhängigkeit Brasiliens.

II.

Erhabene und würdige Senors, Repräsentanten der Nation!

Ich setze Sie hiemit in Kenntniß, daß ich von dem mir durch die Konstitution zustehenden Rechte Gebrauch gemacht und den ehrenwerthen José Bonifacio de Andrada Silva, meinen treuen Freund, zum Vormunde meiner geliebten Kinder ernannt habe.

Meine Herren, wenn ich Dieß Ihnen nicht unmittelbar nach Eröffnung Ihrer Sitzungen mitgetheilt habe, so lag der Grund hievon darin, daß ich mich vorher erst mit meinem Freunde darüber besprechen und seine Antwort abwarten mußte. Es bleibt jetzt nur noch Ihre Beistimmung zu dieser meiner Ernennung übrig; und ich hoffe, dieselbe zu erhalten, da ich die Ueberzeugung hege, Brasilien Dienste geleistet zu haben, und zugleich mir zu schmeicheln wage, daß die erhabene Versammlung sich beeilen wird, mir den Schmerz zu erleichtern, den ich bei der Trennung von meinen Kindern und meinem Vaterlande empfinde, das ich so innig liebe.

Am Bord des Warspite, 8 April. Pedro.

III.

Da es mir unmöglich wird, alle meine Freunde einzeln zu sehen, um ihnen Lebewohl zu sagen, ihnen zu danken für Das, was sie für mich gethan haben, und sie um Vergebung zu bitten für das Unrecht, das ihnen gegen meinen Willen von meiner Seite widerfahren seyn kann, so schreibe ich diesen Brief, der durch den Druck bekannt gemacht, der Verkündiger meiner Gefühle werden möge.

Ich ziehe mich nach Europa zurück, indem ich die rührendsten Erinnerungen an dieses Land, an meine Kinder und an meine wahren Freunde mit mir nehme. Die Trennung von so theuern Gegenständen müßte selbst das härteste Herz ergreifen; aber ich thue es, um meine Ehre zu bewahren, über die es keinen höhern Ruhm giebt.

Lebe wohl, mein Vaterland! Lebt wohl, meine Freunde! Lebt wohl auf ewig!

Am Bord des Warspite, 12 April. Don Pedro.

IV.

Mitbürger!

Die letzte und gefährlichste Periode unserer Revolution, gleich nothwendig und ruhmvoll, ist vollendet. Der Exkaiser hat diese Hauptstadt verlassen, um sich nach Europa zurückzuziehen. Ein National-Kriegsschiff wird ihn bis ins offene Meer, bis ferne von den Küsten Brasiliens, begleiten.

Unsere Feinde sind so unbedeutend und schwach, daß es nicht der Mühe lohnt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dessen ungeachtet wird die Regierung auf sie nicht weniger ihr Augenmerk gerichtet halten, als wenn sie eine starke und zahlreiche Faktion ausmachten. Während uns aber von unsern Feinden Nichts zu befürchten steht, haben wir um so mehr von uns selbst zu fürchten, von unserm patriotischen Enthusiasmus, von unserer glühenden Liebe für die Freiheit und die Nationalehre, die uns die Waffen in die Hände gaben. Euer edles Benehmen und Eure Mäßigung nach dem Siege wird allen Nationen der Welt als Vorbild dienen. Trübt nicht diesen Ruhm, und lasset auch ferner die Weisheit und den Edelmuth Eure Rathgeber seyn.

Brasilien, jetzt wirklich frei, soll ganz verschieden von Dem erscheinen, was es bisher war. Das Gesetz beginnt unter uns in Kraft zu treten; ehrt seine Macht und die Behörden, die mit seiner Handhabung beauftragt sind. Wir sind frei, laßt uns auch gerecht seyn! Es lebe die brasilianische Nation! Es lebe die Konstitution! Es lebe der konstitutionelle Kaiser Don Pedro II!

Unterzeichnet: Marquis v. Caravellas, Nicolao Pereira de Campos Vergueiro, Francisco de Lima e Silva, Viscende de Gonimi.

Im Regierungspalaste, 13 April 1831.

V.

Die provisorische Regierung beschließt im Namen des Kaisers, wie folgt:

1) Alle brasilianischen Bürger, die wegen politischer Verbrechen verurtheilt oder verfolgt wurden, erhalten vollkommene Amnestie.

2) Deßgleichen alle Soldaten, die sich der Desertion schuldig gemacht, werden innerhalb drei Monaten wieder in ihre Korps eintreten.

Am 9 April 1831.

Mehrere unternehmende Negozianten haben bereits der englischen Regierung Vorschläge zum Behufe der Nigerbeschiffung eingereicht; die jüngst gemeldete Entdeckung einer Nigermündung durch die Brüder Lander hat das Projekt, mit dem Innern von Afrika Verbindungen herzustellen, mehr als je wieder aufgeregt. Man beabsichtigt, zu diesem Zwecke Dampfschiffe abzusenden, um mit dem bisher verschlossen gewesenen Centralafrika einen Verkehr anzuknüpfen.

*) Wahrscheinlich pour se donner le violon — um sich gehörig herauszustreichen, wie wir zu sagen pflegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 198. 17 Julius 1831.

Die englische Reformfrage in ihren Folgen betrachtet.

Am Ende der Rede, in welcher Lord John Russel in dem neuversammelten Parlamente die Reform vorschlug, sagte er ausdrücklich, er sey nicht der Mann, dem Volke mit großen, augenblicklich aus dieser Maßregel hervorgehenden Vortheilen zu schmeicheln. Das regenerirte Parlament, von dem man nun in Wahrheit werde sagen können, daß es das englische Volk repräsentire, werde nach und nach die erwarteten und verlangten Aenderungen und Verbesserungen im innern Zustand des Landes treffen. Die Reform ist also, wie die Emancipation, nur eine vorläufige Maßregel, die unabweislich nothwendig ist, um die Bahn der Verbesserungen überhaupt zu betreten. Das nothwendige Ergebniß der Reform ist die völlige Umgestaltung des Verhältnisses der hohen Land- und Geldaristokratie zur Regierung und zum Volke. Der bessere und klügere Theil der Aristokratie sah schon vor der ersten französischen Revolution die Nothwendigkeit einer Aenderung ein; aber der zerstörende Charakter dieser letztern hielt sie ab, die ersten Schritte zu thun, und wenn diese nicht von anderer Seite her geschehen sollten, so mußte die aristokratische Partei verstärkt werden. Der jüngere Pitt erkannte dieß, und lenkte während seines langen Ministeriums das Ruder des Staats diesem seinem Zweck gemäß mit einer so durchdringenden Kenntniß der Verhältnisse, und mit einer Stärke der Seele, welche die höchste Bewunderung uns auch dann noch abzwingen, wenn wir überzeugt sind, daß sein Werk bei dem Geiste, der die neuere Zeit belebt, unmöglich einen dauernden Bestand gewinnen konnte. Sollte sein Zweck erreicht werden, so mußte der Reichthum an Boden oder an Kapitalien in verhältnißmäßig sehr wenigen Händen vereint werden; und dieß gelang ihm eines Theils durch die Art, wie er die unermeßlichen Anlehen während des Revolutionskriegs zu Stande brachte, andererseits durch einige äußerst weit greifende Aenderungen in den Erbfolgegesetzen hinsichtlich des Grundeigenthums. Dieß System ist es, welches Hume in späterer Zeit zu der Aeußerung veranlaßte: „von Englands Einwohnern haben 9 Millionen nichts, 2 Millionen ihr ordentliches Auskommen, und eine halbe Million hat Alles."

Mit dem Ausruf: „mein Vaterland! o mein armes Vaterland!" starb Pitt, und mit ihm entfloh der große Geist, der das unnatürliche System erhalten, und ihm ein trügerisches Leben eingehaucht hatte. Seine Nachfolger zehrten nur an dem großen Erbe und nur zu bald trat an die Stelle großartiger Triebfedern der gemeine Eigennutz. Die stolze Aristokratie im Besitze aller Macht, eignete sich von den öffentlichen Einkünften zu, so viel sie vermochte und rechtfertigte bald den Namen von Drohnen im Staate, den ihre Gegner ihr beizulegen nicht ermangelten. Die Zeit ist nun gekommen, wo das seit Castlereaghs Tode schon mehr und mehr morsche Gebäude den Einsturz droht.

Eine intolerante und überreiche Hierarchie ist in England, wie ehemals in Frankreich, die getreue Helfershelferin der Aristokratie, und auf sie ward der erste Streich geführt, der indeß mittelbar die Aristokratie nicht minder traf. Die Emancipation legte die Art an die Wurzel des Baumes, und die Reform haut die Wurzel durch, daß der Baum abstirbt, wenn auch Englands guter Genius das alsbaldige Umhauen verhindert. Sobald die große Maßregel der Parlamentsreform durchgegangen ist, so wird dieß Parlament aufgelöst und ein neues nach den neuen Gesetzen zusammen berufen werden. Die ersten Vorschläge werden die Korngesetze und den rathlosen Zustand Irelands betreffen.

Um ihren Pächtern ungeheure Pachtsummen abzupressen, hat die Aristokratie Korngesetze durch das Parlament votiren lassen, wornach auswärtiges Korn nur zu äußerst bedeutenden Zöllen eingeführt werden darf, darunter leidet der Arme und — eine Klasse, welche bei dem neuen Wahlgesetze ungemein gewinnen muß — die großen Fabrikherren. Sobald das Korn im Preise fällt, können sie wohlfeilere Arbeit liefern. Die reichen Grundbesitzer aber verlieren an ihren Pachtgeldern ein Viertheil, wo nicht ein Drittheil. Der erste, nothwendigste und vielleicht doch nur der kleinste Verlust.

In dem unterjochten Ireland wurden einst unermeßliche Güter den ursprünglichen Besitzern entrissen und an englische Große vertheilt, welche das Volk in Ireland noch die „Saxon barons" nennt. Zugleich ward dem Lande, das jetzt 7 Millionen Einwohner zählt, wovon 6 katholisch sind, die Form der hohen Episkopalkirche aufgedrungen, und 5 Millionen Irelânder, die im höchsten Elend leben, müssen an müßige Pfaffen den sauern Schweiß ihrer Arbeit abgeben. Nach allen Nachrichten wird der Zehnte häufig mit einer unmenschlichen Strenge eingetrieben, und Mord und Todtschlag sind nicht selten die Folgen. Ein ganz eigenes Uebel, dem man einen neuen Namen geschaffen hat, „Absenteeism," drückt das Land vollends zu Boden, denn Handel, Gewerbe und mit ihnen der Ackerbau würden emporblühen, wenn die beträchtlichen Summen, die

von den hohen Adeligen, wie von den Priestern der Episkopalkirche im Auslande verpraßt werden, im Lande verzehrt würden. Das Uebel ist so schreiend, daß Hülfe geschafft werden muß, wenn ganz Irland nicht in Gährung gerathen soll. Die Herrschaft der Episkopalkirche in England hat vermuthlich am längsten gedauert, wer aber trägt die Folgen, wenn sie vernichtet wird? Die hohe Aristokratie, welche ihre nachgebornen Söhne mit den reichen Pfründen versorgte.

In England selbst wankt das Gebäude der Episkopalkirche; von allen Seiten angegriffen kann sie sich nur durch den Einwurf des unvordenklichen Besitzes noch sichern, aber wie lange wird dieser Einwurf gelten, gegen — die Noth: die Last der Schulden drückt England nieder, und hemmt es in allen seinen Bewegungen, die Geistlichkeit ist in England mit ungefähr 110 Millionen Gulden dotirt, und der fünfte Theil ist hinreichend, allen ihren Mitgliedern ein ehrenvolles Auskommen zu verschaffen. Wird bei dem Anblick der allgemeinen Noth und des öffentlichen Elends, das in so vielen Theilen Englands herrscht, ein durch Popularität starkes Parlament lange anstehn, diesen entscheidenden Schritt gegen die Aristokratie zu thun? Das ist in keiner Hinsicht zu erwarten. Wenn aber die Aristokratie die reichen geistlichen Pfründen für ihre nachgebornen Söhne verliert; wenn sie bei der Besetzung öffentlicher Stellen zwar begünstigt wird, aber auf keinen Fall so unbeschränkt mehr darüber verfügen kann; wenn Hunderte von unverdienten Pensionen und Sinekuren weggeschnitten werden, welche Quelle von Reichthum, Macht und Einfluß entgeht dann nicht dem Adel. Werden dann die jüngern Söhne lange das ausschließliche Vorrecht der ältern ertragen? wird im Laufe einer nicht gar zu langen Zeit nicht auch in England das Erstgeburtsrecht, und hiemit die Erblichkeit der Pairs angetastet werden?

Das ist eine Reihe von nothwendigen und natürlichen Folgen, die aus der Reform entspringen müssen; leicht ließen sich noch manche andere, weniger in die Augen springende anführen; aber diese mögen hinreichend seyn, uns einen Begriff von der Stärke der öffentlichen Meinung zu geben, welche den Widerstand der übermächtigen Aristokratie zu brechen vermag, einer Aristokratie die gewandt und erfahren in allen Geschäften des öffentlichen Lebens, aus keiner der Folgen dieser ungeheuren Maßregel sich ein Geheimniß macht. Wie stark muß die Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendigkeit derselben in den Männern seyn, die an der Spitze der Regierung stehen, und es wagen in diesem Kampfe der gesammten Aristokratie unerschrocken gegenüber zu treten. Und doch ist Graf Grey selbst ein Aristokrat, freilich im edlern Sinne des Worts, und hat deßhalb im Oberhause öffentlich erklärt, er trete jetzt gegen die unrechtmäßige Gewalt der Aristokratie in die Schranken, um ihre rechtmäßige desto fester zu gründen.

Wenn England diese Krisis ohne bedeutende Störung seiner innern Ruhe übersteht, so darf man sich in der That über die erhaltende Kraft wundern, die in der Freiheit liegt, aber leider hat England noch manches große und schwere Stück Arbeit vor sich, und darunter ist das schwierigste der Zustand des niedern Landvolks, der vielleicht in England zur Revolution und zu einer Art agrarischem Gesetze führt. Mit sehr geringen Ausnahmen gehört alles Ackerland den großen Grundeigenthümern, und die kleinen Gutsbesitzer sind mit den Cotagers, welche nur wenige Jaucherte besaßen fast völlig verschwunden. Der größte Theil des Landvolks besteht aus besitzlosen Taglöhnern, die oft bei der schwersten Arbeit fast Hungers sterben. Die Staatsgewalt kann sich nicht so weit ins Privatleben mischen, daß sie den Taglohn bestimmt, und wenn die Konkurrenz groß ist, so sinkt der Taglohn unaufhaltsam, wie er denn auch an einigen Orten auf 2 Schilling in der Woche sank. Was aus diesem Zustande der Dinge hervorgehen soll, ist noch ein Räthsel; die wohlthätige Gesinnung der Einzelnen schafft hier keine Hülfe, aber Schritte zur Hebung dieses unglückseligen und gefahrvollen Zustandes der Dinge müssen und werden von einem erneuerten Parlamente geschehen. An Ueberbevölkerung leiden manche europäische Staaten fast eben so wie England, und um so größeres Interesse werden deßhalb in den nächsten Jahren die wichtigen Debatten haben, welche über die höchsten Fragen im Staatsleben von Männern werden geführt werden, die durch lange Uebung in politischen Geschäften sich eine reiche Erfahrung gesammelt haben.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich seit der Restauration.

Die Gazette litteraire, giebt einen Auszug aus einer noch ungedruckten Brochüre des H. F. de Corcelles, bekanntlich eines Mitglieds der äußersten Linken. Der Titel derselben ist: Documens pour servir à l'histoire des conspirations, des partis et des sectes depuis et pendant la restauration. Diesem Titel nach sollte man mehr eine historische als eine philosophische Ausführung erwarten, dem ist aber nicht also, Herr v. Corcelles ist bei weitem nicht so offenherzig, als es andere seit der Julinsrevolution gewesen sind. Er scheint von dem, wohl in der Geschichte einzelner Menschen, aber nicht in der Geschichte der Völker wahren Grundsatze auszugehen, daß die Thatsachen, welche auf den Schauplatz der Welt treten, von weit geringerer Wichtigkeit sind, als die den Thatsachen zu Grunde liegenden Gesinnungen und Gefühle. Wenn wir von den letztern ausgehen, so gab es freilich in Frankreich Eines, was alles Andere überwältigte, und dieß ist der Haß der Nation gegen ein Geschlecht, das durch die Macht der Fremden wieder auf den Thron gesetzt wurde, und von dessen Restauration sich die politische Erniedrigung Frankreichs datirt, nachdem dieß fünfundzwanzig Jahre die erste oder wenigstens mit die erste Rolle in Europa gespielt hatte. Dieser Haß war das politische Agens bei allen Verschwörungen und Aufständen gegen die Herrschaft der Bourbone; dieser Haß reizte ohne Aufhören das Herrschergeschlecht zum Mißtrauen, und aus diesem Haß und diesem Mißtrauen erhob sich, gleich einer Hydra, der unversöhnlichste Zwiespalt, der bei dem ersten falschen Schritte der Bourbonen ihren Sturz herbeiführen mußte. Wäre Frankreich durch die Stürme der Revolution und die Kriege des Kaiserreichs nicht ermattet gewesen, so wären wahrscheinlich die Bourbonen früher erlegen, aber Ruhe schien Vielen das erste Bedürfniß, und an redefertigen Leuten auf der Tribüne fehlte es nicht, welche oft genug schonungslos gegen die gehaßte Regierung auftraten. Da nahm man die Form der Freiheit für das Wesen derselben, in der Hoffnung, daß wenn nur die Form nicht untergehe, in glück-

lichern Zeiten die Sache selbst auch wieder kommen werde. Was aus diesem Stand der Dinge hervorging, das zeigen uns die folgenden Auszüge.

„Von der zweiten Restauration der gestürzten Dynastie datirt sich auch die Restauration unseres öffentlichen Geistes. Damals begann jene ernste Erziehung, jene vage Bewegung der sogenannten liberalen Ideen, eine vage, aber eben darum dem Zustand der Gemüther sehr entsprechende Bezeichnung. Von seinem Auftritt an zeigte der Liberalismus einen unruhigen aber gesetzlichen Charakter. So lange man noch auf eine konstitutionelle Majorität in der Kammer rechnete, fanden keine Befürchtung erregenden Versuche gegen die Regierung statt. Eine große Anzahl Unzufriedener mochte sich in schlecht angelegten Komploten kompromittiren, die liberale Nation nahm aber wenig Antheil daran. Die ersten Prozesse wegen Attentate gegen die Dynastie zeigten nur unbedeutende Vorfälle, wobei die Polizei oft die Hauptrolle spielte; so wahr ist es, daß in der Repräsentativregierung ein fast unüberwindliches Hinderniß für Verschwörungen liegt. Man fühlte allerdings schmerzlich die Uebel einer zweiten Restauration, die neue Regierung verbarg ihre verderblichen Absichten nur schlecht, sie hatte eine Menge Interessen verletzt, welche zum Widerstande bereit waren, und die Aufhebung der Preßfreiheit vermehrte noch den bewegten Zustand des Landes. Dennoch genügten so viele Beweggründe zu einer heftigen Reaktion noch immer nicht. Die Grundlage der Charte mußte durch das Gesetz des doppelten Votums geändert werden, um eine offenbar revolutionäre Partei bilden zu können. Darum konnte man erst um die Mitte des Jahres 1820 unter der liberalen Partei die Verschwörer von denjenigen unterscheiden, welche auch in der verstümmelten Charte noch Hoffnung auf Rettung sahen."

Hier ist offenbar eine absichtliche oder unabsichtliche Lücke. Die heilige Allianz drückte mit ihrem ganzen Gewichte auf Europa, und alle Regierungen des Festlandes hatten sich solidarisch gegen den Geist der Freiheit verbunden. Die Verbindung der Fürsten rief die der revolutionären Partei als ihren natürlichen Gegensatz empor. Spanien war im Anfang des Jahres 1820 aufgestanden, Neapel folgte, und Piemont stand auf dem Punkte sich gleichfalls zu erheben, die heilige Allianz zauderte, so unumwunden ihr System ins Leben einzuführen, und die revolutionäre Partei im ganzen Südwesten Europa's machte Miene von diesem Zaudern Vortheil zu ziehen. Alles wurde in Bewegung gesetzt, und hätten die Neapolitaner nur wenige Monate Stand gehalten, so erhob sich der ganze romanische Süden gegen den Norden und Osten Europa's unter den Waffen. Die Idee des napoleonischen Reichs war damals noch viel mächtiger als jetzt. Auffallend ist die auch weiter unten sich zeigende Bemühung, die französische Charbonerie von der italienischen gänzlich zu trennen, da doch hundert Gründe für einen dafür sprechen, daß die Häupter von beiden sehr in Uebereinstimmung mit einander handelten. In welcher genauen Beziehung Spaniens Schicksal mit dem Frankreichs stand, und wie sehr die napoleonischen Ideen vorherrschten, zeigt das Folgende:

„Die Wahrheit zu sagen, bestand die revolutionäre Partei aus einem Wirrwarr von Mißvergnügten und Patrioten aller Meinungen. Auch glauben wir, daß die Komplote ohne die Unterstützung einer mächtigen Klasse von Mißvergnügten nicht die mindeste Konsistenz gehabt hätten; wir meinen die Armee, die, noch voll von glänzenden Erinnerungen, ihre Unthätigkeit schmerzlich empfand. Dieß ist so wahr, daß von dem spanischen Kriege an, der aufgereizte Zustand der Truppen den Gefühlen, die aus der neuen Aussicht auf Thätigkeit entsprangen, Platz gemacht hatte, und die geheimen Gesellschaften an Schwäche und langer Weile hinstarben. Die Komplote hörten in dem Augenblick auf, wo mehr Grund als jemals dazu vorhanden schien."

Allerdings war mehr Grund als je vorhanden, aber auch weniger Hoffnung als je nach dem Fall der spanischen Cortes. Auch die Bourbonen wußten, daß die Armee an ihren alten Erinnerungen hing, darum schufen sie dieselbe um. Tausende von napoleonischen Offizieren waren entlassen, die Zahl der jungen Soldaten überwog bei weitem die der alten, und wie weit man in der Wahl der Regimenter die Vorsicht trieb, geht aus folgender merkwürdigen Thatsache hervor. Zwei Regimenter, aus lauter Niederbretagnern bestehend, die nur celtisch verstanden, wurden gleichfalls nach Spanien gesandt, kamen bis nach Cadix, blieben dort bis zum J. 1825, und wurden zu Schiffe nach Brest geschafft, von wo sie wieder in die Niederbretagne zurückkehrten, ohne auf ihrem Wege französisch oder spanisch gelernt zu haben. Solche Vorsicht war aber auch nöthig, denn es herrschte theilweise bei der Armee an der spanischen Gränze ein schlimmer Geist, und wären die Elemente der alten Armee noch beisammen gewesen, so wäre vermuthlich ein allgemeiner Aufstand erfolgt. Dieß geschah aber nicht, und so erfuhren die Liberalen zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß die Bourbonen die Armee nach Gefallen verwenden könnten, was sie vorher nie recht geglaubt hatten. Neben dieser praktischen Seite der Revolutionsgeschichte kommt nun die theoretische, die für uns im Munde eines Franzosen ziemlich seltsam klingt.

(Schluß folgt.)

Seebilder.

Der Mittag auf dem Schiffe.

(Capitain Hall's sketches of naval life.)

Gegen sieben Uhr Morgens (nach der Schiffsglocke, halb zwölf Uhr gewöhnlichen Styls) sind Offiziere und Schiffskadetten mit hölzernen Quadranten und messingenen Sextanten in der Hand auf dem Verdecke beschäftigt, die Breite aufzunehmen. Der heiterste Humor geht sonnenhell in jeder Seele an Bord auf, je näher die Stunde heranrückt, die Dr. Johnson „das große Geschäft von eines jeden Engländers Tag" (the great business of every Englishman's day) nennt, und manch scharfes Auge bewacht jede Bewegung des Schiffskoches, der mit der größten Gemüthsruhe bald an langen Gabeln das Rind- oder Schweinefleisch aus den Kesseln heraussticht, bald die Erbsensuppe durch einen Hahn in einen tiefen Zuber laufen läßt. Endlich sieht man die Küchenjungen aus den Vor- und Hauptluken heraufkommen, die Portionennäpfe in der Hand, an denen die Reifen so glänzend wie Silber gehalten sind, und das Holz so sauber und weiß als die Milcheimer der niedlichsten Milchmagd. Zu gleicher Zeit wird auf dem Halbdeck in einem beträchtlichen Zuber der Grog durch die Schiemänner der untern Wache gemischt, unter Beihülfe anderer verantwortlicher Obmänner des Schiffsvolkes, und unter strenger Aufsicht des Maat des Kielraumes, damit Nichts von dem gebrannten Wasser bei Seite geht, während der Proviantmeister das Maß angiebt, in welchem die Mischung des Wassers und Branntweins vorzunehmen ist. Lange vor zwölf Uhr ist dieß Alles, so wie eine oder die andere kleinere Vorbereitung geschehen, so zwar, daß bevor noch der wichtige Augenblick des Mittages erscheint, im

ganzen Schiffe eine merkwürdige Stille herrscht. Der Hochbootsmann steht an der Bank mit seiner glänzenden silbernen Pfeife in der Hand, die er jeden Augenblick an die gespitzte Lippe setzt, entweder um die Brodsamen auszublasen, die seinem Pfiffe hinderlich seyn könnten, oder um durch ein leises zu schnell! zu schnell! die Bootsmannsgehülfen aufmerksam zu machen, die gleichfalls wie ihr Herr und Meister mit Pfeifen versehen auf dem Hauptverdecke in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt stehen, um das Echo der Hochbootsmannspfeife zu seyn.

Der Hochbootsmann hält seinen Blick unverwendet auf die Gruppe der Beobachter gerichtet, und wenn die Sonne im Zenith steht (the sun is up), so bemerkt er es auf der Stelle, theils an der Bewegung unter den Astronomen, theils daran, daß der Schiffsmeister an dem ebenholzenen Rande seines Quadranten oder auf der Leiste des Hängemattengeländers mit einem Stifte die Breite anstreicht; doch wenn er einer der neun niedlichen Schiffer ist, so führt er zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Buch. Sobald er nun gefunden, daß die Sonne den Scheitelpunkt erreicht hat, begiebt er sich auf das Schiffshintertheil zu dem Offizier der Wache und rapportirt zwölf Uhr, und die Grade und Minute der gefundenen Breite. Der Lieutenant geht sofort zu dem Kapitän, derselbe mag sich befinden, wo immer er will, und wiederholt, daß es zwölf Uhr und so und so viel Breite ist. Dieselbe Formalität wird beobachtet, selbst wenn der Kapitän auf dem Verdecke ist und Wort für Wort gehört hat, was der Schiffsmeister sagt, oder wenn er sogar bei der Beobachtung selbst mitgeholfen hat. Der Kapitän sagt hierauf zu dem Offiziere der Wache: „Laßt zwölf schlagen!“ Der Offizier ruft nun dem Maaten auf der Wache: „Laßt zwölf schlagen!“ Der schon darauf gefaßte Maate singt nun dem Schiemann zu: „Schlagt acht Glockenstreiche!“ Der alte Schiemann steigt die Treppe hinab und brummt der Schildwache an der Kajütenthüre zu: „Stürz das Glas um und rühr die Glocke!“ Während dessen hat der Hochbootsmann bereits die Pfeife an den Mund gesetzt, den Ellbogen in der Luft und den Finger auf der Klappe, bereit das ersehnte Zeichen zur Mahlzeit zu geben. Nicht minder schnell haben sich die Gruppen des horchenden Volkes unten an ihren schneeweißen Tisch von Fichtenholz gesetzt, während die andern um die Kessel gereiht vor Ungeduld auf den hölzernen Speisenäpfen mit den Fingerknöcheln trommeln. Bei dem ersten Glockenschlage, der allezeit mit größerer Lebhaftigkeit als sonst geführt wird, ruft der Offizier auf der Wache dem Hochbootsmanne zu: „Pfeif zum Essen!“ Diesen Worten folgt ein langgedehnter schrillender Pfiff, den ein vergnügtes Gemurmel von mancher hungrigen und lustigen Theerjacke begrüßt. Das fröhliche Zeichen wird im nächsten Augenblicke übertäubt von dem Gerassel der Kessel und Näpfe, und von der Stimme des Schiffskoches und seiner Gehülfen, welche die Portionen ausrufen, so wie durch das Getrappel der Fußtritte am Verdecke hin und die Treppe hinab, während der reiche Speisevorrath aufdampft, wie er nöthig ist, um dem Seemanne zu seiner anstrengenden Lebensweise Kraft und Saft zu geben. Dann kommt der fröhliche Grog! — Dieser Nektar des Seefahrers, der jeder ehrlichen Schifferseele so herzlieb ist, mit dem er Sr. Majestät altes Tauwerk hinabschwemmt (Junk, Schlatting), wie er mit grobem, aber gutmüthigem Witze seine Rindfleischportion heißt; und während er sein Diebstheil verschluckt (wack, so nennt die Matrosentechnologie ihre Portion Grog), beneidet er keinen Menschen auf Gottes Erdboden, und würde den weinerlichen Philanthropen unter die Nase lachen, die sein Leben als eine unglückliche Sklaverei beklagen. So viel ist gewiß, daß es keine Menschenklasse auf der Welt giebt, für die besser gesorgt ist als das Schiffsvolk; man muß aber auch sagen, daß es keine giebt, die im Ganzen glücklicher wäre, als dieses.

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter verwundern sich mit Recht darüber, daß die Nachricht von den zu Gunsten der Polen bei Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich eingereichten Petitionen der Ungern von französischen Blättern früher als von deutschen mitgetheilt wurde. Man könne daraus sehen, meinen sie, welch unedler Einfluß von den Regierungen auf die Presse ausgeübt werde, da offenbar diese Adressen so lang unterdrückt worden seyen, bis sie endlich in auswärtigen Zeitungen erschienen, und folglich nicht länger mehr hätten verheimlicht werden können. Die „Times“ selbst stellen über die erwähnten Adressen des hochherzigen Magyarenvolkes folgende Betrachtungen an: „Nichts kann ehrenvoller seyn für die Polen wie für die Ungarn, als solch eine kräftige Fürsprache. Diese edle Verwendung giebt nicht nur den schönsten Beweis von Sympathie eines tapfern Volkes für das Schicksal eines andern, sondern zeigt auch, daß es gleichfalls den politischen Grundsätzen und dem loyalen Charakter der leidenden und kämpfenden Partei huldigt. Gewiß kann man nicht sagen, daß Preßburg oder Buda (Ofen) von Jakobinismus angesteckt sey — die Ungarn sind keine Revolutionäre — ihre Magnaten neigen sicherlich nicht zu den Helden der Barrikaden hin — sie sind nicht mit ihrem Kaiser unzufrieden; sie geben daher durch den Beifall, den sie dem Widerstande ihrer Nachbarn schenken, nicht ihre eigene Widersetzlichkeit zu erkennen; sie huldigen keiner neuen Regierungstheorie, die sie bei den Polen ausgeführt zu sehen wünschten. Nein, keiner dieser Beweggründe trieb sie zu der edeln und uneigennützigen Rolle, die sie übernahmen; sie erblicken in dem polnischen Aufstande nur den gerechten Widerstand gegen eine unerträgliche Tyrannei, und während sie Zeugen der Opfer sind, welche von den Polen gebracht werden und ihren Muth anstaunen, erinnern sie sich mit Dankbarkeit des Beistandes, den sie einst der Christenheit und Civilisation gegen orientalischen Barbarismus leisteten. Kein kräftigeres Wort konnte dem Kaiser von Oesterreich zugerufen werden, als daß seine eigene Hauptstadt von Plünderung und Zerstörung gerettet worden sey von einem polnischen Könige. Diese Ungern, obgleich sie nicht so liberal sind als die Propagandapartei zu Paris; obgleich sie noch zahlreiche Ueberreste des Feudalismus besitzen, und der alten Gewohnheit folgen, ihren König lateinisch anzureden — diese Ungarn wußten dennoch muthig und kraftvoll die Saite der Sympathie zu treffen und ihrem Souverän die reine politische Wahrheit vor das Auge zu halten. Die Polen leiden jetzt von den Moskowiten eben so barbarische Drangsale, als einst die Christenheit von den Osmanen erlitt; und es ist eben so nöthig, den Schritten des nordischen Kolosses Halt zu gebieten, als es damals nöthig war, den Großherrn von den Wällen Wiens zurückzuschlagen. Die Könige Europa's — selbst die, welche zur heiligen Allianz gehören, könnten, — wenn sie nicht anders den Schandflecken der Theilung auf sich tragen — unbedenklich zu Gunsten der Polen einschreiten, ohne sich der Schuld theilhaft zu machen, dadurch die Empörung unterstützt oder revolutionäre Grundsätze begünstigt zu haben. Wäre Filicaja noch am Leben, er würde ungeachtet aller seiner Verehrung vor gekrönten Häuptern und ungeachtet all seiner Briefwechsel mit Päpsten und Königen, heute die Triumphe der Polen gegen den Czar mit gleich großer Begeisterung als ihren Sieg über die Türken gefeiert haben — da der Haß gegen Despotismus, Barbarei und Unterdrückung, und nicht eine wetterwendische Laune und Liebe zum Wechsel, ihnen in beiden Fällen die Waffen in die Hand gegeben hat.

„E se tremendo, e fier più che mai, fosse
Scende il fulmin Polono, ei fu, che' l mosse.“

Wie höchst dringend eine Reform in der englischen Legislatur geboten ist, davon zeugt von Neuem folgender Vorfall unter tausend andern: „Vor einigen Tagen,“ so erzählt der Courier, „wurde eine gewisse Sophie Chapman zu London vor Gericht gestellt, unter der Anklage, einem türkischen Handelsmanne, Ben Heiam, einen halben Louisd'or gestohlen zu haben. Es ergaben sich so dringende Indizien, daß der Richter auf Untersuchung erkannte, und zugleich dem Kläger auferlegte, an bestimmtem Tage den Beweis anzutreten. Ben Heiam sagte, es sey ihm unmöglich, zur angesetzten Tagsfahrt vor Gericht zu erscheinen, da er sich seinen Lebensunterhalt durch Handel außer London verdiene, und um die bestimmte Zeit nicht daselbst anwesend seyn würde; lieber wolle er seinen Verlust verschmerzen und von der Klage abstehen. Allein der Richter legte ihm auf, zwei Bürgen zu stellen, daß er an bestimmtem Tage erscheinen werde, um seinen Beweis zu führen. Da der Kläger fremd war und Niemand kannte, der für ihn die Bürgschaft übernehmen sollte, so gab der Richter Befehl, den armen Türken nach dem Kingston Gefängnisse in Gewahrsam zu bringen. Man kann sich die Ueberraschung des guten Mannes denken, der, weil er bestohlen worden war, ins Gefängniß wandern mußte, und außer dem Arreste auch noch den Verlust in seinem Geschäfte als Strafe zu erleiden hat.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 199. 18 Julius 1831.

Die geheimen Gesellschaften in Frankreich seit der Restauration.

(Schluß.)

„Während die Partei, welche durch Verschwörungen ihren Zweck zu erreichen suchte, sich den Interessen der Orleanisten, der Napoleonisten u. s. w. hingab, entwickelten sich in ihr auch die Keime der politischen Schulen und jener hochherzigen Ideen, die allmählich in den Journalen, in den konstitutionellen Gesellschaften, in den Sekten, in den Klubs und bis zur Regierung sich Bahn gemacht haben. Die erhabensten Doktrinen hatten bereits ihre Repräsentanten in den Vereinigungen, wo man nur mit der Rekrutirung muthiger Soldaten beschäftigt schien.

„Die ersten Jahre der zweiten Restauration waren für die politischen Wissenschaften eine Epoche der Wiedergeburt, und folglich auch der Kompilationen und Plagiate. Wenn man nicht erfinden kann, so ahmt man nach. Den Augenblick, wo neue Donanenverhältnisse uns mit der Vervollkommnung mehrerer nützlicher Künste bekannt machten, erleichterten ausgedehnte Verbindungen mit unsern Nachbarn unsere Rückkehr zu den Studien, welche durch 25jährige Uneinigkeit und Kriege unterbrochen worden waren. Der Austausch der Reichthümer war gegenseitig, und so erhob sich ein versöhnender Genius, der die Völker nach ihren blutigen Kämpfen beruhigte.

„Die Einen suchten in dem deutschen Spiritualismus jene Begeisterung der Freiheit, welche die edle Landwehr gegen uns in Waffen gebracht hatte, Andere treuer den Sternbildern unsrer nationalen Intelligenz wollten aus der Philosophie des 18 Jahrhunderts den Enthusiasmus von 89 schöpfen. Die Bentham'sche Philosophie, die Alles nur vom Standpunkte des Nutzens betrachtet, war im Kampf mit den Kantischen Ideen von der Pflicht. Die Grundsätze des Contrat social wie die verschiedensten Erklärungen über das natürliche Recht trennten die Köpfe."

Dieß konnte doch bei den Franzosen unmöglich lange gehen, und hörte auch bei der Mehrzahl in der That sehr bald wieder auf:

„Zu derselben Zeit, als die Verwirrung dieses modernen Alexandriens begann, kamen auch die ultramontanen und monarchischen Traditionen mit erneuter Gewalt über unsere Regierung. Das Gesetz des doppelten Votums wurde gegeben, und nun unternahm ein großer Theil unserer philosophischen Politiker, verzweifelnd an den gesetzlichen Rettungsmitteln, das Spiel der Revolutionen; aber der erbärmliche Ausgang der Verschwörung vom 19 August 1820 bewies ihnen bald, daß sie ohne eine regelmäßige Organisation nicht zum Ziele kämen. Die zufällige Verbindung mit den neapolitanischen Flüchtlingen erweckte die Idee, sich an ihre Carbonaris anzuschließen, und so eine wahre fortdauernde Verschwörung zu bilden, unter einer Firma, die, lächerlich genug, den Gebirgen Calabriens entlehnt war. Diese Verbindung war indeß in hohem Grade französisch, denn man unterhielt mit den transalpinischen Carbonari's keine Korrespondenz, und die französische Charbonnerie war von ihrem Ursprung an den Ideen ihrer Zeit und ihres Landes angemessen.

„Wenn wir uns eine indiskrete Abschweifung gestatten dürften, so würden wir gern diejenigen nennen, welche durch ihre Einsicht und Festigkeit zwei Jahre lang die einzige Unternehmung unterstützten, die während der ganzen Restaurationsperiode als eine mächtige Verschwörung betrachtet zu werden verdient. Es wäre interessant zu zeigen, durch welchen Zusammenfluß von Umständen einige unbekannte junge Leute von verschiedenen Klassen sich in dem einzigen Gedanken vereinigten, den gährenden und bis jetzt in seinen Aufständen so unglücklichen Theil der Nation um sich zu vereinigen. Die Gründer der Charbonnerie gehörten keiner von jenen glänzenden Koterien an, die sich in die Herrschaft über die elegante Welt theilen. Sie kannten kaum deren Lebensweise und kümmerten sich auch nicht darum; aber ihre ernste Bildung, ihr Alter und ihre glühende Anhänglichkeit machten sie tauglich zu allen Geschäften, wo Nachdenken und Muth erforderlich war. Ihrem unscheinbaren und darum freien Daseyn, das dem Studium und der öffentlichen Wohlfahrt gewidmet war, dankten sie ihre Energie und ihre Erfolge. Zu kräftigen Unternehmungen gehören kraftvolle Charaktere, jugendliche Geister, neue Menschen.

„Während des Jahres 1821 bedeckte sich Frankreich mit politischen Cirkeln, welche in verschiedenen Graden durch eine repräsentative Wahlform, die ohne die Existenz der Gesellschaft zu gefährden Paris in Rappert mit allen Zweigen derselben brachte, unter sich verbunden waren.

„Wir sehen keinen Nachtheil darin, es jetzt laut zu sagen, daß im Anfang des Jahrs 1822 die Charbonnerie überall war, in der Armee, in den Schulen, in der hohen und mittlern Industrie, in

der Deputirtenkammer und selbst in der der Pairs. Da sie Linienregimenter zu ihrer Verfügung hatte, so fehlten ihr die Generale nicht. Wir wissen nicht, was aus einer Revolution hervorgegangen wäre, aber sie war möglich und selbst wahrscheinlich.

„Der Winter von 1822 sah alle diese Versuche scheitern durch einen Zusammenfluß von Umständen, deren Auseinandersetzung hier unnütz ist. Dieß würde nur abermals beweisen, daß die Charbonnerie niemals eine bestimmte, durch dieselben Ideen verbundene Partei war, sondern eine vorübergehende Koalition, welche die außerordentlichen Umstände, aus denen sie hervorgegangen war, nicht überleben konnte. Alle Vorfälle nach denen von Befort waren die unglücklichen und unzusammenhängenden Folgen eines ungeheuren Plans, der nicht ausgeführt werden konnte.

„Die Kanonen der Bidassoa zerrissen vollends das Band dieser Gesellschaft. Damals verschwanden ohne Wiederkehr mit der stürmischen Jugend des Liberalismus seine gränzenlosen Täuschungen, seine abenteuerliche Politik und seine nutzlose Hingebung. Die revolutionäre Partei bedurfte der Armee und hatte sie nicht mehr. Die Charbonnerie starb zu Paris auf dem Greveplatz, zu Poitiers gleichfalls auf dem Schaffott und zu Lers auf dem Schlachtfelde. Wenn je ein ihrer würdiger Geschichtschreiber in die Nacht ihrer trauervollen Annalen eindringt, so möge er sich nicht an diesen Katastrophen aufhalten. Wenn die Charbonnerie eine bemerkenswerthe Thatsache in der neuern Geschichte ist, so ist sie dieß weniger durch die unglücklichen Proben ihrer Macht, und die verzweifelten Versuche zur Zeit ihres Sinkens, als durch den fruchtbaren Anstoß, den sie dem öffentlichen Geiste gab, und durch die Metamorphosen, welche sie bis auf diesen Tag erfuhr.

„Nicht allein überlebte diese Gesellschaft im Ganzen betrachtet kein bestimmtes System von Verbindungen, sondern man würde bei den mannichfachen Parteien, die daran Theil hatten, auch nicht eine allgemeine Erinnerung aus derselben auffassen können. Jede Meinung modifizirte sich bald nach den Bedürfnissen und den Anlagen derjenigen, welche sich davon losmachten. Die von einer tiefern moralischen Aufregung ergriffenen Gemüther gaben sich philosophischen Spekulationen hin, woraus nach und nach Religionsversuche wurden; Andere begnügten sich mit einer skeptischern, enger beschränkten und darum dem Geschmack der Zeit und den Anforderungen jedes einzelnen Tages entsprechendern Philosophie. Viele nahmen mitten unter der industriellen Raserei, welche von dieser Epoche an in den gewagtesten Unternehmungen die europäischen Kapitalien verschleuderte, Theil an einer neuen Art von Abenteuern. Endlich, um in diesem wechselvollen Gemälde nichts auszulassen, wollen wir noch bemerken, daß Mehrere sich in den Katholicismus flüchteten. Es scheint uns ungerecht, solchen Bekehrungen nur Gründe persönlichen Vortheils unterzulegen. Alle Grundsätze des Liberalismus waren bestritten und zur Unmacht zurückgebracht, und so konnten ermattete Geister nur in der unbeweglichen Tradition eine moralische Ruhe finden, die keine Partei ihnen gewährte."

Lernen wir schon aus dieser Darstellung sehr wenig Neues, so giebt sie uns doch im Allgemeinen eine sehr genügende Schilderung der Stimmung und des Treibens in Frankreich während der Jahre 1820 — 1823, und eine Bemerkung, die der Verfasser weiter unten noch macht, ist eben so wahr als fein bemerkt. „Es blieb," sagt er, „lange nach der Auflösung und Zerstreuung der Gesellschaft ein geheimer Trotz, und eine Keckheit in den Gemüthern zurück, die vielleicht mehr, als man glaubt, zum endlichen Sturze der Bourbonen, dem eigentlichen und wahren Ziel aller Verschwörungen in Frankreich, beitrug. Indessen trug die Charbonnerie auch eine Frucht, welche die Erfahrung schon mannichfach als eine höchst schädliche bezeichnet hat, und die um so verderblicher ist, als sie sich gar leicht in den weiten Mantel der Philosophie einhüllt, und alle philosophischen Hohlköpfe und unpraktischen Politiker zu ihren treufleißigen Anhängern zählt. Der Verfasser nennt sie nicht sehr klar die Sekte der Individualisten; taugt aber der Titel nicht, so beschreibt er die Sache desto besser.

„Die Sekte nannte sich so, weil sie alle bürgerlichen und politischen Rechte von den Eigenschaften und Bedürfnissen des Menschen, als Individuum betrachtet, ableitete. Diese Ansicht ging hervor, aus einer radikalen Opposition gegen die Systeme, welche die individuellen Rechte den Rechten der Gesellschaft oder vielmehr der Willkür der Regierungen unterordnen. Diejenigen, welche alle diese Fragen von dem menschlichen Organismus abhängig machten, und diejenigen, welche von Kants oder Fichte's Absolutism ausgingen, hatten bisher sich durchaus nicht verstehen können, warum, kann man eigentlich nicht sagen, denn es fand sich in ihren Diskussionen nichts so recht Bestimmtes. Wie dem auch seyn mag, sie kamen, so gut es gehen wollte, über einige Prinzipien von Regierung überein, indem sie eine Liste der natürlichen Rechte entwarfen, gegründet auf eben so viele menschliche Vermögen, deren ursprüngliches Wesen nicht weiter untersucht wurde. So vereinigten sich die Materialisten und Spiritualisten der Charbonnerie zu einem Lehrsystem, wodurch sie die republikanische, kaiserliche oder monarchische Centralisation von Grund aus zerstören wollten."

Dieser dephlogistisirte Liberalismus, den man seit einiger Zeit als den ächten einschwärzen will, kann in Frankreich noch großes Unheil anrichten, er hat aus dem Lande schon einmal eine tabula rasa gemacht, und ist hauptsächlich Schuld, daß in Frankreich nichts feststeht; er ist der reine Gegensatz jeder positiven Regierung, einer republikanischen so gut wie einer monarchischen, er ist für den Einzelnen so trostlos, als der philosophische Materialismus, und für das Ganze verderblich, weil er, indem die Grundlagen einer jeden Regierung stets wieder angefochten werden, alles Bestehende stets wieder in Frage stellt. Der alte ächte Liberalismus, wie ihn die vernünftigern Köpfe der französischen Revolution, welche sich der Erklärung der Menschenrechte widersetzten, aufgefaßt hatten, war Gleichheit aller vor dem Gesetz; darum Vernichtung des Feudalwesens und der Geistlichkeit als einer abgesonderten privilegirten Gesellschaft. Daß man von diesem einfachen Grundsatz abwich, hat Frankreich schwer gebüßt, und kann es noch einmal büßen, denn man ist auf dem besten Wege, diesen unsinnigen Theoretikern, die aller Erfahrung und Geschichte Hohn sprechen, neuen Einfluß zu gestatten. Unter einer schwächlichen inkonsequenten Regierung schießen sie wie Pilze hervor, und nur eine starke darf sie verachten.

Die hohen und niedern Schulen in Spanien.

(Schluß.)

Da die spanische Regierung sich in Alles mischt, so kann man leicht denken, daß die Universitäten ihrer unmittelbaren Aufsicht unterliegen; die Unterrichtsmethode, die Bücher, welche die Studirenden lesen dürfen, die Reihenfolge der Vorlesungen, kurz Alles bis ins kleinste Detail wird von ihr bestimmt.

Die Universitätsordnung wurde im Jahre 1771 offiziell bekannt gemacht, und in den Jahren 1791, 1801, 1806, 1814, 1821 und 1825 abgeändert. Durch die Verordnungen von 1821, welche von den Cortes ausgingen, traten viele sehr weise Einrichtungen an die Stelle der alten, und fast alle Mißbräuche wurden abgeschafft; es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Apostolischen, so bald sie nur konnten, die Dekrete der Cortes, welche die Universitäten nach liberaleren Grundsätzen gestalteten, zurücknahmen. Um sich einen Begriff vom Geist der gegenwärtigen Einrichtungen machen zu können, will ich dem Berichte von 1825 einige Stellen entheben:

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß die gewöhnliche Weise, wie Cicero und die übrigen griechischen und römischen Autoren in den Schulen erklärt werden, den guten Grundsätzen und der Moral zuwider läuft. Die jungen Leute werden durch sie mit den Worten Freiheit, Republik, Vaterland u. s. w., deren man sich so oft mit Erfolg gegen Thron und Altar bedient, vertraut. Sie machen sich eine romantische Politik zu eigen, verderben ihre guten Ansichten und entwöhnen sich von dem Gehorsam gegen die Regierung, ohne welche die Revolutionen so lange sich folgen werden, bis der jetzige glückliche Bestand der Dinge umgestürzt ist. Deßhalb schlagen wir als die für den Unterricht des Lateins in den Schulen geeignetsten Bücher, die Vulgata, das Brevier, die Epitome sacrae historiae und andere ähnliche Schriften vor.

„Das, was die neuern Schriftsteller Philosophie nennen, ist nichts als Afterweisheit, welche die jungen Leute dazu verführt an Allem zu zweifeln. Seit Locke seine neue Lehre vom menschlichen Verstand bekannt machte, hat eine Unzahl von Schwätzern sich in dieser verderbten Welt erhoben, und die Philosophie ist die Vorläuferin des Skepticismus geworden. Unglücklicher Weise sind viele Spanier mit diesem philosophischen Aussatz behaftet, und es ist Zeit der weitern Verbreitung zu steuern. Man soll also nur die alte Logik, die alte Metaphysik lehren, und die jungen Leute wohl hüten, damit sie keine Schriften der neuern Philosophen lesen.

„Es gab eine Zeit, wo die Aerzte ernst, religiös und moralisch waren; ihre Kenntnisse beschränkten sich auf die Medicin, und es gab nur wenige, welche sich mit Studien abgaben, die nicht unmittelbar in ihren Beruf einschlagen. Aber seit 1791 und mehr noch seit 1801 ist das Alles anders geworden; die Aerzte sind jetzt Literatoren, Philosophen, Liberale und Demagogen, nur wenige von ihnen kann man noch für treue Unterthanen halten. Es ist durchaus nöthig, dieser Seuche entgegenzuwirken, denn der Einfluß solcher Leute ist unermeßlich und ihr Beispiel höchst verderblich u. s. w."

Dieser Auszug wird hinreichen, um einen Begriff von den Grundsätzen der Männer zu geben, die den Erziehungsplan von 1824 entwarfen; das Werk ist ihrer würdig!

Die Universitäten und öffentlichen Schulen standen von jeher unter der unmittelbaren Aufsicht des Raths von Castilien. Dieser Rath, der aus alten, größtentheils höchst unwissenden Rechtsgelehrten besteht, hatte die Erziehung immer nach demselben Schlendrian, wie seine übrigen Arbeiten behandelt. Die Geschichte dieses Raths wäre der ergötzlichste Pendant zur Geschichte des hochweisen Rathes der Schildburger. Gegenwärtig steht der öffentliche Unterricht unter der Leitung eines eigenen Komité's. Die Spanier können gleich allen Völkern des Kontinents nichts ohne eine Junta oder ein Comité directeur thun. Die Junta, welche den spanischen Universitäten präsidirt, wäre recht zweckmäßig, wenn sie nur in einem Lande bestände, wo die Regierung einen gefaßten Plan zu verfolgen wüßte.

Der Unterricht, den man auf den spanischen Hochschulen ertheilt, ist im Ganzen ziemlich schlecht. Die Professoren haben wenig Aufmerksamkeit gegen die Studirenden, und diesen sind ihre Lehrer ebenfalls sehr gleichgültig. Das Besuchen der Vorlesungen ist Form, jede Freiheit der Erörterung über die von der Regierung bestimmten Bücher ist untersagt. Drei Viertheile der Professoren von Salamanca wurden im Jahre 1824 ohne Prozeß verbannt und durch Männer ersetzt, die, wenn auch nicht aus Neigung, doch aus Furcht dem gegenwärtigen Stand der Dinge ergeben sind. Von Tag zu Tag jedoch tritt die Meinung der Studirenden feindseliger gegen die der Professoren heraus, die Zeit allein kann die Früchte dieser Spaltung zur Reife bringen.

Bemerkungen über die Cholera.

Von Dr. G. Levestamm, praktischem Arzte in Lenczyce.

Der unglückliche Erfolg in der Behandlung der ersten meiner Beobachtung unterstellten Cholerakranken brachte mich bald auf den Gedanken, daß von einem empirischen Verfahren bei dieser Krankheit eben so wenig zu erwarten sey als bei jeder andern. Die Vorschriften zur Behandlung der Cholera waren, wie sie das medizinische Kollegium und später das Gesundheits-Central-Comité in Warschau den Aerzten an die Hand gegeben hatten, genau von meinen hiesigen Kollegen und mir befolgt worden, und fast jeder Kranke, der sich uns darbot, wurde ein Opfer dieses Empirismus. Dieß brachte mich nun bald auf den Gedanken, von dieser Behandlungsweise abzuweichen und in meinem fernern Verfahren einen solchen Weg einzuschlagen, wie ich dieß bei andern Krankheiten gewohnt, d. h. wenn ich mich so ausdrücken darf, den Weg des Rationalismus. Indem ich nun diesen gefaßten Entschluß bei später mir vorgekommenen Kranken durchführte, glaube ich endlich zu einem Resultate gekommen zu seyn, das ich in nachfolgenden Zeilen allen Aerzten zur Beurtheilung und Prüfung vorlege.

Schon Boerhave sagt in seinem Institut. med. §. 810: „Cholera vero violenta sursum deorsumque expulsio ex ventriculo et intestinis, est convulsio vomitum creans, et simul fortis intestinorum deorsum spasmus;" und meiner Meinung nach besteht das Wesen der Cholera in einem eigenthümlichen Krankheitsstoffe (abgesehen davon, ob Kontagium oder Miasma), welcher einen Krampf aller unwillkürlichen Bewegungsorgane erregt, sich dann später auch auf die der Willkür unterworfenen Organe verbreitet, und in beiden einen motum perversum zur Folge hat.

Aus dieser Ansicht lassen sich wenigstens alle Symptome der Krankheit erklären. So scheint ein Krampf in den auffangenden Gefäßen des Darmkanals (vasis chyliferis) zu entstehen, welcher sich bald dem Magen und dem ganzen Darmkanale mittheilt, und daher zuerst Entleerungen von Oben und Unten zur Folge hat, indem durch den Reiz des Krankheitsstoffes, der den motum perversum erregt, wie dieses Richter (Therap. Bd. 7, S. 20) bemerkt: „im Darmkanale durch Umänderung der Darmsekretion schadhafte Stoffe entstehen, die sich in eben dem Maße wieder erzeugen,

als man sie ausleert;" ein Krampf in den Gefäßen der Leber, im ductu hepatico choledocho und cystico verhindert die Ausleerung der Galle, daher die weiße Farbe der Entleerungen, wie bei der Gelbsucht aus Mangel an Galle die weiße Farbe der Excremente; — durch den Krampf in dem ganzen Pfortadersysteme einerseits, und andererseits durch die verhinderte Einführung des Speisesaftes (chyli) in den Brustgang (ductum thoracicum), des Krampfes in den aufsaugenden Gefäßen des Darmkanales halber, wird das Blut in seiner Qualität verändert; daher ist es schwarz, dickflüssig, theerartig, und hat nun, zum Herzen angelangt, nicht mehr die Kraft, selbiges zur Reaktion zu reizen, woher dann das Schwinden des Pulses; — ein Krampf in den feinsten Arterienenden, daher die Kälte der Zunge und der Haut, wie im Stadium der Kälte der Fieber, so wie das Blauwerden der Haut, indem die Venen allein durch dieselbe durchscheinen; ein Krampf in den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen, daher die Trockenheit der Zunge und die Empfindung von Durst; — ein Krampf in den absondernden Gefäßen der Nieren, daher der gänzliche Mangel des Urins, wie auch die Leichenöffnungen zeigen, daß die Urinblase gänzlich leer befunden wird, welches nur von einer durch Krampf verhinderten Absonderung des Urins herrühren kann, weil keine Zeichen einer Urinverhaltung vorhanden sind. — Diese Krämpfe der unwillkürlichen Bewegungsorgane verbreiten sich nun später auch auf die der Willkür unterworfenen Organe, und so stellen sich uns die lästigen Krämpfe in den Extremitäten dar, vermittelst des Nerveneinflusses der im Unterleibe afficirten Theile auf das Rückenmark. Durch die vermittelst des Krampfes in den feinen Gefäßen angehäuften Flüssigkeiten wird ein Druck auf die benachbarten Theile ausgeübt, woraus sich die gewöhnlich erscheinenden örtlichen Schmerzen im Unterleibe leicht erklären lassen. Diese Ansicht wird noch durch folgende Umstände bestätigt, welche Zeichen der Besserung sind: die wiederkehrende Wärme, weil natürlich dann der Krampf in den Arterienenden anfängt nachzulassen; Eintreten eines allgemeinen Schweißes, der auch nicht denkbar ist, so lange ein Krampf im ganzen Hautsysteme besteht; Rückkehr des Pulses, ein Zeichen des nachgelassenen Krampfes im ganzen Pfortadersysteme, und in den aufsaugenden Gefäßen des Darmkanals, wodurch das Blut wieder in seiner Qualität dem natürlichen Zustande genähert wird; gefärbte Ausleerungen, welche andeuten, daß der Krampf im ganzen zur Bereitung und Aussonderung der Galle gehörigen Systeme nachgelassen hat. Daß Krampf die Grundursache der Cholera sey, bestätigt sich auch noch dadurch, daß alle empirisch angerathenen Verbeugungsmittel der Krankheit und die Verhaltungsregeln für Gesunde überhaupt im Stande sind, jede Art von Krämpfen zu verhindern, und daß die Hauptgelegenheitsursachen der Cholera, als Erkältung, Verdauungsfehler u. s. w. eben sowohl andere Krämpfe hervorbringen können. Auch das epidemische Erscheinen der Cholera giebt einen Grund mehr für die Meinung, daß Krampf die Grundursache dieser Krankheit sey, da wir doch auch andere Krampfkrankheiten unter gewissen atmosphärischen Einflüssen epidemisch herrschen sehen; man denke nur an die Kriebelkrankheit (Raphania), an den Tarantismus, an die Convulsio Soloniensis.

Was nun die Behandlung betrifft, so folgt aus Obigem, daß nur solche Mittel eine Heilung zu bewirken im Stande sind, welche gegen die Ursache der Krankheit, d. h. gegen den Krampf, etwas vermögen; daher die unter dem Namen der Antispasmodica begriffenen Mittel. Aus diesem Grunde kann ein Aderlaß nur da indizirt seyn, wo wirklich ein plethorischer Zustand zugegen ist, wie wir auch in andern Krampfkrankheiten, bei einer solchen Anzeige eine Ader zu öffnen uns nicht scheuen; aber allgemeine Blutentleerungen unbedingt anrathen, kann unmöglich von Nutzen seyn; muß im Gegentheile oft schaden, und zeugt vom gröbsten Empirismus. Aus eben dem Grunde kann das Calomel wohl nur äußerst selten von Nutzen seyn, und muß in den meisten Fällen durch den neu hervorgebrachten Reiz, welchen es in dem an sich schon gereizten Darmkanale hervorruft, offenbar schädlich einwirken; daher es sicherlich auch in allen geheilten Fällen nichts geleistet, sondern ihm die durch das Opium, mit dem es nach den gewöhnlichen Vorschriften gegeben wird, hervorgebrachte Wirkung irrthümlich zugeschrieben wird.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris ist das Programm in Betreff der Feierlichkeiten während der drei Juliustage erschienen. Der erste Tag wird der Trauer um die Gefallenen gewidmet seyn. Der König wird sich, umgeben von seinen Ministern und den Munizipalbehörden von Paris, und begleitet von den fremden Gesandten, den zwei Kammern, den Schulen, den Verwundeten, den Trägern des Ehrenkreuzes und der Denkmünze, den Deputationen von zehn Nationalgardisten aus jedem Arrondissement von ganz Frankreich, von zehn Militärs aus jedem Regiment zu Land und zur See, auf den Kirchhof der Madeleine begeben. Das Hôtel de Ville wird schwarz behangen seyn, deßgleichen das Denkmal auf dem Leichenhügel der Madeleine; alle Fahnen des Zuges und auf den öffentlichen Gebäuden werden Trauerflöre tragen. Jede Deputation wird ihre eigene Fahne tragen. Die von den Arrondissements nach Paris abgeordneten Bürger werden während ihres Aufenthaltes daselbst verpflegt; die Deputationen des Militärs in den Kasernen einquartiert. Der Zug begiebt sich über die Straße Saint-Antoine und die Boulevards vom Hôtel de Ville nach dem Kirchhofe der Madeleine. Das unter der Restauration auf dem Platze Ludwigs XVI begonnene Denkmal wird bis dahin verschwunden seyn. Die Madeleine wird ein neues Giebelfeld erhalten, das jetzt vor der Hand auf Leinwand gemalt ist, aber in diesem Jahre noch ausgeführt werden soll. Man wird darauf die Inschrift lesen: „Frankreich seinen Befreiern." Im Innern der Kirche werden eherne Tafeln aufgestellt, auf denen die Namen der Todten und der Juliusritter zu lesen sind. Der Abbé Paravey, der nämliche, der am 30 Julius die Todten des Louvre aussegnete, wird eine Gedächtnißrede halten; deßgleichen einer der Minister. Revüen, Illuminationen u. s. w. werden die Tage des 28 und 29 Julius feiern. Unter die armen Familien von Paris werden am 27 und 29 auf Kosten des Staates Lebensmittel vertheilt werden. Ein Gesetz, das der nächsten Kammer vorgelegt werden soll, wird die drei letzten Tage der Restauration zu einem Nationalfeste erklären.

•

Eine Trostlosigkeit sonder Gleichen bemächtigte sich vor unlängst aller alten Junggesellen und Jungfern in dem Quartier Saint-Georges in London, da sie in weniger als einer Woche alle ihre Katzen auf unbegreifliche Weise verschwunden sahen. Noch nie wurde die Polizei so ungestüm angegangen, den verruchten Dieben oder gar Mördern der theuern Lieblinge nachzuspüren. Das Geschrei der Rache um den Tod so vieler Adonis hallte auf den Polizeibureaux aus dem Munde alter Stubengelehrten, eheloser Pfandverleiher, untröstlicher Witwen und keuscher und zahnloser Jungfrauen wider. Endlich gelang es, dem Ungeheuer von Katzenfeind auf die Spur zu kommen. Es war ein Mädchen von sechzehn Jahren, das die gefangenen Murrner auf einen Speicher trug und daselbst erdrosselte, um ihre Felle zu verkaufen. Der Polizeibeamte überraschte die Mörderin, wie sie gerade beschäftigt war, einem schönen schwarzen Kater — und zwar noch lebendig — die Haut über die Ohren zu ziehen. Als vor Gericht diese Grausamkeit zur Sprache kam, brachen unter den Zuschauern, von denen die meisten den Verlust einer oder mehrerer so erbärmlich hingerichteter Katzen zu beklagen hatten, Rufe des Schreckens und des Abscheues aus, und manches Auge füllte sich mit Thränen. Es beruhigte die Leidtragenden kaum die Erklärung des Mädchens, daß es seine Opfer gewöhnlich erdrosselte, bevor es ihnen das Fell abstreifte. Die Schuldige wurde zu 20 Pf. Sterl. Strafe verurtheilt, und wenn sie diese Geldbuße nicht erlegen könne, zu sechsmonatlichem Gefängnisse. Der Richter bedrohte sie überdieß im Wiederholungsfalle ihrer Dieberei und Mordgier mit öffentlicher Auspeitschung. „Ich weiß," fügte der würdige Richter hinzu, „daß die Strafe des Peitschens zwar nicht mehr üblich ist, aber sie besteht noch in unsern Gesetzen, und Du hast eine solche Grausamkeit an den Tag gelegt, daß ich keinen Anstand nehmen würde, diese Strafe gegen Dich auszusprechen, und sollte ich selbst in Ermanglung eines Schergen sie an Dir vollziehen müssen, um Dich die Martern fühlen zu lassen, die Du unschuldigen Thieren so hartherzig angethan hast."

•

Seit einigen Tagen sind in Frankreich Fünffrankenstücke mit dem Gepräge Heinrichs V in Umlauf gebracht worden; es sollen deren zwanzigtausend und dieselben in England geschlagen worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 200. 19 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten. *)

1. Enthusiasmusvorrath in Frankreich. Zugvögel und reisende Männer. Insekten und reisende Weiber. Die Hekuba der neuern Zeit.

Ein politischer Rechenmeister, und wäre er doppelt so geschickt als Malchus und Dupin zusammengenommen, muß billig in Verlegenheit kommen, soll er angeben und nachweisen, wo das französische Volk bei seinem erstaunlichen Verbrauche von Enthusiasmus nur all den Vorrath davon hernimmt. Wie viel läßt Paris allein an einem einzigen Tage verlodern für die dem Untergange geweihten Polen, für die decimirten Italiener, für die Thronversteigerung in Belgien, für die Züchtigung des portugiesischen Minotaurus. Und nun steht vollends die Jahresfeier der großen Woche vor der Thüre und verlangt ihren nicht geringen Antheil, und doch geht man so verschwenderisch mit diesem heiligen Feuer um und verbrennt davon ohne Rücksicht auf die Lehre weiser Staatsökonomen für die Vendomesäule, für Ludwig Philipp I und Napoleon II, für Lafayette und Odry, für Mayeur und die Wahlen, für die deutsche Oper und Paganini, für Republik und Juliusbänder, ungerechnet was einzeln noch nebenbei verpufft wird für das juste milieu und Heinrich V, für die Reise des Königs und des zwölfjährigen Prinzen von Joinville, was täglich, ja stündlich in Zeitungen verraucht und verdampft, und doch hat man außer allem diesem Aufwande noch hinlänglich übrig, um über tausend Nebensachen außer sich zu gerathen — wie z. B. über die Contemporaine in Aegypten. Kaum ist eine Auflage ihrer Memoiren erschienen, so ist sie vergriffen, und das heißhungrige Lesevolk wartet nur auf die zweite und dritte, um sie gleichfalls zu verschlingen. Aber auch der Name Aegypten — für welches französische Ohr hätte der Name dieses mystischen Wunderlandes, das durch eine der launenhaften Fügungen des Geschickes so innig mit dem Lande der Aufklärung und des Verstandes verflochten wurde, nicht einen magischen Klang? Aegypten — das gelobte Land der Menschheit vor Christus, zu welchem Europa wallfahrete wie die Königin aus Arabien zu dem weisen Salomo — ist durch den heiligen Ludwig und den angebeteten Napoleon mit großen Erinnerungen in die Geschichte Frankreichs verflochten. Frankreich hat in der neuesten Zeit den Zaubergürtel, der Aegypten von der übrigen Welt verschloß, mit seinem besten Blute gelöst. Seine Feldherren eroberten es, seine Denon's beschrieben es, seine Champollions drangen in seine hieroglyphischen Räthsel ein. Doch noch immer liegt die schmale Landsäule wie ein von Sanddünen überschwemmter Obelisk vor uns, mit wunderlichen, wenn auch nicht mehr völlig unverständlichen Hieroglyphen bedeckt. Wer immer das Nil-Land, diese räthselhafte Sphinx, gesehen hat, die zwischen Wüsten und Meeren ausgestreckt liegt, wer immer ein Wort vernommen hat in diesem Lande, dem wahrhaft redenden Stein, muß uns willkommen seyn, muß vor Allem Frankreich willkommen seyn, das auf die Pyramiden seinen Ruhm geschrieben und unter dem ägyptischen Sandozean seine tapfersten Söhne begraben hat. Und wenn nun vollends eine Frau von der Pilgerfahrt zurückkehrt aus dem Lande der Pharaonen und Kleopatra's, wer möchte nicht neugierig ihr entgegen laufen und um Alles sie befragen, was sie vernommen von den Seltsamkeiten und Wundern, vor denen die Welt seit Jahrtausenden schon kopfschüttelnd verweilt?

Es wäre in der That zu bedauern, daß Weiber so wenig reisen und ihre Reisen beschreiben, wenn man nicht befürchten müßte, daß sie auf der Wanderschaft immer einbüßen. Wenn Männer gleich Flüssen, je weiter sie laufen, an Fülle, Tiefe und Ruhe gewinnen, so verlieren Weiber wie der Thee durch Transport an Duft und Frische und kommen meist wieder nach Hause nur — als Männer. Indeß würde ich dennoch Welttheile von Männern erst entdecken und von Weibern beschreiben lassen. Wenn die Engländer reisen, um zu sparen und sich zu ärgern; die Franzosen, um die Welt mit Frankreich zu vergleichen; die Deutschen um zu botanisiren, auszustopfen und Bücher zu schreiben; so betreten Weiber fremde Länder wie Kaufläden, um sich Alles Stück für Stück vorzeigen zu lassen, Alles mit freundlichem Lächeln zu besehen und wieder an Ort und Stelle zu lassen. Letzteres ist nicht das kleinste Verdienst von Reisenden, die oft gleich Swift's närrischen Philosophen statt Begriffe von dem zu geben, was sie gesehen haben, lieber die Dinge selbst im Sacke mit sich führen. Bei Weibern ist das Reisen eine Pilgerfahrt, sie betreten das fremde Land wie einen geweihten Boden mit Ehrfurcht, die Männer durchziehen es wie Eroberer und Feinde voll Mißtrauen; sie verachten die Völker erst, bevor sie sie beschreiben.

Ueberdieß reisen Männer mehr wie Zugvögel aus Instinkt,

*) La Contemporaine en Égypte, pour faire suite aux souvenirs d'une femme sur les principaux personnages de la Republique, du Consulat, de l'Empire et de la Restauration. Tome I. et II. Paris 1831.

und sehen die Länder und Völker aus der Vogelperspektive, Weiber thun es wie Insekten; sie gebrauchen außer ihren mikroskopischen Augen auch das Gefühl, sie rücken nur Schritt vor Schritt fort und betasten Alles. Aber nicht allein darum möchte ich Reisen und Reisebeschreibungen von Weibern den Vorzug geben, weil diese mehr reden als hören und geborne Erzählerinnen sind, sondern auch darum weil dabei Alles so säuberlich und ordentlich zugeht wie in ihren Glasschränken und Weißzeugkästen. Männer reisen mehr mit dem Gehöre, wenn ich so sagen darf, wenigstens brauchen sie ihre Augen nicht nur um zu sehen, sondern auch über das Gesehene Alles zu lesen, was je darüber geschrieben wurde, was im Grund genommen doch nur ein stummes Hören ist. Wie aber das Gehör ein bei Weitem nicht so zuverlässiger Sinn ist, als das Gesicht, so haben sich reisende Männer so viele Lügen selbst aufgebunden oder aufbinden lassen, wie es Weibern mit ihren feinen Nadelöhrblicken niemals begegnet seyn dürfte.

Unter diesem Gesichtspunkte bilden auch die Memoiren der Frau von St. Elme über Aegypten eine höchst interessante Erscheinung. Man wird daraus wenig lernen, aber Vieles von einer neuen Seite sehen; man wird darin gelehrte Untersuchungen weder finden noch erwarten, aber auch nie sich langweilen; man wird eine Filet oder Mosaikarbeit aus unzähligen Anekdoten und kleinen Zügen zusammengesetzt vor sich sehen; aber Alles hat Leben und Bewegung und Farbe. Auch sie ging nicht hin, um das wie eine Grauen erregende Mumie in tausendjähriger Versteigerung daliegende Aegypten zu besuchen und zu beschreiben, „sie ging hin — wie sie — sagt um selbst zur Ruine geworden unter den Ruinen der alten Welt die Erinnerungen der noch lebenden Zeit aufzusuchen und jenen schönen Traum einer abenteuerlichen Jugend.“ Die Verfasserin der Souvenirs d'une femme sur les principaux personnages etc., die einst Moreau's Namen getragen, die einen Augenblick Napoleons Herz mit dem Ehrgeiz theilte, die den Lorbeer des „Tapfersten der Tapfern“ zu ihren Füßen sah — die Zeitgenossin einer Generation, deren Häupter schon längst vor ihr die Stufen des Grabes hinabgestiegen sind — erscheint sie auf diesen Trümmern voll schmerzlicher Gedanken wie eine Hekuba, die den Untergang eines Heldengeschlechtes überlebt hat. „Ich warf mich hin auf die Ruinen,“ sagt sie, „ich verschlang sie mit meinen Blicken und meiner Seele; ich studirte sie mit meinen Gefühlen, mit meinem Herzen. Ich fühlte mich glücklich, indem ich diese alten Denkmäler der Vorwelt befragen konnte als Zeugen unseres jungen Ruhmes.... In einer Nacht zog ich in Alexandrien ein, der Mond beschien das Grabmal der Kleopatra; ich sah Kairo mit seinen Märkten griechischer und nubischer Sklaverei; ich sah Smyrna und Malta, das alte Bollwerk der Christenheit; ich sah Algier noch unter unsrem Geschützesdonner rauchen, Algier das den Schlag eines Fächers mit seinem Leben bezahlen mußte. Meine Wanderfahrt war reich an seltsamen Ereignissen, an mancherlei Gefühlen; ich träumte, ich lebte auf dieser Reise mehr als zu irgend einer andern Zeit meines Lebens. Ich kehrte aus Mühseligkeiten und Gefahren zurück als ein ganz neues Weib, das Angesicht verbrannt die Seele gestählt, und nun sollte ich hundert Jahre noch zu leben haben, was Gott gnädig verhüten wolle, so würden mir gewiß nicht Erinnerungen und Stoffe zum Erzählen fehlen.“

Scenen aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

In den vorausgegangenen Skizzen haben wir die langweiligen und gefahrvollen Karawanenzügen nach dem Norden geschildert; werfen wir jetzt einen Blick auf die zahlreichen Handelsfahrten gegen Osten nach dem Hafen Ochotsk. Diese sind im Vergleich mit den erstern wahre Vergnügungsreisen. Die Lebensmittel und der Kriegsbedarf, mit denen von Seite der Krone Ochotsk, Gishiga und Kamtschatka versehen werden, die Bedürfnisse für die amerikanische Kompagnie, welche zum Theil auch nach Sitcha gehen, endlich Handelswaaren, wie Mehl, Oel und Branntwein, alles dieß wird zu einer und derselben Zeit abgesendet und erfordert über 20,000 Pferde. Die Lasten werden Anfangs auf Ochsen über den noch gefrornen Frühlingsschnee auf den Gebirgsrücken des Aldan gebracht, und dann sobald das Gras zum Vorschein kommt, auf Pferde geladen. Dann widerhallen die Berge von dem Rufe und den Liedern der Treiber, und die Karawane bewegt sich in unabsehbar langem Zuge fort. Hier steigt sie ein nacktes Granitgebirge hinauf, dort durchwatet sie ein reißendes Gebirgswasser, da schlängelt sie sich durch ein frisch begrüntes Thal. Bereits lebt die Natur wieder auf, der Wald hat sich mit durchsichtig zartem Laub bedeckt, und die Einöde sieht sich plötzlich auch mit bunten Menschengruppen bevölkert und das schlummernde Echo wird in den Felsen wach. Die Kaufleute zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten zur Jagd, und bald hört man das Gebiege von fernen Schüssen widerhallen. Der Weg wechselt beständig ab; bald reitet man auf nackten Felsen, bald auf moosüberkleidetem Sande, bald auf dem nie thauenden Eisfelde einer Schlucht, und theils reißende, theils sanfte Flüßchen, was von der Witterung und den Tageszeiten abhängt, gebieten der Reise einen kürzern oder längern Aufenthalt, bieten aber dafür mit ihrem krystallhellen, frischen Wasser ein köstliches Labsal. Reizende Aussichten eröffnen sich mit jedem Schritte, und jeder Felsen hat seine Legende, jede Schlucht ihre Sage. *) In dieser Gegend trifft man eine unglaubliche Menge Bären und an heitern Tagen sieht man von den Höhen aus ganze Heerden dieser Thiere, die ihre Lieblingswurzeln aus der Erde graben. Sie sind sehr scheu, und fallen selten den Menschen an, nicht einmal zu ihrer Vertheidigung; nur den Packpferden stellen sie eifrig nach, und kaum vergeht eine Nacht, wo sie nicht das Lager einer Karawane heimsuchen sollten; dabei sind sie ausgelernte Diebe, und verstehen es meisterhaft die flachen Branntweinfäßchen wegzustehlen. Hat sich der zottige Räuber einen tüchtigen Rausch geholt, so verläßt ihn sein mürrischer Sinn, er fängt an sich zu drehen, zu rollen und

*) Eine der merkwürdigsten dieser Sagen ist die von einem Schiffe, das auf dem Berge Allach-Juna, am Ufer eines ziemlich großen See's liegen soll. Die Erzählungen von diesem Schiffe haben viele Reisende, die sich auf die Worte der unwissenden Jakuten oder der Kaufleute verließen, zu den seltsamsten Konjekturen veranlaßt. Auch die Tungusen erzählen von einem Schiffe, das sich in der Gegend von Udsk auf einem hohen Berge befinden soll. Wahrscheinlich lassen sich diese Sagen auf die verstümmelte Ueberlieferung von der Arche zurückführen. Die Tungusen sind zwar nicht kaukasischen Ursprungs, allein vielleicht kamen sie mit Stämmen des Kaukasus in Berührung und hörten etwas von jener Tradition.

zu springen, und endet sein tolles Spiel gewöhnlich damit, daß er das hölzerne Fäßchen in die Luft schleudert und mit einem Schlag seiner Tatze zerschmettert. Noch komischere Auftritte giebt es oft, wenn der Bär ein mit Mehl gefülltes Felleisen gestohlen hat. Da er es nicht trocken verzehren kann, so schleppt er es gewöhnlich an eine Quelle, reißt das Leder auf, und schüttet den Inhalt ins Wasser. Allein die Strömung vereitelt seine Kochkunst und ungeduldig wirft er den Ueberrest des Mehles in die Luft, so daß er dadurch gepudert erscheint wie ein Emigrant.

Ehmals rafften die Seuchen Tausende von Pferden auf der Straße von Ochotsk hinweg, und viele Karawanen faulten bis zum Winter unter freiem Himmel; jetzt ist von diesem Unglücke seit zehn Jahren nichts mehr zu hören, da die frühe Absendung der Waaren auf Schlittenkufen bis zum Aldan die Pferde kräftig und gesund erhält, und Seuchen bekanntlich am gefährlichsten auf erschöpfte Thiere wirken. Vormals lauerten auch Stürme und Ungewitter im Gebirge auf die Reisenden, jetzt aber erklären alle einstimmig, daß während des ganzen Sommers dort das schönste Wetter herrscht. Der Grund hievon ist vorzüglich darin zu suchen, daß die nahe liegenden Wälder, die vormals die Ausdünstungen der Sümpfe aufhielten, und die Wolken an sich ziehen, jetzt durch häufige Feuersbrünste lichter und hiedurch die Atmosphäre reiner geworden ist.

Von der Fahrt mit Hunden ist schon gesprochen worden; man gebraucht sie zum Transport der Waaren wie zwischen Saschiwersk, Mittel- und Nieder Kolümsk, so in den Umgegenden von Gisbiga, in Kamtschatka und zu Zeiten zwischen dem Aldan und Ochotsk, auch in dem Narümschen und Beresow'schen Kreise, gleichwie in allen Nomadenstädten der Wogulitschen, Samojeden, Koriaken, Tschuktschen und Kamtschadalen. Zwölf Hunde ziehen gewöhnlich 40 Pud; indeß gebraucht man diese Thiere jetzt größtentheils nur noch auf Reisen. Zwischen Tobolsk und Beresow, auch zwischen Jakutsk und Ochotsk versehen auf mehreren Stationen die Hunde die Stelle der Postpferde. Mit guten Hunden legt man in 24 Stunden 200 Werste zurück, und wenn man sie statt der Fische mit Fleisch füttert, so kann man mit einem Gespann 70 Werste fahren. Die Reisen mit Hunden sind mit vielen Gefahren und Unbequemlichkeiten verbunden; es ist sehr schwer das Gleichgewicht zu halten, und nicht selten ist es, daß die Hunde den Schlitten umwerfen, den Fuhrmann herausstürzen und allein davon laufen, so daß dieser so gut es gehen will seinen Weg durch die Einöde zu Fuß fortsetzen muß. Jeder seitwärts aufsteigende Vogel, jedes in der Ferne erwitterte Thier zieht die Hunde hinter sich her. In Ochotsk vergeht selten ein Winter, wo nicht ein Mensch verloren geht, der in neblichter Nacht aus einer Gesellschaft nach Hause zurückkehrt. Haben sich die Hunde verirrt, so führen sie ihren Herrn oft an offene Stellen auf dem Eise, oder werfen ihn vom Ufer in den Fluß. Wenn lockerer Schnee fällt, so muß man für sie einen Weg feststampfen. Bei Glatteis und bei großer Kälte zieht man ihnen Stiefel und Bauchstücke an.

Der bekannte Physiolog Arago, der die ganze Natur unter ein akademisches Maß gebracht hat, entdeckt uns, daß der Schnee kein Leiter der Wärme sey — eine Wahrheit, an der noch kein ssibirischer Bauer gezweifelt hat. „Daher," ruft der gelehrte Mann aus, „sendet die schützende Natur in die besonders kalten Gegenden mehr Schnee, denn sonst würde die Kälte alle Gewächse vertilgen." Wie aber, wenn man ihm entgegenhielte, was mit der größten Bestimmtheit geschehen kann, daß der Schnee in Bessarabien oft höher ist als in Nordrußland, und in Nordrußland immer höher als in Ssibirien, und daß überhaupt die große Masse des Schnees von der veränderten Witterung, aber auf keinen Fall von der starken Kälte abhängt? Daher sind die Gegenden in der Nähe des Meeres und an großen Seen oder von hohen Gebirgen sehr durchschnittene Strecken, weit schneereicher als die Steppengegenden. Daher liegt in der Provinz Jakutsk, diesem Focus der Kälte, der Schnee selten höher als eine halbe Arschine, und das Vieh sucht unter demselben den ganzen Winter über sein Futter. Woher sollte denn aber auch in außerordentlich kalten Gegenden der hohe Schnee kommen, da derselbe nur im Herbste fällt, und aus den Dünsten der zufrierenden Wasser entsteht? Späterhin kann sich kein Schnee mehr bilden, denn die Gleichmäßigkeit der Atmosphäre schließt alle Winde aus, welche aus wärmern Gegenden Ausdünstungen herwehen könnten, und die dem Lande eigenthümlichen Dünste sind bereits durch die Kälte niedergeschlagen; ferner fällt das Thermometer nur bis 33° während des ganzen Winters, folglich erlaubt die verdünnte Luft dem Nebel nicht, bis zur Höhe der Schneeformation zu steigen. Uebrigens widerspricht auch die Natur jener Behauptung geradezu, denn sie erzeugt in der Provinz Jakutsk hohe Cedern, Tannen und Fichten, und verleiht dem Boden die Kraft Sommerroggen und Waizen, ja sogar Küchengewächse zu erzeugen, während auf den gefrorenen Morästen am Eismeere die Kälte geringer ist, aber große Gewächse dort nicht zu finden sind. *)

*) In Jakutsk ist die Temperatur durchgehends wenigstens 5[illegible]° Kälte jeden Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturm auf der grusinischen Heerstraße.

(Aus dem Reisetagebuche eines Russen in der Tifliser Zeitung.)

Am 11 Junius um 5 Uhr Nachmittags meldete mir der Quarantaine-Arzt, daß ich abreisen dürfe; freudig drückte ich ihm die Hand, und eilte die langweiligen, öden Mauern der Ananurschen Quarantaine zu verlassen.*)

In Begleitung eines bärtigen donischen Kosaken gelangte ich bald in den aragwa'schen Hohlweg und folgte langsam dem steinichten Flußbette, in dessen Mitte die rauschende Aragwa strömt, um ihre Wellen mit denen des Kur zu vereinigen. Der Tag war schön, aber ziemlich heiß. Die riesigen Gebirge, welche den Hohlweg schlossen, waren mir zwar längst bekannt, aber ihre majestätische Verschiedenheit bleibt stets neu und anziehend: ich freute mich über ihre einladende Wildniß, welche im Junius mit dem üppigen Gewande des jungen Frühlings geschmückt war, durch welches nur finstere Kalkbrüche und Felsen hervorragten, welche von dem Flugstaube der Wasserfälle besprengt und vom dichten Grün der Gebirgswälder beschattet waren.

Je weiter ich meinen Weg fortsetzte, desto unerträglicher wurde die Hitze im Hohlwege. Die Stille der Luft war ungewöhnlich. Traurig standen die Bäume, ihre Zweige senkten sich zur Erde, und nur kleine Vögel, welche zuweilen zwischen denselben hindurchrauschten, bewegten das regungslose Laub. Ich richtete meine Augen in die nebelige Ferne; sie war in

*) Eine Beschreibung des Dorfes und Quarantainehauses von Ananur findet sich in „Klaproth's Reise in den Kaukasus." Th. 1 S. 4[illegible]7

Dunkel gehüllt, und von Kaischaur her zogen über den Gebirgsspitzen schwarze Wolken mir entgegen. Bald wurde ihre Bewegung rascher, ein dumpfes Getöse in der Luft zog vor ihnen her, die Atmosphäre wogte, stürmische Windstöße neigten die Gipfel hundertjähriger Bäume zur Erde, und erschütterten knarrend ihre starken Wurzeln. Die Silberwellen der Aragwa wurden gelb, und thürmten sich zu hohen Wogen auf; dichte Finsterniß verbreitete sich im Hohlwege, und am hellen Tage trat die furchtbarste Nacht ein. — Bei diesen drohenden Wirkungen der Natur machte mein Begleiter, der Kosak, mir den Vorschlag, uns und die Pferde vor dem unvermeidlichen Sturme unter einem überhangenden Felsenstücke zu bergen. Kaum hatte ich diesen vernünftigen Vorschlag erfüllt, so flammten die steilen Gebiegsspitzen von himmlischen Feuern; der ganze Hohlweg wurde von blendendem Lichte erhellt, und zeigte meinen erstaunten Blicken ein furchtbares, aber majestätisches Gemälde: ein purpurrothes Licht ergoß sich durch das Dunkel der Gebirgwölber; die Felsenufer der Aragwa flammten wie Rubinen; das Knarren und Krachen des Sturmes verschmolz mit dem Geräusch der Wellen und dem Brüllen der Quellen. Aber plötzlich veränderte sich Alles. Die Natur erbebte und die Flammen des Himmels erloschen; ein furchtbarer Donnerschlag, wie ich ihn nie in meinem Leben gehört, erschütterte die Grundpfeiler der Berge, zertrümmerte ungeheure Felsen, und stürzte sie in den brausenden Schoß der Aragwa. Ein furchtbarer Wind heulte und zerbrach mit Sturmeswehen unter furchtbarem Krachen hundertjährige Bäume, und jagte eine riesige und unheilbringende schwarze Wolke vor sich her, welche sich entlud und in großen Hagelkörnern zur Erde stürzte, die im Fallen gleich scharfen Schwertern die Zweige von den Bäumen schlugen, und sammt ihnen mit oft wiederholtem starken Geräusch zu Boden fielen. Der ununterbrochene Glanz der sich schlängelnden Blitze beleuchtete ein vom Hagel verfolgtes Roß; gleich einem abgeschossenen Pfeile flog es an mir vorüber, stürzte in die brausenden Wellen der Aragwa und verschwand.

Dieser Anblick erschütterte mich, und ich gedachte eines meiner Freunde, welcher eine halbe Stunde vor mir die ananur'sche Quarantaine verlassen hatte, um in die Arme seiner Verwandten nach Rußland zu eilen. Ich erinnerte mich, daß er in einer mit drei Pferden bespannten Britschke abgereist war, und dachte mir die augenscheinliche Gefahr, in welcher er, bei einem so heftigen Sturm auf einem schmalen Uferwege, wo er beständig bergauf und bergab fahren mußte, schwebte. Mit Ungeduld erwartete ich unter meinem schützenden Felsen das Ende des Sturmes. Er legte sich, aber die Spuren seiner Verwüstung waren noch nicht vorüber: Hagelkörner von der Größe eines Hühnereies, und die durch sie abgeschnittenen Zweige bedeckten den Weg; der Hagelschlag dauerte ungefähr 10 Minuten, aber diese Zeit war hinreichend, um die Fluren gänzlich zu verwüsten, um so mehr da sie mager sind, und nur selten die schwere Mühe der Bergbewohner belohnen. *)

Mit dem Aufhören des Ungewitters verschwanden die Blitze, und Regenwolken überzogen den Himmel. Alles dieß bewog mich zu dem noch über sechs Werste entfernten passanaur'schen Posten zu eilen; aber die durch den Sturm niedergeschmetterten Bäume und die durch die Wuth der Bergquellen von den Felsenhöhen herabgeschleuderten ungeheuren Steine erschwerten meinen Weg, und drohten bei der tiefen Finsterniß, welche mich umgab, mit tausend Gefahren. Betäubt durch das ungewöhnliche Rauschen der Aragwa konnten ich und mein Führer kaum einander hören. Oft mußten wir zu Fuße gehen, unsere Pferde mit der größten Vorsicht über Felsen und Erdhaufen führen, oder die raschen Strömungen der Bergquellen durchwaten, oft sanken unsere Füße in den abgerissenen Lehmhaufen ein, daß wir nur mit Mühe uns wieder losmachen konnten.

Der vergangene Sturm, die furchtbare Nacht und die beschwerliche Reise sind überstanden und vergessen. Aber nie werde ich das passanaur'sche Wirthshaus vergessen; so nenne ich nämlich die Häuser, welche die Sorgfalt der Regierung auf allen Posten an der grusinischen Militärstraße erbaut hat. Dort wurde ich aus meinen ängstlichen Besorgnissen gerissen. Mein Freund hatte noch vor dem Hagelsturme das einzige ebene und weite Thal erreicht, das sich auf dem Wege nach Passanaur zwischen dem Gebirge und der Aragwa befindet. Die Pferde, scheu geworden durch das Ungewitter und den Hagel, liefen kreuz und quer durch die Wiesen, bis es endlich den vereinten Bemühungen meines Freundes und seines Kutschers gelang die Wuth der Thiere zu bändigen, aber von den Hagelkörnern getroffen, hatten sie große Beulen auf dem Kopfe davongetragen.

*) Alle Gebirgvölker sind sehr arm an tauglichem Ackerlande; auf den waldlosen, lehmigen Abschüssen der Berge säen sie meistentheils nur Gerste, zuweilen mit etwas Weizen untermischt, welcher durch Klima und Boden längst ausgeartet ist, und in seinem jetzigen Zustande mehr unserm nordischen Roggen gleicht, an Geschmack und Nahrhaftigkeit aber weit unter demselben steht.

Die gegenwärtig zu Paris herrschende Epidemie.

Die Lancette française, Zeitung der Spitäler, giebt folgende Nachweisungen über die Symptome und Wirkungen der Epidemie, welche jetzt in Paris herrscht:

„Unter dem Einfluß eines sehr rauhen Temperaturwechsels während der letzten Hälfte Mai's hat sich in Paris eine epidemische Luftröhrenkrankheit (bronchite) entwickelt. Eine Menge Personen sind davon ergriffen, der vierte Theil aller Kranken in den Hospitälern zeigt Symptome derselben, und jedes Alter und Geschlecht ist ihr unterworfen. Sie ist jedoch nicht ansteckend, ihre Anzeigen haben nichts Beunruhigendes oder Bedenkliches, und sie ist keineswegs die Vorläuferin jener furchtbaren Landplage, die jetzt die Bevölkerung des nördlichen Europa's decimirt. Diese Krankheit, welche sich durch ein allgemeines Uebelbefinden, Schauer und Schmerzen ankündigt, wird vorherrschend durch Anfälle von Husten charakterisirt, die mehr oder minder heftig, besonders des Nachts wiederkehren und von einem dicken, schleimigen Auswurf, wie man ihn gegen Ende eines heftigen Katarrh's zu haben pflegt, begleitet sind.

Dieser Husten ist das vorherrschende Symptom, er ist bald trocken, bald feucht, bald mehr, bald minder heftig, kehrt in mehr oder weniger angreifenden Anfällen wieder und ist bei einigen Patienten ganz dem Keuchhusten der Kinder ähnlich. Bei vielen Kranken ist der Auswurf unbedeutend, bei andern besteht die ausgeworfene Materie aus schleimigen Klumpen, die in einer der verdünnten Gummiauflösung ähnlichen Flüssigkeit schwimmen. Schweres Athmen ist selten damit verbunden, doch klagen viele Kranke über Schmerzen des Zwerchfelles. Indeß ist nie bemerkt worden, daß diese Epidemie sich den Lungengefäßen mittheilt, selbst nicht bei heftigen Anfällen; bei Manchen schien der obere Theil der Luftkanäle zu leiden, sie waren heiser und hatten Halsschmerzen. Viele haben heftige Fieberanfälle, bei Andern ist der Puls regelmäßig und die Wärme der Haut natürlich. Manche haben eine lebhafte rothe Zunge, bei Andern ist sie mit weißlichem Schleim belegt. Der Appetit vermindert sich durchgehends, bei Einigen bemerkt man einen gänzlichen Ekel vor Speise; Erbrechen nach dem Husten ist nicht selten Verstopfung; bei Andern heftiges Kopfweh über den Augenhöhlen; bei vielen Betäubung, Schwindel, Schlafsucht. Nach diesen verschiedenen Symptomen kann man diese Krankheit, die man dem Wechsel der Temperatur zuschreiben muß, nicht verkennen. Im Durchschnitt dauert ein solcher Anfall zehn Tage, und die Krankheit endet zuverlässig mit Rückkehr der Gesundheit. Nur den mit Lungeneiterung behafteten Personen glauben wir sie gefährlich, mehrere derselben in den Spitälern fühlen ihre traurige Einwirkung. Wenn die allgemeinen Symptome deutlich heraustreten, wenn das Fieber heftig, der Husten anstrengend ist; wenn man ein schwaches Röcheln hört, ist zum Anfang gleich eine tüchtige Aderlässe vorzunehmen. Die Blutegel, die man über dem Brustbein ansetzt, saugen heftig; übrigens ist die Anwendung dieser Mittel sehr den Umständen unterworfen. Die Wirkung des Blutlassens wird durch Diät, Ruhe und kühlende Getränke, z. B. Aufgüsse von Veilchen, Malven, Eibisch u. s. w. unterstützt. Wenn der Husten in heftigen Anfällen wiederkehrt, so wendet man in einigen Spitälern mit gutem Erfolg das Pulver der Belladonna an. In vielen Fällen ist die Krankheit so gutartig, daß sie den Patienten nicht einmal an seinen Berufsgeschäften hindert und nur einige Vorsichtsmaßregeln erfordert.

Um sich dagegen zu schützen, muß man sich zweckmäßig kleiden, vorzüglich die Brust bedecken, schnellen Wechsel von Kälte und Wärme meiden und sich so viel als möglich dem Einfluß der veränderlichen Witterung entziehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 201. 20 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

Man weiß verhältnißmäßig noch so wenig über Sindhi und Kotsch, zwei Länder des westlichen Hindustans, daß jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Mit Recht ist daher die Aufmerksamkeit der Geographen auf ein Werk des Dr. Burnes, Wundarztes des brittischen Konsulates zu Budsche, der Hauptstadt von Kotsch gerichtet. Burnes hatte das Glück Sindhi und Heiderabad, dessen Hauptstadt, zu besuchen, wohin er von den Emiren, die das Land beherrschen, berufen worden war. Sein Reisebericht ist ursprünglich, mit Erlaubniß der Regierung (denn er bildet offizielle Mittheilungen) zu Bombay im Druck erschienen, und wurde neuerdings wieder zu Edinburg aufgelegt. *)

Obgleich etwas flüchtig angestellt, sind Burnes Beobachtungen über Sindhi doch von höchstem Werthe. Da er, wie noch kein Europäer vor ihm, des freundschaftlichen Vertrauens der Emire genoß, und hiebei Gelegenheit hatte, während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt genau mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden; so verdienen seine Mittheilungen über den Zustand dieses Landes, über die Beherrscher desselben und die Wirkungen einer Regierung, welche in der That einzig in ihrer Art genannt werden kann, nur um so größere Glaubwürdigkeit.

Das Land, welches man unter dem Namen Sindhi begreift, bildete vormals einen Theil der Provinz oder Subah von Multan; es wurde als ein besonderes Fürstenthum durch Vicekönige verwaltet, die der Hof von Delhi zu ernennen pflegte. Nadir Schah fiel in dasselbe ein, und erhielt es von dem Kaiser von Mogol abgetreten. Im Jahre 1735 ernannte jener Eroberer zum Vicekönig von Sindhi das Haupt der Familie der Calnras oder Calorls, die aus Belutschistan stammten, und in einem sehr hohen Ansehen standen, da sie ihrem Vorgeben nach Abkömmlinge von Abbas, dem Oheim Mahommeds, waren. Diese Familie behauptete die ihr verliehene Würde auch unter Achmed Schah, dem Kaiser von Cabul oder Afghanistan. Dieser Monarch hatte nämlich nach dem Tode Nadir's Schah Sindhi gezwungen, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen, und bis auf diesen Tag noch ist dieses Land, wiewohl jetzt nur dem Namen nach, Cabul unterworfen.

Im Jahre 1779 wurde das Geschlecht der Calnras, das sich durch Nichts als eine Reihe gräulicher Verbrechen ausgezeichnet, von den Talpuris, einem Stamm aus Belutschistan, dessen Häupter Vieles von den blutgierigen Beherrschern erlitten hatten, aus Sindhi vertrieben und Feth Ali Chan, das Oberhaupt der Talpuris, hierauf durch die Stimme der Nation zum Thron berufen, dann auch als Landesfürst von Timur, dem Kaiser von Cabul, gegen einen jährlichen Tribut in dieser Würde bestätigt.

Das wunderliche System einer Polyarchie oder einer von Vielen gemeinsam ausgeübten Souveränität bildete sich erst nach Feth Ali's Tod aus, wo seine Brüder die Landeseinkünfte in vier Theile theilten, wovon zwei dem ältesten derselben Gulam Ali zufielen, während jeder der übrigen Brüder nur einen Theil erhielt; zu gleicher Zeit wurde auch die gegenwärtige sonderbare Regierungsform eingeführt. Gemäß diesem Theilungsvertrage übten die drei Emire die Herrschaft gemeinsam aus, und ihre Söhne wurden zu ihren Nachfolgern ernannt, jedoch mit einem untergeordneten Range. Auf diese Weise erzählt Hamilton die Herrschergeschichte dieses Landes in den „East India Gazeteer" (Th. 2. S. 560). Allein es scheint, daß Burne's Bericht hierüber der Wahrheit näher kommt, wenn er sagt, daß die Theilung der fürstlichen Gewalt schon zu Feth Ali's Lebzeiten vor sich ging. „Als dieser zur Herrschergewalt erhoben wurde, faßte dieser Fürst den großmüthigen Entschluß, seinen drei Brüdern Gulam Ali, Kerim Ali, und Murad Ali, einen Theil seiner Würde abzutreten, und alle vier kamen überein, unter dem Namen von Emiren oder Fürsten von Sindhi gemeinschaftlich zu regieren. So lange die vier Brüder lebten, erwarb ihre gegenseitige ungestörte Eintracht ihnen den Namen der Tschar Yar (der vier Freunde). Auch nach dem Tode Feth Ali's im Jahre 1801 und dem Gulam Ali's im Jahre 1811 dauerte diese Regierung, ein wahres Phänomen in der Geschichte, unter geringen Abänderungen bis auf die gegenwärtige Zeit fort."

So lange Feth Ali lebte, kamen die vier Emire nicht nur miteinander zu gleicher Zeit in den Audienzsaal, verließen denselben in einem und demselben Augenblicke, aßen mit einander, und genossen dieselben Vergnügungen, sondern sie schliefen auch in einer und derselben Kammer, die nur durch den Eingang Licht erhielt.

Die Verbindungen der Engländer mit Sindhi waren durch die

*) A narrative of a visit to the court of Sinde, a sketch of the history of Cutch, from its first connection with the british government in India till the conclusion of the treaty of 1819 and some remarks on the medical topography of Bhoogj. Bombay 1829 — Edinburgh 1830.

Eifersucht und Verachtung der Emiren gegen dieselbe sehr beschränkt, und obgleich die britische Macht in Indien die Fürsten von Sindhi mit lebhaften Besorgnissen erfüllte, so betrachteten sie die Engländer doch bloß als mit Handelsspekulationen beschäftigte Kaufleute. Indeß im Monat Oktober 1827 erhielt der britische Resident zu Kotsch unverhofft ein Schreiben, worin sie baten, man möchte ihnen nach Heiderabad den Wundarzt des britischen Consulates schicken, da Mir Murad Ali, einer der Fürsten, von einer Krankheit befallen worden war. Demzufolge reiste Burnes mit einem Offizier aus Sindhi, der angeblich zu seiner Begleitung gesendet worden, in der That aber ihm als Aufseher beigegeben war, nach Heiderabad ab. Nachdem er zu Lockpot Bender angekommen war, ging Burnes über den Sind und betrat das sindische Gebiet zu Kotri. Das Bette dieses östlichen Armes des Sind war durch das gewaltige Erdbeben vom Jahre 1819 so zerstört worden, daß es nicht mehr beschifft werden konnte, wie es vormals zur Zeit der Fluth geschah.

Kotri ist nichts weiter als ein Landungsplatz und hat weder einen Hafen, noch Wohnungen, noch Einwohner. Burnes setzte seine Reise gegen Nordwest fort, und durchschnitt auf derselben ein ebenes Land, das die Fortsetzung des nördlichen Renn und eine vollkommene Wüste ist: nirgends erblickt das Auge einen Hügel oder einen menschlichen Wohnort. Lah, Vera und Himint sind bloße Stationen, auf denen man sich mit ein wenig Brackwasser versehen kann. Die sindischen Soldaten, die hier aufgestellt sind, um die Zölle von den Handelswaaren einzunehmen, leben größtentheils von Kamelmilch. In diesen Bezirken ist jene in ganz Asien so berühmte Zucht von Kamelen und in diesem Lande bedient man sich nur ihrer als Lastthiere. Burnes beschreibt das ganze Land bis Neri, das auf halbem Wege von den Ufern des Sind her liegt, als sehr wenig für militärische Operationen geeignet; in der Regenzeit wird es wahrscheinlich völlig unzugänglich seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

2. Ankunft in Aegypten. — Einzug in Alexandrien. — Menschliche Gespenster. — Elend des Volkes. — Leichenhöfe in den Straßen. — Irrige Ansichten der Europäer von Alexandrien.

Der Gedanke, meinen Fuß an derselben Stelle auf den Boden des Wunderlandes zu setzen, wo die Armee von Aegypten gelandet war, erfüllte mich mit einem großen Gefühle; aber meine Begeisterung wurde ziemlich herabgestimmt bei dem Anblicke der Gegend und der Menschen. Ich sprang ans Land, ohne die Beihülfe von irgend Jemand abzuwarten, mit der sehnsüchtigen Eilfertigkeit, die mich jedesmal an einem unbekannten Orte ergreift; aber kaum war ich dreißig Schritte fortgeeilt, als meine Schritte bei dem Anblick eines Menschen zurückbebten, der mehr einem wilden Thiere als einem menschlichen Wesen glich. Er kauerte im Sande und hatte keine andere Bedeckung als seine schwarzgesengte und schwielenvolle Haut, ein wirrer Bart und ein welliger Schopf wüster Haare umhüllten sein von Alter und Leiden abscheulich entstelltes Gesicht. Dieses menschliche Gespenst nagte an den Schalen von Wassermelonen, die der Fluß ausgeworfen hatte. Es durchschnitt mein Herz und Thränen stiegen mir ins Auge. „Dieß also,“ rief ich aus, „sind die Bewohner des Landes der alten Wunder!“ Ich legte neben den Unglücklichen einige französische Münzen hin, ohne zu bedenken, daß sie für ihn keinen Werth hatten.

Bei jedem Schritte vorwärts boten sich unserm Auge Gegenstände dar, die den zurückschreckendsten Anblick gewährten, und es fehlte wenig, so wäre ich nach dem Schiffe zurückgeflohen, ohne auch nur Alexandrien gesehen zu haben. Ich habe den abscheulichen Pfuhl und Schmutz Lithauens gesehen, ich habe viel Elend gesehen und viele Menschen, die vielleicht so unglücklich waren, als das Volk von Aegypten; aber in keinem Lande der Welt ist das Elend so allgemein, ohne daß es gerade viele Bettler gibt. Nirgends aber fällt auch das Elend unter einer so scheußlichen Gestalt in's Auge. Man denke sich eine völlig nackte oder in Lumpen gehüllte Volksmasse. Man kann in Europa nichts finden, was hiemit verglichen werden könnte; schon die öffentliche Aufsicht würde nicht Kinder beiderlei Geschlechts von sechs bis fünfzehn Jahren, und auch erwachsene Menschen in solcher Zerlumptheit oder völlig nackt auf der Straße sich herumtreiben lassen. Dieser widerliche Anblick erregt in Aegypten nicht den mindesten Anstoß, und selbst Europäer werden nach einigem Aufenthalte dagegen gleichgültig. Was mich betrifft, so blieb das peinliche Gefühl, das ich bei dem Anblicke dieses Volkes empfand, nicht nur stets so lebhaft als am ersten Tage, sondern schien vielmehr zu- als abzunehmen, so zwar, daß ich dadurch wie durch das Uebelbefinden, welches mir die brennende Hitze verursachte, bewogen wurde, meine Rückkehr zu beschleunigen.*)

Kaum hatten wir das erste Thor von Alexandrien betreten, als wir von einem Haufen eseltreibender Knaben angefallen wurden, von denen jeder uns bei den Händen und Kleidern faßte und uns zu seinem Thiere hinschleppen wollte, wobei das kleine Volk mit dem größten Ungestüm und mit einem Geschrei recht wie Araber zu Werke ging. Ein einziger Blick auf Sattel und Zaum bestimmte mich das Aufsitzen zu verweigern. Allein der junge Pariser mit dem Schwimmgürtel **) belehrte uns, daß es noch weit, und daß

---

*) So widerwärtig auch der Anblick einer nackten und schmutzigen Bevölkerung seyn mag, so scheint doch die gute Contemporaine nicht zu beachten, daß eben die Hitze, von der sie so viel auszustehen hatte, eine vollständige Kleidung nicht sehr wünschenswerth machen kann. Was übrigens das allgemeine Elend in Aegypten betrifft, so scheint sie allerdings richtiger als viele Reisende vor ihr gesehen zu haben. Zum Belege hievon diene eine Stelle aus einem Briefe, der in den Nouvelles Annales des Voyages (Maiheft 1831) bekannt gemacht wird. „Es ist schwer,“ heißt es dort, „sich einen Begriff von dem Elende zu machen, von dem das ägyptische Volk bedrückt ist, das sich zum Theil nur von Wurzeln und Körnern der Baumwollenstaude ernährt, und in Hütten oder Erdlöchern wohnt, die man in den ungesundesten Gegenden anlegt, um sich dem Despotismus des Pascha zu entziehen. Deßhalb unterliegen auch diese Unglücklichen schaarenweise den häufigen Seuchen.“ A. d. R.

**) Mit diesem jungen Pariser meint die Contemporaine einen Kaufmannsdiener, der auf der Ueberfahrt ihr Reisegefährte, und durch seine lächerlichen Abgeschmacktheiten ihr höchlich widerwärtig geworden war. Der reisende Laffe war vollkommen wasserdicht, er trug wasserdichte Röcke, wasserdichte Hüte, wasserdichte Stiefeln und hatte sich auf den Nothfall mit einem Schwimmrettungsgürtel versehen, wobei nichts fehlte, als daß er ihn nicht anzulegen verstand.

Niemand anders zu thun gewohnt sey. Ich setzte mich, so gut es ging, auf einen der Esel, hütete mich aber wohl irgend etwas vom Zaume zu berühren. Der Pariser, schon von einer frühern Reise her an all den alexandrinischen Schmutz gewöhnt, nahm die Schwierigkeiten, die ich beim Aufsteigen gemacht hatte, als Zeichen meiner Furcht, ergriff sehr galant als Führer den Zügel des Thieres, und würde so vor mir her in Alexandrien eingezogen seyn, wenn ich ihm nicht bemerklich gemacht hätte, daß dieser Aufzug doch gar zu sehr der Flucht in Aegypten ähnlich sehen würde. Wir zogen durch das zweite Thor ein, wo wir zur Rechten das Fort Bonaparte ließen, das in zweiundvierzig Stunden erbaut worden war, und von dem mir oft der General Bertrand gesagt hatte, als er mir erzählte, wie er zum erstenmale den jungen Feldherrn der ägyptischen Expedition gesehen und gesprochen habe. Ach, selbst diese Erinnerungen, die bei dem Anblicke des Ortes wieder aufstiegen, konnten nicht den trübseligen Eindruck verscheuchen, den die Gegenstände umher auf mich machten. Welch bitterer Spott scheint in den bildlichen Darstellungen zu liegen, die man gewöhnlich von Alexandrien macht, und auf denen man überall Feenpaläste erblickt, während in der Wirklichkeit nichts zu sehen ist, als niedere Häuser mit Löchern statt der Fenster, mit übertünchten und schlecht beworfenen Mauern, in engen ungepflasterten Gäßchen, durch die man nur über die eingefallenen Mauern von Leichenhöfen gelangen kann, wiewohl jedoch der Vicekönig schon lange verboten hat, die Todten innerhalb der Stadt zu beerdigen. Ich für meinen Theil schritt nicht ohne Rührung über diese verfallenden Grabmäler hin, die ich ungeachtet ihrer seltsamen Form doch sogleich als solche erkannte.

Je mehr ich mich an das traurige Land zurückerinnere, das ich damals zum ersten Male sah, desto mehr scheint es mir unmöglich, daß ein Europäer sich davon eine Vorstellung machen kann. Welcher Kontrast, zumal wenn man erst kurz vorher eine der schönsten Städte Frankreichs wie das volkreiche und schöne Marseille verlassen hat und nun in diesen engen Gassen hin wandert, zwischen halbverfallenen, oder Einsturz drohenden Gebäuden, zwischen Grabmaltrümmern, und vermummten und zerlumpten Gespenstern! Es läßt sich denken, welche Wirkung dieser Anblick auf eine Einbildungskraft machen muß, die von zaubervollen Bildern erfüllt war, und von Nichts als einem Land, bedeckt mit erhabenen Monumenten und einer Bevölkerung in reichen orientalischen Gewändern träumte. Welche Enttäuschung! Dieß erinnerte mich an jene zwei Liebende in einer Erzählung der Frau von Genlis, denen bei dem Eintritt in den Tempel der Wahrheit übel wurde.

Nach einem ziemlich langen Wege gelangten wir endlich auf einen weitläufigen Platz, der in Europa in kurzer Zeit zu einem prächtigen Anblick umgeschaffen seyn würde, der aber hier bei seiner ungeheuern Ausdehnung nichts ist als ein schmutziger Markt und ein unbequemer Spaziergang. Unser Pariser zeigte uns eine Straße und sagte: „Hier ist das fränkische Quartier.“ Obgleich minder erbärmlich als der Stadtbezirk, den wir bereits hinter uns hatten, so brachte es mich doch gleichfalls von einer zweiten Illusion zurück. „Und wo ist das Konsulat?“ fragte ich. — Unser Führer zeigte es uns.

Bevor wir uns jedoch dahin begaben, ließen wir uns in das einzige erträgliche Gasthaus führen, das damals in Alexandrien zu finden war; wir nahmen in demselben das beste Zimmer in Besitz und fühlten uns noch glücklich genug, daß wir uns wenigstens nicht über die Wirthin und Bedienung zu beklagen hatten. Nachdem wir so unser erstes afrikanisches Lager geschlagen hatten, machten wir uns sofort auf den Weg nach dem französischen Konsulate, das zunächst dem Gasthofe zu den drei Ankern liegt, wo wir abgestiegen waren. Als man mir gesagt hatte: „Hier ist das Konsulat,“ war abermals eine Schuppe von meinen Augen gefallen. Dieß war also der Palast von Frankreich, das man mir als ein Feenschloß aus Tausend und einer Nacht vorgemalt hatte, wo alle Bequemlichkeiten zu finden seyen, die man nur in der köstlichsten Wohnung von Paris treffen könne. Meinen Augen schien dieser Wunderpalast nichts als eine Niederlage, als eine Vereinigung von Magazinen, die viel besser den Namen Ankel oder Kan verdient, den ihr die Araber beilegen, als jene prächtige Aufschrift. An dem Eingang dieses Gebäudes, der übrigens mehr einer Gefängnißpforte ähnlich sah, erblickte ich die ersten Janitscharen. Mein Begleiter fand nichts an ihnen zu bemerken, als die lächerliche Gewohnheit, ihre Waffen im Gürtel nicht auf der Seite sondern auf dem Bauche zu tragen. Es sind wahre wandelnde Rüstkammern; übrigens kamen sie mir ziemlich häßlich und abgeschmackt vor, wiewohl noch hinlänglich sauber. Ueber eine Stiege hoch, deren Stufen keineswegs von Marmor waren so wenig als ihr Geländer von Porphyr, gelangten wir in eine schmutzige Galerie, wo aufgehangene Wäsche und Gruppen von Kindern uns andeuteten, daß man hier auch zur Miethe wohne. Am Ende derselben traten wir durch eine enge Thüre in Zimmer, deren Geräthe zur Hälfte ausgeräumt war, zuletzt in einen großen Saal, der mit ächten Tapeten einer Bier- oder Weinschenke ausgestattet war. Hier erfuhr ich durch den französischen Vicekonsul Hrn. Clairembault die trostlose Nachricht von der Abreise des Konsuls Drovetti, und schöpfte erst wieder etwas freier Athem, als man mir zur Beruhigung mittheilte, daß derselbe dem schwedischen Konsul Anastasy über Alles was meine Angelegenheiten betreffe, Aufträge hinterlassen habe.

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

Ueber die Gastfreundschaftlichkeit der Spanier läßt Inglis sich in Folgendem vernehmen:

„Sind die Spaniee ein gastfreundliches Volk? Diese Frage läßt sich kurzweg weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Es scheint schwer, Gastfreundschaft und Großmuth von einander zu trennen, und doch muß man diesen Unterschied machen, wenn man von dem Verhalten der Spanier gegen die Fremden spricht. Der Spanier hält sich für die Gastfreundschaft selbst, weil er jeder Zeit glücklich ist, einen Fremden in seinem Hause zu sehen. „In Eurem Lande,“ sagt er zu einem Engländer, „ladet Ihr Einen in Euer Haus ein, aber damit hat die Höflichkeit ein Ende; er kann ohne eine ernenerte Einladung nicht wieder kommen. Bei uns dagegen steht dem Fremden, der ein Mal eingeführt ist, unser Haus stets offen, und es braucht keiner weitern Einladung.“ Allerdings wahr, wenn damit der Gastfreundschaft genug gethan wäre. Dieses Wort hat von Abrahams Zeiten her, der die Engel bewirthete, darin bestanden, daß man dem Gaste Etwas zu essen vorsetzt. Doch ein Fremder kann Jahre lang in einer spanischen Stadt leben und mit zehn reichen Spaniern auf vertrautem Fuß

stehen, und dennoch nie sein Brod mit ihnen in eine und dieselbe Schüssel tauchen — wenigstens nicht auf eine Einladung hin. Ich spreche jezt von Madrid und von den Städten im Innern des Landes. In Cadiz, Malaga, Valencia und Barcellona werden gelegentlich Gesellschaften zum Mittagsmahle geladen. Wohin übrigens ein Fremder mit einem Spanier geht, auf das Kaffeehaus, ins Theater, zum Stiergefechte, selbst in Buden, wo man Modewaaren verkauft, überall besteht er darauf, für den Andern zu bezahlen; jede Einwendung dagegen beleidigt ihn, und nie wird er zugeben, daß man es bei Gelegenheit wieder wettmache. Immer hat er die Börse in der Hand, wie ein leichtsinniger Mensch, der seines Geldes nicht schnell genug los werden kann. Es ist schwer, Engländer und Spanier hinsichtlich ihrer Gefälligkeit gegen Fremde mit einander in Vergleich zu stellen. Der Spanier legt gerne Geld für ihn aus, giebt ihm aber Nichts zu essen; der Engländer würde ungern einen Thaler für ihn ausgeben, aber er ladet ihn ein um das andere Mal zu Tische, und sezt sich hiedurch um das Zehnfache mehr in Unkosten."

Es ist zu bedauern, daß Herr Inglis mit der Geschichte, der Politik und den Parteien von Spanien zu wenig bekannt ist, und über diese Gegenstände weder genug gelesen noch gedacht hat, wodurch er vor mancher irrigen Ansicht sich bewahrt haben würde. Indeß besizt er einen so scharfen und richtigen Blick, daß er ungeachtet eines nur so kurzen Aufenthaltes schäzbare Bemerkungen aufgezeichnet hat, von denen hier einige eine Stelle finden mögen:

„Es scheint unmöglich, daß die gegenwärtige Regierung bei den Elementen, aus welchen ihre Anhänger zusammengesezt sind, und bei dem völligen Mangel aller und jeder Stüze, auf die eine despotische Gewalt sich verlassen kann, in die Länge ihr Ansehen wird behaupten können, und die Wahrscheinlichkeit ihres demnächst bevorstehenden Sturzes wird um so mehr einleuchten, wenn man einige Thatsachen kennt, durch die ihr morsches Gebände in seiner ganzen Hinfälligkeit sich darstellt, so wie die völlige Hintansezung aller Ehre und Gerechtigkeit in Behandlung ihrer Unterthanen und ihre ununterbrochenen und handgreiflichen Akte der Tyrannei. Einzelne Beispiele davon lassen sich nicht leicht ausscheiben, weil die schlechten Handlungen der Regierung nicht in einzelnen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten bestehen, sondern in einem unauflöslichen Knäuel von Gewaltthätigkeit, Ungerechtigkeit und Schwäche. Ich will Einiges, wie es mir das Gedächtniß darbietet, davon erzählen:

„Während meines Aufenthaltes zu Madrid befand sich dort ein Grande, der Liebling des Hofes — sein Name ist mir leider entfallen — der tief in Schulden gerathen, von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde; aber obgleich unermeßlich reich, sich in seinem gewohnten Aufwande durchaus nicht beschränken wollte. In dieser Verlegenheit wendete er sich an den König, der selbst aus Erfahrung wußte, wie angenehm es ist, seine Schulden nicht bezahlen zu dürfen, und daher aus reiner Sympathie seinem Grande kraft der königlichen Gewalt, die über dem Geseze steht, einen Schuzbrief ertheilte, der ihm auf zehn Jahre den ungestörten Genuß seiner Einkünfte sicherte. Seinen Gläubigern wurde darin verboten, während dieser Zeit ihrem Schuldner mit irgend einer Forderung lästig zu fallen. Der Grande ließ nun seine Gläubiger zusammenrufen, die sich schon auf ihre endliche Bezahlung spizten — aber wie verlängerten sich ihre Gesichter, als sie den eisernen Brief zum Vorscheine kommen sahen, gegen welchen keine Appellation möglich war."

„Folgende Geschichte kann ich verbürgen. Der Herzog von Liria (Berewick) war in Schulden gerathen und hatte sich selbst unter Secresto (Sequestration) gestellt, wobei ihm ein jährliches Einkommen von zehntausend Pf. vorbehalten wurde. Der Herzog litt an einem Anfalle von Podagra, und mußte sich deßhalb einige Wochen ferne vom Hofe halten. Eines Abends saß der gepeinigte Mann in seinem Lehnstuhle, als ihm ein Brief mit dem königlichen Siegel überbracht wurde, worin er einen Befehl des Königs fand, seiner Großmutter in Paris jährlich 2500 Pf. von seinem Einkommen auszuzahlen. So wurde der Herzog ohne Prozeß, ohne Ursache, ohne vorläufig darüber bedeutet worden zu seyn, oder gegen einen solchen Eingriff in sein Eigenthum sich verwahren zu können, durch einen Federzug des Königs jährlich um 2500 Pf. gebracht. Das Ganze war durch eine Intrigue seiner Großmutter ins Werk gesezt worden.

„Zu Sevilla hatte ich Gelegenheit, mehrere Fälle der gröbsten Ungerechtigkeit von Seite der Regierung gegen ihre Unterthanen kennen zu lernen. Der Vorfall, den ich erzählen will, kann nicht besser verbürgt werden, da ich ihn aus dem Munde eines alten achtungswerthen Kaufmannes habe, der darunter leiden mußte. Mein Gewährsmann hatte laut abgeschlossenen Vertrags für Lieferung von Patrontaschen an die Regierung eine Forderung von 1,600 Pf., die man ihm schon einige Jahre schuldig war, ohne daß er aller Bemühung ungeachtet zu seiner Bezahlung hätte gelangen können. Eines Tages ging er gerade wieder von dem Minister hinweg und stieg betrübter Gedanken voll die Treppe herab, als ihn ein ehrwürdiger Herr am Arm faßte und um die Ursache seiner vielmaligen Besuche bei dem Minister befragte. Der Kaufmann erzählte ihm seine Angelegenheit, worauf der Geistliche ihn fragte: „Glauben Sie also, daß Sie zu Ihrer Bezahlung gelangen werden?" — „Ich verzweifle daran," erwiederte der Kaufmann. — „Sie würden sich also wohl," nahm der Geistliche das Wort, „ein kleines Opfer gefallen lassen, wenn man Ihnen zur Bezahlung behülflich wäre?" — „Von Herzen gern," war die Antwort. — „Nun Gut, kommen Sie morgen wieder, und ich will sehen, was zu machen ist." — Der Kaufmann erschien zur bestimmten Stunde, und fand den Geistlichen, der ihn erwartete, und bald darauf ihm eine Anweisung von 1,200 Pf. auf die Staatskasse in Sevilla überreichte. Die fehlenden 400 Pf. fielen natürlich in den Säckel des Ministers und seines Unterhändlers. Indeß mußte der Kaufmann noch andere 100 Pf. springen lassen, bevor endlich er zur Bezahlung gelangte." (Fortsezung folgt.)

Witzstacheln des Figaro.

Was ist ein Baron? Das Juste-Milieu zwischen einem Grafen und Marquis.

*

„Keine Baronen mehr!" So rufen die Wahlmänner. Durch diesen Bannfluch werden von den neuen Kammern ausgeschlossen werden: Der Baron Karl Dupin, der Baron von Schonen, der Baron von Delessert, der Baron Mercier, der Baron Pelet de la Lozère, der Baron Lepetellier d'Aulnay, der Baron Boissy-d'Anglas, der Baron Poyféré-de-Cère, der Baron Pavée de Vandeuvre, der Baron Bignon, der Baron Verneilh de Puirazeau, der Baron Reinch, der Baron Favart de Langlade, der Baron Clarac, der Baron Despatys, der Baron Oberkampf, der Baron Bacot de Roman, der Baron von Burosse, der Baron Rambot, der Baron Cambon, der Baron Ternaux, und der Baren Baron.

*

Die Diplomatie hat den belgischen Löwen vergiftet, indem sie ihm sechs und zwanzig Protokolle zu fressen gab.

*

Man hat die dreifarbige Kokarde eine Konstellation der Freiheit genannt; allerdings ist sie es, aber leider fand sie unter dem Zeichen des Krebses Statt. Die Freiheit geht den Krebsgang.

*

Die Theorie der Wärme des berühmten Fourier ist auf die Liste der aufrührerischen Theorien gesezt worden. Allen Buchhändlern wurde verboten, sie während des Monats Julius zu verkaufen.

*

Kaiser Franz hat dem Könige von Sardinien ein Husarenregiment zum Geschenke gemacht. Der König von Sardinien, um nicht hinter einer solchen Artigkeit zurückzubleiben, will, wie es heißt, Sr. Majestät siebenhundert Unterthanen dafür schenken, die er sich in Turin aussuchen kann. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

*

Wir sind im Julius; man sagt, das Juste-Milieu habe sehr heiß.

*

Karl X sendet seine diplomatischen Apostel in alle Welt: den Herzog von Rohan nach Rom, den Herzog von Blacas nach Neapel, den Grafen Bourmont nach Madrid, und nach Paris — den Grafen Sebastiani.

*

Bei der Vorlesung des Herrn Azaïs über Somnambulismus ist die ganze Zuhörerschaft eingeschlafen.

*

Herr Persil möchte gar gern, als ein neuer Josua, der Sonne Stillstand gebieten.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 202. 21 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

Der Agent des Vicekönigs von Aegypten in Marseille, General Livron, hatte mir Briefe an den Generalmajor des ägyptischen Heeres, Osman Bei, mitgegeben. Auf meine, durch den schwedischen Konsul gestellte Anfrage, wann ich dem Bey meine Aufwartung machen könne, ließ er mir sagen: „Auf den Fall, daß mich die Contemporaine nicht vor Sonnenaufgang in meiner Wohnung *) besuchen kann, wird sie mir erlauben, sie im Arsenal zu empfangen, wo ich von sechs Uhr des Morgens bis sieben Uhr Abends zu treffen bin." Ich begab mich am folgenden Tage dahin, wir wurden ohne Schwierigkeit eingelassen. Ich war als Mann gekleidet und fand den Bei von einer Gruppe Offiziere jedes Ranges umgeben, deren Berichte er anhörte, und denen er auf ihre Anfragen Antworten und Befehle ertheilte. So bald er mich erblickte, verließ er den Kreis und kam mir entgegen, nicht mit der Eilfertigkeit, die unsere großen Herren gewöhnlich annehmen, wenn sie liebenswürdig seyn wollen, aber mit einer Artigkeit, deren gemessene Ruhe durch Würde ersetzte, was ihr an Galanterie abging. Osman Bei führte mich auf einen grobgearbeiteten Divan, wo er seine Audienzen zu geben pflegt. Inzwischen hatte ich ihm die Empfehlungsschreiben des Generals Livron überreicht. Ich wiederhole hier wörtlich, was er darauf erwiderte: „Ich habe Ihre Memoiren gelesen, Madame, und wenn man schreibt wie Sie, so ist man allenthalben schon durch seinen Namen empfohlen; glauben Sie mir, Sie bedurften bei mir keiner andern Empfehlung und gebieten Sie über Alles, womit ich Ihnen in diesem Lande, das Sie wahrscheinlich durchreisen wollen, nützlich seyn kann." Diese Worte sprach er nicht mit Emphase, in einem ungezierten, aber artigen und wohlwollenden Tone.

Meine Unterredung mit dem Bey dauerte ziemlich lange und Alle, die zugegen waren, betrachteten mich mit sichtbarem Erstaunen ganz gegen die gewöhnliche Schüchternheit, mit der die Türken sich bei öffentlichen Zusammenkünften gegen das weibliche Geschlecht zu benehmen pflegen. Diejenigen Türken, welche keine Reisen gemacht haben, bezeigen nämlich eine gewisse Scheu gegen unsre entblößten Gesichter; allein Osman Bey, der eine geraume Zeit in Frankreich und Italien zugebracht hatte, war von dieser Schüchternheit geheilt, wiewohl er noch immer die seiner Nation eigenthümliche Zurückhaltung beibehielt, die wir mit Unrecht linkische Unbehülflichkeit nennen, da sie bei den Muselmännern aus der Achtung für das schöne Geschlecht entspringt. Das Aeußere des Bey's hat nichts Außerordentliches; er ist von gewöhnlicher Größe; nicht dasselbe läßt sich von seinen Kenntnissen sagen; er versteht gründlich mehrere Sprachen, und hat eine große Vorliebe für die Wissenschaften und Künste, für deren Aufblühen er bei Mohammed Aly und Ibrahim Pascha allen seinen Einfluß verwendet. Wie thätig er sich hierin beweist und wie sehr er das Verdienst zu schätzen weiß, läßt sich daraus abnehmen, daß er hauptsächlich dazu mitwirkte, den Dr. Clot, einen Franzosen, einen Mann von seltenen Talenten an die oberste Leitung des prächtigen Hospitals Abu Zabel (sechs Meilen von Cairo in der Wüste) zu stellen.

Alle, die uns umgaben schienen sehr überrascht, uns so lange und mit einer bei den Türken so ungewöhnlichen Lebhaftigkeit plaudern zu sehen. Im Laufe des Gespräches kam die Rede auch auf die Griechen, wobei der Bey mit großer Mäßigung sich äußerte: „Sie mögen Recht haben, daß sie sich befreien wollen, aber wir müssen uns ihren Versuchen ein Joch, das ihnen so lange Zeit durch das Recht der Eroberung auferlegt war, abzuschütteln, aus allen Kräften widersetzen. Ich fand, daß dieser Schluß für einen Türken ziemlich vernünftig war, und daß im gleichen Falle ein Christ ungefähr dasselbe gesagt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieselbe liegt eine Meile von Alexandrien, ist von Holz erbaut und mit verschiedenen Farben bemalt, so daß sie eine hübsch ins Auge fallende Verbindung asiatischen und europäischen Geschmackes darstellt.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

„Die Dörfer diesseits des Sind," sagt Burnes, „bieten bei Weitem keinen so erfreulichen Anblick dar, als die von Kotsch; man sieht hier weder jene Häuser von Stein, noch jene mit Ziegeln gedeckten Dächer, die den Gebäuden von letztgenanntem Lande ein so wohnliches und niedliches Ansehen geben. Größtentheils sind es nur neben einander gelegene niedere Hütten von Erde und Stroh; selbst die Moscheen, die man sehr häufig trifft, sind aus diesem

elenden Material gebaut, und unterscheiden sich nur durch ihre bedeutendere Höhe und schwache Versuche von Zierrathen. Viele Einwohner leben bloß unter Laubhütten mitten in den Feldern, die sie bebauen. Fast alle Dörfer haben keinen andern Namen als den ihres jeweiligen Besitzers, und sehr oft rückt die Einwohnerschaft ihren Aufenthalt von einem Ort zum andern fort, je nachdem sie dazu durch das Bedürfniß oder eigenes Belieben sich bestimmt fühlen und Mangel an Lebensmitteln oder Futter einzutreten anfängt."

Zu Neri, einer schon beträchtlicheren und wohlhabenden Stadt, wurde Burnes von den Chans (Offiziere höhern Ranges) bewillkommnet, die ihm von den Emiren entgegengesendet waren. Von diesem Augenblicke an wurde der Reisende mit einem Zuvorkommen einer Artigkeit und einem Wohlwollen behandelt, das gar sehr mit dem zurückstoßenden und hochmüthigen Betragen des Hofes von Sindhi in früherer Zeit abstach. „Fünfzig Kamele," erzählt Burnes, „erwarteten mich auf ausdrücklichen Befehl der Emire. Diese Fürsten hatten die gemessensten Befehle ertheilt, keinen von meinem Gefolge zu Fuß gehen zu lassen. Die Chans untersuchten sogar mit großer Ernsthaftigkeit, ob sich nicht ein Mittel ausfindig machen lasse, um selbst die Träger meines Palankins auf Kamele zu setzen. Man fand endlich die Unmöglichkeit einer solchen übertriebenen Güte; doch mußte ich es geschehen lassen, daß die Sipai meiner Bedeckung und alle andern ihren Weg auf Kamelen fortsetzten. Für meinen Unterhalt wurde ein glänzender Aufwand gemacht, und nichts schien gespart worden zu seyn, was zu meinem Vergnügen oder zur Bequemlichkeit meines Gefolges dienen konnte. Zuckerwaaren, eingemachte Früchte und Opium wurde jeden Tag in verschwenderischer Fülle ausgetheilt."

Zu Benna sah Burnes zum ersten Mal den Hauptstrom des Sind oder Indus, dieses klassischen Stromes, der von hier aus gegen Südost einen Arm, Piniari genannt, entsendet. Ein wenig unterhalb Benna bietet er dem Auge einen prachtvollen Anblick dar. Er ist hier fast eine Meile breit, und rollt sein Gewässer mit einer Schnelligkeit von drei Meilen in einer Stunde majestätisch dahin.

Je mehr Burnes sich Heiderabad näherte, desto größer schien die Neugier zu werden, mit der die Sindier unsren Reisenden verfolgten, so daß man wohl sah, daß noch kein Europäer diese Straße betreten hatte. Ungefähr dreißig Meilen von der Hauptstadt schloß sich seinem Gefolge, das aus fast tausend Personen bestand und meistens auf Kameelen ritt, ein vornehmer Sindier, aus der Verwandtschaft der Emire an. Dieser verkündigte dem Arzt, daß man am Hofe die außerordentlichsten Vorbereitungen zu seinem Empfang treffe. „Denn," setzte er hinzu, „andere Europäer kamen bisher nur nach Sindi um ihrer eignen Geschäfte willen; Du aber bist hier, von den Emiren eingeladen, und so wirst Du als Gast auch ganz anders als jene aufgenommen werden." Diese Bemerkung wurde auch später von einem der Emire selbst wiederholt.

An einem der Hauptstadt zunächst gelegenen Orte, wo die Lastthiere gewechselt wurden, empfing Ueli Mohammed Chan Lagari, der erste Minister, von einem glänzenden Gefolge umgeben, den fremden Arzt mit großer Herzlichkeit, die jedoch mit einer natürlichen Würde des Benehmens gemischt blieb. Der Reisende zog in Heiderabad unter einem tobenden Gedränge von Menschen beiderlei Geschlechtes ein; die Masse der neugierigen Zuschauer war so groß, daß man kaum zu dem befestigten Schlosse gelangen konnte, das die Emire bewohnen. Hier wurde er sogleich den Fürsten vorgestellt.

„Der Anblick war prachtvoll. Ich konnte hier die ganze regierende Familie vor meinen Augen versammelt sehn. Nie ward mir noch ein so herrliches Schauspiel zu Theil, und nie wurde ich mehr an die Phantasiegebilde erinnert, die man sich in der Jugend von orientalischer Pracht zu schaffen pflegt. Der ganze Herrscherstamm bildete eine Gruppe geschmackvollgekleideter Figuren, die an dem Ende eines ungeheuren mit persischen Teppichen behangenen Saales in einem Halbkreise umhersaßen. In der Mitte erblickte man die beiden Emire auf ihrem Throne, der aus einem etwas erhabener stehenden Polster von weißem französischen Atlas, prächtig mit goldenen und seidenen Blumen gestickt, bestand, und dessen Ecken von vier massivgoldenen und kunstreich getriebenen Ornamenten, die mit Ananas Aehnlichkeit hatten, getragen wurden. Dahinter erhob sich ein großes Rückpolster von Sammt mit reichem Stickwerk bedeckt. Alles dieß bot einen prachtvollen Anblick dar. Zu jeder Seite der Fürsten saßen die Mitglieder ihrer Familie, Mir Sobdar und Mir Mohammed, ihre Neffen; Mir Nur Mohammed und Mir Nessir Chan, Söhne des Murad Ali; noch weiter hinterwärts sah man ihre entfernteren Verwandten, unter denen sich Mir Mohammed, ihr Oheim und neben ihm Ahmed Chan und Dschean Chan, seine Söhne, befanden. Hinter diesen standen die zum Dienst der Fürsten gehörigen Leute wie ihre Schwert- und Schildträger, Alle vortreffich gekleidet.

„Während der nach Landessitte üblichen weitläufigen Empfangsceremonien gewährte es mir eine ungemein angenehme Beschäftigung mein Augenmerk auf die geschmackvollen Gewänder zu richten, und die Reinlichkeit in Allem zu bemerken, was mir zu Gesichte kam. Es waren hier weder Flitterprunk noch schreiende Farben zum Staate ausgekramt, noch war jene Mischung von Pracht und Schmutz zu sehen, die in den Palästen der meisten Fürsten von Hindustan so widerwärtig auffällt; im Gegentheil konnte ich überall nur eine geschmackvolle und niedliche Einfachheit wahrnehmen. Die Emire und ihr Gefolge waren fast alle auf gleiche Weise gekleidet; sie trugen Angricars oder Gewänder von weißem Musselin, Gürtel oder Kommerbands von Seide und Gold, Beinkleider meist von dunkelblauer Seide, nach türkischer Art am Fußknöchel gebunden; ihre Köpfe waren mit einer sindischen Mütze von Goldbrokat oder gesticktem Sammt bedeckt. Zwei Kaschmir Shawle von großer Schönheit, meist weißer Farbe, nachlässig über den Arm geworfen, und im Gürtel ein persischer Dolch reich mit Diamanten oder andern Edelsteinen besetzt, vollendeten den Anzug, und den Schmuck eines jeden der Fürsten.

„Wenn ich die ganze Familienversammlung betrachtete, so konnte ich nicht umhin ihre schöne Haltung und den trefflichen Anstand derselben zu bewundern, dem Aeußern nach wenigstens schien diese Familie vollkommen der Erhebung würdig, zu der sie sich aufgeschwungen hatte. In den jungen Fürsten sprach sich eine Würde und Erziehung aus, wie man sie selten weder bei den Europäern noch Eingebornen Indiens trifft. Die Emire selbst zeichneten sich durch ihr Aeußeres am wenigsten aus, wahrscheinlich weil sie in ihren frü-

hern Verhältnissen, bevor sie zum Throne gelangten, unter minder großem Reichthum lebten und ein roheres Leben führten. Zwar waren sie ohne Zweifel die ältesten des Kreises, doch schien keiner von ihnen über fünfzig Jahre alt, wozu die sorgfältige Färbung ihres Haupt- und Barthaares beitrug. Eine einzige Ausnahme abgerechnet findet sich zwischen ihnen und den jungen Emirn keine sonderliche Familienähnlichkeit; letztere haben von ihren Müttern eine weiße Haut, pechschwarze Haare, schöne Augenbrauen und lange Wimper geerbt. Mir Nessir Chan überraschte mich auf den ersten Blick durch seine wirklich außerordentliche Schönheit."

Glücklicherweise war Murad Ali's Krankheit von keiner Bedeutung und Burnes hatte das Glück ihn in kurzer Zeit wieder herzustellen, was, wie sich leicht denken läßt, den Arzt in der Gunst des Fürsten noch höher stellte. Indeß hatte er vorher noch eine Probe zu bestehen, die ihn leicht in größere Gefahr hätte bringen können als in der sein Patient sich befand. Es besteht nämlich zu Sindhi die Hofsitte, die wahrscheinlich von dem Mißtrauen der Emire erfunden wurde, daß die Aerzte ihre verschriebenen Tränke mit dem Kranken theilen müssen, und Murad Ali weigerte sich hartnäckig auch nur einen Tropfen einzunehmen, bevor dieser lästigen Etikette Genüge geschehn. Burnes sah sich auf diese Weise genöthigt, zwei Mal dieselbe widerwärtige Arznei zu verschlucken, die er angeordnet hatte; doch wurde er zum Glücke dieser lästigen Hofsitte entbunden, und ein Offizier des Fürsten erhielt an seiner Stelle die Erlaubniß, seinen Magen zum Probstein für die Güte und Unverfänglichkeit der Mixturen Burnes herzuleihen. Es geschah dem armen Manne nicht viel mehr, als daß er unendlich schwitzen, brechen und purgiren mußte. Endlich wuchs jedoch das Vertrauen der Fürsten zu Burnes dergestalt, daß sie auch ihren Offizier von seinem beschwerlichen Kammerherrendienst losʒählten.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Czartorysky.

Der erlauchte Fürst Adam Czartorysky ist der älteste Sohn des verstorbenen Fürsten aus demselben Hause, und stammt aus der Familie der Jagellonen, der alten Beherrscher Litthauens. Sein Vater hatte den Ruf nicht nur eines der angesehensten Edelleute Polens, sondern auch eines der gebildetsten Gelehrten in Europa. Er stand in so großer Achtung, daß zur Zeit der letzten Königswahl Polens Poniatowsky (später König) vom Reichstage abgesandt wurde, um die Kaiserin Katharina für die Wahl Czartorysky's günstig zu stimmen; allein die schöne Gestalt des Deputirten fand vor dem Kennerauge dieser neuen Messalina so viel Gnade, daß er bald unterließ, das Gesuch des Reichstags zu betreiben, und als der erklärte Geliebte seiner kaiserlichen Herrin zurückkehrte. Czartorysky's Ansprüche auf den Thron, seine Popularität und der aus dieser entspringende Einfluß machten ihn bald dem Hofe zu St. Petersburg verhaßt; bei der letzten Theilung wurden seine Güter verheert, sein schönes Schloß Pulawy zerstört, und ein Verbannungsurtheil gegen ihn ausgesprochen, wenn er nicht darein willigen würde, seine beiden Söhne, Adam (den Gegenstand dieser biographischen Notiz) und Konstantin Czartorysky, als Geiseln nach Petersburg zu senden. Eine so traurige Wahl ließ dem Fürsten und der Fürstin (welche noch lebt) keinen andern Ausweg übrig, als in die Trennung von ihren Kindern zu willigen, und beide junge Edelleute wurden nun unter eine Aufsicht gestellt, die dem Autokraten geeignet schien, ihnen andere Grundsätze einzubringen. Die Talente beider Brüder entwickelten sich; sie gewannen bald die Bewunderung des Hofes, und da es von der größten Wichtigkeit war, sich ihrer zu versichern, so wurden sie von dem Kaiser Alexander, mit dem sie von Kindheit auf die vertrauteste Freundschaft geschlossen hatten, mit Beweisen der kaiserlichen Huld überhäuft. Der ältere Bruder hatte lange das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und war in den Geschäften dieses Dienstes der Begleiter seines kaiserlichen Herrn bei manchen der unglücklichen Ereignisse, die diesen trafen. Während der Invasion Napoleons war Fürst Konstantin in Polen; vertrauend auf die glänzenden Verheißungen des damaligen Herrn von Europa's Schicksal, und nur Freiheit für sein Vaterland athmend, schloß er sich den Adlern des Eroberers an, und errichtete auf eigene Kosten ein Regiment, um das schmähliche Joch von Polens Nacken abschütteln zu helfen. Bei Smolensk erhielt er eine schwere Wunde, von der er noch nicht gänzlich geheilt ist; er lebt in Wien.

Nach Napoleons Falle bewies sich der Einfluß des Fürsten Adam Czartorysky für Polen besonders nützlich. Er war der unermüdliche Vermittler zwischen dem Unwillen des Kaisers Alexander und seinem leidenden Vaterlande, und bei der Errichtung des Königreiches Polen ward er zum Kurator aller Universitäten sowohl dieser als auch der einverleibten Provinzen ernannt. Er widmete sich den Pflichten seines Amtes mit unermüdlichem Eifer, bis er durch den berüchtigten Grafen Nowosilzoff *) verdrängt wurde. Von dieser Zeit an lebte er in Zurückgezogenheit als Privatmann; Beförderung des Ackerbaues, der Wissenschaften in allen ihren Zweigen, und Handlungen der Menschenliebe machten seine Beschäftigung aus, bis die neueren Begebenheiten ihn aus seiner Zurückgezogenheit hervorriefen. Der erste Aufruf erfolgte von den russischen Bevollmächtigten, die ihre Selbstvertheidigung im Auge hatten; der zweite war der seines ihm ergebenen Landes, das für den Erfolg seiner Unternehmung einer Regierung bedurfte. Er ward nicht nur zu einem der fünf Mitglieder des vollziehenden Senats, sondern auch zum Präsidenten ernannt, ein Posten, dem er noch jetzt ehrenvoll vorsteht. In seinen neuen Wirkungskreis hat er alle jene anspruchslosen Tugenden und die Uneigennützigkeit übertragen, die seinen Aufenthalt in Pulawy schmückten, und es ist fast kein Zweifel, daß, wenn Polen (was man wohl als ausgemacht annehmen darf) seine Unabhängigkeit wieder erringt, keiner würdiger gefunden werden dürfte, von der Stimme des Landes auf den Thron berufen zu werden. Da er seine akademische Laufbahn auf der Universität zu Edinburg schloß, so hat er viele Vorliebe für Engländer und englischen Unterricht, wofür wohl am deutlichsten spricht, daß er jährlich 250 Pf. ausschließlich zum Ankaufe englischer Werke bestimmt hat. Seine Einkünfte sind sehr beträchtlich; da aber seine Freigebigkeit unbegränzt, und es auf seinen großen Gütern Regel ist, die Familien aller seiner Unterthanen großmüthig zu unterstützen, so sind seine Mittel verhältnißmäßig sehr beschränkt. Seine persönlichen Bedürfnisse sind unbedeutend, und daß er sich gern den Umständen fügt, beweist die einzige Bemerkung, welche er machte, als er die Konfiskation seiner großen Güter in Podolien auf Befehl des Kaisers Nikolaus erfuhr: „Statt zu reiten," sagte er, „werde ich gehen, und statt einer kostbaren Mahlzeit, wird mir Buchweizen **) genügen."

Dieß ist eine schwache Charakterzeichnung dieses trefflichen Mannes. Schon um des seltenen Beispiels willen, daß solch ein Mann die Zügel der Regierung eines treu ergebenen Volkes führe, sollte man innigst wünschen, daß Polen über seine Feinde triumphire und die Stufe wieder einnehme, von der es nur durch den schwärzesten Verrath herabgestürzt wurde.

Ein Zug aus dem Leben eines Dichters.

(Erzählt in den Memoiren bee Contemporaine.)

Es mag ungefähr vier Jahre her seyn, als ich in einem Kaffeehause der Vorstadt Saint-Germain einen Bekannten aufsuchte. Ein Mädchen kam herein und sprach unter häufigen Thränen mit der Wirthin. Diese ging hinaus und trat bald darauf wieder in das Zimmer von einer tiefen Rührung ergriffen, wie es schien. Eine arme Wittwe mit drei Kindern war von ihrem Miethsherrn aus dem Hause getrieben worden. Es waren nur wenige Gäste in dem Kaffeehause, aber alle waren gerührt von dem Schicksal der unglücklichen Wittwe und aufgebracht über ihren unbarmherzigen Gläubiger. Während die Wirthin fortging, um einige Kleidungsstücke für die arme Familie zu suchen, die mit Zurückbehaltung aller Ef-

*) Ausland, S. 641 u. 645.

**) Die gewöhnliche Kost der Armee.

fekten aus dem Hause gestoßen worden war, hörte man aus dem Munde aller Gäste die edelsten und menschenfreundlichsten Redensarten. „Der Hausbesitzer ist ein Unmensch! . . . Eine Wittwe und Familienmutter! . . . Welche Grausamkeit! . . . Man muß ihr zu Hülfe kommen!“ . . . Kurz man erhitzte sich mit großmüthigen Worten, bis das Mitleid abgekühlt war. So wahr ist es, daß unsere ersten Entschlüsse meist besser sind, als wir selbst. Als man hörte, daß die Unglückliche drei Monate Miethzins schuldig sey, sah man die lautesten Wortführer der Humanität die Köpfe schütteln. „Das riecht nach übler Aufführung! — Ist es auch wahr? — Man wird so oft angeführt!“ — Genug, die Großmuth war bald in Worten verraucht.

Indeß sah die Wirthin ihren Knaben, den sie zu der armen Wittwe geschickt hatte, mit den Kleidungsstücken und dem Gelde, das er der unglücklichen Familie bringen sollte, zurückkehren. Er war zu spät gekommen; man hatte ihm am Hause gesagt, vor einer Viertelstunde sey ein Herr da gewesen, der Alles bezahlt und die Familie in einem Fiaker fortgeführt habe.

Am andern Morgen kam die Wittwe selbst, und erzählte der Wirthin, daß der unbekannte Wohlthäter nicht allein die schuldige Miethe bezahlt, sondern sie auch mit ihren Kindern in ein anderes anständiges Logis gebracht und für sie zum Voraus auf drei Monate den Wohnzins bezahlt habe. Doch damit sey der Fremde noch nicht zufrieden gewesen, er habe ihr einen Meister genannt, zu dem sie ihren ältesten Sohn in die Lehre schicken solle und für diesen gleichfalls auf drei Monate das Lehrgeld hinterlegt, endlich der Mutter selbst, die außer sich war vor Erstaunen und Dankbarkeit, hundert Franken eingehändigt mit dem Versprechen, er werde ihr Arbeit zu verschaffen suchen. Endlich habe er nur verlangt, man möge nicht nachforschen, wer er sey, und wenn man ihm begegne, nicht verrathen, daß man ihn kenne.

Sechs Monate waren ungefähr seit diesem traurigen und glücklichen Tag verflossen. Die Wittwe hatte wirklich Arbeit genug erhalten und lebte mit ihren Kindern glücklich und zufrieden. Eines Tags war das kleine Mädchen, die der Wirthin zuerst die Nachricht von dem Unglück seiner Mutter gebracht hatte, wieder in dem Kaffeehause. Die Wirthin erzählte eben zum tausendsten Male die Geschichte von dem wohlthätigen Unbekannten und setzte wiederholt hinzu: „Meinen kleinen Finger wollte ich darum geben, wenn ich wüßte, wer der brave Mann gewesen ist!“ — O ich kenne ihn gar gut, sagte das Mädchen, er hatte eine so sanfte, sanfte Stimme, als er mit unserer Mutter sprach und sah immer so durch seine Brille! — „Durch seine Brille?“ rief die Wirthin, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, indem sie ihren Blick auf einen Mann richtete, der mit einer Brille ihr gegenüber saß und nun wie in sehr dringender Eile den Kellner rief. „Wie habe ich aber auch nicht daran denken können?“ sagte die Wirthin zu sich selbst. Ja er ist's. Er war damals da, er saß an demselben Tische! Er ist's.“ Dabei zeigte sie ihn dem Kinde, das sogleich ausrief: „Ja, das ist der gute Herr.“ Nun erhob sich die Wirthin, um dem guten Herrn selbst herauszugeben, indem sie die Kleine an der Hand führte. Der Fremde sah freundlich das Kind an, sprach aber kein Wort, und die Wirthin, während sie den Teller von dem Tische nahm, trillerte die Worte:

„Au toit du pauvre il repande l'allégresse,
L'opulence il sauve des ennuis.“ *)

Die Worte, die Blicke der Wirthin sprachen zu deutlich, um nicht verstanden zu werden. Beranger sah sich erkannt, umarmte das Mädchen, grüßte freundlich die Wirthin und eilte davon. Seit diesem Tage sah man ihn nicht mehr in diesem Kaffeehause, wo man künftig nur deßwegen hingehen wird, um sich den edlen Zug erzählen zu lassen aus dem Leben des Sängers des französischen Ruhmes.

*) Er bringt die Freude in des Armen Hütte
Und schützt vor Langeweile den Palast.
Beranger's Chansons.

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter theilen aus einer Zeitung von Buenos-Ayres folgenden Brief des nun endlich von dem Diktator Francia aus Paraguay entlassenen Naturforschers Aimé Bonpland (s. Ausland 772) an Dominique Roguin, aus San Borja, 28 Februar 1831, mit:

„Mein theurer alter Freund! Ueberzeugt von dem Antheile, den Sie jederzeit an meinem Schicksale genommen haben, beeile ich mich Sie von meiner Abreise aus Paraguay zu benachrichtigen. Nach einem Aufenthalte von zwanzig Monaten zu Ytapua, wo ich eine zweite landwirthschaftliche Anstalt bildete, bin ich endlich auf höhern Befehl am 15 Februar nach Parana abgereist. Der Ueberbringer dieses Briefes ist Herr Araujo, ein portugiesischer Kaufmann, den ich zu Ytapua kennen lernte. Ich bitte Sie, ihm alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in Ihren Kräften stehen. Die außerordentlich angeschwollenen Wasser des Parana gestatteten mir noch nicht, alle meine Effekten übersetzen zu lassen. Sobald Dieß geschehen seyn wird, werde ich die Missionenstädte auf dem linken Ufer des Uruguay besuchen, und mich dann nach Corrientes begeben, wo ich Alles wieder zu finden hoffe, was ich dort zurückgelassen habe, namentlich meine Bücher, die mir sehr nothwendig sind, da ich während der ersten Monate meines Aufenthaltes in Paraguay mehrere Werke verloren habe. Von Corrientes werde ich wahrscheinlich nach San Borja zurückkehren, um meine Angelegenheiten zu ordnen, und dann mich nach Buenos-Ayres auf den Weg machen, wohin zu gelangen mich Sehnsucht und Bedürfniß treibt. Um übrigens allen bekümmerten Muthmaßungen, die Sie und meine andern Freunde während meiner neunjährigen Zurückhaltung in Paraguay über mein Schicksal gemacht haben mögen, zu begegnen, will ich nur bemerken, daß ich ein so glückliches Leben führte, als es ein Mann, der aller Verbindungen mit seinem Vaterlande, seiner Familie und seinen Freunden beraubt ist, führen kann. Die Ausübung der Arzneikunde gab mir stets ausreichenden Lebensunterhalt, und da dieselbe nicht meine ganze Zeit in Anspruch nahm, so verlegte ich mich zum Zeitvertreibe auf die Landwirthschaft, die mir unendliches Vergnügen bereitete. Ich errichtete auch eine Branntwein- und Liqueurfabrik, eine Zimmermannswerkstätte und eine Schmiede, was mir nicht allein bei meiner landwirthschaftlichen Anstalt gut zu statten kam, sondern auch aus dem Einzelverkaufe der verfertigten Arbeiten manches schöne Stück Geld eintrug. Auf diese Weise lebte ich ganz angenehm. Am 12 Mai 1829 stellten die Behörden von Sant-Yago mir ohne irgend eine vorhergängige Anzeige den Befehl des Diktators zu, das Land zu verlassen. Diese an mich ergangene Verfügung war eine Mischung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, die ich mir noch nicht hinlänglich erklären kann. Genug, vom 12 Mai 1829 bis zum 2 Februar 1831, also zwanzig Monate und zwanzig Tage, zurückgehalten, ging ich endlich in allen Ehren entlassen über den Parana. Diese zweite Verzögerung meiner Abreise aus Paraguay war für mich eine wahre Strafe. Ich gab nicht den geringsten Anlaß zur Klage; ich hatte mir die allgemeine Achtung zu erwerben gesucht; selbst der Diktator hatte mir seit meiner Ankunft in der Republik bis zum 12 Mai 1829 die größte Freiheit gewährt, und die Behörden des Bezirkes, in welchem ich wohnte, behandelten mich mit Wohlwollen. Aber wie denn Alles in der Welt sein Ende hat, so befahl endlich der Diktator meine Abreise, und er that dieß auf die edelmüthigste Weise. Ich bin in Freiheit und hoffe Euch in Kurzem zu umarmen.

Empfehlen Sie mich dem Andenken aller meiner Freunde. Ich habe nicht Zeit, ihnen allen zu schreiben, aber ich habe während meiner Gefangenhaltung keinen derselben vergessen. Während neun ganzer Jahre habe ich nicht ein einziges Mal französisch gesprochen. Ich hoffe daher, daß Sie mir die in diesem Briefe vorkommenden Fehler nachsehen werden. Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, Sie zu sehen, und ich beeile mich, die minder bedeutenden Angelegenheiten, die mich noch hier zurückhalten, so schnell als möglich zu beendigen.

Ihr Landsmann und treuer Freund
Aimé Bonpland.

Die Königin von Spanien hat zu Madrid eine musikalische Akademie gegründet, zu welcher die ausgezeichnetsten spanischen Musiker als Lehrer berufen sind. Unter denselben bemerkt man die Namen Carnicer für die wissenschaftliche Abtheilung — Albany für das Pianoforte — Escudero für die Violine — Soiboni für den Gesang — Rivaz für das Violoncello. Auch eine Professorstelle der Tonkunst ist dieser Akademie beigefügt und dieselbe dem Signor Belluzzi übertragen. — „Es ist sehr zu zweifeln,“ bemerkt bei dieser Gelegenheit Figarro, „daß dieses Institut Harmonie in die Finanzen Ferdinands VII bringen wird.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 203. 22 Julius 1831.

Das künftige Königreich Polen.

„So wenig jemals aus einem Polen ein Russe werden kann," sagte J. J. Rousseau im August 1772, „so wenig kann Polen jemals von Rußland unterjocht werden." Aber schon seit einigen Monaten war damals der ungerechte Alliance-Traktat unterzeichnet, dessen Einfluß sich auf dem Reichstage vom Jahre 1773 bemerkbar machte, die Zerstücklung eines der ältesten und schönsten Königreiche bewerkstelligte, und die Vertilgung des Namens Polen bezweckte, um aus seinen Bürgern Preußen, Oesterreicher oder Russen zu machen. Nach der mäßigsten Berechnung hatte Polen vor seiner ersten Theilung eine Bevölkerung von 12, und nach andern Angaben sogar von 18 Millionen Einwohner.

Bei der Theilung von 1772 erhielt

Preußen	600,000	Einw.
Oesterreich	2,500,000	—
Rußland	1,200,000	—
Zusammen	4,300,000	—

Bei der zweiten Theilung i. J. 1793 erhielt

Preußen	1,136,389	Einw.
Rußland	3,011,688	—
Zusammen	4,148,077	—

Bei der dritten Theilung i. J. 1795 kamen auf

Preußen	860,000	Einw.
Rußland	1,552,710	—
Oesterreich	1,100,000	—
Zusammen	3,512,710	—

So hatte man also Polen seines letzten Bürgers, seiner letzten Hufe Landes beraubt, und den Raub folgendermaßen vertheilt:

Preußen erhielt im Ganzen	2,596,389	Einw. und	6,707	□ M.	
Rußland — —	5,764,390	— —	23,247	—	—
Oesterreich — —	3,600,000	— —	8,296	—	—

Während der 20 Jahre von 1795 bis 1815 hörten die Polen nicht auf sich die schönen Träume ihrer verlorenen Nationalität zu bewahren und ruhmwürdige Verschwörungen zu unterhalten, um sie wieder zu erobern. Obgleich dem Namen nach Russen, Oesterreicher oder Preußen, blieben sie doch immer ächte Polen, und die zahlreichen Schlachtfelder, auf denen sie die treusten und muthigsten Waffengefährten der französischen Heere waren, sind Zeugen ihrer ausdauernden Tapferkeit.

Als im Jahre 1815 der Wiener Kongreß die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, und eine neue Organisation Europa's auf andern Grundlagen als denen des westphälischen Friedens verlangte, sprachen Frankreich und England den Wunsch der Wiederherstellung des alten Polens, mittelst anderer Entschädigungen für die gegenwärtigen Besitzer aus. Allein Frankreich konnte damals nur schüchtern seine Stimme erheben und England hatte bereits an Venedig, Genua und den Waldenser Thälern bewiesen, wie seine Diplomaten die Rechte der Völker zu opfern entschlossen seyen. Das Phantom der französischen Revolution erschien dem Herzog von Wellington als ein immer drohender Riese, den man durch alle nur möglichen Mittel bekämpfen müsse, und so mußte Polen, gleich Sachsen, das Verbrechen seiner Treue für die Sache Frankreichs büßen. Rußland sprach überdieß sehr gebieterisch, und so siegte endlich der Agamemnon der heiligen Allianz. Es war keine Rede von einer Vormauer mehr, von einem Gleichgewicht, noch von einem Mißtrauen; statt im Interesse von ganz Europa ein großes starkes Polen zu schaffen, suchte man nur den übernommenen Verbindlichkeiten auszuweichen und der That selbst, die allein Bestand hat, Worte unterzuschieben, die weder Haltbarkeit noch Kraft haben. Es wurde beschlossen daß Polen hinfür nur noch durch die Gnade und den guten Willen Rußlands bestehen solle; um aber diese gänzliche Hintansetzung aller Grundsätze und einer gesunden Politik zu beschönigen, stutzte man die Schlußakte des Wiener Kongresses mit einigen jener hohlen Phrasen auf, denen nur die Ereignisse eine Deutung geben können, die jedesmal nach den Umständen wechselt. Hier der Artikel welcher Polens Aufopferung ausspricht:

„Das Herzogthum Warschau wird Rußland einverleibt, mit dem es durch seine Verfassung unwiderruflich vereinigt ist, und von Sr. Maj. dem Kaiser aller Reußen, seinen Erben und Nachfolgern auf ewige Zeiten in Besitz genommen. Se. kaiserl. Majestät behält sich vor diesem Staat, der einer besondern Administration genießt, die innere Ausdehnung zu geben die er für zweckmäßig erachten wird."

Seit dem Jahr 1764 wo Katharina ihre Usurpation Polens vorbereitete, indem sie sich als Kaiserin aller Reußen anerkennen ließ, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dieser neue Titel der Republik Polen niemals den geringsten Nachtheil für ihre gegenwärtigen Domainen und Besitzungen bringen solle, war es leicht vorauszusehen wie weit die russische Eroberungssucht gehen werde. Man

wird sich erinnern, daß schon im Jahr 1745 die Kaiserin Elisabeth sich in alle innern Angelegenheiten Polens mischte, indem sie offiziell erklärte: „Daß das Interesse welches sie an der Sicherheit des Königs, wie an der Ruhe, dem Wohl und der Freiheit der Republik nähme, so groß sey, daß ihr nie irgend eine Beunruhigung oder Verletzung derselben gleichgültig seyn werde; daß sie folglich niemals irgend eine Konföderation, Aufstand oder Neuerung gegen den König oder die Republik so wie gegen deren Rechte und Freiheiten von wem und unter welchem Vorwand sie auch erregt werden möchten, dulden könne, und daß sie, um allem Dem auf's kräftigste zu begegnen, nicht ermangeln werde die geeigneten Maßregeln zu treffen."

Dieser Eifer, sich in die inneren Angelegenheiten Polens zu mischen, ging selbst so weit, daß, als nach der Theilung vom Jahr 1773 der Reichstag im allgemeinen Interesse des Landes beschlossen hatte, der königlichen Gewalt eine größere Ausdehnung zu geben, Katharina sich, unter dem heuchlerischen Vorwand ihrer Vorliebe für Polens Freiheit, im Einverständniß mit Oesterreich und Preußen der Erweiterung der königl. Prärogativen widersetzte, um so durch Begünstigung der Anarchie eine zweite Revolution vorzubereiten, unter deren Begünstigung die drei Alliirten einen Einfall machen und den Rest Polens unter sich theilen konnten.

Aus diesem Eifer, bei jeder Gelegenheit sich in die innere Regierung Polens zu mischen, kann man leicht auf den Grad von Unabhängigkeit schließen, der diesem Land durch den zweiten § des ersten Artikels der Wiener Kongreßakte zugesichert wurde, wo es heißt:

„Die Polen, respektive Unterthanen Rußlands, Oesterreichs und Preußens, werden eine Nationalvertretung und Institutionen erhalten den bestehenden Verhältnissen gemäß, die jede der drei Regierungen, denen sie angehören, ihnen für angemessen erachten wird."

(Schluß folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

(Fortsetzung.)

Ich verließ endlich Osman Bey entzückt über die gefundene Aufnahme und als ich mich empfahl überhäufte er mich von Neuem mit Anerbietungen seiner Dienste. Ich suchte ihn bei einer andern Gelegenheit zum zweiten Mal auf, um vor meiner Abreise nach Cairo von ihm Abschied zu nehmen. Er war nicht zugegen, indeß empfingen mich die Personen, die bei meinem ersten Besuche zugegen waren, nicht minder höflich. Der Generalintendant des Seewesens, ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit, ließ Kaffe und Pfeifen bringen, und ich gab mir stillschweigend das Ansehen, als ob ich rauchen wolle. Der dabei stattfindenden Unterredung fehlte viel von der Lebendigkeit, mit der Osman Bey das Gespräch zu unterhalten wußte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde fiel von der einen und der andern Seite ein Wort, das von einem Dragoman übersetzt wurde. Während dieser Zeit sah ich einen jungen Araber, der von einem andern hereingeführt, und dem Generalintendanten vorgestellt wurde. Dieser betrachtete und befragte ihn in aller Gemüthsruhe, und gab dann dem ältern ein Zeichen, den andern wieder hinwegzuführen. Ohne eine weitere Bemerkung traten beide außer den Kreis, in welchem wir uns befanden, und bald darauf sah ich einen andern Araber von großer und magerer Gestalt und von einem rohen Aussehen, dem sich der junge Mensch gegenüber stellte, indem er die Arme emporhob, während der andere die seinigen unten durchschob, die er dann auf den Schulterblättern kreuzte, als wollte er ihn aufrecht halten. Ich gab Anfangs wenig Acht darauf, da ich mir einbildete, der junge Mensch habe sich als Soldat oder Matrose gemeldet, und man wolle ihm jetzt das Maß nehmen; ich machte sogar gegen den Dragoman einige Bemerkungen über die seltsame Weise, wie man hier die Größe eines Menschen messe, als ich auf ein Mal einen dicken Stock in der Luft und gleich darauf auf den Rücken des armen Menschen niederfallen sah, was mir begreiflich machte, auf welche grausame und schmerzhafte Art man hier zu Land den Leuten das Maß zu nehmen pflegt. Ich vergaß den Ort, wo ich mich befand und die Sitten des Landes über den Schrecken, eine Bestrafung mit ansehen zu müssen, von der ich ohne es zu verstehen hatte reden hören. Entsetzt sprang ich auf, streckte die Arme aus, und schrie Gnade! Gnade! indem ich mich mitten unter einen Haufen arabischer Arbeitsleute stürzte, die eben so erstaunt schienen über die Heftigkeit meiner Bewegung, als über die Stimme eines Weibes. Man machte den Generalintendanten sogleich mit der Ursache meines plötzlichen Schreckens bekannt und der Dragoman und ein Anderer von dem Gefolge des Generals suchten mich auf, und versicherten mich, daß dieser mir zu Liebe dem Araber die Stockschläge, die er zur Strafe erhalten sollte, erlassen habe. Der Generalintendant selbst kam hierauf, um mir zu sagen, er würde sich wohl gehütet haben, in meiner Gegenwart die Strafe vollziehen zu lassen, wenn er hätte ahnen können, daß ich darüber so erschrecken würde. Als ich diese Geschichte später einem Europäer erzählte, der dem Vizekönig einige Verbindlichkeiten schuldig ist, und gelegentlich über Aegypten schreibt, rieth er mir, wenn ich davon sprechen würde, zu sagen, man habe diese Prügelei mir als ein Fest zum Besten geben wollen. „Da würde ich ja," erwiederte ich, „eine außerordentliche Unwahrheit, und eine eben so wenig für mich als für diejenigen, deren Sitten ich nach Ihrem Wunsche verläumden soll, schmeichelhafte Sache erzählen" — „Sitte, Madame," entgegnete er mir, „es ist ja ein viehmäßiges Volk!" — Von dieser Art ist unglücklicher Weise die Undankbarkeit der Europäer. Ein Schwarm von Abenteurern und Landläufern, ohne Talente, von Lastern befleckt, häufig durch Verbrechen gebrandmarkt, besitzen die Kunst, die Gewogenheit des Vicekönigs zu erschleichen indem sie ihre völlige Unfähigkeit für baare Münze verkaufen; *) sie gelangen zu Stellen und Besoldungen und lohnen die allzugroße Leichtgläubigkeit des Sultans am Ende mit dem schwärzesten Undank. So sieht man in Aegypten Aerzte, die zu Turin oder Florenz mit Feuerschwamm handelten, Apotheker, die kaum die Namen ihrer

---

*) Es liegt hierin, wie uns scheint, eben keine sonderliche Schmeicheleien für den Vizekönig. A. d. R.

Waaren lesen können; Offiziere bei der Reiterei, die nie ein Pferd bestiegen haben, und instruirende Obriste, die in Frankreich um neun Sous des Tags Rechts um und Links um machen mußten, und die man vielleicht um diesen Preis nicht ein Mal möchte. Dieß sind die Leute, die ich als Undankbare bezeichne, die in ihrem Vaterlande von Schuldenmachen lebten, und in Aegypten reichliche Besoldungen genießen; die in ihrer Heimath dienen müßten und hier als große Herren Weiber und Sklaven besitzen!

Am Vorabend vor meiner Abreise nach Cairo hatte ich endlich das Vergnügen den Pascha zu sehen, den unsre konstitutionellen Blätter wegen seiner hohen Fähigkeiten nicht genug zu erheben wissen, und der mir von einem meiner Freunde als ungemein liebenswürdig, besonders gegen die Franzosen geschildert wurde. Ich war immer der Ansicht, daß man die Fürsten aus einer Audienz, wo alles vorausbedacht und nach dem Gesetz der Etikette zugeschnitten ist, nicht mit sonderlicher Zuverlässigkeit beurtheilen kann. Traurige und kalte Größe der Erdengötter, die ihre abgeschmackte Gewalt ausübt unter dem Zelte des Stammhäuptlings, wie im orientalischen Divan und in den Palästen des Louvre und von St. James. Ich zog es vor, den Pascha lieber zu sehen, wie er Andern Bescheid ertheilte, als daß ich selbst durch einen Dolmetscher mich mit ihm hätte unterreden mögen. Mehr als ein Mal sah ich später noch ganz in der Nähe die feinen und geistreichen Gesichtszüge Mohammed Ali's die so sehr gegen das kalte und unbewegliche Antlitz Bogho's seines Premierministers und Dolmetschers abstechen. Ich bemerkte viele Lebhaftigkeit und großen Verstand in dem Ausdruck seiner Blicke, und in seinen Worten klang sogar oft eine gewisse Liebenswürdigkeit wieder; Alles dieß ging in dem eiskalten Phlegma der Unterthänigkeit seines Dragoman verloren. Mohammed Ali ist ein guter Vater, und ich sah ihn eines Tags einen seiner jüngern Söhne mit Liebkosungen überhäufen, die an die väterliche Zärtlichkeit eines Heinrichs IV erinnerte. Herr Mimaut, der gegenwärtige französische Konsul, sagte mir oft, daß Mohammed Ali in seiner Unterhaltung ungemein viel Geist, Anmuth und Feinheit entwickle, was aber unendlich durch Uebersetzungen verliere. Der Vizekönig ist immer mit Geschmack, und einer eleganten Einfachheit gekleidet. Im Sitzen hat er den Ausdruck eines muselmännischen Fürsten, der an Ehrenbezeigungen gewohnt ist; wenn er aufrecht steht und sich bewegt, wie ich ihn oft auf dem Wege nach der Schiffswerfte des Arsenales sah, zeigt er eine ungezwungene und französische Haltung, die mich eben so sehr überraschte, als ich mich dadurch geschmeichelt fühlte.

(Schluß folgt.)

Madagaskar. *)

Das Reisetagbuch des Missionärs Freeman auf Madagaskar (bekannt gemacht in dem „Quarterly Chronicle" der Londoner Missionsgesellschaft) enthält interessante Nachrichten über die innern Verhältnisse dieser Insel gegen Ende des Jahres 1829, wo dieser Missionär aus der Hauptstadt Tananariwo nach Tamatawe an der Küste eine Reise unternommen hatte.

Diese Reise zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Wanderung des Missionärs von Tananariwo nach Moramanga enthält, der zweite die von Bohitsara nach Ambohibohazo, der dritte die von letzterem Orte nach Tamatawe. Den zuerst angegebenen Weg legte er mit Hülfe der Owas zurück; auf dem zweiten begleiteten ihn Bezanozano's; auf dem dritten Betanimena's.

Bald nachdem der Reisende Moramanga verlassen hatte, betrat er den großen Forst, dessen Mittelpunkt die Grenze des Gebietes der Bezanozano's und der Betanimena's bildet. Als er zu Andaworantra, das an dem schönen Flusse Iharoka liegt, ankam, vernahm man, daß Tamatawe von den Vazaha (Franzosen) angegriffen worden sey. Sogleich weigerten sich seine Träger, weiter zu gehen, und es hielt schwer, sie dazu zu bewegen. Bei dem Dorfe Iwawongy, das am nordwestlichen Ende des schönen Sees Imaso liegt, der acht bis zehn Meilen lang und eine halbe Meile breit ist, erhielt man neue Kunde von den Angriffen der Franzosen, die im Innern des Landes eine furchtbare Bestürzung zu verbreiten schienen. Hier erhielt der Missionär einen Brief von einem Häuptlinge, wie es scheint einem Franzosen, Namens Coroller, der aber mit der Würde eines Häuptlings der Betanimena's bekleidet ist. Dieser schrieb ihm, er sey nach einem einstündigen Kampfe von den Franzosen mit den Truppen der Königin zum Rückzuge gezwungen worden. Das Dorf stand deßhalb verlassen, und traurige Stille herrschte da, wo kurz vorher Alles voll Leben und Geräusch war. Die Einwohner der Distrikte von Betsimisaraka und Betanimena hatten sich auf Seite der Franzosen geschlagen, und schickten sich an, die übrige Bevölkerung der Insel zu plündern.

Da die Franzosen wieder nach der Küste zurückgegangen und die Feindseligkeiten eingestellt worden waren, so setzte Freeman seine Reise nach Tamatawe fort. Alle Dörfer waren verlassen, und nur mit genauer Mühe konnte man die Träger weiter zu gehen bewegen. Ein Brief, den hier Freeman von einem Freunde aus Tamatawe erhielt, benachrichtigte ihn, daß die Franzosen diesen Ort verlassen hätten. „Die Franzosen," hieß es darin, „waren ganz ruhig auf der Rhede angekommmen; aber am folgenden Tage begannen sie zu unserer größten Ueberraschung Morgens gegen halb acht Uhr gegen die Batterie zu feuern; die in siebenzehn Minuten zerstört war; viele Menschen wurden getödtet und verwundet. Am 16 Oktober 1829 verfolgten sie die Owas nach Iwondro, und am 17 griffen sie dieselben mit Tagesanbruche von Neuem an, tödteten und verwundeten eine große Anzahl und kehrten dann nach Tamatawe zurück. Als sie sich hier wieder einschifften, sagten sie, sie würden nun nach Foul-Pointe gehen, um dort die Owas gleichfalls zu verjagen, und dann nach Tamatawe zurückkehren. Die französischen Soldaten drangen während der Nacht in meine Wohnung und nahmen, was ihnen gefiel, prügelten meine Dienstboten, dreuten ihnen noch Schlimmeres und jagten sie davon. Der Kommandant des Geschwaders gab sich zwar alle Mühe, die Thäter zu entdecken, jedoch vergeblich."

Der Missionär schiffte dann auf dem Irangy, einem schönen und langen Wasserfalle, dessen beide Ufer mit herrlichen Waldungen bedeckt sind, nach Tamatawe; das Gestade sahen sie mit Ueberresten von Dingen, die den fliehenden Eingebornen zugehörten, mit Kanonenkugeln und andern Gegenständen bedeckt.

„Als ich Tamatawe durchwanderte," sagt Freeman, „konnte ich nicht umhin, Vergleichungen zwischen der jetzigen Lage der Stadt und ihrem Anblicke vor zwei Jahren anzustellen. Damals, welches Leben! Radama war an der Spitze von zweitausend Soldaten gekommen, um die Meeresküste zu besuchen. Er empfing uns in der Batterie mit vieler Güte und Höflichkeit; wir speisten mit ihm und einigen Offizieren zu Mittag; jetzt ist Alles still wie ein Grab. Man bemerkt Niemand mehr in den Häusern der Stadt, alle sind verlassen; der Ort, wo die Batterie stand, ist nur noch in den Ueberresten der verbrannten Pallisaden zu erkennen, die vormals dieselbe umgaben. Alle Häuser in der Batterie sind in Asche gelegt und das Arsenal in die Luft gesprengt worden. Einige Geschütze, die von den Ambaniandro's zurückgelassen wurden, sind sammt Allem, was der Regierung gehörte, und in den Eingangszöllen ungefähr dreitausend Piaster in Geld bestand, das zum Theil von dem Feuer geschmolzen wurde, von den Franzosen mit fortgeführt worden."

Freeman schiffte sich auf einem kleinen Schiffe nach der Insel Mauritius ein. Kaum war er an Bord gekommen, als ein Boot mit Kaufleuten anlangte, die das Ufer verlassen hatten, weil sich das Gerücht verbreitete, daß ein zahlreiches Heer von Owas zu Hivondriona eingerückt sey und unverzüglich nach Tamatawe aufbrechen solle; man sagte auch, daß alle Weißen zu Manoro ermordet worden seyen. In Folge dieser

*) Vgl. Ausl. Jahrg. 1830. S. 975.

Nachrichten hatten die Kaufleute Alles eingepackt, und beschlossen, auf den Prinzen-Inseln eine Zuflucht zu suchen. Die Nachricht von der Ermordung der Weißen hat sich bestätigt. Ein Brief Corollers sagte den Kaufleuten im Namen der Königin Sicherheit zu und ermunterte sie zu bleiben; aber da diese Fürstin allen Verkehr untersagt hatte, so beharrten sie in ihrem Entschlusse, sich zu entfernen. Am Abende vor Abfahrt des Schiffes kam eine Gesandtschaft der Königin von Madagaskar zu Tamatawe an, um mit den Franzosen, die sich zu Foul-Pointe befanden, und deren Kanonendonner man zu Tamatawe hörte, in Friedensunterhandlungen zu treten. So sind also die schönen Hoffnungen, die man von dieser großen Insel sich gemacht hatte, so gut als vernichtet.

Literarische Chronik.

Dissertation critique et apologétique sur la langue Basque, par un ecclésiastique du diocèse de Bayonne. Bayonne chez Duhart-Fauvet in 8. Ohne Angabe des Jahres, wahrscheinlich aber von 1830.

(Schluß.)

Das nordwestliche Afrika wird größtentheils von einzelnen Stämmen bewohnt, welche zusammen das Volk der Berbern bilden, der Ureinwohner der beiden Bergwände des Atlas. Heut zu Tage trifft man häufig Berberstämme mit Negern vermischt an, welche, obgleich geschwärzt von dem sengenden Klima der Wüste, doch eben so wie die Basken europäische Gesichtszüge haben. Die Sprache der Berbern bildet eben so wie die der Basken ein abgeschlossenes Ganzes und hat keine Aehnlichkeit weder mit den asiatischen Mundarten, noch mit den verschiedenen Dialekten der Neger, die sich mit den Berbern in die Sandebenen Libyens theilen. Dieses gleichartige Verhältniß der Berbern und Basken ließ eine Verwandschaft beider Nationen vermuthen; das einzige Mittel, Gewißheit zu erhalten, war eine Vergleichung der Sprachen; allein dieß zeigte gerade das Gegentheil, denn man fand auch nicht die geringste Aehnlichkeit weder der Wörter noch der grammatikalischen Formen.

Alle Bemühungen die Abkunft der Basken von einer der bekannten Nationen zu beweisen, waren bis jetzt fruchtlos. Die Hoffnung einiger Gelehrten des Landes, welche eine Verwandtschaft ihrer Muttersprache, mit der der alten Karthager zu entdecken glaubten, hat sich gleichfalls nicht bestätigt. Von dem Karthaginensischen ist uns Nichts mehr übrig geblieben, als einige Verse im Poenulus des Plautus, welche augenscheinlich beweisen, daß diese Sprache semitischen Ursprungs war, eine Thatsache, welche Dem, was uns die Geschichte über die Abstammung der Karthager sagt, keineswegs widerspricht; denn sie waren phönizische Kolonisten und mußten folglich eine dem Hebräischen und Syrischen ähnliche Sprache sprechen.

Noch mehr als in seinen Wurzelwörtern unterscheidet sich das Baskische von allen Sprachen des alten Kontinents, in seinen grammatikalischen Formen, in denen es dagegen, besonders rücksichtlich der Konjugation, eine auffallende Aehnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen zeigt. Das Baskische ist reich und wohlklingend; die letztere Eigenschaft verdankt es dem Umstand, daß alle unangenehmen Berührungen der Konsonanten, besonders im Anfang und am Ende der Worte vermieden sind; man kann durch Hinzufügen gewisser Partikeln ein Nennwort in ein Verbum, Adverbium oder andern Redetheil verwandeln und durch Endungen, welche einem Substantivum angehängt werden, die gute oder schlechte Eigenschaft irgend eines Gegenstandes bezeichnen. Die Konjugation ist äußerst schwierig und hat dieselbe regellose Vielseitigkeit, welche die Sprachen der Indianer des nördlichen Amerika's charakterisirt; sie unterscheidet nicht nur die aktive und passive Bedeutung der Zeitwörter, sondern entfaltet auch Nuancen, die man in einer andern Sprache nur durch Verbindung mehrerer Zeitwörter, oder selbst nur durch ganze Phrasen bezeichnen könnte.

Der Raum gestattet nicht in die Einzelheiten der baskischen Sprachlehre einzugehen; wir begnügen uns daher nur einige Beispiele von der Reichhaltigkeit ihrer fast tändelnden Wortfügungen zu geben. Das Wort handi (groß) z. B. drückt durch mannichfaltige Veränderungen seiner Endung, die ganze Reihe folgender Ableitungen aus: groß genug, größer, ein wenig größer, um ein Geringes größer, zu groß, ein wenig zu groß, um ein Geringes zu groß; ferner: Anlage haben groß zu werden (wachsen); ein wenig Größe; die Größen, die Großen lieben; groß machen; er macht groß. Dieselben Abstufungen gelten auch für groß im moralischen Sinn.

Von Giçon (Mensch, Mann) werden auf ähnliche Weise alle die folgenden Bezeichnungen abgeleitet: Mensch werden; Mensch geworden; vom Menschengeschlecht, Mensch von niederer Herkunft, guter Mensch, menschlicher, ein wenig menschlicher, am menschlichsten u. s. w. Völlig überzeugt wird man, daß die Vielseitigkeit der Wortfügungen im Baskischen bis in's Lächerliche geht, wenn man hört, daß man sogar die Buchstaben des Alphabets dekliniren und als Zeitwörter gebrauchen, die Fürwörter, welche deklinirt werden können, und selbst zeitwörtliche Fürwörter in Zeitwörter verwandeln kann; und daß ein Participium als Nominativ verwendet und wie jedes andere Nennwort deklinirt werden kann, da es gegen sechzehn verschiedene Beugefälle hat, welche durch veränderte Endungen gebildet werden. Im Baskischen kann man Alles dekliniren und konjugiren, was in neuern Sprachen dieser Veränderung nicht fähig wäre, alle Präpositionen, Adverbien und Interjektionen; jedes Wurzelzeitwort läßt sich sechs und zwanzig Mal mit immer wechselnden Endungen konjugiren ohne seine untheilbare Einheit zu vervielfältigen oder zu verändern. Der Infinitiv läßt sich eben so wie das Participium in den Nominativ umwandeln und kann wie ein anderes Wort nach allen Beugefällen deklinirt werden. Endlich nach dem Ausspruch eines berühmten baskischen Sprachforschers hat diese Sprache weder zurückwirkende noch mangelhafte Zeitwörter; sie vereinigt in einer Konjugation vier verschiedene Sprachweisen zu einem untheilbaren Ganzen, nämlich: eine kindische verkleinernde; eine reifere oder gleichförmige; eine männliche oder Sprache der Ehrfurcht, und eine weibliche; jedes Hauptwort hat bis zu zwölf verschiedene Beugefälle, sechs Abstufungen des Nominativ, und jedes seiner Beiworte wieder zwanzig verschiedene Beugefälle.

Hier ein Beispiel der sechs verschiedenen Abstufungen des Nominativ: 1) ait (Vater), 2) aitaren (dasjenige des Vaters), 3) aitarenarena (dasjenige von demjenigen des Vaters), 4) aitarenarenganicacoarena (dasjenige u. s. w.) 5) aitarenarenganicacoarenarena, 6) aitarenarenarenganicacoarenarena; der Ablativ dieser letzten Abstufung ist: aitarenarenarenganicacoarenarenarenarequin, ein Wort, welches nicht weniger als 42 Buchstaben zählt und nicht ohne Mühe ausgesprochen werden kann.

Der Autor dieser Abhandlung über die baskische Sprache scheint weniger als seine Vorgänger von der Bewunderung ihrer außerordentlichen Vollkommenheit durchdrungen zu seyn. Sein Werk enthält eine klare und deutliche Uebersicht der Sprachkunde des Cantabrischen, wie es im Norden der Pyrenäen gesprochen wird, und verdient in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit des Philosophen und des Historikers. Es erregt den Wunsch, daß die französische Regierung die Kosten für Zusammensetzung und Herausgabe eines vollständigen baskischen Wörterbuchs, ein Werk, das bis jetzt gänzlich fehlt, doch endlich bewilligen möge; denn das Wörterbuch von Larramendi ist vergriffen und entspricht den Forderungen der Kritik durchaus nicht. Man sollte diese Arbeit geschickten Händen übergeben und die Enthusiasten und Celtomanen davon entfernt halten, die, anstatt die Kenntnisse der französischen Alterthümer zu befördern, dieses Studium unter den Schlamm ihrer Afterweisheit und einer widersinnigen Etymologie begraben haben.

Vermischte Nachrichten.

In einer Versammlung der Freunde der Londoner Mäßigkeitsgesellschaft wurde angezeigt, daß die Zahl der Gesellschaftsmitglieder in einigen Gegenden von Schottland ein Drittheil der ganzen Bevölkerung ausmache, in andern ein Viertheil und ein Fünftheil. Zwei Branntweinhändler in Dundee hatten auf Antrieb ihres Gewissens ihren Handel aufgegeben.

•

Zu Liverpool ist am 31 Mai der in der literarischen Welt rühmlichst bekannte und historische Schriftsteller und Dichter Roscoe mit Tod abgegangen.

Berichtigung.

Num. 202, S 807 Sp. 2. v. unten, Z. 1 lies Nemen, statt Nemee.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 204. 23 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, als Burnes seine Reise nach Sindhi antrat, waren Kerim Ali und Murad Ali die vornehmsten Emire; diese beiden beherrschten Sindhi als die eigentlichen Gebieter, wiewohl auch andere Mitglieder der Familie gleiche Ansprüche auf die Regierung hatten, und nur ihrer Jugend wegen oder auch durch den Ehrgeiz ihrer Verwandten noch von der wirklichen Ausübung der Gewalt ausgeschlossen blieben. Indeß genossen sie doch eines gewissen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten, und bezogen einen Theil der öffentlichen Einkünfte. Diese künftigen Erben der Gewalt waren Mir Sobdar Sohn des verstorbenen Feth Ali, Mir Mohammed Sohn des verstorbenen Guram Ali, endlich Nur Mohammed und Neissir Chan, zwei Söhne Murad Ali's. Während Feth Ali's Lebzeiten blieben die Landeseinkünfte gemeinschaftliches Gut, den Erbrechtsgrundsätzen der Hindu gemäß; aber nach seinem Tode wurde Sindhi in vier gleiche Theile vertheilt, zwei davon erhielt Gulam Ali, der dafür die Staatsausgaben zu bestreiten übernahm, die beiden andern Theile wurden auf Kerim Ali und Murad Ali übertragen. Später traten noch andere Besitzveränderungen ein, und im Jahre 1828 wurde das Land in vier ungleiche Theile getheilt, wovon der beträchtlichste, welcher Murad Ali zufiel, zwischen ihm und seinen Söhnen vertheilt wurde, die andern kamen an Kerim Chan, Mir Mohammed und Mir Sobdar. Man schätzt das Gesammteinkommen von Sindhi auf nicht mehr als vierzig Lac Rupien (zwölf Millionen Franken); allein der allgemeinen Annahme zufolge besaßen die Fürsten unermeßliche Schätze.

„Wer den Stand der Dinge nur flüchtig beobachtet, könnte glauben, daß die Gewalt unter allen Fürsten gleichmäßig vertheilt sey; aber bei näherer Besichtigung ist zu bemerken, daß die Staatsmaschine zwar von mehreren Händen geleitet wird, in der That aber nur einem einzigen unumschränkten Gebieter unterworfen ist. Dieser ist Murad Ali, der durch die höhere Energie seines Charakters über die andern Mitglieder der Familie sich erhoben hat. Obgleich jünger als sein Bruder, beherrscht er doch diesen ganz durch seinen Einfluß, und die übrigen Sprößlinge des Herrscherhauses haben sich gewöhnt, ihn als ihr Oberhaupt und ihren Vertreter zu betrachten."

Murad Ali, der nach dem seit der Abreise Burnes erfolgten Tod seines Bruders allein noch von den vier Talpuris, die Anfangs Sindhi gemeinschaftlich beherrschten, übrig blieb, und eigentlich der einzige Herr im Lande geworden war, wird als kalt und zurückstoßend und mit einer düstern Gemüthsart begabt geschildert. Er ist zur Grausamkeit, Habsucht und Kleinmüthigkeit geneigt, und Burnes hält dafür, daß seine grausame und gegen Gewissensbisse abgehärtete Seele, so wie der dadurch seinen Unterthanen eingeflößte Schrecken ihn in Stand setzte, die Alleinherrschaft auszuüben, die sein nachgiebiger Bruder ihm gerne überließ.

Kerim Ali war nämlich der völlige Gegensatz seines Bruders, tapfer, heiter, zugänglich und edelmüthig; er hatte eine gute Erziehung erhalten, aber nur beschränkte Fähigkeiten, und seinem unentschlossenen und gütigen Charakter nach zu urtheilen, würde er wahrscheinlich, wenn er seinen Bruder überlebt hätte, die Herrschaft an seine Neffen abgetreten haben. Von diesen ist Mohammed Ali gutmüthig und ohne Ehrgeiz und ein Feind des Gepränges; Nur Mohammed, der älteste Sohn Murad Ali's, ist fast ganz das Gegentheil von seinem Vater, und Nessir Chan, der zweite Sohn, völlig von seinem Vater und Bruder verschieden. Er hat eine schöne Gestalt, und in seinem ganzen Benehmen blickt eine edle Würde hervor; er ist edelmüthig und tapfer, der Abgott des Volkes und der Liebling des Heeres, und ließ stets gegen die englische Regierung große Vorliebe blicken. Mir Sobdar ist schwach und epileptischen Anfällen unterworfen, war aber dessenungeachtet schon einmal in der Hand einer Partei den vornehmsten Emiren ein furchtbarer Feind, und entriß ihnen einen Theil der Einkünfte und der Herrschaft, die sie ihm streitig zu machen geneigt waren.

Die Regierung von Sindhi ist ein vollkommen militärischer Despotismus; die Auflagen sind ungeheuer und lähmen durchaus den Handel und die Industrie des Landes. Sie werden an die Meistbietenden verpachtet, die ihren Erpressungen kein Ziel zu setzen wissen. Diese Generalpächter sind größtentheils Hindu, die sich übrigens keiner Begünstigung und keines Schutzes von Seite der Regierung zu erfreuen haben, im Gegentheil werden sie von den musulmännischen Behörden wegen ihres Glaubens, ihrer Habsucht und ihres Reichthumes mit mißgünstigen Augen betrachtet. Burnes behauptet, daß ungeachtet aller Bedrückungen das Land im Ganzen reich und zufrieden scheine, und er stellt es in Zweifel, ob es nach Verhältniß jemals glücklicher und von größerer politischer Bedeutung gewesen sey als unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen. „Aller-

dings," sagt er, „bemerkt man in Sindhi viele Spuren des Verfalles und der Entvölkerung; allein die Einwohner haben sich daran gewöhnt, diese Uebel noch auf Rechnung der frühern Bürgerkriege zu schreiben; obgleich sich nirgends wahrnehmen läßt, daß der öffentliche Wohlstand seit der Herrschaft der Emire zugenommen habe; im Gegentheile kann man wohl behaupten, daß diese Fürsten noch gleichgültiger gegen die Wohlfahrt und den Handel ihrer Unterthanen sind, als es die Cahoras gewesen seyn mochten. Einer von der letztgenannten Herrscherfamilie, Serefraz Chan, war nicht nur ein blutdürstiger Tyrann, sondern er bot auch Alles auf, was in seinen Kräften stand, Handel und Manufakturen zu entmuthigen, vorzüglich dadurch, daß er das englische Comptoir aus Tatta vertrieb. Die Staatseinkünfte haben sich offenbar vermindert, der entstandene Ausfall muß jedoch mehr dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Emire freiwillig einen Theil des Ertrages opferten, indem sie z. B. ungeheure Landstrecken, die sie hätten verpachten können, zum Behufe der Jagd in Wälder verwandelten. Daher kommt es, daß die öffentlichen Einkünfte, die nach Hamilton's Angabe unter den Cahoras sich auf vierzig, und im Jahre 1813 auf sechzig Lac beliefen, im Jahre 1828, wie Burnes berichtet, wieder auf vierzig herabgesunken waren.

Die Tyrannei der Emire gibt sich vorzüglich in ihrem Eifer kund, mit welchem sie die eingebornen Hindu zum Islam zu bekehren suchen. Die Bedrückungen, welchen dieses arme Volk ausgesetzt ist, übersteigen alle Schranken. *) Man zwingt sie sogar, muselmännische Kleidung und den langen Bart zu tragen. Erst seit kurzer Zeit haben sie die Erlaubniß erhalten reiten zu dürfen; wenn ein Muselmann vorübergeht, müssen sie jedoch von ihren Maulthieren oder Eseln herabsteigen und bei Seite treten. Die Mahomedaner werden sogar ermuntert, alle Sinnbilder des indischen Götzendienstes zu zerstören, so daß also diejenigen Unterthanen, die der Lehre Brahma's zugethan sind, im eigentlichen Sinne des Wortes keine Religionsfreiheit genießen. Zwei Rechtgläubige können dadurch, daß sie anzeigen, ein Hindu habe einen Vers aus dem Koran, oder die Worte: „Der Prophet Mahomed" ausgesprochen, bewirken, daß er auf der Stelle beschnitten wird. Dieses Bekehrungsmittel wird nicht selten angewendet, und daher kommt es, daß das Verhältniß der Hindu zu den Muselmännern, das einst wie zehn zu eins stand, gegenwärtig reißend schnell abnimmt. Man fühlt sich geneigt, Burnes Meinung zu theilen, der nicht begreifen kann, wie die Hindu's noch immer im Lande verweilen können; auch ersieht man daraus, daß dieses gedrückte Volk unendlich mehr Geduld haben muß, als man nach den strengen und furchtsamen Maßregeln der brittischen Regierung gegen dasselbe schließen möchte.

Die Mäßigkeit in der Lebensweise der Emire steht in scharfem Gegensatz zu den Ausschweifungen des Volkes; während sich jene gewissenhaft aller geistigen Getränke, des Opiumgenusses und selbst des so verführerischen Hukah's enthalten, überlassen sich ihre Soldaten und der größte Theil der Hofleute jeder Art von Leib und Seele entnervendem Genuß.

*) Man wird sich der neulich in diesen Blättern (S. 744) erwähnten Petition der indischen Bevölkerung erinnern, worin so heftig gegen ihre einheimischen Fürsten geeifert wird. Obenstehendes gibt Belege hiezu. A. d. R.

Man sieht, der Despotismus unter allen Völkern und Himmelsstrichen greift zu denselben Mitteln. Man darf die Völker nur verderben, um sie zu tyrannisiren. Der Kunstgriff, die Großen des Reiches zu Schwelgerei und Verschwendung zu verleiten, um sie in stupider Unterthänigkeit zu erhalten, ist weder neu noch ungewöhnlich, selbst im civilisirten Europa nicht.

Einen Beweis von dem Geiste der Eintracht, der in dieser Familie eine so sonderbare Regierungsform erhält, gibt der Umstand, daß die Emire bei all ihrer fanatischen und rechtgläubigen Strenge doch verschiedenen und feindseligen Sekten angehören. Die Talpuras waren ursprünglich Sunniten, wie es die Bewohner von Beludschistan und Sindhi größtentheils sind; aber nur Murad Ali und Sobdar sind der orthodoxen Lehre zugethan geblieben; die übrigen Familienglieder sind Schiiten oder Anhänger von Ali's Lehrsätzen. Hamilton ist daher in einem doppelten Irrthum, wenn er sagt: die Emire sind Mahommedaner von der Sekte der Schiiten, aber sie sind außerordentlich tolerant gegen die Sunniten wie gegen die Verehrers Brahma's."

(Fortsetzung folgt.)

Das künftige Königreich Polen.

(Schluß.)

Gallizien also, statt der Wohlthat der ungerischen Konstitution theilhaftig zu werden, hat keine andere „Nationalvertretung und Institutionen" erhalten, als eine Art von Versammlung der Notabeln welche jedes Jahr nur auf drei Tage in Lemberg zusammenkommen, um die Postulate der Regierung zu bewilligen.

Das Großherzogthum Posen, freisinniger und verständiger verwaltet als Alles was dem preußischen Scepter unterworfen ist, hat erst durch eine Ordonnanz vom Jahr 1822 Provinzialstände erhalten, die aus Repräsentanten des hohen Adels auf Lebenszeit ernannt, und aus Deputirten welche von dem Adel und den Gemeinden gewählt werden, bestehen; sie versammeln sich alle zwei Jahre, um über die Propositionen der Regierung zu discutiren, jedoch ohne entscheidende Stimme. Litthauen und die übrigen von Rußland bei den beiden letzten Theilungen abgerissenen Provinzen werden durch Ukasen regiert, und sind militärisch dem Herzogthum Warschau einverleibt, welches allein am 27 November 1815 vom Kaiser Alexander eine konstitutionelle Charte erhielt, die zwar in ihren Grundzügen einigermaßen freisinnig, aber von der absoluten Gewalt des Autokraten fortwährend gedeutelt, entkräftet und bemäkelt werden konnte.

Durch so viele Verletzungen der heiligsten Verpflichtungen und durch die schreiendsten Gewaltthaten des russischen Despotismus gereizt, griffen endlich die Polen zu den Waffen, die sie so manches Jahrhundert durch Ruhm verherrlicht hatten, und ließen den Ruf der Nationalität auf's Neue erschallen. Im Jahr 1827 warfen sich endlich die Kabinete, gedrängt durch den Enthusiasmus der Völker, zwischen die Streiter, welche den Boden Griechenlands mit ihrem Blute rötheten, und erklärten daß es Zeit sey dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Polen hat auf die Völker wie auf die Kabinete weit heiligere Rechte, und es ist hohe Zeit, auch hier nicht

länger Ströme des edelsten Blutes vergießen zu lassen. England und Frankreich vereint können es, und werden es zu thun wissen; an ihnen besonders ist es, dem Autokraten der nordischen Barbaren zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Doch einmal als Vermittler aufgetreten sind sie es ihrem eigenen und dem Interesse Europas schuldig, eine Ordnung der Dinge aufzustellen, die sich hinfür auch ohne fremde Unterstützung behaupten kann; sie müssen Polen zu einer Macht erheben, die es gegen jede offene oder geheime Usurpation von Außen zu schützen vermag.

Ein Staat aber ist nicht allein mächtig durch eine gute innere Organisation, durch die unter den verschiedenen Klassen des gesellschaftlichen Vereines die Harmonie aufrecht erhalten wird, sondern er muß auch durch ein hinlänglich ausgedehntes und von Natur oder Kunst hinreichend befestigtes Gebiet gesichert seyn, damit kein mächtiger Nachbar, wenn die Verbündeten durch Gewalt oder Sorglosigkeit zurückgehalten werden, seine Unabhängigkeit bedrohen könne. Polen wird das Gebiet, welches ihm solche Macht sichert, hinlänglich durch die Besitznahme der Landesstrecken bezeichnen, deren seine Armeen sich, wenn auch nur vorübergehend, werden bemächtigen können. Es darf die Waffen nicht niederlegen und sich nicht für eine Nation halten, bis es durch Verträge oder durchs Schwert sein altes Gebiet vom Jahr 1772 wieder erhalten hat. Nach den neuesten Schätzungen zählte es damals:

1. im alten preußisch Polen	800,000	Einw.
2. im Großherzogthum Posen . . .	980,000	—
3. im Königreich Gallizien	4,000,000	—
4. in der Republik Krakau	110,000	—
5. im jetzigen Königreich Polen . .	3,700,000	—
6. in russisch Polen	8,800,000	—
7. in Kurland	600,000	—
Zusammen	18,990,000	—

Wenn aber, wird man fragen, Polen sich im Jahr 1772 nicht gegen eroberungssüchtige Nachbarn vertheidigen konnte, wie wird es jetzt eine selbstständige und unabhängige Macht begründen können, ohne öftern Hülferuf an die Verbündeten, welche seine Wiederherstellung verbürgen werden? Die Beantwortung der Frage beruht auf innern Angelegenheiten, die wir in einem folgenden Artikel entwickeln werden (sie bilden den zweiten Grundpfeiler des Systems der Macht von dem wir oben gesprochen haben) nämlich auf einer guten innern Organisation, welche die Harmonie der verschiedenen Klassen des gesellschaftlichen Vereines aufrecht erhält.

Bemerkungen über die Cholera.

(Schluß.)

Da nun die Antispasmodica allein, auf obige Ansicht gestützt, eine Heilung zu bewirken vermögen, und die Cholera, als eine so gefährliche und schnelltödtende Krankheit, stark eingreifender Mittel bedarf, so bewog mich dieses, mich an die beiden Hauptmittel, den Moschus und das Opium, zu halten, von welchen beiden Mitteln ich den erwünschtesten Erfolg sah. Bei der Behandlung sind nun folgende Momente zu beobachten: 1) Bei örtlichen Schmerzen im Unterleibe wird gleich auf die schmerzhafte Stelle eine den Umständen und dem Alter entsprechende Menge Blutegel gesetzt, nicht in der Absicht, hier eine Entzündung zu heben, wo ein Aderlaß gewiß besser thun würde, sondern um durch Entziehung des Blutes die Spannung, welche durch Ueberfüllung und Druck der Gefäße, wie oben angeführt wurde, entstanden ist, zu heben. — 2) Nach der Anwendung der Blutegel bleibt es die Hauptanzeige den Krampf zu heben, und in dieser Absicht gebe ich den Moschus in Verbindung mit Opium, und zwar einem Erwachsenen: R. Moschi orientalis grana duo, Opii puri granum unum, Sacchar albi grana decem m. f. pulv. d., alle Stunde ein Pulver zu nehmen. Diese Dosis wird natürlich nach Maßgabe des Alters und der Konstitution modifizirt. Gewöhnlich sind selbst in den heftigsten Fällen 3—4 Pulver hinreichend die Krankheit zu heben; oft können aber auch zwölf und mehr solche Gaben nöthig werden. Man muß sich nur nicht dadurch abschrecken lassen, daß die Kranken gewöhnlich bald nach dem Einnehmen der ersten Pulver wieder brechen; Alles wird doch nicht ausgebrochen, ein Theil bleibt sicherlich im Magen zurück und wirkt schon so wohlthätig, daß die folgenden Pulver desto besser vertragen werden. Ich habe absichtlich diese Verbindung des Moschus mit dem Opium gewählt, einmal weil der Moschus schleunig den ganzen Körper durchdringt, den Kreislauf der Säfte vermehrt und die Ausdünstung der Haut befördert; und zweitens weil das Opium, zugleich ein schmerzlinderndes und krampfstillendes Mittel, außerdem noch das Eigenthümliche besitzt, den heftigen Ausleerungen des Darmkanals Einhalt zu thun. — 3) Hiebei dürfen aber äußere Mittel nicht vernachlässigt werden, besonders nicht solche, welche im Stande sind, die Thätigkeit der Haut wieder hervorzurufen. Hier empfehle ich ganz besonders das Reiben der Extremitäten mit Flanell, der in warmem Branntweine genäßt ist; es ist dieses zugleich ein Mittel, welches die schmerzhaften Krämpfe in diesen Theilen am besten lindert. — 4) Um den heftigen Durst des Kranken zu befriedigen, lasse man ihn warme, schleimige Getränke trinken, als einen dünnen Hafer- oder Gerstenschleim, Reißwasser oder auch Lindenblüthenthee.

Bei dieser Behandlung tritt dann nach einigen Stunden, wenn die Krankheit wieder in Gesundheit übergehen soll, eine über den ganzen Körper allgemein verbreitete Wärme ein; der Puls hebt sich wieder, und der Kranke verfällt in einen warmen Schweiß, wo dann die lästigen Symptome der Cholera, das Brechen, das Laxiren und die Krämpfe aufhören, und der Kranke in ein Paar Tagen ohne alle andere Arznei ganz hergestellt ist. Die übrigen Rückbleibsel der Krankheit, nämlich die hernach eintretende hartnäckige Verstopfung, und der Mangel des Urins heben sich von selbst, wenn der Krampf in den ergriffenen Theilen nachläßt, so daß es durchaus keiner Nachcur, wie in der Rekonvaleszenz nach andern Krankheiten, bedarf.

Ich will nicht behaupten, daß dieß die einzige Heilmethode der Cholera sey, sondern gebe gern zu, daß auch andere krampfstillende Mittel im Stande seyn mögen, die Krankheit zu heben. Besonders wohlthätig wäre es, wenn man ein Mittel ausfindig machen könnte, welches in seiner Wirksamkeit dem Moschus gleich käme, weil dieser doch bei der ärmern Volksklasse, wegen des damit verbundenen Kostenaufwandes, nicht immer anwendbar ist. Ich kann hier aus Erfahrung sehr das heiße Wasser empfehlen, welches ich auch nach der Vorschrift des Dr. Bernstein in Warschau und des Gesundheits-Central-Komité's angewandt habe. Es ist nach dem Moschus eines der besten und seiner Wohlfeilheit wegen am meisten zu empfehlenden Mittel, dessen Wirkung auch krampfstillend ist. Ich habe es die Kranken, bei denen ich es anwandte, zu ganzen Tassen trinken lassen, so oft sie Durst hatten, und es war allein im Stande, das Brechen und das Laxiren zu stillen. Nur hat es das Unangenehme, daß es gewöhnliche örtliche Entzündungen, die oft gefährlich werden, nach sich zieht. So habe ich in den meisten Fällen Entzündungen der Leber, der Milz, der Gedärme und selbst der Lungen danach entstehen sehen. Ein zweiter Uebelstand ist der, daß nach dessen Gebrauche, wenn die Cholera nachgelassen hat, eine so große und allgemeine Schwäche zurückbleibt, die gewöhnlich schwer zu heben ist, und sehr oft noch nach mehreren Tagen den Tod zur Folge hat. Nach dem Moschus habe ich diese Schwäche nicht eintreten sehen. Auch das von Dr. Leo angepriesene Mittel, das Magisterium Bismuthi, ist ein krampfstillendes Mittel, welches besonders beim Magenkrampfe von großem Nutzen ist. Vielleicht ist es dasjenige Mittel, welches im Stande wäre, den Moschus zu ersetzen, und so hätte sich schon mein Wunsch, den ich im Obigen aussprach, ein wohlfeileres krampfstillendes Mittel aufzufinden, erfüllt. Ich werde nicht ermangeln, bei den ersten sich mir darbietenden Kranken mit diesem Mittel, welches so ganz in meine Ansichten einschlägt, Versuche anzustellen.

Ich muß hier nur noch hinzufügen, daß der Moschus, zeitig ange-

wendet, schon in kleinen Gaben fähig ist, das völlige Ausbrechen der Cholera zu verhindern. So habe ich oft gesehen, daß Personen, bei denen sich der in der Cholera eigenthümliche Durchfall einstellte, welcher meistens den Anfang der Krankheit macht, wo schon eine kalte Zunge vorhanden und der Puls sehr klein war, nach dem baldigen Gebrauche von $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran Moschus einige Stunden hinter einander fortgesetzt, in eben so kurzer Zeit völlig wieder hergestellt waren, und daß ohne Opium der Durchfall aufhörte.

Napoleon in der Brera.

In einer Zeit, wo die Befangenheit in Betreff des großen Verblichenen und die alle Gemüther fesselnde Rücksicht und Beängstigung bei seiner Erinnerung verschwunden, wo die Künstler Frankreichs aufgefordert wurden, den größten Feldherrn in der ihm würdigsten Stellung der Nachwelt zu überliefern, glauben wir auf eine Bildsäule aufmerksam machen zu dürfen, welche in Kunstwerth und Vollendung kaum erreicht, gewiß nicht übertroffen werden dürfte. Napoleon in Bronze wurde als Kaiser nach einem von Canova gefertigten Modelle in Italien gegossen. Er ist nackt, mehr als ein Drittheil über menschliche Größe, und sein Kopf sprechend ähnlich. In Zeichnung, Form und Haltung kann diese Statue mit den ersten Bildsäulen der besten griechischen Zeit verglichen werden. In der rechten Hand hält er die Weltkugel, auf welcher die geflügelte Victoria schwebt. Die linke faßt kräftig den langen Schaft, auf dem der Szepter emporragt. Der rechte Unterfuß ist auf einen Block gestemmt, an dem ein römisches Schwert hängt, und ein malerisch drapirter Mantel fällt über die linke Schulter herab. Die ganze Figur spricht Kraft, Festigkeit und Entschlossenheit aus, und wenn man Napoleons Gesicht nicht erkennte, so würde man an dem imponirenden Ansehen errathen, daß er es allein seyn kann, den der Künstler zeichnen wollte. Wie viele Tausende wandeln in den herrlichen Kunstsälen der Brera zu Mailand umher, ohne zu ahnen, daß unter ihren Füßen der größte Mann der Zeit auf die unwürdigste Art verborgen gehalten wird. In dem finstern Winkel eines Kellers liegt diese herrliche Bronzefigur über hölzernen Blöcken ausgestreckt, so daß man erst eine Viertelstunde bedarf, um das Auge in der schwarzen Nacht zum Sehen zu befähigen. Was könnte es heut zu Tage noch schaden, wenn man dieß herrliche Statue als Kunstwerk aufstellte? Und würde die österreichische Regierung Anstand nehmen, diese Meisterschöpfung der französischen auszuliefern, nachdem jezt die Zeit gekommen, wo beide Nationen ihre Gefühle der Bewunderung für den großen Mann vereinigen?

Vermischte Nachrichten.

Zu Belleville, in der Nähe von Paris, stießen einige Tagwerker, indem sie den Grund zu einer Mauer gruben, auf einiges Mauerwerk, unter welchem ein Gerippe lag. Da sie von dieser Entdeckung etwas verlauten ließen, so gerieth der Eigenthümer des Grundstückes, wo sie gegraben hatten, in die heftigste Bestürzung und bat sie, es zu verschweigen. Indeß machte man dennoch die Anzeige, die Gebeine wurden sorgfältig heraus genommen und untersucht, und man fand, daß sie wahrscheinlich einem Kinde von ungefähr dreizehn Jahren angehörten und etwa zehn Jahre lang in der Erde gelegen haben mochten. Auch wollte man bemerken, daß zwei Rippen wie von einem scharfen Werkzeuge verlezt seyen. Man forschte weiter nach, und es ergab sich aus den Geburts- und Sterbelisten zu Belleville, daß der Eigenthümer vor ungefähr zehn Jahren einen Sohn, der zwanzig Jahre alt war, verloren hatte, von dem bis jezt keine Spur gefunden werden konnte. Die Untersuchung wurde sofort weiter eingeleitet.

•

Der Versammlung am Jahrestage der „Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern" zu London wohnten der Erzbischof von Canterbury, der Lord Mayor, die Bischöfe von London, Winchester, Bangor, Quebek, Neu-Schottland u. a. m. bei. Aus den der Gesellschaft vorgelegten Berichten geht hervor, daß die Bemühungen der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums von besonders günstigem Erfolge gekrönt worden sind in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, wo die Zahl der von ihr abgesendeten Missionäre sehr zugenommen hat, und in kurzer Zeit eine große Menge Kirchen errichtet wurde. Aehnlichen Erfolg sah die Gesellschaft auf den Bermudas, in Ober- und Unter-Canada, zu Calkutta und in verschiedenen Theilen Indiens. Es wurde der Beschluß gefaßt, um Unterstützung der Gesellschaft das Publikum anzusprechen, da die Einnahmen weit unter den Ausgaben stehen. Deßgleichen wurde den Bischöfen von Quebek, Neu-Schottland und Calcutta für ihre eifrigen Bemühungen der Dank der Gesellschaft votirt. Es wurde auch noch eine Mittheilung des Bischofs von Barbadoes verlesen, worin derselbe anzeigte, daß auf dieser Insel eine Sparkasse angelegt worden sey, in welche die Neger bereits Einlagen zu machen begonnen haben.

•

Aus den gegenwärtig in London umlaufenden jährlich gedruckten Handelsberichten bemerkt man vorzüglich, daß die Kaffeekonsumtion in den Vereinigten Staaten seit der Herabsetzung der Einfuhrgebühren sich von 12,500 bis auf 20,000 Tonnen vermehrt hat. Eine beträchtliche Quantität dieses Artikels wurde aus England nach Amerika ausgeführt, während die Ausfuhr desselben nach dem Kontinente im Vergleiche mit der ersten Hälfte des Jahres 1830 abgenommen hat, was der großen politischen Gährung und dem dadurch gestörten Kredit zugeschrieben werden muß. Die Baumwolleinführung in England hat in den ersten fünf Monaten von 1831 im Vergleiche mit den vorigen Jahren gleichfalls abgenommen, und zwar von 403,000 auf 368,000 Ballen. Auch die Konsumtion des Zuckers scheint in England sich vermindert zu haben; vom 1 Januar bis 31 Mai 1830 war die verzollte Quantität dieses Artikels 81,615 Tonnen, und in derselben Zeit von 1831: 83,590. — Was die Indigoproduktion in Ostindien betrifft, so sind die Ernten ein wenig minder reich als in vorigen Jahren ausgefallen; indeß scheinen die Vorräthe doch noch die Konsumtion zu überwiegen. Der Indigoverkauf in England hat überhaupt abgenommen, da die fremden Kaufleute, und namentlich die französischen, angefangen haben, ihren Bedarf an Ort und Stelle selbst einzukaufen. So haben die Franzosen auf den lezten Calcutta-Märkten gegen 70000 Kisten Indigo gekauft, die zum Theil schon in Havre und Bordeaux angelangt sind. — Auch die Zuckerernte, glaubt man, wird heuer in Westindien, Demerara, Trinidad, Mauritus und Cuba minder ergiebig ausfallen; aber die Produktion dieses Artikels ist in Brasilien dermaßen im Steigen begriffen, daß dadurch der anderwärts entstandene Ausfall hinlänglich gedeckt werden wird

•

Nach einem Schreiben des geheimen Regierungsrathes und preußischen Generalkonsuls Koppe in Mexico ist in einem alten Archive der vormaligen Audiencia dortselbst ein merkwürdiges Manuscript unter dem Titel: „Residencia del Conquistador Hernan Cortes" aufgefunden worden, dessen Bekanntmachung durch den Druck demnächst zu erwarten steht. — Mexikanische Zeitungen enthalten die Ankündigung einer mexikanischen Literatnrzeitung unter dem Titel: „Almazea de la Cienceas y Artes." Es ist zu vermuthen, daß sie die Gegenstände ihrer Beurtheilung vor der Hand mehr in Europa als in Mexico zu suchen haben wird. Merkwürdig ist es, daß der Klerus sich eben jezt wieder in mehreren unter seinem Einflusse geschriebenen Zeitungsartikeln stark gegen die unbedingte Einfuhrfreiheit europäischer und namentlich französischer Bücher zu regen angefangen hat. (Jahrb. für wissensch. Kritik.)

•

Ein Einwohner von Blackburn ist im Besize des Gebetbuches, das König Heinrich VIII von England seiner Tochter Elisabeth bei ihrer Konfirmation zum Geschenke machte. Diese antiquarische Kuriosität wurde aus ihrer Verwahrung zu Hampstead Court zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entfremdet und der Bibliothekar wegen des Verlustes des schäzbaren Buches seines Dienstes entsezt. Das Buch ist mit handschriftlichen Randbemerkungen oder Sprüchen versehen, und ist, wie man vermuthet, das eigentliche Liebespfand, durch dessen Absendung an die Königin Elisabeth Essex sein verwirktes Leben hätte erretten können. Das Titelblatt zeigt einen Triumphbogen und folgende Worte mit schwarzen Buchstaben:

„C. Certeine, Prayers and Godly Meditacyons very nedefull for euery Christien." Als Druckort liest man: „Emprinted at Marlboro, the yere of our Lord a MCCCCCXXXVIII per me Joanis Philoparian." Das Buch ist noch gut erhalten, in Sammt gebunden, mit dem königlichen Wappen und Rosen bemalt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 205. 24 Julius 1831.

Vorläufige Mittheilungen aus dem Reisejournal der Gebrüder Lander. *)

Die Gebrüder Lander reisten im Januar 1830 von Plymouth ab mit dem Auftrage, wenn die afrikanische Küste erreicht sey, von Badagry zu Lande nach Bussa zu gehen, und von dort aufwärts den Fluß Yuri. An diesem Orte sollten sie sich auf dem Quorra oder Niger einschiffen, und den Fluß nicht verlassen, wo immerhin er auch seine Richtung nähme, bis sie zu seiner Ausmündung in die See gelangten. Diesen Aufträgen kamen sie buchstäblich nach. Es scheint, daß der Niger ein von dem Quorra ganz verschiedener Fluß ist; dieser Schluß läßt sich aus den zwei folgenden Bemerkungen ziehen: erstens hörten die Reisenden das Wort Niger bei keinem der an seinen Ufern wohnenden Volksstämme, auch nannten ihn die nordwärts gelegenen stets Quorra; zweitens bezeichneten ihn die südwärts wohnenden Eingebornen mit dem Namen „schwarzes oder dunkles Wasser“ oder auch „Vater des Wassers.“

Die Beschreibung von dem Wege der Reisenden nach Kiama ist höchst anziehend und romantisch; er führte sie durch Waldungen von ungeheuren Bäumen, deren Laub von solcher Dichtigkeit war, daß es kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Es war bereits spät am Tage, als sie noch eine geraume Strecke von Kiama entfernt waren. In der Abenddämmerung begegnete ihnen eine Schaar berittener Soldaten, die ihnen von dem König von Kiama entgegen gesendet worden war, um sie nach der Stadt zu geleiten. Die Nacht brach herein, und die Feuerkäfer, die nach allen Seiten um sie her schwirrten, wie fliegende Flammen, strahlten wider auf dem funkelnden Pferdgeschirr und den Rüstungen und Waffen der Soldaten. Der ganze Forst wimmelte von diesen Glühwürmern. Die Reiter ritten bald den Fremden zur Seite, bald hinter ihnen, bald sprengten sie an ihnen vorbei und voraus, und vermehrten dadurch nicht wenig das Getümmel und die Ansehnlichkeit des Zuges, der in wenigen Stunden zu Kiama eintraf. Die Reisenden wurden unverzüglich dem Könige vorgestellt, der sie gnädig aufnahm, und in einem der besten Gebäude der Stadt unterbringen ließ.

Als sie durch eine andere Stadt ihre Wanderung fortsetzten, sprengten gleichfalls berittene Krieger ihnen entgegen, und führten vor ihnen einige Schwenkungen aus, wobei sie kaum einen Zoll von der Nase der Fremden (zu geringer Ergötzlichkeit derselben) ihre Schwerter schwangen, dann aber von den Pferden stiegen, und sich auf die Erde warfen, indem sie zugleich versicherten, ihr König befinde sich im besten Wohlseyn.

Als die Reisenden zu Bussa ankamen, waren sie überrascht zu finden, daß diese Stadt nicht auf einer Insel liegt, wie Clapperton vermuthet hatte. Es war leicht zu errathen, was ihn zu dieser irrigen Annahme verleitet hatte. Bussa liegt auf einer Landzunge, die durch die Vereinigung eines träg hinschleichenden Flusses mit dem Quorra gebildet wird. Clapperton nannte diesen Nebenfluß Menai und hielt ihn für einen Arm des Quorra; da er nun über denselben nach Bussa gelangte, so glaubte er natürlich, daß diese Stadt auf einer Insel liege. Auch zu Bussa wurden sie von dem Könige sehr gnädig aufgenommen. Obgleich sie nun sehr begierig waren, an diesem Orte über Parks Papiere, dessen Spur hier verloren ging, Erkundigungen einzuziehen, so trugen sie doch anfänglich Scheu nach ihm zu fragen, aus Furcht den König zu beleidigen, und in seine Ungnade zu fallen. Endlich faßten sie dennoch den Muth, sich zu erkundigen, und erfuhren, daß ein Mann noch ein Buch besitze, das jenem unglücklichen Reisenden zugehört habe. Man versprach eine Belohnung, wenn es das gesuchte Reisetagbuch sey, und mit großer Feierlichkeit wurde endlich an einem bestimmten Tage der vermeinte Schatz herbeigebracht, wobei von beiden Seiten die gespannteste Erwartung herrschte, da die Reisenden von Begierde brannten, Parks Journal zu retten, und die Neger den ausgesetzten Preis zu erlangen. Das Buch wurde langsam aus einem Tuchumschlage herausgewickelt, bestand aber nur zu größtem Verdruß der getäuschten Reisenden aus Logarithmentafeln.

*) Obenstehende Mittheilungen sind einem Berichte entnommen, der als ein Auszug des Reisejournals der Gebrüder Lander, am 27 Junius, in einer Sitzung der königl. geographischen Gesellschaft vorgelesen wurde. In derselben Sitzung, welcher auch der jüngere Bruder beiwohnte, (der ältere war durch Krankheit verhindert) wurde beiden der Dank der Gesellschaft für ihre schätzbaren Nachrichten votirt. Der Präsident zeigte am Schlusse an, daß den Brüdern der von dem König ausgesetzte Preis von fünfzig Guineen für die Entdeckung der Quorra-Mündung zuerkannt worden sey. Die hier gegebenen Auszüge sind einstweilen als Ergänzungen zu den bereits in diesen Blättern S. 656, 680, 755 u. 756 mitgetheilten Nachrichten zu nehmen, bis das Reisewerk der Lander selbst in Druck erscheinen und weitläufigere Mittheilungen erlauben wird.

Die berühmte Stadt Yuri erreichte man nach einer mühseligen Reise von vier Tagen den Fluß aufwärts, dieser war in der Nähe von Bussa an manchen Stellen so seicht, daß man ihn fast durchwaten konnte. Während ihres Aufenthaltes zu Yuri trat die Regenzeit ein, und bevor sie es verließen sahen sie die Stadt zur Hälfte unter Wasser gesetzt. Dieß ist in den Städten an dem Ufer des Quorra häufig der Fall, da sie meist so nahe an den Fluß hin gebaut, oder so niedrig sind, daß sie bei dem Aufschwellen des Flusses durch den Regen sogleich überschwemmt werden. Die Brüder Lander verließen Yuri auf dem Flusse Cubba, der nördlich von der Stadt sich in den Quorra ergießt und fuhren auf diesem wieder nach Bussa hinab, indem sie ohne Gefahr über die Sandbänke und Untiefen hinwegfuhren, die bei ihrer Heraufreise fast trocken gelegt waren.

Großen Verzug erlitten die Reisenden, wie es scheint, durch die Schwierigkeit sich Fahrzeuge zu verschaffen, wie durch die Trägheit der Eingebornen.

Der erste Punkt von Bedeutung, den sie unterhalb Bussa erreichten, war eine Stadt Rabbah genannt, auf dem nördlichen Ufer des Flusses gelegen. Hier nimmt der Fluß eine beträchtliche Strecke weit bis nach Egga hin, einer gleichfalls ansehnlichen Stadt auf dem entgegengesetzten Ufer, eine östliche Richtung. An diesem Orte hatten die Reisenden Gelegenheit über den Sklavenhandel mehrere Beobachtungen anzustellen; sie sahen eine Partie von mehr als zweihundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied durcheinander reihenweise zum Verkaufe ausgestellt. Von hier aus gehen diese Unglücklichen von Hand zu Hand bis sie an das Meer gelangen, wo die europäischen Menschenfleischhändler sie übernehmen. Die Reisenden sahen hier Kanoes, die in der Mitte eine Hütte hatten, geräumig genug, den Eigenthümer und seine ganze Familie zu beherbergen; in dieser leben sie Jahr aus Jahr ein, treiben ihren Handel und bedürfen keiner andern Wohnung. Viele dieser Fahrzeuge hatten ihren Spiegel mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, um hiedurch die Räuber abzuschrecken, vor denen der Fluß wie es scheint, nicht sicher ist. Die Bewohner einer Insel in der Nähe dieser Stadt flüchteten über Hals und Kopf aus dem Dorfe, da der Fluß so gestiegen war, daß es bis zur Hälfte unter Wasser stand. Von einem hohen Felsen, der in diesem Theile des Flusses liegt, weiß das Volk allerlei wunderbare Sagen zu erzählen. Die Eingebornen glauben, daß er von einem guten und wohlthätigen Genius bewohnt werde. Dieser Fels erhebt sich weit sichtbar über den Fluß, ist von weißer Farbe und über dreihundert Fuß hoch. Auf demselben, so geht die Sage, ist Sünde und Kummer unbekannt; der Hungrige wird gesättigt, der Kranke geheilt, der Betrübte getröstet. Wer aber diese selige Insel besuchen will, muß zuvor sein Anliegen dem Felsengenius durch Gebete zu wissen thun; nimmt ihn dieser auf, so wird er gesättigt, wenn er hungrig ist, mit den köstlichsten Speisen; er geneset zur Stelle wenn er krank ist, und will er einige Tage auf dem Eilande verweilen, so ist es ihm erlaubt, und er mag in Fülle aller Herrlichkeit desselben genießen. — Fundah liegt nicht am Ufer des Quorra, wie Clapperton muthmaßte, sondern drei Tagreisen aufwärts von dem Punkte, wo der Tschadda und Quorra sich vereinigen. Es führt auch von dem linken Ufer des Quorra, gerade dem großen Sklavenmarkte Becquay gegenüber, ein Landweg nach Fundah.

Zunächst unterhalb der erwähnten Vereinigung des Quorra strömt der Fluß südwärts durch eine Gebirgskette hin, die ihren Lauf südöstlich nach dem Meere zu nimmt. Der Fluß nimmt seine südliche Richtung ungefähr 200 Meilen von der See entfernt bei Becquay einem berühmten Sklavenmarkte, der wie es scheint von den Menschenhändlern aller umliegenden Orte und vorzüglich der gegen die See abwärts gelegenen besucht wird. Die Käufer, welche Häuptlinge der vorzüglicheren Städte sind, bringen hieher als Tauschartikel die Güter, die sie von den Schiffen an der Mündung des Benin, und anderer Flußarme erhalten haben, und die aus Rum oder vielmehr aus Wasser und Rum, Baumwollenzeugen, Flinten, Pulver und Blei u. s. w. bestehen, so daß Becquay als der am ganzen Fluß weit berühmteste Handelsplatz für Sklaven und Elfenbein zu betrachten ist.

Des Unfalles, der die Reisenden in der Nähe von Kerri, ein wenig weiter den Fluß abwärts, befiel, ist bereits in diesen Blättern gedacht worden; sie wurden angegriffen und das Kanoe versank mit allem ihren Gepäcke. Einige ihrer Journale giengen dabei zu Grunde, doch wurde von denselben glücklicherweise noch genug gerettet, um den Reisebericht zu vervollständigen. Jede der Städte an diesen Ufern des Flusses wird von eigenen Häuptlingen oder Königen beherrscht. Es gilt hier kein anderes Recht, als das des Stärkeren, und die einzelnen Stämme sind in fortwährenden Raubzügen gegen einander begriffen. Unterhalb dieses Ortes nimmt der Fluß seinen Lauf südwestlich bis dahin, wo er sich zu einer Art von kleinem See ausbreitet, und in mehrere Arme südlich und westlich vertheilt, so das Delta bildet. Die Gegend nimmt hier ein höchst einförmiges Aussehen an — auf viele Meilen weit zeigt sich keine Erderhöhung — der Mangelbaum wird am Ufer vorherrschend — man bemerkt schon die Einwirkung der Fluth, und das Meer ist endlich erreicht. An den Ufern des Flusses bemerkt man viele Dörfer und angebaute Ländereien, und zwar mit wenigen Ausnahmen alle drei oder vier Meilen. Die Breite des Stromes ist nach Angabe der Reisenden an manchen Stellen fünf bis sechs Meilen (engl.) und die Geschwindigkeit des Falles vier bis fünf Meilen in einer Stunde.

Die Contemporaine in Aegypten.

3. Osman Bey. — Die Exekution. — Mohammed Ali. — Der Hungertod.

(Schluß.)

Mohammed Ali empfängt alle Fremden, die ihm von ihren Konsuln vorgestellt werden, aber nur gegen die Franzosen zeigt er eine Art Vorliebe und ich möchte sagen Freundschaft. Manchmal während seiner Unterredungen mit andern Konsuln bemerkte ich Ungeduld und Langeweile auf seinem Gesichte, das sich dann verdrüßlich zusammenzog. So hatte eines Tages der englische Konsul Barker es unternommen, Mohammed Ali zu erklären, durch wie viele Hände eine Nähnadel laufen müsse, bis sie fertig sey; ich las in den ausdrucksvollen Blicken des Vizekönigs: „So viel Arbeitsleute für eine Nadel! Man soll mir in Aegypten keine Nadeln verfertigen. Ich will lieber Kanäle graben und Fregatten bauen."

In dem Diwan, wo der Pascha gewöhnlich die Fremden empfängt, habe ich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Franzosen besser als andere Völker die nützliche Kunst verstehen, vor den Fürsten des Orients über Sachen der Industrie zu sprechen, ohne weitschweifig oder langweilig zu werden. Dazu ermuntert sie auch Mohammed Ali durch lebhafte und interessante Fragen. Im Ganzen können sich alle Franzosen über die herablassende Aufnahme bei diesem Fürsten Glück wünschen. Ich sah davon während meines Aufenthaltes in Aegypten, nur ein einziges Beispiel vom Gegentheile. Herr Bruat, einer der Unternehmer, welche die Fregatte die „Aegyptierin" auf der Werfte von Marseille für den Pascha gebaut hatten, war nach Alexandrien gekommen, um das Geld dafür abzuholen, das sich auf siebzehn bis achtzehn hunderttausend Franken belief. Nun hatten aber einige Personen dem Pascha begreiflich gemacht, wie übertrieben dieser Preis sey, daß die Fregatte mit vierzehn hunderttausend hinreichend bezahlt sey, und daß man von Dem was abfiele, noch eine hübsche Brigg hätte bauen können. Kurz der Vizekönig war äußerst übel zu sprechen, und da er immer und immer wieder von dem unangenehmen Handel sprechen hörte, so wollte er der Sache einmal ein Ende machen. Anstatt despotisch durchzuhauen, wie er gekonnt hätte, befahl er edelmüthig genug seinem Minister Boghos: „Man bezahle Bruat und lasse mich nicht mehr davon hören, aber ihn auch nicht vor meine Augen kommen."

Indem ich ein Bild von dem Aeußern Mohammed Ali's entwerfe, schmerzt es mich, nicht gleich gut von seiner Regierung und dem Zustande seines Volkes sprechen zu können, wenn ich anders der Wahrheit treu bleiben will. Jedesmal wenn ich die edle und anmuthvolle Gestalt dieses Fürsten betrachtete, seufzte ich: Ach könnte ich mit ihm nur ohne Dolmetscher sprechen! Könnte ich ihm Alles sagen, was ich von dem Elend, von den empörenden Unterdrückungen und Abscheulichkeiten gesehen habe — gewiß das Wort, das keinen andern Zweck hätte, als die Menschlichkeit und seinen Ruhm, es müßte eine Seele rühren, die so viele Zeichen angeborener Güte zur Schau trägt. Welche träumerische Entwürfe, welche chimärische Hoffnungen zogen mir durch den Kopf! Eine Frau kann immer mehr wagen, als ein Mann, und ich bildete mir steif und fest ein, daß Mohammed Ali das Elend seiner Unterthanen nicht kennen müsse, obgleich wieder die elenden Hütten um seine Paläste herum mich mehr als einmal auf den Gedanken brachten, dieser traurige Anblick müßte seine Bekümmerniß erregen. Aber wahrscheinlich haben niedrige Schmeichler aus seinem edelmüthigen Herzen das Mitleid verscheucht, indem sie ihn beredeten, nur so könne der Araber unterwürfig erhalten werden, und das Volk leide nicht. Elende Rathgeber der Fürsten! Das Volk leidet nicht, und ihr könnt nicht von dem Palaste des Pascha bis zu den euren, die ihr seiner übelangewendeten Großmuth verdankt, gelangen, ohne auf den Gassen und öffentlichen Plätzen Schaaren halbverhungerter, zerlumpter oder nackter Menschen zu erblicken, die sich um das Kehricht streiten, aus dem sie einige Melonenschalen oder Ueberreste von Früchten hervorscharren. Nein, nichts kann das scheußliche Elend des Volkes zu Alexandrien, zu Cairo und in den Dörfern, die an den Ufern des Nils liegen, mit genugsam lebendigen Farben schildern.

Unsere Gelehrten in Entzückung vor den Trümmern einer zweifelhaften Antiquität haben von Aegypten nichts beschrieben, als die Ansichten des Niles, die Säulen, die Obelisken, die Tempel und Moscheen; ihre Empfindsamkeit wurde von Nichts angesprochen, als von der Aufnahme bei den Konsuln und ihrem Empfang in dem Diwan.

Am Tage vor unserer Abreise nach Cairo gingen wir bei Sonnenaufgang aus. An einem der äußern Thore stand ich wie zermalmt bei dem Anblicke eines Mannes, der in elenden Lumpen von brauner Wolle eingehüllt sich am Boden wälzte, und uns blind oder lahm schien. Vor drei Tagen schon hatten wir ihn an demselben Orte gefunden. Der Unglückliche lag in Todeszügen und war im Begriffe, im Staube, ohne Beistand ein erbarmungsvolles Leben voll schrecklicher Entbehrungen zu endigen. Sein Anblick war so grauenvoll, daß wir uns nicht zu nähern wagten. Der Araber der uns führte, machte uns endlich in schlechtem Italienisch begreiflich, daß der Arme Hungers sterbe. Hungers sterbe, vor einem der volkreichsten Thore! Dieser Gedanke machte auf mich eine schreckliche Wirkung! Wie, diese Menschen die mit Brod, Gurken und Wasser glücklich leben können, aus Noth Hungers sterben, an einer Heerstraße, wo noch dazu alles, was von Europäern in Alexandrien ist, seinen Spaziergang macht? Wir empfahlen den Unglücklichen dem mitleidigen aber armen Araber, und wollten uns schon auf den Weg machen, um Anstalten zu treffen, den sterbenden Mann irgendwo unterzubringen, als ich drei Mönche über die Brücke gehen sah. Ich lief auf sie zu, und da ich eine Sünde an ihrem heiligen Berufe zu begehen glaubte, wenn ich eine abschlägige Antwort erwartete, so erklärte ich ihnen ganz einfach in italienischer Sprache, daß ein Araber vor Hunger sterbe, und daß ich ihn ihrer brüderlichen Liebe empfehlen wolle. Aber welchen Abscheu flößte mir die kalte und empörende Barbarei dieser Mönche ein, die sich sogar weigerten, nur einen Schritt zu gehen, um den Unglücklichen zu sehen, für den ich ihr Mitleid anflehte. Allein wann hatte je Menschlichkeit unter Kutte und Kapuze gewohnt! Ich hörte einen der drei sagen E quella impia che va vestita da uomo.

Der arme Araber wurde zwar endlich auf unsere Verwendung in ein Spital gebracht, hauchte aber bald darauf seine Seele auf.

Der Tod des Grafen Diebitsch.

Mit dem Tode dieses Mannes ist abermals eine neue Phase in den täglich mehr sich verwickelnden Angelegenheiten des nordöstlichen Europa's eingetreten. Ob er Gift genommen oder erhalten, ob seine durch Kummer untergrabene Gesundheit dem Angriffe der mörderischen Krankheit erlegen, oder irgend ein anderer Umstand den Faden seines Lebens so schnell abgeschnitten, das wollen wir hier keineswegs untersuchen; die Behauptung aber dürfte wenig Widerspruch finden, daß er noch lebte, wenn ein glücklicher Erfolg ihn nicht in heillose Zerwürfnisse verwickelt und die Kräfte und den Muth seines Geistes aufrecht erhalten hätte. Diebitsch war kein gewöhnlicher General, und wenn man ihn gleich nicht zu den Feldherren ersten Rangs rechnen darf, so beweist doch die Raschheit seiner Entschlüsse, die Schnelligkeit in der Ausführung und die Ausdauer bei unerwarteten Hindernissen, und unter höchst ungünstigen Umständen, daß er unter den Feldherren der neueren Zeit auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen kann, was auch in der nächsten Zeit ungünstige Berichte über ihn sagen mögen. Es ist kein Zweifel, daß Diebitsch die ganze Gefahr des polnischen Aufstands für das russische Reich in ihrem ganzen Umfange erkannte, und darnach ist sein Benehmen zu beurtheilen. Als er im Anfange des Februars den Feldzug in Polen begann, fehlte fast noch ein Drittel des hiezu bestimmten Heers; doch mochte seine Macht immerhin 130.000 bis 140,000 Mann betragen, war also jedenfalls den regelmäßigen polnischen Truppen

nun mehr als das Doppelte überlegen. Er hatte die Wahl, den Krieg im Winter oder im Sommer zu führen; denn nur diese beiden Jahrszeiten gestatten eine leichte Zufuhr; das Frühjahr mit seinen Regen mußte ihm in einem Lande wie Polen verderblich werden. Zum Unglücke für ihn trat mit dem Tage, da er den polnischen Boden betrat, dem 5. Februar, auch Thauwetter ein, eine in Polen fast unerhörte Sache. Hätte die Kälte fortgedauert, so würde er den Zug vom Bug bis nach Praga in fünf bis sechs Tagen bewerkstelligt, die vom Fürsten Radziwill nicht zum Klügsten aufgestellte Truppenlinie durch seine Uebermacht gesprengt und die größere Hälfte an die untere Weichsel geworfen haben: mit seiner Hauptmacht hätte er dann die schwache Macht der Polen vor Praga ohne große Mühe überwältigt. Aber die durch das Thauwetter grundlosen Wege erschwerten das Fortbringen der Artillerie, und der Mangel daran in den ersten Gefechten verdreifachte den Werth der begeisterten Tapferkeit der Polen, die nun nicht gegen die blinde Uebermacht einer zahlreichen Artillerie ihr Leben nutzlos vergeudeten. Statt am 10 und 12 vereinigte Diebitsch in Folge dieses Unfalls seine Hauptmassen erst am 18 und 20 in der Nähe von Praga, wo er nun die zwar bedeutend schwächere, doch immerhin vereinigte Macht der Polen zum entschlossensten Widerstande bereit fand.

Nach vielen blutigen und doch nichts entscheidenden Gefechten kam es am 25 zur Hauptschlacht; lange schwankte der Kampf, doch endlich zogen sich die ermatteten Polen zurück näher nach Praga. Diesen Augenblick ersah Diebitsch und strengte seine letzte Kraft an; eine furchtbare Reitermasse mit Geschütz wohl versehen sprengte gegen die Linie der Polen an, um sie zu durchbrechen, und so dem Kampfe ein Ende zu machen. Aber die Polen erkannten, daß der Augenblick da sey, der über Leben und Tod ihrer Nation entscheide. Mit Wuth warfen sie sich von allen Seiten auf die heranstürmenden Reiter, und nach schrecklichem Gemetzel mußten diese endlich den Rückweg suchen. An diesem Tage ward Diebitsch besiegt, weil er nicht Sieger war, und nun begann für ihn eine Reihe von Unfällen und Kränkungen, denen er endlich unterlag.

Von alter Zeit her hatten immer viele Deutsche in den russischen Heeren gedient, und, von Vaterland und Freunden losgerissen, dem Kaiser, der sie angestellt, meist mehr Treue und Ergebenheit bewiesen, als die Nationalrussen. Seit dem Ausbruche der Adelsverschwörung stieg bei dem Kaiser die Vorliebe zu den Deutschen, und es ist bemerkenswerth, daß in diesem polnischen Feldzuge beinahe alle höhern Generale Deutsche oder wenigstens aus den deutschen Provinzen Rußlands sind. Mit welchem Auge der Nationalrusse diese Vorliebe des Kaisers und die bevorzugten Deutschen betrachtete, läßt sich leicht ermessen, und die Ernennung Diebitschs zum Oberfeldherrn gegen die Türken hatte bereits eine gefährliche Stimmung im Heere erzeugt. Der unerwartet glückliche Gang des türkischen Kriegs gebot jedoch den Unzufriedenen Schweigen, und so lange überhaupt das Glück der deutschen Generale dauerte, mochte von der Unzufriedenheit wenig zu fürchten seyn. Aber der Tag des Unglücks erschien, und mit ihm die Reaktion der Nationalrussen gegen die Deutschen im Heere.

Die Zahl der deutschen und anderer fremden Generale in den gegen Polen verwendeten Heeren ist ungewöhnlich groß; eine polnische Zeitung (s. Ausland, S. 679) zählte deren etliche vierzig auf, und ist der Meinung, die Liste sey doch noch nicht vollständig. Die russische Regierung mochte ihren Grund hiezu haben, und dieser ist nicht allzuweit zu suchen. Die Polen haben in ihren neuen Eröffnungen über die geheimen Gesellschaften während der russischen Herrschaft jede Verbindungen derselben mit den verschwornen Adeligen in Rußland durchaus abgeleugnet, und dieß mag in der Sphäre dieser Gesellschaften selbst, deren Zweck für die Mehrzahl der Mitglieder doch immer nur die Unabhängigkeit Polens von Rußland seyn konnte, seine vollständige Richtigkeit haben; ob aber nicht die höhern Leiter dieser Gesellschaften mit den russischen Verschwornen in näherer Verbindung standen, ist eine ganz andere Frage. Die russische Regierung scheint von jeher die Ueberzeugung gehegt zu haben, daß diese Verbindung bestanden, und vertraute wohl darum nur wenigen Nationalrussen Oberkommando's in der Armee gegen Polen an, da sie fürchtete, dieselben möchten einen sehr ungelegenen Gebrauch davon machen.

Mehrere einzelne kleine Umstände, die Sendung Orlows, die schnelle Ernennung des Grafen Paskewitsch, die vielleicht schon vor Diebitschs Tode geschehen oder beschlossen war, die Entfernung mehrerer anderer deutscher Generale: alles dieß beweist einen ziemlich vollständigen Sieg der Nationalrussen am Hofe. Daß diese einen solchen Sieg nicht mit sonderlicher Schonung benutzen werden, dafür zeugen manche Beispiele, und die Frage ist jetzt, welchen Einfluß wird dieß Ereigniß auf den Krieg in Polen haben.

Wie Diebitsch bis zu seinem am 9 Junius erfolgten Tode die russische Armee trotz der Widerspenstigkeit untergeordneter Befehlshaber, trotz der ungünstigen Witterung und trotz dem Aufstande im Rücken noch erhalten konnte, ist ein Räthsel, das auch durch die Zufuhren aus Preußen noch nicht gelöst ist; jedenfalls erforderte die Sache eine Thätigkeit und einen Eifer von nicht gewöhnlicher Art. Will nun Paskewitsch den Krieg in der Art fortführen, wie Diebitsch es gethan hat, so übernimmt er ein Wagestück, dessen Ausführung höchst zweifelhaft und dessen Mißlingen die russische Armee und vielleicht die russische Regierung ins Verderben stürzt. Von den in Polen eingerückten russischen Truppen ist gewiß höchstens noch die Hälfte schlagfertig; die mörderischen Schlachten, die nicht minder mörderischen Krankheiten, der Einfluß einer höchst ungünstigen Witterung, so wie die unausbleibliche Desertion haben den Russen wahrscheinlich mehr als die Hälfte der kampffähigen Mannschaft geraubt. Der Aufstand in Schamaiken, Litthauen, Podolien, Volhynien und der Ukräne dauert fort und verstärkt sich an manchen Orten zusehends, macht also die Stellung der Russen in Polen, ohne entscheidende Uebermacht, immer prekärer. Wird da nicht die Partei der Nationalrussen das leichte Auskunftsmittel ergreifen, den unglücklichen Stand der Dinge theils dem Aufstand in Litthauen, theils und hauptsächlich den deutschen Generalen zuzuschreiben, und so einem Kampfe sich entziehen, wo viel Ungemach und wenig Ehre mehr zu holen ist? Schon benachrichtigen uns die öffentlichen Blätter, daß Paskewitsch nach seiner Ankunft einen Kriegsrath zusammengerufen und in Folge desselben Depeschen an den Kaiser abgesendet habe, des Inhalts, die Armee befinde sich in einem Zustande, daß sie ohne alsbaldige und bedeutende Verstärkung nichts Großes unternehmen könne, sondern den Rückweg nach Litthauen einschlagen müsse. Hat nicht vielleicht die polnische Regierung gerade diesen Augenblick ergriffen, um den Landsturm aufzubieten?

Sogleich eine bedeutende Verstärkung der russischen Armee in Polen zu senden, scheint beinahe unmöglich, und ihr Rückzug wird dadurch sehr wahrscheinlich; aber die Folgen eines solchen Ereignisses sind ungeheuer. In allen russisch-polnischen Provinzen sind die zahlreichen Edelleute, welche an dem Aufstande Theil genommen, zwischen Sieg und Tod gestellt. Die polnische Armee wird also, wenn sie nach Litthauen kommt, noch bedeutendere Unterstützung finden, als die kleinen Korps von Gielgud und Chlapowski. Ist der Rückzug der Russen einmal begonnen, so wird er, da sie eine tapfere und zahlreiche Armee auf ihren Fersen und ringsumher eine empörte Bevölkerung haben, ohne großen Aufenthalt nordöstlich bis an die Düna und südöstlich bis an den Dnepr gehen, die nun statt der Weichsel und des Bugs sich von dem Blute der tapfern Polen und ihre Feinde färben werden. Was wird dann aus dem von Krieg und Pest verheerten Rußland werden?

Wenn Polen siegt, kann Rußland in seiner jetzigen Verfassung nicht bestehen. Seit Peter dem Großen hat man in Rußland jede nationale Entwicklung durch einen militärisch-strengen Organismus der Verwaltung unmöglich gemacht; dort brachen, weil auch der Adel an Unterwürfigkeit gewöhnt war, wenig Empörungen, doch desto mehr Hofrevolutionen aus, in Polen aber, das einer unbändigen zügellosen Freiheit genossen hatte, mußte der Schraubstock der russischen Verwaltung einen glühenden Haß entflammen. Seit mehr als fünfzig Jahren stehen nun Polen und Russen in steter Verbindung; ihre Sprachen sind so verwandt, daß sie sich ohne große Mühe verstehen, was den jetzigen Krieg mehr einem Bürgerkriege als einem Kriege zwischen verschiedenen Nationen ähnlich macht. Wird nicht endlich bei fortdauerndem Unglücke der russischen Heere zwischen den freien Polen und dem mit der kaiserlichen Herrschaft unzufriedenen russischen Adel eine Uebereinkunft getroffen werden, die, wenn nicht gegen die kaiserliche Familie selbst, doch gegen die jetzige Regierungsweise gerichtet ist? Solche Plane bestanden gewiß im Jahre 1825, solche Ideen herrschen gewiß noch in manchen Köpfen; zu welchen Resultaten werden sie führen? Das ist eine Kette wahrscheinlicher Folgen und Möglichkeiten, deren erster Ring an Diebitschs Bahre hängt. So lange er mit Glück und Ruhm die kaiserlichen Heere befehligte, stand das geschraubte System aufrecht, mit seinem Unglücke und seinem Tode kann es stürzen; denn keiner der andern deutschen Generale scheint seinen Geist und seine Kraft zu besitzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 206. 25 Julius 1831.

Die Aussicht Polens auf eine künftige dauerhafte Regierung.

In einem kurz vorhin in diesen Blättern erschienenen Artikel (s. Ausland Nro. 203 u. 204) über die gegründeten Ansprüche Polens auf Wiederherstellung seiner alten Gränzmarken, durch die es allein eine sichere und für ganz Europa heilsame Unabhängigkeit hoffen darf, ist die Frage, ob Polen auch durch eine den Fortschritten des Jahrhunderts angemessene innere Verfassung sich zu einer selbstständigen Macht werde bilden können, aufgeworfen worden, und ihre Lösung soll in nachstehenden Zeilen versucht werden.

Das Gebiet einer Nation mag einen noch so weiten Umfang und in seinen Gränzmarken eine noch so gute Vormauer der Vertheidigung haben, um bei jeder Gelegenheit den Angriffen eines mächtigen Nachbars widerstehen zu können, ohne einen allgemeinen Aufruf an die Nationalkraft ergehen lassen zu müssen; niemals kann sie dennoch unter den übrigen Nationen eine ehrenvolle Stellung einnehmen, niemals sich ihren Feinden furchtbar und ihren Freunden nützlich beweisen, niemals über ihre eigene Kraft nach Willkür gebieten, wenn nicht ihre äußere Macht auf innere gegründet ist, d. h. auf eine zweckmäßige Harmonie aller Klassen der Staatsbürger und auf eine wohlgeordnete und erleuchtete Verwaltung. Nur weil diese innere Harmonie in dem alten Polen von 1772 fortwährend gestört wurde, war es bei einem fruchtbaren Boden, bei einer tapfern Bevölkerung, bei einem beträchtlichen Gebiete und ziemlich gesicherten Landesmarken nicht im Stande, den ungerechten Eingriffen seiner Nachbarn Widerstand zu leisten. Aber eben dadurch daß die fremden Eroberer eine ganz verschiedene Ordnung des staatsbürgerlichen Lebens einführten, besitzt gegenwärtig Polen alle inneren Elemente, die einem Staate seine äußere Unabhängigkeit verbürgen.

Werfen wir einen Blick auf Polen im Jahre 1772 zurück. Ein stolzer und zügelloser Adel verwickelte die Masse des Volkes in immerwährende Kriege für Interessen, die ihr völlig fremd waren. Die einen stellten schon damals den in unsern Tagen von der heiligen Allianz ausgesprochenen Grundsatz auf, die Souveräne müßten sich als Brüder und Landsleute betrachten, und trugen daher kein Bedenken, die Macht der benachbarten Höfe zur Unterstützung ihres Ehrgeizes gegen die mit ihnen um den Vorrang streitende Partei im Vaterlande herbeizurufen; die anderen erblickten in der fremden Invasion nur die bevorstehende Erniedrigung, mit dem Volke die Macht theilen zu müssen, die sie bis jetzt allein zur Unterdrückung desselben ausgeübt hatten.

Das Volk, welches einsah, daß es nur um den Wechsel eines Herrn zu thun sey, blieb inmitten dieses Streites gleichgültig gegen den Ausgang eines Kampfes, der auf einem Boden geführt wurde, den es nicht den seinigen nennen durfte. Es gab damals in Polen freie Bürger; aber es gab keinen socialen Körper. Die Polen hatten ein weites Ländergebiet, aber kein Vaterland. Die Könige von Polen, durch die Macht der großen Vasallen entkräftet, suchten lange Zeit einen Stützpunkt in den Interessen der Masse und indem sie die bürgerlichen Gemeinden erhoben, um die privilegirten Kasten zu schwächen, hofften sie die Prärogativen der Krone erweitern und verstärken zu können. Allein die benachbarten Mächte, die von dieser inneren Zwietracht Vortheil zogen, wußten stets die Erweiterung der königlichen Macht zu verhindern. Aus diesem Grunde sah man oft die polnischen Könige die Partei der Volksfreiheit ergreifen, während dagegen die widerrechtlichen Anmaßungen der Fremden stets in den Usurpationen der privilegirten Kasten eine Stütze fanden. Während so das alte Polen der Bewunderung der Welt die schönsten Vorbilder unbeugsamen Muthes darstellte, bot es nur allzuoft auch das Beispiel dieser beklagenswerthen Verbindungen des einheimischen Adels mit den raubgierigen Fremden. So wurde die erste Zertrümmerung Polens im J. 1772 herbeigeführt; so wurde es im Jahr 1793 zerrissen, so wurde sein Untergang im Jahre 1795 vollendet.

So oft ein Staat auf diese Weise im Kriege gegen sich selbst begriffen ist, in dessen Folge die Kämpfe der Kasten damit endigen, daß zuletzt die Masse des Volkes sich gegen die Masse der Kasten erhebt, wodurch dann alle Bande der gesetzlichen Gewalt zerrissen werden, und Niemand mehr befehlen kann, weil Niemand mehr gehorchen will — so oft dieß eintritt, entspringt nothwendig daraus eine innere Anarchie, die um so länger dauern wird und deren Folgen um so heilsamer seyn werden, als die Nation stark und die Kasten schwach sind. In diesem Falle befand sich Frankreich im Jahre 1793. Bei dem Kampfe, der sich hier zwischen den Menschenrechten und den Privilegien entspann, bewaffneten sich die benachbarten Mächte aus Furcht, daß die gewaltige Gährung der Ideen auch über ihre Staaten hereinbrechen würde, gegen die Menschenrechte, um sie zu den Füßen der Privilegien zu opfern. Allein demungeachtet wurden die Privilegien überwunden und ihr Fall in

Frankreich wurde der Vorbote ihres zunächst bevorstehenden Falles in ganz Europa.

Allein der gesellschaftliche Körper Polens war weder von so kräftiger Bauart, noch so willfährig, einem Angriffe Widerstand zu leisten als Frankreich; nicht als wenn es in Polen nicht auch Männer von erleuchteten Einsichten, und zwar in nur geringer Zahl gegegeben hätte, von denen eine sociale Wiedergeburt Polens für nothwendig erkannt worden wäre.

Der Vorschlag, den Andreas Zamoyski im Jahre 1778 in Betreff einer Reform der Legislatur in Antrag brachte, ging zwölf volle Jahre der Zusammenberufung der Generalstaaten in Frankreich voraus, und die polnische Konstitution vom 3 Mai 1791, das Werk eines gelehrten italienischen Geistlichen und die Hoffnung der hochherzigsten Patrioten, kam vier Monate früher, als die französische Konstitution vom 3 September 1791 zu Stande. Aber es waren unzeitige Früchte, die durch Kunst gereift worden waren unter einer Sonne, deren Wärme noch nicht stark genug war, dieselben durch eigene Kraft dem vaterländischen Boden zu entlocken. Bevor dieser dahin gelangte, mußte ein furchtbares Richtscheit Alles abgleichen, mußten die Stolzen gedemüthigt und die Niedern erhoben werden, mußte die eiserne Hand der fremden Eroberer über alle die Zornesschaalen der Leiden ausschütten, um unter allen gemeinschaftliche Sympathien zu erwecken.

Dieß ist das Bild, unter welchem sich das heutige Polen darstellt; es ist unterdrückt aber einig, von Leiden heimgesucht, aber voll der Hoffnung, die ihm das Bewußtseyn seiner Einigkeit und Kraft gewährt. Auch für Polen hat die Revolution Fortschritte gemacht. Alles was die Privilegien verloren, haben die Menschenrechte gewonnen, und daraus den Schatz erleuchteter Einsichten und des allgemeinen Muthes bereichert. Der Adel und die Leibeigenen haben den schmachvollen Druck eines und desselben Joches empfunden, und sind dadurch zugleich Menschen und Bürger geworden. Gemeinschaftliche Leiden verbrüdern mehr als gemeinschaftliches Glück. Die Flamme des Patriotismus, die jetzt auf Polens Erde weithin den Völkern zur Bewunderung, den Tyrannen zum Schrecken auflodert, wird selbst Diejenigen ergreifen und entzünden, die jetzt herbeieilen, um sie zu ersticken.

Die schöne Konstitution vom 3 Mai 1791, die damals Polen ins Verderben stürzte, wird in unseren Tagen ihm völlig angemessen seyn. „Ich läugne nicht," sagte Herr von Metternich zu Frankfurt, „ich läugne nicht, daß die Revolution im Fortschreiten begriffen ist, aber eben weil sie es ist, müssen wir sie aufhalten." Leider ist dieß zu spät geworden. Der große Gang der Weltereignisse zerschmettert den unmächtigen Arm des Politikers, der in die gewaltigen Speichen ihres Laufes eingreifen möchte. Die Revolution, eine wahrhaft sociale Revolution — nicht eine vorübergehende Präterianerempörung ist es, die von einem Rande des Welttheiles bis zum andern ihre Wogen schlägt.

„Der Tag, wo das polnische Volk sein Joch abschütteln wird," schrieb vor fünf Jahren ein illustrer Publicist, wird nicht mehr die Gefahr mit sich bringen, es unter das Joch der anarchischsten aller alten und neuen Aristokratien zurückzuführen. Die drei Mächte haben Polen während seiner Kindheit in den Schoß ihrer stiefmütterlichen Vormundschaft genommen. Hier lag es aber während seiner ganzen harten Erziehung wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet, aber eben weil man es in dieser spartanischen Schule nicht verzärtelte, ist es früher und kräftiger zum Alter der Männlichkeit gereift, als dieß unter den natürlichen Vormündern seiner Kindheit der Fall gewesen seyn würde. Die dreifache Vormundschaft hat nur dazu gedient, die Gleichheit unter den Ständen herzustellen, indem sie den Stolz der Großen demüthigte und das Volk auf gleiche Stufe mit den am weitesten fortgeschrittenen Nationen erhob. Die Massen sind inzwischen mit dem Jahrhundert vorwärts gedrängt worden, in Polen eben so wie in Preußen, und vielleicht selbst in Rußland und Oesterreich, und an dem Tage wo der Knoten des Kampfes zwischen den Völkern und Kabineten zerhauen werden wird, an diesem Tage wird auch Polen den Rang einnehmen, der ihm unter den übrigen Völkern gebührt."

Die Lösung dieses Knotens ist gekommen, vielleicht rascher und gewaltiger, als es der geistvolle Mann voraussah, der im Jahr 1826 diese prophetischen Zeilen schrieb. Allein schon damals war auch die Verschmelzung der früher so streng geschiedenen Stände vollbracht und Polen mag nun durch seine bis jetzt so ruhmvoll getragenen Waffen oder durch die Vermittlung Frankreichs und Großbritanniens seine Gränzen von 1772 wieder erlangen; es wird in der Harmonie der verschiedenen Stände, die seinen neuen socialen Körper bilden werden, die Mittel finden, sich gegen jeden Eingriff fremder Mächte zu schützen, und so ganz Europa ein undurchdringliches Bollwerk gewähren gegen die Invasionen der nordischen Barbarenhorden.

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicêtre.

(Ein Nachtrag zur Schilderung des Bicêtre. Ausland Nr. 159 u. d. f.)

Bicêtre ist der Tempelvorhof der Galeeren; in seinen Gefängnißkeichen sammeln sich alle zur Galeerenstrafe verurtheilten Verbrecher von ganz Frankreich. Mörder, Straßenräuber, von der Gerechtigkeit wieder ertappte Diebe, Beutelschneider und Fälscher kommen nach und nach an zu diesem Hexensabbath des Auswurfes der bürgerlichen Gesellschaft: hier schließen sie auf einen Augenblick Brüderschaft, tauschen gegenseitig ihre Griffe und Kniffe aus und treten dann ihre Pilgerfahrt an, um andern Platz zu machen, die ebenso wie sie nur als wandernde Zugvögel in diesen Mauern beherbergt werden. Dreimal des Jahres öffnet Bicêtre seine Pforten, um diese edlen Gäste auszuspeien; aber an der Kette, die mit den Galeerensträflingen jedesmal bei Wiederkehr des Sommers abgeht, sind die ausgesuchtesten Kleinode dieser saubern Gesellschaft aufgereiht. Doch verdienen sie nicht mehr unser Mitleid, als unsern Spott? —

Diese Unglücklichen sind größtentheils auf Lebenszeit zur Galeere verurtheilt, und bereits auf der Tafel der bürgerlichen Gesellschaft ausgelöscht; sie spüren von Tugend nur noch etwas in sich, was einer Krankheit gleicht: die Gewissensbisse. Auf allen Seiten von Verzweiflung eingekeilt in fürchterlicher Enge, lauern sie nur auf den Augenblick, Krieg mit Krieg zu vergelten, denn das Gesetz, das sie bessern sollte, hat sie als Besiegte mit Füßen getreten. Und wenn man erwägt, daß sie kein Asyl mehr haben als Entehrung, daß alle Bande des Lebens für sie zerrissen sind, daß ihre Familien

sie verlängnen, ihre Freunde sie fliehen, und selbst die Gleichgültigen sich vor ihnen mit Abscheu wegwenden; so entsinkt uns der Muth, diese moralischen Ruinen näher zu untersuchen; ihre trostlose Verlassenheit zerreißt das Herz und eine Thräne über so großes menschliches Elend quillt vielleicht aus dem Auge.

Unter den achtzig Galeerensträflingen, die am verflossenen 30 Junius beisammen waren, zählte man 57 auf Lebenszeit verurtheilte, eilf zu zwanzig Jahren, zwei zu fünfzehn, und zehn zu zwölf Jahren. Sieben andere waren im Krankenhause zurückgeblieben, weil sie noch nicht Kraft genug hatten die Mühseligkeiten der Reise auszustehen; zwei waren aus besondern Gründen zurück behalten worden, um erst am folgenden Tage nachgeliefert zu werden. Der eine von diesen beiden ist ein rückfälliger Galeerensträfling, ihn stoßen zu gleicher Zeit die menschliche Gesellschaft und seine Leidensbrüder zurück; zu Toulon durch das Loos bestimmt, den Schergen seiner Mitsträflinge zu machen, ist er zum Gegenstand eines wüthenden Hasses geworden; man mußte ihn von den übrigen absondern, um ihn nicht von seinen wilden Gesellen erwürgen zu lassen. So sehr übrigens die Strafen mit vollen Händen ausgetheilt sind, so kommen sie doch kaum der Schwere der Verbrechen gleich; man bemerkte neun Verurtheilte wegen vorbedachten Todtschlags, (homicide volontaire), drei wegen Diebstahl mit Tödtung, dreizehn wegen versuchten Meuchelmords oder Theilnahme an Mord, zehn wegen Straßenraubs, einundzwanzig wegen Diebstahl mit Einsteigen und Einbruch, drei wegen Diebstahls mit nachgemachten Schlüsseln, sieben wegen einfachen Diebstahls oder Theilnahme daran, fünf wegen Diebstahls mit Gewaltthätigkeit, vier wegen Nothzucht oder Versuchs derselben, einen wegen Bigamie, einen wegen Falschmünzerei, zwei wegen Fälschung von Handels- und Privaturkunden. Fünfzehn dieser Verbrecher sind rückfällig. Unter den Departements, die ihr Kontingent zur Kette stellten, nimmt das von Puy de Dome den ersten Rang ein: eilf Verurtheilte kommen von daher; acht stellte das der Seine, fünf das der Meurthe, fünf das der Saone und Loire, eben so viel das der Eure und Loire. Von den Departements der Nièvre, der Vogesen, des Nordens und der Rhone sendete jedes drei; von denen der Seine und der Oise, der Oise, der Marne, des Doubs, der Loire, des Oberrheins, der Aube, Ain, Var, Corsica, Gard und Vaucluse jedes zwei. Dem Departement des Jura, des Cher, des Niederrheins, der Côte d'Or, der Meuse, der Lozère, der obern Vienne und der Ardennen, gehört je einer an; hiezu kamen noch zwei Soldaten, die durch ein erstes und zweites Kriegsgericht verurtheilt worden sind.

Alle diese Unglücklichen werden, je nachdem sie ankommen, in die gewölbten Hallen des Gefängnißgebäudes zusammengedrängt, wo das Ungemach und der Zusammenfluß von vierzig bis fünfzig Verbrechern nur die Verdorbenheit der einzelnen vollenden müssen. Hier sieht man sie in Erwartung ihrer Abreise angeklammert an den Gitterstangen, durch die das spärliche Tageslicht in ihr Gefängniß fällt, oder auf Haufen beisammenstehen in der geräumigen Halle, oder nach der Schnur Mann an Mann ausgestreckt auf den Feldbetten oder auf der Bretterverkleidung des Fußbodens. Dieß Gefängniß, so hart, daß selbst der Bagno dagegen eine Wohlthat erscheint, ist nicht fest genug gegen ihre List; zweimal durchbrachen sie eine dicke Mauer und nahmen ungeheure Steinschichten heraus, ohne daß sich eine Spur ihrer mühseligen Arbeit wahrnehmen ließ.

Am bestimmten Tage werden sie von dem Gefängnißarzte besucht und dann in einem länglich viereckigen Hofe in zwei Reihen aufgestellt. Am Gitter des Hofes drängen sich Neugierige, einige, die Beobachtungen an den Gefangenen anstellen wollen, wandeln zwischen ihnen mit den Beamten des Hauses umher, richten Fragen an sie oder geben ihnen Rath und gute Lehren, während andere beschäftigt sind, das Gall'sche System an ihren höckerigen Schädeln zu erproben. Die Gefängnißpforte öffnet sich, um eine Gruppe von Sträflingen einzulassen, unter denen man Debure, Gribier und Gazave stolz einherschreiten sieht; diese drei waren zum Tode verurtheilt, und wurden zu lebenslänglicher Galeerenstrafe begnadigt. „Da kommen die Pantinois" — so nennen sich die zu Paris Verurtheilten — bemerkt ein Knabe des Gefängnißwärters. — „Platz der Jugend von Pantruche" (Paris) ruft eine Stimme, „wollen Sie die Gefälligkeit haben, sich hierher zu stellen." — Die andern Galeerensträflinge öffnen mit einer Art von Achtung ihre Reihen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baron von Damas und die schöne Türkin.

(Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitismus der Restauration in Frankreich.) *)

Unter den vielen französischen Offizieren, die von den Bourbonen wegen keines andern Verbrechens aus den Reihen des Heeres gestoßen wurden, als weil sie Frankreichs Erniedrigung und ihren alten Ruhm nicht vergessen konnten, befand sich auch der Kapitän **Persat**. Freudig begrüßten sie die Erhebung Griechenlands, die sie aus ruhmlosem Müßiggang und unverdientem Mangel auf die Schlachtfelder eines neuen Ruhmes zu rufen schien. Gleich vielen Andern verließ Persat Frankreich, um für die Freiheit eines Volkes sein Blut zu vergießen, wie er es früher für den Ruhm Frankreichs und seines großen Kaisers gethan hatte. Persat befand sich zu Tripolitza, als im Oktober des Jahres 1822 die türkische Bevölkerung dieser Hauptstadt des Peloponnes von den Griechen auf das grausamste ermordet wurde. Er rettete mehrere türkische Frauen vor dem Schlachtmesser der Griechen, unter ihnen auch die Tochter Ailli-Gika-Topuio's, des Henkers von Landari, einer Stadt in Arkadien. So sehr auch der Stand ihres Vaters und das europäische Vorurtheil den Kapitän abschrecken konnte, ein Band der Verwandtschaft mit der Familie eines Henkers zu knüpfen, so war doch die Macht der Schönheit größer als alle Bedenklichkeiten, und während er den übrigen türkischen Weibern die Freiheit gab, verlor er die seinige an die junge Pimbe-Dallili, die er mit sich nach Frankreich nahm. Pimbe (die Rose) war damals vierzehn Jahre alt und bereits im dritten Monate guter Hoffnung, als er mit ihr auf heimathlichem Boden anlangte.

Hier war indeß Persat's Verbrechen, die Bourbonen verachtet zu haben, noch nicht verjährt. Kaum war er zu Marseille an's Land getreten, als ihm der Präfekt bedeutete, er habe Befehl, ihn durch die Gendarmerie über Frankreichs Grenze schaffen zu lassen. Nur die junge Türkin vermochte das Herz des Herrn von Villeneuve zu Gunsten ihres Gemahles zu rühren, und dieser empfahl den Kapitän Persat dem Baron von Damas, der damals Gouverneur von Marseille war. Herr von Damas vergaß bei dem erquickenden Gedanken, eine Ungläubige in den Schoß der allein seligmachenden Kirche einzuführen, die antibourbonischen Gesinnungen ihres Gemahles; er bot diesem seinen Schutz an und versprach ihm sogar ein Empfehlungsschreiben an den General d'Ambrugeac, der damals ein Kommando in der königlichen Leibwache bekleidete. Die vorliegenden Umstände erheischten eine Trennung der schönen Pimbe und des Kapitäns, doch des Herrn von Damas Versicherung zu Folge nur auf eine kurze Zeit. Er

*) Aus den Memoiren der Contemporaine in Aegypten. I. Th. S. 154 u. f.

versprach die junge Türkin seiner Gemahlin in Obhut zu geben und selbst das Kind zu erziehen, das in kurzer Zeit das Licht der Welt erblicken sollte. Zwei Seelen dem Himmel zu gewinnen — diese Paradieses-Seligkeit schien um keinen Preis zu theuer.

Von der eisernen Nothwendigkeit gedrängt und voll Vertrauen auf die Zusicherungen des Herrn von Damas gewann es endlich der Kapitän über sich, Pimbe zu dieser Trennung zu bereden, was ihm jedoch nicht ohne große Mühe gelang. Persat begab sich nach Auvergne zu seiner Mutter, nachdem Herr von Damas ihm versprochen hatte, seinetwegen an den Kriegsminister zu schreiben und seine Aussöhnung mit der Regierung zu vermitteln. Allein es erwies sich bald, daß der Gouverneur von Marseille sein Versprechen vergessen hatte. Kaum war der Kapitän bei seiner Familie angelangt, als der Präfekt ihn rufen ließ, und ihm gleichfalls eine Gendarmerie-Begleitung bis zur französischen Gränze anbot. Persat, der sich so zum Besten gehalten und hintergangen sah, brach in lebhafte Klagen gegen Den aus, der ein so unwürdiges Spiel mit ihm in bedrängter Lage getrieben hatte. Indeß benahm sich der Baron Dumartry in dieser Sache wie ein Ehrenmann; er sah ein, daß Persat am Narrenseil geführt wurde, er bemühte sich, ihn zu beruhigen und schrieb selbst an den Minister einen dringenden Brief zu Gunsten des Kapitäns, der nun auch ohne Schwierigkeit die Erlaubniß erhielt, sich in Frankreich aufhalten zu dürfen. Diese bloß auf die Verwendung eines Präfekten so leicht erhaltene Vergünstigung ließ den Kapitän noch mehr glauben, daß Herr von Damas für ihn keinen Schritt gethan; bald sollte er davon noch deutlichere Beweise erhalten. Persat begab sich nach Paris, wo er sich bei Herrn d'Ambrugeac in Kurzem überzeugte, daß Herr von Damas über seinem Eifer in der Bekehrung der schönen Pimbe seiner vergessen haben mußte. Da er sonach zur Einsicht gelangte, daß er von dem gottesfürchtigen Gouverneur von Marseille nichts Gutes zu hoffen habe, so schrieb er an ihn, er werde nach Marseille kommen, um die junge Türkin wieder abzuholen. Der Baron von Damas erwiederte ihm, der Kapitän könne für seine Person gehen, wohin er wolle, aber ohne die junge Türkin; man werde ihm die Ungläubige, die jetzt unter Anleitung des glühenden Glaubensapostels, des Abbé Carle, und ihrer christlichen Pathin der Angelika Adelaide Charlotte Baronin von Damas auf dem besten Wege zur ewigen Seligkeit begriffen sey, nicht ausliefern; man könne unmöglich das Heil einer Seele dadurch auf's Spiel setzen, daß man sie dem zurückgebe, der nur ihr sterbliches Theil gerettet; man habe heiligere Pflichten zu erfüllen, und man werde diese nach ihrem ganzen Umfange erfüllen.

Der Kapitän, obgleich überzeugt, daß die Lebensrettung eines jungen und schönen Mädchens, um es zu seiner Frau zu machen, höhere Ansprüche auf den Besitz desselben gebe, als der Eifer sie zu bekehren, zu taufen und in eine Betschwester zu verwandeln — Kapitän Persat beschränkte sich indeß, da er als Bonapartist von der Polizei sich beobachtet wußte, auf einige fruchtlose Schritte, zur schönen Türkin zu gelangen.

Da überdieß damals die von den Konstitutionellen in Spanien erhobene Fahne der Freiheit ihm die Hoffnung erblicken ließ, sich mit der Zeit rächen zu können, so gab er, ohnehin mit einem zu Abenteuern hinneigenden Geiste begabt, um so williger dem Rathe eines Freundes Gehör, der ihm rieth, vor der Hand auf Reisen zu gehen. Persat brachte zusammen, was ihm noch von seinem Vermögen übrig geblieben war und machte sich auf den Weg; er durchwanderte England, Portugal, Spanien, Afrika und die beiden Amerika, allerwegen begleitet von der Erinnerung an die schöne Pimbe und von sorgenvollen Gedanken wegen seines Kindes. Endlich gelangte er im Jahre 1827 wieder nach Marseille zurück.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das englische Journal „der Herald" macht folgende Angaben über die brasilianischen Finanzen bekannt. Die legislative Versammlung vom Dezember 1850 nahm die Einkünfte des Reiches auf 15,000,000,000,000 Realen an, die Ausgaben wurden durch Gesetz vom 18 Dezember 1830 auf 12,856,826,000,904 Realen angeschlagen. Hiernach ergäbe sich ein jährlicher Ueberschuß von 2,165,173,000,096 Realen; also ein Sechstheil des Ausgaben-Budgets. Letzteres vertheilte sich für das Departement des Innern 1,438,142,000,754 Realen, für Justiz und Kirche 668,445,000,411, für das Ministerium des Auswärtigen 120,000,000,000, für das Seewesen 1,780,818,000,944, für das Heer 5,847,926,000,560, für den Schatz 4,963,495,000,255. Hierunter sind begriffen 248,429 Pf. Sterl. für die Interessen der Staatsschuld und den Tilgungsfonds, für das brasilianische Anleihen in England, deßgleichen die Civilliste des Kaisers mit 1,331,200,000,000 Realen, welche Summe jetzt nach seiner Abdankung dem Ueberschuß der Einnahme zu gut fällt.

*

In einem unlängst erschienenen Journal: „Annual Retrospect of Public Events for the years 1831," wird die Zahl der von Don Miguel gefangen gehaltenen und nach Angola, Cabo Verde, Endinda, Ayonche, Mozambique u. a. O. m. transportirten Individuen auf 26,700 und die der Emigrirten auf 13,700 angegeben. Von letzteren befinden sich nach dem Berichte der gedachten Schrift 7,000 zu Terceira, 2,000 in Brasilien; die übrigen sind in England, Frankreich und andern Ländern zerstreut. Hiezu rechnet der Retrospect noch 5,000 Personen, die von den Satelliten des Tyrannen verfolgt im Lande umherirren; so daß etwa 45,400 Schlachtopfer unter einer Bevölkerung von 2,600,000 von der Wuth des Despoten verfolgt werden.

*

Die Austrocknungskompagnie in Frankreich hat so eben durch eine königliche Ordonnanz die Bewilligung erhalten, eine weite Strecke von Sümpfen im Departement der Marne austrocknen zu dürfen. Diese Sümpfe sind in dem Gebiete von zehn Gemeinden gelegen. Die zahlreichen Vergünstigungen, die der Kompagnie zu Theil geworden sind, die großen Kapitalien, die sie einzig zu agrikolen Zwecken in Umlauf bringt, und die Thätigkeit, welche sie aller Orten entwickelt, wohin sich ihre Arbeiten erstrecken, berechtigen zu der Erwartung, daß Frankreich durch sie in kurzer Zeit einen beträchtlichen Flächenraum für landwirthschaftliche Industrie gewinnen und die Gesellschaft eine ehrenvolle Stelle unter den industriellen Gesellschaften erringen wird.

Witzstacheln des Figaro.

Man sagt, die Magdalenenkirche soll zum Tempel der Freiheit eingeweiht werden: dann wird sie eine Filialkirche von St. Pelagie werden.

*

Auch der Spielberg in Oesterreich ist ein Tempel der Freiheit, und Herr von Metternich gegen die Patrioten nicht minder zuvorkommend als Herr Persil.

*

Das Juste-Milieu hat die Freiheit nach St. Pelagie geschickt. Das ist das erste Mal, daß ein Schuldner seinen Gläubiger einsperrt.

*

Herr Dupin, genannt der Heiland, wird sich am 27 Julius zu Grabe legen und nach drei Tagen wieder auferstehen.

*

Man versichert, die Münze Heinrichs V habe die Form von Rupien. (unübersetzbares Wortspiel roupie, Nasentropfe, mit der Anspielung auf des Prinzen Jugend, und Rupie, eine ostindische Münze.)

*

Karl X konspirirt in Effigie.

*

Herr von Lobau fürchtet die Freiheit wie das Feuer: er geht niemals ohne Spritze aus (pompe, Wortspiel von Pumpe und Pomp).

*

Man nennt die Pairs von Frankreich fossil, weil die Juliusrevolution sie versteinert hat.

*

Herr Sebastiani braucht die Milchkur für sein Brustübel, und hält nicht die Mittel-, sondern die Milchstraße für die beste.

*

Herr Sebastiani hat zwei Säugammen auf das Land mitgenommen. Wegen seiner Leidenschaft für die Milch hat man ihm den Namen Mametuk beigelegt.

*

Herr Sebastiani kämpft gegen die Freiheit; der Undankbare schlägt seine Amme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 207. 26 Julius 1831.

Frankreich bei Einberufung seiner Kammern.

Ein wichtiger Moment naht für dieses Land. Wenn in dem neuen Königthum, das seit eilf Monaten auf eine klägliche Weise sein Leben dahin gefristet, noch ein Funke von Kraft, noch das Bewußtseyn seiner eigenen Lage ist, so muß die Thronrede bei der nahen Eröffnung der Kammern mit Entschiedenheit den Weg andeuten, den die Regierung einzuschlagen gedenkt. Die Unausführbarkeit des bisher eingeschlagenen Weges ist stillschweigend von ihr selbst anerkannt worden, und zögert sie noch jetzt, sich an die Spitze der tiefgehenden Bewegung zu stellen, und dadurch Meister des Steuers zu bleiben, so wird sie noch immer tiefer in der öffentlichen Meinung sinken, bis endlich die leichteste Erschütterung ihren Sturz herbeiführt. Ob dieß zum Glücke Frankreichs ausschlagen wird, davon ist hier nicht die Rede, es ist nur eine neue Phase in der neuen Revolution.

Der Vorwurf der Illegitimität, den man dem neuen Königthum gemacht hat, ist etwas lächerlich; Hunderte von Dynastien sind entstanden, und ihre Entstehung gründete sich auf eine Usurpation, die lange Dauer begründete sie im Glauben der Völker durch die Gewohnheit des Gehorsams, das ist die Legitimität; einer Dynastie also aus der Illegitimität einen Vorwurf machen, ist lächerlich, aber noch weit lächerlicher ist es, die Legitimität im Laufe von ein Paar Monaten erkünsteln zu wollen. Einen Ersatz für die Legitimität giebt es, das ist die Kraft, der beherrschende Wille. Diese Eigenschaften pflegen sonst neu sich erhebenden Dynastien eigen zu seyn, weil diese gewöhnlich aus Revolutionen hervorgehen, in denen der Stifter des neuen Herrschergeschlechts an der Spitze der siegenden Partei stand. So aber war nicht der Ursprung des neuen Königthums in Frankreich. Ludwig Philipp hat an der großen Bewegung in seiner Nation durchaus keinen thätigen Antheil genommen, die kühle Berechnung einzelner Häupter hob ihn auf den Thron aus keinem andern Grunde, als weil neunzehn Zwanzigtheile des begüterten Mittelstandes, in schreckhaftem Andenken an die frühere Revolution, die Republik nicht wollten.

Der erste und, wegen seinen Folgen, bedeutendste Fehler der neuen Regierung war die Beibehaltung der noch unter der gestürzten Dynastie gewählten und zusammenberufenen Kammer. Sie war das Ergebniß eines fünfzehn Jahre lang fortgeführten hinterlistigen Systemes zur Verfälschung der Nationalrepräsentation, und die durch dieß verhaßte System geschaffenen Elemente waren durch einen Zusammenfluß von Umständen im Stande, über die Majorität zu entscheiden. Das rechte Centrum, welches bis zum Ministerium Polignac alle Entwürfe der Bourbonen unterstützt hatte, und sein Daseyn hauptsächlich dem doppelten Votum verdankte, schloß mit dem Centrum, welches das Uebergewicht der linken Seite fürchtete, einen Vertrag und sicherte demselben dadurch die Majorität; daß dieß nicht ohne gegenseitige Beneficien abgehen konnte, versteht sich von selbst. Dieses rechte Centrum nun ist, so wie beinahe die ganze rechte Seite, aus der neuen Kammer verschwunden, die Elemente also, welche am meisten darauf bedacht seyn mußten, das Regierungssystem der Restauration aufrecht zu erhalten, bestehen nicht mehr, und damit ist auch über das von der Regierung Ludwig Philipps bisher befolgte System der Stab gebrochen.

Einer der bedeutendsten, wo nicht in der That der bedeutendste Mann des neuern Frankreichs ist Odillon-Barrot. In einem Schreiben an die Wähler in Straßburg spricht er von seiner Anhänglichkeit an Ludwig Philipp, der aus verschiedenen Gründen am Besten für Frankreich passe, nur müsse er durchaus jede Annäherung an das System der Restauration aufgeben, das sey zu seinem eigenen und Frankreichs Wohl unumgänglich nothwendig. Deutlicher konnte Odillon-Barrot es nicht ausdrücken, daß die Fortdauer des neuen Königsthums noch in Frage steht, und dieß einzige Wort zerreißt mit einemmal den Schleier, womit Furcht, Heuchelei und Einfalt in einem Gewebe hohler Phrasen den Zustand Frankreichs bedeckt haben. Die Flitterwochen der Julinsrevolution sind längst vorbei, der Ernst des Lebens ist wiedergekommen, der Einigkeitsenthusiasmus, den man durch die Feier der Julinstage, wie in der ersten Revolution durch das Bundesfest wieder auffrischen will, wird verfliegen, und der kalte Egoismus, der die höhern, und nicht bloß die höhern Stände Frankreichs beherrscht, wird seine Früchte tragen.

Nach diesen Ansichten, die freilich nicht den Stempel schmeichelnder Hoffnungen tragen, beurtheilen wir jetzt Frankreich. Es besteht ein Blatt in Frankreich, dem auch seine politischen Gegner ausgezeichnetes Talent und die schärfste Logik keineswegs absprechen. So wenig seine Ansichten und Auseinandersetzungen Anklang fanden, als es für Carl X und Villèle schrieb, so treffend und eindringlich ist die Logik, welche es gegen die jetzige Regierung entfaltet. Mit der schneidendsten Schärfe wirft es ihr das Schwankende ihres Daseyns, die

Inkonsequenz und Schwäche ihres Benehmens vor, und zerreißt schonungslos die Hülle, welche der Anstand um die Blöße des neuen Königthums gezogen. „Die Bewegung in den Gemüthern," sagt dieß Blatt in einer seiner Numern, „wird stärker seyn als das Talent, als die Klugheit, stärker selbst als die Zahl. Diese Bewegung wird das Königthum zur Republik fortreißen, und die Republik zum allgemeinen Kriege treiben. Ja, trotz des aus der Revolution hervorgegangenen Ministeriums, das vielleicht gerne seinen Ursprung von sich stieße, trotz der Nationalgarde, die den innern Frieden will, und ihn allein aufrecht erhält, trotz der ungeheuren Majorität der Grundeigenthümer, welche wissen, wie die Revolution Geld schlägt, *) und der Rentiers, die zweimal erfahren haben, wie sie ihre Schulden zahlt; trotz der Protestationen und Negociationen eines gewandten Kabinets, trotz der affektirten Gleichgültigkeit eines Ministers für das Schicksal einer edlen Nation, trotz der scharfsinnigen Vorsichtsmaßregeln der londner Konferenz, damit Belgien endlich unter europäischer Vormundschaft in einer nominellen Unabhängigkeit zur Ruhe komme, trotz allem dem wird der Krieg statt haben, und die Republik zu Stande kommen. Geringer war die Anzahl derer, welche im Jahr 1791 die Republik wollten, weniger Arme erhoben sich drohend, um den fremden Regierungen zu trotzen. Eine geringere Zahl von Ehrgeizigen verlangten nach dem goldenen Zeitalter, wo jede Familie ihr letztes Kind, und ihren letzten Heller opfern mußte. Ueberdieß die Revolution war minder ausgelernt in ihren Künsten, die Ursachen des allgemeinen Brandes waren ihr minder bekannt, sie wagte weniger, hoffte weniger und vermochte weniger."

Der Gazette de France, denn jeder wird sie wohl an der Sprache erkannt haben, geht es wie manchen geistreichen Männern, welche Ideen in sich festwurzeln ließen, die in ihrer Zeit wenig oder keinen Anklang finden; was sie positives zu Markte bringen, ist nicht der Rede werth, sobald sie aber negativ auftreten, so zeigen sie eine bewunderswürdige Kunst, die Mängel und Fehler ihrer Gegner aufzudecken. Will man ihren prophetischen Worten zwar nicht für die zunächst liegende Zukunft die Erfüllung zu gestehen, so muß man doch bekennen, daß sie richtig den Weg bezeichnet hat, auf den ein längeres Beharren in dem verkehrten Systeme der Regierung führen wird.

Der König von Frankreich hat seine Popularität verloren, und sein Ministerium kann seine hochklingenden Phrasen über Aufrechthaltung der Ruhe, über die Erblichkeit der Pairie, und die allgemeine europäische Entwaffnung nicht verwirklichen. Der jetzige Zustand der Dinge ist unhaltbar: 500,000 Mann unter den Waffen und keinen Krieg, ein Budget von 1500 Millionen noch vor dem Krieg und also ohne irgend eine Aussicht auf Erleichterung das ist ein Zustand, der unmöglich fortdauern kann. Nimmt man hiezu, daß die Armee in hohem Grade von den Volksgesellschaften bearbeitet, und für sie gewonnen ist, daß man sie, wie die Erfahrung gelehrt hat, gegen Volksaufstände gar nicht wird brauchen können, daß überhaupt nur ein offenes Anschließen an die Partei der Bewegung den Streit auf parlamentarischem Grund und Boden wird erhalten können, so muß jeder gestehen, daß die Aussichten auf die nächste Zukunft in Frankreich nicht sehr beruhigender Art sind.

Das Kläglichste für Frankreich aber ist, daß auch die Elemente eines Kriegs zwischen den Centralisten und Föderalisten vorhanden sind, und daß Paris nothwendig dabei verlieren muß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Föderalisten siegen. Ihren Ansichten, Bedürfnissen und Interessen nach werden Carlisten und äußerste Linke, Föderalisten, linkes Centrum aber und Napoleonisten ihre Gegner seyn. Kommt es zur Republik, so ist auch der Kampf zwischen diesen Parteien unvermeidlich, und dieser Kampf wird noch lange fortdauern, wenn die jetzt vorliegenden Streitpunkte längst erledigt sind. Welchen Einfluß der Krieg auf die innern Unruhen haben würde, das muß man erst erwarten, jedenfalls aber würde er den Gährungsproceß beschleunigen.

*) Wenn in der Revolution die Reichen guillotinirt wurden, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, so nannte man das „battre monnie."

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicêtre.

(Fortsetzung.)

Diese Verbrecher, die bei ihren Unglücksgefährten einer hohen Bewunderung genießen, sind zugleich der Schrecken der Gefängnißwärter, die sehr darauf Bedacht nehmen, diese Cäsarn der Spitzbubenschaft von einander abgesondert in Reih und Glied zu stellen. Dem großen Nomadengeschlecht entsprossen, dessen Stammsitz im Herzen der civilisirten Welt, in Paris ist, dessen Gewerbe seit undenklichen Zeiten von Vater auf Sohn vererbt, und hiedurch das Vorrecht erlangt hat, die Bagnos und Gefängnisse zu bevölkern — wissen die Pantinois was sie der Ehre ihrer Abkunft schuldig sind. Ueberall in der Welt hat man, bevor man in den Rosenkreuzerorden dieser freien Zunft tritt, doch irgend ein Handwerk gut oder übel gelernt, nicht so unsre Helden des Bagno. Ihr erstes und letztes Gewerbe — wenn es anders noch so gut ausgeht — ist der Diebstahl; nur ihn haben sie erlernt, er ist ihr einziges Handwerk, das sich wie in einer indischen Kaste forterbt, und wetten läßt sich, daß nicht ein Einziger unter ihnen zu finden ist, dessen Vater nicht zu Melun und Poissy, oder dessen Mutter nicht zu Clermont oder St. Lazarus gesucht werden muß. Sie sind die lebendigen Wörterbücher des Rothwälsch, und unter ihnen allein haben sich noch in unverfälschter Reinheit erhalten die Traditionen von dem goldenen Zeitalter des alten Strolchen- und Zigeunerlebens. Und welcher Festtag ist es für sie die Ehre ihres Stammes zu besiegeln, indem sie den Hals unter die Kette schmiegen. Man muß sie sehen, wenn der Rachen des Gefängnißthores ihre gedrängte Schaar ausstößt, wie sie mit tobender Freude auf die Kette losstürzen, den Blumenstrauß auf der Brust oder am Hute, wie sie mit jubelndem Zuruf ihre Gefängnißbrüder begrüßen, die sich an die Gitter drängen und Hände und Füße herausstrecken, um die Helden des Tages zu bewundern!

Indeß die groß gewordene Polizei beißt wie das Kukukskind seiner Nährmutter der Romantik den Kopf ab. Abenteuer und Spitzbuben aus der alten Strolchenfamilie werden immer seltener. Allmählich erlöscht der preiswürdige Stamm der Pantinois. Es sind

die letzten Mohikaner oder fahrenden Ritter. Bald wird man im Hofe des Bicêtre nicht mehr die Blumensträuße erblicken, der Jubel wird verstummen, und nur noch düstere und mißmuthige Gesichter werden zu sehen seyn, auf denen man die einzige Hoffnung auf ein mögliches Entwischen liest, dessen Gefahr und Schwierigkeit sie bereits kennen.

Man wied sich einen falschen Begriff von den jetzigen Galeerensträflingen machen, wenn man glaubt, daß die Blüthe des Verderbnisses der Civilisation unter ihnen zu finden sey. Allerdings gibt es unter ihnen noch Köpfe von ungewöhnlicher Verwegenheit und List, die bei einer bessern Erziehung große Feldherren und Staatsmänner geworden seyn dürften; aber diese Genie's sind hier wie überall selten. Man werfe nur einen Blick auf diese gemeinen Gesichter, die meisten derselben haben bloß den Ausdruck thierischer Dummheit oder mehr niedriger als gewaltiger Leidenschaften.

Einer der wegen Mord auf Lebenszeit verurtheilten Sträflinge hielt Gebetbücher und einen Brief — das letzte Geschenk seiner Schwester — in der Hand; man sah sich versucht ihn weniger zu beklagen, weil ihm doch noch ein Trost geblieben war. Wenn man seiner Erzählung Glauben beimessen darf, so würden häusliche Zwistigkeiten und ein nächtlicher Angriff sein Verbrechen entschuldigen. Die Axt, die man auf seinem Bette fand und die gegen ihn zeugte, hat eine tiefe Narbe auf seiner Stirne zurückgelassen, und rohe Gesichtszüge, eine gewaltige Körperkraft und das nur gering ausgebildete Mörderorgan würden kaum ausgereicht haben, die ihm schuld gegebene blutige That zu erweisen. Dagegen hat Debaer, wegen Straßenraub zu lebenslänglichem Bagno verurtheilt, ein ausgezeichnetes Diebsorgan. „Es wäre besser gewesen, ich hätte umgebracht," sagte er, „so trüge ich jetzt nicht das Brandmahl." Debaer ist 22 Jahre alt, und seit dreizehn Monaten zweimal zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt worden. Sein Nachbar, ein Kirchenräuber, läßt es sich nicht nehmen, daß er ein ehrlicher Mann sey; seiner Ansicht nach ist öffentliches Gut Jedermanns Eigenthum, und insbesondere das seinige. In der hintern Reihe ragt die düstere Gestalt Gazave's hervor; seine eingefallenen Wangen, seine Habichtsnase, seine glühenden Augen geben ihm Aehnlichkeit mit einem Raubvogel; siebzehn Messerstiche, womit er ein Weib, das mit ihm lebte, umgebracht, zeugen mehr von seiner Grausamkeit als das stark hervorragende Mörderorgan, das sich den Phrenologen darbietet. Neben ihm steht Gribier, er ist gesprächiger und plaudert mit einigen Umstehenden. „Ich bin gerbé à vieque (auf Lebenszeit verurtheilt) sagt er, aber ich hänge nicht mehr am Leben; ich glaubte sicherlich, um einen Kopf kürzer zu werden; ich habe meinen Kopf gefunden, und rechne ihn für nichts, ich werde ihn an meine Freiheit setzen." Einer der Aerzte fragte ihn, ob er noch an Zahnweh leide? „Nein mein Herr," erwiederte er ganz höflich, „Dank Ihrer Geschicklichkeit." — „Aber mein Herr," sagt er einen Augenblick darauf, „Sie haben so eben gerade an mir das Diebsorgan gefunden, sehen Sie doch ein wenig nach, ob ich nicht auch das Fluchtorgan besitze."

(Schluß folgt.)

Litterarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique," par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.
2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zustand der spanischen Literatur finden wir folgende Bemerkungen:

„Die Anzahl der vom Jahre 1820 bis 1830 im Druck erschienenen Bücher war sehr beträchtlich. Sobald die einzwängenden Fesseln gebrochen waren, gab sich ein ungewöhnliches Leben in der Wissenschaft kund; Bücher über alle möglichen Gegenstände verließen die Presse, und zum Beweise, daß viele derselben nicht ohne Talent geschrieben waren, kann man anführen, daß sie jetzt größtentheils verboten sind. Indeß dauert der Anstoß, den damals die Literatur erhielt, gewissermaßen noch immer fort, ungeachtet der vielen Beschränkungen, die sie erlitten hat; noch immer erscheint nämlich verhältnißmäßig eine weit größere Anzahl von Werken als vor der Revolution, und es ist kein Zweifel, daß so wie der Druck, der gegenwärtig jeden geistigen Aufschwung lähmt, gehoben seyn wird, eine Masse inländischen Talentes zum Vorscheine kommen dürfte. Selbst wenn man die Erlaubniß erlangt hat, ein Manuscript zu drucken, so ist doch der Druck selbst noch immer ein gewagtes Unternehmen; denn nicht selten ereignet es sich, daß ein vornehmer Mann in einem Buche, nachdem es gedruckt und bereits in Umlauf gekommen ist, eine bedenkliche Stelle entdeckt und ein Verbot des Buches erwirkt. Man hat als Schwierigkeiten zu erwägen, bevor man sich niedersetzt, um die Feder zu ergreifen: die Wahrscheinlichkeit, daß ihm die Erlaubniß zum Drucke wird verweigert werden; — die Wahrscheinlichkeit, daß das Manuscript, bevor es die Erlaubniß erhält, verstümmelt werden wird; eine Wahrscheinlichkeit, die so gut als Gewißheit ist, wenn die Schrift nicht rein wissenschaftlichen Inhalts ist; — die Wahrscheinlichkeit, daß ein bereits im Drucke erschienenes Werk noch auf irgend eine Grille hin verboten werden wird; — endlich die Gewißheit, daß der Verfasser, wenn sein Werk mit Talent geschrieben ist, er mag nun die Erlaubniß erhalten haben oder nicht, mit scheelen Augen betrachtet, und wenn er eine Anstellung hat, sicherlich vom Dienste entlassen wird. Hierdurch werden nun freilich dem Geiste Hände und Füße gebunden. Aber es ist noch eine fünfte Schwierigkeit zu erwägen: man hat eben so viel als Leser wie als Schriftsteller zu fürchten. Der Verkauf eines Buches bleibt daher immer eine ungewisse Sache."

Daß es mit der Journalistik, dieser täglich neugebornen, unsterblichen Feindin des Despotismus, noch schlimmer bestellt seyn wird, läßt sich denken. Der Verfasser läßt sich darüber in Folgendem vernehmen:

„Es giebt in Madrid nur wenige Kaffeehäuser; außer dem Kaffeehause der Santa Catalina und einem andern, dessen Namen ich vergessen habe, besteht nur noch die Fontana de Oro in der Calle de San Geronimo. Es ist aber auch natürlich, daß in einem Lande, wo es keine Zeitungen giebt, auch die Kaffeehäuser fehlen. In Frankreich wie in England geht der größte Theil der Menschen ins Kaffeehaus, um dort die Zeitungen zu lesen; in Spanien besucht man höchstens eines, um Eiswasser zu trinken. Den Vormittag über sind alle außer der Fontana de Oro geschlossen, und Niemand ist dort zu treffen. Ein Engländer oder Franzose, der gewohnt ist, mit einem Kaffeehause ein Dutzend Zeitungen vereinigt zu denken, wo er sich über die öffentliche Meinung, seine Staatsbürgerrechte und die Verhältnisse seines Landes Raths erholen kann, wird, sobald er einen Fuß in ein spanisches Kaffeehaus setzt, erinnert, daß er sich in einem Lande befindet, wo es keine politischen Rechte giebt. Nimmt man die Gaceta de Madrid zur Hand, so findet man höchstens eine königliche Ordonnanz, die Rache schnaubt gegen Jene, die bei dem heißen Wunsche für das Glück ihres Vaterlandes demselben zurückgegeben zu werden sich sehnen. Man schlägt das Blatt um und findet eine zweite Ordonnanz, die befiehlt, daß die Universitäten geschlossen und die Erziehung bis auf weiteres Gutbefinden Sr. Majestät aufgeschoben bleiben soll; vergebens sieht man sich nach Gründen um, die eine solche Anordnung veranlaßten; man sieht nur, daß sich der König und die königliche Familie im besten Wohlseyn befinden; daß der König einem Bischofe einen Kirchsprengel verliehen, und daß der Bischof an einem Domstifte einen Chorherrn ernannt hat; daß die Prozession der

h. Rosalia morgen präzis um vier Uhr von dem Kloster des h. Thomas ausgehen wird; aber keine Sylbe ist zu lesen über Ordonnanzen, die so Ungerechtigkeiten verhängen und das geistige Leben ersticken, und man sagt zu sich: das ist doch das wunderlichste Land unter der Sonne, wo der Verstand keine Stimme hat."

Von der scharfsichtigen Beobachtungsgabe des Verfassers geben wir folgende Stelle seiner Schrift als Probe:

„Eines Morgens folgte ich aus Neugierde einem jungen Franziskanermönche die ganze Calle de Montera; er sprach auf seinem Wege über vierzig Personen um Almosen an, und ging in jeden Laden, um zu betteln; allein ich bemerkte bloß zwei Personen, die seiner Bitte willfährig waren: die eine war ein alter lahmer Bettler, die vor einer Thüre saß und ihm einen halben Quarto in die Hand drückte; der andere ein alter Edelmann mit aufgestülptem Hute, und andern Kennzeichen, die bemerken ließen, daß er ein Amt der Regierung bekleidete."

Folgende Nachrichten über den Escurial mögen von Interesse seyn:

„Im Escurial befinden sich ein und fünfzig Glocken, acht und vierzig Weinkeller, achtzig Stiegen, drei und siebzig Fontänen, acht Orgeln, zwölftausend Fenster und Thüren, und achtzehnhundert und sechzig Gemächer. Man sieht dort fünfzehnhundert und sechzig Oelgemälde, und wenn man alle Freskobilder zusammenstellen würde, so könnte man damit eine Wand von eilfhundert Fuß im Gevierte bedecken. Der Umfang dieses Gebäudes beträgt viertausend achthundert Fuß, also fast drei Viertel englische Meilen. Aus einem Buche, das ich in dem Kloster fand, zog ich die Summen aus, die auf dieses Gebäude verwendet wurden. Die Maurerarbeit kostete 5,512,054 Realen; die Marmore, Porphyre und Jaspis, die in die Kirche verwendet wurden, 5,313,825 Realen; die Arbeit, jeden Stein auf den Fußboden einzusetzen, 10 Realen; das Ausmalen der Kirche, die Fresco Jordans mit eingerechnet, 291,270 Realen; die Orgeln 295,997 Realen; die Holzarbeiten am Thor, wozu der König das Holz umsonst gab, 493,284 Realen; die bronzenen Geländer, 556,828 Realen; Holz, Blei, Glocken und Vergoldungen in der Kirche, 3,200,000 Realen; die Malereien in der Bibliothek, 199,822 Realen; die Ornamente in der Sakristei, 4,400,000 Realen; das Material im königlichen Mausoleum, 1,826,031 Realen. Dieß ist nur ein kleiner Theil der Kosten dieses Gebäudes; hierunter sind nicht die goldenen und silbernen Ornamente begriffen, nicht die Urnen und Edelsteine, nicht die Bronzearbeiten, die oben erwähnten Geländer ausgenommen, nicht die Oelgemälde und Schnitzwerke."

(Schluß folgt.)

Holzschnitzköpfe von Leonardo da Vinci.

Die außerordentlichste Erscheinung in Holzschnitzwerken, die der Kunstwelt vielleicht bis jetzt bekannt geworden ist, fand sich vor Kurzem in Wien. Zwei Büsten in Holz geschnitten zeigen die Köpfe eines Mannes und einer Frau. Die Gesichter haben die Größe eines Taubeneies. An dem Barette des Mannes ist eine Medaille befestigt (die heilige Margareta mit dem Drachen) und um sie die Worte: JE. NE. SCAI. (je ne sais), vielleicht der Wahlspruch des Mannes, zu lesen. Unter dem Barett ist eine Netzhaube; der Hals ist ganz frei, der Leib mit einem Pelze bekleidet. Die Frau trägt ein einfaches Kopftuch, wie man es häufig in den Gebirgen bei Rom sieht. Beide Köpfe sind von so großartiger Auffassung, daß sie bei länger darauf geheftetem Blicke sich ins Kolossale vergrößern. Die Masse verschwindet ganz bei der unendlichen Ausarbeitung, welche ein Leben in diese undankbare Kunstschöpfung zauberte, das kaum der Malerkunst hervorzurufen gelingen möchte. Kein Kunstkenner, dem diese Köpfe bis jetzt zu Gesichte kamen, konnte sich rühmen, etwas Aehnliches gesehen zu haben, und Italien hat, trotz seines Reichthums an Schnitzarbeiten, Nichts aufzuweisen, was damit in Vergleich zu stellen wäre. Diese kleinen Holzköpfe erinnern an die allerdurchgeführtesten Köpfe Leonardo da Vinci's; daher die Meinung sich bereits dahin vereinigt hat, daß diese Werke von jenem großen Künstler herstammen; obgleich der zufällige Entdecker und nunmehrige Besitzer derselben an dieser Angabe zweifeln zu dürfen glaubt, da er selbst lange in Holz gearbeitet, und die Schwierigkeit dieser Masse kennt. Bekanntlich vereinigte Leonardo da Vinci mit tiefem Studium und wissenschaftlicher Kenntniß der Malerkunst eine außerordentliche Geschicklichkeit in künstlichen Handarbeiten, und seine großen Talente in Mechanik, Optik, Anatomie, Mathematik, ja selbst Hydraulik, machten ihn als Architekten und Bildhauer eben so groß, nur weniger bekannt, als er uns in seinen unübertroffenen Bildern als Maler erscheint. Sein großer Kanal, durch den er im fünfzehnten Jahrhundert Mailand mit der Adda verband, war, obschon damals die berühmtesten Architekten an seiner Ausführung verzweifelten, ein vielleicht nicht scharfsinnigeres Werk als seine überaus liebliche Erfindung der harmonischen Leier, oder des durch mechanischen Druck sich bewegenden Löwen. Die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit dieses Genies muß so viel mehr auf die Vermuthung bringen, daß diese Holzköpfe nur von ihm seyn können, als sich ähnliche Meisterwerke gewiß mehrfältig vorfinden würden, wenn ein Künstler sich ausschließend damit beschäftigt hätte. Was aber am meisten für diese Annahme spricht, und sie beinahe zur Gewißheit erhebt, ist die Aehnlichkeit des Mannskopfes mit den Bildnissen Franz I von Frankreich, an dessen Hofe Leonardo bekanntermaßen lange in höchster Vertrautheit lebte. Die Köpfe befinden sich im Besitze des kaiserlichen Hofmedailleurs Herrn Böhm, eines der geschicktesten Künstler seines Faches, die gegenwärtig Europa besitzt. Es sind ihm bereits sehr große Summen für diese Kunstwerke geboten worden, ohne daß er sich entschließen konnte, sich davon zu trennen.

Vermischte Nachrichten.

Die neue französische Kirche scheint, je mehr die katholische Geistlichkeit durch ihren thörichten Starrsinn sich der Nation entfremdet, Anhänger und Boden zu gewinnen. Seit den unruhigen Auftritten zu St. Germain l'Auxerrois im vergangenen Februar lebte der Pfarrer von Clichy in Unfrieden mit seinen Pfarrkindern, die ihm vorwarfen, dem Jahrestagsbegängnisse des Herzogs von Berry beigewohnt zu haben, so daß er sich endlich genöthigt sah, seine Gemeinde zu verlassen, die seitdem, ungeachtet aller Schritte der Lokalbehörde bei dem erzbischöflichen Stuhle von Paris, ohne Seelsorger gelassen wurde. Vergangenen Sonntag wurde daher der Abbé Chatel von mehreren Einwohnern des Ortes eingeladen, die Messe zu lesen, worauf er sich dann auch nach Clichy begab, aber die Kirchenthüre verschlossen fand, da der Maire, wie es hieß, im Einverständnisse mit dem Präfekten der Seine, die Schlüssel weggenommen hatte. Der Abbé Chatel kehrte daher nach Paris zurück, um die zur Messe nöthigen Geräthschaften zu holen, und die Einwohner von Clichy errichteten in der Zwischenzeit der Kirche gegenüber einen Altar, wo dann der Abbé nach seiner Rückkehr die Messe unter freiem Himmel hielt.

*

Ueber die englische Ansiedlung auf Fernando Po waren die widersprechendsten Nachrichten im Umlaufe. Aus Briefen, die am verflossenen 5 März in England angekommen sind, geht hervor, daß die Niederlassung frei von allen Krankheiten und nicht ein einziges Individuum vom Fieber behaftet war. Es hatte sich ergeben, daß je mehr die Waldungen um Clarence her gelichtet wurden, die Fieber verschwanden, und man hofft, daß das Innere des Landes noch gesünder werden wird, da man befreite Afrikaner um Taglohn in den Wäldern Bauholz für die Schiffswerften hauen läßt. Ein ansteckendes Fieber, das einige Seeleute wegraffte, war durch ein königliches Schiff, auf welchem zwei Aerzte während der Ueberfahrt daran gestorben waren, von Sierra Leone nach Fernando Po gebracht worden. Die Rückkehr des Obristen Nicholls nach dieser Kolonie wird in Kurzem Statt finden. Derselbe ist mit umfassenden Instruktionen zur Unterdrückung des Sklavenhandels versehen, zu welchem Zwecke man Dampfschiffe einrichten will, um die Schiffe der Sklavenhändler den Fluß aufwärts verfolgen zu können. (Vergleiche hiemit, was hierüber im Auslande dieses Jahrgangs S. 108 mitgetheilt wurde.)

*

Von der neulich erwähnten, in England geschlagenen Münze sagt der Courrier: „Auf einer Seite befindet sich das Bildniß des Sohnes der Herzogin von Berry mit der Umschrift: „Heinrich V, König von Frankreich;" auf der Kehrseite sieht man die Lilien. Es ist eine sehr schöne Silbermünze im Werthe von fünf Franken, und die Summe des geschlagenen Geldes beträgt 50,000 Pf. St. (1,250,000 Fr.). Man sagt, daß eine beträchtliche Quantität davon nach der Vendée und nach andern Theilen Frankreichs versendet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 208. 27 Julius 1831.

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Fortsetzung.)

Kotsch, eben so wie Sindhi ursprünglich von Hindu bevölkert, wurde im neunten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung von einem Sindhischen Volksstamme angegriffen, der sich unter fünf Brüdern daselbst niederließ, nachdem die ursprünglichen Einwohner verjagt oder unterjocht worden waren. Die Abkömmlinge dieser Brüder legten sich den Namen Dscharedschah bei, nach einem ihrer Vorfahren, Dschgrrah genannt, der die furchtbare Sitte einführte, die Kinder weiblichen Geschlechtes zu tödten, eine Sitte, die noch unter ihnen gebräuchlich ist. In der Folge der Zeit nahm der mit der höchsten Gewalt bekleidete Fürst des Landes den Namen Dscham an, ein Wort, das wahrscheinlich durch Entstellung aus Samba gebildet wurde, was wieder an den Titel oder Namen Sambus erinnert, wie jener indische König sich nannte, der in diesen Gegenden von Alexander dem Großen besiegt wurde. Endlich nannten sich diese Fürsten Rawinl oder Rao. Die rohe Grausamkeit derselben, der Ehrgeiz der Minister und die Einfälle der Sindhier scheinen dieses Land lange Zeit in eine Reihe der gräulichsten Unordnungen gestürzt zu haben, bis endlich ein Ereigniß die Eroberung dieses Staates durch die Engländer zue Folge hatte.

Rao Rabiden, ein blutgieriges Ungeheuer, hatte im Jahre 1778 den Thron bestiegen, da er aber wahnsinnig gewoeden war, so wuede die Leitung der Staatsangelegenheiten zwölf Feldherren übertragen. Einem derselben, Feth Mohammed, einem gebornen Sindhier, gelang es jedoch endlich im Jahre 1792 sich der Obergewalt zu bemächtigen, und diese übten auch seine Söhne nach seinem Tode, im J. 1813, bis zum Hinscheiden Rao Rabiden's aus. Nun machten dessen Sohn Mang Sing und sein Neffe Ladoba Ansprüche auf die Herrschaft; der hierüber entstandene Bürgerkrieg wurde noch mehr geschürt durch religiöse Streitigkeiten. Rao Rabiden war als Musulman gestorben; aber eine Partei, an deren Spitze ein Brahmine, der Minister Feth Mohammed's stand, hatten seine Leiche nach Sitte der Hindu verbrannt. Endlich wurde Mang Sing unter dem Namen Rao Bharmeldschi auf den Thron erhoben; er zählte damals achtzehn Jahre und hatte bis dahin mit seinem Vetter Ladoba im Innern des Palastes eingeschlossen in tiefster Zurückgezogenheit gelebt.

In der Zwischenzeit hatte sich die englische Regierung wiederholt genöthigt gesehen, an den Hof von Kotsch Vorstellungen wegen der Raubzüge zu machen, die von diesem Lande aus, wo durch die innern Unruhen zahlreiche Banden sich gebildet hatten, in die benachbarten Gebiete unternommen worden waren. Bereits im Jahre 1809 war zur Unterdrückung dieser verderblichen Unordnungen ein Vertrag abgeschlossen worden, und im Jahre 1816 endlich erhielt der nun verstorbene Kapitän Macmurdo die Erlaubniß, als Gesandter der englischen Regierung nach Bhudsche zu kommen, von wo er jedoch zurückkehrte, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben. Das Land blieb fortwährend der Raub des Bürgerkrieges, mehrere Faktionen bekämpften sich und waren nur in der Plünderung der ruhigen und gewerbfleißigen Bevölkerung einverstanden. Räuberbanden aus Kotsch verwüsteten von Neuem die umliegenden Gebiete, so daß zuletzt die Regierung in Bombay sich gedrungen sah, mit kräftigeren Maßregeln einzuschreiten.

Dem Rao war es inzwischen gelungen, sich von der lästigen Vormundschaft, in der man ihn gehalten hatte, loszumachen, und man ließ ihm daher, bevor man noch zur Gewalt schritt, anbieten, gegenseitig Gesandte zu schicken. Allein derselbe zeigte nicht nur die deutlichste Abneigung dagegen, mit den Engländern auf friedlichem Fuße zu leben, sondern auch eine völlige Unfähigkeit, die Zügel der Regierung zu führen. Er hatte die Häuptlinge der Dscharedschah vor den Kopf gestoßen, mit deren Hülfe er doch auf den Thron gelangt war, und sich überhaupt den allgemeinen Haß zugezogen. Ein englisches Heer mit den Truppen indischer Füesten vereinigt, ging daher über den Renn, und drang unter dem Befehl des Obersten Rast in Kotsch ein, wo es bis auf drei Tagmärsche von der Hauptstadt vorrückte. Hier eefuhr man, daß alle Wasserbehältnisse und Brunnen auf der Straße nach Bhudsche vergiftet worden seyen. Dessenungeachtet rückte man bis nach Lackund, einige Meilen von der Hauptstadt vor, so daß sich der Rao endlich gezwungen sah, der Veenunft Gehör zu geben. Ee mußte einen Verteag unterzeichnen, wodurch für die verübten Unbilden Entschädigungen verheißen und Bürgschaften gegen künftige Versuche geleistet wurden. Die Stadt Andschar und deren Gebiet wurde durch diesen Vertrag an die Engländer abgetreten.

(Schluß folgt.)

Die Galeerensträflinge des Jahres 1831 im Bicêtre.

(Schluß.)

Inzwischen sind in dem großen Hofe des Bicêtre die dreifach gegliederten Ketten und Halseisen zur Schau ausgestellt. Dießmal sind die Eisen — oder um es in der Kunstsprache der Galioten zu sagen — „das Fayence" — völlig neu, eine nothwendige Vorsicht gegen die erprobte Geschicklichkeit der Retourpferde (chevaux de retour, rückfällige Galeerensträflinge.)

Bevor die Sträflinge an die Kette geschmiedet werden, nimmt man die Umkleidung vor. Die Soldaten der Galiotenwache vertheilen sich während dieser Verrichtung im Hofe, um die Ordnung aufrecht zu halten. Einige derselben ziehen ihre Uniformen aus, und richten einstweilen, weil sie dabei als Grobschmiede Hand anlegen, Hammer und Ambos her; Andere halten derweilen die Sträflinge in Reihe und Glied, oder treiben mit der gleichen Brutalität die Zuschauer hinaus. Diese reisenden Gefängnißwärter sind zwar wie Soldaten gekleidet, aber nicht im Dienste des Staats, sondern werden von den Unternehmern des Verbrechertransportes hiezu in Sold genommen. Meist sind es aus dem Dienst getretene Veteranen, die auf keine andere Weise, als durch dieses rohe und furchtbare Geschäft ihr Brod zu verdienen wissen. Man sieht manchen von ihnen mit dem Kreuz der Ehrenlegion oder der Medaille des Julius auf der Brust. Es ist noch nicht lange her, daß die Verbannten der großen Armee ihr Brod in der Fremde bettelten, aber sie würden erröthet seyn, das auf den Schlachtfeldern erworbene rothe Band in einem so verächtlichen Dienste zu entweihen.

Nun ergeht der namentliche Aufruf zur ersten Kette und die Verurtheilten werden nach der Größe zusammengestellt; für ihr Verbrechen hat man nur einen Maßstab. Auf diesen Ruf werfen die Sträflinge die Kleidung des Hauses ab, um ihr Reisegewand anzulegen; manche gehorchen nur mit sichtbarem Sträuben, während Frauen so sehr die Schamhaftigkeit ihres Geschlechtes vergessen können, diesem Schauspiel beizuwohnen. Debair ist fast nackt. „Was habt ihr mit euren Gefängnißkleidern gemacht?" fragt ihn einer der Beamten. — „Was werde ich damit gemacht haben?", ist die Antwort, „gewaschen hab' ich sie (lavés, verkauft). Glauben Sie nicht, daß man seinen guten Rock, oder seinen Cambriot, (Hut) aushebt, bis man geschnitten (coupé hingerichtet) wird? Lassen Sie mich nur hinaus und Sie sollen sehen, ob ich nicht heute Abend noch meine neuen Flambans (flambans neufs, neue Kleider) anhabe." Während man ihm sein Hemd auszieht, bemerkt man mit Schrecken, auf seiner Brust das eingestochene Bild eines blutigen Dolchs, der bis an's Heft in ein Herz gestochen ist. Aber gerade dieser Schrecken ist sein Triumph, er schlägt in wildem Stolz seine Arme übereinander, als wollte er sagen: Seht mich an!

Ein wenig weiter von ihm hat der Zufall dem Sträfling Desbure den Lanciuze, einen kühnen, und seit fünfzehn Jahren mit allen Sitten und Gebräuchen der Gefangenschaft wohlerfahrnen Dieb als Gefährten beigesellt; beide behalten eine unerschütterliche Gleichgültigkeit und sind eben beschäftigt, einen Kopfputz von Stroh zu vollenden, der mit einem Pompierkaskette Aehnlichkeit hat. An ihrer Seite dreht ein junger Mensch das Galeerenkleid in den Händen herum, ein Paar Thränen fallen darauf aus seinen Augen; sie sind vielleicht der letzte Zoll des Gewissens, das ihm die Galeere bald völlig abgewöhnen wird. Uebrigens bemerkt man an diesen Unglücklichen selten Reue, die meisten lassen eine stumpfe Gleichgültigkeit blicken. Hier sitzen sie alle auf der Erde vor ihren Eisen den Hals in einem starken Ringe, und mit jedem Hammerschlage, der sie einzeln an die für achtundzwanzig Sträflinge bestimmte Kette festnietet, ist es nur der Zuschauer, der seufzt, der erbebt; sie lächeln; nicht die Gefahr ist es, daß auf dem Ambos statt des Nagels ein Hirnschädel plattgeschlagen werden könnte, was mit geheimem Grauen Dich durchrieselt, da zwei kräftige Arme den Kopf des Züchtlings zurückbeugen, während der Hammer niederfällt; aber die Einbildungskraft ist es, die Dir alle Leiden empfinden läßt, die jene verspotten; Du glaubst die Last des Verbrechens auf Deiner Seele zu fühlen, diese Eisen zu tragen, diese schreckliche Reise antreten zu müssen, lebend in diese Gemonien geworfen zu werden und die menschliche Gesellschaft ihre Pforten auf ewig hinter Dir schließen zu hören. Man muß wieder in der freien Luft seyn, um das beängstigende Gefühl dieses Traumes los zu werden.

Die zweite Kette besteht aus den kräftigsten Sträflingen, welche die Reise zu Fuß machen müssen. Man bemerkt darunter viele junge Leute, deren Gestalten die Gewohnheit des Verbrechens noch nicht ihr Brandmal aufgedrückt hat. Dieselben Eisen fesseln zwei Brüder neben einander, die auf der Heerstraße geraubt und das Verbrechen wie jetzt die Strafe theilen. Ein wenig von ihnen entfernt scheint ein ältlicher Mann mehr von Scham als von Schmerz gefoltert; seine feine Gesichtsbildung und seine weißen Hände unter den Lumpen, womit sie bedeckt sind, verrathen einen Rang und eine Erziehung, die ein besseres Ende verdient hätten. Als Einnehmer der öffentlichen Gefälle streckte er die Hand nach einem unantastbaren Gute aus, und verfälschte die Rechnungen, um die Spuren seines Verbrechens auszulöschen. Der Gerichtshof von Dijon hat ihn zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, doch die Gnade des Königs ihm das Brandmal erlassen.

An dem Ende der Kette erregt der Sträfling Remond lebhafte Theilnahme; man umringt ihn, als wollte man ihn trösten wegen eines Verbrechens, dem unter dem glühenden Himmelsstriche des südlichen Landes oft selbst die tugendhaftesten anheimfallen. Zum Tode verurtheilt wegen eines Mordversuches gegen seine Frau schiebt er seine verbrecherische That auf eine nur allzu gegründete Eifersucht. „Sie lebt," ruft er aus, „und ich bin hier! Warum hatte ich nicht den Muth mich selbst umzubringen? Alle Welt verläßt mich. Ach, wäre der Urheber meiner Leiden zugegen und könnte mich in dieser Lage sehen!" Der Wohlstand, in dem er lebte, muß seinen Schmerz noch vermehren, wenn es wahr ist, daß Remond der Erbe von 30,000 Fr. geworden seyn würde. „Was klagst Du, mein Alter," sagt sein Nachbar, „Du bist ja beschuht wie ein Marquis." — „Es sind meine Jagdstiefel," erwiedert Remond traurig, „ich ging sonst häufig auf die Jagd."

An der dritten Kette heften sich aller Augen auf zwei Corsen, die wegen eines Mordes zu Bastia verurtheilt wurden. In einem Lande geboren, wo die Rache Pflicht ist, knirschen sie mit Ingrimm gegen den Zügel eines Gesetzes der Civilisation, das sie mit gemeinen Missethätern in eine Reihe stellt. Der eine von ihnen, Petrimi,

überraschte den Pfarrer bei seiner Frau und verbrannte Haus, Pfarrer und Frau. „Das Haus war mein,“ sagt er auf italienisch zu Einem, der ihn fragt, „ich hatte doch wohl das Recht, es zu verbrennen?“ — „Aber den Pfarrer?“ — „Er verführte meine Frau.“

Ein Wächter ruft den Sträfling Peyronnet vor, einen wegen Rückfall Verurtheilten. „Platz Sr. Excellenz,“ — sagt eine rauhe Stimme, und ein spöttisches Schweigen folgt dem Gelächter, das bei diesem Namen ausgebrochen war. Im Vorbeigehen drückt der Namensvetter Dessen, der Paris mit Strömen Blutes befleckte, dem Kapitän der Galeerenwache ein Billet in die Hand, dessen Orthographie die Gazette des Tribunaux gegeben hat. *)

„Ein großes Komplot ist gemacht, die Wache zu entwaffnen. Jeder soll sich auf seinen Mann werfen und zu entkommen suchen. Da ich nur zwölf Jahre habe, so will ich nicht daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide. Ich grüße Sie hochachtungsvoll.“

„Peyronnet.“

Der Kapitän steckt es in die Tasche, ohne sich weiter um eine Anzeige zu bekümmern, die bei jeder Abfahrt vorkommt, und deren Falschheit er so oft schon aus Erfahrung kennen gelernt hat. Manchmal halten die Sträflinge auch die zum Besten, von denen sie befragt werden. „Was hast Du gethan?“ fragt Jemand Einen von ihnen — „Ich? ich bin wegen Prellereien verurtheilt worden.“ — „Auf lebenslänglich wegen Prellereien, das ist nicht möglich!“ — „Ach, die Geschwornen haben es als Diebstahl ausgelegt.“ — „Aber auch der einfache Diebstahl zieht nicht lebenslängliche Kettenstrafe nach sich.“ — „Ach, sie haben es als Diebstahl auf offner Landstraße ausgelegt.“

Gewöhnlich führt man die Sträflinge, wenn sie angeschmiedet sind, in die Kapelle. Dießmal hörten sie im freien Hofe die einfachen und rührenden Worte des Abbé Montes. Aufrecht stehend mit entblößtem Haupte lauschten sie der Stimme, die ihnen für aufrichtige Reue den Himmel verhieß. Es giebt Augenblicke, die selbst die verhärtetsten Gemüther erweichen, und über diese wilden Gesichter sah man Thränen rollen, die für die christliche Milde des Priesters wie für seine Beredsamkeit zeugten.

Alles ist nun vorbei; die Zuschauer gehen auseinander, der Priester steigt zu den Gefängnissen hinab und die zusammengekuppelten Sträflinge wandeln bis zur Nacht mit ihren rasselnden Ketten innerhalb der Mauern umher; aber man hört nicht mehr wie sonst die alten Lieder und jenen klassischen Vers:

„Komm' ich von der Galeere wieder her,
Werd ich, ihr Freunde, ein Millionär.“ **)

Langsam gehen sie auf und ab und wechseln nur ein und das andere Wort, bis die Stimme der Wächter sie zum Niederlegen ruft. Auf den Gängen ist Stroh ausgebreitet, hier schlafen sie bis der Morgen kommt.

*) Un grand complan est fait pour desarmer lai gardes. Chaqun doit se gestes sur son garde et saivader. Comme je nan ai que pour onze an, je ne veut pas que lai bon patizent pour lai maichant. Je vous salut avec respec.

Peyronnet.

**) Si je reviens jamais des galères,
Je veux, mes amis, devenir millionaire.

Der Baron von Damas und die schöne Türkin.

(Schluß.)

Der Baron von Damas war indeß schon zum Voraus von Persat's Rückkehr durch den französischen Konsul in New-Orleans unterrichtet, der davon den Präsidenten des Tribunals zu Marseille in Kenntniß gesetzt hatte. In den apostolischen Konventikeln, die zu diesem Zwecke gehalten wurden, kam man bald darin überein, daß es nothwendig sey, den Kapitän zu verhaften, bevor er noch erfahren und ausplaudern konnte, was in seiner Abwesenheit sich begeben hatte. Der Präfekt bot zu Allem, was der bekehrungssüchtige Eifer des Barons von Damas von ihm verlangte, bereitwilligst die Hand; er wendete sich an den General Livron, den Agenten des Pascha von Aegypten, mit der Bitte, den Kapitän für den Dienst seines Herrn anzuwerben und bewirkte, daß dieser die glänzendsten Angebote machte. Man ging sogar soweit, dem Kapitän die rückständige Bezahlung seines Gehaltes als Ritter des Kreuzes der Ehrenlegion anzubieten. Alles umsonst; Persat erklärte, er wolle und müsse seine Frau und sein Kind wieder haben. Nach vielen vergeblichen Bemühungen vergaß sich endlich der Präfekt so weit, dem Kapitän zu drohen; dieser aber nur noch mehr aufgebracht, drohte seinerseits mit einer Berufung an die öffentliche Meinung auf dem Wege der Journale. Die Furcht vor der Oeffentlichkeit war für die frommen Männer so wirksam als die Furcht vor dem Teufel; diese verwünschten Blätter waren nie im Geschmack der Royalisten, nicht einmal der konstitutionell Gesinnten. Herr von Villeneuve wendete auf einmal den Spieß um, und wurde so gefällig als man es nur wünschen kann. Er sagte dem Kapitän, Pimbe sey eine Christin und könne folglich nicht mehr ihm angehören, bevor der Segen des Priesters von Neuem ihre Verbindung geheiligt habe; sie sey bei dem Abbé Carle niedergekommen, dieser habe nachher auch ihr Kind getauft und es dann dem Baron von Damas übergeben, der, um sich seines Versprechens, es zu erziehen, zu entledigen, es — in einem Hospital untergebracht hatte. Was die Mutter betreffe, so sey sie nach ihrem Wochenbette, das am 10 November 1822 begonnen hatte, von dem Baron von Damas mit nach Paris genommen worden.

Mit diesen Nachrichten begab sich der unermüdliche Kapitän stehenden Fußes nach Paris, wo er gegen sein Verhoffen unverzüglich bei Herrn von Damas Zutritt und die freundschaftlichste Aufnahme erhielt. Dieser versicherte ihm auf seine Ehre, Adelaide sey völlig würdig, seine Gemahlin zu werden, und sie selbst wünsche es mit aller Sehnsucht. „Außerdem würde ich sie selbst verachten,“ setzte der ehrliche Baron hinzu. Der Kapitän besuchte die neue Christin, die ihm ihre unwandelbare Liebe und Treue hoch und theuer versicherte; allein es schien, der glückliche Gatte hatte zu gleicher Zeit anders woher anders lautende Winke erhalten, kurz man hörte ihn eines Tages in dem Salon des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten laut versichern, er sey nicht des Willens, eine überschnelle Vermehrung seiner Familie, und wäre sie auch noch so christlich, auf seine Rechnung zu nehmen. Er entschloß sich nach Griechenland zurückzukehren und auf dem Hinwege zu Marseille seine Tochter aufzusuchen, die damals fünf Jahre zählte. Der Präfekt ließ ihn nicht lange auf die nöthige Erlaubniß warten, sein Kind zu sehen, er fand es, aber nicht mehr im Hospital, sondern bei den barmherzigen Schwestern, bei denen es untergebracht worden war. Er empfahl es der Sorgfalt dieser frommen und achtbaren Jungfrauen, bis er aus Griechenland zurückgekehrt sey, was in Kurzem geschehen würde.

Der Kapitän kam wirklich schon im Jahre 1829 nach Marseille zurück; allein wer schildert seine Verzweiflung, hier seine Tochter nicht mehr zu finden? Nachdem er sich zu den barmherzigen Schwestern begeben hatte, um ihnen seine Erkenntlichkeit zu bezeigen und sein Kind abzuholen, erfuhr er, seine Tochter befinde sich nicht mehr in ihren Händen, sondern bei dem Baron von Damas, der sie zu sich genommen habe. Alle Schritte des Kapitäns über das Schicksal seines Kindes Gewißheit zu erhalten, waren vergeblich, und er entschloß sich endlich, bei den Gerichtshöfen Hülfe zu suchen. Allein wie hätte er sich damals hievon einen Erfolg versprechen dürfen, da er mit seiner gerechten Sache gegen den allmächtigen Einfluß des großen Beschützers der Mönchsorden, der seitdem Erzieher des Herzogs von Bordeaux geworden war, in Kampf hätte treten müssen? Ich sah während meines Aufenthaltes zu Marseille im Jahre 1829 kurz vor

meiner Abreise nach Aegypten den Kapitän Persat zu wiederholten Malen, wobei er mich ersuchte, seine unglückliche Geschichte der Welt öffentlich bekannt zu machen. Später wiederholte er diese Bitte in einem Briefe vom 20 Mai desselben Jahres aus Valence. Ich weiß nicht, was ihn dorthin führte, und ich ließ mir sagen, er habe gehört, daß sich seine Tochter in einem Kloster in der Nähe jener Stadt befinde, was ich jedoch nicht behaupten will, da er davon in dem gedachten Briefe keine Erwähnung machte, während er mir darin seinen Entschluß anzeigte, gleichfalls nach Aegypten zu gehen, wo er mich, wie er hoffte, treffen würde. Dieß geschah jedoch nicht und ich habe seitdem nichts mehr von dem Kapitän Persat und der schönen Pimbe gehört. Es steht zu hoffen, daß ihm der Eifer der Bekehrer, die ihm seine Frau geraubt, wenigstens sein Kind gelassen habe. Gott aber möge es verhütet haben, daß die Nothwendigkeit, eine so abscheuliche Unthat zu verbergen, seine mächtigen Feinde bewogen habe, gegen ihn die Maßregel jener heilsamen Strenge in Anwendung zu bringen, indem sie ihn vielleicht unter dem Vorwande aufrührerischer Gesinnung des einzigen Gutes, das ihm noch übrig geblieben war — seiner Freiheit beraubten! Was den Kapitän Persat anbelangt, so kann ich nur noch hinzufügen, daß er einer von jenen interessanten Menschen ist, die man nicht mehr vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der asiatischen Gesellschaft in England verlas Herr Marsden einen Bericht über die Einwohner von Neu-Guinea, den er nach den mündlichen Mittheilungen zweier malayischen Matrosen entworfen hatte, die bei einer Landung auf der Insel um Holz und Wasser zu holen, mit einigen ihrer Gefährten von den Eingebornen gefangen wurden. Bei dem Angriffe kamen einige der Malayen um's Leben, die von den Eingebornen verzehrt wurden, auch einer der am Leben gebliebenen Gefangenen hatte später noch dieses Schicksal. Den andern schor man die Haare ab, band ihnen die Hände und that ihnen nichts weiter zu Leide. Diesem Berichte zufolge machen die Einwohner von Neu-Guinea keinen Unterschied zwischen den Leibern derer, die ermordet werden und die eines natürlichen Todes sterben. Selbst die Leichen ihrer Freunde und Verwandten werden nicht verschont. Sie lösten das Fleisch in langen Streifen ab, zerstückten die Glieder mit kleinen Messern, ließen sie in irdenen Gefäßen kochen und aßen sie dann ohne Pfeffer oder Salz. Das Land selbst schien fruchtbar und mit allen Lebensbedürfnissen wohl versehen. Der Sagu, von dem sie eine Art Brod, Topo genannt, machen, ist überall im Ueberflusse vorhanden. Die Bevölkerung ist zahlreich und wird von Häuptlingen beherrscht. Die Männer, von denen Marsden diese Nachrichten einzog, wurden auf Betrieb des Radscha einer benachbarten Insel in Freiheit gesetzt. — In derselben Gesellschaft las Herr Skinner, der sich rastlos mit Untersuchungen über den Orient beschäftigt, eine Abhandlung über Cuddapah vor, in welcher merkwürdige Anekdoten enthalten waren: die erste betraf den Selbstmord eines Häuptlings von Cuddapah, der sich opferte, um die Ueberschwemmung abzuhalten, die schon drei Jahre hintereinander die Reißfelder verwüstet hatte, von denen der Unterhalt der Bevölkerung abhängt. Die zweite bezieht sich auf ein großes Gebäude zu Cuddapah, das im Jahre 1155 auf Befehl Abdun Nubbis erbaut wurde. Dasselbe ist im Viereck gebaut, oben offen und hat ein schönes Portal und Minarets. Es wurde errichtet, um darin ein Haar aus dem Barte des Propheten Mahomet aufzubewahren, das in einem krystallenen Kästchen mit einem goldenen Schrein darüber hier niedergelegt war. In diesem Kästchen waren Löcher angebracht, um Wasser hineinzugießen und hiedurch das Haar schwimmen zu machen. Dieß geschah jährlich einmal bei Gelegenheit eines Festes, wo von allen Seiten Pilgrime herbei strömten, um vor der köstlichen Reliquie ihre Andacht zu verrichten. Das Portal wurde bei diesem Feste mit 2158 Lampen beleuchtet. Es war die Gewohnheit des Propheten, so erzählt die Legende von dieser Reliquie, bisweilen mit seinen Fingern durch den Bart zu fahren, und wenn dabei ein Haar ausging, so baten seine Schüler kniefällig um diese Heiligthümer und bewahrten sie sorgfältig. Als Heider Ali die Provinz Cuddapah eroberte, sendete er das heilige Haar unter Bedeckung nach Seringapatam, wo es das kostbarste Kleinod des königlichen Schatzes bildete. Nach dem Sturze Tipu's durch die Engländer kam diese Reliquie abhanden. Es geht unter dem Volk die Sage, daß das heilige Haar sich jetzt in den Händen des Nabob von Kurriul befinde, der eine beträchtliche Sammlung Reliquien von dem Propheten und seiner Familie besitzt. — Eine Notiz über China, die von einem Missionär des Kollegiums des heil. Joseph zu Macao mitgetheilt und in der erwähnten gelehrten Versammlung vorgelesen wurde, enthielt mehrere bis jetzt unbekannte Nachrichten über den Hof und die Regierung von China. Wir entheben daraus folgende Anekdote, die sich unter der Regierung des vorigen Kaisers begab. Ein berühmter Mandarin hatte eine Schrift verfaßt und herausgegeben, worin er einige Maßregeln der kaiserlichen Majestät zu tadeln wagte, die ihm von der Bahn des Rechts abzuweichen schienen. Der kühne Schriftsteller wurde sogleich an den Hof berufen und befragt, ob er der Verfasser dieser verbrecherischen Abhandlung sey? Ohne Anstand bekannte er sich dazu. Nun legte man ihm die Frage vor, welche Strafe er verdient habe, und der aufrichtige Mann erklärte, er verdiene geviertheilt zu werden. Man erlaubte ihm, sich eine andere Strafe zu wählen. „Gut, sagte er, so erdroßle man mich." Noch einmal aufgefordert eine andere Strafe zu wählen, bat er sich aus, geköpft zu werden. Der Mandarin wurde hierauf abgeführt und erhielt am folgenden Tage die Ernennung zum Gouverneur von Ele (die Provinz der Verbannten). Der Kaiser wollte hiedurch die Achtung des Mandarins vor den Gesetzen ehren, zugleich aber auch die kühne Rüge des Schriftstellers bestrafen. — Die Sitzung der Gesellschaft schloß mit einem Vortrag über den Salagrama, einen Stein, den man an dem Ufer eines See's von 180 Meilen in Umfang, Wischnu Chatrun genannt, findet, und der von den Hindu für heilig gehalten wird. Die Sage von dem Ursprung dieses See's, worauf auch sein Name Bezug hat, wird folgendermaßen erzählt. Wischnu hielt sich gerne in dieser Gegend auf, wo auch zwei junge Eheleute lebten. Die Frau war sehr schön, der Gott sah sie und verliebte sich in sie. Er bot Alles auf, ihre Treue wanken zu machen. Da er aber seinen Zweck nicht erreichen konnte, so nahm er die Gestalt ihres Gatten an, während derselbe auf einem Kriegszuge entfernt war. Indeß kehrte der junge Held eher zurück, als Wischnu es vorausgesehen hatte, und wollte in der ersten Wuth seine Gemahlin ermorden. Da nahm der Gott seine wirkliche Gestalt an und verwandelte ihn in den Salagrama und seine Gemahlin in eine Pflanze, Namens Tulsie, indem er aussprach, daß beide ihm geweiht seyn sollten. Wischnu selbst verwandelte sich in den See, an dessen Ufern allein der Stein und die Blume gefunden werden. Der Salagrama ist ein Fossil, das einen oder mehrere Ammoniten enthält.

Napoleon sagte am 7 Dezember 1816: „Rußland, Preußen, Oesterreich haben Millionen von Unterthanen gewonnen. Womit hat England eine Entschädigung erhalten, das doch die Seele des Erfolges war, und für jene alle Kosten bestritt? So empfängt es bereits die Frucht der Erkenntlichkeit des Kontinents und der Fehler oder des Verraths seines Abgesandten. Man behält mein Kontinentalsystem bei; man schließt England mit seinen Manufakturprodukten aus. Warum hat dieses nicht den Kontinent mit freien und unabhängigen Seestädten eingesäumt, die zur Dankbarkeit stets Niederlagen seiner Handelswaaren gebildet hätten, und von denen aus es allen Douanen der Welt zum Trotze Europa damit überschwemmt haben würde? England hatte das Recht dazu und bedurfte es. Wie konnte es nun sich selbst den Weg verbauen, und durch die Vereinigung Belgiens und Hollands mit eigener Hand sich einen natürlichen Feind schaffen, während es durch die forterhaltene Trennung derselben zwei unermeßliche Märkte für seinen Handel offen gehalten hätte? Holland, das keine Manufakturen besitzt, war der natürliche Stapelplatz der englischen Produkte, und Belgien brauchte nur unter einem britischen Prinzen zu einer englischen Kolonie gemacht zu werden, so war eine Straße geöffnet, auf welcher England unausgesetzt Frankreich und Deutschland mit seinen Waaren überschwemmen konnte."

Nach dem in diesen Blättern bereits erwähnten Programm über die Feier der drei Julinstage sollen die Gebeine der in dem Kampfe der großen Woche gefallenen Patrioten, sobald es gesundheitspolizeiliche Rücksichten erlauben, ausgegraben und im Pantheon beerdigt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 209. 28 Julius 1831.

Die Contemporaine in Aegypten.

4. Abreise nach Rosette durch die Wüste. — Die Sklavinnen der Europäer. — Dr. Clot und das Hospital in der Wüste. — Der empfindsame Kerkermeister. — Ludwig XVIII und der fette Fastenochs.

Nachdem wir von dem französischen Konsul Abschied genommen, machten wir uns am folgenden Tage Morgens sechs Uhr auf den Weg nach Rosette. Hr. Bernardin, Leopold, *) ich und zwei Saïs (arabische Diener) bildeten unsere Karawane, die gut beritten war, und noch ein Maulthier mit dem Gepäcke beladen, bei sich führte. Unter einem so schwachen Geleite und unbewaffnet, waren wir im Begriff zehn bis zwölf Meilen in einem wüsten Lande zurückzulegen, ohne uns deßhalb der geringsten Besorgniß hinzugeben. Etwaige unbedeutende Zufälle abgerechnet, war auch wirklich kein gefährliches Abenteuer zu befürchten, und diese Sicherheit allein wäre hinreichend, eine hohe Meinung von der starken Hand zu erwecken, die einer so entarteten Bevölkerung Achtung gegen die Fremden einzustößen, und Menschen, die von allem entblößt sind, vom Raube zu entwöhnen vermochte.

Eine Stunde außerhalb der Thore, nahmen wir unsre Richtung links; die Hitze war noch im Zunehmen, und der Horizont schien in Feuer zu stehen. Vergebens machte mich Hr. Bernardin auf die unermeßliche Ferne aufmerksam, die Sandflächen ohne Schatten machten auf mich nur einen traurigen Eindruck. Gegen sieben Uhr gelangten wir zu einzelnen Palmengruppen, die zu dreien und vieren im Umkreis einer Meile zerstreut standen. Hier trafen wir zwei Bataillone, die auf dem Marsche nach Alexandrien begriffen waren, und Halt gemacht hatten. Wir nahmen unsern Weg mitten durch diese Soldaten, die größtentheils uns freundlich grüßten. Herr Bernardin sprach mit ihnen arabisch, kein Wort keine Bewegung gab uns Ursache zu einer Besorgniß, wir sahen sie auf dem Sande wie auf Eiderdunkissen sich es bequem machen. Der arabische Soldat ist fast ohne alle Bedürfnisse. Mit wenig Wasser und Brod kann man ihn die angestrengtesten Märsche machen lassen.

Schweigend setzten wir unsern Weg fort, nur unsre arabischen Diener sangen Lieder, um die bösen Geister zu verscheuchen, und gewiß die Gesänge waren auch darnach. Meinen eigenen Betrachtungen überlassen ritt ich an der Spitze der Karawane und ließ mein Pferd seinen Weg selbst suchen, indem ich heimlich bei mir den Mond anrief, seinen Aufgang zu beschleunigen. Es gesellten sich bald zwei Kinder mit Eseln zu uns, die Citronen nach Alexandrien gebracht hatten, und nun nach Rosette zurückkehrten. Sie baten uns, ihre Reise in unserer Gesellschaft fortsetzen zu dürfen, was wir ihnen gerne bewilligten. Für mich hat die Monotonie etwas so tödtliches, daß ich diese Kinder mit ihrem sonderbarem Kauderwälsch allerliebst fand.

Eine Meile von dem Orte, wo wir den arabischen Soldaten begegnet waren, führte unser Weg längs dem Meere hin, an dessen Ufer wir in gerader Richtung entlang ritten, und zwar so nahe daß es mit seinen Wogen oft die Hufe unsrer Pferde benetzte. Ich kenne nichts so Trauriges auf der Welt als diesen Weg, und nicht Ermüdung allein war es, sondern mehr noch die fürchterliche Langeweile, die mir den Ort, wo wir Halt machten, ein verfallenes Grabmal in der Wüste, willkommen erscheinen ließ. Hr. Bernardin hatte für eine treffliche Mahlzeit gesorgt, die er mit der größten Artigkeit vertheilte. Wir hatten einen Teppich auf dem Sande ausgebreitet, während eine Laterne uns ihr Licht lieh. Unfern von uns befand sich ein Lagerplatz von Beduinen und späterhin erfuhr ich, daß Herr Tarlet, Adjutant des Generals Livron, der von Cairo nach Alexandrien zurückkehrte, nur wenig Schritte von uns übernachtet hatte. Eine gute halbe Stunde später, saßen wir bereits wieder zu Pferde, das ich nicht mehr bis Rosette verließ.

Nach einem Wege von drei Meilen, wobei wir das Meer verließen, um zur rechten durch die weite Sandwüste fortzuziehen die vor der einst blühenden Stadt gelagert ist, welche jetzt nichts als eine Masse verfallener Mauern und Schlösser darbietet, erblickten wir die steinernen Meilenzeiger, die unsere Feldherrn hier hatten errichten lassen, um den Soldaten als Wegweiser durch die öde Wüste zu dienen. Es war sieben Uhr Morgens und die Sonne so heiß wie in Frankreich am Mittag zur Zeit der Hundstage. Bevor man in Rosette anlangt, erblickt man einige zerstreute Palmen, deren schlanke Schäfte sich mitten aus der kahlen Sandebene erheben, deren feiner Staub uns bei dem geringsten Luftzuge in erstickende Wolken einhüllte. Nachdem Herr Bernardin einer Schildwache unsere Teskarets (eine Art arabischen Reisepasses) vorgezeigt hatte, hielten wir unsern Einzug in Rosette, das zwar größer noch als

*) Bernardin der Neffe des ehemaligen französischen Konsuls Drovetti, Leopold der Adoptivsohn der Contemporaine.

Alexandrien ist, aber kein Gasthaus in seinen traurigen Mauern einschließt. So ungern ich bei Freunden herberge, so sah ich mich doch genöthigt, bei dem Oberarzte des Militärspitales Herrn Lanzoni zu übernachten, der uns so gut es anging aufnahm. Mit großer Gefälligkeit räumte er uns sein eigenes Zimmer ein, während er ein Stockwerk höher bei zwei jungen Griechinnen sein Unterkommen fand. Unter den Landessitten nehmen die Europäer in Aegypten keine so bereitwillig an, als die sich mehrere Sklavinnen zu halten. Ich sah hier zum erstenmale das Innere einer solchen Haushaltung. Man kann sich in Europa keinen Begriff von dem Benehmen, der Kleidung und dem Schicksale dieser armen Frauen machen. In größerer Freiheit lebend als bei den Türken, finden sie sich bei weitem nicht so glücklich bei den Europäern, die, statt ihnen andere Sklaven zur Bedienung zu halten, sie selbst als Dienerinnen gebrauchen, übrigens als gekaufte Waare behandeln und für sie weder eine Rücksicht noch Aufmerksamkeit beweisen. Die beiden Weiber unseres Freundes Lanzoni waren jung, wiewohl nicht schön, aber so elend gehalten und gekleidet, daß wir sie für seine Mägde hielten. Sie durften mit uns nicht zu Tische sitzen. . . . .

(Wir unterbrechen hier die Erzählung der Contemporaine, die reichlich mit unbedeutenden Nebenumständen Klagen über Hitze, schlechte Quartiere, Mückenstiche und andere Mühseligkeiten angefüllt ist, und bemerken bloß, daß sie auf der Nilfahrt nach Kahira dem Suleiman-Bey, dem aus der ägyptischen Expedition nach Morea bekannten Obristen Selves, in seinem Lager am Ufer dieses Flusses einen Besuch abstattete, daß sie mit diesem, der damals bei Ibrahim Pascha in Ungnade gefallen war, einige sehr vergnügte Stunden zubrachte und endlich glücklich in Kahira anlangte. Wir übergehen gleichfalls ihren Ausflug nach den Pyramiden, wo die Gesellschaft die „Lieder von 92 sang und das Echo ruhmvolle und für Frankreich theure Namen wiederholte.“ Wir übergehen ferner die Geschichte zweier französischen Aerzte, die auf falsche Anklage gefänglich eingezogen, und schwer mißhandelt wurden, bis es endlich dem Dr. Clot, dem Oberaufseher des Hospitales Abusabel in der Wüste, gelang, sie unter seiner Verantwortlichkeit bei sich behalten zu dürfen — Wir übergehen dieß, und versetzen unsere Leser mit der Contemporaine sogleich nach dem erwähnten Hospital, wohin sie von Dr. Clot eingeladen worden war.)

(Schluß folgt.)

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Allgemeine Beobachtungen über den ost-asiatischen Handel, nach dem Edinburgh Review.)

Von allen Seiten werden jetzt in England die Monopole und Privilegien angegriffen, und man beweist nicht selten zum großen Aerger Derjenigen, welche dieselben vertheidigen, daß diese Monopole nicht nur der Masse des Volks in vielfacher Hinsicht schädlich sind, sondern auch den Besitzern selbst wenig oder nichts nützen, und nur die untergeordneten dabei betheiligten Personen einen oft alles Maß übersteigenden Vortheil daraus ziehen. Ein schlagendes Beispiel dieser Art ist der Theehandel der ostindischen Kompagnie, und in noch höherem Grade, der Handel überhaupt, welchen sie in Indien treibt.

Als der Freibrief derselben im Jahr 1813 erneuert wurde, gestattete man sämmtlichen britischen Unterthanen, an dem Handel nach Hindustan und einigen andern Gegenden des Ostens Theil zu nehmen, wovon sie früher ausgeschlossen gewesen waren, zugleich aber ward ihnen durchaus verboten, in irgend einen Handel oder Verkehr mit China zu treten. Das Monopol des Handels mit diesem unermeßlichen Lande, aus welchem man allein den Thee bezieht, ward der Kompagnie erhalten, welche sich dadurch in der That das Monopol des Handels mit Siam, Cochinchina, Tunkin, Corea, der östlichen Tartarei, Japan, den philippinischen Inseln u. s. w. sicherte, da zur vortheilhaften Betreibung desselben der Handel mit China unerläßlich ist. Die Länder, deren Handel dem Wort oder der Sache nach ein Monopol der Kompagnie sind, besitzen einen Ueberfluß an den mannichfaltigsten und kostbarsten Produkten, ihre Bevölkerung beträgt etwa den dritten Theil des ganzen Menschengeschlechts und sie haben eine unermeßliche Ausdehnung von Seeküsten. Gewiß hat selten oder nie eine Handelsgesellschaft ihre Mitbürger von einem so ungeheuren und reichen Felde für den Betrieb des Handels ausgeschlossen. Um ein solches Monopol zu rechtfertigen, müßte bewiesen werden, daß dieser Handel auf keine andere Weise in solcher Ausdehnung und mit solchem Vortheile für das Publikum betrieben werden könne. Ob dieß in der That der Fall ist, wird sich aus der Beantwortung der folgenden Fragen ergeben.

1. Hat die Kompagnie den Thee und andere von ihr eingeführte Waaren zu demselben Preise verkauft, als man dafür bezahlen würde, wenn der Handel offen wäre?

2. Liegt in dem Charakter oder den politischen Institutionen der Chinesen irgend ein Grund, weßhalb es unthunlich ist, den Handel eben so frei, wie mit jedem andern Volke zu treiben?

3. Hat die Kompagnie den Handel in derselben Ausdehnung und mit demselben Vortheile betrieben, als dieß von Einzelnen geschehen wäre?

Wenn es bewiesen werden kann, daß man alle diese drei Fragen mit Nein! beantworten muß, so ist gewiß bei jedem Vernünftigen der Kompagnie und ihrem Handel das Urtheil gesprochen.

Da die Zeit herannaht, wo das Privilegium der ostindischen Kompagnie zu Ende geht, so hat sich die Regierung und das Parlament schon im vorigen Jahre mit der Sache beschäftigt. Man hat gültige Zeugen vernommen, Leute die viele Jahre lang nach China handelten, selbst ein Amerikaner ist darunter, der durchaus unverdächtig ist, da der Handel Nordamerikas mit China auf keine andere Weise beschränkt ist, als durch die Hindernisse, welche derselbe allenfalls in China findet, die aber für die englische Kompagnie in demselben Grade vorhanden sind. Der zweite Zeuge war der Kapitän eines Handelsschiffs, welches zum Verkehr zwischen Bombay und Canton verwendet wurde. Der dritte war ein gewisser Josua Bates, welcher lang mit den bedeutendsten amerikanischen Häusern im Chinahandel betheiligt gewesen, und endlich als Associé in das berühmte Handelshaus Baring und Comp. trat, welches hauptsächlich für Rechnung amerikanischer Häuser den Chinahandel betreibt. Dieser letztere zeichnet sich namentlich durch eine seiner Antworten aus, wo er sagte: er wolle sich anheischig machen, den Thee in London um ein Drittheil wohlfeiler als die Kompagnie zu verkaufen. Die Erwähnung von ein Paar andern Zeugen ist hier unnütz.

Um wegen des Preises, den die Kompagnie macht, ins Reine zu kommen, ertheilte das Handelsbureau in England seinen Hand-

lungskonsuln den Auftrag, ihm Theeproben nebst Angabe der Preise zu schicken. Dieß geschah, und hieraus ergab sich, daß die von Hamburg gesendeten 9 Theeproben mit Ausnahme einer einzigen fast um die Hälfte wohlfeiler waren; hiezu kam noch, als die Vertheidiger des Monopols sich dahinter versteckten, ihr Thee sey weit besser, daß sich aus der amtlichen Schätzung, welche von Theehändlern vorgenommen wurde, ergab, die Hamburger Theesorten seyen größtentheils eben so viel und zum Theil mehr werth als die Theesorten der Kompagnie. Die 9 Pfunde der neun verschiedenen Sorten kosteten zusammen

die der Kompagnie . . . 28 Sch. 8¾ P.
die von Hamburg . . . 19 Sch. -½ P.

Die Theehändler jedoch, welche der Meinung waren, sie schätzten Sorten Thee, welche der Kompagnie gehörten, schlugen die

von Hamburg an zu . . 29 Sch. 2 P.

Aus dieser Berechnung geht hervor, daß der Thee in England um ein gutes Drittheil theurer ist; nun werden jährlich in England etwa 30 Millionen Pfund Thee getrunken, welche nach dem Durchschnittspreise von 25 Sch. 4. P. oder 1 fl. 24 kr. berechnet eine Summe von 5½ Millionen Pf. St. oder 42 Millionen Gulden ausmachen. Zieht man hievon ein Drittel ab, so bezahlen die Engländer 14 Millionen Gulden oder 1⅙ Millionen Pf. St. zuviel für ihren Thee. Dieß reicht aber noch nicht einmal hin, da der Verbrauch der drei gewöhnlichsten Sorten Thee nämlich Bohea, Congou und Twankay zusammen ungefähr 28 Millionen Pfund macht, welche in England 55 Millionen Gulden, in Hamburg nicht ganz 17½ Millionen d. h. nicht völlig die Hälfte kosten.

Man mu ßzur Ehre der frühern, und zur Unehre der spätern englischen Minister sagen, daß nicht bloß ihr Privilegium, sondern die Verletzung eines bestehenden Gesetzes ihnen gestattete, den Preis des Thees auf eine solche Höhe hinauf zu treiben, denn im Jahr 1778 ging eine Akte durch, in welcher erklärt wurde, daß im Fall die von der Kompagnie eingeführte Quantität Thee nicht hinreichend sey, um eine Gleichheit des Preises zwischen den englischen und Kontinentalmärkten herzustellen, so sollten die Lords der Schatzkammer an Privatkaufleute Lizenzen ertheilen, um Thee von den Kontinentalmärkten einzuführen. Als aber im Jahr 1823 einige Kaufleute, gestützt auf diese Akte, um die Erlaubniß hiezu einkamen, wußten die Direktoren der Kompagnie im Jahr 1824 ein Gesetz zu erhalten, demzufolge die Einführung des Thees ihnen allein gestattet seyn sollte.

Zu diesem ist nun aber zu bemerken, daß die Kompagnie eine Faktorei von 12 Supercargos und 8 Schreibern in Canton unterhält, welche neben freier Kost und Logis zusammen ein Einkommen von 90 bis 100,000 Pf. haben; diese Faktorei ist nichts als ein Mittel, um Söhne, Brüder und Vettern der Direktoren zu bereichern, denn die amerikanischen Schiffskapitäne thun durchaus alles, was die englischen Faktoren thun, und thun es ohne Vergleich besser. Eine zweite ungeheure Ausgabe der Kompagnie ist die Fracht; sie bezahlte lange den bevorzugten Schiffern 26½ Pf. St. Fracht für die Tonne, während Privatkaufleute nur 8—10 Pf. St. zahlten, die Kompagnie hat nun zwar seit einiger Zeit ihre Frachten reduzirt, bezahlt aber noch das doppelte der gewöhnlichen Fracht. Die unmäßigen Vortheile der von ihnen bevorzugten Schiffer, müssen also von den Theetrinkern bezahlt werden. Daß sie endlich, als die einzigen Theeverkäufer es in ihrer Gewalt haben, den Preis desselben hinaufzudrücken, versteht sich von selbst, und braucht gar nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf Neuseeland. *)

(Erzählung eines Missonärs.)

Eines Morgens wurde unser kleines Schiff von Kanoes umringt, in denen sich mehrere hundert Eingeborne männlichen und weiblichen Geschlechts befanden, welche sogleich das Verdeck erklommen und es so gedrängt ausfüllten, daß wir das Halbverdeck sperren und durch das Tabu **) verwahren mußten. Eine Zeit lang ging der Tauschhandel von verschiedenen Waaren ziemlich gut von Statten, bis eine Gewaltthätigkeit nach der andern es endlich so weit brachte, daß die Neuseeländer beinahe sich des Schiffs bemächtigt und uns getödtet hätten. In der Verwirrung, die bei dem Gedränge in einem so engen Raume entstand, waren die Eingebornen nicht müßig, ihre diebischen Griffe auszuführen, wie sie denn überhaupt selten eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, wo sie auf den Schiffen Etwas wegmausen können. Plötzlich schrie der Koch: „Sie haben mir dieß, sie haben mir jenes gestohlen!“ und kaum hatte er den Mund geschlossen, so rief er schon wieder: „Meine Pfanne ist mir weggekommen!“ Zugleich hörte man eine andere Stimme auf dem Vorderkastell rufen: „Man bricht Ihre Koffer auf und stiehlt Ihre Kleider!“ Die ganze Zeit über standen wir mit den Häuptlingen auf dem freundschaftlichsten Fuße, rieben gegenseitig die Nasen aneinander und handelten von ihnen Schmuck und andere Kleinigkeiten ein, so daß wir keine Gewaltthätigkeit befürchteten. Plötzlich aber in wenigen Augenblicken, bevor wir noch die Ursache wußten, änderte sich die Scene. Später erfuhren wir, daß dem Schiffskapitän (Dibbs), als er von dem obenerwähnten verwegenen Einbruche hörte, die Geduld riß, und er auf das Verdeck stürzte, um es von einigen der zudringlichsten Diebe zu säubern, wobei er wahrscheinlich etwas ungestüm zu Werke ging, da einer der Häuptlinge, der von ihm einen Stoß erhielt, über Bord gerade zwischen sein Kanoe und unser Schiff ins Meer fiel. Diesen Vorfall ergriff man als Vorwand zum Beginne der Feindseligkeiten. Die Weiber und Kinder waren in wenig Augenblicken aus dem Schiffe verschwunden, indem sie über Bord in ihre Kanoes sprangen und die Kakaus oder Mäntel der Männer mit sich nahmen. Diese blieben auf dem Verdecke zurück, dessen sie sich eben so schnell bemächtigten, als sie uns zu Gefangenen machten. Furchtbar war das Geheul und Wuthgeschrei der Barbaren, indem sie mit den Füßen stampften und ihre Waffen schwangen, die größtentheils aus Keulen und Speeren bestanden. Ein Häuptling mit seinen Sklaven (Kukis) hatte am Backbord des Schiffes den Kapitän umringt, dem sie ihre Speere auf die Brust und in die Seite setzten. Tyerman stand von einer andern Bande umringt auf dem Steuerbord, und auf derselben Seite nur etwas weiter nach dem Spiegel zu Bennet, und nicht weit von ihm Herr Threlkeld mit seinem noch nicht sieben Jahre alten Sohne, jedoch ohne von den Wilden angegriffen zu werden. Der Häuptling, der mit Bennet gehandelt hatte, hielt jetzt sein tätowirtes Gesicht ganz nahe an das Bennets, indem er mit der größten Wuth schrie: „Tangata New Zealandi, tangata kakino — Tangata New Zealandi, tangata kakino?“ Diese Worte, die so viel heißen als: „ist der Mann von Neu-Seeland ein schlechter Mann?“ stieß der Häuptling so schnell und heftig aus, als es nur Lippe, Zunge und Kehle vermochten. Zum Glücke verstand Bennet diese Frage (da der neuseeländische Dialekt viele Aehnlichkeit mit dem taheitischen hat), und obgleich er einsah, daß Tod unvermeidlich bevorstand, so antwortet er doch mit so viel Fassung als möglich: „Koore kakino, tangata New Zealandi tangata kapai.“ — Nicht schlecht, der Neuseeländer Mann ist gut. Und so oft der Häuptling mit einer unbeschreiblichen Wuth in Gesicht und Stimme diese Frage wiederholte (was wohl an hundert Mal geschah), so oft gab der Missionär

*) Aus den von Montgommery in diesem Jahre zu London herausgegebenen Tagbüchern der Missionäre Daniel Tyerman und Georg Benett.

**) Ausland, S. 274.

dieselbe Antwort. „Aber wozu all dieser Lärm?“ rief endlich Bennet. „Warum küssen sich nicht unsere Nasen; warum kaufen und verkaufen und tauschen wir nicht mehr?“ Bei diesen Worten trat ein baumstarker Sklave des Häuptlings hinter Bennet und schnürte ihm die Arme fest an die Seite. Kein Versuch wurde gemacht, sich zu widersetzen, oder den gigantischen Händen sich zu entwinden, da Bennet wußte, daß dieß nur ihr blutiges Ende beschleunigen würde. Indeß behielt er noch immer scheinbar seine Ruhe und fragte den Häuptling um den Preis seines Halsschmuckes. Sogleich erhob ein anderer Sklave eine große Holzaxt, die mit andern dem Schiffszimmermanne gebracht worden war, um sie zu schleifen, über den Kopf des Missionärs, und wartete mit teuflischer Gier im Blicke auf das Zeichen seines Herrn zum Schlage.

Indeß brachte auch dieß noch nicht den Missionär außer Fassung; er sagte zu dem Häuptlinge: „Wir brauchen buaa, kumara, ika u. s. w.“ (Schweine, Kartoffeln, Fische). In dem nämlichen Augenblicke sah er auch einen Knaben, der das Verdeck erstieg, mit einem großen Fische in der Hand. „Was soll ich Dir für den Fisch geben?“ fragte Bennet. — „So und so viel Fischangeln.“ — „Gut, lange in meine Tasche und nimm sie.“ — Es geschah. — „Nun lege den Fisch dorthin und bringe noch mehr, wenn Du welche hast.“ — Man nahm den Fisch hinweg, trug ihn hinter Bennets Rücken herum, und brachte ihn abermals zum Vorscheine. Der Missionär that, als bemerke er die Spitzbüberei nicht und fragte: „Und was soll dieser Fisch kosten?“ — „So und so viele Angelhaken.“ — „Nimm sie. Habt Ihr keine Fische mehr zu verkaufen?“ — Und zum dritten Male wurde derselbe Fisch fortgetragen und wieder gebracht, und zu demselben Preise für Angelhaken gekauft, die der Verkäufer aus Bennets Tasche nahm, und zum Glücke war diese mit einem großen Vorrathe davon versehen. Zum vierten Male fragte endlich Bennet: „Habt Ihr keine Fische mehr?“ Hier konnten die Schelme ihren Sport nicht mehr verbergen; sie brachen in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Wir haben den Fremden (tangata ke) angeführt;“ da sie glaubten, er habe ihren Betrug nicht bemerkt. In demselben Augenblicke nahm einer der Kukis hinter ihm die Reisekappe von Seehundfell dem Missionär vom Kopfe, worüber er im Grunde sich nicht sonderlich betrübte, da er die Axt ober seinem Kopfe schweben sah und jeden Augenblick den Streich erwartete, der, wenn er auf seinen bloßen Schädel fiel, schneller tödten mußte und wenigstens nicht wiederholt zu werden brauchte. Indeß befahl er zugleich in inbrünstigem Gebete seine Seele Gottes Barmherzigkeit, da er jeden Augenblick des Todesstreiches gewärtig seyn mußte. Während er so gefesselt stand und bei jedem Seitenblicke die Axt neben seinem Kopfe blinken sah, bemerkte er auch seinen Freund Tyerman, der von einem andern Häuptlinge und dessen Sklaven bewacht wurde. Diese betasteten von Zeit zu Zeit seine Arme, Seite und Schenkel, während er selbst, obgleich vollkommen in sein Schicksal ergeben, durch die Blässe seines Gesichts verrieth, daß er sehr gut verstehe, was diese Vertraulichkeit zu bedeuten habe. *)

Der Kapitän befand sich inzwischen unter der Lanzenspitze der Neuseeländer um nichts besser. Nur Threlfeld und sein Sohn konnten einige Schritte auf dem Verdecke hin und her gehen. Während dieser Zeit gelang es dem Schiffszimmermann, der schon früher ein Mal diese Gegenden besucht hatte und mit den Sitten dieses Volkes bekannt war, in die Nähe des einen Missionärs zu kommen, dem er zurief: „In wenigen Augenblicken, Sir, werden wir erschlagen und gefressen werden.“ — „Zimmermann,“ entgegnete Bennet, „ich bin überzeugt, daß wir in Kurzem in der Ewigkeit seyn werden; aber wir stehen in Gottes Hand.“ — Der Zimmermann war aber auf ein Mal den Augen des Missionärs entschwunden. Threlfelds Knabe aber, der seine Worte gehört hatte, klammerte sich an seinen Vater und schrie unter bitterlichem Schluchzen: „Vater, Vater! — wenn sie uns umgebracht haben, wird es wehe thun, wenn sie uns essen?“

Der Zimmermann hatte eine ähnliche Furcht wie dieses Kind und größern Abscheu davor, gefressen als getödtet zu werden; und als Bennet, um seine Augen von der mörderischen Axt abzuwenden, in die Höhe blickte, sah er den Schiffszimmermann auf den Docken der Raaen an der Backbordseite sitzen, mit der Miene eines entschlossenen Mannes, der weiß, was er im Nothfalle zu thun hat. Später von Bennet befragt, warum er so thöricht gewesen sey, in die Höhe des Takelwerkes hinaufzusteigen, als ob er dort, wenn die Metzelei anging, sicherer gewesen wäre, antwortete er ganz offenherzig: „ich wußte, daß ich sterben mußte; aber ich war entschlossen, mich von den Wilden nicht fressen zu lassen; sobald ich gesehen hätte, daß die Axt auf Ihr Haupt fiel, wäre ich ins Meer hinabgesprungen, und sicherlich nicht weit geschwommen, da ich schwer genug belastet war, um auf der Stelle in die Tiefe hinabgezogen zu werden.“

Nahe an zwei Stunden schwebten wir so in der äußersten Lebensgefahr, während die wüthenden Kannibalen jeden Augenblick ihr blutiges Werk zu vollenden drohten. Endlich kam uns eben so unerwartet Rettung, als die Gefahr gekommen war. Mehrere Stimmen riefen zu gleicher Zeit auf dem Verdecke: „Ein Boot: ein Boot! Das Wort tönte wie: „Leben! Leben!“ in unsere Ohren. Glücklicherweise war es unser Boot, das von der Wesley'schen Ansiedlung in der Wangarodai mit dem Eigenthume unseres kleinen Fahrzeugs zurückkam, das die Nacht zuvor dahin abgegangen war. Es brachte mit sich den methodistischen Missionär White und Georg, **) einen der angesehensten Häuptlinge der Insel. Die Wilden lösten sogleich unsere Fesseln und bedrohten uns mit keiner weitern Gewaltthätigkeit, sobald sie sahen, wer mit dem Boote gekommen sey. Als Georg auf dem Verdecke ankam, räumten es auf seinen Befehl sogleich alle unsere Feinde mit der größten Folgsamkeit.

*) Man erinnert sich der gleichen Manipulationen an den mit Rutherford gefangenen Europäern aus den Mittheilungen über Neuseeland im Auslande S. 226.

**) Von Georg oder Tarra ist bereits im Auslande bei der Ermordung des Kapitäns Thompson S. 199 die Rede gewesen.

Vermischte Nachrichten.

Die „Quotidienne“ und „der Correspondent,“ die bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Bischofs von Blois gegen den Abbé Barabère sehr ehrenrührige Artikel enthalten hatten, erschienen dieser Tage vor dem Tribunal der korrektionellen Polizei, als der Verleumdung angeklagt. Obgleich dieselben erklärten, daß sie durch falsche Mittheilungen über den Abbé Barabère, dem sie unter Anderm vorgeworfen hatten, er sey zu Tarbes fortgejagt worden und habe schreiende Schulden und schmachvolle Erinnerungen hinterlassen, zu den diffamatorischen Artikeln veranlaßt worden und zum Widerrufe bereit seyen, so wurden sie, da der Kläger sich damit nicht begnügen wollte und auf seiner Klage bestand, je zu hundert Franken Strafe und öffentlicher Ehrenerklärung verurtheilt. Die Geldbuße war von dem Kläger zur Hälfte für arbeitslose Handwerker, zur Hälfte für die sechzehn Priester bestimmt, die der Erzbischof von Paris mit dem Interdikt belegt hat, weil sie bei dem Minister des geistlichen Kultus um Unterstützung eingekommen waren.

Briefe aus Hobart-Town auf Van Diemens-Land (vom 1 Januar d. J.) melden, daß die Einwanderung dort mit reißender Schnelligkeit zunimmt; mehr als hundert Ansiedler waren in einer Woche aus England angekommen, und noch hundert andere vom Schwanenflusse, welche Kolonie nach Aussage der nach Van Diemens-Land gekommenen Schiffe fast gänzlich verlassen stehe. Der Gouverneur von Van Diemens-Land, Obrist Arthur, war um die Zeit, da der Brief abging, von einer mißlungenen Expedition gegen die Eingebornen zurückgekommen. Als die Truppen und Ansiedler auf ihrem Streifzuge zusammenstießen, fand es sich, daß sie Niemand gefangen hatten, da die Eingebornen in der Nacht sich geflüchtet oder in dem dichten Strauchwerke, das die Insel bedeckt, verborgen hatten. Die Expedition hatte den Beifall aller Ansiedler, und diese hielten Versammlungen, um dem Gouverneur zu danken, und ihn zu bitten, daß er in dem Ausrottungsplane gegen die Eingebornen fortfahren möchte.

Ein zu Dieppe wegen Brandstiftung in mehreren Wohnhäusern verhaftetes Mädchen, Namens Havard, fiel in dem Augenblicke, wo sie vor den Untersuchungsrichter gestellt wurde, in Ohnmacht und starb wenige Stunden darnach. Bei der Leichenöffnung ergab sich, daß der Tod in Folge von Gift herbeigeführt worden war. Die beiden Schwestern des Mädchens befinden sich als der Mitschuld verdächtig, noch in den Gefängnissen von Dieppe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 210. 29 Julius 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der lezten Wahlen und das neue Parlament. *)

Ein Führer der Whigpartei schrieb im Jahr 1810 über den Einfluß der Krone, und in dieser Schrift findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Die Macht das Parlament aufzulösen ist eine Prärogative, die sehr leicht mißbraucht werden kann; ihre häufige Ausübung gibt der Krone einen großen Einfluß und von schlimmerer Art, als die Konstitution je der Krone verleihen wollte. Durch die Drohung der Auflösung, wie dieß kürzlich von einem Minister geschah, um das Haus der Gemeinen einzuschüchtern, kann die ausübende Gewalt die Stimmen von Vielen erhalten, welche sonst nicht unter ihrem Einfluß stehen, und wenn sie im Augenblick einer heftigen Stimmung in der That an das Volk appelliren, können die Minister die durch sie selbst verbreitete Täuschung benützen." Die Geschichte wird wohl kaum ein merkwürdigeres Beispiel des Zusammentreffens der Warnungen eines Staatsmannes außer dem Amt, und seinem Benehmen im Amte liefern. Das Projekt ist gelungen, die dem Mißbrauche so ausgesezte Prärogative ward ausgeübt; im Augenblick einer heftigen Stimmung appellirte man an das Volk, und die Minister benüzten also im vollsten Sinne des Worts, die von ihnen selbst verbreitete Täuschung des Volks.

Die Tories wurden im Wahlkampfe geschlagen, und die von den Ministern errungene Majorität **) ist hinreichend, die Bill durchzutreiben, wenn Alles seinen gewöhnlichen Weg geht. Aber es ist viel von Umständen zu hoffen. Einigermaßen kann man auf die *Lords hoffen*, daß sie die Bill nicht annehmen oder wenigstens verändern werden, und mehr, weit mehr noch von den gesunden Grundsäzen eines großen Theils vom Volke, der, auch wenn die Bill durchgeht, sein Aeußerstes thun wird, um die gefährlichsten Punkte zu neutralisiren. Immer aber müssen wir zur Rettung in dieser Lage, noch die möglichen Umstände in Betracht ziehen, von denen manche über alle menschliche Berechnung hinausgehen. Die Regierung dieses Landes wurde in den lezten fünf Jahren nach keinem andern Plane geführt, als daß man den Umständen nachgab. Unsere Staatsmänner heutiges Tages scheinen nur wenig Kenntniß von einer kraftvollen Handlungsweise zu haben. Man spricht zwar hie und da von Grundsäzen, man betrachtet sie aber mehr als veraltete Dinge, denn als sichere Führer in der Gesezgebung. Mit Wind und Strömung zu gehen, scheint die ganze Weisheit unserer jezigen Staatspiloten zu seyn. Die Emanzipation ward zugegeben, nicht weil die damaligen Minister sie für gut und recht ansahen, sondern weil sie nicht im Stande waren, einen kühnern und kraftvolleren Weg einzuschlagen, als den, sich den Umständen zu fügen. Eben so ist es mit der Reform, und zwei oder drei Mitglieder des Cabinets haben das Verdienst, seit langer Zeit die Sache der Reform verfochten zu haben, aber selbst diese, wenn man sie fragt, warum ihr neuer Plan von dem frühern so sehr verschieden sey, haben nur die alte Antwort, daß die Umstände sich geändert hätten. Wenn aber auf diese Weise die Konstitution nicht nach Grundsäzen, sondern nach den Umständen geändert wird, wer steht uns dafür, daß nicht diejenigen, welche so schnell von einer mäßigen zu einer Ultra-Reform übergegangen sind, nach kurzer Zeit noch weiter gehen, und völlig demokratisch werden?

Aber mögliche Ereignisse können im Schoße der Zeit verborgen liegen, und die Ansichten dieser von jedem Wind hin und her geworfenen Politiker wunderbar ändern. Wenigstens zwanzig englische Grafschaften streiten sich um die Ehre, „das Bollwerk des Torismus" zu seyn, und wenn die schlimmste unserer Befürchtungen sich verwirklicht, so werden wir noch Leute genug finden, bereit mit uns den lezten Kampf für die Konstitution zu wagen.

Wer behauptet, das Haus der Gemeinen, so wie es jezt konstituirt ist, repräsentire die Meinungen des Volks nicht, muß seine Augen den außerordentlichen Resultaten der so eben beendigten allgemeinen Wahl verschließen. Beweist dieß Resultat nicht auf's einleuchtendste, daß der patricische Einfluß nicht zu mächtig in England ist, daß die Aristokratie keine Majorität, sondern nur eine schwache und unwirksame Minorität in das Haus der Gemeinen senden kann? daß hundertundsiebzehn Personen nicht, wie man be-

*) Wir haben in Nro. 198 einen Aufsaz gegeben, betitelt: Die Reformfrage in ihren Folgen betrachtet. Wir weisen hierauf zurük. Der hier folgende im Auszuge aus dem Juniusheft von Fraser's Magazine genommene Aufsaz gibt sehr schlagende Belege dazu. Wir lassen den Tory ruhig bis zu Ende sprechen, und werden dann einige Bemerkungen beifügen.

**) Er berechnet sie auf 124, kommt also der Wahrheit sehr nahe.

hauptet hat, über die Hälfte der Wahlen für das Unterhaus entscheiden; daß diese geächteten Menschen in der That keine Gewalt haben, und der unabhängigste Fleckenbewohner eine unabhängige Stimme abgeben kann? daß die Presse mächtiger ist, als die Schranken des Gesetzes, als die Gesetze der Dankbarkeit und Gerechtigkeit? und daß das Volk der Herr seines Schicksals, das Opfer seines eigenen freien Willens, der Dupe jedes empirischen Marktschreiers ist, der sich selbst einen Patrioten nennen will?

Wir gehören zu Denen, welche eine Reform im Hause der Gemeinen für unerläßlich halten, aber das Resultat der Wahlen überzeugt uns, daß das demokratische Prinzip keiner weitern Ausdehnung bedarf. Einige Dutzend verödeter Flecken dürften wohl gegen Entschädigung ihr Privilegium an große Städte verlieren, eine kleine und achtungswerthe Wählerzahl dürfte an Plätzen geschaffen werden, wo die Wähler sämmtlich arm sind und zu tief stehen, um Gefühlen für die Nationalwohlfahrt Raum zu geben, das schottische System könnte man dem Englischen ähnlich machen, und den Einfluß der Krone und des Volks des Eigenthums und der Bevölkerung in ein richtigeres Verhältniß bringen. Einer solchen Reform würde sich kein vernünftiger Mann widersetzen; wenn man uns aber sagt, das Volk sey seiner Rechte beraubt, die Fleckenhändler bildeten das Parlament, die öffentliche Meinung sey verachtet, und die Aristokratie habe durch ihren verderblichen Einfluß die Privilegien des Hauses der Gemeinen monopolisirt, so läugnen wir dieß der revolutionären Faktion ins Angesicht, und zum Beweise, daß es eine abscheuliche Lüge ist, weisen wir auf den Ausgang des Wahlstreites hin, den sie uns mit solchem Triumphe vorerzählen. Das Volk, der Wahlkörper, wie er jetzt in dem vereinigten Königreich existirt, besitzt die höchste Gewalt, wie er sie stets besessen hat. Was die Art betrifft, wie er sie ausübte, so ist dieß eine andere Frage. Die Gründe, welche die Wähler bewogen, so zu handeln, wie sie gehandelt haben, haben gar keinen Bezug auf die Frage über ihre Gewalt und ihre Unabhängigkeit. Es ist genug für uns zu wissen, daß ihr neuerliches Benehmen die Hohlheit und Lügenhaftigkeit jenes Vorwurfs beweist, aus dem die jetzt herrschende Partei so viele Jahre lang ihre heftigste Waffe gemacht hat.

Wir wollen durchaus in kein Detail über die Wahlen eingehen, genug, der Erfolg derselben war die vollständigste Niederlage der Tories. Im letzten Parlament stand ihre Stärke noch im Verhältniß zu der des Ministeriums, und sie schlugen dasselbe, im neuen Parlament sind sie nur noch der ärmliche Rest einer einst mächtigen Partei, man darf also die revolutionäre Bill, wenigstens was das Unterhaus betrifft, so ansehen, als wäre sie bereits durchgegangen. Was ihr Schicksal im Oberhaus seyn wird, ist eine andere Frage. Die Minister sollen nicht wenig in Verlegenheit seyn über die Art, wie sie die Bill durch dieses Haus treiben sollen. Sie haben bereits alle möglichen Berechnungen angestellt, aber das Resultat ist für sie keineswegs erfreulich. Sie haben eine mächtige Majorität gegen sich, und diese Majorität besteht aus Elementen, deren Neutralisirung schwer, wo nicht unmöglich ist. Der König hat ihnen bereits jeden vernünftiger Weise zu erwartenden Beistand geleistet; fünf, sechs, zehn Pairs würde er vielleicht zugeben, aber die Ernennung von dreißigen würde nicht hinreichen, und die Minister können doch nicht erwarten, daß der König die Pairskammer so herabwürdigen lassen wird. Seine Majestät wird eine Reform des Unterhauses durch eine so entschiedene Verletzung der Konstitution nicht sanktioniren wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Burnes Reisen nach Sindhi und Kotsch.

(Schluß.)

Durch diese Landes-Abtretung an die Engländer gewann aber der Rao selbst bedeutende Vortheile; seine noch immer sehr in Frage gestellte Autorität wurde von der britischen Regierung anerkannt, wodurch diese jedoch wieder die andern Emire erbitterte, die zu Bhudsche alle möglichen Intriken anspannen, und selbst den Hof von Cabul anreizten, sich dem geschlossenen Vertrag zu widersetzen. Inzwischen brach die Regierung von Kotsch ihre Verbindlichkeiten auf die abscheulichste Weise, während Bharmeldschi sich ganz der Trunkenheit und den gröbsten Ausschweifungen ergab, wozu er die verworfensten Menschen als Gefährten auswählte. Der Hof wurde der Schauplatz aller erdenklichen Verbrechen, die Bhyads und andere Häupter der Dscharedschahs entwichen, Ladoba, der Vetter des Rao, wurde meuchelmörderisch um's Leben gebracht. Als die englische Regierung durch den Kapitän Macmurdo dem Rao hierüber Vorstellungen machen ließ, so zeigte sich dieser, im Vertrauen auf die Unterstützung der Emire von Sindhi, äußerst beleidigt über das Benehmen des Residenten, und es fehlte wenig, so wäre Kapitän Macmurdo selbst dem Dolche der Meuchelmörder erlegen. Da alle Vorstellungen fruchtlos blieben, und der Rao sogar Anstalten machte, Andschar mit gewaffneter Hand wieder in Besitz zu nehmen, und einen Häuptling, der unter englischem Schutze stand, anzugreifen; so gab endlich Lord Hastings den dringenden Bitten der Dscharedschahs nach, und erklärte den Rao als einen öffentlichen Feind. Sir William Grant Keir erhielt den Auftrag mit einem englischen Heere zu den Dscharedschah's zu stoßen und der Herrschaft des Rao ein Ende zu machen. Dieser wurde in Folge dieses Feldzuges im Jahre 1819 seines Thrones entsetzt, und dessen Sohn, ein Kind von drei Jahren nach dem einstimmigen Wunsche der Bhyad unter dem Namen Rao Dessul zum Könige erhoben. Die Regierung wurde den Händen einer Regentschaft anvertraut, unter der sich auch auf ausdrückliches Verlangen der Bhyad Dscharedschah der britische Resident befand.

Diese Revolution machte allen bisherigen Unordnungen, die so lange Kotsch verwüstet hatten, ein Ende, und Burnes bemerkt, „daß dieses Land seit dem Jahre 1819 aller Wohlthaten der englischen Regierung genießt.“ Nach seiner Angabe wären die Vortheile der Verbindung bloß auf Seite von Kotsch; denn obgleich die Engländer durch dieses Land eine Grenzvormauer ihres Gebietes erhalten hätten, so seyen doch die Einkünfte aus demselben nicht hinreichend, um die dadurch nothwendig gewordenen Ausgaben zu decken.

Der vom Throne gestoßene Rao wurde Anfangs in einem nicht sehr engen Gewahrsam gehalten, und nach und nach mit immer geringerer Strenge bewacht, endlich als der Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, im Mai des Jahres 1830 nach Bhudsche kam, auf Fürbitte der Bhyad völlig in Freiheit gesetzt.

Derselbe ist noch ein junger Mann von kaum sechsunddreißig Jahren, und scheint alle Neigung zu seiner frühern ausschweifenden Lebensart, die seine politische Existenz zu Grunde richtete, verloren zu haben. „Größtentheils," sagt Burnes, „bringt er seine Zeit bei seinem Sohne, dem gegenwärtigen Rao zu, für den er die zärtlichste Liebe hegt. Mit großer Theilnahme beobachtet er die Fortschritte, die der junge Fürst in den Wissenschaften macht. Wenn man jetzt das still in sich gekehrte und würdevolle Benehmen des unglücklichen Rao sieht, so ist es kaum möglich, in ihm den treulosen Mörder und grausamen Despoten wieder zu erkennen, der seine Unterthanen mit den schrecklichsten Uebeln heimsuchte. Wie er früher den niedrigsten Ausschweifungen ergeben war, so treibt er jetzt die Mäßigkeit bis zu einer unglaublichen Strenge; eben so aufrichtig scheint seine Reue über die Ermordung seines Vetters Ladoba zu seyn."

Burnes schließt sein Werk mit allgemeinen Bemerkungen über die Lage von Bhudsche, von dem ärztlichen Standpunkte aus betrachtet.

„Die Gegend von Bhudsche," sagt er, „ist vielleicht von allen Bezirken der Regentschaft Bombay derjenige, der am wenigsten der Gesundheit schädlichen Einflüssen unterworfen ist. Allerdings hätte der Sitz der Regierung zweckmäßiger gewählt werden können, als an dem Ufer eines weiten Sees; aber so viel ich beobachten konnte, litten die Einwohner dieser Gegend weniger als an andern Orten von Krankheiten. Wenn man der Meinung beitritt, daß die üble Beschaffenheit der Luft nicht bloß Sümpfen zugeschrieben werden muß, sondern auch trockenem und höher gelegenem Boden von vulkanischem Ursprung, wozu offenbar der von Kotsch gehört, so könnte man leicht den Grund des ungesunden Klima's dieser Provinz zu gewissen Jahreszeiten auffinden, ohne zu den Ausdünstungen der Sümpfe und anderen Krankheit erregenden Stoffen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Indeß kann ich doch nicht umh'n zu bemerken, daß auch die geographische Lage von Kotsch in Beziehung zu dem Renn und die Beschaffenheit dieses sumpfigen Sees in Betracht gezogen werden muß, da auf dessen Oberfläche gerade zu der Zeit, wo die endemischen Krankheiten am meisten Bhudsche entvölkern, die Ausdünstungen mit der größten Schnelligkeit vor sich gehen. Ich weiß, daß man nach den in England und Italien gemachten Erfahrungen zweifelt, ob die Ausdünstungen von Sümpfen weiter als fünfzehn Meilen von dem Orte ihrer Entstehung verbreitet werden können; allein in den Tropenländern ist dieß ein ganz anderer Fall; wenigstens kann ich mir nicht wohl denken, daß die jährliche Austrocknung eines Flächenraumes von etwa sechstausend Quadratmeilen vor sich gehen sollte, ohne einen bedeutenden Einfluß auf die Atmosphäre der benachbarten Länder und namentlich auf die der Provinz Kotsch auszuüben, wenn noch dazu der Ostwind einige Tage zu wehen anhält. Zu dieser Meinung fühlte ich mich besonders im Jahre 1825 bestimmt, wo in der schlechten Jahreszeit Fieber und Heuschrecken im Ueberflusse vorhanden waren und der Wind größtentheils aus Nordost wehte, was ich als eine diese beiden Geißeln vorzüglich fördernde Ursache ansah."

Englische Rechtsfälle.

Verurtheilung eines Predigers wegen Gotteslästerung.

Vor dem Geschwornengerichte der Grafschaft Surrey erschien in diesem Monate der Prediger Taylor, den „die Gesellschaft zur Unterdrückung der Lasterhaftigkeit" wegen gotteslästerlicher Reden gerichtlich verfolgen ließ, die der erwähnte Geistliche am Charfreitage und Ostersonntage in einer Art Predigt gegen den allmächtigen Gott, Jesus Christus, die heilige Schrift und die christliche Religion vor einer Versammlung von mehr als dreihundert Personen geäußert hatte. Zu dieser blasphemirenden Versammlung wurde man gegen Erlegung einer Eintrittsgebühr zugelassen.

Der Prediger Taylor erschien vor dem Gerichtshofe in der Amtskleidung eines Geistlichen der anglikanischen Kirche.

Ein Zeuge sagte aus, er habe bei seinem Eintritte in die Rotunde, wo die erwähnte Predigt gehalten worden, einen jungen Mann gesehen, der statt der gewöhnlichen Lektion ein Kapitel aus „Volneys Ruinen der Reiche" vorgelesen, offenbar zur Verspottung des gewöhnlichen Kirchendienstes. Der Angeklagte habe sich hierauf gegen ein aufgehangenes Kreuz gewendet und ausgerufen: „Wenn dieß der König von Israel ist, so steige er herab, und ich will ihn anbeten." Diese Worte bildeten den Eingang zu dem folgenden Angriffe auf den protestantischen Glauben, wovon der Zeuge folgende Stellen heraushob: „O entsetzliches Mysterium! O göttliche Liebe, wo man den allmächtigen Gott gleich einem Spitzbuben vor die Gerichtsschranken des Pilatus stellt — wo der Einzige, der unsterblich ist, auf Leib und Leben angeklagt — Jesus Christus, der Gerechte, schuldig befunden wird; der Schöpfer alles Erschaffenen muß leiden, der unsterbliche Gott sterben, der Ewige aufhören zu seyn, der unendliche Gott ist nicht mehr, der lebendige Gott ist todt; da mußte es doch wahrlich eine Grundreform in dem himmlischen Königreiche geben, die Boroughmäckler wurden hinausgejagt; Gott unterlag, der ewig Selige war nicht mehr selig und das Heilig, Heilig, Heilig wurde zur Thüre hinausgeworfen." Hierauf habe der Angeklagte die alte Geschichte wieder aufzuwärmen gesucht, daß nicht unser Erlöser am Kreuze gelitten, sondern Simon. Dieß habe der Prediger aus dem Psalmisten zu beweisen gesucht, und hiebei geäußert: „Der königliche Sänger" (David meinend) „sagt: „Dein Wort, o Herr, ist ewig wahr in den Himmeln!" und so ist es auch; aber es war nie und nimmermehr wahr auf Erden, und nur ein Narr oder Dummkopf konnte so etwas träumen." „Am Ostersonntage," sagt der Zeuge ferner aus, „habe der Angeklagte sich überbieten zu wollen geschienen in frechen und unsinnigen Ausfällen auf das Christenthum. An diesem Tage habe der gotteslästerliche Kirchendienst mit der Vorlesung eines Kapitels aus dem „Buche des gesunden Menschenverstandes" (Book of good sense) begonnen, dessen Verfasser handgreiflich darauf ausgegangen, alle Religion, und namentlich die christliche, über den Haufen zu werfen und in Verachtung zu bringen. Als der Angeklagte auf dem Predigtstuhle erschien, habe er sein Gesicht mit den Händen bedeckt und sich den Anschein gegeben, als bete er das Kreuz an, das er doch im Grunde des Herzens verachtete. Seine Rede begann er mit folgenden Worten: „Weßhalb sollte uns Gott unsere Sünden um des Blutes Jesu Christi willen vergeben? Welchen vernünftigen Grund kann unsere Geistlichkeit dafür aufbringen? Der Grund, warum uns Gott unsere Sünden wegen des Blutes Christi vergeben soll, ist, weil er einen Tropfen der Kreatur eben so liebt als wir; dieß bringt ihn in gute Laune, und dann nimmt er es mit uns nicht so genau."

Diese und mehrere andere gotteslästerliche Stellen wurden von dem Anwalte der Ankläger herausgehoben und noch durch die Aussagen mehrerer Zeugen bekräftigt. Der Angeklagte schritt hierauf zu seiner Vertheidigung, die gegen fünf Stunden dauerte. Er zog in derselben heftig gegen die anklagende Gesellschaft zu Felde, die größtentheils aus Geistlichen bestehe, die als seine Todfeinde, wenn sie es vermöchten, ihn in den Staub treten und gleichfalls kreuzigen würden. Er bezeichnete seine Gegner als eine wüthende Pfaffenschaar, die nicht im Stande sey, seine Behauptungen zu widerlegen, und aus wohlbewußter Unwissenheit es nicht wagte gegen ihn aufzutreten, und durch theologische Beweisgründe ihn zu widerlegen. Er habe eine Herausforderung an alle Priester erlassen, und an alle Kollegien dieses Landes und des Kontinents öffentlich angeschlagen. Wie habe man ihm darauf geantwortet? Durch Verlästerungen und Schimpfworte. Die unwissende Geistlichkeit habe das Volk gegen ihn aufzuhetzen gesucht, und ihn

den Spottnamen „des Teufels Kapellan“ beigelegt, um dem Pöbel weiß zu machen, er sey wo nicht der Teufel selbst, doch wenigstens dessen Abgesandter. Endlich stellte er durchaus in Abrede, daß es seine Absicht sey, die christliche Religion verächtlich zu machen; er hege im Gegentheile die tiefste Verehrung gegen die schöne und erhabene Sprache der Schrift troz einem Menschen auf Gottes Erdboden. Zum Schlusse äußerte er sein Vertrauen, die Geschwornen würden das Nicht schuldig aussprechen, da nicht eine der Anschuldigungen haltbar und erwiesen sey.

Der gute Mann irrte sich höchlich. Die Geschwornen erkannten ihn schuldig, und er wurde zu zweijähriger Einsperrung in dem Gefängnisse der Grafschaft, zu zweihundert Pfund Geldbuße und zur Bürgschaftleistung für sein gutes Betragen mit fünfhundert Pf. verurtheilt; außerdem aber noch zu zwei anderweitigen Kautionen von dritthalbhundert Pf. auf die nächsten sechs Jahre.

Mit dieser strengen Verurtheilung nicht zufrieden, haben seine Gegner — und es sind Gegner, bei denen bekanntlich menschliches Erbarmen keinen Eingang findet — Alles aufgeboten, ihm seine Strafe recht empfindlich zu machen. Man ließ ihm nicht die Wäsche wechseln, verweigerte ihm Dinte und Feder u. s. w. Englische Blätter erheben bereits über diese ungebührliche Strenge laute Klagen. Die Times erklären ihre Spalten geöffnet für jede vernünftige Beschwerdeführung in Bezug auf Taylor. „Taylor,“ sezt der Examiner hinzu, „scheint ein Fanatiker, und es erfüllt uns mit Unwillen, ihn durch die boshafte Strenge der Verurtheilung zu einem Märtyrer werden zu sehen. Wir sind noch nicht bis zur heiligen Inquisition gekommen und zu ihren Foltern gegen Ungläubige.“

Der heilige Gregor von Hannibal Caracci.

Die Annalen der Kunst haben wohl wenig interessantere Anekdoten aufzuweisen als die, welche uns die Veranlassung erzählt, wie dieses Meisterwerk der Kunst nach England kam. So wie es jezt dort unter den Kunstschäzen eine der ersten Stufen einnimmt, so wurde es auch früher in Rom als der kostbarste Juwel des dortigen Kunstschazes betrachtet. Als die französische Armee ihren Triumphzug durch Italien hielt, war Jedermann ängstlich besorgt, das, was er Werthvolles besaß, zu verbergen; die herrlichsten Kunstwerke wurden weit unter ihrem Werthe ausgeboten, und dadurch die Paläste so ausgeleert, daß der Papst sich genöthigt sah, durch ein Edikt die Ausfuhr aller Kunstwerke zu verbieten, die nicht durch ein eigens niedergeseztes Komité von Kunstverständigen geprüpft worden waren, welches den Auftrag hatte, kein Kunstwerk passiren zu lassen, dessen Ausfuhr als ein Verlust für die Sammlungen der Stadt zu betrachten wäre. Lord Northwick befand sich gerade zu dieser Zeit in Rom, und war sehr erstaunt, als man ihm eines Tags unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses den heiligen Gregor von Hannibal Caracci zum Kaufe anbot. Der Lord war dazu geneigt, wollte jedoch nicht gern sein Geld verlieren, da er überzeugt seyn konnte, daß das Komité diesen Schaz gewiß nicht aus Rom entführen lassen würde. Der Lord fiel auf einen glücklichen Gedanken. Ein armer Sudler wurde abgeschickt, mit dem Auftrage, mit einer Wasserfarbe auf das Gemälde eine Kopie des Erzengels Michael zu malen. Nachdem das Gemälde so überkleidet und zum Verpacken bereit war, ward ein kunstverständiger Kardinal, Mitglied des Komité, ersucht, es in Augenschein zu nehmen. Er kam, und lachte nicht wenig über den Geschmack des Kunstliebhabers, der eine solche heillose Pinselei nach England schicken wollte. Ein gnädiger Wink wurde gegeben, daß es die Kosten nicht werth wäre; aber der Lord reiste in aller Eile mit dem Gemälde ab. Als er in England ankam, wurden mehrere der ersten Kunstkenner (unter denen Lord Radstock und Holwell Carr sich befanden), eingeladen, beim Auspacken gegenwärtig zu seyn, und ihnen der Genuß eines wundervollen Meisterwerkes versprochen. Das Gemälde wurde aus der Kiste genommen, und vor ihnen stand der heilige Michael von Guido. Zuerst starrten sie das Gemälde, dann sich unter einander und endlich den Lord an. Nachdem sich dieser einige Zeit an ihrem Staunen geweidet hatte, sagte er: „In der That, meine Herren, Sie haben mein Gemälde gerade so bewundert, wie ich es von solchen Kennern, wie Sie sind, erwartete. Gebt mir einen Schwamm, denn wie ich sehe entstellt der Staub das brillante Kolorit. Der Schwamm wurde gebracht, und neues Staunen ergriff die Anwesenden, als der Lord anfing, das Gemälde abzuscheuern. Nicht lange hatte er gerieben, als der unvergleichliche Kopf des heiligen Gregor hervorguckte; noch ein Zug, und die dienenden Engel wurden sichtbar; noch einer, und das ganze Gemälde leuchtet vor ihren Blicken auf in seiner vollen Herrlichkeit. Später trennte sich Lord Northwick von diesem Bilde, das nun als eines der schönsten Stücke in der herrlichen Sammlung des Marquis von Stafford prangt.

Vermischte Nachrichten.

Die „Times“ stellen über den Tod des Großfürsten Konstantin folgende Betrachtungen an: „Seine Geschichte ist bloß die eines Barbarenfürsten, der trunken vom Schwindel seiner Macht an die schrankenlose Willkür alter Despoten erinnert. Nach den Prinzipien der Legitimität hätte er die Czarenkrone aller Reußen tragen sollen; kein anderes Prinzip befähigte ihn zum Herrscher irgend eines Volkes. Seltsam genug ist es, daß der Kaiser Alexander, der die neue Doktrine der Legitimität aufstellte, und dieselbe in das Gebäude der heiligen Allianz als Grundpfeiler einmauerte, auf einem Throne saß, auf welchem eben dieses Prinzip von jeher am wenigsten geachtet wurde. Sein Großvater wurde von seiner Gemahlin enthront und ermordet, und die Thronfolge umgestoßen, um ihrer Usurpation Plaz zu machen; sein Vater selbst mußte es sich gefallen lassen, in voller Blüthe der Gesundheit zu sterben, und sobald er selbst, der von diesem unzeitigen Hinscheiden Vortheil zog, die Krone seinem Nachfolger überlieferte, wurde sie abermals vom Haupte des legitimen Erben Konstantin genommen und dessen jüngerm Bruder aufgesezt. Und doch beharrt der jezige Kaiser auf Polens Unterwerfung, um den Triumph der legitimen Prinzipien zu sichern!“

*

Der berühmte Wundarzt Astley Cooper zu London hat auf eine Einladung der zu London gebildeten Mäßigkeitsgesellschaft, von der in diesen Blättern schon einigemal die Rede war, ein Schreiben an dieselbe erlassen, worin er sagt: „Niemand kann den Branntwein mehr hassen als ich, und kein Tropfen gebranntes Wasser kommt über meine Schwelle. Wenn das Volk Augenzeuge seyn könnte von den vielen Leberkrankheiten, Wassersuchten und Zerrüttungen des Nervensystems, die ich als die Folgen der Unmäßigkeit im Trunke zu beobachten Gelegenheit habe, so würde es die Ueberzeugung gewinnen, daß gebranntes Wasser und Gift gleich bedeutend sind. Dessenungeachtet betrachte ich das Projekt der Mäßigkeitsgesellschaft als ein utopisches, und deßhalb kann ich ihm auch nicht beitreten; vielmehr halte ich dafür, daß eben so leicht der Niagara in seinem Sturze aufzuhalten, als man die Bevölkerung von London hindern wird, sich durch Unmäßigkeit zu Grunde zu richten.

*

Das Schnupfenfieber oder die Influenza herrscht nicht allein in Paris und mehreren Provinzen von Frankreich, sondern auch in Schottland, wo sich zu ihr auch noch ein typhöses Uebel gesellt hat. Zu Glasgow mußte man die Hospitäler vermehren, um die Kranken aufnehmen zu können. Zu Birmingham richtet eine ähnliche Fieberkrankheit große Verheerungen an.

*

Es erscheint als ein seltsamer Widerspruch, daß England und Amerika, zwei Staaten, die am eifersüchtigsten über ihre politische Freiheit wachen, zu gleicher Zeit eben diejenigen Länder sind, wo die persönliche Freiheit, sobald es auf Pfunde, Schillinge und Pfenninge ankommt, am wenigsten geachtet wird. Das „North American Review“ enthält in einem Artikel hierüber die Nachweisung, daß die Zahl der in den Schuldgefängnissen vom 8 Junius 1829 bis 24 Februar 1850 verhafteten Schuldner sich auf 817 belief, von denen 50 gefangen saßen wegen Schulden unter einem Dollar; 235 wegen Schulden über einem und unter 5 Dollars; 174 wegen Schulden bis zu 10 Dollars; 140 wegen Schulden bis zu 20; 120 bis zu 100; 98 über 100 Dollars. Die Schulden von 261 dieser unglücklichen Leute beliefen sich auf 8,865 Dollars, und die Kosten auf 8148. 64 verhaftete Schuldner waren 868 Dollars schuldig, und die Kosten betrugen 8,120 Dollars.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Das Inhaltsverzeichniß zum ersten Semester 1831.)

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 211. 30 Julius 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der letzten Wahlen und das neue Parlament.

(Fortsetzung.)

Die Pairs könnten freilich, aus Furcht vor einem Bruch mit dem Unterhause, der Maßregel beistimmen, die sie von ganzem Herzen mißbilligen. Dieß ist aber sehr unwahrscheinlich. Es ist dieß ganz unläugbar ein Kampf zwischen der Demokratie und Aristokratie, zwischen denen, die nach der Gewalt streben, und denjenigen, welche Alles zu verlieren haben, wenn sie sie abtreten — sie werden anstehen, ehe sie ihre eigenen Henker werden, und den Beschluß unterzeichnen, der allen Unterschied des Rangs in der Gesellschaft aufhebt. Sie werden erkennen, daß ein auf die vorgeschlagene Art reformirtes Parlament, das auf die Verletzung der Rechte der Korporationen oder des Eigenthums gebaut ist, auch vor andern Rechten von noch weit ernsterer Art gleich wenig Achtung haben würde. Sie müssen erkennen, daß dieß reformirte Parlament, ehe zwei Jahre vergingen, England in einen ernsten Kampf mit Ireland verwickeln, die Religionsfehden wieder ins Leben rufen und einen Todeskampf zwischen päpstlichem Supremat und unsrer protestantischen Kirche entzünden würde. Von welcher Seite man die Sache betrachten mag, dieser Kampf würde ganz unbezweifelt statt finden. Wie sehr die liberalen Ideen jetzt auch in der Mode seyn mögen, die Engländer sind ein religiöses Volk, und wenn der Tag des Kampfes kommt, werden alle ihre alten Vorurtheile für den Protestantismus wieder erwachen. Selbst wenn man die Zurücknahme der Union zugestände, würde dieß Mitgefühl durchaus nur auf der Seite ihrer protestantischen Brüder seyn. Der Volkswille würde ein Ministerium vernichten, das ihre Vorliebe in einer so heiligen Sache mit Rücksichtslosigkeit zu behandeln wagte.

Hier ist eine von den Ursachen der Uneinigkeit, welche die Pairs von England wohl bedenken müssen, ehe sie der revolutionären Bill ihre Zustimmung geben. Sie müssen sehen, daß der Zweck Lord Greys und seiner Freunde ist, England an Händen und Füßen gebunden der Gnade der irischen Demagogen und der illegalsten und ehrgeizigsten Priesterschaft auf Gottes Erdboden zu überliefern, einer Priesterschaft, die England aus religiösem Instinkt und natürlicher Antipathie haßt, welche unsere Schulen, unser Erziehungssystem, unsere Kenntnisse, unsern Einfluß, und unsere Ueberlegenheit als Protestanten verabscheut. Die Freunde Lord Greys verbergen es nicht, und die Einleitung ist bereits getroffen, die irländische Kirche zu vernichten, und die papistische Geistlichkeit auf Kosten der protestantischen Kirche auszustatten.

Dieß ist aber keineswegs die einzige oder auch nur die größte Schwierigkeit, worein solch ein reformirtes oder vielmehr revolutionirtes Parlament uns stürzen wird. Die Staatsschuld! — Warum soll das Parlament reformirt werden? Weil es korrumpirt und also eine unkonstitutionelle Versammlung ist, inkompetent, die Angelegenheiten einer großen Nation zu leiten, alle ihre legislativen Akte sind durch den käuflichen Charakter befleckt. Das ist das Lied, das man ewig singen hört; wird nun ein reformirtes Parlament die abscheulichen Kontrakte sanktioniren, wird es die ungerechten und lästigen Verbindlichkeiten des verkäuflichen Vorgängers anerkennen? Einige der Vertheidiger dieser ministeriellen Revolution haben es gar keinen Hehl, daß ein Ajustement zwischen dem Staat und seinen Gläubigern unerläßlich ist, und mit diesem Ajustement meinen diese Herren Beraubung.

Wenn wir bedenken, wer die Männer am Ruder sind, und welche Grundsätze die Führer eines neuen Parlaments befolgen werden, welche Sicherheit haben wir noch für die Institutionen des Landes, von deren Aufrechthaltung die Sicherheit der Krone abhängt? Unsere Besitzungen in Westindien sind am Rande einer Rebellion. In Antigua ist das Martialgesetz proklamirt, Canada erwartet die Entscheidung über die Zölle von Zimmerholz mit nichts weniger als unterwürfiger Gesinnung. Die Zusammenkunft von Colonialabgeordneten zu Barbados zeigt eine ähnliche Stimmung. So groß ist der Abscheu, mit dem sämmtliche Güterbesitzer und Pflanzer dieser Colonien eine gewisse Faktion in diesem Lande, die ihnen mit Zerstörung droht, und mit der die Minister wenigstens durch die Grundsätze eng verbunden sind, betrachten, daß es nur eines Funkens bedarf, um eine Flamme zu entzünden, die sich über die ganze karaibische See ausdehnen wird. Noch einige insolente Reden im Parlament — noch ein falscher Schritt — noch eine Reihe drohender Beschlüsse, und unsere Colonialherrschaft ist zu Ende! Wenn wir Westindien verlieren, so mag die Schatzkammer nur ihre Thüren schließen, denn die Nachricht davon wird das

Schicksal Englands besiegeln, und seinen Bankerott der ganzen Welt offenbaren. *)

(Schluß folgt.)

Die Contemporaine in Aegypten.

4. Abreise nach Rosette durch die Wüste. — Die Sklavinnen der Europäer. — Dr. Clot und das Hospital in der Wüste. — Der empfindsame Kerkermeister. — Ludwig XVIII und der fette Fastenochs.

(Schluß.)

Das Hospital Abusabel, samt einem Dorfe gleiches Namens, liegt sechs Meilen von Kahira mitten in der Wüste. Nur wer eine Wüste gesehen hat, kann begreifen, von welcher Bewunderung man erfaßt wird, plötzlich ein prächtiges europäisches Gebäude vor Augen zu sehen, das geräumig und luftig gebaut, schöne Gänge, einen botanischen Garten, eine Pharmazie, Bäder, Küchen, ein großes anatomisches Amphitheater, und ungeheure Säle hat, in denen die Zahl der verpflegten Kranken sich mit den bedeutendsten Spitälern in Europa messen kann. Herr Clot von Menschlichkeit getrieben und von einer unermüdlichen Ausdauer belebt, hat hier alle für Kranke nothwendige Bequemlichkeiten, wie sie nur in den Hospitälern Frankreichs zu finden sind, und früher in Aegypten völlig unbekannt waren, einzuführen gewußt. Diese treffliche Anstalt erfreut sich des unmittelbaren Schutzes Osman-Bey's, der Clot's Verdienste zu würdigen wußte, und ihm mit der zärtlichsten Freundschaft zugethan ist. Wenn man in der Wüste ein so schönes Denkmal der leidenden Menschheit zum Troste errichtet sieht; so möchte man wohl nicht läugnen, daß das Land, das ein solches besitzt, nicht auf der Bahn der Civilisation begriffen ist, und vielleicht auf ihr bedeutendere Fortschritte gemacht haben würde, wenn alle nach Aegypten gekommenen Franzosen mit so viel Talent, Eifer und Thätigkeit Hand angelegt hätten, als der verdienstvolle Clot. Aber da liegt das große *ma* der Italiener im Wege.

Die große Anstalt von Abusabel vereinigt in ihrem weiten Umfange die Schulen der Arzneikunde und Chirurgie und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts. Ich wohnte einer Vorlesung in der Arzneischule bei, und kann nicht genug mein Erstaunen beschreiben das ich empfand, als ich die jungen Söhne der Wüste, die erst seit kurzem zu dem verwickelten Studium des menschlichen Körpers zugelassen worden waren, mit der größten Klarheit und Bestimmtheit die schwierigsten Fragen wie z. B. über den Umlauf des Blutes beantworten hörte. Ich getraue mir zu behaupten, daß wenn Herr Clot nur noch einige Jahre in Aegypten verweilt, Mohammed Ali ihm die Wohlthat zu verdanken haben wird, unter seinen Unterthanen Aerzte und Wundärzte zu besitzen, die er bisher mit so großen Kosten aus Europa kommen lassen mußte.

Eine eben so große Ueberraschung gewährte mir die Schule des wechselseitigen Unterrichts; wiewohl ich gestehen muß, daß der Entschluß sie zu besuchen mir einige Ueberwindung kostete. Eine Stunde wechselseitigen Unterrichtes ist die erste Stufe zur Sitzung einer Akademie der Wissenschaften, und ich kann nicht die Langeweile bergen, die nur bei einem Gedanken daran mich befällt. Nichts desto weniger sah ich mich hier in Staunen und Verwunderung gesetzt. Herr Uccelli lehrt als Professor der Sprachen französisch und italienisch: er hat mich irgend etwas, einen Gedanken, eine Marime, eine Stelle aus einer Schrift zu diktiren, um sie von seinen Zöglingen analysiren zu lassen. Ich sah diese Araber, die ein halbes Jahr zuvor kaum wissen mochten, daß es außer der ihrigen noch sonst eine Sprache gebe, das gegebene Thema zergliedern, und sofort ins Italienische übersetzen, und zwar mit einer Geläufigkeit und Reinheit, die auf reißendschnelle Fortschritte, und ein Sprachtalent schließen ließ, das unter der Jugend civilisirter Länder nicht immer zu finden ist. Diese jungen Leute sind sehr gut, ja sogar prächtig gekleidet und zwar auf Kosten des Vizekönigs, die Kleidung ist für alle eine und dieselbe. Herr Clot hatte im Sinn, dem Vizekönige den Vorschlag zu machen, einige dieser Zöglinge, die am meisten Fortschritte gemacht, unter seiner Aufsicht nach Europa reisen zu lassen — ein Vorhaben, worüber ich fast Herrn Clot hätte böse seyn mögen, der seiner Anstalt so nöthig ist, daß sie ohne ihn wie ein Leib ohne Seele dastehen würde. Es läßt sich denken, daß ein Mann, der wie Dr. Clot eine so einträgliche

---

*) In einem andern Aufsaz, betitelt: Colonial Crisis, beklagt sich der Verfasser heftig über das Benehmen der Londoner-Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei, ein Benehmen, das Mord und Brand auf den westindischen Inseln nach sich ziehe. Wir wollen die gar nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt, zu lösende Frage über die Abschaffung der Sklaverei in Westindien ganz bei Seite lassen, und machen bloß auf eine Folge des jetzigen Zustandes aufmerksam, welche der Verfasser andeutet:

„Es ist noch ein Punkt übrig, worüber wir die Meinungen dieser so menschlichen und so besonnenen Herren kennen zu lernen wünschen. Man nehme an, die westindischen Legislaturen unterwerfen sich den Befehlen des Parlaments nicht — sie setzen sich in den Kopf, sie seyen für das Mutterland so wichtig, als das Mutterland für sie — man nehme an, daß in diesem Augenblick gewisse Unterhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und den großen Landeigenthümern in Jamaika statt fänden — man nehme an, daß in Betracht der möglichen Entfernung der britischen Truppen bereits Agenten nach Europa gesendet wären, um sogleich 3000 Söldner anzuwerben. Es ist dieß nur eine **Voraussetzung**, wir wünschten aber zu wissen, was die Philanthropen anfangen würden, wenn diese **Voraussetzung** irgend einen Grund hätte. Wir geben zugleich einen Wink, den das britische Publikum, die westindischen Pflanzer und die Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels wohl beherzigen mögen. Diese letztere hat die Regierung in eine Lage gebracht, aus der sie nur durch große Geschicklichkeit sich wird herauswinden können. Die Minister müssen bis zu einem gewissen Punkte die Reden dieser faktiosen Schwätzer anhören, welche auf eine gottlose Weise alles Unglück und alle Verlegenheiten des Landes dem Daseyn der Sklaverei zuschreiben. So befreie man doch die Nation mit einem Male von einem so zerstörenden Einfluß, man lasse unsere westindischen Besitzungen sich unter Großbritanniens Schutz, und nach Art der jonischen Inseln sich unter eine Föderativ-Regierung vereinigen — man lasse ihnen völlige Freiheit von parlamentarischer Einmischung — man lasse sie ihre eigenen Gouverneure anstellen, ihre eigene Kirche reguliren — ihre eigenen Truppen werben und bezahlen, man regulire die kommerziellen und fiskalischen Verhältnisse mit Großbritannien auf eine Art, daß dem Mutterlande alle Vortheile gesichert werden, die es jetzt genießt, und die Lage des Pflanzers wird unendlich besser seyn als jetzt. Hierauf werden wir in einer spätern Nummer zurückkommen.“

und ehrenvolle Stelle bekleidet, nicht von Feinden verschont bleibt, auch ist er wirklich schon oft das Ziel mannichfaltiger Intriken gewesen. Der einzige Fehler, den man an Herrn Clot tadeln könnte, ist seine Neigung, sich einer allzu großen Lebhaftigkeit zu überlassen, was dem Vorsteher einer Anstalt nicht gut ansteht, und ihn täglich in unangenehme Berührungen mit seinen Untergebenen bringen muß. Da überdieß ein gesetztes und ernstes Betragen ein wesentlicher Zug in dem muselmännischen Charakter ist, und die Lebhaftigkeit ihnen nur halb zusagt, so haben sie eine wahre Abneigung gegen Ungestüm, und ich muß gestehen, daß Dr. Clot's Lebhaftigkeit oft bis zum Ungestüm geht. Er läßt sich hierin gegen Zöglinge und Lehrer zu weit fortreißen und wäre beinahe einmal das Opfer davon geworden. Ein junger Araber gerieth in Wuth und versetzte ihm einen Dolchstoß an den Kopf. Herr Clot betrug sich bei diesem Vorfall bewunderungswürdig und kann von dieser Gelegenheit aus Erfahrung wissen, wie viel Gewalt Kaltblütigkeit über jede Art des Zornes ausübt. Weit entfernt über den mörderischen Anfall des jungen Arabers erschrocken zu seyn, gewann er vielmehr die ganze Würde des beleidigten Vorstandes und die erste Strafe des Schuldigen war die Verachtung und der Abscheu seiner Schulgenossen. Ich hatte Gelegenheit über diesen Vorfall mit Osman Bey zu sprechen, was mir Gelegenheit gab zu bemerken, wie hoch Dr. Clot bei ihm in Achtung stand; er entschuldigte, er rechtfertigte ihn, indem er seinen Ungestüm, wie es auch wirklich der Fall ist, auf Rechnung seines Eifers für das Gedeihen seiner Anstalt schrieb; er fügte hinzu, es seyen nur mißgünstige und talentlose Menschen die ihm daraus ein Verbrechen machten. Dieß sind Osman Beys eigene Worte und man kann daraus abnehmen, daß ein Türke, der dem Verdienste eines Europäers auf solche Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, selbst kein gewöhnlicher Mensch ist.

Doch ich komme auf mich selbst zurück. Die Aufnahme, die ich bei Dr. Clot fand, konnte man ein Fest nennen. Die Mahlzeit war herrlich, nur allzu glänzend. Man trug unter einer Laube auf, ganz nach europäischer Art, aber mit all dem prachtvollen Aufwande eines muselmännischen Gastmahles. Herr Clot verband mit der Pracht auch die Galanterie und eine Ueberraschung, die er mir bereitete, versetzte mich in eine Rührung, die mich auf's höchste entzückte. Bei dem Dessert ließ das Musikkorps der in der Wüste lagernden Regimenter plötzlich die Marsellaise hören, und zwar mit einer ausgezeichneten Vollendung. Im Jahre 1829 ein Lied hören, das mich an 92 erinnerte! es hören in einer Wüste die an die Ebene von Heliopolis stößt! Gewiß dieses Lied erscholl auch unter demselben Himmel in jenen Tagen unsrer glorreichen Erinnerungen; ich gab mich ganz dem Zauber hin, der mich unter diesem schönen Himmel Aegyptens ergriff, ich brachte die Gesundheit des großen Mannes aus, und sie wurde mit einer heiligen Begeisterung aufgenommen.

Der Thau macht die ersten Abendstunden in Aegypten der Gesundheit nachtheilig, wir zogen uns also auf den Diwan zurück, um den Kaffe einzunehmen. Hier wurde ich der Gegenstand eines Zartgefühles, oder gab vielmehr Gelegenheit dazu, das ich am wenigsten von einem Menschen erwartet hätte, dessen Gewerbe eben nicht geeignet war, ihn empfindsam zu machen. Es war dieß der Gefängnißwärter der französischen Aerzte, der bemerkt haben mußte, welche Theilnahme ich den beiden Gefangenen bezeigte, und da er mich für die Heldin des Festes in Abusabel hielt, so glaubte er mir einen Gefallen erweisen zu können, wenn er mir ihre Gesellschaft vergönnte und in der That konnte ihm das Vergnügen, das ihre Gegenwart mir gewährte, beweisen, daß er sich nicht getäuscht hatte. Diese wahrhaft zarte Aufmerksamkeit rührte mich um so mehr, als sie geradezu im Widerspruche stand mit den finstern Gesichtszügen dieses Mannes von einem so unfreundlichen Gewerbe. Den Ausbruch meiner Dankbarkeit mäßigte Dr. Clot bloß durch die Bemerkung, daß dieser brave Türke der geschickteste Scharfrichter des Kija Bey (Kriegsministers) des Vizekönigs sey. Der Kija Bey hatte den zartfühlenden Kerkermeister bei einem Aufruhr der Arnauten gebraucht, um täglich einigen Hunderten derselben die Köpfe abzuschlagen. Es ist doch wahrhaftig mit der Ehre wie mit der Schönheit, sie beruht bloß auf Landessitte und Geschmack; die Türken z. B. geben einem geschickten Henker einen Ehrensäbel, wenn von seiner Hand tausend Köpfe gefallen sind; und mein empfindsamer Scharfrichter hatte zwei dergleichen Ehrensäbel und war nicht wenig stolz darauf. Aber, das europäische Vorurtheil beiseite gesetzt, handelte dieser Mann nicht auf Befehl seiner Vorgesetzten? Und was thun im Grunde unsre tapfersten und entschlossensten Soldaten anders als tödten? Freilich, aber sie tödten mit der Gefahr getödtet zu werden. Nein, — ich fühle, daß ich hier alberne Schlüsse gemacht habe, aber ich wollte nur beweisen, daß ich nicht so Unrecht that, den Mann von zwei Ehrensäbeln ohne Abscheu zu betrachten, weil er gegen zwei meiner Landsleute, eine so schöne Aufmerksamkeit bewiesen.

Ich füge über das Fest in Abusabel nichts mehr hinzu; Was noch zu sagen übrig wäre, berührt allzu sehr persönlich die Contemporaine, und ich glaube es wird gut gethan seyn, den allzu heftigen Sprüngen meiner Eitelkeit bisweilen den Zügel anzulegen. Doch kann ich mich nicht enthalten beizufügen, daß man mich französisch und italienisch besang, und daß ich unendlich gerührt war, über die Verse, zu denen ich Herrn Rigaud zu begeistern das Glück hatte. Sein Lied nach der Melodie la Colonne kam vom Herzen und ging zum Herzen. Wenigstens war die Melodie ein wenig besser gewählt, als jene von dem Liede Où peut-on être mieux qu' au sein de sa famille? — als die Metzger von Paris Ludwig XVIII ihren fetten Fastenochsen vorführten.

Der konstitutionelle Papst.

Einige Zeit vor dem Ausbruche der Revolution in den päpstlichen Staaten erhielt der gegenwärtige Papst folgende Zuschrift von einem belgischen Geistlichen, der sich damals zu Rom aufhielt:

„Heiliger Vater!

„Die allgemeine Geistesrichtung in Europa, und insbesondere in Italien, läßt eine Revolution als unvermeidlich und nahe bevorstehend erkennen, und vielleicht bricht sie schon in diesem Augenblicke von Palermo bis Turin aus. Die liberale Partei, gestützt auf das Prinzip der Nichtintervention, gewinnt eine unwiderstehliche Macht, und sie bedarf bloß einer Leitung. Der Augenblick ist gekommen, wo Sie sich den Völkern und der Kirche als einen neuen Cyrus, als einen neuen Makkabäer zeigen können, der erkoren ist, die Befreiung des Volkes Gottes zu vollenden. Im Namen des Christenthums, dieser wohlthätigen Religion, die nicht allein zum Zwecke hat, das Heil des Menschen in dem jenseitigen Leben, sondern auch in dem gegenwärtigen dadurch zu begründen, daß sie die Knechtschaft durch das

Dogma der Gleichheit aller Menschen vor Gott aufhebt — im Namen des Christenthums sollte jene Vereinigung des Glaubens und der Freiheit geknüpft werden, die beiden in Irland und in Belgien den Sieg errungen hat.

„In seiner Eigenschaft als Vater aller Gläubigen, sollte das Oberhaupt der Kirche seinen Unterthanen zurufen: Venite ad me omnes; er sollte den Anstoß geben, nicht empfangen. Eine Charte nach dem Vorbilde der von Ludwig XVIII ottroyirten würde, freiwillig und unverzüglich verliehen, allen Anforderungen der Zeit genügen; sie würde alle Parteien um den römischen Stuhl vereinigen, und Rom, gegenwärtig die Hauptstadt der Christenheit, bald alle Städte Italiens seiner Suprematie sich zu unterwerfen wetteifern sehen.

„Die Grundzüge dieser Verfassung würden meiner Ansicht nach in Folgendem bestehen:

„1. Untheilbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt in der Person des heiligen Vaters. 2. Freie Religionsübung der katholischen Religion allein, aber Toleranz aller übrigen Kulte. 3. Freiheit der Presse mit beschränkenden Gesetzen in Bezug auf politische Gegenstände und mit präventiven in Sachen der Religion. 4. Ein gleichförmiges und unwandelbares Civilgesetzbuch. 5. Unabsetzbarkeit der richterlichen Gewalt. 6. Unabhängigkeit der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt. 7. Eine Pairskammer, auf Lebenszeit von dem heiligen Vater ernannt, zum Theil aus den Kardinälen, zum Theil aus den durch Geburt oder Verdienst ausgezeichnetsten Laien. 8. Eine Deputirtenkammer, gewählt von allen denen, die durch ihr eigenes Interesse die natürlichen Anhänger der Stabilität der Regierung seyn müssen. 9. Die Person des Papstes ist heilig und unverletzbar; dagegen sind die Minister verantwortlich und dem Gerichte der Pairskammer unterworfen. 10. Als geistlichem Oberhaupte bleibt dem Papste jederzeit die oberste Entscheidung in Glaubenssachen. Als weltlichem Oberhaupte bleibt ihm das Recht vorbehalten, zu begnadigen, Krieg und Frieden zu schließen, die Kammern aufzulösen, alle Vorschriften der administrativen Gewalt zu erlassen und zu vollziehen. 11. Die Kardinäle behalten alle Rechte und Privilegien, deren sie bisher genossen, ausgenommen die des Heerbefehls und der ausschließlichen Bekleidung der Staatsstellen. 12. Bei der Wahl eines Papstes durch die Kardinäle steht der Deputirtenkammer das Recht zu, drei Kardinäle auszuschließen.

„Jede Charte oder Verfassung, die nicht auf diesen Prinzipien beruht, wird von den Italienern nicht als ein Akt des Liberalismus, sondern als ein Beweis der Schwäche betrachtet werden.

„Dieß sind die Ideen, die ich aus meinem Eifer für die Kirche und die Menschheit schöpfte, und die ich im Vertrauen auf die Tugenden und erleuchteten Einsichten Eurer Heiligkeit unmittelbar vorzutragen kein Bedenken trage. Ich habe darüber noch Niemanden als dem Kardinal Zurla Mittheilungen gemacht, und auch die Liberalen haben davon keine Kenntniß. Mit welcher Liebe und Begeisterung würden sie für den Souverän erfüllt werden, von dem diese konstitutionellen Freiheiten ausgingen! Gegenwärtig sind sie nur von einem blinden Hasse gegen jede theokratische Gewalt beseelt; ihr ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, die weltliche und geistliche Macht streng von einander zu scheiden, und aus dem römischen Papste einen bloßen römischen Bischof zu machen, indem sie einen weltlichen und vielleicht der Religion feindlichgesinnten Fürsten zum Könige erwählen werden, ohne zu bedenken, daß es nach den Worten der heiligen Schrift der Zorn Gottes war, der seinem Volke einen König gab.

„In wenigen Tagen werde ich Italien verlassen, und wenn ich die Ueberzeugung mit mir hinwegnehmen könnte, durch Darlegung meiner Ansichten so viel in meinen Kräften stand dieß schöne Land von einem Strome bewahrt zu haben, der verwüstend darüber hereinbricht, und Thron und Altar zu verschlingen droht, während ihm gesteuert würde, wenn man ihm seine Bahn vorzeichnete, so würde ich auf jedes andere größere und süßere Vergnügen mit Freuden verzichten.

„Vox populi, vox Dei."

„D. J. Verluest von Brüssel,

„Doktor der physikalischen und mathematischen Wissenschaften."

Als die Revolution im Herzen Italiens ausbrach, und das unglücklichste Volk, das in einem irdischen Paradies, aber in einer politischen Hölle lebt, mit den Waffen in der Hand seine Klagen und Bedürfnisse aussprach, griffen der Papst und die Kardinäle in der Verzweiflung wirklich einen Augenblick nach dem vorliegenden Konstitutionsentwurfe, den sie wahrscheinlich noch kurz zuvor als den thörichten Traum eines Verrückten belächelt hatten. Man unterredete sich mit dem belgischen Priester, der sich damals noch zu Rom befand, und schien seinen Vorschlägen um so mehr Gehör geben zu wollen, als sich die Insurgenten Rom näherten. Es hing an einem Haare und der konstitutionelle Papst war fertig. Da kam die erquickliche Nachricht freilich nicht wie Noahs Taube mit dem Oelzweige, sondern mit einem österreichischen Bajonnet im Munde, die Oesterreicher seyen in Modena eingerückt, und die französische Regierung habe nicht den Muth, das Prinzip der Nichtintervention aufrecht zu erhalten. Der Papst und das heilige Kollegium fühlten wieder festen Grund unter den Füßen und ließen Verluests Projekt als unnöthig fallen; oder vielmehr, sie übergaben es dem Untersuchungsrichter, und der Verfasser der päpstlichen Konstitution hatte hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen, da man eben im Begriffe war, in einem Gefängnisse der Engelsburg näher über die Sache mit ihm zu sprechen.

Vermischte Nachrichten.

Swift ging eines Tages mit der Lady Melville spazieren. „Wie angenehm ist die Luft hier," sagte sie. „Reden Sie nicht so laut," entgegnete der bissige Dechant, „Sie könnten leicht Jemand auf den Gedanken bringen, auch die Luft zu besteuern, die einzige Sache, die noch in England auflagenfrei ist." — In der That zahlt der Engländer dem Staate für die Erlaubniß, einen Hund besitzen, ein Pferd reiten, in einem Wagen fahren, einen Bedienten halten zu dürfen. Die Hundesteuer trägt jährlich 186,102 Pf. St. ein, also über zwei Millionen Gulden; die Auflage auf Reit- oder Wagenpferde 563,675 Pf.; die Auflage auf Maulthiere und Packpferde 62,450 Pf.; die Bedientensteuer 295,087 Pf.; die Wagentaxe 597,615 Pf. Eine der größten Einkünfte des englischen Fiskus war vormals die Auflage auf den Haarpuder; ein Lord der Opposition brachte bekanntlich die Mode sich zu pudern dadurch in Abnahme, daß er seine Pferde pudern ließ. Seitdem pudern sich in England nur noch die Bedienten, und die Taxe erträgt nicht mehr als 15,935 Pf. Die schwerste Steuer lastet auf den Häusern; diese steigt jährlich höher als auf fünfzig Millionen. Eine beträchtliche Anzahl von Taxen ist indeß im Verlaufe der letzten Jahre zum großen Vortheile der Konsumenten aufgehoben worden. So die Accise-Auflagen des Bieres, Hopfens und Aepfelweins, der Kerzen und gedruckten Baumwollenzeuge, mit 4,189,000 Pf. St. Während des letzten Jahres betrugen diese Auflagen noch (bis zum 5 Junius 1830) für Bier 2,804,000 Pf.; Hopfen 571,000 Pf.; Aepfelwein 44,000 Pf.; Lichter 271,000 Pf.; gedruckte Baumwollenzeuge 499,000 Pf. St.

•

Zu London waren neulich mehrere äußerst schöne Proben von neuseeländischem Flachse in dem königlichen Institut ausgestellt zu sehen. Die Haltbarkeit dieses Flachses wird von kompetenten Richtern für bei Weitem besser gehalten, als die des Flachses, den man aus dem nördlichen Europa bezieht. Man hat das neuseeländische Produkt bereits in den Tauspinnereien angewendet und verspricht sich davon ein eben so treffliches Surrogat für den europäischen Flachs und Hanf, als von der australischen feinen Wolle den Ersatz für sächsische und spanische in den englischen Manufakturen. Man zweifelt nicht, daß der Flachshandel mit den Südseeinseln in wenig Jahren von hoher Bedeutung werden und der Ausfuhr von englischen Industrieerzeugnissen einen neuen Markt in den dortigen Gegenden eröffnen wird, ohne daß der Verkehr dabei mit so großen Beschränkungen zu kämpfen hat, wie auf den Märkten des europäischen Continents.

•

Der amerikanische Novellist „Fenimore Cooper" steht im Begriffe, einen neuen Roman unter dem Titel „der Bravo" zu beendigen. Die Handlung desselben spielt, wie der Roman des Dichters Lewis gleichen Titels, in Venedig und dessen Umgebungen. Diese Novelle ist in dortiger Gegend selbst geschrieben worden. Der Held ist ein Bandit (Bravo), eine historische Person, oder deren Thaten wenigstens in Venedig und dem nördlichen Italien als historisch betrachtet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 212. 31 Julius 1831.

Ueber die Unruhen in den südlichen Grafschaften Englands.

Ihre Ursachen und die Mittel zur Abhülfe.

(Nach dem Edinburgh Review.)

Alles was uns in die innern Verhältnisse des Völkerlebens einweiht, gewinnt immer mehr an Interesse, besonders darum, weil viele Orte Europa's hinsichtlich dieser Verhältnisse, wenn auch nicht gleiche, doch ähnliche Symptome darbieten. Wenn man in Bezug auf England sagt, daß die Sicherheit des Reichs von dem Benehmen der großen Masse abhänge, so findet dieß seine Anwendung überall, und daß das Benehmen der großen Masse hauptsächlich von ihrem größern oder geringern physischen Wohlstande abhängt, das hat die Erfahrung nur schon in allzu vielen Fällen erprobt. Der Zustand der südlichen Grafschaften Englands ist ein auffallendes Beispiel, was eine einzige in wohlwollender Gesinnung ergriffene, aber durchaus falsche Maßregel für furchtbare Folgen haben kann. Als in den Jahren 1795 und 96 das Korn auf einen ungemein hohen Preis stieg, sah man sich nach Mitteln um, das Elend der arbeitenden Klasse zu mindern, und setzte fest, daß ein unverheiratheter Arbeiter wenigstens drei Schilling in der Woche bekommen sollte, ein verheiratheter mit einem Kinde wenigstens sechs Schilling, mit fünf Kindern wenigstens zwölf Schilling u. s. w. Sollte der Preis des Brodes noch höher steigen, so sollte auch sein Einkommen vergrößert werden. Was der Arbeiter nicht an Lohn einnahm, das mußte natürlich aus der Armentaxe bezahlt werden.

Dieses absurde System äußerte bald seine verderblichen Wirkungen, besonders derjenige Theil davon, welcher bestimmte, daß Leute mit vielen Kindern mehr bekommen sollten. Dieß zernichtete alle Voraussicht und alle Ueberlegung bei der ärmern Klasse. Statt daß sie sonst bis zum 28, 30 oder 35 Jahre sich als Knechte und Mägde verdingten, bis sie eine Summe von 40 bis 50 Pf. St. erspart hatten, heiratheten sie jetzt, noch oft vor ihrer Volljährigkeit; denn nach den vorhandenen Bestimmungen, welche im Jahre 1796 sogar in eine Parlamentsakte verwandelt worden waren, mußten sie im Falle des Bedürfnisses von den Kirchspielen erhalten werden. Wie sehr dieß System den moralischen Charakter des Armen vernichtete, braucht nicht erst auseinander gesetzt zu werden. Das Einkommen der arbeitsamen und mäßigen Leute war dasselbe, wie das der faulen und verschwenderischen, also hatte keiner mehr das Interesse, fleißig, sparsam und ein ordentlicher Haushalter zu seyn. Unter diesen Verhältnissen griffen wie natürlich alle Laster von Sklaven um sich, sie wurden faul, diebisch und boshaft, denn die Kirchspiele mußten sie ja unterhalten, so gut wie Sklaven von ihren Herren unterhalten werden, da sie aber nicht zugleich einem bestimmten Herrn gehörten, so wurden sie zügellos, und wandten sich endlich gegen die, welche etwas besaßen.

Zwei Gründe sind es hauptsächlich, welche zur Fortsetzung des Systems beitrugen, auch als man dessen Verderblichkeit erkannt hatte; erstens mußten die Pächter einen sehr geringen Arbeitslohn zahlen, indem der Rest dessen, was der Arbeiter brauchte, von dem Kirchspiele bezahlt wurde, und zweitens wußte man nicht, wie mit der Masse von Armen fertig werden, welche das System einmal geschaffen hatte. Das Uebel war so groß, daß manche sogar an Mittel dachten, die Arbeiter zu strafen, welche läßig oder gar nicht arbeiteten, und selbst das Parlament schien manchmal nicht abgeneigt, auf solche Vorschläge einzugehen, aber dieß wäre entweder an dem Nationalcharakter gescheitert, oder wenn es geglückt wäre, würde es nur die arbeitende Klasse vollends zu Heloten herabgewürdigt haben.

Daß man auf solche Hülfsmittel verfallen kann, beweist am besten die Größe des Uebels, und das dringende Bedürfniß Abhülfe zu schaffen. Das Parlament muß dieß ganze System der Armentaxe abschaffen, aber mit der raschen Abschaffung ist es nicht gethan. Wo dieß System von Armenunterstützung eine Zeitlang geherrscht hat, da findet sich ein Ueberfluß an Arbeitern, und wollte man die arbeitsfähigen bei irgend einem Geschäfte angestellten Leute von denjenigen trennen, welche keine Arbeit haben, so würde die Unterstützung die man den letztern angedeihen ließe, im Augenblick ihren Einfluß auf den Arbeitslohn der erstern äußern. Wäre die Unterstützung beträchtlicher, so würden die Arbeiter faul, man würde sie des Dienstes entlassen, und sie fielen wieder dem Kirchspiele zur Last; wäre die Unterstützung geringer als der Arbeitslohn, so würden die unbeschäftigten Arbeiter durch ihre Konkurrenz den Arbeitslohn doch so herabdrücken, daß er mit der Kirchspielsunterstützung gleich stünde. Daraus geht hervor, daß man sich der überflüssigen Arbeiter entledigen muß, und hiezu ist das wirksamste Mittel ihre Verpflanzung nach den Kolonien. Dort ist jede Arbeit in hohem Grade begehrt, und wer fleißig ist, erwirbt sich schnell eine gemächliche Existenz.

Zwar kann man allerdings nicht sagen, wie groß die Anzahl überflüssiger Arbeiter in England ist, doch kann man behaupten, daß sie bei weitem nicht so groß ist, als man gewöhnlich glaubt. Die Entfernung von 200,000 Individuen aus den ackerbauenden Grafschaften wäre wahrscheinlich völlig zureichend, um das jetzige System der Armentaxe gänzlich abzuschaffen, und den Arbeitslohn auf eine angemessene Höhe zu treiben. Daß die Sache Schwierigkeiten hat, ist keine Frage, aber die Ereignisse des letzten Winters haben gezeigt, daß der Zustand der Armen Folgen hat, die man nicht länger unbeachtet lassen kann: die Zeit der Palliativen ist vorbei, man muß kräftigere Mittel anwenden, um das Uebel mit der Wurzel zu heben. Der Sklavenkrieg der in den südlichen Grafschaften wüthete, ist für den Augenblick unterdrückt, aber die Asche glüht noch und kann leicht zur Flamme angeblasen werden. Obgleich die Gefängnisse und die Hulks mit Opfern angefüllt wurden, war das Landvolk dennoch der Sieger, es hat in den meisten Fällen sehr hohen Arbeitslohn ertrotzt. Kaum wird es den Pächtern, auch wenn sie Nachlaß in ihren Pachtschillingen erhalten, möglich seyn, ihre eingegangenen Versprechen zu erfüllen. Thun sie dieß nicht, so brechen unvermeidlich neue Bewegungen aus, thun sie es aber, wer steht dafür, ob die Arbeiter mit dem bereits Errungenen zufrieden seyn werden? Da sie alle arm sind, so haben sie keinen Grund, sich durch größern Fleiß und gutes Betragen auszuzeichnen, so muß ihr einziger Zweck seyn durch Drohungen und Gewaltthat höhern Lohn und Verminderung der Arbeit zu erzwingen. Dieß liegt nothwendig in der Entwicklung der Ereignisse wenn man sich nicht bestrebt, die Verbindung aufzulösen, die jetzt unter ihnen besteht. Um zu diesem Endzweck zu gelangen muß man sich aber an den gesunden Verstand und die gute Gesinnung der Einzelnen wenden, und sie nicht insgesammt als eine rohe Masse betrachten, die nur durch Gewalt geleitet werden kann.

Ein solches Verfahren konnte nur zu den furchtbarsten Erschütterungen führen; die Sicherheit des Eigenthums ward gefährdet, eine Menge Kapitalien gingen verloren, und alles Dieß wird völlig zu Grunde gehen, wenn man nicht dem Helotenzustand der arbeitenden Klassen ein Ende macht. Natürlicher Weise darf man keinen zum Auswandern zwingen, aber die Kirchspiele haben ein leichtes Mittel in der Hand, sie mittelbar zu nöthigen. An vielen Orten haben die Arbeiter es erzwungen, daß sie alle, fleißig oder träge, ob mit ob ohne Arbeit im Durchschnitt des Tags 2 S. 3 P. (1 fl. 21 kr.) bekommen sollen; die Kirchspiele dürfen im Fall die vorgeschlagene Auswanderungsbill durchgeht, diese Summe nur auf 1 Sch. herabsetzen, und bei weitem der größere Theil der unbeschäftigten Arbeiter wird sich zur Auswanderung entschließen.

Nach dem durch den Mißbrauch der Armengesetze herbeigeführten Helotismus haben die Gesetze gegen Wilddieberei das Landvolk am meisten erniedrigt und erbittert. Die südlichen Grafschaften waren hauptsächlich mit dieser Geisel heimgesucht, und die barbarischen Strafen wegen Uebertretung dieser Gesetze sollen hauptsächlich an den letzten Brandstiftungen Schuld gewesen seyn. Wenn man noch gräßlicheres verhindern will, müssen die jetzigen Gesetze gegen Wilddieberei abgeschafft werden. Um die Wilddieberei zu hindern, haben die hochadeligen Jäger im Parlament ein Verbot gegen den Wildpretverkauf durchgesetzt; nun giebt es aber Tausende, die nicht einen Flecken Land und durchaus keine Jagdberechtigung besitzen und doch Wildpret essen wollen und bezahlen können, diese müssen es nun freilich zu einem höhern Preise von Wilddieben kaufen. Vergebens hat man Gesetze auf Gesetze erlassen, Strafen über Strafen angeordnet, so lange aber überfütterte Fasanen und halbgefütterte Landleute nahe bei einander sind, so lange werden die letztern auf die erstern Jagd machen. Alles hat nur dazu gedient, die Wilddieberei allgemein zu machen, und die dagegen angewandten Strafen haben eine solche Erbitterung und einen solchen Durst nach Rache unter dem Landvolk erzeugt, daß man die gefährlichsten Folgen erwarten kann. Der Schritt, den Lord Althorpe deßhalb im Parlament gethan hat, ist höchst verdienstlich, und muß die Wilddieberei sehr vermindern, wenn er auch dieselbe nicht abschaffen kann.

Aber die Abführung der unbeschäftigten Arbeiter nach den Kolonien, die Aenderung der Armengesetze, die Verbesserung derer, gegen Wilddieberei sind immer noch nicht im Stande, die öffentliche Ruhe zu sichern. Die jetzige Lage Großbritanniens ist ohne Beispiel in der Geschichte, ein großer Theil der Bevölkerung hängt in seinem Unterhalt von Manufakturen und Handel ab, und ist deßhalb plötzlichen und großen Unfällen ausgesetzt. Die Ausschweifungen der Agrikulturbevölkerung mögen mit verhältnißmäßig geringer Schwierigkeit unterdrückt werden, aber wenn derselbe Geist des Aufruhrs, wie er kürzlich in den südlichen Grafschaften herrschte, sich der Manufakturbevölkerung von Manchester bemächtigte, so wäre der Nationalbankerott die Folge davon, denn eine solche Masse könnte man nicht mit Dragonern zum Gehorsam zurückführen. Ein wohl überlegtes System der öffentlichen Erziehung ist das einzige Mittel, einem solchen Unglück vorzubeugen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit daß die Aufmerksamkeit des Parlaments sich bald auf diesen wichtigen Gegenstand lenke; die Grundlagen der wahren Sicherheit hängen von der Einsicht und der Moralität des Volks ab, und die Staatsmänner welche den Unterthanen nicht einen möglichst wohlfeilen und wahrhaft nützlichen Unterricht zu verschaffen bemüht sind, vernachlässigen eine für das Wohl des Staats höchst wesentliche Pflicht.

Prinz Leopold als König von Belgien.

Die belgische Verwicklung hat endlich ihre Lösung, die lang feilgebotene Krone einen Abnehmer gefunden. Das finstere Kriegsgewölk scheint sich aufzuklären, und Prinz Leopold schwebt oder fällt als Friedensbote mit dem Oelzweig in der Hand aus klarem Himmel auf das belgische Land herab. Alle Freunde des Friedens athmen wieder leichter und mit ihnen die friedfertigen Mächte, die in Gefahr unter dem schweren Druck ihres Kriegsharnisches zu erliegen sonderbar genug bei jeder neuen Friedensbotschaft ein neues Waffenstück anlegen. Es steht uns hier nicht zu, darnach zu fragen, in wiefern Frankreich und Deutschland sich Glück wünschen dürfen, daß Belgien ein englischer Bazar geworden ist, oder ob der König von Holland seinen hohen Verwandten es sonderlich Dank wissen wird, daß sie den europäischen Zankapfel durch ihre Londoner Protokolle, wie weiland der Papst das entdeckte Amerika, nach Belieben

zerschnitten haben. — Nur so viel sey uns erlaubt zu sagen, daß England sich nicht genug beeilen zu können scheint, in dieser Zeit der unvorhergesehenen Wechselfälle, die alle diplomatische Voraussicht schwindeln macht, Besitz zu nehmen von einer so wohlfeilen Kaufes erworbenen Kolonie. Kaum hat der belgische Kongreß seine Beistimmung zu dem letzten der Protokolle ausgesprochen, die sich zu vermehren schienen in polypenhafter Fruchtbarkeit, gleich dem auserwählten Volke Gottes, so können die englischen Blätter nicht genug drängen und treiben, der Prinz möge sich aufmachen in's gelobte Land, um die bescheerte Krone nicht unter den Händen entwischen zu lassen. Denn leider werden in unsrer Zeit die Kronen ein Traumartikel, wie sonst die Geldsäcke; man träumt von ihnen, man hat sie in der Hand, man hält sie unendlich fest, man schlägt die Augen auf und sieht verdrüßlich in die leere Faust.

Wenn man des Prinzen Leopold Geschick erwägt, so kann man sich kaum erwehren an jene wunderbaren Erzählungen von tausend und einer Nacht zu glauben, die uns vorgaukeln, wie bei der Geburt eines unter seltsamen Konstellationen gebornen Kindes eine wohlthätige Fee und ein böser Zauberer gegen einander in Kampf treten, jene um ihrem Schützling ein Königreich zu verschaffen, dieser es zu verhindern. Gleich Anfangs bietet eine schöne Prinzessin dem Prinzen Leopold die Hälfte einer noch schönern Krone, und der Prinz damals minder unschlüssig als jetzt, säumt nicht zuzugreifen; aber der böse Zauberer läßt die Prinzessin sterben und macht die wohlbegründetsten Hoffnungen zu nichte. Zwar wächst eine andere Prinzessin nach, die das Glück zu verwirklichen scheint, das die Prinzessin Charlotte Großbritannien verhieß, diese Prinzessin liebt auch den Prinzen Leopold, aber — der böse Zauberer hat es so gefügt — nur als ihren Oheim, und leider ist England das Land, wo solche Heirathen verboten sind und wo ein Papst nicht helfen kann. Große Verlegenheit für eine Fee, die ihren Prinzen gern gekrönt sähe, und noch größere Verlegenheit für England, das noch lieber für zwei Prinzessinnen nur eine Heirathssteuer gäbe.

Was ist zu thun? scheint die Fee und England zu fragen. Wo eine neue Krone finden? Der Fee wäre unbedingt jede genehm, aber England hat dabei allerlei zu bedenken. Vor allen Dingen möchte es der 50,000 Pf. St. los werden, die es dem Prinzen zu bezahlen hat. *) Da bietet sich wie vom Himmel gefallen Griechenland an. Wie konnte man es beiderseits besser wünschen? Das herrliche klassische Griechenland, mit dessen Corsaren England den Handel der andern Nationen im mittelländischen Meere zu Grund richten konnte, das wie eine Zwingherrnburg da lag, von der aus die Pforte, Oesterreich und Rußland begünstigt oder beschädigt werden konnten, wie es John Bull vortheilhaft oder nicht schien, wohin es seine verhungerten und unruhigen Arbeiter verpacken konnte — genug die Fee und England hatten nicht das Mindeste dagegen einzuwenden. Da steckt sich der böse Zauberer hinter den Prinzen und malt ihm allerlei Bedenklichkeiten, malt ihm seine 50,000 Pf. Sterling vor, die er hergeben soll, um eine bettelarme Nation zu erkaufen, und abermals werden alle Hoffnungen zu Wasser.

Die Fee und England wären trostlos gewesen, hätten nicht die Belgier eben einen Thron fertig gehabt, aber auch die größte Verlegenheit einen gutwilligen Menschen zu finden, der ihn besteigen möchte. Diese Belgier haben eine Industrie und vor Allem einen Hafen, der England ein Dorn im Auge ist; sie haben Fabriken, die durch die darauf verwendete Sorgfalt des Königs von Holland den englischen furchtbar zu werden drohten; sie bewohnen ein Land, dessen Ufer den englischen Schiffen zugänglich sind, wie nirgendwo anders, sie besitzen Festungen, die England erbaut und bezahlt hat; mit einem Worte ein Königreich kommt da in Wurf, das John Bull um alles in der Welt gern inne haben möchte, um dem Handel Hollands den Rang abzulaufen, um den von Frankreich zu ruiniren, um Deutschland mit seiner Kontrebande zu überschwemmen. Es trägt daher keinen Augenblick Bedenken, zu seinem Prinzen zu sagen: „Nimm diese Krone, sie ist für Dich wie gemacht, denn sie ist auch für mich gemacht.“

Der Prinz überlegt, die Sache ist bedenklich: „Ich werde meine Pension von 50,000 Pf. St. verlieren.“ Da ist der erste Stein des Anstoßes. „Mein Schatz wird bald von den Belgiern erschöpft seyn.“ Das ist der zweite Kummer. Der Prinz denkt auch wohl daran, daß seine Nichte täglich größer wird, daß sie über England herrschen wird, daß ein anderer die reiche Mitgift einstecken wird, die John Bull seinen Prinzessinnen giebt; das ist schlimm. Allein noch wird mancher Tropfen Wasser die Themse hinunter laufen, bis sie heirathsfähig ist; man wird es nicht in einem Tage aber in einem Tage wird man König. Wenn alle Stricke reißen braucht es am Ende noch einen Vormund, und ich bin der Oheim

---

*) Wie sehr es den Engländern um ihre 50,000 Pf. zu thun ist, darüber verrathen sich ihre öffentlichen Blätter nur allzu deutlich. Der Courier meint, der Prinz habe zwar darauf so gegründete Ansprüche, als der Herzog von Wellington auf die ihm vom Staate verliehenen Donationen; aber es läge etwas unschickliches und beleidigendes darin, sowohl gegen England als gegen die Belgier, wollte der Prinz die Pension behalten und sich so als König von Belgien zum Pensionär von England machen lassen. Indeß hält doch auch der Courier dafür, es möchte gut gethan seyn, wenn der neue König sich in England einen Zufluchtsort offen erhalte und Etwas auf künftige schlimme Tage zurücklege. Hiezu eigne sich am besten die von dem Prinzen so großmüthig für die Erziehung seiner Nichte ausgeworfene Summe, so wie die für die Unterhaltung seines Gutes Claremont bestimmte. Dadurch würde er sich die Achtung des Volkes erhalten, mit dem er als Oheim der künftigen Königin so innig verbunden sey, aber auch im Fall einer wichtigen politischen Veränderung einen sichern und ehrenvollen Zufluchtsort, wo er im Schooße seiner Familie und im Genusse der Natur und eines behaglichen Lebens alle Sorgen und Unannehmlichkeiten der Krone vergessen könne. „Denn, wer weiß,“ fügt das kluge Blatt hinzu, „was sich heute oder morgen auf dem Kontinent begibt? Der Thron von Belgien mag noch so fest und gesichert stehen, ein weiser Mann wird in dieser Zeit der Absetzungen und Thronentsagungen gut thun, sich einen sichern Heerd in einem Lande in Bereitschaft zu halten, dessen Volk und König durch Gesetze und lange Gewohnheit so eng verknüpft sind, daß eine Revolution, welche die Macht und den Einfluß der königlichen Familie umzustürzen vermöchte, nicht denkbar ist.“ Ein schöner Trost und doch bittet man ihn gar schön, die fatalen 50,000 Pf. St. fahren zu lassen! — Der Courier weiß tausend Gründe für einen, wie gerathen es wäre diese 50,000 Pf. und immer wieder diese 50,000 aufzugeben, deren Beibehaltung den Prinzen um seine Popularität in England bringen müsse, auch sey er zu verständig und großmüthig, als daß er nicht u. s. w.

der Mutter. Warum sollte ich nicht Regent werden können, wäre es auch nur weil John Bull sparsam ist? Das wäre freilich mehr werth, als dieser ganze auf so ungleichen Füßen stehende Thron von Belgien, den ich besteigen soll. Indeß, wie damit weiter? Gesetzt ich werde König und Nachfolger Surlets de Chokier, wie dann? Meine Unterthanen zu Brüssel werden ohne Zweifel mit Vivatgeschrei und Illuminationen mich empfangen, denn sie sind es ja, die mich gewählt. Aber wenn die Andern dieß nicht thun, wie es allen Anschein hat? das wäre freilich höchst unangenehm. Und ist auch das in Ordnung, werde ich nicht mit jenem Komite-Directeur alle Hände voll zu thun haben, das die Massen wie ein Spielzeug handhabt? Doch meine Armee... Aber meine Armee wird sie mir gehorchen? — Dann werde ich bei den Fremden Beistand finden. Freilich ein trauriger Trost für einen König! Und dann wer von den Fremden wird mir seinen Arm leihen? Die Engländer? Man verabscheut sie in Belgien, das würde nur noch Oel in's Feuer schütten; sagt man doch ohnehin schon, daß ich nur auf ihren Befehl und ihre Rechnung herrsche. Die Holländer werden meine natürlichen Feinde seyn und mir mein Antwerpen in Grund und Boden schießen, sobald ich es ihnen nicht recht mache. Die Franzosen, benebelt man sie auch noch vor der Hand mit einem blauen Doktrinendunst, werden doch früher oder später zu der Einsicht gelangen, daß ich die vorgeschobene Schildwache Englands, der Beschützer einer Contrebande bin, die sie zu Grunde richten wird; es sind Tollköpfe und die Eroberung meines Königreiches wird ihnen nicht mehr kosten, als einen Schritt über die Gränze. Aber kann ich nicht anderswo Beistand finden? Wie wäre es mit Preußen, meinem nächsten Nachbar? Doch dieses wird nicht sehr gut auf meinen mit republikanischen Institutionen umringten Thron zu sprechen seyn, es wird eben so wenig darüber vergnügt seyn, daß ich die Länder seines Schwagers in Besitz nehme, am wenigsten aber wird es gut zu sprechen seyn auf die liberalen Meinungen und die Contrebande, die von England und meinen Unterthanen über seine Grenze geschmuggelt werden können. Es wird mir nicht besonders mit Liebe zugethan seyn, darauf kann ich zählen. Aber doch wenigstens Rußland, das sich zum Ritter aller irrenden Könige und Prinzen aufgeworfen hat? Wo denke ich hin? Rußland wird mich verabscheuen; es wird in mir einen Feind sehen, der der geliebten Schwester und den theuern Neffen des Kaisers Nikolaus einen Thron entrissen und die für England so schädlichen Kombinationen zu nichte gemacht hat, wodurch das kaiserliche Haus mit der regierenden Familie der Niederlande verbunden wurde. Deutschland, dem ich Luxemburg nehmen soll, Oesterreich vollends und Metternich — diese zwei Worte allein sind eben so viel als die schlimmste Vorbedeutung."

So mochte Prinz Leopold mit sich zu Rathe gegangen seyn; oder zu wünschen wäre es für ihn, daß der böse Zauberer ihm diese Gedanken vorgespiegelt hätte. Aber der böse Zauberer scheint sein Spiel verloren zu haben, und England und die Fee haben gesiegt.

Vermischte Nachrichten.

Bei der Versteigerung der Bibliothek des Generals Valencey zu Dublin kam auch ein Buch vor, das den Titel: „Documens sur l'Irlande" führte. Folgende Bemerkung war in demselben eingeschrieben: „Herr Burton Conyngham hatte in meiner Abwesenheit die Erlaubniß, aus meiner Bibliothek alle Bücher zu entnehmen, welche er bedurfte: nur sollte er dagegen einen Empfangschein zurücklassen. Ich war sechs Jahre abwesend, und hatte die Aufsicht in meinem Hause zu Dublin einer Magd überlassen; Herr Conyngham nahm das Buch und bescheinigte den Empfang, der Uebereinkunft zufolge, auf einem Streifen Papier, den die Magd in einen andern Oktavband gleich daneben einlegte. Diese Magd kam bald darauf aus meinem Dienste, und als ich nach sechs Jahren zurückkam, wollte ich in eben diesem Buche Etwas nachschlagen, konnte dasselbe aber nicht finden. Erst lange nachher fand ich zufällig den Empfangschein des Herrn Conyngham. Dieser war jedoch gestorben, und da er keinen letzten Willen hinterlassen hatte, sein ganzes Vermögen auf seinen Neffen Lord Conyngham übergegangen. Diesem zeigte ich den Empfangschein und verlangte mein Buch oder zweihundert Guineen als Entschädigung. Nur erst nach langem Suchen fand man es in einer Kiste, in die es mit mehrern andern gepackt war, um zu einer Versteigerung geschickt zu werden. Als man es öffnete, fiel das Testament des Verstorbenen heraus, wodurch dessen Vermögen zwischen Lord Conyngham und seiner Mutter getheilt wurde."

*

Es giebt Menschen, bei denen alle wichtigen Ereignisse ihres Lebens durch gewisse besondere Zahlen regulirt werden, und zwar mit einer so sonderbaren Genauigkeit, daß es fast unmöglich ist, Alles dem Zufalle zuzuschreiben. Ein in der That komisches Beispiel hievon erzählt ein arabischer Geschichtschreiber Namens Sebt Aldjonsi in seinem „der Spiegel der Welt" betitelten Buche: Der Chalif Almotasem war geboren im Jahre einhundert und a c h t z i g, im a c h t e n Monate, und starb in der a c h t zehnten Nacht des Monats Ramadhan; er war der a c h t e Chalif aus dem Geschlechte der Abbasiden; er gewann a c h t Siege; ließ a c h t Könige vor seiner Thüre stehen; erschlug a c h t z i g Feinde; lebte a c h t und vierzig Jahre, regierte a c h t Jahre, a c h t Monate und a c h t Tage; hinterließ a c h t Söhne und a c h t T ö c h t e r; a c h thundert Millionen Dinare; a c h t hundert Millionen Dirhems; a c h t z i g tausend Pferde; a c h t z i g tausend Kamele, Maulesel u. dgl.; a c h t z i g tausend Zelte; a c h t z i g tausend männliche und a c h t z i g tausend weibliche Sklaven; er baute a c h t Paläste; sein Siegel enthielt a c h t Buchstaben (alh'mb'llh, Gott sey gelobt!), und sein Horoskop gab überall die Zahl a c h t.

*

Ein Kapitän Twemlow, welcher in Konkan, nicht ferne von den Höhlen von Ellora, sich aufhält, besuchte diese letztern oft, und durchforschte jedes Mal das Thal unterhalb der Höhlen, um Reste von Städten zu finden, zu deren Bau jene unermeßlichen Ausgrabungen vorgenommen worden seyn konnten. Einige ausgezeichnet schöne Backsteine ausgenommen, fand er indeß durchaus nichts in diesem Thale; da er jedoch überzeugt war, daß die aus den Höhlen genommenen Steine von einem offenbar so civilisirten Volke zu irgend etwas benutzt worden seyn mußten, dehnte er seine Nachforschungen auch auf das Plateau von Ronzah aus, und erfuhr endlich, daß die Ueberreste von Chabuterah oder der Terrasse von Radschah Unas noch zu sehen seyen, und daß sie mitten unter den Trümmern einer sehr alten Stadt liegen, die früher Budda-vuttie und später Unas Angree hieß. Er fand die Trümmer einer mächtigen Stadt und erhielt dort einige Münzen von Toghleh Schah und Mahmud Schah, dem ersten Eroberer von Indien, also aus der Zeit nach der Verwüstung von Unas Angree durch die Mahomedaner. Kapitän Twemlow hat sich vorgenommen, seine Nachforschungen über die Geschichte dieser Stadt weiter fortzusetzen, welche nicht sehr weit von Dowlutabad entfernt ist.

*

Ein Doktor Gerard von Soobathoo sandte an die asiatische Gesellschaft in Calcutta einen Brief mit der Beschreibung eines sehr beträchtlichen Lagers von Muscheln, welche er auf dem Himalaya fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche gefunden hatte. Einer der größern Blöcke, der aus einer Menge von Muscheln verschiedener Größe bestand, und in eine Masse von kalkartigem Tuffsteine eingeschichtet war, hatte sich von einer festen Masse ganz ähnlicher Art losgemacht, die hundert und fünfzig Kubikfuß maß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 213. 1 August 1831.

Ueber die Reform von einem Tory.

Das Resultat der letzten Wahlen und das neue Parlament.

(Schluß.)

Und dieser Krisis sind wir näher, als die meisten Leute glauben. Das Gelingen dieses revolutionären Reformplans macht die Sache gewiß und unvermeidlich. Zwar sprechen die Minister und die Sektion der Philanthropen von ihrem Eifer für das Wohl der Kolonien und die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klasse: sie sehen die glücklichsten Resultate voraus, und reden uns vor, daß sie den Frieden bringen auf die Erde, wenn sie die Leidenschaften des getäuschten Negers anfachen, wenn sie ihn aufmuntern, die Hand gegen seinen Herrn zu erheben, das Gesetz unter die Füße zu treten, und die Erde mit Blut zu überschwemmen. Was können wir von diesen Leuten erwarten, als die Vernichtung unsers Kolonialhandels, Bürgerkrieg, Blutvergießen in Westindien, und den Sturz von Tausenden hülfloser Familien. Aber diese Reformer versichern uns, der Handel Englands würde nicht leiden, und seine Industrie unbenachtheiligt bleiben, auch wenn die transatlantischen Besitzungen morgen an die Vereinigten Staaten abgegeben würden. Eben so gut könnte man sagen, das Einkommen Englands werde dasselbe bleiben, wenn auch kein Thee, Zucker und Tabak mehr in England eingeführt würde. Wenn wir die Kolonien verlieren, so verlieren wir den rechten Arm Englands, die beste Pflanzschule für unsere Seeleute, den besten Markt für unsere Manufakturen, die Herrschaft des Meers.

Dieß ist indeß die Art, wie diese neuen Liberalen jeden mit dem Bestand des Reichs, mit der Würde der Krone, mit der Bewahrung des öffentlichen Credits, mit den Rechten des Eigenthums und der Rettung der Kirche verknüpften Gegenstand behandeln. Wie wir schon oben angegeben, werden sie nicht zaudern, die irländische Kirche zu berauben und ihre Einkünfte der katholischen Geistlichkeit zuzuwenden. Vorausgesetzt, dieß sey möglich, und die Priester könnten durch diesen Raub gewonnen werden, sind denn die Minister so kurzsichtig, nicht zu sehen, daß die Kirche Englands wenn ein reformirtes Parlament diese Plane sanktionirt, nicht zwölf Monate nach dem Sturz der irländischen Kirche bestehen würde. Ist eine Schwierigkeit besiegt, so zeigt sich eine noch weit größere. Was sie den irländischen Katholiken überlieferten, das können sie den englischen Dissenters nicht abschlagen. So muß Alles nach und nach aufgeopfert werden, bis wir endlich gezwungen sind, die Lebenskraft des öffentlichen Credits anzugreifen, und den Staatsgläubiger seinem Schicksale überlassen zu müssen. So blind können aber diese Menschen nicht seyn, wir hegen im Gegentheil starken Argwohn, daß sie diese Folgen schneller als irgend Jemand voraussehen. Das aber macht unsre Lage nicht besser, sondern hoffnungsloser: ihre guten Absichten sind nur ein Vorwand: Revolution im vollsten Sinne des Worts ist ihr geheimer Zweck.

Um über die Zukunft uns aufzuklären, dürfen wir nur den Zustand Irelands in Betracht ziehen; vier Grafschaften stehen unter dem Martialgesetz; trotz der Milde der Regierung oder vielmehr trotz der demüthigen Unterwerfung der Minister des Königs unter den Unruhestifter O'Connell, sind mehrere große Distrikte in einem Zustande von offener Rebellion, während in den andern die Polizei verstärkt und die Militärmacht zu einem Dienste aufgefordert wird, der so anstrengend ist, als in Feindes Land. Was hat die „heilende" Maßregel der Emanzipation genützt? Die katholischen Landbesitzer und Geistlichen haben keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, fast jeden Protestanten, selbst die, welche zu ihren Gunsten stimmten, aus dem Parlament zu entfernen. Der Patriotismus der Einen ist wohl des Danks der Andern werth. Der Lohn ist gerecht, was lernen wir aber daraus? Nichts, als daß jedes Zugeständniß die Unzufriedenheit in Ireland vermehrte, und ihr neue Wuth verlieh, die Bande, oder wie die Demagogen sagen die Ketten, die es an England binden, zu zerbrechen. Man betrachte den triumphirenden Lauf O'Connells seit 1829. Drei Grafschaften haben ihn nach und nach gewählt, er darf nur die Grafschaft bezeichnen, von der er gewählt seyn will und es geschieht. Und sein Sohn wurde in Clare gewählt, obgleich er nicht einen Morgen Landes, weder in dieser noch in irgend einer andern Grafschaft besitzt.

Hieraus können wir schließen, daß O'Connell und die Priester ihre geheimen Plane vollführen, daß sie die protestantische Kirche in England ausrotten, oder die Zurücknahme der Union durchsetzen werden, daß endlich (höre es Wilhelm IV!) Irland ganz von der Krone getrennt werden wird. Die Vermehrung der irländischen Mitglieder im Parlament, und die Verminderung der englischen kann nur hierauf abzwecken. Die Minister müssen dieß fühlen, sie müssen die natürlichen Folgen ihrer eigenen Maßregeln voraussehen. Die Verletzung der Rechte der Korporationen wird in allen Städten

der katholischen Geistlichkeit einen unbegränzten Einfluß einräumen. Dieß allein schon würde ihre Gewalt vermehren, aber die Vermehrung der irländischen und die Verminderung der englischen Mitglieder geht allzu offen auf ihr Ziel los, um es verbergen oder läugnen zu können. Hier sehen wir also die anfänglichen Wirkungen der revolutionären Bill klar vor uns. Der heranrückende Kampf, das künftige Unglück, die unvermeidlichen Verwicklungen, der Krieg der Interessen, und der Streit um die Unabhängigkeit und die Rechte der Monarchie sind alle deutlich angezeigt, nicht nur durch die eingestandenen Absichten der Minister, sondern noch mehr durch die offen erklärten Grundsätze jener politischen Empiriker, welche die Majorität in dem neuen revolutionären Parlamente bilden werden. Wir wollen nun summarisch die Perioden dieser großen Bewegung angeben. 1) Die Vernichtung der protestantischen Kirche in Irland. 2) Der Verlust Irelands. 3) Die Emancipation der Neger. 4) Der Verlust der Kolonien. 5) Die Reduktion der Interessen der Nationalschuld. 6) Abschaffung der Zehnten in England, und Konfiskation der kirchlichen Einkünfte. 7) Ein Aufruf an die Nation um Unterstützung in der Form von freiwilligen Beiträgen. 8) Unfähigkeit der Schatzkammer, ihre Zahlungen zu leisten. 9) Nationalbankerott. 10) Der Schwamm! — Auslöschung der Nationalschuld und Suspension der Zahlungen bei den Sparbanken. 11) Eine provisorische Regierung und Auflösung der Armee. 12) Ein — eine ehrfurchtsvolle Scheu hindert uns weiter zu schreiben.

Ein trauriger Trost liegt im Gang dieser Ereignisse, der nämlich, daß die, welche am meisten dazu beitragen, sie herbeizuführen, die ersten Opfer seyn werden. Die Gerechtigkeit läßt ihre Opfer nie aus den Augen.

* * *

Nachschrift der Redaktion.

Die Art, wie der antireformistische Verfasser die Sache ansieht, und behandelt, ist sehr merkwürdig; offenbar hat das Privilegienwesen in England, um dessen Sturz es sich eigentlich handelt, unter ganz rechtlicher Form so tief in Alles eingegriffen, daß man nicht wissen kann, ob nicht das ganze Gebäude zusammenstürzt, wenn man so viele Steine ausbricht, wie man es zu thun Willens scheint. Es ist gar keine Frage, daß das System der Tories den jetzigen Zustand der Dinge hauptsächlich herbeigeführt hat, was jetzt daraus erfolgt, muß man erwarten, das liegt im Schoße der Zukunft verborgen. Was in dem Aufsatze noch zu bemerken ist, das ist der Reformplan der Tories, mit dem sie sonst noch nirgends herausgerückt sind. Einige Dutzend veralteter Flecken wollen sie also aufgeben, gegen gehörige Entschädigung. Der Plan hätte sich vor 6 Jahren hören lassen, jetzt aber ist das Verdienst desselben nicht groß, denn wenn man bedenkt, daß die Tories bei der Angelegenheit des Fleckens East-Retford mit der blindesten Hartnäckigkeit die Uebertragung des Wahlrechts auf Manchester zurückwiesen, so springt es, was übrigens auch sonst kein Geheimniß ist, in die Augen, daß nur die Noth die Tories zu einem solchen Anerbieten, das vielleicht im Oberhause versucht wird, gebracht hat. Eines müssen wir noch hervorheben, nämlich die Behauptung des Verfassers, daß der Ausgang der letzten Wahlen den geringen Einfluß der Aristokratie beweise. Die Aristokratie war doch stark genug $^{1}/_{3}$ der Wahlen durchzusetzen, und nur durch eine besondere Anstrengung, in einem Augenblick mächtiger Nationalaufregung, wo kleinliche Interessen verschwinden, und der Mensch im Hinblick auf das Ganze sich höher hebt, gelang es der Volkspartei, der Aristokratie ein Fünftheil der Wahlen zu entreißen. Diese letzten Wahlen unter ganz besondern Umständen vorgenommen, können nicht zum Maßstab für die gewöhnliche Zeit dienen. Aus allem diesem kann man aber ersehen, wie der jetzige Kampf das Volk in seinen untersten Tiefen aufregt, und mit Recht, denn es handelt sich im wörtlichsten Sinne um das Leben von Millionen, die bei der Fortsetzung des jetzigen Systems Hungers sterben können, wenn irgend ein bedeutender Unfall England und Ireland trifft. Einen Punkt hat der Verfasser gewiß nicht vergessen, wohl aber mit Absicht vermieden, er erwähnt der Kornbill mit keiner Sylbe, und wahrhaftig, noch ehe der fünfte Punkt in der Stufenreihe der Uebel, welche England bedrohen, erreicht ist, wird die Kornbill verändert seyn, und muß im Zustande des Volks eine Erleichterung herbei führen, wie nicht leicht irgend eine andere Maßregel.

Englische Gerichtsverhandlungen.

Cobbett vor dem Geschwornengerichte.

Cobbetts liberale Ansichten sind von der Art, daß sie in England, dessen Gesetze und Einrichtungen noch ganz von aristokratischem Geiste durchdrungen sind, nur eine zerstörende Wirkung haben können. Dieser Umstand, verbunden mit einer derben Unverschämtheit, macht, daß auch die liberalen Blätter Englands, wie die Times, das Morning-Chronicle u. dgl. oft ziemlich stark sich gegen ihn aussprechen, und selten oder nie geradezu seine Partei nehmen. Der Mann hat indeß eine ganz eigene Gewandtheit, sich in seinen Schriften dem großen Haufen verständlich zu machen, und was die Franzosen le gros bon sens nennen, ist eine seiner Haupteigenschaften. Während der Unruhen im vergangenen Winter hat er in seinem „Register" einen Aufsatz geliefert, betitelt „rural war," „der Bauernkrieg," und wurde dieserwegen von dem Kronanwalte als des Anreizes zum Aufstande schuldig angeklagt. Ein Preßprozeß ist eine in neuerer Zeit in England ziemlich seltene Sache, und die Gründe, warum man einen solchen beginnt, werden vielfach hin und her besprochen. Einige Blätter behaupteten, die Anklage Cobbetts sey nur ein Anfang gewesen, um wenn dieser gelänge, gegen die Presse überhaupt strengere Maßregeln zu ergreifen. Warum ein sehr demokratisch gesinntes Blatt dem Whig-Ministerium diesen Vorwurf machte, das läßt sich leicht errathen, gehört aber hier nicht zur Sache. Der wahre Grund der Anklage war wohl, daß das noch ganz neue Whig-Ministerium bei den unglücklichen Brandstiftungen sich nicht dem Vorwurfe aussetzen wollte, es vernachlässige irgend etwas, was zur öffentlichen Sicherheit beitragen könne. An dem Tage, der zur Aburtheilung des Prozesses bestimmt war, war lange, ehe die Verhandlung begann, eine beträchtliche Menge an den Thüren versammelt, und stürzte, als diese geöffnet wurden, mit furchtbarer Heftigkeit hinein. Als Cobbett eintrat, erfolgte eine Scene, die an einem englischen Gerichtshofe vielleicht ohne Beispiel ist. Fast alle auf den Galerien versammelten Personen begrüßten ihn mit einem Händeklatschen, das wenigstens eine Minute dauerte, und mit einem betäubenden Beifallsschreien beschlossen wurde. Herr Cobbett wandte sich gegen die Beifallsklatscher und sagte mit Emphase: „wir werden sie schlagen."

Der Kronanwalt trug nun die Sache vor, führte Stellen aus dem oben angeführten Aufsatze an, und suchte daraus zu beweisen, daß Cobbett das Landvolk zur Brandstiftung, zum Zerschlagen der Dreschmaschinen u. dgl. aufgefordert habe. Ein Schriftsteller, wie Cobbett, ist aber selten so unklug, seine Sache so abzufassen, daß man ihm geraden Wegs zu Leibe kann. Cobbett konnte deßhalb sich leicht vertheidigen, und Alles kam für ihn darauf an, wie die Jury die Sache ansah, ob diese in ihrem Gewissen überzeugt war, er habe zu Gewaltthätigkeiten angereizt. Seine Hauptvertheidigung bestand in Folgendem: Ein Mann, Namens Goodman, hatte aus Privatrache fünf Pachthäuser in Brand gesteckt und sollte hingerichtet werden, denn für ihn gab es keinen Entschuldigungsgrund; dieser sey von mehreren Magistratspersonen durch Versprechungen dahin gebracht worden,

schriftlich zu erklären, daß er von Cobbett zu seinen Uebelthaten aufgereizt worden sey; auf dieß hin sey er begnadigt worden, während andere weit minder Schuldige hingerichtet worden seyen. Das Zeugniß jenes Verbrechers gegen ihn, Cobbett, könne durch mehrere hundert Gegenzeugen entkräftet werden, und der beste Beweis, daß es seine Sache gar nicht sey, das Landvolk zu Ausschweifungen anzutreiben, liege darin, daß der jetzige Lordkanzler, Herr Brougham selbst, ihn während der Winterunruhen aufgefordert habe, einige seiner Schriften, die er im Jahre 1816 gegen die damaligen Aufstände geschrieben habe, wieder abdrucken zu lassen. Der Lordkanzler fand sich im Gerichtssaale ein, bestätigte Cobbetts Angabe, und setzte hinzu, der Hauptgrund, weßhalb dieser Schritt gethan worden sey, liege in der Zuneigung, womit Cobbetts Name unter der arbeitenden Klasse der Landleute genannt werde. Lord Melbourne trat hierauf ein, und Cobbett verlangte von ihm zu wissen, weßhalb Se. Majestät den oben genannten Goodman begnadigt habe. Der Gerichtshof widersetzte sich aber dieser als ungeeignet bezeichneten Frage, und so blieb dieser Punkt unerörtert. Sodann trat Lord Radnor als Zeuge auf, der angab, er kenne den Angeklagten seit mehr als dreißig Jahren, und habe stets seine Schriften gelesen. Alles aber, was er von ihm gesehen und gelesen habe, zeige keineswegs einen Mann an, der gemeint sey, die arbeitende Klasse zu Gewaltthätigkeiten aufzureizen. Dieses Zeugniß ward mit so lautem Beifalle empfangen, daß der Lord Oberrichter erklären mußte, er werde den Gerichtssaal räumen lassen, wenn es wiederholt würde. Cobbett erklärte sodann, er könne beweisen, daß er weit entfernt, die Arbeiter aufzureizen, vielmehr nach den Grafschaften Kent und Sussex gereist sey, um den Brandstiftungen Einhalt zu thun. Sieben Landedelleute bezeugten ihm dieß, und damit endigte sich die Vertheidigung. Der Kronadvokat replizirte, und der Lord Oberrichter stellte auf eine höchst unpartheiische Weise das Ganze zusammen. Nun zog sich die Jury zehn Minuten nach sechs Uhr zurück.

Zwei Stunden dauerte die Berathschlagung, dann sandten sie eine Botschaft an den Lord Oberrichter; sie könnten über ihren Ausspruch nicht einig werden. Seine Herrlichkeit antwortete, sie müßten einig werden, worauf sie für die Nacht eingeschlossen wurden; am folgenden Tage kam er Morgens um acht Uhr in den Gerichtssaal, eine Viertelstunde nachher trat die Jury ein, und der Huissier fragte: Meine Herren, sind Sie einig in Ihrem Ausspruche? Da trat der Obmann der Jury vor und sagte, sie könnten auf keine Weise zum Schlusse kommen. Zwei hätten eine abweichende Meinung, und es sey augenscheinlich, daß sie nimmer mehr nachgeben würden; die Jury sey jetzt eilf Stunden eingesperrt, und mehrere so angegriffen, daß ernstliche Folgen für ihre Gesundheit zu befürchten seyen, wenn sie abermals eingesperrt würden. Der Lord Oberrichter sagte hierauf: Meine Herren, Sie sind entlassen. Die Jury verließ den Saal und der Prozeß hatte ein Ende.

Ueber die Schlacht von Ostrolenka.

(Aus einem Schreiben des Obristen Langermann an einen Freund in Paris.)

Praga am 7 Junius.

So sind wir nun von einer Unternehmung zurückgekehrt, welche die deutschen Blätter nicht ermangeln werden, in dem ungünstigsten Lichte darzustellen. Die glorreiche polnische Armee hat von vier Uhr Morgens bis Abends neun Uhr den ungleichsten Kampf mit 15,000 bis 18,000 Mann gegen 50,000 Russen, und mit 40 Kanonen gegen 120 Feuerschlünde bestanden. Was ich hier sage, ist nicht eine poetische Uebertreibung, sondern die nackte Wahrheit. Die Schlacht von Ostrolenka wird als unendlich ehrenvoll in Polens Annalen glänzen: der Feind konnte nicht unsere felsenfesten Schaaren wanken machen, während er uns seiner Anzahl nach hätte zerquetschen sollen; allein man schlägt sich bei uns auch mit einem Heldenmuthe und einer Lebensverachtung, wovon vielleicht das vielgerühmte Alterthum kein Beispiel aufzuweisen hat. So verlieren wir zwar täglich Helden, aber andere füllen ihre Lücken aus, entschlossen wie wir zu sterben. Polen wird nicht untergehen, denn unser Beispiel wird fruchtbare Keime zurücklassen, und unserm Blute werden neue Decius, neue Rächer entsprießen.

Die Beispiele, die vor unsern Augen vorgehen, sind so erhabener Art, daß ich mich fast schäme, von mir selbst zu reden, und nur um den Anforderungen der Freundschaft zu genügen, will ich erwähnen, daß ich zu Tyczyn, an der äußersten Grenze von Litthauen, den Uebergang über die Narew erzwang, indem ich die von den russischen Garden vertheidigte Brücke mit dem Bajonnet wegnahm. Bei diesem Angriffe wurde mein Pferd getödtet und meine Uniform von drei Kugeln zerrissen. In der Schlacht von Ostrolenka, wo ich mit meinen Tapfern das Glück hatte, den linken russischen Flügel von ein Uhr Nachmittag bis in die Nacht aufzuhalten, wurden mir zwei Pferde getödtet, mein Säbel in der Hand mir in Stücken zerschlagen, ein Obrist meiner Brigade verwundet und ein anderer getödtet. Die Stelle, wo ich mich befand, war die gefährlichste; mit welchen Schmeicheleien überhäufte man mich aber auch! Ich bin darüber fast beschämt, denn was ist das Leben, auf das ich ohnehin freiwillig verzichtet habe, gegen eine so erhabene Sache, die wir vertheidigen! Ich habe eine schöne und tapfere Brigade Infanterie, die zwar in dem Augenblicke auf 3000 Mann zusammengeschmolzen ist, in Kurzem aber wieder vollzählig seyn wird. Meine Soldaten vergelten mir Liebe mit Liebe, und ich rücke nie mit ihnen gegen den Feind an, daß sie mir nicht zwei oder drei Vivat bringen; dann mit erhöhtem Muthe stürzen wir unter dem Schutze Gottes und unserer guten Sache auf den Feind, ohne seine Zahl zu berechnen. Die Anstrengungen, die hier gemacht werden, würden anderswo fabelhaft klingen, während sie hier alltäglich und gewöhnlich sind. Wir haben Fürsten, Palatine, Millionäre, die sich nicht allein wie die gemeinen Soldaten schlagen, sondern auch ihre Pferde striegeln, den Tornister tragen, kurz die geringfügigsten Dienste wie gemeine Soldaten verrichten. Ich für meine Person habe nichts diesem Aehnliches gesehen. Was kann da das Leben noch für einen Werth haben? Wenn man Tausende von Leben hätte, gerne gäbe man sie dahin.

Der Marschall Diebitsch wagte nach der Schlacht von Ostrolenka nicht, uns zu verfolgen. Nachdem unser Heer das Schlachtfeld den ganzen Tag über behauptet hatte, verließ es dasselbe gegen halb zwölf Uhr in der Nacht, und ich, der die Nachhut befehligte, zog erst um ein Uhr von demselben ab, und stieß zwei Meilen davon wieder zur Armee, ohne einen Feind gesehen zu haben. Dasselbe war am folgenden Tage der Fall, so daß mein tapferer General Rybinski und ich glaubten, der Feind habe seine Streitkräfte weiter vorwärts geschoben, um uns die Straße zu sperren. Allein er hatte an ganz andere Dinge zu denken; er hatte große Verluste zu ergänzen, und unser Gielgud, der sich mit seiner Division nach Litthauen geworfen hatte, flößte ihm nicht geringe Besorgnisse ein. Erst am dritten Tage nach unserm Rückzuge kamen uns einige Husaren zu Gesichte, die von den Jägern meiner Fußbrigade in die Flucht gejagt wurden. Was die Kosaken betrifft, so wird man ihrer kaum mehr ansichtig. Unsere Krakusen, Masuren und selbst unsere Bauern haben sie Lebensart gelehrt, und das weiland so gefürchtete Hurrah der Kosaken und Baschkiren erschreckt nicht einmal mehr unsere Verwundeten oder Nachzügler.

Wenn das Ohr der Kabinete nicht taub wäre gegen jede Menschlichkeit und gleichgültig gegen das Geschrei eines Volkes von Helden, das entschlossen ist sich zu opfern, so würde der so gefürchtete russische Koloß bald auf die Rolle zurückverwiesen seyn, die ihm gebührt; er würde die Erde nicht mehr mit den Gräuelthaten eines Vertilgungskrieges beflecken, den er gebietet. Aber Preußen liefert unsern Feinden Lebensmittel, Munition und sogar Artillerie. Preußen dient Diebitsch als Operationsbasis; Kosaken bewachen auf preußischem Boden russische Magazine. Die Stadt Thorn ist die große Niederlage derselben, und preußische Bedeckung geleitet die Transporte bis über die polnische Gränze. Das Benehmen Oesterreichs gegen den tapfern Dwernizki ist bekannt. Inzwischen haben wir keinen Ueberfluß weder an Geld, noch an Munition, noch an Lebensmitteln und Futter, und wenn die Vorsehung ein so gottloses Verfahren ungestraft lassen wird, so würde uns nichts übrig bleiben, als ein anderes denkwürdiges Beispiel der neuern Geschichte zu wiederholen.

Doch nein, die Stimme der Völker wird Gehör finden, die Gerechtigkeit wird ihren Lauf haben, wenn nicht für uns, wie der brave und heldenmüthige Prondzynski (Generalquartiermeister der Armee) zu mir sagte, doch wenigstens für unsere Kinder; wir werden ihnen unser Beispiel vererben, und wenn ihr Nacken sich krümmt unter dem Joche des Despotismus, werden sie sagen; das Blut, das in unsern Adern rollt, gehört dem Vaterlande; wenn unsere schwachen Hände eine Lanze, eine Sense werden tragen können, wollen wir damit einen Versuch an den Unterdrückern unsers theuern Polens machen!

Ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Abmarsche; unsere Ar-

mee ist zwar durch so grosse Verluste geschwächt, allein noch immer dieselbe an Muth und Patriotismus. So lange ein Soldat, ein Offizier übrig ist, darf Polen auf Vertheidiger zählen. Entschlossen wie ich bin, mit meinem Leben nicht zu markten, und zu beweisen, was wir im Nothfalle in Frankreich Alle zu thun bereit sind, kann es leicht seyn, daß Ihr, meine theuern Freunde, von meinem Ende hört, aber von einem glorreichen Ende, wie ich es immer gewünscht habe.

Die Sandwichinseln.

Die Eilande Hilo Hawai, Honolulu und Oahu wurden im Oktober des Jahres 1829 von dem amerikanischen Kriegsschiffe „Vincennes" unter Kapitän Finch besucht. Dieser stattete mit seinen Offizieren dem König Tamhameha III in seinem sogenannten Palaste in Kaulkeaouli (dieß ist auch der Name des Königs) einen Besuch ab und wurde von ihm und den Häuptlingen freundlich aufgenommen. Bei dieser Zusammenkunft las der Kapitän ein Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten vor, das nachher mit einer Uebersetzung begleitet dem Könige zu eigenen Händen überreicht wurde. Es scheint, daß die Vereinigten Staaten hiebei die zwischen dem Könige von Hawai und den englischen Ansiedlern entstandenen Streitigkeiten auszugleichen unternommen hatten. In dem erwähnten Schreiben zeigte der Präsident dem Könige an, daß Kapitän Finch für ihn und seine Häuptlinge Geschenke überbringe mit dem Auftrage, dem Könige im Namen des Präsidenten zu erklären, wie lebhaften Antheil er nehme an der Wohlfahrt des Königreiches und dem guten Einverständnisse zwischen ihm und den Einwohnern der Vereinigten Staaten. „Mit grosser Bewunderung und Theilnahme hat der Präsident gehört, heißt es in jenem Schreiben, welche schnelle Fortschritte Dein Volk in der Erlernung des Lesens und der wahren Religion, der Religion der christlichen Bibel gemacht hat. Dieß sind die besten und einzigen Mittel, durch die das Glück und die Wohlfahrt der Nationen gefördert und erhalten werden kann, und der Präsident, wie Alle, die Dir und Deinem Volke wohlwollen, hoffen, daß ihr fortfahren werdet auf dem betretenen Wege und jene beschützen und ermuthigen, die um der Lehre willen zu euch kommen. Auch wünscht der Präsident sehnlichst, daß Friede und Freundschaft und Gerechtigkeit zwischen Deinem Volke und jenen Bürgern der Vereinigten Staaten walten möge, die eure Inseln besuchen. Unsere Bürger, die eure Gesetze übertreten oder eure Vorschriften verletzen, übertreten und verletzen zu gleicher Zeit die Gesetze und Vorschriften ihrer eigenen Regierung und verdienen Tadel und Strafe. Mit Schmerz haben wir gehört, daß dieß zuweilen der Fall seyn soll, und wir haben allen Ernstes nachgeforscht, um die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen." Die Geschenke wurden hierauf überreicht; sie bestanden in ein Paar Erdkugeln und einer Charte der Vereinigten Staaten für den König, in einem silbernen Kruge und zwei silbernen Bechern für zwei Frauen seiner Familie und zwei Weltcharten für die Gouverneure Boki und Kuakini.

Folgende Gesetze wurden für die Einwohner der Sandwichinseln und die Fremden kurz vor des Kapitäns Ankunft von dem Könige erlassen. Der Schluß desselben bezieht sich, wie man sehen wird, auf einige ungerechte Handlungen der Ausländer gegen die Eingebornen.

Oahu am 7 Oktober 1829.

„Dieß ist mein Beschluß für euch: Wir genehmigen das Gesuch der englischen Residenten, wir gewähren ihnen den Schutz der Gesetze, den sie verlangten.

„Dieß ist mein Gebot, das ich euch allen Völkern der fremden Länder bekannt mache. Die Gesetze meines Landes verbieten Mord, Diebstahl, Ehebruch, Unzucht, Verkauf gebrannter Wasser in Wirthshäusern, Vergnügungen am Sonntage, Spiele und Wetten am Sonntage und an allen andern Tagen.

„Wer eines dieser Gesetze übertritt, soll in Strafe verfallen, eben so der Fremde wie das Volk dieser Inseln; wer diese Gesetze verletzt, soll gestraft werden.

„Auch dieses machen wir bekannt: Das Gesetz des grossen Gottes im Himmel — das ist das grosse Ding, durch das wir den Frieden fördern werden; alle Menschen, die hier wohnen, sollen ihm gehorchen.

„Christliche Heirath ist gut für Männer und Weiber. Nur wenn das Weib ihren Mann als ihren einzigen Gemahl erkennt, und der Mann sein Weib als seine einzige Frau, sind sie gesetzmäßig Mann und Weib; aber wenn sie nicht verheirathet sind und sich nicht als Mann und Weib betrachten, sollen sie ganz getrennt bleiben.

II. Dieß auch ist unser Beschluß, den wir euch bekannt machen. Wir haben eure Ungerechtigkeit zuvor angesehen. Ihr warntet uns nicht, daß eure Gartenthüren und eingeschlossenen Pflanzungen Tabu waren, ehe unsre Thiere in eure Verzäunungen gingen und doch tödtetet ihr sogleich unsre Thiere. Wir aber warnten euch vor dem Tabu unserer Pflanzungen, bevor eure Thiere hineingingen, und das wurde noch einmal euch allen gesagt, die ihr Vieh besitzet; aber vor kurzen Tagen haben wir gesehen, daß euer Vieh hineinkam und Alles aß, was wir gepflanzt hatten; deßhalb wurden einige eurer Thiere getödtet.

„Dieß ist der Weg, Gerechtigkeit zu erlangen; wenn ihr den Mann schuldig hieltet, so durftet ihr ihn nicht sogleich strafen, sondern mußtet warten, bis wir erst darüber berathen hatten. Dann wenn wir ihn schuldig befunden, würden wir euch Ersatz gegeben haben; doch nein, ihr thatet schnell und plötzlich dem Manne Leides; das ist eines eurer zwei Verbrechen. Wir bestimmen aber, daß Verwundung eines Thieres auf keine Weise gleich ist der Verwundung eines Mannes, da der Mann der Herr über alle Thiere ist.

„Dieß ist unser Wort zu euch allen, Abkömmlinge von dem Lande, von wannen der Wind entsteht. Habet Mitleid mit einem Volke von kleinen Kindern, die noch schwach und jung sind, die noch in der Dunkelheit des Geistes sind, helft uns recht zu thun und verfolgt mit uns Das, was das beste Heil für unser Land ist.

III. Was den neulichen Tod der Kuh betrift, so starb sie, weil sie einbrach in ein Tabu, das zum Schutz der Pflanzung war. Das Feld war auch geschützt von einem Gehäge, das der Eigenthümer der Pflanzung baute. Da er sein Feld durch ein Gehäge geschützt hatte, so war Das, was noch zu thun übrig blieb, die Pflicht der Eigenthümer des Viehes; der die Hut der Pflanzung hatte, sagte ihnen, sie sollten vor Abends noch ihre Thiere nach Hause bringen. Dieser sagte ihnen so, aber sie hörten nicht auf ihn, und so kam die Kuh des Nachts hinein und nicht bei Tage. Deßhalb hoffte der Eigenthümer der Pflanzung Ersatz; denn vieles Vieh war schon aufgefangen, aber kein Ersatz gegeben worden für die Ernte, die es gegessen. Die Eigenthümer stritten und gaben keinen Ersatz; deßhalb beschloß der, dem die Aernte gehörte, daß die Kuh, die seine Ernte gegessen, sterben sollte; denn es war gesagt worden, wenn ein Stück Vieh in ein Gehäge einbricht und die Ernte ißt, so soll es verfallen seyn und dem Eigenthümer der Ernte gehören. Viele Thiere waren ergriffen und wieder frei gegeben worden, wenn man darum ersuchte, das ist lange Zeit geschehen. Warum seyd ihr also schnell zornig? Innerhalb des Gehäges war der Ort, wo die Kuh verwundet wurde, und dann ging sie erst wieder hinaus. Was soll also euer Wort heißen, daß die Kuh auf der Gemeinweide muthwillig geschossen worden? Die Kuh wäre nicht getödtet worden, wenn sie auf der Gemeinweide gegraset hätte; die Hüter des Feldes sahen wohl, daß sie angebaute Ernte verzehrte."

„Kaulkeaouli."

Die Namen der dem Könige unterthänigen Häuptlinge, die seinen hohen Rath bilden, sind: die Gouverneure Boki und Adams Kuakini, Kaahumanu, Mannia, Kehuanaoa, Hinau, Aikanaka, Paki, Kinau, John Ii, James Kahuhu.

Rammohun Roy bei dem Gastmahle der Ostindischen Kompagnie.

Die ostindische Kompagnie gab im Laufe dieses Monats in der London Tavern dem Braminen Rammohun Roy ein glänzendes Gastmahl. Nach den gewöhnlichen Toasten brachte der Stuhlherr die Gesundheit Rammohun Roy's aus, der hinwieder seine Danksagung abstattete, und mit gerührter Erkenntlichkeit von der Aufnahme, die er in England gefunden, sprach, so wie von den Wohlthaten, die Indien unter der britischen Herrschaft zu Theil geworden. Die zahlreichen Gäste bewunderten während des Mahles besonders die strenge Mäßigkeit des Braminen; obgleich sich die Tafeln unter allen möglichen Leckerbissen bogen, so genoß Rammohun Roy doch nichts als Reiß und kaltes Wasser. — Wie man hört, wird der gelehrte Bramine auch eine Reise nach Paris machen, von da nach Italien gehen, dort den Winter über zubringen und dann die Vereinigten Staaten bereisen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 214. 2 August 1831.

Scenen aus Ssibirien.

(Fortsezung.)

Fast die ganze rechte Seite der Lena bis zu den Grenzen Dauriens und des Ochotskischen Meeres bildet die Nomadensize der Tungusen und Lamuten, dieser friedlichen Jäger Ost-Ssibiriens, deren Spur der Kaufmann in der unermeßlichen Einöde verfolgt, um von ihnen aus erster Hand die erlangte Beute einzuhandeln. Nach unbestimmten Andeutungen und Vermuthungen durchirrt er die einsamen Steppen oft Wochenlang auf gutes Glük, bis es ihm endlich gelingt, die halbwilden Nomaden in Wäldern auf gefrornen Sümpfen aufzufinden, dort wo noch nie ein Rad sich gedreht, nie der Huf eines Pferdes den Boden berührt hat. Hat ihn der günstige Zufall zu zwei oder drei dürftigen Jurten geführt, so darf er sich von den Tungusen der freundlichsten Aufnahme gewärtigen, wie ein Bruder, wie ein Stammgenosse wird er aufgenommen. Der Tunguse ist arm, aber ehrlich und gastfrei. Da er nur von der Jagd lebt, so hängt sein Unterhalt gänzlich von seinem Jagdglüke ab, und oft muß er mehrere Tage fasten, oder nur kümmerlich sich behelfen, wenn er kein Wild erlegt. Doch stets wird man ihn bereitwillig finden seinen lezten Bissen mit dem Fremden zu theilen. Die weichste Filzdeke liegt für den Gast bereit, der fetteste Rennthierrahm, die auserlesensten Beeren der Olepicha (einer ssibirischen Beere, welche dicht am Stengel wächst) werden ihm aufgetischt. Gegenseitige Geschenke und Bewirthung gehn dem Tauschhandel immer voraus. Wenn der Kaufmann sein Geschäft abgeschlossen, und über die Wohnungen der Nachbarnomaden Erkundigungen eingezogen, verläßt er die gastliche Urusa (die Sommerwohnung des Tungusen aus Birkenrinde, mit Pferdhaaren zusammengenäht) und eilt auf zahmen Rennthieren weiter in dem Steppenozean. Ernstes Schweigen lagert sich um ihn her, in der unermeßlichen Oede. Die Wälder scheinen in ewigem Schlummer zu liegen, kein Wind bewegt das Laub, die Birke fault an der Wurzel ab, und lehnt an dem noch gesunden Nachbarstamm. Das schwarze Einhörnchen sizt auf dem Baum und betrachtet neugierig den vorübergehenden Fremdling und nagt dann weiter an der Rinde des Baumes, der aufgeschrekte Zobel fährt schon in der Ferne auf, und scheint von Baum zu Baum zu fliegen, oder der einsame Reiher steigt mit lang hinter sich gestrekten Beinen einen Klageruf ausstoßend aus dem Sumpfe auf. Kleine Insekten schweben in Säulen über den blutfarbigen Moosgründen. Aber nirgend entdekt das Auge die Spur eines Wanderers oder menschlicher Arbeit, keine menschliche Stimme unterbricht die schauerliche Stille. Nur selten erblikt der Reisende auf Hügeln ein mit Moos überkleidetes Gözenbild, das wie ein Denkmal ausgestorbener Generationen halbverwittert dasteht. Zuweilen wird er überrascht von der Klauenspur eines Raubthieres, er steigt ab, untersucht und erbebt — es ist die Spur eines Panthers. Eines Panthers? wird der Leser erstaunt fragen. Ja eines Panthers und zwar der größesten Art. Ob sich dieses mörderische Thier im Sommer aus Mittelasien hieher verirrt, ob während der heißen Jahreszeit die Beute sie in diese Gegenden lokt, oder ob es die Klapperjagd des chinesischen Kaisers dorthin verscheucht, läßt sich nicht sagen; aber soviel ist gewiß, daß selten ein Jahr vergeht, wo nicht in der Provinz Jakutsk eines oder mehrere dieser durch Raubsucht, Furchtlosigkeit, Schnelle und Stärke furchtbaren Thiere erlegt werden. Selten wird ein Pantherfell ohne Blut des Jägers erkauft. Folgender trauriger Vorfall ereignete sich im Jahr 1827.

Zwei Familien, eine jakutische und eine tungusische nomadisirten in der Nähe von Jakutsk. Beide Familienväter waren alte Freunde und Jagdgenossen. An einem Morgen stürzte die Frau des Jakuten erschroken in die Jurte und konnte kaum berichten, daß sie ein unbekanntes Thier erschrekt habe. Die Jäger ergreifen ihre Büchsen und eilen auf das Feld — aber auch sie verzagen, denn kaum zwei Flintenschüsse weit von der Jurte erbliken sie einen Panther. Ein Tag und eine Nacht vergingen, aber das Raubthier lag noch immer auf der Lauer. Gierig lechzte es nach Beute, und mit dem Hunger stieg seine Verwegenheit. Geschrei, abgeschleuderte Feuerbrände, Geklapper mit dem Kessel — Nichts vermochte ihn zu verscheuchen. Er stand auf, sprang, brüllte und legte sich wieder außer Schußweite nieder. Noch einmal 24 Stunden gingen vorüber und die Jäger geriethen in Verzweiflung, die Thränen und Klagen ihrer durstenden, hungernden und erschrokenen Familien wekten endlich ihren Muth. Es war nur zwischen Hungertod oder den Klauen des wilden Thieres zu wählen. Der Jakute beschloß den Kampf zu beginnen. Eine breitläufige Flinte, die er glüklicherweise besaß, wurde mit doppelter Ladung versehen, und so ging er dem belagernden Feinde entgegen. Mit funkelnden Augen betrachtete der Panther den heranschleichenden Jäger, blutgierig begann er mit dem Schweife zu schlagen und sperrte den rothen Rachen auf.

Als aber der Jakute sich auf ein Knie niederließ, um sicherer zu feuern, sträubte sich das Haar des Panthers, er wand sich schlangenförmig und schoß wie ein Blitz, so daß er dem tödtlichen Blei entging, heran, in demselben Augenblicke war auch schon die Hand des unglücklichen Jägers von den Zähnen des wüthenden Thieres zermalmt. Aber auch der Tunguse stürzte mit einer Palma (einem an einen langen Stiel befestigten Messer, einer Art Lanze) auf das Ungethüm und brachte demselben drei Wunden bei. Nun wendete sich das ergrimmte Thier gegen den neuen Feind, zerbrach den Schaft der Waffe, und zerfleischte seinen Gegner mit den Klauen. Da ermannte sich der Jakute, ergriff mit der einen noch unverletzten Hand ein Weidmesser und stieß es dem Panther in die Weiche. Dieser von Blut triefend ließ ab von seiner Beute, schlich davon und stürzte zu Boden. Aber die verwundeten Jäger vermochten ihm nicht zu folgen. Am Abende verendete das Raubthier, aber auch der Jakute starb nach zwei Tagen, und der Tunguse genaß nur langsam von seinen Wunden. Ich sah das Fell des erlegten Thieres, das der Befehlshaber der Provinz gekauft hatte. *)

Oft verspätet der Kaufmann seine Ankunft am Sammelplatz der Nomaden; jede Nachricht fehlt ihm, und er irrt dann umher, ohne zu wissen, wo und wohin. Wochen und Monate vergehen, der Mundvorrath neigt sich zu Ende, die Rennthiere sind entkräftet und noch immer zeigt sich keine Spur von Menschen oder menschlichen Wohnungen. Ein unbeladenes Rennnthier wird verzehrt, man sägt den übrigen das Geweih ab, und bereitet daraus eine Nahrung; oft müssen in der äußersten Noth Riemen und Quersäcke gekocht werden. „Morgen vielleicht ist das Elend ein Ende!" flüstert die Hoffnung. Aber es tagt und dunkelt wieder, und der Hungertod naht mit allen seinen Schrecken. Ich habe Menschen gesehen, die diesem Verderben entgangen waren, sie glichen vom Grabe erstandenen Gerippen. Doch trifft dieses Schicksal nicht bloß Reisende. Folgende Geschichte erzählte mir ein Kaufmann, der oft die nördische Gegend besucht hat.

„Ich wollte einen meiner alten Bekannten, einen tungusischen Jäger besuchen. Ich kannte die Stelle seiner Winterwohnung, denn er war rennthierlos **) und ritt daher geradezu nach dessen Jurte. Ich nähere mich, kein Rauch wird sichtbar. Was soll das bedeuten? Ich trete in die Jurte, und mein Herz erstarb. Auf den Knien der erstarrten Frau lag ein todter Säugling, der in der Mutterbrust keine Nahrung mehr gefunden hatte. Die älteste Tochter lag mit den Füßen auf dem Herde, wahrscheinlich wollte sie sich an den Kohlen wärmen, die sie vor Schwäche nicht mehr anfachen konnte. Der zwölfjährige Knabe war bei dem Nagen an einer Sohle erstarrt. Vermuthlich war diese Begebenheit zwei Monate vorher erfolgt; denn der Wind hatte durch den Schornstein vielen Reif getrieben, von dem die Leichen glitzerten. Der Tunguse war wie es schien auf der Jagd durch ein Schneegestöber, die Familie daheim vor Hunger umgekommen — was um so wahrscheinlicher ist, weil wir neben dem Heerde rohe Felllappen eines Hundes fanden, der ohne Zweifel nach Hause zurückgekehrt und aus Mangel anderer Nahrung verzehrt worden war."

So gefährlich ist das Leben des sibirischen Jägers und dennoch liebt er es. Man bringe ihn unter einen gesegneten Himmelsstrich in eine unserer prächtigen Städte, und er wird in ihren Palästen vor Sehnsucht kränkeln nach seiner schneeigen Heimat, nach seiner kümmerlichen Lebensweise. Ein Leben ohne Furcht und Hoffnung ist ihm tödtliche Langeweile, der gefahrlos gewonnene Bissen ekelt ihn an. Wenn wir die leidenschaftliche Jagdlust bedenken, zu der wir uns gewöhnen können, so werden wir begreiflich finden, welchen Werth die Jagd in den Augen desjenigen hat, bei dem das Leben einer ganzen Familie von einem gelungenen Schusse abhängt; wo der Jäger jedesmal wie Tell nach dem verhängnißvollen Apfel zielt.

(Schluß folgt.)

---

*) Ungeachtet der Flecken, bin ich geneigt das Thier einen Tiger zu nennen, denn es ist nicht der pardalis der Alten (Felis pardus des Linné), auch nicht Cuviers guépard (felis jubata), kurz nicht das, was die Franzosen panthère nennen, denn alle diese Thiere muß es an Größe und Stärke übertroffen haben. Uebrigens scheint es, daß im Alterthum der Panther dem kälteren Klima nicht fremd war, und wahrscheinlich kannten ihn die Verfahren der Russen nicht bloß vom Hörensagen. Im Liede von Igor's Feldzug kommt der Ausdruck „das Lager des Panthers" öfters vor. Im Kaukasus werden oft Tiger erlegt, und die Bergbewohner versichern daß es dort auch Löwen (Aslan) gebe; überhaupt scheint es, daß nicht so sehr das Klima als die Volksmenge diese Thiere aus Europa und den Grenzländern Asiens verscheucht hat. Auch die Römer trugen nicht wenig dazu bei durch ihre ungeheuren Thierhetzen die reißenden Thiere zu vertilgen. Pompejus zeigte bei Eröffnung seines Theaters 600 Löwen und 410 Panther. Als das Theater des Marcellus eröffnet wurde, tödtete man 268 Löwen und 510 Panther u. s. w.

**) So nennt man die seßhaften Tungusen, welche aus Armuth kein Rennthiere haben; eben so giebt es schneeschuhlose Samojeden.

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Die klügern Vertheidiger behaupten zwar nicht, daß sie ihren Thee so wohlfeil verkaufen, als wenn der Handel offen wäre, sie geben die, wie sie sagen, vom Monopol unzertrennlichen Mißbräuche zu, aber ihrer Angabe nach ist das Monopol durchaus nothwendig für die Erhaltung des Handels überhaupt. Die Chinesen seyen ein ganz besonderes Volk, dessen Sitten Denk- und Handlungsweise sie von andern Nationen durchaus unterschieden; die ostindische Compagnie habe glücklich das Geheimniß ausgefunden, sie zu behandeln, Privatkaufleute würden unfehlbar in die größten Zwistigkeiten gerathen, und die unausweichliche Folge der Oeffnung des Handels würde die alsbaldige Vertreibung von den chinesischen Märkten, der Verlust unserer Theezufuhren, und damit einer Staatseinnahme von 3,200,000 Pf. seyn.

„Rien n'est si entêté qu'un fait," hat ein geistreicher Franzose gesagt. All dieser Aufwand an Worten, diese angeblichen Erfahrungen sanken in ihr Nichts durch die einzige Thatsache, daß seit mehr als 40 Jahren die Amerikaner diesen Handel ohne Kompagnie treiben, viel gewonnen haben, niemals in ernste Streitigkeiten mit den Eingeborenen geriethen, und nicht halb so viel Unterbrechungen in ihrem Handel hatten. Die Chinesen sind ein in

jeder Hinsicht sonderbares, aber in hohem Grade handeltreibendes Volk. Sie sind die großen Handelsleute des östlichen Archipelagus: eine Menge von ihnen ist in Batavia, Singapore und andern Handelsemporien angesessen, und eifrig mit dem Handel oder einem andern nützlichen Industriezweige beschäftigt. Eine große Anzahl chinesischer Schiffe oder J u n k e n, wie sie solche nennen, wovon einige 800 bis 1000 Tonnen laden, segeln jährlich mit den kostbarsten Waaren beladen aus den südlichen Häfen des Reichs nach Java, Borneo, Celebes, Singapore u. s. w., und die mit dem Handel des indischen Archipelagus beschäftigte Tonnenzahl ist größer, als die der ostindischen Kompagnie im Handel mit China, troß ihres Monopolismus auf den britischen Märkten.

Der Popanz, den die Vertheidiger der Kompagnie gewöhnlich hinstellen, wenn von dem Handel mit China die Rede ist, sind die H o n g = Kaufleute. Diese sind aber blos eine Anstalt der Regierung, um den fremden Handel einigen bestimmten Regeln zu unterwerfen. Hong bedeutet Sicherheit, und jedes fremde Schiff muß bei seiner Ankunft sich an einen Hong=Kaufmann wenden, damit er Sicherheit für die Ein= und Ausfuhrzölle, so wie für das Benehmen der Mannschaft leiste. Dieß hat aber durchaus keine Schwierigkeit. Die Amerikaner, welche oft 40 Schiffe in einem Jahre dort hatten, erfuhren niemals eine Weigerung. Der Schiffshauptmann wendet sich nach Belieben an irgend einen Hong=Kaufmann, und zur Belohnung für seine Sicherheitsleistung kauft er ihm gewöhnlich für 100 bis 200 Pf. Waaren ab, es steht aber jedem frei, mit einem Hong=Kaufmann oder mit einem nicht in dieser Gesellschaft stehenden zu handeln, so daß man, obgleich nur 8 oder 10 Hong=Kaufleute in Canton sind, doch unter den Kaufleuten, mit welchen man handeln will, eben so viel Wahl hat als in Liverpool oder New=York. Die ostindische Kompagnie allein hat nie anders als mit Hong=Kaufleuten gehandelt, und daß sie deßhalb bei denselben in Ansehn steht, begreift sich leicht und nicht minder, was sie von diesem Ansehn für einen Gebrauch zu machen versucht hat. Die Amerikaner, welche größtentheils mit Nicht=Hong=Kaufleuten handelten, hatten eben dadurch die Vortheile und die leichte Betreibung des Handels sehr vermehrt. Die überreichen, von der Kompagnie angestellten Beamten hielten es, statt der Konkurrenz der Amerikaner durch vermehrte Thätigkeit entgegen zu arbeiten, für einen passendern Weg, die Hong=Kaufleute zu einer Petition anzutreiben, daß der Vizekönig den Amerikanern das Handeln mit andern Kaufleuten verbieten möchte. Die Hong=Kaufleute sollen nur mit Widerstreben auf diesen kostbaren Plan eingegangen seyn, indeß der Vizekönig erließ in der That eine Proklamation zu dem Endzweck, die aber nicht besser beobachtet wurde, als die Verbote seines kaiserlichen Herrn, Opium nach China einzuführen, welches dennoch in ungeheurer Quantität in ganz China gebraucht wird. Der Handel kehrte schnell wieder in seine alten Kanäle zurück. Weit entfernt, daß überhaupt in Canton sich Schwierigkeiten im Betrieb des Handels finden sollten, erklärten alle bei dem Monopol unbetheiligten Leute von Erfahrung, daß in keinem Hafen in England der Handel mit derselben Leichtigkeit betrieben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Petersburg.

Von der Niederelbe. Monat Julius.

Seit dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch hat keine Nachricht so große Sensation erregt als die so eben eingegangene von dem Erscheinen der Cholera in St. Petersburg und Cronstadt.

In einem ruhigeren Augenblicke, und wenn genauere und reichhaltigere Materialien vorliegen, wird es Zeit seyn, zu untersuchen, inwiefern die Krankheit dahin verpflanzt und übertragen worden, und Schlüsse darauf zu gründen, inwiefern es menschlicher Vorsicht gelingen möge, das Uebel zu hemmen, das vielleicht, wie sorgsam es auch an den Thoren abgewiesen wird, sich selbst den eigenen Herd inmitten großer Städte schafft. Aber Niemand kann dem tiefen Eindrucke sich entziehen, den dieser Schlag des Schicksals in allen Gemüthern hervorruft.

Läßt der Gedanke ohne Schaudern sich denken? In dem Augenblicke, wo ein zweiter vielgeprüfter Feldherr geht, die in Asien gewonnenen Lorbeeren dem feindseligen Hauche eines andern, ganz andern Klima's auszusetzen, — wo ein Lithauer sich anschickt, seine Stammsgenossen an der Spitze eines großen Heeres zu bekriegen — bricht in der Hauptstadt, der er den Rücken zugewendet, die verheerende Seuche aus, die seinen Vorgänger auf fremder Erde, auf ruhmlosem Sterbelager hingerafft? Und in dem Augenblicke, wo Tausende und aber Tausende als Opfer der Krankheit fallen, der die menschliche Kunst nicht zu wehren weiß; in demselben Augenblicke sind Tausende und aber Tausende zu Opfern erlesen, zu Opfern der mörderischen Kunst, die ganze Völker dem Willen eines Einzigen sich beugen, ihre Liebe und ihren Haß, ihr Wollen und Thun, dem Winke eines gewaltigen Siegers unterordnen lehren soll! Es ist nicht genug, daß der Tag seine Plage hat, daß ein unerforschter Einfluß das Menschenleben mit der Vernichtung bedroht; daß gesellige Bande gelöset, geselliger Verkehr gelähmt wird. Nein, es ist noch nicht genug des Elends, des Jammers, der Thränen. Denn — so argumentiren die Journalisten, die unter der Maske der Loyalität ihren Haß gegen Rußland verbergen möchten — „die Gewalt, die Menschen in Bewegung setzt wie Spielpuppen — die Gewalt will es, daß andere Tausende heimathlos irren, des väterlichen Erbtheils verlustig; daß wieder andere Tausende die Schlachtfelder decken, auf daß der Verwesung und des Grauens genug, und kein Mangel an Schrecken sey in dem Lande, das wider den mächtigen Scepter sich aufgelehnt hat! Was sind auch Glück und Ruhe und Leben von Tausenden, gegen den Umstand, daß Einer eine Krone trüge? Und o des hohen Ruhms, durch alle Jahrhunderte preiswürdig, wenn es dem Feldherrn gelingen sollte, aus dem t i e f e n, t i e f e n S t r o m e v o n B l u t, in den sie versunken ist, die Krone wieder heraufzuholen. Köstliches Taucherwerk! Goldenes Gewerbe!“

Die Zeitungen sind voll von des russischen Kaisers Menschlichkeit, von des russischen Kaisers Großmuth. Wir wünschten, daß die Zeitungen hinzusetzten, wie sie ja nicht anders als es glauben können, daß er über den Stand der Dinge getäuscht worden seyn muß. Er erläßt Ukasen gegen einzelne Empörer, und in Waffen steht ein Volk. Er sendet den Feldherrn, der den Balkan überstiegen hatte — und sein Feldherr bemüht sich vergebens, eine glänzende Waffenthat zu thun; die Uebermacht ist auf seiner Seite, aber auf der andern ist die Begeisterung, ist der unbesiegte Muth, ist die Freiheit. Groß die Verantwortlichkeit derer, die dem Kaiser die Wahrheit vorenthalten. Aber nicht minder groß die Verantwortlichkeit jener Andern, die an den Stufen fremder Throne stehen, wenn sie nicht den Nebel zu theilen wissen und das Netz zu durchbrechen; wenn sie nicht menschlichen Gefühls, männlichen Muthes genug haben, um ein Wort zu reden, das jeden Zweifel heben, und Europa's einstimmigen Ruf und die Stimme ferner Jahrhunderte zum Ohre des Monarchen tragen soll, der das nicht w o l l e n k a n n, was in seinem Namen geschieht.

Es ist wahrlich nicht Schmeichelei, vorauszusetzen, daß dem Willen des Kaisers solche Maßregeln fremd sind. Es ist nur das Vertrauen, daß er persönlich die Mäßigung nicht verläugnen würde, von der er früher Beweise gegeben, und deren seine zahlreichen Feinde ihn zu entkleiden bemüht sind.*)

*) Ebenso muß man voraussehen, daß der Kaiser die Sprache der orientalischen Adoration nicht billigt, in welcher die Petersburger Zeitungen von Zeit zu Zeit seiner Person erwähnen. So lesen wir in einem Extrablatte

Diese Sprache haben wir immer gesprochen; eine andere wird uns schwerlich je geläufig werden. Am wenigsten ist es jetzt an der Zeit, die Fürsten mit einer alten Blasphemie als „Götter der Erde“ zu betrachten. Vielmehr scheint eine Zeit der schweren Prüfung zu nahen und schon da zu seyn, für die Fürsten nicht minder als für die Geringsten im Volke. Auch einer andern Betrachtung kann man, beim Anblicke der neuesten Ereignisse, sich kaum entschlagen.

Sonst, wenn eine Reihe von Unglücksfällen den Gang der Begebenheiten unterbrach, pflegte der Mensch wohl, ohne kindisches Zagen zwar, und ohne abergläubische Kasteiung, aber er pflegte doch ernst in seine Brust zu greifen, und sich zu fragen — womit habe ich's verdient? Denn es waltet einmal, so frühe gehegt als weit verbreitet, der Glaube, daß eine höhere Macht die Schickungen ordne, daß weder der Zufall allein, noch die menschliche Leidenschaft ein loses Spiel treibe mit den Blättern der Geschichte. Wir wissen wohl, daß unsere Zeit solcher Betrachtungen mehr und mehr sich entwöhnt hat. Aber wie, wenn es noch Priester gäbe — Priester in Rußland selbst gäbe — die das alte Recht ihres Standes, nicht trotzend auf die schützende Hülle des Priestergewandes, sondern, wie es ihrem Berufe ziemt, beides, mit Muth und Demuth, ausüben wollten? Wie, wenn solche Männer, denen weltliche Absicht so fern wäre als geistlicher Hochmuth, in einfachen Worten die Schickungen bezeichneten, und wie sie hereingebrochen bei einem Unternehmen, das Sieg und Ruhm zu versprechen schien, das aber in einem erfolglosen Feldzuge nur die Ueberzeugung gebracht hat, daß weder Uebermacht noch Feldherrngenie, daß nicht die furchtbarsten Drohungen, noch die im Innern angezettelte, zur rechten Zeit entlarvte Verschwörung Etwas gegen ein Volk ausgerichtet hat, das lange unterdrückt, lange von pflichtvergessenen Dienern des Kaisers und seines Bruders mißhandelt, nicht von Rache spricht, sondern von Ruhe; nicht von Herrschaft, sondern von Freiheit! Oder sollte es der Männer, die wir meinen, unwürdig seyn, auch dieses zu nennen, daß im unerforschlichen Rathschlusse des Himmels es beschlossen war, daß der Fürst, der im Namen des Kaisers Polen beherrscht hatte, den Ausgang des Kampfes nicht erleben sollte? Und wenn auch das einstimmige Urtheil Europa's, wenn der Spruch der Geschichte etwas hat, was die Brust des Sterblichen, der am höchsten gestellt wäre, mächtig bewegen kann: so würde es doch die Pflicht solcher Männer seyn, auf eine ganz andere Verantwortung hinzuweisen, und es auszusprechen, daß, welchem Vieles anvertraut ist, von dem Vieles wird gefordert werden.

Vermischte Nachrichten.

In England erregt eine neue Erfindung in Bezug auf Brodbäckereien großes Interesse. Man hat nämlich gefunden, daß die während des Backens aus dem Brode entwickelten Dämpfe ein bedeutendes Quantum Alkohol enthalten, das durch eine eigene Vorrichtung gewonnen werden kann, wodurch die Bäcker in den Stand gesetzt würden, nicht nur ein weit wohlfeileres, sondern auch gesunderes und schmackhafteres Brod als bisher zu liefern. Ein gewisser Herr Hicks hat ein Privilegium auf diese Erfindung erhalten, von der man in englischen Blättern folgende Beschreibung liest: „Der Ofen des Herrn Hicks ist von Eisen, von Cylinderform und kann hermetisch verschlossen werden. Die Feuerung wird in einer Hohlpfanne unter dem Ofen angebracht, wodurch die Hitze mit möglichster Ersparung des Brennmaterials erzeugt wird. Der Wärmegrad innerhalb des Ofens wird außen durch ein Thermometer angezeigt, wornach man die Feuerung einrichten kann. Wenn das Thermometer 500 Grade R. erreicht hat, ist der Ofen hinlänglich zum Backen geheizt, und wird durch eine einfache Vorrichtung mit einer Thüre luftdicht verschlossen. Eine Viertelstunde darauf wird der Dampf, der sich aus dem Brodteige entwickelt, durch eine enge Oeffnung am obern Theile des Ofens in einen Destillirkolben geleitet, wo die erwähnte Verwandlung in Alkohol vor sich geht. Die einzige Vorsicht, die hiebei zu beobachten ist, besteht darin, daß man die Hitze nicht viel über 300 Grade treibt. Wenn der Alkohol zu tröpfeln aufgehört hat, ist dieß das sichere Zeichen, daß das Brod ausgebacken ist. Um einen Schuß Brod zu backen, bedarf man ungefähr eine Stunde und fünf und vierzig Minuten. Jedes vierpfündige Brod giebt gegen eine Unze probehaltigen Spiritus. Die Vortheile dieser Erfindung sind zahlreich und handgreiflich. Das Brod wird purifizirt und von besserer Qualität, da durch die Dampfableitung alle Stoffe entfernt werden, die das Brod sauer und ungesund machen. Brod, das auf die beschriebene Weise gebacken wird, ist weit wolliger und frischer noch nach einer Woche, als auf gewöhnliche Art gebackenes nach zwei Tagen. Der Alkohol wird in so beträchtlicher Quantität gewonnen, daß er einen bedeutenden Gewinn abwirft. Bereits hat sich unter Oberleitung des Herrn Hicks zu London ein „Metropolitan Genuine Bread Company“ gebildet, um diese Erfindung ins Leben einzuführen.

*

In einer Versammlung des Londoner Gemeinderathes in der Guildhall wurden auf vorhergegangenen Beschluß desselben, dem Lord John Russel, als Beweis der Erkenntlichkeit für seine Bemühungen in der Reformfrage, das Bürgerrecht der Stadt London in einer goldenen Kapsel überreicht. Der Feierlichkeit wohnten auch sehr viele Damen bei. Lord Russel wurde von den vier Aldermännern, die die Stadt London im Hause der Gemeinen repräsentiren, und den zwei Sheriffs eingeführt und von der äußerst zahlreichen und glänzenden Versammlung mit lebhaftem Beifalle empfangen. Der Lord dankte bei Empfang des Bürgerrechts in einer schönen und passenden Rede. Von der Guildhall brach die Versammlung nach dem Mansionhouse auf, wo der Lord Mayor ein glänzendes Gastmahl gab. Die Anordnungen dazu waren im größten Style getroffen. Unter den Gästen befanden sich der Herzog von Sussex, Don Pedro, Lord Brougham, der Herzog von Richmond, die Lords Grey, Lansdown, Goderich, Palmerston, Althorp, Plunkett, Nugent u. m. A.; deßgleichen die Herzogin von Bedford, die Marquise von Landsdown, die Gräfin Grey, die Ladies Louise und Georgiana Russell u. s. w.; endlich die Parlamentsmitglieder für Middlesex, Westminster und der City von London, und viele der angesehensten Kaufleute und Bankiers der Hauptstadt. Die gewöhnlichen Toaste wurden während der Mahlzeit ausgebracht, wobei Lord Grey eine Rede hielt, worin er unter Anderm sagte: „Bei verschiedenen Gelegenheiten wohnte ich den öffentlichen Versammlungen der Bürger von London mit großem Vergnügen bei; denn stets bewiesen sie dabei liberale und erleuchtete Gesinnungen, eine edle Liebe zur Freiheit und eine warme Anhänglichkeit an die reinen Grundsätze der britischen Konstitution. Wenn meine Gefühle in früheren Tagen Vergnügen waren, wie soll ich sie heute nennen, da ich Euch versammelt sehe, um Eure Bewunderung für meinen edeln Freund an den Tag zu legen, indem Ihr auf die Liste Eurer Bürgerschaft einen Namen setzt, der jedem Engländer theuer seyn muß; einen Namen, der um seiner Aufopferung für die Freiheit willen zuhöchst auf der Tafel der Geschichte glänzt. Anderthalb hundert Jahre sind es, seit ein Lord Russell auf dem Schaffotte sein Blut vergoß für die Förderung jener großen Sache, die endlich in der Revolution versvortrat, und deren Früchte unsere Vorfahren und wir selbst genossen haben. Wir sind heute versammelt seinem Abkömmlinge zu Ehren, der mit nicht minder Tugend, aber glücklicherweise mit günstigerm Erfolge die erfreuliche Gelegenheit fand, dem Vaterlande Dienste zu erweisen, die ihn der Ehre würdig machen, unter die Bürger Londons gezählt zu werden.“ — Paganini, der gleichfalls dem Mahle beiwohnte, hatte gleich nach dieser Rede, als eben der Lord Mayor die Gesundheit des Lord Kanzlers ausbrachte, den Saal verlassen, wahrscheinlich um seine Violine zu holen; denn eben als der Beifall bei dem Toaste für Lord Brougham seine höchste Höhe erreicht hatte, trat er wieder ein, bestieg eine Estrade und spielte ein Solo. Nach mehreren andern Reden und Gesundheiten brachte auch der Herzog von Braganza einen Toast auf das Wohl der anwesenden Damen aus.

*

Die französische Regierung hat durch den Fürsten Talleyrand der englischen das Anerbieten machen zu lassen, von jedem Werke, das in Paris erscheint, ein Exemplar nach England zu schicken, wogegen von allen zu London gedruckten Büchern eines nach Frankreich gesendet werden solle. Diese sollen dann in der französischen Nationalbibliothek, jene in dem brittischen Museum aufgestellt werden.

der St. Petersburger Zeitung vom 29 Junius von dem „väterlichen Erbarmen“ Sr. Maj., und ersehen mit Bewunderung, daß die Phrase, die man sonst auf menschliche Wesen nicht anzuwenden pflegt, von des Kaisers Sorge für Maßregeln gegen die Cholera gebraucht wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 215. 3 August 1831.

Der gegenwärtige Stand der Dinge in Belgien.

Prinz Leopold von Sachsen Koburg hat den Thron Belgiens bestiegen, und es mag an der Zeit seyn, jetzt da nach der Meinung Mancher die belgischen Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende gebracht worden sind, einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der Parteien in diesem Lande zu werfen, und, im Falle nicht schon der Anfang dieser mißlichen Herrschaft mit Krieg bezeichnet wird, die Lage des neuen Königs und seine ersten Regentenhandlungen nicht unter einem ganz falschen Lichte aufzufassen.

Wenn man nicht einzelne Menschen, sondern Massen, die in der politischen Gährung von einiger Bedeutung sind, ins Auge faßt, so muß man in Belgien vier ihrem Streben nach sehr verschiedene Parteien unterscheiden. Die erste besteht aus den heftigen Liberalen und Anhängern Frankreichs, die im Anfang der Revolution alles vermochten, und wenn die französische Regierung gleich von vorn herein, Neigung zur Einverleibung des Landes gezeigt hätte, diese in vier Wochen nach den Septembertagen bewirkt haben würden: aber Frankreichs anfangs unsicheres, dann zweizüngiges und endlich entschieden feindseliges Benehmen gegen diese Partei brach ihre Stärke und ihren Einfluß. Die zweite Partei sind die Industriellen, die, wenn man etwa Verviers ausnimmt, so ziemlich entschieden gegen die Revolution und noch mehr gegen die Vereinigung mit Frankreich waren. Aus Interesse dem Hause Oranien ergeben, thaten sie dennoch nichts für dasselbe, erstens weil sie kein Haupt und überhaupt auch wenig Energie hatten, und dann weil die Volksmasse, durch welche sie allein hätten handeln können, nun einmal großentheils gegen die Holländer gestimmt war. Sie werden sich dem Prinzen Leopold von Herzen gern unterwerfen, wenn er ihnen nur Ruhe, Frieden, *Vorsorge* und Schutz für *ihren* Handel verschafft; unter diesem Stande ist das in Belgien jetzt überhaupt vorherrschende Bedürfniß der Ruhe nach zehnmonatlicher ängstlicher Unruhe und Spannung am mächtigsten. Sollte aber König Leopold den *englischen* Handel und die *englische* Industrie auf Kosten der Belgier befördern, so dürften nicht bloß Manufaktur- und Fabrikherrn, sondern auch allmählich die große von diesen unterhaltene Masse sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnen und dem jungen Königthum mehr Steine in den Weg werfen, als alle großen und kleinen Phrasen der Franzosenfreunde.

Die dritte und nicht die schwächste Partei, ist die entschieden-theokratische. Vier Fünftheile von den beiden Flandern mit einer Bevölkerung von 14 bis 1500,000 Seelen und ein beträchtlicher Theil von Südbrabant gehören ihr an. Eine theokratische Föderativrepublik war geraume Zeit hindurch ihr eingestandener Zweck, zu dessen Erreichung sie mit einigen heftigen Republikanern der liberalen Farbe in engem Bunde waren, mit einigen nur, denn Haß gegen die jetzige Regierung Frankreichs ist ein Hauptkennzeichen dieser Partei. Die Liberalen haben den vollständigen Sieg derselben, welche wahrscheinlich den Grafen Merode an die Spitze gestellt hätten, dadurch verhindert, daß sie nicht auch Nordbrabant angriffen, wo wie in den beiden Flandern und in Südbrabant das katholische Landvolk im Namen der bedrohten Religion zum Aufstand gegen die ketzerischen Holländer aufgefordert worden war. *) Wahrscheinlich wären Breda und Herzogenbusch, so wenig wie Maestricht, in die Hände der Belgier gerathen, aber die Holländer wären in diesen festen Plätzen eingeschlossen worden, und hätten alles Land bis an den Moerdyk räumen müssen. Herr Lebeau hat es selbst in seiner bekannten Rede gesagt, daß Rücksichten der Klugheit die provisorische Regierung abgehalten hätten, auch Nordbrabant in Aufstand zu versetzen. Die Eroberung Nordbrabants hätte im Kongreß vollständig das Uebergewicht in die Hände der Priester gelegt. Ihr Organ war stets der Catholique, in neuerer Zeit Journal des Flandres genannt, dessen Redakteure mit Lamennais in Frankreich in eifrigem Verkehr standen.

Die vierte Partei, welche endlich über die andern den Sieg davon getragen, ist die gemäßigte Priesterpartei, die sich auch trotz so mancher Widerwärtigkeiten im ganzen Laufe der Revolution mit einer Besonnenheit benommen hat, welche ihr, und namentlich ihrem Haupte, Herrn Gerlache, alle Ehre macht. Diese Partei, deren Hauptsitz Lüttich und deren Organ der Courrier de la Meuse ist, zeichnete sich unter der holländischen Regierung vor der heftigern Priesterpartei durch eine weit feinere, verständigere, doch nicht minder feste Opposition aus, welche ihr Ziel unwandelbar verfolgte. Vor der französischen Revolution war auch dieses Ziel ganz klar

*) Wie weit dieß ging, davon nur eine Probe. In Maestricht mußte der holländische Kommandant sieben seiner Artilleristen erschießen lassen, weil sie einen halben Tag lang gegen die Belgier blind gefeuert hatten. Sie waren sämmtlich katholisch, und die Ermahnung ihres Beichtvaters hatte sie verleitet.

und einfach, Feindschaft gegen das protestantische Holland, und Vorneigung zu der in Frankreich herrschenden aristokratischen Priesterfaktion. Der Zweck dieser letztern, nämlich der Umsturz der Verfassung in Frankreich, war in Belgien kein Geheimniß, und hierauf baute die belgische Priesterpartei ihre Hoffnungen. Sie allein würde es, wenn die Plane Polignacs in Frankreich geglückt wären, in Belgien zum gewaffneten Aufstande getrieben haben. Diese glänzende Aussicht war es, welche die sonst so vorsichtige Partei zu einigen Aeußerungen des Uebermuths reizte, der Ausgang der Revolution in Frankreich jedoch brachte sie schnell zur Besonnenheit, und so richtig erkannte sie die folgenreiche Wichtigkeit dieses Schlags, daß auf der Stelle durch einen fremden Gesandten im Haag der holländischen Regierung Eröffnungen zu einer Uebereinkunft gemacht wurden. Obgleich man diese nicht sonderlich günstig aufnahm, stimmten dennoch die öffentlichen Blätter dieser Partei augenblicklich einen andern Ton gegen die Regierung an.

Es war zu spät, der Pfeil bereits abgedrückt, und der Aufstand in Brüssel nicht mehr zu hindern, die untergeordneten Theilnehmer durchschauten nicht die kluge Berechnung der Häupter, und ihre Bundesgenossen, die Ultraliberalen, machten die Revolution nun in ihrem Sinne. Dieß schlug jedoch den Muth und Erfindungsgeist der Partei nicht nieder; ihr nächster Plan ging dahin, den Prinzen von Oranien zum Generalgouverneur aller belgischen Provinzen mit möglichster Unabhängigkeit von der holländischen Regierung zu machen, aber das kopflose Benehmen dieses Prinzen, der unglückliche Sturm auf Brüssel und das dadurch erlangte momentane Uebergewicht der ultraliberalen Partei zernichteten auch diesen Plan. Von diesem Zeitpunkt bis zur Wahl des Herzogs v. Nemours scheint sie fortwährend, obwohl nur mit äußerster Vorsicht, für das Projekt den Prinzen von Oranien auf den belgischen Thron zu heben, thätig gewesen zu seyn, fand aber bald, daß dieser Plan ohne gewaltsame Restauration, welche sie nicht versuchen mochte, unmöglich sey. Abneigung gegen Frankreich leitete hierin ihre Schritte, und Herr Gerlache erklärte sich deßhalb selbst später als Präsident des Kongresses gegen jede Idee einer Vereinigung mit diesem Lande. Dieselbe Partei war es auch, welche durch eine kluge Vertheilung der Stimmen die Majorität für den Herzog von Nemours so durchaus unentschieden machte. Jetzt, wo die Ermattung in der Nation der vorherrschende Charakter ist, jetzt, wo der Revolutionsübermuth verschwunden, und Nüchternheit an die Stelle fieberischer Aufreizung getreten ist, ergriff sie selbst die Zügel; Lebeau schon seit Jahren mit der Priesterpartei verbunden, obgleich in seinem Wohnort Lüttich als entschiedener Liberaler betrachtet, trat ins Ministerium, Gerlache reiste selbst nach England, blieb längere Zeit dort, und wahrscheinlich war es dieser gewandte Mann der am meisten dazu beitrug, die anfängliche Abneigung des Prinzen zu besiegen. Drei Dinge mußten diese Partei günstig für Leopold stimmen, eines Theils Sicherheit gegen Frankreich, so weit dieß in den jetzigen schwankenden Verhältnissen möglich ist, ferner mußte sein Protestantismus ihnen willkommen seyn, weil sie sich vor der Welt dadurch von dem Vorwurfe reinigten, als hätten sie in Wilhelm von Nassau den Protestanten befehdet, und drittens war seine Eigenschaft als Engländer ihnen eine Bürgschaft, daß der belgische Gewerbfleiß sich keiner Aufmunterung, wie unter der holländischen Herrschaft, zu erfreuen haben werde. Die Feindschaft zwischen den Industriellen und der Priesterpartei ist durchaus kein Mährchen, sondern beruht nothwendig auf den Interessen und Ansichten beider Theile.

In einem von Parteien so durchwühlten Lande wie Belgien, tritt zwar immer nach einiger Zeit Ruhe ein, sie ist aber von keiner langen Dauer, die Parteien werden bald ihre Thätigkeit aufs Neue beginnen, auf wen wird sich nun der neue König stützen? Es ist schnell gesagt, er werde um Parteien sich wenig kümmern, und das Wohl des Landes möglichst zu befördern suchen, aber bei den ersten Maßregeln werden die Parteien fragen: wozu? und die Parteien sind in diesem Lande das Volk. Die französische Partei hat er am wenigsten zu fürchten, denn sie ist der ganzen Lage der Dinge nach die schwächste geworden: für ihn giebt es nur noch zwei, die Priesterpartei und die Industriellen. Beschützt er nach Kräften die letztern, so beleidigt er die erstern unversöhnlich und erwirbt sich in England keinen Dank. Stützt er sich aber auf die Priesterpartei, so macht er sich vor aller Welt Augen lächerlich und verächtlich. Die Wahl ist bitter, aber — tu l'as voulu George Dandin!

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Die Frage, ob die Kompagnie den Handel in der Ausdehnung betrieben habe, als wenn er Privatleuten offen gestanden wäre, ist kaum werth, daß man sie aufwirft. Bei allen Monopolisten ist die Arbeit theurer und minder produktiv; sie müssen, um Alles zu sagen, ihre Geschäfte durch Beamte betreiben lassen, und was diese kosten, davon haben wir oben bei der Faktorei in Canton ein Beispiel gesehen. Daß sie auch im Verhältniß ihrer größern Besoldung weniger arbeiten, ist gleichfalls ein Erfahrungssatz. Nehmen wir auch an, alle Schiffskapitäne und Handelsagenten der Kompagnie seyen lauter ehrliche und rechtliche Leute, so ist es doch ein baarer Unsinn, sie hinsichtlich ihres Eifers und ihrer Thätigkeit mit Leuten vergleichen zu wollen, die für ihre eigene Rechnung den Handel treiben. Nach Parlamentspapieren betrug der Gesamtwerth, der von der ostindischen Kompagnie nach China ausgeführten englischen Waaren nie mehr als 750,000 Pf. St. jährlich, sank aber mehrmals, wie z. B. 1828 auf zwei Drittheile dieser Summe. Und selbst dieser erbärmliche Handel brachte, nach dem eigenen Geständniß eines der Direktoren der ostindischen Kompagnie, nicht einmal einen Vortheil. Der Verfasser des Aufsatzes im Edinburgh Review behauptet, und zwar nach der Meinung der erfahrensten Kaufleute, daß beim freien Handel mit China jährlich gewiß für 8 bis 10 Millionen Pf. St. englischer Waaren dahin ausgeführt worden wären. Der beste Beweis hievon liegt freilich wieder in der Thatsache, daß Amerikaner nach London und Liverpool gehen, dort englische Waaren an Bord nehmen, und sie nach China führen.

„Wäre das Monopol beseitigt, fährt sodann der Verfasser fort, so würden außer dem ungeheuern chinesischen Reiche auch die großen und volkreichen, jedoch noch wenig bekannten Länder von Cochin-

China, Tonkin, Siam, Japan und dem Archipel der Philippinen für den Handel offen stehen. Der Verkehr der östlichen und westlichen Welt ist noch in seiner Kindheit. Von Vasco de Gama bis auf den heutigen Tag war der Handel zwischen Europa, Indien und China den drückendsten Fesseln unterworfen. Diese unermeßlichen Länder, welche der Handelsthätigkeit jeder Nation im vollsten Maße Genüge gethan haben würden, blieben in den Händen einer Handvoll Monopolisten, welche alle ihre Energie in kriegerischen Unternehmungen vergeudeten. Dieß ist so arg, daß von den Tausenden herrlicher Häfen ostwärts von Malacca, Canton und Manilla beinahe die einzigen sind, die jemals von englischen Kauffahrteischiffen besucht wurden. Wir haben uns selbst freiwillig von den größten Märkten ausgeschlossen, oder was dasselbe ist, wir haben sie Denen überliefert, welche sie nicht als Kaufleute, sondern als Monopolisten benützten, um Thee zu holen, und ihn dann auf ihre eigenen Bedingungen und zu einem ungeheuern Preise an uns zu verkaufen. Dieß Benehmen war nicht minder nachtheilig für uns selbst, als für die Nationen, welche so lange der Vortheile eines freien Verkehrs mit Europa beraubt blieben. Man kann unmöglich die Fortschritte berechnen, welche die indo-chinesischen Nationen nicht allein in den Künsten, sondern auch in Wissenschaften und in ihren Sitten gemacht haben würden, wenn während der letzten 60 oder 70 Jahre nichts unsere Verbindungen mit denselben gehindert hätte. Der Handel ist die große Maschine, wodurch die Segnungen der Wissenschaft und der Civilisation sich überall verbreiten. Er unterrichtet während er bereichert, und stachelt die Industrie und die Erfindungsgabe derjenigen an, die ihn betreiben. Daß die ungeheure Superiorität der europäischen Völker in Kenntnissen aller Art bis jetzt so wenig Einfluß auf ihre asiatischen Brüder hatte, das danken wir den eifersüchtigen Handelssystemen, welche unter uns geherrscht haben. Hätte man europäischen Wagehälsen gestattet, frei nach den verschiedenen Gegenden des Ostens zu gehen, und frei mit den Mutterländern zu handeln, der Grund zu höherer Civilisation wäre längst in Nationen gelegt, die noch immer zu den Barbarischen gerechnet werden müssen. Wir hoffen indeß, daß eine neue Aera beginnt, und daß europäische Künste und Wissenschaften nicht länger von einem der größten und schönsten Länder der Welt werden ausgeschlossen werden. Das Parlament von Großbritannien hat es jetzt in seiner Hand, neue und unermeßliche Märkte für die Produkte unserer Industrie zu öffnen, und es ist aufgefordert die Fortschritte der östlichen Welt in der Civilisation zu unterstützen. Die positiven Uebel, welche das Monopol mit sich führt, sind weder klein noch gering an Zahl, aber verglichen mit dem Guten, das es verhindert sind sie sehr unbeträchtlich. Es hemmt den Geist des Fortschreitens, lähmt die Industrie, und unterhält die Unwissenheit und Barbarei in unermeßlichen Ländern."

(Fortsetzung folgt.)

Seebilder.

Das sonntägliche Mittagmahl bei dem Kapitän.

Sonntags speist der Kapitän gewöhnlich mit den Offizieren in der großen Kajüte; und wenn gleich diese wöchentlichen Mahlzeiten oft nur allzusehr eine leere Formalität werden, so muß man doch zugeben, daß sie sehr wesentlich zur Aufrechthaltung der strengen Disziplin auf den Schiffen beitragen. Wer nur einigermaßen mit dem Seeleben bekannt ist, wird eingestehen, daß es ohne diese Wochenceremonie fast nicht möglich wäre, auf einem Kriegsschiffe in die Länge hinaus gute Ordnung zu erhalten. Ich kann die harten und unangenehm verletzenden Reibungen auf einem Kriegsschiffe, zumal wenn zwischen Kapitän und Offizieren böses Blut herrscht, mit nichts Anderm vergleichen als mit einer Maschine, in deren Räderwerk man eine Hand voll Kieselsteine geworfen hat. „Aber," wird man fragen, „wie ist es möglich, daß ein einfaches Mittagsessen ein oder zwei Mal die Woche so großem Uebel steuern kann?"

Man denke sich, daß der Kapitän kurz vor Mittag gerade auf das Verdeck kommt und Etwas nicht in der Ordnung findet, z. B. die große Raa nicht genug aufgebrasset, oder die Leevorbramschoten nicht vorgeholt, oder den Klüver nicht aufgebisset — man denke sich, daß der Kapitän aus Grille oder nicht eben auf solche Kleinigkeiten ein besonderes Augenmerk hat, und den Offizier darüber härter anläßt als nöthig, wobei er gegen seinen Willen die Ungerechtigkeit begehen kann, einen thätigen und mit harter Arbeit überladenen Mann eben so heftig anzufahren, als wenn er ihn schlafend auf der Wache betroffen hätte. Der Offizier, der nichts erwiedern kann, verbeugt sich und gehorcht. Einige Minuten darauf steht die Sonne im Meridian, und zwölf Uhr wird geschlagen. Der Bootsmann pfeift zum Essen, das Verdeck wird geräumt, und der Lieutenant der Vormittagswache steigt hinab, voll von Aerger über den Kapitän und dessen unverschuldeten strengen Tadel. Das Erste, was er bei dem Eintritte in die große Kajüte thut, ist, daß er seinen Hut so weit das Zimmer reicht in eine Ecke wirft, so daß er ohne Zweifel in Gefahr kommen würde, zum Fenster des Spiegels hinaus zu fliegen, wäre nicht der Offizier, der dort in einem Locker *) gewöhnlich die Flöte bläst, bei der Hand und finge ihn geschickt auf. Der Flötenspieler, der auf diese Weise in der Mitte des God save the King oder das Robin Adair, an dem er schon drei Monate unter Leitung des Musikmeisters der Bande sich abgefingert hat, unterbrochen worden ist, ruft ganz verblüfft aus: „Holla, Herr — was giebts denn?" — „Was es giebt," schreit der Andere. „Erschossen will ich werden, wenn ein so verfluchter Handel einen Mann nicht um seine fünf Sinne bringen kann" — „Nun, was giebt es denn?" frag' ich — ruft der Offizier, indem er die Flöte schon wieder an die Lippen setzen will. — „So muß ich mich also abmartern, und Leib und Seele abrackern den ganzen Vormittag, um es unserm rappelköpfischen, wetterlaunischen, murrköpfischen Griesgram von Hornfisch recht zu machen, und was hab' ich davon? Drückt er nicht mit Fleiß über Alles, was ein ordentlicher Kerl leistet, die Augen zu, um sie angelweit aufzusperren über die geringste Kleinigkeit seiner tausend und einen Grillen, nur um ein Mal einen recht aushunzen zu können? Es ist klar," fährt der Lieutenant fort, der sich immer mehr in die Hitze hineingeredet hat, „es ist klar, der Kapitän hat es auf mich gepackt und will mir den Dienst verleiden, wahrscheinlich, um einen andern von seinen Nachtretern an meine Stelle zu bringen." — „Pos Unsinn und kein Ende!" — ruft der friedliche Flötenspieler hier dazwischen, „der Kapitän ist Dein bester Freund!" — „Mein bester Freund?" brüllt der Andere; „ich will Dir was sagen, Herr Bruder," — Aber in diesem Augenblicke tritt des Kapitäns Proviantmeister (Captain's steward) herein, geht auf den wüthenden Offizier der Vormittagswache zu und sagt ganz mechanisch: „Eine Empfehlung von dem Kapitän, Sir, und er läßt sich die Ehre zum Mittagessen ausbitten." — Hierauf erwiedert der Offizier fast eben so mechanisch: „Meine Empfehlung, und ich werde die Ehre haben." — Kaum aber hat der Friedensbote die Thüre wieder hinter sich geschlossen, so sagt jener: „Ich bin teufelswild, daß ich es nicht abgeschlagen habe." — „So," sagt der Andere gedehnt, und fängt seine unterbrochene Flötenübung wieder an. Inzwischen wird es zwei Uhr; der Tisch der großen Kajüte ist gedeckt; die Trommel schlägt den „Roastbeaf;" der Offizier der Vormittagswache steigt auf das Verdeck, um seinen Backkameraden wie gewöhnlich abzulösen, und nachdem er schmutzig und trutzig seine Stunde in voller Uniform zugebracht hat, wobei er seinen Aerger noch immer mehr anschürt, um den Kapitän merken zu lassen, daß er teufelstoll ist, sagt man ihm, daß das Mittagessen in der Kajüte auf ihn warte. So

---

*) Ein an die innere Seite des Schiffs genagelter Korb zu verschiedenem Gebrauche.

steigt er nun hinab und nimmt seinen Stuhl ein, und sitzt da mit einem Gesicht so mürrisch, als säße er auf Disteln. Die Erbsensuppe wird unter dem feierlichsten Stillschweigen ausgelöffelt; aber eben wie die Teller gewechselt werden, sagt der Kapitän zu dem Trotzkopf: „Kommen Sie, Herr Haultight, wollen wir nicht ein Glas mit einander ausstechen? Wem soll es gelten?“ — Und bei diesen magischen Worten und in dem einzigen Glase Xeresseft ist auf ewig aller vorige Aerger begraben und vergessen. Aber nicht sowohl in den Worten als in dem Tone, mit dem sie gesagt werden, läßt der Kapitän dem beleidigten Offizier merken, wie viel ihm daran liegt, das gute Verhältniß wieder hergestellt zu sehen, oder wie leid ihm das Vorgefallene ist. Kurz, wenn der Offizier nicht ein hartköpfiger und fischbeinzäher Geselle ist, an dem alle Güte hinausgeworfen ist, so ergreift er die Flasche, füllt sein Glas und erwiedert: „Von ganzem Herzen, Sir.“ Und somit ist aller Wahrscheinlichkeit nach Alles im Reinen.

Aber so wie es der Fall seyn kann, daß der höhere Offizier ein Mal Unrecht hat, so kann auch der entgegengesetzte Fall eintreten, daß ein subalterner mehrere Tage hindurch sich das Vergnügen macht, den Kapitän auf alle mögliche Art zu trätzen, wobei er sich jedoch wohl in Acht nimmt, durchaus innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bleiben. „Wer in der Welt,“ möchte ich fragen, „hat mit Befehlshabern zu thun, sey es auf der Flotte oder auf dem Lande, in einem Schiffe oder in einer Kinderschule, und möchte nicht aus der Haut fahren bei solchen kleinen Quälereien? Ich für meine Person wenigstens kann dergleichen nur mit den Stichen eines Muskito vergleichen, den man sich die halbe Nacht zu fangen abmüht, und darüber Schlaf und Erholung einbüßt, vergeblich sich abmarternd, den boshaften Feind zu erhaschen, der durch immer wiederholte Stiche fühlen läßt, daß er klein, aber nicht unbedeutend ist. Aber während diese Höllenmarter im besten Gange ist, kommt mit einem Male der Sonntag heran. An diesem Tage speist der Kapitän wie gewöhnlich mit seinen Offizieren in der großen Kajüte, und wenn er hieher ein Mal den Fuß gesetzt hat, wird er von Allen — selbst den Herrn Muskito nicht ausgenommen — mit gleicher Aufmerksamkeit empfangen. Es ist Sitte, bei dieser Gelegenheit den straffgespannten Zügel der Schiffsdisziplin ein wenig nachzulassen, so daß eine gewisse steife Vertraulichkeit zum Vorscheine kommt. Zu dieser muntert der Kapitän sogar noch einigermaßen auf; jedoch wie sich von selbst versteht, immer mit großer Behutsamkeit, obgleich er hiebei noch ein wenig mehr nachsieht, als er gegen sich selbst an seiner eigenen Tafel thun würde. Während des Tisches trinken alle Gäste mit ihrem Wirthe ein Glas Wein, und wenn der gedachte Muskito der Gastfreundschaft diesen Tribut entrichtet, so müßte der Kapitän sehr auf den Kopf gefallen seyn, wenn er nicht ein oder das andere freundliche Wort über die Güte des Offiziers anbringen könnte, der ihm die Woche über so zugesetzt hat. Durch diese und dergleichen kleine Kunstgriffe werden alle ähnlichen Unannehmlichkeiten geschickt aus dem Wege geräumt. Ohne diese Sicherheitsklappe an der Hochdruckmaschine des Seedienstes aber wüßte ich wahrlich nicht, wie das ungeheuer komplizirte Getriebe desselben im Gange erhalten werden könnte.

Vermischte Nachrichten.

In Neuholland hat ein Herr Rankin in der Nähe von Wellington Valley eine merkwürdige Höhle entdeckt, deren Decke prächtig mit Stalaktiten verziert war, und in deren Grunde sich eine große Anzahl fossiler Knochen fand, worunter einige Thieren angehörten, die sich längst nicht mehr in Neuholland finden, z. B. einem Flußpferde. Die Höhle muß vor mehreren tausend Jahren der Aufenthalt eines Raubthiers gewesen seyn; denn ein großer Theil der Knochen war gewaltsam zerbrochen. Dieß ist um so bemerkenswerther, da sich jetzt nach allen bisher gesammelten Zeugnissen in Neuholland durchaus kein Raubthier findet, das mit einem Rhinoceros u. dgl. es aufnehmen könnte, und der größere Theil der Knochen gehört Thieren von dieser Größe an. Das Raubthier wie seine Beute scheinen in einer gewaltsamen Revolution untergegangen zu seyn.

*

Im Park von Neuilly, der Besitzung des ehemaligen Herzogs von Orleans, wird an der Stelle, wo letzterer am 30 Julius 1830 die Deputation der französischen Kammer empfing, auf Befehl Ludwig Philipps ein Denkmal errichtet, auf welchem folgendes Basrelief zu sehen seyn wird: „Die Freiheit mit der phrygischen Mütze steht zwischen Minerva und dem Frieden; neben ihnen wird auf der einen Seite in sitzender Stellung die Geschichte zu sehen seyn, auf der andern das Volk, das die Insignien der gestürzten Dynastie mit Füßen tritt. Ober der Freiheit wird in der Mitte blitzender Wolken eine eiserne Kugel in den Marmor eingemauert, die Karl X als letztes Andenken seinem Vetter zurückgelassen hat; sie wurde nämlich bei dem Abzuge des flüchtigen Königs nach Rambouillet von St. Cloud nach Neuilly abgeschossen.

*

Die Choleraphobie, eine Krankheit, die, wenn nicht so schlimm als die Cholera selbst, doch wenigstens so viel Lärm macht als sie, treibt auch in England wie bei uns ihr Unwesen. Englische Blätter machen sich über die hypochondrische Angst lustig, von der eine große Anzahl Menschen befallen, sich zu den sonderbarsten Vorsichtsmitteln verleiten läßt. Einige wagen es nicht mehr, an's Meeresufer zu gehen, weil sie glauben, der Wind könne von den in Quarantäne liegenden Schiffen schädliche Ausdünstungen herüber wehen; Andere verwandeln ihre Stuben in Rauchkammern, und vergelben sich in Chlor- und anderen Dämpfen; Andere schleppen einen Kometenschweif von Kampherduft hinter sich her; Andere schwimmen in kaltem und warmem Essig wie Essigälchen; Andere haben auf den Nothfall ganze Wintervorräthe von Magisterium Bismuthi, Opium, Moschus u. s. w. angelegt; und kein Mittel ist so abgeschmackt und widersinnig, nach welchem man nicht begierig griffe, wenn man es in Zeitungen mit marktschreierischer Keckheit ausposaunen hört.

*

Durch den Tod des Lord Bischofs von Derry, William Knox, ist die Verleihung des reichsten Bisthums in England der Krone heimgefallen. Derry ist der reichste bischöfliche Stuhl in der Welt. Nach dem im Parlamente vorgelegten Rechenschaftsberichte gehören dem Lord Bischof sechs und neunzigtausend Morgen Landes. Außerdem hat er das Patronat von zwei und fünfzig Pfarreien seines Sprengels, die jedes Jahr im Durchschnitte von dreihundert bis zu zweitausend Pfund Sterling eintragen; die jährlichen Einkünfte können sich auf nicht weniger als zwanzigtausend Pfund belaufen.

Witzstacheln des Figaro.

Die dreifarbige Fahne ist darüber, daß man sie jetzt für rebellisch hält, ganz — roth geworden.

*

Die grauen Hüte sind der Verschwörung verdächtig. Warum? Weil Napoleon einen grauen Rock getragen hat. Der Grund läßt sich hören.

*

Herr Persil hat Herrn Vivien empfohlen, alle Katzen, die in Paris nach Mitternacht auf den Dächern betroffen werden, arretiren zu lassen, weil bei Nacht alle Katzen grau sind.

*

Man hat in den Champs-Elisées einen Mann getroffen, der die Unverschämtheit so weit trieb, einen grauen Kopf zu tragen. Man hält ihn für das Haupt der Verschwörung.

*

Der Baron Pasquier, der graue Strümpfe trägt, wurde neulich von einem Polizeispitzel in die Waden gebissen.

*

Herr Sebastiani will nichts für die Polen thun; das ist erklärlich; aber Beranger, der Tyrtäus der Unterdrückten; er gehorcht seiner Pflicht als Bürgerdichter. „Hâtons-nous, l'honneur est là bas!“ So singt er für die Befreiung unserer Brüder. Dieser patriotische Vers wird die Marseillaise des jungen Frankreichs werden. Um so schlimmer für Herrn Sebastiani, wenn die Worte der Ehre und Freiheit nicht bis zu seinen Ohren dringen.

*

Die Berliner Staatszeitung kommt gegenwärtig zu Paris täglich an in Weinessig gebeizt. Ihr Styl scheint gemildert.

*

Wenn die Verhaftungen fortdauern, so wird Niemand übrig bleiben, um die drei Tage zu feiern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 216. 4 August 1831.

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Man könnte vielleicht glauben, daß, wenigstens was Japan betreffe, die Eifersucht gegen Fremde stets ein unübersteigliches Hinderniß eines bedeutenden Handels seyn werde, man hat aber guten Grund zu glauben, daß diese Eifersucht sehr übertrieben wurde. Die Ausschließung der Europäer aus Japan, wo sie früher frei zugelassen wurden, war eine Folge der Proselytenmacherei der Missionarien, so wie der Kabalen, welche die Portugiesen gegen die Regierung schmiedeten oder veranlaßten. Wären ihre Küsten einmal von freien Handelsleuten besucht, welche nichts als einen freundschaftlichen, beiderseits vortheilhaften Verkehr unterhalten wollten, und keine anderweitigen Plane hegten, so würde sich bald finden, daß die vermeintliche Abneigung der Japanesen gegen Fremde völlig eingebildet ist. Die ausgedehnten Länder, welche den Golf von Siam umgeben, so wie die ganze Küste von Cochin, China und Tonkin, haben herrliche Häfen, von denen einige an der Mündung schiffbarer Flüsse liegen, welche den ausgedehntesten Handel ins Innere des Landes auf jede Weise erleichtern. Auch darf man nicht vergessen, daß zwar allerdings diese Gegenden seit sehr langer Zeit nicht mehr von Europäern besucht wurden, daß aber früher ein ziemlich ausgedehnter Verkehr mit ihnen statt fand. Engländer und Franzosen waren gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in beträchtlicher Anzahl in Siam ansässig, und nur ihrem ungeeigneten Benehmen, ihrem Haschen nach besondern Privilegien und Freiheiten, und keineswegs der feindseligen Gesinnung der Eingebornen gegen die Fremden dankten sie ihre Vertreibung. Die Wahrheit ist, daß bis zur Erscheinung der Amerikaner in den östlichen Meeren die fremden Ankömmlinge nur wenig von dem ächten Charakter der Kaufleute an sich hatten. Die Agenten der holländischen und englisch-ostindischen Kompagnie waren nie mit den gewöhnlichen Handelsvortheilen zufrieden, sondern hegten stets Plane, um Vorrechte und ausschließliche Vortheile zu erhalten, oder das Land zu unterjochen. Der Geist des Monopols befleckte alle ihre Schritte, und die große Land- und Seemacht der Kompagnie machte sie herrschsüchtig und raubgierig. Statt durch einen thätigen Handel sich Reichthümer zu erwerben, nahmen sie gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem kürzern Wege, und suchten ihren Zweck durch List oder Gewalt zu erreichen. Die Geschichte des europäischen Handels im Osten ist in der That nichts als eine fortlaufende Reihe von Usurpationen, und Niemand, der mit den Umständen bekannt ist, wird erstaunt seyn, daß diejenigen eingeborenen Fürsten, welche die Mittel dazu in Händen hatten, sie von ihrem Gebiet verjagten, da sie nicht einen redlichen freundschaftlichen Handel unterhalten, sondern drückende Privilegien erpressen, oder Eroberungen machen wollten.

Aber das Monopol hat seinen Tag erlebt. Es ist nicht in der Natur der Dinge, daß ein System, das so unglückliche Resultate geliefert hat, noch fortgesetzt werden sollte. Und wenn die zahllosen Märkte und Häfen Asiens der freien Konkurrenz britischer Kaufleute geöffnet sind, so wird Alles eine neue Gestalt annehmen. Länder werden durchforscht werden, die man bis jetzt kaum kennt, und der Handel, von dem vergifteten Einfluß des Monopols erlöst, wird werden, was er bisher in Indien nie war, die ergiebigste Quelle des Reichthums und das mächtigste Hülfsmittel der Civilisation.

Damit aber dieß sich bewähre, muß nicht nur der Handel mit China geöffnet, und jede Spur des jetzigen Monopols vertilgt werden, sondern man muß auch der Kompagnie durchaus untersagen, irgend etwas mit Handelsgeschäften zu thun zu haben. Zugleich Kaufleute und die Beherrscher eines mächtigen Reichs zu seyn, geht nun und nimmer mehr. Das Komptoir ist keine Schule für Staatsmänner, und das Ministerium oder das Lager, keine Schule für Kaufleute. Wir wollen die Talente und Kenntnisse der Direktoren nicht in Zweifel ziehen, aber es ist völlig unmöglich, jetzt sich mit der Gesetzgebung eines ungeheuern Reichs und mit der Leitung der Armee zu beschäftigen, und dann, wenn dieß geschehen ist, sofort den Monarchen auszuziehen, den Oelhändler zu machen, den Wechselkurs zu bestimmen, und über die Qualität und den Preis des Salpeters zu entscheiden. Dennoch ist es nicht allein die augenscheinliche Unmöglichkeit, so vielen und so verschiedenen Pflichten zu genügen, weßhalb man der ostindischen Kompagnie alle Handelsgeschäfte verbieten sollte, sondern weil, so lange sie dabei betheiligt ist, der Handel im Osten stets auf einer unsichern Grundlage ruht. Die Handelsagenten der Kompagnie handeln nicht aus denselben Gründen, wie Privatkaufleute. Ihr Zweck ist nicht einen Artikel zum niedersten Preise zu kaufen, sondern ihn zu bekommen, er mag kosten was er will; wo sich die Agenten der Kompagnie einfinden steigt Alles übermäßig im Preise, und macht jede Berechnung des

einzelnen Kaufmanns zu nichte. Sie selbst muß nothwendig dabei verlieren, denn es ist jedem Kaufmann in London bekannt, daß sie manchmal Waaren um die Hälfte des Werths in London verkauft; als sie solche in Indien ankaufen ließ. Und für diesen Unsinn führen sie nur den einzigen Grund an, daß sie auf diese Weise den Ueberschuß ihrer Einnahme decken müßten, als ob sie nicht, wie andere, in Calcutta Wechsel auf London kaufen könnten.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Ssibirien.

(Schluß.)

In einem Lande, welches von Europa durch die riphäischen Berge getrennt ist, wo alle Flüsse d. h. die fahrbaren Wege von Süden nach Norden fließen, versteht es sich wohl von selbst, daß der Transport zu Land die erste Stelle einnehmen muß. Allein leicht entbehrt man die Verbindungen durch Wasserstraßen, denn im Winter verliert sich ohnehin die Wichtigkeit der Ströme für den Handel, da die Kälte hier dieselben sieben Monate durch Eis sperrt; dann schlägt eben dieser Winter durch ganz Rußland die wundervollsten Brücken über die reißendsten Flüsse, über unwegsame Sümpfe und bildet die schönsten und noch dazu wohlfeilsten Heerstraßen, da sie dem Staate keinen Heller kosten. Dann erinnere man sich, daß Ssibirien durch die Kirgisensteppen mit vielen starken Pferden versorgt wird, deren Unterhalt bei dem Ueberfluß an Haber und Heu kaum in Anschlag kommt. Uebrigens beweist die Thatsache besser als alle Worte, wie leicht der Wassertransport entbehrt wird. Wenn die Landfracht ausländischer Waaren nach Ssibirien und chinesischer Produkte nach Rußland mit allzugroßen Kosten verbunden wäre, so würde man nicht in Jakutsk ein Pfund Raffinade um 150 Kopeken und ein Pfund guten Thee in Moskau um 7 Rubel haben können. Die Schnelligkeit, mit welcher überdieß die Fuhren durch Ssibirien ziehen, ist fast unglaublich, in 24 Stunden legen sie mit denselben Pferden 120 Werste zurück, und mit unterlegten Pferden, die man in den Dörfern miethet, geht die Fahrt noch schneller. Dieser Umstand hat großen Einfluß auf die Wohlfeilheit der Waaren, denn, wie bekannt, ist es für den Kaufmann, je schneller er ein Kapital umsetzen kann, um so vortheilhafter, seine Waaren zu möglichst billigen Preisen zu geben, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten. Der gewandte irkutskische Kaufmann setzt sein Kapital in zwei Jahren fünfmal um. In einem und demselben Jahre besucht er Makarjew, Irbit, Kiachta und Jakutsk. Zahllose Waarentransporte ziehen zu bestimmten Zeiten dahin und dorthin. Man kann sich nicht genug über die Unermüdlichkeit der Pferde und Fuhrleute wundern. Sie ruhen nicht wie die unsrigen vier oder mehr Stunden aus; anderthalb, höchstens zwei Stunden reichen zu ihrer Erholung hin. Hat man die bestimmte Strecke zurückgelegt, so bleiben die Fuhren in einem Dorfe auf der Straße oder auf einem Hofe unter freiem Himmel stehen, denn bedeckte Höfe wie in Rußland hat man in Ssibirien nicht. Den noch dampfenden Pferden wird sogleich Haber vorgeschüttet, die Leute kochen Grütze. Kaum haben sie gegessen, so werden die Pferde zur Tränke geführt, und wieder angespannt. Die Fuhrleute setzen sich auf ihre Wagen und schlummern ungefähr eine Stunde, während die Pferde gleichsam schlaftrunken, im Schritte vorwärts gehen. Die Handlungsdiener, in geräumigen Kibitken auf Federbetten liegend, fahren hinterdrein; aber kaum ertönt der Ruf: Vorwärts! so werden alle munter und im raschen Trabe bewegt sich wieder der Zug dahin.

Im Dezember, wenn der Baikal-See noch nicht mit Eis überdeckt ist, sind die Waarenladungen gezwungen, an seinem Rande hinzufahren über steile Berge und nackte Felsen, wo Stürme und Schneegestöber ihrer harren. Mit großen Schwierigkeiten und Gefahren ist besonders die Fahrt über den in Wolken sich verlierendem Chamar-Daban verbunden. Der im Zickzack hinanlaufende Weg ist mit großen Schneemassen verschüttet, so daß man die Schutzwehren an den Seiten nicht sieht, oft stürzt auch ein Windstoß, eine Lawine Fuhre und Pferd in den Abgrund, wo sie zerschellen.

Die Fahrt über die Eisdecke des Bajkals ist gleichfalls nicht ohne Gefahr. Zuweilen entstehen durch Stürme offene Stellen auf dem Eise; geht es glücklich, so bricht dann unter der ganzen Karawane eine ungeheure Eisscholle ab, auf der sie fortschwimmt und wie auf einem Floße das andere Ufer erreicht. So wird die Gefahr selbst zuweilen ein Beförderungsmittel. Im Frühling ereignet es sich oft, daß die zurückgebliebenen Transporte, welche nach dem weißen Moat, d. h. nach dem Jahrmarkte mit den Chinesen aus Kiachta abgehen, von dem ausgetretenen Wasser an dem Baikal überrascht werden: einige gehen unter, andere werden nach langer Fahrt auf dem morschen Eise, zwischen Leben und Tod schwebend, endlich an das jenseitige Ufer getrieben. Im Sommer wird der Baikal mit Karabassen, ziemlich unbehülflichen Kauffahrern beschifft, für die Kronfrachten hat man eine Art Galioten. Ein Dampfboot würde hier sehr am Orte seyn, und ebensowohl zur sicheren Postverbindung beitragen, als die Kaufleute zum Bau von mehreren dergleichen Schiffen ermuntern, wodurch der Verkehr einen weit höhern Aufschwung nehmen müßte.

Die Natur selbst hat Ssibirien auf sich selbst angewiesen; indem sie es von dem übrigen Europa trennte, schien sie ihm andeuten zu wollen, eine eigene Industrie zu schaffen, und aus seinen eigenen Quellen zu schöpfen. Das Land ist reich an Metallen und farbigen Steinen, an Wäldern und Gewässern, mit einer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit begabt, und durch seine Ströme, die alle in das Eismeer sich ergießen, ihm vorgeschrieben, den hohen Norden zu nähren, dem es an Getreidfrüchten fehlt. Wirklich eilt auch eine Menge Fahrzeuge mit Mehl beladen, gleich hinter den ersten Eisschollen auf dem Irtüsch, Ob, Jenißey und der Angara her, um Felle einzutauschen, die von den Völkern an den Niederungen jener Flüsse für „das Mark der Menschen," wie Homer das Mehl nennt, verhandelt werden. Die Fahrt auf der Lena ist die bedeutendste und diese wollen wir hier deßhalb zu schildern versuchen.

Die Waaren sind bereits zu Lande bis zum katschugischen Flußhafen gebracht worden, wo sie das Austreten des Wassers abwarten. Durch die thauenden Schneemassen in den Ssajanischen Gebirgen schwillt die Quelle der Lena an, das Wasser steigt, die Eisdecke hebt sich, bricht und der Fluß rollt in freier Strömung dahin. Nun machen sich die Pawosken, eine Art wolchow'scher Halbbarken, und viereckigen Plattfahrzeuge, die man dort Barken nennt, auf

den Weg. Erstere sind mit Waaren, diese mit Mehl beladen, das an den Mündungen der Ilga und Kuta (beide Flüßchen sind Arme der Lena) gekauft worden; man schüttet es geradezu auf den Boden der Barken, ein Obdach schützt es vor Regen. Die Strömung führt die Schiffe stromabwärts, die von Zeit zu Zeit am Ufer anlegen, und mit den halbwilden Volksstämmen einen augenblicklichen Jahrmarkt eröffnen. In den Städtchen Kirenga, Witim, Olekma verweilen sie eine Woche, was übrigens von den Umständen abhängt; zum ersten Julius aber treffen sie in Jakutsk ein, dem Mittelpunkte des Pelzhandels, wo der Jahrmarkt einen ganzen Monat, und zwar nicht mehr auf den Fahrzeugen, sondern in einem steinernen Kaufhause dauert. Dort werden Waaren und Korn verkauft, vertauscht oder auf Kredit gegeben. Die Fahrzeuge werden verkauft und auseinander genommen, die Kaufleute kehren in Postböten nach Irkutsk zurück und schicken die eingehandelten Felle und Mammuthsknochen in besondern Fahrzeugen nach Hause, die von den heimkehrenden Barkschiffern an Seilen stromaufwärts gezogen werden. Dieß ist der Gang des Handels; entwerfen wir nun ein Gemälde der Reise. Die Ansichten der Lena sind von einer wunderbaren Schönheit. Der zürnende Strom, zwischen purpurrothen Felsen fließend, thürmt anfangs Eisschollen auf Eisschollen, die gleich schwimmenden Inseln von der Strömung fortgerissen werden, und beim Zerschellen wie Harmonikatöne erklingen. Bei den Krümmungen des Flusses reiben und untergraben sie das Ufer, und oft sieht man Felsenstücke auf dem Rücken blauer durchsichtiger Eismassen dahin schwimmen. Eingezwängt zwischen den engen Ufern bilden die Eisschollen einen natürlichen Damm, das herangetriebene Eis schiebt sich höher und höher, das untere sinkt bis zum Boden, der Strom schwillt an und braust, und plötzlich löst sich die ganze Wehre in Wasserfälle auf, von denen jeder Wogensturz eine Eismasse bildet. So stürzen die Ströme Sibiriens ihre Eisdecken ins Meer, indem sie ihr Bett verändern, hier Inseln wegreißen, dort welche bilden. Aber bald sind sie befreit von Eis und Treibholz, und ihr glatter Wasserspiegel dehnt sich in tiefer Stille aus, die nur durch das Geschrei der in den Lüften dahin ziehenden Gänse unterbrochen wird, oder die unterspülte Fichte taumelt aus jäher Höhe herab, bricht für einen Augenblick die glänzende Fläche und weckt in den Felsen langen Wiederhall. Rasch führt die Strömung die Fahrzeuge in die Vorhallen der Berge und spiegelt die wild durcheinander geworfenen Klippen wieder, deren Gipfel mit Cedern und Tannen bewachsen sind, während aus den Spalten Birken hervorragen oder die ins Wasser gesunkene Sandweide ihre Zweige in den Wellen badet. Die wenigen Flächen prangen in üppigem Grün und mit buntfarbigen Lilien. Die Erscheinung eines Menschen in diesem Reiche der Oede gilt für ein Wunder. Es ist entweder ein Tunguse, der auf einem schwimmenden Baumstamm mit gespannten Bogen einer wilden Ente nahe zu schleichen sucht, oder ein Jakute der in leichtem Nachen sein doppelt gefiedertes Ruder schwingt und sich beeilt einen Sterlet zu fangen, oder es jagt oben auf dem Fußpfade ein Reiter hin, der am Felsen zu schweben scheint, und nur mit Grauen beobachtet wird. Doch zuweilen treten dem auf dem Flusse Reisenden aus weiter Ferne Rauchwolken entgegen — eine Waldstrecke ist in Brand gerathen — endlich erblickt er die Flammenwellen, die den Berg überströmen; mancher Felsen glüht wie ein Vulkan. Knisternd verzehrt die Flamme die abgefallenen Reiser, das trockene Holz und den Saum des Waldes. Hohe Cedern und Fichten brennen nur bis zur Hälfte des Stammes ab. Die prasselnde Flamme kriecht fort, schlingt sich wie eine Schlange um die Schäfte der Bäume, helle Röthe spiegelt über ihren Gipfeln, der Strom strahlt die rothe Gluth noch einmal wieder, dann sinken über ihn wieder Rauchwolken herab, und der Reisende fährt durch ihren Wirbel wie durch den Schlund der Hölle.

Jemehr man sich Jakutsk nähert, desto breiter wird der Strom, die Ufer werden steiler, die Ansichten malerischer. In tiefdunklem Schatten, fährt man zu Zeiten über den schwarzen Wasserspiegel hin, an Felsen vorbei, denen das launenhafte Spiel der Natur die Form langer Säulengänge, Minarets und Glockenthürme gab. Eine Spalte öffnet sich und scheint bis ins Eingeweide den Berg aufzureißen, aus dem ein voller Strom hervorstürzt, um sich mit der Lena zu vereinigen; Felsen, gestaltet wie ein wundervolles Schloß mit riesenförmigen, ausgezackten Thürmen, von Moos und Gesträuch überwachsen, neigen sich darüber. Dort scheint ein gigantischer Kopf in den Strudel hinabzustarren, dort blinkt eine Quelle in der Tiefe einer geheimnißvollen Höhle. Eine heilige Stille ruht auf dieser jungfräulichen Schöpfung und die Seele verschmilzt mit dieser wilden, und abenteuerlichen Natur. Aber schon ist die nur eine Stunde währende Nacht vorüber, der Morgenstern leuchtet schon wieder im Osten, während die Abendröthe im Westen kaum erloschen ist, ein kühles Lüftchen weht .... dort auf dem Vorgebirge steigt blauer Dampf in die Höhe; dort in einem reinlichen russischen Bauernhause finden die Reisenden Aufnahme und ein erquickliches Morgenbrod.

Aber schon ist Jakutsk in der Nähe; die Glockenthürme der Kirche und die Thürme des hölzernen Schlosses werden sichtbar, die 15 Werste breite Lena strömt gleich einem ungeheuren Meerbusen zwischen überschwemmten Inseln, die nur durch die Gipfel der Sandweiden bemerklich werden. Das Volk drängt sich am Ufer, man fängt an auszuladen, Ballen werden herausgerollt, man arbeitet und jubelt, alles ist in Bewegung. Schüsse, welche die Ankunft der Fahrzeuge melden, die Lieder der Barkenleute, das Gespräch bei den im Strome wiederstrahlenden Feuern, an denen Grütze gekocht wird, beleben das Ganze. Hier ist das Ende der Fahrt des irkutskischen Kaufmanns. Weiter hinaus sind die Lena-Ufer nur bis zum Aldan und noch etwas jenseits desselben noch bergigt und großartig; je weiter nach Norden, desto flacher werden sie, und hinter Schigansk verwandeln sie sich in gefrorne Moräste. Der Wald wird immer lichter und krüppelhafter; Moos vertritt die Stelle des Grases, der Strom wälzt sich fast als träger Sumpf dahin. Millionen von Kormoranen, Gänsen, Kranichen und Wasservögeln aller Art wandeln auf dem schwimmenden Moose, fliegen von einem See zum andern, plätschern und spielen. Ihr Geschrei bildet gleichsam ein stehendes Echo, und dieß ist die einzige Stimme des Lebens. Küste, Meer und Himmel verschmelzen in einen einförmigen Nebelstreif. In der öden Ferne findet der Blick keinen Ruhepunkt. Die bleiche strahlenlose Sonne wandelt am Himmel wie eine Büßende, ohne unterzugehen. Hier ist der Uebergang der organischen Natur zum Tode — es ist der Huf der Natur, wie ein mir bekannter Arzt sich äußerte.

Literarische Chronik.

1) Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par M. R. Faure, Médecin des hôpitaux militaires.

2) Spain in 1830. By Henry Inglis. 2 vol. Lond. 1831.

(Schluß.)

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Mittheilungen des Verfassers über die Parteien in Spanien überhaupt manche wichtige Aufschlüsse enthalten, wiewohl seine Ansichten im Einzelnen nicht immer die richtigsten seyn mögen. So legt er namentlich auf die Macht der Karlisten zu großes Gewicht, obgleich wir zu wiederholten Malen werden gesehen haben, wie leicht ihre Versuche, Spanien zu revolutioniren, unterdrückt werden konnten, und welcher elenden Werkzeuge sie sich hiezu bedienten, so daß man mit Recht Zweifel in die angebliche Gewalt ihres Einflusses setzen muß, und unmöglich glauben kann, daß sie anders als durch einen Zufall die Oberhand erlangen werden. Wahr ist es, daß der niedrigste und unwissendste Pöbel unter ihrem Einflusse steht; allein Catalonien, Biscaya und Navarra ausgenommen, sind vielleicht überall die untern Volksklassen völlig gleichgültig gegen jedwede Regierungsform; und sie haben nicht allein zur Zeit der Cortes, sondern auch während der Revolution des Bessieres und in Catalonien, bewiesen, daß sie weder für die Freiheit noch für den Despotismus kämpfen wollen. Unserer Meinung nach sind die Freunde der Bewegung nur in dem Mittelstande und in den höhern Klassen der Gesellschaft zu suchen; und wenn sie bis jetzt noch nicht zur That geschritten sind, so liegt der Grund davon bloß darin, daß sie nicht wissen, wie es am besten anzufangen ist. Indeß, alle Reformen der Welt sind bei ihrem Beginne von dieser Ungewißheit umgeben gewesen, bis sie zuletzt den richtigen Weg fanden und zum Ausbruche kamen. Eine Nachricht von dem Erzbischofe von Sevilla, dem Haupte der apostolischen Partei, mag hier eine Stelle finden:

„Das Kirchenoberhaupt von Sevilla, der Erzbischof, ist gleich wenig bekümmert um die Interessen der Religion wie der Moral. Gewöhnlich hält er sich nicht zu Sevilla, sondern in einem Kloster seines Sprengels auf, wobei er die Kosten eines eigenen Haushaltes erspart; alle Einkünfte seines erzbischöflichen Sitzes werden nach Portugal gesendet, um dort die Partei und das Interesse Don Miguels aufrecht zu erhalten. Vor drei Jahren machte der Erzbischof bankerott; er hatte an den König geschrieben, um anzufragen, was er ihm zu thun rathe. „Thut wie ich und zahlt Niemand,“ soll die Antwort des scharfsinnigen Monarchen gewesen seyn. Der Erzbischof fand diesen Rath vortrefflich, und hätte ihn so gefunden, wäre er auch nicht gerade von einem Könige gegeben worden; er versprach seine Gläubiger in zehn Jahren fristenweise zu bezahlen; bis auf diese Stunde aber hat noch Keiner einen rothen Heller gesehen. Ich selbst kenne einen Kaufmann, dem der würdige Priester eine beträchtliche Summe schuldig ist; allein der Kaufmann sagte mir, er würde sich Verfolgungen jeder Art aussetzen, wenn er es auf das Aeußerste treiben wollte. Indeß ist fast jeder Bischof und Erzbischof gezwungen, bei dem Antritte seines Hirtenamtes Schulden zu machen; da seine Einkünfte des ersten Jahres in den Säckel des Königs fallen, und er sonach genöthigt ist, von den Kaufleuten Geld aufzunehmen. Die Einkünfte des Erzbischofs von Sevilla belaufen sich auf 55.000 Pf.“

Weil gerade von Sevilla die Rede ist, so wollen wir hier den Verfasser auch über das Innere dieser Stadt sprechen lassen.

„Der erste Ausflug, den der Fremde in den Straßen von Sevilla macht, zeigt ihm eine ganz neue Ordnung der Dinge; er bemerkt auf den ersten Blick die Folgen eines heißen Himmelsstriches, und die Spuren maurischer Herrschaft und maurischer Sitten; vorzüglich an der Bauart der Häuser, die durchaus mit Nichts zu vergleichen sind, was er zuvor gesehen hat. Statt des weiten dunkeln Eingangs in einem castilianischen Hause führt ein mit ängstlicher Sorgfalt reinlich gehaltener Gang durch das Gebäude in den innern Hofraum oder Patio, der von diesem Zugange durch eine schönverzierte, oft vergoldete Thüre von Gußeisen getrennt wird, durch welche Jedermann, der auf der Straße geht, im Patio gesehen werden kann. Der Patio ist der Luxus eines heißen Klima's; obgleich unter freiem Himmel, liegt er doch gegen die Sonne geschützt oder kann durch eine angebrachte Vorrichtung mit einer Zeltdecke überspannt werden. Der Fußboden ist mit Marmor belegt oder mit bunten valencianischen Ziegeln; manchmal spielt in der Mitte ein Springbrunnen, und ausgesuchte Blumen von herrlichem Dufte stehen in schön verzierten Vasen umher; hieher flüchten sich die Einwohner vor der Mittagssonne, und hier versammelt sich am Abende jede Familie, um sich zu unterhalten, Besuch anzunehmen, Guitarre zu spielen und Limonade zu schlürfen.“

Kaum möchten wir die folgende Nachricht einem minder glaubwürdigen Reisenden als Inglis nacherzählen; so unglaublich scheint dieselbe, wenn man überhaupt nicht wüßte, daß die humoristische Verspottung der Priester und selbst heiliger Gebräuche bei aller blinden Devotion gegen die Kirche und ihre Diener eben so häufig in Spanien und Italien getroffen wird, als sie im Mittelalter bei uns in Deutschland üblich war, wobei wir nur an die kirchlichen Eselsfeste, die losen Anspielungen auf die Geistlichkeit in den Kirchengebäuden u. s. w. erinnern wollen. „Nachdem ich einen Tag zu Xeres verweilt und einen andern mit einem Ritte durch die Weinberge zugebracht hatte, kehrte ich nach Port St. Maria zurück, wo ich das Vergnügen hatte, die Gastfreundschaft der dortigen Kaufleute kennen zu lernen. Abends ging ich ins Theater, wo ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung auf der Bühne eine Vorstellung sah, wie ich vordem keine andere in Spanien gesehen hatte. Unter den Personen des Schauspiels trat ein Karmeliterbruder auf, der einen Liebeshandel mit der Tochter eines Barbiers angesponnen hatte; er bot ihr das Geld an, das er für einige Messen eingenommen hatte, und in einer andern Scene wurde ein Lied gesungen, das offenbar die spöttische Nachahmung eines Kirchengesangs enthielt.“

Ende gut, Alles gut. Da wir mit spanischen Räubern unsere Plünderung dieses interessanten Buches begonnen haben, so möge denn mit der Bekehrung eines Räubers geschlossen werden.

„Der weitberühmteste Räuber der neuesten Zeit, Polinario, hatte den Schauplatz seiner Thaten zum Theil im nördlichen Theile der Sierra Morena, zum Theile in den südlichen Gegenden der la Mancha aufgeschlagen. Es mögen nun drei Jahre her seyn, daß der Erzbischof von Jaen eine Reise durch die Sierra Morena machen wollte in keiner andern Begleitung als einiger seiner Diener, und Polinario, der davon Wind bekommen hatte, legte sich in Hinterhalt und lauerte Tag und Nacht auf den Prälaten. So glückte es ihm denn auch an einem schönen Morgen, den Wagen des Erzbischofs in einem Hohlwege anzuhalten, wo er sich von ihm mit aller ritterlichen Artigkeit eines braven Räubers sein überflüssiges baares Geld und einige Kleinigkeiten von Juwelen als Angebenken auszubitten die Freiheit nahm. Nachdem Polinario Alles in Empfang genommen hatte, bat er den Erzbischof um seinen Segen, und dieser ermangelte nicht, ihm zu ertheilen; zugleich aber auch eine derbe Strafpredigt über die Lasterhaftigkeit seines ruchlosen Lebenswandels zu halten. Allein Polinario unterbrach die salbungsreiche Rede, indem er sagte, es helfe Nichts, ihm sein jetziges Thun und Lassen vorzurücken, wenn seine erzbischöflichen Gnaden ihm nicht auch für das Geschehene Verzeihung auswirken könne; denn ohne dieß sey es ihm nicht mehr möglich, ein ordentlicher Mensch zu werden. Der Erzbischof von Jaen, ein guter Mann, dem Polinario's Schicksal zu Herzen ging, und der dem zur Besserung geneigten Sünder die Hand reichen zu müssen glaubte, versprach ihm einen königlichen Gnadenbrief auszuwirken, ließ sich aber einstweilen das Versprechen ablegen, daß er keinen Raub mehr verüben wolle. So trennten sich beide, der Eine zufrieden, eine gute Beute gemacht und die Aussicht auf Begnadigung zu haben, der Andere, eine Seele erretten zu können. Indeß vergingen über des Erzbischofs Bemühung eilf Monate, während welcher Zeit Polinario alle Mühe hatte, sich versteckt zu halten, da ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war und man hitzig auf ihn Jagd machte. Endlich wurde der Pardon ertheilt, und Polinario sah sich genöthigt, ein tugendhafter Mensch zu werden. Indeß hört man ihn noch oft nach seiner frühern Lebensart seufzen und sagen, nur sein dem Prälaten gegebenes Wort halte ihn zurück, sie von Neuem anzufangen; allein der Erzbischof habe ihm Treu und Glauben gehalten, und so wolle er es auch thun.“

München, in der Literarisch-Artistisch[illegible] der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 217. 5 August 1831.

Die indischen Assassinen.

In Indien, wo das ganze Volksleben sich in Korporationen und Kasten abschloß, giebt es bis auf diese Stunde noch selbst eine Räuberkaste, Phansigars oder Thugs (Würger) genannt, die den Wanderern mit Schlingen auflauern, sie berauben und erdrosseln. Die Literaturzeitung von Calcutta theilt über diese grauenvolle Verbrüderung, die übrigens unter priesterlichen Einsegnungen geschlossen wird, und in vielen Stücken an den alten Assassinenorden des Morgenlandes erinnert, folgende Nachrichten mit.

Nachdem die Phansigars sich die Gunst der Göttin Bhowani (ihr Tempel ist zu Bindachul) durch Darbringung eines Theiles ihrer Beute vom vorigen Jahr erworben zu haben glauben, und ihnen hierüber die Versicherung des Priesters zu Theil geworden ist; so treffen sie die Vorbereitung zu ihren neuen Raubzügen. An einem bestimmten Tage versammelt sich die Bande in dem Dorfe ihres Anführers, und wenn sie über den Plan ihres Zuges und über die Gegend, der ihr Besuch gelten soll, einig geworden, so schreiten sie zur feierlichen Weihe ihrer Kodalee, einer kleinen Spitzhaue, mit der sie die Gräber für die Ermordeten graben, und die sie als ihre Standarte betrachten. Ihrem Glauben nach kann keine Seele eines von ihren Händen Erwürgten aus dem Grabe, das mit einer so geweihten Hacke gegraben wurde, aufsteigen, um den Mörder zu verfolgen; deßhalb gehen sie auch bei der Weihe dieses Instrumentes mit der größten Sorgfalt zu Werke, und geben nicht zu, daß eine Grube mit einem andern Werkzeuge aufgeworfen werde. Diese Spitzhaue ist sehr sauber gearbeitet, vier bis fünf Pfund schwer, sechs bis acht Zoll lang, und nur mit einer Spitze versehen. Es wird bei dieser Ceremonie eine Ziege geschlachtet, und dieselbe sammt einer Kokosnuß der Bhowani zum Opfer dargebracht. Dann bereiten sie eine Mischung von Sandelholz und andern wohlriechenden Gewächsen, von Spiritus, Zucker, Mehl und Butter, und kochen sie in einem Kessel. Zu gleicher Zeit ist eine Stelle des Bodens eigens gesäubert, und mit Kuhmist überdeckt worden, auf den die sorgfältig abgewaschene Kodalee gelegt, und unter gewissen Gebeten und Ceremonien mit der erwähnten Mischung übergossen wird. Hierauf wischt man die dergestalt geweihte Haue ab, und wickelt sie unter Beistand des Priesters in ein reines weißes Tuch. Mit der Morgendämmerung zieht die ganze Bande eine Strecke weit vor das Dorf hinaus auf dem Wege, den man einzuschlagen Willens ist, und horcht hier auf den Ruf der Rebhühner, während der Priester bei sich überlegt, wessen Händen er die Kodalee anvertrauen soll. Vernimmt man einen Rebhuhnruf von der rechten Seite her, so übergiebt er sie demjenigen, den er dazu erkoren hat, und schärft ihm die Verantwortlichkeit für dieses heilige Unterpfand ein. Läßt sich der Rebhühnerruf zur linken Hand hören, oder ertönt bis die Sonne emporgestiegen ist gar keiner, so kehrt die Mörderschaar wieder um, und wartet bis zum nächstfolgenden Morgen, wo sie nach einer andern Richtung hin ausziehen, während der Priester abermals seine Gedanken auf einen andern aus der Bande gerichtet hält, und so wird jeden Morgen fortgefahren, bis die Göttin durch Rebhuhnruf zur rechten Hand die Billigung der Wahl ankündigt.

Wenn die Kodalee irgend jemals zur Erde fallen sollte, so wird dieß von der Bande für eine schlimme Vorbedeutung gehalten, und als die Warnung angesehen, die Gegend ohne Verzug zu verlassen, und einen andern Standartträger zu erwählen; ereignet sich kein dergleichen ungünstiger Zufall, so bleibt der einmal gewählte Bannerherr das Jahr hindurch in seiner Stelle, aber für das nächste muß durchaus eine neue Wahl vorgenommen werden. Der Bannerführer trägt das anvertraute Heiligthum in seinem Leibgurte, doch legt er sich mit demselben am Leibe nicht zum Schlafen nieder, läßt aber auch Niemand sehen, wohin er es die Nacht über, oder wenn er rastet, verbirgt. Alle Schwüre der Bande werden auf diesem Werkzeuge abgeleistet, wobei es gleichfalls wie bei der Weihe in ein reines weißes Tuch geschlagen auf eine mit Kuhmist bedeckte Stelle des Bodens gelegt wird. Man hört von den ältesten Räubern zuversichtlich den Glauben äußern, Jeder der einen falschen Eid auf diese Weise schwören würde, müsse unmittelbar von irgend einem schweren Unfall betroffen zu werden fürchten. Wenn Einer aus der Bande der Verrätherei verdächtig wird; so läßt man ihn auf die obbeschriebene Weise einen Eid ablegen, und man weiß furchtbare Geschichten zu erzählen, wie plötzliche Krankheit oder Tod den meineidigen Frevler befallen habe.

Der Bannerträger wandert sogleich nach seiner Wahl quer durch den ersten rinnenden Strom in der Richtung nach der Gegend hin die von der Bande heimgesucht werden soll; nur ein einziger Zeuge begleitet ihn, um eine günstige Vorbedeutung zu erspähen. Nur wenn sie zur Nurbudda, Schumna oder sonst einem Flusse aus dieser Klasse gelangen, muß ihm die ganze Bande folgen. Ein Thier

zur rechten Seite des Weges, besonders, wenn es einzeln geht, wird als ein glückverheißendes Zeichen betrachtet. Läuft hingegen ein Wolf über den Weg vor oder hinter der Schaar, so muß sie umkehren, und eine andere Straße einschlagen. Hört sie während des Tages einen Schakal heulen, oder des Nachts ein Rebhuhn rufen, so verläßt sie unverzüglich diese Gegend.

Eine andere religiöse Feierlichkeit bildet bei diesen Assassinen die Wehrhaftmachung durch das Romal. Keiner darf eine Erdroßlung vornehmen, bis er von dem Priester regelmäßig mit dem Romal bekleidet worden ist. Dieses besteht aus einem Stück des Anzuges womit man die Mordthat vollzieht. Stricke und Schlingen sind gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich, und man bedient sich zu diesem grauenvollen Geschäfte jetzt in den Gegenden nördlich von der Nurbudda eines gewöhnlichen Tuches oder Leibgurtes; obgleich man, wie es heißt, in einigen Theilen der Halbinsel noch des Strickes sich bedient, und zwar aus Vorsicht, weil man denselben leichter verbergen kann. Wenn ein Mann die verschiedenen Stufen erstiegen und hinreichende Proben seiner Geschicklichkeit, d. h. seiner Kraft und Entschlossenheit, einen Menschen zu erwürgen, oder wie sie es nennen, „Hartbrüstigkeit" Kura-dschaddi abgelegt hat, so verleiht ihm der Priester an einem Tage, bevor die Bande sich versammelt und zum Aufbruche gerüstet hat, den Romal, wobei er ihn erinnert, wie viele seines Stammes sich in der Handhabung dieser trefflichen Waffe ausgezeichnet, und wie Viel seine Freunde von seinem Muthe erwarten. Dann ruft der Priester die Göttin an, das löbliche Vorhaben des Neophyten zu segnen, seinen ruhmvollen Ehrgeiz zu begünstigen, und ihn als ihren Diener in Schutz zu nehmen. Die Bekleidung mit dem Romal gilt unter diesen Ungeheuern für eine Art Ritterschlag und wird als das höchste Ziel ihres Strebens betrachtet, nicht allein weil derjenige, der die Erdrosselung vornimmt, vor der übrigen Bande Anspruch auf einen größern Theil der Beute hat, sondern weil ihm durch den Romal ein sichtbares Zeichen beigelegt wird von der Anerkennung seiner Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit, nach deren Ruhm alle seine Mordgenossen geizen. Die Feierlichkeit dieses Ritterschlages kostet dem Neugeadelten ungefähr fünfzig Rupien, die dem Goru oder Oberpriester der Rotte, gewöhnlich ein alter Phansigar, gleichviel ob Hindu oder Mohammedaner, in den Säckel fallen. Dieser würdige Mann hat sich gewöhnlich vom Felde der Ehre zurückgezogen, um in den friedlichen Hallen des Tempels den Rest seiner ruhmvoll verlebten Tage hinzubringen, und seine Nachkömmlinge und Schüler betrachten ihn mit eben so großer Ehrfurcht, als vielleicht die Templer ihren Großmeister, oder die Assassinen den Alten vom Berg. Sein Rath und seine Lehre wird mit tiefer Unterwürfigkeit vernommen und befolgt, und alle Streitigkeiten unter der Bande gleicht sein Richterspruch aus.

Manche erhalten die Ritterwürde schon vor ihrem zwanzigsten Jahre; dann sind sie gewöhnlich schon in früher Jugend von ihren Aeltern oder Meistern mit ins Feld genommen worden, und haben so den Dienst gelernt, indem sie dazu verwendet wurden, den Schlachtopfern die Hände zu halten, während die Ritter des Romalordens denselben die Kehle zuschnürten. Doch jederzeit muß der Neophyte tüchtige Proben seines Kura-dschaddi abgelegt haben, bevor ihn der Ordensmeister der Aufnahme würdigt. Einige gelangen gar nie zu dieser hohen Begnadigung und bleiben Zeitlebens bloße Knappen oder dienende Brüder, die man bloß dazu verwendet Wache zu halten, auf Kundschaft auszugehen, die Schlachtopfer in die Falle zu locken, die Gruben zu graben und die Leichname zu beseitigen. Man hat unter dieser Rotte den furchtbaren Glauben herrschend zu machen gewußt, daß die Seelen der von ihnen Erwürgten, wie andere Menschenopfer, die man zur Sühne der Götter darbringt, von ihrer Göttin wohlgefällig aufgenommen und ins Paradies gebracht werden, wo sie dann denjenigen, die sie erdrosselt haben, zum Danke als Schutzengel ihre besondere Fürsorge zuwenden. Dieß steht zwar einigermaßen mit ihrer Ansicht in Widerspruch, daß die Geister der mit der geweihten Haue verscharrten Leichname nicht den Mörder verfolgen können; allein es erinnert an die Meinung einiger wilden Gebirgsvölker Indiens, welche dafürhalten, daß die Seele eines Menschen, der von einem Tiger zerrissen worden ist, zuweilen auf dem Kopfe des Thieres reitet, und es vor seinen Verfolgern schützt.

Das alte Sprichwort: „todter Mund ist stumm" wird von dieser Würgengelschaar treulich bewahrt und eingeschärft; auch handeln sie genau nach dieser weisen Vorschrift und berauben Niemand, bevor sie ihn nicht ermordet haben. Auf diese Weise besteht noch fortwährend unter den Augen der englischen Regierung ein Geheimorden, der durch religiöse Weihen und Verheißungen Dauer und Bestätigung erhält und gewissermaßen als eine eigene religiöse Sekte betrachtet werden kann. Denn diese Rotte hat ihr eigenes Religionssystem und eine besondere Verfassung, der zufolge Genossen jeder Glaubensmeinung aufgenommen, und unter Verheißung hohen Lohnes in dieser und der andern Welt zu Raub und Mord angefeuert werden. Auch durch diesen Zug erinnert diese Mörderschaar an den bekannten Assassinenorden. Da die Kuh ein Symbol der Durgha oder Bhawani ist, so müssen die Mohammedaner, die aufgenommen werden, von dem Augenblick ihres Eintrittes an auf den Genuß des Rindfleisches Verzicht leisten; auch dürfen sie zwar den Koran lesen, niemals aber den Namen Mahomed anrufen. Indeß bleibt der Koran fortwährend ihr Civilgesetzbuch, nach welchem sie sich in Erbschaftsangelegenheiten, Heirathen, u. s. w. richten.

Neu-Seeland.

5. Prachtvolle Scenerie des Landes. — Klima. — Agrikultur. — Erster Anbau des Waizens.

Neu-Seeland bietet im Ganzen genommen ein Landschaftsgemälde von großer und großartiger Abwechslung dar; überall, selbst da wo die Natur nur in kleinerem Maßstabe geschaffen hat, sind kühne und wilde Formationen ihr vorherrschender Charakter; nicht allein, weil dieselben in ihrem jungfräulichen Urzustande erhalten sind, der die schwachen Kulturversuche rings mit der alten und schnell wieder eintretenden Verwilderung umlagert, sondern vielmehr weil eine phantastische Mischung von unordentlich durcheinander geworfenen Bergen, Wäldern und Thälern die Oberfläche des Landes bedeckt. Schroffe Berge steigen empor und ihre Seitenwände sind mit Waldungen bedeckt, während ihre Gipfel von jeder

Vegetation entblößt, oft in nackte Felsenzacken auslaufen, so daß gewöhnlich das üppigste Grün und das reichste Wachsthum dicht neben der kahlsten Unfruchtbarkeit zu erblicken sind. Wenn diese schroffen Gegensätze und Unterbrechungen des Bodens dem Anbaue ungünstig sich entgegenstellen, so bilden sie dafür durch ihren Kontrast höchst malerische und prachtvolle Ansichten. Alle die Neu-Seeland besucht haben, stimmen in ihrer Bewunderung seiner grandiosen Naturschönheiten überein, die selbst da nicht fehlen, wo die Küste am ödesten und am wenigsten einladend erscheint. Die südliche Insel mit Ausnahme eines schmalen Landstriches längs ihres nördlichen Gestades scheint in ihrem Innern ein ungeheures Chaos von Gebirgen und der ewige Wohnsitz des Winters zu seyn; aber auch hier sind die Bergabhänge, die sich zum Meere herabsenken, an manchen Orten sogar bis in gleicher Linie mit dem Wasserspiegel, von gigantischen und immergrünen Wäldern bekleidet und auf tiefern Landeinschnitten die vor den Winden gesichert sind, drängt sich die Vegetation in einer Ueppigkeit hervor, deren lieblicher Anblick von keiner Gegend der Welt überboten werden kann. Die winterliche Dürftigkeit der Westküste der südlichen Insel rührt nicht sowohl von den Breitengraden her, unter welchen sie liegt, als von den stürmischen Nordwinden, die in dieser Weltgegend so vorherrschend sind, und deren ganzem Ungestüme dieß Gestade bloßgestellt ist. Das Innere und die östliche Seite der nördlichen Insel verdanken ihre Fruchtbarkeit und wohnliche Lage hauptsächlich dem hohen Landrücken, der daver als Schutzwehe gegen jene verwüstenden Winde gelagert ist. Der mehr gegen Westen gelegene Theil scheint nur an solchen Stellen bewohnt, die auf gleiche Weise durch Hügelketten gedeckt sind. Hier, so wie in den ostwärts gelegenen und am meisten bevölkerten Strichen, bieten die Landschaften dem Auge einen Teppich des üppigsten Grüns dar, dessen glänzende Frische selbst bei der heißesten Sommerzeit in einer anderwärts ungewöhnlichen Fülle prangt; hiezu trägt besonders die immerwährende Feuchtigkeit bei, mit der die Wolken, von den hohen Bergen angezogen, die Vegetation erfrischen. Ein großer Theil des Landes, sowohl die Thäler als die Seitenwände der Hügel, sind mit majestätischen Kieferforsten überwuchert, in die man wegen des dichten Buschwerkes, das den Raum zwischen den Baumstämmen ausfüllt, kaum eindringen kann; wo kein Gesträuch angeflogen ist, sperren Farrenkräuter von sechs bis sieben Fuß Höhe den Weg. Am Rande der Gehölze strömen zahllose Bäche, die das Land nach allen Richtungen hin durchschneiden und zuweilen Flüsse bilden, welche Meilen weit für Schiffe von beträchtlicher Ladung fahrbar sind. Hiedurch bestehen mehrere Verbindungslinien zwischen den entgegengesetzten Gestaden des nördlichen Eilandes; während verschiedene kleinere Gewässer, die über steile Felsenabgründe herniederstürzen, in ihrem Laufe durch prachtvolle Wasserfälle unterbrochen werden und durch ihre herrlichen Katarakte nicht wenig zur erhabenen und romantischen Schönheit des Landes beitragen. Viele Felsen an der Küste sind durchbrochen, was von ihrer ursprünglichen Formation Zeugniß giebt, und stellen riesenhafte Chorgewölbe dar, die mit reichen Gewinden von Schlingpflanzen und Laubgebüschen überhangen, dem Auge bezaubernde Fernsichten in das Innere des Landes öffnen, das sich innerhalb ihrer wie ein kolossales Gemälde von kolossalen Rahmen umschlossen zeigt.

Das Klima von Neuseeland ist entschieden gemäßigt. Während fast voller zehn Monate, die Kapitän Cruise auf der nördlichen Insel zubrachte, nämlich von Mitte Februars bis zu Anfang Dezembers stand das Thermometer zwischen 50° und 75°, auch fiel es nicht unter 40° noch stieg es über 80°. Als den kältesten Tag bemerkte er den 4 Julius, wo es auf 40° stand, als den wärmsten den 4 April, wo es auf 80° stieg. Die vorherrschend stürmische Witterung, besonders auf der westlichen Küste, macht allein eine Ausnahme von dem trefflichen Klima Neuseelands. Alle Seefahrer, wie Cook, Cruise und Vancouver, die diese Seite der Meeresküste beschifften, hatten mit den furchtbarsten Stürmen zu kämpfen.

(Schluß folgt.)

Berangers neueste Lieder.

Beranger, der Troubadour des jungen Frankreichs, dessen Ruhm und Unglück er in so rührend wehmüthigen und scherzhaft fröhlichen Liedern gesungen hat, übergab dem polnischen Komité zu Paris zwei Gesänge, deren Ertrag er für das tapfere und unglückliche Volk der Polen auf den Altar der Freiheit niederlegte, mit dem Erbieten, wenn die Kosten des Druckes den Erlös übersteigen, dem Komité, das die Bekanntmachung übernehmen wird, den Verlust zu ersetzen. „Ist dieß nicht der Fall," so schrieb der bescheidene Dichter zu diesem edelmüthigen Anerbieten, „so werde ich mich allzuglücklich schätzen, durch mein Schärflein etwas beigetragen zu haben zur Unterstützung der Bemühungen, die das Komité aufbietet, um unsere Sympathie für das hochherzige und heldenmüthige Polen an den Tag zu legen." Diese Lieder: „Poniatowski," „Hâtons-nous," „Le 14 Juillet," das der Dichter während seiner Gefangenschaft in La Force im Jahre 1829 dichtete, und „A nos amis devenus ministres," werden begleitet seyn von einer Zueignung an Lafayette und einer Notiz über Poniatowski von dem Polen Leonard Chodzko. Vorläufig theilen wir nachstehend zu dem schon früher in diesen Blättern mit einer Uebersetzung bekannt gemachten Gedichte „A mes amis" etc. das neue „Hâtons-nous!" betitelt, mit:

Ah! si j'étais jeune et vaillant,
Vrais hussard, je courrais le monde,
Retroussant ma moustache blonde,
Sous un uniforme brillant,
Le sabre au poing et bataillant,
Va, mon coursier, vole en Pologne,
Arrachons un peuple au trépas,
Que nos poltrons en aient vergogne,
Hâtons-nous, l'honneur est là bas (bis).

* * *

Si j'étais jeune, assurément
J'aurais maîtresse jeune et belle.
Vite, en croupe, mademoiselle,
Imitez le beau dévouement
Des femmes de ce peuple aimant:
Vendez vos parures; oui, toutes
En charpie emportons vos draps.
De son sang sauvez quelques gouttes.
Hâtons-nous! l'honneur est là bas (bis).

* * *

Bien plus, si j'avais des millions,
J'irais dire aux braves Sarmates:
Achetons quelques diplomates,
Beaucoup de poudre, et rhabillons
Vos héroïques bataillons.
L'Europe, qui marche à béquilles,
Riche goutteuse, ne croit pas
A la vertu sous des guenilles.
Hâtons-nous! l'honneur est là bas (bis).

* * *

Pour eux, si j'étais roi puissant,
Combien je ferais plus encore!
Mes vaisseaux, du Sund au Bosphore
Iraient réveiller le Croissant,
Des Suédois rechauffer le sang, criant:
Pologne, on te séconde.
Un long sceptre au bout d'un bon bras
Peut atteindre aux bornes du monde.
Hâtons nous! l'honneur est là-bas (*bis*).

* * *

Si j'étais un jour, un seul jour,
Le Dieu que la Pologne implore,
Sous ma justice, avant l'aurore,
Le Czar pâlirait dans sa cour;
Aux Polonais tout mon amour!
Je saurais, trompant les oracles,
De miracles semer leurs pas.
Hélas! il leur faut des miracles.
Hâtons nous! l'honneur est là bas (*bis*).

* * *

Hâtons nous! mais je ne puis rien.
Oh roi des cieux! entends ma plainte;
Père de la liberté sainte,
De ce peuple unique soutien,
Fais de moi son ange gardien;
Dieu, donne à ma voix la trompette
Qui doit réveiller du trépas,
Pour qu'au monde entier je répète:
Hâtez-vous! l'honneur est là-bas (*bis*).

Vermischte Nachrichten.

Folgende Nachricht von den ersten Niederlassungen der Portugiesen in China wird in dem Canton Register aus alten Handschriften, die im Senathause zu Macao in Verwahrung liegen, mitgetheilt: „Der erste Versuch der Portugiesen auf China geschah im Jahre 1522 von drei Schiffen, unter Anführung Martin Affonço's de Mello, der als Gesandter kam, aber nahe der Bocca Tigris von einer mächtigen Flotte angegriffen und geschlagen wurde. Diese üble Aufnahme hinderte indeß die Portugiesen nicht, längs der Küste von Hainam bis Nimpo Handel zu treiben, und an letzterem Orte gelang es ihnen sogar, eine Ansiedlung zu begründen. Ihr beständiger Verkehr mit Japan bereicherte in Kurzem die Bevölkerung; allein in weniger als fünf Tagen wurde die ganze so viel versprechende Niederlassung zerstört, da der Vizekönig sechzigtausend Eingeborne auf vierhundert Junken dagegen absendete, die fünf und siebenzig portugiesische Schiffe verbrannten und achthundert Europäer nach verzweifelter Gegenwehr am Ufer erschlugen. Ungeachtet dieser Niederlage gelang es zwei Jahre später einigen Portugiesen durch Geschenke und Arbeitsamkeit, die Erlaubniß zu einer Niederlassung in der Provinz Fokien zu erlangen, wo sie drei Jahre ungestört blieben. Aber wiederholte Versuche, ihr Gebiet zu vergrößern, erbitterten die Chinesen dergestalt, daß sie einen Angriff auf die Fremden machten, wobei dreizehn Schiffe derselben in Feuer aufgingen und von fünfhundert Portugiesen nur dreißig mit dem Leben davon kamen. Dessen ungeachtet fuhren sie fort, unter den Inseln Handel zu treiben, bis sie es endlich wieder wagten, auf der Insel Sanchoan (St. Johann) einige Hütten zu erbauen. Diese wurden mehr als Einmal zerstört und wieder aufgebaut, da die portugiesischen Schiffe, die von und nach Japan handelten, die Ansiedlung immer wieder herstellten. Dieß dauerte bis zum Jahre 1554, wo die Chinesen, welche die Insel allmählich aufblühen und von Portugiesen, die hier die Gebeine ihres heiligen Franz Xavier begraben hatten, häufig besucht sahen, letztere bewogen, ihre Niederlassung nach Sanchacao, sechs und dreißig Meilen westlich gegen Macao hin, zu verlegen. Hier blieb dieselbe drei Jahre. Um diese Zeit verwüstete ein Amu Seeräuber, Namens Tunsilao, alle Küsten und Inseln, was die Chinesen bewog, die Hülfe der Portugiesen anzurufen, denen es nach mehreren Kämpfen auch gelang, die Piraten zu vernichten. Bei der Feier dieses Sieges wurden sie dem Vizekönige von Canton vorgestellt und erhielten von ihm die Erlaubniß, ihre Munition und Lebensmittel auf Macao zu trocknen; unter diesem Vorwande bemächtigten sie sich der Insel, die damals noch öde lag. Dann bauten sie sich Häuser und Kirchen, und luden die übrigen Portugiesen auf Sanchacao ein, herüber zu kommen. Diese folgten sogleich, und der Kaiser Cambi verlieh ihnen später endlich diese ganze Insel."

*

Eine Zeitung von Madras (11 Dezember v. J.) enthält die Uebersetzung eines Briefes, der zu Benares und in mehreren andern Städten im Umlaufe war. Derselbe ist angeblich vom Himmel gefallen und in dem Tempel des Wiswonadswamy zu Benares gefunden worden, wo der Bramine Kussepapu Abschriften davon machte. Dieses merkwürdige Schreiben besteht in folgender Prophezeyung: „Im hindustanischen Jahre 1888 (das unsrem Jahre 1832 entspricht), im Monate Februar, am fünften Tage nach dem Vollmonde, der an einem Samstage um zehn Uhr Vormittags eintreten wird, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbockes tritt, wird das gegenwärtige eiserne Zeitalter der Welt ein Ende nehmen und das neue goldene beginnen, das tausend Jahre dauern wird. Das menschliche Leben wird in dieser Zeit hundert und fünf und zwanzig Jahre erreichen. An demselben Tage wird auch am Nordpole ein Radschah geboren werden, Morgens um acht Uhr, im zunehmenden Monde, und diese Nacht wird auf dreizehn Stunden und eine Viertelstunde verlängert werden, und nach Verlauf von neun Stunden in derselben ein Erdbeben entstehen, durch das alle Tyrannen und schwachen Völker gestürzt werden; nur heilige und fromme Menschen werden erhalten werden. Wer diese Nachricht mit Zweifel aufnimmt, wird eine große Sünde begehen; wer sie aber hört und andern Ländern mittheilt, wird eben so viel Verdienst erwerben, als wenn er tausend Kühe und Pferde geopfert hätte."

*

Herr Guilley, vormaliger Adjutant der Artillerie der Nationalgarde, dessen Name unsern Lesern noch aus den Gerichtsverhandlungen der Dezemberverschwörung im Gedächtnisse seyn wird, hat eine Anstellung als Lieutenant im fünften Kürassierregimente erhalten. An dem Tage, als er von Paris dahin abging, wurde er von einer großen Menge seiner Freunde, die ihm eine vollständige Equipirung zum Geschenke machten, an den Postwagen begleitet. Helm, Säbel und Patrontasche, die ihm überreicht wurden, trugen die Inschrift: „Ein Geschenk der Pariser Artillerie."

Witzstacheln des Figaro.

Folgende Sachen sind verloren gegangen und unter Trommelschlag ausgerufen worden; der redliche Finder wird gegen angemessene Erkenntlichkeit um die Rückgabe gebeten:

1. Eine Herzogin von Berry in einem benachbarten Lande. Dieselbe hat einen langen Hals, einen kleinen Fuß und eine Revolution in ihrem Arbeitsbeutel sammt einigen Thalern mit dem Gepräge eines legitimen Gesichtes.

2. Eine russische Note als Antwort auf eine französische. Die besagte Note ist so grob und so unangenehm für die Friedensmänner um jeden Preis, daß man glauben kann, sie werden sich nicht viel Mühe geben, dieselbe zu suchen. Andere werden deßhalb darum gebeten.

3. Das Julusprogramm, ein politischer Spaß, von dem die ganze Welt spricht.

4. Eine Flotte, die gegen Don Miguel an die Küste von Portugal geschickt wurde, und so wenig von sich reden macht als eine züchtige Jungfrau.

5. Zweimalhundert fünfzigtausend Mann, ausgehoben in Frankreich. Dieser Gegenstand ist von Bedeutung; denn vor drei Monaten sagte man, wir würden eine halbe Million Soldaten unter den Waffen haben. Dieser Verlust ist sehr empfindlich, zumal Rußland, Preußen, Sardinien, Savoien, Oesterreich und Neapel Regiment um Regiment an unsere Gränzen spielen.

6. Der Großfürst Konstantin, der von der Cholera auf der einen und von den Polen auf der andern Seite gerissen, in Stücke gegangen ist. Herr Geoffroy St. Hilaire möchte ihn gern in Weingeist setzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 218. 6 August 1831.

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Souvenirs, Episodes et Portraits pour servir à l'histoire de la Revolution et de l'Empire. Par Charles Nodier. Tom I et II. Paris. 1831.)

Mit Unrecht, wie uns dünkt, beklagt man sich über die Unzahl von Memoiren, die wir der französischen Revolution verdanken. Denn so ungeheuer ist diese Begebenheit in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen, daß Jeder, der ihre Sündfluth überlebt hat, etwas Neues und Wunderbares davon zu erzählen wissen wird. Es ist eine neue Kosmogonie, an der, man mag sie nun mit eigenen Augen oder mit Fernröhren und Mikroskopen betrachten, eine unendliche Reihe von Entdeckungen zu machen ist. Der sogenannte Universalhistoriker wird freilich schwindeln, und bei seinem kritischen Bestreben um Kopf und Busen bangen, wenn er diese alexandrinische Bibliothek von Denkschriften mit jedem Tage anschwellen sieht, und in dieser einzigen Weltbegebenheit eine vollständige Weltgeschichte anerkennen muß, die nicht allein an sich eine unendliche Größe bildet, sondern deren einzelne Phänomene selbst Mikrokosmen und Sternensysteme sind, an denen unsere geschichtlichen Teleskopen oft noch wenig mehr als ihre Flecken entdecken konnten. Wer denkt hiebei nicht an jenes einzige Meteor des Ruhmes, an Napoleon, dessen Kometenbahn wir kaum noch zu berechnen angefangen haben?

Unter den Memoiren, die in der jüngsten Zeit über die französische Revolution erschienen sind, gebührt den oben angeführten „Erinnerungen Nodier's" — wenn wir anders sie in die Reihe der gewöhnlichen Memoiren stellen dürfen — eine ausgezeichnete Stelle, nicht allein wegen einer Menge neuer Züge und Thatsachen, sondern auch weil sie von einem lebendigen Geiste aufgefaßt und wiedergegeben voll Leben und Farbe und von einer dramatischen Wahrheit sind, die auch ohne die Betheurungen des Verfassers ihre historische verbürgt. Kaum wird man diesen Gemälden ihren romantischen Firniß zum Vorwurf machen, da die wilden Abenteuer jener großen Begebenheit, die sie in einzelnen abgesonderten Bildern darstellen, so seltsam und wunderbar an sich sind, daß man fast denen die Gabe der Auffassung absprechen möchte, denen jener Farbenglanz mangelt. Es ist möglich, daß der Verfasser Begebenheiten und Personen unter einer lebhafteren Beleuchtung der Imagination gesehen hat, als Andere seiner Zeitgenossen; es ist möglich, daß die Menschen oft nicht die Milde des Urtheiles verdienen, die sein gutes Herz für sie zu finden wußte. Seine Wahrnehmungen haben vielleicht, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht die absolute Bestimmtheit mathematischer Wahrheiten. „Allein was ich mit Zuverlässigkeit versichern kann," setzt er hinzu, „ist, daß sie meine Wahrnehmungen sind, und daß ich sie auffaßte, wie die Ereignisse mir sie darboten. Jeder kann nur für die Eindrücke in sofern verantwortlich seyn, als es die Fähigkeit betrifft sie aufzunehmen, und den Willen sie wieder zu geben, wie er sie aufgenommen hat. Nur für die Thatsachen bin ich Bürge, nicht Herr ihrer Eindrücke. Daß ich anders sah, als ein Anderer, daß Andre anders sahen, als er und ich, beweist nicht, daß ich und Andere gesagt haben, was nicht war, sondern daß Jeder von uns das Gesehene, so wie er es gesehen hat, erzählt . . . Meine Eitelkeit, weil ich es doch gestehen muß, besteht nicht darin, daß ich mir einbilde, die geringste literarische Eigenschaft eines Geschichtschreibers zu besitzen, aber in der Ueberzeugung, daß ich mich seiner ersten moralischen Eigenschaft rühmen darf."

Es kann uns nicht zugemuthet werden, eine Uebersicht des Werkes zu geben, was die ganze Farbengebung dieser Bilder verwischen hieße, wofür uns ohne Zweifel die Leser wenig Dank wissen würden, und wir ziehen es daher vor, einige Stellen, die uns am meisten, durch ihr historisches Interesse, wie durch ihre Darstellung angesprochen haben, daraus hervorzuheben.

---

1. Die Jehubanden.

Es wird vielleicht nur Wenigen bekannt seyn, daß die sogenannten Jesusbanden, eine beispiellose Erscheinung in den Annalen der französischen Geschichte — ihre wohlorganisirte Hierarchie, ihre Cadres, ihre Statuten, ihre Kriegszucht, ihre Freiwilligen, ihre Söldlinge, ihre verlorne Mannschaft hatten. Nicht einmal ihre Namen fand ich irgendwo richtig geschrieben, und ich behielt oben die lächerliche Bezeichnung Jesusbanden, bei, um die Leser nicht durch einen weniger bekannten Namen irre zu führen. Der eigentliche Name derselben war Jehubanden (Compagnies de Jehu) und entsprach völlig ihrem grausamen Handwerke: Jehu war bekanntlich von dem Propheten Elisä unter der Bedingung zum Könige von Israel gesalbt worden, die Verbrechen des Hauses Achab und der grimmigen Jesabel zu rächen, und die Baalspriester zu vertilgen.

Man sollte es kaum glauben, daß fast bei allen Schriftstellern diese Mörderbanden mit völligem Stillschweigen übergangen werden, und nur einen einzigen Menschen fand ich angeführt, der unter jenen Gesellschaften eine so unbedeutende und völlig untergeordnete Rolle spielte, daß ich seiner kaum erwähnt haben würde, wenn ich nicht, wie gesagt, seinen Namen in Verbindung mit den Jehubanden genannt gefunden hätte, jedoch nicht anders, als wie man von Cartouche oder einem andern berüchtigten Spießgesellen zu reden pflegt, ohne seine Geschichte mit einer Epoche oder einer Reihe von Ereignissen in Verbindung zu setzen. Es folgt hier der Anfang jenes Berichtes, an den ich meine Erzählung als Kommentar anschließen werde.

„Amiet, ein Postwagenräuber, erwarb sich durch seine Kühnheit und Räubereien eine traurige Berühmtheit. Er hatte eine Bande gebildet, die lange Zeit das Departement der Ain beunruhigte, aber endlich mit ihrem Anführer in die Hände der Gerechtigkeit fiel u. s. w."

Amiet würde gewiß höchlich überrascht werden, wenn er diese Nachricht lesen könnte, bei weitem mehr aber noch seine Richter. Der Zufall hatte mich mit Amiet und seinen Genossen in ein und dasselbe Gefängniß geworfen. Ich war damals in einem Alter, wo der Gedanke an das Verbrechen mehr Zurückstoßendes hat, als in irgend einer spätern Zeit des Lebens, in einem Alter wo man kaum noch die Leidenschaften kennt. Ich lebte mit diesen Menschen, ich schlief mit ihnen auf ihrem Stroh, ich brach mit ihnen das Brod und ich habe mir von ihnen eine ganz andere Erinnerung bewahrt.

Es ist bekannt, daß zur Zeit, wo die Reaktion des Thermidors ihren Zenith erreicht hatte, die Hoffnungen der Royalisten von neuem Leben beseelt wurden. Es war von Nichts mehr die Rede, als von der demnächst bevorstehenden Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon, der man schon im nächsten halben Jahre entgegensah. Lyon war das Hauptquartier dieser Verschwörung, die im Grunde allzusehr an hellem Tage getrieben wurde, um diesen Namen zu verdienen. Es befand sich da eine wirkliche provisorische Regierung mit ihrem königlichen Komité, ihrer königlichen Verwaltung, ihrem königlichen Generalstabe und fast mit ihren königlichen Armeen. Eines dieser Heere organisirte sich in den Gebirgen von Auvergne unter Befehl des Herrn Chardon, ein anderes in den Gebirgen des Jura, unter Befehl des Herrn von Teyssonnet. Man muß sogar sagen, daß die Ehre oder vielmehr die Gefahr der Epauletten sehr gesucht war; nichts fehlte als die Soldaten. Es ist wohl das allerschwierigste auf der Welt ein Heer zu bilden, ohne Geld, und das Budget der Gegenrevolution war noch ziemlich mager. Zwar gingen aus dem Auslande einige große Summen bei den durch königliches Patent bestellten Kassenverwaltern der guten Sache ein, aber nicht mehr aus ihren Händen. Diese außernationalen Geldopfer haben wenigstens einigen unsrer Landsleute zur Wählbarkeit in die Kammer verholfen.

In dieser Verlegenheit fing man an zu begreifen, daß nur die Republik ihre Feinde besolden könne. Nun fand man es aber auch höchst wahrscheinlich, daß sie sich dazu nicht mit gutem Willen verstehen würde, und man hielt es daher für besser, ohne erst darüber eine gefährliche Unterhandlung anzuknüpfen, ihr das Geld zu nehmen, als sie darum zu bitten.

Darüber einmal einig, organisirte man Banden oder Kompagnien mit der Bestimmung, die Staatseinkünfte aufzuheben, und die öffentlichen Schatzwägen wegzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich diese Maßregel, da sie die einzige mögliche war, die man ergreifen konnte, sehr natürlich finde. In einem Bürgerkriege ist die Beraubung des Schatzes kein durch die Gesetze bezeichnetes Verbrechen mehr, es ist eine militärische Operation, und je nach Umständen, eine Waffenthat. Uebrigens kann man sich kaum einen Begriff davon machen, welchen Einfluß dergleichen Ereignisse auf die Ansicht der Menschen ausüben. Eben derselbe, dessen Herz und Geist jetzt vielleicht über meine Leichtfertigkeit sich empört, mit der ich von diesen ungeheuren Verirrungen spreche, würde sie wie ich genommen haben, wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Monopol des Theehandels in den Händen der ostindischen Kompagnie.

(Schluß.)

Man hat schon oben gesehen, daß die englischen Waaren, welche die Kompagnie nach China ausführte, jährlich nicht viel über eine halbe Million betrugen, da aber der Ankauf des Thees eine weit größere Summe beträgt, so wird der Ueberschuß durch Baumwolle gedeckt, welchen die Kompagnie auf ihre Rechnung nach China sendet. Die Art, wie sie sich in den Besitz dieser Baumwolle setzt, verdient bemerkt zu werden. Auf den westlichen Küsten von Indien gibt es Baumwollenpflanzungen, und kraft ihrer souveränen Gewalt, nimmt die Kompagnie den halben Ertrag als Landtaxe in Anspruch, und zwingt die Produzenten, ihr die andere Hälfte zu einem von dem Richter, dem Taxeinnehmer und dem Handelsresidenten, d. h. den Beamten der Kompagnie, festgesetzten Preise zu verkaufen. *) Da aber alle durch dieß beispiellose Unterdrückungssystem herbeigeschaffte Baumwolle die Bedürfnisse der Kompagnie noch nicht befriedigt, so kommen ihre Agenten bald da bald dort auf den Markt als Käufer. Dadurch kommen nun die Preise niemals auf ihren natürlichen Standpunkt, und so richtet das System der Kompagnie nicht bloß die Produzenten zu Grunde, sondern auch alle die, welche an dem Baumwollenhandel Theil haben.

Außer ihrem Handelsmonopol von England nach China, hat indeß die Kompagnie auch noch das von Indien. Kein Privatkaufmann kann von Calcutta oder Bombay ein Schiff nach Indien senden ohne Erlaubniß der Kompagnie. In China ist die Frage nach der Baumwolle und dem Opium Indiens, so wie nach den Produkten der Inseln des indischen Archipelagus sehr groß, und ein sehr ausgedehnter Handel würde zwischen diesen Ländern statt finden, wenn der Privatkaufmann nicht so große Schwierigkeit hätte, Rückfrachten zu bekommen. Die Kompagnie erlaubt ihm nicht ein

*) Das ist noch ein wenig weiter gegangen, als der Pascha von Aegypten, den man sonst als das non plus ultra in diesem schönen Finanzsysteme betrachtet.

einziges Pfund Thee wegzuführen, außer das wenige, was man in Hindustan bedarf; auf diese Weise haben sie wenig Mittel Zahlung zu erhalten, außer sie schmuggeln mit einiger Gefahr und sichern Verlust Silber aus Canton, oder sie kaufen ebenfalls mit Verlust von der Faktorei der Kompagnie Wechsel auf Indien. Selten erhalten sie Wechsel auf England, und stets nur zu einem geringen Betrag. Eine solche Art, den Handel zu treiben, ist in einiger Hinsicht vortheilhaft für die Kompagnie, aber im höchsten Grade nachtheilig für Indien und England. Die Schiffe, welche von der Kompagnie Erlaubniß erhalten, Waaren nach Indien zu führen, sind in der Regel genöthigt, leer nach Indien zurückzugehen. Alle Kosten der Reise fallen also nur auf die Waare, die nach China gebracht wird, und der Handel beträgt auf diese Weise nicht ein Zwanzigstheil Dessen, was er seyn würde, wenn er frei, und es jedem gestattet wäre, nach Gefallen Waaren nach Canton zu führen, oder von dort mit fortzunehmen.

Wir haben bereits bemerkt, auf welche Weise die Kompagnie sich die Baumwolle für den chinesischen Markt verschafft, nicht anders ist es mit Opium, dem zweiten großen Ausfuhrartikel nach China. Dieß Monopol trug der Kompagnie vor noch nicht langer Zeit jährlich rein 900,000 Pf. St. ein, was Niemand verwundern wird, wenn er hört, daß sie das Pfund den Produzenten um 3 Sch. oder 3 Sch. 4 D. (1 fl. 48 bis 2 fl.) abnahm, und es für 60 Sch. oder 36 fl. wieder verkaufte. In neuester Zeit wurden bedeutende Quantitäten Opium aus Malwa und der Türkei auf den Markt gebracht, was den Preis herunter drückte, er ist aber immer noch drei oder viermal größer als er es bei einem offenen Handel seyn würde.

Man sollte glauben, bei so ungeheuern Monopolien und den Mitteln, dieselben aufrecht zu erhalten, müßte der Gewinn der Kompagnie im Ganzen unermeßlich seyn; keineswegs. Obgleich ihr Theemonopol dem Lande jährlich 1,800,000 Pf. St. kostet, so ist es doch im hohen Grade zweifelhaft, ob die Kompagnie nach Bezahlung der Dividende von 630,000 Pf. St. überhaupt noch etwas gewinnt. Die Papiere und Rechnungen, welche dem Parlament vorgelegt wurden, sind in einer solchen Verwirrung, daß die erfahrensten Kaufleute unmöglich den wahren Stand ihrer Angelegenheit ersehen können. Ein Herr Rickards, der von beiden Häusern des Parlaments lange über diesen Gegenstand befragt wurde, und vermöge seiner Erfahrung in den Angelegenheiten Indiens sehr wohl im Stande ist, eine richtige Ansicht von der Sache zu haben, behauptete, daß so weit irgend etwas aus den mangelhaften Berechnungen der Kompagnie zu ersehen war, ihr Handel stets mit schwerem Verlust betrieben worden sey, und wenn sie nicht von den Einkünften Indiens unterstützt gewesen wäre, so würde sie längst vollkommen Bankerott gemacht haben.

Es ist unnöthig, hier den Rechenbeweis für diese Behauptung anzuführen, und wir setzen nur noch das Ende dieses merkwürdigen Aufsatzes bei, worin der Verfasser das Ganze zusammenfaßt: „das Monopol der Kompagnie legt dem englischen Volke eine direkte Taxe von nahe zu zwei Millionen Pfund jährlich auf, es hemmt und drückt den Handel nieder, indem es uns von den besten Märkten ausschließt, während es zugleich der östlichen Welt einen unberechenbaren Schaden zufügt. Und für alle diese schlimmen Folgen gewinnt die Kompagnie dennoch — durchaus nichts! Das unschätzbare Privilegium, das in den Händen von Privaten 100 Proc. abgeworfen hätte, wurde durch die vom Monopol unzertrennlichen Mißbräuche zu nichts. Abgeschmackteres, als den Vorschlag, ein solches System fortzusetzen, hat man nie erhört. Wenn die Kompagnie klug ist, so zieht sie sich selbst mit einem Mal und für immer von allen Handelsgeschäften zurück, und gibt die Monopolien auf, welche sie so lange zum großen Schaden Anderer, und zum sehr geringen eigenen Gewinn besessen hatte."

Französische Rechtsfälle.

Der Prozeß um den Hammel.

Ein gewisser Hautefeuille hatte auf den Markt von Sceaux ein und sechzig herrliche Hämmel zum Verkaufe gebracht. Fresnoy kommt dahin, wirft einen verächtlichen Blick auf die Heerde, und fragt ihren Eigenthümer, wie theuer er ihm Stück für Stück verkaufen wolle. Dieser erwiedert um fünfzehn Franken, da jeder Hammel wenigstens dreißig Pfunde wiegen müsse. Fresnoy spielt den Kenner, behauptet, daß die Hämmel durch die Bank nicht mehr als sieben und zwanzig Pfunde wögen, und daß der Verkäufer billigerweise höchstens dreizehn Franken für das Stück verlangen könnte. Hautefeuille, über eine solche Geringschätzung seiner Heerde aufgebracht, behauptet sein Wort, und schwört, er wolle die Hämmel umsonst herschenken, wenn sie nicht das angegebene Gewicht hätten; dazu schlägt er eine Wette von tausend Franken und fünfzehn Franken für jedes Stück vor, wenn er Recht habe. Fresnoy geht den Vorschlag ein, und Bankbillets von tausend Franken werden in die Hände der Zeugen dieser Wette niedergelegt. Man verläßt den Markt von Sceaux noch an demselben Abende und übernachtet zu Noisy-le-Sec. Es war eine stürmische Herbstnacht; die Hämmel, in einen großen Stall eingesperrt, schnarchten ruhig, ohne die schreckliche Grille zu ahnen, die in wenigen Augenblicken ihren Lebensfaden durchschneiden sollte. Hautefeuille nämlich sucht vergebens das Auge zu schließen; ein furchtbarer Gedanke martert ihn. Wie, könnte nicht sein Gegner statt seiner schönen Dreißigpfünder leichteres Vieh unterschieben und so die Wette gewinnen? Von diesen Schreckbildern gepeinigt, steht er auf, begiebt sich geraden Weges nach dem Stalle und schlachtet kaltblütig die ein und sechzig armen Schöpse ab. Bei dem ersten Morgenstrahle, der diese blutige That der Nacht beleuchtet, erscheint auch schon Fresnoy mit seinen Zeugen. Da sie das angerichtete Blutbad sehen und an geschehenen Dingen nichts sich ändern läßt, so schreiten sie sofort zu dem, was noch allein zu thun übrig ist; man legt die so schnöde Gemordeten auf die Wage, und siehe da, es findet sich am Ende, daß die ein und sechzig Hämmel einer in den andern gerechnet wirklich dreißig Pfunde wiegen. Indeß fehlten bei der Berechnung des Gesammtgewichtes immer dreizehn Pfunde. Hautefeuille glaubt im ersten Augenblicke, daß er die Wette verloren habe, und giebt einem der Zeugen den Auftrag, das Bankbillet von tausend Franken seinem siegreichen Gegner einzuhändigen. Fresnoy nimmt überdieß auch noch die Schöpse in Empfang und verkauft sie Stück für Stück um zwei Franken an einen Metzger, da er wohl einsieht, daß er um jeden Preis die Hämmel los werden muß, will er anders nicht warten, bis seinem Gegner die Augen aufgehen, und die Reihe, die verlorne Wette zu zahlen, an ihn kommt. Doch damit hätte es nicht so große Eile gehabt; erst vierzehn Tage darnach fällt es wie Schuppen von Hautefeuille's Augen; er schreit über Arglist und Betrug; er verklagt Fresnoy vor dem Handelsgerichte und fordert den Kaufpreis für seine so schmachvoll eingebüßten Hämmel. Das Tribunal verwies die Parteien an den Friedensrichter von Sceaux zu einem vorläufigen Vergleichungsversuche. Dieser jedoch sah in dem ganzen Handel nichts als eine eben so unerlaubte Wette, wie in der auf das Steigen und Fallen der Renten, und gab den Bescheid, daß man in dem Viehhandel dergleichen Wetten durchaus nicht gestatten könne. Der Prozeß um den Hammel wurde also abermals vor das Handelsgericht verwiesen, wo nach angehörter Klage und Vertheidigung das Urtheil erging, daß Beklagter für die erwetteten Hämmel sechshundert Franken zu bezahlen schuldig sey.

Figaro's Federzeichnungen aus der französischen Deputirtenkammer.

1. Dir Eröffnung.

Vor der Ankunft des Königs waren Aller Augen auf einen Bienenschwarm von Staatsräthen, Auditoren und Maitres des Requêtes gerichtet, der in Erwartung des Waßels mit dem Degenstachel in der Scheide an den Stufen der Estrade hing. Unter Allen stach ein junger Sinecurist *) hervor, der mit gnädigen Blicken Alt und Jung, Mütter und Töchter seiner Huld versicherte. Seine viereckig aufgebauten Haare mußten von den Taxusbäumen beneidet werden, die Lenôtre's kunstreiche Hand in den Alleen von Versailles so geschmackvoll zugestutzt hat. Ach, wie wurde Herr von Salvandi vermißt! So wird denn die Kammer von 1851 keinen wohlfrisirten Deputirten mehr aufzuweisen haben! Gegen halb ein Uhr langte das diplomatische Korps an. Herr von Appony in ungerischem Kostüm; Herr von Werther, Lord Granville und der Fürst von Castelcicala, der Russo von 1799. Ein ehrsamer Beduine, den man für den Bei von Titteri hielt, erregte einen Augenblick die Neugier der Versammlung durch sein seltsames, aber malerisches Gewand.

Die Physiognomie der Versammlung schien verjüngt. Man erblickte bei weitem weniger mehr Köpfe mit Perrücken. Eine Ausnahme hievon machte nur die dünnbesäete Bank der Pairs, von denen nicht mehr als vierzig traurig, niedergeschlagen, vernichtet unter der Last der Goldstickereien, der Bänder und Sterne zugegen waren. Die Deputirten in ihrer einfachen schwarzen Tracht drängten sich in dichtgeschlossenen Reihen nach den Bänken der Linken; sehr wenige sah man in der gerechten Mitte. Ueberhaupt sprach sich auf ihren Gesichtern Festigkeit und Entschlossenheit aus; sie hörten mit großer Aufmerksamkeit die Rede des Königs, die nur von Zeit zu Zeit durch einzelnen Beifall der Tribunen unterbrochen wurde. Man sah bereits, daß sie als Richter zu Gerichte sitzen werden, und welcher Prozeß liegt ihnen vor! Gott weiß es! Polen verlassen, Italien verrathen, Belgien den Engländern überliefert, unsere Finanzen zu Grunde gerichtet durch die Willkür von drei oder vier Papiermäcklern; der Jahrestag des Julius, der die Patrioten des Julius in den Gefängnissen, am Ruder des Staates die gehorsamen Diener von zwanzig Regierungen, Herrn Persil als Generalprokurator und Herrn von Schonen in der Metamorphose eines Barons findet. Hier die herrlichen Früchte der glorreichen Revolution, die durch halbnackte Bürger begonnen und von goldgestickten Intrikanten vollendet wurde!

Unsere neuen Deputirten tragen keine gestickten Kleider. Das ist ein gutes Zeichen. So erschienen in der großen Versammlung der Generalstaaten jene kraftvollen Bürger des dritten Standes, die in einer Nacht mehr gute Gesetze machten als die Servilen des Juste-Milieu in einem Jahre. Unsere Deputirten von 1851 werden nicht hinter ihren unsterblichen Vorgängern zurückbleiben. Mit fester und kühner Hand müssen die Mißbräuche angegriffen werden; fallen müssen die Monopole, die den Armen erdrücken; fallen der Stellenkummulus, welcher der Jugend den Zugang zu dem Tempel der Wissenschaft verrammelt und sie auf den öffentlichen Plätzen herumtreiben läßt; an der Wurzel abgeschnitten muß der Mißbrauch der maßlosen Civillisten werden, die nur dazu dienen, die Schmeichelei und Knechtschaft zu belohnen. Vergeblich ließ das Ministerium dem Könige sagen, man stehe im Begriffe, einige Festungen in Belgien zu schleifen; die Kammer schien zu begreifen, daß es sich mehr darum handle, unsere Grenzen zu erweitern als zu erleichtern. Das Einlaufen unserer Flotte zu Lissabon machte Eindruck. Aber wird das Ungeheuer, das die Ufer des Tajo verwüstet, gestürzt werden? Wird diese Intervention der italienischen Nichtintervention gleichen? Das die Fragen, die man beantwortet will.

Der König grüßte, als er den Saal verließ, die vierzig Pairs von Frankreich, die so gefällig waren, auf seine Einladung ihrer Leichenfeier beizuwohnen. „Achtung den Todten!“ so riefen wir vor einiger Zeit. Ohne Zweifel wollte der König diese den Herren bezeigen, denen die neue Kammer die letzte Ehre erweisen wird. Die Herren Pairs erhoben sich traurig, als hätten sie sagen wollen: „Morituri te salutant!“ — Betet für ihre armen Seelen!

*) Herr Mignet, von dem das Journal du Commerce bei dieser Gelegenheit bemerkt, seiner Coiffure allein wegen sey es der Mühe werth gewesen, der königlichen Sitzung beizuwohnen. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Bei Gelegenheit der neulichen Ueberfahrt der Herzogin von Berry nach dem Kontinent gibt das „Journal de Havre“ folgende Anekdote von der Abreise der verbannten königlichen Familie aus Frankreich im Julius vorigen Jahres: Die zwei Fahrzeuge Charles-Carol und Great Britain, auf denen sich Karl X und seine Familie einschiffen sollten, waren überflüssig mit kostbaren Weinen, Pasteten, Zuckerwaaren, eingemachten Früchten befrachtet, als hätte es eine Reise von mehreren Monaten gegolten. Der Marinepräfekt hatte dabei den delikatesten Geschmack vorwalten lassen, und gewiß mehr gethan, als dieß bei Napoleons Einschiffung in Rochefort der Fall war. Indeß, bei aller möglichen Sorgfalt war doch im Drange der Umstände und der Eile Etwas vergessen worden, was die königliche Familie in die größte Verlegenheit zu setzen schien — das Brod. Man hatte bei dem Mittagessen nichts als Zwieback. Herr Dumont d'Urville, der die Expedition befehligte, hatte zwar vorher schon diesen Uebelstand bemerkt, allein die Fluthzeit erlaubte nicht länger zu verweilen. Ein Boot wurde nach dem Lande abgeschickt, um den Brodbedarf zu holen; allein es kehrte nicht wieder zurück. Groß und Klein der königlichen Familie schien in Schmerz versunken über den Gedanken, kein frisches Brod zu haben; kaum achtete man auf die Fragen der kleinen Kinder, die sich über die Bewegung des Schiffes wunderten. Endlich war es gelungen, von den das Fahrzeug begleitenden Schiffen fünfzehn bis zwanzig Brode zu erhalten, und dieses Glück ließ dem Großvater, der Mutter und ihren Kindern vergessen, daß die Küsten Frankreichs ihren Blicken entschwanden. Kaum drei Meilen auf der hohen See, hätte man, nach dem Benehmen der Reisenden zu urtheilen, nicht mehr glauben sollen, daß diese etwas anders als eine gewöhnliche Spazierfahrt machten. — In einer Unterredung, die Karl X während seiner hundert und sieben und sechzig Stunden dauernden Ueberfahrt mit dem Kapitän Dumont d'Urville hielt, bemerkte er: „Bordeaux“ (denn so und nicht anders wurde der Prinz genannt), „man hat doch nicht ausgesprochen, daß Bordeaux nie mehr regieren werde?“ — „Der Himmel möge Frankreich und ihn vor diesem Unglücke bewahren,“ erwiederte der Kapitän; „denn dieß wäre ohne Verbrechen, ohne alle Schrecken des Bürgerkrieges nicht möglich.“ — „Das ist möglich,“ seufzte Karl X; „nun wohl, dann soll Bordeaux nie mehr Frankreich betreten.“

Den Amerikanern verdanken wir den künstlichen Blitzableiter; ihren Beobachtungen scheint man auch den natürlichen verdanken zu müssen. Man hat nämlich in Amerika bemerkt, daß die breitblätterige Buche, eine Varietät der europäischen, nie vom Blitze getroffen wird. Die „Gazette de Bâtimens,“ der wir diese Notiz entnehmen, fügt hinzu, daß auch die Alten schon diese Eigenschaft der Buche gekannt und bei Ungewittern die Hirten unter den Zweigen dieses Baumes Schutz gesucht. Im Staate Tenessee flüchten sich die Einwohner bei Ausbruch des Gewitters unter diesen Baum und halten sich unter demselben vor jeder Gefahr sicher. Bestätigte sich diese Erfahrung, so würde die Buche für die Häuser des Landmanns eine große Wohlthat werden, und an den Heerstraßen gepflanzt auch den Wanderern Schutz gewähren.

Doktor John Henderson unternahm mit Bewilligung der Regierung von Neu-Süd-Wales eine Reise in das Innere des Landes, um zoologische und andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Auf einer dieser Wanderungen entdeckte er die Ueberreste eines Tempels, der nach der Vermuthung des Naturforschers von Hindu's erbaut worden ist. Sollte sich diese Annahme als begründet erweisen, so würde dadurch ein neues und unerwartetes Licht auf die Frage, von woher diese Länder ursprünglich ihre Bevölkerung erhalten haben, geworfen werden. Die Verwandtschaft der letztern mit den Papuas von Neu-Guiana ist außer ihrer Sprache und Farbe auch noch aus vielen andern Beobachtungen dargethan worden; an eine Abstammung von den Hindu's aber hat bis jetzt noch Niemand gedacht. So unwahrscheinlich indeß Dieses auch ist, so bleibt die Entdeckung eines Tempels in dem Innern von Neu-Süd-Wales an sich schon eine höchst merkwürdige Thatsache.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 219. 7 August 1831.

Neu-Seeland.

5. Prachtvolle Scenerie des Landes. — Klima. — Agrikultur. — Erster Anbau des Waizens.

(Schluß.)

Die Beschaffenheit des Bodens kann schon aus der Ueppigkeit seiner Vegetation beurtheilt werden. Inzwischen hat die Botanik in Neuseeland noch sehr geringe Ausbeute gemacht, nur ein sehr kleiner Theil der einheimischen Pflanzen konnte bis jetzt untersucht und beschrieben werden. Aber auch die theilweisen Berichte über dieselben lassen vermuthen, daß das Land einen Reichthum von neuen und werthvollen Pflanzen und Bäumen besitzt, von denen vielleicht ein großer Theil eines lohnenden Anbaues fähig wäre. Die Neuseeländer selbst hatten schon, bevor noch Cook das Land besuchte, bedeutende Fortschritte im Ackerbau gemacht, und der Weltumsegler sah beträchtliche Grundstücke umgebrochen und so sorgfältig bearbeitet, als die schönsten Gartenbeete. Es waren darauf süße Kartoffel, Cocaos oder Eddas, die in Ost- und Westindien so gut bekannt und geschätzt sind, und Kürbisse angebaut. Die süßen Kartoffel sah man unter kleinen Hügeln angepflanzt, die in engen Furchen oder in rautenförmigen Beeten angelegt waren; Alles nach der Schnur und mit der größten Regelmäßigkeit. Die Cocaos standen auf flachem Boden und die Kürbisse in kleinen Näpfen. Diese Pflanzungen waren von verschiedenem Umfang von zwei bis zu zehn Morgen. Jedes Feld war mit Rohrgehägen eingefaßt, die so dichte Zäune bildeten, daß nicht eine Maus hätte durchschlüpfen können. Seit der Bekanntschaft der Neuseeländer mit den Europäern hat sich ihre Haus- und Landwirthschaft beträchtlich erweitert. Schon Cook hinterließ bei seinen wiederholten Besuchen der Insel in dem Boden und in den Händen der verständigsten Bewohner mehrere nützliche Sämereien, wie Waizen, Erbsen, Kohl, Zwiebeln, Rüben, Kartoffel u. s. w. Aber obgleich er in Betreff des Bodens und Klima's von ihrem gedeihlichen Fortkommen überzeugt war, so versprach er sich dennoch wenig Erfolg, da die Einwohner nicht geneigt schienen, die für diese Gewächse nöthige Sorgfalt aufzuwenden; selbst wenn sie zum Theil ihren Nutzen einsehen gelernt hätten. Wie es scheint, sind auch wirklich alle Gewächse, die Cook einzuführen bemüht war, Kartoffel und Steckrüben ausgenommen, zu Grunde gegangen. In der neuesten Zeit wurden Versuche gemacht, den Maisbau einzuführen, und die Missionäre haben in der Nähe der Inselbay viele Morgen sowohl von ihrem eigenen Grund und Boden, als von den Feldern der Häuptlinge mit englischem Waizen besäet, der eine überschwengliche Ernte trug. Indeß war es eigentlich Duaterra, *) der zuerst diese Kornfrucht in seiner Heimath einführte. Als er Port Jackson zum zweitenmal verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren, nahm er eine Quantität davon mit nach Hause und setzte seine Bekannten in nicht geringes Erstaunen, als er sie belehrte, dieß sey das Gewächs, von welchem die Europäer den Zwieback verfertigten, den sie so oft auf den Schiffen derselben gekostet hatten. Duaterra vertheilte von dem mitgebrachten Waizen unter sechs Häuptlinge, so wie unter einige seiner Stammsgenossen, zeigte ihnen, wie sie bei dem Säen zu Werke gehen sollten, und behielt auch für sich selbst und seinen Oheim Schungie, einen mächtigen Häuptling, dessen Gebiet sich von der östlichen bis

*) Duaterra hatte gleich manchen Andern seiner Landsleute, wie noch aus den frühern Mittheilungen über Neu-Seeland erinnerlich seyn wird, große Neigung fremde Länder zu sehen, und mit den Künsten und Gewohnheiten des civilisirten Lebens bekannt zu werden. Er verdingte sich schon mit achtzehn Jahren auf den Schiffen von Walfischfängern, und machte mehrere Reisen an der Küste von Neu-Seeland und Neu-Holland mit. Endlich ging er an Bord der Santa Anna, die nach den Bountyinseln bestimmt war, um Seehundsfelle zu holen. Hier angelangt, wurde er mit dreizehn Andern des Schiffsvolkes an's Land gesetzt, um Seehunde zu erlegen, während das Schiff nach der Norfolk Insel zurückkehrte, um frische Lebensmittel einzunehmen. Man hatte den an's Land gesetzten Jägern nur einen geringen Vorrath von Wasser, gesalzenem Fleisch und Brod zurückgelassen, und doch blieb das Schiff fünf Monate aus, so daß sie, da die Insel kein Wasser hatte, dem drückendsten Mangel ausgesetzt blieben, und drei von ihnen starben. Inzwischen hatten sie achttausend Seehunde erlegt. Nun segelte die Anna nach England, wohin Duaterra's einzige Sehnsucht gerichtet war. Allein hier angekommen, fand er sich sehr in seinen Hoffnungen getäuscht. Statt König Georg sehen zu können, wornach er das größte Verlangen trug, durfte er kaum das Schiff verlassen, hatte dabei schwere Mißhandlungen zu dulden, erhielt weder den bedungenen Sold noch Kleidung, und verfiel in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. So fand ihn Marsden, der ihm endlich eine bessere Behandlung auswirkte. Nach vielen erlittenen Mißhandlungen und Gefahren gelang es ihm endlich, nachdem er über drei Jahre von seiner Familie getrennt war, über Rio Janeiro und Port Jackson wieder den heimathlichen Boden zu erreichen. Die Behandlung, die Duaterra und andere seiner Landsleute von den Europäern erleiden mußten, scheint eben nicht geeignet, die Liebe der Neuseeländer für letztere zu gewinnen.

zur westlichen Küste Neuseelands erstreckt, zur Aussaat zurück. Alle Neuseeländer, denen Duaterra Samenkorn gegeben hatte, säeten es aus und es gedieh vortrefflich; allein bevor es noch zur vollen Reife gelangt war, wurden die meisten ungeduldig und wollten gern die Frucht sehen, die sie wie bei ihren Kartoffeln an den Wurzeln der Halme suchten. Da sie nun hier nichts fanden, wurden sie voll Aergers, rissen die Halme aus und verbrannten sie. Nur Schungie hatte so viel Verstand und Geduld die Ernte abzuwarten. Die übrigen Häuptlinge machten sich indeß nicht wenig über Duaterra lustig und sagten, er dürfe sich, weil er weit gereist sey, nicht einbilden, sie an der Nase herumführen zu können; sie seyen nicht so dumm sich dergleichen Bären aufbinden zu lassen, kurz aller Mühe ungeachtet, konnte er sie nicht überreden, daß man aus Waizen Brod machen könne. Seine und Schungie's Aernte kam endlich zur Reife, wurde eingeheimst und gedroschen. Da verwunderten sich denn die klugen Häuptlinge freilich sehr, daß die Frucht oben an dem Halme und nicht an der Wurzel sitze, indeß konnten sie sich doch noch nicht überzeugen, daß diese Körner Brod geben sollten. Später erhielt Duaterra von seinem Freunde Marsden aus Port Jackson eine Handmühle zum Geschenk, die ihm wie sich denken läßt, nicht geringe Freude machte. Nun wurde unverzüglich an's Werk geschritten, und einiger Waizen in Gegenwart mehrerer von seinen Landsleuten gemahlen. Diese tanzten und schrien vor Freude, als sie das Mehl zum Vorschein kommen sahen. Duaterra machte hierauf einen Kuchen und buck ihn in einer Bratpfanne, und gab dem Volke davon zu essen, das sich nun handgreiflich von der Wahrheit überzeugte, daß Waizen Brod gebe. Seitdem beschäftigt man sich eifrig mit dem Getraidbau und erfreut sich auch der reichlichsten Ernten. *

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Ich bin weit weit entfernt zu sagen, diese Banden, die mit so schrecklichen Unternehmungen beauftragt waren, seyen aus dem edelsten Kern der Partei gebildet gewesen. Gott behüte mich davor auch würde Niemand es mir glauben; es waren überhaupt junge Leute, die bis über die Ohren in Schulden, Ausschweifungen und Verbrechen versunken auf gutes Glück unter die nächste beste Fahne sich flüchteten, die ihnen Straflosigkeit zusicherte oder Brüderschaft auf Leben und Tod. Nicht Jedermann weiß, was das Ehrgefühl in den Herzen eines verzweifelten Räubers Großes hervorbringen kann, der seinen verlorenen Menschenadel wieder zu gewinnen glaubt indem er sich einer edlen Sache anschließt. Unter diesen Elenden zählte man einige überspannte Köpfe, an denen damals die Zeit so fruchtbar war, die weniger als Verfechter einer Meinung sich angeschlossen hatten, als wegen des Reizes abenteuerlicher Gefahren. Einige wie Hyvert, von dem gleich die Rede seyn wird, trieben dieses gefährliche Geschäft als Dilettanten und trugen ihren Kopf zu Markte als Gehülfen von Banditen, die in ihren Augen keine Verbrechen begingen. Ich habe viele dieser Unglücklichen gesehen, ich habe insbesondere Die gesehen, von denen hier die Rede seyn wird, und ich sehe sie noch verwegen, überspannt bis zum Wahnsinn, von Leidenschaft gestachelt bis zur Wuth, aber unfähig nur einen Heller zu entwenden, der Geldkiste des Reichen, und bereit mit ihrem Blute die Thränen eines Kindes zu erkaufen; ähnlich jenen Räubern eines Karl Moor oder Rinaldo, wie sie uns in Trauerspielen und Romanen geschildert werden.

Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß sie vor den Gerichten nie eines Eingriffes in das Eigenthum von Privatleuten beschuldigt wurden. Obgleich Diebe von Profession es nicht versäumten, unter dem Schein dieser seltsamen Anomalie des gesellschaftlichen Zustandes mit offener Gewalt im Namen des Königs zu rauben, so lag doch der Unterschied zwischen beiden jederzeit so klar am Tage, daß niemals unter den Zeitgenossen darüber ein Zweifel obwaltete. Ich erinnere mich, daß damals ein ehrwürdiger Greis an einer Gasttafel zu Lyon sich beklagte, es sey ihm eine Rolle von hundert Louisdor geraubt worden, die sich zufällig unter einer Sendung von Staatsgeldern befunden hatte, und noch an demselben Abende stellte man ihm sein Eigenthum wieder zu. Am folgenden Tage äußerte er darüber sein Erstaunen mit eben so viel Naivetät als Freude, aber keine von fünfzig Personen, denen er die Ehrlichkeit dieser Spitzbuben rühmte, schien seine Ueberraschung zu theilen; Jedermann hielt die Sache für ganz natürlich.

Die Postwagenräuber, von denen oben die Rede war, hießen Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet. Le Prêtre war ungefähr achtundvierzig Jahre alt und vormals Dragonerkapitän und Ritter des h. Ludwig. Seine Gesichtszüge hatten einen edlen Ausdruck, seine Manieren eine große Anmuth, und seine Haltung sprach sehr zu seinem Vortheile. Die eigentlichen Namen Guyon's und Amiet's wurden nie bekannt; sie verdankten dieß der damals so gewöhnlichen Gefälligkeit der Päßeverkäufer. Man denke sich zwei leichtsinnige Tollköpfe zwischen zwanzig und dreißig Jahren, die durch gegenseitige Verantwortlichkeit vielleicht einer verbrecherischen That, vielleicht aber auch durch ein edleres Band, oder durch die Furcht, den Namen ihrer Familie bloß zu stellen, mit einander verbrüdert waren. Amiet's Gestalt hatte etwas Unheil verkündendes, und vielleicht verdankt er seinem düstern Aeußern den ihm beigelegten Namen eines Räuberhauptmannes. Hyvert war der Sohn eines reichen Negozianten zu Lyon, der dem Gendarmenunterlieutenant sechzig tausend Franken bot, wenn er seinen Sohn auf dem Transporte entwischen ließe. Hyvert stellte den Achilles und Paris der Bande in einer Person vor. Er war nur von mittlerem Wuchse, aber sehr schön gebaut; seine Haltung war anmuthig, lebhaft und ungezwungen. Nie sah man sein Auge ohne einen seelenvollen Blick, nie seinen Mund ohne ein Lächeln. Sein Gesicht war eines von denen, die man nie vergessen wird, und die aus einer unbeschreiblichen Mischung von Sanftmuth und Kraft, von Zärtlichkeit und Energie bestehen. Wenn er sich der muthwilligen Beredtsamkeit seiner augenblicklichen Einfälle hingab, erhob er sich bis zur Begeisterung. Seine Unterhaltung verrieth den Anfang einer sorgfältigen Erziehung und viele natürliche Anlagen. Was an ihm zurückstieß, war seine wild übersprudelnde Lustigkeit, die gegen seine Lage einen furchtbaren Kontrast bildete. Uebrigens gestand man ihm allgemein Güte, Edelmuth und Menschlichkeit zu; er bot den Schwächern gern seinen Beistand an, denn er ließ sich gern vor Andern in seiner wahrhaft athletischen Körperkraft sehn, die man am wenigsten aus seinem et-

was weibischen Aeußern errathen konnte. Man hörte ihn oft sich rühmen, stets Geld und nie Feinde gehabt zu haben. Dieß war seine einzige Antwort auf die wegen Raub und Mord gegen ihn erhobene Anschuldigung. Er zählte zweiundzwanzig Jahre.

Diese vier Männer waren es, denen der Angriff auf einen Postwagen zugedacht war, der vierzigtausend Franken Staatsgelder führte. Diese Unternehmung wurde bei hellem Tage fast ohne allen Widerstand vollzogen, die Reisenden die dabei außer dem Spiele gelassen wurden, blieben völlig gleichgültig. Nur ein Knabe von etwa zehn Jahren stürzte sich auf die Pistole des Kondukteurs und schoß mitten unter die Angreifer. Zum Glück war die friedfertige Waffe wie gewöhnlich nur blind geladen, und Niemand wurde verwundet; allein die Verwegenheit des Kindes setzte alles im Wagen in die größte Bestürzung, da man nun von den Räubern das Schlimmste befahren zu müssen glaubte. Die Mutter des Knaben wurde von so furchtbaren Krämpfen befallen, daß die Reisegesellschaft über diesen neuen Schrecken fast die Flintenläufe der Räuber vergaß. Einer derselben sprang herbei, aber nur um die arme Frau auf die freundlichste Art zu beruhigen; er wünschte ihr Glück zu dem frühzeitigen Muthe ihres jungen Helden und suchte sie durch Salz- und Riechwasser, womit diese Herrn gewöhnlich zu ihrem eigenen Gebrauche versehen waren, wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Sie schlug endlich die Augen auf, und ihre Reisegefährten bemerkten, daß in diesem Augenblicke dem Räuber die Maske vom Gesicht gefallen, indeß konnten sie selbst diesen nicht erkennen.

Die Polizei war in jenen Tagen fast nur auf einige unmächtige Beobachtungen beschränkt; konnte sie die Wagstücke der Banditen nicht verhindern, so begnügte sie sich damit, auf ihrer Spur bis zu einer günstigen Gelegenheit herzuschleichen. Die Räuber selbst machten gewöhnlich kein besonderes Geheimniß aus ihren Unternehmungen. Man gab sich das Losungswort im Kaffeehause und erstattete sich über Vorfälle, die jeden von ihnen den Hals kosten konnten, von einem Billiard zum andern Bericht. So groß war die Wichtigkeit, welche die Schuldigen sowohl als die öffentliche Meinung diesen Thaten beilegten. Die grimmigen Raubgenossen fanden sich des Abends in der guten Gesellschaft ein, und sprachen von ihren nächtlichen Abentheuern wie von einem gestrigen Spaße. Le Prêtre, Hyvert, Guyon und Amiet sahen sich vor das Tribunal eines benachbarten Departements gestellt. Niemand hatte durch ihren Anfall gelitten, als der Schatz, um den Niemand sich bekümmerte, da Niemand mehr wußte, wem er gehörte. Keiner der Reisenden hatte einen von den Räubern erkannt, nur die schöne Frau hatte das Gesicht des Einen gesehen, aber nicht darauf Acht gegeben. Die Angeklagten wurden einstimmig frei gesprochen.

Indeß sprach die öffentliche Meinung doch so laut und mit so bestimmter Ueberzeugung, daß der Staatsanwalt die Appellation ergriff. Das Urtheil wurde kassirt, aber so unsicher war damals die öffentliche Gewalt, daß sie kaum Verbrechen zu strafen wagte, die schon am nächsten Tage vielleicht als Ansprüche auf Belohnung geltend gemacht werden konnten. Die Angeklagten wurden vor den Gerichtshof des Ain Departements gestellt, in der nämlichen Stadt Bourg, wo sich eine große Anzahl ihrer Freunde, Gönner und Mitschuldigen befand. Man glaubte der Forderung der einen Partei genügt zu haben, indem man die von ihr bezeichneten Opfer noch einmal vor Gericht stellte und man hielt sich überzeugt, der andern nicht zu mißfallen, wenn man ihre Freunde fast unmittelbar unter ihren Schutz stellte. In der That glich auch ihr Einzug in das Stadtgefängniß einem Triumphe.

(Fortsetzung folgt.)

Die tönenden Steine.

Die „Revue Britannique" enthält in einer ihrer letzten Numern einen ziemlich langen Artikel über einige Erscheinungen des Schalls, dem wir folgende Stellen entheben:

Mehrere Autoren haben Beschreibungen merkwürdiger Echos geliefert, deren Wirkungen an's Wunderbare gränzen. Doktor Plot erzählt von dem im Park zu Woodstock, welches siebzehn Sylben bei Tage und zwanzig bei Nacht wiederholt. Das berühmte Echo der Villa des Marchese Simonetta bei Mailand ist von Addison und Keysler zugleich beschrieben worden; nach dem letztern Reisenden entsteht dieses Echo durch das Zurückprallen der Stimme zwischen den parallelen Flügeln des Gebäudes, welche fünfzig Schritte von einander entfernt sind, und weder Thüren noch Fenster haben. Besonders die zuletzt ausgesprochene Sylbe wird sehr deutlich wiederholt; die Wiederholungen der übrigen folgen sich so schnell, daß es, Morgens und Abends ausgenommen, wo die Luft vollkommen ruhig, sehr schwer ist, sie zu zählen.

Zu Genesay bei Rouen hat man das merkwürdige Beispiel eines schräg zurückprallenden Echos, welches derjenige, von welchem der Ton ausgeht, nicht hört. Eine Person, welche singt, hört nur ihre eigene Stimme, während jene, welche zuhören, nur das Echo vernehmen, welches sich bald dem Ohr zu nähern, bald von demselben zu entfernen scheint. Ein Zuhörer vernimmt nur eine, der andere mehrere Stimmen; der Eine hört den Ton rechts, der andere links; kurz, die Wirkungen wechseln unaufhörlich nach der Stellung des Beobachters.

Eines der merkwürdigsten Echo's ist das zu Roseneath in der Grafschaft Argyll. Wenn man in gehöriger Entfernung acht bis zehn Noten auf der Trompete bläst, so werden sie genau wiederholt, aber in einem schwächern Tone. Nach kurzem Stillschweigen verfolgt man eine andere noch schwächere und dann eine noch leisere Wiederholung als die vorhergehende. Herschel beschreibt die Echo's der Kathedrale zu Girgente in Sicilien folgendermaßen: „Das leiseste Murmeln," sagt er, „hört man deutlich vom westlichen Thore bis zum Karnieß hinter dem Hochaltar auf eine Entfernung von 250 Fuß. Durch ein unglückliches Zusammentreffen kam der Beichtstuhl gerade auf den Divergenzpunkt jener Entfernung zu stehen, und so geschah es denn, daß zum großen Schrecken der Beichtkinder und zum Skandal der Einwohner Dinge, welche Geheimniß bleiben sollten, der Indiskretion Neugieriger preißgegeben wurden, welche der Zufall gerade in dem Augenblicke, wo schöne Sünderinnen ihre Geständnisse vor dem Tribunal der Pönitenz ablegten, an jenes Thor führte. Ein Gatte, der auf diese Art Kenntniß von der Untreue seiner Frau erhalten hatte, machte den Zufall, der ihm jene traurige Entdeckung verschaffte, bekannt, und nun ward der Beichtstuhl an einen andern Platz verlegt."

Unter der hängenden Brücke, welche eine kunstreiche Hand über den Engpaß von Menai im Fürstenthum Wallis geschlagen hat, ist bei einem der Hauptpfeiler ebenfalls ein schönes Echo. Wenn man mit einem Hammer auf diesen Pfeiler schlägt, so wird der Schall nicht nur von dem gegenüberstehenden 576 Fuß entfernten Pfeiler, sondern auch mehrere Male von dem Wasser und dem Wege über die Brücke zurückgeworfen.

Unter den Wunderwerken des alten Aegyptens hat keines das Interesse und die Wißbegierde mehr gereizt als die tönende Statue Memnons, Sohns der Aurora. Diese Statue ward von Kambyses verstümmelt, behielt aber dennoch ihre Eigenschaft, jeden Morgen bei Aufgange der Sonne zu tönen. Pausanias sagt, daß der Ton dem gliche, den eine springende Harfensaite hervorbringt. Juvenal, welcher wahrscheinlich diese Erscheinung in Aegypten beobachtet hatte, spricht davon in seiner fünfzehnten Satyre: „Dimidio magicae resonant ubi Memnone chordae." Den Inschriften zufolge, welche auf der Statue selbst eingegraben sind, hatten diejenigen, welche

Wißbegierde oder religiöser Eifer zu diesem Monument führte, bald einen, bald mehrere Töne und zuweilen auch deutliche Worte aus dieser Statue hervorgehen hören.

Die französischen Gelehrten, welche der Armee des Orients beigegeben waren, hörten aus einem Monument von Granit, welches im Mittelpunkt des Palastes Karnack stand, einen Ton, welcher dem einer springenden Saite glich; desselben Ausdrucks bediente sich auch Pausanias, wenn er von der beim Anfgange der Sonne tönenden Statue des Memnon spricht. Diese Gelehrten standen nicht an, der Erklärung, welche schon Dussaulx, der Uebersetzer des Juvenal, gegeben hat, beizustimmen, daß nämlich diese Erscheinung bei beiden Monumenten durch das Durchstreichen der verdünnten Luft durch die Poren des tönenden Steins entstehe, und glauben, daß die zufällige Entdeckung dieser Eigenschaft die Priester bestimmt habe, die memnonischen Gaukeleien auszusinnen. Andere Reisende erzählen von Tönen, welche aus der ungeheuern Steinplatte, mit denen der Boden der Gemächer jenes Tempels oder Palastes belegt ist, zu kommen scheinen, und schreiben diese Erscheinung der schnellen Erhöhung der Temperatur zu, welche durch das Erscheinen der Sonne hervorgebracht wird.

Baron Humboldt erklärt auf ähnliche Weise die Töne, welche man an den Ufern des Orinoco hört. „Der Granitfels, auf dem wir lagerten," sagt er, „ist einer von denen, von welchen die Reisenden, welche die Ufer des Orinoco besuchten, Töne hörten, die denen einer Orgel ähnlich sind. Die Missionäre nennen jene Steine: Loxas de musica; „sie sind eine Zauberei," sagte unser junger indianischer Pilote. Wir haben diese geheimnißvollen Töne nie gehört, weder zu Charicana Vieja, noch am obern Orinoco; indeß ist die Existenz dieser Erscheinung nicht zu bezweifeln, da sie von vielen glaubwürdigen Männern verbürgt wird. Ich erkläre sie durch die Veränderungen, welche in der Atmosphäre Statt haben. Die Felsenwände sind voll tiefer Poren, die sich wieder geschlossen haben. Den Tag über werden sie bis auf ungefähr fünfzig Grade erwärmt; während der Nacht fand ich oft ihre Temperatur auf fünf und dreißig Grade auf der Oberfläche, während die Temperatur ringsumher nur acht und zwanzig Grade war. Nun läßt sich begreifen, daß die Verschiedenheit der Temperatur zwischen der äußern und der eingeschlossenen Luft beim Aufgange der Sonne, das heißt in dem Augenblicke, welcher der entfernteste von dem Maximum der Temperatur des vorhergehenden Tages ist, den höchsten Grad erreicht; die Orgeltöne, welche eine auf dem Felse liegende Person hört, sind also wahrscheinlich die Folge eines Luftzuges, der durch die Poren dringt. Die Aegypter, welche unaufhörlich den Nil auf- und abwärts besuchen, machten an den am Ufer liegenden Felsen wahrscheinlich ähnliche Entdeckungen, welche den Priestern die Idee zu dem memnonischen Blendwerke gegeben haben mögen."

Im Innern der Pyrenäen giebt ein Berg, Maladetta genannt (s. Ausland heuriger Jahrgang, S. 117), sonderbare Töne von sich, die sich vielleicht auf gleiche Weise erklären lassen. Uebrigens ist die Statue des Sohnes der Aurora noch nicht verstummt; Sir A. Smith, von einer zahlreichen Eskorte begleitet, hörte sie um sechs Uhr den Morgen mit jenem Tone begrüßen, der sie vor Alters so berühmt machte. Er bestätigt, daß der Ton nicht aus der Statue, sondern vom Piedestal kommt, dessen Steine von der Art sind, die eine so sonderbare Wirkung hervorbringt.

Vermischte Nachrichten.

England besitzt 10,000 Meilen Landstraßen, 1,500 Meilen Kanäle 1200 Meilen Eisenbahnen. Frankreich, das zweimal so viel Flächenraum als England umfaßt, hat nur 1,500 Meilen Straßen, 500 Meilen Kanalbauten und 40 Meilen Eisenbahnen. Paris hat kaum eine Verbindungsstraße mit dem Meere, und während man zwanzig Tage braucht, um die ungeheure Strecke des Ozeans von Nordamerika bis nach Havre zu durchmessen, bedürfen die Handelswaaren nur von letztgenannter Stadt nach Paris einen Zeitraum von einem vollen Monate. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hatte man vor einigen Jahren das Projekt zu einer Kanalverbindung entworfen; aber die Hunderte von Millionen, die dieses Unternehmen verschlungen haben würde, schreckte die Spekulanten von dieser Idee zurück. Man fand, daß der Ertrag nicht die Interessen des Kapitals abgeworfen haben würde, und beschloß, auf das Verbindungsmittel zurückzukommen, das bei größerer Ersparung größere Schnelligkeit des Transportes als Kanäle gewährt. Es hat sich eine Kompagnie zur Anlegung einer Eisenbahn von Paris nach Rouen über Pontoise gebildet, zu deren Ausführung demnächst geschritten wird. Die Reise von Paris nach Pontoise erfordert auf der Seine fünf Tage; auf der Eisenbahn wird man dazu anderthalb Stunden brauchen. Wenn die ganze Eisenbahnstrecke bis Rouen vollendet ist, werden die Handelswaaren von da bis nach Paris acht Stunden, die Reisenden nur vier Stunden brauchen; und auf diese Weise wird man in fünf bis sechs Stunden das Meer erreichen können. Die Fracht des Waarentransports betrug bisher von Paris nach Pontoise zu Wasser 6 Fr., auf der Achse 9 Fr., auf der Eisenbahn wird sie nur auf 5 Fr. 78 Cent. zu stehen kommen. Der Bau der Eisenbahn bis dahin ist auf 5,600,000 Fr. veranschlagt. Der jährliche Waarentransport beläuft sich nach angestellten Berechnungen auf 595,000 Tonnen; es werden 400,000 Tonnen hinreichen, den Actionären 20 Proz. abzuwerfen. — Es ist wirklich erstaunungswürdig, wie viel Zeit es bedarf, uns in Deutschland die Augen über etwas zu eröffnen, was die ganze Welt einsieht. Nirgends denkt man mehr daran, mit ungeheuern Kosten unnütze Kanäle anzulegen; nur in Deutschland und namentlich in Bayern schwebt diese fixe Idee von Handelsverbindungen durch Kanäle noch in den Köpfen.

*

Ein Korrespondent in der Regierungszeitung von Calcutta macht folgende Nachrichten von den Dschadu Walahs oder Zauberern in Dekhan bekannt: „Ich habe neulich einige dieser gefährlichen Menschen vor Gericht gezogen, und sie wurden überwiesen, unter erdichteten Vorwänden von ihren einfältigen Kameraden Geld erpreßt zu haben. Unter andern Dingen, die sie verkaufen, befinden sich menschliche Hoden und Schädel, Gehirne, geweihte Ringe für Fuß- und Handknöchel, die wahrscheinlich mit schädlichen Salben bestrichen sind; eine Art höchst verdächtiger Arzneitränke und destillirte Wasser in Flaschen. Im Zusammenhange mit diesem Unfuge steht folgender Vorfall: Ein kräftiger Hindusoldat brachte mir ein eisernes Instrument, das an einem Ende wie ein Grabscheit, am andern wie ein Löffel zugerichtet war; er beklagte sich bitterlich, daß dieses Eisen von einem Dschadu Walah in seinen Hut gesteckt, und daß ihm dadurch angedeutet worden sey, man werde mit dem Spaten sein Grab graben und ihm Gift mit einem Löffel geben; jedenfalls war er in der größten Besorgniß, daß ihm ein schwerer Unfall bedrohe. Vernünftige Gründe halfen hier nicht; er bat mich um meinen Beistand und drückte die feste Ueberzeugung aus, daß ich das gedrohte Unheil abhalten könne. Ich befahl ihm also, sich auf sein linkes Bein zu stellen und den Löffel über seine rechte Schulter zu werfen; auf diese Weise würde das bezauberte Eisen zu seinem Herrn zurückkehren. Er that so, und ist wahrscheinlich bis auf diese Stunde voll Dankbarkeit gegen mich, in der Meinung, von mir einen großen Dienst erhalten zu haben."

*

Die Regierungszeitung von Calcutta vom 5 November enthält an alle Tanzlustigen von Calcutta die Nachricht, daß die dortigen Bälle auf drei beschränkt werden sollen (früher waren deren gewöhnlich sechs, wovon aber nur zwei, der erste und der letzte, zahlreich besucht waren). Diese drei Bälle sollten Statt finden am 10 November 1830, 15 Dezember 1830 und 19 Januar 1831. Wer auf diese Bälle unterzeichnete, erhielt das Billet für eine einzelne Person um 25 Rupien, für eine Familie um 45 Rupien. Der Tanz sollte nach den Beschlüssen einer deßhalb gehaltenen Versammlung um halb neun Uhr Abends beginnen. Punkt zwölf Uhr die Gesellschaft sich ins Speisezimmer begeben und um halb zwei von der Tafel aufstehen. Dann sollten die Lichter im Speisezimmer ausgelöscht, die Thüren geschlossen und kein zweites Souper gestattet werden.

*

Als einen Beweis von der Sinnesänderung des ehemaligen Prinzen von Carignan, jetzigen Königs von Sardinien, und dem dort eingeführten Spionirsysteme erzählt man sich folgende Anekdote: Ein Offizier spielte in einem Kaffeehause zu Turin mit einigen seiner Kameraden, und da er einen Satz verloren hatte, so zog er zwei Silbermünzen aus der Tasche, gab die eine seinem gewinnenden Gegner und warf die andere auf den Tisch mit den Worten: „Der erste ist dahin, so soll ihm auch der andere folgen." Den Luchsaugen eines Spions, der zugegen war, entging es aber nicht, daß der erste Thaler das Gepräge Karls X und der zweite das Karl Albrechts trug. Seit zwei Monaten sitzt bereits der Offizier im Gefängnisse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 220. 8 August 1831.

Die Buschmänner.*)

Der Zeitpunkt ist wahrscheinlich nicht mehr fern, wo der ächte Hottentot in seinem uncivilisirten Zustande uns nur noch aus geschichtlichen Ueberlieferungen bekannt seyn wird, denn der schnelle Verfall dieser Race, ihre Vermischung mit andern Varietäten, und die sich immer mehr verbreitende Civilisation, oder vielmehr der Vertilgungskrieg der Civilisation gegen diese armen Volksstämme **) wetteifern mit einander, den Eintritt jenes Zeitpunktes zu beschleunigen. Da nun wenigstens der wilde Theil dieses Volkes bald ganz ausgestorben seyn wird, so ist es um so nöthiger, den bis jetzt noch verschont gebliebenen Ueberrest desselben hinsichtlich seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit Beobachtungen zu unterwerfen, und der Nachwelt wenigstens eine Spur von organischen Wesen zu hinterlassen, die auf der Tafel der Natur verlöscht worden sind.

Die Urbewohner von Südafrika, unter welcher lokalen Benennung sie auch, den verschiedenen Stämmen zufolge, denen sie angehören, vorkommen mögen, bestehen nur aus zwei verschiedenen Racen, nämlich aus Hottentoten und aus Kaffern. Die erstern, welchen wir aus den obenangeführten Gründen unsere Aufmerksamkeit widmen wollen, waren und sind zum Theil noch in verschiedene Stämme oder Horden eingetheilt, von denen jede ihre eigene Benennung hat, und mehr oder weniger nach eigenem Herkommen regiert wird. Von diesen Horden hat von jeher eine Abtheilung eine ganz eigenthümliche Richtung behauptet, und ist wegen ihres unruhigen Charakters und ihres Hanges zu Gewaltthätigkeiten bei den übrigen sprüchwörtlich geworden. Sie werden von den andern Stämmen sowohl, als auch von ihren eigenen Gliedern Saap oder Saan genannt und unter einem Theil derselben begreift man die Buschmänner, von welchen, als einer Unterabtheilung von den erstern, die folgenden Bemerkungen handeln werden.

Der Name Buschmann oder eigentlicher Bosjiesman ist holländischen Ursprungs, und ist jetzt unter den Kolonisten üblich, um einen Eingebornen der wilden Stämme zu bezeichnen, welche unmittelbar jenseits der nördlichen Gränze der Kolonie wohnen und entweder von Räubereien oder Dem leben, was die Natur wild wachsen läßt. Der Zeitpunkt, wann solche Horden sich bildeten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, aber gewiß ist, daß sie schon sehr lange bestehen, denn wir finden, daß die Erzählungen von solchen Stämmen selbst unter den besser organisirten Hottentoten weit in die Kolonie hinein sehr allgemein sind, und die Existenz dieser Stämme seit undenklichen Zeiten bestätigen. Was die Art betrifft, wie ihre Zahl sich nach und nach vermehrte, so kann man, ohne zu irren, ihren Ursprung den Folgen des Kriegs und der Armuth zuschreiben, zum Theil auch wohl der Verbindung von Menschen, welche begangene Verbrechen nöthigten, eine Zuflucht in der Wüste zu suchen, oder die aus dem Kreise gesellschaftlicher Ordnung gestoßen wurden. In frühern Zeiten war der Theil des Landes, den wir jetzt als den gewöhnlichen Aufenthalt der Buschmänner kennen, mehr bevölkert als heut zu Tage, und die von den Bewohnern verübten Räubereien und Gewaltthaten waren häufiger und schrecklicher als jetzt. Zu jener Zeit waren die unfruchtbaren Strecken zwischen dem Elephanten- und Groone-Fluß, jetzt ein langer Weg innerhalb der Gränzen der Kolonie, nebst andern Punkten an der westlichen Küste, mit solchen Leuten bevölkert; auch der große Karoo und das Land am Camptoe-Fluß waren Wohnsitze der Buschmänner. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung theils in den Traditionen der ältern Hottentoten, theils in den Angaben des Verfassers des Tagebuchs einer Reise nach dem Lande der Amaquas, *) unternommen vom Gouverneur Simon van der Stell, zum Theil aber auch in einem Dokument, dessen Dr. Philip **) erwähnt, und welches besagt, daß im Jahre 1702 eine Anzahl bewaffneter Pflanzer den zuletzt benannten Distrikt durchstreifte, und „keine Kraals, sondern nur Horden von Buschmännern" fand. Außer diesen wirklichen und muthmaßlichen Beweisen ihrer frühern Existenz in mancherlei Gegenden, finden wir sie jetz noch in den Wüsten des großen Namaqua und Butschuana-

*) Observations relative to the Origine and History of the Bushmen, By Andrew Smith. Aus dem South African Quarterly Journal. Nro. II. p. 171.

**) Vergl. was über das barbarische Ausrottungssystem der Europäer im ersten Jahrgange des Auslandes S. 1065 und 1070; so wie in dem laufenden Jahrgange S. 545 bis 642 über ihre staatsbürgerliche Lage, und 826 über die gegen dieselben unternommenen Vertilgungszüge mitgetheilt worden ist.

*) Beschryvinge van de Kaap der Goede Hoope, door François Valentyn. p. b. Amsterdam 1726.

**) Researches in Sout Africa by John Philip. Vol I. p. 37.

landes *) zerstreut, wo sie gegen die Hottentoten, Daramas und Kaffern in ihrer Nachbarschaft ein ähnliches Verfahren wie das der Kolonisten gegen die Einwohner ausüben. Alles dieß scheint die von Vielen gehegte Meinung zu unterstützen, daß diese Stämme durch die von den Kolonisten gegen die Eingebornen verübten Gewaltthätigkeiten entstanden; allein wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß die weiße Bevölkerung sich großer und grausamer Bedrückungen gegen die Landeseinwohner schuldig machte, so läßt sich doch nach den vorliegenden Thatsachen nicht wohl annehmen, daß die Weißen die Veranlassung zu Bildung besonderer Stämme gaben, von denen man vielmehr mit allem Recht glauben muß, daß sie lange schon existirten, bevor europäische Herrschaft die Gränzen ihres Landes erreichte; indeß läßt sich allerdings nicht läugnen, daß die scheußlichen Gewaltthaten der Europäer dazu beigetragen haben, die Zahl der Buschmänner zu vermehren, da Armuth und Bedrückungen viele veranlaßt haben mögen, die Wildniß einer unerträglichen Sklaverey vorzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung begann von Neuem und ergab fast kein anderes Resultat als die vorher gegangene. Die vier Angeklagten bewiesen herrlich ein Alibi, das zwar durchaus falsch war, aber von hundert Zeugen bekräftigt wurde; man hätte deren zehntausend haben können. Vor solcher Beweiskraft mußte wohl jede moralische Ueberzeugung sich beugen. Die Freisprechung schien unfehlbar, als eine Frage des Präsidenten, vielleicht unwillkürlich so hinterlistig gestellt, der ganzen Sache eine andere Wendung gab. „Madame," sagte er zu der Frau, der einer der Räuber so liebenswürdig beigesprungen war, „welcher von den Angeklagten hat ihnen so viele Theilnahme bezeigt?"

Diese ungewöhnliche Fragestellung brachte die gute Frau völlig in Verwirrung. Vielleicht glaubte sie auch, die Thatsache überhaupt sey bereits hergestellt und ihre Aussage könne nur beitragen, das Loos des unglücklichen Menschen zu mildern, dem sie sich verpflichtet fühlte. „Dieser ist's," sagte sie, indem sie auf Le Prêtre zeigte. Die vier Angeklagten, die ein und dasselbe Alibi nachgewiesen hatten, verfielen durch diese einzige Aussage dem Henkerbeile. Sie erhoben sich und grüßten lächelnd ihre Verrätherin. „Bei Gott," sagte Hyvert, indem er vor Lachen auf seine Bank zurückfiel, „das wird Sie lehren, Kapitän, galant zu seyn." Ich habe mir erzählen lassen, daß die unglückliche Dame kurze Zeit darauf vor Gram gestorben sey.

Man hatte zwar Vorsichtsmaßregeln genommen, allein in diesem Falle schienen sie nicht auszureichen. Die Partei, die Napoleon einen Monat später vernichtete, war gerade im aufsteigenden Knoten begriffen. Die der Gegenrevolution hatte durch gehässige Ausschweifungen Blößen gegeben. Man wollte Beispiele statuiren und hatte sich darüber verständigt, wie man in schwierigen Zeitläufen zu thun pflegt; denn es ist mit den Regierungen, wie mit den Menschen; die schwächsten sind jederzeit die grausamsten. Die Jehubanden, von denen wir gleich eines Nähern berichten werden, waren bereits zersprengt, die Helden dieser wilden Genossenschaft, Debeauce Hastier, Bary, Le Coq, Dabri, Delboulbe, Storkenfeld waren auf dem Blutgerüste gefallen, oder heimlich aus dem Wege geräumt. Die Verurtheilten durften sich keine Hülfe mehr versprechen von dem kühnen Muth jener müde gewordenen Verrückten, die nicht einmal mehr fähig waren, ihr eigenes Leben zu vertheidigen, und die sich wie Piard, kaltblütig nach einer fröhlichen Mahlzeit selbst umbrachten, um dieser Mühe die Gerichte oder die Rache zu überheben. Unsere Räuber waren dem Tode verfallen.

Ihre Appellation wurde verworfen; doch das Tribunal zu Bourg war noch nicht davon benachrichtigt, als bereits drei Flintenschüsse unter den Gefängnißmauern abgefeuert, den Verurtheilten ihr Schicksal zu verstehen gaben. Der Kommissär des vollziehenden Direktoriums, der damals das Amt des Staatsanwaltes bei den Gerichtshöfen vertrat, in Schrecken gesetzt über dieses Zeichen eines außer den Gefängnissen verzweigten Einverständnisses, rief die bewaffnete Gewalt um Beistand an, die damals mein Oheim unter seinem Befehle hatte. Um sechs Uhr Morgens sah man bereits sechzig Reiter vor dem Gitter des Gefängnißhofes aufgestellt.

Obgleich die Gefängnißknechte alle erdenkliche Vorsicht genommen hatten, um in das Gefängniß der vier Unglücklichen einzudringen, die sie noch den Abend vorher fest geschlossen und mit Ketten beladen verlassen hatten, so konnten sie jetzt doch ihrer Gegenwehr keinen Widerstand leisten. Die Gefangenen waren frei und bis an die Zähne bewaffnet. Ohne Schwierigkeit verließen sie ihren Kerker, nachdem sie zuvor ihre Wächter unter Schloß und Riegel gelegt hatten, und mit den Schlüsseln derselben versehen, öffneten sie sich leicht den Weg bis zum Gefängnißhofe. Ihr Anblick mußte für das Volk, das ihrer vor dem Gitter harrte, furchtbar seyn. Um in allen ihren Bewegungen ungehindert zu seyn, vielleicht auch um mit einer noch bedrohlichern Sicherheit sich zu brüsten, als der Ruf von ihrer Stärke und Unerschrockenheit ihrem Namen beilegte, vielleicht auch um das aus etwaigen Wunden hervorquellende Blut besser zu verbergen, das an weißer Leinwand so schnell sichtbar wird, und die letzten Anstrengungen eines auf den Tod verwundeten Menschen verräth — aus diesen oder andern Gründen hatten sie ihren Oberleib bis auf die nackte Haut entkleidet. Ihre auf der Brust gekreuzten Hosenträger, ihre breiten rothen Leibgürtel mit Waffen gespickt, ihr Geschrei des Angriffes und der Wuth mußte etwas wild Fantastisches haben. Auf dem Hofe angelangt sahen sie die Gendarmerie vor sich aufgestellt unbeweglich in dichten Haufen, und keine Möglichkeit, sie zu durchbrechen oder zu umgehen. Einen Augenblick traten sie zurück und schienen sich zu berathen. Le Prêtre, der wie gesagt der Aelteste von ihnen und ihr Anführer war, grüßte mit der Hand die Soldaten, indem er mit seinem edlen Anstande, der ihm so eigen war, sagte: „Sehr wohl, meine

*) Herr Anderson, der eine Zeit lang Missionär unter den Corannas war, sagt, als er einer Gegend am Orangefluß erwähnt: „Die Corannas bemächtigten sich dieses Distrikts; sie sind bei Weitem nicht so zahlreich als die Buschmänner, die man überall im Griqualand von Osten nach Westen antrifft." Transactions of the Missionary Society Vol III. p. 54.

Herren von der Gendarmerie.“ Hierauf wendete er sich zu seinen Kameraden, sagte ihnen ein kurzes Lebewohl und schoß sich durch den Kopf. Guyot, Amiet und Hyvert machten Miene sich zu vertheidigen, indem sie die Läufe ihrer Doppelpistolen auf die Soldaten richteten. Sie schossen nicht, allein man sah diese Bewegung als einen feindlichen Angriff an und gab Feuer. Guyot sank todt auf die Leiche Le Prêtre's. Amiet war der Schenkel dicht am Hüftbein zerschmettert worden. Die „Biographie der Zeitgenossen“ sagt, er sey hingerichtet worden. Ich habe mir oft erzählen lassen, daß er an den Stufen des Schaffottes den Geist aufgegeben habe. Hyvert stand allein noch da: seine unerschütterliche Haltung, sein furchtbarer Blick, seine Pistolen, die in zwei gewandten und geübten Händen jeden Augenblick Verderben sprühen konnten, vielleicht die mitleidige Bewunderung eines schönen Jünglings mit den langen schwarzen Locken, von dem man wußte, daß er nie Blut vergossen hatte, und an dem jetzt die Gerechtigkeit eine Blutschuld rächen wollte, der Anblick der drei Leichen, über denen er wie ein von den Jägern aufgescheuchter Wolf stand, die gräßliche Neuheit dieses Schauspieles — Alles dieß wirkte zusammen, einem zweiten Feuer der Soldaten auf einen Augenblick Einhalt zu thun. Hyvert merkte es und sagte: „Meine Herrn, zum Tode! Ich gehe! ich gehe von Herzen gerne! Aber Niemand nahe sich mir, der nicht niedergeschossen seyn will, als dieser Herr!“ — er zeigte hiebei auf den Scharfrichter. „Es ist eine Sache, die nur wir Beide mit einander abzumachen haben.“

Gern bewilligte man dieß Verlangen, denn Niemand war zugegen, der nicht von Schmerz ergriffen diese schauderhafte Tragödie beendigt gewünscht hätte. Als er sah, daß man einwilligte, nahm er eine seiner Pistolen zwischen die Zähne, zog aus seinem Gürtel einen Dolch und stieß ihn sich bis an's Heft in die Brust. Noch stand er aufrecht, und schien selbst darüber erstaunt. Man wollte sich auf ihn stürzen. „Gemach, meine Herrn,“ schrie er den Leuten entgegen, die ihm die Pistolen abnehmen wollten, die er bereits wieder ergriffen hatte, während das Blut in großen Strömen aus der Wunde schoß, in der noch der Dolch steckte. „Sie wissen unsre Uebereinkunft, ich sterbe allein oder Drei mit mir. Voran!“ — Man ließ ihn gehen. Aufrecht ging er bis zur Guillotine, indem er mit dem Messer in seiner Brust wühlte. „Wahrhaftig,“ sagte er, „die Seele muß mir im Bauche angepflöckt seyn! Ich kann nicht sterben! Versuchen Sie es, mir sie abzuzapfen!“ Diese Worte richtete er an die Henker.

Einen Augenblick darauf fiel sein Kopf, der — sey es Zufall oder ein besonderes Phänomen der Lebenskraft — vom Rumpfe wegsprang und weit über die Richtstätte hinauskollerte. Man erzählt noch heutigen Tages zu Bourg, daß der Kopf Hyvert's noch geredet habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Smyrna.

(Nach dem Courrier de Smyrne.)

Mitte Juny's war die Krankheit noch im Steigen, sonderbarer Weise blieben Juden und Armenier noch frei; von den Franken und Griechen fielen jeden Tag drei bis fünf Opfer; bei den Türken ist die Anzahl weit größer, wie der Anblick der vielen neuen Gräber auf dem Begräbnißplatze beweist; nähere Angaben aber fehlen. Unter den Lastträgern wüthet die Krankheit am stärksten; denn sobald Einer von dieser Klasse stirbt, so kommen die Andern zu ihm, waschen ihn und tragen ihn zu Grabe; wie groß auch die Sterblichkeit seyn mag, so geben sie doch diese brüderliche Sorge nicht auf. Dieß kontrastirt auffallend mit der Verlassenheit der Kranken von anderer Religion, wobei man jedoch die Juden ausnehmen muß. Bei diesen letztern besteht eine Verbindung für die Zeiten der Pest: sobald Einer von ihnen von der Krankheit befallen ist, begeben sich Mehrere zu ihm, ermuthigen, trösten ihn, sprechen mit ihm von Allem, was ihn interessiren kann, und kommen seinen kleinsten Bedürfnissen zuvor. So verläßt ihn der Muth nicht, und wahrscheinlich ist dieß die Ursache, weßhalb viele von der Pest ergriffene Juden dem Tode entgehen. Bei den andern Religionen flieht Alles von dem Befallenen hinweg und überläßt den Unglücklichen den Händen elender Miethlinge, die oft seinen Tod beschleunigen, um ihn berauben zu können.

Dießmal sind auch die türkischen Obrigkeiten ungewöhnlich thätig, sorgen für die Reinlichkeit der Stadt, und thun überhaupt Alles, was möglich ist in einem Lande, wo die abergläubischen Vorurtheile und die Sorglosigkeit des größten Theils der Einwohner Vorsichtsmaßregeln so schwierig machen. Es bestehen mehrere Anstalten, wo man die der Pest Verdächtigen oder schon davon Befallenen aufnimmt; aber sollte man es glauben, kein Arzt ist da, um für sie Sorge zu tragen. Man überläßt sie Leuten aus der untersten Klasse des Volks, die von der Krankheit genesen sind, und für hohen Lohn die Besorgung der Kranken übernehmen. Die tiefste Unwissenheit und die absurdesten Vorurtheile entscheiden über die Behandlung derselben. Die Zeit der Pest ist für sie eine Zeit des Jubels, und sie ergeben sich den zügellosesten Ausschweifungen, während die Unglücklichen um sie her vom Tode weggerafft werden.

Zu keiner Zeit waren die Vorsichtsmaßregeln so allgemein; zwanzigtausend Menschen haben die Stadt verlassen, und sich in die umliegenden Orte begeben, wo die schlechtesten Wohnungen zu übermäßigen Preisen gemiethet wurden. Dafür sind die Straßen der Stadt öde; nur hie und da sieht man Leute aus dem Volke oder einen Kaufmann, der nach seinem Komptoir geht, mit einem Stocke bewaffnet, um Alles, was ihm begegnet, von sich abzuhalten. Die beiden Kasino's der Franken und Griechen sind noch offen; einige Leute gehen hin, halten sich aber fern von einander; die Türken unter sich sind weit zutraulicher, sie ergeben sich dem allgemeinen Schicksale und beugen ihr Haupt unter die Streiche der Vorsehung. — Schimpflicher Weise verschließen sich auch die Aerzte durchaus; wehe dem, den irgend eine Krankheit befällt, kein Arzt besucht ihn! Wie sehr sticht dieß Benehmen gegen das der europäischen Aerzte ab, welche mit der größten Lebensgefahr dem gelben Fieber und der Cholera trotzten. Selbst in Marseille wurden die Kranken, als die Pest dort im Lazareth ausbrach, nicht verlassen. Der Arzt, welcher sie besuchte, hüllte sich in eine Kleidung von gummirtem Taffet, bedeckte sein Gesicht mit einer Maske, die Glasaugen hatte, tauchte seine Hände in Essig, und berührte so die Kranken.

Eine ganz sonderbare Erscheinung in Smyrna war der sogenannte Pestjude, mit Namen Cabasacca, dessen kabbalistischer Name auf eine seltsame Weise seiner Wissenschaft entspricht. Sobald man nur vermuthete, Jemand sey von der Pest befallen, ließ man ihn rufen; ein einziger Blick von ihm entschied die Frage; war die Pest da, so zeigte er mit derselben Schnelligkeit die Stelle an, wo die charakteristische Beule der schrecklichen Krankheit zu keimen begann. Man untersuchte alsobald, und fand stets den Ausspruch richtig; niemals täuschte sich Cabasacca. Niemand kann sagen, woher Cabasacca seine Kenntnisse geschöpft hat; aber die Richtigkeit der Thatsache beweisen Tausende von unverwerflichen Zeugnissen. Wenn die Pest ihr scheußliches Haupt zu Smyrna erhob, erhob auch Cabasacca stolz das seinige; ein wahrer Richter der Unterwelt, entging Keiner dem Tode, dessen Urtheil er aussprach; wem er dagegen Leben verhieß, der wurde auch kurz darauf gesund. Cabasacca kannte kein Mittel gegen die Krankheit; er hatte nur die Gabe, sie zu erkennen und anzugeben, ob sie tödtlich sey oder nicht. Er hat sich jetzt nach Jerusalem zurückgezogen, wo er in Ruhe von dem Vermögen lebt, das ihm seine Wissenschaft erworben.

William Roscoe.

(Nekrolog.)

Dieser durch Talent und Tugenden gleich ausgezeichnete Mann starb zu Liverpool am 30 Junius d. J. in seinem achtzigsten Jahre.*) Gleich vielen ausgezeichneten Männern hatte auch er eine harte Jugend; seine Eltern konnten ihn bloß in eine Schule schicken, wo der ganze Unterricht aus Lesen und Schreiben bestand. In dunkelm Bewußtseyn seiner Fähigkeiten verschmähte er diese und las nach und nach für sich allein die besten Schriftsteller seines Vaterlandes. Im sechzehnten Jahre schon schrieb er ganz artige Verse, und trat auch um diese Zeit bei einem der ausgezeichnetsten rechtskundigen Geschäftsführer als Schreiber in die Lehre. Sein großer Fleiß und seine Brauchbarkeit erwarben ihm allgemeines Lob, und obgleich er bald so viel arbeitete als die übrigen Schreiber zusammengenommen, setzte er dennoch seine Studien fort, lernte für sich allein, nur mit Hülfe der Grammatik und des Lexikons, Latein, und las noch alle bessern Schriftsteller in dieser Sprache. Bald nach vollendeter Lehrzeit trug ihm ein anderer Geschäftsführer, der eine ausgedehnte Praxis hatte, die Theilnahme an seinen Geschäften an, und dieß versetzte ihn in eine Lage, wo seine Talente und sein Fleiß ihm Vermögen und Auszeichnung erwerben mußten. Er blieb nichtsdestoweniger seinen literarischen Beschäftigungen treu, war einer der ersten, die gegen den Sklavenhandel sich erhoben, und widerlegte das Werk des spanischen Jesuiten Raymond Harris, der aus der h. Schrift die Rechtmäßigkeit des Sklavenhandels erweisen wollte. Dieser Widerlegung folgte sein in England wohlbekanntes großes Gedicht: „The Wrongs of Africa“ (Afrika's Unbilden). Der Ausbruch der französischen Revolution schien auch ihm wie allen edleren Gemüthern und Köpfen seiner Zeit die glückverheißende Morgenröthe einer neuen Zeit. Seine zwei herrlichen Balladen: „Millions be free“ und: „The Vine-covered Hills“ wurden nicht bloß in England, sondern auch in Frankreich mit Enthusiasmus aufgenommen und erwarben ihm große Popularität. Im Jahre 1796 begann er sein berühmtes Werk: „Leben Lorenzo's de Medici;“ es erschien im Jahre 1796 in einer Druckerei zu Liverpool, die er selbst zu diesem Ende errichtet hatte. Er zog hierauf nach London, lernte dort das Griechische und schrieb, auf Zureden der zahlreichen Bewunderer seines ersten biographischen Werks, das Leben Leo's X. Diese Schrift erschien im Jahre 1805. Bald darauf wurde er Theilnehmer an dem reichen und wohlbegründeten Bankierhause Clarke und Söhne zu Liverpool, und im folgenden Jahre ward er von dieser Stadt ins Parlament geschickt, wo er sich als warmer Freund der Emancipation der Sklaven auszeichnete. Nach der Auflösung dieses Parlaments im Jahre 1807 war seine Partei nicht mehr in der Lage, seine Wiederernennung zu sichern, und er stand deßhalb trotz der Bemühungen vieler Freunde von der Bewerbung ab. Seine ausgezeichnete und glückliche Geschäftsthätigkeit machte sein Haus zum Sammelplatz aller durch Rang und Talente ausgezeichneten Männer. Seine Freigebigkeit gegen Dürftige, so wie für alle aufs allgemeine Beste abzweckenden Unternehmungen stand im Verhältnisse mit der edeln Gastfreiheit seines Hauses. Noch in seinem siebenzigsten Jahre ward seine Standhaftigkeit durch den Fall des Handelshauses, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, erprobt. Seitdem lebte er von dem Reste seines Vermögens in Zurückgezogenheit; seine körperlichen Schwächen nahmen allmählich zu, aber sein Geist blieb ungeschwächt. Noch immer beseelte ihn die Liebe zur Freiheit, und mit Freude sah er noch am Ende seiner Tage die Fortschritte der Reformangelegenheit. Sein Tod erfolgte unerwartet schnell; dem Briefe, welcher seinen in London befindlichen Söhnen die Nachricht von seiner Krankheit brachte, folgte am nächsten Tage die Nachricht von seinem Tode.

Vermischte Nachrichten.

Man erzählt sich folgende Anekdoten von dem verstorbenen Großfürsten Konstantin:

Seit der Revolution am 29 November spielte der Großfürst bald den Polen, bald den Russen; bald behauptete er, das einzige vierte Regiment der polnischen Infanterie würde hinreichen, den russischen Waffen Widerstand zu leisten, bald entwarf er eine Liste von allen Polen, die bei der Einnahme von Warschau ihre Köpfe verlieren müßten. Als die glorreichen Tage des Februars Diebitsch's Plan scheitern ließen, wurde das russische Hauptquartier nach Milosna zurückverlegt. Eines Abends hörte Diebitsch unter seinen Fenstern die Masurka Dombrowski's: „Nein, Polen, Du bist nicht ohne Vertheidiger, geliebtes Polen!“ singen. Der Feldmarschall stürzte wüthend aus seinem Zimmer, um den verwegenen Sänger zu suchen — und fand den Großfürsten, der ihn mit schallendem Gelächter empfing. — Bevor man das Hauptquartier verließ, um den Weg nach Witepsk einzuschlagen, hörte man den Großfürsten oftmals sagen: der Hof von Petersburg und die kommandirenden Generale der Armee hätten ihm den Vorwurf gemacht, daß er mit zehntausend Mann und sechs und dreißig Kanonen die polnische Revolution bei ihrem Beginne nicht habe ersticken können. „Nun,“ fügte er dann gewöhnlich hinzu, „was habt denn Ihr Andern gethan, die Ihr mich tadelt, ich habe meine Pflicht nicht erfüllt, und die polnische Revolution nicht unterdrücken wollen? Welches Resultat habt Ihr gewonnen, nachdem Ihr alle Kräfte des Reichs gesammelt, den kaiserlichen Schatz erschöpft und alle Hebel in Bewegung gesetzt? Antwortet und urtheilt, ob ich Etwas auszurichten im Stande war. Eine fünfzehnjährige Erfahrung öffnet mir endlich die Augen; die polnische Nation kann mit keiner andern verglichen werden; es ist die loyalste, tapferste und erste, die begreift, was ein Vaterland und Patriotismus ist! Wehe dem oder denen, die sie verkannten! Die furchtbare Stunde hat geschlagen, mein Bruder und sein Reich wankt; ich werde das Unglück nicht überleben!“ — Wenn diese Anekdoten wahr sind, wie man sie verbürgen will, so würden sie vieles Licht auf den Mangel an Einheit in den Operationen werfen, über den Diebitsch so oft geklagt haben soll. Auch über den Tod des Großfürsten würden sie einen beachtungswerthen Fingerzeig geben.

•

Die Auxiliar-Bibelgesellschaft zu Bombay hielt daselbst am 25 Sept. v. J. eine Versammlung, in der über die Resultate ihres Wirkens im verflossenen Jahre Vortrag erstattet wurde. Hieraus ging hervor, daß man an Herrn Groves nach Bagdad eine zweite Sendung von Bibeln in arabischer, persischer und syrischer Sprache abgehen lasse, um sie dort und in Kurdistan zu vertheilen; daß eine neue Auflage des neuen Testaments in der Guzeratta-Sprache von dreitausend Exemplaren nöthig sey; daß die Surat-Mission sechzehnhundert Abdrücke in der Guzeratta- und zweihundert in der Marhatta-Sprache vertheilt habe. Die Gesellschaft beschloß, eine neue zweitausend Exemplare starke Auflage vom Buche der Genesis in der Marhatten-Sprache und eine vollständige Ausgabe von fünftausend Exemplaren des neuen Testaments zu veranstalten, wovon tausend gebunden werden sollten. Zwei Missionäre, Stevenson und Mitchell, zeigten an, daß sie auf ihren Wanderungen in Dekhan mannichfaltige Gelegenheiten gefunden hätten Bibeln zu vertheilen; in manchen Orten zeigten die Einwohner große Sehnsucht nach den heiligen Büchern, und schienen sehr fleißig die schon erhaltenen durchlesen zu haben, da ihre Einwürfe, die sie vorbrachten, nicht auf die heilige Schrift überhaupt, sondern auf einzelne Gegenstände des Inhalts Bezug hatten. Der Missionär Wilson bemerkte der Versammlung, daß er in Bombay über tausend Exemplare der heiligen Schrift in verschiedenen Sprachen vertheilt habe; zwar habe er Grund zu fürchten, daß man zum Theil den Büchern wenig Aufmerksamkeit geschenkt, doch sah er auch Beispiele, daß sie eifrig gelesen wurden. Der Missionär Nesbit benachrichtigte die Gesellschaft, daß er im südlichen Concan nicht nur unter die erwachsene Bevölkerung eine große Anzahl von Bibeln ausgetheilt habe, sondern daß diese auch in den Schulen gelesen würden, wo sich über siebenhundert Kinder befänden. — Während des Jahres erhielt die Gesellschaft eintausend fünfhundert und acht Exemplare von Bibeln in verschiedenen Sprachen; sechstausend siebenhundert der ganzen heiligen Schrift oder einzelner Theile von ihr wurden vertheilt.

Berichtigung.

Num. 203, S. 872 Sp. 1. v. O. Z. 3 lies Maisels, statt Masels.
— — — — Sp. 1. v. O. Z. 12 lies dem König, statt dem Könige
— — — — Sp. 2. v. U. Z. 6. lies Neu-Guinea statt New-Guiana.

*) Hienach ist der im Auslande S. 812 stehen gebliebene Druckfehler zu berichtigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 221. 9 August 1831.

Der Mann im Tigerfelle. *)

(Ein georgischer Roman.)

Das vorliegende Bruchstück aus einem Roman des georgischen Dichters Rusthwel bildet eine Episode in einem größeren Gedichte desselben und genießt unter den Grusiern einer volksthümlichen Berühmtheit. Der französische Gelehrte Herr Brosset, einer der wenigen Europäer, die sich mit der georgischen Literatur beschäftigen, hat in seinen Recherches sur la Poésie Géorgienne die Uebersetzung dieses Fragmentes im Journal Asiatique bekannt gemacht, aus dem die folgenden Auszüge entnommen sind. Wir werden am Schlusse derselben einige von Herrn Brosset angehängte Bemerkungen hinzufügen. Die Geschichte des „Mannes im Tigerfelle" ist folgende:

Tariel, der Mann im Tigerfelle, war der Sohn Sridan's, eines Königs der sieben Reiche von Indo-ethl (Hindustan). Sein Vater besuchte den Hof eines benachbarten Königs, Pharsadan, dessen Thaten der Ruhm weit und breit verkündigte und wurde mit der glanzvollsten Pracht aufgenommen. Der König Pharsadan schlug eine große Jagdpartie vor, die eine ganze Woche dauern sollte. „Die Zelte der beiden Könige, in Gold und Purpur strahlend, waren umringt von den kleineren Zelten der tausend Krieger ihres Gefolges; Falken, Sperber und Panther (Dschidas) vermehrten das Jagdvergnügen, und vierzehntausend Stücke Wild wurden erlegt." Mitten unter diesen Lustbarkeiten wurde die Gemahlin Sridan's von einem Sohne entbunden, „schön wie der Mond," und Pharsadan, der kinderlos war, nahm den jungen Prinzen, „dessen Schönheit die Sonne verdunkelte, wie der Morgen die Nacht verdunkelt," an Sohnes Statt an. „Als ich fünf Jahre alt war, sagt Tariel selbst, der seine Abenteuer erzählt, war ich gleich einer Rose in voller Blüthe, ich konnte einen Löwen gleich einem Sperling erlegen, und ließ Pharsadan vergessen, daß ich nicht sein Sohn war."

Inzwischen wurde Pharsadan im Laufe der Zeit Vater einer Tochter, „an Schönheit gleich dem Morgenstern," deren Geburt das ganze Land mit Jubel erfüllte. Tariel wurde mit der Prinzessin im Palast Pharsadans auferzogen. Der Tod seines Vaters war der erste Unfall, der das Glück des jungen Prinzen trübte. Indeß linderte seinen Schmerz die Güte Pharsadan's, der ihn zum Range oder zur Stelle erhob, die der verstorbene König, obgleich ein unabhängiger Fürst, am Hofe des erstern bekleidet hatte, und die mit dem Namen eines Amilbar (vielleicht Amir ul Amra) verbunden war. Tariel möge nun hier seine Geschichte selbst erzählen, wie er es in dem Romane thut:

„Eines Tages, nachdem ich lange Zeit in den Ebenen umhergestreift, und die Bewohner des Waldes verfolgt, gebot mir Pharsadan, ihm in den Palast seiner Tochter zu folgen, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte. Es war ein köstlicher Ort mit Allem geschmückt, was die Sinne bezaubern kann. Vögel, melodienreicher als die Sirenen, neckten das Echo durch ihre Gesänge; Marmorbecken, mit Rosenwasser gefüllt, verbreiteten süße Düfte, und die Thore waren mit reichen Tapeten überhangen. Ich wartete ehrfurchtsvoll, bis ein junger [illegible], [illegible] wie ein [illegible], den Vorhang aufhob, und mir ein Zeichen einzutreten gab. Ich sah Nestan (die Prinzessin), das vollendete Gebilde der Schönheit, und sank ohnmächtig zu Boden; ein einziger Blick von ihr, der die Sonne verdunkelt haben würde, hatte mich durchbohrt.

„Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem eigenen Palaste von einer Krankheit aufgezehrt, die der Kunst der Aerzte spottete. Ueberdrüssig des Lebens und aller seiner Lust und Herrlichkeit vermochte nur die zärtlichschmeichelnde Liebe und Aufopferung Pharsadan's zu verhindern, daß nicht der Diamant in Thränen gebadet mit dem Ambradufte gesalbt wurde. Ihm zu Liebe nahm ich wieder meine vorigen Uebungen vor und begleitete ihn auf seinen Jagdzügen und bei seinen Festen. Eines Tages bewirthete ich, um meinen schneidenden Kummer zu zerstreuen, mehrere Hofleute, als mitten unter dem Mahle ein Diener des Palastes zu mir trat, und mir ins Ohr flüsterte, eine Jungfrau wolle den Amilbar sprechen. Ich befahl sie vorzulassen, ich stand auf und begegnete auf der Schwelle einem Mädchen, welches sagte: „Lies und preise den Himmel für diese Unterbrechung Deines Vergnügens!" Welches Entzücken! Es war ein Brief von Nestan, den mir Asmath (ihre Vertraute) überbrachte. Die Freude überwältigte mich so, daß ich meine Leidenschaft nicht verbergen konnte, mein Herz schauderte vor Lust bei der Hoffnung, sie wieder zu sehen. Dieß waren die Befehle der Gebieterin meines Lebens: „Verbirg Deine Liebe vor Himmel und Erde: ich bin die Deinige, obgleich ich bis jetzt es nicht über mich gewinnen konnte, es Dir zu sagen; sorge für Deine Gesundheit

*) Aus dem Asiatic Journal, Juliusheft.

und verbanne fruchtlosen Gram. Asmath wird Dir das Uebrige sagen." Dieß war es, was sie mir sagte:

„Statt müßigen Kummers, den Du irrig für ein Zeichen der Liebe hältst, zeige Nestan die Kraft eines Helden. Das Volk von Khatawethi, einst uns zinsbar, erhebt sich lange schon in unerträglichem Hochmuthe, geh' und bekämpfe es! Geh', ich verheiße Dir die Gunst Deiner Herrin; nicht länger lasse Thränen Deine Rosen beflecken, sondern reine Lichtstrahlen Deinen Kummer erhellen." Bei diesen belebenden Worten erfüllte sich mein Herz mit Staunen, mein Antlitz gewann sein Leben, meine Wange ihre Rubinen wieder. Ich schrieb an die Geliebte: „Mond, schöner als die Sonne! Der Himmel verhüte, daß ich Dir mißfalle! Ich blicke auf mein Glück wie auf einen unauflöslich wunderbaren Traum. Auf Deine heiligen Schriftzüge, die vor mir liegen, schwur ich Asmath ein weises Benehmen und Alles zu ertragen als Dein Sklave!"

„Folgende Worte schrieb ich an den König der Paganen: „König, mein Bruder! Wir haben Ursache, uns über Dich zu beklagen. Erscheine vor uns bei Empfang dieses Befehles. Weigerst Du Dich dessen, so werden wir Dich heimsuchen. Doch willst Du nicht Dein Blut verschwenden, so ist es besser für Dich, zu uns zu kommen."

„Mein Bote war dahin geeilt, und ich versank in Thränen und Schmerz über meine Entfernung von Nestan und die Gefahren der bevorstehenden Trennung, als ein leises Pochen an der Thüre meiner Kammer den Zug meiner Gedanken unterbrach. Es war die Sklavin der Asmath, die im Namen Nestan's mich zu ihr beschied. Ich stürzte fort der Sklavin folgend, die mich in den Garten [illegible] die Sonnefrau fand, die ich vorher als einen Strahl der Freude zum erstenmal gesehen hatte. „Folge mir, sagte sie, und Du sollst die Rose sehen, die nie ihre Frische und ihren Glanz verliert." Asmath hob einen Vorhang auf und winkte mir in ein Gemach zu treten, das von Rubinen funkelte, und hier saß sie, die die Sonne erblassen macht. Sie lächelte mich an mit der süßesten Milde, indeß ihr Auge in tiefem Sinnen schwamm. Doch ihre schönen Lippen blieben verschlossen, und ich selbst stand da wie von einem Zauber gefesselt. Asmath flüsterte mir zu: „Du hast sie nun gesehen, entferne Dich; heute dürfen nur ihre Augen zu Dir sprechen." Sie fügte hinzu, als ich Nestan verließ niedergeschlagen wie ein Mann, dem ein großes Unternehmen mißglückt ist. „Lasse die Trennung nicht wie eine Flamme an Deinem Herzen nagen. Oeffne die Pforte der Freude und verschließe die des Grames. Die Schüchternheit, die jetzt ihre Lippen verschließt, wird bald kühner werden." Wie ein Diamant vom reinsten Wasser, der plötzlich von einem dunklen Indigoflecken getrübt wird, so umdüsterten meine Seele finstere Gedanken.

„Endlich kehrten die Boten von dem Heiden zurück, mit der trotzigen Antwort: „Wir sind keine Weiber und unsere Schlösser sind nicht ohne Krieger. Wer ist euer Fürst, der unsere Unterwerfung fordert?" — Das Schreiben des Königs lautete: „Ich schreibe an Dich, Tariel; ich erstaune über Deinen Brief; werde ich wohl den König von zehntausend Menschen fürchten? Kein solches Schreiben mehr wage mir zu senden."

„Ergrimmt über dieses Schreiben, entfaltete ich die Banner Pharsadans, mit ihren rothen und schwarzen Fahnen, und rief das Volk auf zu einem gerechten Kriege. Am Abende vor meinem Auszuge ging ich hin, die Befehle des Königs zu vernehmen; ich verwünschte mein Schicksal und sagte: „Warum hat meine Hand eine Rose gepflegt, die ich nicht berühren darf?" Ich bat um Geduld, als die Sklavin, die ich vorhin schon gesehen, mir entgegen kam und sagte: „Die Sonne, deren Flamme Dich verzehrt, will Deine Thränen trocknen durch einen Strahl des Glückes." Unter dem Schutze des Dunkels trat ich durch das Gartenthor, und fand dort Asmath, welche sagte: „Folge mir, der Mond erwartet den Löwen." Gleich dem Stern der Nacht, der auf dem Throne von Wolken ruht, sah ich Nestan, von dem grünen Gewand der Liebe umflossen, und unter den Strömen des Lichtes erschien mir ihre Gestalt an überirdischer Schönheit, wie Eden's Aloebaum. Unter dem Schleier hervor, der ihr Antlitz umwölkte, flogen auf mich die durchdringendsten Pfeile ihrer Blicke. „Bitte den Amilbar, sich zu setzen," sprach sie zu ihrer Dienerin, die mir ein Polster anbot, und nun fühlte ich mich wieder zur Seligkeit erwacht. „Ich habe Dich durch mein Schweigen betrübt," sprach sie dann zu mir, „und Deine Sonne erbleicht darüber; aber mein Freund, mußte ich nicht erröthen und beben in der Gegenwart des Amilbar?" „Ach," erwiederte ich, „doch ich will Dir gehorchen, und Dir als der Löwe des Heldenmuthes folgen." Dann schwuren wir uns ewige Liebe und tauschten unsre Herzen.

„Bei Anbruch des Tages verkündigte das Rollen der Kanara und Nagara meinen Kriegern die Stunde des Aufbruches. Ich stürzte gleich einem Löwen auf das Land der Helden. Drei Tage zogen wir durch öde Gefilde, bis wir die Gränze Indiens erreichten. Hier begegneten mir die Boten eines der Chane von Ramaz, der um mich zu schrecken, sagte. „Unsere Khatawethi-Wölfe werden eure indischen Hunde zerreißen." Dann aber sprach er im Namen seines Gebieters zu mir mit freundlichen Worten und bot mir eine prächtige goldene Rüstung an. „Stürze nicht in Dein Verderben," fügte er hinzu, „indem Du das Unmögliche versuchst. Lege das Joch der Knechtschaft beiseite, wenn Du willst, und spare unsren Familien die Schrecken der Verwüstung." Ich berief meine Feldherrn, aber sie riethen, dieses treulose Volk weder zu fürchten, noch ihm zu trauen. So sendete ich die Boten zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Buschmänner, in dem Sinne, in welchem hier die Benennung zu verstehen ist, besteht theils aus reinen Hottentoten, theils aus den Abkömmlingen von Schwarzen oder andern Mischlingen, die aus Vermischung mit den erstern und andern farbigen Menschen entsprungen sind. Die Zahl der Bewohner ist im Vergleich mit dem großen Landstrich über den sie zerstreut sind, und der die ganze große Fläche zwischen der nördlichen Gränze der Kolonie, der Kette des Kamiesbergs und dem Land am Orangefluß begreift, nur gering. Die Vertheilung der Bevölkerung wechselt nach der Jahreszeit, nach dem Wildstand und dem Vernehmen, in

dem sie mit den umher wohnenden Stämmen stehen. In Gegenden, wo die Natur reichlich Nahrungsmittel gibt, trifft man wohl zu weilen eine Art kleiner Gemeinden, da hingegen an jenen Orten, wo Mangel an Nahrung oder Wasser ist, selten mehr als eine oder zwei Familien beisammen leben, und diese stehen wenig oder ga nicht mit ihren Nachbarn im Verkehr, ausgenommen wenn Selbstvertheidigung oder irgend eine räuberische Unternehmung sie in nähere Berührung bringen. So bleiben sie also gewöhnlich in kleinen Partien zerstreut, wenn sie in Frieden und Behaglichkeit leben, und sammeln sich nur in Horden, wenn sie auf Unheil sinnen oder ihren erbeuteten Raub verzehren wollen, was für die Pflanzer als Warnungszeichen dient.

Der hottentoten Buschmann trägt meist die physischen Eigenschaften der bereits erwähnten Racen an sich, und die Mischlinge nähern sich den Umständen zufolge bald mehr oder weniger den Negern oder Kaffern. In Größe und Stärke gleicht der erstere jedem andern Hottentoten und ist keineswegs, wie allgemein behauptet wurde, von kleinerer Statur als die Stämme, die zum Theil in seiner Umgebung wohnen. Alle haben einen Ausdruck von Scharfsinn und Kraft, und eine auffallende Munterkeit und Thätigkeit vor ihren farbigen Nachbarn voraus. Ihre Augen haben einen sprechenden Ausdruck von Wachsamkeit und Späherkraft und ihr ganzes Benehmen verräth die beständige Gewohnheit von Verdacht und Furcht. Sie sind gegen jeden Fremden wie gegen einen Feind auf ihrer Hut und warten nur eine günstige Gelegenheit ab, um ihm zu schaden. Bei mehreren Gelegenheiten bemühte ich mich, sie zu überzeugen, daß die Regierung am Kap und die Pflanzer, ungeachtet ihrer begangenen Plünderungen und Mordthaten, geneigt wären frei mit ihnen zu verkehren; allein keiner dieser Versuche hatte den geringsten Erfolg; sie hegten die feste Ueberzeugung, dem sey oder könne vielmehr nicht so seyn, wenn sie ihre Vergehungen bedächten, und deßhalb mußte dieß ihrer Meinung nach nur eine Falle seyn, die man ihnen stellte. Da sie niemals eine Beleidigung vergessen, und nur die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Ausführung sie bewegen kann die Rache aufzugeben, und da sie gewöhnt sind ihr Denken und Thun auch Andern zuzutrauen, so müssen sie natürlich überall gleiche Begegnung erwarten.

Die meisten Buschmänner vermeiden hartnäckig jede Verbindung mit Fremden, und verbergen sich bei ihrer wirklichen oder vermutheten Annäherung an die unzugänglichsten Orte. In Betrug und List geübt, suchen sie durch Verrätherei auszurichten, was sie auf andere Art nicht zu thun vermögen. *) Diese Hinterlist scheint jedoch mehr aus dem Gefühl ihrer Schwäche gegen ihre mächtigern Nachbarn als aus wirklich verderbten und lasterhaften Grundsätzen zu entstehen; denn sie sind, was man bei solchen Eigenschaften doch glauben sollte, gar nicht ohne persönliche Tapferkeit, die sie fast alle in hohem Grade besitzen, und besonders dann entwickeln, wenn fremde Gewalt, gegen die man ihnen von Kindheit auf Abscheu und Furcht einflößt, ihre Stämme bedroht.

Obgleich wohl überzeugt von der Unzulänglichkeit ihrer Waffen gegen Feuergewehre, widerstehen sie, wenn es gilt, diesen dennoch mit einem Muth, einer Ausdauer und Kaltblütigkeit, die bewunderungswürdig sind. Man weiß Beispiele, daß bei solchen Gelegenheiten Hottentoten, denen der linke Arm zerschmettert war, so daß sie den Bogen nicht mehr spannen konnten, dazu die Fußzehen benützten, und so fortfuhren sich zu vertheidigen, während Andere, obgleich auf den Tod verwundet, dennoch nicht abließen sich zur Wehr zu setzen. Dieser heftige Widerstand, und die oft blinde Tollkühnheit scheinen aus ihrer angebornen Wildheit oder auch aus der Furcht zu entspringen, daß sie in die Gewalt von Feinden fallen, von denen sie entweder ohne Barmherzigkeit getödtet oder zu Sklaven gemacht werden. Von der kaltblütigen Gleichgültigkeit, mit der die Hottentoten dem Tod entgegen sehen, ist schon oft erzählt worden; so groß diese Todesverachtung auch seyn mag, so ist sie doch, nach dem was ich selbst sah und hörte, bei den Buschmännern noch weit vorherrschender. Ob diese gleich sich gern durch die Flucht retten, wenn die Gefahr dringend wird, so gehen sie doch, wenn sie nicht mehr entfliehen können, ihrem Schicksale ohne den mindesten Anschein von Furcht oder Betrübniß entgegen; furchtlos opfern sie ihr Leben, und erwarten den Augenblick des Todes mit so viel Gleichgültigkeit, daß man fast versucht werden könnte ihnen das Gefühl vernünftiger Wesen abzusprechen. Als Beispiel einer solchen Verhärtung dient der Mörder Trelfalls, der, in dem Augenblick wo die Vollstrecker des Urtheils ihm mit ihren Waffen schon gegenüber standen, um seine grausame That zu bestrafen, noch gegen eine Person, die unter der Begleitung war und die ihm mißfiel, bemerkte, er wollte nur daß er ihn auf der andern Seite hätte (jenseits des Orangeflusses), so würde er ihm thun wie man ihm jetzt thäte.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Nachtlager in London.

(Aus der Gazette des Bâtimens.)

Die Art, wie es in den Nachtlagern zugeht, die in London für Arme errichtet wurden, welche keinen Zufluchtsort haben, gibt einen Begriff von dem Elende, welches heut zu Tage in der untern Klasse der Bewohner dieser Stadt herrscht. Diese beiden Nachtlager, wovon das eine in Grub-Street, das andere in Honduras-Street-Wagging ist, nehmen jeden Abend eine Menge von Personen auf, die hier während der Nacht Schutz gegen Wind und Wetter suchen. Um sieben Uhr Abends oder auch schon kurz nach Anfang der Dämmerung versammeln sich in dem ersten dieser Nachtlager die zur City gehörigen Armen, deren Zahl so groß ist, daß sie kaum untergebracht werden können. Zum Lager erhalten sie frisches Stroh; die zuerst Ankommenden nehmen sogleich die Erhöhung ein, welche längs der Wände um den ganzen Saal herumläuft, und die sehr bald besetzt ist. „Um recht Viele aufnehmen zu können,“ sagt eines der Mitglieder des Komité, welches diese Anstalt leitet, in seinem Berichte, „schichtet man Einen neben den Andern wie eine Ladung Wildpret, die auf einem Fuhrwagen transportirt wird. Sobald die Aelteren, die man zuerst niederlegen läßt, auf diese Weise untergebracht sind, legt man zu ihren Füßen die Jüngern, welche reihenweise auf jeder Seite von einem Ende des Saales zum andern geordnet werden. Zwischen den beiden Reihen der jungen Leute bleibt in der Mitte des Saales ein leerer Raum, der ebenfalls mit Stroh bestreut wird, und auf den man neue Ankömmlinge

---

*) Herr Kicherer, einige Zeit Missionär unter den Buschmännern in der Gegend des Zakflusses, sagt: „Ein anderer Fall, wie ich dem Tod entging, verdient ebenfalls bemerkt zu werden. Am Abend, nach einem sehr schwülen Tage saß ich an einem offenen Fenster, als eine Partei Buschmänner eben im Begriff war eine Ladung vergifteter Pfeile auf mich abzuschießen, aber ein Mädchen entdeckte sie und sie entflohen. Transactions of the Missionary society.

legt, bis der Saal ganz angefüllt ist. Die zulezt Angekommenen werden der Länge nach gelegt, so daß die Füße des Einen den Kopf des Andern berühren."

Während des strengen Winters im Jahre 1829 wurde Jedem, der kam, auch noch Suppe gereicht; aber man sah bald, daß die Fonds der Anstalt nicht hinreichen würden, um alle Forderungen zu befriedigen, besonders da diese appetitreizende Zugabe eine Menge Personen herbeizog, die nicht zu der Klasse gehörten, für deren Erleichterung jene Anstalten bestehen, Arme nämlich ohne Obdach und Brod. Indeß wird Brod und Wasser vertheilt; Jeder erhält Morgens und Abends ein halbes Pfund Brod. Einer für Erhaltung der Gesundheit bestehenden Verordnung zufolge muß Jeder mit reinem Gesicht und reinen Händen erscheinen; deßhalb befinden sich in einem zur Anstalt gehörigen Hofe Wasser, Seife und Handtücher in hinreichender Menge. Der Abscheu, den diese Unglücklichen vor frischem Wasser haben (denn die Bemerkung, daß Elend und Unreinlichkeit gewöhnlich mit einander verbunden sind, ist nicht ohne Grund), ist indeß so groß, daß man die größte Mühe hat, diese Verordnung in Kraft zu erhalten, und es geschieht oft, daß viele dieser elenden Geschöpfe, so ausgehungert sie auch sind, sich doch lieber mit hungerndem Magen schlafen legen, als sich einer Reinigung unterziehen. Das Stroh zum Lager wird jeden Tag durch frisches ersezt, der Saal durch große Oefen geheizt und auf jede nur mögliche Weise gelüftet. Zuweilen werden Räucherungen vorgenommen, und man trägt überhaupt Sorge, allen übeln Wirkungen, welche die Vereinigung so vieler Menschen herbeiführen könnte, zu begegnen. Unter den Personen dieser unglücklichen Menschenklasse, welche hieher kommen ein Nachtlager zu suchen, bemerkt man kaum ein Zehntheil von jenen, welche in den vorhergehenden Jahren kamen. Die meisten kommen aus der Provinz; es sind Arbeitsleute, welche die Hoffnung, beschäftigt zu werden, nach der Hauptstadt zieht.

Unter der leidenden Klasse, welche sich insbesondere gegenwärtig einfindet, bemerkt man Viele, welche aus der Provinz gekommen sind, um Anstellung auf Komptoiren oder in Gewölben zu suchen, und die, nachdem sie Alles verzehrt haben, nun von Almosen leben. Es sind Leute, die größtentheils in einer Art von Wohlstand lebten, und jezt Opfer der Stockung im Handel sind. Diese bemitleidenswerthe Klasse hat von der Anstalt bedeutende Unterstüzungen erhalten.

Außer dem oben beschriebenen Saale, in welchem nur Männer zugelassen werden, gibt es noch einen ausschließend für weibliche Arme, der unter der Aufsicht einer Matrone steht. Glücklicherweise ist die Zahl der Frauen dieser Klasse nicht ganz so groß als die der Männer.

Vermischte Nachrichten.

Nach Parlamentspapieren belauft sich die Zahl der Brauer in Großbritannien auf 5,898, von denen 5,419 in England, 128 in Schottland und 207 in Ireland ihr Gewerbe ausüben. Eben so zählt man in England 47,808 mit obrigkeitlicher Bewilligung ansäßige Speisewirthe, 16,750 dergleichen in Schottland; die Zahl derer in Ireland ist nicht ermittelt. Dann finden sich in England 26,291 Personen, die besondere obrigkeitliche Erlaubniß zum Bierschenken haben (beer shops, darunter sind die 48,000 Gastwirthe nicht begriffen); ferner 23,582 Speisewirthe, die ihr eigenes Bier brauen, und 11,432 Individuen, die zum Bierverkaufe überhaupt patentisirt sind, und gleichfalls selbst Bier brauen; so daß also die Gesammtzahl der unter obrigkeitlicher Erlaubniß Bierbrauen und Bierverkauf ausübenden Personen sich auf 130,000 beläuft.

Von den furchtbaren Körperstrafen, die noch in den englischen Heeren gebräuchlich sind (s. Ausland, S. 391), erzählen Londoner Blätter folgendes neue Beispiel: „Drei Soldaten des ersten Garderegiments zu Fuß wurden von einem Kriegsgerichte wegen acht und vierzigstündiger Entfernung aus ihren Kasernen ohne Urlaub jeder zu zweihundert Hieben verurtheilt. Diese sogenannten zweihundert Hiebe aber bestehen in eintausend achthundert Streichen. Bei jedem fünf und zwanzigsten Hiebe tritt ein frischer Mann zum Aufhauen ein. Der eine der Soldaten hielt die Hälfte der Strafe, auf dem Triangel ausgespannt, aus, und verlangte dann Wasser, worauf er auch die andere Hälfte dieser englischen Tortur ausstand. Die beiden andern erhielten nur hundert und fünfzig Hiebe, wurden ohnmächtig und mit fürchterlich zerrissenem Rücken ins Spital gebracht, wo man ihre Wunden mit Salzwasser auswusch."

Das Innere von Marocco ist neuerdings wie gewöhnlich von Unruhen zerrissen. Kürzlich zog der Kaiser von Fez nach Mequinez, begleitet von seinen kaiserlichen schwarzen Garden und einigen weißen Truppen. Ein Streit erhob sich zwischen beiden und es kam zu einem blutigen Kampfe, der sich mit der völligen Niederlage der weißen Truppen endigte, die sich nach Klein-Fez zurückzogen und die Thore schlossen, aber von dem Kaiser an der Spize der schwarzen Truppen blokirt wurden. Alle Friedensvorschläge wurden von dem Kaiser verworfen, welcher schwur, die weißen Truppen, die jezt völlig in seiner Gewalt waren, zu vernichten. Diese gehören jedoch einem tapfern und kriegerischen Stamme an, und man muß erwarten, was dieser Kampf für Folgen hat. — Diese Nachricht ist aus einem Briefe aus Gibraltar entnommen und ist insofern wichtig, als dieser Vorfall zu einer völligen Revolution in Marocco führen kann. Neger sind in Marocco nicht einheimisch, aber jährlich wird eine große Anzahl schwarzer Sklaven (wie schon Ausland, S. 652 d. J. berichtet wurde) aus dem Innern Afrika's dahin gebracht, und aus diesen werden die schwarzen Garden rekrutirt; unter den weißen Stämmen versteht man dort die Berbern, die sich überhaupt in ganz Nordafrika auch jenseits des Atlas zur weißen Race rechnen. Die Araberstämme sind in Marocco verhältnißmäßig weit minder zahlreich als in Algier. Diesem zufolge ist der Kaiser auf dem Wege, mit der zahlreichsten Klasse der Eingebornen in ein völlig feindseliges Verhältniß zu kommen. Ließen die Engländer den Franzosen in Nordafrika so freie Hand, als sie selbst in Indien haben, so könnten diese Umstände zur Eroberung des marokkanischen Reichs durch die Franzosen führen.

Die bis jezt noch immer nicht entschiedene Frage, ob die Cholera kontagiös ist, und durch Menschen und Waaren von einem Orte an den andern übertragen werden kann, eine Frage von höchster Wichtigkeit, hat einen französischen Arzt, Doktor Chervin, veranlaßt, der Regierung den Vorschlag zu machen, aus den mit der Cholera heimgesuchten Ländern Effekten von Personen, die davon angesteckt waren, wie z. B. Hemden, Unterhosen, Betttücher u. s. w. kommen zu lassen. Dieselben sollen an Ort und Stelle hermetisch verschlossen und durch ein Dampfboot so schnell als möglich nach Frankreich gebracht werden. Hier soll inzwischen an der nordwestlichen Küste, wo leicht eine Lokalität ausgemittelt werden kann, die sich streng abschließen läßt, eine Gesellschaft von Aerzten und andern Menschenfreunden zusammentreten, die muthmaßlich infizirten Kleidungsstücke anlegen, und dann abwarten, ob durch dieselben der Krankheitsstoff auf sie verpflanzt werden wird. Der wohlmeinende Doktor hält dafür, wenn fünfzig, sechzig oder hundert Individuen diese Proben gemacht haben, ohne angesteckt zu werden, so könne man überzeugt seyn, daß die Cholera nicht ansteckend und folglich die dem Handel und allen gesellschaftlichen Verhältnissen so nachtheiligen Gesundheitskordone und Quarantänanstalten überflüssig seyen. Doktor Chervin erbietet sich übrigens selbst zu diesem gefährlichen Versuche, und zweifelt nicht, eine hinlängliche Anzahl von Menschen zu finden, die zu gleicher Gefälligkeit bereit seyn dürften.

Die großen Arbeiten, um den See Lothnig bei Lowestoff (in Suffolkshire) mit dem Meere zu verbinden und hiedurch einen künstlichen Hafen zu bilden, der zu jeder Zeit Schiffe aufnehmen kann, sind nun vollendet. Diese Bauten bestehen aus einem Bassin von 250 Fuß im Geviert, und 26 Fuß Tiefe, das mit dem See in Verbindung steht und sich durch die Fluth mittelst eines Kanals von 400 Fuß Länge und 50 Fuß Breite füllt, und durch zwei Schleußen, die 150 Fuß weit von einander entfernt sind, geschlossen wird. Die Schleußenthore sind von Gußeisen und bieten dem Wasserdrucke eine Oberfläche von 1800 Fuß entgegen. Der Schleußenfall hat 27 Fuß Tiefe und enthält 12 bis 21 Fuß Wasser, je nach der Höhe der Fluth. Man hat zum Baue dieses Werkes sechs Millionen Backsteine und zwanzigtausend Kubikfuß Quader verwendet. Ueber den Kanal ist eine Brücke geworfen, die sich zu einer Weite von 50 Fuß öffnen läßt, auf jeder Seite ein eisernes Geleise, und dazwischen einen Weg von 16 Fuß Breite hat. Jede Hälfte dieser Brücke wiegt 125 Tonnen, und kann ganz leicht von zwei Menschen in einer Minute und sogar von einem Menschen in zwei Minuten geöffnet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 222. 10 August 1831.

Der Mann im Tigerfell.

(Fortsezung.)

Ramaz, so erzählt Tariel weiter, sendete eine zweite Botschaft mit noch reichern Geschenken, und ließ ihm seinen Wunsch melden, mit ihm selbst eine Zusammenkunft zu halten. Tariel nahm die Gesandten gütig auf, von denen einer ihm den Anschlag entdeckte, daß Tariel und sein Heer ins Gebirge gelockt, und erschlagen werden sollte. Tariel, so gewarnt, nahm der günstigen Gelegenheit wahr, brach unverzüglich gegen das Heer des Ramaz auf, überfiel und und schlug es nach einer verzweifelten Gegenwehr. Der junge Held vollbrachte in diesem Kampfe Wunder von Tapferkeit, und Ramaz *selbst fiel* in seine Hände. „Meine Lanze," sagt er, „brach in Stücke, und ich griff zum Säbel; furchtbar war der Krieger, der sie mir zerbrach. Ich stürzte mitten in das dichteste Kampfgewühl wie ein Falke auf seinen Raub, ich häufte Leichen auf Leichen, und stürzte tobende Pferde auf ihre Reiter." Tariel suchte Einiges von der Beute für Nestan aus, und sendete hundert Pferde und hundert Kamele mit Schätzen beladen dem Könige Pharsadan mit folgendem Schreiben: „König, wen Du beschützest, der ist wohl beschützt. Die Heiden wollten mich überfallen, aber es kam ihnen theuer zu stehn. Ramaz ist gefangen, sein Heer zerstreut, ihre Schlösser bis auf den Boden geschleift, und diese Pferde und Kamele bringen Dir das Köstlichste der Beute." Dann fährt er in seiner Geschichte weiter fort:

„Meine Rückkehr nach Indo-ethi wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Herrliche Zelte waren auf dem Moedan (Marktplatz) aufgeschlagen; ich wurde von dem Könige zur Tafel geladen, und saß ihm gegenüber auf einem Throne; er überhäufte mich mit Liebkosungen.

„Am folgenden Tage sagte Pharsadan zu mir: „Langeher hab ich kein Wild gegessen; komm', entziehe Dich der Ruhe, die Du so rühmlich verdientest." Ich rüstete mich sogleich und fand den Hof des Palastes angefüllt mit Sperbern und Falken. Der König, zur Jagd bereit und strahlend wie die Sonne, freute sich, als er mich erblickte. Ich hörte ihn zur Königin sagen: „Wie schön ist Tariel nach der Rückkehr aus dem Kampfe! Höre auf mich und thue, wie ich Dir sage. Der Tag Edens zieht heran für Nestan, unsere Tochter, die das Geschick auf den Thron berufen hat. Bald werden ihre Anbeter sie umringen; füge es, daß sie uns bei der Rückkehr von der Jagd begegnet."

„Mit der Beute der Heiden geschmückt, betrat ich stolz den Palast, wo es mir vergönnt war, ungestört den Glanz eines Antlitzes zu schauen, das mit der Sonne buhlte. Nichts war gespart bei der Pracht des Gastmahles. Das Gemach, in dem es gehalten wurde, schimmerte von Smaragden, Saphiren und Rubinen, und köstlich waren die Speisen, obgleich sich meine Augen sättigten an den Blicken Nestan's und in tiefen Zügen schwelgten aus dem Zauberbecher der Liebe.

„Als das Fest vorbei war, sprach der König zu mir: „Tariel, mein Sohn, ich kann Dir meine Liebe nicht durch Gaben beweisen, die Deiner würdig sind; so empfange denn aus meiner Hand das größte Zeichen meiner Huld, das ich Dir verleihen kann." Bei diesen Worten gab er mir den Schlüssel seiner Schatzkammer, und vertraute meinen Händen Reichthümer an, die genügt hätten, das Weltall zu beglücken. Ich kehrte nicht nach meinem Palaste zurück, bevor ich noch einen ungeheuren Becher geleert, und so groß war die Gewalt der Liebe über meine Gedanken, daß ich weder meine Fesseln abzuschütteln vermochte, noch meine Leidenschaft zu bändigen. Da erschien auf einmal Asmath, die mir einen Brief von meiner Geliebten brachte. „Ich habe mit Entzücken," so schrieb sie, „die Leidenschaft eines edlen Ritters gesehen, der aus dem Kampf zurückkehrte. Vergieße keine Thränen mehr. Vergebens lieh mir der Himmel eine Zunge zu Deinem Preise, wenn ich Deiner Gegenwart entbehren muß. Ohne Dich bin ich wie die Sonne ferne dem Löwen, gleich der Rose, die im Haine hinwelkt. Ich bin Deine Sonne, und will nur Dir leuchten. Gieb mir den Schmuck, der Dich gestern kleidete, und nimm dafür dieses Armband; Du wirst Dich freuen, wenn Du mich besuchest, und mich in Deinem Schmuck glänzen siehst; wenn Du mich liebst, so wirst Du dieses Zeichen meiner Neigung als ein Unterpfand annehmen."

„In innigster Vertraulichkeit lebte ich hinfort mit dem König und der Königin, wie ihr eigener Sohn, und nahm Theil an allen ihren Gastmahlen und Vergnügungen. Eines Tages sagten sie zu mir: „Der Himmel sendete uns das Alter und die Hinfälligkeit, welche an uns die Schwäche des Kindes erneuert; wir haben nur eine einzige Tochter, deren Strahlen uns trösten, aber wir haben keinen Sohn, der uns zur Seite steht; in welchem wir uns zu verjüngen glauben, und von dessen Schwert beschützt unsere Häupter nicht von Feinden bedroht werden." — „So vergeßt ihr denn," erwiederte ich, „daß ihr mich an Sohnes Statt angenommen, und

daß alle meine Hoffnung auf eurer Tochter beruht, die schön wie die Sonne ist, und daß ihr von Kindheit an mich auferzoget in der Hoffnung auf diese edle Verbindung?" — „Wie, was redest Du?" erwiederte der König. „Die Politik verlangt es anders. Der Schach von Khuarasm hat einen jungen Löwen, dessen Stärke unser Reich schirmen wird." — „Ja, dieß ist der Wunsch des Schachs von Khuarasm, und wir können ihn nicht verweigern" sagte die Königin. — Ich heuchelte Ruhe, ich hörte den schrecklichen Tag bestimmen.

„Ein Eilbote wurde sogleich an den Schach von Khuarasm gesendet, um von ihm seinen Sohn zu verlangen. Er meldete ihm: „Unser König ist ohne Erben, wir haben nur eine Tochter, die noch nicht verlobt ist; gib uns Deinen Sohn; dieß ist Alles, was wir verlangen." Bei den Worten des Boten jubelte der Schach von Khuarasm vor Freude. „Dieß ist ein Glücksloos," rief er, „das uns vom Himmel zugefallen ist, laßt uns keinen Augenblick die Abreise unsers so hochbegünstigten Kindes verschieben." Bald traf eine Gesandtschaft ein, die des Prinzen schlennige Ankunft meldete.

„Ermüdet von der Jagd des Tages hatte ich mich in mein Gemach verborgen, um auszuruhen, und den Gedanken über mein Schicksal nachzuhängen. In den schmerzlichsten Kummer versunken, ergriff ich einen Dolch, als die Sklavin Asmath's bei mir erschien. Ich waffnete mich mit Geduld, und las folgende Zeilen: „Ihm, der schöner ist als Aloen! Komme zu mir, eile, fliege zu mir ohne Verzug." Ich erhob mich, ich eilte nach dem Garten, mit kummervollem und trostlosem Angesichte. Allzu unglücklich fragte ich nicht erst, sondern stürzte in das Gemach, wo die Strahlen des Mondes auf mein Herz sich herabsenkten, und allen Gram zu ververgessen ihm geboten, obgleich sie es nicht zu beruhigen vermochten.

„Restan aber lag auf ihrem Throne ausgestreckt, in Fluthen von Thränen gebadet, ihre Blicke leuchteten gleich Blitzen. Nicht mehr war sie die Sonne, der Mond oder die Aloe Edens; sie war eine wüthende Tigerin, die auf der Spitze eines Felsens gelagert von Grimm gestachelt wird. „Treuloser," rief sie mir entgegen, „den heiligsten Schwüren Treuloser, Du wagst es hieher zu kommen? Doch sprich, was kannst Du erwiedern?" — „Was soll ich erwiedern," sagte ich, „wodurch habe ich Dich beleidigt?" — „Treuloser und abscheulicher Bösewicht," rief sie, „was sagst Du? Woher dieser Gipfel der Kühnheit, der nur meine Wuth noch mehr entzündet? So weißt Du also nicht, daß der Schach von Khuarasm auf dem Wege hieher ist, um mich als seine Gemahlin heimzuholen; während Du ruhig Deines Dienstes wartest, und ohne Zweifel diese Vermählung gut geheißen? Doch du hast mich meines Schwures entbunden, und der Himmel möge Deine Treulosigkeit belohnen. Er, den ich wähle, wird über Indo-ethi herrschen; Du aber sollst hier nicht wohnen, wenn Dir Dein Leben lieb ist, und vergeblich wirst Du Deine Hände flehend zum Himmel erheben, um eine andere Restan. Ja gewiß, Du hast eingewilligt — doch nein, der Löwe des Tapfern kann solcher Schändlichkeit nicht fähig seyn!" — „Sonne," erwiederte ich, „wenn ich meinen Eid brach, möge mich des Himmels Rache vertilgen! Wie, Du kannst es glauben, daß Tariel seinem eigenen Herzen eine solche Wunde schlüge? Ich war in den Palast gefordert worden, ich hörte dort im großen Rathe von dieser Vermählung wie von einer längst entschiedenen Sache reden, und ich sprach zu mir selbst: Fasse Dich eine Weile in Geduld. Wie konnte ich mich wider setzen? Ich wurde verachtet: ein Fremder wurde aufgesucht und mich ließ man ungewiß, was aus mir werden sollte. Ha! der möge Dich besitzen, dem ich Restan abtrete!"

„Diese Worte hatten ihren Zorn besänftigt, sie zog mich an ihre Seite und liebkosete mich zärtlich. „Der Kluge," sprach sie, „handelt nicht mit Uebereilung, und was geschehen muß, vollbringt er mit Bedacht. Wenn Du die Ankunft des Schachs verhinderst, wirst Du die Rache des Königs reizen, und euer Zwist würde Indo-ethi ins Verderben stürzen. Lässest Du ihn kommen, so wird die Vermählung vollzogen werden; ich werde in seidene Gewänder gekleidet werden, und die Glückwünsche der Großen werden unsre Qual verbittern." — „Ich will lieber tausendmal sterben," rief ich, „als dieses Anblickes Zeuge seyn! Ehe er noch einen Fuß auf die Erde von Indo-ethi setzt, will ich seinen Muth auf die Probe stellen, und Tod soll der Preis seiner Kühnheit seyn!" — „Erhabene Gesinnungen," erwiederte sie, „zeigen sich durch Thaten, ich kann Dich nicht ermahnen, Ströme Blutes zu vergießen; dazu werde ich Dich nicht ermuntern. Gedenke, o mein Löwe, Tapferster von allen Helden in meinen Augen, daß Gerechtigkeit gleich dem Thaue ist, der den verwelkten Baum erfrischt. Tödte den unwürdigen Freier, aber schone seines Gefolges, und schlachte nicht gleich wilden Thieren sein Volk hin. Wenn Du ihn erschlagen hast, so suche meinen Vater auf und sage ihm: „„„Ich will nicht den Perser Indo-ethi verschlingen lassen, wirf mich, wenn es Dir gefällt, ins Gefängniß. Du mißbilligst meine Liebe, aber ich bin bereit zu dulden."""" Der König wird sein Haupt neigen zum Zeichen seiner Zufriedenheit; ich werde die Deinige werden, und wir werden einen und denselben Thron besteigen!"

(Schluß folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Grausamkeit in ihrer fürchterlichsten Ausschweifung ist unter den Buschmännern gemein, und wird an Allen geübt, welche in ihren Bereich kommen. Rache ist die Leidenschaft, der sie am meisten unterworfen sind; von dieser werden sie oft zu den gräßlichsten und grausamsten Thaten verleitet, um eine augenblickliche Erbitterung oder einen lang genährten Haß zu befriedigen. Derjenige, der dann in ihre Hände fällt, ist zu beklagen, er darf gewiß seyn, unter den langwierigsten Martern und den grausamsten Verstümmelungen langsam dahin sterben zu müssen. Ihr Durst nach Wiedervergeltung ist so groß, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, an wem sie sie üben, wenn nur das Opfer aus derselben Gegend ist, wo der oder diejenigen, von denen sie beleidigt wurden, wohnen; auf diese Art muß der Unschuldige meist für den Schuldigen leiden.

Dieser Neigung zu Grausamkeit und Rache, geben sich die Buschmänner auch gegen ihre eigene Verwandten hin, und zwar oft mit mehr Erbitterung als selbst gegen Fremde; Fälle kamen zu meiner

kenntniß, wo Eltern von ihren Kindern ermordet wurden, und andere, wo Eltern ihre Kinder mit der größten Unmenschlichkeit behandelten, und wo beide Theile sich noch dazu solcher Thaten rühmten, und von ihren Gefährten belobt wurden. *)

Mit allen wilden Stämmen theilen sie die Sorglosigkeit für die Zukunft. In dem Genuß der Gegenwart vergessen sie aller Voraussicht, und gerathen so bald aus dem größten Ueberflusse in den drückendsten Mangel.

In gemischter Gesellschaft sind die Buschmänner weit weniger gesprächig und munter als andere Hottentoten, was wohl von ihrem Mangel an Zutrauen gegen Leute anderer Stämme herrühren mag. Statt wie andere ihrer Race in allen Gesellschaften und allen Lagen sich unbesorgt der Fröhlichkeit zu überlassen, verrathen sie Unbehaglichkeit und Verdacht, und werden durch Vertraulichkeit oder gesellschaftliche Scherze schnell beleidigt und zur Rache gereizt.

Von einer bewunderungswürdigen Geduld bei Ertragung von Mühseligkeiten sind sie höchst kräftig und dergestalt in körperlichen Uebungen gewandt, daß ihre Behendigkeit und ausdauernde Kraft ans Wunderbare gränzt; die Meisten von ihnen können mit einem Pferd mehrere Tage hinter einander gleichen Schritt halten und Viehheerden mit einer Schnelligkeit forttreiben, daß kein Verfolger sie einholen kann. Die Neigung zum Faullenzen, die den gewöhnlichen Hottentot charakterisirt, liegt auch im Buschmann; und würde er nicht durch die Sorge für seinen täglichen Unterhalt zur Thätigkeit gezwungen, so würde er ohne Zweifel seine Zeit eben so träg hinträumen wie diejenigen Hottentoten, deren Hülfsquellen ergiebiger und sicherer sind.

Die tägliche Uebung ihres Gehörs und Gesichts, um Nahrung oder ihre Feinde aufzuspüren, schärft diese Sinne bis auf einen Grad, von dem die Bewohner civilisirter Gegenden keinen Begriff haben. In Fällen, wo das Auge nicht ausreicht, ist es erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Schnelligkeit sie einen Gegenstand durch das Gehör entdecken, und wo kein Schall mehr hörbar ist, dahin dringt ihr Auge mit einer Schärfe, die Jeder, der so etwas nie sah, unglaublich finden würde.

*) Sie tragen wenig Sorge für ihre Kinder, und strafen sie nie, außer in einem Anfall von Wuth, wo sie sie meist durch grausame Behandlung tödten. Bei einem Streit zwischen Vater und Mutter oder unter den Weibern eines Mannes, übt die unterliegende Partei ihre Rache an dem Kinde des Siegers, welches gewöhnlich sein Leben verliert. Die Hottentoten tödten ihre Kinder selten, ausgenommen in einem Anfall von Wuth; die Buschmänner aber thun dieß ohne alle Reue, bei vielen Gelegenheiten, z. B., wenn sie mißgestaltet sind, wenn es an Nahrung gebricht, wenn der Vater eines Kindes die Mutter verstoßen hat, oder wenn er vor den Pflanzern oder einem andern Feind fliehen muß, in welchem Fall sie sie erwürgen, ersticken und in die Wüste werfen, oder sie lebendig begraben. Es giebt Beispiele, daß Eltern ihre geliebtesten Kinder hungrigen Löwen vorwarfen, welche brüllend vor ihren Höhlen standen und nicht eher weichen wollten, bis man ihnen ein Opfer gebracht hatte. Kicherer in Transactions of the Missionary Society.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Finanzen.

Auf das kluge Stillschweigen, welches mehrere Vertheidiger der spanischen Regierung beobachteten, als ihr Versuch einer neuen Emission von Renten in Frankreich scheiterte, folgt jezt in den ihnen ergebenen Journalen eine Reihe von Artikeln, welche von dem Glück Spaniens, der bewunderns-würdigen Ordnung in der Verwaltung seiner Finanzen und von der vortrefflichen Hypothek überzeugen sollen, die denen, welche ihre Kapitale anlegen wollen, geboten wird. Um diejenigen aufzuklären, welche leichtgläubig genug seyn sollten, den Versicherungen der spanischen Agenten zu trauen, liefert der „National“ eine flüchtige Untersuchung des spanischen Budgets, so wie es die Madrider Zeitung gibt. Leider kann diese Uebersicht nur eine halbe seyn; denn jenes offizielle Organ der Regierung gibt nur das Budget der Ausgaben, und übergeht das der Einnahmen mit Stillschweigen. Dieses geflissentliche Weglassen ist wohl hinreichend, um jene gewissen Einkünfte und jene unermeßlichen Hülfsquellen, aus denen die Ausgaben des Staats und die auswärtigen Schulden bestritten werden sollen, gehörig zu würdigen.

Die Ausgaben Spaniens für das Jahr 1831 sind folgendermaßen bestimmt:

	Franken.
Civilliste (casareal)	13,724,836
Schuldentilgungskasse	44,559,855
Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten	2,878,574
— der Justiz	5,544,050
— des Krieges *)	65,652,081
— der Marine	10,000,000
— der Finanzen	11,829,141
Summe	149,768,518

Vergleicht man dieses Budget mit dem vom vorigen Jahre, so findet man, daß alle Ausgabenposten, die Ministerien der Justiz und Marine ausgenommen, welche eine ziemliche Verminderung erfahren haben, erhöht worden sind. Der erste Gedanke, der sich beim Ueberblicke desselben aufdringt, ist, daß Frankreich mit zwei und dreißig Millionen Einwohnern und sechzehnhundert Millionen Einkünften sich weigert, der Civilliste ein Prozent von der Einnahme zu gestatten, während die spanische Civilliste 13,724,836 Fr., also beinahe zehnthalb Prozent von der Hauptsumme aller Ausgaben der Monarchie, erhält. Der König besitzt überdieß noch mehrere Paläste, königliche Residenzen und Krongefälle (real patrimonio), welche in verschiedenen Zinsen und Einkünften bestehen, die er aus Arragonien, Catalonien, Valencia und Majorca bezieht. Die königliche Familie hat außerdem noch reiche Kommenthureien der alten militärischen Orden, und die Nation zahlt noch die Unterhaltungskosten einer zahlreichen königlichen Garde und einer Menge von Titularbeamten, die nichts als den Palastdienst zu besorgen haben. Man sieht hieraus, daß die Könige allenthalben viel Geld kosten, besonders die, welche sich ihren Antheil selbst bestimmen.

Ein anderes auf der Stelle in die Augen fallendes Mißverhältniß ist, daß der König sich beinahe vierzehn Millionen Franken zueignet und dem Ministerium der Marine nur zehn Millionen bewilligt. Um sich einen Begriff zu machen, welch ein geringer Theil von dieser unbedeutenden Summe für Erbauung von Schiffen und Anschaffung von Materialien verwendet werden kann, muß man die Menge der höhern Dienstchargen, welche die Marine gegenwärtig begreift, kennen.

1 Minister, 1 Generalkapitän (Admiral), 8 Generallieutenants (Vizeadmirale), 17 Eskadrechefs (Gegenadmirale), 55 Brigadiers, 43 Schiffskapitäne, 67 Fregattenkapitäne, 36 Intendanten oder Verwaltungschefs.

Darf man sich nun noch über die elende Verfassung wundern, in der sich eine Marine befindet, die vor noch nicht einem halben Jahrhundert eine der furchtbarsten in Europa war, mit der man aber dennoch nicht nur Havannah und die ausgedehnten Besitzungen in Asien beschützen, sondern

*) Ein Dekret verordnet überdieß noch, daß diesem Ministerium zum Unterhalte der Regimenter der Provinzialmiliz, so lange sie unter den Waffen stehen, die nöthigen Summen geliefert werden.

auch noch die großen Kolonien der neuen Welt wieder erobern will? Wäre dieß noch nicht genug, um zu beweisen, wie lächerlich solche Träume sind, und wie wenig diejenigen Glauben verdienen, die den blühenden Zustand Spaniens priesen, so möge folgende dem königlichen Almanach (Guia de Forasteros) von diesem Jahre entnommene Erklärung die Ueberzeugung vollenden. Es heißt dort, wo von dem Seekadettenkorps, welches der Marine die Offiziere bildet, die Rede ist: „Ein provisorisches Reglement vom Jahre 1825 hat diesem Korps eine neue Gestalt gegeben, indem es die Errichtung eines königlich-militärischen Kollegiums im Arsenal von Caraccas verordnet; allein der Mangel an den nöthigen Mitteln hat die Ausführung jener Verordnung bis jetzt verhindert u. s. w." Man muß gestehen, daß die Regierung eines Landes, das von zwei Meeren umflossen wird, und das so große Kolonien besitzt, seine Lobredner nicht deutlicher Lügen strafen kann als durch die unumwundene Erklärung, daß sie keine Mittel besitzt, ein Kollegium zu Bildung ihrer Seeoffiziere zu unterhalten.

Dem Finanzministerium sind im Budget 11,629,141 Fr. bestimmt, wozu noch 25,200,536 Fr. kommen, welche ein anderes Dekret für Verwaltungsausgaben und zur Erhebung der Auflagen und Douanen bewilligt. Man muß gestehen, daß eine so sonderbare Distinktion schwer zu begreifen ist, da doch beide Summen unter eine Rubrik gehören; sie beweist wenigstens, daß nicht alle Ausgaben im Budget verzeichnet sind. Nimmt man auch an, daß die Kosten der Erhebung der Gefälle wirklich 25 Millionen betragen, so folgt daraus, daß die so vortrefflich organisirte Finanzverwaltung Spaniens 17 vom Hundert der Einnahme für die Erhebungskosten verwendet, während Frankreich bei seinem Heere von Beamten die Einnahme einer Milliarde mit 11 Prozent bestreitet.

Die Hauptsumme des Budgets, ohne jener Menge geheimer Ausgaben zu gedenken, mit den Kosten der Erhebung und ohne die Erhaltung der Provinzialmilizen beträgt also 174,968,854 Fr. Um nun zu beweisen, daß die spanische Nation diese Summe, neben den ungeheuern Bezügen der Geistlichkeit und einer Menge von Lokalsteuern nicht bezahlen kann, wird es genügen zu wissen, was das Volk in jenen Zeiten leistete, wo sein Elend noch nicht die jetzige Stufe erreicht hatte:

	Fr.
Im Jahre 1799 *)	139,245,754
— — 1815	149,281,747
In den Jahren 1816 bis 1820 **) eines ins andere gerechnet .	131,625,522
Im Jahre 1827 (die Erhebungskosten ungerechnet) . .	106,754,020

Während die Einkünfte so gering waren, überstiegen die Ausgaben zuweilen die Summe von 250 Millionen und betrugen selten weniger. Daher kommt die ungeheure Schuldenlast, welche Spanien drückt, und die sich mit jedem Jahre vermehrt. Es gehört in der That die Unverschämtheit der spanischen Finanziers dazu, um in einem Augenblicke, wo man alle Mittel der Intrigue und der Treulosigkeit anwendet, um Leichtgläubige zu bethören, wo fast alle bedeutenden Handelsplätze ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen diese neue Art von Seeräuberei geschlossen haben, noch öffentlich bekannt zu machen, daß die Verwaltung nach Abzug der Ausgaben noch einige Millionen erübrige, welche für innere Verbesserungen verwendet würden. Nein, Spanien, seiner Kolonien und seines Seehandels beraubt und nur auf den Ertrag seines Landes beschränkt, kann seine gewöhnlichen Ausgaben nicht decken; also noch weniger jemals seine täglich wachsende Schuldenmasse tilgen, nur ein Bankerot vermag hier zu helfen, und will man dieß bestreiten, so fordern wir nur Eines: Bekanntmachung des Budgets der Einnahmen.

Folgende sind die hauptsächlichen Ursachen, welche die Noth herbeiführten und unterhalten, von der Spanien aufgerieben wird: Mangel an gehöriger Vertheilung der Ländereien, welche fast alle nur wenigen Besitzern angehören, und durch Majorate und Substitutionen fast alle dem Rechte der todten Hand unterliegen, wodurch die Erlangung eines Eigenthums sehr erschwert wird; das Bestehen ausgedehnter Privilegien, wie das der Mesta oder des Triftrechtes, welches den Ackerbau hemmt; der Mangel an Heerstraßen und Kanälen, der die Provinzen ohne Verbindung und Mittel zum Austausche ihrer Produkte läßt; die Kriege und Auswanderungen, welche viele Kapitale aufgezehrt oder aus dem Lande gebracht haben; die unerschwinglichen Auflagen, besonders die geistlichen Gefälle aller Art; der ungeheure Zoll (potazgos y portazgos); der hohe Preis der Handarbeit und der ersten Bedürfnisse; der geringe Preis und die Güte auswärtiger Industrieartikel; das schlechte Douanensystem; die Bewilligung ausschließlicher Lizenzen und Privilegien, welche ein verderbliches Monopol begünstigen; der Mangel eines definitiven Arrangements, welches die Verbindung Spaniens mit seinen alten Kolonien wiederherstellt; die gänzliche Unbedeutenheit der militärischen und Handels-Marine; der Mangel an Elementar-Unterricht; der gänzliche Mangel an Vertrauen auf die Gesetze; denn da die Aufrechthaltung oder die Zurücknahme derselben von der Willkür des Königs, seiner Minister oder Günstlinge abhängt, so ist dieß nicht geeignet, Unternehmungen und Spekulationen zu begünstigen. Endlich die Civilverwaltung des Königreichs, welche dem Rathe von Castilien, und der öffentliche Unterricht, der den Jesuiten überlassen ist.

*) Im Laufe dieses Jahres erhielt die Regierung von den Kolonien im Baaren 53,216,380 Fr., außer einer beträchtlichen Ausbeute von Platina, Kupfer u. s. w.; Privatpersonen mehr als 120 Millionen in Gold, Silber und Edelsteinen, und mehr als 90 Millionen in Kolonialwaaren, welche den Eingangszoll bezahlten.

**) Zu jener Zeit war Spanien noch im Besitze von Peru, Mexico und dem größten Theile der heutigen Republik Columbien.

Der Telegraph.

(Aus dem Figaro)

Seit Chappe in England ihn erfand, seit Napoleon ihn mit der Verkündung seiner Siege ermüdete, hat der Telegraph nicht so viel zu plaudern gehabt als gegenwärtig. Schon drei Stunden sehe ich von meinem Fenster aus den geschwätzigen Boten unaufhörlich seine Zunge rühren.

Was kann der Telegraph so viel zu sagen haben? Es sind die Behörden von Paris, die den Behörden in der Provinz Nachrichten senden.

Seht, eben streckt er die Arme aus wie ein Mensch, der gähnt. Gut, ich verstehe es schon. Die Juliusfeste machen vielleicht den Behörden Langeweile. — Ha, nun wirft er sich in die Luft, wie Taglioni, wenn sie tanzt. Das stellt die Versprechungen des Hofes dar. — Doch was soll jetzt diese Z-Figur bedeuten? O, ganz recht. Das will so viel heißen als Volk, das im politischen Alphabet den letzten Buchstaben macht. Und sieht nicht das Z wie ein Schlüssel aus? Herrlich! Der Schlüssel wird das Z nach St. Pelagie schicken. — Aufgepaßt! Diese Figur wenigstens ist neu. Scheint doch der Telegraph in seinem nachlässigen Gange nach einem Bette hinschlendern zu wollen, um auszuruhen. Ich habe es: der Telegraph meldet den Provinzen, daß Paris auf dem Faulbette der Feste liegt. Aber, mein Gott, wie jetzt seine Zungen gehen! Kaum können ihn meine Augen hören. Nun bricht er sich in ein Dreieck; nun streckt er sich aus wie eine Schlange; jetzt verbirgt er einen Arm, jetzt den andern; dann steigt er; dann senkt er sich, verschwindet, erscheint wieder — ich kann ihm nicht mehr folgen und ihn verstehen. Wo ist der Champollion, der mir diese Hieroglyphen entzifferte? Endlich verstummt er; seine dreifache Zunge ruht; das lustige Orakel hat keinen Souffleur mehr.

Doch da donnert die Kanone zum Andenken der Märtyrer des Julius! Telegraph, diese Stimme ist noch schneller und deutlicher als die Deine! Von einem Ende Frankreichs bis zum andern wird die Freiheit den Donnerruf der drei Tage vernehmen. Die Stimme der Juliuskanonen ist der Telegraph der Völker!

Wasserscheu ohne Wunde.

Folgende Angabe in der „Baltimore Minerva" beweist, daß der bloße Schaum eines wüthenden Hundes auch ohne Bißwunde Wasserscheu erzeugen kann. Ein junges Mädchen sah auf dem Wege nach dem Hause seiner Eltern einen fremden Hund auf sie zurennen; es versuchte über den Zaun zu springen, bis der Hund vorüber sey; dieser aber faßte es an der Schürze, riß ein großes Loch hinein und ging dann weiter. Das Mädchen, froh so weggekommen zu seyn, ging nach Hause und setzte sich nieder, um den Riß in seiner Schürze zuzunähen; als es fertig war, biß es, weil es keine Scheere zur Hand hatte, den Faden ab. Kurze Zeit darauf starb es mit allen Anzeigen der Wasserscheu.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 223. 11 August 1831.

Ueber englische Ansiedlung in Indien.

Bis jezt hat die ostindische Kompagnie den Europäern den Ankauf von Ländereien untersagt, und zwar, so willkührlich dieß auch auf den ersten Anblick scheinen mag, aus Gründen, deren Gewicht auch derjenige anerkennen muß, welcher, wie wir, der aufrichtigen Meinung ist, daß solche Ansiedlungen troz aller Schwierigkeiten thunlich sind, und am Ende auch zum Besten Indiens selbst, und der dasselbe beherrschenden Kompagnie ausschlagen müssen. Dieß wird aber nur dann der Fall seyn, wenn die vielfachen Schwierigkeiten durch vorhergetroffene Anordnungen gehoben, oder wenigstens gemildert sind.

Die wahren Hindernisse dieser Ansiedlung bestehen erstens in der großen Schwierigkeit, ein Civil- und Kriminalgesezbuch zu entwerfen und auszuführen, das für Eingeborene und britische Ansiedler gleich passend und anwendbar wäre, da es durchaus unmöglich ist, jede einzelne Klasse hierin besonders zu behandeln; und zweitens in der Art von Landbesiz, welche in Indien herrschend ist, in so fern die mit einander konkurrirenden Rechte und Immunitäten der verschiedenen Klassen, und die Erbschaftsgeseze der Hindus in Betracht kommen. Ein Gesezbuch zu entwerfen, das dem Sinne der Engländer und der Hindus gleichmäßig entspricht, ist ein hoffnungsloses Unternehmen, wenn sich aber die erstern in beträchtlicher Anzahl über das Land verbreiten, und in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens als Käufer und Verkäufer, als Güterbesizer und Gutsangehörige, Herren und Diener sich mit dem Volke vermischen, so würde es eben so unthunlich als ungerecht seyn, die Gerechtigkeit gegen die Minderzahl in anderer Form und anderem Geist zu verwalten, als gegen die Mehrzahl. Wenn z. B. ein englischer Pflanzer in einem heftigen, von Blutvergießen begleitetem Streite der Angreifer ist, — und die Eingeborenen der westlichen Provinzen sind sehr reizbar, und ihre Nichtachtung des Menschenlebens ist sprichwörtlich geworden — wäre es nicht eine monströse Ungerechtigkeit, ihn, um von einer Jury seiner eigenen Landsleute gerichtet zu werden, an den hohen Gerichtshof in Calcutta zu schicken, und die angegriffene Partei zu einer Reise von 8 oder gar 1200 (engl.) Meilen zu zwingen, um die Klage zu verfolgen? Oder wird ein englischer Pflanzer in einem Eigenthumsstreite sich nach den indischen Schasters von einem Eingebornen richten lassen wollen? Wie werden eingeborene Polizeibeamte mit widerspenstigen Europäern verfahren, welche, wenn auch in geringer Anzahl, sich gegen die Vollziehung der Geseze verbinden werden, wo immer die Abwesenheit des Militärs es gestattet. Und die hier angedeuteten Schwierigkeiten werden noch in weit höherem Maße stattfinden, wenn die britische Regierung eine gebieterische Pflicht erfüllt, und auch in den höhern Zweigen der Gerichtsverwaltung mehr Eingeborene anstellt.

Recht und Klugheit gebieten der Regierung, auch den leisesten Schein zu vermeiden, als ob durch nationalen Uebermuth dem Rechtsschuz des ihrer Herrschaft unterworfenen Volkes Abbruch gethan werden könne. Die Hindus, und noch mehr die zahlreichen Mahomedaner hassen und verachten die christliche Religion; sie finden die gesellschaftlichen Sitten der Europäer lächerlich und verabscheuungswürdig, aber sie erheben das politische Benehmen der Engländer, und finden ihre Herrschaft gerecht und lobenswerth. Diese herrschende Gesinnung dürfen sie nicht verscherzen, und darum müssen Engländer, welche sich dort ansiedeln wollen, ihrer Ansprüche als solche sich begeben, und durchaus sich denselben Gesezen und Gerichten, wie die Eingeborenen unterwerfen. Männer, welche sonst in manchen Gegenständen der ostindischen Kompagnie gar nicht das Wort reden, machen dieß zur ausschließlichen Bedingung, unter der allein man Engländern gestatten könne, im Innern des Landes zu wohnen.

Die Hauptschwierigkeit aber, welche einer Ansiedlung von Engländern im Großen entgegensteht, ist die eigenthümliche Art des Landbesizes, und die Gefühle, womit die Hindus ihre Erbrechte auf den Boden betrachten. Die Engländer wollen große Pflanzungen anlegen, um auf den Märkten mit den Produkten Westindiens und Amerika's konkurriren zu können; zu dem Ende müssen sie aber wirkliche Eigenthümer von Ländereien werden, oder sie wenigstens auf eine Weise in Besiz bekommen, die sie in Stand sezt, die Art des Anbaues selbst zu bestimmen. Anderswo würde überall Geld diese Vortheile verschaffen, nicht so in Indien, das seit undenklichen Zeiten ein fast ausschließlich ackerbauendes Land war, und wo die gesellschaftlichen Verhältnisse so sonderbarer Art sind, daß über Landeigenthum, im europäischen Sinne genommen, niemals ein einzelner Mensch verfügen kann. Alles Land befindet sich nämlich in den Händen der Zemindars, *) welche zwar nach dem Wort des Gesezes Eigenthümer des Distriktes sind, in welchem sie wohnen, aber dieß

*) Ueber diese in einem der nächst folgenden Blätter. A. d. R.

Eigenthum ist nur eine Rechtsfiktion, denn sie theilen nur an ganze Ortschaften sowohl als an Einzelne das Land aus, und erheben nur die Steuer. So gehört das Land eigentlich weder dem Zemindar, noch dem, der es gerade baut, sondern den sämmtlichen Bewohnern des Distrikts. Es gibt freilich Ausnahmen: einzelne kleine Güter zahlen keine solche Steuern, und werden von ihren Besitzern selbst bearbeitet; manchmal theilt auch der Zemindar nicht alles Land aus, sondern läßt einzelne Stücke von gemietheten Arbeitern bauen; solches Grundeigenthum kann dann allerdings gekauft und verkauft werden; damit ist aber dem Engländer, der große Pflanzungen anlegen will, nicht gedient, da die Kosten der Bearbeitung viel zu hoch steigen würden.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Abschweifung zu einem Seitenzweige der Jehuverbrüderungen kehre ich auf diese selbst wieder zurück. Oft schon fragte ich mich, worin wohl die Pole der Sympathie bestehen mochten, durch welche diese mordsüchtigen Banden vereinigt und erhalten wurden. Es war nicht religiöser Fanatismus: denn die Hälfte derer, die ich kannte, waren Wüstlinge und Gottesläugner. Es war nicht Anhänglichkeit an die gestürzte Dynastie: denn man fand unter Hunderten nicht Einen, der an eine Verbindung mit ihr gedacht, oder eine Hoffnung auf sie gebaut hätte. Es war nicht Rache: denn die jungen Leute dieser abenteuerlichen Verbindung, die den Familien der Proscriptoren angehörten, waren an Zahl bei Weitem denen überlegen, die den Familien der Proscribirten angehörten. Es war nicht Habgier: denn größtentheils aus dem wohlhabenden Stande hervorgegangen und minder darauf bedacht, ihr Vermögen durch armselige Plünderungen von Postwägen und Steuereinnehmern zu vermehren, als es durch die wildesten Ausschweifungen zu erschöpfen; sie spielten um Goldstücke die sie an Kupferpfennige setzten, und nicht einmal der Gewinn von diesen wurde ihnen zu Theil. Ihr Raub fiel in die Geldkisten einiger elenden Abenteurer, die sich davon bereicherten, indem sie sich den stolzen Namen Kommissäre des Königs beilegten; ihnen selbst erwuchs daraus nichts als Schande und Schaffotte. Es waren endlich auch nicht Familienzwiste oder persönlicher Haß: denn man tödtete zwar, wenn sich dazu Gelegenheit ergab, einen Feind, einen Nebenbuhler oder Gläubiger; aber man mordete auch jeden Augenblick einen Fremden, einen Unbekannten, einen Nachbarn, einen Schul- oder Jugendfreund; man umarmte ihn sogar zuweilen vorher. Es war — um es mit Einem Worte zu sagen — eine endemische Monomanie, ein Drang zu geheimem Raub und Mord unter den Flügeln der Harpyien der Revolution; ein diebischer Hunger, der durch die Konfiskationen aufgestachelt; ein Blutdurst, der durch den ewigen Anblick von Blut geschürt worden war. Es war die wahnsinnige Raserei einer Generation, die gleich dem Achilles mit dem Marke wilder Thiere aufgesäugt war, und die keine höhern Vorbilder kannte, als Schiller's Räuber, und die Freirichter des Mittelalters. Es war die schreckliche und eiserne Nothwendigkeit, den gesellschaftlichen Zustand durch das Verbrechen wieder zu beginnen, wie er damit geendigt hatte. Es war die Uebergangsperiode, deren Lücken nach dem Walten der Alles ausgleichenden Geschicke mit Ungeheuern ausgefüllt wurde, wie die Titanen nach dem Chaos erschienen, Python nach der Sündfluth; es war eine Wolke hungriger Geier, die über einem Schlachtfelde schwebt; es war jene unfehlbare Wiedervergeltung durch Landplagen, die Tod um Tod, Leiche um Leiche fordert, und mit Wucher sich bezahlt macht; es war eine jener Geißeln, die von der heil. Schrift selbst unter die Werkzeuge der Vorsehung gezählt werden.

Die Jehubanden waren so zufällig entstanden, daß sich an ihnen wohl die unvermeidliche Mischung von Ständen, Verhältnissen und Personen wahrnehmen ließ, die man an allen Genossenschaften und Banden bemerkt, die sich über einen in Auflösung begriffenen Staat herstürzen; aber sie trugen von diesem Merkmale doch weniger an sich, als irgend eine andere Verbindung dieser Art. Den Leuten aus der untern Volksklasse, die daran Theil nahmen, fehlte es nicht an einem Firniß von Sitten, den man sich durch kostspielige Laster erwirbt: es war ein aristokratischer Pöbel, der von Schwelgerei zu Schwelgerei, von Ausschweifungen zu Ausschweifungen forttaumelte, und in die Fußtapfen der Aristokratie der Namen und des Vermögens trat, gleichsam um zu beweisen, daß Nichts leichter sey, als böse Beispiele zu übertreffen. Die Uebrigen bargen unter noch eleganteren Formen eine um so gehässigere Verdorbenheit, als sie den Zügel des Anstandes und der Erziehung zerreißen mußten. Nie hat man wohl noch so viele Mörder in seidenen Strümpfen gesehen, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Luxus der äußern Sitten der Wildheit des Charakters verhältnißmäßig Eintrag gethan hätte. Die fieberhaften Wuthanfälle zeigten sich nicht minder unbarmherzig an dem Weltmann, als an dem Menschen aus dem Pöbel, und man würde den Tod unter dem Dolche des Stutzers nicht weniger von ausgesuchter Grausamkeit gefunden haben, als unter dem Messer des Schlächters.

Die Proscribirten hatten sich anfangs um die Wette zu den Gefängnissen gedrängt, um dort ein Asyl zu finden. Als dieser traurige Zufluchtsort des Unglücklichen eben so wenig mehr verschont blieb, als Alles, was gewöhnlich in den Augen der Menschen eine unverletzliche Weihe behauptet, wie die Kirchen und Gräber; so versuchte es die Staatsgewalt die Schlachtopfer der Gesetze dadurch zu sichern, daß man sie nach einem andern Ort versetzte, um sie wenigstens der Privatrache zu entziehen. Man sendete sie zwanzig und dreißig Meilen weit hinweg von ihren Gattinnen und Kindern, unter Bevölkerungen, denen sie weder dem Namen nach, noch durch ihre Handlungen bekannt waren; aber diese furchtbaren Karawanen dienten zu nichts, als daß die Unglücklichen ihr Grab in einem andern Boden fanden. Die Jehuisten lieferten einander ihre Beute gleichsam durch Wechsel, und mit der Regelmäßigkeit eines ordentlichen Verkehres in die Hände. Nie wurde wohl die Gewissenhaftigkeit im Handel so weit getrieben als bei diesen furchtbaren Gegenrechnungen. Nie wurden diese barbarischen Tratten, die mit Menschenleben bezahlt wurden, bei der Verfallzeit nicht eingelöst. Sobald der Frachtbrief ankam, wurde das Blutgeld auf Sicht bezahlt.

Es war ein Schauspiel, an das zu denken schon die Seele empört, und das sich nur allzuoft wiederholte. Man denke sich einen jener langen Leiterwagen, auf die man die Kälber zur Schlachtbank führt, und darauf unordentlich durcheinander geworfen, an Händen und Füßen fest mit Stricken geschnürt, den Kopf von Wagenstößen zerschlagen zur Seite herabhängend, die Brust keuchend von Erschöpfung, Schrecken und Verzweiflung — Menschen, deren größtes Verbrechen gewöhnlich eine tolle Ueberspannung war, die sich in Drohworten ergossen hatte. Man denke ja nicht, daß man den Schlachtopfern, deren man doch gewiß war, jene Schonung angedeihen ließ, die man gewöhnlich den der Hinrichtung Verfallenen erweist, daß man ihnen das Henkermahl oder nur den eitlen Trost gegönnt hätte, einen Augenblick dem gefahrlosen Angriff einen möglichen Widerstand entgegenzusetzen, wie auf den Arenen des Constantius und Galerius! Der Mord überfiel sie in einer Stellung, wo sie keiner Bewegung fähig waren, man erdolchte sie in ihren Banden, und ihr blutbespritzter Schlächter ließ sein Jubelgeschrei oft noch lange über den Leichnamen erschallen, die längst zu athmen aufgehört. Und bei solch gräßlichem Schauspiel erblickte man Weiber, die mit ihren Kindern auf den Armen ruhig zusahen, und Kinder, die dabei in die Hände klatschten. Ich sah einen siebzigjährigen Greis, der durch sein sanftmüthiges Benehmen im Umgang und durch jenen manierirten Schliff des äußern Anstandes bekannt war, der in den Salons der Provinzen jede andere Eigenschaft überwiegt, — einen jener Menschen von Welt und gutem Ton, deren Gattung allmählich auszusterben beginnt, die einmal in Paris gewesen waren, um Madame Dubarry den Hof zu machen, und einer Jagd des Königs beizuwohnen, und nach Hause zurückgekehrt fortan das Vorrecht genossen, von Zeit zu Zeit bei dem Intendanten zum Mittagessen eingeladen zu werden, und in zweifelhaften Fällen der Etikette ihr entscheidendes Gutachten abzugeben — ich sah ihn, sage ich, seine altersschwachen Arme abmühen, indem er mit einem spanischen Röhrchen mit goldenem Knopf auf eine Leiche losschlug, an der die Mörder das letzte Lebenszeichen zu ersticken vergessen hatten, und die ihren langsamen Todeskampf noch durch eine Konvulsion zu erkennen gab.

Alles dieß erinnert auf eine grauenvolle Weise an die Mordfeste der Menschenfresser, und wie bei diesen wurde das Menschenopfer unter Gesängen vollzogen. Im Munde dieser Kannibalen, ertönte dabei der Reveil de Peuple, und die Wildheit des Gesanges wurde um so gräßlicher, je mehr der Blutdunst ihnen in's Gehirn stieg; die Endzeile der Marseillaise verhauchte zuweilen auf dem Munde der Sterbenden. Nur verzehrt wurden diese nicht. Dieß war der einzige Unterschied.

Noch entsetzlicher mußten diese Mordscenen in den Gefängnissen seyn, wo mit Ausnahme des bestürzten Kerkermeisters, der die Pforte öffnete, Alles ganz so wie zwischen Marius und Cimber vor sich ging. Der Mörder bleibt eine Zeit lang an der Schwelle stehen, um sein Auge an die Dunkelheit der unterirdischen Gefängnißgewölbe zu gewöhnen; dann durchstöbert er mit grausamer Gier alle Winkel, bis er im Zwielichte auf einer Handvoll Stroh etwas Lebendiges wahrzunehmen glaubt, das sich vor Schrecken rührt. Dann stürzt der Tiger mit seinem Todesschrei auf den Feind, und man hört nur noch ein Stöhnen. Welche Feinde! Großer Gott, welcher Kampf! Welches Schlachtfeld! Welche Geschichte!

Oft bewiesen die Schlachtopfer in diesen Augenblicken furchtbarer Angst einen Muth, der eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre. Ein Gastwirth von Saint-Amour, Namens Tabé, lag krank auf einer elenden Matrazze in einem der fernsten Winkel des Gefängnisses. Durch seine körperliche Schwäche und die Finsterniß geschützt, in die man ihn geworfen hatte, sah er mehr als zehnmal die Würger vorübergehen, die nach Beute lechzten, er sah sie zehnmal von ihrem blutigen Geschäfte zurückkehren. Die Horde entfernte sich. Auf einmal dringt ein Getöse an sein Lager; die Mörder hatten etwas vergessen. „Tabé! Tabé!" schreien wüthende Stimmen. „Hier bin ich!" ruft er aus, indem er sich mühsam auf seine Knie erhebt. „Ich bin's, der Tabé heißt!" Eine Kugel zerschmettert ihm den Arm; der Mörder hatte sich nicht Zeit genommen zu zielen. Tabé erhebt sich abermals auf den andern Arm gestützt und ruft: „Es war gefehlt! Hieher mußt Du treffen!" — und somit reißt er seine Brust auf. Dießmal war man so menschlich ihn mit der Pistole vor der Stirn zu tödten.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an die drei Julustage.

(Aus dem Figaro.)

Von vier Dingen müssen wir zuerst reden: von dem Volke, von einem Grabmale, von einem Könige und von einem entthronten Kaiser. Wie war das Volksgedränge schön, das die heiligen Gräber besuchte, wo die Märtyrer der großen Woche schlafen! Bei den Innocens, bei Grenelle, auf dem Marsfelde, vor der Kolonnade des Louvre, überall, wo schwarze Kreuze sich erheben, flossen Bürgerthränen. Trauermusiken ertönten ununterbrochen an diesen kleinen Grabhügeln, die von Fahnen überschattet, von Blumen balsamirt, von frommen Gebeten umgeben waren. Kränze von Immortellen und Rosen, am Vorabende geflochten, waren, mit Bändern durchwunden, vor Tagesanbruche schon hingelegt worden. Die Frömmigkeit der Frauen hatte mit übervollen Händen gespendet. Der Gottesdienst unter freiem Himmel, der Ur-Gottesdienst, war weit erhabener als die Feier der Priester in den Kirchen. Die Kirchen waren geöffnet, aber diese Damen hatten zur Leichenfeier blutwenig auf ihren Putz verwendet. Eine schwarze Schürze und einige entlehnte Thränen daran geleimt, waren Alles, was den flüchtig Vorbeigehenden andeutete, daß man da auch betrübt sey. Niemand war darin zu sehen, einige blasse Kerzen abgerechnet; nicht die geringste Feierlichkeit, kein Pfarrer, kein Küster war zu Hause, und ich wette, der Glöckner war auf seinem Landgute. Notre-Dame war leer, wie bei dem Leichenbegängnisse eines Atheisten. Die eingeworfenen Fensterscheiben wurden gerächt.

Die größte Volksmasse strömte zum Denkmale der Bastille. Dieses Denkmal wird schön werden; vielleicht ein wenig zu schwerfällig. Es war ein herrlicher Augenblick, als der König dahin kam; es waren da am Ehrenplatze Sieger der Bastille zu sehen. Eine Deputation der Julusritter verlor sich im Gedränge eines Generalstabs, der furchtbarer war als irgend einer, mit dem sich Napoleon in den Tagen seiner Macht zu umgeben pflegte.

Der Zug ging mitten durch Paris. Als er auf dem Grèveplatz ankam, zeigte Ludwig Philipp Don Pedro die Schlachtstellung des 28 Julius; die Straße der Mortellerie, die Arkaden, die Brücke, die zwei Quais. So erzählte Ludwig Philipp seine Geschichte; er erklärte sein eigener Wappenherold die Zeichen seines Schildes. Er deutete mit Worten und Fingern nach dem Wirthshause an der Ecke, wo der Weinwirth wohnt, der mehr Schweizer getödtet, als bei ihm ihren Durst gestillt. Und das Volk schrie: es lebe der Kaiser! Es meinte nämlich den von Brasilien, der zur Seite des Königs ging. Man erkannte ihn an seinem grünen Federbusche. Es war schön, diese beiden Fürsten zu sehen, den einen, den das Volk gemacht, den andern, den es abgesetzt; sie gingen nebeneinander

wie Fabel und Moral. Und ein Kaiser von Brasilien, vom Silberstrome, ein mythologischer König so zu sagen; so weit her ist er; so viel schwarze, gelbe und kupferfarbige Unterthanen hat er; gleichsam ein König Balthasar und geht nun durch die Straße Saint-Antoine, über den Platz Baudoyer, und ißt zu Mittag im Bürgerrocke im Palais-Royal! Wann werde ich König der Kalmucken werden? Nun, wäre das so was Wunderbares?

Nicht zu vergessen die Verse Viktor Hugo's, die im Pantheon von Nourrit gesungen wurden. Die Wahl, die man in diesem Falle mit Viktor Hugo traf, war nicht so ungeschickt; wir müssen sie loben. Viktor Hugo hat Ludwig XVIII in zwei Bänden besungen; dann Karl X so viel dieser wollte. Uebrigens sind es lyrische Munizipalitätsverse im Lapidar-Styl. Man wird sie singen, bezahlen, drucken; sie sind abscheulich. Das war der erste Tag.

Wir hatten uns eine schöne Sonne gewünscht; wir hatten drei für eine; der Himmel macht es nie anders, wenn es das Volk betrifft. Das Volk war ernst in seinem Schmerze, gemessen in seiner Freude; man lacht nicht auf Befehl und nach Verordnungen; aber es war die Freude eines freien Volkes; es hatte seine Sonntagskleidung hervorgesucht; es wogte durch die ungeheure Stadt, die wie eine Stadt des Orients mit ihren von der Sonne überzinnten Kuppeln, überweht von blauweißrothen Fahnen, schwitzte, keuchte. Auf den Champs-Elisées war Harmoniemusik, um Einen taub zu machen, wie das Programm sagt; eine militärische Komödie, von Schweizern dargestellt, die sich sieben und vierzigmal todtschlagen ließen für ein Maß Wein und einhundert Sousstücke auf den Mann. Um jeden Baum ein Ball! und Gott verzeihe es mir, ein Ball so anständig als einer; da ging es hoch her, man führte seine Tänzerin nach dem Tanze zu ihrem Sitze, auf den Rasen oder den Staub, und erfrischte sie mit Bier, das man bezahlte. Alle Vergnügungen waren gratis, das Bier ausgenommen. Wir sagen nichts mehr von dem Anblicke der hunderttausend Personen, die auf hunderttausendfache Art gekleidet, auf hunderttausendfache Art lachten — dort unten die Tuilerien unter ihrem Schieferdache hervormaulend; die Seine bedeckt mit leichten Schiffen und Zelten, das Marsfeld durchstampft von den Rossen der Wüste; die Kabylen und Don Pedro, 89 und 1830; Frankreich von Freude trunken — — Polen von Siegen erschöpft!

Was helfen uns an diesem dritten Tage diese prächtigen Paraden? Es ist genug an diesem Boulevardkriege, an diesen Kamaschenknopfrevuen! Schön sind wir, aufgeschniegelt und prunkvoll! Aber genug der Soldatentoiletten! Vorwärts! Marsch! ein wenig mehr soldatischer Schmutz würde uns besser stehen, besser der Rock vom Säbel zerhackt, von Kartätschen durchlöchert, eine zerfaserte Fahne! Dann erst wollen wir lustig seyn!

Hört Ihr nicht, hört Ihr nicht Polen weinen? Seht, es schleppt sich, todeswund, an die Ufer des Rheins! Auf, mein König! Nur so viel als heute über den Vendomeplatz marschirte, und das Bollwerk des Throns steht fest; Polen ist gerettet! Und auf Deine Wappen, auf Deine Fahnen wollen wir stolz mit Blut, mit Thränen schreiben: „Ludwig Philipp I, König der Franzosen durch des Volkes Willen, der Befreier Polens!"

Vermischte Nachrichten.

Auf den Besitzungen des Prinzen Camillo Borghese befindet sich eine Stelle, Nomento genannt, wo der herrschenden Sage zufolge ein Lustschloß der römischen Kaiser gestanden haben soll, von denen mehrere mit einander wetteiferten, es zu verschönern. Diese Tradition veranlaßte den Fürsten Borghese, in dem genannten Orte unter Leitung des Herrn Joseph Spagna Nachgrabungen veranstalten zu lassen, die bereits mit einem glücklichen Fund gelohnt haben. Man entdeckte nämlich den Torso einer schönen Statue, die, nach dem Verhältnisse zu urtheilen, sechs Fuß hoch gewesen seyn mußte, einen Mannskopf und verschiedene Bruchstücke von Basreliefs, unter Andern eines von dritthalb Fuß. Der Torso ist von schönem parischen Marmor, und obgleich ihm der Kopf, der linke Arm und das rechte Bein fehlt, so ist doch aus dem Charakter der Skulptur, so wie aus einer Schale, die er in der rechten Hand hält, leicht abzunehmen, daß diese Statue den Eroberer Indiens, den Sohn des Jupiters und der Semele, darstellte. Der Styl dieses Denkmales erinnert an jene Zeit des Kaiserreichs, wo die schönen Künste am herrlichsten blühten. Die Alterthumskundigen haben sich unbedenklich dahin ausgesprochen, daß der gefundene Rumpf in Vollkommenheit der Arbeit wie des anatomischen Studiums nicht hinter dem Torso des Belvedere's zurückstehe. Der neben dem Torso gefundene Kopf hat große Aehnlichkeit mit dem des Kaisers Hadrian. Er ist ein wenig über natürliche Größe, sehr schön gearbeitet, aber in dem etwas manierirten Style dieser Zeit. — Die Basreliefs sind zwar nur von gebrannter Erde, aber von ausgezeichnetem Geschmacke; das größere derselben ist besonders gut erhalten. Wahrscheinlich dienten dieselben dem Piedestal der Bildsäule zur Verzierung. Man erblickt auf einem derselben Bacchus, der mit einem Panther spielt. Dieser hat die beiden Vordertatzen auf die Schenkel des Gottes gestemmt und sitzt so aufrecht vor ihm, des Winkes seines Gebieters gewärtig. Was den Werth dieses Denkmals erhebt, ist der Umstand, daß es ein Original-Modell ist. Ohne Zweifel werden diese Entdeckungen zu anderweitigen Nachgrabungen ermuntern; indeß ist doch kaum zu glauben, daß der Fürst dadurch den Gladiator und Hermaphroditen oder überhaupt einen jener Kunstschätze der Villa Borghese ersetzen wird, die er seinem Schwager, dem Kaiser Napoleon verkaufte, und die jetzt die Zierde des Pariser Museums ausmachen

*

Die Beschwerdeführung des greisen Grafen von Pfaffenhofen vor den französischen und englischen Gerichten, so wie vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung gegen Karl X ist bereits zur Genüge aus diesen Blättern bekannt. Nach vielen fruchtlosen Schritten ist es endlich dem Kläger gelungen, von dem Civilgerichtshofe zu Paris ein Urtheil gegen seinen bösen Schuldner zu erwirken, zufolge dessen letzterer gehalten seyn soll, eine Summe zu bezahlen, die mit Kapital und Zinsen sich höher als eine Million beläuft. Die Art und Weise, wie diese Schuld kontrahirt wurde, wäre wahrscheinlich bei einem andern Menschen als einem eidbrüchigen Könige ein großer Beweggrund gewesen, sich ihrer als einer Pflicht der Dankbarkeit freiwillig zu entledigen. Im Jahre 1792 erhielten die Lieferanten des Condé'schen Heers von den Agenten der Grafen von Artois und der Provence falsche Assignaten als Bezahlung. Der Betrug wurde entdeckt und auf die Bagage des Heers Beschlag gelegt; auch war man eben bereit, eine gerichtliche Klage anhängig zu machen, als noch zur rechten Zeit der Graf Pfaff von Pfaffenhofen ins Mittel trat und sich als Bürge für die beiden Prinzen herstellte. Zwei und zwanzig Jahre verflossen hierauf, ohne daß die Lieferanten auf Bezahlung drangen; erst im Jahre 1814 wirkte einer derselben, Collon, bei dem Hofgerichte zu Wien ein Urtheil gegen den Grafen von Pfaffenhofen aus, wodurch dieser um sein ganzes Vermögen kam und in die bitterste Dürftigkeit gerieth. Nun wendete sich dieser an seine Schuldner, die bereits wieder in Besitz des schönen Frankreichs gekommen waren, und erhielt auch wirklich von Ludwig XVIII fristenweise Abzahlungen, die aber bei der Thronbesteigung Karls X sogleich eingestellt wurden. — Vor demselben Gerichtshofe trat zu gleicher Zeit außer dem Grafen von Pfaffenhofen ein anderer Gläubiger des Verbannten von Holyrood auf: der Graf von Isenburg, Fürst von Wied-Neuwied, welcher der bourbon'schen Familie während ihrer Emigration bedeutende Anleihen gemacht hatte. Auch er erhielt nach der Restauration zwar eine Abschlagszahlung von dreißigtausend Franken, blieb aber noch mit einer Forderung von 262,355 Fr. unbefriedigt, zu deren Bezahlung sammt Zinsen Karl X von dem erwähnten Gerichtshofe gleichfalls verurtheilt wurde. — Es bleibt den Klägern nichts zu wünschen übrig, als daß sie eben so schnell zu ihrer Bezahlung als zu ihrem Rechte kommen mögen.

*

In den Sälen der Gießerei der kaiserlichen Akademie der schönen Künste in Petersburg sieht man gegenwärtig die Statue des Fürsten Potemkine, die zu Cherson errichtet werden soll, ausgestellt. Das Modell ist von dem Bildhauer Martos, der Bronzeguß von Herrn Yekimoff. Die Kenner sind einstimmig in Anerkennung des ausgezeichneten Verdienstes der genannten russischen Künstler.

*

Zu Chelsea in England ist ein Matrose in dem Alter von hundert und eilf Jahren gestorben. Erst in seinem hundert und zweiten Jahre zog er sich vom Dienste zurück, es war ein sehr kräftig gebauter Mann, der keine geistigen Getränke genoß, übrigens wie die andern Matrosen von gesalzenem Fleische lebte und viel Leibesbewegungen machte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 224. 12 August 1831.

Die Zemindars in Indien.

Je näher die Entscheidung der großen Frage rückt, die über das Schicksal der englisch-ostindischen Kompagnie bestimmen soll, ob sie selbst ihre Herrschaft behaupten, oder ob sie ganz in die Hände der englischen Regierung übergehen wird, desto eifriger beschäftigen sich auch die öffentlichen Blätter mit den Einzelnheiten der Verwaltung jenes ungeheuren Reichs, des seltsamsten, das je die Welt erblickte. Eine der wichtigsten Fragen ist die über den Betrag und die Erhebung der Grundsteuer, und das Verhältniß der Zemindars zu den Reiots oder Bauern; bemerkenswerth ist, daß während die meisten, vielleicht alle Ortsobrigkeiten indische Namen behielten, die Distriktsobrigkeit einen persischen Namen bekam. Zemindar bedeutet wörtlich Grundherr. Wenn dieser Umstand gerade kein Beweis ist, daß die Institution selbst sich von den persischen Eroberern herschreibt, so ist doch zu bemerken, daß diese Art von Lebenssystem eine große Aehnlichkeit mit den Verwaltungsformen der mahomedanischen Reiche Westasiens darbietet, und in ihrer Art das unterdrückendste System ist, das man sich denken kann. Der Kaiser forderte möglichst viel Geld von dem Subahdar, dem Oberhaupt der Provinz, und der Subahdar in seiner Reihe möglichst viel von dem Zemindar, wodurch endlich die Lasten so ungeheuer stiegen, daß der Bauer völlig seines Eigenthums beraubt, nur mit Gewalt zur Arbeit gezwungen werden mußte, da diese ihm kaum den dürftigsten Lebensunterhalt sicherte. Aufruhr war daher unvermeidlich, und häufige Auswanderungen fanden statt nach den Ländern indischer Radschahs, welche den Landmann mit etwas mehr Menschlichkeit zu behandeln pflegten. Aber auch diese verlangten einen sehr großen Antheil an dem Rohertrage des Bodens, meistens ein Drittheil, oft die Hälfte; und daß auf diese Weise die unterste Klasse der Ackerbaubevölkerung im tiefsten Elende blieb, bedarf keiner Erwähnung.

Die ostindische Kompagnie befolgte anfangs, so viel wie möglich die barbarische Politik ihrer mahomedanischen Vorgänger, eine Reform dieses Systemes ward bald zur dringendsten Nothwendigkeit, nicht bloß um der Menschlichkeit willen, sondern weil das schändliche System durch seine eigene Macht mit reißender Schnelligkeit untergraben, und das Land erschöpft wurde. Lord Cornwallis war es, der kühn und energisch diese Reform durchsetzte, er war ein geschickter, redlicher und wohlwollender Staatsmann, aber seine unmittelbaren Rathgeber scheinen weder mit der eigenthümlichen Gesellschaftsordnung in Indien, noch mit den Bedürfnissen und Gesinnungen des Volks sehr vertraut gewesen zu seyn, und seine eigenen Ideen trugen zu sehr einen europäischen Charakter, als daß sie hätten für Indien passen sollen. Einen großen Fehler beging er, indem er das Verhältniß zwischen Zemindar und Reiot nicht genau bestimmte. Von seinen europäischen Theorien geleitet, erkannte er den Zemindar als den Lehensherrn des Distriktes an, über welchen seine Macht sich ausdehnte, zugleich aber dachte er zu menschlich, und fand die Rechte der Reiots allzu einleuchtend, als daß er sie der Willkür ihrer Obern ohne Weiteres hätte hingeben können, darum suchte er die Steuerforderungen der Zemindars zu beschränken, und den Reiots das Recht des Besitzes zu sichern. Die Folgen ließen sich voraus sehen: endlose Streitigkeiten entsprangen aus diesen Anordnungen, und wurden als unseliges Erbtheil der jetzigen Generation überliefert. Eine neue Ordnung der Dinge ist in diesem Punkte unerläßlich geworden, denn abgesehen von dem für das Volk daraus entspringenden Nachtheil, werden auch die Gerichtshöfe so sehr mit Prozessen dieser Art überladen, daß sie sich nicht zu retten wissen.

Eben so fehlerhaft war das neue Polizeisystem, das ganz in die Hände vom Staate besoldeter Leute überging. Fast überall hatte man seit undenklichen Zeiten in den Dörfern einen Theil des Bodens an Leute verliehen, welche dagegen für die öffentliche Sicherheit wachen mußten. Diese Einrichtung ward aufgehoben zum großen Nachtheile des Landes. Den Zemindars mußte man freilich die ausgedehnte Gerichtsbarkeit entziehen, die sie bisher ausgeübt hatten, warum aber auch die untergeordneten Agenten in dieß Verdammungsurtheil einschließen? Man erfuhr bald die ernsten Folgen dieser Maßregel; nicht nur waren nun die Magistrate des thätigen Beistandes einer großen Masse von Menschen beraubt, die man in den bengalischen Provinzen allein auf 100,000 anschlagen kann, sondern viele dieser Menschen, denen man ihre Grundstücke hätte lassen können, so lange sie sich gut betrugen, wurden nun selbst Räuber. Die Nichtachtung der Municipalverhältnisse strafte sich hier schnell; man hatte zwar dem Zemindar die Macht genommen, in Polizeisachen willkürlich zu verfahren, aber man ließ ihm Mittel genug, sich auf Kosten des Volks zu bereichern, und was ihm auf der einen Seite entging, gewann er auf der andern.

Die Hauptfrage hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Zemindar und Reiot ist diese: soll der Vertrag der Regierung, welche

nach den einmal angenommenen Grundsätzen als die Landeigenthümerin betrachtet wird, mit dem Reiot oder mit dem Zemindar abgeschlossen werden? Die Geschichte eines Distrikts in der Nähe von Madras, welcher unter Zemindarrecht im Jahr 1802 verkauft wurde, gibt sowohl über das Verhältniß zwischen Zemindar und Reiot, als zwischen diesem und der Regierung ziemlich genauen Aufschluß.

Der Nabob von Carnatic hatte im Jahr 1765 der ostindischen Kompagnie einen Landstrich abgetreten, der sich vom See Pulikat nördlich von Madras bis wenige Meilen von Pondichery im Süden erstreckte. Die größte Breite betrug im Westen von Madras ungefähr 50 Meilen, im Norden und Süden war er schmäler. Bei dem Einbruch Heider Alis im Jahr 1780 wurde der Landstrich verheert, die Dörfer niedergebrannt, und die Einwohner zerstreut, oder in die Gefangenschaft geführt. Nach dem Ende des Kriegs im J. 1784 verpachtete Lord Macartney, damals Gouverneur von Madras, die Steuereinnahme dieses Distrikts in großen Unterabtheilungen, Pergunnahs genannt, auf zehn Jahre, und zwar so, daß die Steuersumme jährlich steigen sollte. Diese stieg aber zu schnell, und die Pächter machten bankerott, der eine früher, der andere später; im J. 1793 war nur noch Einer übrig. Sobald ein zehnjähriger Pächter bankerott machte, wurde sein Pergunnah in kleineren Abtheilungen abermals verpachtet. Alle diese kleineren Pachtungen endeten aber mit dem Jahr 1795, und nun wurde der ganze Distrikt unter einen europäischen Steuereinnehmer gestellt, wobei man die Reiots jedes Dorfs zwang, über eine Gesammtzahlung in Geld auf drei Jahre zu kontrahiren, d. h. man legte ihnen eine nach den Rechnungen der früheren Jahre geschätzte, willkürliche Steuer auf. Der Steuereinnehmer, welcher diesen gezwungenen Kontrakt ins Werk gesetzt hatte, gestand später selbst, es sey dadurch eine große Ungerechtigkeit begangen worden.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen und Bilder aus der französischen Revolution.

(Schluß.)

Ich bin weit entfernt, Jemand für jene Ungeheuer interessiren zu wollen, die mit solchen anthropophagischen Scheußlichkeiten den Osten und Süden Frankreichs befleckten, aber man lasse mir den traurigen Trost zur Ehre des menschlichen Geschlechtes, daß diese Ausschweifungen mehr die Frucht des Wahnsinnes als des Verbrechens, mehr ein moralischer Tetanus waren, wenn ich mich so ausdrücken darf, als vorausbedachte Lasterhaftigkeit. Ein gelehrter Mann wird vielleicht eines Tages darthun, daß die Alten, die Alles wußten, was wir wissen, diese Fieberwuth der Seele unter den Symbolen des kindermörderischen Herkules, oder des von Furien gepeitschten Orestes andeuten wollten. So viel ist gewiß, daß alle Jehuisten, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, wenn sie ihre Blutschuld nicht dem Henker mit gleicher Münze bezahlten, an gänzlicher Entkräftung hinstarben, oder durch Selbstmord endeten, wie gewöhnlich die Monomanen. Wenn diese Scheusale nicht mehr morden konnten, richteten sie das Mordgewehr gegen sich selbst.

Ihre Wuthanfälle abgerechnet (doch ich schreibe dieß nicht ohne Besorgniß vor dem strengen Urtheil, das man hiebei über mich fällen wird, obgleich ich gewohnt bin, unumwunden meine Ueberzeugung auszusprechen), waren es zuweilen sanftmüthige, mitleidige und gefühlvolle Menschen, welche Thränen vergießen konnten über die Wittwen und Waisen, die sie gemacht hatten. Es giebt fünfzig Beispiele für eines, daß ein Jakobiner oder Mathevon die Tage der Proscription in Sicherheit bei einem Genossen der Jehubanden zubrachte, dessen Dolch ihn auf der Straße oder im Gefängniß nicht verschont haben würde.

Man erzählt sich, daß manche einen Verfolgten verborgen, genährt und beschützt haben, der sie um ihr Vermögen gebracht und ihren Vater dem Blutgericht angezeigt hatte, weil er sein Unglück dem Schirm ihrer Gastfreundschaft anvertraute. Möchte man da nicht mit Real in seiner schönen Vertheidigung des Revolutionsgerichtes von Nantes ausrufen: „Geschworne, sind das Blutmenschen?“

Es sind von mir bereits einige der furchtbarsten Jehuisten im östlichen Frankreich genannt worden. Man wird leicht begreifen, warum ich Dessen, von welchem hier zum Schlusse noch die Rede seyn soll, nur unter seinem Vornamen erwähne. Die Natur hatte Laurent mit einem verschwenderischen Reichthum von blendenden Gaben ausgestattet, als wollte sie in ihrem wunderlichen Eigensinn die seltsamste ihrer Antithesen schaffen. Seine männliche Schönheit wurde erhöht durch einen liebenswürdigen Ausdruck von Wohlwollen und Güte, die das Vertrauen ansprachen. Ohne sorgfältige Erziehung, und frühzeitig in den Strudel stürmischer Zerstreuungen hineingerissen, hatte er eben so wenig eine große Seelenstärke als einen gründlichen Unterricht gewonnen; aber eine Gewandtheit des Umganges, einen eigenthümlichen Zauber der Beredsamkeit, und jene einschmeichelnde Anziehungskraft des liebenswürdigen Menschen, von der man sich keine Rechenschaft geben kann. Obgleich von Natur, und wie man sich zu erzählen pflegte, durch ein sehr trauriges Begegniß seiner Jugend mit einem höchst reizbaren Nervensysteme begabt, wäre der Anblick eines Menschen, dem seine Aufwallung wehe thun konnte, für ihn hinreichend gewesen, ihrer Herr zu werden.

Einer Schaar von Feinden gegenüber kochte sein heißes Blut von Wuth und Rache; ein Kind hätte ihn entwaffnet. Wenn man ihm in der Gesellschaft eine gewaltthätige Handlung beigemessen hätte, so würde sich nur Eine Stimme wie gegen eine Verläumdung erhoben haben, und doch hätte die Verläumdung selbst nicht übertreiben können. In seiner Wuth war Laurent kein Mensch mehr. Das Volk pflegte auf den Straßen zu sagen: „Laurent ist in Wuth, Laurent ist krank; Laurent hat sein Blutgewand an; es wird Leichen setzen!“

Die furchtbaren Grausamkeiten hatten ihr Ende erreicht. Die Gerechtigkeit versuchte endlich wieder in ihre alten Rechte zu treten und ihre Hand auf jene Usurpatoren der öffentlichen Rache fallen zu lassen, die ihren heiligen Stuhl einzunehmen, und zu entweihen sich erdreistet hatten. Allein noch lange konnte sie nur ein Schattenbild der Kraft darstellen, da sie jeden Augenblick Gefahr lief, von ihrem Sitze wieder durch Leidenschaften herabgestoßen zu werden, die mächtiger waren als die Gesetze. Zweiundsiebenzig Genossen der Jehubanden in den Departements des Osten waren

nach Yssengeaux, im Departement der obern Loire, geschickt worden, um vor einem eigens dazu errichteten Tribunal abgeurtheilt zu werden. In jener Zeit, wo die Staatsgewalt noch so unsicher schwankte, und von Hand zu Hand ging wie es der Zufall wollte, ohne daß darüber mehr Zeit verging, als zwischen der Ankunft zweier Kouriere oder dem Todtengeläute zweier Sturmglocken verstrich, wo die Parteien ermüdet, aber nicht vernichtet waren, und mit drohenden Blicken einander gegenüber ihre fast noch gleichen Kräfte maßen — in einer solchen Zeit war eine solche Anzahl entschlossener Menschen, die in dem Gefängnisse einer kleinen Stadt mehr einquartiert als eingekerkert waren, leicht im Stande, das Schicksal einer Provinz zu entscheiden. So boten auch die Gerichtsverhandlungen eines jener bizarren Gemälde dar, welche die Zeit öffentlicher Unruhe bezeichnen. Die Anklage war furchtsam, die Zeugenaussage schüchtern und gleichsam demüthig, die Vertheidigung sorglos und keck. Alle Angeklagten wurden frei gesprochen, bis auf zwei, auf denen die Anklagen so schwer lasteten, daß sie selbst nicht wagten, die Offenkundigkeit so schreiender Thatsachen in's Gesicht Lügen zu strafen. Laurent und einer seiner Genossen wurden wieder in's Gefängniß geführt, um am andern Morgen hingerichtet zu werden.

Man mußte Laurent gesehen haben, um sich einen Begriff machen zu können von der Herrschaft, die seine schönen Gesichtszüge auch auf die gefühlloseste Menge ausübten. Man wird sich leicht denken können, welchen Eindruck ein solcher Mensch auf das Herz eines Weibes machen mußte, und es war in dem Gefängnisse von Yssengeaux ein Weib, ob die Tochter, Nichte oder Schwester des Kerkermeisters, weiß die Geschichte nicht zu sagen; aber wohl, daß sich seit unvordenklichen Zeiten dasselbe Begebniß schon unzähligemal zutrug, daß die Sagen und Lieder in jedem Dorfe von einem ähnlichen zu erzählen wissen, so daß es kaum der Mühe werth wäre, eine alte Geschichte hier wieder zu erzählen, wollte ich mehr Anspruch auf die schwierige Ehre machen, neu zu seyn, als gewissenhaft meine Erinnerungen wieder zu geben. Gegen zwei Uhr in der Nacht öffnete sich die schwere Gefängnißpforte, und herein trat der Rettungsengel, vielleicht weniger schuldloser Art, als jene Genien, die den Märtyrer mitten aus den schlafenden Wachen hinwegführten, aber von gleichem Gefühle beseelt zu retten, wozu die Liebe ermuthigt, die von demselben Gotte ausgeht. Es war ein junges und hübsches Mädchen, die ihn nur durch das Gitter seines Gefängnisses gesehn, auf die er aber mit allem verführerischen Zauber, der ihm eigenthümlich war, gewirkt hatte. Unter dergleichen Umständen ist man nicht sehr bedenklich über die Angemessenheit des Ortes: der Ringwechsel machte die ganze Feierlichkeit der Verlobung aus, und Laurent sah sich frei, ohne jedoch seinen Unglücksgefährten der in einem andern Gefängnisse am entgegengesetzten Ende des Hauses lag, befreien zu können. Ein Pferd erwartete ihn in einem benachbarten Dorfe, wo noch vor Tagesanbruch seine Braut ihn treffen wollte, deren augenblickliche Flucht noch durch einige Umstände verzögert wurde. Der Tag brach an, und noch immer ließ sie auf sich warten. Ungeduld und Besorgniß nahmen zu mit den Lichtstrahlen, die sich über den Horizont ausbreiteten; aber eben so ungeduldig harrte die versammelte Volksmenge auf die Hinrichtung, die in aller Frühe vor sich gehen sollte. Mehrmals hatte er sich schon Yssengeaux genähert, ohne seine Retterin erspähen zu können. Da fährt es wie ein Blitz durch seine Seele, sie ist auf ihrer Flucht ergriffen, und statt seiner in's Gefängniß geworfen worden. Sein wildes Blut läßt keine weitere Ueberlegung zu, er stürzt in das Städtchen, fliegt mitten unter dem Geschrei von tausend Stimmen, die seinen Namen rufen, an dem Gerüste vorbei, wo die Henker das Werkzeug seiner Hinrichtung zurechte machen, während die Gendarmen, im Gefängnisse die Verurtheilten abzuholen beschäftigt sind — er erblickt mitten unter einem Volkshaufen seine Befreierin, bricht sich Bahn, ergreift und wirft sie hinter sich auf's Pferd, und sprengt im Galoppe davon.

Man würde in der That sich höchlich irren, wenn man eine so edle oder brutale Todesverachtung bei allen Genossen dieser Mörderbanden suchen wollte. Selbst ihre bessern Eigenschaften waren mehr das Resultat einer besondern Naturanlage als der Grundsätze, mehr der gewaltsame Instinkt eines blinden Muthes als die Entwicklung einer höhern Seelenkraft. Sie waren dahin gekommen, den Tod ohne Rührung und ohne Reue zu empfangen, wie sie ihn ausgetheilt hatten; das ist Alles.

Neueste Expedition des Generallieutenants Berthezène gegen die Kabylen.

Die Unterwerfung der Araber und Kabylen oder Gebirgsbewohner in der Umgegend von Algier war immer sehr zweideutig. Die zahlreichen feindseligen Stämme, in welche diese Völkerschaften zerfallen, ließen nie auf lange Ruhe rechnen. Gewöhnt, sich stets gegenseitig zu befehden, vereinigen sie sich leicht gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Ihre Unbeugsamkeit und der ihnen eigene Wankelmuth nöthigte die Milizen des Dey von Algier oft zu Expeditionen gegen sie, um sie im Gehorsam zu erhalten oder aufs Neue zu unterwerfen; kein Jahr verging, wo man nicht mehrere tausend Mann gegen sie schickte, um sie zu bekämpfen oder zu plündern.

Man kann leicht denken, daß der ungezähmte Charakter dieser Stämme, die so eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit sind, seitdem Frankreich einen Theil des Landes besetzt hält, noch nicht geschmeidiger werden konnte. Vor Kurzem noch die beständigen Feinde des Dey von Algier, sind sie jetzt aus Fanatismus und Haß gegen alle Europäer noch weit mehr die geschwornen Feinde der Franzosen. Im November des vergangenen Jahres nöthigte ihre Unruhe den Generallieutenant Clauzel, bis nach Medeah in den Gebirgen des kleinen Atlas, mehrere Tagmärsche von Algier entfernt, vorzudringen; er erfuhr bei dieser Expedition, welche mit vieler Einsicht geleitet wurde, einen lebhaften Widerstand.

Im Anfange des verflossenen Mai fand Generallieutenant Berthezène ebenfalls einen Zug in die östlich von Metidschah gelegenen Gebirge nöthig, um mehrere Stämme zu zerstreuen, welche die Transporte von Lebensmitteln auffingen und die Reisenden ermordeten. Nachdem mehrere dieser rebellischen Horden an den Ufern des Harasch und Hamise streng gezüchtigt worden waren, kehrte er ohne den geringsten Verlust über Belida nach Algier zurück. Einige Zeit früher hatte er eine ähnliche Expedition bis an die Ufer der Sciffa, des Uadscher und Masafran geführt, ohne jedoch einen Schuß zu thun.

Diese Unternehmungen, obgleich sie die Truppen aufs Aeußerste ermüdeten, müssen öfter wiederholt werden, denn sie sind das einzige Mittel, die Ruhe des Flachlandes zu sichern. Der General Berthezène sah voraus, daß nach seiner letzten Expedition noch eine dritte und zwar nach Medeah nöthig seyn werde. In dieser Stadt selbst hatte sich eine gefährliche Verbindung gebildet; der von dem General Clauzel eingesetzte Bey war ohne Macht, und sogar sein Leben war bedroht; es war also von höchster Wichtigkeit, die in jenem Distrikt offenbar verletzte französische Autorität wieder herzustellen.

General Berthezène brach am 25 Junius mit ungefähr fünftausend Mann und einer Batterie Gebirgsartillerie auf. Er überstieg mit seinem Korps ohne Hinderniß die erste Hälfte des Atlas; allein als er vor Medeah kam, ward er von zwei- bis dreihundert Reitern, die jedoch sogleich geworfen wurden, mit Flintenschüssen empfangen. Die Stämme, welche bis jezt Gehorsam verweigert hatten, wurden aufgefordert, Abgeordnete nach Medeah zu schicken, wenn sie nicht ihre Wohnungen verwüstet sehen wollten. Mehrere gehorchten und erklärten ihre Unterwerfung.

Am 1 Julius war man genöthigt, die Ernten und Lager derjenigen Stämme zu verbrennen, die jener Aufforderung getrozt hatten. Bei dieser Gelegenheit hatte das Korps zehn Stämme zu bekämpfen, denen es bedeutende Verluste beibrachte. Nach einigen Stunden des Kampfes, in welchem die französischen Truppen nur geringen Verlust erlitten, kehrten sie ruhig nach Medeah zurück und machten sich am andern Morgen auf den Weg nach Algier. General Berthezène hatte die Vorsicht gebraucht, zwei Bataillone staffelweise aufzustellen, eines am Paß von Tenia, das andere bei der Meierei des Aga, um den Rückzug durch die Gebirge zu decken. Vierzig vereinigte Stämme, ungefähr zwölftausend Mann stark, hatten die Gipfel besezt und suchten den Marsch aufzuhalten, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Ein langes Defilée, in welchem drei Stunden hindurch nur Einer hinter dem Andern gehen konnte, mußte passirt werden. Der Kapitän einer Kompagnie, welche den Nachtrab formirte, wurde getödtet; seine Leute, vom Feinde gedrängt und mit Erbitterung angegriffen, geriethen einige Augenblicke in eine Verwirrung, die sich dem nächsten Bataillon mittheilte. Bald aber ergriffen die Franzosen die Offensive wieder und behaupteten ihr Uebergewicht über Feinde solcher Art. Als sie das Flachland erreicht hatten, hielten sie im Angesichte der Araber eine neunstündige Rast, welche nicht beunruhigt wurde.

Die Stämme forcirten die gewöhnliche Fuhrt der Chiffa, weßhalb General Berthezène diesen Fluß auf der Straße nach Oran überschritt und ohne weiteres Hinderniß nach Algier zurückkam.

Der ungünstigen Umstände und der drückenden Hize ungeachtet, gegen welche die Franzosen zu kämpfen hatten, wird es hinreichen, die Verluste der beiden Expeditionen nach Medeah zu vergleichen, um zu erkennen, welches Uebergewicht die Franzosen über die afrikanischen Völkerstämme behaupten. Die Expedition des Generals Clauzel hatte 162 Todte, und 301 Verwundete, die des Generals Berthezène 63 Todte und Vermißte, und 192 Verwundete, und die Unternehmungen auf Hamise und Masafran kosteten nicht einen einzigen Mann. Der leztere Verlust ist aus den Angaben der einzelnen Regimenter erhoben worden.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Papieren Huskissons fand sich von seiner Hand geschrieben folgendes Zwiegespräch zwischen John Bull und seinem Bruder Jonathan (bekanntlich England und Amerika) vom Julius 1825: Jonathan: „Ihr seyd ein guter und fleißiger Kunde in meinem Laden. John; Ihr kauft Weizen, Hopfen, Faßdauben und manche andere Artikel meines Handels; Ihr seyd ein guter Zahler, und ich handle immer gern mit Euch.“ John: „Ich glaube Alles, was Ihr mir sagt, und will auch ferner ein guter Kunde seyn; aber ich muß es sagen, Eure Art mit mir zu handeln ist ein wenig hart. So oft ich Sonntags oder Werktags nach Euerm Laden gehe oder schicke, muß ich am Schlagbaume vor Eurer Thür doppelten Zoll zahlen.“ Jonathan: „Ihr braucht Euch gar nicht zu bemühen; ich sende lieber meine Waaren durch meinen eigenen Träger meinen Kunden ins Haus, und da diese stets rasch und pünktlich in der Ablieferung sind, so sehe ich nicht ein, warum Ihr Euch beklagen solltet.“ John: „Ich beklage mich, weil mein Karren und meine Pferde nichts zu thun haben, und meine Leute vom Almosen leben, während ich Eure Träger bezahle. So gehts nicht länger.“ Jonathan: „Nun gut, wir wollen das am nächsten Christfeste überlegen; da kommen die Theilhaber an unserer Firma zusammen, um mit einander darüber zu sprechen.“ (John blieb noch ein Jahr ruhig; da er aber fand, daß der Sonntagszoll fortdauere, so fragte er im Julius 1826 wieder an, was Bruder Jonathan und seine Firma beschlossen hätten.) Jonathan: „Wir sind übereingekommen, neue Fristen in der Zahlung zuzugestehen; aber in den Bedingungen ist nichts geändert.“ John: „Wenn das ist, so entziehe ich Euch meine Kundschaft.“ Jonathan: „Der Teufel auch!“ — (Bei Seite.) „Wir haben ihn für geduldiger genommen, als er wirklich ist. „Wie machen wirs, daß er wiederum in unsern Laden kommt?“

•

Ungefähr zwanzig (englische) Meilen von Mount Hore in Neu-York ist ein Haus, das in zwei Staaten, drei Grafschaften und vier Stadtgebieten gebaut ist. Die Staaten sind Neu-York und Vermont, die Grafschaften sind Rensselaer, Bennington und Washington, und die Stadtgebiete sind Bennington, Shaftesbury, White Creek und Hoosac. Eine amerikanische Zeitung erzählt darüber Folgendes; „Das Haus wurde gebaut von einem Herrn Matthews, der wegen einiger Unglücksfälle in seinem Vermögen jener unwillkommenen Gäste, genannt Sheriffs, gewärtig seyn mußte. Einst klopfte der Sheriff der Grafschaft Bennington in Vermont ans Haus und erfuhr auf seine Anfrage, Herr Matthews sey in den Staat Neu-York gegangen. Da der Speisesaal desselben sehr geräumig war und die Grenzlinie zwischen beiden Staaten gerade mitten durch denselben ging, so lud ihn Herr Matthews mit seiner gewohnten Gastfreiheit zu Tische ein. Der Sheriff nahm die Einladung an und sezte sich in seinem eigenen Staate nieder, während Herr Matthews, der die andere Seite vorzog, sich ihm gegenüber sezte, und allen Sheriffs im Staate Vermont Troz bot.“

•

Ein Landmann von Saint-Merd-La-Brouille, im Arrondissement von Aubusson, hat auf seinem Felde zwei und fünfzig Goldstücke gefunden, die verschiedenen Zeitaltern angehören. Eine dieser Münzen trägt als Gepräge den Prinzen von Wales, Herzog von Aquitanien, der in einem Tabernakel sizt, mit dem Schwerte in der Hand, und zu seinen Füßen die Leoparden oder vielmehr Löwen Englands mit der Umschrift: „Dominus adjutorium: protectio mea speravit cor meum,“ Auf der Kehrseite erblickt man das Kreuz mit den Lilien und Kronen in den Winkeln, und die Legende: „Edwardus primogenitus regis Angliae, princeps Aquitanie.“ Eine zweite Münze ist ein so genannter Agnel von feinem Golde, ein Goldgulden mit dem Lamm und der Fahne und der Legende: „Agn. Dei qui toll. pec. mundi;“ auf der Kehrseite befindet sich das Kreuz mit den Lilien und die Umschrift: „Christus vincit, Christus imperat, Christus regnat;“ eine in jener Zeit gewöhnliche Münzaufschrift. Dieser Agnel stammt aus König Johanns Zeit und den Jahren 1354 oder 1355. Die andern sind unter der Regierung Karls V (1364 oder 1365) und Karls VI (1386 oder 1387) geprägt.

•

Außer Paris bestehen noch in zwölf andern Städten Frankreichs Sparkassen. Die Sparkasse zu Paris wurde im Jahre 1818 gegründet und erhielt bis zum Jahre 1830 von 751,567 Depositären die Summe von 43,206,523 Fr. Unter 11,800 neuen Deponenten zählte man im Jahre 1829 4,500 Arbeitsleute, 2,800 Dienstboten u. s. w. Die Zahl der Arbeitsleute betrug also 1/3; im Jahre 1826 war sie nur 1/6. Die der Dienstboten ist sich gleich geblieben. Es ergibt sich daraus ein fortwährend steigendes Verhältniß der Zunahme der Moral unter der untern Volksklasse, von der sie auch während der Juliustage vorigen Jahres so glänzende Beweise abgelegt hat.

•

Die theilweise Austrocknung des durch Walter Scotts Beschreibung wohlbekannten Loch Leven ließ auf dem gewonnenen Boden einige alterthümliche Sachen finden; nämlich eine kleine Statue von Marmor, und mit großem Fleiße gearbeitet, zunächst an der Insel Saint Serf, und die wie man glaubt in einer Nische der Façade des dort gelegenen Klosters gestanden haben mochte. Der andere Fund besteht in einem schönen Szepter von Rohr und Elfenbein gefaßt und mit Silber ausgelegt, auf dem man noch ganz deutlich lesen kann: „Mary, Queen of Scots.“ Die schöne und unglückliche Maria Stuart wurde bekanntlich auf einer Insel des Sees Leven eine Zeit lang gefangen gehalten. Das Scepter fand man in der Nähe von Marie-Know, wo die Königin bei ihrer Entweichung aus der Gefangenschaft gelandet haben soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 225.

13 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Julinstage in Paris.

Drei Millionen wendet das Ministerium Perier zur Jahresfeier der drei Julinstage auf, und fast eben so sehr verunköstigen sich seine Journale mit rührenden Artikeln über die Herrlichkeit dieser Feste und den allgemeinen Volksjubel. Es ist ein altes Kunststück, das Volk auf Volkeskosten einmal zechfrei zu halten, um es bei guter Laune zu erhalten, und nichts ist leichter, als dem ehrlichen Geschöpf einen Rausch anzuhängen. Allein eine eben so alte Erfahrung ist es, daß der Rausch verfliegt, und eine um so größere Erschlaffung zurückläßt, je übermäßiger die Begeisterung war. Diese Jubiläen und Geburtstagsfeste von lebendigen und leblosen Dingen wirken in unserer Zeit höchstens einen Tag, und man könnte sogar behaupten, daß sie bei der vorherrschend ernsten Stimmung der Völker meist eine entgegengesetzte Wirkung, als man beabsichtigt, hervorbringen. Die Völker denken zu viel nach, und der Glanz und die Herrlichkeit des heutigen Festes läßt sie morgen Vergleichungen anstellen, durch die ihr wirkliches Elend in nur allzu grellem Lichte hervortritt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo dieses kindische Jubelfeuerwerk zu dem andern despotischen Flitterstaat in die Trödelkammer geworfen werden wird. Selbst die Freiheit wird kein Geburtsfest mehr haben. Man wird sich ihrer freuen, wie man sich des Lebens freut, das sehr übel angewandt seyn würde, wenn man aus Freude darüber jeden Tag, den Gott gibt, durch Schmaus und Ball begehen wollte. Dann wird man endlich einsehen lernen, daß das Volk nicht immer und ewig ein Kind bleibt.

Genug, Paris war drei Tage außer sich, es war es auch vor einem Jahre. Aber wie der böse Feind nie müßig ist, sein Unkraut zu säen, so mußte den Machthabern in ihrer Freude ein Artikel sehr ungelegen kommen, der ihr wenig ehrenvolles Benehmen an jenen blutigen Tagen des Barrikadenfestes mit der schonungslosen Wahrheit aufdeckte, deren Nacktheit gewissen zarten Augen von jeher ein Gräuel war. Das mürrische Republikanerjournal, „die Tribune," enthielt diesen Artikel, der, aus Armand Marrast's Feder geflossen, alle Beweiskraft eines vollgültigen Zeugnisses hat. Das arglistigere, aber jovialere Journal der Legitimität „die Gazette" ermangelte nicht, ihn mit gewohnter Schadenfreude zu wiederholen, und wir, die fern dem Einen wie dem Andern stehen, theilen ihn als ein historisches Dokument von großer Wichtigkeit mit.

* *

Der 26 Julius 1830.

Eine dumpfe Bestürzung war der erste Eindruck, den die verhängnißvollen Ordonnanzen hervorbrachten; bald folgte der Ueberraschung Zorn und Entrüstung. Die erste Erschütterung brach natürlich dort aus, wo am unmittelbarsten auf Interessen der Todesstoß geführt wurde, bei den Journalisten; nur wenige Augenblicke waren diese zu einem Entschlusse gelassen. Die Ordonnanzen die gegen sie gerichtet waren, sollten noch an demselben Tage in Vollzug gesetzt werden; jeder Drucker hatte von dem Polizeipräfekten eine Zuschrift erhalten, worin auf den folgenden Tag die gewaltsamsten Maßregeln angedroht waren. Es blieb nur unter drei Dingen zu wählen; man mußte sich unterwerfen, zu Grunde gehen, oder Widerstand leisten.

Die Gazette, die Quotidienne und der Universel suchten um die Erlaubniß nach erscheinen zu dürfen; für diese Journale lag in dieser Unterwerfung weniger Schmachvolles; sie schlossen sich nur ihren Freunden an. Aber das Journal des Debats, das nur unter Knechtschaft, Untergang oder Widerstand zu wählen hatte, zog die erstere vor.

Zwischen zwölf und ein Uhr hatten sich die Hauptredakteure der übrigen Journale auf dem Bureau des National versammelt. Das Journal des Debats ward weder in dieser Versammlung noch in einer andern vertreten. Ein anderes Blatt, dessen ausgebreiteter Leserkreis ihm ein so großes Gewicht in der Wagschale gab, bewies bei dieser Gelegenheit auf eine bedauernswürdige Weise, wie sehr die Vortheile einer einträglichen Spekulation in den Augen der Aktionäre über der Begeisterung des Patriotismus erhaben stehen. Zum Glücke traten zwei Redakteure des Constitutionnel aus freiem Antrieb den Beschlüssen ihrer Kollegen bei. Die andern Journale der Opposition blieben ihren Grundsätzen treu. Zwar sprachen sich auch unter ihren Redakteuren verschiedene Ansichten aus, allein glücklicherweise ist es zu der mir vorliegenden Aufgabe nicht nöthig, Reden anzuführen, die damals gehalten wurden, noch der heldenmäßigen Herzhaftigkeit eines unsrer damaligen Kollegen Meldung zu thun, der späterhin sehr reich und mächtig geworden einen dem Lande wenig ersprießlichen Unterminister und winzigen Staatsmann abgab, zuletzt aber sich unter dem großen Haufen der sogenannten Männer von Geist verlor.

Auch er verschanzte sich hinter die Gesetzlichkeit, und während seine Freunde, als Männer von Herz, zur Flinte griffen, schrie er

über Unklugheit, und machte inzwischen eine Landpartie. Ich würde von ihm kaum gesprochen haben, wäre Herr Thiers nicht abermals in der Bewerbung um eine Deputirtenstelle aufgetreten, und hierin von Herrn Perier selbst unterstützt worden.

Mitten unter den Verhandlungen der Journalistenversammlung trat Herr de Laborde ein, dem der Vorsitz übertragen wurde. Auch eine Deputation der jungen Leute von der Rechtsschule kam hieher, und sprach von der Nothwendigkeit die Waffen zu ergreifen. Herr de Laborde antwortete ihnen: „Meine Herren, kehren Sie zu Ihren Kameraden zurück, um ihnen zu sagen, daß Sie uns von denselben Gesinnungen beseelt gefunden haben, und bereit das Gleiche zu thun. Suchen Sie sich diesen Abend gegen zehn Uhr in noch größerer Anzahl zu vereinigen, wir werden Ihnen dann unsren Entschluß wissen lassen. Nicht mehr mit leeren Worten ist es gethan, es muß mit Nachdruck gehandelt werden, und hiezu bedarf es der Einmüthigkeit und einer wohlgeordneten Leitung. Gehen Sie meine Freunde, und zählen Sie auf uns . . .“

Indeß hatten die Journalisten eine Kommission von drei Mitgliedern ernannt, um eine Protestation im Namen Aller zu entwerfen. Herr Chatelain fertigte hiezu den Entwurf. Man trennte sich mit der gegenseitigen Versicherung, Alles aufzubieten, um am folgenden Tage die Blätter erscheinen zu lassen. Der Entschluß stand fest, aus allen Kräften es zum Aufstande zu treiben.

Herr de Laborde ging, um in seiner Wohnung die in Paris anwesenden Deputirten zu versammeln. Die Zusammenkunft war auf sieben Uhr Abends angesagt. Gegen acht Uhr waren ungefähr zehn Deputirte eingetroffen: es waren die Herren de Laborde, Daunou, Marschal, Villemain, F. Lefebvre, Bassal, Bernard, von Schonen, Bavoux.

Herr Laborde nahm als Herr vom Hause das Wort; er erzählte, was in der Versammlung der Journalisten vorgegangen, er sprach von der Stimmung der Jugend, und wies auf die Nothwendigkeit hin, eine energische Erklärung gegen die Ordonnanzen zu erlassen. Herr Bavoux nahm das Wort: Unsere Handlungsweise ist uns bei dieser Gelegenheit von unsern Vätern vorgezeichnet: wir dürfen nicht zögern im Angesichte eines gleich großen Verbrechens gegen die Freiheit. Die Mittel sind gleich gezählt; es gibt nur Eines, uns als Nationalversammlung zu konstituiren. Als Mandatäre des Volks haben wir seiner Rechte und Freiheiten zu wahren. Heute wie vor vierzig Jahren gilt es ein Spiel im Ballhause. — Herr Daunou. Ich trete ganz der Ansicht des Herrn Bavoux bei. Unser Mandat muß uns doppelt heilig seyn, wenn damit Gefahr verbunden ist. Die Nation sendete uns, ihre Freiheit zu vertheidigen, und die Stunde ist da, diese Freiheit zu erkämpfen. Hiezu haben wir nicht mehr unsere natürliche Kraft, das freie Wort von der Tribune; so bleibt uns nur die Berufung an das Volk. Eines Verrathes an dem Vaterlande machten wir uns schuldig, wollten wir dieß Mittel versäumen, das einzige und letzte. — Herr von Schonen. Ganz richtig! Wir sind Deputirte und wir müssen uns fest in unsern Grundsätzen beweisen. Man muß zu den Waffen rufen, wenn es nöthig ist. Was mich betrifft . . . .

Hier meldete man Herrn Casimir Perier.

Nach einer augenblicklichen Unterbrechung wird die Verhandlung wieder aufgenommen, und von Allen anerkannt, daß Jeder seine Pflicht als Deputirter erfüllen müsse.

Herr Perier. Einen Augenblick bitt' ich, meine Herren. Ich höre da von Deputirten sprechen, von Konstituirung einer Nationalversammlung u. s. w. Man muß vorsichtig seyn . . . Uebereilen wir Nichts, wenn wir nicht Alles verderben wollen. — Herr Bavoux. Ich sehe nicht, was noch zu verderben wäre... Herr Perier (mit Ungeduld.) Erlauben Sie, ich für meine Person erkläre, daß ich die Kammer für rechtmäßig aufgelöst halte. (bel et bien dissoute, eigene Worte des Herrn Perier.)

Mehrere Deputirte. Nein! Nein! Keineswegs!

Herr Perier. Und doch, und doch ist es so. Seit der Moniteur erschienen ist, gibt es keine Deputirten mehr, zum Teufel! (eigene Worte des Herrn Perier). Herr Bernard. Glauben Sie, das Mandat habe aufgehört, weil es schwieriger geworden ist? . . . Herr Marschal. Ich begreife nicht, wie man eine Kammer auflösen kann, die sich noch gar nicht konstituirt hat . . . Herr Villemain. Das ist handgreiflich, bevor sie aufgelöst wird, muß sie . . . Herr Perier lebhaft: Pah — das schlägt in die Methaphysik ein. (eigene Worte) Die Thatsachen sprechen deutlicher als Ihre Argumente; die Ordonnanz ist erlassen, sie ist erlassen, gestützt auf einen Artikel der Charte, der ihr hiezu das Recht gibt. — Herr Daunou. Aber eben dieses Recht ist es, was wir in Abrede stellen. Herr Perier. Sie stellen in Abrede! Sie stellen in Abrede! Das ist ganz gut; aber wer ist der Schiedsrichter zwischen Ihnen und der Gewalt . . Herr Daunou. Das Volk! — und eben deßhalb muß man es zur Insurrektion auffordern. Herr Perier. Sie gehen sehr weit. Herr Bernard. Die öffentliche Meinung ist bereits in voller Gährung und es steht zu erwarten, daß die französische Nation nicht ungestraft aller ihrer Rechte, aller ihrer Freiheiten sich berauben lassen wird. — Herr Perier. Dann glaube ich gebietet die Klugheit, die Ereignisse abzuwarten, und Nichts aufs Spiel zu setzen, was uns kompromittiren könnte, ohne zu nützen. Herr de Laborde. In diesem Augenblick sind die Journalisten, mehrere Wähler, und einige Patrioten auf dem Bureau des National versammelt; es wäre von Wichtigkeit mit ihnen in Verbindung zu treten. Wollen Sie, meine Herrn, daß einige von uns in Ihrem Namen mit ihnen sprechen? — Allerdings! Allerdings! — Die Herrn de Laborde, von Schonen und Villemain begeben sich auf das Bureau des National. Ihre Ankunft verursacht dort eine allgemeine Bewegung. Mittlerweile unterhält sich Herr Perier mit seinen übrigen Kollegen. „Die Ordonnanzen,“ sagt er, müssen durchaus zurückgenommen werden, die Entwicklung der öffentlichen Meinung die man hervorruft, wird endlich diesen Menschen doch die Augen öffnen . . . Seyen Sie überzeugt, man wird zu uns kommen. Nur in diesem Sinne können wir eine Erklärung erlassen, wenn anders eine erlassen werden muß. — Herr Marschal. Aber Sie können doch nicht wollen, daß wir stumm und gefühllos zusehen sollen, wie man alle unsere Rechte mit Füßen tritt? Wer soll sie vertheidigen, wenn wir nicht das Beispiel geben? Ist es unsrer Würde angemessen, hierin hinter den Journalisten zurückzubleiben? Glauben Sie nicht, daß unsre Stimme allgewaltig auf die öffentliche Meinung wirken wird? — Herr Perier. Die öffent-

liche Meinung! Die öffentliche Meinung! Man hat schon oft auf sie gezählt; sie ist gewöhnt, sich durch die legalen Organe auszusprechen, und man darf keineswegs glauben, daß sie zur Gewalt schreitet, und wenn auch, so würde sie nur unterliegen. Was war der Erfolg von allen Unruhen von 1820 und 1821, was gewann man aus allen den mißrathenen Verschwörungen, und insbesondere durch die jüngste von 1827? .. Sich auf den bewaffneten Widerstand der Meinung verlassen, scheint mir in die Luft gebaut. Uebrigens ist der Eindruck noch zu neu, man muß ihm Zeit lassen seine Wirkung hervorzubringen, und die Gemüther zu durchdringen. Wir werden dann sehen, was er zu Wege bringt. Herr Bavoux. Allein unsere Erklärung würde dazu beitragen diese Wirkung zu beschleunigen. Wir dürfen uns nicht von der öffentlichen Meinung am Bande führen lassen, an uns ist es, ihr den Anstoß zu geben.

In diesem Augenblick kommen Herr de Laborde und seine Begleiter zurück. Sie sind sehr aufgeregt. „Die Wähler und die Journalisten," sagen sie, „sind fest entschlossen, den lebhaftesten Widerstand zu leisten. Wir haben ihnen die Unterstützung der Deputirten zugesagt. Es ist deßhalb höchste Zeit, unseren Entschluß kund zu geben. Sie versichern uns, daß ein einziges Wort von uns hinreichen würde, dem Volke den Sieg zu sichern."

Diese Worte finden Beistimmung unter den Deputirten.

Herr Bernard. Wohlan, meine Herrn, wir müssen diesem Vertrauen entsprechen. Herr Villemain wollen Sie sich der Abfassung unsrer Erklärung unterziehen?

Herr Villemain drückt durch ein Zeichen seine Zustimmung aus.

Herr Perier: Handeln Sie nicht zu rasch, meine Herren. Bedenken Sie unsre geringe Anzahl. Eine solche Entschließung über Hals und Kopf noch an diesem Abend zu fassen, ohne Beirath der übrigen in Paris anwesenden Deputirten, ist Dieß nicht, zum wenigsten gesagt, Leichtsinn? Ihre Gesinnungen sind aller Ehren werth, herrlich; ich begreife sie; aber wir dürfen uns nicht von einer unbedachtsamen Aufregung hinreißen lassen. Warten wir die Ereignisse ab. Morgen können wir, wenn es Ihnen beliebt, bei mir zusammenkommen. Bis dahin werden die Ordonnanzen mehr bekannt geworden seyn; wir werden ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung kennen lernen, und man wird dann um so leichter die Mittel finden, wodurch man den König auf den bessern Weg zurückführen kann. — Herr Villemain: Jedenfalls wird auf einem Verzug von zwölf Stunden keine große Gefahr haften. Der Vorschlag des Herrn Perier scheint mir das Klügste. — Mehrere Deputirte: Gut denn, auf Morgen. Aber man sollte auch alle übrigen dazu einladen. Herr Perier. Das soll meine Sorge seyn. — Hierauf trennte man sich. Herr Perier ist im Hinabgehn noch mit einigen im Gespräche begriffen; unter Anderm sagt er: „Wir dürfen nicht wie Kinder handeln. Wir haben da," fuhr er fort zu zweien seiner Kollegen gewendet, „einige Hitzköpfe; sie würden Alles mit ihrer Nachahmung der alten Zeit und ihrem Ballhause verderben. Man muß das Alles besser einleiten. Morgen bei mir werden wir weiter davon sprechen."

Zu Hause angekommen, ertheilte Herr Perier Befehl zur Zusammenberufung. Als er jedoch noch an demselben Abende von der aufgeregten Stimmung des Volkes, und vollends am nächsten Tage von dem Vorhaben der Jugend und den Arbeitern in Kenntniß gesetzt wird, überlegt er sich die Sache reiflicher und fürchtet zu we gegangen zu seyn. So erhielten mehrere Deputirte eine der bereit geschehenen Einladung des vorigen Tags entgegengesetzte Weisung. Ich begnüge mich für diese Thatsache nur den Fall mit Herrn Bondy, dem Präfekten der Seine, anzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Aufenthalte Ludwig Philipps in Amerika.

(Von dem Amerikaner Neville.)

Die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron von Frankreich ruft einige frühere Erinnerungen zurück, und wenn man mir erlauben will, gleich der liebenswürdigen Scheherezade, von meinem Gegenstande abzuschweifen, so viel mir beliebt, so stehen ein oder zwei Bilder aus längst vergangenen Tagen zu Diensten.

Um das Jahr 1799 oder 1800, wenn ich mich anders recht entsinne, kam dieser erlauchte Fürst von seinen zwei Brüdern Montpensier und Beaujolais begleitet, nach dem westlichen Theile des Landes. Als sie nach Pittsburg kamen, das damals noch ein kleines Dorf war, fanden sie einige Emigrirte, die unter der vorigen Regierung bedeutende Stellen bekleidet hatten, jetzt aber durch einen kleinen Handel sich kümmerlich ernährten. Einer von ihnen, der Ritter B — c, einer der edelsten Menschen und großer Philosoph, hielt eine kleine Bude, die er par Excellence einen Konditorladen genannt hatte. Die verkäuflichen Gegenstände und zwar die einzigen, welche den Chevalier zu diesem anlockenden Aushängschilde berechtigten, waren die Kerne von Haseln, Wallnüssen und Pfirsichen mit gebranntem Ahornzucker überzogen, der fabrizirt wurde von den geschickten Händen des Ritters selbst. Von B — c war ungemein beliebt bei den Bewohnern von Pittsburg; er hatte einen Affen voll bewundernswerther Eigenschaften, und sein Wachtelhund, Sultan, konnte gleich dem Hunde in tausend und Einer Nacht falsches Geld vom ächten unterscheiden; wenigstens glaubten Dieß die ehrlichen Leute, welche unsern kleinen Markt mit Butter und Federvieh versahen. Belustigend war es, den Herrn des Ladens seine beiden Hausgenossen herbeirufen zu hören, um ihm im Absondern des guten vom schlechten Gelde zu helfen. „Hurtig, Sultan, zeige der guten Frau, was gutes und was falsches Geld ist." Nun folgte eine wichtige Berathung zwischen Hund und Affen; der Affe grinzte und krazte sich in den Seiten; Sultan schnupperte und scharrte das Geld in die Schublade. Da es nicht falsch war, so irrte Sultan selten. „Frau," sagte mein Freund zu der pausbäckigen Bäuerin, „mein Hund ist unfehlbar wie der Papst." Sultan und Bijou legten den Grund zum Vermögen des guten Mannes; sie lockten eine Menge von Kunden in den Laden, und setzten ihn in den Stand, diesen nach zwei bis drei Jahren in ein schönes Modewaarenlager zu verwandeln, wo eine neue Lockspeise aufgestellt wurde, die Hund und Affen bald um einen Theil von der Bewunderung des Publikums brachte; dieses war eine reichvergoldete Spieluhr mit zwei weißen und rothen Figuren, welche jedesmal, ehe die Stunde schlug, einen Walzer spielten. Das war ein unschätzbares Werk; solche Musik hatte man im Westen noch nicht gehört, und nur diejenigen, welche in dem Menschengewühle waren, welches nach unsern Museen strömt, können sich einen Begriff von dem Aufsehen machen, welches diese Uhr erregte. Damals wurde jedes seltene Geräth, jede zierliche Spielerei für eine aus den Plünderungen der französischen Revolution gerettete Kostbarkeit gehalten, und häufig als ein Eigenthum der Königin von Frankreich ausgegeben; daher verbreitete sich bald das Gerücht, die Uhr des Ritters habe einst das Boudoir der unglücklichen Marie Antoinette geschmückt. Wurde er gefragt, was sie koste, so wich er schlau der Antwort aus. „Ach, Freund," sagte er traurig, „die französische Revolution hat schreckliche Folgen; es war ein großes Opfer; sie ist fünfzehnhundert französische Goldstücke werth." Die Uhr nebst dem Hunde und Affen trugen dem Ritter fünfzehntausend Dollars ein; er erwarb diese Summe in wenigen Jahren mit einigen Pfunden Zucker und einer Metze Haselnüsse.

„So war der Ritter von B — c in seinem Magazin; er gab ein treues,

Bild des französischen Charakters zu jener Zeit, der sich in jede Lage des Lebens zu schicken wußte, und aus dem Seeminister, gleich Bedreddin, einen Pastetenbäcker, und aus dem jungen Egalité einen Schulmeister in der Schweiz machte. Doch dieß ist nur die eine Seite des Gemäldes. Von B — c, wenn er seinen Laden geschlossen hatte und in Gesellschaft ging, war die Seele derselben. Er vereinigte mit vollendeter wissenschaftlicher Bildung die feinsten Sitten des alten Hofes. Er war ein jüngerer Sohn, oder wie die Franzosen es nennen, der Cadet eines adeligen Hauses; er war viel gereist und hatte tiefe Erfahrungen gemacht; er war im heiligen Lande gewesen, nicht als Pilger, sondern als Attaché der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel, deren Chef sein Verwandter, Sausboeuf, war. Er benutzte diese Gelegenheit, um einen größern Theil von Asien kennen zu lernen, als bis dahin von europäischen Reisenden besucht worden war. So war mein alter Freund B — c, dessen Gelehrsamkeit und Kenntnissen in den schönen Wissenschaften ich die genußreichsten Stunden meines Lebens danke, indem er mich mit den reichen Schätzen der französischen Literatur bekannt machte, und dieß war der Mann, den die Söhne Orleans in einem kleinen amerikanischen Grenzdorfe fanden. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welchen Zweck diese interessanten Fremden eigentlich hatten; aber gewiß ist, daß B — c die Veranlassung war, daß sie länger in Pittsburg verweilten, als es ihre frühere Absicht war. Er nahm sich vor, die Fremden beim General N — einzuführen, bei dem er jeden Sonntag zu speisen pflegte, und dessen Haus ein Tempel der Gastfreundschaft war, in dem der unglückliche Emigrant einer herzlichen Aufnahme gewiß war. Der General nahm den Vorschlag anfänglich kalt auf; er sagte, er sey Soldat der Revolution, der Vertraute Rochambeau's und Lafayette's gewesen, und hege folglich innige Achtung gegen das Andenken des unglücklichen Ludwigs — nicht als Monarchen, sondern als liebenswürdigen und tugendhaften Mannes, und er glaube, daß von dem Aufwiegler der Jakobiner, von dem fluchwürdigen Egalité, nichts Gutes kommen könne. „Aber, mein General,“ sagte der Chevalier mit Achselzucken und einer traurigen Verdüsterung seines runzlichen Gesichts, „sie sind im größten Elende, und gleich uns Andern von diesen verruchten Sansculotten vertrieben worden.“ Der Chevalier kannte seinen Mann, dessen Gutherzigkeit immer den Sieg über den General davon trug. „Nun wohl,“ sagte er, „melden Sie den Reisenden meinen Respekt, und ich erwarte sie morgen Mittag zur Tafel.“ Die Fremden nahmen diese Höflichkeit an und wurden bald mit der Familie des liebenswürdigen Amerikaners vertraut. Die angenehme Unterhaltung des Herzogs von Orleans und seine mannichfaltigen literarischen Kenntnisse machten bei seinen Zuhörern bald die schrecklichen Vergehungen seines Vaters vergessen. Wenn mein kindisches Gedächtniß mir noch treu ist, so war er oft in sich gekehrt und schwermüthig; zuweilen nahm er eine halbe Stunde lang keinen Antheil an dem Gespräche und starrte in die Flamme des Kamins. Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, rief er, gleichsam um jene Verletzung des Anstandes zu entschuldigen, eines der Kinder zu sich, die er französisch lesen lehrte. Bei solchen Gelegenheiten habe ich viele Stellen, die er aus dem Telemach wählte, vor ihm gelesen; der Ausdruck, mit dem er die Beschreibung der Grotte der Kalypso las, ist mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Er sprach selten über die Revolution; aber er beurtheilte die Schlachten jener Zeit, besonders die von Jemappes, mit so viel Sachkenntniß, daß die Offiziere, deren mehrere in Pittsburg lebten, sich bald von seiner vorzüglichen militärischen Bildung überzeugten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Innern Englands nehmen die Assoziationen der Arbeiter und ihre Fortschritte einen immer drohenderen Charakter an; ob sie, wie schon behauptet wurde, in verschiedenen Grafschaften mit einander Verbindungen unterhalten, steht noch dahin; was indeß diese Assoziationen an einzelnen Orten für Unruhen veranlaßten, davon nur zwei Beispiele, die im Monat Julius in Northumberland und Wales vorfielen. In der ersten Grafschaft standen sieben Kohlengruben leer; die Arbeiter waren noch am Ende des Monats nicht zum Geschäfte zurückgekehrt. Jeder Tag bewies, daß die früher in manchen Fällen gemachten Konzessionen zu groß waren; sie sind geneigt, ihre Arbeitsherren zu tyrannisiren. Es gibt Fälle, wo die Arbeiter die sie verpflichtenden Kontrakte nicht achteten und sie für unverbindlich erklärten. Einige machten zur Bedingung, wenn sie wieder arbeiten sollten, so müßten diejenigen, welche bei der Arbeit geblieben waren, während die größere Anzahl müßig ging, entlassen werden: offenbar ein feindseliges System auch gegen die Arbeiter, welche nicht zur Assoziation treten wollen. Andere verweigerten die Arbeit so lange, bis man Leute dinge und zur Arbeit anstelle, deren man gar nicht bedurfte, die aber von der Assoziation in Schutz genommen worden waren. Kein Mann, der Arbeitsleute in irgend einem Geschäfte anstellt, kann es dulden, daß man auf diese Weise Bedingungen vorschreibt und den Gehorsam verweigert. In Wales war es noch ärger; dort widersetzte man sich der Gerichtsverwaltung mit offener Gewalt. Sie zwangen den Schreiber der Court of Requests, ihnen alle Bücher und Papiere auszuliefern, welche sodann verbrannt wurden. Militär kam herbei, die Aufruhrakte ward verlesen und sie wurden befragt, weßhalb sie sich zusammengerottet hätten; sie antworteten, ihr Taglohn müßte augenblicklich erhöht werden. Vergebens suchten die Fabrikanten sie zu beschwichtigen; sie stürzten sich auf die Soldaten, um ihnen die Waffen zu entreißen; diese aber gaben Feuer, ein und zwanzig blieben auf dem Platze, siebenzig bis achtzig wurden schwer verwundet. Die Masse zerstreute sich, rottete sich aber am folgenden Tage abermals zusammen, und zwang die Arbeiter von fünf andern Eisenwerken, sich mit ihnen zu vereinigen: zehntausend Mann waren beisammen. Jetzt aber wurde eine größere Militärmacht entwickelt, und der Haufe zerstreute sich zum zweiten Male; um aber die Wiederkehr solcher Scenen zu hindern, mußte Militär in der Nähe stationirt werden.

An einem andern Orte derselben Grafschaft, wo zur Erzielung von Zimmerholz ein Wald von eilftausend Acres umzäunt war, wurde gleichfalls von Arbeitern die Umzäunung auf mehrere Meilen weit niedergerissen. Anfangs waren es achtzig Personen; im Laufe des Tags wuchs die Zahl auf fünfhundert, und am folgenden Tage auf zweitausend. — So drohende Symptome müssen in Bälde die Aufmerksamkeit des Parlaments in Anspruch nehmen.

•

In den Kämpfen der drei Julustage belief sich (einem im Moniteur bekannt gemachten Berichte der Nationalbelohnungskommission zufolge) die Zahl der Todten auf 788, die Zahl der Verwundeten auf 4500. *) Die Kommission hat die Ansprüche von 228 Witwen, von 281 Ascendenten, 281 Waisen und 429 Verwundeten auf Pensionen liquidirt. Es wurden auf ihre Vorschläge an 1,722 Personen Ehrenkreuze und an 3,700 Denkmünzen vertheilt; deßgleichen wurden auf ihre Empfehlung 266 Unterlieutenants, 549 Unteroffiziere, 178 im Civildienst angestellt; nämlich: 84 bei dem Ministerium der Finanzen, 9 bei dem Ministerium des Innern und der Justiz, 28 bei dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der Marine, 57 im Kriegsministerium und im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Außerdem enthalten die von der Kommission den verschiedenen Ministerien vorgelegten Listen noch 800 zur Anstellung empfohlene Personen. Die Geldvertheilungen, über welche die Kommission bis zum 31 Mai verfügte, beliefen sich auf 550,455 Fr.; die Dekorationen kosteten 22,500 Fr., die Medaillen 70,000 Fr., die Kosten des Bureaus 26,873 Fr. 52 Cent.

•

In der Grafschaft Camden in Nordcarolina kam es zwischen zwei Landwirthen, Gregory und Eason, auf dem Felde wegen der Ernte zu einem Streite, in welchem man handgemein und Gregory von Eason erschlagen wurde. Der Sohn des letztern, der einzige Zeuge des ganzen Vorfalls, nimmt hierauf seinen Vater gefangen und überliefert ihn dem Gefängnisse. Die Untersuchung wird eingeleitet und Eason auf die Aussage seines Sohnes vor das Geschwornengericht gestellt. Auch vor diesem tritt der Sohn als Zeuge gegen den Vater auf und wird als solcher angenommen. Der Ausspruch der Geschwornen lautete schuldig, und Eason wurde zum Tode verurtheilt.

---

*) Hiermit ist die von Doktor Meniere (Ausland, S. 591) angegebene Zahl zu vergleichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 226. 14 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 27 Julius.

Je mehr die Ordonnanzen öffentlich bekannt wurden, desto allgemeiner wurde die Aufregung in allen Gemüthern, in der Hauptstadt war eine heftige Gährung. Zahlreiche Gruppen, die sich in der Straße St. Honoré und auf dem Vendomeplatze zu bilden anfingen, wurden von der bewaffneten Macht auseinander getrieben. Die Jugend der Schulen und die Arbeiter in den Druckereien stießen zuerst das Geschrei der Empörung aus. Die Journalisten selbst, wie sie Abends zuvor versprochen hatten, stellten sich mit dem Beispiele des Widerstandes voran. Ungeachtet des Verbotes der Ordonnanzen und der thätigen Wachsamkeit der Polizei erschienen am frühesten Morgen des 27 Julius schon die Zeitungen, die noch gedruckt werden konnten. Junge Leute kauften und lasen sie mit lauter Stimme im Garten des Palais Royal und in den nächst gelegenen Straßen vor. Die zuhörenden Volksgruppen feuerten einander an, mit den Waffen in der Hand die Freiheit zu vertheidigen.

Das Journal des Debats hatte sich unterworfen. Es war gegen 10 Uhr. Einige Deputirte kamen bei Herrn de Laborde zusammen. Herr Lafitte und Herr Lafayette waren noch nicht zugegen, man sendete Kouriere nach ihnen. Die Versammlung, der sich auch Bürger, die keine Deputirte, beigesellten, war nicht sehr zahlreich, aber voll Leben. Eine Zusammenkunft bei Casimir Perier in der Straße des Luxemburg war auf Nachmittags zwei Uhr angesagt. Der Name Perier erschreckte einige Deputirte. Man wußte, wie sehr seit zehn Jahren seine Meinung eine andere Richtung genommen, man kannte die ausgezeichneten Rücksichten, die ihm Karl X bewiesen, und Perier's Freunde machten in vertrauter Unterredung kein Geheimniß daraus, daß er in das erste ein wenig liberal ausfallende Ministerium zu treten hoffe. Allein man vergaß an diesem Tage jede Gefahr.

Das Gerücht von einer Versammlung der Deputirten gelangte auch zu den Ohren der Jugend, die sich in die neue Straße des Luxemburg begab, zahlreich, aber ohne Waffen, wenigstens ohne sichtbare. Gegen zwei Uhr drangen von beiden Enden dieser Straße die nur eine einzige Seitenverbindung hat, zwei Gendarmeriebrigaden ein. Die Gendarmen sprengten in Galopp an; einer großen Anzahl der jungen Leute gelang es zwar, den Pferden zu entkommen, nur die, welche sich in der Mitte der Versammlung befanden, hatten keinen andern Ausweg, als sich in die Häuser zu flüchten, so wollten auch einige im Hofe des Herrn Perier eine Zuflucht suchen. Dieser durch das Getümmel und hundertstimmiges Geschrei davon in Kenntniß gesetzt, eilte sogleich hinab, und ließ ohne Mitleid die Thore schließen. Achtzehn junge Leute erhielten so Säbelhiebe und wurden zu Boden geritten. Man trug sie in ein Wartzimmer des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. *) Die Deputirten, die nach und nach bei Perier anlangten, mußten, bevor sie eingelassen wurden, erst ihre Namen angeben. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Herr Labbey de Pompières erhielt als Alterspräsident den Vorsitz. Hier folgt die treue Schilderung dieser Sitzung.

Herr Labbey de Pompières: Meine Herren, Sie kennen die gegenwärtige Stimmung der Gemüther; sie kennen auch die Ordonnanzen. Ich werde Denjenigen das Wort geben, die einen Vorschlag zu machen haben. — Herr Dupin, der ältere: Eine Vorfrage muß zuerst entschieden werden, die präjudizirlicher Natur ist, und alle folgenden entscheidet. Es handelt sich darum zu wissen, unter welchem Titel wir hier versammelt sind. — Mehrere Stimmen: Doch als Deputirte! — Herr Dupin (mit Nachdruck) das ist es eben, was ich auf's Entschiedenste in Abrede stelle. Die Bestimmung der Charte ist deutlich ausgesprochen: sie gibt dem Könige bei jeder Gelegenheit das Recht, die Kammer aufzulösen, sie macht keine Unterscheidung über das Vor oder Nach der Zusammenberufung der ernannten Deputirten. Dieses Recht der königlichen Gewalt ist unbeschränkt. Ohne deßhalb auf die Ordonnanzen als solche einzugehen, und selbst angenommen, daß sie offenbar ungesetzlich sind, läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß die Auflösung vollkommen legal vor sich gegangen ist, und wir somit unsre Eigenschaft als Deputirte verloren haben. (Gemurmel von mehreren Mitgliedern: So laßt uns also gehen, so laßt uns gehn!) Herr Dupin fährt fort: Ich sage, meine Herren, daß wir als Bürger das Recht haben, uns zu versammeln, unsern Einfluß, unser Ansehn unter

*) Dieses Ereigniß lag als eine so schwere Verantwortlichkeit auf Herrn Perier, daß er sich im Monat August im „Temps" dagegen zu vertheidigen suchte. Niemand widerlegte damals dieses Journal, weil man sagte, Perier stimme im Conseil mit Lafitte und Dupont. Allein unsere Angabe ist geschichtlich treu.

der Bevölkerung geltend zu machen, nur als Deputirte können wir nicht legal verfahren. Und erwägen Sie wohl die Wichtigkeit unserer Stellung: wir wissen nicht, welche nachtheilige Folgerungen für uns die Verläumdung daraus ziehen kann," wir wissen nicht, was zu den Ohren des Fürsten gelangen .... (Bewegung des Erstaunens) Herr Mauguin. Ich muß gestehen, ich bin sehr erstaunt über die so eben gehörten Ansichten. Kann man wohl im Ernste noch von Gesetzlichkeit sprechen? So wäre diese für uns allein von verbindlicher Kraft, und die Macht könnte sie nach Willkür verletzen? Es handelt sich heute nicht mehr darum, welcher Punkt legal oder illegal ist; es handelt sich um Leben oder Tod, um Freiheit oder Knechtschaft, um eine konstitutionelle oder eine spanische Regierung. (Mehrere Deputirte: Ganz richtig! ganz richtig! Unterbrechung.) Herr Sebastiani: Meine Herren, erhitzen wir uns nicht. — Die Herren de Laborde, Melleret, Bertin de Vaux und Villemain sprechen in demselben Sinne wie Herr Mauguin. Einer von ihnen schlägt vor, sich schriftlich an Karl X zu wenden, um ihm unterthänige Vorstellungen zu machen. Herr Andry de Puyraveau: Ich widersetze mich ausdrücklich jeder Vorstellung: eine Protestation schiene unserer Würde angemessener. — Herr Sebastiani Die Frage ist von höchster Wichtigkeit. Ich glaube daß, Allem was man sagte ungeachtet, unsre Eigenschaft als Deputirte durch die Auflösungsordonnanz aufgehoben worden ist. Indeß, wir sind gewählt und wir haben allerdings das Recht wenigstens dem Könige eine ehrerbietige Vorstellung zu machen, sey es durch ein Schreiben, sey es durch eine Audienz, um die wir bei Sr. Majestät ansuchen können. (Bewegung in getheiltem Sinn. — Man verlangt die Meinung des Herrn Perier zu hören. — Herr Perier gibt durch verschiedene Zeichen seine große Unschlüssigkeit zu erkennen. — In diesem Augenblick wird Herr Perier abgerufen; gleich darauf kommt er zurück und scheint sehr aufgeregt.)

„Meine Herren," sagt er sehr angegriffen, „in der schwierigen Lage, in der wir uns befinden, sollte die ängstlichste Klugheit unser einziges Gesetz seyn; wir sollten vor Allem es als eine gebieterische Pflicht betrachten, unsre Entschließungen nur unter dem Siegel der größten Heimlichkeit zu fassen, um jede Art von Aufsehen zu vermeiden. Und nun steht ein Wahlkomité der Stadt Paris vor der Thüre und verlangt vorgelassen zu werden. Wer konnte so etwas voraussehen? Wer mag nur die Wähler veranlaßt haben, an uns eine Deputation zu schicken? Sieht man nicht alle Folgen dieses Schrittes ein? Bedenken Sie, in welche Verlegenheit man uns bringt: empfangen wir die Deputation, so wird man es in den Tuillerien erfahren, man wird vielleicht darüber aufgebracht werden, und wer weiß, welche Maßregeln man dann gegen uns ergreift? Nehmen wir die Deputation nicht an, so wird sie sich beklagen, sie wird sich unter dem Volke zerstreuen und in diesem Zustande der Aufregung, in welchem alle Köpfe sind, wer verbürgt uns ... Meine Herren, man übereilt uns hier auf eine höchst unangenehme Weise ... Herr Dupin: Eine Deputation? Wo denken Sie hin, meine Herren? Wo glauben Sie zu seyn? Sie konstituiren sich als berathende Versammlung, Sie ernennen einen Präsidenten, Sie wollen eine Deputation annehmen! — Wie .... Herr Labbey de Pompières, mit Eifer: In diesen Augenblicken glaubte ich, könne nicht die Rede von leeren Förmlichkeiten seyn; allein da man das Präsidium in Frage stellt, so kann ich es nicht länger verwalten. (Er erhebt sich und will einen andern Platz einnehmen. Mehrere Deputirte drängen sich um ihn und bitten ihn, die Ordnung der Diskussion aufrecht zu halten. Während dieser Unterbrechung rufen mehrere Stimmen, man solle die Deputation verlassen.)

Herr Perier zuckt die Achseln: „Wie Sie wollen, meine Herren."

Die Deputation wird eingeführt. Man bemerkt unter ihr die Herren Boulay de la Meurthe und Merilhou. Diese Herren setzen auseinander, daß durch die Ordonnanzen die Charte verletzt, und den Bürgern als einziger Ausweg der Aufstand gelassen sey. „Was will man sich noch auf gesetzliche Ordnung berufen?" rief einer von ihnen. Wenn das Grundgesetz umgestoßen wird, ist gesetzliche Ordnung nur ein leeres Wort ohne Sinn. Bereits haben mehrere Fabrikanten unsres Bezirkes ihre Arbeiter entlassen; wir selbst sind entschlossen, Blut und Gut in einer Bewegung aufzusetzen, die zum Zwecke hat, unsere angetasteten Rechte wieder zu erlangen. An Ihnen ist es, meine Herren, der Wohlfahrt des Vaterlandes eingedenk, des Vertrauens sich würdig zu beweisen, das wir in Sie gesetzt haben. Es bedarf jetzt vor Allem einer leitenden Hand."

Tiefes Stillschweigen unter den Deputirten. Herr Delaborde schüttelt einem der Herren die Hand, und flüstert ihm zu: „Sehr gut." Eine Art Unterhaltung findet zwischen einzelnen Mitgliedern statt.

Herr Labbey de Pompières. Wir wollen Ihren Antrag in Berathung ziehen.

Die Deputation tritt ab. Inzwischen langt eine neue an. Herr Perier geht ihr allein entgegen, und empfängt sie oben an der Stiege mit den Worten: „Was wollen Sie, meine Herren?

Einer der jungen Leute. „Mein Herr, wir kommen im Namen einer zahlreichen Association, und indem wir uns für die ganze Jugend verbürgen, bieten wir den Deputirten eine Schutzwache an, die ihre Berathungen in jedem Falle sichern wird; wir sind entschlossen, die Waffen zu ergreifen ...

Perier unterbricht den Sprecher: „Ach, meine Herren, wohin denken Sie, wohin denken Sie? Wollen Sie ihren Feinden das Recht in die Hand geben, Sie illegaler Handlungen anzuklagen? Verlassen Sie sich auf uns; aber nur keine Unbesonnenheit. Sie würden im Straßengefecht nur den Kürzern ziehen.

Einer der jungen Leute: Das ist einerlei: so werden wir sterben!

Perier. Sie werden zwecklos sterben. Glauben Sie, daß man von der andern Seite keine Vorsichtsmaßregeln genommen hat? Diese Unbesonnenheiten werden uns den Todesstoß versetzen; entfernen wir uns nicht von der Gesetzmäßigkeit!

Einer der jungen Leute, mit dem Ausdruck des Zornes: Sie sprechen noch von Gesetzmäßigkeit, wo man alle unsre Rechte mit Füßen tritt! Von Gesetzmäßigkeit, während wir vor ihrer Schwelle niedergeritten und niedergesäbelt werden!

Herr Perier, ungeduldig: Kurz, meine Herren, Sie verlassen sich auf uns, Ja oder Nein? Ich kehre in die Versammlung zurück.

Die jungen Leute, indem sie die Treppe hinabgehen: „Welche

Feigheit! Welche Sprache! Fort, laßt uns nicht auf sie zählen! — Einer der Deputation: „Man muß ihren Einfluß hindern; sie würden alle Bewegung hintertreiben! Fort, laßt uns bekannt machen, daß sie uns verrathen!“ — Ein Anderer: „Nein, dieß würde allzu sehr entmuthigen. Laßt uns nur unsre Sache gut machen, und sie werden schnell sich uns anschließen.“

Einige Stunden darnach entfernte sich auch die Deputation der Wähler und einige von ihnen, die sich unter die jungen Leute mischten, ließen dieselbe Klage vernehmen. Indeß hatten die Deputirten ihre Berathung wieder aufgenommen; die Herren Sebastiani, Bertin de Vaux und Villemain bestanden durchaus auf der Ansicht daß man den König von den Ministern unterscheiden müsse. Die Ordonnanzen, behaupteten sie, seyen einzig die Folgen des Systems vom 8 August; der König werde einsehen lernen, wie tief die öffentliche Meinung verletzt worden, und sein System ändern. Dahin müßten alle Entschließungen der Deputirten gerichtet seyn. Aller Meinungen vereinigten sich endlich dahin, daß man Karl X eine Vorstellung einreichen müsse; diebei blieb man stehen.

Herr Labbey de Pompières: Ich sehe, meine Herren, daß wir zu Ende sind ... Herr Perier: Man muß die Ereignisse abwarten. Mehrere Deputirte: So müssen wir also diesen Abend wieder zusammenkommen. — Andere: Nein, morgen — (Ungewißheit, Ausflüchte und ablehnende Antworten.) — Herr Perier. Jedenfalls glaube ich, daß wir den Ort unserer Zusammenkunft so geheim als möglich halten müssen. Dieß könnte Gelegenheit zu Zusammenrottungen und Unglück geben. Mein Haus ist zu nahe bei den Ministerien gelegen; ich möchte Sie daher bitten, einen andern Ort zu wählen; denn Sie sehen ein ... Herr Sebastiani: Allerdings, besonders wenn es ernsthaftere Auftritte geben sollte, müßte man ...

Herr Audry de Puyraveau: So kommen wir denn, meine Herrn, wenn Sie wollen, bei mir zusammen. Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung, und ich verbürge mich, daß wir dort wohl bewacht seyn werden.

Herr Labbey de Pompières. Also Morgen Mittags, meine Herren, bei Herrn Audry de Puyraveau! ..

Die Deputirten entfernen sich mit aller möglichen Vorsicht, einzeln, zu zwei und zwei, die einen durch das große Thor, die andern durch die Hinterpforte.

Herr Persil wird von einigen jungen Advokaten angesprochen. „Denken Sie sich, sagt er zu ihnen, dieser ... Dupin hat steif und fest behauptet, daß wir keine Deputirten mehr sind. Alle diese Leute besitzen nicht einen Funken von Energie.“ — — „Aber wozu hat man sich entschlossen?“ — — „Mein Gott, zu nichts; daß man sich insgeheim wieder versammeln soll.“

Die jungen Leute unter einander: „Seht doch, Persil scheint auf dem rechten Weg zu seyn!“

Einige Deputirte waren noch bei Herrn Perier versammelt, als eine neue Deputation der Wähler erschien. Letztere hatten sich nämlich entschlossen, alle zwei Stunden zwei oder drei Bürger in die Versammlung der Deputirten zu schicken, um deren Muth anzufeuern, und sie zu irgend einem kraftvollen Schritte zu bestimmen. Die Herren Thiers und Chevalier Lemore befanden sich unter diesen Abgeordneten.

Herr Chevalier Lemore zu Perier: „Mein Herr, das Volk wird die Waffen ergreifen; alle Wähler sind entschlossen, wenn es nöthig ist, ihren Kopf daran zu setzen, und warum wollen die Herren Deputirten nicht ein Gleiches thun? — Herr Perier: Sie sprechen von Deputirten ... von Deputirten ... aber wir sind nicht im mindesten konstituirt. — Die Ordonnanz hat uns aufgelöst. — Ein Bürger: Aber Sie haben ja doch die königlichen Einberufungsschreiben auf den 3 August. — Herr Perier: Wohl, allein dann müßte man, um nach aller Strenge des Buchstabens zu verfahren, bis zum dritten August warten. Es ist nicht genug, meine Herren, eine Revolution zu wollen, man muß sie auch durchführen und durchführen können. Diese Menschen sind stark, sie haben die Kanonen auf ihrer Seite. Und was haben Sie dagegen? Ihre Handschuhe und Hüte. Es ist daher höchst unklug, etwas zu thun, was uns außer der gesetzlichen Bahn entfernte. (Alle Anwesenden stoßen einen Schrei aus.) Der König, von allen diesen Bewegungen in Kenntniß gesetzt, wird einsehen, welchen falschen Weg er eingeschlagen hat, und Sie werden leicht begreiflich finden, daß er sein Ministerium entlassen, und die Ordonnanzen an demselben Tage, zurücknehmen wird, wo er einsieht, wie ernstlich man die Monarchie kompromittirt hat. Aber alle diese Gassenaufläufe und Zusammenrottungen sind Thorheit. Geben wir ihnen nicht einen neuen Vorwand, uns noch mehr Unrecht zuzufügen.

Da die Wähler sahen, wie unmöglich es sey, die Gesinnung des Herrn Perier umzustimmen, so entfernten sie sich, indem sie sagten: Mein Herr, wenn die Deputirten darauf beharren, sich selbst bei dieser Gelegenheit aufzugeben, so werden sie für immerdar Einfluß und Zutrauen einbüßen.

Man trennte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Aufenthalte Ludwig Philipps in Amerika.

(Schluß.)

Auf Montpensier, den zweiten Bruder, kann ich mich nicht mehr recht besinnen; allein Beaujolois — der junge interessante Beaujolois — steht noch lebhaft vor meiner Seele. Sein Charakter trug das Gepräge des Romantischen und dem Roman der Frau von Genlis: „die Schwanenritter,“ in welcher diese liebenswürdige Schriftstellerin ihren jungen Zögling so schön besingt, hatte eben jedes junge Gemüth zu diesem vollkommenen Knaben geneigt. Er war groß und voll Anmuth, von kindlichem Gemüth und der allgemeine Liebling. Er war einige Jahre älter als ich; aber wenn wir beisammen waren, so schienen wir von gleichem Alter zu seyn. Eine Wolke von Trübsinn überflog oft mitten in den heitersten Spielen seine schönen Züge; aber sie schwand bald wieder, gleich den weißen Wolkenflöckchen eines heitern Sommerhimmels. Wir schrieben sie einer kindlichen Erinnerung an die prachtvollen Umgebungen des Palais-Royal, im Vergleiche mit den einfachen häuslichen Scenen, zu, deren Zeuge er jetzt war. Es ist leicht möglich, daß sie die Folge des Krankheitskeims war, den er damals schon in sich trug, und der einige Jahre später ihn ins frühe Grab senkte.

Ein unbedeutender Vorfall brachte einen besondern Eindruck auf mich hervor. Ich stand eines Tages mit mehreren Franzosen am Ufer des Monongahela, als einer ihrer Landsleute, der beim Quartiermeisteramte als Aufseher über die Flußboote angestellt war, vorüberging. Pierre Cabot, oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, der französische Peter, war mit einem weißlichen Galliottenrocke, mit einer Kappe statt des Hutes und mit Moccasins wie ein canadischer Bootsmann bekleidet. Von B — e

rief ihm und stellte ihn den französischen Prinzen vor. Diese Scene erregte selbst bei dem Knaben moralische Betrachtungen. An den Ufern des Ohio, in der Verbannung, faßten die Repräsentanten der ersten Familien einer der größten Nationen Europa's ihren Landsmann im freundlichen und traulichen Gespräche bei der Hand, dessen Loos es war, unter der niedrigsten Menschenklasse zu leben, und der sich wohl nie dachte, daß jene sich zu einem Manne herablassen würden, mit dem sie jetzt fast auf einer Stufe standen.

Peter war kein Jakobiner; er war ausgewandert, ehe noch der philanthropische Robespierre und seine Kollegen ihre Mitbürger bis zu jener Unmenschlichkeit und Grausamkeit aufgeklärt hatten. Der ehrliche Cabot hatte daher noch alle Liebe und Achtung gegen die Prinzen, welche die Franzosen der alten Regierung gegen die Angehörigen des „großen Monarchen“ nie aus den Augen setzten. Ich war sehr gut Freund mit dem alten Peter; das nächste Mal, als ich ihn traf, schloß er mich in seine Arme und sagte mit Thränen in den Augen: „Wissen Sie, lieber Freund, was mir begegnet ist? Ich hatte die Ehre, mit Monseigneur auf offener Straße zu sprechen. Großer Gott, was ist es doch für eine abscheuliche Sache um die Revolution!“

Die Brüder ließen bei ihrem Abschiede von Pittsburg sehr freundliche Erinnerungen in dem kleinen Kreise zurück, der sie mit so viel Herzlichkeit aufgenommen hatte. Mit besonderer Vorliebe verweilte das Andenken bei dem liebenswürdigen Beaujolois, und als wenige Jahre nachher die Nachricht von seinem Hinscheiden in Sicilien zu uns gelangte, bezeugte der Familienzirkel des Generals N — die innigste Theilnahme.

Nachdem sich der Chevalier B —c durch Betriebsamkeit und Oekonomie ein ziemliches Vermögen erworben hatte, ging er nach Philadelphia, um mehr unter seinen Landsleuten zu seyn. Nach der Restauration der Bourbons lagen ihm seine Freunde an, nach Frankreich zurückzukehren, um den frühern Rang seiner Familie wieder einzunehmen; allein es war zu spät; der emigrirte Philosoph hatte zu lange in amerikanischer Abgeschiedenheit gelebt, um noch an den Gesellschaften von Paris, wo die Sitten sich zu sehr geändert hatten, als daß er sie sich hätte aneignen können, Geschmack zu finden. Die folgenden Zeilen sind eine Stelle aus einem seiner Briefe, den er bald nach seiner Ankunft in Paris an seinen alten Freund, den verstorbenen General N — schrieb:

„Da bin ich wieder auf dem Schauplatze wo ich die seligen Tage der Kindheit verlebte; aber, mein theurer General, Ich bin nicht glücklich — ich theile die Gefühle des alten Mannes, der, nach einer Ihrer englischen Erzählungen, vierzig Jahre gefangen saß, und durch die Gnade eines neuen Monarchen in Freiheit gesetzt wurde, um seine Verwandten und Freunde im Grabe und sich selbst vergessen zu finden, und der den Monarchen bat, ihn lieber wieder in sein altes Gefängniß zurückzusenden. Seufzend sehne ich mich jetzt in Ihren kleinen Familienzirkel und nach meinem kleinen Laden an den Ufern de la belle Rivière zurück; ich bin ein Fremdling in Paris geworden, unbekannt und ungekannt. Unbekannte Gesichter, unbekannte Namen, neue Titel und, was für mich das Beschwerlichste ist, neue Sitten umgeben mich. Welche Veränderung! Diese Metamorphosen wären der Feder eines Ovid würdig — es ist die Verwandlung einer liebenswürdigen zarten Nymphe in einen rauhen Baumstamm. Entschuldigen Sie, daß ich wie ein Franzose spreche; aber ich muß es leider sagen, der feine gesellschaftliche Ton, der Frankreich weltberühmt machte, ist untergegangen für immer. Wir wenigen, grauköpfigen Reste des alten Hofes, die wir hieher zurückkehrten, sind zu schwach, um ihn wiederherzustellen. Wir haben jetzt Soirées, aber die reizenden petits Soupers kennt man nicht mehr. Die Musik hat keine Rückschritte gemacht; aber der Tanz, theurer Freund, ist, das Ballet ausgenommen, nicht mehr, was er bono sub Ludovico war. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich so befangen wäre, zu glauben, daß im Ganzen die Dinge nicht besser seyen. Der wunderbare Mann, der nach St. Helena verbannt worden ist, wird, obgleich er ein Tyrann erster Klasse war, für manche seiner Sünden in der Welt Vergebung finden wegen der Liberalität, mit der er Künste, Literatur und Wissenschaften unterstützte. Mehrere wesentliche Verbesserungen in der Regierung sind vorgenommen worden, und wenn die alten Royalisten den neuen König nur ermuthigen wollten, die großen Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens und der Ansichten zu würdigen und anzunehmen, so wird Alles gut werden; indeß muß ich bekennen, theurer Freund, daß ich meinen alten Unglücksgefährten, besonders denen, die in Europa geblieben sind, so viel Einsicht und gesunden Menschenverstand nicht zutraue. Als Patriot und Philosoph muß ich die Fortschritte und Verbesserungen in meinem Vaterlande anerkennen; als Mensch hingegen kann ich nur trauern; der Sturm hat keinen Zweig meiner Familie verschont; das Blut meines Geschlechts floß unter der Guillotine, und ich, der letzte eines Namens, dessen Stolz es einst war, seinen Ursprung bis in vergangene Jahrhunderte, die in der Geschichte Frankreichs mit ruhmwürdigen Thaten bezeichnet sind, zu verfolgen, stehe am Rande des Grabes. Mit dem beredten Häuptlinge Logan, dessen Rede Sie mir so oft vorgelesen haben, kann ich sagen, „daß kein Tropfen meines Blutes in den Adern eines lebenden Wesens rinnt.“ Ich muß nach Amerika zurück; auf dem Boden will ich sterben, wo ich meine glücklichsten Tage verlebte.“

Der Chevalier kehrte jedoch nicht zurück; er lebte von da an in mehreren Seehäfen Frankreichs, bis endlich der Tod in Bordeaux seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte.

Vergiftete Kugeln der Russen.

Der Obrist Langermann schrieb an den General Lamarque folgenden Brief aus dem Bivouak von Minsk, vom 30 Junius 1831: „In Siedlce fand ich in einem Magazin eine Kiste mit ungefähr zweihundert Kugeln, von denen ich Ihnen eine Abbildung sende; später sollen Sie, wenn ich Gelegenheit finde, eine der gefundenen Kugeln selbst erhalten. Die Polen erwarten von Ihnen, mein trefflicher Freund, daß Sie von der Tribune aus diese Verletzung des Völkerrechtes verkünden. Die Spitze dieser Kugeln ist von Messing und schraubenförmig, damit man sie nicht mehr herausziehen kann, und die Wunde durch den sich ansetzenden Grünspan verschlimmert werde. Die Oeffnung, die oben zu bemerken ist, enthält einige Haare von Menschen oder Pferden, und die, wenn man das Fleisch aufschneidet und die Kugel herauszieht, zurückbleiben, um durch stete Eiterung die Vernarbung der Wunde zu hindern. Die russischen Jäger haben bei Tykoczyn mit solchen Kugeln auf mich geschossen; man feuert damit aus nur geringer Entfernung und sie machen ein Geräusch wie große Fliegen, so zwar, daß ich bei dem Angriffe auf den Feind öfters die Hand ausstreckte, um das sonderbar summende Insekt, das ich nicht kannte, zu haschen.... Ich habe einen Anfall von Cholera, aber meine Freunde versichern mir, daß ich bereits außer Gefahr sey, wiewohl ich darauf mich nicht verlasse. Jedenfalls liegt es in Gottes Hand, so oder so zu sterben. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, meldet man mir, daß diese furchtbare Geißel wieder zu wüthen anfängt; heute Nacht sind von meiner Brigade vier Mann daran gestorben. Auf dem Marsche ist die Krankheit minder heftig; aber eine reiche Ernte findet sie, wenn wir im Lager liegen, und besonders, wenn wir auf die Russen Jagd machen; denn sie sind davon noch weit ärger heimgesucht als wir; das ist ein Trost, und da sie zwei- oder dreimal stärker sind als wir, so fallen auch verhältnißmäßig mehr Leute an dieser Seuche. So ist die Cholera unser treuester und standhaftester Bundesgenosse. Die Preußen selbst haben davor Furcht, und dieß hindert sie ein wenig, unsere Feinde ganz so, wie sie möchten, zu unterstützen; indeß versehen sie die Russen mit Lebensmitteln, Munition und selbst mit Artillerie. Jüngst noch diente Preußen der russischen Armee als Basis; besser wäre es, wenn sich Se. königl. Maj. von Preußen offen gegen uns erklärte. Welche Schande für unser Vaterland, eine solche Neutralität zu dulden!“

Vermischte Nachrichten.

Jüngst wurde zu Islington eine Frau begraben, die vor fünf Jahren gestorben war. Ein naher Anverwandter von ihr hatte ihr in seinem Testamente jährlich dreißig Pfund ausgesetzt, so lange sie auf Erden seyn würde. Der Gatte dieser Frau, der sie überlebte, miethete ein kleines Zimmer oder einem Stalle in der Nähe von Horton, wo er die Leiche in einem Kasten bis zu seinem Tode aufbewahrte.

„Die irländischen Katholiken werden demnächst die Erlaubniß erhalten, am Samstage Fleisch zu essen. Die Sache schwebte unter der Berathung der Prälaten ihrer Kirche. „Werden die Prälaten,“ bemerkt hiezu ein englisches Blatt, „eben so das Fleisch wie den Ablaß geben?“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 227. 15 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 28 Julius.

Am folgenden Tage, den 28 Julius, sah man den Hof und die Zugänge des Hauses des Herrn Audry de Puyraveau mit bewaffneten und nicht bewaffneten Bürgern erfüllt. Die Deputirten langten nur langsam an. Einige von ihnen wurden im Hineingehen von Personen angesprochen, die sie ermunterten, doch endlich die Bewegung des Volkes zu unterstützen. — Man hatte sich am Dienstage Abends mit Muth geschlagen. Eine große Anzahl hatte bereits für die heilige Sache geblutet. Die Entrüstung wurde allgemein.

Die Deputirten waren endlich in ziemlich großer Anzahl versammelt. Einige Journalisten fanden sich ein, und baten Herrn Audry de Puyraveau in den Saal treten zu dürfen, wo man sich zur Berathung versammelt hatte. „Von Herzen gern würde ich es thun,“ erwiederte dieser, Sie könnten ihnen vielleicht ein wenig einheizen (pour que vous le chauffiez un peu); aber sie wollen durchaus Niemand zulassen . . .“ Indeß standen die Fenster des Versammlungssaales, der zu ebener Erde war, offen.

Nachdem Jedermann Platz genommen hatte, suchten die Augen vergebens den ältern Dupin. Er war nirgends zu sehen. Herr Lafitte und Herr Lafayette waren zugegen. Herr Mauguin nimmt das Wort: „Meine Herren, die Ereignisse, die Sie abwarten wollten, sprechen bereits deutlich genug. Man schlug sich gestern Abends lange, und schlägt sich auch heute Morgens seit fünf Stunden. Sie hören hier den Donner der Kanonen und das Gewehrfeuer: Sie haben auf dem Herwege alle Bürger voll des Zornes die Waffen ergreifen und auf den Kampfplatz eilen sehen. Es ist nicht mehr Zeit zu zögern, eine Revolution ist im Werke, deren Leitung zu übernehmen an uns ist. (Bewegung . . Unterbrechung . . Herr Sebastiani und Villemain schreien zu gleicher Zeit) . . . Ja, meine Herren, eine Revolution! Und ich glaube, daß wir nur zwischen dem Volke oder der königlichen Garde wählen müssen.

Herr Karl Dupin mit Ungestüm sich erhebend: Wenn man den geringsten Schritt außer der legalen Grenze thut, so werde ich mich augenblicklich entfernen.

Herr Sebastiani: Und auch ich! Wir sind nicht hier um von Gefechten zu reden, sondern um die legale Ordnung aufrecht zu halten.

Herr Lafayette lächelnd: Ich muß gestehen, daß ich seit dem Moniteur von gestern und den zweitägigen Metzeleien die legale Ordnung nicht gut begreife.

Herr Guizot. Meine Herren, zwei Dinge sind es, auf die ich Sie mit Ihrer Erlaubniß aufmerksam zu machen wünschte. Erstens, daß wir mit politischen Funktionen bekleidet uns durchaus nicht die geringste Unklugheit zu Schulden kommen lassen dürfen, durch die wir das gute Rechte verscherzen könnten, in welchem wir uns gegenwärtig behaupten. Zweitens ist nicht minder wichtig so schnell als möglich in der Mitte der Bevölkerung handelnd aufzutreten, nicht, wie unser ehrenwerther Kollege vorgeschlagen hat, indem wir uns für eine oder die andere Partei erklären, sondern vielmehr, indem wir als Vermittler zwischen beiden auftreten. Um aber diese Stellung einnehmen zu können, dürfen wir nicht die legale Ordnung überschreiten. Nur auf diese Weise können wir dem Könige zeigen, wie weit er von seinen Ministern irre geführt ist, nur so aber auch der Bewegung des Volkes Einhalt thun . . .

In diesem Augenblicke stürzt ein junger Mensch in das Haus des Herrn Puyraveau. Dieser verläßt die Versammlung, und die Deputirten können die Worte hören: „Das Hotel de Ville ist in den Händen des Volks! Aber man schlägt sich noch mit Erbitterung auf dem Grèveplatz. Die Schweizer feuern mit Kartätschen nach allen Seiten. Es ist ein furchtbares Blutbad. Neue Regimenter rücken zu ihrer Unterstützung an.“

Herr Audry de Puyraveau berichtet, was ihm eben gemeldet wurde, und setzt hinzu: Nach allem diesem wird man wohl nicht mehr von einer schriftlichen Vorstellung sprechen wollen. — Herr Guizot: Nein, von einer schriftlichen Vorstellung kann nicht mehr die Rede seyn, ich habe eine Protestation entworfen, die ich verlesen will. —

Mehrere Deputirte: Man lasse hören!

Herr Guizot liest nun den Entwurf vor, der in den letzten Tagen von dem Temps unter der Schlußformel der Unterthänigkeitsbezeugung an den König abgedruckt wurde. Einige Deputirte, wie Daunou, Lafayette, Mauguin, Audry, de Laborde finden diesen Entwurf zu schüchtern; sie sind der Meinung, daß er die beabsichtigte Wirkung verfehlen werde.

Herr Lafitte. Es ist zu bemerken, meine Herren, daß die

Forderungen des Volkes zunehmen, je mehr es sein Blut vergießt. Gestern hätte diese Verwahrung noch genügt, ich weiß nicht, ob man sie heute zulänglich finden wird. Herr Sebastiani: Es liegt nichts daran, wie man sie finden wird, wenn wir uns nur nicht von der legalen Ordnung entfernen. Herr Perier: Meine Herren, eine Sache scheint mir dringender als jede andere: es muß dem Blutvergießen Einhalt gethan werden. Denn um Vorstellungen zu machen, zu unterhandeln, muß man wenigstens gehört werden können. Und Paris ist bereits, wie Sie sehen, ein Lager. Marmont ist Oberbefehlshaber; könnten wir nicht von ihm so lang einen Waffenstillstand erlangen, bis wir unsere Klagen dem Könige vorgetragen haben? Ich schlage vor, daß eine Kommission von fünf Mitgliedern im Namen der in Paris anwesenden Deputirten an den Marschall abgesendet werde.

Von allen Seiten. Sehr gut! sehr gut! — Die Kommission wird ernannt, und besteht aus den Herren Perier, Lafitte und Mauguin.

Herr Labbey de Pompières: Sonach Druck der Protestation und Absendung einer Kommission an den Marschall! Für den Augenblick wäre also nichts mehr zu thun.

Herr Sebastiani. Nein, durchaus nichts mehr; wir müssen die Ereignisse abwarten. — Herr Lafayette: Ganz gut, allein die Umstände drängen, und es wäre an der Zeit, eine wichtigere Entschließung zu fassen. Wir berathen und kommen zu keiner Entscheidung. — Herr Mauguin: Während wir warten, schlägt und würgt man sich, und ganz Paris ist mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt. — Mehrere Deputirte: Es ist ein großes Unglück! — Herr Andry: Es ist entsetzlich! —

Die Sitzung wird aufgehoben. Man hat beschlossen, Nachmittags um vier Uhr bei Herrn Bérard sich wieder zu versammeln, um den Bericht der an den Marschall abgeordneten Kommission zu vernehmen. Als die Sitzung auseinandergeht, werden die meisten Deputirten von einem Haufen höchst aufgeregter Bürger umringt. Man sah gerade fünf oder sechs Verwundete vorüber tragen, und von allen Seiten verbreiteten sich die unheilvollsten Gerüchte: „Sagen Sie uns, meine Herren, wozu haben Sie sich entschieden? — Sind Sie endlich entschlossen, den Kampf mit uns fortzusetzen? — Wie, kein Wort, keine Erklärung an das Volk?" — Herr Guizot: Wir haben so eben eine Protestation erlassen, die bereits abgesendet und wahrscheinlich morgen gedruckt wird. — „Morgen! — Und dort welche Scene! So will denn Keiner von Ihnen zu den Bürgern reden, Keiner ihnen Muth zusprechen?" —

Fast alle Deputirte entfernten sich, ohne eine Antwort zu geben, einige, indem sie diese grausame Apathie verwünschten. Um vier Uhr fand die Zusammenkunft bei Herrn Bérard statt. In diesem Augenblicke war das Hotel de Ville von den königlichen Truppen erstürmt worden, aber man hatte es von Neuem angegriffen. Auf andern Punkten war das Volk gleichfalls geschlagen worden; Mißtrauen, Furcht erweckten bei den Einen Entmuthigung, bei den Andern Wuth und Verzweiflung. Die Besorgnisse stiegen mit jedem Augenblick, die Schlacht wurde als verloren betrachtet. So war auch die Versammlung der Deputirten minder zahlreich. Die Kommission erstattete ihren Bericht. Einige Deputirte entrüstet über die erhaltene Antwort riefen: „Jetzt ist nicht länger mehr zu zögern! Der Bürgerkrieg hat begonnen! Wollen wir diese unglückliche Jugend und diese ganze Bevölkerung von Arbeitern hinschlachten lassen, ohne uns an ihre Spitze zu stellen, wir, die ihnen so lange die Lehren vorgepredigt haben, die sie jetzt in Anwendung bringen?"

Anfangs tiefes Stillschweigen. Endlich knüpfen sich unter den Einzelnen Zwiegespräche an. Man sagt sich, daß Paris in Belagerungsstand erklärt worden ist. — „Es ist gewiß. — Werden Sie heute Nacht zu Hause schlafen? — Warum? — Man versichert, es sey beschlossen, einige Deputirte aufheben zu lassen. — Teufel, man muß sehen! Paris ist groß. — Wir müssen auf unsere Sicherheit Bedacht nehmen! Es sind infame Menschen!" —

Ein Wähler des sechsten Wahlbezirkes und zwei Journalisten werden eingeführt. Die Versammlung hat nicht im Mindesten den Anschein eines politischen Körpers, der zu einer Berathung beisammen ist. Jeder scheint nur an sein eigenes Heil zu denken. Niedergeschlagenheit spricht aus allen Gesichtern. Die beiden Journalisten bringen die gedruckte Protestation. Sie haben auf ihre eigene Faust mit Beirath einiger Deputirten die Ausdrücke der Unterthänigkeit gegen den König weggelassen, der das Volk mit Kartätschen niederschießen läßt. Man kann sich aus Furcht nicht entschließen, die Protestation in dieser Form gut zu heißen. Indeß werden doch einige Deputirte von den Worten der Bürger, die zu ihnen gekommen waren, tief ergriffen: „Wir stellen uns, sagen diese, „zu Ihrer Verfügung. Die Jugend wird Sie vertheidigen, und zu Ihren Füßen sterben. Aber um Gottes Willen ergreifen Sie eine Partei. Die Bürger kommen um, da es an aller Leitung fehlt. Der Muth erschöpft sich. An einigen Orten sind wir Sieger, an andern geschlagen; man hat keine Fahne, keinen Haltpunkt, keine Einigkeit. Haben wir nicht auch unsre Existenz auf's Spiel gesetzt? Die Zeit drängt. Jeder Augenblick Verzug bringt entsetzliches Unglück! Ach, meine Herren, kommen Sie dem Vaterlande zu Hülfe! Es verehrt, es liebt Sie! lassen sie es nicht hülflos bluten! Bedenken Sie die furchtbare Verantwortlichkeit, die auf einem solchen Abfall lastet! . . ."

Diese Rede wird von einigen Deputirten mit allen Zeichen der tiefsten Erschütterung aufgenommen. Herr Sebastiani wendet sich an Herrn Bertin de Vaux mit den Worten: „Wollen Sie gehen, Herr Bertin?" — Herr Bertin seufzend: Wohlan, gehen wir! — Ein Deputirter zu Herrn Sebastiani: Wie, in einem solchen Augenblicke können Sie davon gehen? Wenn Ihnen das Heil des Vaterlandes gleichgültig ist, so denken Sie wenigstens an Ihr eigenes. In den Augen des Hofes sind sie bereits genug kompromittirt indem Sie unsren Versammlungen beiwohnten . . . Herr Sebastiani: Mein Herr, Jeder weiß, was er zu thun hat; Jeder sorge für sein Bestes, wie er es versteht, ich glaube nicht, daß irgend Jemand das Recht hat, sich in mein Verhalten zu mischen.

Einige Augenblicke später tritt ein Bedienter ein, der Herrn Gérard im Namen des Herrn Sebastiani ersucht, hinauszukommen. Herr Gérard nimmt seinen Hut und geht. Es bleiben nur noch acht bis neun Deputirte. Selbst Herr Berard klagte bitterlich über ein solches Benehmen. Bald darauf langt die Nachricht an, daß das Hotel de Ville von dem Volke wieder genommen ist, daß

aber der Greveplatz, die Quais und Brücken mit Leichen bedeckt sind.

Herr Mauguin, mit dem Tone bittern Vorwurfes: Wenigstens aufzuopfern wußte sich diese Armee, die sich ohne Generale schlägt! — Herr Lafitte: Sorgen wir wenigstens dafür, morgen diese Protestation bekannt zu machen. — Ein Journalist: Hier ist sie, aber sie sollte zuvor unterzeichnet werden. Herr Lafitte: Unterzeichnet! und unsrer sind nicht mehr als acht. — Hierauf entspinnt sich über das, was zu thun ist eine Diskussion, die Herr Lafitte mit den Worten beendigt: „Es bleibt uns nichts übrig, als die Namen aller Deputirten, die in Paris anwesend sind und von deren Gesinnung man sich den Beitritt versprechen zu dürfen glaubt, darunter zu setzen. Machen wir demnach die Protestation bekannt, als wenn sie gegenwärtig und damit einverstanden gewesen wären. Werden wir überwunden, so werden sie es abläugnen und beweisen können, daß unsrer nicht mehr als acht waren; werden wir siegen, so dürfen wir darüber ganz beruhigt seyn; Jeder wird zuerst unterzeichnet haben wollen.“

Man trat dieser Meinung bei und in der Hoffnung, eine größere Anzahl von Deputirten zusammenbringen, und endlich eine energische Entschließung fassen zu können, beschied man sich zu einer abermaligen Zusammenkunft auf acht Uhr Abends. Herr Audry bot abermals sein Haus dazu an. Es wurde angenommen. — Gegen acht Uhr waren bei ihm ungefähr sechs, höchstens acht Deputirte versammelt, und nur zu allgemeinem Erstaunen sah man auch Herrn Sebastiani ankommen. Es war zum Ersticken heiß, die Fenster waren offen und eine Menge Bürger, die im Hofe standen, konnten jedes Wort vernehmen, das im Saal gesprochen wurde. Herr Mauguin dringt von Neuem darauf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Herr Audry erzählt, daß seine und Herrn Lafayette's Wohnung den ganzen Tag von bewaffneten Bürgern umringt gewesen sey, die einen Anführer verlangten und Befehle einholen wollten. „Schon hat die Jugend,“ fügt er hinzu, „Sie begriffen, meine Herren, und überall durch Anschläge bekannt gemacht, daß eine provisorische Regierung sich zu organisiren beginne. Man hat sogar die Namen derselben angegeben, und dieß allein schon erfüllte die Streitenden mit neuem Muthe.“

Endlich zeigen sich auch die übrigen Deputirten geneigt, eine Entschließung zu fassen. Man erzählte, Herr Lafayette, um nicht ganz allein zu stehn, erwarte nur die Zustimmung seiner Kollegen, um sich an die Spitze des Volkes zu stellen. Da nimmt Herr Sebastiani das Wort und dringt mit der größten Hartnäckigkeit darauf, daß jede Entschließung bis auf morgen verschoben bleiben solle.

Ein Deputirter: Man könnte wirklich sagen, dieser Mensch ist überall, wo es darauf ankommt, uns am Handeln zu hindern. — Alle, die diese Verhandlungen mit angehört hatten, bezeugten laut und in den stärksten Ausdrücken ihren Schmerz, ihre Verachtung, ihren Zorn. Man trennte sich abermals ohne zu einem Entschluß gekommen zu seyn. Die Zusammenkunft wurde auf den folgenden Tag Morgens bei Herrn Lafitte anberaumt.

(Fortsetzung folgt.)

Rammohun Roy und die Braminen.

Ueber den Zweck der Reise des schon öfters in diesen Blättern erwähnten Braminen Rammohun Roy zerbrechen sich die indischen Zeitungen in mancherlei Muthmaßungen die Köpfe. In der „Chundrika“ stellt ein anderer Bramine darüber Betrachtungen an, die nur allzusehr beweisen, daß so weit der Himmel reicht, aufgeklärte und weise Männer, wenn sie die geistigen Fortschritte ihrer Nation zu fördern streben, von den Bonzen jeder Farbe hämisch verlästert, und wenn diese dazu das Heft in der Hand haben, wüthend verfolgt werden. „Was thut Rammohun Roy in England?“ fragt der würdige Priester des Brama. Einige sagen, er gehe dahin als Abgesandter des Kaisers von Delhi. Andere aber erwiedern darauf, unter den Mogul gebe es eben so taugliche Männer; warum also ihn wählen? Doch dieß hat nichts mit seiner Reise zu schaffen. Meine Meinung ist, daß er hingegangen ist, um eine Art Anstellung zu erhalten, da er hier schon seit so vielen Jahren keine Stelle mehr bekleidet. Viele jedoch widersprechen dieser Ansicht und glauben, daß er die Reise unternahm, um seine Kenntnisse zu bereichern. Aber auch dieß können Viele nicht glauben, denn bis jetzt hat noch kein ausgezeichneter Hindu zu Schiffe in ein Land der Midschis gehen wollen; wessen Aussage könnte ihn also dazu bewogen haben? Gelehrte Männer, wird man sagen, kümmern sich nicht um die Kaste.“ Dann frage ich aber, warum geht er nicht, um Kenntnisse zu sammeln, nach Mecca oder Medina, oder sonst wohin? Doch auch dieß ist nicht der Zweck seiner Reise; er geht unsres Volkes wegen hin; er will dort das zu erlangen suchen, was die Wohlfahrt desselben befördert. Es gibt dort viele große Männer, die er von den Leiden und dem Elende des Volkes in diesem Lande unterrichten will. Wenn man fragt: Was könnte noch gesagt werden, was Jenen nicht schon bekannt wäre? so ist die Antwort: er wird ihnen sagen, daß die Hindu's und insbesondre die Bengalesen in Elend versunken sind, weil sie Alles, was sie erwerben, an ihre Götter und Vorfahren verschwenden, und dadurch zu Bettlern werden, und daß er deßhalb schon lange her auf seine eigenen Kosten eine Menge Bücher drucken und vertheilen ließ, worin er sie, wiewohl vergeblich, auffordert, nicht ferner so zu thun, daß Keiner darauf geachtet, und daß er deßhalb bitten wird, die Indier anzuhalten, seinen Worten zu folgen. Dieß ist ohne Zweifel der Zweck seiner Reise. Dagegen hörte ich von Einigen folgende Einwendungen machen. Rammohun Roy, sagen sie, ist ein zu verständiger Mann, als daß er verlangen sollte, was ihm nicht gewährt werden kann; denn warum sollte die Regierung das ganze Land in Elend stürzen, einem einzigen Manne zu Gefallen? Wenn man sagt, er werde behaupten, daß die Beobachtung der Religionsgebräuche so viel Elend erzeuge, so mag man Recht haben. Aber man bedenke, daß, wenn ein Volk es angenehm findet, Fische zu essen, der König es nicht daran hindern wird; deßhalb wird er keinen solchen Antrag stellen. Wir glauben, daß er, da er bereits sehr an Jahren vorgerückt und London ein sehr kühler Ort ist, wo man im Ueberflusse herrlich zu essen und zu trinken findet, dort lange Zeit in Behaglichkeit leben und den Ruhm seiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit durch viele Länder verbreiten wird. Einige sagen auch, er werde, da noch kein Eingeborner dieses Landes nach England gegangen ist, dort mit großen Ehren aufgenommen werden, und Viele würden kommen, ihn zu sehen; gerade wie hier bei uns schaarenweise Alles hinströmt, wenn ein neues Bild ausgestellt ist. Dagegen kann man einwenden: so viele hundert Kalaschis und Kidmutgars sind nach England gegangen; aber man hat nie gehört, daß das Volk sich versammelte, um sie zu sehen. Wenn man aber sagt, daß er kein gemeiner Mann, sondern ein berühmter vornehmer Hindu aus der Braminenkaste, daß er gelehrt und schön ist, und daß von seiner Ankunft schon vorläufig Meldung geschehen, und daher viele kommen werden, um ihn zu sehen, so wird diese Ehre ihm nicht erzeugt werden, weil er ein Hindu, sondern weil er ein Gelehrter ist. Wie nun aber, wenn es dort Leute gibt, die noch gelehrter sind als er; weßwegen wird man ihm dann Ehre erweisen? Dann wird die Ehre ihm also als Braminen gelten? Allein das kann nicht seyn; denn wie könnte der die Ehre eines Braminen genießen, der die Pflichten eines Braminen so oft und vielfach verletzt hat?“ — Wir theilten die ganze Diatribe des ehrwürdigen Mannes, die übrigens dem spitzfindigsten Scholastiker und Pater-Jesuiten keine Unehre machen würde, etwas umständlicher mit, weil sie eben so charakteristisch ist durch die Art ihrer Argumentation als durch ihre schleichende Bosheit, gleißnerische Sanftmuth und pfäffische Arglist. — Uebri-

gens hat der fromme Bramine doch nicht das Rechte getroffen, wie er es auch wahrscheinlich nicht im Sinne hatte. Rammohun Roy war der Ueberbringer einer Petition einer grossen Anzahl der angesehensten Hindu's an das Parlament, worin sie für das im vorigen Jahre von dem Gouverneur Lord William Bentink erlassene Suttiverbot (s. Ausland vorigen Jahrgangs, S. 550) sich verwenden, und zugleich bitten, auf eine andere Petition, die von den Anhängern der alten Religionsgebräuche verabfaßt worden, und um Wiedereinführung des Sutti eingereicht werden würde, keine Rücksicht zu nehmen; zugleich wollen die Petitionäre, an deren Spitze Rammohun Roy steht, das Parlament gegen die Ansicht aufmerksam machen, als spreche die Eingabe ihrer Gegner die wahre Gesinnung der Hindubevölkerung aus. Dagegen bitten sie, das von Lord Bentink erlassene Verbot zu bestätigen und in seinem ganzen Umfange kräftig vollziehen zu lassen. „Die Bittsteller," heißt es am Schlusse dieser Petition, „können sich nicht dem Glauben hingeben, daß solch ein Gebrauch, der allen Gefühlen der Natur, so wie den Grundsätzen einer guten Regierung und den Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft widerstreitet, die Bestätigung des geehrten Hauses erhalten, vielweniger aber noch, daß der britische Name und Charakter durch die Wiederherstellung dieses abgeschafften Mißbrauchs befleckt werden dürfe."

Der Aufstand in Podolien.

(Bericht des Haysiner Landboten Jelowizki.)

Seit die große Stunde der Wiedergeburt unsers Vaterlandes geschlagen, seit der National-Reichstag die Befreiung der unter der scharfrichterlichen Hand des Tyrannen seufzenden Polen der Welt zugeschworen, beschlossen wir, wo immer es möglich sey, die Mühseligkeiten und Gefahren der Befreier des Vaterlandes zu theilen, und Allem zu entsagen, Alles dem Verluste preiszugeben, um mehr als Alles zu erlangen.

Derselbe Funke, der die glorreiche Revolution in Warschau entzündete, glomm stets in unsern Herzen, und von ihr angefacht, wäre er längst ausgebrochen, wenn, der Gefahr des Aufstandes in einem von feindlichen Heeren angefüllten Lande ungeachtet, die Besorgniß, daß ein unwirksamer Aufstand nicht nur zur allgemeinen Sache nichts beitragen, sondern vielmehr unsere dem ganzen Lande zugehörigen Reichthümer dem Raube der Feinde preisgeben könnte, unsern Eifer nicht zurückgehalten hätte.

Die nach Verhältniß des glücklichen Foregangs unserer heiligen Sache steigenden Verfolgungen von Seite der russischen Regierung vermochten keineswegs die gutgesinnten Bürger, die sich fortwährend mit Vorräthen von Kriegsbedürfnissen aller Art heimlich versorgten, abzuschrecken. Jeder war bereit, das Pferd zu besteigen, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Dieser Augenblick war endlich erschienen. Ein gewisser Offizier höhern Rangs, angeblich von der Nationalregierung beauftragt, erließ einen Befehl, den Aufstand am 27 April l. J. zu bewerkstelligen. Aber vier und zwanzig Stunden nachher schickte er einen andern Befehl umher, den Aufstand zu verschieben. Der erste Befehl langte in vielen Orten die Nacht vor dem zum Aufstande bestimmten Tage an. Diese Verzögerung führte die schrecklichsten Folgen herbei, und ist die erste und auch die vorzüglichste Ursache des mißlungenen Aufstandes, da derselbe nur theilweise erfolgte. Denn die Einen warfen sich auf das erhaltene Aufgebot aufs Pferd, gaben aber ihr Vorhaben wieder auf, als der Gegenbefehl anlangte, und mußten sogar ihre Häuser verlassen, um der für einen so kühnen Schritt unausbleiblichen Verfolgung von Seite der russischen Regierung zu entgehen; diejenigen, welche in einem Augenblicke zwei einander entgegengesetzte Befehle erhielten, harrten einer Aufklärung der Dinge entgegen; noch Andere, die sich in Folge des Befehls schon zu bedeutenden Abtheilungen gesammelt hatten, sahen kein Mittel, sich ohne Schaden aus der Gefahr, in die sie durch Hinhaltung des Aufstandes gestürzt wurden, zu retten. Die Insurgenten aus den der österreichischen Grenze näher liegenden Kreisen, namentlich aus dem kamieniezker, proskirower, mohilower und uszyzker Kreise, mußten nach Gallizien entweichen. Der Aufstand des winnizker Kreises, zur Zeit seiner Entstehung nicht mehr als fünfzig bewaffnete Mann zählend, wurde von einer Schwadron russischer Dragoner angefallen. Mit dem größten Muthe warf er den aus mehr als sechzig Reitern bestehenden Feind zurück und machte ihn gefangen. Ein feindlicher Obrist und Kapitän blieben auf dem Platze. Eine so kleine Anzahl Helden konnte von diesem glänzenden Siege keinen Nutzen ziehen; der Befehl, den Aufstand einzuhalten, beraubte sie jedes Beistandes, und die sie umringenden zahlreichern feindlichen Truppen nöthigten sie endlich, sich zu verbergen, und umherirrend einen günstigern Augenblick zum Aufstande abzuwarten.

Die Insurgenten des olhopoler Kreises, beinahe dreihundert Pferde stark, versammelten sich in dem einige fünfzig Meilen von Gallizien entfernten Dorfe Piantkowka, und beschlossen, die Waffen in der Hand, die fernern Vorfälle abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Cobbet beklagt sich in seinem „Register" über die englischen Zeitungen, daß sie in ihrem Berichte über seinen letzten Prozeß so parteiisch zu Werke gegangen seyen und seiner Vertheidigung nur oberflächlich erwähnt hätten. „Und nun," fügt er hinzu, „will ich jungen Leuten sagen, wie es möglich ist, daß ein Mann von fünf und sechzig Jahren eine Rede von vier und einer halben Stunde halten kann, ohne mit einem Muskel zu zucken, oder mit einer Sylbe zu fehlen; ohne seine Lippen mit einem Trunke oder sonst einem Labsal zu benetzen. Ich stand alle Morgen um vier Uhr auf — barbirte mich und kleidete mich an — ging in den Garten — sah nach meinem Korn und meinen Blumen — gab für den Tag meinem Gärtner die nöthigen Weisungen — kam dann um halb fünf Uhr wieder ins Haus, lang bevor noch auf den Straßen die Wagen zu rasseln anfingen — arbeitete dann zwei und eine halbe Stunde mit heiterer Seele an der Einleitung zu meiner Grammatik. Um sieben Uhr fingen die Wagen an auf den Straßen und die Mägde mit dem Frühstücke in der Stube zu rasseln. Die Grammatik wurde dann bei Seite gelegt, und ich machte noch einen Spaziergang in den Garten und nach meiner Meierei, wo ich nach meinen Schweinen und Kühen sah. Zwischen dem Frühstücke und Mittagessen kam die Reihe an das Register, an den Trash oder die Geschichte. Um ein Uhr wurde zu Mittag gegessen, und wenn ich dann meine Augen mit dem Garten, meinen Schweinen und Kühen so lange offen behalten konnte, ging ich um acht Uhr zu Bette . . . So muß man es anfangen, um ein nüchternes Leben zu führen. Gott hat mich nicht anders geschaffen, als wie jeden andern Menschen; aber die Verfolgungen, die ich auszustehen hatte, und mein Wunsch, meine Feinde unter meinen Füßen zu sehen, hat mich nüchtern und enthaltsam zu seyn gelehrt, und Nüchternheit und Enthaltsamkeit haben mir die Kraft des Leibes und der Seele verlängert."

*

Man hat neuere Nachrichten über den blinden Reisenden James Holman erhalten, denen zufolge er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in China wieder zur See ging, um Van Diemens Land und Neu-Süd-Wales zu besuchen. So viel man weiß, ist es seine Absicht, auch die Inseln des stillen Ozeans, dann die Westküste Amerika's zu besuchen, und dann queer durch diesen Kontinent nach den Vereinigten Staaten zu gehen.

*

Der Name Chateaubriand übt im französischen Buchhandel noch immer seinen alten Zauber aus. Von der vollständigen Ausgabe seiner Werke wurden viertausend fünfhundert Exemplare gedruckt, und von seinen historischen Studien dreitausend; beide reichten nicht hin, die Nachfrage zu befriedigen, und der Buchhändler Lefèvre hat von letzterm Werke bereits eine neue Auflage angekündigt.

*

Die Einfuhren in den Hafen von Buenos Ayres beliefen sich im Jahre 1830 auf 41,455,270 Dollars, die Ausfuhren auf 28,696,558.

*

Ein Engländer hat den Anbau der chinesischen grünen Theepflanze (Camellia viridis) in einem Thale von Breconshire, zunächst der Quelle von Urk, ungefähr tausend Fuß über der Meeresfläche und über den Linien des einheimischen Holzes, der Erlen und Birken, versucht, und zwar mit dem günstigsten Erfolge. Die Pflanze dauerte den Winter über aus und litt nichts durch die Kälte des 1 Mai d. J.; sie hat bereits sehr kräftige Schößlinge getrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 228. 16 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 29 Julius.

Wenn die Nacht die Zeit der Ruhe ist, so hatte der 28 Julius keine Nacht. Der Kampf hatte aufgehört, aber nun arbeitete man an den Barrikaden. Wer war Augenzeuge dieses Schauspieles, und vergäße es je! All dieß Volk so glühenden Eifers voll! Handwerker, Künstler, junge Leute aus allen Ständen vereint, durcheinander, die nur eine Börse hatten, oder auch keine, die Brod aßen und stark gewässerten Wein tranken, den ein patriotischer Weinschenk ihnen reichte, dessen Haus die einzige gemeinschaftliche Tafel war. Alles arbeitete, und mit welchem Herzen!

Nur zwei standen auf der Wache . . Die Wer da? folgten sich schnell, und die Antwort lautete oft so traurig! Manchmal war es ein Verwundeter, den man auf den Armen oder der Bahre dahertrug. Dann drängte man sich mit Fragen herbei: Wo ist er getroffen? Was ist geschehen? Und Einige der Begleitung erzählten dann, was sie gesehen, den Muth des Volkes, die Demoralisation der Soldaten; deßgleichen, daß mehrere Offiziere der Linie auf das Volk zu feuern verweigert; daß das Volk im Hotel de Ville festen Fuß gefaßt, daß die aller Orten in der Stadt begonnenen Barrikaden morgen jede Bewegung der Truppen fast unmöglich machen würden. Man hatte viele Waffen genommen, man bezeichnete die Häuser, wo man Pulver finden könne. Aber es gab so viele Todte und Verwundete . . . „Morgen Rache!“ sagten die jungen Leute; „es wird einen heißen Tag geben,“ die Arbeiter. Man arbeitete fort und fort an den Barrikaden. Die Nacht verging über diesen Anstalten. Nie war der Himmel so heiter, nie war das Volk so schön!

Gegen ein Uhr Morgens gab es Lärm in der Nachbarschaft des Platzes Cadet. Eine Gruppe von fünf oder sechs unbewaffneten Menschen, die sich nur sehr mit Mühe fortzubewegen schienen, näherten sich einer Barrikade. Die Schildwache schrie: „Halt! Korporal befrage sie!“ Der Korporal, es war ein Arbeiter: „Ihr kommt einem Posten nahe, ihr Hinkebeine da, und ihr werdet wohl so gut seyn, uns zu sagen, was ihr so spät da herumstreicht!“

Die Gruppe näherte sich dem Posten. Hier wurde jeder der Unbekannten näher befragt: ein Mann von einem gewissen Alter, aber von ehrwürdigem Aeußern, vor welchem in zwei oder drei Barrikaden Lücken gebrochen worden seyn mußten; dann noch drei jüngere Männer, die seine Adjutanten zu seyn schienen. Das Alles schien dem Kommandanten sehr verdächtig, er fuhr den alten Mann ziemlich barsch an. Dieser erwiederte: „Mein Kapitän, Sie sehen mich tief gerührt, von dem Schauspiele, dessen Zeuge ich bin: umarmen Sie mich, und Sie werden sehen, daß ich einer ihrer alten Kameraden bin.“ Der Kommandant zögert noch. „Es ist der General Lafayette,“ sagt Jemand. Nun stürzt sich Alles in seine Arme. Aber der Kommandant nimmt den ganzen Ernst seiner Würde wieder zusammen: „Meine Herren,“ ruft er, „zu den Waffen!“ Sogleich stellt man sich in Reih und Glied; der General hält Musterung wie über das regelmäßigste Heer von der Welt.

Es war zwei Uhr Morgens, der General ging nach der Straße Coquenard, wo ihn sein Wagen erwartete. Die Herren, die ihn begleiteten, waren: Carbonel, Dumoulin und der junge Lasteyrie. Mit Tagesanbruch hatte das Gefecht wieder begonnen. Alle noch übrigen feindlichen Posten wurden entwaffnet. Bald schlug sich das Linienmilitär auf Seite des Volkes, und machte mit ihm Brüderschaft. Nur die königliche Garde und die Schweizer hielten noch Stand. Aber in allen benachbarten Gassen angegriffen, mußten sie das Feld räumen und zogen sich in die Höfe des Louvre und der Tuilerien zurück. An diesem Donnerstage Morgens stürzte sich das Volk voller Hoffnung in den Kampf, wie zu einem bereits gewissen Siege.

Gegen neun Uhr begegnete ich Herrn Casimir Perier, der sich rechts und links auf zwei Personen stützte, die ihm über die Barrikaden zu steigen halfen. Ein großes Gedränge sammelte sich um ihn her. Ist das ein Verwundeter? fragte man. — Nein, es ist ein Deputirter. — Wer? — Casimir Perier. — Ha, ein guter! antwortete das Volk. Es lebe Perier! — Und er blaß, gelb, abgemattet, ließ sich hinschleppen zum Siege, doch entzog er sich baldmöglichst dieser herrlichen Ovation. Zwischen zehn und zwölf Uhr fanden sich bei Herrn Laffitte gegen dreißig bis vierzig Deputirte ein. Herr Bertin de Vaux war wieder gekommen, Herr Gerard war wieder gekommen, Herr Villemain war wieder gekommen, kurz alle, die Abends zuvor sich entfernt hatten, waren wiedergekommen. Herr Sebastiani schien voll Leben und Geschäftigkeit. Endlich war auch der ältere Dupin zum Vorschein gekommen, der

damals mit Herrn Laffitte so ganz Ein Herz und Eine Seele war, daß er von seiner Gastfreundlichkeit, ein, so zu sagen, revolutionäres Frühstück annahm. Herr Laffitte führte den Vorsitz der Versammlung; er entwickelte die gegenwärtige Lage der Dinge, zeigte die Nothwendigkeit, die Leitung der Bewegung zu übernehmen, und schloß, indem er Herrn Mauguin das Wort gab. — Herr Mauguin: Meine Herren, ich werde Ihnen heute nichts Anderes sagen, als was ich schon vorgestern gesagt habe: nur habe ich die Hoffnung, daß es besser Gehör finden wird. Die Tapferkeit der Pariser hat uns den Weg vorgezeichnet. Ich glaube also, daß wir so schnell als möglich die provisorische Regierung organisiren müssen, die man durch eine sehr glückliche Lüge schon bereits seit gestern ausgerufen hat. — Ein Deputirter, der so eben erst vom Lande angekommen ist: Wie? in der That — so hätte man . . . jedoch meine Herren —.— Herr Sebastiani wendet sich zu ihm, und sagt lächelnd: Es handelt sich nur von einer Sicherheitsmaßregel. In diesem Augenblick wird der General Gérard hinausgerufen. Es waren Bürger vom Hotel de Ville gekommen, die dort die Nacht zugebracht hatten. „General, wir sind gekommen, um mit Ihnen oder dem General Lafayette Rücksprache zu nehmen. Man hat uns gesagt, daß dieser noch nicht zugegen sey . . Der General: Wenn Sie warten wollen, er wird sogleich kommen . . . Oh, mein General, wir können es eben so gut Ihnen sagen. Das Hotel de Ville ist jetzt gesäubert; es kommen jetzt unzählige Leute hin, welche fragen: Wo ist denn die provisorische Regierung? Bis jetzt haben wir Niemand eingelassen, wohlverstanden, weil keine Seele darin ist. Nun kommen wir also mit der Bitte an Sie, sich dahin zu begeben, um die gehörigen Befehle zu erlassen. Der Kampf ist noch nicht zu Ende, General. — Der General: Ich bin nicht von der provisorischen Regierung, und ich weiß nicht, warum man dieß Gerücht ausgestreut hat. Uebrigens könnte ich mich nicht an die Spitze des Volkes stellen, bevor ich nicht meine Kollegen zu Rathe gezogen. Suchen Sie den General Lafayette auf. — Er ging in die Versammlung zurück. Eine andere Person richtete einige Augenblicke darauf an ihn dieselbe Bitte, und erhielt dieselbe Antwort.

Indeß war Lafayette angelangt und schüttelte den Bürgern die Hände: „Meine Freunde, ich verlange nichts Besseres, als heute zu erneuern, was ich im Jahre 89 gethan habe. Euer Muth macht mich nicht erstaunen, aber er rührt und ermuthigt mich. Ich will nur zwei Worte mit meinen Kollegen sprechen, und bin dann sogleich wieder bei Euch.“

Es wurde unter den Deputirten beschlossen, daß der General Lafayette den Oberbefehl der ganzen Militärgewalt übernehmen, und General Gérard die wirklichen Operationen leiten solle. Hierauf schritt man zur Ernennung einer Munizipalkommission, um sich mit den Angelegenheiten im Allgemeinen zu beschäftigen; sie bestand aus den Herrn Mauguin, Laffitte, von Schonen, Audry de Puyraveau, Lobau und Casimir Perier.

Seit länger als einer Stunde schon war das Louvre erstürmt, die Tuilerien eingenommen, und das Volk, um seine Gesinnung noch deutlicher auszusprechen, hatte eine Leiche auf den Thron Karls X gelegt.

Die Generale Lafayette und Gérard zeigten sich auf den Boulevards in ihren Uniformen. Der Zuruf des Volkes war einstimmig; es war der begeisterte Ruf eines Volkes, das sich vor seinen eigenen Augen erhebt, der Ruf eines Sklaven, der seine Ketten gebrochen hat; es war die ganze Trunkenheit des Sieges.

Ein wenig später traf die Kommission auf dem Hotel de Ville ein. Bald darauf erschien dort eine Deputation, die aus den Herren d'Argout, Semonville und Vitrolles bestand.

Blut war in Strömen geflossen, das Kartätschenfeuer war zu Ende, Marmont auf dem Rückzuge. Was wollten diese Herren also noch? Sie waren gekommen, um der Kommission Vorschläge anzubieten, im Namen Königs Karl X und seiner erlauchten Familie. „Die Ordonnanzen sind zurückgenommen,“ fügten sie hinzu, „Herr Casimir Perier zum Ministerium der Finanzen, Herr Gérard zu dem des Kriegs ernannt.“

Herr Audry: Das Volk ließ den ganzen Tag den Ruf hören: Nieder mit den Bourbons! Wir haben Ihnen nichts Anderes zu sagen. — Es ist zu spät! setzte Herr Mauguin hinzu.

Herr Perier war zugegen: er erwiederte kein Wort. Auf seinen Zügen sprach sich die höchste Gemüthsbewegung aus, als seine Kollegen mit solchem Nachdruck sich erklärten. Die Abgesandten, die im Hotel de Ville eine so derbe Abfertigung erhalten hatten, versprachen sich eine bessere Aufnahme von den bei Laffitte versammelten Deputirten. Herr von Semonville jedoch allzusehr ermüdet, zog sich zurück; Herr von Vitrolles aus andern Gründen; so erschien Herr v. Argout, der eifrigste unter den treuen Dienern seines königlichen Herrn, vor der Versammlung; es war halb eilf Uhr. Herr von Argout: Ich komme, meine Herren, im Namen Karls X um Ihnen anzuzeigen, daß er sich beeilt hat, die Ordonnanzen zurückzunehmen, die zu den vielen Unordnungen Anlaß gegeben, von denen Paris Zeuge gewesen ist. Eben so hat er sein Ministerium geändert, und ein neues unter den Mitgliedern gewählt, die der öffentlichen Meinung am meisten zusagen werden. Ich glaube, meine Herren, daß Sie Ihren Einfluß auf die Bevölkerung anwenden werden, um alle Unruhen zu stillen, und die Sachen auf den Punkt zurückzuführen, wo sie vor Verletzung der Charte gestanden haben. Ich bitte Sie dringend, meine Herren, mir darüber eine Antwort zu geben; ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich beauftragt bin, dieselbe Karl X zurückzubringen.

Herr Lafitte als Präsident: Mein Herr, wir haben zuerst alle Schritte versucht, die uns unsre Pflicht vorzeichnete. Gestern richteten wir an den Generalstab die Bitte, das Feuer einzustellen. Man gab uns eine abschlägige Antwort. Man wollte den Streit durch die Waffen entscheiden lassen. Er ist entschieden, der Sieg ist unser. Es gibt fortan keinen Karl X König von Frankreich mehr; es gibt keine Ordonnanzen in seinem Namen mehr, und weil Sie, mein Herr, den Auftrag haben, unsere Antwort zu hinterbringen, so hören Sie sie in einem Worte: Es ist nicht mehr Zeit!

Herr von Argout: Allein, meine Herren, in einem konstitutionellen Staate fallen die Mißgriffe den Ministern zur Last. Der König kann getäuscht worden seyn . . . Herr Lafitte zu den übrigen Deputirten gewendet: Sie werden ohne Zweifel der Meinung seyn, meine Herren, daß die Einwendungen dieses Herrn unnütz sind.

Herr von Argout steht auf und geht. Gleich darauf wird Herr Forbin-Janson, der Schwager des Herrn Mortemart gemeldet. Er zeigt an, daß der von Karl X ernannte Präsident des Konseils nicht nach Paris kommen konnte, wo es damals keine Polizei gab, und wo die Polizei doch so gut gehandhabt wurde. Er war zu Anteuil verhaftet worden, und ließ die Herren Deputirten bitten, ihm sicheres Geleit zu schicken, um sich in ihre Mitte begeben zu können. Herr Sebastiani eilt mit dem größten Eifer aus dem Salon und wendet sich mit lauter Stimme an einige Bediente des Herrn Laffitte: „Zwei Freiwillige, die den Herrn begleiten wollen.“ So entfernt sich Herr Forbin-Janson bis zur Barrière de la Conference begleitet.

Die Deputirten kamen überein, auf Herrn von Mortemart bis ein Uhr Morgens zu warten. Mehrere Deputirte entfernten sich jedoch bereits um Mitternacht. Herr Laffitte blieb allein zurück, um Vorkehrungen zu treffen; wie er sie für zweckmäßig erachtete, jedoch mit Vorbehalt der Einwilligung von Seite seiner Kollegen. Herr von Mortemart blieb jedoch aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zemindars in Indien.

(Schluß.)

Im Jahr 1802 kamen endlich Befehle aus England und Bengalen wegen dieser Sache an, der Distrikt wurde in 60 Zemindarien eingetheilt, eine bestimmte unveränderliche Steuer für sie festgesetzt, und dieselben nun unter folgenden Bedingungen zum Verkauf ausgesetzt. Zemindars und andere Landbesitzer sollen mit ihren Reiots ein Uebereinkommen treffen, entweder auf eine Rente in Geld oder in Naturalien, und innerhalb einer angemessenen Zeit jedem Reiot einen schriftlichen Kontrakt einhändigen, worin der Betrag der zu leistenden Zahlung, und jede Bedingung des Vertrags genau angegeben sind; auch sollen die Zemindars den Reiots für alle in Geld oder in Natura geleistete Zahlungen regelmäßig Empfangscheine ausstellen. Wenn nach vollzogener Verbindlichkeit der Zemindar dem Reiot den obenbezeichneten Kontrakt auszustellen unterläßt, oder sich dessen weigert, so soll er vor dem Kriminalgericht angeklagt werden können, und den von demselben ausgesprochenen Strafen unterworfen seyn. — Alle Käufer von Ländereien succediren in den Lehenrechten, welche die Regierung in ihrer Eigenschaft als allgemeine Landbesitzerin ausübt; um aber Mißbräuchen in der Ausübung dieses Rechts zuvorzukommen, wird die Regierung Anordnungen treffen, zum Schutz der Rechte, Freiheiten und gewohnheitlichen Vortheile der niedern Klasse des Volks: um aber Streitigkeiten von Seiten der Reiots zuvorzukommen, wird erklärt, daß der Landkäufer oder Zemindar nur zu dem Antheil am Ertrag berechtigt ist, den die Regierung beziehen würde. und welcher durch das Gesetz festgestellt ist.

Der Verkauf fand ungefähr 10 (engl.) Meilen von Madras statt, und ward zahlreich besucht, sowohl von solchen, welche Zemindars, als von solchen, welche Reiots werden wollten. Obgleich zur Zeit, als dieser Verkauf von Zemindar-Rechten statt hatte, in dem ganzen Distrikte keine Zemindars von ausgedehntem Landbesitz sich vorfanden, war dennoch der Grundsatz der Zemindarherrschaft allen Reiots, und überhaupt allen Anwesenden völlig bekannt. Lord Macartneys zehnjährige Pächter waren Zemindars auf ihre Pachtzeit, und 2 bis 300 Dörfer, sowohl zur Zeit des Verkaufs, als auch schon lange vorher im Besitze von Zemindars, d. h. von Obrigkeiten, denen die Rechte der Regierung übertragen waren; manche von diesen waren Sudras und über Braminendörfer, viele Mahomedaner und über Hindugemeinden gesetzt. Die größere oder geringere Anzahl Dörfer, die unter einem Zemindar stehen, macht weder in ihren Rechten, noch in denen der Reiots den geringsten Unterschied. Viele dieser Zemindars fallirten, was aber nur dem zu hoch berechneten Steueransatze zuzuschreiben ist. Die Regeln, nach welchen die Zahlungen der Reiots bestimmt werden, sind an verschiedenen Orten außerordentlich verschieden, und die Regierung wollte sich mit einer so verwickelten Sache, als die Detailbesteurung der Reiots ist, nicht befassen, und die Sache wurde daher den Zemindars im Großen zugeschlagen: dieß ist die seit Jahrhunderten geübte Praxis, und die Regierung traf nur in so fern eine Aenderung, daß sie den Betrag der durch die Zemindars zu leistenden Zahlungen unveränderlich machte, statt ihn wie früher jährlich neu zu bestimmen. Die Bestimmung der von den Reiots zu machenden Zahlungen blieb Sache des Privatrechts.

Mag das Zemindarsystem gut oder schlecht seyn, diese Art, die Grundsteuer einzuziehen, ist einmal die altherkömmliche, und den Reiots durchaus nicht unangenehm. Die Zemindars verwenden zum Einsammeln der Steuern nur Landeseingeborene, die nicht nur Sitten und Gewohnheiten des Landes, sondern auch den Charakter der einzelnen Reiots kennen, mit denen sie zu thun haben. Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß man bei der Gerichtsverwaltung, um diese hinreichend wirksam zu machen, eine Menge Landeseingeborene verwenden muß, da die Unkenntniß der Sprachen, Sitten und Gewohnheiten dem Europäer die Untersuchung von Streitigkeiten äußerst schwierig macht: um wie viel mehr muß dies bei den verwickelten Steuerangelegenheiten der Fall seyn, wo die Zahlungen der Reiots nach örtlichen Gewohnheiten bestimmt werden müssen. Viel wurde von Leuten, die mit dem indischen Steuersystem sehr wohl bekannt, über die Vortheile und Nachtheile des Zemindarsystems gestritten, so wie aber die Sache einmal steht, wird man dasselbe, vielleicht nur mit mehr rechtlichen Schutzmitteln für die Reiots, beibehalten müssen.

Die Sensenmänner.

(Mit einer Lithographie.)

Die Sensenmänner haben sich weniger fast in dem jetzigen Kriege der Polen gegen die Russen, als in dem vom Jahre 1794, furchtbar gemacht. Erfolge der Polen haben dieser Waffe ein großes Ansehen verschafft, so zwar, daß bei manchen Enthusiasten der Gedanke aufstieg, leichte Truppen mit Sensen statt mit der Muskete und dem Bajonnette zu bewaffnen. Dieß ist nun freilich lächerlich, da die Polen selbst, sobald sie Gewehre erobern, ihre Sensenmänner damit bewaffnen, und diese dann die Sense wegwerfen. Indeß ist die Sense nichtsdestoweniger eine furchtbare Waffe, und es verlohnt wohl der Mühe, über den Gebrauch derselben Einiges zu sagen.

Bei allen den vielfachen Streitigkeiten über die verschiedenen Arten von Bewaffnung hat man in der Regel Eines vergessen, daß nämlich der Muth und die Kraft mehr thun als die Waffe. Seit Vauban ist in den europäischen Heeren auch vollends die Pike ihren Vorgängern der schweren Partisane und

Helleba rde nachgefolgt, und die sämmtliche Infanterie vertauschte sie mit dem Gewehre und dem Bajonnette. Auffallend ist, daß alle großen Kriegslehrer von Folard an bis auf Bülow herunter der Wiedereinführung der Pike das Wort redeten, und nicht minder auffallend ist, daß seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bis zu den Revolutionskriegen die Bajonnettsangriffe und überhaupt das Cominus certare der Infanterie zu den sehr seltenen Dingen gehörten; wer seinen Feind aus der Ferne niederstrecken kann, geht ihm nicht gerne allzunah auf den Leib; zwei Angriffe mit dem Degen in der Faust, der eine von viertausend Panduren gegen achttausend Preußen bei Landshut, der andere von zweitausend Bergschotten gegen sechstausend Engländer bei Culloden werden von Kriegsschriftstellern als ganz unerhörte Dinge aufgeführt. Die Revolution, welche die Soldatenmaschine wieder zum Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes erhob, und überhaupt den Krieg wieder ernster und darum blutiger machte, führte auch den Kampf in der Nähe wieder herbei, und die Bajonnettangriffe häuften sich. Die Meinung der Militäre war jedoch immer noch für das Bajonnett, und man griff zur Pike nur aus Noth, wie im Anfange der französischen Revolution oft geschah; wer aber dann die Pike erhielt, war nicht der manövrirfähige, an Ordnung und taktische Uebung gewöhnte Soldat, sondern der undisziplinirte Haufe, der wegen seiner Ordnungslosigkeit nichts ausrichtete.

Als im Jahre 1794 der polnische Aufstand ausbrach und die Russen aus Warschau verjagt wurden, fehlte es sehr an Truppen, die man einem schlachtgewohnten Feinde entgegenstellen konnte. Noch mehr beinahe fehlte es an Waffen, darum griff der empörte Bauer zu der, welche ihm zunächst lag, und die er am Besten zu handhaben verstand, zur Sense. Diese soll sich auch der preußischen Kavallerie an mehreren Orten furchtbar gemacht haben, und die russischen Grenadiere stutzten gewaltig, als sie bei einem der ersten Gefechte gegen Kosziusko Sensenmänner auf sich einstürzen sahen; das Bajonnett nützte ihnen dagegen freilich sehr wenig. Als nach der Revolution vom 29 November 1830 die Polen sich zum entscheidenden Kampfe für ihre Landesfreiheit und Unabhängigkeit rüsteten, führte der Mangel an regelmäßigen Waffen abermals zur Sense. Es ist indeß zu bemerken, daß in den Kriegsberichten nicht besonders viel von den Sensenmännern die Rede ist, weil man in ordentlichen Gefechten es selten wagt, solche ungeordnete Schaaren gegen den kriegsgeübten Feind zu führen. Als die Waffe des Landsturms wird sie indeß vor vielen andern den Vorzug verdienen, besonders gegen Reiterei; denn wenn diese Waffe von starken Armen geführt wird, kann sie mit einem Hiebe zwei Reiter niederschlagen, da sie den Vortheil hat, zum Hauen eben so gut und fast noch besser als zum Stoßen gemacht zu seyn. Gegen streifende Kosakentruppen kann sich ohne Zweifel der polnische Landmann leicht und mit Erfolg durch die Sense vertheidigen, und wird durch das allgemeine Aufgebot die Kommunikation zwischen den verschiedenen Armeekorps erschwert oder gar abgeschnitten, werden einzelne Detaschements von den streifenden Landleuten aufgefangen und niedergemacht, so leisten sie dadurch der Sache ihres Vaterlands einen Dienst, den ihr nicht so leicht eine regelmäßige Truppe leisten kann.

Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der orientalischen Pest.

In einer neulich gehaltenen Versammlung der medizinischen Akademie las Doktor Pariset unter Anderm einen Brief vor über die Arbeiten der ärztlichen Kommission in Aegypten, deren Präsident er gewesen war. Bekanntlich wurde dieser Arzt auf eigenes Ansuchen nach Aegypten gesandt, um unter den vielen Vermuthungen über den Ursprung der Pest und die Mittel dagegen die Wahrheit zu erforschen. Wir entheben seinem Berichte die vorzüglichsten seiner Beobachtungen, nebst einigen der Betrachtungen, die er anzustellen Gelegenheit nahm. Montesquieu und Volney haben bereits gesagt, daß die Pest in Nieder-Aegypten heimisch ist, wo sie durch Zersetzung thierischer Stoffe unter Einfluß der Ueberschwemmung des Nils und der Hitze des Klima's entsteht. Indem Herr Pariset diesen Satz mit medizinischen Erläuterungen und seinen an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen belegte, suchte er zu beweisen, daß sich die Pest erst in Aegypten gezeigt habe, seit das Einbalsamiren der Leichen nicht mehr üblich sey; daß dieß eine religiöse und eine gesundheitspolizeiliche Verordnung zugleich gewesen; daß die jährliche Wiederkehr der Pest nur örtlich sey, und genau mit den Umständen zusammentreffe, welche an gewissen Orten die Fäulniß thierischer Stoffe begünstigen, und daß endlich, um diese Landplage verschwinden zu machen, das einzige Mittel sey, die Begräbnißart, welche die neuern Aegypter statt des Einbalsamirens eingeführt haben, wieder abzuschaffen.

Gewöhnlich sind die Gräber der gemeinen Leute in Aegypten sehr flach; in den meisten Dörfern sind sie der Erde gleich aus Backsteinen und andern kleinen Steinen, welche mit Kalk und Lehm etwas zusammengefügt werden, erbaut. Man gibt ihnen die Gestalt länglicher Backöfen, worin die Todten neben einander geschichtet liegen wie Brode. In andern Dörfern dagegen gräbt man ganz tiefe Gruben, um die Todten oft während einiger Monate des Jahrs vom Nilwasser nicht wegschwemmen zu lassen. An einigen Orten errichtet man auf die erste Schichte der erwähnten langen Oefen noch eine zweite, dritte, vierte und so fort, bis diese Gräber die Gestalt einer Pyramide erhalten, welche sich weit über die benachbarten Häuser erhebt. Jeder solche Ofen oder vielmehr jede Gruft dieser Art hat meist an der nach Osten gebauten Seite eine freie Oeffnung. In Alexandrien und Kairo weicht man etwas von dieser Verfahrungsweise ab; was ist aber die Folge davon? Durch Wind, Thau, Regen und Hitze bekommt das Gemäuer Risse, spaltet sich und zerfällt endlich; schädliche Dünste strömen heraus; Millionen von Fliegen fallen auf die in Fäulniß übergegangenen Kadaver und theilen den aufgefangenen Moder andern Gegenständen, den Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken, dem Hanf, Linnen, der Baumwolle, dem Gesichte, den Händen und allen unbedeckten Theilen des Körpers, auf die sie sich setzen, mit, und auf diese Weise sah man oft Beulen entstehen und dieser Art von Einimpfung die Pest folgen. Ungeachtet der ansteckenden Luft, die diese schlecht geschlossenen Gräber aushauchen, sieht man oft ganze Stunden lang trauernde Weiber, Mütter dort knien und beten, und in der Nacht wühlen Hyänen, Schakals und Hunde die Leichname aus dem Sande, um sie zu zerreißen. Bei den jährlichen Ueberschwemmungen endlich steigt der Nil, der sich über die Flächen des Delta verbreitet, oft bis zu den Begräbnißplätzen der Dörfer, erweicht und zerstört die schwachen Gebäude, und treibt die schwimmenden Kadaver umher.

Zahl und Größe der Begräbnißplätze richtet sich nach der Bevölkerung. In einem Quartier von Kairo, welches dreihundert von Kopten bewohnte Häuser enthält, befinden sich in jeder Wohnung auf gleicher Fläche mit dem Boden bald mehr, bald weniger solcher Grüfte. Herr Pariset zählte in dem Hause der unter den Kopten angesehenen Familie Galli deren acht, wovon jede achtzig bis neunzig Kadaver enthielt. Alle zwei oder drei Monate öffnet man bald eine, bald die andere, um Verstorbene hinein zu legen. Diese Grüfte befinden sich in einem Hofe in freier Luft; zwei davon enthalten nur ungefähr dreißig Todte, über denen eine Familie wohnte, die durch nichts als den Fußboden von den Leichen getrennt war. Unter der fünf bis sechs Stufen hohen Treppe, welche nach dieser Wohnung führte, hatte man die Leichname von eilf Kindern beigesetzt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Boulogne-sur-Mer lebt gegenwärtig eine Frau, die hundert und siebenzehn Jahre alt ist, und sich von Nichts mehr als von Kaffee ernährt; sie nimmt täglich dreißig bis vierzig Tassen davon zu sich, worin sie also sogar Voltaire übertrifft, der täglich nur vier und zwanzig nahm. Diese merkwürdige Frau ist zu Villeroux, drei Meilen von Chambery in Savoyen, geboren, verheirathete sich in ihrem sechs und sechzigsten Jahre mit einem fünf und zwanzigjährigen Manne und lebte mit ihm zwölf Jahre. Die Leibärzte Karls X prophezeyten ihr im Jahre 1827 noch eine Lebensdauer von dreißig Jahren, und sie ist gesonnen, es noch höher zu treiben.

In der Westminster Abtei werden alle Vorkehrungen zur bevorstehenden Königskrönung getroffen. Die Anstalten dazu sind noch umfassender als die bei der letztvollzogenen. Es werden Sitze für mehr als sechstausend Personen aufgeschlagen und dazu siebenhundert Ladungen Bauholz verwendet. Die Denkmäler der Kirche sind insgesammt unter hölzerne Gehäuse gestellt, um sie vor Beschädigungen zu wahren. Die Krönung wird auf einem zwölf Fuß hohen Gerüste vorgenommen werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Abbildung eines Sensenmannes.)



KOSYNIER.

Tnie chwacko tęga kosa.
Nią wrogom utrzem nosa
Hej bracia! w imię Boże!
Bóg nam dopomoże

Scharf ist der Hieb unserer Sense
Mit ihr zerstören wir den Uebermuth des Feindes
Wohlan Brüder in Gottes Namen!
Gott wird uns beystehn

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 229. 17 August 1831.

Neu-Seeland.

6. Fortgesetzte Bemerkungen über die neuseeländische Landwirthschaft. — Erntefest. — Baumarten. — Flachsbau. — Pflanzen. — Mineralogie. — Thiere. — Fischfang. —

Man hat sich in der Entwicklungsgeschichte der Völker lange mit der Ansicht getragen, daß die Menschen in ihrem frühesten Zustande nur mit der Viehzucht beschäftigt ein Nomadenleben führten, und erst allmählich sich zu festen Wohnsitzen und Ackerbau bequemten. Wenn sich diese Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens im Orient an diesen und jenen Völkern nachweisen läßt, so muß es mit den Neuseeländern [illegible], die sich in [illegible] Lage mit ihnen befanden, völlig anders gewesen seyn. Wir finden hier den Anbau des Feldes und eine ziemlich fortgeschrittene Landwirthschaft ohne irgend die Möglichkeit eines vorausgegangenen Hirtenlebens, da vor Ankunft der Europäer keine Spur von einem Hausthier zu finden war. Eben so wenig scheint eine andere Hypothese, daß die landwirthschaftliche Bearbeitung der Erde die Sitten mildere, und der Anfang zu einem gesetzlichen Verbande der Menschen sey, in Bezug auf die Neuseeländer haltbar. Aller Bemühungen der Missionäre ungeachtet hat sich in diesem Anthropophagenlande noch immer eine unbändige Wildheit erhalten, der Kannibalismus besteht noch fort, und die ganze gesellschaftliche Entwicklung ist noch nicht weiter als zu einer Stammverfassung in den rohesten Zügen gediehen, wie sie nur unter Nomaden gefunden werden kann. Von Eigenthum ist nur erst die leiseste Andeutung in dem auf dieser Insel üblichen Tabu zu entdecken. Und doch fand schon Cook die Neuseeländer bereits als ackerbauendes Volk, und wahrscheinlich waren sie es schon viele hundert Jahre vor seiner Ankunft. Alle, die dieses Land besucht haben, drücken ihr Erstaunen aus über den saubern und niedlichen Anblick der Felder, wo die Pflanzen in den schönsten Beeten angebaut sind und nicht eine Spur von Unkraut zu sehen ist, während die Einwohner in ihren schmutzigen Hütten ein Bild der Rohheit, Unsauberkeit und der dürftigsten Armuth darstellen. Dieselbe Sorgfalt und Zierlichkeit im Anbau des Feldes wird auch von den nordamerikanischen Indianern gerühmt, und diese so wie die Neuseeländer begehen die Aussaat und Ernte mit Festen und religiösen Gebräuchen, die man als die ersten Grundlinien der Naturreligion betrachten kann. Der Anfang der Kumara-Ernte ist in Neuseeland das Zeichen, alle Beschäftigungen einzustellen, die nicht damit in Verbindung stehen. Der Priester spricht zuerst einen Segen über das brachliegende Land aus, und wenn alle Früchte eingesammelt sind, tabuirt oder weiht er das öffentliche Vorrathshaus, wo sie aufgespeichert werden. Kapitän Cruise bemerkt, daß diese feierliche Weihe die Gemeinspeicher selbst im Fall eines feindlichen Angriffes benachbarter Stämme gegen Plünderung geschützt habe. Einer von des Kapitäns Schiffsvolk wohnte dem Erntefest von Schungie's Volke bei. Es wurde in einem Walde begangen, wo ein weiter Raum von Bäumen gelichtet worden war, in dessen Mitte drei Pfähle eingeschlagen waren, die einen ungeheuren Korb [illegible] zu nehmen, das mit einer Menge Tänzen um den Kumarakorb begann, und mit einem glänzenden Schmause schloß. Tiperi's Leute erhielten außerdem beim Abschiede noch so viele Kartoffeln zum Geschenke, als jeder tragen konnte. Alle Felder in Neu-Seeland sind mit dem Tabu umfangen, und auch das Volk ist so lange tabuirt, als es mit dem Anbau beschäftigt ist, keiner darf das heilige Gehäge verlassen, bevor die Arbeit vollendet ist; eben so wenig darf jemand Andrer die geweihte Einzäunung überschreiten.

Der ungeheuren Waldungen in Neu-Seeland ist bereits Erwähnung geschehen. „Es läßt sich," sagt der Missionär Nicholas, „keine noch so wilde und malerische Gegend in der Welt denken, die einen erhabneren und großartigeren Eindruck auf die Seele des Reisenden macht, als eine neuseeländer Waldung." Die Bäume erheben sich gemeiniglich zu achtzig bis hundert Fuß hohen Stämmen die von der Dicke eines Mastes, und nach unten ohne Zweige nur auf ihren Gipfeln mit einer Krone so dichten Laubwerks geschmückt sind, daß die Sonnenstrahlen es kaum zu durchdringen vermögen, und in der Tiefe ein dämmerndes Zwielicht lassen, in welchem keine Pflanzen fortkommen, sondern nur ein dichtes und engverschlungenes Gesträuch. Cook fand in der Nähe der Armuthsbai gegen zwanzig verschiedene Baumarten, die Niemand auf seinem Schiffe bekannt waren, und fast jede neue Landschaft ließ neue Varietäten wahrnehmen. Die Eingebornen benützen einen Baum, den sie Henau nennen, um daraus eine schwarze Farbe zu bereiten; eines andern, einer Art Korkeiche, Wau genannt, bedienen, sie sich gleichfalls zu ihrem Gebrauche. Dem Kapitän Cruise zufolge findet man insbesondere zwei Arten von Bäumen, von den

Neu-Seeländern Kaikaterre und Kaury oder Kaudy genannt, die sich vortrefflich zu Mastbäumen für große Schiffe eignen würden. Beide wachsen zu einer ungeheuren Höhe ohne Seitenäste, jedoch würde der Kaury, als der dickstämmigere, den Vorzug verdienen. Ein einziger Umstand erschwert die Benützung dieses herrlichen Baums; man trifft ihn nur auf den Spitzen der höchsten Berge, von wannen er kaum nach dem Meeresgestade gebracht werden kann; hingegen findet sich der Kaikaterre größtentheils in sumpfigen Niederungen, oft an den Ufern der Flüsse, so daß man ihn leichter an Bord bringen könnte. Uebrigens wurde das von Neu-Seeland zum Versuch nach England gebrachte Schiffbauholz von gleicher Schwere befunden mit den Spieren aus Riga und weit elastischer und stärker als das beste Tannenholz, das man aus dem Norden bezieht. Das Holz der neuseeländischen Bäume ist weit feinfaseriger als irgend ein anderes aus der Föhrengattung, und die Stämme sind so kräftig, daß sie zu großen Stengen und Vorstengen der größten Dreidecker vortrefflich geeignet sind. Der Prinz Regent, ein Kriegsschiff von hundertundzwanzig Kanonen, erhielt dergleichen Stengen aus Kauryholze, das von ausgezeichneter Brauchbarkeit befunden wurde.

Ein anderes vegetabilisches Produkt Neu-Seelands, auf das erst neuerdings wieder die Aufmerksamkeit der Europäer gelenkt wurde *), ist die Pflanze, von der die Eingebornen nicht allein ihre Angelschnüre und Netze und anderes Strickwerk verfertigen, sondern auch ihre Mäntel oder Matten, wie man manchmal völlig unpassend ihre Kleidung genannt hat. Cook erwähnt dieses Gewächses [illegible] und trefflichere Eigenschaften zu, als Allem, was von dieser Art bekannt ist. In der Nachbarschaft von Königin-Charlotten-Sund, auf der südlichen Insel, wächst er überall nahe an der See, und an manchen Orten beträchtliche Strecken weit Anhöhen hinauf, schießt aus der Erde in Büscheln oder Sträußern von rietgrasähnlichen Blättern, und trägt an einem langen Stängel gelbliche Blüthen, aus denen sich länglich runde Schooten bilden, die mit glänzend schwarzem Samen spärlich gefüllt sind. Nicholas fand die Pflanze auf der nördlichen Insel, an offenen, wie verdeckt gelegenen Orten in gleich üppigem Wachsthum, und zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß aufgeschossen; sie gehört zu dem Phormiumgeschlechte des Linée; und man hat bereits sieben Varietäten derselben auf Neu-Seeland gefunden. Eine derselben wird wegen der Leichtigkeit empfohlen, mit der sie sich fasern läßt; eine andere zeichnet sich durch seidenartigen Glanz und Feinheit aus, letztere wächst indeß, so viel man weiß, nur in dem südlichen Theile der Insel. Nicholas brachte einigen Samen von dem neuseeländischen Phormium mit nach England, allein er verlor auf der Ueberfahrt die Keimfähigkeit; einige Jahre früher soll die Pflanze in der Nähe von London zur Blüthe gebracht worden seyn; in Frankreich gedieh sie unter freiem Himmel vortrefflich. Sie trieb einen Stängel von sieben Fuß sechs Linien, der am untern Ende drei Zoll vier Linien maß, und zwei und einen halben Zoll in der Mitte. Man zählte auf einem Stängel hundert und neun Blumen einer grünlich gelben Farbe; man gewann aus den Blättern den Flachs mit ganz geringer Mühe, und verfertigte daraus sehr starke Seile.

Nach Rutherford's Bericht gehen die Eingebornen bei der Bereitung des Flachses in folgender Art zu Werke. Wenn die Pflanze abgeschnitten, und büschelweise grün nach Hause gebracht ist, in welchem Zustande man sie koradee nennt, werden die Blätter mit einer großen Muschelschale geschabt; und wenn die äußere Haut weggekämmt ist, die inwendigen Fasern dann mit den Nägeln der Daumen, die man zu diesem Ende sehr lang wachsen läßt, auseinandergetheilt. Doch scheinen sie sich hiezu auch eines Werkzeuges zu bedienen, das viele Aehnlichkeit mit dem unserer Wollenkrämpler hat. Die äußere Schale wird weggeworfen, und das Uebrige zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, von der es schneeweiß gebleicht wird. Nach dieser Zubereitung heißt der Flachs Muka, wahrscheinlich ein und dasselbe Wort mit Maua, reif oder gekocht, das in des Professors Lee neuseeländischem Wörterbuch vorkommt. Gesponnen oder vielmehr gedrahtet wird er in einem doppelten Faden mit der Hand auf dem Schenkel, eben so wird er mit der Hand zu Matten verwebt: gewöhnlich weben drei Weiber zu gleicher Zeit an einer solchen Decke. Nicholas sah eines Tags das vornehmste Weib Duaterra's mit Weben beschäftigt. Die Matte, an der sie arbeitete, war nur ein einfaches Gewebe; ihr Webstuhl bestand aus hölzernen Pflöcken, die in gleicher Entfernung von einander in den Boden geschlagen waren; an diese waren die Fäden befestigt, die den Einschlag des Gewebes bildeten; sie nahm jedesmal sechs derselben, und zwei, die den Zettel ausmachten, auf, [illegible] „Es war erstaunenswürdig,“ setzt der Missionär hinzu, „mit welcher Gewandtheit und Sicherheit sie die Fäden handhabte, und wie vortrefflich ihr Gewebe war.“ Man versicherte ihn, daß zur Verfertigung einer andern Matte, die er sah, und die mit großer Geschicklichkeit und Eleganz verfertigt war, zwei bis drei Jahre erforderlich seyen.

Die Versuche, die man in Europa mit neuseeländischem Flachs anstellte, zeigten, daß er sich nicht so gut zu Leinwand eignet, als zu Seilen und Draht jeder Art, worin er an Haltbarkeit allen russischen Hanf übertrifft. Obgleich er in seinem natürlichen Zustande viel stärker aussah als unser Flachs und Hanf, so wurde er mit Potasche gebrüht doch so schwach, daß man nur mit der größten Schwierigkeit ihn auf dem Webstuhl verarbeiten konnte. Die Stärke und Zähheit des neuseeländischen Flachses scheint einem äußerst elastischen Gummi zugeschrieben werden zu müssen, der zwischen den Fasern liegt und durch heißes Wasser aufgelöst wird; hiemit stimmt auch überein, was Rutherford sagt, daß der Flachs, wenn man ihn wässert, schwarz wird, was gleichfalls von der Auflösung der harzigen Theile herkommen mag. Uebrigens wird der Flachs in Neuseeland dreimal des Jahres geschnitten. Man kann ihn in England um achtzig Pfund die Tonne beziehen, also um ein Siebentheil wohlfeiler als den russischen Hanf. Daß er somit einen sehr vortheilhaften Handelsartikel abgeben wird, ist bereits in diesen Blättern (S. 344 des laufenden Jahrgangs) erwähnt worden.

Unter den nützlichen Pflanzen, die man bis jetzt Neuseeland verdankt, gebührt auch dem Sommerspinat (Tetragonia expansa) eine Erwähnung. Derselbe wurde auf Cook's erster Reise von Joseph Banks entdeckt, und von dem Schiffsvolk als Gemüse gekocht und

*) Siehe Ausland d. J. S. 541.

gegessen. Forster sah ihn späterhin auf Tongatabu, wiewohl die Eingebornen ihn nicht benützten; Thunberg hingegen fand ihn bei den Japanesen als Küchengewächs gezogen. Auf seine Benützung machte zuerst der Graf d'Aurachés in den Annalen für Agrikultur aufmerksam; seine vorzüglichste Eigenschaft besteht darin, daß seine Blätter den trockensten Sommer über bis zum Eintritte der Fröste, wo der gewöhnliche Spinat nicht mehr zu brauchen ist, ausdauern; nur an Wohlschmack steht er unserm Spinate etwas nach.

(Schluß folgt.)

Ueber englische Ansiedlung in Indien.

(Schluß.)

Ein gewisser Robertson sagt über das Landeigenthum in Oberindien Folgendes: „Man kann sagen, es gehöre in einem Dorfe der ganzen Gemeinde an. Oft ist einer, das Haupt des Dorfs, der Eigenthümer, obgleich er in vielen Fällen gerichtlich verzeichnete Theilhaber und Mitbesitzer hat. Diese Männer behaupten, entweder durch Abkunft, oder auch durch persönlichen Einfluß bei ihrer Kaste, eine Oberherrschaft im Dorfe, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Die Leute von ihrer Familie und Kaste haben gewisse Privilegien und Antheile an dem Ertrag, die übrigen Ländereien werden manchmal an Leute desselben Dorfs, manchmal auch an Leute benachbarter Dörfer in Pacht gegeben, während die verschiedenen Handwerker auch Anspruch auf einen gewissen Theil des Ertrags haben.“ Er bestätigt diese Angabe durch eine auffallende Erzählung. „Der Eigenthümer eines solchen Landstrichs war der Regierung an rückständigen Steuern 700 Rupien schuldig, seine Besitzung wurde zum Verkauf ausgesetzt. Da aber, wie zu erwarten, kein Käufer erschien, so nahm die Regierung das Gut selbst zu einem bestimmten Preise an. Dieß wollten die Dörfer nicht, sie brachten die Summe nicht ohne Mühe unter sich auf, und der alte Eigenthümer kehrte auf Verlangen der Gemeinde wieder zurück. Kurze Zeit darauf aber mißbrauchte er das in ihn gesetzte Vertrauen, und verkaufte die Besitzung an einen Herrn Marwell, einen Indigopflanzer von indobritischer Abkunft. Die Theilhaber machten ihm indeß das Recht strittig, mehr als seinen eigenen Antheil zu verkaufen, und kamen bei dem Distriktsrichter um die Nichtigkeitserklärung des Verkaufs ein. Die Entscheidung fiel zu ihren Gunsten aus, und die vornehmsten Einwohner der zur Besitzung gehörigen Dörfer bezeigten ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie einige berittene Räuber, welche in der Nachbarschaft geraubt und geplündert hatten, verfolgten und einfingen. Der Kriminalgerichtshof in Calcutta erkannte demjenigen, der sich dabei besonders ausgezeichnet hatte, eine namhafte Belohnung zu. Mittlerweile aber stieß der Civilgerichtshof den Ausspruch des Distriktsrichters um, und „derselbe Mann, dem der Kriminalgerichtshof eine Belohnung zuerkannt hatte, ging am hellen Mittage in das Haus desjenigen, welcher das Dorf an Marwell verkauft hatte, schleppte ihn heraus auf die Straße, schlug ihm den Kopf ab, und floh dann über den Ganges, wo er vermuthlich sich mit den Räubern in Audh vereinigte.“

Tausende und aber Tausende in Indien hätten unter ähnlichen Umständen eben so schnell und blutig Rache genommen; die Anhänglichkeit des Hindu an den Boden seines Dorfs und an die kleine Gemeinde, mit der seine eigenen Rechte unzertrennlich verbunden sind, geht über Alles; heftig ist manchmal der Ausbruch dieses Gefühls, aber das Gefühl selbst hat unendlich viel Gutes, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Hindu von der ackerbauenden Klasse, wenn diese Kette gebrochen ist, entweder in völlige Apathie versinkt, oder in einen Zustand geräth, worin er sein eigenes Leben und das Leben Anderer gleich wenig mehr achtet. Sehr wenige Glieder der Mittelklasse werden geneigt seyn, ihr Erbeigenthum an britische Kolonisten abzutreten. Nur die größern Zemindars, welche schon nicht mehr so einfach leben, oft in Geldverlegenheiten, und gar nicht in dem Maße, wie der gemeinere Hindu an dem Boden hängen, werden sich vielleicht gefälliger finden lassen, aber sie können nichts als die Rechte verkaufen, die sie selbst besitzen, und welche oft in der Praxis sehr beschränkt sind. Lord Cornwallis, der vor ungefähr 40 Jahren die bürgerliche Verwaltung Indiens ordnete, war zu sehr von europäisch-aristokratischen Ideen ausgegangen, und hatte die Zemindars als Lehensherren, und das übrige Volk als eine Art von Hintersassen betrachtet; dieß waren jene aber, wie es scheint, früher keineswegs, sondern nur Beamte, welche die Steuer erhoben, und natürlich in den frühern unruhigen und gesetzlosen Zeiten sich immer mehr Gewalt anmaßten. In neuern Zeiten hat man aber ihr Verhältniß zum Volke näher kennen gelernt, und die Rechte desselben werden ihnen nicht mehr geopfert.

Es ist einleuchtend, wie schwierig für Engländer das Erwerben von Landeigenthum werden muß, wo eigentlich Keiner das Recht hat zu verkaufen. Der Zemindar kann zwar über sein Recht, die Steuern zu erheben, verfügen, aber der Kolonist, der eine Zemindarei kauft, in der Absicht Zucker zu pflanzen, kann den Bau desselben nur in dem Theile erzwingen, den der frühere Zemindar für sich behielt, und diese Theile sind weder überall vorhanden, noch irgend wo sehr groß. Auch darf nach dem Hindugesetze keiner sein ererbtes Grundeigenthum ohne Zustimmung seiner Söhne und Enkel verkaufen, und die englischen Gerichtshöfe müssen die Gerechtigkeit streng nach den Gesetzen des Landes verwalten.

Wie sehr man also auch aus sehr vielen Gründen wünschen mag, daß sich Engländer im Innern Indiens ansiedeln, so ersieht man doch aus dem Obigen, wie langsam und vorsichtig dabei zu Werke gegangen werden muß. Die Lage der Dinge in Indien ist sehr verschieden von der, worin sich die Engländer Amerika gegenüber befanden. Indien ist dicht bevölkert, und in hohem Grade angebaut, jeder Fleck Landes hat seinen Herrn, und es wäre eine knabenhafte Thorheit, ein Land das 100 Millionen Einwohner zählt, an seiner verletzbarsten Stelle, an dem Eigenthum und den Rechten über seinen eigenen Boden anzugreifen. Es befindet sich in Indien vielleicht nicht eine halbe Million Engländer und Indobriten, und wäre es auch eine Million, welches Gewicht kann dieß gegen jene unermeßliche Bevölkerung in die Wagschale legen? Nur durch überwiegende Energie, Einsicht, und die höchste aller Herrschertugenden, die Gerechtigkeit, kann diese schwache Herrschaft sich halten.

Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der orientalischen Pest.

(Schluß.)

Wie nachtheilig auch die Folgen dieses gesundheitswidrigen Verfahrens sind, so äußern sie sich doch nicht allenthalben auf gleich verderbliche Weise. In Ober-Aegypten zum Beispiele, und mehr noch in Nubien oberhalb der Wasserfälle, ist es, ungeachtet der schlechten Beschaffenheit der Begräbnißplätze, des Mangels jeder Gesundheitspolizei in Städten und Dörfern, und ungeachtet aller Fehler der Verwaltung, doch fast unmöglich, daß die Pest von selbst entstehe, oder daß sie, einmal ausgebrochen, einen kontagiösen Charakter annehme. Alle jene Nachtheile werden hier durch die gute Beschaffenheit des Bodens, den leichten Ablauf der Gewässer, die geringe Bevölkerung und die heftige Bewegung der Luft aufgewogen, welche wie ein Strom das lange Nilthal durchstreicht und es reinigt. Allein auf dem Delta und in Kairo ist es anders; kein Jahr, keine Jahrszeit, kein Monat, ja selbst keine Woche und kein Tag vergehen, ohne daß sich nicht die Pest in einzelnen Fällen, in allen Graden und unter allen nur denkbaren Gestalten zeige. Nach Verlauf einiger Stunden schon werden oft die gesundesten Personen dahingerafft; den Einen befällt mitten in der Nacht heftiges Kopfweh, Delirium und Erbrechen; schwarze Flecken oder pestartige Beulen bedecken die Haut; ein Anderer bekommt plötzlich Husten, Blutbrechen und heftiges Kopfweh; große Drüsenbeulen brechen aus den Weichen und Achselhöhlen hervor; er stirbt nach drei Tagen ganz mit Petetschen bedeckt. Diese traurigen Erfahrungen werden sogar durch ein Volkssprüchwort bestätigt, welches sagt, daß zu Kairo selbst während der günstigsten Jahrszeit ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Eingeborner, ein Fremder, von welchem Lande, Alter, Geschlechte, oder von welcher Farbe, von welchem Temperament oder Gewerbe er auch seyn möge, früher oder später von der guten oder bösartigen Krankheit oder Pest befallen werden müsse, ohne daß irgend Etwas ihn dem Tode entziehen könne, der meistentheils das Loos der in Kairo ansäßigen Franken wird.

Alle diese Thatsachen sind der Regierung bekannt, die sie verheimlicht oder nicht beachtet; Beweis, daß sie sie kennt, gibt die Aeußerung eines der Minister des Vizekönigs, der in Ober-Aegypten zu Herrn Pariset sagte: „Sie suchen die Pest; in Kairo können Sie sie finden; da ist sie immer." Was der Minister hier von Kairo sagte, muß man vom ganzen Delta, und besonders von den untern Gegenden dieses Theiles von Aegypten verstehen. Man muß also den berühmten Aerzten der französischen Armee, Desgenettes, Larrey u. A. beistimmen, daß die Pest in Aegypten einheimisch ist; daß sie von selbst entsteht, und daß sie aus eigenen Ursachen selbst dann sich entwickeln würde, wenn der übrige Theil der Erde gar nicht existirte. Dieser endemische Charakter, diese Heftigkeit, mit der sie von selbst ausbricht, ist entweder bleibenden oder zufälligen Umständen, der Jahrszeit, der Lokalität und selbst der Verwaltung zuzuschreiben.

Einer der wichtigsten dieser Umstände ist der Austritt des Nils; indeß hat man die Pest nach zwei verschiedenen Ueberschwemmungen, die man in Aegypten durch die Benennungen großer und kleiner Nil unterscheidet, entstehen sehen. Nach einem kleinen Nil ist die Ernte schlecht, die Lebenskräfte werden abgespannter, und der Körper ist geeigneter, den Krankheitsstoff aufzunehmen. Dieß war der Fall im Jahre 1718. Um sich an der Unmenschlichkeit der Großen zu rächen, flehte das Volk von den Höhen der Minarets um diese Landplage; die Erhörung folgte nur allzuschnell. Diese Pest tödtete rasch; in dem kurzen Zeitraume von fünfzig Tagen raffte sie zweimalhunderttausend Menschen dahin. Im darauf folgenden Jahr verbreitete sie sich über ganz Syrien, und noch ein Jahr später drang sie bis Marseille. Nach einem großen Nil, wenn der Fluß die Begräbnißplätze bewässert und diese großen Niederlagen von thierischen Stoffen aufgerührt hat, die er dann bei dem Rücktritte in seine Ufer unbedeckt läßt, ist es eben so gewöhnlich, daß die Pest ausbricht, wie dieß in den Jahren 1800 und 1818 der Fall war. Allein von allen diesen das Uebel vermehrenden Ursachen ist wohl die wirksamste jener Regen, welcher während der schlechten Jahrszeit in den Monaten November, Dezember und Januar in Unter-Aegypten, und selbst in der Hauptstadt fällt; man kennt seine Folgen. Sobald er vorüber ist, entwickelt sich die Pest; die ersten Spuren der Krankheit zeigen sich im Februar, bald früher, bald später; dann nimmt die Pest im März und April zu; behauptet, oder bricht sich im Mai und nimmt gegen Ende des Junius ab. Diese Beobachtung beweist zweierlei, erstens, daß dieser gleichförmige Gang mit einer Ansteckung von Außen, die nicht so regelmäßig wiederkehren würde, nicht wohl vereinbar ist, und zweitens, daß gegen die Meinung mehrerer Aerzte der Kamsin keinen Theil an Erzeugung der Pest haben kann, da er nur während dem Frühlings-Aequinoctium und der Sonnenwende des Sommers weht.

Um endlich den Einfluß der Lokalität und die Selbsterzeugung der Pest mit Einem Male zu beweisen, führt Herr Pariset folgende ihm von Augenzeugen überlieferte Thatsache an, die er als entscheidend betrachtet: „Im Winter von 1825 auf 1826 ließ der Pascha in Kelinb, einem kleinen Städtchen nördlich von Kairo, eine Kattunfabrik errichten. Man legte den Grund des Gebäudes zwischen alten und neuen Gräbern. Eines Tages gegen Mittag klagte ein Steinmetz über Kopfweh; man schickte ihn nach Hause, und binnen vier Stunden war er todt. Der Leichnam ward nicht untersucht, und die ganze aus acht Personen bestehende Familie starb denselben Tag Abends mit Geschwüren und Pestbeulen bedeckt. Die Stadt ward bald angesteckt; von fünftausend Einwohnern verlor sie zweitausend. Die Krankheit verbreitete sich über Alt-Kairo, Giseh, Bulak, und endlich bis Kairo, wo sie sechzigtausend Menschen wegraffte. Man hatte in diesem Jahre einen großen Nil und große Regengüsse gehabt. Man muß bemerken daß keine Pest in der Gegend herrschte, und daß Kelinb keine Ansteckung, weder von Kairo noch Alexandrien, und noch weniger von Konstantinopel erhalten hatte."

Die Pest hat seit ihrer Entstehung ihren Charakter nicht geändert; sie ist noch immer die nämliche, die sie zu den Zeiten Prokops und Justinians war. Warum sollten auch ihre Wirkungen anders seyn, da die Ursachen noch immer die nämlichen sind. Diese Ursachen, eingeführt durch blinden Fanatismus, und durch Unwissenheit aufrecht erhalten, sind Jahrhunderte lang nicht verbannt worden, und werden jetzt durch eine schlechte Regierung so zu sagen unterstützt. Wer sollte es glauben? Vor der Regierung Mahomed Ali's war jede große Pest für die Pascha's eine Quelle von Reichthümern. Starb der Eigenthümer eines Dorfes, so fiel das Dorf an den Pascha, der es einem neuen Käufer überließ; ein solches Dorf ward oft vier- bis fünfmal in einer Woche verkauft, und so trug eine solche Pest einem Pascha oft in einigen Monaten mehrere Millionen ein; warum sollte man also trachten, sich von einer so ergiebigen Landplage zu befreien?

Alle die angeführten Ursachen wohl erwogen, dürfte es nicht schwer seyn, die Pest sowohl für Aegypten als auch für die übrige Welt auszurotten, wenn man in jenem Lande die alte Beerdigungsweise wieder einführte, und überhaupt entsprechende, der europäischen Polizei entlehnte Maßregeln in Anwendung brächte: allgemeine Begräbnisse von zweckmäßiger Form in der Tiefe der Erde, und ähnliche Anstalten im Innern der Wüste für die in jenen Gegenden liegenden Dörfer, und sowohl bei diesen als bei jener die genau zu haltende Verordnung, daß die Leichen mit einigen Schichten Natrum bedeckt werden, einer Substanz, von der der Nil jedes Jahr reiche Ausbeute gibt.

Anekdote.

Paganini hatte zu Cheltenham ein gefährliches Abenteuer zu bestehen. Er hatte dort zwei Konzerte gegeben, die wie natürlich übervoll waren. Ein drittes war angesagt, aber auch zugleich an demselben Abende ein Ball, weßhalb der Künstler glauben mochte, er werde dadurch an seiner Einnahme verkürzt werden. Indeß war das Haus doch abermals gedrängt voll, und man erstaunte billigerweise nicht wenig, als der Geigendespot ankündigen ließ, er werde heute nicht auftreten, wenn man ihm nicht außer seiner Einnahme noch zweihundert Pfund bezahle. Sogleich erhob sich die ganze Versammlung, forderte unter mörderischem Geschreie ihr Geld zurück und bedrohte den Künstler mit noch mehr als dem Verluste der schönen Summe. Die Obrigkeit legte sich ins Mittel, und endlich kam ein Vergleich zu Stande, worin Paganini sich außer andern demüthigenden Bedingungen anheischig machte, die ganze Einnahme einer wohlthätigen Anstalt zu überlassen. Erst Nachts zehn Uhr trat er auf, und zwar vor einer Versammlung, die nicht geneigt schien, ihn besonders gütig aufzunehmen; allein er spielte ein Adagio, über das die Leidenschaft sich selbst vergaß; ungeheurer Beifall lohnte ihn, und Paganini hatte sich eines Triumphs zu rühmen, auf den bis jetzt nur der fabelhafte Orpheus Anspruch hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 230. 18 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien. *)

Abyssinien ist für uns ein noch so unbekanntes Land, daß jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Nathanael Pearce, der seine Abenteuer während eines neunjährigen Aufenthaltes in diesem Lande, auf eine einfache, manchmal auch etwas langweilige Weise beschrieben hat, kam mit Herrn Salt dahin. Er hatte vorher geraume Zeit ein abenteuerliches Wanderleben geführt, war endlich von einem englischen Schiffe in Morha desertirt, und Mahomedaner geworden. Arabiens und seines neuen Glaubens bald müde, wandte er sich an Lord Valentin, als dieser sich auf dem rothen Meere befand, und dieser nahm ihn gütig auf. Salts Expedition nach Abyssinien ward beschlossen, und Pearce sollte ihn begleiten. Die Geschichte dieser Expedition ist bekannt, Pearce blieb freiwillig im Lande zurück, ward von dem Ras von Tigré sehr gütig behandelt und verweilte dort neun Jahre. Im Jahre 1819 ging er nach Kairo, schrieb dort sein Journal, und war eben im Begriff nach England zurückzukehren, als ihn im Juni 1820 eine Krankheit dahin raffte. Er starb in seinem einundvierzigsten Jahre. Wir heben aus diesem Tagebuch einzelne interessante Gegenstände aus, und werden später auf die Geschichte des Mannes selbst und seiner Schicksale in Abyssinien zurückkommen.

Die Beschreibung, welche er von den Verheerungen der Blattern macht, ist in der That schauderhaft, sie glichen allmählich mehr einer Pest, in manchen Städten und Dörfern starben alle Kinder, so wie eine große Anzahl erwachsener Personen, welche die Krankheit noch nicht gehabt hatten. Die einzige Art, wie sie sich gegen das Uebel schützen zu können glaubten, bestand darin, daß sie sich gegen die äußere Luft möglichst verwahrten, und nicht einmal Jemand zu sich ließen, der außerhalb der Thüre oder im Sonnenschein gewesen war. Auch waschen sie in dieser Zeit weder sich noch ihre Kleider, obgleich sie sonst ausnehmend reinlich sind. „Vergeblich,“ sagt der Verfasser, „suchte ich sie von der Ungesundheit dieses Verfahrens zu überzeugen, um ihnen aber ein Beispiel zu geben, brachte ich eilf von meinen Leuten, welche die Blattern hatten, in ein abgesondertes und reinliches Haus, führte sie Morgens und Abends in die frische Luft, und ließ sie sich waschen. Obgleich dieß ihnen sehr zuwider war, und Niemand sich hierein zu mischen wagte, kam ich doch in täglichen Streit mit meinen Nachbarn, wenn ich ihnen sagte, es geschehe zu ihrem Besten, um sie nicht wie Hunde sterben zu lassen: zum Glück fügte es Gott, daß in kurzer Zeit alle meine Leute gesund wurden. In Axum war die Sterblichkeit so groß, daß in manchen Häusern kein Mensch übrig blieb, um nur das Vieh auf die Weide gehen zu lassen, man fand in einem einzigen Stalle 30 Kühe todt. Ambara, Tigré, Enderta und die umliegenden Distrikte, Samen, Lasta, Begemeler, Gondar und Gojam litten nicht minder. Hiezu kam noch die Landplage der Heuschrecken, so daß ein großer Theil des Landes völlig verödete. Des Königs von Gondar, Bruder Ito Jasos, und seine Schwester Ozoro Mantwaub, starben gleichfalls: sie wurden zu Chelicut begraben, und ein Haus über ihrem Grabe erbaut: der Sarg wurde aus dem Stamm eines großen Darro-Baums gemacht; man nähete den Körper in ein feines weißes indisches Tuch, und die Haut, auf der sie starb, ward darüber hergebunden: diese Haut, auf welcher Alles vom König bis zum Bettelmann schläft, heißen sie Neet und wird von einer Kuh oder Ziege genommen; doch breitet man auch einen Teppich darüber.“ Pearce trug die Leiche der Verstorbenen auf seinen eigenen Armen von der Kirche bis zum Grabe; während ihrer Krankheit durfte außer den Priestern, den weiblichen Dienerinnen und Eunuchen nur Pearce die Prinzessin besuchen. Nicht einmal ihren Verwandten und Freundinnen wurde diese Auszeichnung erlaubt. Ozoro's Tod betrübte Jedermann der sie kannte; sie war eine der liebenswürdigsten Personen in ganz Abyssinien, und das geliebteste Weib des Ras, der bei ihrem Bette saß, bis sie den letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Als er bemerkte, daß sie verschieden sey, zog er sein Schuttle, einen Dolch, und wollte sich entleiben; Pearce fing seinen Arm auf und hinderte ihn, mit Hülfe einiger Diener am Selbstmorde. Dann lag der Fürst eine Zeit lang bewußtlos am Boden, und kam erst wieder zu sich, als man ihn mit Wasser begoß; noch mehrere Tage lang schien er untröstlich, nahm keine Speise zu sich, und wiederholte in Einem fort: „Zürnet Gott auf mich?“ Zu gleicher Zeit starben eine Menge seiner Verwandten, und im ganzen Lande erscholl nichts als Wehklage.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus The life and Adventures of Nathaniel Pearce, written by himself from 1810 to 1819; together with Mr. Coffin's Account of his Visit to Gondar. Edited by J. J. Halls. 2 Vol. London 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Fortsetzung.)

Der 30 und 31 Julius.

Drei Tage brauchte das Volk zu seiner Revolution, am vierten ruhte es. Der Hof war damals das Hotel de Ville, die Garde bildeten Menschen mit nackten Armen, einige Bürger in Lizentiatenkleidung, und die ganze polytechnische Schule. Der Grèveplatz wurde mit Kanonen besetzt, auf den wichtigsten Punkten wurden Posten ausgestellt; im Louvre, in den Tuilerien waren aus dem Stegreif Gouverneure geschaffen worden, in andern Theilen der Stadt setzte man das Abends zuvor schon begonnene traurige Geschäft fort — man warf tiefe Gruben auf und beerdigte die Todten.

Im Innern des Hotel de Ville endlich eine Regierung. Zuerst der große Saal, der Thronsaal genannt, in welchem sich das Volk aus- und eindrängte. Die lilienbesäete Tapete war von oben bis unten entzweigerissen, eine Büste Ludwigs XVIII umgestürzt, die Karls X in Stücke zerschlagen. Links dem ungeheuren Saale befand sich die Munizipalkommission, zur Rechten in einem geräumigen Salon der Obrist Zimmer als Chef des Generalstabes, etwas weiter davon hinter ihm der General Lafayette und seine Adjutanten. Zunächst diesem hatte in einem anstoßenden Gemache Herr de Laborde, als Präfekt von Paris, sein Bureau aufgeschlagen.

Welch ein Bild ließe sich entwerfen von diesem immerwährenden Drängen und Treiben im Hotel de Ville! Welche Menschen kamen! Welche Petitionen langten an!! Intrike! Intrike! — Doch ich schreibe nicht die vollständige Geschichte jener Tage; ich habe bloß das Benehmen der Deputirten zu schildern unternommen.

Will man der Wahrheit treu bleiben, so muß man sagen, daß damals Lafayette und die in seinem Namen handelten die eigentliche Regierung waren; seine Stimme war der Hebel, der die Bevölkerung in Bewegung setzte, hieher wurden die Neuigkeiten gemeldet, hieher kamen die Deputationen; allein der General, auch dieß muß gesagt werden, bewies gegen seine Kollegen eine nur allzugroße Willfährigkeit . . .

Es fehlte nicht an Vorstellungen; wenn die Abgeordneten Karls X kamen, so erschienen auch die der Barrikaden, tapfere Freunde und Kampfgenossen des Volkes, die kaum noch von den Anstrengungen der drei Tage ausgerastet, und mit so freimüthiger Stimme und so edlem Herzen die Wünsche dieses „heroischen Pöbels" (canaille héroique) aussprachen, unter den sie sich gemischt hatten. Auch kannten sie die ganze Feigheit dieser Deputirten; sie fürchteten ihre Gewandtheit nach dem Siege. — Sie sprachen laut, sie hatten noch die Waffen in der Faust, man mußte behutsam mit ihnen umgehen, man versprach ihnen goldene Berge. Und wer konnte es ihnen verargen, daß sie alles Vertrauen auf Lafayette setzten?

Das Wahre an der Sache ist dieses. Laffitte, von dem der Herzog von Orleans mehr als Eine Botschaft erhielt, hatte mit großer Gewandtheit der Regierung alle moralische Gewalt entzogen. Freitags um zehn Uhr kam man noch bei ihm zusammen; fast alle Deputirten fanden sich dort ein: man bemerkte da Gestalten, die einer Revolution wunderlich genug anstanden. Allein der Kampf war beendigt, es handelte sich nur noch davon, den Sieg zu plündern.

Da erschien zum erstenmal der Herr von Broglie. Lebhafte Unterredungen fanden statt. Was sollte man thun? Die Jugend ist voll Feuer. — Man spricht viel von der Republik. — „Meine Herren," sagt endlich Herr Laffitte, „es gibt nur Ein Mittel, ihr auszuweichen, es besteht darin, den Herzog von Orleans auszurufen." Dieser Name, zum erstenmal hingeworfen, wurde verschieden aufgenommen. Allein die Partei war stark, sie hatte mehrere Organe, man bestand darauf. Man brachte einige übelgelaunte Personen zur Vernunft.

Indeß schien noch nichts entschieden. Es gab noch allerlei Ausflüchte zu überwinden, Herr Dupin der ältere hatte alle Energie seiner Beredsamkeit, und alle Autorität seines Mandates wieder gewonnen; er sprach mit Feuer für den Prinzen, dessen Advokat er war; er bot sich an, zu Fuß nach Neuilly zu gehen.

Da die Unterhaltung sehr lebhaft wurde, sagte Herr Laffitte: „Meine Herren, unsere Berathungen sind hier bloß eine freundschaftliche Besprechung. Da es sich jetzt um die Niedersetzung einer Regierung handelt, so wollen wir unsre Plätze einnehmen; begeben wir uns demnach in den Sitzungssaal der Kammer. — Der Quästor, Herr Bonept: Ich gehe, um den Saal in Ordnung richten zu lassen; in einer Stunde wird man damit fertig seyn. — Mehrere Deputirte: Man könnte dort den Herrn von Mortemart empfangen. — Herr Laffitte: Dieß kann mit allem Fuge geschehen.

Während man so einstweilen die Berathungen aussetzte, verdoppelte die Partei Orleans ihre Anstrengungen. Dieselbe war übrigens schon längst organisirt. Es ist heutigen Tags für Niemand mehr ein Geheimniß: Der National, nicht wie er heut zu Tage unter der Redaktion Armand Carrel's ist, sondern wie er damals unter Thiers und Mignet bestand, war das Organ dieser Partei. Herr von Talleyrand war ihr wärmster Beschützer. Er hat sich damit seinen Gesandtschaftsposten verdient. Vom National ging die erste Proklamation für den Herzog von Orleans aus; zu seinen Gunsten wurden bei dem National die zahlreichen Anschläge gedruckt. Man hatte geschickte Hände, mächtige Mittel und eine Popularität, die einen starken Rückhalt gewährte.

Das Ziel war ausgesteckt, man hatte seinen Mann bei der Hand. Die Krone von Frankreich wurde eskamotirt. Herr Laffitte insbesondere war es, der alle Minen springen ließ.

Um zehn Uhr Morgens hatten sich die Herren Thiers, Mignet, Larreguy und noch ein vierter Journalist zu ihm begeben, und hier beschloß Herr Laffitte, ohne erst die Beistimmung der übrigen Deputirten einzuholen, auf eigene Faust, der Herzog von Orleans müsse auf den Thron gesetzt werden, nachdem man von ihm zuvor gewisse Garantien geben lassen. „Man muß sogleich etwas aufsetzen," sagte er, und Herr Thiers begab sich in ein Nebenzimmer, wo er in der Eile einige Zeilen in Form einer Proklamation niederschrieb. „Hier," sagte er dann zu Mignet, „schneide Dieß etwas zurecht, um es auf der Stelle drucken zu lassen." — Herr Laffitte: Gut, wir sollten aber die ganze Presse für uns haben; (zu Lareguy) hier dieß für das Journal du Commerce. — Lareguy: Gut, und ich werde auch etwas dergleichen in den Constitutionnel zu bringen suchen. — Herr Laffitte zu Mignet: Nur sollte man auch den Courrier haben. — Thiers unterbricht

zu: Das sey meine Sorge, ich gehe, um Chatelain aufzusuchen. Er ist zwar etwas halsstarrig, allein ich will ihn schon herumzubringen suchen. Es wäre vielleicht auch nicht übel, wenn man auf eine große Anzahl der Proklamationen die Worte setzen ließe: „Aus der Druckerei der Regierung.“ Das Volk wird dann glauben, es sey schon Alles abgemacht.

Diese Herren verließen Laffitte, als die Deputirten ankamen. Eine Versammlung muthiger Bürger und liberaler Wähler fand sich bei Lointier. Auf Laffitte's Wunsch begab sich Herr Laregny dahin und sprach von dem Herzog von Orleans (Bewegung in verschiedenem Sinne). Mehrere Personen, unter ihnen Herr Cadet de Gassicourt, schlossen sich seiner Meinung an, verlangten aber die stärksten Garantien. — Herr Hubert: Wir haben insgesammt, weder die Einen noch die Andern, ein Mandat, eine Regierung zu konstituiren, welcher Art sie auch sey. Das Volk allein hat gesiegt, und das Volk allein muß darum befragt werden. Und selbst wenn man ihm ein Provisorium vorschlagen wollte, so könnte ihm meiner Meinung nach, kein schlechteres vorgeschlagen werden, als dieses. — Herr Isambert: Wenn man alle erforderlichen Garantien geben läßt, so kommt es auf den Namen nicht an, und der des Herzogs von Orleans scheint mir so gut als jeder andere. Aber man müßte vor Allem verlangen, daß die Erklärung der Deputirtenkammer von 1815 proklamirt werde. Hiedurch würde das ganze Wundenmahl der Restauration verlöscht; unsere Unabhängigkeit erklärt, unsere natürlichen Gränzen wieder erlangt werden; wir knüpfen so die Gegenwart wieder an die Vergangenheit an, und unsere Emanzipation aus der Vormundschaft Europa's würde mit der Epoche der Wiedererlangung unserer Rechte zusammentreffen. — Mehrere Stimmen: Sehr gut! — Man muß es verlangen. — Man sprach Laffitte, er fand diese Idee vortrefflich, aber die Zeit drängte.

In der Kammer hörte man inzwischen nichts als unfruchtbare und verwickelte Berathungen. Man sprang von Einem auf das Andere. Hier war der Herzog von Orleans, dort Heinrich V, noch anderswo der Herzog von Angoulême mit Concessionen. Indeß war offenbar Alles zu Gunsten der Familie Karls X gestimmt. Man erwartete Herrn von Mortemart; er kam nicht. An seiner Statt kam Herr Collin de Sussi. Da er auf dem Hotel de Ville so übel angelaufen war, so brachte er die Ordonnanzen Karls X über die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums Herrn Laffitte und drang in ihn, dieselben den ernannten Ministern zukommen zu lassen. Herr Laffitte, unwillig über seine Zudringlichkeit, fuhr ihn barsch an: „Mein Herr, ich bin nicht der Briefträger Karls X.“

Herr Sebastiani hingegen, als er erfuhr, daß man die Nationalfahne aufgepflanzt habe, erwiederte: „Es gibt heute keine Nationalfahne als die weiße.“ — Herr Gérard, ein anderer General des Kaiserreiches, schien eben so wenig für die drei Farben eine geheiligte Erinnerung zu bewahren; denn der erste Gebrauch, den er von dem erhaltenen Oberbefehl machte, bestand darin, daß er den Generallieutenant Noguet in alle Kasernen schickte, um den Obristen anzudeuten, daß sie die weiße Kokarde aufgesteckt lassen sollten, bis ihnen hierüber neue Weisungen zugekommen.

Und was machte inzwischen Herr Casimir Perier? Seit dem Donnerstage hatte er sich mit dem Hofe in Verbindung gesetzt, für den er offenbar unterhandelte. Der Mann, dessen er sich als Zwischenhändler bediente (ich will ihn nennen, weil es unnütz ist, den Schleier des Geheimnisses zu bewahren), war der Oberjägermeister Herr Gerardin. Mehrere Botschaften wurden am Donnerstage Abends, den ganzen Freitag und noch am Vormittage des Sonnabends hin und her gesendet. Was weiter dabei vorging ist mir unbekannt. Aber so viel weiß ich, daß an einem dieser Tage zwei Männer auf das Hotel de Ville kamen, und anzeigten, daß sie Herrn Casimir Perier in einem Cabriolet in der Richtung nach St. Cloud fahren gesehen. Ein Mitglied der Kommission sagte: „Das ist nicht möglich; das wäre Verrätherei.“

Einer dieser Männer begab sich auch in den Saal des Generalstabes, wo er dieselbe Anzeige machte. Hier befanden sich junge Leute, die die Sache ernsthaft nahmen, und es wurde auf der Stelle Befehl gegeben, Herrn Casimir Perier zu verhaften, und auf das Hotel de Ville zu bringen. Die Schuld diesen Befehl ausgefertigt und unterzeichnet zu haben, trägt aber niemand Anderer als eben der Schreiber dieser Zeilen. Herr Perier hat es gegenwärtig in seiner Hand, ihm dieß Verfahren heimzugeben. Heut mir, morgen dir.

Ein gleicher Verhaftsbefehl wurde gegen einen andern Deputirten, Herr Arthur von Labourdonnaye ausgefertigt, den man spät des Abends auf dem Felde in der Gegend von Montrouge herumstreifen gesehen. Herr Laffitte legte gegen diese Befehle eine fast drohende Reklamation über die Unverletzlichkeit der Deputirten ein. Und eben hatte man doch Karl X verjagt! Schon fühlte Herr Laffitte seine Kraft; er spielte vorsichtig, er spielte gut, er gewann das Spiel. Aber er hat sein Haus zu Grunde gerichtet — — Undank gesäet — Friede! —

Herr Casimir Perier und Alle, die für Karl X Unterhandlungen einleiteten, verloren Zeit und Mühe. Das Volk war in diesem Punkt unbeugsam. Indeß zeigte es sich auch dem Herzog von Orleans nicht sonderlich gewogen. Als am Sonnabend die Proklamation erschien, riß das Volk sie herunter und bewaffnete Posten verhafteten und mißhandelten Alle, die es versuchten, sie wieder anzuheften. Der Name Bourbon entflammte überall den Zorn. Die Aufregung wurde bedenklich; die Kommission mußte selbst einen Aufruf erlassen, er fing mit den Worten an: Karl X hat provisorisch aufgehört zu regieren. — Herr Casimir Perier weigerte sich ihn zu unterzeichnen; er that noch mehr, er begab sich in die Druckerei der Regierung (das Wort königlich war überall ausgelöscht worden) und wartete da, bis der Druck vollendet war, um gewiß überzeugt zu seyn, daß sein Name nicht hineingeschwärzt werde. Noch denselben Abend begab er sich auch auf das Bureau des Moniteur und verbot ausdrücklich, seinen Namen unter diese Proklamation zu setzen. Sagen diese Thatsachen noch nicht genug?

Herr Laffitte hatte den Sieg errungen: der Herzog von Orleans war im Palais-Royal; die Adresse der Deputirten war fertig. Obgleich er, am Fuße verletzt, kaum gehen konnte, machte sich Herr Laffitte doch an der Spitze seiner Kollegen auf den Weg zu dem Herzog, und nachdem er seinen offiziellen Vortrag erstattet, sagte er leise zu seinem Korrespondenten der vorhergegangenen Nächte: „Monseigneur, was ich da in der Hand habe, ist sehr schön. Es

ist eine Krone. Indeß sehen Sie nicht auf meine Füße (die Hälfte seines Beines war entblößt); ich will nicht sagen, daß eine Sanskulotte sie Ihnen überreicht; doch sieht er einem solchen etwas ähnlich."

Der Herzog von Orleans fand diesen Witz allerliebst und wiederholte ihn; er unterließ aber auch nicht zu betheuern: „ich bin Republikaner und war es stets." Er zögerte nicht, nach dem Hotel de Ville zu gehen, und von dem General Lafayette sich anerkennen zu lassen. Der Weg dahin war nicht ohne Schwierigkeiten. Da der Herzog so republikanisch gesinnt war, so mußte er zufrieden seyn, denn von allen Seiten tönte ihm der Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe Lafayette! entgegen. Wohl schrie man auch: Es lebe der Herzog von Orleans! Allein das waren sehr heisere Stimmen.

An dem Treppenaufgang des Hotel de Ville gab der Herzog von Orleans Herrn Laffitte seinen Arm; er bat auch Herrn Lafayette um den seinigen. Dieser umarmte ihn, und unter dieser doppelten Protektion stieg er bis zum großen Saale hinauf, wo er als Generallieutenant des Königreiches ausgerufen wurde.

Hier war es auch, wo der General Dubourg, indem er hinauswies auf den mit Menschen und Kanonen bedeckten Grèveplatz, der noch mit Blut befleckt und mit Barrikaden verbollwerkt war, zu dem Generallieutenant sagte: „Monseigneur, Sie kennen unsre Bedürfnisse und Rechte, wenn Sie ihrer vergessen sollten, werden wir Sie daran erinnern."

(Schluß folgt.)

Die Einfahrt der französischen Flotte im Tajo.

Die von dem Admiral Roussin erzwungene Einfahrt in den Tajo wurde bis jetzt für ein höchst gefährliches Wagestück gehalten. An der Mündung dieses Flusses befinden sich zwei Sandbänke, eine gegen Norden, die andere gegen Süden; letztere liegt mit ihrer breitesten Seite dicht an der westlichen Küste. Beide Bänke bilden zwei Durchfahrten, von denen die gegen Süden die breitere ist, und ihre Richtung fast nordöstlich und südöstlich nimmt. Durch diese befahl der Admiral seiner Flotte in den Tajo einzudringen. Der Wind war Nord zum Westen; er blies mit Heftigkeit und in Stößen. Die Schlachtlinie war mit zugesetzten Steuerbordshälsen (amures à babord, den Wind zur Linken) aus folgenden Kriegsschiffen gebildet: der Marengo, zu seiner Seite die Brigg Endymion; der Algesiras; der Suffren, ihm zur Seite die Brigg der Drache; die Stadt Marseille; der Trident, neben ihm die Korvette die Perle segelnd; der Algier, die Fregatte Pallas, Melpomene und Dido; seitwärts der Melpomene befand sich die Egle. Das Geschwader segelte mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen in einer Stunde; den Cours fast geradezu auf das Fort St. Julian gerichtet; um halb drei Uhr Nachmittags begann dieses und der Thurm Bugio ein wohlgenährtes Feuer. Die Korvetten und Briggs beschossen den Thurm und brachten ihn in Kürzem zum Schweigen. Das Fort St. Julian konnte noch nicht beschossen werden, da die Richtung, in der das französische Geschwader segelte, mit dem feindlichen Feuer einen allzuspitzen Winkel bildete, so daß nur das vorderste Schiff aus dem Vordertheile zwei oder drei seiner Stücke benutzen konnte. Da die Schiffe nicht abfallen, d. h. keinen größern Winkel mit dem Winde bilden konnten, um die Schiffsseiten dem Fort zuwenden zu können, weil sich die erwähnte Sandbank zu ihrer Rechten befand; so mußten sie das Feuer desselben eine Viertelstunde aushalten, und konnten es dann erst erwiedern. Innerhalb zehn Minuten waren nun die Portugiesen zum Schweigen gebracht.

Die Durchfahrt war in der That ein schwieriges Unternehmen, und man konnte dabei von Glück sagen; es blieb wie schon gesagt immer sehr gewagt. Wenn der Wind, der immer wechselte, ein wenig nach Osten umgeschlagen hätte, so würden die hintersten Schiffe des Geschwaders nicht durch den Kanal haben kommen können, wobei das auflaufende Wasser sie nicht vom Stoßen (auf den Grund zu gerathen) abgehalten haben würde. Der Admiral hatte die Vorsicht gebraucht, die Schlachtlinie so zu bilden, daß jedes Schiff ein wenig luvwärts demjenigen blieb, das hinter ihm segelte, und keines in dem Wasser seines vordern Beistehers (vorausfegelnden Schiffes) fuhr.

Nachdem der erste Schritt geschehen und das Fort St. Julian wie der Thurm Bugio zum Schweigen gebracht waren, mußte man sich vor den Quais von Lissabon noch vor Anker legen. Die Flotte gelangte dahin mit reißender Schnelligkeit, indem sie nach der Reihe alle Batterien vom Fort St. Julian bis Belem zum Schweigen brachte. Ein Theil des Geschwaders legte sich nun vor Anker, während der andere auf die portugiesische Flotte loszugehen sich anschickte, die queer über dem Tajo in einer schönen Stellung vor Anker lag. Die Flotte Don Miguels strich die Flagge wie die Forts; sie bestand aus acht Schiffen, unter denen sich ein Linienschiff von vier und siebenzig Kanonen, drei Fregatten von acht und vierzig, zwei Korvetten und zwei Briggs befanden. Der Kontreadmiral Roussin verlangte nun wiederholt, vor den Quais von Lissabon vor Anker liegend, binnen zwei Stunden Erfüllung aller von ihm in vierzehn Artikeln vorgeschriebenen Bedingungen, auf die dann auch die portugiesische Regierung, wie schon aus öffentlichen Blättern bekannt ist, unverzüglich einging.

Die Franzosen hatten bei dem ganzen Gefechte ungefähr fünftausend Kanonenschüsse abgefeuert und eben so viel die Portugiesen. Der Verlust von Seite der Franzosen war unbedeutend zu nennen, was zwar Wunder nehmen kann, aber in den Annalen der Seegefechte nicht selten ist. Es läßt sich daraus weder ein Schluß auf die Geschicklichkeit der Franzosen ziehen, noch auch daß die portugiesischen Geschütze schlecht bedient gewesen seyen.

Witz Ferdinands VII.

Ein Einwohner von Avila wurde vor den Bischof citirt, weil er behauptet haben sollte, es gebe keinen Teufel. Der Bischof ließ ihn verhaften und vor ein geistliches Gericht stellen. Hier gestand der Missethäter nicht nur seinen Frevel, sondern suchte auch mit der größten Hartnäckigkeit seine Meinung zu verfechten. „Ich war allzeit ein glaubensfester Mann," sagte er; „aber da ich sah, daß es mit mir auf keinen grünen Zweig kommen wollte, so gab ich Alles, was ich noch an Vermögen besaß, aus, um zu unserer lieben Frau Messe lesen zu lassen, in der Hoffnung, sie würde mir Glück und Segen verleihen; allein Alles war vergebens. Endlich in die größte Armuth gerathen, fiel mir bei, gehört zu haben, daß der Teufel denen, die ihm ihre Seele verschreiben, Reichthum gibt. Ich schrieb also nach der vorgeschriebenen Weise mit meinem eigenen Blute einen Kontrakt, und ging wohl zwanzigmal des Nachts auf das Feld und rief dem Teufel mit lauter Stimme; aber er kam nicht. Nun bin ich fest überzeugt, daß es keinen gibt, sonst würde er gekommen seyn; denn gewiß hat noch kein Mensch ihn so inbrünstig und von Herzensgrund angerufen." Der geistliche Gerichtshof verurtheilte auf dieß Geständniß den Mann zu zehnjähriger Transportation. Ein Vetter des Verurtheilten, der Arzt des Königs war, und bei diesem großes Vertrauen genoß, verwendete sich für den Unglücklichen, und bat, die Strafe der Transportation in Einsperrung in ein Irrenhaus zu verwandeln, wozu aller Welt Meinung nach Grundes genug vorhanden war. „Ich werde mich hüten, so etwas zu thun," erwiederte Ferdinand. „Denkt Euch, daß Jemand sich herausnehmen wollte, die Welt zu überreden, daß es keine Krankheit gebe. Würdet Ihr darüber nicht äußerst ärgerlich werden, da ohne Krankheit Eure Kunst Hungers sterben müßte? Nun, und wie glaubt Ihr denn, sollen die Geistlichen leben, wenn es keinen Teufel mehr gibt? Die Narrheit Eures Vetters, wenn es Narrheit ist, verdient die strengste Bestrafung, und ich wundere mich nur, daß der geistliche Gerichtshof so gelind mit einem Manne verfahren ist, der so geradezu die Wurzel der geistlichen Macht angegriffen hat." Indeß gewährte Ferdinand, ungeachtet dieses Witzes, doch die Bitte, und der arme Mensch kam ins Irrenhaus. Unglücklicherweise fuhr er hier fort, seine neue Lehre zu predigen, und einer der Insassen, der sich für den Astaroth selbst hielt, wurde darüber, daß Jemand seine Existenz läugnen wollte, so erbost, daß er den Philosophen auf eine Art zurichtete, die in wenigen Tagen dessen Tod zur Folge hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 231. 19 August 1831.

Die Jahresfeier der drei Juliustage in Paris.

(Schluß.)

Das Programm des Hotel de Ville.

Da ich mich während der Juliustage glücklicherweise in der Nähe des Generals Lafayette befand, so hatte ich Gelegenheit zu hören und zu sehen. Ich will daher gewissenhaft erzählen, was sich zutrug.

Herr Viennet hat auf der Tribüne die Erklärung der Deputirten vorgelesen, die sie ergehen ließen, als sie den Herzog von Orleans zur Statthalterschaft des Königreiches beriefen. Diese Erklärung aber und das oft besprochene Programm sind zwei ganz verschiedene Dinge. Von ersterer ist also hier nicht die Rede. Es wird mir erlaubt seyn, den Vorgang der Sache umständlich zu erzählen; ich bin dabei weder Richter noch Anwalt, ich bin Zeuge.

Der Name des Herzogs von Orleans wurde, als man seiner zum erstenmale auf dem Hotel de Ville erwähnte, mit mehr als Kälte von dem größten Theil der Bürger aufgenommen, die den Gefechten beigewohnt, deßgleichen von denen, deren Brüder und Freunde in den drei Schlachttagen gefallen waren. Ein Adjutant, der sich gegenwärtig in der nähern Umgebung des Königs befindet und der Alles, was in den verschiedenen Sälen des Hotel de Ville vorging, zu beobachten aufgestellt war, hatte Gelegenheit genug, die Opposition zu bemerken, die gegen den Namen Orleans sich erhob. Man hatte nichts gegen die persönlichen Eigenschaften des Prinzen einzuwenden, aber er gehörte einer Familie an, gegen welche die noch auf den Straßen liegenden Leichname und die gehässigen Erinnerungen der fremden Invasion zeugten. Die Begeisterung des Kampfes, und die Hoffnungen, die der Sieg zu verheißen schien, trugen ohne Zweifel bei, diese feindselige Stimmung noch mehr zu beleben. So viel ist gewiß, daß diese so weit ging, daß mehrere junge Leute selbst in dem Augenblicke, wo der Herzog von Orleans in den Thronsaal trat, mit Thränen in den Augen laut ausriefen: „Keine Bourbons mehr!“ und während die Deputirten und einige andere Personen den Ruf wiederholten: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ riefen eben diese jungen Leute mit noch größerer Hitze: „Es lebe Lafayette!“ Der General Dubourg, der seit dem 29 Julius in unserer Mitte sich befand, ward das Organ der Sieger und sagte zu dem Herzog von Orleans, wie schon oben gemeldet: „Monseigneur, Sie kennen unsere Bedürfnisse und Rechte; wenn Sie ihrer vergessen, werden wir Sie daran erinnern.“

Alle diese Umstände beweisen, daß in dem Hotel de Ville eine starke Opposition bestand, nicht von Seite der Rathsherren (délibérans), sondern unter denen, die so zu sagen mit Staub und Schweiß bedeckt, die Waffen noch in den Händen hielten, mit denen sie die Schweizer geschlagen hatten. Wie man noch jetzt behaupten darf, und man damals gar wohl wußte, diese hatten das Heft in Händen; sie allein hatten das Feld erstritten, und durch genug des Blutes das Recht erkauft, wenigstens auch ein Wort mit zu reden über Das, was man wieder aufbauen wollte.

Indeß man sprach von einem König, die Deputirten waren aus ihren Zufluchtswinkeln wieder zum Vorschein gekommen, oder von ihrem Landaufenthalte angelangt; die gestickten Röcke ließen sich wieder sehen, und Alles schien anzudeuten, daß wir Gefahr liefen, in die Hände jener Intrikanten zu fallen, die aus allen Systemwechseln Vortheil zu ziehen wußten. Genug die Partei des Sieges fühlte die Nothwendigkeit, Garantien zu fordern; sie erklärte, daß sie den vereinigten Deputirten keine andere Gewalt einzuräumen gesonnen sey, als die von dem Drange der Umstände gebotene, daß Jemand die Initiative ergreifen müsse; die patriotischen Deputirten versammelten sich um den General Lafayette, die Bürger, die im Hotel de Ville sich befanden, schlossen sich ihnen an. Man ver- verlangte Garantien; man wollte vor Allem, daß die Regierungsform, von welcher Art sie auch seyn würde, der unmittelbaren Sanktion des Volkes unterworfen werden sollte. Um diesen Forderungen Gewicht zu geben, hatte man sich von Neuem bewaffnet, und das Volk zeigte sich entschlossen, noch einmal auf das Schlachtfeld zu rücken.

Der General Lafayette von diesen Bewegungen unterrichtet, ließ einige dieser Leute zu sich kommen, und forderte ihnen das Ehrenwort ab, daß sie dazu beitragen wollten, die Ruhe von Paris acht und vierzig Stunden lang nicht stören zu lassen. Die Bürger versprachen es, doch unter der Bedingung, daß der Generallieutenant des Königreiches für sich und die Seinigen die Propositionen annehmen werde, die sie ihm vorschlagen wollten. So wurde das oft besprochene Programm entworfen und übergeben.

Die Hauptartikel desselben bestanden in Folgendem:

1) Die Souveränetät der Nation wird als das Grunddogma der Regierung an die Spitze der Verfassung gesetzt. 2) Keine erb-

liche Pairie mehr. 3) Vollständige Erneuerung der Magistratur. 4) Ein Munizipal- und Departementalgesetz auf der breitesten Grundlage des Wahlsystems. Keinen Wahlcensus mehr. 5) Die Wahl auf alle untern Magistraturen angewendet. 6) Verschiedene Punkte in Betreff der die Industrie lähmenden Privilegien und Monopole u. s. w. 7) Alles dieß sollte jedoch nur provisorisch angenommen werden, bis es der Sanktion des Volkes vorgelegt worden, das allein die Macht habe ein Regierungssystem zu wählen, das es für sich angemessen erachte."

Dieß Programm wurde dem General Lafayette überreicht, und von ihm als der Ausdruck seiner eigenen Ansichten anerkannt. Er übernahm es, dasselbe dem Generallieutenant mitzutheilen; er faßte es selbst in Kurzem zusammen, indem er sagte, es handle sich davon, einen Thron von republikanischen Institutionen umgeben zu gründen. Der General Lafayette begab sich nach dem Palais Royal, und wir erwarteten seine Rückkehr. Bald darauf kam er und sagte uns mit Begeisterung: „Der Herzog von Orleans und sein Sohn theilen alle unsere Ansichten, unsere Vorschläge sind ihnen wie aus der Seele genommen, und wir können nichts besseres thun, als ihnen die Sorge für das Glück Frankreichs zu überlassen."

Auf dieses begaben sich mehrere von uns nach verschiedenen Theilen von Paris, und es kostete nicht wenig Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Was mich betrifft, so gelang es mir nur wenig, und als ich nach dem Hotel de Ville zurückkehrte, begegnete ich Herrn M . . . ., der gerade von dem General Lafayette fortging; ich sagte ihm, die im Odeon versammelten jungen Leute seyen höchlich entrüstet über den Gang, den die Berathung in der Deputirtenkammer nehme, und entschlossen laut ihre Ansicht kund zu machen, die nichts Anderes bezwecke, als daß die Nation allein ihren Willen auszusprechen das Recht habe. Herr M . . . . erwiederte mir: „der General Lafayette hat für die Ruhe von Paris mit seinem Ehrenworte sich verbürgt, und auch wir haben ihm das unsrige gegeben; nur über seine und unsre Leiche kann man zur Kammer gelangen."

Inzwischen erschien die Proposition des Herrn Berard; sie war weit entfernt, Das zu erfüllen, was man versprochen und was wir verlangt hatten. Nun erst sahen wir ein, daß man uns zu hintergehen suche. Es war nicht einmal mehr die Rede von einer Sanktion des Volkes, die Deputirten stimmten ab, entschieden ohne eine weitere Berufung zuzulassen; die Usurpation lag auf flacher Hand, und die Entrüstung vermehrte sich, als wir vernahmen, daß man noch in derselben Nacht die Erblichkeit der Pairie votiren werde.

Da geschah es nun, daß eine Anzahl junger Leute, die sich in der Eile versammelt hatten, vor dem Sitzungssaale der Kammer anlangte unter dem Rufe: Verrätherei! — Nicht, die Reden Labbey de Pompières, Benjamin Constants u. s. w. hätten sie aufgehalten; da erschien der General Lafayette. Er erinnerte uns, daß er auf unser Wort hin keine Maßregel genommen habe, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, und daß dieser Tumult unsere und seine Ehre bloßstelle. Er versicherte uns auch, er werde Alles aufbieten, um wenigstens einige Versprechungen in der Charte in Erfüllung zu bringen. Wir erlangten das Einzige, daß die Abstimmung über die Erblichkeit der Pairie vertagt wurde.

Dieß ist die thatsächliche Geschichte des Vorgefallenen. Dieß war das Programm des Hotel de Ville, auf das sich Lafayette wiederholt in der Kammer bezog. Unter dieser Bedingung nur opferten die Sieger Ansichten, die ihnen theuer waren; und weit entfernt ihre eigenen Wünsche Jemand aufdringen zu wollen, verlangten sie nur Eines, daß das wieder souverän gewordene Volk wenigstens aufgefordert werden sollte, zu sanktioniren, was die aus dem Drang der Umstände hervorgegangene Gewalt beschlossen hatte.

Wiederholt haben wir diese Geschichte einer Zeit, die wie ein Traum verschwunden scheint, nur deßhalb, weil so viele Leute sich stellen, sie vergessen zu haben.

Neu-Seeland.

6. Fortgesetzte Bemerkungen über die neuseeländische Landwirthschaft. — Erntefest. — Baumarten. — Flachsbau. — Pflanzen. — Mineralogie. — Thiere. — Fischfang. —

(Schluß.)

Die Mineralogie Neuseelands ist noch eben so unvollkommen bekannt als sein Pflanzenreich. Eine blaue Farbe, deren sich die Eingebornen zum Bemalen ihres Gesichts bedienen, scheint Braunstein zu seyn. Ihre Waffen und schneidenden Werkzeuge verfertigen sie aus einem grünen Talkstein oder Jaspis, der nur in der südlichen Insel gefunden wird, und bevor die Neuseeländer mit dem Eisen bekannt wurden, bei ihnen in großem Werthe stand. Cook bemerkte bei seiner ersten Anwesenheit große Quantitäten Eisensand, der von jedem Bach, der aus den Bergen kam, an's Seeufer gespült wurde; er schloß daraus auf Adern dieses Metalles, die nahe an Tag liegen müßten. Nicholas sah auch einige Stücke Bimsstein, deren sich die Eingebornen zur Polirung ihrer Speere bedienten, und auch vulkanische Verglasungen. Der Häuptling Korrokorro zeichnete ihm einen Aufriß der nördlichen Insel, und bemerkte einen hohen Berg, der zwischen dem Ostkap und Königin-Charlotten-Sund liege und von Zeit zu Zeit Feuer und Rauch ausstoße. Obgleich Korrokorro wie alle seine Landsleute gerne log, so konnte er doch, wie uns scheint, dieß unmöglich erdichtet haben. Dafür scheint auch die Erderschütterung zu sprechen, die Kapitän Fourneaux an dieser Seite der Küste am 11 Mai 1773 in zwei heftigen Stößen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Rutherford bemerkt ausdrücklich, daß an den Gebirgen im Innern der nördlichen Insel schöne Steinkohlenadern bemerkbar sind, wie wohl die Eingebornen sich nur des Holzes zur Feuerung bedienen. Auch behauptet er, Bänke von Austerschalen drei Fuß tief unter dem Boden in einer Entfernung von zehn Meilen von der Küste bemerkt zu haben, von denen die Eingebornen, wie er naiv hinzufügt, nicht zu sagen wußten, wie sie dahin gekommen seyen. Auch will er in der Nähe des Ostkaps eine Ebene von einer Quadratmeile gesehen haben, die mit Gras bewachsen ist, aber unter der Oberfläche einen hellgelben schwefelähnlichen, mehrere Fuß tiefen Grund hat, dessen Staub auf der Haut Blasen zieht und warm anzufühlen ist.

Die ursprünglichen Thiere von Neuseeland sind nicht sehr zahlreich. Das gewöhnlichste wird dem englischen Fuchshund ähnlich geschildert und manchmal geschlachtet und gegessen. Dasselbe lebt wild in den Wäldern, hat ein schwarz und weißes Fell, spitzig aufrechte Ohren und langes Haar. Allein man zweifelt billig, ob selbst dieses Thier ein einheimisches ist. Der Hund wird in Neuseeland Pero genannt, was offenbar das spanische Perro ist, woraus man schließen könnte, daß dieses Thier eingeführt wurde. Doch wird von den Missionären als der Name des Hundes auch Koradde angegeben. Wie die Neuseeländer den Hund Pero nennen, so heißen sie das Schwein Porka, gleichfalls ein europäisches Wort. Cook ließ die ersten Schweine im Lande, doch waren diese Thiere den Eingebornen von früher her nicht unbekannt. Als er mit Hülfe des Taheiters Tupia eine Unterredung mit mehreren Eingebornen hielt, erzählten diese, daß vor langer Zeit ein Kanoe ungefähr ein Monat lang nordwestlich gesegelt, und an ein großes Land, Namens Ulimaroa gekommen sey, wo das Volk Schweine esse. Zwar konnten sie diese Thiere nicht beschreiben, aber sie nannten sie Buak, was fast der Name ist, unter welchem das Schwein auf Taheiti, Tonga, den Marquesas- und andern Südseeinseln bekannt ist. Nach Rutherfords Aussage leben die Schweine jetzt in den Wäldern und werden mit Hunden gejagt. Auch einige Ratten und Fledermäuse sind auf Neuseeland zu finden. Die Küsten werden häufig von Seehunden besucht. Einer der Eingebornen erzählte dem Kapitän Cook, daß es im Innern des Landes eine Eidechse von acht Fuß Länge und von der Dicke eines Mannes gebe, die in Höhlen wohne, und manchmal Menschen fresse. Auch dem Missionär Nicholas entwarf ein Häuptling eine ähnliche Beschreibung; wahrscheinlich ist es ein Alligator. Die Eingebornen haben die größte Furcht vor den Eidechsen, in deren Gestalt sie sich den Atua, einen Dämon, zu denken pflegen, der von den Sterbenden Besitz nehme und ihre Eingeweide verzehre. Sie erzählen, dieses Thier richte in den Gegenden, wo es sich aufhalte, große Verwüstungen an, indem es die Kinder fortschleppe und auffresse.

Von Insekten bemerkte man nur einige wenige Stechfliegen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Spinnen und schwarze Ameisen. Dagegen findet man eine ungeheure Menge von Skorpionsfliegen, und ein Insekt, das sich in den Füßen einbeißt und so schmerzhafte Stiche als der Muskito verursacht.

Die neuseeländischen Vögel sind zahlreich und fast durchgehends dem Lande eigenthümlich. Unter ihnen gibt es eine Menge Arten von Wildenten, große Waldtauben, See-Möven, Drosseln, Papagaien, Parakits u. s. w. Meist sind sie äußerst zahm. Rutherford erzählt, daß er während seines Aufenthaltes unter den Wilden eine große Geschicklichkeit im Vogelstellen nach Art der Eingebornen erlangte: er fing Tausende von Papagaien an einer funfzig Fuß langen Leine in Schlingen. Der merkwürdigste Vogel ist der von Cook's Schiffsvolk wegen der Mannichfaltigkeit seiner Töne sogenannte Spottvogel. Ein anderer, den die Engländer von einem kleinen Schopf weißer gekrauster Federn Poevogel nannten, weil sie zwischen ihm und den weißen Blumen, welche die Taheiter zum Staate in den Ohren tragen, und Poe nennen, Aehnlichkeit fanden. Dieser Vogel ist gleich ausgezeichnet durch die Schönheit seines Gefieders wie seines Gesanges. Die Kraft seiner Kehle ist um so merkwürdiger, als er zu den Kolibri's gehört.

Die bezaubernde Musik der gefiederten Waldbewohner Neuseelands wird von allen Reisenden einstimmig gepriesen. Cook sagt in der Beschreibung des ersten Tages, den er in Königin-Charlotten-Sund zubrachte: „Das Schiff lag nicht ganz eine Viertels-Meile weit vom Ufer, und des Morgens wurden wir durch den Gesang der Vögel aufgeweckt, deren Zahl unglaublich war und die sich in einem Wettgesang überbieten zu wollen schienen. Diese wilde Melodie übertraf Alles, was wir in dieser Art noch gehört hatten; sie glich kleinen wunderbar gestimmten Glocken." Auf nähere Erkundigung erfuhren sie, daß die Vögel hier stets gegen zwei Uhr nach Mitternacht zu singen anheben und ihren Gesang bis zu Sonnenaufgang fortsetzen. Nicholas beschreibt ein ähnliches Konzert, das er auf der nördlichen Insel hörte, mit noch größerem Entzücken.

Der größte animalische Reichthum Neuseelands besteht indeß in der Mannichfaltigkeit von Fischen, die seine Küsten besuchen. Sechs oder acht Mann mit Angeln und Netzen können mit leichter Mühe täglich so viel fangen, als eine ganze Schiffsmannschaft bedarf. Unter den verschiedenen Arten zählt man Makrelen, Hummer, Flünder, Häringe und eine Art Lachs u. s. w. auf; ferner unzähliche Spezies Schalthiere, Muscheln, Seeschnecken, Austern u. s. w. Das benachbarte Meer wird auch häufig von Wallfischen besucht, an denen die Neuseeländer außer dem Thran auch das Fleisch als den größten Leckerbissen schätzen. Die Neuseeländer sind äußerst geschickte Fischer, und eben so erstaunenswürdige Taucher; Rutherford erzählt, daß sie aus dem tiefsten Grunde lebendige Fische mit der größten Sicherheit heraufholen. Ihre Angeln und andern Fischgeräthe, die sie aus Knochen und Leinen verfertigen, sind mannichfaltiger und sinnreicher Art.

Brennender Berg in Australien.

Frühere Reisende haben diesen Berg, der am Hunter's River liegt, einen Vulkan genannt; ein neuerer aber, Herr Milton, sagt, derselbe habe gar keinen eigentlichen Krater; auch liege keine Oeffnung der Art zwischen den zwei Bergspitzen, wo indeß das Feuer wirklich brennt, welches Anfangs an der nördlichen Abdachung abwärts, dann an der südlichen Abdachung aufwärts fortschritt. An diesem Orte ist nichts als ein ungeheurer Sandsteinfels, und in dem Maße, als das Feuer Fortschritte macht, spaltet sich der Fels in einzelne Schlünde von verschiedener Weite; die Seiten desselben waren bis zur Weiße erhitzt, und Schwefeldämpfe stiegen aus dem Schlunde hervor; wenn man Steine hinabwarf, schien das Geräusch des Falls in einem ungeheuern Abgrunde allmählich zu ersterben. Die Fläche des Bergs, auf welchem das Feuer jetzt wüthet, mag ungefähr einen halben Morgen betragen. Aus den Spalten von verschiedener Weite steigen unaufhörlich schwefelige Rauchsäulen empor, deren Ränder von efflorescirendem Schwefelkrystall glänzten, dessen Farbe vom tiefsten Orange bis zum blassesten Strohgelb wechselte. Der Boden neben diesen Spalten war indeß zu heiß, um lange darauf stehen zu bleiben, und die Dämpfe bekamen auch der Lunge keineswegs gut. Eine spröde und glänzend schwarze Substanz war am Rande mehrerer Spalten zu sehen; aber keine Lava irgend einer Art, auch keine Spur von Kohlen. Die Höhe des Bergs mag ungefähr fünfzehnhundert Fuß über der Meeresfläche betragen.

„Meiner Meinung nach," fährt Herr Milton fort, „muß der Brand in diesem Berge schon seit undenklichen Zeiten — lange vor Erscheinung des jetzigen schwarzen Menschenschlags auf der Insel — seinen Anfang genommen haben und wird noch immer weiter gehen. An einem Theile des Berges, wo ganz offenbar früher das Feuer gewüthet haben muß, stan-

den Bäume von beträchtlichem Alter, welche erst, als das Feuer ver erloschen war, emporgewachsen seyn konnten; denn alle Bäume, welche sowohl an der jetzt brennenden Stelle als auch an der, wo kürzlich erst der Brand wüthete, standen, wurden vernichtet, und viele Stämme liegen noch halb verbrannt am Boden. Ueber der ehemaligen Brandstelle auf einer Strecke von ungefähr hundert Morgen sind viele Steine wie verglast, und dieser Theil des Berges ist von Bäumen bedeckt, die offenbar von hohem Alter sind."

Vermischte Nachrichten.

In New-York befindet sich eine Besserungsanstalt für Kinder, die ein Verbrechen oder Vergehen begangen haben. Man bemüht sich darin, die größtentheils durch älterliche Verwahrlosung in lasterhafte Verirrung gerathenen Kinder zur Tugend zurückzuführen, indem man sie an eine vernünftige und regelmäßige Lebensweise zu gewöhnen sucht. Man zählt jetzt in diesem wohlthätigen Hause zwanzig Mädchen und fünfzig Knaben; letztere werden angehalten, in einem großen Garten die Vegetabilien, von denen sie leben, mit eigener Hand zu bauen. Ihre Wohnung besteht in kleinen abgesonderten Kammern, die im Winter geheizt und im Sommer durch Luftklappen gekühlt werden, außen mit Riegeln versehen sind und des Nachts sorgfältig bewacht werden. Fünf und zwanzig Knaben verfertigen Schuhe, und verdienen sich damit im ersten Jahre täglich einen Schilling, und anderthalb im zweiten. Fünf und zwanzig erlernen das Weberhandwerk. Einer von ihnen ist beauftragt, für die ganze Anstalt das Brod zu backen. Sie arbeiten des Tags neun Stunden. Die Mädchen wohnen in einem andern Flügel des Hauses, wo sie mit Ausbesserung der Kleidungsstücke und mit der Küche beschäftigt werden. Einige verfertigen Strohgeflechte mit großer Geschicklichkeit, und ihr gemeinschaftliches Zimmer ist sehr geräumig und mit Mustern ihrer Arbeiten und geographischen Karten, die man ihnen in eigenen Lehrstunden erklärt, behangen. Alle sind sehr reinlich gekleidet und werden selbst in ihren Erholungsstunden zu einer geregelten Arbeit angehalten. Die Gesundheit, die auf ihren Gesichtern blüht, beweist, wie vortheilhaft ihre Lebensweise und geordnete Thätigkeit selbst auf ihren Körper wirkt. — Ein anderes Gefängniß für erwachsene Verbrecher des Staates New-York befindet sich in dem Städtchen Auburn, hundert und fünf und siebzig englische Meilen von Albany, acht Meilen südlich vom Erie-Kanale, mit einer Bevölkerung von dreitausend fünfhundert Seelen. Das Gefängnißgebäude liegt innerhalb der Stadt und umfaßt in seinen Mauern fünf Morgen Landes. Die Wohnungen in diesem Gefängnisse sind zwei und drei Stockwerke hoch und aus behauenen Quadern gebaut. Es befinden sich darin im Durchschnitte sechshundert und fünfzig Verurtheilte, fünf und zwanzig weibliche mit eingerechnet. Die Gefangenen dürfen nie mit einander sprechen. Wenn sie bei ihren Manufakturarbeiten einander etwas zu sagen haben, so suchen sie sich durch Zeichen verständlich zu machen; gelingt ihnen dieß nicht, so sagen sie dem Gefängnißwärter ihr Verlangen, der dann das Gehörige bewerkstelligt. Sie schlafen in abgesonderten Kammern von sieben Fuß Länge und viertehalb Fuß Breite; je Einer in einem besondern Bette; nur hundert ungefähr schlafen aus Mangel an Raum zu Zweien. Die Verurtheilten von Auburn nehmen ihr Mittagsmahl gemeinschaftlich ein. Man speist sie täglich zweimal an einer langen Tafel, die mit hölzernen Tellern, Messern, Gabeln und Tassen besetzt ist; letzterer bedienen sie sich, um daraus einen Roggenkaffee zu trinken. Hat Einer mehr Speise erhalten als er verzehren kann, so hebt er die rechte Hand auf, und der Wächter nimmt das Ueberflüssige und stellt es dem vor, dessen Hunger noch nach mehr verlangt, wovon er durch Aufhebung der rechten Hand ein Zeichen gibt. Die Portionen sind sehr reichlich und das gesalzene Rind- und Schweinefleisch vortrefflich. Man legt den Gefangenen keine Arbeit um Taglohn auf, sucht sie aber beständig zu beschäftigen. Das Gefängniß von Auburn besteht seit zwölf Jahren; es fielen während dieser Zeit zwei Selbstmorde vor. Die Gefangenen läßt man zweimal die Woche in eigens dazu eingerichteten großen Wasserbehältern baden. Die sorgfältigste Reinlichkeit und Ordnung wird in allen Stücken beobachtet. Die Mörder werden hier auf Lebenszeit gefangen gehalten.

Im „Monthly Magazine" für den Monat Julius liest man Folgendes: „Ein heftiger Kampf hat in Irland zwischen den Zeitungen und den Vertheidigern der Episkopalkirche begonnen. Dr. Errington schrieb ein Pamphlet oder eine Predigt, oder etwas der Art, und hierauf hat die Gegenpartei ein ganzes Heer von schmählichen Geschichten auf die Beine gebracht. Die „Evening Post," ein tüchtiges Blatt, und stets der Hauptopponent, gibt eine Anekdote, welche, wie wir hoffen, sehr übertrieben ist. Kirchbau in Monaghan: Die Protestanten von Monaghan wollten eine Kirche haben, aber es fehlte an Fonds, deßhalb wurde eine Subscription beliebt. Lord Roßmore's Familie unterschrieb hundert Pfund, und Herr Henry Westenra, Parlamentsglied für die Grafschaft, versprach für die Musik zu sorgen, und eine Orgel, zweihundert Pfund an Werth, herbeizuschaffen. Wir wissen nicht, ob die andern Protestanten von Monaghan eben so religiös sind als unser Lord Roßmore, und können deßhalb den Betrag der Laienbeiträge nicht angeben. Wir erwarteten aber mit Sicherheit, daß die Dignitarien der Kirche und die bepfründeten Geistlichen unterzeichnen würden. Was gab Herr R. Robinson, der Rektor? Nichts. Der Bischof von Kilmore, der vier oder fünf Stunden davon wohnt? Nichts. Unterzeichnete der Erzbischof Primas, der fünf und zwanzig bis dreißig tausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hat? Keinen Penny. Aber der Bischof der Diözese, von welcher Monaghan die Hauptstadt, der Dr. oder Lord Tottenham, Bischof von Clogher, der von dieser Grafschaft jährlich vierzehntausend Pfund bezieht, in einer zweiten siebenzehntausend Pfund jährlich an Privateinkünften hat, und in einer dritten lebt — gewiß, dieser sehr ehrwürdige Lord that etwas für die Errichtung einer Kirche in seinem kleinen Zion? Keinen halben Penny."

Der Graveur Brennet hat nach fünfzehnjähriger Arbeit die Vendomesäule im vier und zwanzig Fuß verkleinerten Maßstabe vollendet. Dieselbe ist fünf Fuß sieben Zoll hoch und von der Basis bis zur Spitze mit der bewunderungswürdigsten Genauigkeit dem Original nachgebildet. Man erblickt jene erstaunliche Spirallinie von Basreliefs und jede auch noch so kleine Verzierung. Jede Figur bis in die winzigste Kleinigkeit ausgeführt; so z. B. kann man, um nur das Eine zu erwähnen, an den Kamaschen der republikanischen Soldaten dieselbe Zahl von Knöpfen sehen, wie an dem Modelle. Nur in der Größe lassen sich Original und Kopie von einander unterscheiden. Indeß ist die Kunstschönheit dieses Werks nicht minder bewunderungswürdig als die materielle Nachahmung. Die zahllosen Figuren sind mit einer Schärfe des Umrisses und mit einer Richtigkeit der Zeichnung ausgeführt, die in Erstaunen setzt. So kommt es auch, daß dieses kleine Kunstwerk völlig die grandiose Wirkung auf den Beschauer hervorbringt, wie das riesenhafte Original. Obgleich, wie gesagt, nur fünf Fuß hoch, scheint es die Höhe von hundert zu haben. Es ist in Bronze gegossen und vom Künstler dem Könige zum Geschenke gemacht worden.

Ein hoher Beamter der ostindischen Kompagnie, der im verflossenen Junius aus Madras in England angekommen ist, läßt durch die öffentlichen Blätter auf den Gebrauch des Cajeputöles gegen die Cholera aufmerksam machen. Seiner Anweisung zufolge muß es gleich bei den ersten Symptomen der Krankheit in Dosen von fünf und zwanzig bis fünfzig Tropfen in einem halben Weinglase voll warmen Wassers genommen werden. Wenn der Magen die erste Dosis nicht behält, so müssen sogleich fünfzig Tropfen von Neuem eingegeben werden. Der Erfolg davon wird außerordentlich gerühmt. Von hundert und zehn Kranken starb nur ein einziger. Sobald die Symptome verschwanden, wurde auch die Arznei ausgesetzt. Die Genesung erfolgte sehr schnell, und keine Nachkur war mehr erforderlich.

Einem an den König von Schweden erstatteten Berichte zufolge wird der Gothakanal, der die Nordsee mit dem baltischen Meere verbinden wird, so daß die schwedischen Schiffe den Sund nicht mehr zu passiren brauchen, im künftigen Jahre vollendet werden.

Der Staatspalast zu Raleigh, der Hauptstadt von Nordkarolina, ist, nach Nachrichten aus New-York vom 30 Junius, durch eine Feuersbrunst zerstört worden, und dabei die von Canova gefertigte Marmor-Statue Washingtons zu Grunde gegangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 232. 20 August 1831.

Der Mann im Tigerfell.

(Schluß.)

„Von Nestan's Rathe aufgerichtet, und entschlossen ihm zu gehorchen, verließ ich sie in tiefer Unruhe; sie verweigerte mir ihre Umarmung. Kein Schlummer senkte sich auf meine Augenlieder, ich verweilte an der Stelle, wo ich Asmath gesehen hatte, den Blick nach den Sternen gerichtet, und jene schönen dunkeln Augenbraunen segnend, die den Kummer aus meiner Brust verscheucht hatten. Verflucht sey der Tag, wo ein Bote kam mir zu sagen: „siehe der Bräutigam naht!" Der König ließ mich zu sich rufen an das Thor des Palastes; er sprach: „Bleibe an meiner Seite, die Truppen und ihre Anführer werden ausziehen, ihn zu empfangen; ich werde hier ihn erwarten." Ein Zelt von rothem Damaste war auf dem Markte ausgespannt, um einstweilen den Bräutigam aufzunehmen, während der König Juwelen für seinen künftigen Schwiegersohn aussuchte. Doch hätte ich noch meine Wuth bezähmt, und vielleicht gezögert, meine Hand in sein Blut zu tauchen, wenn nicht eine dringende Botschaft, und ein Blick von dem Auge der Jungfrau, die der Aloe gleicht, von neuem meinen Muth entflammte. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Ich gebot hundert entschlossenen Sklaven, die Waffen zu ergreifen, und deutete ihnen den Ort an, wo sie mich erwarten sollten. Ich durcheilte die Stadt in tiefer Verkleidung. Ich schlüpfte in sein Zelt, weckte ihn auf, und schlug ihm eine tödtliche Wunde mitten unter seiner schlafenden Leibwache. Ich erreichte mein Roß und entfloh. Alles war in einem Augenblicke geschehen. Eines meiner festen Schlösser gewährte mir sichere Zuflucht. Wie soll ich den Schrecken und den Jammer des Königs schildern, und die furchtbare Bestürzung, von der die Stadt erfüllt war, als die unheilvolle Nachricht erscholl: „Der Schach ist todt! Der Amilbar hat ihn erschlagen!" Wie die grimmige Wuth der Zaubrerin Dawar, der Schwester des Königs, die ihre Nichte in eine ferne Wüste verbannte! Die gütige Asmath hinterbrachte mir diese unselige Nachricht."

Die erste Kunde von dem fernern Schicksale der unglücklichen Nestan erhält Tariel von einem andern Helden des Gedichtes, Amthandil, in dessen Abenteuer als eine dritte Episode die Geschichte der schönen Phatman und des Prinzen Nureddin Phridon verwebt ist. Letzterer ist von seinem grausamen Oheime aus seinem väterlichen Reiche vertrieben, und von dem in untröstlichen Liebesgram um die verlorene Nestan umherirrenden Tariel wieder auf den Thron von Mulghazanzar gesetzt worden. Nestan von Land zu Land umhergetrieben, ist endlich in die Hände der Kadj gefallen, die sie gefangen halten. „Diese Kadj," so erzählt die schöne Phatman ihrem Geliebten Amthandil, „sind ein Volk von weisen und erfahrenen Zauberern, die der ganzen Welt Schaden zufügen, aber nicht beschädigt werden können; sie tödten ihre Feinde, indem sie ihnen die Augen ausstechen, und sie auf das grausamste foltern. Durch ihres Zaubers Macht vermögen sie zu blenden, die Winde zu entfesseln, die Schiffe von Meer zu Meer zu jagen, über die Wogenfläche hinzuschreiten, wie auf festem Lande, den Tag in Nacht und die Nacht in Tag zu verwandeln. Ihre bis auf diese Stunde nie eroberte Stadt umschließt in ihren Mauern einen Felsen, der hoch und steil und wohl befestigt ist. In diesem ist ein Guirab (wahrscheinlich ein unterirdisches Gefängniß), wo einsam schmachtet der Stern mit den brennenden Augen (Nestan). Die Pforten des Guirab sind von klugen Wachen vertheidigt, deren zehntausend, jung und tapfer, des Eingangs wahren."

Amthandil findet den Prinzen Phridon zu Mulghazanzar, und sucht mit diesem Tariel auf, um ihm diese glückliche Kunde mitzutheilen. Zehn Jahre war dieser bereits trostlos über Nestan's Verschwinden umhergeirrt. Wilde Bergesklüfte und die Sandmeere Arabiens hallten von seiner Klage wider. Doch mitten unter den wilden Thieren und feindseligen Dämonen des Waldes blieb ihm treu zur Seite die Dienerin Nestan's, entschlossen wie er, die theure Gebieterin aufzusuchen.

Zu seiner Nahrung erlegte Tariel scheue Gazellen, als Kleidung und Lager diente ihm das Fell eines Tigers, der unter seinen Streichen gefallen war. „Von den Thränen aus Blut und Feuer, die er täglich vergoß, entfärbten sich die Rosen und Lilien seiner Wangen zu einem schmutzigen Safrangelb, und sicherlich hätte seine glühende Seele die schwachen Fesseln durchbrochen, die sie an's Leben banden, hätte nicht die Erinnerung an die Sternenaugen Nestan's seine Kraft und seinen Muth stets von Neuem belebt."

In diesem Zustande finden ihn die beiden andern Prinzen, und alle drei kehren nach der Hauptstadt Phridon's zurück, sammeln ein Heer, erstürmen die Burg der Kadj, und Tariel sieht in seinen Armen Nestan. Nachdem die Vermählung zwischen dem treuen Paar vollzogen ist, führt Tariel seine Freunde noch einmal in seine

Waldhöhle zurück, theilt mit ihnen die Schätze die er bösen Geistern, welche sie bewachten, entrissen hatte, und die drei Freunde machen sich auf den Weg nach Arabien, um auch Awthandil zum Besitz der strahlenden Thinathin zu verhelfen, deren Vater Rosteman endlich zur Vermählung beider seine Einwilligung gibt. Alle brechen nun auf nach Indien, um auch den König Pharsadan zu versöhnen. Auf dem Wege vernehmen sie aber seinen Tod, und Tariel und Nestan besteigen ohne Widerspruch den väterlichen Thron. Die Kuaraësmier greifen zwar zu den Waffen, werden aber von Tariel geschlagen und unterjocht. Auch Ramaz, der König des Heidenlandes, der seine einst erlittene Niederlage nicht vergessen kann, überzieht den neuen Herrscher, wird aber nochmals geschlagen und gefangen. Tariel und Awthandil beherrschen fortan in Glück und Frieden ihre Reiche, und sterben erst in hohem Alter. Phridon überlebt sie und ihre Gemahlinnen, die er nacheinander zur Erde bestattet.

Dieß ist die Geschichte des Mannes im Tigerfelle. Der französische Uebersetzer begleitet dieses Gedicht mit folgenden Bemerkungen über Werth, Geschichte und Uebersetzung desselben.

„Die abendländische Kritik, sagt er, wird ihm den Namen eines Heldengedichtes streitig machen, da ihm die Einheit der Handlung und der Zeit fehlt, die wir in den großen Epopöen Homers, Virgils und Ariost's als Kriterium festgestellt haben. Indeß ist es auch nicht bloß ein trockenes Tagebuch in Versen, das mit Geringschätzung bei Seite gelegt zu werden verdiente. Und müssen überhaupt die Schöpfungen der Phantasie nur mit dem Konskriptionsmaße des Aristoteles gemessen werden?"

„Die Zeit, die das Gedicht umfaßt, ist vielleicht zu lang, vielleicht zu kurz, da der Dichter uns nicht sagt, wenn seine Helden starben, allein die ganze Anlage ist so einfach, daß man sich mehr über ihre zu große Natürlichkeit als künstliche Verwicklung beklagen könnte. Mit Ausnahme Phridons, der zufällig Tariel auf seiner Wanderung als irrender Ritter begegnet, ist das Zusammentreffen der drei Prinzen ungezwungen und ohne Wunder herbeigeführt. Das Gedicht ist zu einem zweifachen Knoten geschürzt, allein ohne allen Aufwand von künstlichen Mitteln. Drei Ritter vereinigen sich, um das unglückliche Schicksal des Einen von ihnen zu bekämpfen, und zwei Liebende nach langer Trennung zu vereinigen. Allein das Interesse bleibt hauptsächlich auf Tariel und die schöne Nestan gerichtet, denn nur er vollbringt die glanzvollsten Thaten, und entflammt auch den Heldenmuth der übrigen, die so als Nebenfiguren in Schatten zurücktreten.

„Ueberdieß ermüdet selbst die Länge der Zeit, die das Gedicht umfaßt, nicht den Leser. Tariel tritt erst im zehnten Jahre seiner Irrfahrten auf, und erzählt seine früheren Begebenheiten. Awthandil's Abenteuer, die drei Jahre und drei Monate begreifen, füllen kaum zwei Seiten, und eben so kurz ist die Beschreibung von seiner und Tariels Herrschaft, die nur eine Schilderung eines glücklichen Volkes und seiner glücklichen Fürsten ausmacht. Phridon, der erste von den Rittern, dem ein glückliches Loos zu Theil wird, duldet nur unter politischem Mißgeschick, das durch Tapferkeit schnell besiegt wird. Unter den Charakteren des zweiten Ranges tritt vorzüglich die liebenswürdige Asmath, als freiwillige Leidensgefährtin Tariel's durch ihre gefühlvolle Seele und die muthige Weisheit hervor, zu der sie auch Tariel zu bekehren sucht."

„Was die Uebersetzung betrifft, so waren bei ihr große Schwierigkeiten zu überwinden. Der glänzende Styl des Originals insbesondere ist es, der für die orientalischen Leser die größten Reize enthält. Für abendländischen Geschmack würde er bei einer wörtlichen Uebertragung unverständlich und ungenießbar seyn. Es mußte also ein völlig neuer Styl, der zwischen beiden die Wage hält, geschaffen werden, wollte man anders nicht Gefahr laufen, das Original ganz unkenntlich oder unzugänglich machen." Die Armuth der französischen Sprache mußte darin eine hauptsächliche Schwierigkeit seyn. Der Uebersetzer glaubt durch eine lateinische Uebertragung mehr dem Buchstaben treu bleiben zu können, und verspricht eine solche. Allein es läßt sich auch hievon nicht besonders Viel erwarten. Die deutsche Sprache würde unstreitig eine das Original am wenigsten beeinträchtigende Uebersetzung liefern können. Herr Brosset hat einige Stellen wörtlich gegeben, die wir am Ende anfügen wollen

Ueber die Namen der Orte und Personen findet sich der französische Uebersetzer zu folgenden Bemerkungen veranlaßt. „Tariel, eine mystische Perle (wie der georgische Dichter Rusthwell sich ausdrückt), wurde von diesem in Indien gefunden, er hielt sie von unschätzbarem Werthe, entkleidete sie ihrer persischen Fassung und suchte sie dem Geschmacke seines Volkes anzupassen. Vielleicht ist dieß jedoch nur eine poetische Erfindung, um sein Gedicht, als einen aus fernem Land geholten Schatz in den Augen seiner Landsleute werthvoller zu machen. Allein wenn auch die Namen der Personen und Orte ausländischen Ursprungs sind, wie es denn offenbar der Fall ist, so ist es mit den darin geschilderten Sitten ganz anders. Es scheint, daß Tariel eine historische Person aus Indien ist, daß die übrigen Namen Persien, und daß die Dichtung selbst völlig Georgien angehören. Rostan oder Rosten und Rustan ist sehr gewöhnlich in Persien und Georgien, man findet einen König Rustan, den Sohn des Daut-khan und Neffen Simons I des Großen, der nach der Geschichte in den Jahren 1635 bis 1659 herrschte. Nestan-Daredschan oder Daredscha findet sich gleichfalls sehr häufig in der Geschichte von Georgien, eben so ist es mit Awthandil, Phatman, Pharsadan u. s. w. Die Eintheilung Indoethi oder Hindustan's in sieben Königreiche muß den indischen Literatoren zur Untersuchung heimgegeben bleiben. Als Orte findet man noch genannt, Gulanscharo oder Gulacharo, man gelangt dahin von Arabien aus zu Meer, wie Awthandil und seine beiden Freunde. Es ist die Hauptstadt des Königreiches der Meere und der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehres mit Bagdad und Aegypten. — Nicht weit davon ist Mulgazanzar, die Hauptstadt des Königreiches des Prinzen Phridon, zehn Tagreisen vom Meere, sechzig von der Höhle, in der sich Tariel aufhält. Zunächst dieser beiden Reiche ist das Zaubervolk der Kadj, die ihre Gefangenen blenden, wie die Dew von Masanderan bei Ferdusi. Am obern Kur lag eine Stadt, die vormals Kadjthalalati hieß, und jetzt unter dem Namen Artan oder Hur bekannt ist. Kadj bedeutet blind. — Mizgitha oder Masdjitha, die Hauptstadt des Königs Rosteman scheint korrumpirt aus Mtzkheta, heilige Stadt, Begräbniß der Könige, die alte Hauptstadt Georgiens. Von allen vorkommenden Namen ist der von Ramaz am schwierigsten zu bestimmen.

Er kommt in den beiden Manuskripten des Gedichtes häufig mit Khataethi und dem Volke Kathaweli oder Katheeli verbunden vor; was auf das georgische Wort Kathal hinweist; Khati ist Bild, Figur, Mkhatawi, Verfertiger von Bildnissen, Khataweli, Leute von Bildnissen, was Götzendiener zu bezeichnen scheint.

Hier noch einige der wörtlich übertragenen Stellen des Gedichtes:

„Wie der Sonnenstrahl verwundet die Schönheit das Auge des Liebenden. Wen nicht Weisheit, Edelmuth, Gewalt über viele Sklaven, Reichthum, Bescheidenheit, Geduld bei Unglücksstreichen, Triumph über die Feinde begeistern, ist nur ein unvollkommener Liebender."

„Die Liebe ist weit verschieden von Wollust; ein unermeßlicher Raum trennt sie, und ich liebe nicht die thörichten Verbindungen, wo man Küsse und Umarmungen verschwendet."

„Die Liebe schrickt nicht zurück vor Leiden; sie erduldet Alles, sie begräbt sich in die Wüsten, und die verschwornen Winde machen sie nicht wanken. Der ist des Namens eines Liebenden unwürdig, der heute einen Gegenstand liebt, morgen einen andern, der den Gedanken der Trennung ertragen kann, der seinen Schmerz zur Schau trägt, der wie ein Feiger seufzt, der über die Geliebte klagt. Für die Liebe sind Qualen Vergnügen, für sie trotzt man den Flammen; denn Standhaftigkeit ist der Liebe Eigenthum."

„Die Dichtkunst der Alten, ganz göttlich und von Weisheit voll, wie sie ist, erhebt das Herz des Hörers zu Gott; und noch jetzt erlaben sich daran gefühlvolle Gemüther; die längste Rede kürzt sich ab in schönen Versen."

„Du wirst dem wahren Dichter begegnet seyn, wenn er in seinen Werken, der Frucht seiner Arbeit, einen neuen Gegenstand besingt, ohne zu verkürzen, ohne zu schwächen, wenn er, von wunderbarer Fruchtbarkeit in geschickter Hand den Tschogan ertönen läßt. (Tschogan, persisch Tschaghanah, die Geige.)"

„Der Dichter darf nie von sich selbst reden, auch nicht von seinen Leiden, er muß nur zu gefallen suchen; dahin müssen alle seine Gedanken gerichtet seyn."

Der Aufstand in Podolien.

(Schluß.)

Auf unserm Marsche begegneten wir am 17 Mai zwischen Michalowka und Tywrow, wo wir den Fluß Boh zu passiren beabsichtigten, zwei Schwadronen russischer Uhlanen, eine von unsern Eskadrons, welche in der Vorhut war, stürzte mit solcher Heftigkeit auf den Feind los, daß sie ihn in einem Augenblicke zum Rückzuge nöthigte, mit der größten Schnelligkeit verfolgte, und dicht bei Tywrow in den Fluß Boh trieb, wo er fast die Hälfte seiner Mannschaft und Pferde einbüßte. Dieses Gefecht endigte mit einer fast gänzlichen Vernichtung dieser feindlichen Abtheilung, die gegen hundert Todte und Verwundete verlor; der kommandirende Rittmeister und zwanzig Gemeine fielen als Gefangene in unsre Hände. In dieser Schlacht fand einer von den Unsrigen einen ehrenvollen Tod; zehn wurden verwundet. Die in Gefangenschaft gerathenen Soldaten und Unteroffiziere suchten wir über unsre Angelegenheit und über ihr Elend zu belehren, und ließen sie, nachdem wir einem jeden zwanzig polnische Gulden gegeben, frei, damit sie den Ihrigen unsre Leutseligkeit und die von uns erhaltenen Erklärungen mittheilen möchten. Nach diesem glänzenden Siege bemühten wir uns, über den Boh zu setzen; aber da wir sahen, daß der Feind Alles aufbot, um dieses zu verhindern, so wollten wir uns einem erfolglosen Verluste nicht aussetzen, und beschlossen weiter oberhalb bei Janow über den Fluß zu gehen.

Als wir nach einem mühsamen den ganzen Tag und die ganze Nacht unter immerwährendem Regen fortgesetzten Marsche uns am 19 Mai vor Sonnenaufgang dem Dorfe Obodne näherten, sahen wir aus diesem Dorfe den Feind in Schlachtordnung hervorkommen. Seine Streitmacht bestand aus drei Schwadronen verschiedener Kavallerieregimenter und einer Kompagnie Artillerie, unter dem Befehle des Divisionsgenerals Szczuzki. Der Feind begann sein Kanonenfeuer, bevor noch unsere Schwadronen geordnet waren. Nur Soldaten von zweien derselben, welche eine aus höchstens hundert und fünfzig Mann bestehende Avantgarde ausmachten, warfen sich mit Wuth auf beide feindliche Flügel, während einige Freiwillige auf die Kanonen losstürzten; der erste unter denselben schleudert mit den drohenden Worten: „schieße nicht, oder Du bist verloren," dem Kanonier die Lunte aus der Hand. In einem Augenblicke bemeisterten wir uns beider Kanonen, aus denen nur fünfmal geschossen wurde, und nöthigten den Feind zum Rückzuge, die Hälfte der von unserer Seite Kämpfenden blieb, in der Meinung, daß hiemit das Gefecht zu Ende sey, bei den eroberten Kanonen zurück; die andere Hälfte hingegen, welche eine Meile weit mit einem sechsmal zahlreichern Feinde scharmuzirte, nahm alle gefangen, da oft fünf und zwanzig Feinde vor zwei bis drei unsrer Soldaten das Gewehr streckten. Wir bedauerten nur den Verlust zweier von den Kartätschen getödteter Brüder; dagegen blieben beinahe sechzig Feinde auf dem Schlachtfelde; der General Szczuzki, der Obrist Karabanow, sechzehn Offiziere verschiedenen Rangs und zweihundert und neunzig Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht. Wir erbeuteten zwei Kanonen, sämmtliche Waffen, alle Pferde und Wagen.

Da wir so viele Gefangene hatten, konnten wir uns allerdings wegen aller Grausamkeiten und Martern, welche die Russen an unsern Mitbürgern, Müttern und Weibern verübten, rächen; aber der unsrer Nation eigenthümliche Edelmuth, und um weder die Geschichte unsrer Nation noch die unsrer heiligen Revolution zu beflecken, gewannen über die Begierde einer blutigen Rache die Oberhand. Wir gingen mit den Gefangenen wie mit Freunden um, so daß sie sich selbst über unsere Gastfreundschaft, die sie weder erwarteten, noch verdienten, wunderten. Bloß bei den Kanonen behielten wir einige Kanoniere zurück, weil wir keine Leute hatten, die mit dieser Waffe umzugehen wußten; die übrigen Soldaten hingegen beschenkten wir noch am Tage der Schlacht mit Geld und ließen sie frei.

Dieser für unsere Waffen so glänzende Tag war desto erfreulicher, da die Nachricht von Dwernizki's Einzug in Kamieniez uns überraschte; wir eilten daher schnell unsern Brüdern entgegen. Aber unsere Hoffnungen dauerten leider zu kurz, den folgenden Tag brachten wir die traurige Wahrheit in Erfahrung, daß wir, von aller Hülfe entblößt, uns selbst überlassen seyen. Wir beschlossen demnach, uns wenigstens durch die Vereinigung unserer Streitkräfte mit dem in den Gegenden von Bar sich bildenden Aufstande zu vereinigen. Nachdem wir den Boh in Janow überschritten, langten wir am 23 Mai des Morgens bei dem zwischen Anhöhen und Waldungen gelegenen Dorfe Maydan an. Unsere Avantgarde war schon hinter dem Dorfe, und dieses war mit Feldwagen angefüllt, als aus den Waldungen feindliche Kavallerie sich blicken ließ; unsere Arrieregarde warf zwar mit Ungestüm die feindliche Vorhut zurück, mußte aber vor der sämmtlichen Streitmacht des Gegners weichen. Die in dem Dorfe zurückgebliebenen Wagen konnten auf der andern Seite desselben nicht durchdringen; auf einigen derselben befanden sich unsere Verwundeten, welche dem wilden Feinde in die Hände fielen und auf die grausamste Weise ermordet wurden. Unsere Vorhut, welche zu weit vorgedrungen war, vermochte nicht durch den schmalen in dem dichten Walde mit Feldwagen verrammelten Weg zu kommen. Ein kleiner Theil also nur von den Unsrigen durchbrach mit Beihülfe zweier Kanonen in einem blutigen Gefechte mehrere Male die feindlichen Reihen und brachte ihnen eine schreckliche Niederlage bei; allein da er von den russischen Kanonieren, welche sich nicht bewegen ließen, auf unsere Seite zu treten, verlassen wurde, da er ferner neue feindliche Streitkräfte sowohl zu Pferde als auch zu Fuß mit Kanonen herannahen sah, mußte er, nachdem er sein Geschütz vernagelt hatte, weichen; und so blieben alle unsere Feldwagen, alle gemachte Beute, und beinahe die ganze Kasse in feindlicher Hand zurück. Der General und die russischen Offiziere, welche sich in unserer Gefangenschaft befanden, er-

langten damals ihre Freiheit wieder. Von den Unsrigen geriethen gegen dreißig Verwundete oder solche, die ihre Pferde verloren, in Gefangenschaft. Die Russen wußten uns die zarte Behandlung, welche wir ihren Gefangenen zu Theil werden ließen, nur dadurch zu vergelten, daß sie die Unsrigen auf dem Schlachtfelde erschossen. Indeß blieben wir vom Feinde unverfolgt und setzten auch ungehindert unsern Marsch auf dem einmal gewählten Wege fort.

Am 24 Mai vereinigten wir uns eine Meile von Bar mit einer Abtheilung von Insurgenten aus dem Jampoler, Winnitzer und Latyczower Kreise. Diese Insurgenten zerstörten in Bar in einer Anzahl von dreihundert bei der größten Gefahr verschiedene Regierungsdepots. Gleich nach unserer Vereinigung faßten wir den Entschluß, uns nach Wolhynien zu wenden, mit den neuen Insurgenten-Abtheilungen zu vereinigen und den kleinen Krieg zu führen; aber benachrichtigt, daß die podolische Legion, die im Augenblicke unsers Aufstands von Kamieniez her einrücken sollte, gänzlich unthätig war, daß der Feind neue Hülfstruppen erhielt und uns schon umringte, gingen wir, sechshundert Pferde stark, bei Satanow über die Grenze nach Gallizien, um Schutz bei der neutralen Macht zu suchen. So ist das Schicksal des tapfern Dwernizkischen Korps auch uns zu Theil geworden. Alle unsere Waffengefährten hegen jetzt den einzigen Wunsch, in den Reihen der regulären Truppen die Beweise von Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu erneuern.

Dieß ist das treue Gemälde der Ereignisse unsers Aufstands; es beweist hinlänglich die grenzenlose Aufopferung, die außerordentlichen Anstrengungen, mit denen unter den Augen des bewaffneten Feindes die Insurrektion begonnen wurde, die Todesverachtung Aller und den allen Drangsalen trotzenden Heldenmuth unsers Volks. Wenn gleich der Erfolg des Aufstands unsrem Willen nicht entsprach, so kann man ihn doch keineswegs als fruchtlos betrachten. Denn da wir einige Wochen hindurch den Andrang des Feinds aushielten, so waren wir hiedurch der Vereinigung des ganzen Roth'schen Korps mit der im Königreiche Polen operirenden feindlichen Armee hinderlich; noch mehr, wir überzeugten durch diesen Schritt unsere um die gemeinschaftliche Freiheit kämpfenden Brüder, daß wir ihrer nicht unwürdig sind; und ganz Europa kennt nun unsern einzigen Wunsch, so schnell als möglich das Joch des gehässigen Tyrannen abzuschütteln, zur Wiedererlangung der Freiheit und des Vaterlands beizutragen, und gemeinschaftlich mit unsern Brüdern uns ihrer neuen Größe zu erfreuen.

Ob die so bedeutende und bei Dassow von uns abgesonderte Insurgenten-Abtheilung fernere Operationen unternommen, und ob der Aufstand sich in andern Orten unserer Wojewodschaften verbreitete, können wir mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Aber wenn auch der Aufstand in diesem Theile von Polen momentan gedämpft würde, ist doch stets die schleunigste Wiedererlangung dieses Gebietes für den Reichthum, das Glück und den Ruhm der polnischen Nation entscheidend. Alle unsere darin wohnenden Landesgenossen und eine Menge, welche als Opfer wahrhafter Vaterlandsliebe in Gefängnissen seufzen, erwarten mit Sehnsucht die Befreiungsstunde. Ungeachtet mehrerer Kriegsverheerungen von geringer Bedeutung, hat dieser Landstrich Materialien zur Erneuerung eines wirksamen Aufstandes aufbewahrt; denn selbst der Feind behandelt ihn, in der Hoffnung, dort die Ruhe zu erhalten, und in der Ueberzeugung, daß er einen wesentlichen Bestandtheil seiner Streitkräfte ausmacht, mit Schonung. Diese Materialien bieten noch ungeheure Reichthümer dar; und nur ein Zusammenfluß von Unglücksfällen konnte uns hindern, unsern Brüdern den Weg zu denselben zu bahnen. Aber sobald nur reguläre Truppen dieß Land betreten, werden die Sklavenketten gesprengt werden, und unsere unglücklichen Brüder, den Klauen der Tyrannei entrissen, Euch umarmen und mit grenzenloser Aufopferung von Leib und Gut das von Euch wiederhergestellte Vaterland und die ihnen gebrachte Freiheit begrüßen.

Englische Gerichtsverhandlungen.

In Maidstone ist ein vierzehnjähriger Knabe, Namens Bell, wegen Ermordung eines neunjährigen Kindes, Namens Taylor, zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Bell und sein Bruder lauerten im verflossenen März letzterm, das wöchentlich in eine benachbarte Stadt geschickt wurde, um für seinen Vater ein Almosen von neun Schillingen abzuholen, in einem Walde auf, um es zu berauben. Der eine Bruder hielt die Wache, während der andere den kleinen Taylor, unter dem Vorwande, ihm einen nähern Weg zu zeigen, ins Gebüsch lockte, dann aber auf einmal sich stellte, als ob er sich verirrt habe. Taylor fing hierauf zu weinen an und setzte sich auf den Boden nieder; in diesem Augenblicke stürzte sich das kleine Ungeheuer auf ihn und schnitt ihm die Kehle ab. Nun bemächtigte sich der Mörder der neun Schillinge, die der Entseelte so fest in der Hand hielt, daß er sie ihm nur mit Mühe herauswinden konnte. Alles dieß gestand der Verbrecher gleich bei dem ersten Verhöre ein. Die Geschwornen sprachen nach einer Berathung von wenigen Minuten ihr Schuldig aus, und der Richter verurtheilte ihn zum Tode, wobei er eine Rede von länger als einer halben Stunde an den Verbrecher hielt, der aber davon durchaus nicht ergriffen schien, selbst als ihm angekündigt wurde, er dürfe nicht die mindeste Hoffnung auf Begnadigung hegen. Bell ist für sein Alter von einer auffallend kurzen Leibesgestalt, aber untersetzt und stark gebaut; sein Gesicht ist ganz das eines Kindes, von einer schönen, nur etwas sonnverbrannten Farbe. Seine Gesichtszüge, von Flachshaaren umschattet, scheinen nicht gutmüthig, aber auch nicht verwildert und thierisch; nur in seinen tiefliegenden Augen herrscht ein Ausdruck von Kühnheit. Während der Verhandlungen zeigte er keine Anwandlung von Rührung, obgleich seine fest auf die Zeugen gerichteten Blicke verriethen, daß er dem Gange der Verhandlungen mit Aufmerksamkeit folgte. Acht ganzer Stunden lang blieb er aufrecht stehen, ohne sich zu setzen oder eine Erfrischung zu nehmen. Die Hinrichtung des kleinen Verbrechers wurde auf den 7 August festgesetzt, und selbst als ihm dieß angekündigt wurde, blieb er unerschüttert; nur als man ihm zugleich andeutete, daß sein Leib der Anatomie übergeben werden solle, vergoß er einige Thränen. — Erst als er wieder in seinem Gefängnisse war, fing er bitterlich zu weinen an. Als ihn am Tage vor seiner Hinrichtung seine Mutter besuchte, machte er ihr Vorwürfe und klagte sie an, an seinem unglücklichen Ende Schuld zu seyn. Die Hinrichtung hatte eine ungeheure Menschenmenge herbeigezogen. Als der Strick um den Nacken des armen Sünders befestigt war, schrie er mit lauter und fester Stimme: „Herr, erbarme Dich meiner! Alle, die hier versammelt sind, mögen an mir ein Beispiel nehmen!“ Wenige Augenblicke darnach hatte er aufgehört zu leben. — Noch bevor er zur Hinrichtung geführt wurde, beichtete er seine That noch einmal umständlich, und fügte nur hinzu, daß der von ihm ermordete Knabe, als er Bell mit dem Messer in der Hand auf sich zustürzen sah, auf die Knie gefallen sey, und ihm sein Geld, seine Kappe und was er sonst noch wolle, angeboten habe, mit dem Versprechen, ihn sein ganzes Leben lang zu lieben, und nie einem Menschen von dem Vorfalle etwas zu entdecken. Statt aller Antwort stieß ihm der Mörder das Messer in den Hals.

Vermischte Nachrichten.

In einer Sitzung der Akademie zu Marseille zeigte der Bergwerksingenieur de Villeneuve die Entdeckung eines Steinlagers zu Aix an, welches vortreffliche Steine zur Lithographie liefern wird. Man stieß auf dasselbe, während man auf Gyps grub. Diese Steine bestehen aus einem graulichen mit Mergel gemischten Kalksteine von sehr feinem Korne, und wurden einige Dezimeter unter den untersten Lagen des Gypses gefunden. Schon bei nur oberflächlicher Nachgrabung förderte man sehr breite Platten ohne Risse oder Makel zu Tage; nur zu dünn werden die bisher gefundenen für den Druck der lithographischen Presse gehalten. Indeß hofft man auf stärkere Steinplatten zu stoßen, da sich, wie man dafür hält, dieses Steinlager von Aix bis nach Aiguilles und Saint Cannat erstrecken wird. Für Frankreich, das seine lithographischen Steine bis jetzt mit großen Kosten aus dem Auslande beziehen mußte, ist diese Entdeckung von großer Wichtigkeit.

Der „russische Merkur“ berichtet aus offizieller Quelle: „In dem Hause eines Juden zu Kiew hatte in der ersten Hälfte des Monats Junius eine Katze einen Hund geworfen. Das Thierchen lebte aber nur vier und zwanzig Stunden; denn durch die vielen Menschen, welche das Thier sehen wollten, wurde die Katze scheu, entfloh und zeigte sich den ganzen Tag nicht; daher denn das Hündchen vor Hunger umkam. Es ist in Spiritus aufbewahrt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 233. 21 August 1831.

Reisebilder aus Peru. *)

Reise von Lima bis Cavallero.

Der Rio Seco.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, einen Freund von mir, einen englischen Kaufmann von Lima, der aus Auftrag einer Gesellschaft die Ableitung des Wassers aus den Minen von Pasco übernommen hatte, zu begleiten, verließen wir die Hauptstadt am Mittag des 21 Junius. Unsere Gesellschaft bestand aus sechs Personen; außerdem hatten wir noch drei englische Arbeiter der Kompagnie, einen Bedienten, und drei Maulthiertreiber bei uns, acht beladene Maulthiere schlossen den Zug.

Von Lima aus läuft die Straße ungefähr eine Stunde lang gegen die Küste hin, bis zu einem Ort Arnlpuquio genannt, dann schlingt sie sich um die Hügel, welche die beiden Thäler trennen, läuft mit der Straße nach Chillon zusammen und geht landeinwärts. Die Regenzeit, der Winter der Küste, hatte eben begonnen, und die Hügel fingen an, die Wirkungen der Feuchtigkeit zu zeigen, indem überall wo der Felsen mit Erde bedeckt war, ein spärliches Grün zum Vorschein kam. Eine halbe Stunde außer Lima, in dieser Richtung, befindet sich ein kleines Thal, von ziemlich hohen Hügeln umgeben, welches Los Amancaes genannt wird, weil beim Eintritte des Winters eine große Menge dieser Blumen hier blüht. Die beträchtliche Höhe dieser Hügel ist Ursache, daß sie häufig mit Nebeln bedeckt sind, was eine üppigere Vegetation hervorbringt, als man gewöhnlich an der Küste sieht. Wenn die Regenzeit im Innern vorüber ist, so treiben diejenigen Indianer, welche Heerden halten, dieselben nach mehreren Stellen der Hügel und Thäler des niedern Landes bis an die Küste hinab, und so weiden zu dieser Jahreszeit eine beträchtliche Menge kleiner Heerden zu Los Amancaes. So lange diese Triftzeit dauert, hat der Platz wegen der Menge von Volk, die hier zusammen speist und den Tag damit zubringt im Thal umherzuschwärmen, sich mit Blumen zu schmücken, zu tanzen, sich mit Pferderennen und anderen Spielen zu unterhalten, das Ansehen eines Jahrmarkts.

Diese jährliche Versammlung beginnt mit dem St. Johannistage, wo die Amancaes in voller Blüthe stehen, und schon bei früher Tageszeit sieht man die farbige Bevölkerung von Lima in festlicher Kleidung von so verschiedenen Farben als ihre Gesichter den Hügeln zuströmen. Wenn der Tag hell ist und der Nebel nur auf den Hügeln lagert, so hat man einen eigenen malerischen Anblick. Auf einer Seite die steilen Felsenwände des Thales mit Heerden besäet, welche von ihren indianischen Eigenthümern geweidet werden und allmählich in den Nebeln verschwinden, je nachdem sie die Höhe hinanklimmen; die Ebene unterhalb, in welcher das Hauptthal des Rimac sich ausbreitet, ist mit Gruppen bedeckt, welche sich mit verschiedenen Spielen unterhalten, und die durch stets Neuankommenden vermehrt werden; am jenseitigen Ufer des Flusses, entfernte Gebirge im Hintergrund, blicken die weißen Thurmspitzen der Stadt zwischen den Orangewäldchen in den Gärten der Vorstädte hervor, und tiefer unten streift das Auge durch ein angebautes Thal nach dem Ocean, aus dem in der Ferne die Insel St. Lorenzo auftaucht.

Es war schon spät im Jahre, und das trübe Wetter hatte sich nicht weit nach dem Innern des Landes erstreckt, so daß, als wir unsre Reise noch einige Stunden fortgesetzt hatten, die Hügel vollkommen frei wurden, und gegen die Mais- und Kleefelder im Thale einen auffallenden Kontrast bildeten. Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir eine Besitzung, Punchanca genannt, fünf Stunden von Lima, deren Eigenthümer, ein alter Spanier, dem einer meiner Gefährten während der Revolution einen wesentlichen Dienst erwiesen hatte, uns freundlich aufnahm und ein herrliches Abendessen, ohne Knoblauch, bereiten ließ. Unseren englischen Sitten zu Ehren ward das Essen nicht eher abgetragen, bis der Thee auf der Tafel stand.

Mit Betten ist die südamerikanische Gastfreundschaft für Fremde nicht versehen. Jeder, der ein lasttragendes Maulthier hat, führt Bettzeug mit sich, hat aber auf jeden Fall einige Wollendecken zum Lager, und eine leichtere zum Zudecken über seinem Sattel, die nebst seinem Poncho gar wohl zu statten kommen, wenn man den Tag über auf dem Maulthiere zubringen muß. Wir waren daher für das unendlich große Gemach, welches man uns als Schlafzimmer anwies, hinlänglich mit Bettzeug versehen. In Chili schlafen die meisten Reisenden lieber unter freiem Himmel. Wer nie die Wollust genossen hat, eine Nacht unter dem strahlenden Sternenhimmel eines Klima's wie das von Chili zuzubringen, hat keinen Be-

*) Account of an excursion from Lima to Pasco. In a letter from Alexander Cruckshanks Esq. to Dr. Hooker. Aus Dr. Hookers Botanical miscellanies for March P. V. VI. S. 177 — 198.

griff weder von dem gesunden und erquickenden Schlaf, den der Reisende da genießt, noch von der Heiterkeit des Geistes, mit der er, ohne die geringste Spur von Ermüdung von seinem Rasenlager aufspringt, wenn der Maulthiertreiber ihn ermuntert, daß der Tag anbricht, und die Maulthiere warten, um die Reise fortzusetzen. Allein in Peru, besonders in den Thälern nächst der Küste, wo das Klima unbeständig ist, schläft man gewöhnlich unter Dach; der Reisende, welcher ohne an das Klima gewöhnt zu seyn, es wagen wollte, unter freiem Himmel zu schlafen, könnte leicht mit einem Fieber erwachen; es bleibt ihm also meist keine andere Wahl, als sich über Nacht, mitten im Rauch und der Unsauberkeit einer indianischen Hütte zu betten.

Am 22 Junius konnten wir nicht eher als um acht Uhr aufbrechen, weil wir auf ein fettes Schaf warten mußten, das unser Wirth für uns zu schlachten befohlen hatte. Nachdem wir das Fleisch gehörig in das abgezogene Fell gepackt hatten, wurde es zwischen zwei Koffern auf einem Maulthiere befestigt und nun ging es vorwärts, von unserem freundlichen Wirth begleitet, der mit uns bis an die Gränze seines Gebietes ritt. Die Straße wand sich fortwährend um den Fuß der Hügel an der Südseite des Thals nach der Station Cavallero, wo sich ein Posthaus befindet, in dem gewöhnlich das erste Nachtlager von Lima aus, wovon es sechs Stunden entfernt liegt, gehalten wird. Nicht weit von hier bildet das Thal eine Krümmung, weßhalb man, um den dadurch entstehenden Umweg zu vermeiden, gewöhnlich durch eine Schlucht zwischen den Hügeln durchgeht, welche nach einigen Stunden wieder auf die Straße im Thal führt. Diese Schlucht wird Rio Seco (trockener Fluß) genannt, und ist in der That auch sehr trocken, denn auf einer Strecke von fünf Stunden war auch nicht ein Tropfen Wasser zu sehen, ungeachtet deutliche Spuren da sind, daß hier einst das Bett eines beträchtlichen Stromes war.

Skizzen aus Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung von Gondar ist nicht uninteressant: auf einer kleinen Anhöhe östlich von der Stadt kann man diese ganz übersehen. Des Königs Palast, Itsa Gamd (Königsthurm) genannt, stand in der Mitte auf einer kleinen Erhöhung, hatte aber mehr das Ansehen einer portugiesischen Kirche, als eines königlichen Palastes; auch hält sich der König seit geraumer Zeit nicht mehr darin auf. Der abyssinischen Bauart zufolge ist die Stadt über eine weite Strecke ausgebreitet: jeder Theil derselben erhält seinen Namen von der Kirche, dem Markt, oder dem Volke, das denselben bewohnt. Dschegge Bate, ein weiter Platz, groß genug um eine Stadt darauf zu bauen, ist der Wohnort des Dschegge oder Oberbischofs von Abyssinien, kein Verbrecher, der sich dahin flüchtet, darf ergriffen werden. Die Wohnungen des Abuna haben das gleiche Vorrecht. Der Stadttheil, wo die Mahomedaner wohnen, die jedoch vielfach mit Christen untermischt sind, heißt Salem Ga. Arderyhoi ist der Name der Hauptstraße, die zu dem königlichen Palast führt, wo Markt gehalten wird: derselbe Weg führt nach dem Goldmarkte (wock-gavier) wo man Gold gegen Salz umtauscht, aber nur öffentliche Beamte, welche immer Silberschmiede sind, dürfen das Gold auswägen. Wäre Gondar regelmäßig gebaut, so würde der achte Theil des Bodens hingereicht haben. Die Häuser sind alle mit Schilf gedeckt, weil aber der Lehm keine Festigkeit hat, so sind sie genöthigt, ihre Mauern gleichfalls mit Schilf zu überkleiden, um sie gegen Regen zu schützen; in vielen Gegenden Abyssiniens jedoch widerstehen Lehm und Steine, wovon die Häuser aufgeführt sind, dem Regen viele Jahre lang. Die ganze Stadt ist mit Wanzatrabäumen bepflanzt, welche die Häuser oft völlig verdecken, daß man sie nicht sieht, als bis man innerhalb der Baumreihen steht.

Der Wein des Landes ist sehr gut, die Einwohner können ihn aber nicht über drei bis vier Wochen vor dem Sauerwerden bewahren, weil sie zu seiner Aufbewahrung nur irdene Gefäße haben, die innen nicht verglast sind. Pearce bewahrte seinen Wein in englischen Flaschen ein ganzes Jahr auf.

Die Priester sind sehr zahlreich in Gondar, jede Kirche besitzt eine gewisse Strecke Landes, und unterhält von dessen Ertrage eine große Anzahl von Geistlichen. Diese Landstrecke ist, wie überall in Abyssinien, in eine Anzahl gleicher Theile, Rihm genannt, eingetheilt: die Oberpriester haben zehn solcher Theile, andere nach Verhältniß, der eine vier, der andere zwei. Quosquom ist jetzt die Mutterkirche, sie ist wohl gedeckt, und mit blauer Seide und großen Spiegeln verziert, ein Geschenk der Königin Eligge Mantwand, welche 50,000 Wakeahs reines Gold auf deren Ausschmückung mit goldenen Kronen, Kelchen, seidenen Tapeten, Vorhängen u. s. w. verwendet haben soll. Eligge liebte die Weißen sehr und ließ die Kirche von Griechen und Armeniern erbauen. Dieselbe ist übrigens aus keinem bessern Material gebaut, als die andern Häuser der Stadt, niemand versteht Mörtel zu machen, und so sind Lehm, rohe Steine, Holz, Rohr und Stroh Alles, was man dazu verwendet. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, hat ein flaches Dach und ist innen mit gutem Lehm verkleidet, außerhalb ist sie gedeckt, um sie gegen den Regen zu schützen: eine solche Verkleidung, von Leuten gemacht, welche die Sache verstehen, dauert dreißig bis vierzig Jahre ohne Reparatur zu bedürfen; sie decken nicht mit Stroh, sondern mit einem langen starken Schilf, der während der Regenzeit fast auf allen Bergen wild wächst, man trocknet ihn an der Sonne und netzt ihn sodann wieder, wo er dann sehr biegsam wird: sie nennen ihn bate sar (Hausgras); die Priester nennen Gondar die Stadt der vierundvierzig Kirchen (Cuttermer arbar arrat Bate or Christian), *) von denen jedoch die meisten verfallen sind.

Ihre Art zu malen ist sehr seltsam: wenn die Mauer mit Lehm verkleidet und völlig trocken ist, bedecken sie dieselbe mit einem baumwollenen Tuche, das durch eine klebrige aus Kuhhaut oder der Frucht des Wanzatra-Baums gemachten Substanz aufgeklebt wird. Dieses Tuch übertünchen sie mit einer Masse, die aus Kalk oder Kreide gemacht ist, erst gebrannt, dann gestoßen, und mit Wasser vermischt wird, wozu sie noch wenig von der obenbezeichneten Substanz fügen, womit das Tuch an der Mauer festgeklebt wird.

*) Diese Worte zeigen, daß hier noch die mit der semitischen verwandte Amharasprache gesprochen wird.

Dann zeichnen sie die Umrisse des Gemäldes mit Kohlen, und malen sie dann mit einer schwarzen Farbe aus, die von Hanfsamen bereitet wird, welchen sie brennen, bis er verkohlt ist. Dann schattiren sie das Gemälde, indem sie die Farbe verstärken oder verdünnen. Im Lande selbst bereiten sie sonst keine Farbe, ein feines Roth ausgenommen, das sie aus einem Holze, Zanew genannt, machen und womit sie das Elfenbein färben. Alle andern Farben erhalten sie trocken aus Arabien, reiben sie selbst und vermischen sie mit Eierweiß und Gummiwasser.

Kaum ein Volk, das sich christlich nennt, ist in einen tiefern Aberglauben versunken: er geht fast ins Fabelhafte. Nur einige Beispiele. Wenn eine Mutter schon mehrere Kinder geboren, und alle verloren hat, so glauben sie das Leben eines Neugebornen dadurch zu retten, daß man das linke Ohrläppchen des Kindes abschneidet, in ein Stück Brod, Scherro genannt, wickelt und der Mutter in den Mund steckt, welche es unter den Worten: „im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes!" verschlingt. „Noch ärger ist Folgendes: „Die Leute, welche in den größern Städten leben, besonders die Handwerker, führen das ruhigste Leben und gelten für die besten Christen, die, welche in Silber, Gold, Messing arbeiten, oder Zimmerleute sind, werden als Personen von hohem Range betrachtet: diejenigen aber, welche Eisenarbeiten oder Töpferwaaren verfertigen, sind von der gewöhnlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal das Sakrament als Christen empfangen. Selbst ihre nächsten Nachbarn glauben, sie hätten die übernatürliche Gewalt, sich in Hyänen oder andere wilde Thiere zu verwandeln, und deßhalb fürchtet sie Jedermann. Dieser Aberglaube ist unglaublich verbreitet; man nennt die Eisenarbeiter und Töpfer Budja, und sie unterscheiden sich von allen andern Klassen durch einen besondern goldenen Ohrring, den die ganze Klasse trägt, und welcher beglaubigter Maßen in den Ohren getödteter Hyänen oft gefunden wird.

(Schluß folgt.

Die verschiedenen Stämme von Tübet. *)

Unter der Dynastie Tang gehörte Ta-tseen-loo, eine feste Stadt im Westen von Sze-chuen, den Too-for oder Tübetanern. Die Yuens oder Mongolen in China gründeten hier sechs Erbfürstenthümer. Als die jetzige Mandschu-Dynastie auf den Thron kam, bewirkte sie durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften mehrere wohlthätige Aenderungen und die Häupter dieser Distrikte nahmen unsere (die chinesischen) Sitten sowohl als die chinesische Kleidung und Mützen an. Die Häupter baten um Erlaubniß, gleich den chinesischen Offizieren Jubas, d. h. sammtne mit Drachen gestickte Kleider, weite Krägen und schmale Aermel ohne Spitze zu tragen. Ihre gewöhnliche Kleidung war eine Juba von dickem Sammt oder Prouh **) gemacht. Hinsichtlich ihrer Mützen folgen sie der tübetanischen Sitte: im Winter sind diese von gewirktem Sammt mit Fuchs- oder Luchspelz verziert. An der linken Seite tragen sie ein kurzes Schwert; ihre Schuhe sind von Leder. Gewöhnlich hängen sie an ihren Gürtel eine Börse, einen Becher, eine kleine Tasche oder sonst etwas der Art. Sie durchbohren das linke Ohr und tragen einen Schmuck von rothen Korallen oder Türkissen darin.

Die tübetanischen Stämme, welche Ta-tseen-loo und Ho-kew bewohnen, fabriziren weiße Filze, Zeuge und Jubas aus Prouh. Sie durchbohren das linke Ohr und hängen kleine Zinn- oder Eisenblättchen hinein. Diejenigen von ihnen, welche schreiben, haben an der Lende eine kleine Stahlbüchse mit einigen Rohren und eine kleine kupferne Flasche mit Dinte hängen; sie schreiben auf Häute und auf Papier, und zeichnen die Linien von der Linken zur Rechten. Die Weiber dieser Barbaren theilen gewöhnlich das Haar in zwei Zöpfe, die sie über dem Kopfe mit einem rothen Tuche zusammenbinden, und hinten daran befestigen sie noch Silberplatten und anderes Schmuckwerk von Korallen, Türkissen, falschen Korallen, Silbergeld oder Seemuscheln. Sie kleiden den Körper in einen kurzen Rock ohne Aermel, und über diesen eine Art von Jacke. Reiche Personen tragen auf ihrem Rücken große Ledergehänge, welche mit Perlen und andern glänzenden Dingen geschmückt sind. Die Kaufleute von Ta-tseen-loo sind verbunden, in ihren Handelsgeschäften gewisse Weiber zu verwenden, welche auf dem Markte Handel treiben, auch wenn sie schwanger sind.

Diese Stämme leben in Wohnungen, welche Backsteinthürme genannt werden. Sie thürmen auch Steinhaufen auf einander, welche sie Buddhas nennen. Die Männer steigen an Leitern sicher auf und ab, und vertheidigen dieselben mit Gewehren und kleinen Kanonen. Die Wohnungen von Tübet sind auf dieselbe Weise gebaut, und da Küche und Viehstall nur eins ist, so sind sie sehr schmutzig, jedoch geräumig. — Diese Stämme trinken Thee mit Milch und ein aus Gerste gemachtes geistiges Getränke; sie essen Tsan-pa, d. h. Kuchen aus Mehl, das vor dem Feuer geröstet ist, Rindfleisch und Hammelfleisch. Sie bekennen sich zur Religion Buddhas. Wenn sie krank sind, so brauchen sie weder Arzt noch Arzneien, sondern sie wenden sich an die Lama's. Sie nähren ihre Lampen mit Butter, und verbrennen wohlriechende Dinge. Bei ihren Opfern bedienen sie sich eines heiligen Wassers. Sie werfen ihre Todten ins Wasser oder verbrennen sie, oder lassen sie von Raubvögeln und Hunden verzehren. Sie belustigen sich mit Springen, Tanzen und Spielen. Ein Dutzend Weiber mit runden Mützen von weißem Linnen auf den Köpfen schießen mit Bogen nach einer Scheibe; dann kleiden sie sich in verschiedene Farben, erheben ihre Hände, bilden einen Kreis, springen in die Höhe, nähern sich einander, singen, tanzen u. s. w. Das sind die Vergnügungen fremder Länder. Am Ende des Jahrs bringen sie ein Opfer dar und feiern es mit Fasten und zahlreichen Zusammenkünften. Das Volk von Ta-tseen-loo und von Tübet gehört zu demselben Stamme, und darum sind auch ihre Sitten, ihre Kleidung und ihre Lebensart ähnlich.

Die Bewohner von Li-tang.

Da Li-tang jetzt unter der Gerichtsbarkeit von Ta-tseen-loo ist, so verbreiten sich chinesische Sitten allmählich. Die Lokal-Mandarinen folgen hinsichtlich ihrer Kleidung und Mützen den Reichsordnungen. Die Weiber theilen ihre Haare in eine große Anzahl kleiner Zöpfe und bedecken sie oben auf dem Kopfe mit einer Art von Platte; auch geschieht dieß mit Juwelen, aber wegen des verworfenen Zustands, in dem sich das Volk befindet, achtet es nicht auf Reinlichkeit.

Die Bewohner von Ba-tang.

Die Lokal-Mandarinen und Oberhäupter tragen Kleider und Mützen wie die von Ta-tseen-loo. Das Volk kleidet sich meist in baumwollene Tücher und trägt graue oder blaue Mützen. Die Art ihrer Schuhe ist chinesisch. Sie rasiren den Kopf nicht und schneiden ihre Haare nur ab, wenn sie zu lang sind. Die Weiber malen und kleiden sich gerade wie die von Ta-tseen-loo; der einzige Unterschied ist, daß sie keinen Schmuck auf dem Kopfe tragen und rothe oder grüne Schuhe haben. Die von Griamtsa abhängigen Häuptlinge tragen als Kopfputz ein Ding wie ein Vogelkäfig, das aus acht Hölzern besteht; sie tragen große Ringe in den Ohren, woran eine rothe Perle und Bänder herabhängen. Die Häuptlinge von Schypan-kew rasiren den Kopf nicht und tragen Jubas. Sie sind sehr gewaltthätig und gehen nur mit Pfeilen, einer Muskete oder einer Lanze bewaffnet aus.

Die Bewohner von Si-tsang.

Das Land von Tsiambo bis Hlari gehört jetzt zu Tübet. Die unverheiratheten Weiber von Tsiambo tragen selten irgend einen Kopfputz.

---

*) Diese von Herrn Klaproth aus dem Chinesischen übersetzten Nachrichten über Tübets Bevölkerung können zugleich als Probe chinesischer Ethnographie betrachtet werden. A. d. R.

**) Dieß ist ein aus Haar oder Wolle gemachter Zeug.

Wenn sie heirathen, so besuchen sie ihre Verwandten nicht; die, welche nach ihrem väterlichen Hause zu gehen wünschen, läßt man dort nicht eintreten; sie bleiben außerhalb der Thüre und trinken da Thee und Wein. Die Mutter stattet einen Besuch in der Wohnung ihrer Tochter ab. Im Allgemeinen fürchten sich verheirathete Weiber, ein fremdes Haus zu betreten, indem sie glauben, es bringe Unglück. Die Zucht in den Klöstern und Tempeln ist streng; wenn ein Lama des Beischlafs schuldig befunden wird, so werden er und seine Geliebte lebendig geschunden; ihre Haut wird mit Stroh ausgestopft und ins Wasser geworfen, oder in der Wüste Andern zum Beispiele ausgesetzt. Dieß Verfahren ist jedoch in Zang nicht üblich.

Die Bewohner von Brough-ba.

Die Stämme von Brough-ba sind im Südwesten von Zang; ihr Land gehörte früher zu Bengalen; aber im zehnten Jahre Yang-ching's (1752) erkannten die Brough-bas die Oberherrlichkeit des chinesischen Reiches an. Ihr Boden, Klima und Produkte sind beinahe dieselben, wie die von China. Von ihrem Lande bis an die Grenze des Reichs von Teen-chu oder Indien bedarf es der Reise eines Monats in der Richtung nach Süden. Sie sind fast völlig zu der wahren Religion bekehrt, ehren Buddha und lesen die Bücher seiner Lehre.

Die Ho-yu-Wilden von Joo-ba.

Das Land der barbarischen Ho-yn ist einige tausend Li südlich von Zang; man nennt das Volk Hloka; sie sind sehr dumm und thierisch, und wissen nichts von der buddhistischen Religion. Sie machen mehrere Einschnitte in die Lippen und füllen diese mit verschiedenen Farben. Sie lieben das Salz sehr; sie bauen weder den Boden, noch weben sie Kleider. Im Winter bekleiden sie sich mit Fellen, im Sommer mit Baumblättern. Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung; auch fangen und verschlingen sie giftige Schlangen. Verbrecher, welche in Tübet zum Tode verurtheilt sind, werden nach den Distrikten geführt, welche der Noo-keang durchströmt; dorthin kommen Abtheilungen von den Hlokas; vertheilen dieselben unter sich und verzehren sie.

Die Einwohner von Bhal-bo oder Nepal.

Das Land Bhal-bo, auch Phräbung genannt, ist südwestlich von Zang und grenzt an Nialam. Das Klima ist warm. Die Produkte des Landes sind Reiß und andere Kornfrüchte, ferner feine Stoffe, Baumwolle und Pfauen. Drei Khane regieren das Land. Im zehnten Jahre Yang-ching's schickten sie eine Gesandtschaft an den chinesischen Gouverneur, der in Zang befehligt, um sich dem Reiche zu unterwerfen. Die Familie Ghorka folgte später, und im drei und fünfzigsten Jahre Keen-lung (1788) erregte Rana Bahadar, Haupt der Ghorkas, der sich im Handel mit Tübet bereichert hatte, Unruhen und griff unser Gebiet an; da er aber den Zorn des Kaisers fürchtete, so sandte er einen der Häuptlinge des Landes, Namens Mamrung, mit Tribut. Das Volk ist schwer zu besiegen, ist hinterlistig, kühn, unruhig und zu Einfällen in das Gebiet von Tübet geneigt. Aber alle ihre Bemühungen sind fruchtlos. Wir treiben sie leicht zurück, und zwingen sie stets, unser Gebiet zu achten; unsere Truppen, in Verbindung mit denen des Landes, decken unsere Grenzen, welche sehr genau bezeichnet sind.

Charles Wetherell.

Sir Charles Wetherell (vormaliger Attorney-General und gegenwärtig Mitglied der Reform-Opposition) ist ein Mann von ansehnlicher Größe, etwas gebückter Haltung, aber von einem gewissen Schwung im Gange. Sein Gesicht hat den Ausdruck von großem Verstande und noch mehr von Sonderbarkeit; seine Stirn ist breit; sein Auge nicht groß, aber voll Humor; seine Nase straff und kurz; wenigstens scheint sie so im Verhältnisse zu der ungewöhnlichen Länge seiner Oberlippe und seines Kinns; seine Stimme ist gut, aber ohne Wohlklang, und seine Gebärdensprache macht manchmal durch ihre gemessene Ruhe einen Eindruck; größtentheils aber ist sie selbst bei den wichtigsten Gelegenheiten von einer barokken Wunderlichkeit begleitet, die ihn überhaupt in seinen Reden als Rechtsanwalt bezeichnet. Früher beschuldigte man ihn gewöhnlich der Saumniß; wenn er aber eine Sache mit Vorliebe angriff, so fand man nicht leicht einen nützlichern Rechtsbeistand; denn so sonderbar er auch in seinen Manieren erscheint, so sind doch seine Gesichtspunkte scharf gefaßt und schlagend, und Nichts bringt ihn in Verwirrung. So sehr er stets darauf ausgeht, das letzte Wort zu haben, so ist doch in dieser Hartnäckigkeit nichts Beleidigendes oder Ungestümes, sondern sie erscheint mehr als ein löblicher Eifer und ist mit so seltsamen Eigenheiten gemischt, mit so viel wunderlichen Citaten und scherzhaften Anspielungen verbrämt, daß sein Gegner sich gezwungen sieht, vor seinem Humor die Segel zu streichen und mit zu lachen, selbst wenn er geschlagen ist. Seine Beredsamkeit besteht in einer äußerst eigenthümlichen Mischung von wirklichem Ernste und kräftigen Argumenten mit nicht zur Sache gehörigem Schnörkelwerke oder wenigstens scheinbaren Nebendingen, die er aber wieder durch einen tollen Seitensprung, den nur er auszudenken im Stande ist, mit seinen Hauptargumenten glücklich zu verbinden weiß. Wenn man ihn auf der Straße gehen sieht, fällt seine Erscheinung noch befremdender auf als vor Gerichtshöfen. Seine Kleidung scheint in der Eile von dem Fenster eines Trödlerladens zusammengerafft zu seyn, ohne zu berücksichtigen, ob die einzelnen Stücke zu einander passen. Er verachtet die Anwendung von Hosenträgern, und nur selten trägt er eine Weste, die lang genug ist, das andere aus Mangel an Halt weit unter die allgemein angenommene Gürtellinie herabgesunkene Kleidungsstück zu überdecken. Sein Unter- und Oberrock, denn gewöhnlich ist er mit zwei Röcken angethan, sind von ehrwürdigem Alter, und ihre gewaltigen Schöße flattern hinter ihm her im Winde, wenn er daher steuert, mit sich selbst murmelnd und die beiden Hände tief in die Abgründe seiner Hosentaschen begraben. Seine Halsbinde scheint nicht zusammengelegt, sondern aufgerollt und im Dunkeln nicht eben von den saubersten Händen auf gut Glück um den Hals gestrickt. Er trägt ungeheure Schuhe, mit großen schwarzen oder wenigstens schwarz seyn sollenden Zwirnbändern gebunden; denn gewöhnlich sind diese wie sein Hut durch die Unbill der Zeit ein wenig ins Braune geschossen. In diesem Anzuge schreitet er dahin. Mancherlei Geschichten erzählt man sich von seiner Lebensweise in früherer Zeit, als er noch nicht nach Hofe zu kommen gewohnt war; man sagt, er habe sich damals eines Stücks Spiegelglases bedient, das an der Wand befestigt für sein ganzes Toilettenbedürfniß ausgereicht habe. Kam Jemand zu ihm, während er gerade im Begriffe stand, sich zu rasiren, so vergaß er oft das begonnene Werk zu vollenden, und erschien dann Abends noch mit einer Seifenschaumkruste auf dem Gesichte. Manchmal sieht man ihn auf der Straße daherkommen, in sich vertieft und mit einem Gegenstande beschäftigt, den er in unverständlichem Gemurmel abhandelt; plötzlich aber zieht das Fenster eines Pfandverleihers seine Aufmerksamkeit an, und dann wird er eine halbe Stunde lang Fensterscheibe für Fensterscheibe durchmustern, gründlich mit der Untersuchung der bunten Sammlung beschäftigt, die man an solchen Fenstern ausgestellt sehen kann.

Huskisson's Unstern.

Den gegenwärtig zu London im Drucke erschienenen Reden Huskissons findet sich folgende Bemerkung angehängt: „Es gibt, wie man sagt, Leute, die nie einem Treffen beiwohnen, ohne dabei verwundet zu werden. Huskisson scheint unter einem gleich bösen Gestirne geboren worden zu seyn. Von seiner frühesten Jugend an hatte er die größten Fährlichkeiten zu bestehen. Als Kind brach er einen Arm; wenige Tage vor seiner Vermählung stürzte er mit dem Pferde und nahm gefährlichen Schaden; bald darauf wurde er von einer Wagendeichsel zu Boden gerannt. Im Jahre 1801 wollte er auf einem Gute des Herzogs von Athol in Schottland über einen Graben springen, sprang zu kurz und zog sich eine gefährliche Fußknöchelverrenkung zu, wobei einige Bänder und Sehnen seines Fußes sprangen, so daß er mehrere Wochen das Bette hüten mußte. Später brach er durch einen Fall vom Pferde nochmals den Arm zu Petworth, und durch einen Wagensturz zog er sich dasselbe Unglück im Jahre 1817 zu. Außerdem begegneten ihm noch eine Menge minder wichtige Zufälle, und sein ohnehin durch Leiden geschwächter Körper wurde in den letzten Jahren dadurch so unbehülflich, daß er in allen Bewegungen gehindert war. Ohne Zweifel wurde er hiedurch auch dem unglücklichen Ende seines für sein Vaterland unschätzbaren Lebens zugeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 234. 22 August 1831.

Die Kriegerkaste in Indien. *)

Wer waren die Kshatripas Indiens? Hat diese Kriegerkaste von Anfang an eine geschlossene Gesellschaft gebildet? Liegt die Quelle ihres Daseyns im Gesetze, wie Manu's Gesetzbuch andeutet, oder hat die Natur ihr das Daseyn gegeben, wie das System der Wedas will? War sie jemals nach den Grundlagen geordnet, welche die indische Gesetzgebung angibt, oder beruht nicht diese Gesetzgebung auf mehr oder minder willkürlichen Anordnungen, welche die Priesterkaste den Völkern auflegen wollte, ohne daß es ihr völlig glückte?

Für's Erste muß man zwischen den nach Manu's Gesetzbuch als Kaste organisirten Kshatripas und der kriegerischen Nation desselben Namens unterscheiden, welche von den ältesten Zeiten an in vielen Gegenden gegen die Priesterkaste Krieg führten. Die indische Gesetzgebung verstand anfangs unter der Benennung Kshatripas eine ganz andere Klasse Menschen, als die Krieger der heroischen Zeiten, welche stets von der Priesterkaste unabhängig waren, aber endlich mit ihr kapituliren und einigermaßen die Ordnung der alten und ursprünglichen Kaste der Kshatripas annehmen mußten, welche völlig unter der Herrschaft der Brahmanen stand. Nach Manu's Gesetzbuch sind die Kshatripas, die Waisampatis, d. h. die Könige der Kaste der Wisas oder Waispas, welche die Masse des indischen Volks ausmachen, das Prakrit, einen Dialekt des Sanskrit, sprechen, und aus Bactriana (?) stammen. Das sind keine heroischen, kriegerischen Könige, sondern friedliche Fürsten, welche unter der Vormundschaft der Brahmanen stehen und eingesetzt sind, um die Waispas zu schützen. Anfangs waren sie nur die obersten Richter des Volks der Waispas, und nur durch eine spätere Gleichstellung mit den kriegerischen Kshatripas verschmolz der Charakter eines Waisampatis mit dem eines heroischen Eroberers.

Auch der Waisampati trug die Waffen, die Brahmanen gaben sie ihm in die Hand zur Vertheidigung des Volks gegen die Einfälle kriegerischer Stämme, aber sein Beruf war nicht der Krieg um des Krieges willen, sondern der Schutz und die Vertheidigung des Brahmanen, der seinen politischen Rath bildete, und des Waispas, der Hirte, Ackerbauer und Handelsmann war, und Tribut zahlte, jedoch nicht als Sklave. Der heroische Kshatripas dagegen war ein Kriegshaupt, wie bei den persischen Pehlwanen, den Aetoliern, Achäern, Joniern, Doriern, den Deutschen und skandinavischen Eroberern; er liebte den Krieg um des Kriegs willen, er trug kein Joch, und kein Gesetz, sondern er selbst gab sich die Macht. Die Ursachen, die ihn nach und nach nöthigten, sich der Herrschaft der Brahmanen zu unterwerfen, sind sehr complizirt und ihre Analyse würde einen allzugroßen Raum einnehmen. Eines der wichtigsten Mittel den Unterschied zwischen den beiden Arten von Kshatripas allmählich zu verlöschen, waren vermuthlich Heirathen, und vielleicht Eroberungen unter der Oberleitung der Brahminen: bei den ersten Niederlassungen der Brahminen in dem Reiche Ayodhya ist der kriegerische Kshatripas mit dem friedlichen Waisampati schon so identificirt, daß die Amalgamation schon vor der Gründung dieses Reichs in Ländern vorgegangen seyn muß, woher die Völker stammen, die das Sanscrit sprechen. Die Amalgamirung war indeß keineswegs vollständig; die Könige in Ayodhya, die sich Abkömmlinge der Sonne nannten, zeigten sich mehr als einmal widerspenstig gegen die Anfoderungen der Brahmanen, und dieß ist z. B. der Grund, warum Parasu-Romas, Anhänger der Brahmanen und Feind der Kshatripas die leztern bekriegte. Die andere Dynastie indischer Könige, die ihren Ursprung vom Monde herleitete, und in Hastinapura herrschte, war noch widerspenstiger gegen die Priestergesetzgebung, welche nur nach dem völligen Sturze dieses Herrschergeschlechts triumphirte. Aber alle die kriegerischen Stämme im Westen von Hindustan, die sich bis auf die neuern Zeiten erhalten haben, behaupten von jenen alten Söhnen des Mondes abzustammen, was zu beweisen scheint, daß ihre Vernichtung nicht so vollständig war, wie die Puranas angeben. Die Könige des Friedens waren vom Anfang an mit ihren Familien und Angehörigen Mitglieder einer geschlossenen Kaste, wie die Pharaonen Egyptens vor ihrer Befreiung von der Vormundschaft der Priester, welche zur Zeit der Sesostriden vorging. Anfänglich waren sie Hirtenkönige, und die Waispas nannten sich auch Gowansas, Söhne der Kuh, welche das Symbol des Hirtenlebens und des entstehenden Ackerbaues ist. Die Brahmanen, welche die Kasteneintheilung entwarfen, trennten die Waisampatis von den Waisas, die Könige von der Masse der Nation, aus der sie hervorgegangen sind, und machten daraus eine besondere Kaste, welcher sie unter dem Namen Kshatripas die Vertheidigung des Landes und die Verwaltung der Gerichtsbarkeit übertrugen, indem sie es sich vorbehielten, den Rath derselben zu bil-

*) Nach Herrn von Eckstein, in der Gazette litteraire Nro. 59. p. 558.

den, und ihr Gewissen im Privatleben zu leiten. Die kriegerischen Kshatriyas mochten die Organisation einer geschlossenen Kaste unter der Vormundschaft der Priester nicht anerkennen; sie erscheinen überall als Eroberer; aber ihre Amalgamirung mit den Waisampatis war, wie gesagt, beim Beginne der Kolonisation Indiens schon geschehen. Die ganze Politik der Brahmanen bestand darin, die erobernden Kshatriyas, die Söhne der Sonne und des Mondes, wie sie sich nannten, so viel wie möglich zu friedlichen Waisampatis zu machen. Die Puranas und die epischen Gedichte zeigen uns diese fortwährenden Bemühungen, und lösen das eigentliche Räthsel der alten Geschichte Indiens.

(Schluß folgt.)

Reisebilder aus Peru.

2. Gefährliche Pässe von Rio Seco bis Obrajillo.

Rio Seco gewährt ein treues Bild von peruanischer Unfruchtbarkeit, wovon man sich nicht leicht eine Vorstellung machen kann, ohne es gesehen zu haben. Ich habe bereits des öden Anblicks der Küste gedacht, wo man ganze Tage lang auf lauter Sand ohne die mindeste Spur von Vegetation reist, oder wo die Straße zuweilen an Reihen von Bergen hinläuft; wo die Szenerie nur durch Massen nackter Felsen eine Abwechselung erhält, von denen ganze Stücke, welche so frisch und so wenig mit Erde bedeckt sind, als ob sie erst gestern der Hammer eines Steinbrechers abgeschlagen hätte, die Straße bedecken.

Später als wir aus der neblichten Atmosphäre der Küste in den reinen, dunkelblauen Luftraum einer tropischen Gebirgsregion kamen, fanden wir die Hitze außerordentlich groß. Auf der Höhe des Rio Seco schlängelt sich die Straße über einen steilen Hügel, von dessen Gipfel aus man auf eine Strecke von zwei Stunden das grüne Thal erblickt, nach welchem der Wanderer die zwei Stunden hindurch schmachten muß, die sein Maulthier braucht, um über den rauhen steinigen Boden der Schlucht, welche dahin führt, zu klettern.

Wir kamen gegen drei Uhr wieder in das Hauptthal, bei einem Ort, Yanga genannt, welcher aus ungefähr einem halben Dutzend Häusern besteht; über demselben hinaus liegt das Dorf Alcocota, welches auf der Straße, welche wir kamen, 5 Stunden, auf dem Weg durch das Thal aber sechs und eine halbe Stunde von Cavallero entfernt ist. Das Thal aus dem wir kamen, war kaum eine Stunde breit, hier aber verengerte es sich bis auf eine englische Meile, und die Hügel welche es begränzen, sind hoch und steil, besonders an der Seite wo die Felsen eine senkrechte Wand bilden.

Alcocota gilt als die Gränze der regnichten Gegend; hier kommen die Regenschauer nur zuweilen, aber wenige Stunden aufwärts regnet es den ganzen Gebirgswinter hindurch.

Als wir jene zwei Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir nach Santa Rosa de Quive, einem kleinen Ort, der nur aus einigen Hütten an der Hügelseite besteht; eine Kirche und mehrere Häuser im Thal wurden während der Revolution niedergebrannt. Hier blieben wir über Nacht. Die kleine Hütte, in welche wir zusammen geschichtet werden sollten, war nicht groß genug, um nur ein Drittel unsrer Gesellschaft zu beherbergen, da wir indeß ziemlich hoch über dem Thal waren, so war keine Gefahr dabei unter freiem Himmel zu schlafen, wir nahmen also unser Nachtlager in einem offenen Schupfen.

Nachdem wir den Angriffen der Muskitos, deren es unzähliche in diesem Thale gibt, glücklich entgangen waren, standen wir, sobald der folgende Tag anbrach, auf, und machten uns auf den Weg.

Obgleich die Bewohner von Yazo auf einer natürlichen Hochebene, weit ober dem Thal leben, so werden sie doch häufig von Wechselfiebern heimgesucht, und der Ort steht deßhalb bei denen, welche nach Pasco reisen, nicht im besten Rufe; es ist indeß gewiß, daß die Leute den Krankheitsstoff aus dem Thal mitbringen. Sie arbeiten täglich auf kleinen Strecken feuchten Bodens in dem engen Thal, wo die Hitze, durch die abprallenden Sonnenstrahlen an den steilen Felsen, die nebst dem noch die freie Cirkulation der Luft hemmen, bedeutend verstärkt wird, und sind dann nach Sonnenuntergang durch die Feinheit der Luft einer plötzlichen Kühle ausgesetzt, während eine feuchte drückende Atmosphäre sie in diesem beschränkten Raum umgiebt. Bei meiner Rückkehr war ich genöthigt hier zu übernachten, und obschon ich mich eben erst von einem starken Fieberanfall erholt hatte, brachte mir das Schlafen in einem offenen Schupfen doch keinen Nachtheil.

Die Hügel in der Nähe von Yazo sind sehr steil, und die Straße oft ziemlich eng, besonders an einer Stelle, wo sie am Abhang einer fast senkrechten Felsenwand nur an einem Vorsprung hinläuft. Ein Paß dieser Art wird eine Ladera genannt. Der Wall oberhalb, welcher aus herabgerollten, großen mit Sand umkrusteten Steinen besteht, zeugt von dem häufigen Regen, welcher im Winter in unzähligen Rinnen hier herabströmt und in dieser Jahreszeit muß jene Strecke gefährlich zu passieren seyn. Mit der Erde, welche sich bei dem Erdbeben im Jahr 1828 losriß, stürzte ein Mann sammt mehreren Maulthieren in das Thal hinab und wurde zerschmettert.

Zu Huarimayo war nur eine einzige Hütte, wo die Reisenden ihre Maulthiere ein wenig rasten lassen, weil von hieraus eine lange und hohe Ladera, Pacron genannt, zu passieren ist. Sie befindet sich an der nördlichen Seite des Flusses, den wir weiter unten auf einer sehr gebrechlichen Brücke von Baumzweigen, welche von Ufer zu Ufer gelegt waren, überschritten hatten.

Als wir Huarimayo verlassen hatten, gingen wir die nördliche Seite des Thals entlang, das kaum so breit ist, um dem Fluß einen Durchgang zu gestatten. Die Berge steigen hier so jäh empor, daß bei Anlegung der Straße es nöthig war, sie hoch an den Felsen hinauf zu führen, indem man einen natürlichen Einschnitt, der in demselben hinlief, dazu benützte, so daß die eingehauene Bahn zwischen einem Abgrund auf der einen, und einer meist senkrecht emporsteigenden Felsenwand auf der andern Seite nur einige Fuß breit hinansteigt. Das Getöse des brausenden Stroms wurde immer schwächer, je höher wir stiegen und verstummte, bevor wir noch die größte Erhebung, fast 400 Fuß über seinem Bett, erreichten. Das tiefe Schweigen, welches in einsamen Gebirgsgegenden herrscht, wo

keine Bäume sind und wo man weder den Gesang der Vögel noch das Summen der Insekten hört, ward hier nur durch das Geschrei der Maulthiertreiber unterbrochen, mit dem sie ihre Thiere, welche in einer langen Reihe sich auf dem schlangenförmigen Felsenpfad langsam fortbewegten, antrieben. Zuweilen zeigte sich ein schwerbeladenes Maulthier geneigt Halt zu machen und zu ruhen; natürlich mußten denn Alle die ihm folgten stehen bleiben, und das meist an Orten, wo es unmöglich war, ihnen beizukommen; allein in solchen Fällen hatte ein Hagel von Steinen, Flüchen und Drohungen bald die gewünschte Wirkung und Alles ging wieder vorwärts.

Zufällig gingen noch mehrere Züge beladener Maulthiere, welche nach Pasco bestimmt waren, zugleich mit uns über die Ladera. Unsere Maulthiertreiber hatten die nöthige Vorsicht unterlassen, einen Boten vorauszusenden, um die etwa Entgegenkommenden zu benachrichtigen, nicht eher aufwärts zu gehen, bis wir auf der andern Seite hinabgestiegen seyn würden; die Folge war, daß wir am Ende der Ladera auf eine andere Karawane stießen, welche eben heraufgestiegen war, und da unsre Maulthiertreiber die Schuld trugen, so bestanden jene darauf, daß wir umkehren sollten, wovon indeß keine Rede seyn konnte, da noch eine große Zahl von Maulthieren hinter uns sich an Stellen befand, wo es unmöglich war, umzukehren. Nachdem lange hin und her gestritten worden, kam man überein, daß unsre Gegner, welche mehr Raum hatten, ihre Thiere auf eine Anhöhe oberhalb der Straße, welche weniger steil war, zu treiben suchen sollten; dieß wurde endlich mit Hülfe unsrer Maulthiertreiber ins Werk gesetzt, und während wir hinunterstiegen, blieben Jene an einer Stelle hängen, die eben geräumig genug war, daß Ziegen darauf hätten festen Fuß fassen können. Das Herabsteigen ist vielleicht gefährlicher als die Ladera selbst, da die Straße mehrere plötzliche Wendungen an der Vorderseite des Hügels macht, wo Staffeln eingehauen sind, um zu verhüten, daß die Maulthiere nicht ausgleiten.

In dieser Gegend des Thales erhebt sich an der Südseite plötzlich ein Hügel von fast tausend Fuß Höhe, von dessen Gipfel sich ein Bach wie ein Silberband zwischen dem Grün durch die steilen Krümmungen hinabwindet. Auf dem höchsten Punkt, den man jedoch von dieser Stelle nicht erblicken kann, befindet sich ein kleines indianisches Dorf, wohin man nur mühsam emporklimmen kann, und dessen Einwohner in der Quichua-Sprache mit dem jetzt klassischen Namen „Kinder des Nebels“ bezeichnet werden. Das Thal, welches sich bis zu einer blosen Schlucht verengt hat, erweitert sich ein wenig, wenn man sich der Stadt Obrajillo, drei Stunden von Huaelmayo, nähert.

Obrajillo liegt ein und zwanzig Stunden von Lima entfernt und ist ungefähr der halbe Weg von letzterer Stadt nach Pasko. Die meisten der Maulthiertreiber, welche die Verbindung zwischen den Minen und der Hauptstadt unterhalten, wohnen hier; eine große Bequemlichkeit für die Reisenden, welche hier für die zweite Hälfte der Reise frische Maulthiere miethen können. Das Thal ist weit genug, um einiges Feld zwischen der Stadt und dem Strome bebauen zu können, und oberhalb derselben, gegen Süden, erheben sich niedrige runde Hügel, welche die Bewohner abgetragen und in eine Reihe von schmalen Terrassen verwandelt haben, auf denen Getreide und Küchengewächse angepflanzt werden; eine Art der Landwirthschaft, in der die alten Peruaner berühmt waren. Diese Felder werden durch Wasser, welches von Oben herabgeleitet wird, gewässert; der tuffsteinartige Fels löst sich wegen der beständigen Feuchtigkeit leicht auf, und bildet, mit der Pflanzenerde, welche vom Regen herabgeschwemmt wird, einen schwarzen fruchtbaren Lehm, welche ohne viele Arbeit eine reiche Ernte trägt. Auf einer Höhe am Ende dieses angebauten Landes und eine halbe Meile, in gerader Linie, von Obrajillo entfernt, liegt Canta, die Hauptstadt der Provinz desselben Namens, und Residenz eines Intendanten und Gouverneurs; sie besteht wie Obrajillo aus kleinen Häusern, wenig besser als Hütten, und die Bevölkerung beider Städte, meistens Indianer, nur aus achthundert Seelen.

Den Tag nach unsrer Ankunft war das Fest des heiligen Johannes, des Schutzpatrons von Obrajillo. Da einer unsrer Maulthiertreiber den Namen des Heiligen trug und einer von den Alkalden der Stadt war, so war seine Gegenwart bei dem Feste nöthig. Noch dazu erinnerte man sich, daß mein Freund ebenfalls Johannes heiße; da nun die Bewohner der Stadt größtentheils von dem Verkehr leben, welchen die Minen veranlassen, und da derselbe durch Einführung von Dampfmaschinen bei der Wasserableitung noch vergrößert werden sollte, so ward bewiesen, daß bei dem Unternehmen nicht auf den Schutz des Heiligen zu rechnen sey, wenn wir uns weigern würden, ihm einen Tag zu weihen. Ein stärkeres Argument als dieses war indeß, daß die frischen Maulthiere in bedeutender Entfernung auf der Weide waren und nicht zeitig genug zur Fortsetzung unsrer Reise am andern Tage herbeigeschafft werden konnten, und auch, wie wir aus Erfahrung wußten, selbst wenn wir es gewollt hätten, nicht herbeigeschafft worden wären; weßhalb wir uns genöthigt sahen, dem Heiligen unsre Ehrfurcht zu bezeugen. Ich für meinen Theil war mit dem Rasttage wohl zufrieden, da er mir Zeit gab, meine Sämereien einzupacken, die Papiere zwischen meinen Pflanzen zu wechseln und in der Nachbarschaft zu botanisiren.

Ueber die Verhältnisse von Algier.

General Clauzel hat über den Stand der Dinge in Algier folgendes Schreiben an den Kriegsminister erlassen:

„Mein Herr Marschall! Ich wußte, daß das Kriegsministerium nur eine unvollkommene Kenntniß des Standes unsrer Angelegenheiten in Afrika hatte. Das Schreiben, womit Sie mich am 5. d. M. beehrten, beweist mir, daß es keine Idee von der Art der Verhältnisse hat, in welche man mit den Provinzen Oran und Constantine treten muß. Sie glauben, man dürfe nicht bedauern, daß die Expedition gegen Constantine nicht Statt gehabt habe, und Sie gründen diese Meinung auf das Benehmen der Tunesen. Sie fürchten, sagen Sie, dieselben Ausschweifungen möchten in Constantine begangen werden.

„Es genügt, Herr Marschall, einige Zeit in den der Herrschaft der Moslemin unterworfenen Ländern sich aufgehalten zu haben, besonders wenn man eine Autorität daselbst ausgeübt hat, um zu wissen, daß man den Gehorsam und die Unterwerfung dieser barbarischen Völker nur durch Gewalt erringen kann. Ohne Zweifel ist dieß eine traurige Nothwendigkeit; aber man muß sie anerkennen, wenn man sich ihr nicht entziehen kann. Nur nach und nach, und wenn die Civilisation Fortschritte gemacht hat, kann man sich auf die Mittel der Güte und Ueberredung beschränken. Die Thatsachen, welche, wie Sie angeben, zu Oran Statt gefunden haben, und die mir sehr übertrieben scheinen, sind mehr das Werk der Eingebornen des Landes als der Tunesen, deren Anzahl sich nur auf zweihundert beläuft, und welche also alle die Unordnungen, deren man sie anklagt, nicht be-

gangen haben können. Eine große Anzahl Einwohner hat sich mit den tunesischen Truppen vereinigt, um Ordnung und Ruhe im Lande wiederherzustellen, und wenn die Stämme, gegen welche diese Truppen marschirten, in ihrer Pflicht beharrt hätten, so wären sie sicherlich nicht beunruhigt worden.

„Ich kann Sie versichern, daß von allen Völkern der Nordküste Afrika's die Einwohner von Tunis für die am mindesten grausamen gelten, und unbestreitbar am weitesten in der Civilisation vorgeschritten sind; keine andere Gattung muselmännischer Truppen hätte dieselben Garantien der Milde und Mäßigung dargeboten. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Araber außerhalb der Städte den Franzosen Kontributionen bezahlen werden, ohne daß man sie dazu mit Gewalt zwingt. Die Türken selbst, troz aller Vortheile, welche ihnen Gleichheit der Religion und eine langbestandene Oberherrschaft gewährte, mußten eben so verfahren. Glaubt man, daß eine fremde Administration, welche von den Eingebornen wegen Verschiedenheit der Religion mit Verachtung angesehen wird, einen größern Einfluß auf die Gemüther ausüben wird?

„Unsere Autorität kann sich in den Provinzen von Oran und Constantine nur durch die häufige Absendung mobiler Kolonnen erhalten, welche das Land in jeder Richtung durchstreifen. Hat man an die Beschwerden und Verluste gedacht, welche unsere Truppen auf diesen Zügen heimsuchen werden? Diese Detaschements, ohne Unterlaß auf ihrem Marsche geneckt, manchmal durch überlegene Streitkräfte völlig vernichtet, würden wegen der Leichtigkeit, womit die nun ununterworfenen Stämme ihnen entgingen, nur unvollkommen ihren Auftrag erfüllen. Weil ich alle diese Schwierigkeiten voraussah, glaubte ich eine Anordnung treffen zu müssen, welche dem Schatze eine Million Franken abwirft, uns aller Mühe und Verlegenheit enthebt, und uns in den Stand sezt, die Souveränität des Landes mit einer schwachen Besazung in den Forts von Mers und Kibir zu behaupten. Wenn man das Beylik Oran mit französischen Truppen behaupten will, so gehören wenigstens zehntausend Mann dazu, und damit wird man nur einige Punkte im Innern besezen können; die Garnisonen werden an den Orten, wo sie sich befinden, eingeschlossen werden, sie werden nur mit Schwierigkeit unter sich kommunizinen können; man wird fortfahren, Franzosen die Köpfe abzuschneiden; die Stämme werden die Auflagen verweigern und die Einkünfte werden sich auf die Zölle beschränken, die nicht über hunderttausend Franken des Jahrs betragen werden, wegen der Leichtigkeit, bei Arscan und auf andern Punkten der Küste zu landen. So viel über Oran, gehen wir nun auf Constantine über.

„Hier finden sich die bezeichneten Nachtheile noch in größerm Maße wegen der Schwierigkeit des Terrains und des kriegerischen Geistes der Stämme im Beylik von Constantine. Zehntausend Mann würden kaum zureichen, um das Land zu besezen, und troz dieser starken Truppenzahl würde man unsrer Obergewalt in jedem Augenblicke trozen. Es sind zehn bis zwölf starke Tagmärsche von Algier bis Constantine. Das Land, das man durchziehen muß, ist sehr uneben, und die kriegerischen Völkerschaften dieser Gegenden sind die furchtbarsten der ganzen Regentschaft. Es gibt keine für Artillerie und Wagen tauglichen Wege; kaum können die Reiterei und die beladenen Maulesel der Infanterie folgen. Hat man die Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Marsches erwogen in einem Lande, wo man Alles mit sich nehmen muß und die Truppen nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse finden? Wie wird man Lebensmittel, Munition und Fourage nachschleppen? Wie die Verwundeten und Kranken transportiren? Auf welche Weise wird man den Abgang der Lebensmittel ersezen und Verbindungen mit Algier unterhalten? Man könnte freilich die Truppen zur See nach Stora führen und von da mit Leichtigkeit nach Constantine vorrücken; aber die Seeoperationen sind bekanntlich langsam, schwierig und kostbar, besonders wenn Pferde transportirt werden müssen, und wenn man nicht eine Niederlassung in Stora gründen will, wozu es noch zu früh ist, bleibt immer noch die Schwierigkeit, mit Algier zu kommunizinen.

„Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß wenn man die in Afrika gebliebenen Truppen fast ohne Noth langen und beschwerlichen Märschen und mörderischen Gefechten aussezt, sie bald wieder in dem Zustande seyn werden, in dem ich sie fand. Ich lege alle diese Ansichten Ihrer Klugheit und Beurtheilung vor, Herr Marschall, und wiederhole Ihnen, daß ich nur, nachdem ich mich von allen Nachtheilen eines andern Verfahrens überzeugt hatte, beschloß, die Einrichtungen zu treffen, welche durchaus keinen diplomatischen Charakter haben, sondern lediglich als Akte der innern Administration betrachtet werden müssen. Alles würde leicht, wenn man das System der Kolonisation befolgt hätte, das ich aufstellte. Da ich mich nicht mehr mit Constantine und Oran zu beschäftigen hatte, verwandte ich alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Stadt Algier und ihre Umgebungen. Unsere leicht zu beaufsichtigende Ansiedlung auf diesem Punkte hätte nach und nach, und fast ohne Kosten eine hinreichende Ausdehnung je nach Maßgabe der Ankunft europäischer Kolonisten bekommen; man würde Terrain gewonnen haben, und wenn die Bedürfnisse der Kolonie es erheischt hätten, so würde man einen hinreichenden Theil des Gebiets von Oran und Constantine genommen haben. Die ganze Regentschaft auf einmal kolonisiren, auf allen Punkten Garnisonen halten, und schon jezt Alles unter unsre unmittelbare Herrschaft bringen wollen scheint mir ein chimärisches Projekt; den Versuch dazu machen, hieße den Erfolg unsrer Niederlassung in Afrika kompromittiren, und ohne Noth und Nuzen den Staat zu verderblichen Ausgaben verleiten.

„Modifiziren, ändern, vernichten Sie, was ich that, das hängt von Ihnen ab; aber die Zukunft wird meine Voraussicht rechtfertigen und Sie zwingen, mit großen Kosten das Zerstörte wieder aufzubauen. Erlauben Sie mir, Herr Marschall, Ihnen zu sagen, daß ich besser als Ihre Bureaux Algier kenne; ich habe das Land während meines dortigen Aufenthalts mit der größten Aufmerksamkeit studirt, und ich sage es mit Bedauern, weil ich innig davon überzeugt bin, wenn das Ministerium in seiner Verfahrungsweise beharrt, wird es mir in kurzer Zeit eine traurige Genugthuung verschaffen, die ich keineswegs wünsche.

„Genehmigen Sie u. s. w. Generallieutenant Clauzel.

„P. S. Machen Sie nicht aus Algier ein zweites Spanien.“

Vulkanischer Ausbruch im mittelländischen Meere.

An der südlichen Küste von Sicilien, sechs bis sieben deutsche Meilen vom Strande von Sciacca, also fast auf halbem Wege von Sciacca nach der Insel Pantaleria, an einer Stelle, die gewöhnlich die Korallenbank (Secco del corallo, wahrscheinlich der Banco Nerita, 37° 2′ bis 5′ Breite, 30° 30′ Länge) genannt wird, hat ein vulkanischer Ausbruch Statt gefunden, durch den eine Insel, bereits vierzig Fuß über den Wasserspiegel erhoben, aus dem Meere emporgetrieben worden seyn soll. Ein Sicilianer, Francesco Tresilleti, der die Brigantine Gustavo führte und von Malta nach Palermo segelte, will das hiebei Statt gefundene Phänomen am 8 Julius um ein Uhr Nachmittags acht und dreißig Miglien im Süden vom Strande vom Sciacca bemerkt und dann auf eine Entfernung von drei Miglien beobachtet haben. Er sah hier eine Wassersäule von der Dicke eines Schiffes zu einer Höhe von hundert Palmen ungefähr emporsteigen, die von einem graulichen Rauche umgeben und von heftigkrachenden Schlägen begleitet eine große Bewegung des Meers hervorbrachte, so oft sie sich erhob, und dieß geschah in sechsthalb Stunden zehn- bis zwölfmal, worauf sie auf einmal und in einem Augenblicke entschwand. Man fand viele todte Fische auf dem Wasser schwimmen, in deren Eingeweiden sich kleine Stücke einer graulichen Materie, die man für vulkanisch hielt, vorfanden. Die neapolitanische Regierung hat sogleich ein Schiff an Ort und Stelle abgesandt, um dieses Phänomen noch genauer zu beobachten. Auch ist der Professor der Geologie, Herr Hoffmann aus Berlin, und die Doktoren Herren Philippi und Schulz aus Berlin, und Herr Escher aus der Schweiz dahin abgegangen, um Beobachtungen anzustellen. — Ein anderer Kapitän, Jean Corrao, Kommandant der Brigg Theresia, will nach dem Berichte des „Semaphore“ am 26 Julius auf seiner Herreise von Girgenti nach Marseille an derselben Stelle, wo er bei der Hinreise eine Wassersäule von ungefähr 60 Fuß Höhe und vierhundert Klafter Dicke hatte emporsteigen sehen, von gleichem Umfange jezt eine Insel erblickt haben, die 12 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, in der Mitte den Krater eines Vulkanes bildete, aus welchem man des Nachts glühende Lava strömen sah. Die Insel war von Rauchwolken umgeben. Das Senkblei gab rings um die Insel eine Tiefe von 100 Klafter. Der Kapitän Corrao sezt die Lage dieses vulkanischen Eilandes unter 37° 6′ der N. B. u. 10° 26′ der O. L. nach dem Pariser Meridian. — Ein anderes Schiff, das von Malta zu Genua ankam, berichtete von einem Fischerboote gehört zu haben, daß am Tage, wo der Ausbruch des Vulkans statt fand, eine Brigg und ein sie begleitendes Fischerboot durch die Meeresbewegung verschlungen worden seyen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 235. 23 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt, welche die Priester über das Volk ausüben, und der schamlose Mißbrauch, den sie davon machen, gränzt ans Unglaubliche. Die Häuptlinge des Distrikts Hamazen hatten das Gebiet eines Nayibs (Fürsten) bei dem sich der Abuna (Patriarch und Nachfolger Christi) gerade aufhielt, geplündert, und eine Menge Vieh weggeführt. Der Abuna verlangte dessen Rückerstattung, und der Ras *) sandte zu denselben, um sie dazu zu ermahnen. Um des Abuna willen wollten sie 2500 Stück zurückgeben, dieß genügte aber dem Nayib nicht, sondern er setzte den Abuna gefangen, bis Alles zurückerstattet sey. Als dieser erfuhr, daß seine Kinder, die Abyssinier, an dieser Behandlung Schuld seyen, sandte er sogleich einen Priester mit dem Kreuze und seinem Silberstabe, um dem Ras und allen seinen Unterthanen zu erklären, daß er das Christenthum von ihnen nehme, und sie für Mahommedaner erkläre; sie dürften kein Sakrament empfangen, und keine Kirche öffnen, bis sie dem Nayib Alles zurückgegeben hätten. Dieß beunruhigte die Abyssinier so sehr, daß sie unter Anführung von Blingatore Woldi Gorgis sogleich ein Heer absandten, um das Volk von Hamazen zu zwingen, alles geraubte Vieh zurückzuerstatten, und sogar das, was zufälligerweise gefallen war, zu ersetzen; zugleich mußten sie dem Nayib ein Stück Land zurückgeben und schwören, es ihm nicht wieder abzunehmen, wenn er dem Patriarchen die Abreise gestattet haben würde. Als Dieß beigelegt war, verlangte er auch noch 500 Thaler, als die gewöhnliche Abgabe für die Erlaubniß durch sein Gebiet zu reisen; dieß wurde schleunig bezahlt, und Maulesel und Diener hingeschickt, um den Patriarchen von Massowa nach Chelicut zu führen.

Dieser hatte erfahren, daß Pearce ein gutes Haus und einen Garten zu Chelicut habe, und sandte einen Priester an den Ras, mit dem Ansinnen, Pearce aus dem Hause zu vertreiben, es durch Priester sodann weihen zu lassen, und Alles für seine Aufnahme bereit zu halten. Der alte Ras war über dieß Verlangen sehr in Verlegenheit, und schickte endlich den Boten an den Abuna mit der Antwort zurück, er könne keinen Christen, der sein Haus mit eigener Mühe und Kosten erbaut habe, und noch überdieß jetzt an einer schmerzhaften Krankheit darnieder liege, ohne weiteres aus dem Hause jagen. Uebrigens könne er das beste Haus in Chelicut haben, das früher dem Bruder des Ras Manasses zugehört hatte. Allein diese Antwort erzürnte den Abuna so sehr, daß er augenblicklich dem Oberpriester, Abba Guebra Mariam, der nach Massowa gesendet worden war, um ihn her zu geleiten, den Auftrag gab, zu dem Ras zu gehen, und ihm zu sagen, wenn er Pearce nicht augenblicklich aus dem Hause jage, so sey er kein Christ mehr, und er, der Abuna würde nicht nach Chelicut kommen, bis sein Befehl befolgt sey. Zugleich ließ er dem Ras sagen, Pearce sey kein Christ, sondern ein Feringhi, ein Feind der heiligen Jungfrau, ein Spion, den man ins Land gesendet habe, um einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem man ins Land dringen, und seine Kinder, die Abyssinier, überwältigen könne. Der alte Ras wollte immer noch nicht hören, und ließ antworten, er habe geglaubt, der Patriarch würde mitleidiger gesinnt seyn, und nicht einen ihm ganz unbekannten Mann, der, wie er, der Abuna, ein Fremdling im Lande sey, so grausam behandeln. Dieß brachte den Patriarchen so in Wuth, daß er den Boten mit seinem Kreuze schlug, bis es zerbrach, und unmittelbar darauf ließ er den Befehl ergehen, daß im ganzen Gebiete des Ras Welled Selasse keine Kirche geöffnet, kein Sakrament, nicht einmal den Sterbenden, ertheilt werden, und daß kein Priester bei dem Begräbniß der Todten anwesend seyn solle, bis Pearce aus seinem Hause vertrieben sey. Viele Tausende, welche sich am Wege versammelt hatten, um des Abuna Segen zu empfangen, mußten nun warten, und starben fast vor Hunger, da sie nur wenig Speisevorrath mit sich genommen, und alsbald wieder nach Hause zurückzukehren gehofft hatten. Der hartherzige Priester hatte kein Mitleiden mit den Armen, welche genöthigt waren, ihre Schilde, Messer, Schaffellkleider u. s. w. zu verkaufen, um nicht vor Hunger umzukommen.

Der Ras erfuhr das Alles, wollte aber immer nicht weichen, bis Priester aus allen Theilen des Landes ihn vor des Abuna unversöhnlichen Bannfluch warnten und bedrohten. Endlich gab er, wiewohl ungern, nach, aber Pearce widersetzte sich, und rüstete sich zum gewaffneten Widerstande. Da wandten sich die Leute des Ras an Pearces Frau, und diese bewog endlich ihren Mann, der Gewalt zu weichen; er miethete „um fünfzig Stücke Salz" jährlich ein anderes Haus in der Nähe, und ließ sein Vieh und sein Hausgeräthe

*) Titel des Fürsten in der Amharasprache. Warum der Nayib nicht so nachgiebig war, darüber werden wir im Dunkeln gelassen. Er scheint ein Mahommedaner.

sogleich dorthin schaffen. — Schaaren von Priestern und Mönchen, einige in weissen, andere in gelben Kleidungen kamen nun heran, während Tausende des Volks in ihre Schaffelle gekleidet, längs den Bergen, gleich grossen Schafheerden fortzogen. Zahlreiche Häuptlinge mit ihren Truppen trieben sich mit den blinkenden Lanzen in bunter Verwirrung umher, und suchten dem Patriarchen so nahe wie möglich zu kommen; eine Menge Menschen wurden in der Verwirrung todt getreten. — Der Abuna war mit seiner Wohnung und den für ihn bereiteten Speisen so wohl zufrieden, daß er an dem Tag seiner Ankunft das Haus nicht mehr verließ, um dem Volke seinen Segen zu geben und es zu entlassen; erst um zehn am andern Morgen zeigte er sich, stieg auf ein kleines Gerüst, das man zu dem Ende an der Thüre des Hauses errichtet hatte, schien aber völlig betrunken, und machte einen grossen Lärmen, schlug auf mehrere seiner Diener mit dem Kreuze, bis es zerbrach, und erschreckte das Volk durch sein tolles Benehmen. Nach langer Berathung hielt er endlich ein anderes Kreuz empor, das man ihm gebracht hatte, hieß das Volk nach Hause gehen, und sagte, er habe ihm seinen Segen ertheilt, könne aber, ehe er nicht eine Woche anwesend gewesen, keine neuen Altäre, Priester oder Diakonen bestätigen, oder irgend Jemand christlichen Trost geben, der ihn nicht schon von frühern Abunas empfangen hätte.

Nach dieser Scene fing das übermüthige Benehmen des Patriarchen von Neuem an. Der Ras hatte Pearce wissen lassen, der Abuna habe seinen Garten nicht verlangt, er solle deßhalb denselben durch eine Umzäunung von dem Hause trennen. Pearce sandte demnach zwei lahme Leute hin, die er gewöhnlich zur Arbeit verwendete; diese brachten die Verzäunung in kurzer Zeit zu Stande. Aber der Abuna hatte schon von seinem Zimmer aus den Garten gesehen, und die beinahe reifen Trauben, den englischen Kohl u. s. w. den einzigen in diesem Theile der Welt bemerkt. Als er erfahren hatte, wem sie gehörten, befahl er sogleich seinen Dienern eine Oeffnung in die Verzäunung zu brechen, und eilte in den Garten. Die beiden armen Lahmen warfen sich ihm zu Füßen, er schlug sie jedoch unbarmherzig, nannte sie Teufel des Feringhi, ließ die ganze Verzäunung niederreissen, und das Holz zum Feuern in seine Küche tragen. Die armen Lahmen, welche nicht davon laufen konnten, mußten sich von dem zornigen Patriarchen prügeln lassen, bis er selbst müde war, worauf er sie endlich von seinen Leuten aus dem Garten werfen ließ.

(Schluß folgt.)

Die Kriegerkaste in Indien.

(Schluß.)

Die Jagd war das Hauptvergnügen der Könige in der heroischen Zeit, doch war sie nicht bloß ein Vergnügen, sondern auch eine Wohlthat in jenen alten Zeiten, wo wilde Thiere Alles anfüllten, ehe sie vor der gewaltigen Hand des Menschen und vor seiner Civilisation zurückwichen in undurchdringliche Wälder, oder unzugängliche Sümpfe. Man muß aber die aus edlem Blut entsprossenen Jägerkönige von einigen Jägerstämmen unterscheiden, die man in den Gebirgen Windhya und andern Theilen Indiens findet. Diese letztern gehörten nicht zu den Völkern der Sanskritsprache, sondern gelten für fleischfressende Barbaren, die vom Ertrag ihrer Jagd lebten, wie die Nishadhas; man bezeichnete sie auch als Räuber, wie die Pallis oder Bhils, deren in Manu's Gesetzen und in den epischen Gedichten schon Erwähnung geschieht. Auf ihren Wägen durchzogen die Jägerkönige die Wälder, und ihre Jagden werden mit dem größten Glanze der Poesie beschrieben. Man vergleicht sie mit dem Himmelsgott, der den Donnerwagen führt. Auch die Sonne war eine solche Jagdgottheit, und das Sternbild des Orion gehört zu den ältesten in der Sternkunde des Orients und Griechenlands.

Das Leben des Jägers war ursprünglich ein nomadisches, wie das des Rinderhirten, und besonders des Pferdehirten; der Waisyas, der Sohn der Kuh, wie er sich nannte, konnte leicht den Ackerbau oder den Handel ergreifen, niemals der Kshatriyas der Reiter und Jäger war. Indeß sind nicht alle Rinder- und Pferde-Hirtenstämme Indiens Kshatriyas; die Abhiras in Kaschmir und die Gopalas in Wrindawana gehörten nie zur Kriegerkaste. Die Kshatriyas, welche Rindvieh auf die Weide trieben, sind die Yadus in der Epopöe, das Volk Krischnas, des heldenmüthigen Hirten, der sie beschützt. Die Hirten, welche Heerden von Pferden hatten, stammen ursprünglich aus den Ebenen von Bactriana, aus den Thälern von Candahar und Cabul. Man nennt sie in Indien Haihayas oder Turangamas, was gleichbedeutend mit Centauren ist.

Die Perser und Meder kennen diese unter dem Namen Aspier (Reiter), die Wedas unter dem Namen Aswapati (Reiterfürst). Sie sind von späterem Ursprung als die Govansas, Rinderhirten, hielten sich fern von ihnen, und betrachteten sich als eine höhere Race, obgleich sie wahrscheinlich von ihnen abstammten. Dieß ist der Ursprung der Kriegerkaste, die man uns gewöhnlich als Abkömmlinge von Räuberbanden darstellen will. Die indischen Schriften stellen die Räuber des Alterthums stets als wahre Wilde dar. So sind die Bhils nach dem Mahabarata Räuber, aber sie sprachen ursprünglich nicht einmal ein Idiom des Sanskrit, und konnten nie das Stammvolk von Helden seyn. Jenes eigenthümliche Volk, das unter dem Namen Zigeuner noch bis auf diesen Tag in Europa umherwandelt, und ursprünglich aus Indien stammt, wie seine Sprache darthut, scheint von jenen Bhils herzukommen, die sich im Laufe der Zeit wahrscheinlich mit andern unrein geachteten Stämmen Indiens vermischt haben.

So weit Herr von Eckstein. Wir folgten der Entwicklung seiner Ideen über die indische Kriegerkaste ohne die sie begleitende naturphilosophischen Abschweifungen mit aufzunehmen, die weder dazu beitragen, das Dunkel der Urgeschichte Indiens aufzuhellen, noch deutlichere Begriffe von dem indischen Feudalsysteme zu geben, wie wir sie in dem minder naturphilosophischen aber aus unmittelbarer Ansicht des Landes und Volkes geschöpftem Werke des Obristen Todd's über Radschastan finden. Es dürfte von Interesse seyn, einige historische Bemerkungen des Letztern in Bezug auf das indische Feudalwesen hier anzufügen. Die erste und wichtigste ist die, daß unter den Sudras und Waisyas, d. h. nach den jetzigen Verhältnissen, unter den Handwerkern und Handelsleuten, die Erbschaft der Eltern zu gleichen Theilen unter alle Kinder ge-

theilt wird, oder gemeinschaftliches Eigenthum der Familie bleibt; unter der Aristokratie und der militärischen Klasse aber, d. h. unter den Brahmanen und den Resten der Kshatriyah-Kaste ist das Erstgeburtsrecht durchaus herrschend. Dieß hängt eines Theils mit dem Stande des eigentlichen Ackerbauers, des Reiot, andern Theils mit dem ganzen Zustande des Staats zusammen. Der Reiot zahlt als Abgabe den dritten Theil des rohen Ertrags; zahlt er diesen, so wird ihm Niemand seinen ererbten Besitz am Boden entreißen, denn Niemand, am wenigsten der Feudalherr, hat ein Interesse daran. Ob der Reiot diesen dritten Theil des Rohertrags dem Beamten des Fürsten oder einem Feudalherrn zahlt, kann ihm gleichgültig seyn und ist es auch; der Fürst auf der andern Seite kann an einen Feudalherrn nicht mehr verleihen, als er selbst hat. Hierin liegt die Unverletzlichkeit der agrarischen Gesetze, von der schon Diodorus Siculus sagt, daß Krieg und feindlicher Einfall den Landbebauer unangetastet lasse. *)

Herr Eckstein bemerkt mit Recht, daß das ganze Geheimniß der alten Geschichte Indiens in dem Kampfe zwischen den Brahmanen und Kshatriyas hänge. Die Saken, Pehlwanen, Yavanas und Tschasos jenseits des Hindukoh gehörten nach Menu so gut zum Stamme der Hindu, als die Völker dießseits des Indus, und sie hörten erst dann auf zum Stamme der großen Hindufamilie zu gehören, als sie Brahmanen und heilige Bräuche von sich stießen. Bei den nordwestlichen Stämmen sank also zuerst die Macht der Brahmanen, vielleicht kam sie auch dort nie recht empor, und eben diese Stämme wurden in den innerlichen Kriegen zwischen Brahmanen und Kshatriyas von den letztern unaufhörlich herbeigerufen, was aus dem Ramayana und andern Resten indischer Literatur deutlich erhellt. Unter den ewigen Kämpfen bei den stets sich aus dem Norden rekrutirenden Eroberern mußte das Feudalsystem sich ausbilden und befestigen, das von Jaggernat bis Jaggot Eunt, wie sich der Obrist Todd ausdrückt, d. h. von dem Tempel des Moloch, an den Ufern von Orizza bis zur Lade Krischnas am westlichen Ocean sich vorfindet. Nur in den unter der unmittelbaren Herrschaft der Moslemin stehenden Ländern ist es gesunken, aber die Spuren davon trifft man noch allenthalben. Man hat das Bestehen des Erstgeburtsrechts in Indien gegen alle Evidenz und Erfahrung bestritten, weil sich in den Gesetzbüchern Menu's nichts davon finde, aber wenn sich bei den zahlreichern Völkerschaften des alten Indiens ein System zeigt, das mit den Grundsätzen dieses Hindu-Gesetzgebers durchaus nicht übereinstimmt, so muß man daraus schließen, daß fremde Gesetze, wie fremde Geschlechter, sich mit den einheimischen vermengten. Die Verbindungen des nordwestlichen Indiens mit dem nordöstlichen Persien sind für uns noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, das wohl schwerlich je besonders aufgehellt werden wird, obgleich diese Verbindungen sehr mannichfach gewesen seyn müssen. Noch bis auf diesen Tag gehören das Pendschab des Indus und jenes des Orus zu den fast unbekannten Ländern, und es ist sehr zu bezweifeln, ob europäische Waffen, und mit ihnen europäischer Forschungsgeist je dorthin dringen werden.

*) Der nur kriegerische Kshatriya oder Rajput konnte durchaus keinen Vortheil dabei finden, den Landbebauer zu sehr zu drücken, oder zu mißhandeln; er hatte bloß ein Interesse, den Ertrag zu genießen, und seinen Feind aus demselben zu verdrängen. Die Völker, welche von Nordwesten her, in Indien eindrangen, waren in den ältern Zeiten durchaus von demselben Stamme.

Einweihung der neuen Londonbrücke.

Mit großem Pompe ward diese Feierlichkeit am 1 August vorgenommen; seit Jahren hatten die Themse und die umliegenden Plätze keinen so glänzenden Anblick dargeboten. Schon zwei Tage vorher hatten die Boote und Barken, welche bestimmt waren, die doppelte Linie zu bilden, zwischen welcher der königliche Zug von der Sommerset-Treppe bis an die Londonbrücke seinen Weg nehmen sollte, ihren Standpunkt genommen; die Zahl der Boote war aber so groß, daß sie an manchen Stellen in doppelter und dreifacher Reihe hintereinander standen; manche von diesen, besonders diejenigen, welche Sommerset-House gegenüber sich aufstellten, waren mit allen Nationalflaggen Europa's geschmückt. Der Anblick der Brücken trug nicht wenig dazu bei, das Interessante der Scene zu erhöhen. Die Balustraden der Waterloobrücke waren vom frühen Morgen an gedrängt voll, und viele hatten sich mit Frühstück, Déjeuner, Mittag- und Abendessen versehen; waren also, wie es scheint, entschlossen, den ganzen Tag auszuhalten. Eintrittskarten waren mit fünfzig bis sechzig Pfund bezahlt worden. Daß die Ufer und die umliegenden Häuser gleichfalls gedrängt voll waren, versteht sich von selbst; aber ins Ungeheure geht, was von Herrn Calverts Hause erzählt wird: hier war eine Unzahl Sitze für die Hausfreunde bereit gehalten, und diese wurden, wie man sagt tausend an der Zahl, bei dieser Gelegenheit prachtvoll bewirthet.

Die königliche Familie und Ihre Majestäten versammelten sich um zwei Uhr im Palaste, und ein Viertel vor drei Uhr wurde der Zug, der aus zwölf Wagen bestand, im Garten des Palastes gebildet; um drei Uhr kündigte das Aufpflanzen der königlichen Standarte über Sommerset-House die Ankunft des Königs an. Dieses Signal ward mit lautem Hussa von der auf dem Wasser und an beiden Ufern versammelten Volksmenge und von Salven von Kanonen jeder Art auf den Werften und Barken empfangen. Das Beifallrufen ward betäubend, als der König und die Königin an den Stufen ankamen, die zu dem Einschiffungsplatze hinabführen. Als sie durch die doppelte Linie hinfuhren, ward ihre Gegenwart von den Schiffen aus, an denen sie vorbeikamen, eben so enthusiastisch begrüßt. Da die Fahrt, dem Wunsche des Königs gemäß, ziemlich langsam von Statten ging, so war es vier Uhr vorbei, als die königlichen Barken die Brücke erreichten. Diese war zum Empfange des Königs und seines Gefolgs aufs prachtvollste ausgeschmückt. Ueber den einen Theil der Brücke war eine Zeltdecke ausgespannt. Auf der Londoner Seite der Brücke in der Nähe des alten Fischmarkts war ein prächtiger Pavillon für Ihre Majestäten, das königliche Gefolge, die bürgerlichen Autoritäten u. dgl. errichtet. Erbaut aus Standarten, die einst über den Armeen fast aller civilisirten Nationen der Welt geweht hatten, entsprach er in jeder Beziehung dem Zwecke, wozu er bestimmt war. Er war so breit als die Brücke selbst, von viereckiger Form, und an den vier Ecken standen auf breiten Piedestals Gruppen von Männern in Waffenrüstung, was einen ausnehmend pittoresken Anblick gewährte. Die Säulen, die den Pavillon stützten, waren mit Flaggen, Schilden, Helmen und massiven Schwertern geziert. Die Sitze des Königs und der Königin waren unter einem ungeheuer großen Baldachin von karmoisinrothem Tuche, dessen Hinterwand von Spiegelglas gebildet wurde. Rechts und links von diesem Baldachin waren Plätze für die königliche Familie, die Minister und viele aus dem Adel. Von diesem Pavillon an dehnte sich das Zelt längs der Brücke ungefähr fünfhundert Fuß weit aus. Auf beiden Seiten waren Tafeln für die Gäste, die sich, namentlich Frauen, in großer Anzahl eingefunden hatten. Ueber der ruhmreichen Flagge von Altengland bemerkte man die schwarzen Adler von Rußland und Preußen, die Schlüssel und die Mitra des Papstes, die reichblasonirten Schilde des Königs beider Sicilien und von Spanien, die Flaggen Amerika's und die Farben von Trinity-House. Das Ganze der Brücke bot einen ungemein großartigen Anblick dar.

Nicht minder neu und imposant war der Anblick von der Brücke aus; denn so gedrängt voll waren die Schiffe, daß der Fluß einer mit Menschen angefüllten Straße glich; wäre nicht in der Mitte Raum gelassen gewesen für den königlichen Zug, so war die Täuschung vollständig. Als kurz nach

vier Uhr das laute Gejauchz die Ankunft des Königs verkündete, drängte sich Alles gegen die Brücke. Von der an der Southwark-Brücke aufgestellten Brigg wurde der königliche Gruß abgefeuert; das Geschrei des Volks am Flusse mehrte sich, die Glocken aller Kirchen mischten ihre Stimme in das ununterbrochene Freudengeschrei, und nach wenigen Minuten fuhr die erste der königlichen Barken durch das mittlere Joch der Southwark-Brücke. So ging es fort bis zur neuen Londoner Brücke, wo Ihre Majestäten ausstiegen, und die mit karmoisinrothem Tuche bedeckte Treppe hinaufgingen. Der König ward mit allen bei solchen Gelegenheiten üblichen Ceremonien empfangen, und Herr Jones, der Präsident der Kommittee, welche die Aufsicht über den Bau geführt hatte, übergab ihm eine zum Andenken an diesen Tag geprägte goldene Medaille; diese trug auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern stellte sie die Brücke vor mit dem Datum der diesmaligen Ceremonie und dem der Grundsteinlegung. Hierauf ging der Zug bis an das andere Ende der Brücke, womit also diese eröffnet ward. Sobald sich der König mit seinem Gefolge der Brücke näherte, stieg der Aeronaut Green mit noch einem Begleiter in seinem Luftballon auf. Der König zeigte sich mehrmals am Geländer der Brücke, und war offenbar höchst überrascht von dem Anblicke, den der Fluß darbot. Hierauf kehrte man in den Pavillon zurück, wo ein überaus glänzendes Mahl bereitet war. Nach dem Essen ward die Gesundheit des Königs und der Königin unter lautem Zurufe getrunken, und der Lord Mayor bot sodann dem erstern einen goldenen Becher von großer Schönheit dar; er brachte dem Handel der Stadt London einen Toast und trank aus dem sogenannten „Loving Cup,“ woran alle übrigen Mitglieder der königlichen Familie Theil nahmen. Dann trank der König noch auf die Gesundheit des Lord Mayor und der Lady Mayoresse; der erstere dankte aufs ehrerbietigste, und der König bezeigte nun seinen Wunsch, sich zu entfernen. Sein Rückweg war von demselben lärmenden Beifalle begleitet; auch der Herzog von Sussex ward mit Freudengeschrei begrüßt; Sir Robert Peel aber ausgezischt. Unglücksfälle kamen nur sehr wenige vor, troz des furchtbaren Gedrängs; nur ein junger Mensch ward von seinem Size ins Wasser hinabgestoßen und ertrank. Auch die Taschendiebe schienen die günstige Gelegenheit zu einer reichen Beute nicht ungerupft vorbeigehen lassen zu wollen; wenigstens hatte die Polizei schon vorher Kunde, daß sie sich hiezu vorbereiteten. Wer mit dem Zuge des Königs ging, mußte Knöpfe mit dem Bilde des Königs haben, und ein luchsäugiger Polizeibeamter hatte wenige Tage vorher ausgezeichnete Mitglieder der edlen Gesellschaft in eleganten blauen Fracks mit dergleichen Knöpfen bemerkt. Man fürchtete einige dieser Leute möchten sich, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, Eintrittsbillete erschlichen haben, um selbst unter den Augen Sr. Maj. ihr halsgefährliches Gewerbe zu treiben.

Das Mißgeschick, welches fast alle öffentlichen Bauten befahren, daß sie nur mit größtmöglicher Verschwendung ausgeführt werden können, scheint auch die neue London Brücke betroffen zu haben. Das „Westminster Review“ berechnet, daß die Kosten mit Einschluß der durch die Lage der Brücke nothwendig gewordenen Demolirung von Gebäuden, sich auf drei Millionen Pfund Sterling belaufen werden. Im Jahre 1821 war der Bau auf 600.000 Pf. St. veranschlagt; im Jahre 1825 auf 900.000; im Jahre 1829 bereits auf 1,740.000, und im Jahre 1832 wird er im Verhältnisse der Progression auf 2.600.000 Pf. gestiegen seyn. Das erwähnte Journal glaubt auch tadeln zu müssen, daß man die von andern Baumeistern eingereichten vortrefflichen Pläne, die auf bei weitem geringere Ausgaben berechnet waren, nicht berücksichtigt habe.

Schlüßlich führen wir noch aus dem „Globe,“ um einen Begriff von dem Aufwande des bei der Einweihung statt gefundenen Festes zu geben, die Zahlen der für das Déjeûner verbrauchten Speisen an. Aus dem Londoner Kaffeehause wurden hiezu geliefert 570 Schüsseln mit Hühnern, 150 mit Schinken und geräucherten Zungen, 50 französische Pasteten u. s. w., 75 Taubenpasteten, 40 Lendenstücke Rindfleisch, 250 Schüsseln mit Austern, 200 Schüsseln mit Salat, Gurken u. s. w., 200 Früchtentorten, 200 mit Gallerten, Kremen, Erdbeeren u. s. w., 650 Pfund Ananas, 100 Schüsseln mit Treibhausfrüchten, 100 Schüsseln mit Nektarpfirsichen, Aprikosen u. s. w., 200 mit Orleanischen Pflaumen, Rosinen, Stachelbeeren u. s. w., 150 mit savoyischen Kuchen, 500 mit Gefrornem, 100 mit kleinen Törtchen, Konfituren u. s. w. — Es waren dazu nicht weniger als 250 Aufwärter erforderlich.

Vermischte Nachrichten.

Der vormalige Präsident der Vereinigten Staaten, James Monroe, ist am 4 Julius, dem Jahrestage der Freiheit seines Vaterlands, mit Tod abgegangen. Merkwürdig ist, daß von vier Präsidenten bereits drei an diesem glorreichen Tage verschieden sind. — J. Monroe ist im Monat September des Jahres 1758 zu Monro's-Creek, in der Grafschaft Westmoreland, geboren. Bei dem Beginne der nordamerikanischen Revolution in seinem achtzehnten Jahre, ging er als Freiwilliger zur Armee, stieg bis zum Grade eines Majors und kämpfte an der Seite Lafayette's, als dieser in der Schlacht bei Brandywine verwundet wurde. Washington übertrug ihm später die Organisation eines neuen Armeekorps und ließ ihn zum Obristen eines virginischen Regiments ernennen. Nach dem Ende des Kriegs wurde er zum Deputirten im Kongresse ernannt, und begleitete später zweimal die Stelle eines Gouverneurs in dem Staate, in welchem er geboren war; auch zu diplomatischen Unterhandlungen wurde er benuzt und trug mit dem Kanzler Livington hauptsächlich zu dem Vertrage mit Frankreich bei, durch welchen die Vereinigten Staaten Louisiana erhielten. Monroe trat unter der Präsidentschaft Madisons ins Ministerium; später wurde er selbst zu dieser hohen Würde erhoben und zum zweiten Male dazu ernannt. Nachdem er diese Stelle wieder niedergelegt hatte, verwaltete er das bescheidene Amt eines Friedensrichters im Bezirke von London, und verband sich mit Jefferson und Madison zur Gründung der Universität von Virginien. Sein leztes Staatsgeschäft war die Reform der Konstitution von Virginien, da er zum Präsidenten der Revisionskommission ernannt worden war.

•

Man findet an den Ufern des Eismeers noch die Köpfe zweier unbekannten Thierarten. Die erste Art dieser Köpfe, ein wenig größer als der des Rennthiers, hat die Zähne eines kräuterfressenden Thiers, und unterscheidet sich von dem Rennthiere nur durch die Hörner. Diese bedecken den Kopf mit einer sehr dicken Hornschichte, welche der Länge nach durch einen ziemlich engen Zwischenraum getrennt sind; weiter abwärts sind sie enger zusammengerückt, und ehe sie den Hals erreichen, biegen sie sich mit einer ziemlich kurzen Spize aufwärts. Das Horn ist gelb mit gelbbraunen Adern. Der zweite Kopf ist ein und achtzig Centimètres lang und seine größte Breite beträgt ein und dreißig Centimètres. Die Stirn ist platt und hebt sich dann mit einem Male. Der abwärts gebogene Theil der Nase ist regelmäßig mit Reihen knochenartiger Auswüchse bedeckt, wie die Gänse sie im Kleinen und nicht so regelmäßig haben. Mit diesen Köpfen gräbt man etwas aus, was weit mehr einer Klaue als einem Horne gleicht; die längste dieser Klauen, die man kennt, ist zwanzig Centimètres lang. Dabei sind sie schmal, oben fast platt und innen schneidend, gegen unten zu biegen sie sich ein und enden in einer scharfen Spize. Die frischen Klauen haben eine gelbgrüne Farbe; alt oder schon getrocknet sind sie braun. Von Vogelklauen unterscheiden sie sich nur durch ihre übermäßige Größe. Die Jukagiren suchen dieselben auf und brauchen sie zu ihren Bogen, welche weit elastischer werden als die von Fischbein. Sie betrachten diese Klauen und Köpfe als die Reste von Vögeln, und es cirkuliren unter ihnen viele Sagen von diesen ungeheuern Thieren. Entweder haben sie solche aus Tausend und Einer Nacht geschöpft, oder der Verfasser jener Erzählungen hat den Jukagiren die Beschreibung des Vogels Rock entlehnt. Gewiß gehören diese Köpfe auch einer Art von unbekannten Thieren an, welche durch die fürchterliche Revolution zu Grunde gingen, die den Norden Sibiriens in ein Eisland verwandelte.

•

Auf der Insel Kotelnoi zwischen den Ausflüssen der Lena und Kolüma fand man Knochen und Köpfe von Schafen und Hornvieh, unter Andern auch einen ungeheuern Büffelkopf mit einem ganzen Horne. Zu welcher Zeit konnten Heerden, sogar von Büffeln, auf dieser Insel weiden?

•

Ein Brief aus Senila zeigt an, daß Herr Csomo di Körös von Kunaor dahin zurückgekehrt ist mit einer großen Menge tübetanischer Bücher. Er hat, wie es scheint, eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache vollendet, die ungefähr drei Jahre angestrengter Arbeit erforderten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 236. 24 August 1831.

Skizzen aus Abyssinien.

(Schluß.)

Pearce war über alles Dieß höchst aufgebracht, sah aber wohl ein, daß jede Klage eine Thorheit wäre. Der alte Ras ging jedoch, als er den Hergang erfahren hatte, sogleich zu dem Abuna, der ihm eine Zeit lang den Zutritt verweigerte, und ihm denselben erst gestattete, als er ihn eine Viertelstunde hatte vor der Thüre unter seiner Dienerschaft sitzen lassen. Anfangs sprach er sehr höflich mit dem Ras, versicherte ihn, es thue ihm ungemein leid, daß er ihn so lange habe warten lassen; da dieß aber seine, des Abuna, Betstunde sey, so hoffe er, der Ras werde es nicht übel deuten. Dieser war gleichfalls möglichst höflich, um den Patriarchen bei guter Laune zu halten, und sagte demselben sodann, der Garten gehöre Pearce, der ihn mit eigener Mühe und Kosten angelegt, und mit Saamen aus seinem Vaterlande angepflanzt habe. Pearce habe bereits, obgleich krank, sein eigenes Haus hergegeben, seine Heiligkeit möchte ihm doch den Garten lassen. Kaum hatte der Dolmetscher *) dieß zur Hälfte gesagt, als der Abuna in die größte Wuth gerieth, ihm eine Maulschelle gab, und ihm gebot, niemals wieder das Amt eines Dolmetschers zu versehen, und das Zimmer im Augenblick zu verlassen. Der alte Ras ging nun gleichfalls im höchsten Unmuth; sein Zorn, so wie die Furcht ihn zu zeigen, überwältigte ihn ganz. „Die Zunge dieses Abuna," sagte er, „hat mich in's Herz verwundet; ich kann mich nicht rächen, meine Religion gebietet mir es zu ertragen, aber ich glaube, wir sind ein schwaches Volk."

Der Abuna trieb nun die Verfolgung gegen Pearce noch weiter und die Entwicklung ist nicht unmerkwürdig; er ließ seine und seiner Diener Maulthiere auf eine Pearce zugehörige Wiese treiben, und Pearce nach der Sitte des Landes die Thiere pfänden, und diejenigen, welche sie mit Gewalt wieder holen wollten, zu seinem Hofe hinausprügeln. Ein anderer Engländer, Namens Coffin, war noch bei Pearce, und da dieser gerade seine Jagdflinte bei sich hatte, so behauptete der Abuna, Coffin habe ihn erschießen wollen. Es war gerade Sonnabend vor dem großen Pfingstfest, und alsbald wurden Priester nach allen Richtungen ausgesandt, um dem Gottesdienst Einhalt zu thun, bis des Abuna Befehle vollzogen seyen. Pearce und Coffin sollten als Feringhi und Kaffers (Ungläubige) nackt ausgezogen und dreimal um den Marktplaz Antalo herumgepeitscht werden. Lebten sie dann noch, so sollten sie ins Gebiet der Gallas gebracht, und dort ihrem Schicksal überlassen werden, erstens weil Pearce seine Maulesel gepfändet und seine Leute geschlagen, und zweitens weil Coffin ihn habe erschießen wollen.

Da zugleich alle Kirchen geschlossen worden, und Niemand essen, trinken, Feuer anmachen, Wasser schöpfen, noch mit einander reden sollte, so war zu befürchten, das abergläubische Volk möchte die Fremdlinge angreifen. Der Ras sorgte deßhalb zuerst für ihre Sicherheit, gürtete dann sein Schwert um, und ging, begleitet von allen damals am Hofe befindlichen Häupelingen zu der Wohnung des Abuna; dieser aber ließ die Thüren schließen, und vergebens bat die außenstehende Menge mehrere Stunden lang um Gehör. Endlich stand einer der Häuptlinge, Namens Warum Comfu auf, und redete das versammelte Volk, meistens Soldaten der Häupelinge, also an: „Wer sich als einen Christen betrachtet, der weiß, daß es besser ist, einige Tage zu fasten, ja vor Hunger zu sterben, als seine Gefährten auf eine barbarische Weise aufzuopfern. Obgleich nicht von unsrer Nation, haben die Fremden unser Glück und Unglück getheilt, sie haben muthig an unsrer Seite gegen die Feinde gestritten, und sich für unser Land denselben Todesgefahren, wie wir ausgesetzt. Pearce's Benehmen in Edjo kann keinem, der dabei gegenwärtig war, entfallen seyn; Wer nicht für solche Kameraden zwei Tage fasten kann, ist kein Soldat, und Wer ihnen, um der Befehle des Abuna willen ein Leides thun will, der ist ein Feigling." Diese Rede wirkte, Hunderte von Soldaten schrien: „wir wissen nicht, was der Abuna will, daß er uns das Essen verbietet; will er Niemand leben lassen als sich selbst?" Die abergläubischen Leute rühreten indeß zwei Tage lang keine Speise an, obgleich die Wotadak, Soldaten, selten fasten, und dießmal um so weniger dazu geneigt waren, da sie erfuhren, der Abuna habe zwei Kühe schlachten lassen, und feiere Feste mit seinen Leuten. Auch der arme alte Ras nahm durchaus keine Speise, und das Vieh, das er hatte schlachten lassen, ward von den Soldaten verzehrt.

Einige Priester und Bauern verlangten, daß die Befehle des Abuna vollzogen werden sollten. Da am Sonnabend Nachmittags ein furchtbares Hagelwetter mit Schlossen so groß als Muskatnüsse das Getreide, den Pfeffer und andere Feldfrüchte vernichtet, und

*) Der Patriarch sprach also die Tigrésprache, welche von der semitischen Amharasprache durchaus verschieden ist. A. d. R.

sogar einiges Vieh erschlagen hatte; so hielt der dumme Pöbel dieß für ein Strafgericht Gottes, während Andere meinten, es sey der Zorn des Himmels über ihre Thorheit, daß sie wegen der Wuth eines Mannes, der doch selbst ohne zu essen nicht leben könne, fast Hungers stürben. Indeß wagte man doch keinen Angriff auf die Fremden, die nicht allein eine gute Schutzwache hatten, sondern auch selbst entschlossen waren, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

So verfloß die Zeit bis zum Montag, wo dann der Ras, begleitet von allen seinen Häuptlingen, sich sehr früh nach des Abunas Wohnung auf den Weg machte. Anfangs schloß man ihm die Thore, als aber die Soldaten des Ras unter lärmendem Geschrei über die Mauer zu steigen, und die Achtung gegen den Abuna aus den Augen zu setzen begannen, so fing dieser an sich zu fürchten, und gewährte dem Ras Gehör. Alle Häuptlinge drängten sich mit in die Thüre, der Abuna schien sehr verdrossen und sprach kein Wort. Endlich fragte ihn Warum Comfu, ob er Pearce und Coffin Verzeihung angedeihen lassen wolle: „wir haben für sie gefastet," sagte er, „wo wir hätten Feste feiern sollen, und wir würden gern noch mehr für sie thun, so groß ist die Achtung, die wir für diese beiden Männer haben, und könnt Ihr (hier bückte er sich, um dem Abuna die Füße zu küssen) ihnen nicht um eurer Kinder willen vergeben?" Es dauerte eine Weile, ehe der Abuna das Stillschweigen brach, endlich sagte er: „wie kann ich den Elenden vergeben, welche die Rücken meiner Landsleute peitschten und mit Salz einrieben, als sie in Aegypten die Oberhand hatten?" Jetzt erhob sich ein sehr alter Priester, der bei dem Ras war und sprach: „Abuna, laßt mich ein Wort in Eurer Gegenwart sagen; ich bin ein alter Mann und so erfahren, als irgend einer meiner Landsleute. Unsere Religion lehrt uns barmherzig zu seyn, nicht Rache zu suchen, und Dem auch den linken Backen zu reichen, der uns auf den rechten geschlagen hat." Der Abuna befahl, den alten Mann hinauszuwerfen, ihm die Priestermütze vom Kopfe zu reißen, und erklärte ihn für ausgeschlossen aus der Priesterschaft, weil er es gewagt habe, dem Abuna Lehren zu ertheilen. Die ganze Versammlung schwieg jetzt und erwartete des Patriarchen Antwort auf die erste Bitte Warum Comfus, aber keine Antwort erfolgte, als die, daß man durch den Dolmetscher fragen ließ, warum das Volk sich nicht entferne. Dieß erzürnte die Häuptlinge, und ein Murren erhob sich. Chellica Comfu benahm sich, wie man es nannte, sehr trotzig gegen den Abuna, indem er denselben erinnerte, daß er sowohl, wie sie selbst etwas von Hams Blut in sich hätte, während Pearce und Coffin reine Abkömmlinge von Sem oder Japhet seyen. Mehrere andere sprachen noch ziemlich derb über die Sache, bis endlich der alte Ras aufstand, und mit Thränen in den Augen sagte: „Höre mich zum letztenmal, Abuna; ich kenne mehrere weiße Menschen, die ich in diesem Lande gesehen. Auch kenne ich meine Landsleute sehr wohl, und darum vergleiche ich die Weißen mit einem metallenen Topfe, die Abyssinier aber mit einem dicken irdenen Topfe. Ein metallener Topf siedet bei wenig Feuer und ist sogleich wieder kalt, wenn er vom Feuer genommen wird. So sind die weißen Männer leicht in Hitze zu bringen, aber auch schnell wieder zu versöhnen. Ein irdener Topf braucht viel Feuer bis er zum Sieden kommt, und wenn er einmal heiß geworden, so hat man Mühe ihn am Ueberlaufen zu hindern; und er siedet sogar noch geraume Zeit fort, wenn er vom Feuer weggenommen ist. Wir Abyssinier gleichen diesem irdenen Topfe: wir werden nicht leicht zornig, aber wenn wir zornig sind, so hört es auch nicht sobald wieder auf." Damit stand der alte Mann auf, und die ganze Versammlung zerstreute sich, sie waren aber noch nicht weit weg, so ließ der Abuna bekannt machen, er habe Pearce und Coffin vergeben, und das Volk könne jetzt wieder seinen regelmäßigen Geschäften nachgehen.

Es ist bereits oben des unter dem Volke herrschenden Aberglaubens in Betreff der Eisenarbeiter und Töpfer (Budjas) Erwähnung geschehen. Außerdem, daß man ihnen zuschreibt, sich in Hyänen oder andere wilde Thiere verwandeln zu können, erzählt man sich auch eine Menge seltsamer Geschichten von Krankheiten, die sie ihren Feinden durch ihr „böses Auge" anhängen; und die Abyssinier sind so sehr überzeugt, daß diese unglücklichen Schmiede in ihren mitternächtlichen Verwandlungen die Gräber berauben, daß Niemand es wagt, Quanter, d. h. getrocknetes Fleisch in ihren Häusern zu essen, während man durchaus keine Abneigung zeigt, ein Gericht frischen Fleisches mit ihnen zu verzehren, wo die vorgenommene Abschlachtung des Thiers ihren frühern schrecklichen Wahn mit einemmale zerstreut. Pearce's Gefährte, Coffin, erzählt Folgendes, wovon er Augenzeuge war. Einer seiner Bedienten war ein Budja, und erbat sich eines Abends von seinem Herrn die Erlaubniß, sich bis zum andern Morgen entfernen zu dürfen. Die Erlaubniß ward ohne Umstände ertheilt, und der junge Mann ging; kaum hatte sich aber Herr Coffin zu seinen andern Bedienten umgewandt, als einer von diesen ausrief: seht! seht! da verwandelt er sich in eine Hyäne! Herr Coffin blickte augenblicklich hin, sah allerdings von der Verwandlung nichts, aber der junge Mann war verschwunden, und eine große Hyäne rannte in der Entfernung von ungefähr hundert Schritten dahin. Dieß geschah in einer offenen Gegend, wo kein Baum und kein Busch die Aussicht hinderte. Der junge Mann kehrte am Morgen zurück, ward von seinen Gefährten wegen seiner Verwandlung angegangen, und schien nach der Weise seiner Standesgenossen die Sache eher zu bestätigen, als zu läugnen. Aus diesem letztern Umstande scheint hervorzugehen, daß dieser Aberglaube von den Budjas selbst absichtlich unterhalten wird, und der Grund davon ist vielleicht der, daß ihre Geschäftszweige zu den gewinnreichsten im Lande gehören, und da sie ausschließlich in den Händen einiger Familien sind, wo das Recht vom Vater auf den Sohn übergeht, so wollen sie sich wahrscheinlich dadurch gegen alle Concurrenz schützen, fangen vielleicht einige Hyänen, und behängen sie mit Ohrringen, und lassen sie sodann wieder laufen. Doch nicht das Volk allein ist so abergläubisch, auch unter den Vornehmen scheint die Aufklärung noch nicht sehr weit gediehen zu seyn. Herr Coffin erzählt von einem Besuche des Ras in der Kirche von Chelleut, wo besonders die von Coffin aufgestellte Orgel seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er guckte in die Blasbälgekästen, und schien in tiefes Nachdenken versunken. „Ich höre es Athem schöpfen," sagte er, als die Bälge angezogen wurden, die aber ein kleines Loch hatten, aus dem der Wind hervorzischte. Der Ras hielt sein Ohr näher und sagte: „Beim heiligen Michael, es ist eine Schlange darin!" — Er sprang mit Schrecken zurück und meinte, solch ein Ding, worin ein Teufel stecke, könne nicht für

eine Kirche passen. Alikar Barhe, der Oberpriester, der dabei stand, sagte: „Ganvar, erlaube mir zu sagen, daß es ein Engel und kein Teufel ist; unsere Kirche hat, seitdem das Werk hereinkam, keinen Schaden erlitten, vielmehr an Glück und Segen zugenommen. Ito Pearce hat in Gegenwart des Cormart (die Versammlung der Priester) es geöffnet, und alle waren der Meinung, daß nur eine menschliche Weisheit, wie Gott sie Salomon verlieh, so etwas zu Stande bringen könne. Abuna Comfu hat uns gesagt, daß er zu Rom in der Kirche des heil. Peter und Paul eines sah, das zwanzigmal größer noch als dieses ist."

Daß die Priester den Glauben des Volks an Zaubereien und Teufelsbeschwörungen benutzen, im Lande herumziehen, das Volk betrügen und sich bereichern, ist eine Erscheinung, wegen der wir nicht nach Abyssinien zu gehen brauchen; wir können deßhalb die Beispiele hievon füglich überspringen, und wollen für jetzt nur noch einige Eigenheiten in den Verhältnissen der Weiber erwähnen. In Amhara sowohl als in Tigré werden die Mädchen unglaublich jung verheirathet. Wenn sie nach den Ansichten der Eltern das Alter hiezu haben, so schmückt man ihre Haare, und schwärzt ihre Augen mit einem Mineral, Cohot genannt, das sie von den aus Aegypten kommenden Karawanen erhalten; auch die Hände werden mit einer Wurzel, Socella genannt, dunkelroth gefärbt. So setzt man sie bei trockenem Wetter an die Thüre, daß Jeder sie betrachten kann, dabei spinnen sie, oder reinigen Korn, und die Mütter lehren sie, wenn junge Leute oder Fremde vorübergehen, das Weiße ihrer gewöhnlich sehr großen Augen hervorzudrehen, und wenn man Fragen an sie richtet, mit Bescheidenheit zu lächeln. Wenn irgend Jemand, er sey jung oder alt, an einem an der Thüre sitzenden Mädchen Gefallen findet, so geht oder sendet er zu ihrer Mutter oder einer sonstigen nahen Verwandten, und hält um sie an. Die von höherem Range, wie Distriktsoberhäupter, Landbesitzer oder Handelsleute, sehen sich gewöhnlich nach Schwiegersöhnen von Leuten um, die denselben Rang haben wie sie, und die Heirath wird in Gegenwart der Schummergildas geschlossen, wobei die Eltern beider Theile eine Ausstattung geben. Nur die Hälfte von der Ausstattung der Tochter erhält der Sohn, obgleich in Amhara beide gleich sind. Bei der Heirath des Sohns oder der Tochter eines Häuptlings geben die Eltern eine gewisse Anzahl Feuergewehre, Säbel, Vieh, Kleider, baares Geld und Salz, die gewöhnliche Currentmünze des Landes. Die Heirath wird sehr festlich begangen.

Die abyssinischen Frauen sollen einer ganz seltsamen Krankheit unterworfen seyn, deren Heilung noch weit seltsamer ist. Pearce's eigne Frau ward davon befallen, er hielt es anfangs für Verstellung und versuchte die Peitsche, jedoch ohne Erfolg. Man nennt die Krankheit Tigretier, gewöhnlich sind ihr nur Weiber, doch manchmal auch Männer unterworfen. Anfangs gleicht sie einem heftigen Fieber, bald aber wird sie zehrend, verwandelt die Kranken in Skelette, und tödtet sie oft, wenn die Verwandten nicht das geeignete Heilmittel anwenden können. Die Sprache wird zu einem Stammeln, das Niemand versteht, als wer gleichfalls an dieser Krankheit darniederliegt. Sobald die Verwandten überzeugt sind, daß die Krankheit die wirkliche Tigretier ist, so vereinigen sie sich, um die Kosten der Heilung zu bestreiten. Zuerst wendet man sich an einen gelehrten Doktor (Priester), welcher das Evangelium Johannis liest, und den Kranken sieben Tage lang täglich mit kaltem Wasser überschüttet, wovon, wie natürlich, der Kranke häufig stirbt. Die wirksamste Heilung aber ist folgende. Die Verwandten dingen um eine bestimmte Summe eine Bande Trompeter, Pfeifer und Trommler, man kauft eine Menge Getränke, und versammelt alle jungen Männer und Weiber des Orts in dem Hause der Kranken, wo, wie Pearce erzählt, folgende seltsame Ceremonie vorgenommen wird. „Ich wurde einst von meinem Nachbar zu seiner jungen Frau gerufen, die mit dieser Krankheit befallen war; sie wies meine Arzneien nicht zurück, diese halfen aber durchaus nichts, weder ich noch irgend einer ihrer Verwandten konnten sie während dieser Zeit ein Wort verstehen. Der Anblick eines Buchs oder eines Priesters verursachte ihr Zuckungen, und eine Fluth von Thränen, wie Blut mit Wasser gemischt, entströmte ihren Augen. Drei Monate lag sie in diesem Zustande, und hatte während der Zeit so wenig Nahrung zu sich genommen, daß es kaum möglich schien, wie sie dabei leben konnte. Endlich entschloß sich ihr Mann zu dem gewöhnlichen Mittel; er dingte die Bande, entlehnte von seinen Nachbarn allen ihren Silberschmuck, und belud ihre Arme, Beine und ihren Nacken damit. Als am Abend die Bande mit ihrer Musik anfing, saß ich hart an ihrer Seite, nach zwei Minuten begannen ihre Schultern sich zu bewegen, bald darauf ihr Kopf und ihre Brust, und in weniger als einer Viertelstunde saß sie aufrecht da. Ihr wilder Blick veranlaßte mich, obgleich sie zuweilen lächelte, mich etwas zu entfernen, da es mich beinahe beunruhigte, ein halbes Skelett sich mit solcher Kraft bewegen zu sehen; ihr Kopf, Hals, Hände, Schultern und Füße bewegten sich nach dem Klange der Musik, und so ging es fort, bis sie aufrecht auf dem Boden stand. Endlich begann sie zu tanzen, manchmal zu springen, und als der Lärm der Musik und der Sänger zunahm, sprang sie oft drei Fuß hoch vom Boden. Hiebei zeigte sie nicht die geringste Ermüdung, obgleich die Musiker völlig erschöpft waren, und als diese innehielten, um sich durch Trinken zu erfrischen und ein wenig auszuruhen, zeigte sie Mißvergnügen. Am folgenden Tage wurde sie dem Gebrauch dieser Kurmethode zufolge, auf den Markt gebracht, wo mehrere mit Maize oder Tsug zum Trinken für die Musiker und Tänzer gefüllte Gefäße standen. Als die Musik begann, fing sie an zu tanzen, und während derselben die allerwunderlichsten Stellungen anzunehmen, Dieß dauerte den ganzen Tag. Gegen Abend begann sie ihren Silberschmuck von Hals, Armen und Beinen nach und nach fallen zu lassen, so daß sie nach drei Stunden davon völlig entblößt war. Ein Verwandter ging ihr nach, las den Schmuck, den sie fallen ließ, auf, und gab ihn sodann den Eigenthümern zurück. Als die Sonne unterging, sprang sie auf einmal mit einer Schnelligkeit fort, daß die raschesten Läufer ihr nicht gleich kommen konnten, aber in einer Entfernung von 200 Schritten ungefähr fiel sie nieder, als hätte sie ein Schuß getroffen. Bald darauf ging ein junger Mann zu ihr hin, feuerte ein Gewehr über ihr ab, schlug sie mit der breiten Seite seines großen Messers auf den Rücken, und fragte sie um ihren Namen, worauf sie mit völliger Besinnung antwortete; ein sicherer Beweis ihrer Heilung, denn während der Krankheit antworten die damit Behafteten nie, wenn man sie bei ihrem Taufnamen ruft. Sie wurde nun in einem

Zustande von großer Schwäche nach Haus gebracht, und ein Priester taufte sie wieder im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, womit die Ceremonie ein Ende hatte.“ —

Die neue London Brücke.

Man hat Grund zu glauben, daß die Erbauung der ersten Brücke über die Themse zwischen die Jahre 993 und 1016 fällt; sie war von Holz und lag ein wenig ostwärts von der jetzt so genannten alten London Brücke. Diese hölzerne Brücke wurde im Jahre 1136 sehr durch Feuer beschädigt und im Jahre 1163 wieder aufgebaut. Im Jahre 1209 endlich erbaute man die gegenwärtig noch stehende steinerne alte Brücke, die jedoch, wie sich leicht denken läßt, im Laufe der Zeit mannichfache Veränderungen erfuhr.

Die Akte zur Erbauung der neuen Brücke erhielt die königliche Genehmigung am 4 Julius 1823. Der erste Rostpfahl wurde am 15 März 1824 geschlagen, und der Grundstein am 15 Junius 1825 gelegt. Die feierliche Eröffnung derselben ist bereits in dem gestrigen Blatte mitgetheilt worden.

Dieses große Bauwerk wurde nach Herrn Rennie's Plan und unter seiner und seines Sohnes Leitung von den Entrepreneurs Joliffe und Banks ausgeführt. Die nach dem anfänglichen Vertrage stipulirte Summe betrug 426,000 Pf. St., und 30,000 Pf. für nothwendige Veränderungen und Reparaturen an der alten Brücke. Diese Summe wurde im Gange des Baues auf 506,000 Pf. St. erhöht, wozu die Lords der Schatzkammer 42,000 Pf. Zuschuß bewilligten, um die Brücke sechs Fuß breiter auszuführen als Anfangs bestimmt war, nämlich zwei Fuß auf dem Fahrwege und zwei Fuß auf jeder der beiden Fußbahnen.

Die jetzt eröffnete Brücke besteht aus fünf schön geformten elliptischen Bogen, von denen der mittlere 152 Fuß in der Breite (der breiteste elliptische steinerne Bogen, der bis jetzt noch bekannt ist) und 29 Fuß, 6 Zoll in der Höhe hat. Die Pfeiler auf beiden Seiten dieses prachtvollen granitnen Bogens haben 24 Fuß im Durchmesser. Die Bogen zu beiden Seiten des Hauptbogens haben eine Spannung von 140 Fuß und 27 Fuß 6 Zoll Höhe. Die Pfeiler zwischen diesen und den Uferbogen messen 22 Fuß in der Breite. Die äußersten Bogen zunächst dem Ufer sind in einer Breite von 130 Fuß und in einer Höhe von 24 Fuß, 6 Zoll gesprengt. Die Widerlager der Brücke messen 73 Fuß an der Basis.

Diese fünf Bogen sind von einander durch glatte Granitpfeiler mit massiven Vorlagern und Eisbrechern getrennt; ober ihnen in gleicher Richtung mit der Fahrbahn läuft eine kühn vorspringende doppelte Kranzleiste nach Art der antiken Skammillen hin. An den beiden äußersten Enden der Brücke gehen zwei gerade Treppen von 22 Fuß Breite an den Fluß hinab.

Die ganze Länge des Wasserwegs beträgt 692 Fuß; die Länge der Brücke mit Inbegriff der Widerlager 928 Fuß, ohne die Widerlager 782 Fuß; die Breite der Brücke von Brustwehr zu Brustwehr 56 Fuß; die Breite der Fahrbahn 36 Fuß; die eines jeden Trottoirs 9 Fuß. Die ganze Höhe der Brücke an der östlichen Seite vom niedersten Wasserstande an gerechnet mißt 55 Fuß.

Die Pfeilerroste sind von Buchenholz, mit eisernen Spitzen versehen, und zwanzig Fuß tief in den zähen blauen Thon eingerammt, der das Flußbette bildet. Auf den Kopf dieser Rostpfähle sind zwei Reihen horizontaler Riegelhölzer von zwölf Zoll im Gevierte gelegt, und diese mit buchenen Planken von sechs Zoll Dicke belegt, auf denen das unterste Mauerwerk ruht.

Die Außenwände bestehen aus dreierlei Granitarten: die östliche Seite aus purpurrothem Aberdeener, die westliche aus lichtgrauem Devonshirer und die Schlußsteine der Brückenbogen aus dem rothbraunen Granit von Peterhead. Die Füllung der Pfeiler, der Fahrbahn u. s. w. besteht aus hartem Derby, Bramley Hall und Whitby Gestein.

Der äußere Aufriß der Brücke bestand nach der ursprünglichen Zeichnung des jetzt verstorbenen Rennie in einem sehr flachen Bogensegment, das durch eine vorgenommene Erhöhung der Uferbogen noch flacher geworden ist, und gegenwärtig nur sieben Fuß steigt.

Vermischte Nachrichten.

Es ist auffallend, daß unter den Hindernissen, welche der Bekehrung der Hindu's zum Christenthum entgegenstehen, den Erbfolgegesetzen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Nach den gelehrtesten Kommentatoren verliert der Hindu, wenn er seine Religion ändert, alles Recht auf Erbschaften, und nach der Behauptung einiger sogar das Recht auf erworbenes Eigenthum. Bis jetzt haben Bekehrungen fast nur unter der ärmern Klasse Statt gefunden, und drei oder vier Beispiele sind bekannt, wo der Bekehrte durch seinen Uebertritt zum Christenthum ein beträchtliches Vermögen verlor, oder vielmehr aufgab; denn die Frage ist wahrscheinlich nie in einem Gerichtshofe vorgekommen. Wie ein solcher sie entscheiden würde, ist nicht leicht zu sagen; der gesunde Menschenverstand und die Gerechtigkeit eines christlichen Richters würde sich gegen die intolerante Lehre der Hindu's empören; und da jeder Tag die Nothwendigkeit auferlegt, zum Besten des Volks selbst die abgeschmackten Hindugesetze zu verletzen, so könnte die Nothwendigkeit wohl auch in diesem Falle eine denselben entgegengesetzte Entscheidung rechtfertigen.

Im Laufe des letzten Dezembers kam auf dem Dampfboote Irawaddy ein birmanischer Gesandter mit einem Gefolge von fünf und achtzig Personen in Calcutta an. Der birmanische Hof scheint durch den letzten Krieg nicht hinreichend gedemüthigt zu seyn. Die Grenzen von Assam sind ein Gegenstand des Streits zwischen beiden Regierungen, und die Unterhandlungen werden von den birmanischen Beamten auf eine nichts weniger als versöhnliche Weise geführt. Sie nehmen in der Unterredung mit den Engländern einen hohen Ton an, und sagen, der König werde die Ansprüche, welche die britische Regierung hinsichtlich der Grenzen gemacht habe, durch Kanonen entscheiden lassen. Sie glauben, der letzte Krieg sey für die britischen Truppen so nachtheilig gewesen und habe die Hülfsquellen der Engländer so erschöpft, daß sie Alles ungestraft wagen könnten. Der Beweis hievon liegt darin, daß von den stipulirten Kriegskosten neun Laks noch unbezahlt sind, trotz der heftigen Drohungen der britischen Residenten.

Wenn man den noch ungedruckten Memoiren der Herzogin von Perth Glauben schenken darf, die jetzt an einen Londoner Buchhändler verkauft seyn und wichtige Mittheilungen über den Hof Ludwigs XIV und Königs Jakob während seines Aufenthalts zu Saint-Germain-en-Laye enthalten sollen: so ist das englische Nationallied „God save the King“ bloß eine Uebersetzung aus dem Französischen. „Als der König Saint-Cyr besuchte,“ erzählt die Herzogin, „und die Kapelle betrat, sangen die adeligen Fräulein folgende Worte, die von dem Sieur de Sully komponirt waren:

Grand Dieu, sauvez le roy!
Grand Dieu, sauvez le roy!
Vangez le roy!
Que toujours glorieux,
Louis victorieux
Voye ses ennemis,
Toujour- soummis.
Grand Dieu, sauvez le roy!
Grand Dieu, sauvez le roy!
Vive le roy!

Nur wenige Schriftsteller werden sich rühmen können, mit ihrer Feder so viel verdient zu haben als Scribe, der gegenwärtig ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Franken genießt. Das Kapital davon ist die reine Frucht seiner dramaturgischen Thätigkeit. Scribe trat als Dichter zuerst im Jahre 1816 auf, so daß er also sein Vermögen, das sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf sechzigtausend Pfund Sterling beläuft, innerhalb fünfzehn Jahren erworben hat. Hierin übertrifft er bei weitem Walter Scott, den man bisher für den erwerbreichsten Schriftsteller gehalten hat. Von Scribe's Fruchtbarkeit sich einen Begriff zu machen, braucht man indeß bloß zu wissen, daß in Paris in einer Woche drei und zwanzig neue Stücke von ihm auf den verschiedenen Theatern gegeben wurden.

Es ist bekannt, daß Alexander der Große einem indischen Gaukler, der sich rühmte, eine Erbse durch ein Nadelöhr werfen zu können, einen Metzen Erbsen zum Lohne geben ließ; nicht so vielleicht, was der britische Salomo Jakob I einem Manne verlieh, der zur Feier des Einzugs des Königs in Salisbury auf dem Thurmknopfe der Kathedrale sich auf den Kopf stellte — er gab ihm und allen seinen männlichen Nachkommen (die weiblichen sollen davon ausgeschlossen gewesen seyn) das Privilegium, auf allen Kirchthurmknöpfen von England auf dem Kopfe zu stehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 237. 25 August 1831.

Jagdstücke aus Nordamerika. *)

1. Die Jagd des Cougar oder amerikanischen Löwen. **)

In dem Theil des Mississippi-Staates, welcher sich bis auf das Choctaw-Gebiet erstreckt, liegt ein großer Sumpf, der an den Ufern des Mississippi, nicht weit von einem Chicasaw Dorfe, an der Mündung einer kleinen, unter dem Namen Vanconnah bekannten Bucht beginnt, und durch das Austreten mehrerer großen Landseen zum Theil überschwemmt wird, von denen der größte, der jenen Sumpf in seiner ganzen Ausdehnung durchschneidet, sich nicht weit von der Mündung des Flusses Yazoo ergießt. Dieser merkwürdige Landsee wird der falsche Fluß genannt. Der erwähnte Sumpf folgt den Krümmungen des Yazoo, bis dieser aufwärts gegen Nordost sich in zwei Arme theilt und einen Fluß bildet, welcher der Kaltwasserfluß genannt wird, unterhalb welchem der Yazoo Zufluß von einem andern Landsee erhält, sich gegen Nordwest wendet und den falschen Fluß nicht weit von der Stelle durchschneidet, wo dieser sein Wasser vom Mississippi erhält. Diese vielleicht etwas allzu ausführliche Nachricht von der Lage dieses Sumpfes glaube ich deßhalb geben zu müssen, um alle Naturforscher, welche zufällig dieses Wegs kommen sollten, auf ihn aufmerksam zu machen und sie zu einer Untersuchung desselben zu veranlassen, die sich reichlich belohnen würde, da er einen Ueberfluß an seltenen und interessanten Gewächsen, Vögeln, Quadrupeden, Reptilien und Mollusken enthält, von denen viele noch gar nicht beschrieben sind.

Bei Gelegenheit eines meiner Streifzüge stieß ich an den Ufern des Kaltwasserflusses auf die Hütte eines Ansiedlers, in welchem ich einen guten Jäger und einen Mann kennen lernte, der mit der Lebensart der größern Thiere und Vögelgattungen wohl bekannt war, wie es denn jene abenteuerlichen Einsiedler in den unbebauten Gränzdistrikten meist zu seyn pflegen. Dieser Mann zeigte mir einige Bären- und andere kostbare Felle, die er auf jenem Sumpf erbeutet, wobei er mich versicherte, daß jene Gegend von merkwürdigen Thieren wimmle; zugleich rieth er mir, eine Jagdpartie dahin zu unternehmen. Auf meine Frage, ob er mich durch den großen Sumpf begleiten wolle, nahm er zu meinem Vergnügen alle meine Vorschläge bereitwillig an, so daß wir bald mit einander über den Tag einig wurden, an welchem unser Streifzug angetreten werden sollte. Ich brachte die Nacht mit meinem Wirth, seinem Weib und seinen zwei Söhnen, in dem einzigen Gemach der Hütte auf Bärenfellen zu.

Mit Tagesanbruch weckte mich die Stimme des Ansiedlers, der seine Schweine zusammen rief, die in einem beinahe wilden Zustand leben und ihr Futter sich in den Wäldern suchen. Ich war bald angekleidet und begab mich zu ihm. Die Schweine hatten sich auf den Ruf ihres Herrn, der ihnen etwas Körner vorwarf und sie überzählte, versammelt; er klagte mir, daß ihre Anzahl durch die Verwüstungen eines großen Panthers, so wird in Amerika der Cougar genannt, sich sehr vermindert habe, und daß dieses räuberische Thier, von dessen Kühnheit er mir manches merkwürdige Beispiel erzählte, sich nicht mit den Ferkeln allein begnüge, sondern ihm auch schon Kälber entführt habe, und daß er troß aller Mühe es noch nicht habe erlegen können. Gereizt von seiner Beschreibung, erbot ich mich ihm bei der Jagd seines Feindes beizustehen, worüber er zwar sehr erfreut war, mich aber versicherte, daß, ungeachtet mehrere seiner Nachbarn mit ihren Hunden uns begleiten würden, der Versuch dennoch fruchtlos seyn werde. Bald nachher bestieg er ein Pferd, um mit seinen Nachbarn, von denen einige mehrere Meilen von ihm entfernt lebten, wegen des Tages Verabredung zu treffen, an dem sie zur Jagd zusammen kommen wollten.

An einem schönen Morgen versammelten sich die Jäger bei Sonnenaufgang vor der Thüre der Hütte. Es waren ihrer fünf, alle vollständig zur Jagd ausgerüstet und auf Pferden, die in manchen Gegenden von Europa als elende Klepper betrachtet werden würden, die aber durch Ausdauer, Schnelligkeit und Stärke weit besser zur Verfolgung eines Bären oder Cougar durch Wälder und Sümpfe geeignet sind, als irgend eine andere Pferderace. Eine Koppel häßlicher Hunde machten eben mit denen meines Wirths Bekanntschaft, als seine beiden besten Pferde vorgeführt wurden, die er und ich bestiegen, während seine Söhne sich mit schlechteren begnügen mußten.

Es wurde nur wenig gesprochen, bis wir eine Spitze des Sumpfes erreicht hatten, wo beschlossen wurde, daß die Gesellschaft

*) Hunting the Cougar or American Lion; and Deer Hunting, by John James Audubon.

**) Nach Linné Felis concolor; nach Trall Felis Puma; im vierten Theil des Wernerischen Verzeichnisses.

sich zerstreuen solle, um die frische Spur des Panthers aufzusuchen; Derjenige, welcher sie finden würde, sollte in sein Horn blasen und auf dem Platze bleiben, bis alle sich bei ihm versammelt hätten. Noch war keine Stunde verflossen, als ein Hornruf ertönte; und fest an den Ansiedler geschlossen, ging es jetzt durch dichtes Gehölz, dem von Zeit zu Zeit ertönenden Rufe des Jägers zu. Wir erreichten bald den Platz, und kurz nach uns trafen auch die Uebrigen ein. Der beste Hund ward voraus geschickt, um den Cougar aufzuspüren, und in wenig Augenblicken folgte die ganze Koppel emsig spürend nach dem Innern des Sumpfes. Die Flinten wurden nun in Stand gesetzt, und die Gesellschaft folgte den Hunden in verschiedenen Entfernungen, doch so, daß Einer den Andern im Gesicht behielt, fest entschlossen, auf kein anders Wild zu schießen, als auf den Panther.

(Schluß folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter. *)

Thaddäus Bulgarin.

Wenn Thaddäus Bulgarin an Fruchtbarkeit sich nicht mit dem federfertigen Alexander **Orlow** messen kann, der in diesem Jahre allein fünfzehn größere und kleinere Romane zu Moskau in Druck gegeben hat, **) so kann er doch außer **Puschkin** der populärste aller lebenden Schriftsteller Rußlands genannt werden — populär nicht sowohl als Günstling des Publikums, sondern vielmehr in Betracht seines Styles und der Wahl und Behandlung seines Stoffes. Es läßt sich zwar nicht behaupten, daß in seinen Schriften eine Ader besonderer Originalität fließe, aber er ersetzt sie durch Talent, Gewandtheit und Fleiß; während die Gegenstände seiner Dichtungen von einer Art sind, daß sie einen großen Kreis von Lesern ansprechen, und Rußland mit jenen Luxusartikeln unterhaltender Lektüre versehen, die es bis jetzt von dem Auslande beziehen mußte. Allerdings sind diese inländischen Produkte nicht an und für sich wegen ihres innern Werthes schätzbar, verdienen aber dennoch jede Aufmunterung. Bulgarin's Verdienst wäre immer groß genug, bestände es auch in weiter nichts, als unter seiner Nation die Leselust geweckt zu haben. Der einmal in die dürre Steppe geworfene Brand greift mit unwiderstehlicher Schnelligkeit um sich, verzehrt das schädliche Gewürm des Despotismus und der Dummheit, und düngt mit seiner Asche den Boden für künftige Anpflanzungen. Der angeregte Geist wird nach neuer Nahrung begierig, die Nachfrage nach schriftstellerischen Erzeugnissen vermehrt sich; und ist die Bahn gebrochen, auf welcher das Talent der Anerkennung entgegegen eilen kann, so wird es auch nicht an Schriftstellern fehlen, die sie betreten, und vielleicht auch Werke von höherem Verdienste zu Tage fördern werden.

Die russische Literatur war bis jetzt nur noch mit sehr wenigen Erzeugnissen der sogenannten schönen Wissenschaften gesegnet, und diese wenigen waren von geringer Bedeutung. Diesem Mangel ist es auch zuzuschreiben, daß die russische Prosa noch allzu wenig von jener Elastizität und Ausbildung erlangt hat, zu der allein eine mannichfaltige Originalität eine Sprache erheben kann. Hätte Batiuschkov seine Feder diesem Fache zu weihen fortgefahren, so würde er seine Muttersprache ohne Zweifel mit einigen Meisterwerken bereichert haben; seine prosaischen Versuche sind ausgezeichnet durch die zierliche Schönheit ihres Styles; allein sie sind allzusehr nur bloße Versuche und stehen allzu vereinzelt da, als daß sie den Zweig der Literatur, der bis jetzt in seinem Vaterland noch so unfruchtbar geblieben ist, zur vollen Blüthe treiben konnten. Dasselbe gilt von den Werken des Fürsten Wiazemsky, Glinka's u. A. m., die bei allem innern Werthe doch bei weitem nicht imposant genug aufgetreten sind, um dem Geschmack eine Richtung zu geben, oder die erwähnte Lücke auszufüllen. Alles was in dieser Art bis jetzt geleistet wurde, blieb auf einige Beiträge zu Journalen und andere kleine Arbeiten beschränkt, die in einigen müßigen Stunden vollendet nicht jenen Eindruck auf das Publikum hervorbringen konnten, den eine mit Ausdauer fortgesetzte Kraftanstrengung allein zu erringen vermag. Die kleinen noch so zierlich aufgeschossenen Blumen werden übersehen und zu Boden getreten, nur der Baum, der in kräftiger Entwicklung stämmig geworden, mit seinen Zweigen nicht blos Duft, sondern auch Frucht und Schatten bietet, wird gepriesen und bewundert. Dieses Schicksal erfuhren auch unsre kleinen Dichter, die ersten Frühlingsboten unsrer schönen Literatur, wie Geßner, Salis, Matthison, Hölty u. s. w., die fast vergessen wie Veilchen am Zaune stehen, und kaum noch ein oder das andere kindliche Gemüth erfreuen; während wir vor unsern großen vaterländischen Eichen Schiller und Goethe hinauflauschen nach dem wunderbaren Brausen des Geistes, der aus ihren Wipfeln spricht. Auch Puschkin zersplitterte seine großen Talente zu bloßen skizzenartigen Bruchstücken, statt sie zu **einem** Werke von nur einigermaßen beträchtlichem Umfange gesammelt in Bewegung zu setzen.

Bei einer solchen literarischen Unfruchtbarkeit auf russischem Boden, erscheint Bulgarin als der erfreuliche Vorbote einer gesegneten Zukunft, und stellt sich um so vortheilhafter dar, als man aus seinen, wenn auch minder vollkommenen, Zeichnungen, doch ein

---

*) Nach dem Foreign Quarterly Review, Julinsheft.

**) Die übersetzten Titel dieser Schriften sind: 1) Begegnung der Pest und der Cholera, oder die unerwartete Vereitlung menschlicher Absichten. Moskowische Erzählung. 21 S. 2) Die Beerdigung eines Kaufmanns, oder zwei einander widersprechende Testamente. Gedicht. 19 S. 3) Die Chlunowschen Steppenbewohner Ignat und Esidor, oder die Kinder Iwan Wuishigins. 2 Bde. 4) Der Ritter vom weißen Schuhu, Schtschetina, Erbe des Ilja Muromez. Satyrischer Roman. 74 S. 5) Der Falke wäre wohl ein Falke gewesen, aber die Henne hat ihn aufgegessen, oder die entlaufene Frau. 44 S. 6) Die Gastwirthe, oder das rothe Bändchen der Frau. 39 S. 7) Der ächte russische Kaufmann, oder die Hochzeit der schönen Parania. 24 S. 8) Die lebendigen Ohnmachten oder Schattenrisse der Unwissenheit, Rauksucht, Dummheit und des Betruges. 54 S. 9) Das traurige Schicksal. 59 S. 10) Duniatschka, kritischer Roman. 56 S. 11) Der bankerutte Kaufmann. Moralisch-satyrischer Roman. 40 S. 12) Die Chlunowschen Hochzeiten Ignat's und Esidor's, der Kinder Iwan Wuishigin's. Satyrischer Roman. 112 S. 13) Tod des Iwan Wuishigin, moralisch-satyrischer Roman, nebst dem Porträt des Verfassers und der genealogischen Tabelle des Iwan Wuishigin. 78 S. 14) Die Krähenfedern, satyrische Erzählung. 53 S. 15) Marfa Iwanowna Wuishigin. 2 Theile. — Der Titel der letztgenannten Schrift war als ein Scherz angekündigt worden, und ist von Orlow aufgegriffen und ausgeführt worden.

Russischer Merkur.

richtiges Bild von den ihm vor Augen gestandenen Originalen erhält, und oft mehr als eine oder zwei Figuren, auf denen der Blick mit Vergnügen weilt. Wenn man so lange nur bissenweise seinen Hunger stillen mußte, und bei dem Verlangen nach einer derbern Kost die niedlichen Speisen auf dem Gaumen zerfließen fühlte, so gewährt es immer keine geringe Befriedigung, einmal zu einem nahrhaften Essen sich niedersetzen zu können, wenn auch nicht zu einem glänzenden Gastmahl.

Thaddäus Bulgarin, abgleich er jetzt völlig als Russe betrachtet werden kann, ist von Geburt ein Pole, und erblickte das Licht der Welt in Litthauen im Jahre 1789. Er gehört einer angesehenen Familie an, und sein Vater und viele seiner Anverwandten nahmen thätigen Antheil an dem preiswürdigen Kampfe, durch welchen Kosciuszko sein Vaterland von einem schmachvollen Joche zu befreien strebte. Durch den unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution erlitt das Vermögen seines Vaters eine solche Zerrüttung, daß sich Bulgarins Mutter genöthigt sah, nach Petersburg zu gehen, wo ihr der General Ferven, der die Familie in Polen gekannt hatte, rieth, ihren Sohn in die Militärschule unterzubringen, über die der General die Oberaufsicht führte. Unter diesen Umständen betrat der Knabe im Jahre 1798 diese Anstalt, aber sein Vater, der damals gefährlich krank darnieder lag, wurde durch die Trennung von seinem Kinde so angegriffen, daß der Kummer bald darauf seinem Leben ein Ende machte. Thaddäus vergaß hier bald seine Muttersprache und wurde völlig in einen Russen umgeschaffen. Schon frühzeitig entwickelten sich seine Anlagen wie sein Geschmack für die Literatur; die Erstlinge seiner jugendlichen Feder, einige Fabeln und satyrische Versuche in Versen, so wie verschiedene prosaische Ausarbeitungen lenkten bald die Aufmerksamkeit der zwei vornehmsten Lehrer des Institutes auf den geistvollen Knaben, dem sie fortan eine fast väterliche Liebe zuwendeten, seiner Ausbildung besondere Sorgfalt widmeten und ihn in mehreren ausländischen Sprachen unterrichten ließen. Als Bulgarin im Jahre 1805 die Militärschule verließ, wurde er von dem Großfürsten Konstantin unter sein Uhlanenregiment aufgenommen, wo er denn während der zwei folgenden Jahre in den Feldzügen der Preußen gegen Frankreich Gelegenheit hatte, seine Sporen zu verdienen. In der Schlacht von Friedland zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß ihm der St. Annenorden dritter Klasse zum Lohne wurde, eine Auszeichnung, mit der man dazumal noch nicht so freigebig umzugehen pflegte, wie heut zu Tage. Bald darauf schloß der Frieden von Tilsit die Feindseligkeiten, und Bulgarin kehrte nach Petersburg zurück. Allein bald wurde er wieder aus der Ruhe auf das Schlachtfeld gerufen; der Krieg zwischen Rußland und Schweden brach aus, und Bulgarin rückte mit den gegen dieses Königreich abgesendeten Truppen in Finnland ein, wo er unter Graf Kamensky, der die Vorhut des Heeres führte, bis Torneo vordrang. Nach seiner zweiten Rückkehr nach Petersburg entsagte er dem russischen Dienste und begab sich, sey es aus Verdruß oder widerwärtigen Verhältnissen, nach Warschau, wo noch einige seiner Verwandten lebten. Von hier ging er nach Frankreich, trat unter Napoleons siegreiche Adler und zog in den Reihen des französischen Heeres im J. 1809 nach Spanien. Die Ereignisse, deren Augenzeuge er hier wurde, gaben ihm den Stoff zu einer interessanten Erzählung, die im Jahre 1823 unter dem Titel „Wospominaniya ɾc." (Erinnerungen aus Spanien) im Druck erschien, seitdem aber seinen vermischten Schriften einverleibt wurde, von denen sie den siebenten Theil bildet. Später erhielt er die Bestimmung, den denkwürdigen Feldzügen von 1813 und 1814 beizuwohnen, gerieth zu Anfang des letztern Jahres in preußische Gefangenschaft, aus der es ihm jedoch nach vielen ausgestandenen Mißhandlungen und Leiden wieder zu entkommen gelang, worauf er sich von Neuem in Napoleons Hauptquartier begab, und hier eine Kompagnie Freiwillige zu befehligen erhielt. Mit dem Falle des großen Feldherrn, dessen Glücksstern er gefolgt war, erreichte auch Bulgarins militärische Laufbahn ihr Ende; er vertauschte ein unstätes und vielbewegtes Leben mit Ruhe und Zurückgezogenheit, die für ihn jedoch nicht minder ruhmvoll wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Jahre im Palaste Baurban. *)

Das Interesse, mit welchem man in Frankreich die Entwicklung der Streitfragen verfolgt, welche sich über den Nachlaß des letzten Prinzen Condé erheben, verweilt jetzt auf einer von dem General Lambot, der vermöge seiner Stellung das vollkommene Vertrauen des Prinzen hatte, kürzlich unter obigem Titel bekannt gemachten Schrift. Hier einige Stellen aus derselben:

„Für den Herzog von Orleans," sagt der Verfasser, „waren die letztwilligen Verfügungen des Herzogs von Bourbon lange Zeit eine wahre Herzensangelegenheit; er glaubte übrigens, daß dieser geneigt sey, einen seiner Söhne zu adoptiren, und daß nur die Baronin von Feuchères (die Maitresse des Herzogs von Bourbon) dieß hintertreibe. Allein der Herzog dachte in der That drei Jahre vor seinem Tode noch nicht daran, und die Frau von Feuchères verhielt sich dabei völlig gleichgültig. Man hatte ihr glänzende Anerbietungen gemacht, um sie für die Sache zu gewinnen; allein sie verlangte und trachtete nach nichts Anderm als wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen, wo man ihr aus Gründen, die ich verschweigen will, den Zutritt verweigerte. Diese Angelegenheit war für die Baronin eine Frage um Tod und Leben.

„Indeß wollte mit der Adoption, die man wünschte, es nicht recht vorwärts; Frau von Feuchères sprach endlich gar nicht mehr mit dem Prinzen darüber. Ihre persönlichen Interessen waren festgestellt, denn St. Leu sammt Zubehör war ihr bereits durch eine besondere Verfügung gesichert, und da sie also nichts für sich zu gewinnen oder ein Mittel sah, durch diese Angelegenheit wieder Zutritt bei Hofe zu erhalten, so war ihr die Sache bald gleichgültig; ja sie war sogar zuweilen geneigt, sich ihr zu widersetzen. Herr von Brovale sprach einst mit mir wegen der Adoption; ich verhehlte ihm nicht, wie diese Angelegenheit gar nicht zum Schlusse kommen wolle, und bemerkte, daß es gut seyn würde, wenn der Herzog von Orleans sich dem Prinzen zu nähern bemühe und ihn öfter besuche.

„Um diese Annäherung der Prinzen zu erleichtern und die beschwerlichen Vorschriften der Etikette zu umgehen, wurde die Uebereinkunft getroffen, daß der Herzog von Orleans ehester Tage mit dem Prinzen bei Frau von Feuchères im Palaste Bourbon zu Mittag speisen solle. Ich ward nach dem Palais Royal gesandt, um das Nöthige zu besorgen, und der Herzog von Orleans sagte mir: „Sehr gern werde ich mit dem Herrn Herzoge von Bourbon bei Frau von Feuchères, oder wo es ihm sonst belieben wird, speisen." Am 30 März 1829 schrieb mir Herr von Broval Folgendes: „Lieber General, der getroffenen Uebereinkunft zufolge, trägt mir der Herr Herzog von Orleans auf, Ihnen zu sagen, daß er nicht ermangeln wird, Dienstag um sechs Uhr zum Herrn Herzoge von Bourbon zu kommen, um die Ehre zu haben, mit Sr. königl. Hoh. zu speisen. Der

*) Trois ans au palais Bourbon, par le Général Lambot, Aide-de-camp de feu Monseigneur le Duc de Bourbon, dernier Prince de Condé

Herr Herzog von Chartres wird den Herzog seinen Vater begleiten, und sie werden Ihrem geäußerten Wunsche zufolge von zwei Adjutanten begleitet seyn."

„Das Diner fand statt. Alle Theile waren zufrieden, besonders Frau von Feuchères. Es war dieß die erste Aufmerksamkeit, welche das Haus Orleans der Eigenliebe und dem Ehrgeize dieser Dame erwiesen hatte, auch war sie so entzückt davon, daß sie von diesem Augenblicke an entschieden war, sich die Interessen dieses Hauses eifrigst angelegen seyn zu lassen.

„Bei allen Unterredungen bestand der Herzog darauf, sobald als möglich zum Schluß zu kommen. „Wir haben guten Wind," sagte er zu mir; „die Umstände sind so günstig als man sie nur wünschen kann; man muß sie also benutzen, mein lieber General. Es giebt Leute voller Vorurtheile; diesen zufolge sind Fürsten ehrgeizig und streben nach dem Throne der Erstgebornen. So hat man den Regenten beurtheilt, und so wird man vielleicht auch von mir urtheilen; sie können darüber entscheiden, denn sie sehen, wie friedlich und glücklich ich in der Mitte meiner Familie lebe. Alles, was wir wünschen, ist, daß Jene sich behaupten mögen."

„Nachdem ich einen bestimmten Entwurf über die testamentarischen und Adoptions-Verfügungen erhalten hatte, stellte ich ihn dem Herzoge von Orleans zu. Der König hatte mir den Wunsch geäußert, daß ich mich mit dieser Angelegenheit im Interesse der Familie Orleans beschäftigen möchte; und von welcher Art auch meine persönlichen Ansichten seyn mochten, so glaubte ich doch, den Wünschen Sr. Maj. entsprechen zu müssen. Der Herzog genehmigte den Entwurf und sagte mir, daß er ihn Herrn Dupin (seinem Rechtsanwalte) zur Untersuchung vorlegen werde.

„Einige Zeit später ging ich wieder nach Neuilly, um zu erfahren, ob die Verfügungen des Entwurfs den Wünschen des Herzogs von Orleans entsprächen. Dieser sagte mir, daß Alles vortrefflich sey, und daß alle Bedingungen genau erfüllt werden sollten; vorzüglich diejenige wegen der vier Millionen, welche der Herzog von Bourbon als Fideikommiß für Frau von Feuchères ausgesetzt habe.

„Indeß war der Prinz Ludwig Rohan mehr als jemals um Frau von Feuchères beschäftigt. Er überzeugte sich endlich, daß dieß zu nichts führe, und da die Prinzessinnen von Orleans entschlossen waren, nach Chantilly zu kommen, so glaubte er, die Damen seiner Familie dürften es nun auch nicht länger mehr aufschieben, sich dort zu zeigen. Prinzessin Bertha Rohan kam dem zufolge im Monate Januar 1830 nach Chantilly. Frau von Feuchères war außerordentlich zuvorkommend gegen sie, und von diesem Augenblicke an verdoppelte Prinz Ludwig seine Aufmerksamkeit gegen die Baronin, die er auf ihren häufigen Reisen von Chantilly nach Paris hin und zurück begleitete.

„Eine so außerordentliche Dienstbeflissenheit fiel endlich dem Herzoge auf, besonders während einer Krankheit, welche den Herzog von Bourbon befiel, und er theilte mir seine Unruhe hierüber mit. Se. königl. Hoheit wollte nach Chantilly gehen, um den Herzog von Bourbon zu besuchen, der ihn jedoch, da er das Zimmer hüten mußte, nicht empfangen konnte. Der Herzog von Orleans bemerkte indeß, daß der Prinz Rohan dahin gehe, worauf ich erwiederte, daß Monseigneur daran gewöhnt sey, den Prinzen täglich zu sehen, und dessen Besuch ihm keinen Zwang auflege. „Ich begreife das wohl," sagte der Herzog von Orleans; „allein ein Kodizill ist bald gemacht." Ich versicherte Se. königl. Hoheit, sobald der Herzog im Stande seyn werde, ihn zu empfangen, würde ich ihn davon benachrichtigen.

„Ich unterrichtete Frau von Feuchères von dem, was mir der Herzog von Orleans hatte merken lassen; berührte jedoch das Uebrige der Unterredung nur obenhin. Wir machten aus, daß Se. königl. Hoheit nach Chantilly kommen sollte, sobald der Herzog im Stande seyn werde, ihn zu empfangen. Ich schrieb dem Herzoge von Orleans hierüber und gab ihm Nachricht von seinem erlauchten Oheim.

„Die königliche Familie war über diese Angelegenheit einverstanden; die vollkommenste Eintracht herrschte darüber. Der Einfluß der Herzogin von Berry, deren Tugenden ihrer Meinung ein großes Uebergewicht gaben, war dabei unverkennbar.

„Während des Aufenthalts des Königs von Neapel zu Paris hatte ich die Ehre, der Frau Herzogin von Berry aufzuwarten. Ihre königliche Hoheit erkundigte sich angelegentlichst nach dem Herzoge von Bourbon und sagte zu mir: „Ich bin recht erfreut über das, was er für die Orleans thut; es sind so gute Menschen.""

Nachdem der Verfasser Alles, was dem Tode des Herzogs von Bourbon voranging und ihm folgte, bis auf die kleinsten Einzelheiten berührt hat, schließt er wie folgt:

„Mit der gewissenhaftesten Genauigkeit habe ich Alles berichtet, was ich bei dieser traurigen Katastrophe sowohl selbst erfuhr als auch, was mir von zuverlässigen Zeugen mitgetheilt wurde.

„Jedermann hat sich berechtigt geglaubt, über dieses Ereigniß, welches einen so lebhaften Eindruck machte, seine Ansicht auszusprechen. Die innigen Beziehungen, in denen ich drei Jahre hintereinander zu dem Prinzen stand, berechtigen mich mehr als irgend Jemand, eine Meinung in dieser Hinsicht aufzustellen, und ich erkläre, daß es mir unmöglich ist zu glauben, daß der Tod des Prinzen ein freiwilliger gewesen sey.

„Der Rechtsspruch des königlichen Gerichtshofes in Folge einer Einleitung von acht Untersuchungen hat meine Ansicht in dieser Sache nicht ändern können; im Gegentheile spreche ich stärker als je den Wunsch aus, daß man alle nur möglichen gesetzlichen Mittel anwenden möge, um eine gerichtliche öffentliche Untersuchung der Umstände zu veranlassen, welche Frankreich des letzten der Condé's beraubt haben. Diese Katastrophe war zu ernst, und machte auf Volk und Regierung einen zu lebhaften Eindruck, als daß irgend ein Mittel vernachlässigt werden sollte, um das Geheimniß aufzuklären; und ich glaube, daß eine öffentliche Untersuchung vor unsrer obersten Behörde, dem Gerichtshofe der Pairs, allein die wahre Ansicht über dieses unerhörte Unglück geben kann."

Die Aufhebung der Freimaurerei in Nordamerika.

Unter den vielen großartigen, die Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheiten befördernden Ideen, deren Anregung Europa der neuen Welt schon verdankt, darf eine neue Erscheinung in unsrer rühmlichst bewegten Zeit nicht unbemerkt bleiben, welche die nordamerikanischen Staaten bereits von einem Ende der Republik bis zum andern bewegt, nämlich die Absicht der angesehensten Mitglieder amerikanischer Maurerlogen, die Abschaffung der Maurerei in ganz Amerika auszusprechen und sich freiwillig aufzulösen. Die achtbarsten Mitglieder, die öffentliche Meinung berücksichtigend, haben sich entschieden für die Aufhebung dieses alten Gesellschaftsinstituts in dem Sinne erklärt: daß die sogenannte Maurerei von keinem fernern Nutzen in den Vereinigten Staaten mehr seyn könne, und ihre Fortdauer dem Fortschreiten unsrer Zeit vielmehr hinderlich sey. Ohne den Nutzen zu verkennen, den dieses Institut in seiner ursprünglichen Reinheit dem Fortkeimen der Freiheit und Humanität in despotischen Staaten noch gewähren mag, gestehen die Amerikaner offenherzig, daß dasselbe bei ihnen, wie in andern freien Ländern, bei dem regen Vorwärtsschreiten der Kultur und Wissenschaften schnell zu einer verkrüppelten Pflanze herabgesunken, die nur sehr wenig Früchte liefert, und gleich andern Spielzeuge in den Kinderjahren der Völker nicht verdient, von uns und unsern nachkommenden Geschlechtern noch gebraucht zu werden. Kein vernünftiger Mann zweifelt dort mehr, daß in wenig Jahren die Maurerei in ihrem Lande nur noch als ein antiquarisches Institut bekannt seyn wird, geschaffen für die Zeit des Feudalwesens, des Faustrechts und der Vehmen, das aber, unpassend für unsre Zeit, gleich vielen andern menschlichen Einrichtungen, den Tribut der Hinfälligkeit zahlen mußte. Nicht lange wird es dauern, wird auch in Großbritannien diese Angelegenheit zur Sprache kommen. Als Werkzeug der Wohlthätigkeit leistet die Maurerei hier eben so wenig wesentliche Dienste wie in Nordamerika. Unter den vielen Tausenden von wohlthätigen Instituten aller Gattungen in beiden Ländern sind die wenigen der Maurer, die sich auf einige meistens den Angehörigen ihrer eigenen Mitglieder gewidmete Erziehungs- oder Heilanstalten beschränken, kaum bemerkbar, als Mittel für Konvivialität hingegen legt sie nur in ihrem alten Flittermantel einer eitlen Tändelei und Heimlichkeit der Verwirklichung freier Ideen Fesseln an, und lenkt Nationen, die schon zu einer hohen Reife für die Erlangung wesentlich wirksamer konstitutioneller Rechte gediehen sind, nur auf ein unwirthbares Feld hin, das oft sogar auf Abwege führt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 238. 26 August 1831.

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Bulgarin schlug zuerst seinen Wohnsitz in Warschau auf, wo er seine Feder mit einigen humoristischen Arbeiten in polnischer Sprache beschäftigte, die er während seiner Feldzüge in Spanien wieder zu erlernen Gelegenheit genommen hatte. Von seinen Verwandten nach Petersburg gesendet, um dort eine Rechtsangelegenheit der Familie zu betreiben, fand er einige seiner Jugendfreunde und Schulgefährten wieder, und die Erneuerung dieser frühern Verhältnisse bewog ihn, sich in Petersburg niederzulassen. Entschlossen, nun völlig der literarischen Laufbahn zu folgen, schloß er sich seinem Freunde Gretsch *) an, in dessen Journal „Sin Otechestwa" seine ersten Versuche in russischer Sprache erschienen.

Im folgenden Jahre (1823) gab er selbst eine periodische Schrift heraus, unter dem Titel „Swjernji Arkhiv" (nordisches Archiv) das Anfangs ausschließlich historischen, geographischen und statistischen Inhaltes war. Indeß erweiterte er bald den ursprünglichen Plan und fügte eine Art Anhang von unterhaltender Lektüre aus seiner Feder bei. Hier fand er ein gelegenes Feld, seiner Vorliebe für humoristische und satyrische Arbeiten freien Lauf zu lassen, und diese lebensvollen Skizzen sagten dem Geschmacke des Publikums so ungemein zu, daß er fortan der Lieblingsschriftsteller des Tages wurde. Im Jahre 1825 begann er die Herausgabe der „nordischen Biene" und in Verbindung mit Gretsch eines oder zwei periodische Blätter für Literatur. In demselben Jahre erschien auch von ihm die „Russkaja Talija" (die russische Thalia), der erste dramatische Almanach in russischer Sprache; die Fortsetzung desselben unterblieb zwar, allein der Gedanke fand seitdem mehrere Nachfolger, wie Iwanov's „dramatischen Almanach," „den Blumenstrauß" u. s. w. Die Sammlung vermischter Schriften, von der schon oben Erwähnung geschah, und deren erster Theil im Jahre 1827 im Druck erschien, enthält eine Auswahl von den damals in den verschiedenen Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Arbeiten Bulgarins, die aus historischen und phantastischen Erzählungen, Anekdoten militärischer Abenteuer, vorzüglich aber satyrischen Sittenschilderungen bestehen; letztere, obgleich weder durch Erfindung noch durch üppigen Humor ausgezeichnet, müssen in unsern Augen doch immer einen vorzüglichen Werth behalten, da uns durch sie ein Blick in gesellschaftliche Verhältnisse eröffnet wird, die von den unsrigen durchaus verschieden sind. Zugleich lernen wir auch aus denselben kennen, welcher Spielraum in Rußland in dieser Beziehung dem Schriftsteller vergönnt ist. Indeß kann nicht geläugnet werden, daß Bulgarins Satyre etwas veraltet ist, und zuweilen an Swift und Holberg erinnert, deren Gulliver's und Niel Klimm's bereits ziemlich unter die Antiquitäten gehören. Häufig zwar sind seine Skizzen aus dem Leben genommen; aber mit Recht wird man ihnen nicht eine allzu geleckte, wohl aber eine zu mühsame Ausführung zum Vorwurf machen können; die Umrisse sind oft zu sehr übertriebene Karrikaturen, und die Färbung mehr blendend als kräftig. In seinen Figuren herrscht eine gewisse manierirte Steifheit, wodurch sie platt und schaal werden. Wenn in ihren Stellungen ein kräftiger Ausdruck nicht zu verkennen ist; so vermißt man in ihren Zügen pikante Schärfe und Individualität. Doch so mangelhaft diese Produktionen des Dichters gefunden werden mögen, immerhin ist man ihm wenigstens für Das, was er geleistet, Dank schuldig, da seine Sittengemälde in der russischen Literatur fast die einzigen und sicherlich die besten sind. Unter denselben bemerken wir als die vorzüglicheren Marina Mnischek, die Galanteriehandlung, eine philosophische Wanderung in einem Toilettenzimmer, eine Scene aus dem Privatleben des Jahres 2028, meine Bekanntschaft mit Karamsin, eine empfindsame Reise durch ein Vorzimmer u. A. m.

Hier schließt eine Strecke der literarischen Laufbahn Bulgarin's; seine folgenden Werke sind von bei weitem größerem Gehalte. Obgleich seine früheren Arbeiten eine zahlreiche Galerie bilden, so waren sie doch in zu enge Rahmen gespannt, als daß sie jenes Interesse hätten erregen können, das größere Charakter- und Sittengemälde, unter mannichfaltigen Verhältnissen und Gesichtspunkten dargestellt, in Anspruch nehmen. Um dieses zu gewinnen, sah Bulgarin ein, daß er nicht allein die Aufmerksamkeit des Publikums

*) Gretsch, der Verfasser einer historischen Skizze der russischen Literatur, ein ausgezeichneter russischer Grammatiker, hat jüngst gleichfalls eine Novelle „Ausflug nach Deutschland" herausgegeben, die er Bulgarin widmete. Es ist sein erster, aber sehr geglückter Versuch dieser Art; obgleich ohne besondere Neuheit der Erfindung oder glänzende Imagination, ist sie jedoch in einem ausgezeichneten Style geschrieben, und beweist, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter ist, und große Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung besitzt.

zu erregen, sondern auch zu fesseln suchen müsse; vielleicht erkannte er auch, daß er sich am besten durch eine Art von Kompositionen auszeichnen könne, die in andern Ländern zwar bereits zu den gewöhnlichsten poetischen Erfindungen gehören, in Rußland aber bis dahin noch unbekannt waren — wir meinen die Schilderung von Nationalsitten, wodurch er wenigstens der russischen Literatur einen neuen Anstoß geben konnte. Ging Bulgarin von dieser Ansicht aus, so ist sie seitdem vollkommen gerechtfertigt worden; denn seit der Erscheinung seiner ersten Novelle haben noch mehrere andere Schriftsteller dieselbe Bahn betreten, und einer derselben wenigstens mit nicht geringerem Erfolge als Bulgarin selbst.

Bulgarin's Iwan Wishigin oder der russische Gilblas erschien im Frühjahre 1826 und erfuhr eine so günstige Aufnahme, daß bereits im Verlaufe des ersten Monats eine neue größere Auflage veranstaltet werden mußte — eine Auszeichnung, deren sich in der Geschichte der russischen Literatur nur ein einziges Werk: Karamsin's Geschichte, zu erfreuen hatte. Bulgarin hatte in diesem Fache bereits seine Vorgänger. Naraeshny's „Bursak" kam schon im Jahre 1824 zu Moskau heraus, und „die beiden Iwan" dieses Schriftstellers berechtigten zu schönen Erwartungen. Die Scene des erstgenannten Romanes spielt in Kleinrußland, und erhält ungeachtet des etwas ungefeilten Styles und der manchmal zu weit ausgesponnenen Erzählung durch den Wechsel abenteuerlicher Begebenheiten und eine wohlausgedachte Entwicklung den Leser in Spannung. Doch besteht das hauptsächlichste Verdienst dieser Novelle in der Neuheit der Scenerie, in welche sie versetzt. Der Bursak *) Neon, gleichfalls eine Art russischer Gil Blas, steigt aus dem Dunkel seiner Geburt unter den mannichfaltigsten Abenteuern und Glückeswechseln empor. Das Schulleben des Bursak's und der militärische Hofstaat des Hetmans Nikodim bilden die lebendigsten und anziehendsten Gemälde dieser Novelle. Indeß hatten sich beide Romane keiner besonders günstigen Aufnahme zu erfreuen, und Naraeshny verdankt seinem eigentlichen Ruf mehr seinen „Slavonischen Abenden," in denen er eine Galerie alter Volkssagen und Legenden, und die berühmtesten Helden der russischen Geschichte aufführt. Bei aller schriftstellerischen Gewandtheit fehlt es Naraezhny doch allzusehr an eigentlichem Talent, als daß er gleich Bulgarin eine Epoche in der prosaischen Literatur seines Vaterlandes bezeichnet hätte.

Auch die historische Novelle hatte mehrere Jahre vor Zagoskin's „Miloslawsky" und Bulgarin's „Demetrius" schon ihren Bearbeiter gefunden. Fedorow war mit seinem „Kulas Kurbsky" aufgetreten, eine Art jener Romane, die „der große Unbekannte" in allen Theilen der civilisirten Welt in Schwung gebracht hat. Leider ist dieser erste historische Roman der russischen Literatur nur ein Bruchstück von sieben Kapiteln geblieben, und zeichnet sich, seinem schottischen Vorbilde getreu, eben sowohl durch historisch getreue Sittenschilderungen Rußlands im sechszehnten Jahrhunderte aus, wie durch lebendigen Dialog, wohlberechnete Charakterzeichnung und lichtvolle und genaue Lokalgemälde.

*) In Kleinrußland versteht man unter „Bursa" eine Erziehungsanstalt, deren Zöglinge „Bursaki" — offenbar unsre mittelalterlichen Bursen und Bursarien — genannt werden.

Die Geschichte Kurbsky's an sich ist einer der ergiebigsten Stoffe für romantische Bearbeitung; so wechselvoll sind die Schicksale dieses ausgezeichneten Mannes, der Anfangs in hohem Grade die Gunst Iwan's des Schrecklichen genoß, dann die Ungnade des Tyrannen auf sich zog, und um seinen Verfolgungen zu entgehen nach Polen floh, wo er von Begierde brennend, seine und seiner Freunde Unbill zu rächen, lange gegen sein Volk die Waffen trug; aber mitten im Glanz der Ehren und des Glückes, von Gewissensbissen über die Untreue gegen sein Vaterland gequält, von dem Schauplatze verschwand, und wie die Sage geht, sein Leben als Waldbruder in einsamer Zelle beschloß. Auch Bulgarin verwebte diesen wunderbaren Mann in seine Novelle „Demetrius," indem er diesen einen alten Einsiedler besuchen läßt, der im Rufe der Prophetengabe steht, und Niemand anders als jener berühmte Feldherr ist.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdstücke aus Nordamerika.

1. Die Jagd des Cougar oder amerikanischen Löwen.

(Schluß.)

Die Hunde schlugen bald an und beschleunigten plötzlich ihren Lauf; mein Gefährte schloß daraus, daß das Thier Stand gehalten habe, und indem wir unsre Pferde in mäßigen Galopp setzten, folgten wir dem Gebell der Hunde, welches immer stärker wurde und auf Einmal völlig verändert ertönte. Der Ansiedler trieb mich zur Eile an, indem er mir sagte, das Thier sey jetzt gestellt, und er glaube, es habe irgendwo einen niedern Ast eines großen Baumes erklettert, um einige Augenblicke zu rasten, und wenn wir es in dieser Stellung nicht zum Schusse brächten, so könnte die Jagd noch lange dauern. Als wir uns der Stelle näherten, schlossen wir uns nach und nach an einander an, da wir aber die Hunde am Fuß eines großen Baumes erblickten, sprengten wir aus einander um ihn zu umzingeln.

Jeder der Jäger machte seine Bewegungen nun äuserst vorsichtig, hielt seine Flinte schußfertig und ließ dem Pferde die Zügel, indem er langsam gegen die Hunde vorrückte. Ein Schuß von Einem von der Gesellschaft fiel, worauf der Cougar herabsprang und schnell davon eilte, da er nicht Willens war unserm Feuer länger Stand zu halten; die Hunde setzten eilig und mit einem betäubenden Gekläffe nach. Der Jäger, welcher geschossen hatte, kam herzu und versicherte, daß seine Kugel das Ungeheuer getroffen und wahrscheinlich eine seiner Vordertatzen nahe an der Schulter zerschmettert habe, denn dieß sey die einzige Stelle gewesen, auf die er habe zielen können. Wirklich war auch eine leichte Blutspur auf dem Boden sichtbar, allein die Hunde verfolgten so ungestüm, daß unsre Aufmerksamkeit mehr auf diese gerichtet war, und wir unsern Pferden die Sporen gaben und nach der Mitte des Sumpfes sprengten. Einer der Landseen war bereits durchwatet, hierauf ein noch breiterer und sumpfigerer, aber noch immer pürschten die Hunde vorwärts, und die Pferde fingen an so heftig zu keuchen, daß wir für

besser hielten abzusteigen und zu Fuß vorzurücken. Diese geübten Jäger wußten wohl, daß der Cougar einmal verwundet, bald einen andern Baum besteigt, wo er länger verweilt und es sonach leicht ist, der Spur der Hunde zu folgen. Wir stiegen also ab, entsattelten die Pferde, machten die an ihrem Halse befestigten Glocken los, kuppelten die Thiere und ließen sie nach Belieben herumlaufen.

Jetzt ging es durch den Sumpf, schlammige Pfuhle wurden durchwatet, und der bessere Weg führte über umgestürzte Bäume und verschlungene Binsen die den Boden bedeckten. Nachdem wir so einige Stunden zurückgelegt hatten, hörten wir die Hunde wieder; Jeder eilte vorwärts in der freudigen Hoffnung, jetzt sicherlich dem Cougar den Garaus zu machen. Einige der Hunde hörten wir winseln, während die Mehrzahl heftig bellte; wir waren nun gewiß, daß der Cougar gestellt war, und daß er einige Zeit rasten wollte, um sich von seinen Beschwerden zu erholen. Als wir zu den Hunden kamen, sahen wir das reißende Thier über einem großen Ast eines Baumwollenstrauchs liegen; seine breite Brust war gerade gegen uns gekehrt; seine Augen bewachten theils uns, theils die Hunde unter und um ihn; eine seiner Vordertatzen hing schlaff an der Seite herab, er selbst lag zusammen gekauert, die Ohren dicht an den Kopf gezogen, als glaubte er so unbemerkter zu bleiben. Auf ein gegebenes Zeichen wurden drei Kugeln auf ihn abgeschossen, worauf er einige Fuß von dem Ast wegsprang und dann kopfüber auf den Boden taumelte. Von allen Seiten von den ergrimmten Hunden angegriffen, vertheidigte sich der Cougar mit der Wuth der Verzweiflung, allein der Ansiedler, der an der Spitze der Jäger beinahe bis mitten unter die Hunde vorgedrungen war, brachte ihm jetzt von hinten unter dem linken Schulterblatte einen Schuß bei. Der Cougar krümmte sich einige Augenblicke im Todeskampf und war bald darauf verendet.

Die Sonne ging eben unter; zwei von den Jägern trennten sich von den übrigen, um Wildpret zu schießen, während die beiden Söhne schnell nach Hause gesandt wurden, um am folgenden Morgen für die Fütterung der Schweine zu sorgen; die übrige Gesellschaft lagerte sich auf dem Wahlplatze. Dem Cougar ward das Fell abgezogen und das Fleisch den hungrigen Hunden überlassen. Während wir beschäftigt waren, unser Lager zu bereiten, hörten wir einen Schuß fallen, und bald darauf kam einer der Jäger mit einem Schmalthiere zurück. Feuer wurde angezündet, und jeder der Jäger theilte sein Brod, und einer und der andere eine Flasche Whisky mit den übrigen; das Wild war bald zerlegt und stückweise an hölzernen Bratspießen über dem Feuer gebraten. Wir hielten ein herrliches Mahl, und als es dunkler wurde, wechselten Erzählungen und Gesänge ab, bis endlich meine ermüdeten Gefährten sich am Feuer niederlegten und einschliefen.

Ich wanderte noch eine Zeit lang umher und betrachtete die ganz eigene Wirkung, die das phosphorische Feuer hervorbrachte, welches den verfaulten Stämmen, die in den abenteuerlichsten Gruppirungen umherlagen, entströmte; ich konnte mich bei diesem Anblick eines geheimen Schauers nicht erwehren, und suchte eilig mein Lager an der Seite meiner Gefährten, wo ich bald mit der beruhigenden Ueberzeugung einschlief, daß die Hunde, welche sich noch um die Ueberbleibsel des Cougars zankten, keinen Feind in unsre Näh' classen würden.

Mit Tagesanbruch verließen wir unser Lager, der Ansiedler trug das Fell des Cougars an einem Stocke über der Schulter, und wir gingen zu unsern Pferden, die sich nicht weit von dem Ort entfernt hatten, wo wir sie Tags zuvor zurückließen. Wir hatten bald gesattelt und dem Lauf der Sonne folgend, froh über unsre glückliche Jagd, die Hütte meines Wirths erreicht. Die fünf Nachbarn erlabten sich hier mit Allem, was Küch' und Keller vermochte, und wir trennten uns, um nach Hause zu gehen, ich, um meine Wanderungen fortzusetzen.

Ueber die kommerzielle Wichtigkeit Algiers für Frankreich. *)

Man hat in der neuesten Zeit Algier fast aus dem Auge verloren. Indeß bleibt diese Eroberung an der afrikanischen Küste von höchster Wichtigkeit für Frankreichs kommerzielle Verhältnisse. Algier, zu einer französischen Kolonie geworden, die nur hundert und dreißig Stunden von der Provence entfernt liegt, kann Frankreich nicht nur Weizen liefern, welcher zur Fabrikation der sogenannten italienischen Nudeln weit vorzüglicher ist als irgend einer des europäischen Kontinents, sondern auch alle übrigen Getreidesorten, welche sich weit besser aufbewahren lassen als die von Odessa. Der jährliche Ertrag eines Ackers beläuft sich auf das zwölf bis fünfzehnfache, steigt aber in den aufs Neue urbar gemachten Gegenden auf das zwanzig bis fünf und zwanzigfache und darüber. Die Fruchtbarkeit der Provinzen des mittägigen Rußlands ist nicht viel größer; der amerikanische Boden trägt nicht reichlicher, und der Handarbeiter, der in den Vereinigten Staaten auf vierzig bis fünfzig Sous täglich zu stehen kommt, kostet in der Gegend von Algier nur zwölf bis fünfzehn Sous, und in den Provinzen noch weniger.

Vermischt man die Schafe des Landes mit Merino-Widdern, so wird man eine Race erhalten, deren Wolle die Feinheit der spanischen und die Länge, Geschmeidigkeit und Elastizität der afrikanischen in sich vereint. Auf den öffentlichen Märkten in Algier wird ein Hammel sammt der Wolle zu fünf und zwanzig bis dreißig Sous verkauft; für acht und dreißig Fr. bekommt man einen Ochsen von dritthalb- bis dreihundert Pfund.

Die Pferderace der Berberei, welche ganz sich selbst überlassen ist, ist klein und unansehnlich geworden; allein es bedürfte nur einiger Sorgfalt, um sie wiederherzustellen, um der französischen leichten Kavallerie herrliche Remonten zu liefern.

Der Olivenbaum wächst wild in der ganzen Regentschaft, die eine Fläche von zweihundert und fünf und zwanzig Stunden Länge und ungefähr fünf und siebenzig Stunden Breite umfaßt. Die innere Feuchtigkeit des Bodens macht, daß der Olivenbaum sich hier ganz vorzüglich entwickelt; wird er durch Pfropfen fruchtbar gemacht, so trägt er vom zehnten Jahre an Oliven. Vom Jahre 1819 bis 1829 wurde in Frankreich für zweihundert und sechs und fünfzig Millionen Franken Olivenöl für den Bedarf der Fabriken eingeführt, was jährlich eine Summe von mehr als fünf und zwanzig Millionen Franken macht, welche an Spanien für den Ankauf dieser Oele bezahlt wurden, die Frankreich von seiner afrikanischen Kolonie beziehen könnte. Eben so könnte es für die Zukunft seine rohe Seide, für welche es jährlich fünfzig Millionen an das Ausland bezahlt, daher beziehen, so wie auch die vier und dreißig Millionen Kilogramme Baumwolle (denn das Klima von Algier ist dem Anbaue der Baumwolle eben so zuträglich als das von Georgien und Florida); die acht Millionen Kilogramme Reiß, und die sechs Millionen Kilogramme Tabak, welche bis jetzt jährlich vom Auslande bezogen wurden.

Zwischen dem sieben und dreißigsten und sieben und vierzigsten Grade

---

*) Vorliegende Bemerkungen sind einer kleinen Schrift des Herrn Juchereau de Saint Denis entnommen, der, früher mit mehreren diplomatischen Sendungen nach der Levante beauftragt, bei der Expedition im Jahre 1830 eine wichtige Stelle beim Generalstabe der afrikanischen Armee bekleidete, und seine Ansichten größtentheils an Ort und Stelle schöpfte.

A. d. R.

nördlicher Breite gelegen erhebt sich Algier in drei großen Hochebenen vom Ufer des mittelländischen Meers bis zum kleinen Atlas, vom kleinen Atlas bis zu den Gebirgen von Titteri und von den Gebirgen von Titteri bis zum großen Atlas, auf einer Höhe von achthundert Mètres über das Gestade des mittelländischen Meers, und hat ein Klima, welches den Produkten des mittägigen Europa's eben so günstig ist als denen der heißen Zonen; es kann den Weinstock und das Zuckerrohr, den Kaffeebaum, Hanf und Flachs zugleich hervorbringen.

Durch die weisen militärischen und politischen Einrichtungen des Generals Clauzel und den glücklichen Erfolg seines Feldzugs nach Medeah hat die Bevölkerung von Algier bereits bedeutende Fortschritte in Civilisation und Industrie gemacht. Wird das System, nach welchem er handelte, nicht durch irgend ein Hinderniß gestört, so wird Algier, bis jezt der Schrecken und die Geißel Europa's, bald wieder, wie zu den Zeiten der Römer, einer der glücklichsten, blühendsten und civilisirtesten Theile der Erde werden. Statt der unbebauten Wüsten, in denen man nur wenige Ruinen alter Städte findet; statt der elenden Weiler von Schilfhütten mit Lehm überstrichen, wird man einst durch die schaffende Stimme der Industrie jene vierhundert Städte wieder entstehen sehen sehen, welche zur Zeit des heiligen Augustin existirten.

Sehr zu wünschen ist es, daß General Clauzel bald nach Algier zurückkehre, um die politischen und Verwaltungsangelegenheiten des Landes ferner zu leiten, und die Verbesserungen, die er bereits anfing, fortzusetzen, da Niemand als General Clauzel jene Talente, Entschlossenheit, Klugheit und Festigkeit zu vereinen scheint, welche erforderlich sind, um Algier die Fruchtbarkeit und den Reichthum wiederzugeben, die es zu jenen Zeiten besaß, wo das römische Reich die afrikanische Provinz unter seine reichsten und einträglichsten zählte.

Die Kosten der Besitznahme sind bereits mehr als hinreichend durch den Ertrag der öffentlichen Einnahmen ersezt; der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben betrug im Jahre 1830 1.137.554 Fr. Mit diesem Ueberschusse in Kasse begann die Verwaltung vom Jahre 1831; nach den Berechnungen des Militär-Intendanten, Herrn Vollant, wird der Ueberschuß dieser Verwaltung, die Geldbeiträge der Bei's von Oran und Constantine mit begriffen, fünf Millionen Franken betragen. Personen, welche das Land genau untersuchten und seine Hülfsquellen kennen, sind der Meinung, daß noch vor Ablauf von fünfzehn Jahren die jährlichen Einkünfte, welche die französische Regierung sowohl von Abgaben als von Pacht für öffentliche Domänen von Algier beziehen wird, sich auf fünf und zwanzig bis dreißig Millionen belaufen dürften.

Die Goldregion in Nordamerika.

Der neuentdeckten Goldminen in Nord-Carolina und ihrer Reichhaltigkeit ist bereits in unsern Blättern Erwähnung geschehen. Wir theilen hier aus einem Briefe, geschrieben am 1 Junius zu Rutherfordton in Nord-Carolina, noch folgende Notizen mit: „Eine ungeheure Menge von Goldminen ist in der Goldregion, wozu Nord-Carolina, Georgia, Florida und Süd-Carolina gerechnet werden, im Gange. Ueberall ist jedoch ein großer Mangel an geschickten Bergleuten fühlbar. Das Gold wird auf dreierlei Art gewonnen: 1) gediegenes Gold in Flüssen und Bächen. In jedem Thale, gleich viel ob von Wasser durchströmt oder nicht, findet sich einen bis zehn Fuß unter der Dammerde ein Kies, der einen bis fünf Fuß tief lagert. Diesen gräbt man aus und wäscht ihn. Gewöhnlich gewinnt ein Mann ein bis vier Pennyweight (vier und zwanzig Gran Troy-gewicht), wobei er jedoch mit großer Aufmerksamkeit zu Werke gehen muß, wenn er nicht bloß die ganz schweren Theile behalten will. Je gröber der Kies ist, desto größer ist gewöhnlich das Gold. In Meklenburg wurden in vergangener Woche in einem Tage hundert Pfund gewonnen. Das größte Goldkorn war von eintausend und neunzig, das kleinste von zwölf Pennyweight. Eine Stelle in der Nähe von Rutherfordton mit hundert Mann bearbeitet, ergibt jede Woche achthundert bis tausend Pennyweight. 2) Adern, welche von Bergleuten bearbeitet werden müssen. Der Boden in der Goldregion ist überall roth und sehr eisenhaltig. Die Adern bestehen aus weißem Quarz, worin sich schwarzer, gelber und brauner Eisenocker befindet, der meist sehr viel Goldstaub enthält. Im schwarzen sind die Theile groß aussehend, aber so dünn wie Schaum, und verfliegen beim geringsten Hauche. Dann gibt es eine Art Schwefelkies, der sehr reich an Goldstaub und von allen Farben, blau, gelb, grün, weiß ist. Er besteht in regelmäßigen Quadraten. Sehr oft stößt man in einem faustgroßen Loche des Quarzes auf gediegenen Schwefel, dem das Gold in dünnen Blättchen beigemischt ist. Die Adern sind einen bis sechs Fuß dick und nur achtzig bis hundert Schritte von einander entfernt; die meisten gehen von N. O. nach S. W. Die geringerhaltigen werden bis jezt noch nicht angegriffen. Man findet in diesen Adern nie gediegenes Gold, sondern nur Staub. 3) Eine dritte Art Mine ist wie die bei Bächen und Flüssen und im Thalgrunde befindliche, nur erstreckt sie sich über ganze Hügel und Berge. Die Bearbeitung ist mühsamer als bei jenen, da der Kies erst zum Wasser herabgeführt werden muß.“ Nähern Berichten über die Bearbeitung und Ausbeute dieses Goldlandes sehen wir entgegen.

Vermischte Nachrichten.

Bereits im Jahre 1543 bot ein gewisser Seeoffizier, Namens Blasco de Garay Kaiser Karl V eine Maschine an, durch die man ein Schiff ohne Beihülfe von Segel und Ruder in Bewegung setzen könne. Obgleich man die Sache für eine lächerliche Aufschneiderei hielt, so drang doch der Erfinder so ernstlich auf Untersuchung seiner Angaben, daß endlich der Kaiser eine Kommission dazu niedersezte, die aus Don Henriquez de Toledo, Don Pedro Cardona, dem Schazmeister Ravago, dem Vizekanzler Gralla und mehreren Seeoffizieren bestand. Der Versuch wurde den 17 Junius 1543 angestellt am Bord eines Schiffs, genannt Trinidad, von zweihundert Tonnen Ladung, das kurz zuvor mit Weizen befrachtet von Collibre angekommen war. Man sah das Schiff am bestimmten Augenblicke sich vorwärts bewegen und umlenken ohne Segel oder menschliche Kraft und ohne irgend einen andern sichtbaren Mechanismus als einen Kessel voll heißen Wassers und ein sehr kunstreiches Räderwerk. Die versammelte Zuschauermenge gerieth darüber vor Erstaunen außer sich. Der Hafen von Barcellona hallte wieder von dem Geschreie des Beifalls, und die Mitglieder der Kommission erstatteten einmüthig den vortheilhaftesten Bericht an den Kaiser. Nur der Schazmeister Ravago blieb, man weiß nicht aus welcher Ursache, gegen den Erfinder und seine Maschine eingenommen. Nachdem das Experiment vorüber war, nahm Garay seine Maschine wieder heraus, legte die hölzernen Theile derselben im Arsenal nieder, führte aber das eigentliche Getriebe mit sich hinweg. — So sonderbar diese Geschichte scheinen mag, so ist sie doch durch mehrere neulich in den Archiven von Simancas gefundene Urkunden beglaubigt, und durch die genauesten Angaben aller Einzelnheiten außer Zweifel gesezt. (A Year in Spain.)

•

Es ist bereits in diesen Blättern erwähnt worden, daß die Engländer Taylor, Elliot und Bowater auf ihrer Reise, den Lauf des Euphrats von Beer nach Hillah zu untersuchen, und sich über die Möglichkeit einer Dampfschifffahrt auf diesem Flusse Gewißheit zu verschaffen, verunglückt seyen. Die Bombay-Zeitung theilt jezt darüber die nähern Umstände mit: „Die Reisenden schlugen den Weg über Musul und Mardin nach Beer ein; Herr Taylor, in der Absicht, von da nach Aleppo zu gehen, die beiden Andern um den Euphrat hinab zu schiffen. Die Reise ging bis Musul ohne Hinderniß vor sich. Hier trafen sie die Herren Cockvell, Hull und Aspinal, und einen Kapidschi, der auf dem Wege nach Konstantinopel begriffen war, wohin er eine bedeutende Summe an den Schatz zu überbringen hatte. Da dieser mit einem starken Geleite reiste, so verließen sie in seiner Gesellschaft sich in voller Sicherheit wähnend Musul. Allein in den Gebirgen von Slojar sahen sie sich von einem Haufen Yezedis und den Bewohnern des Dorfes Tal Autar angegriffen; ihre Schutzwache floh und mit ihr Jeder von der Karawane, dem es möglich war. Die Räuber begannen zu plündern, und griffen zugleich die Zurückgebliebenen, Taylor, Bowater und Aspinal an, die sich vertheidigten, und dabei das Unglück hatten, zwei Anführer der Bande zu tödten; endlich wurden sie jedoch überwältigt und zur Rache sogleich in Stücken gehauen. Hull, Cockvell und Elliot entkamen; die beiden Erstern sezten ihre Reise auf einem andern Wege fort, und Elliot kehrte auf dem Tigris nach Bagdad zurück.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 239. 27 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs beider Sizilien schien für dieses schöne Reich wie für Italien überhaupt eine neue Aera zu beginnen. Eine glücklichere Zukunft, glaubte man, werde endlich aufgehen über einem Lande, das zugleich ein irdisches Paradies und eine politische Hölle ist, und als Italien sich erhob aus seiner Erniedrigung, das schmachvollste Joch abzuschütteln, das je ein Volk getragen hat, glänzte bereits in den Seherblicken der politischen Philanthropen die freudige Hoffnung, die Krone des aus seiner Zertrümmerung wiedergebornen Italiens auf dem Haupte des jungen Königs zu sehen. Jedenfalls versprach man sich tiefeingreifende Reformen in dem allseitig durch Alter und Despotismus zerrütteten Staatsgetriebe, zeitgemäße Institutionen und Lossagung von einem politischen Systeme, das als eine wahre Geißel Gottes durch die Bourbonen über Europa gekommen, und nur mit diesen vielleicht auf immer daraus verschwinden wird. In wiefern diese Wünsche und Hoffnungen durch die neue Regierung Siziliens gerechtfertigt wurden, haben wir bis jetzt aus öffentlichen Blättern ersehen, die nicht versäumten, die Zurückberufung einiger Verbannten, die Loslassung politischer Gefangenen, einzelne Veränderungen im Ministerium und dem Verwaltungspersonale, die Erleichterung der Volkslasten um einige hunderttausend Ducati, und andere dergleichen oberflächliche Reparaturen, deren Vortrefflichkeit Niemand fühlt und anerkennt als die Hofjournalisten, gebührend anzupreisen, als ob durch solcherlei Uebertünchung dem innern Wurmstich unsrer europäischen Staatsgebäude abgeholfen wäre. Diese leise Betastung des Uebels, an dem Europa leidet, gleicht nur allzusehr jenen Händeauflegungen und Segenssprüchen, die in frühern Zeiten Wunder gethan haben mögen, jetzt aber als bloße Quacksalbereien gelten, die weder an Menschen noch Völkern die Krankheiten heben können. Es ist das einzige Unglück für viele Fürsten unsrer Zeit, daß sie zu spät auf die Welt kamen; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts würde man ihnen für Konzessionen, zu denen sie sich jetzt verstehen, die Füße geküßt und sie als Salomo's und Titus gepriesen haben, in dem unsrigen weiß Niemand ihnen Dank dafür, und selbst gerechte und weise Maßregeln werden gleichgültig hingenommen, als längst verfallene Schulden, die man einzufordern das Recht hat.

Es wird am besten einleuchtend werden, zu welchem großen Werke der Regeneration die gegenwärtige Regierung berufen war, wenn wir hier aus einer Denkschrift über das Königreich beider Sizilien ein Gemälde entwerfen von seinem Elende, seinem Unglücke, von der Unfähigkeit seiner Verwaltung, von dem Despotismus seines Polizeisystemes. „Ich werde," sagt der Verfasser dieser Denkschrift, *) hierüber nichts als Thatsachen anführen, die allein schon genugsam Zeugniß geben; diese bilden nach meiner Ansicht die wahre Beredsamkeit der Geschichte und vor Allem unsrer zeitgenössischen. Ich verbürge ihre Wahrheit; denn ich habe mit eigenen Augen sie gesehen. Am Vorabend einer politischen Umgestaltung Italiens (und eine solche ist unvermeidlich) halte ich es für nützlich die gegenwärtige Lage der Dinge darzulegen; nur wenn man das Uebel ganz kennt, vermag man am besten die Heilmittel zu würdigen. Es sind neue Dokumente, die den Richtern vor Augen gelegt werden sollen; denn schon seit vielen Jahren schwebt der Prozeß Italiens vor dem Gerichtshofe der Nationen; es ist Zeit, daß sie endlich ein Urtheil fällen."

Das Königreich Neapel, gegen die Aufklärung des Kontinents den Kirchenstaat als Bollwerk vor sich, wird von vier Meeren, dem tyrrhenischen, adriatischen, jonischen und afrikanischen, bespült; es liegt wie ein Vorposten in der Mitte der europäischen Welt, wie eine Brücke zwischen drei Welttheilen. Es ist mit Europa verknüpft durch Sprache, Religion und Literatur; mit Afrika durch sein Klima, seine heißen Leidenschaften und seine Nähe; mit Asien durch seine Geschichte, seine Ueberlieferungen, seine Denkmäler. Es ist geschaffen zum Repräsentanten aller menschlichen Civilisationen.

Großgriechenland ist mehr griechisch als Hellas selbst. Syrakus, Agrigent, Gela, sind diese nicht Griechenland selbst? Oder vielmehr ist nicht Sizilien abwechselnd der Schauplatz aller möglichen gesellschaftlichen Verhältnisse, aller Völker der Welt gewesen, die in die Geschichte des Abendlandes eingreifen? Anfangs ein Hirtenland, dann mit kriegerischen Stämmen erfüllt, später griechisch, karthaginensisch, endlich römisch und dem byzantinischen Kaiserthum zugefallen, wurde das herrliche Land wie der goldene hesperische Apfel der Gegenstand des Kampfes zwischen Barbaren, Sa-

*) Charles Didier, Notice sur le Royaume de Deux-Siciles in der Revue Encyclopédique Juniusheft 1831.

razenen, Normannen, den schwäbischen Kaisern, Franzosen, Spaniern, Engländern. Mit welchen großen historischen Erinnerungen sind alle Völker Europa's an diese Insel geknüpft! Was von der Insel Sizilien gilt, gilt auch von dem Sizilien des Kontinents; beide haben mit wenigen Ausnahmen dieselben Phasen durchlaufen.

Das Königreich Neapel bildet den Sporn und Absatz des sogenannnten Stiefels von Italien. Der Apennin dringt in dasselbe durch die nördlichen Provinzen ein, schlängelt sich quer durch die Abruzzen, das alte Samnium, jetzt die Provinz Molise, die beiden Abruzzi ulteriore und citeriore, und spaltet sich zu einer Gabel in der Basilicata. Der östliche Arm, bei weitem weniger schroff und wild, nimmt seine Richtung nach der Puglia, dringt in dieselbe ein, durchschneidet die Provinz Bari unter dem Namen der Murgia, senkt sich zu niederen und felsigen Hügeln herab, und verliert sich an dem Rande von Otranto im Angesichte Griechenlands. Die große Kette, die den Namen der Apenninen beibehält, krümmt sich ein wenig gegen Mittag und läuft in gewaltigen Bergen, deren Seiten von Felsen und Wäldern bedeckt sind, quer durch die Basilicata, die drei Calabrien und endet am Farus dem Insellande gegenüber. Aus den Einschnitten des Gebirges an dem einen und dem andern Gestade, an dem Zusammenfalle seiner hervorspringenden oder zurücklaufenden Winkel hat man längst schon geschlossen, daß das Festland hier vom Meere durchbrochen worden und die Kette der Madonia (die alten Nebroden Sikaniens) wären sonach nur eine Fortsetzung des Apennins von Calabrien.

Diesem gebirgig zerschnittenen Boden des Landes entspricht die mannichfaltige Nuancirung im moralischen Charakter seiner Bevölkerung, und der Bewohner der Ebenen von Puglia scheint mir eben so verschieden als der Lombarde von dem Gebirgsvolke Calabriens und der Abruzzen. Der Anblick einer so scharfen Scheidung der Volksindividualitäten läßt recht klar in seiner ganzen Ungerechtigkeit den Mißbrauch einer universellen Legislatur erkennen, und einsehen, wie weit jene Föderativstaaten, wie wir sie bei den alten Griechen und den heutigen Schweizern sehen, wo jeder Kanton nach seinen eigenen Gesetzen sich regiert, den ungefügen Monarchien vorzuziehen sind, die — jederzeit das Werk eines der möglichst vielseitigen Entwicklung feindseligen Despotismus — unter ihrem eisernen Drucke alle nationale Eigenthümlichkeit ersticken, und das wahre Prokrustesbette der Völker sind. *)

*) Diese Ansichten eines Franzosen über die vielgepriesenen großen Reiche, das grand empire mit eingerechnet, ist um so bemerkenswerther, als sie die gegenwärtig in Frankreich aufkeimenden Ideen gegen das tyrannische Centralisationssystem aussprechen. Unbedingt dürften wir Deutsche zu den letzten sieben Zornesschalen, die noch über uns ausgegossen werden könnten, das vielgelobte deutsche Kaiserthum zählen, wenn es anders Gott gefallen möchte, dieses letzte Unglück über uns kommen zu lassen, und uns mit einer österreichischen oder gar preußischen Universalmonarchie zu beschenken; wie denn dieser leider noch immer selbst in den geistreichsten Köpfen spukende Traum aus der Deutschthümelei erst neulich in Pfizer's sonst so geistvollem Briefwechsel zweier Deutschen verfochten, aber auch noch geistvoller von Menzel im Literaturblatte in seiner ganzen Unhaltbarkeit gezeigt worden ist. A. d. R.

Das Meer und die Gebirge üben ohne Zweifel einen verschiedenen Einfluß auf den Charakter der anwohnenden Bevölkerung aus, und der Mangel an Heerstraßen im größten Theile des Königreiches wodurch die Entfernungen beträchtlich vergrößert und vielfältige Scheidewände zwischen die Einwohner eines und desselben Landes geworfen werden, hindert jenen lebhaften Verkehr, der durch gegenseitigen Austausch immer von einem Volke auf das andere etwas überträgt. Otranto und Reggio können in der That nicht fremdartiger der Hauptstadt gegenüberstehen als Bordeaux oder Marseille Paris. Man kann sagen, daß jede neapolitanische Provinz einen für sich abgeschlossenen Staat bilde. Siziliens nicht zu gedenken, das als ein abgesondertes Königreich von eigenthümlicher Nationalität erscheint, sind alle Inseln verschieden von dem Festlande, die Bewohner des Seegestades verschieden von denen der Gebirge, Neapel verschieden von allen Städten der Provinz.

Abgesehen von den Hindernissen, die eine argwöhnische Polizei durch die schmachvollste Verletzung des Briefgeheimnisses und des Völkerrechtes der Korrespondenz entgegen stellt, ist es in Neapel leichter und überhaupt sicherer mit dem Auslande, als mit den Provinzen Briefwechsel zu führen. Ein Brief aus Genf gelangte richtiger an mich, als einer aus Crotona oder Reggio. Was Sizilien betrifft, so ist Dieß völlig eine andere Welt. Ein Brief von Girgenti oder Syrakus braucht länger als vierzehn Tage, um auf der Post nach Neapel zu gelangen: nicht so viel von Paris. Im Winter ist der Postverkehr ganz und gar unzuverlässig, denn da es weder Brücken noch gebahnte Straßen gibt, so werden die Posten entweder durch angeschwollene Flüsse aufgehalten, oder können wegen der bodenlosen Wege nicht von der Stelle kommen. Die öffentlichen Behörden bedienen sich zu ihren gegenseitigen Mittheilungen des Telegraphen, und kümmern sich um Privatkorrespondenzen nur in so fern, als sie das Geheimniß des Siegels verletzen; denn es ist dem untersten Beamten nicht allein erlaubt, sondern sogar anbefohlen, alle Briefe seines Gerichtsbezirkes zu lesen; aus seiner Hand empfängt sie der Postbote, in seine Hand übergiebt sie dieser, und Dieß so weit das Königreich sich erstreckt. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß man seine Zuflucht lieber zu eigenen Boten, als zur Post nimmt, und Dieß geschieht auch größtentheils aller Orten. Der sizilianische „Serio" ist der wahre δρομοκηρυξ der alten Griechen, ein Bote, der jeden Augenblick bereit ist, eine Sendung zu übernehmen. Halb nackt, und mit einem langen dünnen Stab ausgerüstet, trägt er die anvertrauten Briefschaften in einer Tasche an der Seite, und wandert fort Tag und Nacht, indem er nur von Zeit zu Zeit unter einem Baum etwa anhält, um mit schwarzem Brod seinen Hunger, und mit dem Wasser aus Cisternen oder Brunnen seinen Durst zu stillen; so legt er in Einem Laufe unausgesetzt wohl fünfzig Meilen zurück. Diese Menschen, deren Natur sich vor dem Alter erschöpft, und gewöhnlich einem frühzeitigen Tode unterliegt, lassen sich sehr theuer bezahlen, aber sind von erprobter Treue. Unter den schwierigsten und zartesten Umständen habe ich mehr als Einmal ihrer mich bedient, und jederzeit ihre Zuverlässigkeit und Schnelle bewundert. Diese Sorglosigkeit der Regierung ist eines von den tausend Hindernissen, welche die Entwicklung des Verkehrs lähmen, und in einem andern europäischen Lande der Civilisation wird man sich schwerlich einen Begriff von

den Verlegenheiten und Sorgen machen, in die man durch dergleichen Verzögerungen in Privatangelegenheiten versetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdstücke aus Nordamerika.

2. Wildjagd.

Die verschiedenen Arten, das Wild zu jagen, sind in den Vereinigten Staaten nur allzu gut bekannt, und werden fast mit allzu glücklichem Erfolg betrieben. Unter der unglaublichen Zahl von schönen Thieren, die in den dortigen Wäldern und Steppen hausen, wird allmählich eine so große Verwüstung angerichtet, daß sie in wenigen Jahrhunderten dort so selten seyn werden, als es jetzt Bären und Wölfe in unsern civilisirten Ländern sind.

Drei Arten zu jagen, sind in Amerika üblich, die in den verschiedenen Staaten und Distrikten etwas von einander abweichen. Die erste wird die stille Jagd genannt, und ist die am meisten verwüstende; die zweite ist die Feuerjagd, und nächst jener die zerstörendste; die dritte, die man mehr als Unterhaltung betrachten kann, heißt die Treibjagd.

Die stille Jagd wird von den meisten Gränzbewohnern als eine Art Handwerk betrieben; sie erfordert große Thätigkeit, um mit Erfolg zu lohnen, viele Erfahrung im Gebrauch des Gewehrs, und die genaueste Kenntniß des Waldes, nebst einer vollkommenen Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Wildes, nicht allein zu den verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch zu jeder Stunde des Tags, da der Jäger das Lager, das es vorzugsweise wählt, und in dem es zu jeder besondern Zeit am leichtesten aufgespürt werden kann, genau kennen muß.

Die Kleidung des wahren Jägers, so wird der stille Jäger meist genannt, besteht in einem Jagdhemd von Leder und einem Paar Beinkleidern von demselben Stoff. Seine Füße sind mit guten Mokassinen versehen; um den Leib trägt er einen Gürtel; seine schwere Flinte hängt über seiner kräftigen Schulter; an der einen Seite hat er seine Kugeltasche, welche von dem Horn eines alten Büffels überragt wird, das einst der Schrecken der Heerde, jetzt ein Pfund des besten Pulvers faßt; in dem Riemen, an dem es hängt, steckt zugleich sein Waidmesser; hinten ragt ein Tomahawk hervor, dessen Griff durch den Gürtel geschoben ist. Sein Jagdschritt ist so scharf, daß nur Wenige, außer seines Gleichen, ihm folgen können. Bald bleibt er stehen, untersucht das Zündkraut auf der Pfanne, oder das Leder über der Batterie, bald blickt er nach dem Himmel um die Richtung zu erspähen, die er einschlagen muß, um am leichtesten dem Wilde beizukommen. Der Himmel ist klar, der rothe Strahl der Morgensonne blitzt durch die untern Zweige der hohen Bäume, an der Spitze jedes Blattes glänzt ein Thautropfen. Das smaragdene Grün des Laubes hat sich bereits in die glühenderen Tinten des nordamerikanischen Herbstes verwandelt. Ein leichter Reif hängt an den Gehägen der kleinen Kornfelder. Im Vorwärtsschreiten haftet sein Blick auf dem abgefallenen Laub, um daran mit geübtem Auge die Fährte von den Läuften eines Bocks zu erspähen. Bald bückt er sich nach dem Boden, wo irgend etwas seine Aufmerksamkeit angezogen hat, bald ändert er seine Richtung, verdoppelt die Schritte und hat in Kurzem einen fernen Hügel erreicht. Nun schleicht er vorsichtig weiter, hält an jedem Baum, und guckt vorwärts, als sey ihm das Wild bereits schußgerecht. Immer weiter geht es, aber mit immer größerer Vorsicht. Schon hat er den Abhang des Hügels erreicht, den die Sonne mit dem ganzen Schimmer ihres erstarkten Lichtes anstrahlt — nun nimmt er seine Flinte von der Schulter, schiebt die lederne Decke des Schlosses auf die Seite und benetzt die Schärfe des Steins mit der Zunge. Nun steht er unbeweglich wie eine Bildsäule, vielleicht um zu sehen, ob er in der gehörigen Schußweite ist und hebt langsam die Flinte an den Backen; der Schuß fällt, und er eilt schnell nach dem Thier, welches in seinem Lager in einem Dickicht von Weinreben, Sunnah- und Pechtannengesträuch, in seinem Schweiße liegt. Nun hängt der Jäger den Bock an einem Baum auf, streift ihm die Haut ab, schneidet die Keulen aus, und überläßt den Rest des Wildprets den Wölfen und Geiern. Die Flinte wird jetzt auf's Neue geladen, die abgeschnittenen Keulen in die Haut eingeschlagen, mit einem Riemen auf den Rücken gebunden, und der Jäger wandert fort, um neues Wild zu suchen, da er wohl weiß, daß er in der Nachbarschaft des eben geschossenen, kein anderes zum Schusse bringen wird.

(Schluß folgt.)

Sitten und öffentliches Leben in den Vereinigten Staaten.

Ein neuerlicher Streit zwischen zwei Ministern der Vereinigten Staaten hat so eben bewiesen, bis zu welchem Skandal Männer der Regierung in einem Lande, wo Preßfreiheit herrscht, den Mißbrauch der Oeffentlichkeit treiben können. Wenn man mit diesen Excessen sich bekannt gemacht hat, so vergleiche man die Sprache der französischen Journale, über welche man sich am meisten beklagt, mit dem Tone der amerikanischen Journale, welche unter dem direkten Einflusse der Depositairs der souveränen Gewalt der Union geschrieben sind. Der Telegraph, ein Blatt, das zu Washington erscheint, und das unter dem Einflusse des Herrn Ingham, Ministers der Finanzen, stehen soll, enthielt in seiner Numer vom 17 Junius die folgende Note, die auf einen Artikel Bezug hat, in welchem er die Ursachen der Auflösung des Kabinets untersucht hatte.

„Es ist bewiesen, daß die Familien des Marine-, Finanz- und Justizministers mit Madame Eaton in keiner gesellschaftlichen Verbindung stehen wollten."

Madame Eaton ist die Frau des Kriegsministers, welcher, aufgebracht über diese Note, die er Herrn Ingham zuschrieb, sich beeilte, ein Schreiben an den Finanzminister zu richten, worin er ihn bittet, ihm wissen zu lassen, ob er einen Artikel, der nur unter seiner Ermächtigung bekannt gemacht worden seyn konnte, anerkenne, oder ob er geneigt sey, öffentlich demselben zu widersprechen. In einem so dringenden Falle konnte er nur mit einer Lüge oder mit einer höhnenden Beleidigung antworten; der Finanzminister wählte das Letztere. „Wenn Sie glauben," schrieb er an seinen Kollegen, „daß Ihr Zorn mich veranlassen werde, das für unwahr zu erklären, was die ganze Stadt weiß und die Hälfte der Einwohner der Vereinigten Staaten glaubt, so kann ich nur Ihren Irrthum bedauern." Am folgenden Tage sandte Major Eaton eine Ausforderung an Herrn Ingham. „Er wage zu hoffen, wenn er, der Finanzminister, die Niederträchtigkeit gehabt habe, ihn, den Kriegsminister, so zu verleumden, so werde er wenigstens den Muth haben, sein Unrecht mit den Waffen in der Hand wieder gut zu machen." Man sollte glauben, Herr Ingham werde in der Lage, worein er sich durch seine Hartnäckigkeit versetzt hatte, die Ausforderung, die er selbst veranlaßt hatte, als eine natürliche Folge seines Betragens annehmen. Keineswegs, eine Antwort, noch herausfordernder,

als die erste, war Alles, was der Major von seinem Gegner erhielt. „Ich begreife," schreibt Herr Ingham an Herrn Eaton, „die Rolle sehr wohl, welche man Sie in einer Komödie spielen läßt, welche unter den Augen des amerikanischen Volks vorgeht; Ihre Drohungen schrecken mich eben so wenig, als Ihre Beleidigungen mich reizen, und Sie werden mich zu keiner Handlung treiben, welche dem Mitleiden und der Verachtung, das Ihre Lage und Ihr Benehmen mir einflößen, entgegen wäre." Dieser skandalöse Wechsel von Provokationen dauerte in demselben Tone fort. Der Major Ingham konnte troz aller Beschimpfungen, welche sein Zorn über den Herrn Finanzminister ausschüttete, niemals dahin gelangen, ihn aus seinem beleidigenden Phlegma herauszubringen. Der Präsident wurde von diesem bedauernswerthen Streite bald durch Herrn Ingham selbst unterrichtet, der sich über einen Mordversuch beklagte, den sein Feind und dessen Anhänger gegen ihn angestiftet hätten. Nachdem Herr Ingham die gehässige Thatsache dieser bedauerlichen Geschichte bekannt gemacht hatte, zog er sich auf seine Besizungen in Pennsylvanien zurück.

Dieser schimpfliche Prozeß, den das Publikum zu schlichten berufen wurde, erregte einen allgemeinen Unwillen. Die Frauen wurden genannt; die Geheimnisse des Privatlebens dem öffentlichen Skandal preisgegeben. Die Bürger sahen bei dieser unglücklichen Streitsache noch etwas Anderes, als zwei Individuen, die sich so weit vergaßen, daß sie dem öffentlichen Rufe Troz boten; man sah, wie zwei hohe Beamte, denen der Staat eine Macht übertragen, die Würde des Landes kompromittirten, indem sie ihren Namen herabwürdigten und sich gegenseitig bemühten, ihre Ehre zu beschimpfen. Die Ursache eines so unversöhnlichen Hasses zwischen zwei in vielen Beziehungen schäzenswerthen Männern datirt sich schon von lange her. Es ist nicht ohne Nuzen, die Ursachen hievon bekannt zu machen, nicht um die Verirrungen zu entschuldigen, sondern um sie zu erklären.

Madame Eaton hatte in erster Ehe den Purser, d. h. den Rechnungsbeamten eines Staatsschiffs geheirathet. Während der Abwesenheit ihres Gemahls schien die junge Frau den Matronen von Washington nicht die Zurückhaltung zu beobachten, welche ihre neue Lage ihr vorschrieb; sie empfing die Besuche des Herrn Eaton, der nach dem Tode des Rechnungsbeamten die Frau heirathete, welche für seine Eroberung galt. Ueber den Punkt der ehelichen Treue sind die amerikanischen Sitten unerbittlich. Der Major Eaton, ein genauer Freund des Generals Jackson, wurde von diesem, als er Präsident wurde, ins Kriegsministerium berufen. Aber die ausgezeichnetsten Damen Washingtons verziehen der Gemahlin des Ministers die Fehler nicht, welche sie der Frau des Rechnungsbeamten vorzuwerfen das Recht zu haben glaubten. Seine Versuche, sie in die Zirkel, von denen sie zurückgestoßen wurde, einzuführen, brachten ihr nichts als Demüthigungen zuwege. Ihre Visitenkarten wurden ihr mit Verachtung zurückgeschickt, die Frauen des Attorney-Generals, des Marine-Ministers und Finanz-Ministers ziehen sich zurück, wenn sie in dem Salon des Capitols unter dem Schuze ihres Gemahls erscheint, der durch die Aegide seiner Macht die frühern Fehler derjenigen, mit welcher er sich verband, zu bedecken glaubte. Der Premier-Minister, Herr van Büren, will einen lezten Versuch machen; er wagt es, mitten in der Gesellschaft die Frau vorzustellen, welche diese Gesellschaft zu entfernen wünschte; abermals zieht sich Alles zurück. Der Präsident sezt sich selbst in den Kopf, dieser grausamen Abneigung, dieser hartnäckigen Opposition ein Ende zu machen; er droht, Jeden abzusezen, der seinem energisch ausgesprochenen Willen sich widersezen würde. Die Frauen der Minister bleiben standhaft und die Minister werden abgesezt. Das Kabinet, bereits politischen Streitigkeiten zur Beute, kann diesem lezten Streiche des Despotismus nicht widerstehen; es trennt sich unwillig und überläßt dem Volke die Sorge, die Thatsachen eines solchen Streits und einer solchen Auflösung zu würdigen.

Das Publikum wird in der That diesen Prozeß schlichten; die Wahlen kommen heran, dann wird die Nation die Assisen halten, und die amerikanischen Bürger werden beweisen, wie sehr es sie schmerzt, einen Nachfolger Washingtons von dem Stuhle, auf den die Vereinigten Staaten ihn erhoben, herabsteigen zu sehen, um seinen Namen mit Intriken in Verbindung zu bringen, wovor die unbedeutendsten Privatleute erröthet haben würden.

Vermischte Nachrichten.

Zu London hat man die ersten Nummern einer neuen afrikanischen Zeitung: „Der liberische Herold," erhalten, die in der nordamerikanischen Negerkolonie Liberia oder Monrovia in Westafrika erscheint. Die in den erwähnten Blättern enthaltenen Neuigkeiten berühren meist nur lokale Interessen. So geben sie unter Anderm Jagdberichte des Inhalts: „Seit dem Anfange der Regenzeit sind zwischen Millsburg und Marhon sieben und vierzig Elephanten, sechs Seekühe und vier Büffel erlegt worden. Das Wild wird so kühn, daß es in unsre Felder eindringt und unsre Pflanzungen zerstört." — Uebrigens lauten die Nachrichten aus dieser Niederlassung sehr befriedigend. Sie zähle gegenwärtig fünfzehnhundert Einwohner, die einer durchaus freien Verfassung genießen. Der Boden ist fruchtbar und das Klima der Natur der Bevölkerung angemessen. Die Kolonisten haben Handelsverbindungen und freundschaftlichen Verkehr mit den Häuptlingen der benachbarten Stämme angeknüpft, und mehr als hundert Kinder der leztern befinden sich in Liberia, um in den daselbst errichteten Schulen unterrichtet zu werden. Ein angesehener Londoner Kaufmann hat zwei Schiffe in dem Handel mit Liberia beschäftigt. Beträchtliche Kapitalien von Neu-England, Neu-York und Baltimore sind gleichfalls in dem Verkehr mit der jungen Kolonie und dem benachbarten Küstenlande angelegt. Man schmeichelt sich in England mit der Hoffnung, daß bald ein ausgedehnterer Verkehr zwischen den inländischen Häfen und Monrovia statt finden werde.

*

Eine Anzahl von Goethe's Verehrern in England, unter denen sich die Namen Walter Scott, Lord Leveson Gower, Lockert, Rodgers, Carlyle, der Verfasser von Schillers Leben, Doktor Maginn, Fraser, Churchill u. A. m. befinden, hat jüngst unserm Dichter als Zeichen ihrer Verehrung ein Siegel übersendet, das an Geschmack und Schönheit mit den besten antiken Gemmen sich messen kann. Dasselbe ist von Herrn Salter geschnitten, und enthält als Devise einen Stern, den eine Schlange umgibt, mit dem deutschen Motto in gothischer Schrift: „Ohne Hast, aber ohne Rast." An dem untern Rande sind die rothen und weißen Rosen, mit Eichenlaub umgeben, die Embleme Englands, angebracht. Oben erblickt man einen Eulenkopf unter Epheublättern und ein schönes und kühn geschnittenes Satyrhaupt; das Ganze ist von Blumengeflechten umgeben. Ringsherum laufend und mit den Epheuranken verflochten, schlingt sich die englische Inschrift: „To the German Master, from friends in England. 28th of Aug. 1831."

*

Unter dem europäischen Adel, sagt das Hofjournal, ist der Marquis von Stafford der Reichste. Sein Einkommen beläuft sich auf mehr als dreimalhunderttausend Pfund Sterling. Der Herzog von Medina Coeli, den man bis jezt als den Erbfus des Adels anzusehen pflegte, bezieht bloß hundert und vierzehn Millionen Realen, ungefähr hundert und fünfzehntausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte; dabei muß er einen fast königlichen Hofstaat halten, wie er denn immer noch seine Ansprüche auf die Krone Spaniens nicht aufgegeben hat. Seine Hofhaltung hat eine Dienerschaft von mehr als zweihundert Personen. Zunächst dem Herzoge von Medina Coeli sind die reichsten Granden Ossuna und der Herzog von Alba und Berwick; Lezterer ist jedoch sehr verschuldet. Indeß können die Einkünfte der Großen von Spanien in keinen Vergleich gestellt werden mit denen der englischen Aristokratie. Die Revenuen von fünfzig spanischen Granden würden nicht hinreichen, den ungeheuern Einkünften der Herzoge von Buccleugh und Bedford, oder der Earls von Grosvenor und Fiz William, und einem oder zwei Andern gleichzukommen.

*

Nach dem Ende des Kriegs im Jahre 1815 war die Zahl der englischen Offiziere mit vollem Solde dreizehntausend fünfhundert, mit halbem Solde viertausend neunhundert, im Ganzen achtzehntausend vierhundert. Im Jahre 1830 zählte man Offiziere mit vollem Solde sechstausend einhundert acht und siebenzig, mit halbem achttausend siebenhundert zwei und dreißig, im Ganzen vierzehntausend neunhundert und zehn, also dreitausend neunhundert neunzig weniger als vor fünfzehn Jahren; hiezu kommen aber noch sechshundert auf halben Sold gesezte Offiziere der Artillerie und Marine, die zu andern Dienstgeschäften verwendet wurden; so daß also die Minderzahl viertausend und neunzig beträgt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 240. 28 August 1831.

Die englische Winkel=Journalistik.

Es ist bereits in diesen Blättern (S. 352 dieses Jahrganges) der Winkeljournalistik in London gedacht worden, die unter den niedrigsten Volksklassen ungestempelte Zeitungen um den Preis von wenigen Pfenningen in Umlauf bringt, und an demagogischer Verwegenheit Alles überbietet, was noch in dieser Art gehört worden ist. Ungeachtet des wohlfeilen Preises, der diesen gefährlichen Schriften unter den niedrigsten Volksklassen eine ungeheure Publizität verschafft, müssen deren Herausgeber dennoch daraus einen unermeßlichen Gewinn ziehen, da sie die auf die gesetzmäßig erscheinenden Blätter gelegte hohe Stempeltaxe umgehen, was der Regierung um so mehr Grund gab, auf diese journalistischen Schmuggler ein doppelt wachsames Auge zu halten. Endlich gelang es, einem derselben, der sich Bürger Hetherington nannte, auf die Spur zu kommen, und ihn wegen der Verbreitung ungestempelter Zeitungen vor Gericht zu fordern. Indeß fahren die Agenten des erwähnten Bürgers Hetherington fort, das Land mit ihren Flugschriften zu überschwemmen, während er selbst sich unsichtbar zu machen gewußt hat. Nicht bloß unter der arbeitenden Klasse von London, sondern auch in den Manufakturdistrikten werden diese Blätter mit der größten Begier gelesen und aus den folgenden Auszügen mag man beurtheilen, welche Wirkung sie hervorbringen können, zumal wenn man erwägt, daß eine zahlreiche Menge ungebildeter und leichtgläubiger Leute durch die wegen der Reformbill in den meisten Gemeinden herrschende Spannung außer Arbeit gekommen, also ohne Brod ist, und um so bereitwilliger jeder aufwieglerischen Einflüsterung Gehör gibt. In einem der genannten Winkeljournale liest man unter der Aufschrift:

„Die Folgen davon, daß wir Könige, Pfaffen und Herren haben," Nachstehendes.

„Ein Todtschlag macht
Zum Schurken, tausende zum Helden.
Die Fürsten sind zum Mord berechtigt,
Weil Zahl Verbrechen heiligt."

„O Privilegien! Privilegien! Das ist auch eines von euren Stücken! Ihr macht einen Mann zum „Helden," weil er mit dem Todtschlag einen Großhandel treibt, und laßt die Speichellecker seine blutigen Thaten glorreiche Verdienste nennen!"

„Mitbürger! In einer Sitzung der Gesellschaft zur Beförderung der Aristokratie, sonst genannt Haus der Gemeinen, am vergangenen Donnerstag, zog der Bürger Attwood auf die Minister los, wegen ihrer immerwährenden Berufung an das Volk; Dieß schicke sich besser, sagte er, für einen Zustand, wohin sie zu gelangen trachteten, aber wohin sie, wie er hoffe, nie und nimmermehr gelangen würden!!! So sind also die immerwährenden Berufungen an das Volk dem braven Mann ein Eckel! An Wen will er denn in's Teufels Namen seine Berufung richten? Etwa an Ihre gefallene Hoheit die schurkischen Boroughmäckler? Oder sollen die Minister an die Newcastles, die Exeters, Lowthers, Beauforts, Northumberlands und andere dergleichen Zierden der Aristokratie und des menschlichen Geschlechts appelliren?"

„Parlamentsverhandlungen. — Wir sind so fest überzeugt, daß die Parlamentsreform so gut als nichts für Euch ist, Freunde und Mitbürger, daß wir unsere Spalten auf Kosten besserer Dinge nicht damit anfüllen wollen; es ist genug zu wissen, daß die zweite Verlesung durch die ungeheure Majorität von 136 Stimmen durchging, die Gesammtzahl der Stimmenden war 359, dagegen stimmten 223.

„Die Liberalen. (Ha! Ha!) Whigs, die für nichts Zeit haben, als für ihre betrügerische Reformbill, finden übrigens Zeit genug, das Geld, das sie aus Euch herausgeplündert haben, durchzubringen, indem sie ihre bewaffneten Sklaven und ihre bettelarmen Freunde und Verwandten besolden — sie haben keine Zeit, tyrannische und drückende Gesetze abzuschaffen, aber Zeit dieselben auf die möglichst despotische Weise zu verstärken, um ihre Gefängnisse anzufüllen — sie haben Zeit, neue Gesetze auszuhecken, die noch zehnmal tyrannischer sind, als die, wodurch Tyrannen verdientermaßen ihre Throne verloren haben, Gesetze, die noch grausamer sind als selbst die abscheulichen sechs Akten des blutdürstigen Tory Castlereagh!"

„Gleichheit."

„Gleich seyd ihr All'! Es schuf Natur euch so.
Gleichheit ist eu'r Geburtsrecht! Sehe ich
Den stolzen Palast und den einen Mann,
Im blutgepurperten Gewand des Königthums,
Beim trägen Schmaus, von Millionen Herr! —
Und wende dann mich zu der Armuth Hütten,
Wo von dem Elend aufgezehrt der Arbeitsmann
Den kargen Bissen mit den Kindern theilt.

Dann seufz' ich, und empört von solchem Bild,
Erröth' ich ob der menschlichen Geduld."
(„Walter Tyler, bevor er stahl.")

„Erklärung des Eigenthumssystemes. — Es gibt keinen Gegenstand, auf welchen die Aufmerksamkeit des menschlichen Geschlechtes — vorzüglich bei der gegenwärtigen Lage der gesellschaftlichen Verhältnisse — mit größerem Nutzen verweilen könnte als das Eigenthum. Es ist aber ein Gegenstand, der so von Schwierigkeiten starrt, daß die meisten Menschen und selbst Männer von gelehrten und liberalen Ansichten eine nähere Beleuchtung desselben scheuen. Aber was ist Eigenthum? — das Mittel, wodurch die Bedürfnisse des Menschen befriedigt werden — Nahrung Kleidung und Obdach für seinen Leib — Unterricht für seine Seele. Auf Befriedigung dieser Bedürfnisse hat jeder Mensch gerechten Anspruch. — Alles Eigenthum ist ein Produkt des Bodens, der angebaut oder durch menschliche Hände und Geschicklichkeit in verschiedene Formen verarbeitet wird. — Das große Wesen, von dem der Mensch in die Welt gesetzt — von dem er mit den Organen ausgerüstet wurde, wodurch das Leben erhalten, fortgesetzt und erfreut wird — das große Wesen, das die gütige Erde mit Fruchtbarkeit schwängerte, war nie gewillt, daß seine Geschöpfe mitten im Ueberflusse umkommen oder daß ein Mann sich bereichern sollte durch angehäufte Schätze, die durch die Arbeit von verhungerten Tausenden gesammelt werden. Nein, jeder Mensch hat das Recht zu leben und des Lebens sich zu freuen. Wenn aber Jedermann das Recht hat zu leben, so hat er auch das Recht auf die Mittel, durch welche allein das Leben erhalten werden kann. Das Leben kann aber nicht ohne die vorhin aufgezählten Mittel — die das Eigenthum ausmachen, erhalten werden. Eigenthum ist das Produkt des Bodens, das durch Arbeit gewonnen wird — jeder Mensch ist also berechtigt zu einem solchen Antheil an diesem Produkt, der hinreicht, um seine körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und die Entwicklung seiner physischen und moralischen Kräfte zu begünstigen — in sofern hat also jeder Mensch ein Recht auf das Eigenthum des Bodens. Leeres Geschwätz von Civilrecht — leeres Geschwätz von Uebereinkunftsrecht — leeres Geschwätz von Erbrechtsgesetzen! Kann es ein heiligeres Recht geben als das der Schöpfung? — Kann es ein gebieterischeres Gesetz geben als die Nothwendigkeit?"

„Abgenützte Institutionen. — Wenn die Monarchie, das Haus der Lords oder die herrschende Kirche dem Volke wahrhaft nützlich wären, so würden sie es doch gewiß selbst einsehen und sagen: Niemand weiß gewiß besser, was ihnen nützlich ist als sie selbst. Sind aber diese Institutionen unnütz, warum sollen sie beibehalten werden? Sie wurden uns durch Gewalt aufgelegt, aber dieß ist kein Grund, sie noch fortdauern zu lassen. Das ist die Trefflichkeit dieser Zeiten, daß die Menschen anfangen zu untersuchen, wozu ihnen eine Einrichtung nützlich ist? Ich hoffe nicht, daß Lord Winchelsea im Sinne hat zu sagen: unsere Vorfahren erwarben diese Einrichtungen durch Gewalt, und ich will sie aufrecht erhalten durch das Recht des Schwertes; obgleich Lord Grey in seinem Wahnwitz schwach genug war über die Aufrechthaltung seines Standes zu schwätzen.

„Gefolterte Menschenmetzger. — Obgleich wir eine unüberwindliche Antipathie gegen Jedermann haben, der die königliche Blutliverei trägt, so können wir doch nicht vergessen, daß sie Menschen sind — wenigstens daß sie die menschliche Gestalt haben; und aus demselben Grunde, als wir mit Unmuth hören würden, daß ein Geschöpf, wär' es auch ein Tiger, muthwilligerweise gemartert worden, empört sich unser Herz bei der Nachricht, daß eines unsrer Mitgeschöpfe (obgleich ein Menschenmetzger) auf eine viehische Weise mißhandelt worden ist. — Die Zeitungen berichten uns, daß vergangenen Freitag zweien Männern von dem Regimente, an dessen Spitze der Held von Waterloo — sonst auch Europa's Heiland genannt!!! — steht, mit den neun Katzenschwänzen *) das Fleisch so lange vom Rücken abgerissen wurde, bis die Natur überwältigt die Todesqual nicht länger ertragen konnte."

„Ein Wort mit den ireländischen Hautschindern, Vielfräßen und Wölfen — Ireländische Aristokraten! Ihr seyd mit wenigen Ausnahmen ein steinherziges, unmenschliches Gezücht von Ungeheuern! Das weiß Gott und die Welt. In frecher Schändlichkeit überbietet ihr noch eure englischen Aristokratenbrüder, und das will Viel heißen. Bei all der brutalen Selbstsucht und dem empörenden Stolz der englischen Herrlichkeiten habt ihr auch nicht eine ihrer wenigen guten Eigenschaften. Einige von Euch blicken mit Seelenruhe auf das Elend ihrer Landsleute, und das Höchste, was ihr thut, um dieses Elend (das ihr doch selbst geschaffen habt) zu erleichtern, besteht darin, daß ihr bei uns Fremden um Almosen für sie bettelt. Ihr preßt den letzten Blutpfennig aus den Händen der unglücklichen und verhungernden Bauern, und dann verlangt ihr mit der eisernsten Stirne, die ihr nur vom Teufel geliehen haben könnt, von dem durch Abgaben ausgemergelten Volk dieses Landes, die Leere zu füllen, die eure wölfische Gefräßigkeit gemacht hat. Nachdem ihr von dem armen, unglücklichen Volke den letzten Pfennig des Unterhaltes herausgefoltert, und durch eure teuflische Unbarmherzigkeit Hunger und Pestilenz hervorgerufen habt, verlangt ihr von der britischen Nation, auf Gegenmittel zu denken. Ihr Diebsgriffigen, schamlosen Geyer, wie oft glaubt ihr soll euch dieses Gaunerstück noch gelingen? Nie und nimmermehr. Die wahren Ursachen und die dauerhaften, wirksamen Gegenmittel für den heillosen Zustand Irelands sind nun erkannt. Der Kampf hat begonnen, und wir müssen den Knebel der Furcht und Verstellung sprengen; der Streit ist unvermeidlich, und wir müssen ihn mannhaft antreten: da gibt es kein Ausweichen mehr; nicht mißhandeln, aber standhaft abläugnen wollen wir unsern Herrn das Recht, das Haus der Gemeinen uns zu verschließen; wir wollen unser Recht verlangen, und das despotische Gesetz, das uns dessen berauben will, nur mit Verachtung behandeln, wir wollen es mit Füßen treten und jeder Gewalt Trotz bieten, die es uns aufzwingen will." —

Ein anderes Blatt dieser wildwachsenden Journalistik enthält Artikel unter folgenden Ueberschriften: „Das neue noch nicht ausgeschriebene Parlament — Ein Wort an die nicht Repräsentirten — Republikanismus in Frankreich und Belgien. — Polen. — Blutdürstige Zehentwehrwölfe. — Auswanderung und unangebautes Land. — Allgemeines Stimmrecht. — Papiergeld. — Beutel-

*) Cat o' nine tails, eine Peitsche mit neun knotigen Strängen. Der Winkeljournalist spielt hier auf die im Auslande S. 844 erzählte scheußliche Exekution an.

schneider. — Taxen auf die Aufklärung, die Glorie der Schurken. — Wahlen. — Plaudertasche. — Die Quelle der Macht. — Ankündigungen.

Die gegebenen Auszüge werden hinreichen, Geist und Richtung dieser geheimen Journalistik zu bezeichnen, zugleich aber werden sie auch einen neuen Beweis geben, daß jede Beschränkung der Preßfreiheit — und diese ist in England, ungeachtet der vollsten Freiheit zu schreiben, was man will, durch die unmäßigen Stempelauflagen im hohen Grade vorhanden — durch weit größern Unfug, als ihn je die unbeschränkteste Presse verüben kann, gerächt wird. Ueberall, wo man den menschlichen Geist durch äußere Gewalt niederzuhalten versucht, wird er vermöge seiner nie zu tödtenden Lebenskraft und Beweglichkeit auf eine oder die andere Art sich Bahn zu brechen suchen. Eine so giftige Pflanze, wie diese Winkeljournalistik, kann nur aus dem Wust und Moder einer so tiefen Erniedrigung keimen, zu welcher die sinnloseste Aristokratie das englische Volk verdammt hat.

Jagdstücke aus Nordamerika.

2. Wildjagd.

(Schluß.)

Bei warmer Witterung spürt der Jäger das Bett des Bocks auf der Schattenseite der Hügel auf; im Frühjahr sucht er ihn am Rande entfernter Seen im Röhricht, wo das Thier bis an den Kopf sich im Wasser niedergethan hat, um seinen Körper gegen die schmerzhaften Stiche der Muskitos zu schützen, im Winter in tiefliegenden sumpfigen Wäldern, wo es Moos und Baumflechten im Ueberfluß gibt, welche zu dieser Jahreszeit die Aesung des Thiers ausmachen, und womit die Bäume einige Fuß hoch von der Erde bedeckt sind. Zu gewissen Zeiten merkt sich der Jäger genau jene Stellen, wo das Thier durch Reiben an niedern Strauchstämmen den Bast des neuen Gehörnes fegt, und wo es auch häufig mit seinen Vorderläufen die Erde aufscharrt. Zu einer andern Zeit besucht er jene Plätze, wo viele Datteln und Buchnüsse wachsen, denn unter diesen Bäumen hat das Wild dann gewöhnlich seinen Stand, da diese Früchte sein Lieblingsgeäse ausmachen. Im Anfang des Frühlings ahmt der Jäger das Blöcken der Geiße nach, und wird auf diese Art sehr oft der Mutter und des Kalbes habhaft. Zuweilen befestigt er auch, nach Art einiger indianischer Stämme, den Kopf eines Thiers an einem Stock, und indem er ihn vor sich hinhaltend durch das hohe Gras kriecht, lockt er das Thier bis auf Schußweite heran. Auf diese Art wird die sogenannte stille Jagd ausgeübt, auf welcher Tausende von Thieren jährlich erlegt werden, meist nur um der Decke willen, denn selbst die besten Stücke des Wildprets bleiben unbeachtet liegen, wenn nicht etwa der Hunger oder vielleicht die Aussicht des Verkaufs auf einem nahgelegenen Markt den Jäger bestimmen, sie nach Hause zu tragen.

Die Feuerjagd, oder wie sie in einigen Gegenden des Landes genannt wird, das Waldlicht (Forestlight), wird bei Nacht gehalten. Der Jäger bedarf hiezu einer Menge von Fichtenknorren, welche mit Harz gefüllt sind, und einer alten eisernen Pfanne. Er begiebt sich, mit noch einem Gehülfen, zu Pferde und mit Schießgewehr versehen, auf den Platz, wo er zu jagen gedenkt; hier wird das Fichtenholz in der Pfanne angezündet, und einer der Jäger geht damit jener Richtung zu, die für die vortheilhafteste gehalten wird. Die Flamme beleuchtet nur die nähern Gegenstände, die entferntern bleiben in ein tiefes Dunkel gehüllt. Der andere Jäger mit der Flinte folgt dem erstern unmittelbar, und bald sieht er zwei schwache Lichtpunkte vor sich, welche der Widerschein der Flamme aus den Lichtern (Augen) eines Hirsches oder Wolfes sind, welcher unbeweglich steht. Der Jäger nähert sich ihm nun oft so sehr, daß er die Umrisse der Gestalt unterscheiden kann, und erlegt es durch einen Schuß. Er zerwirkt es hierauf auf die oben beschriebene Weise und setzt seine Jagd bis zu Tagesanbruch fort, wo er denn, je nachdem der Wildstand reichlich ist oder nicht, von fünf bis zu zehn Thieren in einer Nacht erlegt.

Das Verfahren bei der Treibjagd ist das nämliche wie in Europa: die Hunde suchen die Fährte des Wildes, und die Treiber treiben es nach den Ständen, auf denen die Jäger vertheilt sind. Das Wild verläßt in der größten Flucht seine Fährte nicht, selbst wenn auf derselben öfter nach ihm geschossen wurde; diese Fährten werden von kundigen Leuten zu Pferde in den Wäldern aufgesucht, und dann eine Reihe von Ständen bestimmt, welche die Fährte bestreichen, die das Wild verfolgt. Hat man durch Versuchen gefunden, wo das Wild im Wald hinein und hinausgezogen ist, sind seine Wechsel und Stände gefunden, und es bestätigt, so werden die Freunde von dem zur Jagd angesetzten Tag benachrichtigt. Die Treiber jagen mit Hülfe der Hunde das Wild auf, und wissen ihm meist jene Richtung zu geben, wo es seinem Feind in den Schuß kömmt; sollte es indeß einen andern Weg einschlagen, so werfen sich die Jäger auf die Pferde und jagen durch die Wälder, um es abzuschneiden, wobei sie nach dem Ton der Hörner und dem Gebell der Hunde sich richten, und so glückt es ihnen meistens das Wild zu erlegen. Diese Jagd ist sehr angenehm und meist sehr ergiebig. Das Wild von dem bei diesen Jagden die Rede war, ist der virginische Hirsch, Cervus Virginianus.

Pest in Persien.

Die Pest herrschte im vorigen Jahre auf eine furchtbare Weise in Persien. Der Kronprinz wollte alle Kranken aus Teheran entfernen lassen, aber das Volk widersetzte sich, und die Sache unterblieb. Wegen der Vorurtheile des Volks gegen die Mittheilung böser Nachrichten ist es schwer, über die Krankheiten und Todesfälle sichere Nachrichten einzuziehen, da Personen, in deren Hause die Krankheit herrscht, dennoch auf Befragen antworten, sie habe aufgehört. In einem Umkreise von zwanzig englischen Meilen um Teheran sollen von der Mitte des Monats Junius bis in den September hinein dreißigtausend Menschen gestorben seyn. In einem Dorfe von fünf und achtzig Häusern zählte man bereits zweihundert Todesfälle, und noch immer starb täglich eine oder zwei Personen. An einigen Orten stand das reife Korn verlassen da, weil Niemand es einerntete; das Vieh streifte in den Thälern umher ohne Hüter, und nicht ein Fuß breit Landes ward gepflügt. Dieß gibt schon allein eine lebendige Idee von dem allgemeinen Elende, das diese schauderhafte Krankheit erzeugte. Bei ihrer ersten Erscheinung verließen die Bauern die Dörfer, zerstreuten sich in einzelnen Häufchen, und bauten sich Hütten und Zelte, so gut sie es vermochten. Es ist indeß sehr zu vermuthen, daß die Krankheit bereits Wurzel gefaßt hatte, und aller Wahrscheinlichkeit nach weit zerstörender wurde, weil sich

die Unglücklichen nun abwechselnd den Ausdünstungen des Bodens bei Nacht und der Hitze bei Tage aussetzten. Der Anblick wird als fürchterlich geschildert, indem jede Familie in einer kleinen Entfernung von der andern blieb, während eines oder zwei ihrer Glieder, von der Pest ergriffen, hülflos am Boden lagen. Sie waren durchaus unthätig, versuchten kein Gegenmittel, und so zeigte sich kaum ein Beispiel von Wiedergenesung. Die Krankheit schien sehr unter dem Einflusse des Wetters zu stehen; denn bei einem Nordostwinde von dem kaspischen Meere her fühlte man sich erfrischt und neu belebt; die Zahl der Todesfälle nahm dann ab. Wenn aber die Luft wieder schwer und dumpfig wurde, fielen verhältnißmäßig wieder viel zahlreichere Opfer. Südlich von Maragha, zu Sof-Bulagh u. dgl., richtete die Seuche noch furchtbarere Verwüstungen an, besonders unter den Curden, welche Sunniten sind, und wegen ihres stärkern Glaubens an Vorherbestimmung keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und keiner Ansteckung durch die Flucht auswichen. Man darf daher nicht erstaunt seyn, daß die Bevölkerung ganzer Dörfer ausstarb. Aus diesen und mehrern andern Nachrichten — auch die Cholera wüthete in Tiflis, Georgien und den angränzenden Ländern — geht hervor, daß das Jahr 1830 für Asien überhaupt sehr ungesund war; ein Umstand, der gewiß die Aufmerksamkeit denkender Aerzte in hohem Grade verdient.

Einweihung eines Feuertempels.

Im November des vorigen Jahrs weihten Bomandschi Rustomdj und Ardasir Hormuzdschi den Hauptfeuertempel Atesch Whi'ram ein; zahllose Parsis strömten aus Surat, Broach, Nausarry und andern Orten Indiens nach Bombay, um der heiligen Ceremonie beizuwohnen; eine so zahlreiche Versammlung von Feueranbetern hatte man in Indien nie gesehen. Das Gebäude ist viereckig und ausnehmend elegant gebaut. Die Halle ist reich geschmückt mit Leuchtern, Spiegeln u. dgl.; der Platz, wo das Feuer unterhalten wird, ist mit Marmorsteinen gepflastert, und in deren Mitte erhebt sich eine große silberne Vase, über vierzigtausend Rupien werth, in welcher das Feuer brennt. Reichliche Geschenke wurden dargebracht; die ganze Ausgabe vom Beginne des Baues bis zur Einweihung betrug ungefähr hunderttausend Rupien. Alles ging auf eine lobenswerthe Weise vor sich; alle religiösen Cerimonien standen unter der Aufsicht des Hohenpriesters Edeldara, welchem von den vornehmsten Parsis wegen seines Eifers und seiner Thätigkeit bei dieser heiligen Handlung mehr als dreißig Shawls zum Geschenke dargebracht wurden.

Die Todavers.

In den Nilgherry Gebirgen in Ostindien findet sich ein äußerst interessanter Stamm, die Todavers genannt, welche noch in einem hohen Grade patriarchalischer Unschuld und Einfachheit leben. Sie sind Hirten und leben in einem fast vollkommenen Naturzustande: sie sind offen, unabhängig, furchtlos, edelmüthig und gastfreundlich, redlich und zutraulich, haben wenige Bedürfnisse und keine Feinde, denn ihre natürliche Liebenswürdigkeit ist so groß, daß sie von den übrigen Gebirgsstämmen geachtet und bewundert werden, und mit diesen sowohl als unter sich selbst in so gutem Vernehmen leben, daß keine Art von Waffen, nicht einmal Bogen und Pfeile, die doch sonst bei allen rohen Völkern sich vorfinden, ihnen bekannt sind. Armuth scheint bei ihnen Vielmännerei und Kindermord erzeugt zu haben; das letztere Laster ist wahrscheinlich eine Folge der erstern Sitte, und es ist zu hoffen, daß auch dieß nach und nach abnehmen und die demoralisirende Wirkung, welche diese Sitte auf beide Geschlechter haben muß, aufhören wird; denn ihre Armuth vermindert sich, weil die Nachfrage nach dem Ertrage ihrer Heerden steigt. Zu fürchten ist aber, daß in Folge ihrer nähern Bekanntschaft mit den Europäern auch ihre einfachen Sitten leiden.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Kämpfe zwischen den Eingebornen und Kolonisten von Vandiemensland (s. Ausland, S. 836) erhält man folgende nähere Nachrichten: De Eingebornen sind gegen die Kolonisten äußerst aufgebracht, und ermorden dieselben, wo sie können. Am 9 September 1830 erließ der Vizegouverneur, Oberst Arthur, einen Aufruf an die Kolonisten, sich zu vereinigen und die feindlichen Stämme sämmtlich gefangen zu nehmen, oder für immer aus den angebauten Distrikten zu vertreiben. Die Eingebornen der Insel, sagt er in diesem Aufrufe, seyen mit weniger Ausnahme äußerst furchtsam und flöhen in Eile beim Anblicke von zwei oder drei Bewaffneten; aber die Straflosigkeit ihrer grausamen gegen die Weißen verübten Mordthaten machte sie kecker. „Wenn ein glücklicher Erfolg die entworfenen Maßregeln krönt," fährt er fort, „so müssen die Gefangenen mit der größten Menschlichkeit behandelt werden." Bei einer Zusammenkunft der Einwohner in Hobart-town am 22 September ward der entworfene Plan durchaus genehmigt, und hiebei drückte auch noch ein H. Hackett sein Bedauern aus, daß die Weißen so wenig sich Mühe gegeben hätten, die Sprache der Eingebornen zu lernen; er glaube es seyen nicht fünf Leute in der Kolonie, die mit ihnen sprechen und diese Unglücklichen von den wohlwollenden Absichten der Pflanzer in Kenntniß seyen könnten. Am 4 Oktober verließ der Vizegouverneur Hobart-town an der Spitze der ganzen verfügbaren Mannschaft, der regulären wie der freiwilligen, die Verbrecher mit eingeschlossen; ihre Zahl belief sich auf mehr als dreitausend. Der vorgeschlagene Plan war, sich in kleinen Trupps von zehn Mann und diese wieder in Patrouillen von drei Mann aufzulösen, und die Schwarzen so nach Süden auf die Halbinsel Tasman zu treiben, welche etwa sechzig- bis achtzigtausend Acres groß ist, und nur durch eine schmale Erdzunge mit der übrigen Insel zusammenhing. Von Sorell-town zog sich die Postenkette in einer krummen Linie bis Prosser'sbay, eine Ausdehnung von dreißig (englischen) Meilen. Bei ihrem Vorrücken erreichten sie zwischen Sorell-town und dem Dreidaumenberg einen dichten Wald voll Unterholz und Gesträuch, so daß er fast undurchdringlich war; er dehnte sich sieben oder acht Meilen gegen Osten und zwei bis vier in der Breite aus. Die Bäume waren dick und hoch. Hier hatte sich die große Masse der Eingebornen versteckt; statt sie nun nach der Halbinsel zu treiben, beschloß man, sie in diesem ihrem Verstecke einzuschließen und zu fangen. Demgemäß drangen etwa dreihundert Mann ins Dickicht ein und schossen dabei häufig ihre Gewehre ab, um die Schwarzen gegen den Mittelpunkt zu treiben. — Nachrichten vom 18 November zufolge sollte eine große Anzahl derselben schon eingeschlossen, einige Stämme sogar gefangen seyn; allein die letzten Nachrichten, welche bis Ende Dezembers gehen, besagen, daß der Erfolg der Erwartung nicht entsprochen habe, und daß die Schwarzen in Kurzem mit verstärkter Rachgier zu ihren Angriffen zurückkehren würden. Merkwürdig ist, daß die Kolonialtruppen, je weiter sie drangen, allmählich auf sichere Spuren von Europäern trafen; z. B. auf Fußtapfen von Schuhen, die mit Nägeln beschlagen waren, auf europäische Waffen u. dgl. Manche Eingeborne sprechen sogar Englisch, was ein sicherer Beweis ist, daß sich Engländer unter ihnen befinden.

•

Zu London wurden unlängst in Gegenwart des Königs von der englischen Kavallerie Versuche mit dem bei den südamerikanischen Völkerschaften üblichen „Lasso" angestellt. Der „Lasso" ist ein zwanzig Fuß langer Riemen mit einer beweglichen Schlinge an dem einen Ende, die der Reiter seinem Feinde oder einem Wilden auf der Verfolgung in vollem Galapp über den Kopf zu werfen sucht. Alle Soldaten der englischen Reiterei sind mit einem solchen Riemen versehen worden. Die Kavallerie hat bei den vorgenommenen Uebungen Pulverkarren, Kanonen u. dgl. an solchen Riemen im Galoppe mit sich fortgeführt, die man sonst im Felde bei mangelnder Bespannung stehen lassen muß. Die Engländer nennen den Lasso Surcingle.

•

Bei einem Besuche, den der Wundarzt Bennett auf einer der polynesischen Inseln, Rotuma, machte, wurden an ihn von einem Häuptlinge, Namens Ufaugnot folgende Worte gerichtet: „Bleibe zu Rotuma und heile das Volk, da hier vieles Volk stirbt und Du Einige geheilt hast, und weißt, wie man das Volk heilen soll, und Du sollst Weiber, Yam und Schweine die Fülle haben, großes Land, und geehrt seyn wie ein König." Wir erfahren nicht, ob der Arzt diese gewiß nicht unvortheilhaften Bedingungen ausgeschlagen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 241. 29 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Bei den großen Staatskörpern der neuern Zeit, denen als Erbübel die legislative Einheit anklebt, liegt das einzige Gegengewicht einer so drückenden Einrichtung in der Wahl der Magistraturen. Man setze auf den Richterstuhl Männer, die mit der Kenntniß der Gesetze die Kenntniß des Nationalcharakters verbinden, und hierdurch fähig sind, jene durch diesen zu modifiziren, so werden sie in ihrem Geschäftskreise durch Billigkeit ausgleichen, was das im Prinzip gerechte Gesetz durch allzu buchstäblich strenge Anwendung Ungerechtes haben kann.

Doch ein anderes System waltet bei der Wahl der Magistratur in Neapel ob. Die Regierung hat nur Ein Ziel im Auge, nämlich sich in dem eng und blutig gezogenen Kreis zu behaupten, mit welchem Gewohnheiten, Ueberlieferungen und wenn man so sagen darf, selbst die Ueberzeugung des Despotismus sie umschlossen haben. Nur bis an diese Peripherie geht ihr Schritt, nichts von Dem, was über diesen beschränkten Gesichtskreis hinausliegt, findet in ihrem kleinen Fassungsvermögen Aufnahme. Wozu Gerechtigkeit, wozu Aufklärung! Man will blinden Gehorsam, blinde Unterwürfigkeit, und fähige Köpfe gelangen nur durch Versehen in das königliche Heiligthum der Verwaltung. Befragt man einen Gesetzkundigen an seinem Schreibtische über die Organisation des Gerichtswesens in Neapel, so wird man sie, was die Theorie betrifft, vortrefflich finden, wenigstens als die beste in Italien, und man erstaunt über die Klagen und das Elend des Landes. Aber man durchwandere die Provinzen, man beobachte die Menschen, die mit der öffentlichen Macht bekleidet sind, man prüfe die Verwaltung, man folge den Gerichtsverhandlungen und man wird finden, daß jede an sich gute Einrichtung wieder zu nichte gemacht und aufgehoben wird durch ein abscheuliches Verwaltungspersonal, durch ministerielle Rundschreiben, königliche Dekrete, und tausend Ausnahmsmaßregeln, die alle Gesetzeskraft erlangen. Indem so die Regierung ein neues Recht schuf, ein ungerechtes und gehässiges Recht, hat sie sich mit allen Garantien umgeben, und auf der andern Seite keine anderen gelassen, als Verfolgung und Blutgerüste.

Das Land diesseits des Farus ist in fünfzehn Provinzen oder Intendanzen abgetheilt, von denen jede wieder in Distrikte oder Unterintendanzen zerfällt, die sich in Arrondissements, wie diese in Gemeinden abtheilen; was den Präfekturen, Unterpräfekturen, Friedensgerichten und Kommunen in Frankreich entspricht. In beiden Ländern ist der Geschäftskreis jeder dieser Magistraturen fast einer und derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß er in Sizilien in einem leeren Rahmen besteht, der seiner Ausfüllung entgegensieht; und hier liegt die Lebensfrage des Landes; denn der Rahmen kann vortrefflich seyn, und das Gemälde doch über alle Maßen schlecht.

Erstlich hat der König alle Beamten zu ernennen, von dem Intendanten an bis herab zu einem Mitglied des „Decurionato" oder Gemeinderathes. Diese Wahl aber leitet nur die empörendste Parteilichkeit, Verkäuflichkeit und Bestechung. Nie fällt das königliche Auge auf einen mit dem Carbonarismus befleckten (macchiato) Menschen, d. h. auf keinen, der eine unabhängige Meinung behauptet. Alle diese sind auf immer von einem öffentlichen Amte ausgeschlossen, und keine Rücksicht vermag die Regierung von dieser streng vorgezeichneten Bahn abwendig zu machen. Aber an welchem Wahlzeichen erkennt man den unbefleckten Unterthanen? Ein offiziell unbefleckter Mensch ist derjenige, der regelmäßig beichtet und Messe hört, seinen Hut vor jedem Muttergottesbilde abzieht, bei Prozessionen auf die Knie fällt, den untersten Sakristan demüthig grüßt, keine Zeitung liest, kein Buch aufschlägt ohne Erlaubniß seines Bischofs; ferner Derjenige, der seine Anhänglichkeit an Thron und Altar, seinen Haß gegen jeden Carbonaro durch unermüdliche Angriffe, durch die frechsten Denunziationen, gleichviel ob wahr oder falsch, ob gegen Freund oder Vater oder Bruder gerichtet, an den Tag legt, der nie den Namen des Königs ausspricht, ohne ehrfurchtsvoll beizufügen „augusto nostro Signore che Dio guardi!" (unser erhabener Herr, den Gott behüte!) und der endlich von der Revolution des Jahres 1820 nie anders als von einer abscheulichen Empörung und einer ruchlosen Gottlosigkeit redet. An diesen Zeichen wird der gute Bürger erkannt. Man nehme Dieß nicht als einen Scherz; ich habe Polizeiberichte gelesen, wo diese herrlichen Eigenschaften der wahlfähigen Kandidaten Stück für Stück aufgezählt waren. Allen Bürgern, die nicht von dieser loyalen Glorie umgeben sind, ist nicht nur die Pforte der Anstellung auf immer verschlossen, sondern sie werden auch noch auf die Liste der Verdächtigen gesetzt, und auf jedem Schritt' und Tritt ihres Privatlebens belauert.

Hinzufügen muß ich noch, daß jede Reise ins Ausland als eine feindselige Handlung gegen die Regierung gilt, und der Stirne Dessen, der den Herd des Despotismus zu verlassen gewagt hat, das Brandmal der Verwerfung aufdrückt. Die Verdächtigen und sogar die nur lauwarmen Anhänger der Regierung sind an die Scholle ihres Heimathbodens gefesselt; sie dürfen ohne höhere Erlaubniß nicht einen Tag aus ihrer Gemeinde sich entfernen, und oft wird ihnen nicht einmal Dieß gestattet. Der Polizeiminister, der allein die Pässe in's Ausland ertheilt, ist unerbittlich. Vergebens rufen die dringendsten Verhältnisse einen befleckten Bürger über die Gränze des Königreiches; er ist hier ein Gefangener, und gelingt es ihm auch hinauszukommen, so mag er nur für immer auf die Hoffnung der Rückkehr verzichten; er hat sich dann selbst in die Reihe der Verbannten geschrieben.

Der Einfluß des Auslandes wird der Art gefürchtet, daß die Luchsaugen der Polizei Tag und Nacht den Fremden beobachten. Ich rede hier nicht gerade von denen, die zu Neapel leben, und für die der Vesuv und Pästum die Herkulessäulen Italiens sind. Es leben dort so viele Ausländer und man ist an ihren Aufenthalt so gewöhnt, daß ihre Sicherheit selten gefährdet wird, vorausgesetzt, daß sie sich in nichts einmischen, was die Politik oder die Regierung betrifft. Uebrigens stehen auch die meisten unter dem besondern Schutze ihrer Gesandten, und das diplomatische Korps wird von dem neapolitanischen Hofe, der feig gegen Mächtige und übermüthig gegen Schwache ist, unendlich gefürchtet. Ich rede hier von dem Reisenden, der die Provinzen durchwandern will; tausend Argusaugen haften auf seinen Fußtapfen, tausend hinterlistige Nachstellungen werden ihm durch vorausgegangene Umlaufschreiben bereitet, tausend Fallen ihm gelegt. Ungeachtet aller Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Wagestückes, unternahm ich es, da ich mit eigenen Augen die öffentliche Stimmung und das Elend des Landes sehen wollte. Unter der Maske eines Alterthumsforschers durchwanderte ich fünfzehn Monate die Provinzen sowohl diesseits als jenseits des Farus; ich verweilte überall lange genug und nahm genug Erinnerungen mit mir hinweg, um ein ganzes Leben mit Haß gegen die Willkür und mit Liebe für die Freiheit auszufüllen. Meine Wanderungen fanden vor der Juliusrevolution statt, aber als hätte die Regierung schon eine Ahnung von dem nahen Sturm gehabt, die Franzosen wurden mit der äußersten Strenge bewacht und mehrere Umlaufschreiben waren gegen sie erlassen worden. Es ging das Gerücht, französische Emissäre durchwanderten als Pilgrime verkleidet das Königreich, um das Unkraut der Empörung unter den schönen Weizen der Loyalität zu säen, und es war an alle Militär- und Civilbehörden der Befehl ergangen, nicht allein ihre Papiere auf das genaueste zu untersuchen, sondern sie auch im Nothfalle festzunehmen; so daß also die Reisenden von der Gnade des nächsten besten Gendarmen abhingen. Bemerkt muß hiebei nur werden, daß dergleichen Umlaufschreiben gewöhnlich so perfid und zweizüngig abgefaßt sind, daß im Falle sich darüber Erörterungen und Klagen erheben sollten, die Schuld auf die unteren Behörden geschoben werden kann.

Wenn es erlaubt ist hier von mir selbst zu reden, so muß ich doch mit einigen Worten der Quälereien erwähnen, mit denen man mich auf meiner Wanderung verfolgte. Ich war dem Marquis Intonto, damaligem Polizeiminister, als verdächtig, wahrscheinlich als Carbonaro denunzirt worden. In diesem Lande hat jede Denunziation einen guten Klang und die gegen mich erhobene blieb nicht ohne Früchte. Ich befand mich in Sizilien, als ich durch die Unbedachtsamkeit eines Richters in Erfahrung brachte, daß ein Umlaufschreiben in Betreff meiner von der höchsten Regierung selbst (del governo) ergangen sey. Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit theilte er mir es mit. Es stellte mich unter unmittelbare Polizeiaufsicht mit den Worten acciò questo individuo sia fatto posto a vigilanza etc. Da mir dieser Empfehlungsbrief bis in das kleinste Dorf des Königreiches vorausgelaufen war, so konnte ich unmöglich meine Reise weiter fortsetzen, ohne mich in die größte Gefahr zu stürzen, vorzüglich aber ohne nicht Jedermann, der mit mir in Berührung kam, in Verdacht zu bringen; so daß also der ganze Zweck meiner Reise verfehlt worden wäre. Ich wendete mich daher an das Ministerium und verlangte, daß dieses Umlaufschreiben zurückgenommen würde. Dieß wurde Anfangs abgeschlagen, obgleich ich nicht den mindesten Anlaß zu Verdacht gegeben, und die Klugheit so weit als möglich getrieben hatte. Mein Konsul erwirkte nichts, oder wollte nichts erwirken, und ich verdankte die Rücknahme der ministeriellen Note nur der Verwendung eines meiner Freunde, des Gesandten einer großen auswärtigen Macht; doch nicht auf sein Wort allein hin geschah es, er mußte unter einer im Namen seines Souveräns förmlich ausgestellten diplomatischen Note die Bürgschaft für mein Verhalten auf sich nehmen. Ein neues Rundschreiben erging aus Neapel, das mich aller Orten als einen dem Ministerium bekannten Fremden empfahl, und so wurde ich auch überall mit der dieser Empfehlung schuldigen Rücksicht aufgenommen. Ich würde dieses kleinen Abenteuers nicht erwähnt haben, wenn es nicht einen Begriff von dem finstern Charakter der neapolitanischen Polizei und ihrem Widerwillen gegen alle Reisen in die Provinzen des Königreiches gäbe. So viel ist gewiß, daß die chinesische Polizei nicht eifersüchtiger ihre Grenzen bewachen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Doch wir kehren von dieser Abschweifung, die uns der Leser zu Gute halten wird, auf Bulgarin selbst zurück. Der russische Gil Blas ist bereits in mehrere europäische Sprachen übertragen worden und dem Publikum vielleicht aus Oldekop's und Kaiser's Uebersetzungen nicht unbekannt. In Rußland selbst blieb er von dem kritischen Areopag nicht unangefochten. Man suchte ihm das Verdienst, eine Schilderung des russischen Volkslebens zu seyn, wie er sich geltend machen wollte, abzustreiten, und fast möchte man diesem Urtheile beizutreten sich geneigt fühlen. Sicherlich dürfen seine Schilderungen nicht ohne Mißtrauen als treue Gemählde des wirklichen Zustandes der Gesellschaft in Rußland hingenommen werden. Manches mag von dem Dichter übertrieben worden seyn, um den Effekt durch starke Lichter und tiefe Schattengebung zu erhöhen. Einzelne Züge mögen aus dem Leben gegriffen und unverfälscht

wieder gegeben seyn, und dennoch können sie durch die gedrängte Zusammenstellung eine unrichtige Ansicht des Ganzen geben, da dergleichen Gemälde die in der wirklichen Welt zerstreut liegenden Thorheiten und Laster in einem Focus sammeln, und hiedurch weit von der lebendigen Wahrheit sich entfernen. Wie wir oft Porträte sehen, die uns durch die Aehnlichkeit mit dem dargestellten Gesichte überraschen, aber auch zugleich die Unähnlichkeit mit demselben fühlbar werden lassen, so finden wir an dergleichen Schilderungen des wirklichen Lebens gewöhnlich, um nicht zu sagen immer, zwar Aehnlichkeiten, müssen uns aber zugleich gestehen, daß sie in vielen Beziehungen nur leidige Karrikatneen sind. Uebrigens bleibt es immer eine Frage, ob die Geschichte eines Abenteurers die bestgewählte Form ist, um in ihr eine Schilderung der Gesellschaft aufzustellen. Zwar kommt ein Held dieser Art mit allen Ständen am leichtesten in Berührung, in jeder Sphäre des Lebens findet er sich in seinem Elemente, da er eben so gut fliegen als kriechen kann; aber er geräth doch auf diesem Wege sicherlich nicht mit den besten Varietäten des menschlichen Geschlechtes in Konflikt, die Anlage des Ganzen mag noch so scharfsinnig ausgedacht seyn. So werden wir an Wischigin's Seite wirklich mehr mit Juden, Gaunern, Spielern, lockern Mädchen, Intrikanten und mit anderm dergleichen Abschaum der Gesellschaft, der sich in allen Ländern so ziemlich gleich bleibt, als mit den edleren Menschen bekannt, die allein als Repräsentanten einer ganzen Nation betrachtet werden können. Indeß finden sich in dieser Novelle viele Stellen, die beweisen, daß die Censur in Rußland entweder sehr kuezsichtig, oder nicht wenig liberal ist; da sie sonst schwerlich Manchem ihr Impeimatue bewilligt haben würde. Es muß uns vorbehalten bleiben, in einem spätern Artikel auf dieses Sittengemälde zurück zu kommen, weßwegen wir seinen Inhalt hier vorläufig unberührt lassen, und uns einer dritten Novelle Bulgarin's, der „Geschichte Peter Iwanowitsch Wuishigin's,“ zuwenden. Das Titelblatt belehrt uns, daß sie eine moralisch-historische (d. h. sittenschildernde) Novelle des neunzehnten Jahrhunderts ist. Die Erzählung ist in die Kriegsereignisse des Jahres 1812 verflochten, und wenn gleich letztere nur episodisch eingefüg sind, so bilden sie doch nicht den uninteressantesten Theil des Ganzen. Was die Sittengemälde selbst betrifft, so sind dieselben in jenem moralischen Halbdunkel gehalten, das wie an unsrer eigenen Literatur zur Genüge aus jener Zeit kennen, wo sie die Kinderstube noch nicht vertreten hatte.

Die Geschichte des jungen Wishiguin ist hinsichtlich der Anlage durchaus von der des ältern verschieden. Peter Iwanowitsch ist nicht wie sein Vater sein eigenee Biograph, auch erscheint er nicht gleich voraheeein auf der Bühne. Eine Unterredung zwischen dem Füesten Knedinkow, und seinem weiland Kammerdiener, gegenwäetig aber Geschäftsfüheer und geheimen Rath Khodakow, macht den Leser mit einigen merkwürdigen Details der Haushaltung eines russischen Großen bekannt, dessen durchaus vernachlässigte Oekonomie, verbunden mit der blindesten Verschwendung seiner Gemahlin, sein Vermögen dergestalt zerrüttet hat, daß nach der Ansicht des weisen Haushofmeisters, der in unheilbarer Entkeäftung hinsiechenden Kasse des Füesten eine baldige Auflösung prophezeyt wied. Da es bekanntlich in dem barbarischen Rußland keine gutmüthigen Landstände gibt, die sich für die Schulden ihrer Fürsten verbürgen, so tönt dieses Grabgeläut aus dem Munde Khodakow's nur um so betrübter in das Ohr des Fürsten, als er eben im Begriffe steht, ein Fest zu geben, das an Glanz Alles überbieten soll. In dieser fürstlichen, man möchte sagen königlichen Verlegenheit, steigt wie ein Himmelsbote sein Freund Geaf Khoklenkow zu dem in der Löwengrube der Schulden schmachtenden Fürsten mit einem Teost und Rettung verheißenden Vorschlage herab. Woein dieser besteht, erfahren wir in einem zweiten Kapitel, wo der Fürst sich herausnimmt, seine Gemahlin mit dem bevorstehenden Schiffbruch ihres Glanzes bekannt zu machen, und ihr zugleich als einzigen Nothanker eine Heirath iheer Tochter Paulina voezuschlagen. Allein Anna Paulowna weiß, was kein Held des Homers gewußt hat, sie weiß welches Blut in ihren Adern rollt, und schaudert zurück bei dem Gedanken es duech eine Vermischung mit einem Parvenu zu beflecken, der Nichts besitzt, als Alles — nämlich Geld. Indeß die Gründe des Gemahles überwinden alle heraldischen Schwierigkeiten, und die Fürstin entschließt sich endlich, die wohlvergoldete aber bittere Pille eines eeichen Schwiegersohnes zu verschlucken. Dieser aber, dem die patrizische Hand Paulinens zugedacht wird, ist kein anderer als Peter Iwanowitsch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Warschau.

(Auszug aus einem Briefe des englischen Arztes Searle aus Warschau.)

Ich bin bei einem Hospital angestellt, welches zur Aufnahme der armen Kranken bestimmt ist, und ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegt. Eine der ersten Schwierigkeiten, die ich zu bekämpfen habe, ist, daß die meisten Kranken nicht eher überbracht werden, als bis ihre Extremitäten schon schwarzgelb sind, der Puls am Handgelenke nicht mehr fühlbar ist, und die Ausleerungen von selbst aufgehört haben. Hieran ist eine Verordnung der medizinischen Behörde Schuld, welche denen, die von dem Uebel befallen worden, Aderlaß und eine große Menge warmen Wassers zum Getränke empfahl; natürlich werden diese Mittel für spezifisch gehalten, und die Leute denken nicht eher daran, ins Hospital zu gehen, als bis sie von ihrem Irrthum überführt sind, nicht zu gedenken der Beschwerden und Kosten, die ihnen der weite Weg nach dem Spital in diesem Zustande verursacht. Kommen sie nun an, so ist Niemand da, um die vorgeschriebenen Mittel zu bereiten als einige russische Gefangene, und um die Kranken zu pflegen, Niemand als ein Paar Gehülfen, die weglaufen, sobald ich den Rücken wende, so daß für die armen Leute Nichts geschieht, als was ich selbst thue. Ich habe den Chefs des Departements Vorstellungen über Vorstellungen deßhalb gemacht, bin aber bis auf den heutigen Tag mit Versprechungen über Versprechungen hingehalten worden.

Die hiesige Krankheit hat ganz den Charakter der indischen Cholera; sie gehört, wie ich bewiesen habe, unstreitig in die Klasse der Fieber, und entsteht aus derselben Ursachen, welche den typhösen Fiebern gewöhnlich zum Grunde liegen, nämlich aus sumpfigen, pestartigen Ausdünstungen niedriger, dumpfer und sumpfiger Gegenden, welche nicht von der Luft durchstrichen werden. Zur Entwicklung der Krankheit und um für Ansteckung empfänglich zu seyn, gehört indeß allem Anscheine nach eine gewisse körperliche Disposition oder Vorbereitung, die hier, wo Unreinlichkeit jeder Art so häufig angetroffen wird, sehr vorherrschend ist. Eine der vorzüglichsten Ursachen, welche Ansteckung herbeiführen, ist, wie ich glaube, die Schwäche; deßhalb sind Arme, welche schlecht genährt und gekleidet, oder solche, welche der Strenge der Witterung oder den Abwechslungen der Temperatur ausgesetzt sind, und dabei noch durch Mangel an Nahrung oder körperliche Anstrengung erschöpft werden, den Anfällen der Krankheit am häufigsten ausgesetzt. Die Behandlung, welche ich am ersprießlichsten gefunden habe, stimmt mit der in meinem Werke gegebenen

überein; zuerst eine Ausleerung des Magens mittelst eines guten Eßlöffels voll Bittersalz in einem großen Glase voll warmen Wassers: dieß wirkt meistens schneller als ein Brechmittel. Wirkt wegen Schwäche des Magens die erste Dosis nicht, so kann eine zweite gereicht werden. Hierauf wird der Patient der Reinlichkeit wegen, mittelst eines Schwamms mit einer Mischung von zwölf Unzen Salpetersäure mit vier und zwanzig Unzen warmen Wassers über den ganzen Körper gewaschen; dann mit bereitgehaltenem gewärmtem Flanell eine halbe Stunde lang gerieben. Hierauf wird der Kranke in ein gewärmtes Bette in einem gut gelüfteten Zimmer gebracht, und ihm alle halbe Stunde fünf Gran Calomel mit einer Mischung von einem Eßlöffel Franzbranntweins mit zwei Eßlöffeln warmen Wassers gegeben. Sobald der Schweiß ausbricht, werden die Dosen Calomel in längern Zwischenräumen und mit weniger Branntwein gegeben; jedoch so lang damit fortgefahren, bis ein gallichter Stuhlgang und der Urin sich einstellt. Sollten schwerere Athembeklemmungen im Herzen und Kopfe eintreten, so ist ein Aderlaß nöthig, jedoch kein zu starker. Das Fieber, welches nun meistens folgt und von ganz typhösem Charakter ist, erfordert vorsichtige Behandlung; die meisten Kranken sterben hier aus Vernachlässigung. Dieses Fieber ist immer mit einiger organischer Entzündung verbunden, welche nicht durch Ausleerungen gehoben werden kann; es läßt sich indeß, wie ich glaube, ganz verhüten, wenn man mit dem Calomel fortfährt, bis das Zahnfleisch sich erweicht und ein gelinder Speichelfluß eintritt. Meine Absicht ist indeß, statt den Calomel bis zu dieser Wirkung fortzusetzen, auf den Eintritt des gallichten Stuhlgangs und des Urins, oder der Wiederherstellung der Ausleerung, Chinin oder Weidenrinde mit Wein folgen zu lassen. Ich habe eben einen Apparat zum Einathmen der Chlorine vollendet, mit der ich einen Versuch zu machen gedenke. Ich würde dem Salpeteroxyd oder Sauerstoffe den Vorzug geben, doch es sind da Schwierigkeiten, welche, wie ich fürchte, unüberwindlich sind. Ich halte es keineswegs für unwahrscheinlich, daß diese oder eine ähnliche Krankheit auch nach England kommen wird, und ich kann nicht umhin zu glauben, daß ihre Erscheinung in Europa mit einem epidemischen Einflusse der Atmosphäre zusammenhängt; denn als ich durch Berlin kam, herrschte daselbst ein epidemisches Fieber, an dem von zweimalhunderttausend Einwohnern vierzigtausend krank lagen, und seitdem höre ich, daß auch in Paris eine Influenza oder so etwas epidemisch geworden ist. Die Verwandtschaft zwischen Cholera und Fieber hat sich hier auf merkwürdige Weise dargethan; man sagte mir, daß schon vor der Cholera Wechselfieber herrschend waren, welche bei Erscheinung der erstern sich verloren, und wieder kamen, wenn die Cholera nachließ. Die Witterung war seit meinem Hierseyn meist unangenehm; vor einigen Tagen war eine so drückende Hitze, als ich mich kaum in Indien erinnere, erlebt zu haben; hierauf folgte beständiger Regen, und dieß macht den ohnehin wenig angenehmen Aufenthalt hier wahrhaft traurig.

Volksgeist in England.

Als ein Zeichen der Stimmung unter dem Volke in England muß die am 1 d. M. von mehr als fünfzehnhundert Londoner Handwerkern auf dem Kopenhager Felde gehaltene Versammlung betrachtet werden, um den Jahrestag der Barrikaden und der Juliusrevolution feierlich zu begehen, und an die Pariser Handwerker eine Adresse zu genehmigen, worin folgende Ausdrücke vorkommen: „Wir bedauern, daß das Prinzip der Volkssouveränität, wofür Ihr so heldenmüthig gefochten und geblutet, verscherzt worden ist, weil Ihr Euch die Waffen, mit denen Ihr die Ketten Karls X gebrochen habt, aus den Händen reißen ließt, bevor es fest gegründet stand. Ihr habt Euch Rechtsgelehrten, Agioteurs und solchem Gesindel vertraut, statt die Republik zu erklären. Hättet Ihr dieß gethan, so würde Euch Euer Bürgerkönig nicht mit dem Ausdrucke der Chimäre einer Republik verhöhnen und mißhandeln können. Was habt Ihr nun gewonnen? Mehr Armuth und weniger Sympathie — eine gefesselte Presse statt gleicher Rechte und gleichen Schutzes, die Euer Loosungswort seyn sollten. Widersteht Euern Tyrannen, wie Ihr Karl X widerstanden habt, und die Volkssouveränität wird nicht länger ein Spott, sondern eine große Wahrheit seyn. — Eure drei Tage beweisen, daß der Wille des Volks frei zu seyn unwiderstehlich ist." Ein Herr Walter, der die Adresse vortrug, bedauerte, daß die Pariser Handwerker ihre Waffen den Schurken von Boutikenkrämern der Nationalgarde übergaben; ein anderer Redner, Herr Cluver, sagte: „Die Helden von Thermopylä seyen nicht den vierten Theil so zahlreich gewesen als seine Umgebung. Die Gesetzgeber hier haben keine Zeit, die Leiden des Volks zu untersuchen, das inmitten des Ueberflusses verhungert, können aber aristokratische Bettler mit unserm Schweiße ernähren und der Königin hunderttausend Pfund Wittwengehalt für einen Kuiz bewilligen. Fünfzig ungestempelte Zeitungsschreiber und Verkäufer seyen hinlänglich, das System umzuwerfen und der Nation ihre Rechte kennen zu lehren. Wollt nur, und Ihr seyd frey!"

Lionel Smith.

Der Generalmajor Sir Lionel Smith hat in Punah in Ostindien während vieler Jahre mit Auszeichnung die Truppen der Kompagnie kommandirt. Bei seinem Abgange gaben ihm nicht bloß die dortigen Engländer, sondern auch die Landeseingebornen Beweise ihrer Zuneigung und Dankbarkeit. Nach einem glänzenden Gastmahle erhob sich Tattia Sahib Windschonger, begleitet von einigen der vornehmsten Eingebornen, die einen Kreis um den Generalmajor schlossen, und verlas folgende Adresse: „Sir Lionel Smith, Mann von Würde, Schützer des Verdienstes, und hoch im Range, möchte Eure Güte uns stets beglücken. Wir die unterzeichneten Surdars, Jaghirdars, Zemindars, Kaufleute und Landbesitzer in Deccan, die Subahs von Punah, Ahmednagor, Candisch und Darwar bieten Euch unsre besten Wünsche für Eure Gesundheit und Wohlfahrt. Im Jahre 1814 kamt Ihr als Befehlshaber des Heers der achtbaren Kompagnie in das Gebiet des Peischwahs; seit dieser Zeit habt Ihr gütig die Surdars unterstützt und ihnen in Zeiten der Gefahr Schutz verliehen, indem Ihr sie mit Euren Truppen begleitet und bei allen Gelegenheiten die Achtung für ihren alten Familienrang gezeigt, der Euch ihnen und allen übrigen so werth machte. Ihr seyd ohne Unterlaß mit Euren Truppen in verschiedene Gegenden gezogen, und habt bei der gerechten Erfüllung Eurer Pflichten jede Gewaltthat gegen das Landvolk verhindert; nie hat man eine Klage dieser Art vernommen. Im Jahre 1817 bei der Kriegserklärung gegen den Peischwah fürchteten die Einwohner nach der Schlacht von Punah und der Errichtung der englischen Regierung für sich selbst, ihre Familien und ihre Eigenthum. Ihr trugt Mitleiden mit den Einwohnern von Punah, da Ihr die möglichen schrecklichen Folgen kanntet; Ihr rettetet es vor der Plünderung und beschütztet den Rang und das Ansehen vieler hochachtbaren Personen. Es war stets Euer Wunsch und Wille, daß unsre Familien gedeihen und unterstützt werden sollten; diesem Umstande verdanken wir unsre Wohlfahrt und Ihr die Achtung, die Ihr genießt. Wir hatten gehofft, Ihr solltet stets bei uns bleiben, aber Ihr wollt uns verlassen. Wir bitten Gott, daß er Euch mit langem Leben segne, und daß wir an Euch einen Beschützer in England finden mögen. Möget Ihr Euch unsrer Aller erinnern." Eine andere Adresse wurde von mehr als viertausend angesehenen Einwohnern des umliegenden Landes und der Stadt überreicht. Es ist hiebei nicht zu vergessen, daß Sir Lionel Smith die Truppen des Peischwah, ihres Fürsten, allenthalben geschlagen, ihre Hauptstadt eingenommen und den flüchtigen Fürsten mit seinen siegreichen Truppen verfolgt hatte. Alle diese traurigen Erinnerungen aber waren durch sein kluges und menschenfreundliches Betragen erloschen.

Witzstacheln des Figaro.

Die Pairs von Frankreich werden sich nimmermehr entschließen, Kindermörder zu werden.

•

Herr von Polignac findet, daß man ihn allzu lange in Haft läßt; er will beweisen, daß er kein Patriot ist.

•

Man beschuldigt den General Guilleminot, er habe die Pforte aus den Angeln heben wollen.

•

Neulich war Feuer in der Kammer. Herr von Lobau lief nach seiner Spritze.

•

Wenn der Herr Marschall Feuerlärm hört, läuft ihm das Wasser im Munde zusammen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 242. 30 August 1831.

Reisebilder aus Peru.

3. Johannisfest zu Obrajillo. Die Puna.

Am 24 als am St. Johannistag versammelte sich ein großer Theil der Bevölkerung von Canta und Obrajillo in der Kirche der letztern Stadt, um die Messe zu hören. Die Außenwände des Gebäudes waren mit großen Sträußen und Gewinden von Blumen geschmückt und das Innere mit einer Menge von Kerzen beleuchtet, welche größtentheils von den armen Indianern geliefert worden waren, die solche fromme Beisteuern als eine heilige Pflicht zu betrachten gelehrt werden. Unter andern Verzierungen fiel uns besonders eine Drapirung von kleinen Fahnen auf, welche aus farbigen Schnupftüchern von verschiedenen Mustern, aus den Fabriken von Manchester und Glasgow, bestanden, und die an Stäben hingen, welche in der Mauer befestigt waren. Die Kirche war zu klein für die Versammlung, und Viele knieten vor der Thüre unter freiem Himmel, wo sie so lange ausharrten als die Messe dauerte; während der ganzen Zeit tanzten sechs indianische Mädchen unter ihnen herum, und sangen in quichuanischer Sprache. Als die unglücklichen Urbewohner dieser Gegenden von den Spaniern unterjocht und gezwungen wurden, die Gebräuche der katholischen Kirche anzunehmen, gestatteten ihnen die Priester, die bei den Festen der Indianer üblichen Gesänge und Tänze beizubehalten, und dieser Gebrauch besteht noch bis auf den heutigen Tag. Nach der Messe bildete die Versammlung eine Prozession, welche unter Anführung der Priester die Plaza umging, und während die letztern ihre Kirchenlieder absangen, fuhren die indianischen Mädchen fort, in Begleitung von Männern, die wie die alten Inkas gekleidet waren und das Gesicht mit scheußlichen Larven aus Kürbissen gemacht, bedeckt hatten, zu singen und zu tanzen. Dieß hörte sogar dann nicht auf, als die Priester bei einem Altar, der an einer Seite der Plaza errichtet war, ihren Gottesdienst hielten. Gleich nach der Prozession wurde ein Hahnengefecht gehalten, und der Rest des Tages mit Essen und Trinken zugebracht.

Die nächste Station von sieben Stunden liegt gegen die Cordilleras; auf dem ganzen Weg befindet sich kein Ort zum Nachtlager.

Eine kleine Strecke unterhalb Culluay breitet sich das Thal aus. Der Allaide, in dessen Wohnung wir zu übernachten gedachten, weil sie die größte des Ortes war, befand sich gleich den übrigen Bewohnern auf dem Felde und da die Thür verschlossen war, so mußten wir geduldig seine Rückkehr erwarten. Es war bereits Abend geworden, als wir eintrafen, und gleich nach Sonnenuntergang fanden wir die Luft so durchdringend kalt, daß wir sehr erfreut waren, uns um ein Torffeuer in einer rauchigen Hütte, welche als Küche diente, herumkauern zu können, bis unser Wirth kam und das Abendessen fertig war. Eine Reisegesellschaft von Pasco kam bald nach uns an, und brachte die Nachricht mit, daß auf mehreren Stellen der Cordilleren Schnee gefallen sey; Schneegestöber ist nun zwar zu allen Jahreszeiten dort nicht selten, doch tritt es nur selten Nachmittags ein.

Da wir am 27 eine starke Tagreise vor uns hatten, so waren wir genöthigt vor Tagesanbruch aufzubrechen, wo denn Viele von uns, die mehrere Jahre lang nicht aus Lima gekommen waren, die frische Morgenluft, deren Temperatur nur wenig unter dem Eispunkt war, gar nicht angenehm fanden.

Von Culluay aus haben die Hügel, welche meist mit einem glatten, festen Ueberzug von Torf bedeckt sind, ein sehr gleichförmiges Ansehen. Eine lange Ladera führte uns nach dem Eingang des Thals, wo wir einen kleinen Bach überschritten, der in einer benachbarten Schlucht entspringt, und die Quelle des Flusses ist, dessen Lauf wir von der Küste aus gefolgt waren. Auf dieser Stelle, Alto de Jacaybamba genannt, zwei Stunden von Culluay, fingen wir an, den Pfad nach den Cordilleras aufwärts zu steigen. Er war, wie der zu Canta, steil und uneben und führte zwischen Porphyr und Tuffsteinfelsen durch. Ein großer isolirt stehender Hügel, La Viuda genannt, mehrere hundert Fuß hoch oberhalb der Straße auf dem höchsten Punkt des Passes, dem er den Namen gibt, besteht aus der letztern Felsengattung mit großen Massen Porphyrgerölle vermischt.

Als wir den Gipfel, eine Stunde vom Fuß des Gebirges, erreicht hatten, kamen wir in eine offnere Gegend als wir seit dem Anfang unsrer Reise gesehen hatten, obgleich auch hier die Aussicht etwas beschränkt war, da man für die Straße den am tiefsten gelegenen Punkt gewählt hatte, von dem wir nur zum Theil die Ansicht der höhern, entferntern, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge hatten. Wir stiegen sehr mählich zwischen niedern Schichten von schwarzem Kalkstein mit Muschelabdrücken herab; eine Formation, die in diesem Theil der Andes häufig vorkommt. Der Saum der

Hügel, die kleinen Thäler und Strecken von Hochgrund zwischen denselben waren mit Grün bedeckt, und an tieferliegenden Stellen befanden sich Seen, deren Wasser ganz tiefblau und dunkelfarbiger war als Meerwasser; bei einigen, deren Grund von weißlicher Farbe, und deren Wasser etwas lichter war, wechselten die dunkleren Stellen mit türkisfarbigen, glänzenden Streifen ab.

Ehe wir Cullnay des Morgens verließen, wurden wir gewarnt kein anderes Frühstück als ein wenig Fleischbrühe zu nehmen, weil wir sonst Gefahr laufen würden, von der Puna oder Veta ergriffen zu werden, eine Uebelkeit, welche häufig diejenigen befällt, die nicht gewohnt sind, die dünne Luft dieser hochgelegenen Regionen zu athmen. Da Niemand von der Gesellschaft das geringste Unwohlseyn während des Aufwärtssteigens verspürte, so machten wir, nachdem wir noch eine halbe Stunde zurückgelegt hatten, bei einem See, wo die Erhebung bedeutend geringer war als auf dem Paß, Halt und frühstückten etwas kalte Küche. Allein wir wurden gar bald inne, daß unser Glaube, von der Puna verschont zu bleiben, zu voreilig gewesen war, und daß sie wie die Seekrankheit, der sie in vieler Rücksicht sehr ähnlich ist, nicht immer diejenigen unmittelbar befällt, die ihr besonders unterworfen sind. Kaum hatten wir uns eine halbe Stunde vom See entfernt, so bekamen mehrere der Gesellschaft Kopfweh, mein Freund und ich selbst befanden uns so übel, daß wir nur mit Mühe die Station, Casacancha genannt, erreichen konnten, wo wir um Ein Uhr anlangten. Kaum hier angekommen, wurden wir beide von heftigem Erbrechen und allen Symptomen, welche die Seekrankheit zu begleiten pflegen, befallen, nur war das pulsartig schlagende Kopfweh noch stärker und drückender.

Man sagt gewöhnlich, daß schwerer Athem eines der gewöhnlichsten und quälendsten Symptome dieses Uebels sey, allein dem ist nicht so. Nur Wenige leiden, obschon der Puls schneller schlägt, an erschwerter Respiration, während sie auf der geebneten Straße gehen oder reiten; nur auf rauhem Boden oder beim Erklettern der Berge wird das Athemholen beschwerlich und man ist genöthigt, öfter still zu stehen und zu verschnaufen.

Die Beschwerden, welche der Bergmann von Pasco 14,000 Fuß über der Meeresfläche zu erdulden hat, sind nicht größer als hier auf dem sechsten Theil dieser Höhe, und wirklich verrichten dort die englischen Arbeiter ihr anstrengendes Tagwerk, ohne daß sie etwas von dergleichen Anfällen zu leiden hätten. Mehrere von unserer Gesellschaft, welche öfter in Pasco gewesen waren, und lange da gelebt hatten, wurden nicht ergriffen, und der Einzige, welcher außer meinem Freunde und mir noch krank war, genas unmittelbar. Dieses Uebel gleicht auch darin der Seekrankheit, daß verschiedene Personen unter ganz gleichen Umständen in einem sehr verschiedenen Grade davon befallen werden, während andere gar nicht daran leiden. Bemerkenswerth ist noch, daß die nämlichen Personen von beiden Uebeln nie in gleichem Grad ergriffen werden. Mein Freund und ich hatten früher eine Reise zusammen gemacht, auf der er wenige Stunden seekrank war, während ich die ganze Reise hindurch nie ganz von derselben befreit wurde; dagegen litt er jetzt weit mehr als ich. Vollblütige Personen, die von der Puna befallen werden, brechen häufig Blut. Ein Engländer, bei den Minen angestellt, der einige Monate vor uns diese Straße passirte, um nach der Küste zu reisen, und der früher schon kränklich war, starb bald nach seiner Ankunft in Casacancha an einem Blutsturz, welchen das Springen eines Blutgefäßes in der Lunge veranlaßte.

Das Thal von Casacancha ist ungefähr eine halbe Meile breit, endet plötzlich mit den Kalksteinhügeln, welche uns oben aufgestoßen waren, und wird an der Seite von rothem Sandstein und Conglomerat begränzt. Wir wurden in einer elenden, von Steinen und Mörtel aufgebauten Hütte untergebracht. Das einzige Gemach, aus dem sie bestand, diente uns nach einander als Küche, Speise- und Schlafzimmer, das Essen wurde über einem Torffeuer gekocht, dessen Rauch bis zur Decke emporwirbelte, und dann zum Theil durch die nur vier Fuß hohe Thüre hinauszog.

Als wir am 28 mit Tagesanbruch das berußte Stück Tuch lüfteten, welches in unsrer Wohnung die Stelle der Thüre vertrat, sahen wir das ganze Thal so dick mit Reif bedeckt, daß es fast aussah, als hätte es in der Nacht geschneit. Wir wurden länger als zwei Stunden aufgehalten, weil einige unsrer Maulthiere sich in den Bergen verlaufen hatten. Da sich die Thiere durch dieses Futtersuchen bei Nacht ermüden, so finden sich da wo die Reisenden übernachten, gewöhnlich Indianer ein, welche gegen eine geringe Belohnung es über sich nehmen sie zusammenzuhalten; diese Hüter bringen die Nacht unter freiem Himmel, oft in Schnee und Kälte hin, und werden selten vom Schlaf befallen oder nachlässig in ihrer Pflicht gefunden. In der vergangenen Nacht hatte sich ein dichter Nebel ins Thal herabgesenkt, und den Wächter konnte kein Vorwurf treffen; allein nach den Schimpfworten, mit denen er überhäuft wurde, hätte man glauben sollen, er habe alle unsre Maulthiere stehlen wollen, da er doch nur einem oder zweien derselben durch den Nebel in dunkler Nacht mit den Augen nicht hatte folgen können.

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird nicht sehr erstaunen, wenn er erfährt, daß der glückliche Sterbliche, dem Fürst Kurdiukow die Ehre sein Schwiegersohn zu werden, zugedacht hat, Niemand anders als Peter Iwanowitsch ist. Der ältere Wuischigin ist nun Wittwer, und hat sein durch den glücklichen Ausgang seines Rechtsstreites erworbenes Vermögen als Geldverleiher in Moskau, bis zu dem Claurianischen Reichthum von sechs Millionen gesteigert. Zwar ist er für seine Person eben nicht von einem höhern Ehrgeiz gequält, und hat die verwünscht plebejische Einbildung, daß sein Geldkasten so viel werth sey, als eine ganze Arche Noah voll Ahnen; allein seinem Sohn möchte er doch gar zu gern auf einen edlern Stamm gepelzt sehen. Hat man das Unglück, ohne Vorfahren auf die Welt gekommen zu seyn, so ist es doch immer eine tröstliche Aussicht, mit der Zeit selbst ein Vorfahr zu werden. Zwar macht er sich aus dem verschuldeten Fürsten Kurdiukow wenig, allein desto mehr aus seinem fürstlichen Geblüte, das er um Alles in der Welt gern in die goldene Schüssel seines Reichthums abzapfen möchte. Mit Freuden geht er daher in alle Vorschläge des Grafen Kholhlenkow ein. Allein die Rechnung ist ohne den Wirth gemacht. Peter ist selbst Manns

genug nach einer Frau sich umzuthun; er hat Lisa, eine junge Waise, kennen gelernt, die von Romuald Smigallow und dessen Weib als ihre Tochter erzogen wird. Anfangs zufrieden, tagtäglich in dem Lichte ihrer Schönheit sich zu sonnen, verbrennt Peter bald dergestalt die Flügel, daß er nicht mehr ohne sie leben kann, ewige Liebe schwört, Heirath verspricht u. s. w. Die Einwilligung seines Vaters scheint ihm so gewiß, daß er daran kaum denkt. In der That läßt sich der Alte auch weich genug finden, seinen hochfliegenden Planen zu entsagen, und die Wahl des Sohnes zu billigen. Alles ist so im schönsten Gange, und zur Hochzeit fehlt Nichts — als die Braut. Lisa und ihre Pflegeeltern sind nämlich auf unbegreifliche Weise verschwunden. Nur so viel kann der bestürzte Iwanowitsch ermitteln, daß Smigallow mit einer Geldsendung an die russische Armee nach Litthauen beauftragt, und Lisa von einer vornehmen Dame abgeholt worden ist.

Iwanowitsch ist in Verzweiflung, nicht so der Leser, der bereits sehr gut weiß, daß Lisa keineswegs unter die Antipoden gegangen ist, sondern bloß nach Wilna, und sich in der Familie Morikonski befindet. Sie hat dahin eine verheirathete Tochter derselben begleitet, in der Hoffnung ihre Pflegeeltern in Wilna zu treffen. Allein ihre Besorgnisse sind nicht gering, als sie sich getäuscht und unter völlig fremden Menschen befindet, zumal da der Stadt allmählich das Kriegsungewitter näher zieht, und zwischen Rußland und Frankreich bereits der Krieg erklärt ist. Hier ergreift der Dichter die Gelegenheit, seine Leser aus den Abenteuern eines Familienlebens in die großen Begebenheiten der Zeit zu versetzen. Smigallow ist von einem französischen Streifkorps aufgehoben worden, wir begegnen diesem alten bekannten, neben einem andern — dem „kleinen Korporal,“ vor welchen der gefangene Russe als Spion geführt wird. Dieses kleine Zwischenspiel ist indeß bloß der Vorgrund zu einem größern Gemälde, in welchem der Dichter Napoleon im Kriegsrathe von allen Marschällen umgeben erscheinen läßt. Der freimüthige Coulaincourt zagt nicht, dem Kaiser die Gefahr, in die er sich und sein Heer zu stürzen bereit ist, offenherzig zu schildern.

„Schon seit fünf Jahren,“ erwiederte der Kaiser, „sammeln meine Emissäre zu Wilna, Petersburg und Moskau die nöthigen Erkundigungen. Der Herzog von Vicenza will uns mit dem Widerstande der ganzen russischen Nation schrecken; er glaubt der Krieg werde, wie sich auch der Kaiser Alexander gerühmt hat, ein Nationalkrieg werden. Unsinn! der Herzog hat so lange am russischen Hofe zugebracht, daß er selbst ein Russe geworden ist. Alles was russisch ist, sieht er durch ein Vergrößerungsglas. Und doch schildern Alle, die mit ihm zugleich in Rußland waren, den Geist und Charakter des Volkes ganz anders. Glauben Sie mir, der russische Adel besitzt nicht die moralische Kraft, einen Nationalkrieg zu beginnen oder zu führen, und das gemeine Volk ist zu erniedrigt und gleichgültig, als daß es Antheil nehmen sollte. Ich bin mit Petersburg und Moskau so gut bekannt, als ob ich dort gelebt hätte. Mein Kabinet ist voll von Berichten über die Unterthanen Rußlands.“

„Sie sind getäuscht worden, Sire,“ erwiedert Coulaincourt, „wir dürfen keinen Schluß von einigen Stutzerantiquitäten, die noch dem verflossenen Jahrhundert angehören, auf die ganze Bevölkerung ziehen. Ein Theil der höhern Klasse in Rußland hat allerdings Sitten, Sprachen und Ideen der frühern französischen Generation angenommen; aber diese Menschen, bei ihrer Vorliebe für fremde Interessen, werden in einer solchen Krisis keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben. Eine neue und würdigere Generation ist in Rußland herangewachsen, und im Ganzen genommen hat der Adel in seiner Anhänglichkeit an den Souverain, und in dem Enthusiasmus, mit dem er zur Errettung des Vaterlandes jedes Opfer bringen würde, in der Welt nicht seines Gleichen. Die reicheren Kaufleute werden mit Freuden Hab und Gut hergeben, während das gemeine Volk auf den ersten Ruf seines Kaisers eben so willig sich in den Tod stürzen wird, für Glauben und Vaterland! Sire, Rußland ist eine Granitwand in der politischen Welt.“ —

„Durch die ich mir einen Weg nach Asien bohren will —“ ruft der Kaiser dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Doktors Abernethy.

Genie und Talent sind wie Dampfwagen nur für ihre eigenen Bahnen gemacht. Wenn sie sich auf der breitgetretenen Heerstraße der andern Menschen zeigen; werden sie nicht selten durch ihre wunderliche Bewegung und Unbehülflichkeit zu allgemeinem Gelächter? Oft geht es ihnen, wie dem guten Thales, daß sie den Blick nach den Sternen gerichtet daher wandeln, und plötzlich aus dem heiligen Schauen in eine irdische Lache fallen; wobei denn eine ehrbare Bürgersmagd hinzutritt, die Arme in die Seiten stemmt und sie tüchtig auslacht. Der Geist dieser sogenannten excentrischen Menschen spielt in einer so wunderlichen Harmonie, daß der Körper, der jeder Musik unwillkürlich folgt, gleichfalls in sonderbaren Sprüngen dazu den Takt schlägt. Es kann aber ein Mann, den Du mit dem Kopfe aus dem Fenster herausnicken und winken siehst und für etwas übergeschnappt hältst, gerade recht im Takt seyn mit allen seinen Sinnen von einer Musik, die hinter ihm aufgeführt wird, und von der Du nichts vernimmst.

Als einer dieser grillenhaften Sonderlinge war der jüngst verstorbene berühmte Arzt John Abernethy in ganz London bekannt. Seine unzugängliche und mürrische Gemüthsart die er mit vielen genialen Aerzten gemein hatte, gab oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß, war aber mehr die Folge seines Widerwillens gegen weitläufiges Geschwätz und überflüssige Nebensachen, was wieder aus seinem Scharfblicke, aus der Klarheit seines Urtheils und dem Gefühle der Unabhängigkeit hervorging, als eines unfreundlichen und gefühllosen Herzens. Er verschmähte es durchaus, Ruf und Zutrauen durch jene kleinen Kunstgriffe zu erwerben, zu denen bisweilen selbst geschickte Aerzte greifen. Man las bei dem Besuche seiner Patienten gleichsam auf seinem Gesichte: „Hier bin ich und will Euch meinen Rath geben, wenn Ihr ihn bedürft, aber Ihr müßt ihn nehmen, wie Ihr ihn findet; ist er Euch nicht recht, auch gut; thut, was Ihr wollt; haltet Euer Maul und laßt mich ungeschoren.“ In einer solchen Stimmung fand ihn eines Tags eine Lady, die wohl wußte, welches unüberwindliche Vorurtheil er gegen das Erbübel der Töchter Evens hatte, und sich daher in ihren Antworten auf seine lakonischen Fragen so kurz als möglich faßte. Die Besprechung zwischen Arzt und Patientin fand in drei Besuchen auf folgende Weise statt. Erster Besuch: Die Dame tritt herein und hält dem Doktor ihre Finger hin — Abernethy: „Geschnitten?“ — Dame: „Gebissen.“ — A.: „Hund?“ — D.: „Papagei.“ — A.: „Geht nach Hause und legt einen Umschlag darüber.“ — Zweiter Besuch: Der Finger wird wieder hingehalten. — A.: „Besser?“ — D.: „Schlechter.“ — A.: „Geht nach Hause und fahrt mit den Umschlägen fort.“ — Dritter Besuch: Der Finger wird abermals hingehalten. A.: „Besser?“ — D.: „Gut.“ — A.: „Sie sind doch das empfindlichste Weib, das mir noch vorgekommen. Gott befohlen. Adieu.“

Eine andere Dame hatte sich den Arm verbrüht und kam zur gewöhn-

lichen Stunde drei Tage hintereinander, wobei dieselbe lakonische Unterredung statt fand. **Erster Tag**: Die Patientin zeigt ihm ihren Arm und sagt: „Verbrannt." — A.: „Ich sehe es" — er verschreibt ihr hierauf Umschläge und sie entfernt sich. — **Zweiter Tag**: Die Patientin kommt und zeigt ihren Arm. „Besser." — A.: „Ich sehe es." — **Dritter Tag**: Der Arm wird abermals gezeigt. „Ganz gut." — A.: „Das kann mir jeder Narr sagen. Was kommen Sie denn also noch einmal? Adieu."

Ein Patient fragte Abernethy wegen eines Schmerzes im Arme um Rath und sagte: „Es schmerzt mich immer so, wenn ich ihn in die Höhe halte." — A.: „Nun zum Teufel, was braucht Ihr ihn denn so in die Höhe zu halten?"

Am ungehaltensten brach der rauhe Doktor los, wenn er auf Krankheitsfälle stieß, die aus Ueberladung und Unmäßigkeit entsprungen waren. Ein Landedelmann kam eines Tags mit einem solchen Uebel behaftet zu ihm und fragte ihn um Rath. „Ihr garstiges Thier," schrie der erboste Doktor statt aller Antwort; „erst stopft Ihr Euch den Wanst voll und dann soll ich ihn ausleeren!" Eine junge Lady wurde eines Morgens von ihrer Mama zu Abernethy gebracht; sie spüre so große Beschwerden im Athemholen nach jeder Arbeit, und vorzüglich nach dem Essen, sagte die besorgte Mutter. Da der Doktor merkte, daß sie sehr eng geschnürt war, so ergriff er ohne ein Wort zu sagen eine Scheere und schnitt die Schnürbrust von unten bis oben auf; dann hieß er sie zehn Minuten spazieren gehen. Nachdem dieß geschehen war, fragte er sie, wie sie sich fühle? „Etwas besser," war die Antwort. Die obige Vorschrift wurde wiederholt, und da die Lady nach dem Spaziergange sich völlig wohl befand, so sagte er: „So geht es. Nehmen Sie Ihre Tochter und lassen Sie ihr keinen solchen Brustharnisch mehr tragen." Ein anderer Arzt würde in ähnlichen Fällen dem Patienten zu Gefallen auch dem Apotheker etwas zu verdienen gegeben haben. Nicht so Abernethy; er ging der Ursache geradenwegs zu Leibe und entfernte sie, ohne sich um den Verdruß der Kranken zu kümmern. Ein anderes Mädchen wurde an einem Sommermorgen zu ihm gebracht, und man klagte, sie habe eine Spinne verschluckt. Abernethy fing schnell eine Stubenfliege und hieß sie der Kranken in den Mund nehmen, indem er sagte: wenn sie die Mücke einige Augenblicke darnach ausspucken werde, so werde wohl auch die Spinne hinterher kommen.

War jedoch bei einer Krankheit wirklich Gefahr, so ließ es Abernethy auch nicht an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen. Bloß überflüssige Fragen und die lange Leier von eingebildeten Symptomen waren ihm zuwider. Gegen die armen Leute in den Spitälern war er voll Güte und Aufmerksamkeit, und Alle, die ihn kannten, geben seinem menschenfreundlichen und guten Herzen einstimmig das schönste Zeugniß, so rauh und widerhaarig auch sein Aeußeres schien. Ein berühmter Wundarzt sagte ihm einmal, er habe ausgerechnet, daß seine (des Doktors) Wunderlichkeit gegen die Patienten ihm jährlich zweitausend Pfund eintrage. Abernethy kehrte ihm ohne ein Wort zu sagen voll Verachtung den Rücken zu. Indeß hatte der excentrische Mann aller seiner Wunderlichkeiten ungeachtet eine ausgedehnte Praxis, und weit und breit erholte man sich bei ihm Raths. Als einen Beweis seiner Gutmüthigkeit erzählt man folgende Geschichte: Eine Witwe aus einer entfernten Landstadt war mit ihrer Tochter, die an einem langwierigen chronischen Uebel litt, nach London gekommen, um bei dem Doktor Hülfe zu suchen. Die Kur dauerte viele Wochen lang, und jeder Besuch des Arztes wurde regelmäßig mit einem Souverainsd'or bezahlt. Die gute Frau schien ihrer beschränkten Mittel ungeachtet keine Kosten zu scheuen, um die Genesung ihrer Tochter zu erlangen. Als diese, endlich geheilt, die Rückreise wieder antreten konnte, übergab ihr der Doktor noch eine Büchse, worin er ihr, wie er sagte, zur Nachkur einiges mitgeben wolle. Wie erstaunte aber die Genesene, als sie zu Hause die Büchse öffnete und alle Goldstücke wieder fand, die der Doktor erhalten hatte. Auf diese zarte Weise vermied er es, die Frau in Verlegenheit zu sezen, indem er sich zugleich dem Danke entzog, den er nicht wohl leiden mochte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das „Canton Register" gibt folgende Nachrichten über die Unruhen im Nordwesten von China: „Die mohamedanischen Stämme, welche ungefähr 150 (englische) Meilen nordwestlich von Caschgar wohnen, sind in die chinesische Tartarei eingebrochen." Die Peking-Zeitung, welche gleich den chinesischen Zeitungen diese Stämme An-tse-yen nennt, sagt unter dem 23 Oktober, daß eine am 26 September von dem Residenten zu Caschgar Cha-lung-o abgeschickter Eilbote an dem erstgenannten Tage angelangt sey und die Nachricht gebracht habe, daß die An-tse-yen in die Gränzen von Caschgar eingebrochen seyen. Bis zum 31 Oktober enthielt die Peking-Zeitung tägliche Befehle und Ernennungen, welche auf diesen Einbruch Bezug hatten. Yang-yu-chun, ein Name, der unter dem Triumvirate erscheint, das gegen Chang-ki-hur auftrat, wurde mit einem Titel und einem besondern Siegel beehrt, das ihm große Gewalt verleiht, und ihm seinen Standpunkt innerhalb des nordwestlichen Passes durch die große Mauer anweist; er hat zwei Millionen Taels zu seiner Verfügung und für Unterhalt zu sorgen, und die Mittel herbeizuschaffen, um eine Armee durch die Wüste Gobi zu führen.

Chang-ling, der Held von Caschgar, welcher Chang-ki-hur gefangen nahm, oder wie man jezt sagt, verrieth, und der hier zu einer hohen militärischen Würde und zum Mitgliede des Kabinets emporstieg, ward in aller Eile abgefertigt, um den Oberbefehl über die mohamedanischen Städte in der kleinen Bucharei zu übernehmen. Gerüchte zu Canton geben die Sache als sehr bedeutend an; es ist aber dort Sitte, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen. Die Schritte der Regierung zeigen indeß, daß man in Peking die Sache für keine Kleinigkeit ansieht. Der Gouverneur von Canton hat Befehl erhalten, wegen der militärischen Operationen in der Tartarei mit den öffentlichen Arbeiten inne zu halten. Die Peking-Zeitung enthält zwar unterm 10 November den allgemeinen Inhalt einer Depesche aus Jarkend, der zufolge die Insurgenten bei einem Angriffe auf die mohamedanischen Dörfer in jener Gegend zurückgetrieben worden seyn sollen; aber ein Courier, den der Gouverneur von Canton aus Peking erhalten hat, brachte, wie man allgemein sagt, die Nachricht, daß die Insurgenten bedeutende Fortschritte machen. Ein späteres Schreiben aus Canton vom 28 Januar d. J. gibt an, man habe seit vierzehn Tagen nichts von den Fortschritten des Aufruhrs vernommen; auch würden keine großen Vorbereitungen gemacht auf einen Feldzug im Frühjahre, wie Dieß im Anfange von Chang-ki-hur's Aufstande der Fall war. Aus diesen Umständen scheint hervorzugehen, daß das Gerücht diese Sache sehr übertrieben habe; andere dagegen behaupten, gerade das Geheimniß, womit der Hof die Sache behandle, sey ein Beweis, daß sie von der höchsten Bedeutung sey. — Eine frühere Nachricht sagt, Chang-ki-hur's Sohn und Schwager hätten sich erhoben, um seinen Tod zu rächen.

•

Die Entrepreneurs der Londonbrücke gaben den Tag nach der Einweihung derselben auch den Arbeitern, fünfhundert an der Zahl, an denselben Tischen, wo der König und die königliche Familie mit ihrem Gefolge das Déjeûner eingenommen hatten, ein glänzendes Gastmahl, dem die Herren Joliffe und Banks, und die Ingenieure der Brücke, die Herren Georg und John Rennie, beiwohnten.

Witzstacheln des Figaro.

Nach Karls V Beispiele will die Pairskamer ihrem Leichenbegängniß lebendig beiwohnen.

•

Die Mäßigung ist gegenwärtig die Cholera der Politik.

•

Der Komet von 1832 hat den Herrn Baron von Pasquier zur Feier des Weltendes um seine Perrücke bitten lassen.

•

Die Universität hat beschlossen, einen beeidigten Dolmetscher den Vorlesungen des Professors Cousin beiwohnen zu lassen.

•

Hussein Dey will Karl X wegen der Wiedererstattung der Regentschaft Algier belangen; Karl X bietet ihm als Ersaz die Regentschaft Heinrichs V an.

•

Minerva ist gewaffnet aus dem Haupte Jupiters entsprungen; Bellona aus einem holländischen Käse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 243. 31 August 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Eine ausgedehnte und nur Schritt für Schritt fortgesetzte Reise weihte mich ein in die innersten Verhältnisse der neapolitanischen Staatsverwaltung wie der Unterthanen, und ließ mir Italien unter einem ganz neuen Licht erbliken. Tausend handgreifliche Beweise stehn mir zu Gebote von dem heillosen Einfluß einer unmoralischen Regierung auf ein unwissendes und entmuthigtes Volk, dessen Unwissenheit und knechtische Furcht sie, gegen jede Aufklärung oder Ermuthigung bewaffnet, zu ihrem Vortheil zu benützen weiß. Die Erziehung hindern, die Presse fesseln, die Gerechtigkeit verdrehen — hier hat man in wenigen Worten die Regierungskunst des neapolitanischen Hofes. Eine intolerante und unwissende Geistlichkeit bewacht die Gewissen und den Unterricht, worin sie von der weltlichen Polizei unterstützt wird; von einer noch unversöhnlichern Strenge als diese selbst entwirft sie das Verzeichniß der verbotenen Bücher, und nur von ihr kann man die Erlaubniß einholen, dergleichen lesen zu dürfen. Man wendet sich mit einem solchen Gesuch an seinen Bischof, der dasselbe, wenigstens glaubt man so, nach Rom befördert. Es ist gewöhnlich in folgenden Worten abgefaßt:

„Heiliger Vater!

Der genannte **, der Diözese **, ... Jahre alt, ein Mensch von guten Grundsätzen und zu feinem Fortschreiten in den Wissenschaften einem eifrigen Studium ergeben, fleht Eure Heiligkeit unterthänig an, ihm auf Lebenszeit die Erlaubniß zu ertheilen, die verbotenen Bücher lesen zu dürfen." — Gewöhnlich erfolgt hierauf die lateinisch abgefaßte Entschließung von dem heiligen Stuhle in folgenden Worten:

„Mit Genehmigung Sr. Heiligkeit, unsers Herrn des Papstes *** wird dem Bittsteller (wenn seine Angabe der Wahrheit gemäß ist) auf Lebenszeit die Erlaubniß ertheilt, die verbotenen Bücher, theologischen, scholastischen, dogmatischen und moralischen Inhalts, deßgleichen die Grammatiker, Rhetoriker, Dichter, Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Kirchen- und Profangeschichtschreiber zu lesen und zu haben, jedoch stets unter gutem Gewahrsam, damit sie nicht in fremde Hände fallen. Ausgenommen hiervon sind die Bücher astrologischen und abergläubischen Inhalts, die Werke des Nicolo Machiavelli, des Peter Bayle, des in's Italienische übersetzten Lukrez, das Gedicht der Pucelle d'Orleans, der Adonis des Marini und jedes obscöne oder unmittelbar gegen die Religion, vorzüglich die katholische, geschriebene Buch u. s. w."

Eine solche Urkunde bedarf keiner weitern Auslegung; sie kostet vier Ducati und muß sorgfältig aufgehoben werden, da die Polizeikommissäre von Zeit zu Zeit Haussuchungen in den Bibliotheken der Privatleute anstellen und es Denjenigen schlimm ergehen würde, die ihre päpstliche Lizenz nicht aufweisen könnten. Die Wegnahme der verbotenen Schriften, Geldstrafe und polizeiliche Beaufsichtigung würden davon die Folge seyn. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein Verdächtiger niemals die geistliche Erlaubniß erhält, und daß selbst die Reinen, die darum nachsuchen und sie erhalten, nicht sonderlich gut angeschrieben stehn.

Bücher, die an sich nicht von der Kirche verboten sind, werden es gleichsam durch die Mauth, so groß sind die Auflagen, die davon erhoben werden. Ein Werk in Oktav, von welcher Seitenzahl es auch seyn möge, ist einer Tare von drei Karlin unterworfen, ein Quartband zahlt sechs, ein Folioband neun. Noch schlimmer ergeht es den Journalen. Es versteht sich von selbst, daß jedes nur einigermaaßen freisinnige Blatt ausgeschlossen bleibt, und dasjenige, welches noch vor den Augen der Polizei Gnade findet, hat sich keiner von Seite der Douanen zu erfreuen. Jedes inländische Journal zahlt dreißig Centimes Abgaben für das Blatt, jedes fremde ungefähr sechszig.

Was die Staatszeitung für die beiden Sizilien betrift, so kann man sie kaum ohne Widerwillen lesen, und doch sind ihre Leser, obgleich das Blatt unmittelbar von der Regierung selbst ausgeht, im schwarzen Buch der Polizei verzeichnet. „Wozu will man lesen, was im Auslande vorgeht, so folgert diese. Es ist diese Neugierde immer das Zeichen eines unruhigen und widerspenstigen Kopfes." Die Neapolitaner müssen sich mit den Flugblättern der Intendanzen begnügen, einer Art von öffentlichen Anschlägen, durch welche die Verfügungen der Regierung bekannt gemacht werden. Zu Palermo erscheint ein wissenschaftliches und literärisches Monatsjournal per la Sicilia, das mit weitläufigen pedantischen Abhandlungen über die Alterthümer des Landes angefüllt ist.

Während meines Aufenthaltes in Sizilien war ein Abbé Bertini der Redakteur desselben. Man weiß genug, wenn man auf dem Titelblatt mit großen Buchstaben die Aufschrift liest: „Unter den Auspizien Sr. Exzellenz des Generaldirektors der Polizei.“

Für die Erziehung der Jugend ist nicht besser gesorgt, als für die Aufklärung der Erwachsenen; die Studienanstalten in beiden Königreichen sind erbärmlich. Die Universitäten von Neapel und Sizilien verdienen kaum diesen Namen; man erlernt dort das Lateinische, die Anfangsgründe einer Scholastik, die des Mittelalters würdig ist, die Moral in einer Art von Katechismus; Geschichte und Philosophie sind völlig vernachlässigt, die Naturwissenschaft kaum angedeutet, und während meines Aufenthaltes in Neapel war man sogar daran, die mathematischen Vorlesungen, als den guten Grundsätzen gefährlich, aufzuheben. Ich weiß nicht, ob dieses Werk der Finsterniß in Vollzug gesetzt wurde. Das Observatorium zu Neapel wurde von Murat mit großen Kosten eingerichtet und mit herrlichen Instrumenten des Münchener Reichenbach ausgestattet; allein das Lokal ist feucht, und da man selbst die geringen Kosten einiger nöthigen Reparaturen nicht aufwenden mag, so verrosten die Instrumente und werden in wenigen Jahren unbrauchbar seyn. Von der Regierung, wenn sie anders dieselben überlebt, darf man sicherlich nicht ihre Erneuerung hoffen. Die Sorglosigkeit der Verwaltung und die Verschleuderung der öffentlichen Gelder ist so groß, daß ein Optikus monatlich vierzig Ducati bezieht, um für die astronomischen Instrumente zu sorgen, allein er hat noch keinen Fuß in das Observatorium gesetzt. Der Direktor Brioschi von Mailand hat aus seiner Stelle eine Sinecure gemacht. Er bezieht monatlich hundert Ducati, thut aber für die Wissenschaft so viel als nichts. Eigentlich ist er gehalten, alle Jahre einen Band seiner Beobachtungen bekannt zu machen, allein in zwölf Jahren, seit denen er dem Observatorium vorsteht, hat er erst eine einzige in Druk gegeben. Auch soll er astronomische Vorlesungen halten, denkt aber vor der Hand noch nicht daran. Man glaube jedoch nicht, daß es Brioschi an Kenntnissen fehlt; das Räthsel löst sich, wenn man weiß, daß er durch seine Vorlesungen und durch das Gesuch um einige nothwendig gewordene Ausgaben die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich zu ziehen und hierdurch die Aufhebung des wissenschaftlichen Instituts, von dem er lebt, herbeizuführen fürchtet. Gerechtigkeit muß man jedoch dem unermüdlichen Fleiße des zweiten Direktors Capocci angedeihen lassen, der vor einigen Jahren für das Observatorium von Berlin eine Himmelskarte von Neapel entworfen hat, die 8600 Sterne bis zur zwölften Größe enthält. Das Observatorium zu Palermo ist etwas besser bestellt durch den Eifer des Professors Cacciatore, des Zöglings und Nachfolgers des Schweizers Piazzi, dem die Wissenschaft die Entdeckung eines achten Planeten, der Ceres, verdankt; aber die Astronomie wird hier eben so wenig als in Neapel mit Erfolg betrieben. So ist die herrliche Wissenschaft der Gestirne unter dem schönsten Himmel Europa's in gänzlichem Verfall.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Peru.

4. Reise nach Huaylay und Pasko. Rückkehr nach Lima.

Mein Reisegefährte war noch immer sehr unpäßlich, und ob ich mich gleich beim Aufstehen ziemlich wohl fühlte, so hatten wir doch kaum eine halbe Stunde zurückgelegt, als das Kopfweh noch stärker sich wieder einstellte, und durch das Stoßen des Maulthiers bedeutend vermehrt wurde. Einige unsrer Gefährten wurden ebenfalls während des Reitens davon befallen.

Das Thal und selbst die Abhänge der Hügel waren so sumpfig, daß wir anderthalb Stunden hindurch nur langsam vorwärts kamen, nach deren Verlauf wir auf ein Hochland gelangten, welches uns zu dem kleinen Fluß Palcamayo, drei Stunden von Casacancha führte. Vom Palcamayo kamen wir über eine Reihe kleiner mit niederm Gras bedeckter Hügel; die dazwischen befindlichen Vertiefungen waren sehr sumpfig und wir sahen uns oft genöthigt einen großen Umweg zu machen, um ihnen auszuweichen.

Die ganze Strecke, durch die wir reisten, welche die Ebene von Bourbon, wohin unsre Bestimmung ging, in sich begreift, und das Land umher auf viele Meilen nördlich und südlich, kann man als ein ungeheures Bassin zwischen zwei entfernten Cordilleren betrachten. Durch den Regen und den Schnee, welcher im Winter fällt, und auf den Spitzen der Hügel und an den Felsenwänden während des Sommers schmilzt, wird der Boden der niedrigen Gründe stets feucht erhalten, und zahllose Quellen entspringen aus der Oberfläche. Auf den Flächen und Abhängen der Hügel wächst das ganze Jahr hindurch Gras im Ueberfluß, welches den zahlreichen Schafheerden, von denen die Bewohner der Thäler und Küsten ihren Unterhalt ziehen, zur Weide dient.

Der schlechten Straße wegen ging unsre Reise so langsam, daß es schon sehr dunkel war, als wir an der Schlucht ankamen, durch die der Weg nach Huayllay, einer kleinen indianischen Stadt, führt, welche den Mittelpunkt eines Bergwerkdistrikts, acht Stunden von Casacancha, bildet. Der einförmige Anblick der Hügel, zwischen denen unser Weg so langsam hindurch gegangen war, das unerträgliche Kopfweh, das uns peinigte und die schneidende Kälte des Abendwindes, alles dieß trug dazu bei, unsre Tagereise sehr ermüdend und unangenehm zu machen.

Einer von der Gesellschaft, ein Spanier, führte uns nach der Wohnung des Gouverneurs, der sein Landsmann war. Er hatte als Soldat in der spanischen Armee gedient, da er sich aber mit einer Indianerin aus Huayllay verehlichte, so ließ er sich in dieser Stadt nieder, wo ihm wegen seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit der Posten des Gouverneurs übertragen ward, mit dem er das Geschäft eines Bergmanns und eines Krämers verband. Unser Gemach enthielt Beweise von den verschiedenen Beschäftigungen des Hausherrn, der Tisch war mit Papieren bedeckt, die sich auf die Rekruten und Abgaben bezogen, welche die Indianer seiner Jurisdiktion zu stellen und zu erlegen hatten; ein Haufe Silberstufen lag in einem Winkel auf dem Fußboden, und Kerzen, Zucker, Krüge mit Branntwein und ähnliche Waaren waren ziemlich unordentlich umher gestreut. Unser Wirth und seine kupferfarbige Gattin wetteiferten mit einander unsern Bedürfnissen zuvorzukommen, so daß

wir auf dem Boden der gastlichen Behausung ausgestreckt, gar bald die Puna und unsern ermüdenden Ritt von Casacancha vergaßen.

Am Morgen wurden wir abermals von dem glitzernden Reif begrüßt, der den traurigen und winterlichen Anblick der Stadt und der umliegenden Berge, wo kein Baum und keine Spur von Anbau zu sehen war, bedeutend erhöhte. Alle Vegetabilien, deren die Einwohner bedürfen, werden aus den Thälern, 15 bis 20 Stunden weit, heraufgebracht.

Da wir bei Nacht nach Huayllay kamen, so hatten wir nicht bemerkt, daß das Thal, in welchem die Stadt liegt, durch eine ausgedehnte Formation von Trachit führt. Ein kleiner Fluß rinnt in der Tiefe, aus welcher zu beiden Seiten steile mit Gras bewachsene Abhänge sich erheben, welche von einer jähen, abschüssigen Felsenwand von Trachit überragt werden. Eine halbe Stunde unterhalb der Stadt kamen wir an einigen heißen Quellen vorüber, deren Wasser einen kalkartigen Niederschlag gibt, der sich nach und nach an einer Seite des Thals ansetzt.

Am niedern Ende des Thals bildet der Trachit Säulen, welche mit einem schwärzlichen Moos überzogen sind, so daß er aus einiger Entfernung wie Basalt aussieht. Diese Massen haben mehr oder weniger vom Wetter gelitten, weil manche Theile derselben leichter angegriffen werden als andere. Manche Säulen stehen allein; sie sind durch quer laufende Risse schräg gespalten, und die verschiedenen Absätze auf sehr ungleiche Weise verwittert, so daß ein dünner Schaft oft eine ungeheure Masse auf seiner Spitze trägt und das Ganze wie Ruinen mit grotesken, kolossalen Figuren untermischt anzusehen ist.

Als wir aus dem Thal aufwärts gestiegen waren, befanden wir uns auf den Ebenen von Bourbon, welche sich auf 15 — 20 Stunden von Norden nach Süden erstrecken, und den Anblick einer großen Rasenfläche bieten. Wir hatten jetzt nicht mehr ganz sechs Stunden bis zu den Minen, welche sich auf den Hügeln an der Rückseite der Ebene befinden. Nachdem wir zwei Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir über einen Engpaß von Kalkstein und hatten drei kleine Flüsse zu überschreiten. Als wir die unermeßliche Wiese übersahen, welche wir durchzogen hatten, begränzt von anmuthigen, schwellenden Hügeln, die dem Blick nach den entfernten Schneegebirgen einen Ruhepunkt gönnen, konnten wir uns kaum überreden, daß wir uns 14,000 Fuß über der Meeresfläche befanden.

Endlich war die Ebene zurückgelegt, und nachdem wir noch eine Reihe von Kalkfelsen überstiegen hatten, sahen wir mit einemmale die Stadt Cerro de Pasco mit ihren Minen vor uns, welche in einem Halbkreis von ungefähr einer Viertelmeile im Durchmesser umherliegen. Das Behagen, welches wir empfanden, endlich das Ziel unsrer Reise erreicht zu haben, ward noch erhöht, als wir in ein Haus geführt wurden, das von der Pasco-peruanischen Kompagnie eingerichtet worden war, wo wir uns wieder in einem gedielten Zimmer mit Glasfenstern und an einem Kohlfeuer in einem englischen Kamine befanden. Mein Freund war der Einzige von uns, der noch nach unserer Ankunft an der Puna litt; er war einige Tage ernstlich krank und mußte eine Woche lang das Zimmer hüten.

Dieser berühmte Ort, von dem so viele Schätze ausströmen, hat ein ärmliches Ansehen; die Stadt besteht aus engen, zerstreut liegenden Straßen, die Häuser sind klein und finster, und die Volksmasse unrein und elend. Haufen von Unrath aus den Minen umgeben die Stadt, welche unmittelbar oberhalb einiger derselben liegt, und in den öffentlichen Straßen ist mancher Schacht gegraben, der ohne alle Verzäunung oder Bedeckung offen steht, so daß es bei einer dunkeln Nacht unmöglich ist, ohne Lebensgefahr von einem Ende der Stadt zum anderen zu gehen.

Ich war erstaunt, hier wie zu Huayllay, troß des düstern Anblicks, den die Gegend gewährt, dennoch die Sonne mitten an einem glänzenden Himmel scheinen zu sehen, aber ich bemerkte bald, daß die Klarheit des Himmels selbst die Ursache dieses Phänomens war. Wegen der vollkommnen Durchsichtigkeit der Atmosphäre brechen sich die Sonnenstrahlen nicht, und ein blendendes Licht fällt auf die Gegenstände, die ihnen unmittelbar ausgesetzt sind, während andre Gegenstände, welche im Schatten sind, nur wenig indirektes Licht von dem dunkelblauen Himmel erhalten; so entsteht ein greller Kontrast zwischen dem Glanz der beleuchteten Oberfläche und den unbeleuchteten Schatten, der sehr verschieden von der Beleuchtung ist, welche das zerstreute Licht in der neblichten Atmosphäre der Küste hervorbringt. Jene Düsternheit wird noch durch den gänzlichen Mangel an Bäumen, und von der vorherrschenden dunkeln Farbe der umgebenden Gegenstände erhöht; die Hügel von bläulichem Kalkstein, mit der auf ihnen sparsam vertheilten ausgedorrten Vegetation; die stehenden Seen in einsamen Schluchten verborgen, wo sie nur ihr eigenes Bild zurückwerfen; die verfallenen Schilfdächer der Häuser; die graue und braune Kleidung der Indianer, deren dunkle Gesichter mit purpurfarbigen Blattern bedeckt sind, weil sie immer in der kalten Atmosphäre des Cordilleras leben, Alles vereinigt sich, den traurigen Anblick der Landschaft zu verstärken, welche aussieht, als ob sie mit einer einzigen Farbe überstrichen wäre. Doch wird man für all Dieß reichlich durch die schönen Nächte bei guter Witterung entschädigt, besonders auf den Hügeln oberhalb der Stadt, welche eine Aussicht bis an die Schneegebirge, von denen die Ebene von Bourbon umgeben ist, beherrschen; die Farbe des Himmels ist dunkel indigoblau, und die Sterne strahlen mit einem Glanz, gegen welchen der Schimmer der Gestirne in hellen kalten Winternächten auf der andern Halbkugel nur als ein schwacher Abglanz erscheint. Während meines Aufenthalts in Pasco machte ich einige Ausflüge in die Umgegend, und trat im Monat August meine Rückreise nach Lima an, wo ich am zweiten September wieder eintraf.

Aus dem Leben des Doktors Abernethy.

(Schluß.)

Abernethy war keiner jener Zuckerwasserärzte, die dem Kranken mit wichtigem Gesichte den Puls fühlen, und dazu heimlich über seine Leichtgläubigkeit in die Faust lachen; ein hochbegabter Mann, der jedes Ding bei seinem Namen nannte, und auf Kosten des Gefühls oder der Höflichkeit nie einer Unwahrheit sich schuldig machte. Die Welt nannte ihn dafür roh und ungeschliffen. „Seyn oder Nichtseyn?“ — so oft diese Frage an ihn gerichtet wurde, war seine Antwort unumwunden, und wer Seelenstärke genug besaß, den harten Spruch aus seinem Munde anzunehmen, fühlte

sich befreit von tausend Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen, die das Erbtheil des Fleisches sind. Indeß fühlte doch Abernethy selbst, daß er bisweilen etwas zu weit ging. „Ich bin zu heftig,“ pflegte er wohl im vertrauten Kreise seiner Freunde zu sagen; „ich hätte nie Arzt werden sollen.“ So sehr die schüchternen Weiber vor dem auffahrenden Wesen des Doktors zitterten, und selbst ein entschlossener Mann betroffen da stand, wenn zuweilen der Doktor ihn mit dem entschiedenen Tone: „Geht, ich bin kein Doktor!“ anbrummte, so gab es doch auch Gelegenheiten, wo Abernethy seinen Mann fand. Ein lustiger Fuchsjäger aus der Nachbarschaft von Doncaster, der lange Zeit dem Denkspruche: „lustig gelebt und selig gestorben“ gefolgt war, fühlte sich auf einmal nicht recht behaglich mehr in seiner Haut; es fehlte ihm, er wußte selbst nicht, wo. Der Landapotheker hatte ihm schon weidlich mit seinen Pillen und Elixiren zugesetzt, und der arme Mann entschloß sich endlich, den weitberühmten Doktor John Abernethy aufzusuchen. Man warnte ihn zwar, sich in Acht zu nehmen, denn er würde da einen alten gehetzten Fuchs treffen, vor dem er wohl den Hut abziehen würde. Allein der handfeste Waidmann meinte, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er ihm nicht das Neujahr abgewönne. So machte er sich also getrost zu dem Doktor auf den Weg und trug ihm sein Anliegen vor. Abernethy, der gleich sah, wo es dem Manne fehlte, fuhr ihn mürrisch an: „Sir, je eher Sie gehen, desto besser. Sie sind auf dem Narrenwege; ich bin kein Doktor.“ Der Fuchsjäger, sehr erstaunt, sagte: „So bin ich vielleicht irre gegangen und ich bitte daher um Vergebung, wenn ich Sie gestört habe. Aber fragen möchte ich doch, Sir, heißen Sie nicht Abernethy?“ — „Ja,“ erwiederte der Doktor, Abernethy heiße ich, aber ich bin kein Doktor.“ — „Abernethy und kein Doktor!“ rief der Fuchsjäger — „doch man sagte mir, Sie treiben gern einen Scherz; obgleich ein Scherz bei einem Manne, der zweihundert Meilen weit hergekommen ist, mir nicht am rechten Orte scheint.“ — „Scherz oder nicht Scherz,“ war des Doktors Antwort. „Sie werden finden, daß ich kein Doktor bin, und je eher Sie meine Schwelle verlassen, desto besser“ — bei diesen Worten zog er die Klingel, um seinen Bedienten zu rufen. „Hören Sie mich, Doktor Abernethy,“ hub hier der Fuchsjäger an, indem er seine Börse aus der Tasche zog; „ich bin kein solcher Narr, um mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen; aber krank bin ich und will gerne zahlen, viel oder wenig, wie Sie es verlangen. Daß Sie ein Arzt sind, und noch dazu ein sehr geschickter, ist bekannt im ganzen Königreiche, und im Vertrauen auf Ihre Talente bin ich zweihundert Meilen weit hergekommen, um Ihren Rath zu hören. Daher nur keinen von Ihren Sprüngen gegen einen Reisenden! Mich Raths zu erholen bin ich gekommen, und Rath will ich haben.“ Somit lief der verzweifelte Fuchsjäger auf die Thüre zu, sperrte ab und schob den Schlüssel ruhig in die Tasche. „Rath wollt Ihr, unverschämter Mensch!“ schrie hier der Doktor; „Nichts von mir! Ich sage Euch noch einmal, daß ich kein Doktor bin!“ Der Fuchsjäger ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er stellte sich in eine Boxerauslage, und indem er dabei auf den Doktor anrückte, schrie er ergrimmt: „Nun, so mir Gott helfe; ich will aus Euch einen Doktor machen, und wenn Ihr mir nicht ohne die geringsten Umstände den Puls fühlt, so will ich Euern fühlen, und Euch mit einigen Mitteln aus meiner Praxis bedienen. Ein Brechmittel sollt Ihr haben ohne die geringste Latwerge, das Euch vier Wochen lang krank machen soll.“ Der Doktor retirirte sich und sagte erschrocken: „Was habt Ihr vor? Wollt Ihr mich schlagen?“ — „Das will ich,“ sagte der Fuchsjäger, noch immer in seiner bedrohlichen Stellung; „ich bin so kalt als eine Gurke, und Nichts soll mich irre machen; Gefahr fürchte ich keine; über einen Kirchthurm spränge ich, wenn mir ein Wild zu Gesicht kommt; deßhalb noch einmal sage ich Euch, fühlt meinen Puls, oder —“ Der Doktor legte sogleich die Hand auf die Faust vor seiner Nase und sagte beiseite mit dem lispelnden Tone eines Schauspielers auf der Bühne: „Und einen verflucht starken Puls hat der Teufelskerl“ — dann lauter: „Nun, gesetzt, ich hätte Euch den Puls nicht gefühlt, was dann?“ — „Was dann?“ antwortete der Fuchsjäger mit einem Blicke, der so deutlich sprach, wie sein Faustgelenk; „über den Haufen würde ich Euch geraunt haben schneller als einen Fuchs, und geduckt solltet Ihr Euch haben, wie ein Hase, bevor Ihr noch bei einem Eurer Kollegien Hülfe suchen konntet.“ — „Den Teufel würdet Ihr gewollt haben,“ brummte der Doktor; „aber ein Tollkopf seyd Ihr; so viel ist richtig. Doch ich will Euch Eure Grobheit zugute halten; Ihr seyd ein aufrichtiger Mensch, und so sollt auch Ihr mich finden. So hört denn meine Meinung. Euer Puls sagt mir, daß Ihr ein weit größeres Vieh seyd als das Pferd, das Ihr reitet. In der That, der Vergleich mit Euerm Pferde fällt nicht zu Euern Gunsten aus. Euer Pferd fühlt die Sporen und gehorcht; die Peitsche ist bei ihm nicht vergebens angewandt, und es frißt und säuft und schläft vernünftiger als sein Herr. Dagegen Ihr, ein Mensch mit einer Seele oder vielmehr mit einem Dinge begabt, das für Euch das Geschäft eines vernünftigen Wesens verrichtet, seyd die lautere Unmäßigkeit — Ihr trinkt unmäßig, eßt unmäßig, jagt unmäßig, raucht unmäßig —“ „Bravo, Doktor, oder vielmehr mein Freund!“ rief hier der Fuchsjäger entzückt dazwischen. „Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen! Aber sagt mir nur, daß ich zwar über die Schnur gehauen, aber noch nicht auf dem letzten Loche pfeife, daß ich wieder sattelfest werden und das lustige Hallo auf der Haide hören werde, und ich will Alles thun; ich will Euch loben und preisen.“ — „Nun laßt Geschehen geschehen seyn,“ sagte der Doktor lächelnd; es bleibe unter uns, und nun nehmt meinen Rath. Zuerst kauft mein Buch und laßt die Natur Euern Arzt seyn, und wenn Euch etwas fehlt, so schlagt Seite — — — auf, und Ihr könnt Euch selbst kuriren.“ — „Euer Buch soll ich kaufen!“ rief der Fuchsjäger; „ja, Das will ich, und ich will es für wohlfeil halten, und kostet es auch so viel als Rees Cyklopädie. Ich will es mit einer Andacht lesen wie die Bibel.“ — „Thut so und macht Euch auf den Weg,“ bemerkte der Doktor; „ich habe schon allzu viel Zeit mit Euch verloren.“ — „Ich bin draußen, wie ein Schuß,“ erwiederte der Fuchsjäger, „und die erste Gesundheit, die ich daheim in lustiger Waidmannsgesellschaft ausbringen will, soll: „Es lebe der Doktor Abernethy;“ seyn.“ — „Adieu, Fuchsjäger,“ fügte der Doktor bei; „denkt daran, daß Euer Pferd Euer Vorbild ist; trinkt nur, wenn Euch dürstet; eßt, wenn Ihr hungrig seyd, und geht zur Ruhe, wenn die Natur es verlangt.“ Die beiden Sonderlinge schüttelten sich die Hände; der Doktor, überzeugt, den wildesten Tollkopf von Altengland gesehen zu haben; der Fuchsjäger, daß unter zwanzigtausend Menschen kein so sonderbares Geschöpf zu finden sey, als der Doktor Abernethy.

Volkszahl in Kanton.

Die „Literary Gazette“ enthält folgende statistische Notizen über Canton: „Die Schuhmacher bilden die zahlreichste Klasse von Handwerkern in Canton; man schätzt ihre Zahl auf fünf und zwanzigtausend; auch will man in dieser Stadt fünfzehntausend Weber, siebentausend Steinmetzen, sechzehntausend Zimmerleute und Schreiner zählen. Mehr als achtzehntausend Handelsfahrzeuge von verschiedener Größe unterhalten den Verkehr zwischen Canton und Wampu. Die Tankas oder kleinen Häuser, in welchen das gemeine Volk für eine jährlich an die Polizei zu entrichtende Abgabe wohnt, belaufen sich auf fünfzigtausend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 244. 1 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsezung.)

Wenn man einen Blick auf die übrigen Zweige der Wissenschaften wirft, so gewahrt man dieselbe Erstorbenheit, dieselben Fesseln*). Die praktische Arzneikunde wird noch mit einigem Erfolg in ihrer alten Wiege, der Schule von Salerno, gelehrt; allein die Prinzipien, auf denen diese Wissenschaft beruht, sind der Geistlichkeit allzu verdächtig, als daß sie in einem Lande, wo diese gleiche Macht mit dem Throne ausübt, in der nothwendigen Unabhängigkeit vorgetragen werden könnten. Was die Rechtsschulen betrift, so erlernt man hier mehr die Kunst der Gesetzverdrehung, als die Gesetze selbst, und jedes Jahr geht aus ihnen eine Heuschreckenwolke von jungen Advokaten hervor, die sich über das ganze Königreich verbreitet. Gegen sie hört man dießseits und jenseits nur Eine Stimme der Entrüstung. Man hat berechnet, daß es in Sizilien allein über zwanzigtausend Rechtsgelehrte gibt. Diese sind aber für das Eigenthum eben so viele Blutegel. — Man behauptet, daß man hier durch einen gewonnenen Prozeß eben so gut zu Grunde gerichtet werde, als durch einen verlornen.

Die Justiz ist der Politik und Verkäuflichkeit unterworfen; zwei Uebel, die allein hinreichten, ein Land ins Verderben zu stürzen und ein Volk zu demoralisiren. Unter Murat stand sie unabhängig; aber alle alten Beamten wurden entfernt, um dienstfertigere an ihre Stelle zu sezen. Die Tribunale scheinen mehr Werkzeuge der Rache und Verfolgung als Garantien der öffentlichen Sicherheit. Es ist hier der Ort, eines Rundschreibens oder vielmehr einer königlichen Verfügung zu erwähnen, die von dem Staatsrathe unter Vorsitz des Medici erlassen und als Gesetz an alle Behörden des Königsreichs übermacht wurde. Zu weitläufig, um sie in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen, soll hier nur ihr Geist und Inhalt gegeben werden.

Nach einer langen Einleitung, worin die königliche Huld und Gnade in den übertriebensten Ausdrücken geschildert und die Hartnäckigkeit der Rebellen als ein gottloser Schwindel dargestellt wird, in einem knechtisch-blutdürstigen Style, dessen ich den Leser überheben will, wird mit trocknen Worten gesagt, daß alle Behörden unter persönlicher Verantwortlichkeit und ohne alle Rücksicht unerbittlich streng gegen Alle verfahren sollen, „die direkt oder indirekt eine verbrecherische Absicht (tendenza) gegen den Thron hegen; daß sie in ihrem öffentlichen und Privatverfahren die religiösen und dem Thron ergebenen Unterthanen ohne Zurückhaltung auszeichnen sollen vor denjenigen, die auf ihren gefährlichen Meinungen beharren; daß sie die Erstern freundlich beschützen, zu allen öffentlichen Geschäften verwenden und wohlwollend (benevoli) begünstigen sollen, so daß die volle und ganze Huld der Regierung gegen sie dem Publikum bemerkbar werde; ferner wird ihnen eingeschärft, beharrlich darüber zu wachen, daß den aufrührerischen Köpfen nicht der geringste Einfluß in ihren Gemeinden oder sonst wo gestattet werde, und wo sich dergleichen Leute von schlechten Grundsätzen noch im Staatsdienste befinden, ihre Absetzung unverzüglich vorzuschlagen. Als Feinde des Throns und Altars, ihrer selbst und der allgemeinen Wohlfahrt, sollen diese Unglücklichen nicht mehr zu der großen Masse der treuen und geliebten Unterthanen Sr. Majestät gezählt werden, und der König will, daß sie als unwürdig seiner Huld angesehen und behandelt werden*). Endlich erklärt Se. Maj. noch, daß er von Zeit zu Zeit eine strenge Rechenschaft über das Verhalten der öffentlichen Beamten anstellen lassen werde, und wenn sich unter diesen einer oder der andere aus Feigheit oder strafwürdiger Rücksicht für unfähig halte, den ihnen unerläßlich vorgeschriebenen Pflichten nachzukommen, so möge er unverzüglich seine Stelle niederlegen und hiedurch Se. Maj. der Nothwendigkeit überheben, gegen ihn die Maßregeln einer exemplarischen Strenge in Vollzug setzen zu lassen u. s. w."

Diese Verfügung, die mir von einem in Ungnade gefallenen Intendanten mitgetheilt wurde, ist eine Urkunde, die mit scharfen Zügen die Gewaltthätigkeit jener Epoche bezeichnet. Ein König erklärt die Hälfte seiner Unterthanen außer dem Gesetze, und warum? Weil sie einer Sache treu geblieben sind, die er zu vertheidigen geschworen und auf die unwürdigste Weise verrathen hatte. Jeden

*) Visconti, einer der geschicktesten Geographen Italiens, verlor seine Stelle bei dem topographischen Bureau bloß seiner politischen Meinungen wegen. A. d. V.

*) Eine besondere Verfügung bestimmt außerdem noch, daß gegen diese außer dem Gesez erklärten Unterthanen, die Richter bei jedem Vorfall das Maximum der Strafe, gegen die Auserwählten Sr. Maj. aber nur das Minimum verhängen sollen. A. d. V.

Keim des Guten, der noch in menschlichen Herzen leben kann, sucht er zu ersticken und zu vergiften; er untergräbt alle Grundlagen der Gesellschaft, indem er Haß und Mißtrauen unter die Kinder eines und desselben Bodens, und Verzweiflung in die Herzen der Bürger wirft, die geächtet aus dem gemeinschaftlichen Verbande gestoßen werden. Der Minister, der sich dieses ungeheuern Verbrechens gegen die heiligsten Rechte der Menschheit schuldig machte, hat, verhaßt und gemieden, auf fremdem Boden sein Leben geendet; der König, der ihm mit seinem Namen gesetzliche Kraft ausdrückte, ist ihm in die Grube gefolgt, erliegend der Entkräftung eines frühreifen Alters; aber ihr Werk überlebt sie, und die Jugend, die Erbin dieser schmachvollen Hinterlassenschaft, bewegt sich fort auf den blutigen Fußtapfen, die ein eidbrüchiger Greis dem Lande eingedrückt hat.

Der Fürst von Canosa war es, der Nebenbuhler Medici's, der zuerst auf den Gedanken kam, der Gesellschaft der Carbonari die der Calderari entgegen zu stellen, und durch diese eine Niedermetzlung der erstern zu veranstalten. Die Verbannung allein hinderte ihn dieses System in's Werk zu setzen, das er in einer eigenen Schrift weitläufig entwickelt hat; und diesem blutdürstigen Buche schenkte er sich nicht, eine idyllische Aufschrift an die Stirne zu setzen. *)

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Fortsetzung.)

Wir theilen diesen kleinen Auszug nicht als Probe von dem Werke mit, da ein so abgerissenes Bruchstück davon eben so wenig einen Begriff geben würde, als ein Backstein von einem Gebäude, aber da es uns an Raum gebricht, dem Leser zur Begründung unsrer Ansicht über diese Novelle Bulgarins weitläufigere Auszüge zu liefern, so entliehen wir eine Stelle, die auch ohne Zusammenhang und Erläuterung verständlich ist. Wir kehren zur Geschichte zurück. Während ihres Aufenthaltes bei der Familie Morikonski findet Lisa (oder Elisabeth Stensky, wie sie sich jetzt nennt) freilich auf sehr betrübende Weise ihren geliebten Iwanowitsch wieder. Dieser hat nämlich im russischen Heere Dienst genommen, ist in Gefangenschaft gerathen, und von den Franzosen mit andern Kriegsgefangenen nach Wilna geschickt worden, wo es ihm gelang zu entkommen, und bei den Morikonski Zuflucht zu finden. Allein sein Aufenthalt wird entdeckt, und Lisa erfährt, daß sie ohne es zu wissen schon geraume Zeit mit dem Geliebten unter Einem Dache gewohnt hat, in dem Augenblicke, wo er von einem französischen Offizier in Verhaft genommen wird. Indeß erhält Lisa die Erlaubniß ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen, wo sie ihm endlich das Räthsel ihres Verschwindens löst. Die Fürstin Kurdiukow hat sie nämlich genöthigt, mit Khodakow nach einem ihrer Landgütee abzureisen, wo sie in einer Art Gefangenschaft gehalten wurde. Der würdige Khodakow wollte sie jedoch in Freiheit setzen, um den geringen Preis — ihrer Hand. Mit Abscheu wurde natürlich dieser Antrag zurückgewiesen, und erst später war es ihr gelungen, mit Hülfe eines Freundes von Smigailow ihrer Haft zu entrinnen. Mit Morigonski war sie hierauf nach Wilna gekommen. Auch Iwanowitsch, der nun völlig getröstet ist, findet einen Befreier aus seinem Gefängnisse, in Adolph Morikonski, der zwar Offizier in französischen Diensten und Wishnigin's Nebenbuhler, aber doch großmüthig genug ist ihn zu retten. Iwanowitsch's anderweitige Abenteuer — wie er den Landsturm gegen die Franzosen zu organisiren beiträgt, an der Schlacht von Borodino Theil nimmt, die Schilderung dieses heißen Tages selbst, der Einzug der Franzosen in Moskau, die Flucht der Einwohner, Peters abermaliges Zusammentreffen mit Lisa zu Moskau, die aber im nächsten Augenblicke wieder von ihm getrennt wird — füllen den dritten Theil der Novelle, müssen aber von uns übergangen werden, obgleich sie vielleicht den anziehendsten Abschnitt bilden, und einige wahrhaft meisterhafte Szenen enthalten.

Iwanowitsch finden wir im vierten Theile zu Petersburg wieder. Die Franzosen sind bereits aus Rußland vertrieben. Von Neuem erhält er hier Kunde von Lisa, aber zu seiner größten Verzweiflung findet er sie — als Madame Yaroslawsky. Es wäre nun freilich das Einfachste gewesen, zu ihr hinzugehen und sie zu fragen, was eine solche abscheuliche Untreue zu bedeuten habe, und ob es Scherz oder Ernst sey; allein da Verliebte nie die ordentliche Landstraße halten, wo andere vernünftige Leute ihres Wegs gehen, so stürzt auch Iwanowitsch in voller Wuth fort, entschlossen auf das Grimmigste sich zu rächen — und verlobt sich mit der Gräfin Dnieprow. Bald nachdem das Schreckliche geschehen, löst sich die ganze Verwicklung auf. Lisa war verheirathet und nicht verheirathet, sie war vermählt aber ist noch Jungfrau, obgleich Wittwe. Ein russischer Offizier, Namens Yaroslaw war nämlich auf den Tod verwundet, von ihr und Smigailows Weibe so liebevoll gepflegt worden, daß er auf dem Sterbebette Lisa seine Hand reicht, um ihr das Erbe seines Vermögens zu sichern. Peters abermalige Verzweiflung läßt sich denken; die Gräfin Dnieprow ist jedoch so gut und vernünftig, ihn seines Wortes zu entbinden. Die lang getrennten Liebenden werden nun unverzüglich vereint, und erfahren bald darauf, daß ein bis jetzt zwischen Lisa und der Fürstin Kurdiukow anhängiger Rechtsstreit zu Gunsten der erstern entschieden worden ist. Um dieß zu verstehen, muß der Leser wissen, daß Lisa die Erbin des Fürsten Pretschistensky (des Bruders der Fürstin Kurdiukow) ist, der heimlich die Tochter eines französischen Arztes geheirathet hat. Die Fürstin hatte bei ihrer Rückkehr aus Frankreich, wo ihr Bruder starb, das Kind mit nach Rußland genommen, und den Smigailow zur Erziehung übergeben, ohne sie jedoch mit seiner Abkunft bekannt zu machen. Dieß erklärt auch den Befehl der Fürstin Kurdiukow, Lisa auf eines ihrer Landgüter zu entführen, sobald sie von ihrem Liebesverhältnisse mit Iwanowitsch Kenntniß erhält.

Es bleibt uns noch übrig von Bulgarin's Demetrius zu sprechen und zu sehen, mit welchem Glück sich der Dichter auf einer andern Bahn der Dichtung bewegte, die ein ganz von der Novelle des mo-

*) Pifferi della Montagna (die Hirtenflöte des Gebirges), weil er es zu Pisa am Fuß des Berges San-Giuliano schrieb, des Berges, von dem Dante sagt: perchè i Pisan veder Lucca non ponno.
A. d. B.

dernen Lebens verschiedenes Talent zu erfordern scheint, wir meinen den historischen Roman.

Wenn Bürgerkrieg und Schlachten und barbarische Pracht — wenn Tyranney auf der einen Seite, und Alles opfernde Vaterlandsliebe auf der andern, wenn Grausamkeit und Laster in ihrer anerschaffenen Häßlichkeit ungeschminkt von dem Einflusse des civilisirten Lebens, und ihnen gegenüber jene Beispiele erhabenen Heldenmuthes und großartiger Tugenden, die in ihrem ganzen Glanze nur in Nationalunglück hervortreten — wenn alles Dieß die Elemente des Romans bildet, so bietet die Geschichte Rußlands vor der Zeit des Herrscherhauses Romanow den wünschenswerthesten Stoff dar, und keine Periode in den Jahrbüchern des russischen Reiches liefert ihn in reicherer Fülle, als die, welche Bulgarin gewählt hat. Ob Demetrius wirklich Iwan Wassiliwitsch's Sohn, oder ein Betrüger war, gehört noch zu den unaufgelösten historischen Problemen, während ein gleicher Schleier des Geheimnisses über dem Charakter Godunow's schwebt, der von den Einen als ein blutdürstiger Tyrann seiner Unterthanen, als der Mörder des rechtmäßigen Thronerben, geschildert wird, von den Andern als ein weiser und gütiger Fürst, der nur die Wohlfahrt seines Landes im Auge, Rußland auf die Bahn der Civilisation zu führen strebte. Die erstere Meinung fand ihren Vertreter in dem russischen Erzbischof Platon, während Karamsin und die meisten russischen Schriftsteller den Demetrius als einen kühnen Abenteurer bezeichnen, der entweder von den polnischen Jesuiten im Glauben, Iwans Sohn zu seyn, erzogen, oder von ihnen angestiftet wurde, sich für den Czarewitsch auszugeben und seine angeblichen Rechte auf den Thron des Hauses Rurik geltend zu machen, wofür er ihnen die Zusicherung gegeben, die katholische Religion in seinem Reiche einzuführen.

Der Dichter nahm den Demetrius als das arglose Werkzeug eines von fremder Hand tief angelegten Planes. Unter den Russen, die ihn nach Tula begleiten, erscheint ein Mann, der ihn erst später belehrt, daß er den Namen, auf welchem seine Größe beruht, nur ihm zu danken habe. Statt Iwans Sohn zu seyn, wie er sich einbildete, ist er nur ein Jüngling von niederer Herkunft, dessen Aehnlichkeit mit dem Czarewitsch dem alten Russen einen Racheplan gegen Godunow eingab, der ihn zur Ermordung des wirklichen Demetrius anstiftete, nachher aber für dieses Verbrechen bestrafen wollte. In dieser Absicht hat er den falschen Demetrius einem Mönche zur Erziehung übergeben und demselben vorgespiegelt, es sey der wirkliche Prinz, den er vom Tode gerettet, wobei er ihm zum Wahrzeichen ein Kleinod hinterläßt, das er dem ermordeten Demetrius abgenommen hat.

Diese Fiktion steht nicht gerade im Widerspruche mit einigen Erzählungen von der Geschichte des falschen Demetrius; allein es möchte dieß doch eher dem Drama, als einer historischen Novelle gleich der Bulgarins erlaubt seyn, die allen historischen Haltpunkten treu zu bleiben, und die hauptsächlichen Umrisse der Geschichte nicht zu ändern verspricht. Obgleich der Dichter, wie er auch in den jedem Bande beigefügten Noten den Leser berichtet, die vorzüglichsten Geschichtschreiber zu Rathe gezogen zu haben scheint und überall der Geschichte folgte, wo sie ihm einen Leitfaden anbot; so trug er dennoch kein Bedenken, manche Lücken ganz durch seine Imagination auszufüllen, und zwar nicht durchgehends mit erwünschter Wahrscheinlichkeit. Was die antiquarischen Kenntnisse betrifft, ohne welche dergleichen Novellen nur dramatisirte Chroniken, oder bloße Fiktion bleiben, scheint Bulgarin großen Fleiß und tiefes Studium verwendet zu haben, wenigstens gibt er uns schöne archäologische Aufschlüsse über Art und Sitte jener Periode. Der Hintergrund oder eigentlich das Stillleben des Gemäldes ist mit sorgfältiger Genauigkeit ausgeführt. Fast möchte man den Dichter tadeln, daß er an mehr als Einer Stelle zu freigebig mit dem Vorrath seiner historischen Kenntnisse umgegangen; dieß würde namentlich die Szene treffen, wo Demetrius und seine Begleiter die Bücher und Schätze in Godunow's Palaste in Augenschein nehmen. Allerdings steht diese Bücherschau außer Zusammenhang mit dem Ganzen, und ist bloß eingeflochten, um ein Bild von dem Zustande der russischen Literatur und Kunst unter Godunow's Regierung zu geben; allein dieser literarische Abstecher enthält so viel Neues, daß man ihm gern verzeiht. Uebrigens sind die Gemälde Bulgarin's sehr belehrend über die Sitten der Polen und Russen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Es ist uns hier nur vergönnt, in flüchtigen Umrissen den Inhalt des Romans zu entwerfen, wobei wir dem Leser wenig mehr als das Gerippe desselben vorlegen können, und uns vielleicht einer Ungerechtigkeit gegen den Dichter schuldig machen, da wir statt seiner lebensvollen und interessanten Erzählung nur trockene Andeutungen zu geben vermögen, durch die der Leser immer nur einen schwachen Eindruck von der Wirkung des Ganzen erhält. Die erste Szene führt uns in eine geheime Versammlung bei dem polnischen Gesandten Sapieha zu Moskau, wo man sich über die Mittel berathschlagt, wie Godunow veranlaßt werden kann, entweder die von den Polen gemachten Forderungen zu bewilligen, oder offen mit ihnen zu brechen. Unter den Anwesenden erscheint ganz im Hintergrunde noch ein Jüngling, Namens Iwanitzky, der kaum die Aufmerksamkeit erregt. Indeß erfahren wir bald darauf, daß eben dieser bestimmt ist, eine wichtige Rolle zu spielen, da er kein anderer als der unterschobene Demetrius selbst ist. Er entdeckt zuerst einem Mönche, dem Vater Leonidas, das Geheimniß, daß der Erbe des russischen Throns noch am Leben sey. Demzufolge wird nun der Plan entworfen, den unrechtmäßigen Besitzer der Krone zu stürzen. Anhänger werden geworben, Gerüchte unter das Volk ausgestreut, und die Verschwornen erwarten nur den günstigen Augenblick, den Aufstand gegen Godunow zu beginnen, als ihr Plan entdeckt, und hiedurch Iwanitzky, Leonidas und einige andere, zur Flucht nach Polen gezwungen werden.

Wir verlieren die Flüchtlinge eine Zeit lang aus dem Auge, während Boris Godunow, den bösen Rathschlägen eines seiner Verwandten Semen Godunow Gehör gebend, letzterem den Auftrag ertheilt, alle verdächtigen Personen und die mißvergnügten Bojaren in Verhaft zu nehmen. Iwanitzky und Leonidas haben inzwischen, nach mancherlei Abenteuer, Kiow, das damals dem polnischen Gebiete angehörte, erreicht; wo jener bei einer griechischen Wittwe Aufnahme findet, mit deren Tochter Kaleria Iwanitzky er ein Liebesverhältniß anspinnt. Er verführt sie, und sinnt nun, ihrer überdrüssig, und um nicht in seine ehrgeizigen Absichten durch sie gehindert zu werden, darauf, sie aus dem Wege zu räumen. In dieser Absicht lockt er sie, unter dem Vorwande, sich mit ihr ins

geheim in einem Dorfe, durch die Hand des Priesters verbinden zu lassen, in einen Kahn, und stürzt sie in den Fluß. Leonidas beschuldigt ihn ihrer Ermordung, und hat eben den Dolch auf ihn gezückt, als sich Iwanizky als den russischen Thronerben zu erkennen gibt. Da Demetrius nun fürder nicht mehr auf Leonidas Beistand zählen zu dürfen glaubt, so verläßt er Polen, und flüchtet zu den Zaporogischen Kosaken, deren Hetmann er, um seine Gunst zu gewinnen, und die Anführer der Kosaken zur Unterstützung seiner Ansprüche auf die russische Krone zu bestimmen, auf einem Feldzuge gegen Tarabosan (Trebisonde) begleitet. So interessant diese Episode durch das eigenthümliche Gemälde einer militärischen Republik ist, so verliert sie doch an Wahrscheinlichkeit, da es nicht wohl denkbar scheint, daß Demetrius bei seinen andern politischen Absichten so lange hier verweilen, und so mancherlei Gefahren sich bloßstellen sollte.

(Schluß folgt.)

Die Insel Cuba. *)

Eine eben so interessante als merkwürdige Uebersicht würde es geben, wenn man ein Verzeichniß der Summen entwerfen könnte, welche die zahlreichen Kolonien gekostet haben, die von den europäischen Mächten seit dem sechzehnten Jahrhundert in Afrika, Asien und America errichtet wurden. Der geringe Ertrag, den sie dem Mutterlande abwarfen, und der unbedeutende Verbrauch europäischer Artikel wog die Kosten ihrer Befestigung, der Erhaltung einer kostbaren Marine und der Kriege, die durch sie veranlaßt wurden, bei weitem nicht auf; einer Menge von Verlusten aller Art, die durch sie herbeigeführt wurden, gar nicht zu gedenken Unter dieser langen Reihe von Unglücksfällen, welche die Geschichte aller Kolonien bietet, macht eine spanische eine fast wunderbare Ausnahme, die in jenem düstern Gemälde wie eine Oase in der Wüste erscheint; denn Cuba, weit entfernt, Spanien zur Last zu seyn, liefert ihm jährlich Schiffe und beträchtliche Summen. Der Revue Britannique, die über politische Oekonomie so viel schätzenswerthe Mittheilungen enthält, entheben wir die nachstehende Schilderung, die in der That so glänzend ist, daß man ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen könnte, wäre die Umsicht, mit welcher die Redaktion jenes Journals bei Auswahl solcher Dokumente zu Werke geht, nicht Bürge ihres Werthes.

Die politische und kommerzielle Wichtigkeit der Insel Cuba gründet sich nicht nur auf die Ausdehnung ihrer Oberfläche, die bedeutender als die der übrigen Antillen ist, auf die wunderbare Fruchtbarkeit ihres Bodens auf ihre militärischen Einrichtungen und die Natur ihrer Bevölkerung, welche zu drei Fünftheilen aus freien Menschen besteht; sondern sie wird auch noch bedeutend vermehrt durch ihre vortheilhafte geographische Lage. Ihre gerade längliche Gestalt bringt sie zugleich in die Nachbarschaft von Haiti und Jamaica, der mittäglichsten Provinz der vereinigten Staaten, Florida, und der östlichsten Provinz der mexikanischen Konföderation, Yucatan. Während der beiden letzten Jahrhunderte so weit herabgekommen, daß sie die zu Bestreitung ihrer innern Verwaltung nöthigen Summen aus den Kassen Neuspaniens beziehen mußte, war sie seitdem, in Folge der Aufhebung jener unbegreiflichen Hindernisse, welche der Entwicklung ihres Handels im Wege lagen, nicht nur im Stande, ihre eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, sondern auch dem Mutterlande während des hartnäckigen Kampfs, den dieses gegen seine alten Kolonien des amerikanischen Kontinents führte, zu Hülfe zu kommen. Sie lieferte sowohl den Trümmern der Armee, die sich in Venezuela geschlagen hatte, als auch der Besatzung von San-Juan-Ulloa auf der Küste von Mexiko und zu den Seerüstungen sehr bedeutende Summen.

Diese Insel ist von allen spanischen Besitzungen unstreitig die ergiebigste, und seit den Unruhen in St. Domingo hat sich Havannah zu dem Range der ersten Handelsplätze erhoben. Ein glückliches Zusammentreffen politischer Umstände, die Mäßigung der Kronbeamten, die Freiheit des Austausches mit fremden Nationen, das kluge Betragen ihrer Bewohner und eine Menge von Konzessionen des Mutterlandes haben dazu beigetragen, das Gedeihen der Colonie von Cuba zu beschleunigen. Allein seit der traurigen Expedition des Generals Quesada haben die Neckereien der spanischen Regierung, die zahlreiche Garnison, die sie der Insel aufgebürdet hat, der Argwohn, mit dem sie die Einwohner bewacht, und die immer sich mehrenden Hindernisse, welche sie dem Verkehre derselben mit den neuen Staaten des amerikanischen Kontinents in den Weg legt, die Gemüther entfremdet, und große Veranlassungen zur Unzufriedenheit sind unter dieser, dem Mutterlande aufrichtig ergebenen Bevölkerung entstanden. Die Cubaner, aufgeklärt durch ihren häufigen Verkehr mit den Europäern, und die Zwistigkeiten, welche ihre Brüder des Kontinents seit der Emanzipation beunruhigten, beeilten sich bei mehreren Gelegenheiten, ihre Treue und Anhänglichkeit an das Mutterland auszusprechen; allein diese oft wiederholten Beweise einer aufrichtigen Ergebenheit haben der Insel keine andere Erkenntlichkeit verschafft als den Titel der „siempre fidelissima isla de Cuba,“ den der Hof von Madrid so gütig war, ihr zu verleihen; fürwahr eine fast höhnische Vergeltung für die zahlreichen Opfer, welche die edelmüthige Bevölkerung seit vierzehn Jahren sich auflegte. Die spanische Regierung hätte einsehen sollen, daß die Cubaner nur mit peinlichen Gefühlen sich genöthigt sehen konnten, die vortheilhaften Verbindungen abzubrechen, die sie mit Südamerika unterhielten, und daß es nach solchen Versicherungen billig gewesen wäre, ihnen kräftige Beweise von Zutrauen zu geben, um ihre Gefühle zu beleben und Erleichterungen für den Handel mit den getrennten Staaten zu bewilligen. Die Hindernisse, welche der Hof von Madrid jenen Verbindungen in den Weg legt, können nur dazu dienen, das Mißvergnügen zu vergrößern und die Emanzipation einer Kolonie zu beschleunigen, welche mehr noch als die Staaten des Kontinents in einer der Unabhängigkeit günstigen Lage sich befindet; denn ohne eine Empörung der geringeren sklavischen gegen die weit zahlreichere freie Bevölkerung fürchten zu dürfen, braucht Cuba nur zu wollen, und es ist frei. Also nicht mit einer auf verschiedenen Punkten zerstreuten Garnison von zwölf- bis fünfzehntausend Mann, welche noch dazu mit den Einwohnern sympathisirt, darf das verschuldete Mutterland hoffen, seine Herrschaft über eine Bevölkerung von siebenmalhunderttausend Seelen zu erhalten, die große Reichthümer besitzt, und die, über ihre wahren Interessen belehrt, dem Vorbilde ihrer klugen Nachbarn des Nordens zu folgen wissen wird, ohne in die Ausschweifungen ihrer südlichen Brüder zu verfallen

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Neuern statistischen Nachrichten über Aegypten zufolge beläuft sich die Bevölkerung dieses Landes auf ungefähr drei Millionen Seelen; worunter jedoch die Beduinen-Stämme, die in den benachbarten Wüsten herumziehen, nicht begriffen sind, obgleich dieselben gegenwärtig die Oberherrschaft Mohamed Ali's anerkennen und ihm Truppen stellen, aus denen irreguläre Kavallerieregimenter gebildet werden. Die ansässige arabische Bevölkerung theilt sich in Fellah's, Arbeitsleute und Abkömmlinge der Beduinen, die sich in den Städten des Nilthals niedergelassen haben und sich für edlerem Blute entsprossen halten als erstere. Die übrigen Mohamed Ali unterworfenen Länder sind: 1) Dongola, Sennaar, Kordofan, mit Einem Worte: der ganze über die Katarakten hinausliegende Landstrich bis an die Gränzen von Darfur und Abyssinien; 2) Hedschas mit den zwei heiligen Städten von Arabien; der Scherif von Mekka hat keine politische Autorität, und der Pascha von Dschidda ist dem Vizekönige untergeordnet; 3) die Insel Candia.

•

Die englische Missionsniederlassung auf Neu-Seeland hat einige Kapitel der heiligen Schrift und ein Gebetbuch in die Sprache dieser Insel zu übersetzen angefangen. Hiezu mußte man erst die grammatischen und orthographischen Regeln dieser Sprache ausarbeiten. Dieses Werk besteht aus 117 Seiten, und wurde zu Sidney, der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales, gedruckt.

*) Vergl. hiemit die über diese Insel im Jahrgange 1830 S. 1109 und 1153 gegebenen Nachrichten, zu denen der vorliegende Artikel die nöthigen Ergänzungen bildet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 245. 2 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsezung.)

Nach Allem, was wir über den Zustand der Rechtspflege in Neapel gesagt haben, wird es einleuchtend seyn, daß hier das Wort Gerechtigkeit ein leerer Schall ist und auf den Lippen erstirbt; man erröthet, es in einem solchen Lande auszusprechen, wie man ein heiliges Wort an einem unreinen Orte auszusprechen scheut. Wären die Geseze die vollkommensten der Welt, so würden sie in dem Munde solcher Richter zu Schanden werden. Das Königreich Neapel befindet sich aber in einem Zustande, daß ein guter Beamter einem guten Geseze vorzuziehen ist. Sizilien ist in dieser Beziehung noch schreklicher mißhandelt, und die Verwirrung in den Gesezen hat dort ihren Gipfel erreicht. Neapel und die Provinzen des Festlandes hatten doch wenigstens unter der langen Herrschaft eines französischen Hofes und einer französischen Verwaltung Zeit, sich an das französische Gesezbuch zu gewöhnen; allein Sizilien, kaum dem Wikelbande des Feudalismus und der englischen Schuzherrschaft entgangen, sah sich mit einem Male aller seiner Freiheiten, seiner Parlamente und seiner Nationalexistenz beraubt, und erhielt dafür verstümmelte Gesezbücher (denn man war weit entfernt, die französischen Geseze unangetastet zu lassen). Diese Gesezbücher waren aber auf so durchaus dem Lande neue Prinzipien gegründet, daß es sich bis auf diesen Augenblik noch nicht in diesem großen Labyrinthe zurecht finden konnte. So ist, um nur des Einen zu erwähnen, das Hypothekenwesen ein wahres Chaos. Viele Leute hatten ihr baares Vermögen den Händen der Barone anvertraut, die ihnen davon eine jährliche Rente bezahlten. Da aber die Fideikommisse und Feudalrechte aufgehoben wurden, so konnten die Schuldner nicht mehr bezahlen; man mußte demnach durch Grundstüke auszugleichen suchen, und man ernannte Richter, um eine Vertheilung vorzunehmen; da aber diese immer erst der Genehmigung des Königs bedarf, so entstehen daraus wieder unendliche Verzögerungen und tausend unentwirrbare Formalitäten. Das Gesez ist den Landessitten fremd, und die Minister, die mit seinem Vollzuge beauftragt sind, begreifen es entweder selbst nicht, oder verdunkeln es durch Auslegungen, die Eigennuz und Ehrgeiz ihnen eingeben, so daß in dieser an sich schon fremdartigen Legislatur, Finsterniß auf Finsterniß gehäuft, und ihre wahren Prinzipien durchaus verfälscht werden. Unredlichkeit findet so viel Unterschleif, der Rechtsgang ist dergestalt langwierig, verworren und voll Schlangenwindungen, daß der Gläubiger keine Hülfe gegen seine Schuldner findet; und wenn man hiezu noch die politischen oder persönlichen Rüksichten und die zwanzigtausend Rechtsgelehrten zählt, von denen oben die Rede war, so kann man sich einen Begriff von dem Rechtszustande dieser unglüklichen Insel machen. Ich führe hier die Worte eines Mannes an, der in der Verwaltung hoher Staatsämter ergraute, und nach einander die Stellen eines Richters, Generalprokurators und endlich eines Präsidenten des obersten Gerichtshofes von Sizilien bekleidete, gegenwärtig aber zu Syrakus lebt, wo ich ihn kennen lernte. „Auf meiner vierzigjährigen Laufbahn, sagte er mir, sah ich nicht ein einzigesmal einen reichen oder mächtigen Mann von unsern Tribunalen verurtheilt werden."

Die richterliche und administrative Organisation von Sizilien ist dieselbe, wie in den Provinzen des Festlandes. Die Insel ist in sieben Intendanzen getheilt; nur hat man aus Oekonomie die Stellen der Unterintendanten abgeschafft; alle Civilbeamten sind Sizilianer. An die Stelle eines Vicekönigs in dem Gebiete Jenseits des Pharus ist ein Staathalter getreten; allein er ist nur ein Schatten, da die Eifersucht des neapolitanischen Kabinets allzu argwöhnisch ist, um nicht Alles in sich zu concentriren. Wirklich ist auch die Centralisation vollkommen.

Die neapolitanischen Provinzen sind so unglüklich, daß sie Sizilien eine Republik nennen, allein die Sizilianer legen diese schmeichelhafte Benennung ihrerseits jenen bei. Die direkten Auflagen sind nämlich in Sizilien weit drükender, als in dem übrigen Königreiche und zwar aus folgendem Grunde. Die Engländer hatten während ihrer Occupation über die Insel das Gold mit vollen Händen ausgeschüttet, und die Renten des Grundeigenthums stiegen durch diesen vorübergehenden und erkünstelten Reichthum um das Zwei- und Dreifache. Damals entwarf man ein Kataster, und die Steuern wurden auf sieben und ein halbes Prozent festgesezt. Diese Abgaben stiegen mit jedem Jahre, während das Grundeigenthum im Werthe sank, und gegenwärtig belaufen sie sich auf fünfzehn ein halb Prozent, wobei noch immer der Ertrag von 1811 als Grundlage dient. Um sich aber von dem Sinken des Güterwerthes zu überzeugen, darf man bloß wissen, daß die Salma Getreide, welche damals um zwanzig Oncie verkauft wurde, gegenwärtig drei oder vier gilt, und ein paar Ochsen, die mit 60 bezahlt wurden, jezt

16 bis 18 kosten. So bezahlt also der Besitzer eines Grundeigenthums von tausend Unzen Werth, fünfzehn ein halb Prozent, von einem damals im Kataster auf fünftausend Unzen angeschlagenen Grundeigenthum. Außerdem lasten darauf noch anderthalb Prozente für Straßen- und Brückenbau, die man nirgends baut, und Sizilien hat zehnmal schon die Straßen bezahlt, die es nicht besitzt. Es besteht aber in Sizilien nur eine einzige Heerstraße, und diese wird größtentheils auf Kosten der Gemeinden unterhalten, die noch außerdem, wie Jedermann, Weggeld entrichten müssen.

Allein man darf nicht glauben, daß dieß die einzige direkte Steuer ist, es bestehen noch fünf oder sechs andere, die mit einander vereinigt, wenigstens ein Drittheil von den Einkünften des Eigenthümers verschlingen. Es herrscht daher unter allen Ständen ein gleiches Elend. Unter andern besteht auch noch eine Konsumtionssteuer, die äußerst willkürlich und ungerecht vertheilt wird. Man schätzt die wahrscheinliche Konsumtion einer Familie, und bestimmt nach dieser Basis die Steuerabgabe. Wenn also z. B. ein Familienvater zehn Personen am Tische hat, so wird der Wein, der in seinem Hause konsumirt werden kann, in Anschlag gebracht, und darnach zahlt er seine Abgabe. Es wird nicht darauf Rücksicht genommen, daß ihn vielleicht die Armuth zwingt, Wasser zu trinken, genug er zahlt. Man wird zugeben, daß eine Republik dieser Art nicht die wünschenswertheste genannt werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Novellen und Novellendichter.

(Schluß.)

Der dritte Theil des Romanes beginnt mit der Ankunft des päpstlichen Nuntius Rangoni zu Lwow, wo er eine Verabredung mit den Jesuiten über die Einführung des Katholizismus in Rußland trifft. Diese Entwürfe und die arglistische Politik der kühnen Gesellschaft Jesu sind mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gezeichnet.

Demetrius wird dem Nuntius als der rechtmäßige Erbe des russischen Thrones vorgestellt; er zeigt, daß seine Hoffnungen, die väterliche Krone wieder zu erlangen, eben so gegründet sind als seine Ansprüche, gibt das Versprechen, Rußland in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen, erhält aber vorläufig nur unbestimmte Zusicherungen des Beistandes. Einen entschlosseneren und weniger behutsamen Freund findet Demetrius in dem Wojewoden Mnischek, bei dem er nach seiner Rückkehr von den Kosaken Dienste genommen hat. Die List, durch welche er sich dem Wojewoden als den Erben der russischen Krone kund gibt, ist sehr scharfsinnig ausgedacht. Er stellt sich todtkrank und entdeckt einem Geistlichen, den er zur Beichte holen lassen, sein Schicksal, indem er ihm zugleich anzeigt, daß unter seinem Bette ein Packet Schriften gefunden werden würde, die seine Abkunft außer allen Zweifel setzen. Die Dokumente werden hervorgezogen und der Wojewode davon in Kenntniß gesetzt, der in die Aussage eines todtkranken Mannes um so weniger einen Verdacht setzt, als Demetrius nach seiner bald darauf erfolgten Wiedergenesung seinen Thron mit Mnischek's Tochter Marina zu theilen verspricht. Es bleibt nun nichts mehr übrig, als den polnischen König Sigismund für Demetrius zu gewinnen, und von diesem ein Heer zur Unterstützung seiner Ansprüche zu erlangen. Die Schilderung von Sigismunds Hof zu Krakau, in der die vornehmsten Männer an demselben auftreten, die Aufnahme des Demetrius, Mnischeks großes Gastmahl zur Feier des bevorstehenden Einfalles in Rußland, und die hiezu veranstalteten Kriegsrüstungen bilden eine Reihe Gemälde von der größten Mannichfaltigkeit. Die Szene verwandelt sich nun in den Hof von Moskau; Godunow von der drohenden Gefahr erschreckt, läßt von seinem Günstling Peter Basmanow ein Heer sammeln, um dem angeblichen Prinzen entgegen zu rücken; allein bald darauf endet Gift, das Woitschanow, einer von Demetrius Verschwornen, bei einem Gastmahl in seinen Becher geworfen hat, Godunows Leben. Basmanow geht zu Demetrius über, und so steht dieser mit einem Male am Ziele seiner kühnen Entwürfe. Godunow's Sohn Fedor und seine Mutter werden ermordet, und nur die Prinzessin Xenia verschont, von deren Schönheit Demetrius in Liebe entbrennt. Von ihr mit Abscheu zurückgewiesen, will er in einer Unterredung gewaltthätige Hand legen an die unglückliche Jungfrau, als eine Schreckensgestalt, die schon öfters dem Verbrecher in den Weg getreten, erscheint, und ihn mit drohenden Worten zu Boden schmettert. Es ist Kaleria, die von einem Fischer aus dem Strome gerettet, ihrem Verführer und Mörder Rache geschworen hat. Noch steht Demetrius von dieser furchtbaren Erscheinung niedergedonnert, als eine andere Thüre des Gemaches sich öffnet, und Marina, die seine Treulosigkeit geahnet, hereintritt. Mit bittern Worten tadelt sie seine thörichte Leidenschaft, während rings um ihn her Mißvergnügen und Empörung droht; während seine Freunde ihn des Undankes anklagen, und seine Unterthanen als Tyrannen verwünschen. Zu spät ist sein Entschluß, wieder mit Manneskraft aufzutreten; schon hat sich eine Verschwörung gebildet. Die Verschwornen sind in Schuisky's Hause versammelt, Kaleria beschwört sie, ihre und des Reiches Schmach zu rächen und einen Betrüger und Usurpator zu bestrafen. Alles ist bereit; das Zeichen zum Aufruhr wird gegeben, die Verschwornen und die Bürger dringen in den Kremlin ein, die wenigen Leibwachen werden überwältigt, Basmanow erschlagen, und Demetrius in äußerster Lebensgefahr stürzt sich aus einem Fenster. Furchtbar zerschmettert am Boden liegend, sieht er seinen bösen Genius — Kaleria vor sich stehen; mit seinem letzten Athemzuge bekennt er seine Schuld, und sie selbst sinkt todt auf die Leiche Dessen, der die zwei mächtigsten Leidenschaften ihres Herzens geweckt, der die Zärtlichkeit ihrer Liebe und den Grimm ihrer Rache empfunden.

Dieß der Inhalt einer Erzählung, deren Interessen fast ununterbrochen den Leser in Spannung erhält, selbst an solchen Stellen, wo ihre rasche Entwicklung gehemmt zu seyn scheint. Denn wenn der Dichter zuweilen, was nicht geläugnet werden kann, innehält, so geschieht es mehr, um uns bei einer herrlichen Gruppe oder sonst einer längern Beschauung würdigen Szene verweilen zu lassen. Die Charaktere sind größtentheils mit großer Geschicklichkeit, einige sogar meisterhaft gezeichnet. Demetrius ist kühn, unternehmend und beharrlich; das Geheimnißvolle, das auf ihm ruht, vermehrt das Interesse, das seine Abenteuer einflößen; nur hat der Dichter seinem Helden unstreitig dadurch geschadet, daß er ihn ein so

niederträchtiges Verbrechen, wie die beabsichtigte Ermordung der Kaferia begehen läßt. Die Geistererscheinungen mit Kaleria selbst sind ein allzu handgreiflicher Bühneneffect, und gehören mehr in die Zauberoper, als in einen historischen Roman. Die Frage, ob Demetrius ein Betrüger oder ein Betrogener gewesen, läßt Bulgarin unentschieden. Uebrigens wird man das Buch nicht ohne einen tiefen Eindruck aus der Hand legen, und jedenfalls gestehen, daß Bulgarin weit glücklicher ist in der Schilderung fernentlegener Jahrhunderte, als seiner Zeitgenossen. Seine, aus dem Leben gegriffenen Sittengemälde tragen alle die Spur seiner Neigung zur Karrikaturenzeichnung an sich.

Bevor wir schließen, müssen wir noch Sagoskins „Miloslawsky" erwähnen der uns in der Geschichte derselben Zeit noch etwas weiter führt, wo nach Shuisky's Sturz Rußland dem zweifachen Unglücke der Anarchie und fremder Unterjochung heimgefallen ist. Die Umrisse dieses Romanes sind äußerst einfach, aber die Erzählung voll Leben, und obgleich die geschichtlichen Begebenheiten selbst etwas im Hindergrunde gelassen sind, so treten doch einige der großen Männer darin auf, welche die Revolution von 1613 herbeiführten, wo Pozharsky und Minin ihr Vaterland von der Herrschaft Polens befreiten, und Michael Romanow auf den Thron setzten. Dieser Roman, der gleich nach seinem Erscheinen in's Deutsche und dann auch ins Englische und Französische übersetzt wurde, erwarb seinem Verfasser eine Popularität, deren selten ein erstes Werk sich zu erfreuen hat. Gegenwärtig arbeitet Sagoskin an einer andern Novelle — „Rostawlew, oder Rußland im Jahre 1812," die einige historische Bilder aus jener verhängnißvollen Zeit enthalten wird. Noch einige andere Schriftsteller Rußlands, außer den bereits genannten, haben sich auf das Feld der historischen Novelle gewagt; wir erwähnen unter ihnen nur noch Pogorälsky's und Uschakow's. Der letztere ist bei dem Beginne dieses Jahres zum erstenmale mit einer Erzählung in zwei Bänden der „Kirgis-Kaisak" aufgetreten, die zwar noch einige Unbehülflichkeit, aber kein gewöhnliches Talent verräth.

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Verwaltung der Insel Cuba ist, wie alle vormaligen spanischen Besitzungen, aus fünf Abtheilungen zusammengesetzt. Wir wollen vier derselben nur kurz berühren, um uns dann mit der wichtigsten, der politisch-militärischen, zu beschäftigen, welche neuerlich von dem jetzigen Gouverneur Don Francisco de Vives eingerichtet und im Jahre 1827 vom Könige bestätigt wurde.

Die geistliche Abtheilung, die älteste von allen, die seit dem Jahre 1518 mehrere Veränderungen erfuhr, begreift jetzt zwei Diözesen, wovon die eine ihren Sitz in Cuba, die andere in Havannah hat. Die ganze Insel ist also in zwei große Sprengel getheilt, wovon der eine gegen Osten, der andere gegen Westen liegt, an deren Spitze ein Erzbischof und ein Bischof sich befinden, welche von zwei Generalvikaren und eilf Domherren unterstützt werden. Die Einkünfte der letzteren belaufen sich nach den größeren oder kleineren Präbenden, die ihnen verliehen sind, von 2.000 bis auf 10.000 Piaster (10.600 bis 53.000 Franken).

Der Erzbischof residirt zu Cuba und genießt ein Einkommen von 15 bis 18,000 Piaster (82.500 bis 95.400 Franken). In seiner Diözese befinden sich eine Kathedrale, zwei und dreißig Pfarreien und neun Vikariate.

Der Bischof hat seinen Sitz in Havannah; seine Einkünfte, welche weit beträchtlicher als die des Erzbischofs sind, können nach Angabe des Baron Humboldt auf 110.000 Piaster (583,000 Franken) geschätzt werden. Seine Diözese begreift eine Kathedrale, vier und vierzig Pfarreien, zehn Vikariate und sieben und fünfzig Filiale.

Das welt- und klostergeistliche Personal der Insel Cuba begreift in beiden Diözesen:

Diözese Cuba .	191	Weltpriester,	52	Mönche,	30	Nonnen
— Havannah	453	—	193	—	86	—
Zusammen . .	644	—	245	—	116	—

Die Civil-Justiz-Abtheilung bildet zwei Provinzen, Havannah und Cuba. Die erste begreift vierzehn Städte, Sitze eines Ayuntamiento und eines Alcade, welche ihre Jurisdiktion über zwei und achtzig Flecken und acht und fünfzig Dörfer erstrecken. Die zweite begreift sechs Städte, Sitze eines Ayuntamiento und eines Alcalde, welche zwei und fünfzig Flecken und acht und fünfzig Dörfer unter ihrer Gerichtsbarkeit haben. Diese beiden Provinzen stehen unter der Real Audiencia (Appellationsgerichtshof), deren Sitz zu Puerto-Principe ist.

Die Abtheilung der Finanzen oder der Verwaltung ist, bis auf wenige Abweichungen, fast die nämliche wie die militärische.

Die Marine-Abtheilung theilt sich in fünf Provinzen, deren Hauptstädte Havannah, Trinidad, San Juan de los Remedios, Nuevitas und Cuba sind.

Die drei großen Distrikte, welche die politisch-militärische Abtheilung der Insel bilden, haben ihre Benennung von der geographischen Lage, in welcher sie sich befinden; sie heißen die Departemente des Westens, der Mitte und des Ostens. Jedes wird in Sektionen und Partidos abgetheilt, welche jede einen Flächenraum von ungefähr zwei französischen Quadratmeilen begreifen.

Das Departement des Westens hat eilf Sektionen in siebenzig Partidos abgetheilt, welche neun Städte, zwei und siebenzig Flecken und fünf und dreißig Dörfer enthalten. Die Hauptstädte sind: Havannah, Hauptstadt der Insel, Jarucco, Metanzas und Pinal del Rio.

Das Departement der Mitte, wo sich am Golf Nuevitas die seit dem Jahre 1818 gegründete Kolonie Fernandina befindet, hat fünf Sektionen, welche in sieben und sechzig Partidos eingetheilt sind, und fünf Städte, acht Flecken und neun und fünfzig Dörfer begreifen. Die Hauptstädte sind: Puerto-Principe, der Hauptort, Trinidad, Jagua, Villa-Clara und Santo-Espiritu.

Das Departement des Ostens hat fünf Sektionen in vier und neunzig Partidos eingetheilt, welche sechs Städte, sechs Flecken und acht und fünfzig Dörfer begreifen. Die Hauptstädte sind: Cuba, alte Hauptstadt der Insel und Hauptort, Bayanco, Holguin und Baracoa.

Diese drei Departemente stehen unter der Generalstatthalterschaft, deren Sitz zu Havannah ist; jedes von ihnen steht unter den unmittelbaren Befehlen eines Brigadiers, Generalkommandanten. Die Sektionen werden von einem Kommandanten und die Partidos von einem Kapitän verwaltet. Ungeachtet die meisten der hier angeführten Städte von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt sind, die einen ausgedehnten Handel treibt und große Reichthümer besitzt, so kann doch nur Havannah allein die Aufmerksamkeit eines Europäers fesseln. Vom Eingange des Hafens aus gesehen, bietet sie eine der lachendsten und malerischsten Ansichten des unter dem Aequator gelegenen Amerika; ihre Umgebungen, ohne das Wilderhabene der brasilischen Küsten zu haben, vereinen die anmuthige Scenerie unsrer angebauten Gegenden mit der organischen Kräftigkeit, welche die vegetabilischen Produkte der heißen Zone bezeichnet. Die festen Schlösser auf den Felsen im Osten des Hafens; sein mit Dörfern eingefaßtes Bassin, in dem sich die Flaggen der verschiedenen Nationen in glänzenden Farben entfalten; die pyramidenförmigen Spitzen einer Menge von Kirchthürmen, die bald hinter den federbuschartigen Wipfeln der Königspalmen, bald hinter den Masten der Schiffe hervorblicken; die grüne Farbe der Gärten der Stadt; die röthlichen Giebel der Häuser bieten bei günstiger Beleuchtung einen bezaubernden Anblick.

Das Innere der Stadt entspricht jedoch bei weitem nicht diesem ersten Anblicke. Mit Ausnahme der Douane, des Posthauses, des Palastes des

Gouverneurs, der Tabakfabrik und einiger Paläste des Adels sieht man überall nur niedere Häuser, zwar solid gebaut, aber von Ballen, Kisten und Fässern versperrt. In seinen engen und schlecht gepflasterten Straßen, wo man von dem Geruche des Jasajo (eingesalzenen Fleisches) beinahe erstickt wird, begegnet man nur Lastträgern, beladenen Sklaven, Karren, Volanten der Geschäftsleute und Cabriolets ohne Federn, welche in ihrem schnellen Laufe den Koth umherspritzen oder Wolken von Staub aufjagen. Im Hafen, auf den Quais, im Innern der Stadt ist Alles voller Leben und Thätigkeit; aber ohne allen Luxus jener ausgesuchten Behaglichkeit, die man in dem größten Theile der europäischen Handelsstädte antrifft. Nur des Abends sind die herrlichen Alamedas von einem stets wechselnden Zudrange von Spaziergängern beiderlei Geschlechts belagert, deren Eleganz unsern Stutzern nichts nachgibt, und wird ein Theater oder eine Oper irgend eines berühmten Meisters gegeben, so kann man darauf rechnen, dort die Anmuth und pikante Schönheit der Frauenwelt von Havannah bewundern zu können.

Havannah ist unstreitig eine der reichsten und bevölkertsten Städte der neuen Welt; ihre glückliche Lage, die Sicherheit ihres Hafens, die mannichfachen Produkte der Ausfuhr, ihre immer wachsende Bevölkerung, die Vorsicht und der Scharfsinn ihrer Kaufleute geben ihr über die andern mit ihr um den Rang streitenden Städte ein unendliches Uebergewicht. Die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte betrug nach der letzten Zählung 112,023 Einwohner, 22,830 Sklaven mit eingerechnet. Man zählt nicht weniger als 2,651 eigene und Miethfuhrwerke. Der jährliche Betrag ihrer Einfuhr kann im Durchschnitte auf sechzig Millionen und die Ausfuhr auf fünfzig Millionen Franken geschätzt werden. Der Hafenbesuch, der weit lebhafter als zu Bordeaux, Nantes, Odessa, Antwerpen, Riga, Memel, Boston, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans ist, wies im Jahre 1827 1,053 ein- und 916 auslaufende Schiffe nach.

Havannah muß vermöge seiner Lage den Keim zu mancher verderblichen und tödtlichen Krankheit in sich tragen. Seine Befestigungen, welche von allen Seiten mit Erhöhungen umgeben sind, hindern den freien Durchzug der Luft, und so entstehen übelriechende Ausdünstungen, welche durch die gedrängt wohnende Bevölkerung und die umliegenden Sümpfe noch vermehrt werden. Diese Ausdünstungen, von denen die Städte fast beständig eingehüllt sind, erzeugen das schreckliche gelbe Fieber, hier Vomito negro genannt, dessen gefährliche Wirkungen jedoch nie die Gränzen der Küste überschreiten. Sobald die Krankheit sich zeigt, flüchten die wohlhabenden Einwohner nach ihren Landhäusern, die auf den Hügeln zwischen Regla und Guanabacoa gelegen sind, wo man aus herzugeleiteten Mineralquellen Badanstalten errichtet hat. Diese ländlichen Gegenden, wo man reine Luft athmet, bieten den Einwohnern, die dem Getümmel und den Gefahren einer volkreichen Stadt entfliehen wollen, einen eben so angenehmen als ruhigen Zufluchtsort.

Es ist unmöglich, jetzt die Zahl der Eingebornen zu bestimmen, die sich auf der Insel befanden, ehe die Spanier sich derselben bemächtigten; man kann indeß annehmen, daß sie nicht beträchtlich war, denn man hat hier keine Spur von jener Niedermetzlung in Massen, welche die Eroberung des amerikanischen Festlandes bezeichnete. Alles, was man weiß, ist, daß die Urbewohner den heimischen Boden gleichgültig verließen und sich nach Florida oder in die Provinz Yucatan zurückzogen. Die kleine Zahl, welche zurückblieb, bildete den Kern der Städte Guanabacoa, Caney und Jiguamy; allein schon lange haben jene Ueberreste sich mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen, und es ist keine bemerkbare Spur der Urbewohner mehr vorhanden, so daß die heutige Bevölkerung von Cuba nur aus europäischen und afrikanischen Racen besteht. Werfen wir nun einen Blick auf ihre allmähliche Vergrößerung, und auf die Ursachen, welche ihre Entwicklung begünstigten.

Im Jahre 1511, dem Zeitpunkte der Eroberung, bestand die Expedition aus dreihundert Mann, die jedoch bald durch Auswanderer des Mutterlands und aus St. Domingo vermehrt wurde. Im Jahre 1523 bewilligte der Hof von Madrid die Einführung von dreihundert Negern, die bei der Wäsche des Goldsandes verwendet wurden; diese Bewilligungen wurden seitdem öfter erneuert, und schon im Jahre 1580 zählte man vierzehn- bis sechzehntausend Seelen auf der Insel; im Jahre 1602 war die Bevölkerung auf zwanzigtausend gestiegen. Der Verlust von Jamaica im Jahre 1655 veranlaßte viele seiner Einwohner, sich nach Cuba zu wenden, und man schätzte demzufolge die damalige Bevölkerung auf ungefähr dreißigtausend Seelen, da die Auswanderungen von Jamaica vom Jahre 1655 bis 1660 fortdauerten, so stieg zuletzt die Einwohnerzahl von Cuba bis auf vierzigtausend.

Als nach dem im Jahre 1763 unterzeichneten Frieden von Versailles die Engländer Cuba räumten, um Florida zu besetzen, so begab sich die spanische Bevölkerung dieses Landes sogleich nach Cuba, und im Jahre 1775, wo die erste amtliche Zählung statt hatte, ergab sich ein Resultat von hundert und siebenzigtausend dreihundert und siebenzig Einwohnern, von denen vier und vierzigtausend Sklaven waren.

Im Jahre 1780, zur Zeit des Kriegs Spaniens mit England, war durch den längern Aufenthalt einer europäischen Besatzung von zwölftausend Mann auf Cuba, durch die den Eingebornen und Fremden ertheilte Bewilligung, auf der Insel wohnen und Sklaven einführen zu dürfen, und die nacheinander folgende Ankunft einer Menge Auswanderer aus Europa, St. Domingo und den canarischen Inseln die Bevölkerung im Jahre 1791 bis auf zweimalhundert und zwei und siebenzigtausend einhundert und vierzig Seelen gestiegen.

Als nach dem Basler Frieden im Jahre 1795 Spanien seine Besitzungen in St. Domingo der französischen Republik abgetreten hatte, verließ der größte Theil der spanischen Bewohner jene Insel, um sich in Cuba niederzulassen. Dasselbe geschah nach der Abtretung von Neu-Orleans an Frankreich im Jahre 1803. Der europäische Krieg, Napoleons Einfall in Spanien und die Insurrektion des spanischen Amerika's veranlaßte zu jener Zeit ebenfalls eine Menge von Auswanderungen, so daß man im Jahre 1817 fünfmalhundert und ein und fünfzigtausend neunhundert und acht und neunzig Einwohner in Cuba zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der englische Schiffslieutenant Glennie, gegenwärtig im Dienste der mexikanischen Bergbautruppen, hat der geographischen Gesellschaft in London eine Abhandlung über die Pyramiden von San Juan de Teotihuacan im Thale von Mexiko zugeschickt, durch welche die Messungen des Herrn von Humboldt, wie sie in seinem Essai politique sur la Nouvelle Espagne (T. II. p. 66) gegeben werden, Bestätigung erhalten. Herr Glennie ist der Meinung, daß diese Baudenkmäler nicht vollendet sind, da noch eine große Pyramide zu fehlen scheint, um einen regelmäßigen Plan zu bilden. Diese Pyramiden, die große Aehnlichkeit mit den ägyptischen haben, waren ursprünglich mit einem weißen Mörtel überzogen, auf dem sich Inschriften befanden. Indeß hat man keinen Eingang in dieselben gefunden; auch verräth kein Anzeichen, daß sie einst zu Gräbern gedient haben sollten. Hingegen berichtet die Ueberlieferung, daß auf ihnen Bildsäulen aufgestellt gewesen seyen, wofür man jedoch keine nähern Beweise hat. Ohne Zweifel gehören sie einer frühern Zeit an als der mexikanischen Bevölkerung, die Cortez fand; denn damals waren sie bereits wie heutzutage noch Ruinen.

Die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wiederholt und sorgfältig angestellten Beobachtungen haben dargethan, daß Westasien eine tiefe Absenkung bildet, wobei das Kaspische Meer und der Aralsee am tiefsten zu liegen kommen, da ersteres 98, letzterer 62 Mètres unter der Meeresfläche liegen. Neuen barometrischen Messungen zufolge scheint aber diese Absenkung sich noch weiter in das Innere des Landes bis nach Saratow an der Wolga und bis Orenburg am Jaik oder Ural zu erstrecken; wahrscheinlich auch noch südöstlich bis zum untern Stromgebiete des Sihun (Jaxartes) und Amu (Oxus). — Bereits der Abbé Chappe, derselbe, der als Opfer seines Eifers für die Astronomie zu San Joseph, einem Flecken in Californien, starb, hatte nach den im Jahre 1732 bis 1739 von Herrn Lecre zu Astrakhan angestellten meteorologischen Beobachtungen und den seinigen, die er zu Kasan anstellte, gemuthmaßt, daß das kaspische Meer 51 Toisen unter der Meeresfläche liegen müsse; allein da er Dieß nicht mit seiner Theorie über die Oberfläche der Erdkugel in Einklang bringen konnte, so erklärte er diese Wahrnehmung für eine Abgeschmacktheit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 246. 3 September 1831.

Neueste Fetwa-Sammlung zu Konstantinopel.

Das neueste im Jahre 1830 erschienene Werk der Presse Konstantinopels ist ein Folioband von 875 Seiten, die Sammlung der Fetwa des im osmanischen Reiche berühmtesten Sammlers derselben, Ali Efendi. Derselbe war zweimal mit der höchsten Würde des Gesetzes bekleidet, welcher er das erstemal unter Mahomed IV über zwölf Jahre, das zweitemal unter Ahmed II einige Monate bis zu seinem (im Mai 1692) erfolgten Tode auf das würdigste vorstand. Während andere Mufti und selbst der große Ebusund, die Seele der Gesetzgebung Suleimans des Großen, ihren Ruhm mit Fetwa's befleckt haben, welche ungerechten Krieg, wie z. B. den cyprischen und kretischen oder Gesetzesmord rechtfertigen sollten, hatte Ali Efendi Menschlichkeit und Muth genug, Sultan Mahomed IV, welcher seine Brüder morden wollte, sich entgegenzustellen, indem er Gründe des Gesetzes angab, welche dem willkürlichen Kanun des Brudermords widerstritten, wodurch es ihm auch, den schwachen Tyrannen zu beschwichtigen und den Prinzen das Leben zu retten gelang. *) Schon dieser Zug allein erweckt das günstigste Vorurtheil für den gelehrten Mufti, dessen Sammlung von 5392 Fetwa die geschätzteste des osmanischen Reichs, nun nicht mehr bloß in seltenen Handschriften, auf Bibliotheken befindlich, sondern durch den Druck gemeinnützig gemacht, Allen, die Türkisch und Arabisch verstehen, offen liegt. Eine wahre Fundgrube für den Rechtsgelehrten und Staatsmann, welche beide selbst nach dem, was vom islamitischen Gesetze durch M. d'Ohsson's Bearbeitung des Multeka und Uebersetzung des Hedajet, europäischer Lesewelt bekannt geworden, darinnen Neues und Wichtiges genug finden werden. Der Ausspruch des Fetwa ist zwar wie bekannt, immer nur Ja **) oder Nein ***) als Antwort auf die gestellte Frage, aber dieses Ja oder Nein wird dann aus den Stellen der kanonischen Bücher begründet, so daß selbst die absoluteste aller juridischen Entscheidungen die Nothwendigkeit der Rechenschaft über die zum Urtheile bewegenden Gründe anerkennt. Als Belege des Gesagten übersetzen wir hier einige solcher Fetwas, und behalten uns vor, denselben in Zukunft noch andere folgen zu lassen, indem diese Entscheidungen nicht nur für den Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten, sondern auch für den Staatsmann und Politiker, für den Statistiker und Ethnographen gleich merkwürdig; es handelt sich hier nicht von veralteten Gesetzen, sondern von solchen, die noch heute in voller Kraft, von gesetzlichen Entscheidungen, welche durch die Herausgabe im Druck neuerdings sanktionirt worden sind. Die Anordnung der Fetwa folgt der der Bücher des islamitischen Gesetzes, und das ganze Werk ist in 224 Theile getheilt, welche theils Buch, theils Kapitel, theils Abschnitt überschrieben sind. Die Frage über die Zeit der Schwangerschaft und Geburt, binnen welcher das Kind dem Vater zugeschrieben werden kann, ist durch die folgenden Fetwa aus dem Kapitel der Erhärtung der Abstammung *) auf das allerliberalste, nicht nur zu Gunsten von Mosliminnen, sondern sogar von Christinnen, Gemahlinnen von Moslimen entschieden. Die Namen Seid für den Mann und Hind für das Weib, sind wie bei den römischen Rechtsgelehrten Sempronius oder Caja angenommen.

Frage. Wenn Seid sich von seinem Weibe Hind, das er beschlafen, trennt, und diese ohne abgegebene Erklärung, daß ihre Zeit wieder eingetreten, binnen zwei Jahren ein Kind gebärt, stammt dasselbe wirklich von Seid ab? Antwort. Ja. Grund. Jedes Kind, das in weniger als zwei Jahren nach erfolgter Trennung zur Welt kommt, wird dem Getrennten zugeschrieben, wenn es aber nach zwei Jahren zur Welt kommt, nur in dem Falle, daß er dasselbe als seines reklamirt, so das Bedajet **) in dem Abschnitte der Erhärtung des Stammes.

Frage. Wenn der Moslim Seid stirbt, und seine Gemahlin Hind die Christin, zehn Monate nach dem Tode ihres Mannes niederkommt, erbt das Kind? Antwort. Ja, nach dem Bedajet.

Frage. (S. 111). Wenn die an Seid vermählte Hind zehn Monate nach ihrer Vermählung niederkommt, und Seid sagt, das Kind sey nicht von ihm, Hind aber das Gegentheil behauptet, kann Seid die Abstammung des Kindes von ihm verwerfen? Antwoet. Nein. Grund. Die kürzeste Zeit der Schwangerschaft ist sechs Monate, die längste zwei Jahre. (Multeka). Wisse, daß

*) Hammer's Gesch. des osm. Reichs VI Band. S. 566.
**) Olur.
***) Olmas.

*) Subut en-neseb. S. 110.
**) Bedajetol-mubtedi doi. Der Beginn des Anfängers vom Scheich Burhaneddin Ali Ibn Ebubekr von Meragha gestorben 593 (1196) eines der Grundwerke des islamitischen Gesetzes s. Hammers Staatsverfassung des osm. Reichs. I. S. 7.

das Bett ein dreifaches, ein schwaches, mittleres und starkes, das schwache ist das der Sklavin, das mittlere das der Sklavin Mutter eines Kindes, das starke das der Vermählten. Die Abstammung des Kindes ist erhärtet ohne Forderung, und kann nicht verworfen werden, selbst nicht mit Verwünschung. (Islah). Die Abstammung eines Kindes kann durch Betheurung und Verwünschung nicht abgestritten werden. (Ssadresch scheriaat), *) so auch im Dürrer. **)

Frage. (S. 112). Was ist die längste Zeit der Schwangerschaft? Antwort. Zwei Jahre. Grund. Die kürzeste Zeit der Schwangerschaft ist sechs Monate, die längste zwei Jahre. (Multeka).

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

1. Reise von Ufa nach Slatust.

An einem schönen Augustabende verließen wir Ufa ***), indem wir in nördlicher Richtung den Weg durch die Steppe einschlugen, dem linken Ufer der Bielaya entlang. Am Morgen gingen wir über diesen Fluß zurück, und verließen ihn auf immer. Nun in östlicher Richtung unsre Wanderung fortsetzend, zogen wir über breite Bergrücken und durch tiefe Thäler dahin, bis wir Ailina am Ali erreichten. Hier wechselt mit einem Male die Gebirgsformation; die Berge sind höher, ihre Formen nicht so mannichfaltig, ihre Umrisse kühner. Man betritt das Gebiet des Ural, der sich als eine besondere Bergkette darstellt, die deutlich verschieden von der sie umgebenden Kalkformation, von Süden nach Norden ihren Lauf nimmt.

In einer geringen Entfernung von Ailina ergießt sich der Ali †) aus einer von hohen und steilen Felsenmassen verrammelten Schlucht, indem er sich durch eine graue einige hundert Fuß senkrecht emporsteigende Mauer, die nach allen Richtungen zerklüftet ist, hindurchwühlt. Man verläßt auf einem zwischen dem Flusse und den Felsen emporsteigenden Pfade bald die Ufer des Ali, und erklimmt einen ziemlich hohen Berg, von dessen Rücken aus man einer Fernsicht genießt, die zwar nicht von malerischer Schönheit, dennoch auf Aug und Herz einen Zauber ausübt, der nur Gebirgsgegenden eigenthümlich ist; man erblickt eine verworrene Masse waldbedeckter Berggipfel, an deren Wänden lichtgraue Wolkenschleier hängen, und die sich allmählich am fernen Horizont in blaue Streifen verlieren: ein unermeßliches Bild, das der Geist nicht zu fassen vermag, auf dem aber die eben so unermeßliche Phantasie sich gern in Träumen verliert; der Anblick des Ozeans oder des gestirnten Himmels läßt denselben Eindruck zurück.

Man steigt in ein enges Thal hinab, und gelangt bald darauf nach Sakti, einem beträchtlichen Dorfe mit einem Hüttenwerke, das sich längs eines Sees hin ausdehnt. Man rechnet von da bis Kutschina sechszehn Werste, der Weg geht nicht mehr so steil bergan, und man blickt hinter sich in ein Thal, wo man das Hüttenwerk und den See vor sich liegen hat; den Hintergrund füllt der Suratpul, ein Berg, der sich 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Ueber Kutschina hinaus steigt die Gegend immer bergan, die Gebirge schieben sich enger und enger in einander, und endlich erblickt man in einem Thal Slatust zu seinen Füßen.

Slatust liegt am Ali zwischen zwei Gebirgszweigen, die sich nach Norden hin ausdehnen. Der höchste westlicher gelegene ist oft unterbrochen, und bildet eigentlich eine Kette von einzelnen Bergen, die man unter dem besondern Namen des Jurma, Taganai und Urenga kennt; der Taganai hat eine Höhe von 4083 Fuß, der Urenga ist der Zweig, an welchem Slatust erbaut ist. Der östliche Gebirgsarm ist der Ural, der von weit geringerer Höhe als der andere ohne Unterbrechung fortläuft und die Wasserscheide bildet; er hat selten über 2000 Fuß Höhe über der Meeresfläche und kaum 1000 über Slatust; eine seiner Verzweigungen, an welche hin sich dieser Ort verlängert, heißt der Cossatur.

Slatust ist ein wichtiger, in ganz Rußland wegen seiner Waffenschmieden berühmter Ort, und liefert dem Heer jährlich 50,000 Säbel. Die Werkmeister sind größtentheils Deutsche aus Solingen und Klingenthal, die sich hier niedergelassen haben. Man könnte sich in eine deutsche Stadt versetzt glauben. Eine thätige und einträgliche Industrie hat in diese rauhe, unbekannte und fern von dem Mittelpunkte der Civilisation entlegene Gegend Glück und Wohlstand verpflanzt. Die deutschen Arbeiter leben unter einem Oberhaupte ihrer Nation, einem freundlichen und aufgeklärten Mann. Die Regierung beschützt diese nützlichen Leute auf jede Weise; die Werkmeister erhalten eine beträchtliche Besoldung, und müssen dafür eine bestimmte Anzahl von Waffen liefern. Außerdem haben sie freie Wohnung und werden in Krankheitsfällen unentgeldlich verpflegt; so leben sie in einem Lande, wo die Lebensmittel wohlfeil sind und der deutsche Name in hoher Achtung steht, nach ihren Sitten und Gewohnheiten, und genießen freie Religionsübung. Die Diener ihrer Kirche sind vom Staate besoldet. Man darf behaupten, daß die Lage der Deutschen hier besser ist, als in ihrer Heimath, wo die Fabrikstädte nicht selten ein Bild der Armuth darbieten. An Feiertagen geht der Handwerksmann spazieren, trinkt sein Glas Punsch und spielt Kegel. Man kommt außerhalb der Stadt in einer hübschen Gegend zusammen, wo die Deutschen gemeinschaftlich ein Haus besitzen, das zu diesem Zwecke eingerichtet ist, bei schlechtem Wetter hat man einen Unterhaltungsort in der Stadt. Man geht bei der Arbeit ganz nach der Methode von Solingen zu Werke; der Stahl ist vortrefflich, und wird an Ort und Stelle bereitet. Mehrere Eisengruben sind in der Umgegend im Gang. Jeder Meister hat seine eigene Werkstätte und mehrere russische Arbeiter im Dienste; polirt, geschliffen und vergoldet aber wird in einem gemeinschaftlichen Werkhause.

*) Ehrensitz des Gesetzes, ein Grundwerk islamitischer Gesetzwissenschaft. S. Hammers Staatsverfassung des osm. Reichs I. B. S. 9.

**) Dürrer ol—ahkam, d. i. die Perlen der Gebote von Molla Chosrew, gest. 885 (1480). ebend. S. 10.

***) Eine Stadt des europäischen Rußlands, Hauptstadt des Gouvernements Orenburg, das auch nach ihrem Namen benannt wird. Sie liegt auf dem linken Ufer der Bielaya, eine halbe Meile von ihrem Zusammenflusse mit der Ufa, 260 Meilen östlich von Moskau, und ist zum Theil in einer von Gräben und Bergwassern durchschnittenen Vertiefung, zum Theil amphitheatralisch an einem Hügel erbaut. Ihre Einwohnerschaft beläuft sich auf 6000 Seelen.

†) Die geographischen Wörterbücher des russischen Reiches nennen diesen Fluß auch Ai, er strömt nordwärts, und vereinigt sich nach einem Laufe von 55 Meilen mit der Ufa

2. Der Taganai.

Den ersten heitern Tag benützten wir zu einem Ausfluge auf den Taganai. Mehrere lange und niedere Wagen (Katschalka) die zu Reisen in Gebirgen und auf schlechten Wegen sehr geeignet sind, wurden mit Lebensmitteln, Zelten, Teppichen und andern, zu einer solchen Wanderung nöthigen Gegenständen beladen, da wir zwei Tage und eine Nacht unter freiem Himmel zubringen mußten, denn in diesen wüsten Gegenden findet sich nicht eine einzige menschliche Wohnung, wo wir ein Obdach hätten erhalten können. Unser Zug war ansehnlich genug, außer mehreren jungen Bergbauoffizianten, die uns begleiteten, hatten wir ein Gefolge von Bedienten, zwei Kosaken und zwei Führer; einige Bergleute waren schon vorausgesendet worden, um an Orten, wo es merkwürdiges Gestein gibt, Felsen zu sprengen. Es waren unserer dreizehn zu Pferde, und der größte Theil der Gesellschaft beritten, da man zu Wagen selbst nicht bis auf den ersten Absatz des Taganai gelangen kann.

Der Weg führt unausgesetzt durch Wälder bis zu den Minskibergen, die von dem Taganai durch ein tiefes Thal geschieden sind. Dieser zeigt sich von hier aus in drei Spitzen, von denen zwei fast ganz mit Waldung bewachsen sind; die dritte ist völlig nackt. Nirgends gewahrt das Auge ein Dorf oder die Spuren menschlichen Fleißes, und diese wüste Einöde gibt der Landschaft ein düsteres Ansehen. Wolken umlagerten die Gipfel des Taganai, die Sonne begann bereits zu sinken, und nachdem wir uns an einer Quelle, deren Temperatur 4° R. zeigte, erlabt hatten und einige rauhe Quarzfelsen, die sich in der Nähe befanden, untersucht hatten, schlugen wir einen Weg ein, der uns links vom Taganai hinweg nach den Granatgruben von Akhmatow führte, wo wir mit einbrechender Nacht anlagten. Die vorausgesendeten Bergleute hatten bereits einiges Gestein zu Tag gefördert. Ein großes Feuer wurde angezündet, um das herum wir unser Lager schlugen, und auf dem Rasen unser frugales Abendbrot verzehrten. Wir befanden uns mitten in einer Fichtenwaldung auf Torfgrund; ein leiser Wind, der die Gipfel der Bäume bewegte, wiegte uns mit seinem Gemurmel in Schlaf; die tiefe Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch das Brummen der Bären unterbrochen, deren es in dieser Gegend eine gute Anzahl gibt. Die schneidende Kälte, die unter diesem Himmelsstrich statt der Morgenröthe, die das tiefe Dunkel der Wälder nicht zu durchdringen vermag, den Aufgang der Sonne verkündet, weckte uns auf. Bald saßen wir zu Pferde, und nun ging es wieder zurück, bald bergauf bald bergab, bis wir endlich an einen Wiesengrund kamen, der sich sanft aufwärts bis an den Fuß des Taganai erstreckt. Wir befanden uns jetzt 1000 Fuß über Slatust, und ungefähr 2900 Fuß über der Meeresfläche; ich glaube nicht, daß man in dieser Gegend des Ural eine höher gelegene Wiese antrifft. Nachdem wir hier gefrühstückt und unser Gepäcke, das uns nicht weiter folgen konnte, bis zu unserer Rückkehr zurückgelassen hatten, begannen wir den Taganai auf einem steinigen und sumpfigen Wege, auf welchem unsere Pferde oft bis an die Knie einsanken, zu ersteigen. Erst weiter oben wurde er trockener und besser.

Der Taganai erstreckt sich nordöstlich, wir erstiegen ihn auf der nordwestlichen Seite. Er bildet einen Bergrücken, der schroff emporsteigt, aber weiter oben ziemlich abgeplattet ist. Auf seinem Gipfel erheben sich am nordwestlichen Rande drei Spitzen von quarzigem, schroffen und rauhen Gestein, die wegen den an den Seitenwänden gelagerten ungeheuern Felsenblöcken fast unzugänglich sind. Nur bis zum Fuße dieser Kuppen kann man, wiewohl nur höchst mühsam, zu Pferde gelangen; aber diese selbst zu erklimmen, muß man vorsichtig von Fels zu Fels sich emporarbeiten. Das Plateau des Gipfels ist mit schönem Graswuchs bedeckt; hier und dort wachsen Birken, die jedoch keine sonderliche Höhe erreichen. Man sagte uns, daß es hier vor Zeiten auch Fichten gab, die durch irgend ein Naturereigniß, wahrscheinlich durch einen heftigen Frost, zu Grunde gingen. Auch sieht man wirklich hier und dort dergleichen halbvermorschte Stämme liegen; Brombeergesträuche drängen sich an der mittägigen Seite und am Fuße der Spitzen zwischen den Felsblöcken hervor; die drei Bergkuppen selbst tragen außer einigen Flechtengewächsen nicht die mindeste Spur von Vegetation. Der Mittelspitz, der einen Kamm bildet, welcher sich nach Nordost hin erstreckt, ist am höchsten and erhebt sich ungefähr 3500 Fuß über die Meeresfläche. Dieser Punkt ist vielleicht die höchste Spitze des Ural, und nur der Jurma, den man hier gegen Nordwest als eine Verlängerung des Taganai erblickt, mag noch etwas höher seyn.

Von der höchsten Spitze aus genießt man einer Aussicht, die schwer zu beschreiben ist; man erblickt die Kette des Ural, die niedriger als der Taganai in vielen Armen und Verzweigungen sich ausbreitet. Unglücklicherweise waren alle Gegenstände von einem dünnen weißen Nebel überflort und die Annäherung eines Ungewitters, das in diesen hohen Gegenden furchtbar seyn muß, zwang uns, eilig den Rückweg anzutreten. Auf demselben Wege, dem wir aufwärts gefolgt waren, stießen wir wieder zu unserm Gefolge auf dem Wiesengrunde und langten Abends in Slatust an, als es gerade zu regnen begann.

Wenn man den Ural mit andern Gebirgen vergleicht, so gewahrt man einige auffallende Verschiedenheiten: er gleicht am meisten den Bergen des nördlichen Deutschlands, wie dem Harz und Fichtelgebirge. Außer dem Taganai, der mit dem Brocken in gleicher Höhe über der Meeresfläche liegt, hat der Ural noch mehrere eben so hohe Berge, was dieser Gebirgskette einen großartigen Charakter gibt, besonders in der Nähe von Slatust, wo die höchsten Spitzen sind; der nördliche Theil, namentlich der Jekaterinenburg umgebende, ist sehr abgeplattet. Allein wenn man hier die Gesteinformation in einer größern Entwicklung trifft, so findet man das Reich der Vegetation auf einer desto niedern Stufe. Die Pflanzenwelt ist in dem Ural fast ganz auf die Thalgründe beschränkt; auf Höhen, die doch noch weit unter der Schneelinie liegen (und kein Berg des Ural wenigstens zwischen Bogoslowsk und Slatust erhebt sich zu dieser) sind fast alle Pflanzen verschwunden. Die Gerste kommt nur kümmerlich in den Thälern fort; man erblickt fast Nichts als Fichten und Birken; nirgends eine Spur von einem Fruchtbaum; Obst, das aus fernen Gegenden hieher geführt wird, findet sich nur auf den Tafeln der Reichen; nur mit der größten Sorgfalt zieht man in den vor dem Wetter geschützten Gegenden einige Küchengewächse, wie Erbsen und Kohl. Man darf hier nicht den mit Blumenschmelz durchwebten Teppich suchen, der sich in den Alpen bis nahe an die Schneelinie ausbreitet.

Die Einwohner dieses Landes, die eine reichlichere und zuver-

lässigere Ernte in dem Reich der unorganischen Körper finden, haben ihre Wohnungen in den Thälern aufgeschlagen, wo sie große Dorfschaften bilden, während die höhergelegenen Gegenden völlige Wüsteneien sind. Den Sommer über verweilen sie höchstens drei Wochen auf den Wiesen der Waldungen, um das für ihre zahlreichen Pferde, die sie in ihren Hüttenwerken brauchen, nöthige Heu zu mähen. Gerste wird nur in den tiefergelegenen Gegenden des östlichen Ural gebaut, und wenn die Ernte mißrathet, was häufig eintrifft, müssen sie ihr Getreide sehr weit her beziehen. Im mittäglichen Ural treiben die Baschkiren große Pferdezucht; Hornvieh ist selten. Der morgenländische Gebrauch, den Sommer über in Zelten zu wohnen, ist noch unter den Baschkiren üblich, was diesen Gegenden einen eigenthümlichen Charakter verleiht.

In diesem Lande, wo jede Reise mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, kann man keine entferntere Wanderung unternehmen, ohne mit Lebensmitteln und einem Pferde versehen zu seyn; nirgends wohl fühlt man sich so sehr gedrungen, sich an Menschen anzuschließen, als hier, und man muß einen Theil seiner Zeit und Unabhängigkeit daran setzen, um die Zuneigung der Eingebornen in so weit zu erwerben, daß sie sich zu den großen Opfern entschließen, die sie oft bringen müssen, wenn sie allen Wünschen der Reisenden willfahren wollen. Mit Geld kann man so viel als gar Nichts ausrichten, so daß man sich nur durch die Gefälligkeit der Beamten, und wenn man ganz unbekannt ist, nur durch Empfehlungen der Regierung forthelfen muß. Glücklicherweise sind die Bewohner dieser Gegenden so gastfreundlich, daß man bei den Beamten überall die herzlichste und zuvorkommendste Aufnahme findet. Die Ankunft eines Fremden gibt der Einförmigkeit des dortigen Lebens eine kleine Abwechslung, so wie die Gelegenheit, in angenehmer Gesellschaft Ausflüge in die entferntern Gegenden zu machen. So bewahre ich aus meinem sechswöchentlichen Aufenthalte im Ural, ungeachtet des rauhen Klima's und der ausgestandenen Mühseligkeiten, doch manche angenehme und schöne Erinnerung.

Der General Remarino.

Unter den Ausländern, die Polens Schlachtfeldern zueilten, um ihr Blut zu vergießen in der heiligsten Sache, die in Europa verfochten wird, haben schon zu wiederholten Malen die polnischen Schlachtberichte des tapfern Generalmajors Remarino erwähnt, dessen Name schon auf seine italienische Abkunft hinweist.

Der General Remarino — nicht Romarino oder Ramorino, wie er gewöhnlich genannt wird — ist zu Genua geboren und betrat seine kriegerische Laufbahn unter den Auspizien des größten Feldherrn unsers Jahrhunderts. Giovanni Remarino, der Vater des Generals, diente lange als Schiffskapitän, machte große Seereisen und erwarb sich einen rühmlichen Namen unter der italienischen Marine. Als die Waffen der französischen Republik Italien eroberten, verließ er den Seedienst und wurde Polizeidirektor zu Livorno. Die Prinzessin Elisa, Großherzogin von Toscana, ertheilte der Verwaltung Giovanni Remarino's große Lobsprüche und vertraute ihm eine wichtige Sendung an den Kaiser Napoleon. In diesem Verhältnisse wurde er dem Herzoge von Bassano vortheilhaft bekannt und erhielt für einen seiner Söhne eine Freistelle in der Kriegsschule von La Flèche. Hier erhielt der junge Remarino seine Erziehung und trat aus ihr im Jahre 1807 mit dem Range eines Unterlieutenants in ein Reiteregiment der großen Armee. Im Jahre 1815 war er bis zum Kapitän vorgerückt und stand unter einer Truppenabtheilung, über die Napoleon nach seiner Rückkehr von Moskau bei Wesel Heerschau hielt. Der Kaiser, der durch die Jugend des Kapitäns und die schöne Haltung seiner Schwadron auf ihn aufmerksam wurde, und von dem Herzog von Bassano wie von dem Obristen des Regiments den vortheilhaftesten Bericht über den jungen Offizier erhielt, ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Remarino zeichnete sich in allen Treffen jener Zeit rühmlich aus und wurde im Jahre 1815 Obrist.

Als die Bourbons von den Verbündeten wieder nach Frankreich zurückgeführt wurden, nahm der Obrist Remarino seine Entlassung und lebte bis zum Jahre 1821 in tiefer Zurückgezogenheit, wo ihn die politischen Ereignisse in Italien aufzufordern schienen, seinen Arm der Wiedergeburt seines unglücklichen Vaterlands zu leihen. Nach der Unterdrückung der Revolution kehrte er nach Frankreich zurück. Polens glorreiche Erhebung bot dem tapfern Obristen eine neue Gelegenheit, dem Despotismus gegenüber das Schwert zu ergreifen für die leidende Menschheit. Unter den Fahnen seiner alten Waffenbrüder sah man ihn in der Schlacht des 2 April, mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe kämpfen. Der Oberfeldherr ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Generalmajor einer Division des polnischen Heldenheeres. — Wilhelm Remarino, der jüngere Bruder des Generals, ist bei den Douanen von Piemont angestellt; ihr Vater starb im Jahre 1829.

Vermischte Nachrichten.

Die englische Industrie geht doch wirklich ins Unglaubliche. Kaum sieht man, daß nach Paganini große Nachfrage ist und einen großen Markt für diabolisch-geniale Violinspieleraffen, so hat man auch bereits ein Vierteldutzend, denen der Urpaganini nicht den Fiedelbogen reichen darf. Man hat jetzt in London vorläufig vier Paganini's fertig; den wahren italienischen, den englischen Paganini Collins, den polnischen, von Pollnski, und einen mit dem Vornamen Radschah Ram aus Calcutta. Es ist nicht abzusehen, wo das enden soll. Die Paganiniverfertiger werden unbarmherzig zu arbeiten fortfahren, und bald wird man auch von einem flämischen, irländischen, hottentotischen, neuholländischen und wer weiß wie vielen noch hören.

*

Eine Neu-Yorker Zeitung vom Ende Julius schreibt: „Wenn man aus den neuesten Nachrichten, die man über das Pitcairn-Eiland erhalten hat, die Schilderung des glücklichen Zustands der Nachkommen der Meuterkolonie kennt, so wird man sich mit Recht wundern, zu erfahren, daß die ganze Niederlassung ausgewandert ist. Kapitän Wilcox, der mit dem Wallfischfänger „die Maria Theresia" gestern in unserm Hafen eingetroffen ist, berichtet, daß, während er zu Taheiti war, das englische Transportschiff „Lucian" mit allen Einwohnern des Pitcairn-Eilands daselbst anlangte, die eine Niederlassung auf Taheiti zu gründen gesonnen waren, da es auf Pitcairn-Eiland an Wasser zu fehlen anfing."

*

Ein Herr Severn, eine parlamentarische Nullität, wie sich „der Atlas" über ihn ausdrückt, hat neulich die Motion gemacht: „daß alle unverheiratheten Frauenzimmer in England, die hiezu die nöthigen Eigenschaften besitzen, das Recht bei den Parlamentswahlen mitzustimmen erhalten sollen." Die nächste Folge hievon würde dann natürlich seyn, daß sie selbst ins Parlament gewählt werden würden.

*

Englische Blätter erwähnen als Beispiel des Mißverhältnisses in den Strafen dreier von den Westminsterassisen neulich abgeurtheilten Fälle. Ein betrunkener Irländer hatte einem Polizeibeamten die Brille von der Nase gerissen und wurde zu drei Monat Gefängniß verurtheilt; ein Kutscher von Windsor, der zwei Fußgänger mißhandelt, zu zehn Pfund Geldbuße, und ein Schiffskapitän, der einen Schiffsjungen mit einem dicken Tau eine Viertelstunde lang bis auf den Tod geschlagen hatte, zu fünf Pfund!!

*

Ein französischer Arzt zu Warschau, Herr Tavrol, hat an sich das gewagte Experiment des berühmten Desgenettes in Aegypten machen lassen, indem er, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Cholera-Ansteckung darzuthun, sich mit dem Blute eines lebendigen Cholera-Kranken einimpfen ließ.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 247. 4 September 1831.

Neueste persische Geschichtschreibung.

Bereits vor fünf Jahren ist aus der persischen Druckerei zu Tahran die Geschichte des regierenden Schahs Fethali hervorgegangen, von der bisher auch nicht einmal der Titel Meaßiri Sultanije die Herrscherdenkmale bekannt geworden. Wahrscheinlich ist das Werk selbst in England kaum bekannt, indem es auf der Liste der auf Kosten des Uebersetzungsausschusses zu druckenden Werke bisher noch gar nicht erschienen ist. Durch seinen Inhalt ist es wirklich eine der interessantesten Erscheinungen der orientalischen Literatur unsrer Zeit, und so merkwürdiger, als sich dasselbe durch einfachen schlichten Styl von dem Bombast der türkischen Reichshistoriographen sehr vortheilhaft unterscheidet. Der Verfasser Ibn Nedschehkuli Abderrisak Seid sagt auf der dritten Seite (das ganze nicht paginirte Werk hat deren in Großoktav 416), daß er vom Schah den Auftrag erhalten, die Thaten von dessen Regierung und den Ursprung von dessen Familie ohne Schmuck der Rede zu erzählen, und ist diesem Auftrage treulich nachgekommen. In 185 Abschnitten, deren erster mit der Abstammung des Geschlechtes der Kadscharen anhebt, und deren letzter mit dem Tode des russischen Kaisers Alexander schließt, werden die persischen Begebenheiten des ersten Viertels des laufenden Jahrhunderts mit weit größerer Treue, als dieselbe von der bekannten Hyperbelsucht der Perser zu erwarten war, ziemlich vollständig und getreu erzählt. Am wichtigsten für den Geschichtsforscher wäre der erste Abschnitt von der Abstammung des Herrscherhauses der Kadscharen von dem Stamme der Dschelair, wenn nicht jede historische Bemühung, neu auftauchendes Herrschergeschlecht mit altem Familienglanze umgeben zu wollen, Verdacht erwecken müßte. Die Familienbegebenheiten zwischen Fethali, dem Urgroßvater des heutigen Schahs, der zur Zeit Nadirschahs gerade vor Einem Jahrhunderte lebte, bis zur Thronbesteigung Fethalis i. J. der Hedschra 1215 (1800) werden nur sehr oberflächlich berührt, dann aber folgen ziemlich ausführlich die Kriegs- und Friedensbegebenheiten, die Botschaften und neuen Einrichtungen der ersten fünf und zwanzig Regierungsjahre Fethali's. Sowohl der Tapferkeit russischer Befehlshaber (indem manche Niederlagen der persischen Heere eingestanden werden) als den Verdiensten europäischer Gesandten und Offiziere, durch deren Anlaß und Beistand die neuen Einrichtungen des Festungsbaues, der Artillerie, der Fabriken und der Druckerei ins Leben traten, widerfährt mit auszeichnendem Lobe die gebührende Gerechtigkeit; so werden die englischen Gesandten Manesty, Sir Hartford, Jones Malcolm, und besonders Sir Gore Ouseley höchst ehrenvoll erwähnt; so die französischen Unterhändler, M. Jaubert Lajard und General Gardane, der einmal gar als Chan aufgeführt wird, und diesen Ehrentitel also vor Malcolm erhalten hatte; der Name des letzten ist immer in Malcom verstümmelt, die andern aber fast durchaus richtig geschrieben. Die Botschaft nach Indien, nach der Türkei, nach Frankreich, Rußland und England machen stattliche Figur, besonders die Mirsa Abul Hasans nach Rußland, bei welcher die Musterung, welche Kaiser Alexander am Tage des Botschafter-Einzugs hielt, als eine außerordentliche Ehrenbezeigung, als ob ihm der russische Kaiser an der Spitze von 15,000 Mann entgegen gekommen wäre, erscheint; damit hatte Mirsa Abul Hasan wirklich während seines Aufenthaltes zu Wien geprahlt. Da von dessen englischer und russischer Botschaft unter besonderen Abschnitten die Rede, so ist das gänzliche Stillschweigen über seine letzte Botschaft nach Wien, Paris und London im Jahr 1819 und 1820 so auffallender. Der Abschnitt, wo Rußlands Erwähnung zum erstenmal eintritt, enthält mehr wahre und besser geordnete Daten der russischen Geschichte, als in allen osmanischen Geschichtschreibern insgesammt darüber anzutreffen sind. Der Eifer des Islams tritt nur ein einzigesmal hervor, nämlich in dem Abschnitte vom Missionäre Pater Joseph. Dieser Abschnitt als einer der literarisch und polemisch merkwürdigsten, und als Probe folgt hier ganz übersetzt; derselbe befindet sich unter den Begebenheiten des Jahres der Hedschra 1220 (1805) des großen persischen Reformjahres gleich nach den Abschnitten der neuen Einrichtungen des Kronprinzen, mit der Ueberschrift:

Auch kam in diesem Jahre Pater Joseph der Franke *) nach Isfahan. „Pater Joseph hatte vorzügliche Schriftkenntnisse und war in der Religion der Muselmanen wohl unterrichtet; vermög niederträchtigem Sinn, und in böser Absicht, schrieb er eine Abhandlung wider das Siegel des Prophetenthums (Mohammed), indem er die Wunder des Korans läugnete, und dawider mündlich und schriftlich grobe Beweise vorbrachte; einige Gelehrte in Irak und Fars schrieben dawider eine kurze, aber nicht

*) Vermuthlich der Missionär Giuseppe Sebastiani, der um diese Zeit über Konstantinopel nach Persien gegangen war.

genügende Antwort; indessen starb der Pater, und seine Blätter kamen dem Kaimakam zu Gesicht; aus faschimitischem Eifer für die Religion Mustafa's (Mohammeds) und die Wohlredenheit Murtesa's (Ali's) berief er zwei drei Mönche und Priester zu sich, forschte dem Pentateuchus und Evangelium nach, machte sich mit den Sekten der Christen und Juden vollkommen vertraut, bekämpfte die Nichtigkeit derselben, brachte eigene scharfsinnige Beweise bei, und befahl die Worte des Paters zu widerlegen. In der That ist er noch dermal mit der Schreibung dieses Buches beschäftigt; er hat aus eigenem edlen Genius Beweise beigebracht, welche den meisten Gesetzgelehrten bisher unbekannt geblieben; jedes seiner acht Hauptstücke ist mit acht Beweisen unterstützt, und dieses treffliche Achtmalacht wird nächstens, so Gott will! bekannt gemacht. In diesem glücklichen Jahre predigten die Gesetzgelehrten und die Verdienstbewährten von den Kanzeln Aserbeidschans, und offenbarten den Musulmanen die Schleichwege dieses Volks (der Russen); sie bohrten die Perlen der Ermahnung mit der Zunge der Wohlredenheit, und erweckten die Herzen der Zuhörer aus dem Schlafe der Sorglosigkeit. Eine Menge Freiwilliger und besoldeter Diener schürzten den Saum des Islams auf, mit Waffen bereit zum heiligen Streit; so wurden in Aserbeidschan und Irak gegen 100,000 Kämpen versammelt, die sich dem heiligen Kriege geweiht."

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Buschmänner ist entschieden ein Dialekt, wie er bei den Hottentoten gesprochen wird, doch ist er meist zu gebrochen und verändert, als daß seine Abstammung leicht zu erkennen wäre. Einige sprechen fast die Sprache der Namaquas; Andere behalten wohl die Worte bei, sprechen sie aber anders aus und wieder Andere bedienen sich einer Sprachweise, die sowohl durch die Aussprache als auch durch neue Worte und Ausdrücke sich unterscheidet, die man annahm, theils um sich neue Gedanken mitzutheilen, theils auch um die Sprache schwierig und nur für die Glieder ihrer Stämme verständlich zu machen. Von diesen drei Abarten ist die letztere die gebräuchlichste, und bildet die Sprache, welche unter den Kolonisten mit dem Namen „Enese tai" bezeichnet wird, und von welcher wieder andere Abarten unter einzelnen Familien oder Gesellschaften im Gebrauch sind; Alle werden jedoch mehr oder weniger von der großen Bevölkerung verstanden, nur nicht von Fremden, die wohl die regelmäßige Sprache, nicht aber diese rohe verdorbene Mundart verstehen. Das ganz besondere Schnalzen, das durch verschiedene Zungenbewegungen hervorgebracht wird, und die Sprache der Hottentoten eigenthümlich auszeichnet, bemerkt man auch unter den Buschmännern, wo Viele es so unausgesetzt in Anwendung bringen, daß man keine artikulirten Töne, sondern nur fortwährende Zungenschnalzer zu hören glaubt, die gar nicht geeignet scheinen, irgend einen Gedanken auszudrücken, doch aber von denen, an die sie gerichtet sind, vollkommen verstanden werden; wobei zu bemerken ist, daß die Abarten der Sprache, welche bei mehreren Stämmen im Gebrauch sind, von andern Einwohnern nicht verstanden werden würden, wenn nicht Personen verschiedener Horden gelegentlich mit einander in Berührungen kämen, bei welcher Gelegenheit sie dann ihre verschiedenen Mundarten untereinander kennen lernen. Da jedoch solche Zusammenkünfte der Buschmänner mit andern Stämmen gewöhnlich nicht statt finden, so sind ihre Dialekte nicht nur Andern, sondern ihnen selbst nur mit Mühe verständlich. Daß nur ihre abgeschlossene Lebensart und nicht etwa ein wesentlicher Unterschied sie unverständlich macht, beweist, daß diejenigen, welche in näherm Verkehr mit den Hottentotenstämmen leben, die Worte ihrer Sprache so aussprechen, daß sie verständlich werden, und bei allen Abweichungen immer das Stammwort kenntlich wird.

Die Stoffe, worein sie sich kleiden, sind sehr einfach, roh und dürftig. Ein Karos fast von der Gestalt eines Mantels hängt auf ihren Schultern, je nach der Jahreszeit oder der augenblicklichen Temperatur, entweder leicht über den Rücken hinab, oder er umschließt, so weit es nämlich seine gewöhnliche Kürze gestattet, den Körper. Er besteht meist aus Schaffellen, die Wollenseite nach innen gekehrt, und ist ihr ganzer Schutz gegen Witterung, wobei er noch des Nachts als Decke dienen muß. Außer diesem Mantel haben sie noch eine Bedeckung, um das zu verhüllen, was die Scham verbietet, unbedeckt zu lassen. Bei den Männern wird ein Stück Fell, entweder von einem Schakal oder einer wilden Katze, an einem ledernen Gürtel, der um den Leib getragen wird, so befestigt, daß es vorn herunter hängt, gewöhnlich ist an diesen Gürtel noch ein Stück getrocknetes Leder befestigt, welches wenigstens einen Theil des Hintern bedeckt, wenn das Hauptkleidungsstück nicht groß genug seyn sollte, diesen Dienst zu verrichten. Bei den Weibern hingegen ist diese Bedeckung größer, und besteht gewöhnlich aus einigen zerschnittenen Fellen oder Stücken Leder, die um die Lenden getragen werden, welche sie bald mehr bald weniger bis zum Knie herab bedecken. Auch eine Kopfbedeckung tragen die Frauen, aus dem nämlichen Stoff, aus dem ihre übrige Kleidung besteht, können sie sich eine hinlängliche Menge davon verschaffen, so hat dieser Kopfputz gewöhnlich die Gestalt eines Turbans. Die Männer halten nichts auf eine solche Bedeckung, und gehen gewöhnlich in bloßem Kopf, außer auf der Jagd oder bei großer Hitze, wo sie eine Art Mütze tragen, welche sie aus Fellen von Thieren verfertigen, die sie auf der Jagd erlegen.

Die Unzulänglichkeit dieser Bekleidung hat sie noch auf andere Schutzmittel, außer den angegebenen geführt, worunter hauptsächlich das Einreiben ihrer Körper und Glieder mit reinem oder gemischten Fett gehört. Bei dieser Manipulation haben sie einen doppelten Zweck vor Augen, nämlich ihre Haut gegen das Austrocknen durch Wind und Hitze zu schützen, und dann um die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit ihrer Muskeln und Gelenke zu erhalten. Was man auch gegen diese Sitte sagen möchte, sie ist höchst nöthig und wohlthätig für Leute, welche eine gehörige Bekleidung entbehren. Da sie sich oft der größten Sonnenhitze aussetzen müssen, so veranlaßte sie Dieß sich eine Art von Sonnenschirm zu verfertigen der jetzt im Gebrauch ist, und der aus Straußenfedern besteht, welche rund um das eine Ende eines gewöhnlichen Stockes befestigt werden. Männer sowohl als Weiber zeigen eine heftige Begierde nach Zierrathen, und ein Verlangen nach Allem, was bunt und auffallend ist. Hohen Werth haben bei ihnen: Glasperlen, Knöpfe

und Stücke Kupfer, Messing oder polirter Stahl; was sie von diesen Dingen erwischen können, befestigen sie an verschiedenen Orten z. B. am Hals, in den Ohren, im Haar, an den Lenden u. s. w. und häufig auch auf ihrer Kleidung. Ihre Leidenschaft für den Putz ist so groß, daß sie in Ermangelung besserer Gegenstände ihre eigenen Fabrikate tragen, als Gürtel aus runden Stücken von der harten Schale des Straußeneyes zusammengesetzt, Stücke Holz, Zähne wilder Thiere, Muscheln, kleine Schildkrötenschalen u. s. w. die nach der Phantasie Dessen geordnet werden, der sie trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

Seit dem Jahre 1817 bestimmten die bürgerlichen Kriege des mittägigen Amerika, die definitive Abtretung Florida's im Jahre 1821, die immer bekannter gewordenen Annehmlichkeiten des Klima's von Cuba, die Fruchtbarkeit seines Bodens und der lebhafte Handel eine große Zahl von Auswanderern aus Europa, von den canarischen Inseln und aus dem amerikanischen Kontinent sich nach dieser Insel zu wenden, so daß im Jahre 1827 eine allgemeine Zählung in den drei Verwaltungsbezirken folgendes Resultat gab:

Weiße	311.051
Freie Mulatten	57.514
Freie Schwarze	48.980
Sklaven, schwarze und Mulatten	286.942
Zusammen	704.487.

Seit die ersten Europäer, welche sich auf Cuba niedergelassen hatten, die Ueberzeugung erhielten, daß der Boden weder Gold- noch andere ergiebige Erzadern enthalte, wie dieß der goldhaltige Sand, der an den Ufern einiger Flüsse gefunden wird, vermuthen ließ, widmeten sie sich ausschließlich der Viehzucht und dem Anbaue einiger europäischer Getreidearten. Schon im Jahre 1550 waren diese beiden wichtigen Zweige der Landwirthschaft unter ihren Händen so weit gediehen, daß sie die jährlich ankommenden nach den Küsten von Mexiko bestimmten Expeditionen mit Lebensmitteln versehen konnten. Im Jahre 1580 fing man an Tabak und Zuckerrohr zu bauen; aber sey es nun aus Unwissenheit oder Trägheit, oder weil die Bewohner größern Nutzen aus der Viehzucht zogen, der Anbau der beiden erwähnten Produkte wurde erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts allgemeiner. Jetzt wird der Anbau des Getreides fast ganz vernachlässigt und die Pflanzungen nach großem Maßstabe bestehen eigentlich nur für Tabak, Zuckerrohr und Kaffee; die anderen Kulturen behaupten nur den zweiten Rang. Im Jahre 1827 wurden kaum hundert und zwanzig Arobas Weizen geerntet; die Reißernte deckte nicht die Hälfte des Verbrauchs, und obschon die Maisernte sehr beträchtlich ist, denn sie beläuft sich in gewöhnlichen Jahrgängen auf 1.600,000 Faneguas, *) so muß man dennoch zur Einfuhr seine Zuflucht nehmen, um den Bedarf zu decken. Der Mais ist die Nahrung der Sklaven und Hausthiere, und die Vereinigten Staaten führen davon jährlich siebenzigtausend Arobas in Körnern und fünftausend Barils als Mehl ein. Der Anbau des Gemüses und der Knollengewächse reicht für den Verbrauch hin.

Erst seit einigen Jahren beschäftigt man sich mit dem Anbaue der Baumwolle, des Indigo und des Cacau; allein die erzeugte Menge ist so unbedeutend, daß man diese Pflanzungen mehr als Versuche betrachten muß. Der Cacau scheint indeß eine schnelle Verbreitung zu gewinnen, denn sein Anbau ist sehr ergiebig und fordert wenig Arbeit, Rücksichten, die ein spanischer Pflanzer wohl zu würdigen weiß. Sehr nöthig ist es indeß, daß der Ackerbau in Cuba jenen zahlreichen Verbesserungen unterworfen werde, die er in Europa bereits erfuhr; denn bis jetzt ist dort noch der herkömmliche Gebrauch der einzige Lehrmeister des Pflanzers. Glücklicherweise darf in einem Lande, wo der Boden überhaupt fruchtbar und das Klima günstig ist, wo der Regen regelmäßig und hinreichend fällt, der Mensch nur wenig Sorgfalt auf den Anbau des Feldes wenden. Der einzige Dünger, den man dem Boden gibt, besteht darin, daß man an Ort und Stelle die Wurzeln der eingeernteten Gewächse verbrennt. Seit jedoch die Dampfmaschinen bei den Zuckerraffinerien eingeführt worden sind, haben die Pflanzer den Nutzen bemerkt, den sie aus den Verbesserungen der Landwirthschaft ziehen könnten, und sie lassen sich die Einführung derselben angelegen seyn, so daß man hoffen darf, daß in Kurzem die unermeßlichen Flächen, welche noch unbebaut liegen, urbar gemacht seyn werden.

Die Insel Cuba hat einen Flächeninhalt von 31.468 Seequadratmeilen, deren jede 26'33 Caballerias (ein lokales Feldmaß, welches 13 Hektaren oder 130.118 Quadratmètres gleich ist) enthält; zusammen also 828.655 Caballerias. Im Jahre 1827 betrug die Strecke des angebauten Landes in den drei Departementen:

Im Departement	des	Westens	60.666	Caballerias
—	—	der Mitte	17.598	—
—	—	des Ostens	13.553	—
		Zusammen	91.817	Caballerias.

Nach dieser Uebersicht verbliebe also noch ein disponibler Ueberschuß von 736.838 Caballerias. Wenn man nun von dieser Zahl den Raum abzieht, den die Straßen, die bewohnten Orte, unfruchtbaren Strecken, der Zug des Wassers und der Gebirge einnehmen, so ergiebt sich, daß erst der siebente Theil der Insel angebaut ist. Da nun der Ertrag davon 91.817 Caballerias, theils für den Anbau von Nahrung, theils für Handelsartikel, überflüssig hinreicht, die Existenz von 750.000 Einwohnern zu sichern, so kann man annehmen, daß die Insel, wenn sie einst ganz angebaut seyn wird, eine Bevölkerung von fünf Millionen, also siebenmal mehr als sie jetzt enthält, zu ernähren vermag.

Das Zuckerrohr, welches von St. Domingo nach Cuba verpflanzt wurde, macht ohne Zweifel, sowohl der bedeutenden Kapitale wegen, welche die mannichfaltige Bearbeitung des daraus gewonnenen Saftes erfordert, als auch wegen der Menge von Sklaven, die zu seinem Anbaue nöthig sind, den eigentlichen Reichthum des Ackerbaues der Insel aus. Die zahlreichen Verbesserungen, welche gegenwärtig in der Bauart der Oefen und dem übrigen Apparat eingeführt worden sind, haben, nebst der Anwendung der Dampfmaschinen, den Pflanzern eine neue Quelle des Gewinns eröffnet. Das Holz zur Feuerung, welches täglich seltener und theurer wurde, wird jetzt durch die Bagasse, das übriggebliebene Rohr, ersetzt, und die neuen Apparate haben, ohne die Auslagen zu vermehren, eine größere Menge Zuckerstoff geliefert als bisher, so daß wenn man den Ertrag von 455 Zuckersiedereien (ingenios), der im Jahre 1775 sich auf 1.300.000 Arobas belief, mit dem vergleicht, den die gegenwärtig sich im Gange befindenden 1000 Siedereien abwerfen, man findet, daß die letztern sechsmal mehr liefern als die erstern. Werfen wir jetzt einen Blick auf die Fortschritte, welche dieser Anbau seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machte

(Schluß folgt.)

Volksgeist in England.

Vor das Polizeigericht der Bow-Street wurden jüngst zwei Jungen Namens Hancock und Little gebracht, als auf frischer That ergriffen ungestempelte Zeitungen verkauft zu haben, von denen das eine Blatt den Titel führt: „des armen Mannes Wächter," das andere: „der Republikaner." Der Polizeidiener machte die Angabe, daß Hancock diesen Morgen auf offener Straße „des armen Mannes Wächter" zu einem Pfennig das Stück verkauft habe, wobei er eine große Büchse auf einem Pfahl trug, der mit Anschlagzetteln behangen war, auf denen man mit ellenlangen Buchstaben geschrieben las: „Dem Gesetz zum Trotz vertheilte Bekanntmachung, um die Macht des Rechts gegen die Gewalt zu erproben." — Ferner: „Werden zum Lesen ausgeliehen ohne Einlage auf unbestimmte Zeit für einen Pfennig." Der Angeklagte brachte zu seiner Vertheidigung vor, er habe nicht ein einziges Blatt verkauft, sondern Jedermann darauf aufmerksam gemacht, daß er, wie es auch auf den Anschlagzetteln zu lesen gewesen sey, nicht verkaufen könne, und deßhalb die Blätter leihen wolle auf unbestimmte Zeit für einen Pfenning. Der Polizeibeamte, Sir R. Birnie, sagte, diese Ausflüchte konnten nicht als Ent-

*) Ein Fanegua ist etwas mehr als ein halber Hektare.

schuldigung angenommen werden, worauf Hancock, sich als einen würdigen Schüler seines Meisters, des Bürgers Hetherington, erweisend, übrigens ein armes halbverhungertes Geschöpf, in folgende heroische Worte ausbrach: „Ich stehe hier, Eure Würden, auf Recht und Satzung Englands für die unerzogene (unedicated) Volksklasse dieses Landes. Man nennt sie unwissend, aber wer ist Schuld an ihrer Unwissenheit? Nichts Andres als die Taxen, die sie hindern, sich Bildung zu verschaffen. Eure Würden wissen selbst gar wohl die Ursache, warum man die Taxe auferlegt hat, nämlich um die Armen abzuhalten, ihre Rechte kennen zu lernen; denn wenn das arme arbeitende Volk seine Rechte kennen würde, so würde es bald die verfälschten Institutionen abschaffen, durch die es unterdrückt wird.“ — Sir Birnie: „Gut, junger Mensch, plaudert so viel Ihr wollt.“ — Hancock: „Die Parlamentsakte wurde ohne unsre Beistimmung gegeben, und ich werde appelliren.“ — Sir Birnie: „Ihr seyd noch nicht verurtheilt; aber die Parlamentsakte gestattet in diesem Falle keine Appellation.“ — Hancock: „Gut denn, ich muß in diesem und noch schlimmern Fällen der Gewalt weichen; ich darf nicht von einem Polizeigerichte an die Geschwornen appelliren und werde auf drei Monate ins Gefängniß geschickt werden. Aber würde solch ein Gesetz gemacht worden seyn, wäre das arme Volk vertreten gewesen? Doch sey wie ihm sey, das Gefängniß wird für mich keine Strafe seyn, so lange ich von der Nationalunion unterstützt werde.“ — Sir Birnie: „Was meint Ihr damit, von der Nationalunion unterstützt zu werden?“ — Hancock: „Ich meine, daß die Union mich unterstützen und mir zu einem Anwalte helfen werde. Die Union ist stark in London, Birmingham, Manchester, Sheffield und andern Städten, und ich sage Euern Würden, daß ehe noch zwanzig Jahre vergehen, alle Eure verdorbenen Institutionen abgeschafft seyn werden.“ — Sir Birnie: „Gut, ich glaube genug gehört zu haben.“ — Nun trat Little hervor, gegen den dieselben Anschuldigungen vorgebracht wurden. Auf seinem Anschlagpfahl war eine dreifarbige Fahne angebracht. Little war nicht so durch und durch radikal als sein Freund, aber erklärte, es sey abscheulich von den Reichen, daß sie eine Taxe auf die Aufklärung gelegt hätten, um die Armen davon auszuschließen. Er verlangte, daß die Akte verlesen werden solle, was denn Sir Birnie auch that; sie lautet am Schlusse: „Verkauf ungestempelter Zeitungen, welche Neuigkeiten enthalten, ist ein Vergehen, das mit drei Monat Gefängniß im Korrektionshause bestraft wird.“ Sir Birnie verurtheilte demgemäß die Angeklagten zur ausgesprochenen Strafe.

Die Cholera in Jassy.

In der „nordischen Biene“ findet sich folgender Brief aus Jassy über die Verheerungen, welche die Cholera dort anrichtete:

Jassy, den 23 Junius (5 Julius) 1831.

Die Annäherung der Cholera gegen das Fürstenthum hatte uns in Unruhe versetzt, obgleich man vom Anfange an alle nöthigen Maßregeln gegen diesen schrecklichen Gast ergriff. Im November vorigen Jahres befahl der bevollmächtigte Präsident des Divans, Generaladjutant Kisseloff, eine allgemeine und vollständige medizinische Beschreibung der Eigenschaften dieser Krankheit, und der Vorsichtsmittel dagegen abzufassen und allerwärts umherzusenden; auf dem rechten Ufer des Pruths ward ein Kordon gezogen und eine Quarantäne eingerichtet. Unsre guten Nachbarn, die Deutschen, bemühten sich mit ihrer gewöhnlichen Sorgsamkeit ihre ganze Gränze gegen Podolien und Wolhynien mit Kordons und Quarantänen zu umgürten, aber alles umsonst. Der vom Schicksal bestimmte Augenblick nahte heran, und die Cholera zeigte sich plötzlich auf verschiedenen Punkten Galliziens, der Bukowina und der Moldau. Wir erwarteten, sie werde in der Richtung der großen Straßen und Flüsse ihre Verheerungen anrichten; ganz das Gegentheil. Jassy ausgenommen, wo sie einigermaßen dieser Regel folgte, zeigte sie sich hauptsächlich in den Bergdistrikten, wo beinahe keine Kommunikationswege sind.

Anfangs war die Cholera in Jassy sehr schwach; in der Zeit wurden alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, denn die Stadt liegt, so zu sagen, in einem Sumpfloche; die Straßen sind enge; ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Juden und Zigeunern, die von Reinlichkeit so wenig wissen, daß man die Vorsicht nicht zu weit treiben kann. Alle diese örtlichen Nachtheile wurden durch ein häßliches Wetter noch verstärkt; fast wochenlang fiel der Regen ohne Unterlaß, die Cholera wuchs und begann auf eine schreckliche Weise ihre Verheerungen anzurichten; Leute jeden Standes, von vollkommener Gesundheit, wurden in einem Augenblicke befallen und verloren auch sogleich die Besinnung, in Zeit von einer halben Stunde, oder wenig mehr endete der Tod ihre heftigen Leiden. Unter den ersten Opfern der Krankheit waren beinahe alle Aerzte der Stadt; die Sterblichkeit stieg bis auf hundert und achtzig Menschen im Tage, wobei zu bemerken ist, daß von den Einwohnern, deren Zahl im Ganzen nicht über sieben und zwanzigtausend beträgt, nur die Hälfte in der Stadt geblieben war. Der Schrecken hierüber raubte den Einwohnern allen Muth, bei den nothwendigen Maßregeln der Regierung mitzuwirken, und sogar die Bojaren, die hiezu verpflichtet gewesen wären, suchten nur sich selbst zu retten. Zum Glück hielt die Gegenwart des bevollmächtigten Präsidenten, der von Bucharest herbeikam, die Ordnung aufrecht. Unterstützt von einigen russischen Beamten, die ihn umgaben, ließ er ohne Verzug alle Einwohner bivouakiren, beruhigte die Menge, und die Sterblichkeit nahm so endlich ab bis auf zehn Menschen des Tags. In Jassy starben vom 2 (14) Mai bis 23 Junius (5 Julius) 2779 Menschen, 2447 genasen. Am größten war die Sterblichkeit am 17 — 24 Junius, wo 991 starben; in der Woche vorher waren 918 gestorben, und in darauf folgender Woche starben nur noch 240. Mit dem Gefühle nationalen Stolzes kann ich sagen, daß unter den gegenwärtigen Gefahren unsre Russen mit ihrer gewohnten Selbstverläugnung handeln. Nach dem Beispiele ihrer Obern trotzen sie allen Gefahren und eilen überall hin, wo die leidende Menschheit sie ruft. Auf eine bedauernswerthe Weise vermindert sich die ohnehin beschränkte Zahl unsrer Mitarbeiter mit jedem Tage; kürzlich erkrankten mit einem Male fast alle Beamten, so daß der General vollkommen allein war. Aber Gott sey Dank, die unermüdliche Anstrengung hat die Stadt gerettet. Uebrigens bewährten sich unter dem hiesigen Klima als die besten Vorsichtsmaßregeln gegen die furchtbare Gewalt dieser Krankheit, weitläufig zu wohnen, den Körper warm zu halten und besonders mäßig zu leben.

Zufolge der Veränderung, welche bei den Wirkungen der Cholera in dem hiesigen Klima bemerkt wurde, lud der bevollmächtigte Präsident alle sowohl militärischen als bürgerlichen Aerzte ein, aus ihren Bemerkungen ein vollständiges Journal über die Eigenschaften, welche die Krankheit hier äußert, und über die Wirkungen der verschiedenen Arzneien bei den Kranken zusammenzutragen. Für die beste Abhandlung wurde eine reichliche Belohnung ausgesetzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 248. 5 September 1831.

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

3. Ausflug nach Miasse. Die Baschkiren. Goldwäsche. Kupferminen.

Einen zweiten Ausflug unternahmen wir nach Miasse und in die Umgegend dieses merkwürdigen Ortes. Miasse liegt an der östlichen Absenkung der Uralgebirge, die hier auf ihren höchsten Punkten sich nicht über 2000 Fuß über der Meeresfläche erheben; auf den breiten Rücken derselben erblickt man, wie auf dem Taganai in gewisser Entfernung von einander, Gipfel von rauhen Quarzblöcken, die selten über 100 Fuß hoch sind. Uebrigens ist der ganze Rücken des Ural, diese kahlen Spitzen ausgenommen, mit Wäldern, vorzüglich Birkenwaldungen bedeckt. Der Weg ist sehr gut und kommt einer gebahnten Heerstraße gleich; nur zur Regenzeit wird er durch die herabstürzenden Bergwasser schlechter. Von der Höhe des Ural bis nach Sirostan, dem ersten Dorf auf seiner östlichen Absenkung, wo man die Pferde wechselt, legt man 20 Werste zurück; über Sirostan hinaus senken sich die Anhöhen dergestalt, daß der Weg bis zu dem noch 20 Werste entlegenen Miasse fast eben hinlauft. Die Verbindungen zwischen Slatust und Miasse finden theils durch regelmäßig angelegte Posten statt, theils durch die der Bergbauverwaltung angehörigen Pferde, die an bestimmten Orten gewechselt werden, so daß man also auf diesem Wege schnell weiter befördert wird. Im Sommer legt man fünfzig Werste gewöhnlich in vier Stunden zurück.

In Miasse fanden wir bei dem Oberaufseher des Bergbaues freundliche Aufnahme und in seinem Hause Unterkunft. Dieses ist von Stein gebaut, gehört der Regierung an, und von seinem Balkone aus überblickt man das längs dem Ufer eines weit ausgedehnten Sees liegende Miasse, am jenseitigen Gestade Berge, die sich in der Ferne verlieren, zunächst ein neues Gebäude, das die verschiedenen Bergbau-Bureaux, den Gerichtssaal, das Gefängniß, und eine Sammlung der in der Umgegend gefundenen Mineralien enthält. Etwas weiter davon liegt eine geschmackvoll gebaute neue Kirche. Alles Dieß gibt Miasse ein hübsches Ansehn, obgleich fast alle Häuser von Holz sind. Die ganze Bevölkerung besteht aus Bergleuten.

Die Umgegend von Miasse ist sehr verschieden von der Umgebung Slatust's, wo man nur tiefe Thäler und Schluchten erblickt, die von den zusammengedrängten Bergen gebildet werden. Die Landschaft um Miasse hingegen bietet den Anblick einer Steppe dar, deren gleichmäßig fortlaufende Oberfläche nur hier und dort von einzeln stehenden oder zu kleinen Ketten verbundenen Serpentin- und Diorit-Erhöhungen unterbrochen wird. Man begreift leicht, warum sich hier die Baschkiren niedergelassen haben; eine gebirgige Gegend wie die von Slatust zwingt die Einwohner, sich einander zu nähern und drängt sie in den Thalvertiefungen zusammen. Der Nomade würde daher in einer solchen Gegend keinen hineichenden Raum für seine Pferde finden, die im Sommer auf den von keiner Sense berührten Wiesen ihr Futter zu suchen, und im Winter es mit den Hufen unter dem Schnee hervorzuscharren gewohnt sind. Außerdem sind auch an dem untern Theile der östlichen Absenkung des Ural die Winter weniger rauh, die Vegetation reicher und abwechselnder als an der westlichen. Die Gerste gedeiht hier sehr gut, und wird von den Baschkiren, die durch die Bemühung der Regierung eine Art Civilisation erlangt haben, an mehrern Orten angebaut. Indeß kehrt diese Bevölkerung, obgleich sie Dorfschaften bildet, im Sommer doch immer wieder zu ihrem Nomadenleben zurück, und wenn man ihre luftigen und reinlichen Sommerjurten mit ihren niedern und schmutzigen Winterwohnungen vergleicht, so wundert man sich nicht, daß sie ihre ursprüngliche Lebensweise einem festen Wohnsitze vorziehen. Die erwähnten Jurten sind kegelförmig, gewöhnlich sehr geräumig und leicht gebaut, schützen aber vortrefflich gegen Wind und Regen. Innerhalb stehen an der ringförmigen Zeltwand Kästen und Truhen, die mit Kissen und Teppichen bedeckt sind; gewöhnlich ist auch der Fußboden mit einem großen Teppich überkleidet. Ein eigener Ehrensitz ist für den Familienvater bestimmt, mehrere niedrigere und minder schöne Sitze nehmen die Weiber ein, die Kinder und Knechte sitzen auf ihren Fersen am Fußboden. Der Kreis der Zeltwand ist nirgends unterbrochen, als am Eingange und dort, wo der Kumis aufbewahrt wird. Bekanntlich ist Dieß ein Getränke, das aus Pferdemilch und Wasser bereitet wird, und leicht gegohren ist. Die Baschkiren finden seinen Geschmack sehr angenehm, wenn es eine Reise gemacht hat, d. h. wenn es in den großen Schläuchen von Ziegenfellen, in denen man es aufbewahrt, auf ein Pferd geladen und tüchtig durchgeschüttelt worden ist. Im Sommer ist Milch fast ihre einzige Nahrung; denn Getreide bauen sie nur, um den Winter über Brod zu haben, oder es zu verkaufen; selten und nur an Festen bereiten sie Bischbarmak, nämlich Hammelfleisch, das in kleine Stücke geschnitten

und mit Mehl gekocht wird, woraus sich ein dicker Kuchen bildet, den man ohne Brod ißt. Diese Feste finden gewöhnlich nach beendigter Heuernte statt; denn obgleich die Pferde der Baschkiren, wie gesagt, im Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorsuchen, so brauchen sie dennoch auch große Heuvorräthe für ihr Hornvieh, dessen Fleisch bei ihnen allmählich mehr als Nahrung gebraucht wird, für ihre Schafe und manchmal wohl auch, wenn der Schnee zu tief liegt, für ihre Pferde.

Dieser Lebensart zufolge wird der Feldbau von den Baschkiren nicht mit sonderlicher Sorgfalt betrieben; der Familienvater, durch alle Arten von Entbehrungen während des Winters abgemagert, denkt nur mit Sehnsucht an den Sommer, wo er sich wieder mit Kumis herausfüttern und unter seinen Weibern jenem süßen Nichtsthun überlassen kann, das für die Morgenländer einen so großen Reiz hat. Seine Pferde werden von den Knechten gehütet und vermehren sich, ohne ihm die geringste Mühe zu machen; die Stuten werden in der Nähe der Jurten gehalten, um sie täglich melken zu können, aber stets unter freiem Himmel; die übrigen Pferde läßt man frei umherlaufen, und wenn man ihrer bedarf muß man sie erst einfangen und oft lange darnach herumsuchen; gewöhnlich halten sich diese Thiere in großen Heerden zusammen, ohne sich weit zu entfernen.

Im Winter ziehen die Baschkiren in ihre Dörfer, deren hölzerne Häuser niedrig, eng und schmutzig sind. Das Innere derselben besteht gewöhnlich nur aus einer großen viereckigen Stube, deren Mitte der Herd einnimmt; das Feuer brennt den ganzen Tag, und die Familie auf Bänken, die an der Hüttenwand angebracht sind, gelagert wärmt sich daran. Da das Holz nicht aller Orten im Ueberfluß zu haben ist, so geht man sparsam damit um; deßhalb hat man auch die Wohnungen so eng gebaut, was die Luft ungesund macht, deren dumpfe Schwüle noch durch den in der Stube umherziehenden Rauch vermehrt wird. Die warme Asche benützt man, um darin die Kinder bis an den Hals einzugraben. In dieser Jahreszeit entbehrt der Baschkir seinen Lieblingstrank, den Kumis, und muß sich mit Brod und Wasser begnügen.

Ein junger Baschkir sagte mir mit einigem Stolz auf Russisch, was er wie auch die übrigen Tataren ziemlich geläufig sprach, daß seine Landsleute Schulen haben, daß sie lesen und schreiben können, und daß junge Baschkiren auf öffentliche Kosten nach Orenburg geschickt worden seyen, um unterrichtet zu werden, und daß sie von dort ohne Zweifel als gelehrte Männer zurückkommen würden; er fügte hinzu, daß es unter den Baschkiren zwar Edelleute, aber keine Leibeigenen gebe. *)

(Schluß folgt.)

Die Buschmänner.

(Fortsetzung.)

Da sie keine bestimmten Wohnplätze haben, so sind feste Hütten ihnen unnöthig, und ihr beständiges Hin- und Herwandern, um eine unsichere und dürftige Existenz zu fristen, macht, daß sie wenig Sorgfalt auf ihre vorübergehenden Wohnungen wenden. Sie errichten entweder für die Nacht eine Hütte von Baumzweigen, unter deren Schatten sie ruhen, oder sie graben eine Grube in den Boden, in die sie kriechen, oder suchen Zuflucht in einer Felsenhöhle, oder unter einem überhängenden Felsenstück, was ihnen für einen vorübergehenden Aufenthalt genügend ist.

Die Nahrung der Buschmänner besteht, wie bereits erwähnt, aus Früchten und dem Wildpret, das ihre Ebenen liefern. Fehlt es an einem von diesen, so tragen sie kein Bedenken, dem Mangel aus den Heerden der benachbarten Pflanzer abzuhelfen. Ungeachtet dieser verschiedenen Hülfsquellen sind sie doch oft dem größten Mangel ausgesetzt und genöthigt, Alles zu verzehren, was sich nur an ihrem Zufluchtsort findet. Von vegetabilischen Produkten machen viele Wurzeln, Fasern und Zwiebeln ihre Nahrung aus; von Beeren und Früchten essen sie fast alle, die der Gesundheit nicht nachtheilig sind, und von denen viele zu nichts taugen, als den Magen zu füllen. Unter die nützlichsten und nahehaftesten ihrer vegetabilischen Nahrungsmittel gehört der Same einer Gattung Gras, welches sowohl in ihren Gegenden, als auch in den nördlichen Theilen der Kolonie wächst, und der wenn er gereinigt und gesotten ist, im Geschmack viel Aehnlichkeit mit Gerste hat. Diesen treffen sie zur gehörigen Jahreszeit häufig an, und ernten ihn auf zweierlei Weise; entweder sie sammeln die Aehren des Grases und scheiden den Samen aus, oder sie plündern die schwarzen Ameisen, welche ihn in großer Menge nach ihren unterirdischen Wohnungen schleppen.

Eben so ergiebig wie das Pflanzenreich, ist ihnen auch das Thierreich; denn vom größten vierfüßigen Thier, das jene Küsten bewohnt, bis zum ekelhaftesten Gewürm und bis zum kleinsten Insekt dient Alles zu ihrer Nahrung. Der Hippopotamus, die Zebra's, Quaggas, mehrere Gattungen Antilopen, Schakals u. s. w., sind eben sowohl als der Strauß und der Kasuar Gegenstände der Verfolgung der Männer, so wie Hasen, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Ameisen und ähnliche Thiere unter die Jagdbarkeit der Weiber und Knaben gehören. Es gibt nicht leicht ein vierfüßiges Thier, welches sie nicht zur Nahrung verwenden, wenn sie seiner habhaft werden, und kein Theil desselben, die Knochen ausgenommen, bleibt unverzehrt. — Fleisch von jeder Beschaffenheit wird gierig genossen; Magen und Eingeweide gelten ihnen für Leckerbissen; Leber und Nieren verschlingen sie oft roh, und den Inhalt des Magens der getödteten Thiere essen oder trinken sie entweder rein oder mit Wasser vermischt. Das Blut der meisten Thiere schätzen sie sehr hoch, und ob sie es gleich gewöhnlich kochen, ehe sie es genießen, so trinken sie es doch sehr oft, wenn es an Wasser fehlt, warm wie es vom Thiere kommt. Auch das Fell, wenigstens der größern Thiere wird nicht verachtet, sie essen es oft mit einer Gier, die sich nur durch den größten Hunger erklären ließe.

Einige der angeführten Gegenstände werden roh verzehrt, die meisten aber gekocht. Die vegetabilischen Produkte, welche einer Zubereitung bedürfen, werden entweder gekocht oder geröstet, und die aus dem Thierreiche werden gewöhnlich auf die letztere Art bereitet, mit Ausnahme der Heuschrecken, Ameisen und Straußeneyer, welche meist roh verzehrt werden; alle übrigen erhalten, wenn

*) Rußland hat den Khans, die sich unterworfen haben, freiwillig Geldgehalte, und einen Rang im Armeedienste verliehen, mit welchem der erbliche Adel verbunden ist, so daß ihre Nachkommen sich jetzt Edelleute (dworianine) nennen, obgleich sie sich in ihrer Lebensweise wenig von ihren Landsleuten unterscheiden.

es die Umstände gestatten, eine grössere oder geringere Zubereitung. Was die meiste Arbeit erfordert, sind die getrockneten Felle der grössern Thiere; diese werden zuerst in Wasser eingeweicht, dann geklopft und geröstet, oder erst geröstet und dann geklopft. Das Verzehren solcher Gegenstände, wie der zuletzt erwähnte, wird jedem, der die Qualen einer Hungersnoth noch nicht empfand, unglaublich scheinen, um wie viel mehr also eine Speise, die bei den Buschmännern öfter vorkommt, nämlich das Leder alter Schuhe u. s. w., aus dem sie ein kärgliches, schmackloses Mahl bereiten.

Die vegetabilischen Produkte werden, mit Ausnahme verschiedener Wurzeln, ohne besondere Arbeit gewonnen. Um diese letztern auszugraben, bedienen sie sich eines zugespitzten Holzes, welches sie dadurch härten, daß sie die Spitze etwas anbrennen, oder eines Gemsbockshorns; mit diesen Werkzeugen wühlen sie den Boden unglaublich schnell auf. Ihr Wildpret verschaffen sie sich zum Theil mit weniger, zum Theil aber auch mit vieler Anstrengung, bei der sie viel Scharfsinn und Gewandtheit entwickeln. Bogen und Pfeile sind ihre Jagdwaffen, und nächst diesen bedienen sie sich auch der Fallen und Hunde. Beim Gebrauche der erstern suchen sie sich entweder dem Thiere bis auf eine angemessene Entfernung zu nähern, um ihm eine schwere Wunde beizubringen, oder sie verbergen sich an dem Wechsel desselben in Gruben, oder suchen es endlich durch ein eingefangenes junges Thier in die gehörige Schußweite heranzulocken. Die Leichtigkeit, mit der sie kriechen, die Aehnlichkeit ihrer Hautfarbe mit der des dürren Bodens, auf dem sie jagen, und endlich die Schärfe ihres Gesichts, setzen sie in den Stand, sich dem Thier oft bis auf eine ganz geringe Strecke zu nähern und es durch einen vergifteten Pfeil zu tödten. Die Art, wie sie den Strauß jagen, ist folgende: sie graben eine Grube, in die sie sich verbergen und die Oeffnung mit dem Neste bedecken; hierauf wird ein Hund in das Nest auf die Eier gesetzt. Kommt nun der Vogel, so beeilt er sich den Hund zu verjagen, wobei er in die Grube fällt, und der List des Jägers zur Beute wird.

Die Fallen, in denen die Buschmänner viele Thiere fangen, sind von verschiedener Art. Einige bestehen aus Schlingen, welche sie auf den Plätzen befestigen, über die das Wild gewöhnlich zu streichen pflegt; andere bestehen aus breiten und tiefen Gruben in der Erde, welche mit Gras und andern Gegenständen so gut bedeckt werden, daß sie von dem umgebenden Boden nicht unterschieden werden können, bis irgend ein Thier darauf tritt. In Gegenden, wo Wasser oder Weidegrund ist, werden auf diese Art Seekühe, Zebras, Quaggas und mehrere Arten von Antilopen gefangen. — Heuschrecken werden gewöhnlich in langen schmalen Gräben gefangen, in die sie, besonders wenn sie in großer Menge gegen dieselben kommen, fallen und unvermögend sind wieder heraus zu springen. Die weißen Ameisen beschleichen sie, wenn diese in ihre Löcher kriechen, worauf sie die Erde so lange weggraben, bis das Nest aufgedeckt liegt, und sie die Eier und die größern Ameisen sammeln können. Zu diesem Zwecke machen sie oft Gruben von mehreren Fuß Tiefe und drei bis vier im Durchmesser, und werden doch nicht selten in ihren Erwartungen getäuscht.

Sind sie hingegen glücklich, so schaffen sie ihre Beute gleich nach ihren Wohnungen, wo sie mit Hülfe eines kleinen Stücks getrockneten Fells Erde und Unreinigkeiten davon sondern, und den Rest entweder gleich verzehren, oder ihn in einem Gefäß über dem Feuer ein wenig warm werden lassen, und fleißig umrühren, um das Anbrennen zu verhüten. Nach wenigen Minuten ist eine solche Mahlzeit fertig; auf diese Art bereitet sind sie nicht unschmackhaft und nur das Bewußtseyn, was man ißt, erregt einigen Ekel gegen diese Speise, welche bei den Buschmännern sehr geschätzt wird, und nebst den Straußeneiern unter die Leckerbissen gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Journale in Rußland.

Es erscheinen im russischen Reiche der Angabe des russischen Merkurs zufolge 81 Zeitschriften jeder Art. Ob das Verzeichniß ganz vollständig ist, möchten wir beinahe bezweifeln; in einer Note sagt der Verfasser, er wisse nicht, ob die bisher in esthnischer Sprache erschienenen drei Zeitungen noch fortdauern oder nicht; eben so wenig, ob die persische Zeitung in Tiflis noch erscheine. Der Verfasser sagt aber von Finnland gar nichts, wo doch gewiß finnische oder schwedische Blätter erscheinen; und wenn wir nicht sehr irren, kommen auch einige Zeitungen in tartarischer, und andern im Süden des Reichs herrschenden Sprachen heraus, von denen wir gleichfalls nichts erfahren. Von den obengenannten 81 Zeitschriften sind 45 in russischer, 21, oder wenn man die musikalischen hinzurechnet 27, in deutscher, 5 in polnischer, 4 in französischer und zwei in lettischer Sprache geschrieben. Wir können nun hier füglich alle andern weglassen und bloß die russischen aufzählen.

In Petersburg erscheinen 27.

1) Sanktpeterburgskija Wjedomosti, Sankt Petersburger Zeitung, sechsmal in der Woche. Als Intelligenzblatt wird ausgegeben: Pribawlenija kj Sanktpeterburgskim Wjedomostjam, Beilagen zur Sankt Petersburger Zeitung. Sie ist durchaus politischen Inhalts.

2) Russkii invalid ili wojennya Wjedomosty, der russische Invalid oder Kriegszeitung, sechsmal in der Woche.

3) Sjewernaja Ptschela, die nordische Biene, sechsmal in der Woche; beschäftigt sich mit Politik und Literatur.

4) Sjewernii Merkurii, der nordische Merkur, erscheint dreimal in der Woche, und beschäftigt sich mit schöner Literatur und Kritik.

5) Sanktpeterburgskaja kommertscheskaja Gazeta, St. Petersburgische Handelszeitung; erscheint zweimal wöchentlich.

6) Literaturnya pribawlenija kj russkomy Invalida, Literarische Beilagen zum russischen Invaliden; trat an die Stelle des Slawanin (Slaven) und erscheint zweimal in der Woche.

7) Babotschka, der Schmetterling; erscheint zweimal in der Woche und ist literarischen Inhalts, jedoch bloß für die Unterhaltung, wie schon der Titel bezeichnet.

8) Sanktpeterburgskii Wjestnik, der St. Petersburgische Herold. Journal für schöne Literatur, Theater, Musik u. s. w.; zweimal in der Woche.

9) Kolokoljtschik, das Glöckchen. Literarische Zeitung; zweimal in der Woche.

10) Girlanda, Schurnal slowesnosti, Musyki, Modj i Teatra, die Guirlande. Journal für schöne Literatur, Musik, Moden und Theater; erscheint in Heften zwei bis drei Bogen die Woche.

11) Literaturnaja Gazeta, Literarische Zeitung; erscheint alle fünf Tage, und soll die ganze Literatur umfassen.

12) Sanktpeterburgskija Senatskija Wjedomosti, St. Petersburgische Senatszeitung, vom dirigirenden Senat herausgegeben; erscheint alle Sonnabende. Dabei erscheinen Objawlenia, Bekanntmachungen, und Soprechtschenija na nedwischimya imjenija, Verbote auf liegende Gründe.

13) Syn Otetschestwa i Sjewernii Archiwj, Vaterlandssohn und nordisches Archiv. Journal für Literatur, Politik und gleichzeitige Geschichte, herausgegeben von Gretsch und Bulgarin. Von diesem durch klassische Reinheit der Sprache ausgezeichneten Journal erscheint wöchentlich ein Heft in drei Bogen.

14) Sjewernii Murawei. Gazeta Promyschlennosti. Die nordische Ameise; Zeitung für Industrie. Wöchentlich ein Bogen.

15) Echo. Schurnal Slowesnosti i Modj. Echo, Journal der schönen Literatur und Mode. Wöchentlich zwei Bogen.

16) Christianskoje tschtenie. Christliche Lektüre. Monatsschrift, herausgegeben von der geistlichen Akademie zu St. Petersburg. Monatlich ein Heft.

17) Schurnal Manufacturj i torgowli. Journal der Manufakturen und des Handels. Monatsschrift, von dem betreffenden Ministerium herausgegeben.

18) Gornii Schurnal ili sobranie swedjenii o gornomj i soljaenomj djelje, cj prisowokupleniemj nowychj otnoylii po naukamj kj semu pred metu otnosja schtschimsjae. Bergwerksjournal oder Sammlung von Nachrichten über das Hütten- und Salzwesen, mit Hinzufügung neuer Entdeckungen in den hierher gehörigen Wissenschaften. Monatsschrift, herausgegeben vom Departement des Hütten- und Salzwesens.

19) Nowaja djetskaja biblioteka. Neue Kinderbibliothek. Monatlich zwei Hefte.

20) Schurnal inostrannoi slovesnosti i isjaschtschnychj iskusstwj. Journal der ausländischen Litteratur und der schönen Künste. Alle Monate zwei Hefte.

21) Schurnal ministerstwa wnutrennich djelj. Journal des Ministeriums des Innern. Alle zwei Monate ein Heft. Außer den kaiserlichen Verfügungen und den Vorschriften des Ministers ist Statistik des Reichs in ausgedehntestem Sinne sein Zweck.

22) Ukasateb otkrytiti po Physikje, Chimii, Estestwennoi Istorii i Technologii. Wegweiser zu den Entdeckungen in Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie. Alle zwei Monate ein Heft.

23) Woyennii Schurnal po Wysotschaischemu Ego Imperatorskago Welitschestwa soiswoleniju isdawaumii wojenno-utschenymj komitetome. Kriegsjournal mit allerhöchster Genehmigung Sr. kaiserlichen Majestät, herausgegeben von dem Militärgelehrten-Komité. Alle zwei Monate ein Heft.

Zu unbestimmten Zeiten erscheinen:

24) Inschenernya Sapiski. Ingenieurs-Memoiren.

25) Wojenno-Medizinskii Schurnal. Militärisch-medizinisches Journal.

26) Schurnal Putei Soobschtschenija. Journal der Wegeverbindungen. Dieß erscheint zugleich auch französisch. Bis jetzt sind neunzehn Hefte erschienen.

27) Sapiski utschenago komiteta Morskago Schtaba Ego Imperatorskago Welitschestwa. Memoiren des Seestabs Sr. k. Majestät. Seit 1828 erschienen sechs Bände.

28) Powremennoje isdanie Imperatorskoi rossiiskai Akademii. Periodische Schriften der kaiserlich russischen Akademie. Seit 1829 drei Bände.

In Moskau erscheinen:

29) Moskewskija Wjedomosti. Moskauische Zeitung. Erscheint seit 1756 bei der Universität zweimal in der Woche.

30) Moskowskie Listki. Moskauische Blättchen. Zweimal wöchentlich.

31) Damskii Schurnal. Damen-Journal; erscheint einmal wöchentlich mit einem Modekupfer.

32) Molwa. Die Fama; erscheint einmal wöchentlich.

33) Swodj sapreschtschenii cj 1740 po 1831 godj. Einmal wöchentlich.

34) Swodj rasreschtschenii. Einmal wöchentlich.

35) Moskowskii Telegraphj, Der Moskauische Telegraph. Zwei Hefte monatlich. Damit ist verbunden: Grbawlenie kj Moskowskomj Telegraphu: nowii Schiwopisezj obschtschestwa i litteratury. Beilage zum Moskauischen Telegraphen: der neue Maler der Gesellschaft und Literatur.

36) Teleskopj-Schurnal sowremjennago proswjeschtschenia. Der Teleskop. Journal für gleichzeitige Aufklärung. Monatlich zwei Hefte.

37) Nowii Magasin Estestwennoi Istorii, Phisiki, Chimii i swedjenii ekonomitscheskichj. Neues Magazin der Naturgeschichte, Physik, Chemie und ökonomischen Kenntnisse. Monatlich ein Heft.

38) Wjestnikj Estestwennychj naukj i Medisiny. Herold der Naturwissenschaft und der Medizin. Monatlich ein Heft.

39) Semledjeltscheskii Schurnal. Ackerbaujournal. Erscheint seit 1829; bis jetzt zwanzig Hefte. Mehrere mußten wieder neu aufgelegt werden.

In Kasan erscheinen:

40) Kasanskii Wjestnikj. Der Kasansche Herold, bei der Universität herausgegeben. Monatlich ein Heft.

41) Pribawlenija kj-Kasanskomu Wjestniku. Beilagen zum Kasanschen Herold. Wöchentlich ein Bogen.

In Odessa erscheint:

42) Odesskii Wjestnikj. Odessaischer Herold. Zweimal in der Woche.

In Tiflis erscheint;

43) Tiphliskija Wjedomosti. Tiflis'sche Zeitung. Zweimal wöchentlich.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Versammlungen der geographischen Gesellschaft in London hat der Doktor Holland künftig nach Griechenland Reisende auf verschiedene Lücken in der Topographie und Alterthumskunde Griechenlands aufmerksam gemacht, die nähere Untersuchungen an Ort und Stelle wünschen lassen. 1) Verschiedene Zeugnisse behaupten, daß die große Ebene Thessaliens einst mit Wasser bedeckt gewesen. Es wäre also zu untersuchen, ob sich angeschwemmte Formationen an den Hügelketten wahrnehmen lassen, die sie umgeben. 2) Wäre die Lage der berühmten delphischen Höhle, wo die Pythia ihre Orakel ertheilte, näher zu ermitteln. Doktor Holland ist nach einer Stelle des Justin (XXIV, 6) der Meinung, daß diese Höhle etwas oberhalb der kastalischen Quelle zu suchen sey, indem man bis zu der Oeffnung oder jähen Spalte hinaufstiege, welche die zwei Gipfel von Delphi bildet, wobei die entzündlichen Strömungen von kohlensaurem Wasserstoffgas, die aus Felsenspalten wahrgenommen werden, zur Entdeckung leiten könnten. 3) Bedarf die Lage des berühmten Orakels von Dodona in Epirus eine genauere Bestimmung. Herr Holland hält dafür, daß es vielmehr in dem von der Arta (Aräthus) bespülten Gebiete als in dem von Janina gesucht werden dürfte, wohin die Reisenden es willkürlich verlegt haben. 4) Die Klöster von Meteora sollten wegen Handschriften untersucht werden; deßgleichen die geognostische Formation der Felsen von Meteora und die hohe Gebirgskette des Pindus, der Lauf des Thales des Aräthus von Kalarithes bis Metzowo; eben so der Durchgang durch die Berge nach Thessalien. 5) Der Bezirk von Paramithia in Albanien wäre wegen der Alterthümer genauer zu durchforschen. 6) Verdient das alte Theater bei Janina die Aufmerksamkeit der Reisenden; nur Obrist Leake hat es genauer untersucht, während alle Andern es vernachlässigten. 7) Hat man noch keine Untersuchungen über die Lage der Tetrapolis von Doris angestellt; aber auch andere Gegenden Griechenlands, wie Theben, Korinth, Argos und Olympia, bieten noch ein weites Feld zu Nachforschungen, da politische Verhältnisse bis jetzt noch eine umsichtige Untersuchung derselben gehindert haben.

*

D'Jeck, der Elephant des Herrn Huguet, kam vergangener Tage von seinem Ausfluge nach New-York wieder in London an und hat in Nordamerika gute Geschäfte gemacht. Herr Huguet besuchte das gewaltige Thier in seinem Stalle und war fast ärgerlich darüber, daß er ganz von ihm vergessen worden zu seyn schien; auf einmal aber richtete der Elephant die Augen auf seinen alten Herrn und stand einige Augenblicke, wie in tiefes Nachdenken versunken, regungslos da; dann stieß er aber plötzlich die sonderbarsten Töne aus, schlug mit seinem Rüssel um sich, faßte damit seinen Herrn und hob ihn vom Boden, zerbrach einen Theil der Schranken und bezeigte sich vor Freude wie unsinnig.

*

Auch in London hat die sporadische Cholera, vorzüglich seit dem Beginne wärmern Wetters, sehr überhand genommen; und obgleich sie in einigen Fällen von sehr heftigen Symptomen begleitet war, hat sich doch nirgends ein Anzeichen der indischen Brechruhr ergeben. Man schreibt sie der Hitze, der ungesunden Nahrung, da man übermäßig viel Pflaumen und Gurken genießt, und zurückgetretenem Schweiße zu. Die Krankheit hat sich, wenn man bei Zeiten dazu thut, nirgends lebensgefährlich erwiesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 249. 6 September 1831.

Don Pedro und die brasilianische Revolution.

Das politische Erdbeben, welches vor einem Jahre den Thron der Bourbonen zu Boden stürzte, und noch immer die Grundlagen der europäischen Staatengebäude erschüttert, ließ seine gewaltigen Schwingungen selbst jenseits des atlantischen Ozeans verspüren. Gleich der Cholera, die jetzt gegen die Körperwelt wüthet, und ihre furchtbaren Verwüstungen mit gleichem Grimm auf den Schneewüsten Rußlands, wie auf den versengten Niederungen Hindustans ausübt, stürmt mit der Wuth eines Wirbelwindes die Revolution durch die Welt, ohne einen Unterschied zu machen unter den Ländern, über die sie hinfährt, und auf ihrem Wege entwurzelnd liberale und despotische Herrscher — die Schildknappen der Könige von Gottes Gnaden und die Vertheidiger volksthümlicher Institutionen.

Das prophetische Wort: „die Freiheit wird die Reise um die Welt machen,“ ist kein leerer Schall gewesen. In dem engen Raume eines Jahres sah Cherbourg zwei flüchtige Monarchen in seinem Hafen — beide die Opfer der Revolution, aber in ihren politischen Laufbahnen und Grundsätzen so verschieden, als die Hemisphären, in denen sie herrschten.

Als Don Pedro von Alcantara im Jahre 1822 das Panier der brasilianischen Unabhängigkeit entfaltete, gab er der Welt den nie gesehenen Anblick eines Prinzen, der aufgesäugt an der eisernen Brust des Despotismus, und genährt mit dem Bärenmark der überspanntesten Begriffe von göttlicher Macht des Königthums, mit einem Male die Vorurtheile der Geburt und Erziehung abwarf, kühn hervortrat auf den Kampfplatz als Ritter der Freiheit, und seinen neuen Thron auf der Unterlage revolutionärer Prinzipien errichtete. Aber in demselben Augenblicke, da das Gestirn der Unabhängigkeit über Brasilien aufging, gewahrte man zugleich eine kleine Wolke, die ein künftiges Ungewitter ahnen ließ. Nicht so leicht zu verwischen sind, wie es scheint, die ersten Eindrücke der Jugend, und die Erinnerung an die Prinzipien, in denen er erzogen wurde, sind dem Kaiser nicht minder verderblich geworden, als die mißleitende Politik seiner Regierung; und schon in den ersten Augenblicken, wo er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte, erwachte Argwohn gegen die Aufrichtigkeit seiner ausgesprochenen Gesinnungen in den Gemüthern seiner Unterthanen. An dem Tage seiner Krönung, wo dem oberflächlichen Beobachter Alles im Rosenlichte zu schimmern schien, verrieth ein geringfügiges Ereigniß die in seiner Brust schlummernden, oder wenigstens in Schlummer gewiegten Gefühle. Nach beendigter Feierlichkeit hielt Don Pedro — die Schläfe von dem kaiserlichen Diadem umgeben — von dem Balkon seines Palastes herab, eine Rede an das unten versammelte Volk, die beträchtlich lange währte und natürlich darauf berechnet war, der Eitelkeit und dem hyperbolischen Geschmacke der Brasilianer zu schmeicheln. Don Pedro schloß mit dem Schwur, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Konstitution, die von den Cortes entworfen werden würde, zu vertheidigen. Indem der Kaiser diese Worte mit begeistertem Nachdrucke wiederholte, legte er zugleich die Hand an den Griff seines Schwertes. Die hastige Bewegung, mit der Dieß geschah, machte die Krone auf seinem Haupte wanken, und sie würde gefallen seyn, wenn nicht der Kaiser sie mit eigener Hand wieder zurecht gesetzt hätte. Dieser kleine Vorfall schien Vielen eine günstige Vorbedeutung, die ihnen den baldigen Sturz des jungen Kaiserthums zu verheißen schien.

Die Lage Don Pedro's war vom ersten Augenblicke an mit eigenthümlichen Schwierigkeiten umgeben. Der einzige Monarch rings umschlossen von neu gegründeten Republiken, und gewahrend, daß derselbe Geist, der das despotische Spanien von dem amerikanischen Kontinente vertrieb, auch mehr und mehr unter seinen eigenen Unterthanen Wurzel fasse, suchte er mit großer Geschicklichkeit und Scharfsicht bei jeder Gelegenheit die Gefühle des Volkes mehr zu leiten, als sich ihnen entgegenzustemmen, und indem er so dem Strome der Ereignisse voraneilte, gelang es ihm in der That eine Zeit lang, alle Ränke und Anschläge der republikanischen Partei zu vereiteln. Die ersten Schritte seiner Regierung verriethen eine wunderbare Kraft und Thätigkeit. Die Royalisten wurden nach einem kurzen Kampfe aus dem Lande vertrieben, und das geringfügigste Glied der Kette, die drei Jahrhunderte lang Amerika an Europa gefesselt hatte, bis auf die letzte Spur vertilgt. Drei Monate nach seiner Thronbesteigung berief er die gesetzgebende Versammlung und sprach vor ihr seine feste Ueberzeugung aus, daß die von dem legislativen Körper entworfene Konstitution gleich fern sich halten würde von jeglichem Despotismus, dem monarchischen sowohl als dem aristokratischen und demokratischen — „diese Konstitution,“ sagte er, „werde Brasilien zugleich zur Bewunderung und zum Schrecken der Welt machen.“ Wie wenig die Gesetzgeber den Hoffnungen des Kaisers und des Volkes entsprachen, und wie beinahe ihr ungestümer demokratischer Geist das Land in einen Bürger-

krieg stürzte, vor dem es nur Don Pedro's bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Entschlossenheit bewahrte — ist aus der Geschichte jener Tage hinlänglich bekannt, und beweist nur allzusehr, daß der kaiserliche Thron von Anbeginn schon auf sehr morschen Grundlagen ruhte.

Indeß schienen die Verkündigung einer neuen Konstitution, die einem jungen Staate wie Brasilien angemessener seyn sollte — die Unterdrückung des revolutionären Geistes in den nördlichen Provinzen des Kaiserthumes, und vor Allem die von Großbritannien und Portugal ausgesprochene Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens, die Macht des Kaisers fester begründen zu wollen, und die geheime Politik, die darnach strebte, das unermeßliche Reich von Brasilien dem Hause Braganza zu sichern, ihrem Ziele nahe gerückt zu seyn. Aber selbst in jener Zeit, wo Don Pedro's Stern im Zenith stand, wälzte die gewaltige Fluth der Revolution sich heran, und gewann mit jedem Wogenstoße neuen Boden.

Es soll hier versucht werden, die Ursachen zu entwickeln, welche die letzterfolgten Ereignisse in Rio Janeiro hervorriefen; eben deßhalb aber müssen wir zuerst die Ursachen aufsuchen, welche zur Trennung Brasiliens von dem Mutterlande führten.

Es ist schon oft sehr richtig bemerkt worden, daß kein politisches Problem schwerer zu lösen ist, als das der Kolonien. Ueber ihre Kindheit zu wachen, die Stunde ihrer Mündigkeit in Acht zu nehmen; zu wissen, wann man ihren wohlgegründeten Vorstellungen nachgeben, oder strengeren Gehorsam fordern soll — alles Dieß erfordert den höchsten Scharfblick. Aber noch größere politische Gewandtheit bedürfen jene kühnen Geister, die berufen sind, die Geschicke von Kolonien zu lenken; denn um eine wohlgeleitete Revolution zu verfolgen, muß die Stunde wahrgenommen werden, wo durch Erziehung das Volk vorbereitet ist, wo die Fähigkeiten der wenigen hochbegabten Männer, die zur Führung berufen sind, gereift, und die verständige Masse zu gehorchen bereit ist. War diese besonnene, entschiedene und kräftige Vernünftigkeit im Volke vorhanden, war die große Masse davon durchdrungen, trat diese Macht der Intelligenz hervor in der festen Ueberzeugung großer Köpfe — wirkte sie mit ihrer unwiderstehlichen und unbefleckten Gewalt überhaupt, als Brasilien die Fahne der Unabhängigkeit erhob? Wir antworten entschieden mit Nein. Das Land war nicht nur völlig unvorbereitet für eine Revolution, sondern es bestand im Grund genommen kein Anlaß dazu. Brasilien hatte aufgehört eine Kolonie zu seyn, und wandelte zwar langsamen aber sichern Schrittes unter dem milden Despotismus des Hauses Braganza die Bahn der Civilisation entlang. Bis dahin befand sich dieses herrliche Land in einer politischen Ruhe, die dem Spiegel eines glatten unbewegten Bergsees glich, und gewaltig abstach gegen die konvulsivisch erschütterten Staaten des spanischen Amerika. Das konstitutionelle System, im Jahre 1820 in Portugal ausgerufen, wurde wenige Monate darnach von Brasilien angenommen — ein politisches Begebniß, das über beide Länder alles Elend brachte, das man der Pandorabüchse zuzuschreiben pflegt. Die eigentliche Ursache der Revolution war ein Gefühl des tödtlichsten Hasses gegen Alles, was einem Europäer gleich sah — ein Gefühl, das allein durch Intrike hervorgerufen und genährt, mit unbegreiflicher Schnelligkeit sich ausbreitete vom Amazonenstrome bis zum Rio de la Plata. Zum Unglück für den Frieden und die Wohlfahrt des Landes lagen in ihm leider nur allzuviele Elemente bereit, welche die Absichten der revolutionären Partei zu fördern geeignet waren. Die europäischen Portugiesen waren bei weitem der intelligenteste Theil der Bevölkerung, und durch überlegenen Gewerbsfleiß fast ausschließlich im Besitze des ganzen Handels. Die revolutionäre Partei reizte gegen diese mehr die verwundete Eitelkeit der Brasilianer, als ihr Gefühl für Recht und Unrecht; und diese angeschlagene Saite gab ihnen mit gewaltigen Schwingungen Antwort. Die längst heimlich genährete Flamme kam plötzlich zum Ausbruch, und führte zu Gewaltthätigkeiten gegen die wehrlosen Europäer, vor denen die Menschlichkeit schaudert, und die ein ewiger Flecken in den Annalen dieses Landes bleiben werden. Selbst Don Pedro, der Politik des Augenblickes hingegeben, schien von diesem Europäerhaß angesteckt. Seine Proklamation gegen die Portugiesen athmete heiß wie der brasilianische Himmel, diese feindliche Gesinnung.

Er ahnete wohl nicht, daß die Löwen, die er jetzt erweckte, auch gegen ihn einst die Klauen drohend ausstrecken würden. „Ruhmvolle Bahianer (sagte er in seinem Aufruf vom 1 August 1822, nachdem er alle Ungerechtigkeiten und Leiden aufgezählt, die Brasilien von dem Mutterlande widerfahren), edler und unglücklicher Theil Brasiliens, an dessen Boden insbesondere jene hungrigen und verpesteten Harpyien haften, wie beklage ich euer Mißgeschick! Wie beklage ich es, daß ich nicht längst schon zu euch dineilen konnte, um eure Thränen zu trocknen, eure Verzweiflung zu lindern! Bahianer, die Ehre ist euer Wahlspruch: vertreibt aus euerm Schoße diese Ungeheuer, die sich von eurem Blute nähren!" — Keine böse Macht wird in der Geschichte herauf beschworen, die nicht Dem, der sie gerufen hat, mit verderblichen Früchten lohnt.

(Schluß folgt.)

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Der sizilianische Klerus ist zahllos und mächtig; in dieser Beziehung darf sich Sizilien mit Spanien messen. Die Klöster sind zwar nicht so reich wie dort, aber nicht minder zahlreich. Die Revolution hat unter ihnen nur auf dem Festlande aufgeräumt, wo fast alle Klöster aufgehoben wurden. Die Sitten der Mönche sind abscheulich, ihre Unwissenheit unglaublich, und Aberglauben und Intoleranz ihr Evangelium. Man scheut sich nicht, den Pöbel zur Mordlust aufzureitzen, indem man öffentlich predigt, daß die Ermordung eines Ketzers ein Werk sey, durch das man sich das Paradies erwerben könne. Geiz und Verkäuflichkeit treiben selbst auf dem Altare Wucher; Alles ist um Geld zu haben, bis auf das Abendmahl, und der Arme, der nicht „den Tael" für die Begräbnißkosten entrichten kann, findet nicht in geweihter Erde eine Ruhestätte. Ich sah zu Castrogiovanni einen jungen Bettelmönch, der in einer der Höhlen, die den unglücklichen Familien als Wohnung dienen, den armen Leuten die Hölle so heiß machte, bis er ihnen den letzten Obolus abgezwungen hatte.

Der Unterschied zwischen dem Klerus der Insel und des Festlandes besteht darin, daß der erstere weniger der neapolitanischen Regierung ergeben ist, daß er sie insgeheim als usurpatorisch verwünscht, und nur darum unterstützt, weil er von ihr Schutz und Beistand erhält. Der letztere hingegen bildet die wahre Leibwache derselben; er vertheidigt ihre Interessen mit einem unermüdlichen Eifer, weil sie auch die seinigen sind. Die Bannbulle, die im Jahre 1821 von Rom aus auf die Carbonari geschleudert wurde, sah man in allen Kirchen des Königreichs angeschlagen, und von allen Kanzeln verkünden; denn die Höfe von Rom und Neapel waren jederzeit durch die innigsten Bande verknüpft. Der Minister Tanucci war dem römischen Stuhle feindlich gesinnt, und der Erzbischof von Tarent, Monsignor Capece Latro zeichnete sich durch seinen aufgeklärten und freisinnigen Geist in diesem Kampfe der Nationalunabhängigkeit gegen fremde Lehensherrlichkeit aus; er schrieb bei dieser Gelegenheit ein Buch, worin er bewies, daß alles Unglück des Königreichs den Anmaßungen der Päpste zuzuschreiben sey. Später jedoch unterwarf sich die Regierung wieder demüthig der geistlichen Zuchtruthe, und das Konkordat von Terracina, das im Februar 1818 abgeschlossen wurde, stellte ausdrücklich die Lehensherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über den Hof des Königreiches beider Sizilien fest. *) So sind beide Regierungen von gleichem Geiste beseelt, und von gleichen Prinzipien geleitet.

Die Bischöfe spielen in der Polizeiverwaltung eine wichtige Rolle: ihnen steht die Prärogative zu, die Staatsgewalt über den in ihren Kirchensprengeln herrschenden öffentlichen Geist ununterbrochen in Kenntniß zu erhalten, und ihre Empfehlungen oder Anschuldigungen legen ein großes Gewicht in die Wagschale des Werthes oder Unwerthes eines Bürgers. Ich schweige hier von der Ohrenbeichte, die man als eine neuerfundene Folter anwendet, um den Schuldigen, d. h. den Carbonari, die Namen ihrer Genossen zu erpressen. Diese Erfindung, würdig des Lohns, den ein Kaiser für Jeden aussetzte, der eine neue Art der Hinrichtung erfand, hat die Galeeren und Gefängnisse Siziliens bevölkert. Ich kenne keine größere Landplage als die Religion, die ein Werkzeug in den Händen der zeitlichen Gewalt geworden ist. Den Glauben und das Gewissen zu solchen unheiligen Zwecken mißbrauchen, ist die schmachvollste Arglist, die von Schwäche und Furcht ausgesonnen werden kann.

Bemerkt werden muß jedoch, daß viele Priester an der Revolution von 1820 thätigen Antheil nahmen, obgleich der höhere Klerus sich gleichgültig und sogar feindselig gegen die neue Ordnung der Dinge bewies. Man sah damals in Neapel ganze Gemeinden unter Anführung ihrer Pfarrer anlangen. Diejenigen, welche nachher der weltliche Arm nicht sogleich erreichte, büßten später unter der geistlichen Zuchtruthe das Verbrechen der Freiheit, aber dessenungeachtet werden sie auch noch bis auf diese Stunde von den argwöhnischen Augen der weltlichen Polizei beobachtet. Ich muß hier abermals auf diese furchtbare Polizei, diesen bösen Genius des Landes, zurückkommen, denn überall und unter allen Formen begegnet er Einem auf seinem Wege. Die Polizei ist hier der Staat. Ihre erste Waffe ist die Angeberei, ihre Stütze gegenseitiges und allgemeines Mißtrauen, ihr Zweck Alles in Knechtschaft niederzuhalten, was Gott frei erschaffen hat. Verrath, Gewaltthätigkeit, alle Mittel sind ihr gut.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man nannte das Konkordat damals zu Neapel mit einem Wortspiele: Con cor dato (von Herzen gegeben).

Bruchstück aus einer Reise an die Gränzen von Ladakh.

Bei einer Versammlung der asiatischen Gesellschaft in Calcutta ward ein Brief eines Dr. Gerards vorgelesen, welcher in der Mitte Julius über den Sutledsch ging, um von da seine Reise gegen den Norden fortzusetzen. Das Bett dieses Flusses, über welchen er auf einer Seilbrücke ging, ist 2500 Fuß über der Meeresfläche. Der Weg durch den Bergstaat Culu, der an Rundschit Sing tributbar ist, hat viele Abwechslung von Berg und Thal. Es war aber die Regenzeit, die Landschaft mit Nebel bedeckt und die Wege schlecht und sumpfig. In den heiligen oder Braminen-Dörfern, auf welche er bei seiner Reise traf, ward er mit Gleichgültigkeit behandelt; die Gegenwart einigee Leute des Radschah, welche ihm eine gute Aufnahme verschaffen sollten, fruchtete nichts. Die Seiths dagegen waren höflich und artig. Der hohe Bergrücken, der die Wasserscheide zwischen dem Sutledsch und Bibs bildet, wurde in einer Höhe von ungefähr 10,700 Fuß überstiegen. Das Volk dieses Bergstaats gleicht dem in den südlichern Gebirgen, hat alle ihre Laster, ist aber kriegerischer. Neben der charakteristischen Erniedrigung der menschlichen Gesellschaft durch Sklaverei, Kindermord, Vielmännerei und dem völligen Mangel an weiblicher Tugend haben sie auch noch Menschenopfer. Die Beschreibung, welche Doktor Gerard von dem Aberglauben und den Grausamkeiten dieses Volks macht, gibt einen betrübenden Begriff von ihrem moralischen Zustande. Hier gibt es zahlreiche Gräber und heilige Plätze, zu welchen Schaaren von Pilgern wallfahrten. Am 27 Julius kam er an den alten Hyphasis bei der Fähre von Kurtor, wo der Fluß eine Breite hat, die er so nahe an seiner Quelle nicht zu finden erwartet hatte. Zu Sultanpore, der Hauptstadt von Culu, schlug er nahe am Ufer seine Zelte auf; er besuchte den Radschah in seinem Palaste und fand dessen Einrichtungen eleganter als er vermuthet hatte. Der Radschah, noch ein ganz junger Mann, benahm sich mit Gewandtheit, und war höflich und aufmerksam gegen den Reisenden. Die Beamten Rundschit Sings, hübsche Leute, kamen in großer Anzahl, einige verlangten ärztliche Hülfe. Sultanpore ist volkreich und stark von Fremden besucht; gute Wege sind aber völlig unbekannt. Die physische Gestaltung dieses Alpenlands ist gigantisch, und seine Gränzen sind genau bezeichnet. Der Sutledsch ist im Süden, der Hyphasis im Westen, und im Norden bildet der Kamm des Himalaya eine prachtvolle Gränze und eröffnet den Weg in Länder, die wir kaum dem Namen nach kennen. Gerard verließ Sultanpore und ging über den Bibs auf einer Doppelbrücke, die durch eine Insel mit einander zusammenhängen. Am 8 August schlug er sein Zelt am Abhange des Himalaya 10.000 Fuß über dem Meere auf, rings umgeben von einer üppigen Vegetation. Der Weg herauf bis zum Gipfel ist eine lange Treppe, die ein Fakir erbaute; am Wege ist ein Nest voll Schlangen, die fromme Gabe eines andern Pilgrims. Sie waren in einem Zustande von Erstarrung, bis die Musik einer Schäferpfeife sie ermunterte. Der Führer war der einzige, der sie mit einiger Achtung zu behandeln schien; der übrige Theil der Gesellschaft trieb Possen mit ihnen. Am 9 überstiegen sie den Himalaya beim Passe Rotang und wendeten sich ein wenig rechts nach den heiligen Bächen des Flusses, die hier in einem rund ummauerten kleinen Bassin zum Behufe der Abwaschung gesammelt sind. Hier ist die Quelle des Bibs, der in einer Entfernung von nur fünf Tagmärschen eine mächtige Breite hat. Die letzte abergläubische Cerimonie, die man an diesem Orte verrichtet, ist die, daß man für den Genius des Stroms ein Opfer in das Wasser fallen läßt. — Die größte Höhe dieser Stelle scheint ungefähr 13.000 Fuß zu seyn. Man stieg nun in einem steilen Abhange hinab und ging über den Chandera-baga, d. h. Mondfluß, auf einer hängenden Brücke (cradle-bridge). Der Rei-

ſende ward hier betroffen durch den Wechſel des Klima's und die Aenderung in dem Aeußern der Bewohner. Die Geſtaltung des Landes ändert ſich und der ewige Schnee weicht allmählich zurück an die Spitzen der Gebirge. Selbſt der Himmel hat ein tieferes und glänzenderes Blau. Nichts war grün als die Saaten; die Vegetation mager und dürr, und die Strahlen der Sonne wirkten mächtig. Auf dem erſtern Theile des Wegs war man täglich in Regen und Nebel gehüllt, die Vegetation war üppig und die Bergabhänge mit Fichten bekleidet geweſen. Hier war nichts ſichtbar als die Trauerweide, die man pflanzt. Der Boden iſt ohne Raſen, und die Luft trocken und elaſtiſch. Am 15 Auguſt erreichte Doktor Gerard Tandeh am Ufer des Suredſch-baga, d. h. Sonnenfluß; eine zerbrechliche Brücke von Weidengeflecht führt über den Strom. Tandeh hat eine Höhe von 10.000 Fuß. Doktor Gerard mußte hier ſeiner Geſundheit wegen fünfzehn Tage bleiben. Während dieſes Aufenthalts beſuchte er den Tempel von Tilaknath, zwei Tagreiſe abwärts am Fluſſe; aber hier iſt nichts Intereſſantes zu ſehen, und die Einwohner ſind unhöflich und argwöhniſch. Das Thal des Tſchunab oder Aceſines iſt unter der Herrſchaft Rundſchit Sings; aber die Regierungsbeamten gehen ſelten bis Tilaknath hinauf. Das ganze Land iſt voll alter rieſenhafter Ruinen.

Am 29 Auguſt ſetzte er ſeine Reiſe längs des Suredſch-baga fort, und am 2 September erreichte er die letzte bewohnte Stelle des Landes, in einer Höhe von 11.000 Fuß. Die Dörfer und das angebaute Land im Thale boten einen ſchönen Anblick dar; aber das Volk war arm und mit Lumpen bedeckt. Einer der Thakurs des Landes bot ihm Branntwein, der aus Malz, Reiß, Atta und etwas Butter bereitet war, und zugleich ſeine Dienſte an, indem er hinzuſetzte, er ſey das Oberhaupt des Orts. Fortwährend ſchien jetzt die Sonne, und die Temperatur ſtieg mit der Höhe, obgleich ſie noch in der Nähe ungeheurer Schneemaſſen ſich befanden. Dartſcha iſt das letzte Dorf im Thale, und die Sonnenſtrahlen, welche von den dürren Felſen abprallten, hoben die Temperatur bis auf 84 Grad (Fahr.) im Schatten. Am 8 September ging Doktor Gerard in einer Höhe von 16.500 Fuß über die Paralaſa-Kette, und verfolgte ſodann den Suredſch-baga bis zu ſeiner Quelle, welche ein See iſt, der nur 500 Fuß tiefer liegt. Er war gerade im ſeichteſten Waſſerſtande, was frühere Beobachtungen beſtätigt; die Seen jenſeits des Himalaya haben ihren höchſten Stand im Frühjahre, wenn das Eis bricht und thaut. Beim Uebergange über dieſe hohe Kette blies der Wind ſchneidend auf der einen Seite, während die Sonnenſtrahlen mit ſengender Hitze auf der andern brannten. Die außerordentlich dünne, trockene und kalte Luft hemmte die Lebenskraft mit furchtbarer Schnelle. Am ſechsten Tage, nachdem ſie die Gränze des bewohnten Landes verlaſſen, ſtiegen ſie den Lätſchi hinab, der ſich vom Bette des Chauder-baga, gleich einer unermeßlichen Mauer, jäh erhob. Auf dieſem Bergrücken finden ſich Foſſilien von Seethieren. Nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe über rauhe und ſteile Berge und ſteinichte Landſtriche ſchlug Doktor Gerard zum erſtenmal ſein Zelt auf dem Plateau der Tartarei auf. Das Barometer zeigte eine Höhe von 16.000 Fuß; vor ihnen lag ein ſchwarzer Bergrücken, der eine gleichförmige Höhe von 3000 Fuß über der Ebene zeigte; dennoch war kein Schnee auf ſeinem Gipfel. Der Boden war faſt ohne alle Vegetation, dürr, hart und voll Riſſe. Der Himmel hatte eine glänzende Indigofarbe und die Luft war in hohem Grade durchſichtig. Die Bedienten, welche nach Ueberſteigung dreier Bergrücken in ein ſchönes, ebenes Land zu kommen vermeinten, ſahen mit unendlicher Beſtürzung Alpen über Alpen ſich erheben. Ein wildes Roß lief daher. Einer der Leute ſchoß darnach, aber man hörte kaum einen Schlag, ſo ſchwach war der Klang in der dünnen Luft. Auch eine Meute wilder ganz rother Hunde ließ ſich ſehen. Am 17 September hielt eine Zuſammenkunft mit dem Weſir von Labak die Weiterreiſe auf. Das Benehmen und die Kleidung dieſes Mannes zeigte viel Anſtand; ſeine Unterredung war offen und ſein ganzes Ausſehen hatte etwas Einnehmendes. Am folgenden Tage lud er den Doktor Gerard zum Eſſen ein; der Weſir ſchien im Ganzen ein munterer Bon-Vivant. Er ſchien das Nichtweiterreiſen ſeines Gaſtes mehr von deſſen Zartgefühl als von einer Autoritätsäußerung von ſeiner eigenen Seite abhängig zu machen, indem er ihm bemerkte, er werde ſeine Weiterreiſe nicht mit Gewalt hindern, die Folgen davon aber würden ihn, den Weſir, in Verlegenheit ſetzen. Die drei Tage, welche Doktor Gerard in des Weſirs Lager zubrachte, waren ſehr intereſſant; trotz ſeiner offenen Vertraulichkeit ſchien er gar nicht munter zu Sinne zu ſeyn, bis ſein Gaſt ſich wieder gegen Süden gewendet habe, und ſein Eifer, deſſen Reiſe nach Spiti auf einem Wege längs der chineſiſchen Gränze zu befördern, zeigte ſeinen ängſtlichen Wunſch, ihn bald aus den Umgebungen der Hauptſtadt entfernt zu wiſſen. Am Morgen des 19 rauchten der Weſir und ſein Gaſt der Sitte gemäß die Pfeifen zuſammen und ſchieden ſodann. Die Reiſe wurde nun ſehr unangenehm, weil man ſich in einem ſo wilden Lande der rauhen Nachtluft ausſetzen mußte. Man begegnete verſchiedenen Haufen wilder Pferde, auf welche vergeblich Jagd gemacht wurde. Südlich gegen Spiti ſchien ſich die Landſchaft in ſchroffen Berggipfeln zu erheben; nordöſtlich aber zeigten die Gebirge ungeheure Umriſſe, und die Schneelinie war gleichförmiger bezeichnet. Endlich lagerte man in einem Thale, das ſich gegen den See Tſchimorerel öffnet. Von dieſer Stelle aus ſah man zahlreiche Heerden Kaſchmirziegen, Schafe, Pferde und Yaks. Das Thal iſt, die Seeſeite ausgenommen, rings eingeſchloſſen, und der See ſelbſt breitet ſeine Fläche bis an den Fuß ſteiler Berge aus, welche das Thal von Spiti, durch deſſen Windungen der Weg ging, ſcharf und hoch umgränzen. Am 27 September ging der Weg dem Seeufer entlang.

Der See Tſchimorerel iſt rings von Bergen umgeben; auf der nordöſtlichen Seite aber hebt ſich das Land ſchroff aus dem Waſſer empor bis über die Schneelinie, welche nirgends unter 19.000 Fuß fällt. Weder dieſer noch der andere See hat irgend einen Zufluß; und wenn einige Gelehrte dieß bezweifeln wollen, in der Meinung, die Ausdünſtung ſey in einer ſo hochgelegenen Gegend nicht hinreichend, um die Zuflüſſe von dem geſchmolzenen Schnee wieder abzuführen, ſo vergeſſen ſie, daß die abſorbirende Kraft der Atmoſphäre durch ihre Verdünnung unendlich vermehrt wird, beſonders in Landſtrichen, die ſo trocken ſind, da der Reiſende oft ewiges unaufgethautes Eis in einer Temperatur von 50 Grad findet, und Waldbäche in ihrem Sturze gefrieren bei einer Temperatur von 20 Grad (Fahr.) über dem Gefrierpunkte. In Indien, wo das Thermometer im Julius und Auguſt oft über 90 Grad zeigt, wird die Ausdünſtung gehemmt trotz dieſer Hitze, weil ſich bei der Dichtigkeit des Dampfs eine moderige Decke über Alles ausbreitet. Auf dem Hochlande von Tübet iſt die Luft ſo trocken, daß kein Reif am Boden oder auf dem Graſe ſichtbar iſt, auch wenn das (Fahrenh.ſ) Thermometer auf Null ſteht. Um dieſe Zeit floſſen nur unbedeutende Flüßchen in den See Tſchimorerel, aber die trockenen Bette, über die man zog, zeigten, daß zu einer gewiſſen Zeit des Jahrs mächtige Waſſermaſſen ſich in denſelben ergießen. Der tiefſte Waſſerſtand am Ufer betrug wohl ſchwerlich mehr als 5 Fuß über der Seefläche, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er noch tiefer ſinkt. Die höchſte Waſſerhöhe iſt durchaus nicht im Auguſt, ſondern umgekehrt im Februar, oder wenigſtens im Frühjahre, wo die wiederkehrende Wärme das Eis und den Schnee ſchmelzt.

Der neue Diable Boiteux.

Die Verluſte, welche der Pariſer Buchhändler Ladvocat ſeit einem Jahre erlitten hat, haben die ausgezeichnetſten Schriftſteller Frankreichs veranlaßt, ſich dahin zu vereinigen, daß ſie demſelben monatlich wenigſtens zwei Hefte zu einer Flugſchrift unter dem Titel: „Le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs comme elles sont,“ unentgeldlich ſchreiben wollen. Dieſes Unternehmen, eben ſo ehrenvoll für den Buchhändler als die Gelehrten, von denen die meiſten ihm glänzende Unterſtützungen danken, iſt unter die Redaktion der Herren Charles Nodier, de Latouche und Amadeus Pichot geſtellt. Die Namen Lamartine, Victor Hugo, Meri und Barthelemi, Couſin, Mignet, Guizot, Caſimir Delavigne, Thiers, Saint Marc Girardin, Villemain, Arago, Karl Dupin, Chatelain, Nodier, Neſtor Roqueplan, Redakteur des Figaro, Jouy, Jules Janin, Redakteur der Revue Encyclopédique, Carrel, Armand Maraſt, Jay, Etienne u. ſ. w. ſichern dieſem edeln Unternehmen einen glänzenden Erfolg. Man vermißt auf dem Verzeichniſſe die Namen Chateaubriand, Barante, Beranger und Scribe; dieſe berühmten Schriftſteller befinden ſich aber gegenwärtig nicht in Frankreich, und werden gleichfalls Beiträge nicht verweigern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 250. 7 September 1831.

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Fortsetzung.)

Im Monat Dezember des Jahres 1821 ließ man in der ersten Hitze der Verfolgung die Proscriptionslisten im Königreiche umherlaufen; man streute Gerüchte aus von erneuerten Verhaftungen und verdoppelter Strenge. Zu gleicher Zeit ließ die Regierung offiziell bekannt machen, daß alle diejenigen, welche Pässe in's Ausland wollten, solche erhalten würden, um sich so selbst zu verbannen. Alle Männer, die sich nicht ganz schuldlos wußten, beeilten sich nun, erschreckt durch die geheimnißvollen Listen, durch die dumpfen Gerüchte von Drohungen, Pässe zu verlangen, und erhielten sie auch. So klagten sie sich selbst an, was die Regierung eben gewünscht hatte. Die am ersten und schnellsten dazu gethan hatten, kamen ohne Hinderniß nach Rom, entweder weil die Aufpasser noch nicht an Ort und Stelle waren, oder weil die Höfe von Rom und Neapel (denn beide waren darüber einverstanden) den später erfolgten Ungerechtigkeiten einigen Schein geben wollten. Der Tag der allgemeinen Abreise erschien; ungefähr zweihundert Verbannte schifften sich auf verschiedenen Fahrzeugen ein; die Einen um sich nach Frankreich, die Andern um sich in die Schweiz zu begeben; der größere Theil wollte seinen Weg nach den verschiedenen Staaten von Italien nehmen; alle schlugen jedoch dieselbe Straße ein. Zu Terracina, der ersten Stadt des römischen Gebietes, angekommen, wurden sie von einem Polizeibeamten angehalten, unter dem Vorwande, er könne so vielen Leuten nicht den Eingang erlauben, und müsse darüber erst nach Rom berichten. Die Flüchtlinge mußten sich mehrere Tage in den elendesten Herbergen behelfen; endlich kamen die Befehle an: die Weiterreise wurde ihnen verweigert. Man führte sie an die neapolitanische Gränze zurück; allein der Rückweg in ihr Vaterland war ihnen bereits versperrt, und diese zweihundert Unglücklichen, auf das grausamste hintergangen, mußten mitten auf der Heerstraße allem Ungemach der Witterung preisgegeben bleiben. Es befanden sich darunter Greise und junge Leute, Geistliche und Laien, Menschen aus allen Ständen. Sie schickten Kourier auf Kourier nach Fondi, und wurden endlich nach Gaëta geführt. Hier erwartete sie ein Polizeibeamter aus Neapel, um ihnen neue Schlingen zu legen. Man bot denen, die sich nach Tunis begeben wollten, andere Pässe und Schiffe an, um sie dahin bringen zu lassen. Allein, da sie einen neuen Verrath und vielleicht ihre Ermordung auf offener See fürchteten, so schlugen sie dieses Anerbieten aus, und wurden durch die Gendarmerie nach Neapel geführt, hier in's Gefängniß geworfen, vor Gericht gestellt, und theils zum Kerker, theils zu den Galeeren verurtheilt. Diese Thatsachen wurden mir von einem alten Geistlichen mitgetheilt, der an dieser Auswanderung Theil nahm. Von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, ließ man ihn endlich frei, schickte ihn aber in seine Heimath und stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht, was eben so gut ist als die Strafe des Damokles.

Nachdem das Dogma der Angeberei in dem socialen Lehrbegriff aufgestellt war, bot die Polizei alle Mühe auf, um es auch in die Sitten zu verpflanzen. Die Gerichtshöfe in ihren Urtheilssprüchen, die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen, die Missionäre in ihren Predigten wetteifern, dieses heillose System zu fördern. Es ist als Prinzip angenommen, daß jede Denunciation, selbst die anonyme, willkommen ist. Ein und dasselbe Individuum kann durch neun und neunzig Angeber angeschwärzt, und in Allem unschuldig befunden worden seyn, und doch wird die hundertste Anzeige über dieselbe Sache noch in Betracht gezogen werden. Dieß nennt man in Sizilien das „Scrutinio."

Der Intendant einer Provinz handhabt zugleich die Administration und Polizei. Mit dieser doppelten Gewalt bekleidet ist er in seinem Bezirke allmächtig, und tausend Mittel stehen ihm zu Gebote, auf die Justiz willkürlich Einfluß zu üben. Nach Gutdünken kann er verhaften lassen, und sogar ohne vorher gegangenes richterliches Erkenntniß, wie ihm beliebt, einen Bürger verbannen; zwar nicht aus dem Königreiche, aber was oft noch schlimmer ist, in irgend eine Provinz, die ihm genehm ist, gleichviel ob der Unglückliche fünfzig oder hundert Meilen weit von dem Schoße seiner Familie, seinen Pflichten und seinen theuersten Interessen entfernt wird. Nimmt der Verbannte seine Zuflucht zum Ministerium, so sendet dieß seine Reklamation zur Berücksichtigung an den Intendanten zurück; welchen Erfolg man sich davon versprechen könne, läßt sich denken. Jedem Intendanten steht ein Unterintendant, ein Polizeikommissär und ein Polizeiinspektor, ein Kapitän und ein Lieutenant der Gendarmerie zur Seite, und alle diese beobachten sich gegenseitig, denunziren sich gegenseitig, und stürzen oft einander selbst in's Verderben. Eben dieses gegenseitige Aufpassen ist das zweite Dogma der Gewalt. Dieses unsichtbare Gespenst lauert auf

der Schwelle eines jeden Hauses, am Herd jeder Familie, auf dem Kopfkissen jedes Bettes, vergiftet die Luft, die man athmet und zerreißt alle Bande des geselligen Lebens. Die Provinz, wo vorzüglich diese Sittenverderbniß ihren Samen ausgestreut hat und die schauderhaftesten Früchte trägt, ist das Principato ulteriore, das im Jahre 1820 zur Militärabtheilung des Generals Guglielmo Pepe gehörte, und wo zu Monteforte der erste Ausbruch der Revolution statt fand. Die Reaktion war dort im folgenden Jahre furchtbar; noch zehn Jahre darnach sah ich Städte und Dörfer dieser unglücklichen Provinz voll inneren Parteizwistes mitten in dieser wilden Gebirgsgegend den Anblick eines Bürgerkrieges und der gesellschaftlichen Zerrüttung bieten; wiewohl eigentlich vom Kampfe nicht mehr die Rede seyn kann, wo das Gleichgewicht längst gebrochen ist, und es nur übermüthige mit Plünderung beschäftigte Sieger und schweigende und geplünderte Besiegte gibt.

Wenn ich alle Mißbräuche aufzählen wollte, die von der Gewalt der Intendanten in ihrer zweifachen Eigenschaft, als Polizei- und Verwaltungschefs ausgeübt werden, so würde ich weit die mir vorgeschriebenen Gränzen überschreiten, ich kann daher, was noch zu sagen wäre, bloß errathen lassen. Genug, wenn man weiß, daß eine Provinz, d. h. mehrere hunderttausend Menschen der Willkür eines Einzigen preisgegeben sind, und daß man die Leute nur der Regierung als Rebellen zu bezeichnen braucht, um sie gegen alle Klagen taub, gegen alle Verfolgungen blind zu machen.

Auch die Militärgewalt steht dem Intendanten zu Gebote. Außer der Gendarmerie, die aus dem Auswurfe der Nation gebildet ist, gibt es auch noch eine Bürgergarde, die ihr zur Unterstützung dient; um unter ihr aufgenommen zu werden, muß man fleckenlos seyn; indeß würde dieß die geringste Sorge der Befleckten seyn, so wenig Ehre ist unter dieser Fahne zu holen. Die Bürgergarden haben keine Uniform, und zur Waffe Nichts als eine gewöhnliche Jagdflinte. Die Erlaubniß Waffen zu tragen, wird übrigens nur mit äußerster Schwierigkeit erlangt, und muß von dem Minister selbst durch das Organ des Intendanten eingeholt werden, der das Gesuch begutachtet. Man braucht nur an einem Freitage Fleisch gegessen zu haben, um von dieser Begünstigung ausgeschlossen zu werden. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Auserwählten ist das ganze Königreich bei Leib- und Lebensstrafe entwaffnet.

Die Erfahrung lehrte mich, daß die Bezirksrichter (di circondario) dem Lande eben so viel Gutes als Schlimmes erweisen können. In der Wahl der untern Beamten kann man nicht vorsichtig genug seyn; bestimmt, immer und unmittelbar mit dem Volke in Berührung zu stehen, üben sie den ersten und vielleicht den größten Einfluß auf dasselbe aus; denn in ihren Händen liegt die präventive und initiative Justiz. Doch darum kümmert sich die Regierung wenig; meistentheils werden zu diesen Stellen junge Rechtsgelehrte ernannt, die mehr Ehrgeiz als Kenntnisse besitzen, durchaus aber ihrem Gerichtsbezirke fremd sind, so daß sie weder den Geist und die Bedürfnisse desselben kennen, noch auf die Sitten jenen wohlthätigen Einfluß auszuüben vermögen, der allmählich unter der Bevölkerung ein tieferes Rechtsgefühl begründet. Schlecht besoldet,*) sind sie außerdem einem beständigen Wechsel unterworfen, und werden fast alle drei Jahre von ihren Stellen versetzt. Selbst ein Intendant bleibt selten lange Zeit in einer und derselben Provinz; wie soll sonach Einheit in die Verwaltung gebracht werden? Die Regierung stets besorgt und argwöhnisch, fürchtet auch hier wieder Einfluß und freundschaftliche Verbindungen der Beamten bei längerem Verweilen an einem Orte. Eine Provinz braucht nur um Beibehaltung eines Beamten nachzusuchen, und sie darf seiner augenblicklichen Versetzung gewiß seyn.

*) Diese Beamten sind in drei Klassen abgetheilt, die der letzten Klasse erhalten täglich sechs Carlin (2 Fr. 20 Cents.) Besoldung.

Der Richter übt zugleich die Polizeigewalt aus, und vereint also in Einer Hand zwei Gewalten, die in wohlgeordneten Staaten stets getrennt seyn sollten. In den unter ihm stehenden Gemeinden wird die Polizei von Syndiken gehandhabt, und diese bilden den ersten Ring der eisernen Kette, in die das Königreich geschlagen ist. Ich habe viele Richter kennen gelernt, und unter ihnen treffliche Männer gefunden, die das Unglück ihres Vaterlandes tief beseufzten; junge Richter, die fern von allem politischen Hasse oft ihr Sbirrenamt vernachlässigen, aber dafür der Zurechtweisung höhern Ortes nicht entgehen. Ich war der Gast eines dieser jungen Beamten, mit dem ich mich sogar durch ein dauerhaftes Band der Freundschaft vereinigt fühle, als er ein Umlaufschreiben erhielt, worin der Intendant ihm zu erkennen gab, wie sehr der Polizeiminister sich über ihre Indolenz beklagen zu müssen glaube, da er sie in einem monotonen Geschäftsgang (dieß waren die eigenen Worte) eingeschlafen sehe. Der ganze Fehler dieser Beamten bestand aber darin, daß sie die Besiegten einmal Athem schöpfen, und auf einen Augenblick das Schwert der Verfolgung ruhen ließen. Die Richter sind eben so wenig vor Denunziation sicher gestellt als ihre Vorgesetzten. Bei jeder Angabe, sie mag nun von einem Namen unterzeichnet seyn oder nicht, schickt man Kommissäre ab, um sie in der Nähe zu beobachten; diese Kommissäre verbergen ihr Spionengeschäft unter der Maske einer Geschäftsreise oder administrativen Sendung und erstatten nach Gefallen an das Ministerium Bericht.

Es bleibt hier noch von der Staatsjunta, oder dem obersten Gerichtshofe zu sprechen, was mit zwei Worten geschehen ist, wenn man sagt, daß sie eine politische Inquisition ist.

(Schluß folgt.)

Don Pedro und die brasilianische Revolution.

(Schluß.)

Nach dieser flüchtigen Andeutung der Ursachen, die Brasiliens Losreißung von Portugal zur Folge hatten, bleibt noch zu untersuchen übrig, durch welche Veranlassungen Don Pedro seine Krone verlor, und sein Reich an den Rand der Anarchie geführt wurde. Hier bieten sich hauptsächlich drei Ursachen dar: 1) der Krieg mit Buenos Ayres, 2) die Intervention zu Gunsten der jungen Königin Dona Maria in die innern Angelegenheiten Portugals; 3) die Aufhebung des Sklavenhandels und die Sittenverderbniß, und der feile Sinn des brasilianischen Volkes.

Der Krieg mit der Republik von Buenos-Ayres, unternommen ohne irgend einen gerechten Grund, bloß aus Ehrgeiz und Ver-

größerungssucht, fiel nicht nur unglücklich für den Waffenruhm des Kaiserreiches aus, sondern zerstörte auch seinen Handel, erschöpfte seine Finanzen und nährte den tiefgewurzelten Geist des Mißvergnügens in allen Provinzen. Doch einen noch tödtlicheren Streich erhielt die Politik und Popularität des Kaisers durch seine Intervention in den politischen Verhältnissen Portugals; wobei er sich allzu weit von den großen Prinzipien der Revolution entfernte, die er einst selbst mit so viel Energie ausgesprochen, indem er zugleich geradezu gegen die theuersten Interessen des Landes anstieß, und hiedurch die öffentliche Meinung zu unumwundenem Widerspruch herausforderte. Die Richtung, die Don Pedro's Politik hiebei einschlug, erschien in einem so antinationalen Lichte, daß die Kammer der für die junge Königin zu London gemachten Anleihe geradezu ihre Bewilligung versagte. Auf der andern Seite sah die republikanische Partei mit Freude den Augenblick herannahen, der für ihre kühnen Entwürfe eine glückliche Entscheidung herbeizuführen schien. Mit machiavellistischer Gewandtheit schürte sie die Flamme, weckte die Furcht und regte die Leidenschaften in den Gemüthern des Volkes auf, dem sie vorspiegelte, es sey die Absicht des Kaisers, Brasilien wieder in seine alten Kolonialverhältnisse unter Portugals Herrschaft zurückzuführen. Der Hochmuth und die Anmaßungen der portugiesischen Flüchtlinge zu Rio-Janeiro trugen nicht wenig dazu bei, diesen Einflüsterungen die Farbe der Wahrscheinlichkeit zu geben. Doch blieb Dessen ungeachtet die Intervention in den Angelegenheiten Portugals mehr die entferntere, als unmittelbare Veranlassung der letzten Revolution, die Don Pedro eben so schnell von seinem Throne stürzte, als er ihn bestiegen hatte. Die eigentliche Ursache liegt weit tiefer, und muß in dem Charakter der brasilianischen Bevölkerung gesucht werden, deren Sittenverderbniß und feiler Eigennutz kaum von Jemand begriffen werden dürfte, der nicht bei einem längern Aufenthalt in diesem Lande die allgemeine moralische Verwilderung mit eigenen Augen gesehen hat. Die heillose Saat des alten Despotismus wuchert fort, und trug ihre verderbliche Früchte; unglücklicherweise für Don Pedro war er vom Geschick bestimmt, die Schuld seiner Vorfahren zu büßen. Das ist der Fluch des Bösen, der unabwendbar an seinem Fuße haftet bis in's dritte und vierte Glied der menschlichen Geschlechter. Unwissenheit, moralische Verschlechterung, feiler Sklavensinn, die Grundpfeiler der absoluten Gewalt, auf denen der Despotismus seine trügerische Macht zu bauen genöthigt ist, brechen endlich früher oder später über dem schuldbeladenen Haupte des eigenen Baumeisters zusammen. Leider sehen wir in der Geschichte oft erst Jahrhunderte darnach unter den Trümmern des bösen Werkes die schuldlosen Nachkommen eines verbrecherischen Geschlechtes begraben werden. Ludwig XVI mußte so mit seinem Blute den Frevel seiner Vorfahren, an der edlern Natur des Menschen verübt, bezahlen. Auch die brasilianische Revolution stieß nur das fehlerhafte System um, während die Verderbniß des Volkes fortbestand, die mit giftigem Zahne am Mark des öffentlichen und Privatlebens zehrte.

Diesen Augiasstall der nationalen Demoralisation zu säubern, war Don Pedro's unablässiges Bestreben; aber minder glücklich als sein fabelhafter Vorgänger, kostete ihm dieser Versuch die Krone. Sein Ministerium, gegen das so oft das Geschrei des Pöbels laut wurde, unterstützte nach Kräften die Absichten des Kaisers. Die Abschaffung des Sklavenhandels — eine Quelle unermeßlichen Reichthums für die Menschenfleischhändler, die ihn betrieben, obgleich offenbar im Widerstreite mit den besten Interessen des Landes — erweckte allgemeines Mißvergnügen, und als das Ministerium auf seiner Reformbahn fortschreitend die handgreiflichen Mißbräuche, die alle Zweige der Staatsverwaltung ergriffen hatten, auszurotten versuchten, durchbrach der wilde Strom der Revolution mit einem Male alle Dämme. Der Kaiser sah sich bis auf den letzten Mann verlassen, da selbst seine Anhänger aus Furcht vor der öffentlichen Rache, die sie heranschreiten sahen, sich der republikanischen Partei in die Arme warfen. Man nennt einen Marquis, der auch in diesem Lande nicht unbekannt ist, und durch reiche Vertheilungen unter die Truppen mächtig auf den Gang der jüngsten Ereignisse eingewirkt haben soll, indem er so aus dem Hintergrunde den Hebel der Bewegung leitete.

Welche neue Laufbahn der Kaiser für die Zukunft einzuschlagen gedenkt — ob er gleich Sulla, der Herrschaft müde, sich zurückziehen werde in die Stille des Privatlebens — ob er es unternimmt den Minotaurus Portugals von seinem geraubten Throne zu stoßen — oder ob vielleicht im Verlaufe von wenigen Monaten eine Gegenrevolution in Brasilien ihn wieder über den atlantischen Ozean zurückrufen wird — sind Fragen, die wir nicht zu beantworten wagen. So viel bleibt gewiß, daß Don Pedro das Opfer verwickelter Verhältnisse wurde, deren Gang zu hemmen, außer aller menschlichen Berechnung lag. Jedenfalls aber verdiente er ein besseres Schicksal, als womit ihm Brasilien lohnte, für dessen Krone er seinem königlichen Erbe in Portugal entsagte. Ueberhaupt hängt über Brasiliens künftigen Geschicken ein dichter Schleier furchtbarer Ungewißheit. Es ist bereits angedeutet worden, daß das brasilianische Volk zur Zeit der ersten Revolution weder würdig noch fähig genug war, freie Institutionen zu erhalten. Alle Phasen, die es auf der revolutionären Bahn durchlief, trugen mehr das Merkmal blinder Nachahmung als reiner Freiheitsliebe. Im Jahre 1821 rief es nach dem Vorbilde des Mutterstaates eine Konstitution aus; wenige Monate darnach erklärte es sich nach dem Beispiele des spanischen Amerika als unabhängig, und bei dem Thronsturze Don Pedro's scheint es von der Bewunderung der Pariser Juliustage fortgerissen worden zu seyn, wenn man anders den oft gehörten Ruf: „Viva a libertade franceza!“ so deuten darf. Bei einem nächsten Umschwunge der Dinge wird vielleicht St. Domingo sein Typus werden und hier möchte seine Nachahmungssucht die glücklichste Wahl getroffen haben; denn die gesellschaftlichen Elemente von Brasilien sind bei weitem analoger mit denen von St. Domingo, als von irgend einem andern Lande, das es sich bisher zum Vorbilde nahm. Wenn man die Grundstoffe zur Anarchie in Erwägung zieht, die in Brasilien gähren, so kann man nur mit Schrecken in die Zukunft dieses gesegneten Reiches blicken, das in seinen goldgeschwängerten Strömen die Mythen des Paktolus verwirklichen zu wollen scheint. Das Verhältniß der schwarzen und farbigen Bevölkerung zu den weißen Menschen, ist wie sieben zu eins. Das drei Jahrhunderte erlittene Unrecht schreit um Vergeltung. Die Binde, mit der eine unmenschliche Bedrückung so lange die Augen verschlossen hielt, ist plötzlich gefallen, und das farbige Volk fühlt seine eigene Kraft und Wichtigkeit. Die Gelegenheit — wie sehr zu fürchten

ist — wird nicht ausbleiben, den tödtlich gehaßten Weißen das erduldete Unrecht blutig heimzugeben. Die Schleußen des Ehrgeizes sind zertrümmert und dem Ausbruche der furchtbarsten Anarchie der Weg geöffnet, oder um uns Napoleons Worte zu bedienen: „Tous les élémens sont prêts, il ne faut qu'un point d'appui, qu'un homme. Brasilien wird wie Neapel seinen Massaniello haben.

Fortschritte der Civilisation in Aegypten. *)

Die Unsicherheit der Nilschiffahrt hat eine europäische Gesellschaft auf den Gedanken gebracht, eine Assekuranz-Kompagnie zu errichten; diese befindet sich jetzt bereits in voller Thätigkeit, und Alles verspricht ihr günstigen Erfolg.

Die großen Beschwerden der Landreise von Alexandrien nach Rosette, die zwölf Stunden durch die Wüste führt, wo man nicht einen einzigen Punkt trifft, auf dem man anhalten könnte, veranlaßten mich, dem Vizekönige den Vorschlag zu machen, auf der Hälfte jenes Wegs, am Fuße eines Telegraphenthurms, wo man einen Brunnen mit trinkbarem Wasser entdeckt hat, ein Schutzhaus oder eine Art von Karawanserai bauen zu lassen. Nächst der Bequemlichkeit der Reisenden überhaupt hatte er bei diesem Vorschlage noch das Interesse des Handels, besonders das des französischen, im Auge, da dieser die kostbaren Waaren, als: Korallen, Cochenille, Tücher u. s. w. zu Lande nach Rosette verladet, um die Gefahren der See zu vermeiden. Der Vizekönig ging auf den Vorschlag mit vieler Bereitwilligkeit ein; die Reisenden haben dieser keine geringe Bequemlichkeit zu danken.

Es wäre zu weitläufig, alle Fragen rücksichtlich des Zustandes der Kanäle und des Ackerbaues zu beantworten. Was ich hierüber zu sagen weiß, behalte ich mir für eine andere Zeit vor und beschränke mich jetzt nur darauf, Sie zu versichern, daß Mohamed Ali nie mehr Werth und Sorgfalt auf diese Gegenstände gelegt hat als eben jetzt; mehr als 70.000 Menschen sind in diesem Augenblicke mit Ausgraben, Ausbessern und Ausmauern der Kanäle beschäftigt. Die Pflanzungen von Oliven und Maulbeerbäumen, die großen Nutzen versprechen, vermehren sich, und der Anbau des Mohns, zu Bereitung des Opiums, den man vor Alters in Ober-Aegypten betrieb, woher man auch das sogenannte Opium des Said bezog, gewinnt sehr an Ausdehnung. Der Vizekönig hat im vergangenen Jahre bereits 25.000 Feddans Land (5.920 Quadratmetres) besäen lassen; diese erste Ernte war sehr ergiebig. In diesem Jahre werden 25.000 andere Feddans besäet, und so fort bis auf 100,000; der Ertrag wird auf 12 Fr. das Pfund geschätzt.

Mohamed Ali, der wohl weiß, daß der eigentliche Reichthum Aegyptens in seinen Produkten besteht, verfolgt die Nachforschungen, welche die Mineralogen auf verschiedenen Punkten seiner Staaten anstellten, mit Eifer; weniger, um, wie die gemeinen Leute glauben, Gold und Silber zu finden, sondern um Blei, Kupfer und vor Allem Steinkohlen zu entdecken. Man hat auf dem Berge Sinai bereits Manganoxyd (Braunstein) in großer Menge gefunden, so daß Aegypten künftig nicht mehr nöthig haben wird, bedeutende Summen für die Fabrikation der Chlorpräparate nach Europa zu zahlen. Eben so hat man in Mokatam nahe bei Kairo ein Lager von schönem Töpferthon entdeckt; am rothen Meer findet man Schwefel; allein die Hoffnung, auf der Straße nach Suez Wasser zu entdecken, ist getäuscht worden. Der artesische Bohrer wurde ohne Erfolg angewendet.

Eine Unternehmung, die der großen Entwürfe Mohamed Ali's würdig ist, und womit er geneigt scheint sich unablässig zu beschäftigen, ist die Ausbesserung, Reinigung oder vielmehr neue Führung des mit so großen Kosten gegrabenen Verbindungskanals des Nils mit Alexandrien. Der Kanal von Mahmudieh wird im Augenblicke, wo der Nil zurücktritt, verschlammt, und ist auf der dem Flusse am nächsten liegenden Stelle durch sieben Monate nicht schiffbar. Man beabsichtigt dieses Jahr in der Mitte der verschlammten Stelle einen kleinen Kanal offen zu halten, in den man das Wasser mittelst einiger dreißig Schöpfräder bringt, die in Aegypten sehr häufig sind.

Merkwürdig ist die Anstelligkeit der Araber für medizinische und chirurgische Wissenschaften. Die Anstalt zu Abuzabel, von deren Gedeihen Herr Doktor Pariset, alle unterrichteten Reisenden und die jährlichen Berichte Sie in Kenntniß gesetzt haben werden, und die unserm Landsmanne, dem Doktor Clot, so viele Ehre macht, hat uns Wunder sehen lassen, über die wir, eben so wie Mohamed Ali, um so mehr erstaunten, je weniger wir sie, nach dem Geschwätz, das Neid und Intrike erhoben hatten, erwarten durften. Bei Eröffnung des Kurses, dem ich nebst dem Herrn Michaud von der französischen Akademie und dem französischen Doktor Caporal, Oberarzte des Gouvernements von Candia, beiwohnte, ließ der letztere, dem man vielleicht Zweifel und Vorurtheile eingeflößt hatte, einen ganzen Morgen und Abend hindurch in unsrer Gegenwart über die Zöglinge eine strenge Prüfung ergehen, indem er ohne Unterschied an diejenigen, die die meisten Studienjahre, nämlich vier, hatten, die schwierigsten Fragen aus der Anatomie, Physiologie und der Wundarzneikunde richtete. Die Antworten waren so bestimmt, so richtig und in jeder Hinsicht so befriedigend, daß er sein höchliches Erstaunen ausdrückte, indem er uns erklärte, wie er nicht glaube, daß man in irgend einem andern Lande der Erde, in den trefflichsten Schulen, mehr erwarten und mehr leisten könne. Drei der nämlichen Zöglinge des vierten Jahrs haben dieser Tage, besser noch durch die That als durch die Antworten, bewiesen, was sie von ihrem Meister in chirurgischen Operationen gelernt hatten, indem sie solche mit eigenen Händen vor den Professoren und den versammelten Zöglingen der Schule verrichteten. Diese drei Zöglinge haben ganz allein, ohne Beistand, an drei Kranken den Steinschnitt vollzogen, ohne sich der kleinsten Irrung oder Vergeßlichkeit schuldig zu machen, und so schulgerecht und mit so viel Geschicklichkeit als es nur unsre geübtesten und geschicktesten Chirurgen gekonnt hätten. Denselben Abend überbrachte Doktor Clot in meiner Gegenwart dem Vizekönige die ausgeschnittenen Steine, mehr als dreißig an der Zahl, der versicherte, daß sie ihm lieber wären als Diamanten.

*) Auszug aus einem Briefe des Herrn Mimaut an Herrn Jomard, Vizepräsident der Central-Kommission der geographischen Gesellschaft aus Kairo, den 4 Mai 1831.

Vermischte Nachrichten.

Ueber den Vulkan auf Neuseeland, von welchem bereits in diesen Blättern Andeutungen enthalten waren, gibt die Literary Gazette folgenden nähern Bericht: „Dieser feuerspeiende Berg hat ungefähr drei englische Meilen im Umkreis und liegt auf der weißen Insel, ungefähr dreißig Meilen von der Küste der Plentybay, zwischen dem Ostkap und der Ausmündung der Themse (was also mit der im Auslande S. 922 erwähnten Angabe des neuseeländischen Häuptlings Korro-Korro übereinstimmt). Bei einem neuerlichen Besuche von Engländern auf dieser Insel bot der Vulkan, der Flammen und Rauch ausstieß, ein furchtbares Schauspiel. Ein See von kochendem Schwefel hatte sich an seinem Fuße gebildet, und der Boden der Umgegend war mit einer Schwefelkruste bedeckt. Die Eingebornen erzählten, der Vulkan habe seinen Verlauf unter dem Meere bis ins Innere von Neuseeland, zwanzig Meilen von der Küste, wo sich ein See von siedendem Wasser befinde, in welchem die Neuseeländer Lebensmittel kochen."

*

Zu London wurden die Originalmanuscripte der Romane Walter Scotts versteigert; dieselben sind sehr gut erhalten, und man sieht daran nur wenig ausgestrichen oder verbessert. Diese merkwürdige Versteigerung hatte eine große Menge Neugieriger und Literaturfreunde herbeigezogen. Das Manuscript des Klosters wurde um 18 Pf. verkauft, das von Guy Mannering um 27 Pf., das der Puritaner um 33 Pf., das des Alterthümlers um 42 Pf., das von Rob-Roy um 50 Pf., das von Peveril vom Gipfel um 42 Pf. Waverley, der Abt, Ivanhoe, Nigel, Kenilworth und die Braut von Lammermoor wurden von 12 bis 17 Pf. versteigert. Die dreizehn Manuscripte trugen 316 Pf. 4 Sch. ein.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 251. 8 September 1831.

Die französischen Volksbücher.

Man würde sich sehr irren, wenn man auf die Bildung eines Volkes von seinen gelehrten Gesellschaften und Akademien oder aus den jährlichen Bücheranzeigen und Meßkatalogen schließen wollte. Die große Masse weiß von beiden vielleicht eben so wenig, als der arbeitende Magen von dem Dichten und Denken des Kopfes. Allerdings muß jede wahre Wissenschaft und Kunst einer Nation mit ihren tiefsten Wurzelfasern im Volksleben gegründet seyn; allein in ihrer Entwicklung macht sie sich immer mehr von ihm los, und die Krone ihrer Blüthe trägt sie frei und selbstständig, und nur die Farbe derselben verräth die Natur des Bodens, aus dem sie aufgewachsen ist. So sehen wir Zeitalter in der Geschichte, wie das goldene des Augustus, wo die Literatur in vollster Blüthe steht, während die Masse des Volkes in der tiefsten Versunkenheit liegt, und so sehen wir täglich Preisschriften krönen, und Akademien auf ihre lebendigen und todten Mitgliedern Lobreden halten, während das Volk — und vielleicht zum Glück derselben — kaum weiß, daß Jemand mit schwerem Geld dafür bezahlt wird, Abhandlungen über Volksglück und Volksbildung zu schreiben. Das Volk ist gegen solche unsterbliche Verdienste rasend undankbar.

So wenig man nun, wie gesagt, von der Menge gelehrter Gesellschaften und Bücher auf das Volk selbst schließen kann, so wenig kann man daraus, daß es sich um dieselben wenig oder gar nicht kümmert, schließen, daß es durchaus dumm und ungeschliffen sey. Vielmehr gewahrt man bei näherer Besichtigung, daß das Volk gerade je mehr es der hoch oder ihm gehegten und gepflegten Wissenschaft ferne steht, eine desto reichhaltigere und eigenthümlichere Literatur für sich hat, wenn auch nicht immer eine geschriebene oder gedruckte; wie der Magen — um bei diesem Vergleiche stehen zu bleiben — denn auch zu lesen und zu denken anfängt, eben wenn am meisten die Gehirnthätigkeit des Kopfes erloschen ist. Man denke sich aber diese Literatur, die man mit vielem Recht die somnambüle nennen könnte, die sich von Geschlecht zu Geschlecht größtentheils durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzte, bis man nach Erfindung der Buchdruckerkunst anfing, sie auch ordentlich in Bücher abzufassen, nur nicht beschränkt und einseitig; sie enthält alle Fächer, die später von den Gelehrten erst recht entwickelt und ausgebaut werden, wie das Samenkorn die schlummernde Blume; Theologie, Astronomie, Philosophie, Geschichte, Arzneikunde, Jurisprudenz u. s. w. Während die Gottesgelehrten über die Dogmen der allein möglichen Seligkeit streiten, geht das Volk neben her mit seinen Legenden; während die Geschichtschreiber die Thaten der Könige und Feldherren beschreiben, und des armen Volkes dabei gänzlich vergessen, schreibt es sich selbst seine Geschichte in seinen Sagen, die nicht minder gewissenhaft die Gerechtigkeit ausüben, als die Geschichte, wenigstens versäumen sie nie die Dränger und Drücker des Volks vom Teufel holen zu lassen; seine Philosophie und Jurisprudenz liegt in Sprüchwörtern aufgespeichert, nicht selten klarer und verständlicher als im Organon und den Pandekten; seine astronomischen, medizinischen und meteorologischen Kenntnisse sind in seinen Bauernregeln und Kalendern aufbewahrt. Indeß soll damit nicht gesagt seyn, daß alle diese Fächer bereits zu einem organischen Ganzen ausgesponnen und entwickelt sind, vielmehr liegen sie noch alle durcheinander verschlungen, und Eines spielt in's Andere über. Aber irren wird man deßhalb doch nicht, wenn man die Kinderanfänge unsrer Gelehrsamkeit in den Winterabenden der Rockenstuben, in den dämmerigen Bauernhütten, in den abgegriffenen Büchern oder dem Thürgesimse sucht.

Freilich sieht jetzt die Wissenschaft mit verächtlichem Lächeln auf ihre Spielzeuge und Kinderjäckchen herab, und die gelehrten Philanthropen konnten nicht eifrig genug dem Volke seine kindischen Dummheiten aus den Händen reißen. Besser hätten sie es vielleicht der Zeit überlassen, die allein Menschen und Völker groß zieht, und mündig werden läßt; dadurch daß man ein Kind in die Kleider eines Erwachsenen steckt, hat man noch nichts weiter gethan, als daß man es in dem schlotterigen Gewande bei jeder Bewegung der Gefahr aussetzt, elend hinzufallen. Glücklicherweise ist dem Volke eine so zähe Anhänglichkeit an das Alte angeboren, daß man trotz allem Stoßen und Drängen es niemals weiter vor- oder rückwärts bringt, als es eben selbst gehen will und kann, wodurch die alle Entwicklungsphasen übersteigende Aufklärungssucht ein heilsames Gegengewicht fand. Nicht einmal in Frankreich ist es ihr gelungen, dem Volke seinen kindischen Geschmack an Fabelbüchern und Aberglauben zu verleiden, und vielleicht besteht, ungeachtet aller Macht des Verstandes und der Preßfreiheit in Frankreich, nirgends noch eine größere Vorliebe dafür, als eben hier. Die folgenden Mittheilungen liefern hiezu merkwürdige Belege.

Längst schon waren hier philanthropische Gesellschaften thätig, durch populäre Schriften den Volksbüchern (zwischen beiden ist ein

großer Unterschied, ungefähr ein so großer als zwischen einem Zuckerbrod und einem Schulbuch) entgegen zu arbeiten. Man wählte die niedrigsten Preise, man versuchte alle möglichen Formen, um sie unter den niedern Volksklassen in Gang zu bringen. Allein diese Schriften hatten, so wohlgemeint sie waren, zwei Fehler, sie waren zu gescheidt und zu wohlfeil. Man wendete sich geradezu an den Verstand des Volkes, der noch nicht da war, und so wurden sie auch nicht verstanden. Dann vertheilte man sie fast umsonst, was dem Volke, das wie die Kinder auch scheu und argwöhnisch ist, verdächtig vorkam. Das arme Volk, es erhält nirgends etwas umsonst, das Gute schon an und für sich nicht, und nicht einmal das Schlimme, z. B. Strafen. Es ging ihm wie den Wilden in Afrika, die nicht begreifen konnten, daß Männer wie Mungo Park, Laining und Clapperton sich bloß der Erweiterung der Wissenschaft halber in unwirthbare Wüsten und Gefahren stürzen sollten, sie hielten sie für Zauberer oder Schatzgräber und schlugen sie bei Gelegenheit todt. So geschah es, daß die populären Schriften, die unter der Verwaltung Decazes um zwei und drei Centimes unter das Volk vertheilt wurden, überall hinter die Thüre flogen, und der „hinkende Bote" gelesen wurde nach wie vor. Der französische Bauer ist wie allerwärts; er achtet nur Das, was er bezahlt hat mit seinem schwerverdienten Geld, und vielleicht würde er nicht einmal prozessiren mögen, wenn er dafür nicht sündentheuer bezahlen müßte. In diesem Falle sind sie so gescheidt wie der gescheidteste Mann, der gern ein schönes Stück Geld für ein Buch ausgibt, das ihn interessirt, und dem Wohlthäter wenig Dank wissen würde, der ihm seinen Tisch unentgeldlich mit Schriften vollegen wollte, aus denen er nichts, was ihm anständig ist, schöpfen kann.

Niemand war, aus leichtbegreiflichen Gründen, so bereitwillig, gegen alle hinkenden Boten und wahrsagenden Kalender ein Auge zuzudrücken, als die Restauration; sie beging denselben Fehler als die Aufklärer; während diese das Volk in ihrem Treibhause nicht schnell genug hinaufschrauben zu können glaubten, so hätte sie um Alles in der Welt willen gern gesehen, wenn Jedermann wieder in die Kinderstube zurückgekehrt, die Birkenruthe fein andächtig geküßt hätte. Erst als der bei Stahl in Paris herauskommende „Double Liegeois" im Jahre 1830 die Stelle enthielt: „Wer noch so gutmüthig und willfährig ist, muß zugeben, daß ein System, wo Worte und Handlungen im geraden Widerspruche stehen, auf die Länge nicht dauern kann" — wurde die Aufmerksamkeit der Restauration auch auf die Volkskalender geleitet. Der „Double Liegeois" wurde in Beschlag genommen. Merkwürdig hiebei ist, daß die bedrohliche Prophezeiung unter dem 25 Julius zu stehen gekommen war. Es läßt sich denken, daß die gleich darauf statt gefundenen Ereignisse nicht wenig dazu beitrugen, den „Double Liegeois" bei dem gemeinen Mann in einen Kredit zu setzen, den alle Pfennigsschriften des Herrn von Decazes nie und nimmermehr erreicht haben würden.

Ueberhaupt können in Frankreich die Kalender als der Eckstein der Volksliteratur betrachtet werden. In manchen Departementen bilden sie die einzige Bibliothek von sechs Achteln der Bevölkerung. Es ist fast unmöglich die Zahl von Kalendern zu bestimmen, mit denen Frankreich alljährlich überschwemmt wird, da die Menge der Spekulanten sowohl, die sich mit diesem Handelszweige abgeben, als die der Nachdrucke ungeheuer ist. Man kann bloß annäherungsweise annehmen, daß die Hauptmärkte dieser Verlagsartikel: Troyes, Rouen, Paris, Beauvais, Lille, Montbelliard, Epinal, Nantes und Limoges von dem „Mathieu Lansberg" allein jährlich gegen drei Millionen Abdrücke in Umlauf bringen. Troyes allein liefert ein Sechstheil dieser Zahl und den Ruhm dieser Fruchtbarkeit bewährt es sich aus der grauesten Vorzeit der Kalenderliteratur.

Daß es darin unübertroffen blieb, muß man der Wohlfeilheit des Materials und der Arbeit zuschreiben, zwei Bedingungen, die dem Gedeihen von Spekulationen, welche von so geringem Vortheil abhängen, unumgänglich nothwendig sind. In dieser Beziehung, sollte man glauben, stehe Paris in weniger günstigem Verhältnisse, und dennoch liefert es einen Kalendervorrath, der wenig hinter dem der zweiten Hauptstadt der Champagne zurückbleibt. Stahl's „Double Liegeois" setzt jährlich 150 bis 180 Tausend Exemplare ab, und der von der Wittwe Demoraine und von Bonequaine, dem würdigen Nachfolger des berühmten Tiger am literarischen Schandpfahl, herausgegebene „Pariser Astrolog" hat einen noch weit größern Absatz; der letzterwähnte Astrolog ist nicht ohne gutmüthigen Witz geschrieben, und hat offenbar seinen Nebenbuhlern den Vorrang abgelaufen, obgleich oder vielmehr weil er dem Hunger nach Prophezeiungen, der den Hauptcharakter seines Publikums ausmacht, sein Schärflein nicht verweigert. Diese Nachgiebigkeit, mit der er dem Geschmack seiner Leser fröhnt, abgerechnet, findet man indeß auf seinen Blättern gute Sprüche und Klugheitslehren, ärztliche und meteorologische Winke, die auf lange Erfahrung gegründet sind, eine Uebersicht der Strafen, welche auf die vom gemeinen Volk am häufigsten begangene Verbrechen gesetzt sind, und einen Inbegriff der politischen Ereignisse. In Bezug auf letztere muß im Vorbeigehen erwähnt werden, daß in dem Pariser Astrologen von 1831 der Feldzug nach Algier erzählt wird, ohne des Feldherrn auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Vor der Julirevolution mußte es sich Napoleon wohl auch gefallen lassen, in einen Marquis Bonaparte verwandelt zu werden. „Gott ist groß" würde hiebei ein Türke sagen — und wir sind sehr klein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

Gegen Ende des vergangenen Jahres ist in England das große Prachtwerk über die mexikanischen Alterthümer vollendet worden, dessen Herausgabe die Welt der beispiellosen Munificenz des Lord Kingsborough verdankt. Dasselbe ist in sieben Foliobänden erschienen, und stellt sich würdig den berühmten Werken Daniels über Indien und Denon's über Aegypten an die Seite. Es enthält die wichtigsten Aufschlüsse über einen bisher noch völlig unbekannten Zweig der Archäologie, die Alterthümer der neuen Welt, auf die der gelehrte Humboldt zuerst die Aufmerksamkeit Europa's lenkte. *)

*) Der vollständige Titel dieses Werkes, auf dessen Herausgabe das Ausland in den Jahrgängen 1829 (S. 1207) und 1830 (S. 1176) aufmerksam machte, heißt: Antiquities of Mexico, comprising fac-similes of ancient Mexican paintings and hieroglyphics, preserved in the Royal Library of Paris, Berlin, Dresden; in



Herr Aglio hat die Herausgabe desselben geleitet. Man findet darin die Gemälde und Hieroglyphen des alten Meriko gesammelt, die zerstreut in den Sammlungen von Dresden und Wien, in dem Museum Borgia zu Rom, in den Bibliotheken von Bologna und Orford aufbewahrt werden, samt den Monumenten Neuspaniens, die von Dupaix im verkleinerten Maßstabe aufgenommen und mit darauf bezüglichen Erklärungen begleitet sind. Dieses Riesenwerk bildet eine vollständige Uebersicht der Sitten, Alterthümer und selbst der Literatur jenes merkwürdigsten Volkes von Amerika, das mit großen Schritten einer ganz eigenthümlichen, und mancherlei Aehnlichkeiten ungeachtet, doch völlig von der alten Welt verschiedenen Civilisation entgegenging, als das Schwert der europäischen Eroberer es fast bis auf die letzten Spuren hinwegtilgte. Wie erstaunt man mitten unter diesen Denkmälern der von den Spaniern unterjochten Nationen, deren Bildung und Künste von denen der Europäer verdrängt wurden, Spuren eines Volkes zu finden, von dem kaum noch der Name übrig ist, und dessen zahlreiche Denkmäler von einer Civilisation zeugen, die weit ausgebildeter und vollkommener gewesen seyn muß, als die der von Cortes besiegten Völker, auf welche es wahrscheinlich von alter Zeit her einen mystischen Einfluß übte! Wir meinen hier namentlich jene Ruinen von Palenque, die sich einige Meilen von Ciudad-Real *) mitten in der Wüste erheben, und Europa zuzurufen scheinen: Ihr kennt nicht das Alter dieses Bodens, den ihr die neue Welt genannt habt, dessen Civilisation vielleicht eben so alt ist, als die Aegyptens und Indiens; ein mächtiges Volk von durchaus eigenthümlichem physiologischen Charakter hat dieses Land beherrscht und eine ungeheure Stadt erbaut, deren Architektur oft an die griechischen und römischen Denkmäler erinnert, und verschwunden ist es von der Erde, so völlig verschwunden, daß die armen Indianer, die zwischen diesen Ruinen umherirren, keinen andern Namen dafür wissen als steinerne Häuser (casas de piedras), während sie selbst nur in elenden Hütten wohnen, und von dem Glanz der Künste zu Palenque eben so wenig eine Erinnerung bewahren, als die armseligen Araber von der Macht und Herrlichkeit Aegyptens. — Doch die Verwunderung steigt, wenn man die hieroglyphischen Bilder untersucht, die zu Dresden aufbewahrt und in dem Werke Lord Kingsborough wieder gegeben werden, und mitten unter symbolischen Figuren Charaktere erblicken lassen, die eine überraschende Aehnlichkeit und Beziehung mit gewissen Hieroglyphen zeigen, die man auf den Denkmälern von Palenque gefunden hat. Sind diese Schriften Bücher der unbekannten Stadt? Werden sie ihren Namen enthalten, oder das große Geheimniß lösen, das ihren Ursprung bedeckt? Werden sie für Palenque Das seyn, was die koptischen Bücher für Die waren, die sich mit Entwicklung der ägyptischen Hieroglyphen beschäftigten? Näher auf diese Fragen einzugehen, muß einer andern Gelegenheit aufgespart werden, und in der Hoffnung darüber in Kurzem unsern Lesern nähere Aufschlüsse geben zu können wenden wir uns hier dem rein geschichtlichen Theile des Werkes zu.

the Imperial Library of Vienna; in the Borgian Museum at Rome; in the Library of the Instituts at Bologna; and in the Bodleyan Library at Oxford; together with the monuments of New Spain, by M. Dupaix with their respectives scales of messurement and accompanying description the whole illustrated by many valuable manuscripts, by Augustin Aglio; in seven volumes. London, 1830. Das Exemplar, welches dem französischen Institute zum Geschenke gemacht wurde, schätzt man auf 18,000 Fr.

*) Man muß Ciudad-Real de los Indios nicht mit Ciudad-Real de los Españoles verwechseln. Die berühmten Ruinen, von denen hier die Rede ist, liegen 15 Meilen NO. von Santo Domingo de Palenque, einem kleinen Marktflecken von Guatemala, in der Provinz Tzendales, 50 Meilen NNO von Gueguetenango, und 95 Meilen NNO von Guatemala, gegen den Zusammenfluß des Ocozingo und des Rio de los Zelbales — der Name Palenque ist spanisch, und bedeutet Schranken oder auch Weg von Planken oder Baumstämmen.

Der siebente Theil der merikanischen Alterthümer — unstreitig einer der wichtigsten des ganzen Werkes — enthält die Geschichte Neuspaniens von dem Pater Bernardin de Sahagun. *) Die Wichtigkeit dieses bis jetzt nur als handschriftlich aufbewahrten Werkes wird einleuchten, wenn man weiß, daß sein Verfasser fünf und vierzig Jahre unter den Merikanern lebte, daß er von dieser Nation selbst die politischen und religiösen Ueberlieferungen derselben sammeln konnte, wobei er, von seiner gründlichen Kenntniß der Landessprache unterstützt, eine Heerschaar grober Fehler berichtigen konnte, in die seine Vorgänger gefallen waren.

*) Historia universal de las Cosas de Nueva Espana, en doce libros i en lengua espanola; compuesta i compilada por el M. R. P. Fr. Bernardino de Sahagun de la orden de los Frailes Minores de la observancia.

(Fortsetzung folgt.)

Freimaurerei in Nordamerika.

Wir haben kürzlich S. 948 die Nachricht mitgetheilt, daß sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Streben offenbare, die Freimaurerei gänzlich abzuschaffen. Der folgende Artikel aus dem Courrier des Etats-Unis wirft zwar einiges Licht auf die dortige Freimaurerei, erklärt jedoch die Ursachen der Reaktion gegen dieselbe keineswegs.

„In dem Augenblicke, wo die am meisten despotischen Staaten Europa's die Maurerlogen ächten, und die Mitglieder derselben mit unbarmherziger Grausamkeit verfolgen, erhebt sich auch in den Vereinigten Staaten eine Partei, welche gleich jenen Regierungen die völlige Aufhebung der Freimaurerei bezweckt, und diesen Zweck dadurch zu erreichen sucht, daß sie jeden Freimaurer, der nicht der Gesellschaft entsagt hat, von den öffentlichen Aemtern entfernt. Eine große Anzahl aufgeklärter und gewissenhafter Männer in Amerika ist der Meinung, die Maurerei sey etwas Abgeschmacktes, und ihre Grundsätze verderblich für die Gesellschaft. Um diese Ansichten zu verbreiten, und ihnen unter der Masse des Volkes Eingang zu verschaffen, hat man alle die gewöhnlichen Mittel angewendet, und die Zahl der Proselyten wächst mit reißender Schnelle. In einigen Staaten haben alle unter sich getheilten Parteien zur Opposition gegen die Freimaurerei sich vereinigt. Die Erklärungen und das Benehmen ihrer Chefs tragen einen Stempel von Unduldsamkeit, welcher mit der von den Gesetzen und der gesunden Vernunft anerkannten Gleichheit im grellsten Widerspruche steht. Wir finden in diesen ungerechten Verfolgungen einen neuen Beweis, daß der Charakter des Menschen unter allen Regierungsformen und Klimaten derselbe bleibt, und daß man in Lissabon und Newyork durch zwar verschiedene, aber gleich irrige Beweisführungen auf denselben Schluß kommen kann."

„Im Jahre 1826 wollte ein gewisser William Morgan, zu Batavia im westlichen Theile von Newyork ansässig, sich in eine neu errichtete Maurerloge aufnehmen lassen, er ward zurückgewiesen, und lebhaft hiedurch beleidigt, kündigte er öffentlich seinen Entschluß an, die Statuten der Gesellschaft bekannt zu machen. Als Mitglied der Loge Royal-Arch hatte sich Morgan stets sehr eifrig gezeigt, aber er war ein unmäßiger und unsittlicher Mensch: er hatte kein Vermögen und wahrscheinlich hatte ihn nur die Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn angetrieben. Die Ankündigung seines Vorhabens machte Anfangs keinen Eindruck: endlich aber wurden doch einige Freimaurer besorgt, und von übermäßigem Eifer

fortgerissen, suchten sie das Manuscript zu zerstören, sie drangen in die Druckerei ein, und verbrannten dasselbe. Dieß war der erste Schritt auf dem Wege der Gewalt und des Truges. Bald darauf ward Morgan wegen einer sehr unbedeutenden Schuld gefangen gesetzt: ein gewisser Loton Lawson zahlte die Summe und verschaffte ihm dadurch die Freiheit, beim Ausgang aus dem Gefängnisse aber ließ man ihn mit mehreren Unbekannten in einen Wagen steigen, verband ihm die Augen und führte ihn nach dem Fort Niagara. Er kam dort den 15 Sept. 1826 an, ward eine kurze Zeit gefangen gehalten und dann ermordet. Nach dem Zeugnisse Eduard Giddins scheint der Plan zum Morde von Freimaurern angelegt und ausgeführt worden zu seyn, um hiedurch einer Verbindlichkeit nachzukommen, welche sie durch ihren Eid eingegangen zu haben meinten.

„Gewiß kann nichts mehr den tiefsten Unwillen in dem Herzen aller Redlichen, aller Bürger eines freien und civilisirten Staates erregen, als eine solche That. Was liegt an dem schlechten Charakter und an der Unsittlichkeit Morgans? Darf man einen Menschen seiner Familie entreißen, vor aller Augen verbergen, und wie man den Beweis hat, den Gesetzen und der Obrigkeit zum Trotze am hellen Tage ermorden, um dem unmenschlichen Ausspruch einer geheimen Gesellschaft Folge zu leisten, deren Befehle man über die öffentlichen Gesetze stellt? Darf man erstaunt seyn, daß nach einem solchen Verbrechen sich allenthalben eine lebhafte Entrüstung gegen dessen Urheber sich zeigt, und daß man laut verlangt, die Verhöhnung der Gewalt und Majestät der Gesetze mit aller Strenge gerächt zu sehen? Eine solche Gesinnung kann dem Volke nur zur Ehre gereichen."

„Der Gouverneur Clinton ließ bekannt machen, daß eine Belohnung von 1000 D. demjenigen versprochen sey, der die Leute, welche Morgan entführt hatten, anzeigen könne. Die gesetzgebende Versammlung des Staates schuf eine Commission, welche speziell damit beauftragt wurde, die ganze Sache zu untersuchen, und vor den Tribunalen alle diejenigen zu verfolgen, welche an der Entführung und dem Morde Morgans irgend Theil genommen hatten. Mehr als fünfzig Prozesse wurden instruirt, einige Personen für schuldig erklärt, aber die wahren Mörder sind bis jetzt der Rache der Gesetze entgangen, und werden ihr wahrscheinlich für immer entgehen.

„Einige Thatsachen, die vor den Assisengerichten sich ereigneten, gehören nothwendig hieher, um den Streit zu erläutern, der sich in allen Staaten der Union über die Freimaurerei erhebt. Mehrere als Zeugen berufene Freimaurer weigerten sich, Zeugniß abzulegen, und ließen sich lieber zur Strafe für ihre Nichtachtung des Gerichtshofs, ein Jahr lang einkerkern; andere, die als Geschworene sitzen sollten, wurden nach einem langen Verhör über die Verpflichtungen, welche die Maurerstatuten ihnen auferlegten, abgewiesen, da sie nicht unparteiisch über die Sache urtheilen könnten. Gestützt auf diese authentische Erklärung behaupten die Gegner der Maurerei, der Staat habe eine Klasse Bürger in seinem Schoße, die einem Codex heimlicher Gesetze folgten, und ihnen den Vorrang vor den öffentlichen Gesetzen einräumten: eine solche Einrichtung sey verderblich und untergrabe gleichmäßig alle Grundlagen des Rechtes und des republikanischen Patriotismus.

„Die Verantwortung für den Mord Morgans liegt jedoch nur auf denen, die ihn begangen haben, nicht auf der Gesammtheit der Freimaurer. Die Loge Grand Royal Arch in diesem Staate hat mehrere Beschlüsse erlassen, worin sie „jede Mitschuld an diesem Verbrechen für alle ihre Mit„glieder von sich weist, und dasselbe für eine Verletzung der Majestät der „Gesetze und der Rechte der individuellen Freiheit erklärt." Aehnliche Beschlüsse wurden von vielen andern Logen gefaßt, und es wäre also eine offenbare und schreiende Ungerechtigkeit, den gegen einen sehr kleinen Theil ihrer Gesellschaft erlassenen Urtheilsspruch auf alle Freimaurer auszudehnen. Man muß von einem fanatischen Eifer verblendet seyn, um sie alle für gleich schuldig erklären zu wollen. Dieß war indeß die Folge jenes Vorfalls, und alle Tage bringt man die Behauptung von Neuem vor, sie siegt über die feierliche Erklärung der Maurerlogen, obgleich bekannt ist, daß der größte Theil der ausgezeichneten Männer, welche Newyork besitzt, damals Freimaurer waren, und es noch sind."

Portugiesische Justiz.

Ueber die beiden Franzosen, deren Mißhandlungen vorzugsweise die Kriegserklärung Frankreichs gegen Don Miguel herbeiführten, theilt „der National" folgende Notizen mit: „Bonhomme, dessen Schicksal Frankreichs Theilnahme am meisten verdiente, ist zu Paris geboren und gegenwärtig zwei und dreißig oder drei und dreißig Jahre alt. Nachdem er in Frankreich die Rechte studirt hatte, war er nach Lissabon gegangen, um dort sein Glück zu versuchen; er ließ sich bei der Universität von Coimbra aufnehmen, um das portugiesische Recht zu erlernen. Sein lebendiger Geist, von den liberalen Ideen der französischen Schule genährt, zog bald die argwöhnische Aufmerksamkeit der Professoren von Coimbra auf den gefährlichen Fremdling. Im Jahre 1828 hatten einige junge Leute in einer Kirche von Coimbra während des Osterfestes sich einige unehrerbietige Leichtsinnigkeiten zu Schulden kommen lassen; die gerichtlichen Behörden begnügten sich damit, darüber Berichte an das Ministerium zu erstatten, ohne jedoch die Namen der Schuldigen anzuzeigen. Als die Nachricht von der Juliusrevolution nach Lissabon gelangte, ließen die dortigen Franzosen ihre Freude öffentlich laut werden. Ein vormaliger Student von Coimbra, der jetzt in dieser Stadt Richter geworden war, drohte Bonhomme, seinem Mitschüler, der seit zwei Jahren ebendaselbst als Sprachlehrer lebte, er werde seine auf der Universität geäußerten Ansichten theuer bezahlen müssen. Wenige Tage nachher wurde Bonhomme als Theilnehmer an den in der Kirche von Coimbra vorgefallenen Unordnungen verhaftet. Die Justiz, die auf diese Weise zu Werke geht, läßt auf ihr Urtheil nicht lange warten. In erster Instanz wurde Bonhomme, obgleich ihm nichts bewiesen werden konnte, und er noch dazu sein Alibi darzuthun im Stande war, verurtheilt; deßgleichen bei dem Appellationsgerichte und dem Hoftribunal, das ihn verurtheilte, durch die Straßen von Lissabon gepeitscht und dann nach Mozambique deportirt zu werden. Die Beweisführung des aus der Rechtsschule von Coimbra hervorgegangenen Richters war ganz eigener Art. „Die verkehrten Gesinnungen des Angeklagten," sagte der portugiesische Ulpian, „sind allzu bekannt, als daß man nicht glauben sollte, der genannte Bonhomme werde nicht überall, wo es ein Skandal oder Verbrechen zu begehen gibt, die Gelegenheit ergreifen, sich den Schuldigen anzuschließen. Da er nun zu Coimbra war, als die Kirchenschändung vorfiel; da es ferner möglich ist, daß er sich in der Kirche befand: so ist es klar, daß er an den strafbaren Unordnungen Theil genommen hat." Vergebens betheuerten die Zeugen, den Angeklagten nicht unter den Unruhestiftern bemerkt zu haben; die Apostolischen setzten es durch, und Bonhomme erlitt am 26 März 1831 die ausgesprochene schimpfliche Strafe.

„Sauvinet, an dessen Schicksal man, hinsichtlich seines Alters (er ist siebenzig Jahre alt), noch größern Antheil nahm, wohnte schon seit längerer Zeit in Lissabon, wo er ein ziemlich bedeutendes Handlungshaus gegründet hatte. Ein von den Cortes unter Johann VI gegebenes Gesetz gab den Fremden, welche in Portugal liegende Güter besitzen, die Befugniß, Naturalisationsbriefe zu verlangen. Sauvinet bediente sich dieser gesetzlichen Bewilligung und erhielt einen königlichen Brief als portugiesischer Bürger. Die politischen Ideen, die er laut und mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Lebhaftigkeit zu äußern pflegte, zogen ihm den Haß der apostolischen Partei zu. Sein Verderben war beschlossen und es fehlte nicht Gelegenheit, Hand an's Werk zu legen. Der geringste von der Polizei angestiftete Tumult wird mit einigem guten Willen der Richter in Lissabon zu einer Verschwörung gestempelt. Wen die besoldeten Angeber ins Gefängniß werfen zu lassen für gut halten, der ist bald schuldig befunden, und an Zeugen fehlt es der Justiz dieses Landes niemals. Sauvinet wurde gefänglich eingezogen, als eines Komplotts gegen den Staat schuldig. Vergebens suchte der französische Konsul, Herr Cassas, der einige Verbindlichkeiten gegen die Familie Sauvinets hatte, diesen seinen Henkern zu entreißen, und zu seinen Gunsten die Eigenschaft desselben als Franzose geltend zu machen. Sauvinet selbst schützte vor, daß seiner Naturalisationsakte noch einige unumgänglich nothwendige Formalitäten gefehlt, und er somit noch nicht portugiesischer Bürger sey. Die Justiz Don Miguels erwiederte, er habe mehrere Jahre die mit dem portugiesischen Bürgerrechte verbundenen Vortheile genossen, und könne sich jetzt, wo es sich darum handle, ein von ihm gegen seinen legitimen Souverän begangenes Verbrechen zu strafen, nicht mehr als Franzose betrachten. Sauvinet wurde zu zehnjähriger Deportation nach Angola, auf der afrikanischen Küste unter dem tödtlichsten Himmelsstriche der Erde, verurtheilt."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 252. 9 September 1831.

Volksgeist in England.

(Privatmittheilung.)

Im Anfange der ersten französischen Revolution war die Anzahl der Mißvergnügten in England sehr unbedeutend, wenn man sie mit ihrer gegenwärtigen Menge und Organisation vergleicht. Die „Corresponding Society" von 1793 — 1794, um deren Verbreitung zu vermeiden, Pitt die französische Republik bekriegte und mehrere angesehene Männer, wie Horne Tooke *) ꝛc. des Hochverrathes anklagen ließ, von höherer Geistesbildung, und folglich weit geringerer Anzahl als die gegenwärtige politische Union von London, Birmingham, Manchester und anderen Manufakturstädten des Nordens, die ihre Mitglieder in Myriaden berechnen, und mit einer bisher beispiellosen Dreistigkeit zu Werke gehen, ihre Verhandlungen nicht verhehlen, sondern sich öffentlich an das Parlament und den König wenden. Die Aufhebung der Habeas Corpus Acte, wodurch die Minister ehemals einzelne Ruhestörer im Zaume halten konnten, schreckt die Million nicht, weil sie wohl weiß, daß alle Gefängnisse des Landes sie nicht fassen könnten, wie es unter Pitt und Sidmouth geschah.

Das Parlament erstaunt oft über die freche Sprache der ihm vorgelegten Petitionen, und selbst die Mitglieder des Unterhauses bedienen sich Ausdrücke, die man seit Karls I und Cromwells Zeiten nicht im Parlamente gehört hat. So sagte z. B. erst letzte Woche Herr Hodges, der Repräsentant von Rochester: „Er sey überzeugt, daß wenn das Volk von England wieder gezwungen würde, die Reformfrage zu untersuchen, der gegenwärtige Vorschlag dem Republikanismus Raum machen müsse."

Ende des vergangenen Monats wurde folgende Schrift dem König zugesandt, welche die Zeitungen sich aber nicht zu geben getrauten.

Wir theilen daraus zu den bereits mehrfach in diesen Blättern gegebenen Hinweisungen auf den Volksgeist in England nachstehende Auszüge mit, die auf die furchtbare Gährung schließen lassen, über welcher das englische Staatsgebäude ruht. Man wird bei einer solchen Stimmung der britischen Bevölkerung einsehen, in welcher schwierigen Stellung sich das gegenwärtige Ministerium befindet, und daß ihm vor Allem daran gelegen seyn muß, einen auswärtigen Krieg zu vermeiden, und sein freundschaftliches Einverständniß mit Frankreich zu erhalten, will es anders nicht einen Ausbruch herbeiführen, der bei der Rohheit und Unwissenheit der untern Volksklassen in England von den schauderhaftesten Folgen begleitet seyn würde.

„Das königliche Puppenspiel, die Krönung. An William Guelph, gewöhnlich der König von England genannt.

„Wie, die Organe der Republikaner, die die Meinungen von wenigstens 100,000 entschlossenen Männern aussprechen, welche dieses elende Königreich bewohnen, das unserer zuverlässigen Hoffnung gemäß, innerhalb zwanzig Jahren in eine blühende Republik verwandelt werden wird, wir haben gehört, daß es entschieden worden sey, daß Sie die lächerliche Ceremonie einer Krönung begehen lassen wollen, und verwahren uns hiemit feierlich gegen diese kostspielige und verachtungswürdige Mummerei. Wir hatten das Unglück in einem Lande geboren zu seyn, wo das taxenverschluckende Gewerb der Monarchie vor unserer Geburt existirte. Allein dieser Umstand macht uns nichts desto minder entschlossen eine Republik vorzuziehen, auch verzagen wir nicht, uns in allen Zeiten, und an allen Plätzen als Feinde des königlichen Gewerbes zu erklären. Wir thun Dieses dem allgemeinen Grundsatz gemäß, daß wir nicht verpflichtet sind, einer Regierungsform Beifall und Unterwürfigkeit zu bezeigen, weil unsere weisen Vorfahren für gut befunden haben mögen, solche Regierungsform ungefragt für ihre Nachkommenschaft einzuführen.

„Das Königthum mag ein sehr gewinnvolles Gewerbe für Könige und Höflinge seyn, aber diese haben kein Recht sich die Gewalt anzumaßen, gehässige Regierungsformen erblich zu machen und zu verewigen. Jede Generation hat ein eingebornes Recht, jene Regierungsform zu adoptiren, die den Bedürfnissen der Zeit am angemessensten ist. Die vergangene Generation mag Alleinherrschaft vorgezogen, und den Göttern für das bewunderungswürdige Specimen des königlichen Genus von Georg III gedankt haben; allein das Menschengeschlecht des 18ten Jahrhunderts hat keine Macht, der Generation des neunzehnten zu gebieten das Königthum beizubehalten. Unsere vermessenen Vorfahren, die Bewunderer der Monarchie, hatten keine bessere Autorität, zu uns ihrer Nachkommenschaft zu sagen: „Wir lebten unter einem Könige, und so sollt ihr auch leben, die ihr nach uns kommet," als die Schneider jenes Zeitalters das Recht hatten zu sagen: „da man nun im Jahr 1770 dreieckige Hüte,

*) S. Ausland S. 775. 781.

Perrüken, lange Westen und Schuhschnallen trägt, soll die Nachkommenschaft im Jahre 1830 dasselbe Gewand tragen."

„Weder diejenigen, die dreieckige Hüte, noch die, welche Krone trugen, konnten unsere Moden und Regierungsreform festsetzen, ehe wir geboren wurden. Die Schneider wollten sich nicht vermessen, die lächerliche Mode jener goldenen Zeiten zu verewigen, aber die Monarchisten wollten ihre veraltete Verfassung ihrer vertheidigungslosen Nachkommenschaft aufdringen, nämlich solchen von uns, die ihre Mandate blind befolgen.

„Allein wir, die Republikaner von England, wir haben nie eingewilligt, und Tausende von uns, die nicht im Parlament repräsentirt sind, haben nie die Gelegenheit gehabt Ihre Mißbilligung und Weigerung auszudrücken, die Unterthanen Eurer oder irgend einer andern Majestät zu werden, deßwegen unterwerfen wir uns der taxenverschluckenden Regierung bloß auf dieselbe Art, wie ein vertheidigungsloser Reisender sich den Drohungen eines bewaffneten Straßenräubers unterwirft.

„Das königliche Puppenspiel, welches am 19 Julius 1821 von Ihrem königlichen Bruder Georg Guelph von gesegnetem gleißendem Andenken gefeiert wurde, kostet unsern mißhandelten, geplünderten Mitbürgern eine Summe von 240,000 Pf. St.! Eine ungeheure Summe! Die ministeriellen Arbeitsleute, die Ihr königliches Gewerbe für Sie führen, haben beschlossen, daß die Mummerei vom 8 September nur den fünften Theil von der ihres Bruders oder ungefähr 48,000 Pf., kosten soll.

„In Betrachtung, daß viele Eurer Majestät loyaler Unterthanen in Ireland an Kartoffeln Mangel leiden, und Tausende von Zimmerleuten in London keine Arbeit haben, und daß Tausende und Tausende Ihrer elenden Unterthanen in verschiedenen Distrikten des Reiches der nöthigsten Lebensmittel bedürfen, protestiren wir, und erklären die Auslage dieser Summe als unverantwortlich, zumal zu solcher Zeit, und für solche unnöthige Zwecke.

„Die Mehrzahl unserer Mitbürger, deren Augen noch nicht geöffnet sind, erkennen Eure Majestät als Wilhelm den Vierten von Gottes Gnaden (!) König, u. s. w., und werden Sie nicht für einen Zoll mehr oder weniger König halten, ob Sie fünfzig- oder einmal gekrönt sind oder nicht.

„Warum denn, Sire, wollen Sie eine solche schändliche Verschwendung des Geldes bewilligen, welches soviel mehr wohlthätigerweise angewendet werden könnte?

„Verschiedene gestempelte, knechtische, legitime Journale nennen Sie einen patriotischen König!

„Wir Republikaner läugnen Ihren Anspruch auf Patriotismus. Der Spottname eines patriotischen Königs ist Ihnen beigelegt worden, weil Sie die große unvermeidliche Nationalbewegung genehmigten und ermuthigten. Was wäre aus Eurer Majestät geworden, wenn sich die Regierung der Reform widersetzt hätte? Eure Majestät hat statt auf den Beinamen eines patriotischen nur auf den eines klugen Königs Anspruch. Sie bewilligten einen Akt der Nothwendigkeit. Aber Eure Majestät hat nun eine glänzende Gelegenheit Ihren Patriotismus an den Tag zu legen, wenn Sie patriotisch gesinnt sind.

„Folgendes ist das einfache Mittel dazu:

Wenn sich Eure Majestät einbildet, daß es nöthig sey gekrönt zu werden, kann Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, sofern dieses ohne öffentliche Unkosten geschieht. In diesem Falle würden wir Republikaner die Feierlichkeit anschauen, und — lachen.

„Allein da es nicht unter 48,000 Pf. geschehen kann, und da dieses Geld aus unsern öfters geplünderten und rein ausgeleerten Taschen kommt, und da es viele nützliche Gegenstände gibt, wozu eine solche Summe verwendet werden könnte; so möge es Eurer Majestät gefallen, zu befehlen, daß dieses Geld zur Unterstützung Ihrer Hungersnoth leidenden Irländer, und zum Unterhalte aller unbeschäftigten Arbeitsleute, die keine Arbeit finden können, angewendet werde; oder falls dieß eine allzu republikanische Verwendung wäre, daß es zur Abzahlung eines Theils der quartalfälligen Interessen der Schuld der Boroughmongers, die man gewöhnlich aber unwissender Weise die Nationalschuld nennt, angewandt werde. Oder sollte auch dieses eine zu patriotische und republikanische Anwendungsart der Summe seyn, so möge Eure Majestät sie zum Unterhalte folgender nützlichen, wohlthätigen und milden Stiftungen austheilen lassen; nämlich an die Anti-Sklaverei-Gesellschaft, das Asyl der Taubstummen, an die handlosen Armen, an die londoner Armen und Kranken, die londoner Waisen, die Kuhpockenanstalt, die mechanischen Institutionen, die philanthropische Gesellschaft, die Gesellschaft zur Abwendung der Grausamkeit gegen Thiere, mit Einschluß der Soldaten, für arme Wittwen, für die Entdeckung der Schwindler und die Gesellschaft für Ermunterung der Industrie.

„Die Vertheilung dieser 48,000 Pf. unter diese Anstalten würde Tausenden unserer Mitbürger nützlich seyn, und durch eine solche Anwendung dieser Summe würde Eure Majestät in einigem Grade die Benennung eines patriotischen Königs verdienen.

„Allein durch die Verschwendung derselben, in einem so elenden Unsinne als eine Krönung, werden Sie den Namen eines Patrioten verscherzen. Zu erlauben, daß eine solche Summe in der unnützen Mummerei verschwendet werde, während Tausende unserer Mitbürger aus Mangel des nöthigen Unterhaltes darben, ist unmenschlich, selbstsüchtig, grausam und abscheulich, und wird verdienter Weise die Verwünschung jedes ehrbaren, gefühlvollen und gewissenhaften Bürgers erwecken.

„Möge diese Schrift Euer Majestät gefallen oder mißfallen nach Ihrer patriotischen oder unpatriotischen Gesinnung.

„Gezeichnet für ungefähr 100,000 britische Republikaner."

Tricolor.

P. S. Çaira.

* * *

Billig fragt man, was kann die Regierung gegen dergleichen Schriften thun? Sie gerichtlich zu verfolgen, würde den Inhalt nur noch mehr weltbekannt machen, und ihn durch alle Zeitungen in Druck und Umlauf bringen; und außerdem wäre auch nicht einmal auf die einem Geschwornengericht anheimzustellende Verurtheilung zu rechnen, wie man in Cobbetts Falle die traurige Erfahrung gemacht hat. Es ist eine der ersten Klugheitsregeln der englischen Staatskunst, keine Verfolgung zu wagen, ohne des Opfers sicher zu seyn. Das wirkliche Mißlingen solcher Versuche brach Lord Ellenborough das Herz, und trieb Castlereagh an, Hand an sich selbst zu legen, ja brachte selbst Canning in ein frühzeitiges Grab.

Nun aber ist die Anzahl der Verbrecher durch Schmähschriften und schmähende Sprache viel zu groß, als daß man an ihre Bestrafung denken könnte, denn sie begreift in sich nicht nur die Armen, sondern auch die arbeitende Klasse von ganz England, die im Ackerbau und Manufakturen beschäftigt sind, und die folglich den Kern und das Lebensprinzip der Nation ausmachen; dazu kommen noch die sechs Millionen Katholiken in Irland, welche die Unterdrückung des Zehnten der englischen Kirche verlangen, welche seit den 31 Jahren der Union mit der Aufopferung von mehr als 26,000 menschlichen Leben aufrecht erhalten worden ist, die von der Yeomanry, Polizei und dem Militär in Dutzenden und größerer Anzahl zu diesem Behuf niedergemacht wurden. Die Irrländer verlangen deßwegen nicht nur die Abschaffung des Zehnten und der Yeomanry, sondern selbst der Union mit England, welches beim Ausbruche des ersten besten Kriegs ihnen wahrscheinlich zugestanden werden muß.

Man kann daher leicht begreifen, wie sehr sich die Minister scheuen müssen, mit irgend einer Macht, und besonders mit Frankreich zu brechen, von der sie sich Vieles im Tajo und in Belgien gefallen lassen müssen, um dieses Resultat zu vermeiden — ja, um Frankreich zu versöhnen, setzte man erst in einer der letzten Sitzungen die zweite Verlesung der neuen Weinzoll-Bill, im Unterhause ungeachtet eines scharfen Widerstandes und der Unpopularität der Maßregel durch — ein Beweis, daß das Kabinet des Grafen Grey mit Frankreich weder brechen will noch darf, und daß man lieber König Leopold, die Festungen und die Unabhängigkeit von Belgien aufopfern will, als sie für diesen Preis zu behaupten.

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Torquemada und noch einige andere Schriftsteller erwähnen zwar des Paters Sahagun, aber es ist ungewiß, ob sie auch von seinem Werke Kenntniß hatten, und Nicolas Antonio, sonst in allen Stücken sehr genau, schwebt in Bezug auf ihn in dem Irrthum, der Franziskaner Mönch habe ein Wörterbuch der merikanischen Sprache schreiben wollen. Allein der Gedanke des guten Mönches war weit umfassender; er wollte seine Landsleute nicht bloß mit der merikanischen Sprache bekannt machen, es schien ihm weit wichtiger, den Genius der Nation zu erforschen, und zum ersten Male der Welt ihren wahren Charakter — eine Mischung unglaublicher Sanftmuth und furchtbarer Wildheit — darzulegen. Er sah ein, daß Alles nur noch in Ueberlieferungen bestand, daß diese erlöschen und bloß Irrthümer darüber übrig bleiben würden. Wenn Hernan Cortes und Bernal Diaz del Castillo dieses Volk als Eroberer trunken von Blutgier und Bekehrungswuth angesehen hatten, so betrachtete Bernardino es als christlicher Philosoph, zwar voll Eifers es zu bekehren, aber vollkommen überzeugt, daß das göttliche Wort nur dann nicht auf Felsen fallen würde, wenn man sich mit den moralischen und religiösen Ideen eines Volkes bekannt machte, das bis dahin nur mit dem Schwerte ob seinem Haupte getauft worden war. Bevor wir hier einige Bruchstücke aus seiner Schrift geben, werfen wir einen Blick auf das Leben dieses Mannes, dessen humaner und edler Gedanke im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts alle Anerkennung verdient.

Bernardino de Sahagun war zu Sahagun, einem Flecken des Gebietes von Campos in Altkastilien geboren; er widmete sich dem geistlichen Stande und trat in ein Kloster des Franziskanerordens. Die Eroberung Neuspaniens war im Jahre 1524 noch kaum beendigt, als er einer der ersten Ordensgeistlichen, die in dieses Land kamen, das Kollegium stiften half, das sein Orden zu Meriko gründete. Sahagun erhielt Missionen in verschiedene Provinzen des Landes. Das Jahr seines Todes ist unbekannt, nur so viel weiß man, daß er noch 1577 lebte. Vor seiner Ankunft zu Meriko bis in sein hohes Alter schien der würdige Mann, wie gesagt, nur von dem einzigen Gedanken beseelt, die Bemühungen der Glaubensprediger minder unfruchtbar zu machen, indem er dieselben in allem Glauben und Aberglauben des Volkes einzuweihen suchte, das sie bekehren wollten; wobei man jedoch nicht glauben muß, daß er bei aller Hochherzigkeit der Gesinnung und tief ergriffen von den Leiden, unter denen er das unglückliche Volk um sich her erliegen sah, sich erhoben hätte über den finstern Geist seines Jahrhunderts: er theilte alle Vorurtheile und die bizarre Gelehrsamkeit jener Zeit. Seine hauptsächlichste Bemühung ist dahin gerichtet, die Aehnlichkeit zwischen dem Glauben der Götzendiener, deren Verblendung er beklagt, und der Mythologie des alten Heidenthums darzuthun. Auch er erblickt sie wie alle seine Zeitgenossen, nur unter dem unmittelbaren Einflusse des Teufels, der ihre Augen unablässig gegen die Mysterien der Offenbarung verdunkelt; glücklicher Weise für uns hat er die gemachten Beobachtungen mit gewissenhafter Treue und ganz naiver Einfalt wieder gegeben. Bewundrungswürdig ist unser Chronist, wenn er sich darauf beschränkt die Traditionen zu erzählen, oder vielmehr zu übersetzen, denn wohl zu merken, der größte Theil seines Werkes besteht nur aus Uebersetzungen mündlicher Traditionen, zu deren Erhaltung eben jene hieroglyphischen Gemälde beitrugen, an die sich jedoch mehr thatsächliche Erinnerungen als abstrakte Ideen knüpften. In Meriko, wie in Peru und Chili, und selbst unter den noch minder in der Civilisation fortgeschrittenen Völkerschaften, gab es Menschen, deren Gedächtniß bis zu einer unglaublichen Fertigkeit geübt war, und die nach dem Worte eines alten Reisenden, wahre lebendige Archive waren. So wurde die Ueberlieferung lebendig von Mund zu Mund erhalten, und man wachte streng darüber, daß sie nicht gefälscht wurde. Zu Meriko besonders wurden auf diese Weise die geschichtlichen Denkwürdigkeiten, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Reden an die Götter und Könige, worin die Grundprinzipien ihrer Religion und Staatsverfassung enthalten sind, aufbewahrt: zum größten Glücke für die künftige Geschichtschreibung der neuen Welt, sind diese Reden mit all ihrer eigenthümlichen einfachen Erhabenheit in dem Werke des Paters Bernardino aufbewahrt. Mit Zuversicht kann man annehmen, daß der fromme Mönch dabei mit der gewissenhaftesten Aufrichtigkeit zu Werke gegangen, und wenn er sich nicht über die Ansichten seiner Zeit erheben konnte, so fehlt es ihm doch nicht an Methode und Klarheit, den zwei kostbarsten Eigenschaften eines zuweilen enthusiastischen Geschichtschreibers, die bei ihm mit einer riesenhaften Ausdauer verbunden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pagode von Tripetty.

Die folgende Nachricht über den berühmten Tempel in Tripetty, ungefähr 80 englische Meilen von Madras, dessen Schwelle nie von dem Fuße eines Christen oder Mohamedaners entweiht, und dessen Aeußeres sogar nur von ächten Hindus erblickt wurde, ist aus dem Briefe eines Mannes entnommen, dessen amtliche Obliegenheiten ihn in den Stand setzen, die besten und genauesten Erkundigungen darüber einzuziehen.

Tripetty liegt in einem Thale, ungefähr in der Mitte einer langen Hügelreihe, die sich von Süden nach Norden zieht. Die Stadt dieses Namens ist ungefähr 8 oder 9 englische Meilen von der Pagode, aber höchstens 2 von dem Fuße der Hügel entfernt. Auf der Stadtseite zeigt sich dem Auge nur ein zugänglicher Pfad den Hügel hinauf; in verschiedenen Entfernungen sind drei Portale, das letzte auf der Spitze des Hügels, alle Pilger gehen durch dieselben. Auf der andern Seite der Hügel, die ich niemals sah, sind andere Durchgänge. Kein christliches Auge hat je die Pagode gesehen, und selbst der profane Muselmann hat es nie versucht, seinen Fuß auf diese Hügel zu setzen, deren Anblick den Hindu so entzückt, daß er, noch Meilen weit entfernt, beim ersten Blick auf die heiligen Felsen niederfällt und den Namen des Gottes anruft. Da nur ein ächter Hindu es wagt, über das erste Portal hinauszugehen, so wissen wir nichts von dem äußern Anblick der Pagode und der übrigen heiligen Gebäude, die sehr schön gebaut seyn sollen. Der Gott wird von den Andächtigen, die aus allen Theilen Indiens herbeiströmen, unter tausend Namen verehrt, die drei hauptsächlichsten aber sind folgende: Vengataramana Swami, der Vertreiber des Bösen und Bewahrer des Guten; Surinawasa Swami, die Wohnung der Sri oder indischen Ceres; Seschachellawasa, die Bergwohnung des Schlangenkönigs. Wischnu nahm nämlich bei einer seiner Incarnationen die Gestalt einer Schlange an, und verwandelte sich selbst in den Tripettyhügel. Das Götterbild im Tempel ist eine aufrechte, steinerne Figur, ungefähr sieben Fuß hoch, mit vier Armen, und trägt in zweien die Symbole Wischnu's, in der Rechten den Tschukr oder die Kriegskeule, in der Linken den Tschank oder die heilige Muschel; die andre rechte Hand deutet nach der Erde, um den heiligen Ursprung des Hügels anzudeuten, die andre linke hält den Lotus.

Die frühere Geschichte der Pagode verliert sich in die Dunkelheit der indischen Mythologie und Fabel. Ihr hohes Alter ist unzweifelhaft, und die Braminen behaupten, sie sey im Anfang des Cal-yug erbaut worden, wovon 4930 Jahre verflossen sind. Diese Periode soll nur 5000 Jahre dauern, nach welcher die Verehrung Wischnu's auf Erden endigen wird, und die Hindu's seine letzte und glorreichste Incarnation erwarten, welche die Tage des „Streits und der Arbeit" schließen wird. Das ist der allgemeine Glaube nach dem Bhawi Scheslarum Purana. Ihr Gründer war Tondimaun Tschukrawurti (Keulenträger) oder Radschah; ein Dorf, Namens Tondimanaund, nur zwölf Meilen von Tripetty, besteht noch, enthält aber keine Spuren ehemaliger Größe. Der Distrikt Tondimanaund gehört jetzt zum Gebiet des Radschah von Calastry; ich bin aber sehr versucht, zu glauben, daß ein sehr großer Theil des von den Eingebornen Tondimundalum genannten Landes das ursprüngliche Königreich dieser Dynastie war, wenn sie je existirte. Wahr ist es, daß lang, ehe die Engländer in dieses Land kamen, Tondimundalum nur in der Einbildung existirte, trotz Allem aber, was Hindu, Moslemin und Engländer an Namen und Eintheilungen der Distrikte geändert haben, ist ein beträchtlicher Strich Landes, der wohl das Gebiet eines mächtigen Fürsten bilden konnte, den gebildeten Eingebornen unter diesem Namen bekannt, und ist durch besondre Vorrechte vor den umliegenden Ländern ausgezeichnet.

Dieser Tempel ist bemerkenswerth durch die Opfer, welche dem Gotte aus allen Theilen der indischen Welt dargebracht werden. Fürsten senden ihre Wakil's oder Gesandten, um die Opfer zu überbringen, während der arme Landmann, der kaum etwas darzubringen hat, einige Kleinigkeiten in ein Stück Wachstuch wickelt; eine Hand voll Reis gibt dem Päckchen ein größeres Ansehen. Die Ursache dieser Opfer ist folgende: der Gott verliebte sich in die reizende Tumavuttee, Tochter Akashas, Fürsten von Narrainevunnum, und beschloß sie zu heirathen; da es ihm aber an Geld zur Hochzeitfeier fehlte, so entlieh er hiezu von Cuvera, dem indischen Plutus. Dieser indeß machte die Bedingung, daß dieses Darlehn jährlich an den Souverän der Länder zwischen den Flüssen Palaur und Sunnmuti bezahlt werden sollte; die Andächtigen kommen während der Brumhautsowin, d. h. während der neuntägigen Hochzeitfeier, in großer Anzahl heran, und zwei Drittheile der jährlichen Opfer fallen in diese Periode.

Die Braminen behaupten, daß die Hindufürsten die aus dieser Quelle fließenden Einkünfte völlig zu religiösen Cerimonien verwendet hätten, und daß die Moslimen zuerst aus dem obigen Rechtsgrund sich dieselben zueigneten. Während der ersten Kriege, die England mit den Franzosen in diesem Theile der Welt führte, waren diese Einkünfte eine der ersten Früchte der britischen Eroberung, obgleich ihre Rechtmäßigkeit sehr zweifelhaft ist. Die hier dargebrachten Opfer bestehen aus allen nur erdenklichen Gegenständen: Gold- und Silberstangen, Münzen aller Art, Geldbeuteln, Kupfermünzen, Assa foetida, das abgeschnittene Kopfhaar, das oft von Kindheit an gelobt, und von irgend einer schönen Jungfrau dem Eide ihres Vaters gemäß geopfert wird. Ein Lahmer schenkt ein silbernes Bein, ein Blinder ein silbernes oder goldenes Auge; man würde in der That nie zu Ende kommen, wenn man die verschiedenen Arten aufzählen wollte, auf welche der Aberglaube der Hindu's sich bei dieser Gelegenheit äußert. Die Juwelen, die eine Frau mit Stolz von Kindheit an getragen hat, werden freudig vor dem Götterbilde dargebracht; sie erscheint in einem abgenutzten Kleide vor dem steinernen Bilde, und bringt ein prächtiges neues dar, das noch nie getragen wurde; sie reißt die Spangen von den kleinen Beinen ihres Kindes, in der innigen Hoffnung, daß der Gott, den sie

„In den Wolken sieht und im Winde hört"

seine Segnungen über sie und die Ihrigen ausgießen werde. Sie ist vielleicht Hunderte von Meilen gereist, um ihr Gelübde zu halten, und vermuthlich war dieß die erste Reise, sie verließ zum ersten Male ihr Dorf und den Schoß ihrer Familie. Die Geburt eines Sohnes, die Versöhnung mit Feinden, Glück im Kriege, eine glücklich vollbrachte Reise, die Heirath eines Sohnes oder einer Tochter, Gedeihen im Handel, Genuß guter Gesundheit, oder auch das Gegentheil hievon, Dieß sind die Gründe, welche großentheils die verständigen, wie die unwissenden Hindu's zusammen nach Tripetty führen. Die Geschenke werden von den Schenkenden nicht immer selbst dargebracht, sondern Verwandte, Freunde oder Wakils überbringen sie; häufig geschieht dieß auch durch Goseyni's. Ein Goseyni ist ein Priester des Tempels, deren es eine große Anzahl gibt. Wenige Monate vor der neuntägigen Hochzeitfeier ziehen sie aus in verschiedenen Richtungen, und in der Gegend, wohin Jeder einzeln gesendet ist, entfaltet er die heilige Fahne des Gottes, die ihm anvertraut ist; um dieses Panier sammeln sich die Hindu's, und übergeben ihre Geschenke entweder dem Träger, oder bringen sie selbst zu den Füßen des Gottes. Wenn eine hinreichende Masse versammelt ist, nimmt der Goseyni seine Fahne zusammen und kehrt zur Zeit der Feier zurück, woher er kam. Die Zollpächter lassen alle Pilger frei nach dem Tempel gehen. Selten findet es sich, daß die Goseyni's die ihnen anvertrauten Opfer bestehlen, aber ohne Zweifel erhalten sie einiges von den Pilgern, da diese durch ihre Gegenwart allein gegen Belästigungen jeder Art geschützt werden. Auf der Reise rufen sie alle fünf oder sechs Minuten den Namen und die Eigenschaften des Gottes aus. — Gov-Gov-Govinda-Rauz-Rauzu! und der ganze Haufe, Männer, Weiber und Kinder rufen es nach.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Paketboot von Veracruz hat am 5 Julius 38.400 Piaster für Rechnung der mexikanischen Dividende nach London überbracht. Mexiko war ganz ruhig, und Handel und Zolleinnahmen mehrten sich. Im Monat Junius betrug der Einfuhrzoll zu Veracruz 492.344 Dollars, wovon 308.466 Dollars bezahlt, und 182.908 D. rückständig blieben. Die Ausfuhr belief sich in geprägtem Golde auf 125,171, in Barren auf 37.335 D.

Als neuestes Bonmot politique des Fürsten Talleyrand erwähnt man: „daß die französische Räumung von Belgien die Verwaltung Periers auflösen oder die Fortdauer der Okkupation Belgiens durch französische Truppen das Kabinet des Grafen Grey erbrechen müsse." Ein niedliches Dilemma.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 253. 10 September 1831.

Bruchstücke aus einer Reise in den Ural.

5. Ausflug nach Miasse. Die Baschkiren. Goldwäsche. Kupferminen.

(Schluß.)

Die größte Merkwürdigkeit in der Umgegend von Miasse sind die Goldwäschen, so wie die Zirkon- und Topasgruben. Fast überall, wo man den Rasen aufschürft, findet man zunächst unter ihm, oder nur ein wenig tiefer, Thon und Sand, welcher Goldkörner enthält, aber nicht in solchem Maße, daß es aller Orten der Mühe verlohnte, sie auszuscheiden, da die Quantität nach den verschiedenen Lagen ungemein wechselt. An manchen Orten gibt ein Pud Sand 26 Solotnik, an andern nur ein halbes Solotnik, *) und auch in letzterem Falle noch hält man es der Mühe werth, die Wäsche vorzunehmen; geringerhaltigen Sand bearbeitet man nicht. Selten findet man größere Goldklumpen von mehreren Pfunden Gewicht; gewöhnlich besteht das Gold in kleinen runden Körnern, die zum Theil auch geplattet sind, oft nur in Staub.

Verräth der Boden irgendwo einen reichen Gehalt, so werden sogleich einigr Arbeitsleute unter einem Beamten und mehreren Aufsehern hingeschickt; versprechen die Anzeichen keine lang andauernde Ausbeute, ist der Ort weit von Miasse entfernt, in einem Walde oder auf der Steppe, wo keine Wohngebäude sind, so begnügt man sich vorläufig eine Jurte für den Beamten aufzuschlagen; hier verweilt er dann oft mehrere Wochen wie in einem Lager; die Lebensmittel werden für ihn und seine Leute aus Miasse herbeigeschafft. In der Nähe errichtet man von mitgebrachten Planken das Waschhaus, das oft ohne Dach bleibt. Dann wird die Erde ausgegraben, und der goldhaltige Sand und Kies bei Seite gebracht; stellt sich während des Grabens Wasser ein, so schöpft man es mit Pumpen aus, bis man auf das Ende der goldhaltigen Erdschichte stößt; dieses Wasser leitet man gewöhnlich auf die Wäsche, um das Gold von den fremdartigen Theilen zu sondern, wobei man auf folgende Weise zu Werke geht. Man beginnt damit, daß man den Sand oder Kies auf ein Sieb schüttet, oder vielmehr auf eine durchlöcherte Eisenplatte, dann leitet man laufendes Wasser darüber und rührt die Masse mit Schaufeln um; die gröberen Kiesel bleiben so auf dem Siebe liegen, und man schafft sie dann bei Seite, um genau zu untersuchen, ob nicht größere Goldkörner im Gestein oder auf dessen Oberfläche sitzen; dieß ist jedoch selten der Fall; denn da eine Belohnung darauf gesetzt ist, wenn einer ein großes Stück Gold findet, so entdeckt man dergleichen gewöhnlich schon beim Ausgraben.

Das vom Siebe abgelaufene Wasser, das sich zu einem dichten Brei verdichtet hat, fällt auf das Untergestell, das drei bis vier Fuß breit, und neun bis zehn Fuß lang abschüssig geebnet ist; so zwar, daß das Wasser langsam abläuft, wobei es anfangs die schwerern Theile absetzt, dann die leichtern; oft legt man querüber Balken, um mehrere Abfälle zu bilden, und das wegrinnende Wasser in seinem Laufe zu dämmen. Während dieser Zeit wird die Masse ruhig gelassen, und der abschüssige Boden nicht umgerührt, damit die schwerern Goldtheile nicht bis dahin fortgeschwemmt werden, wo das Wasser abläuft.

Wenn der Sand größere Stücke Goldes enthält, so nimmt man sie jetzt wahr; aber um den feinerrn Goldstaub zu gewinnen, wird die auf die beschriebene Weise schon gerrinigte Masse noch einmal durchgewaschen. Dieß wird von einem einzigen Arbeiter bewerkstelligt und erfordert große Geschicklichkeit. Derselbe gießt von Neuem Wasser darauf, wobei er die kleinen Kiesel und den feinen und thonigen Kies mit dem Wasser ablaufen läßt, und mit einer Bürste die schwerern Theilchen auffängt, die nur noch aus magnetischem Eisen und Goldstaube bestehen, und auch diese sondern sich zuletzt von einander ab, so daß bloß noch das Gold durch seine spezifische Schwere übrig bleibt. Dann sammelt und trocknet und verschließt man es in einer eisernen versiegelten Büchse.

Der am mindesten goldhaltige Sand wird zu Miasse in einer eigens dazu erfundenen Maschine gewaschen. Die Siebe oder Seiher sind hier durch einen Cylinder von starkem Eisenblech, das siebartig durchlöchert ist, ersetzt, in welchem der goldhaltige Kies geschwungen wird. Den Cylinder treibt ein Wasserrad um seine Achse; das nöthige Wasser hat seinen Zufluß durch eine Seitenöffnung derselben. Die aufgelöste Erde fällt gleichfalls auf ein Untergestell; aber statt der Menschenarme sind eiserne Rechen angebracht, die von demselben Wasserrade in Bewegung gesetzt werden, und den fortwährend von neuem Wasseraufguß bespülten Teig gewaltig umrühren, bis alle leichteren Theile weggeschwemmt sind, und die Gold-

*) Das Pud ist gleich 33 [illegible] französischer Pfunde oder 16,314 Grammen, ein Solotnik gleich 0,0042 Kilogrammen, ungefähr dem zwanzigsten Theil eines Pfundes.

theilchen zum Vorschein kommen. Diese Maschine gewährt große Vortheile; sie arbeitet weit schneller und erfordert weniger Menschenarme, auch geht dabei weniger Gold verloren. Es würde von großem Vortheile seyn, sie überall anzuwenden, allein die goldhaltigen Bodenstellen liegen fern von einander zerstreut, und oft findet sich an einem Orte Gold in größerer Quantität, das dann auf einmal wieder verschwindet; die Maschine aber ist kostspielig und auf lange nachhaltigen Boden berechnet. An den Stellen, wo weite und reiche Goldlager gefunden worden sind, hat man die Wäsche mit einem Dache versehen und Häuser gebaut, wo die Arbeiter ziemlich bequem wohnen; auch sind Maschinen angebracht, um das in den Gruben gesammelte Wasser auszuschöpfen. Kurz, die Bergbauverwaltung hat nichts vernachlässigt, um die Ausbeute so reichhaltig als möglich zu machen; auch ist sie es bereits außerordentlich, denn im Ganzen übersteigen die Kosten kaum ein Sechstheil des Ertrages.

Wenn man erwägt, daß der goldhaltige Boden, dessen Reichthum freilich nicht überall gleich ist, sich über den ganzen östlichen Abhang des Ural, nämlich in einer Länge von ungefähr 1000 Werste und in einer Breite von 20 bis 30, im Süden von Miasse bis nach Bogoslowsk erstreckt; daß es zu einer Arbeit, die großentheils nur zur Sommerszeit getrieben werden kann, an Händen gebricht; daß die goldhaltigen Lager nur sehr ungleich vertheilt sind, so zwar, daß wenn eine alte Grube erschöpft ist, die Entdeckung einer neuen lediglich dem Zufalle überlassen bleibt; daß dennoch die Masse des gefundenen Goldes jährlich zunimmt, und daß während der ersten Hälfte des Jahres 1828 die Ausbeute sich bis auf 160 Pud erhob, was für ein ganzes Jahr dreihundert Pud geben muß, so ist es offenbar, daß die Zunahme des Reichthumes dieser Gegend beträchtlich ist. Außerdem hat die Entdeckung dieses Goldbodens einen wohlthätigen Einfluß auf die Bevölkerung des Ural gehabt, namentlich auf der mittäglichen Seite desselben. Die Reichhaltigkeit der Kupferminen hatte seit langer Zeit sich vermindert; Eisen findet sich nur in geringem Maße, und es war leicht vorauszusehen, daß die Bearbeitung der Bergwerke in diesem Lande allmählich abnehmen würde, als die Entdeckung des goldhaltigen Bodens der ganzen Sache einen neuen Umschwung geben mußte.

Dagegen bietet der mittägliche Ural, wenn er noch nicht die Stufe des Wohlstandes erstiegen hat, dessen der nördliche sich rühmen kann, einen nicht minder erfreulichen Anblick durch die schnellen Fortschritte der Agrikultur und der Civilisation, so wie durch Zunahme einer lebendigen Thätigkeit in dieser einst völlig wüsten Landschaft. Die Art und Weise, wie das Gold gewonnen werden muß, nämlich durch zerstreute Abtheilungen von Menschen, verbreitet die Bevölkerung über das ganze Land; die neugemachten Entdeckungen nehmen eine stets wachsende Menge von Händen in Anspruch. Es langt daher fortwährend eine beträchtliche Anzahl Arbeiter aus dem nördlichen Rußland hier an, wodurch bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Bevölkerung schnell anwächst, da jene Leute, die in dem Ural ein gesichertes Auskommen finden, sich daselbst familienweise niederlassen. Selbst die Baschkiren, die Ureinwohner des Landes, obgleich sie Gefahr laufen, allmählich ganz und gar verdrängt zu werden, gewinnen bei dieser neuen Gestaltung des Lebens, da sie einen vortheilhafteren Absatz ihres Getreides, ihrer Häute und anderer Produkte finden.

Die Beamten der Regierung, die von Petersburg hieher kommen, wo sie erzogen und unterrichtet worden sind, haben feinere Sitten und Geschmack an höhern Beschäftigungen mit in diese Gegend gebracht, und bilden an ihren Vereinigungsorten zu Miasse und Slatust eine angenehme und lehrreiche Gesellschaft. Man bemüht sich eine genauere Kenntniß von den Landesprodukten zu erwerben; man theilt sich gegenseitig die auf verschiedenen Punkten gemachten Beobachtungen mit; man arbeitet mit vereinten Kräften sowohl an der Entdeckung neuer Goldlager als an der Vervollkommnung der Methode, das edle Metall zu gewinnen, so wie an den Untersuchungen der geognostischen Beschaffenheit des Ural.

Uebrigens steht der mittägliche Ural in Betracht der klimatischen Lage weit über dem nördlichen. Getreide kommt hier auf den weiten Steppen, wo die Temperatur heiß ist, gedeihlich fort, und kaum kann eine Vertheurung in den Getreidepreisen eintreten, die den Bergleuten des nördlichen Gebirges oft sehr nachtheilig wird. Hier steigt das Getreide in Folge fehlgeschlagener Ernten, oft so sehr im Preise, daß die Hüttenmeister, die ihre Arbeitsleute ernähren müssen, weil dieselben ihre Leibeigenen sind, den Gewinn von mehreren Jahren zusetzen müssen. Der südliche Ural hingegen liegt in der Nachbarschaft einer getreidreichen Gegend, wo sich daher die Kornfrüchte höchst selten vertheuern; in der Nähe befindet sich nämlich das Gouvernement Orenburg, und der Ural, ein beträchtlicher Fluß, ehemals auch Jaik genannt, der es durchströmt, nimmt seinen Ursprung auf dem östlichen Abhang der Berge.

Anninski ist die am anmuthigsten gelegene Goldwäsche, etwa vierzig Meilen im Süden von Miasse am Ufer eines Sees; ihm gegenüber erhebt sich der Auschkul (heilige Berg) ein kegelförmiger völlig isolirter Berg; in der Ferne erblickt man die kleine Kette der Noraliesskberge, in sanft abgerundeten Kuppen, die mit dem Hauptarme des Ural in paralleler Richtung fortlaufen. Die Umgegend von Anninski besteht nur aus abgeplatteten Hügeln, der Auschkul allein erhebt sich 1500 Fuß über die Meeresfläche; *) in den am See gelegenen Einschnitten finden sich die Lager des Goldsandes.

In geringer Entfernung von Anninski liegt Polkowski, wo vormals beträchtliche Kupferminen waren; gegenwärtig aber hat die Quantität dieses Erzes so abgenommen, daß man die Gruben ganz aufgegeben hat, und die Arbeiter zur Goldwäsche verwendet. Diese Beschäftigung hat noch den Vortheil, daß dazu nicht allein Erwachsene, sondern auch Knaben und Weiber verwendet werden können. So bleibt Niemand ohne Arbeit, und je zahlreicher eine Familie ist, desto größer ist ihr Gewinn, was natürlich die Zunahme der Bevölkerung sehr begünstigt.

Kisnikeieva, wo gleichfalls ein Kupferbergwerk ist, liegt an der östlichen Gränze des Landes. Man kann das Bergwerk ganz bequem durch einen Stollen befahren. Nicht weit von da befinden sich die Minen von Kiribinsk. Alle diese Wanderungen unternahmen wir auf der Katschalka, einem vierrädrigen, langen, niedern und

*) Nach den im russischen Bergwerksjournale mitgetheilten Messungen 2221 Fuß. S. Ausland S. 784. A. d. R.

bedeckten Wagen, der nie umgeworfen werden kann, und selbst auf den holperigsten Wegen nicht im mindesten stößt, da die Sitze an sehr biegsamen langen Stangen hängen, die nicht auf der Achse befestigt sind, so daß sie stets in einer leichten Schwingung gehalten werden. Das einzige Unbequeme besteht darin, daß bei der Niedrigkeit der Wagen aller Staub und Unrath, den die Hufe der Pferde zurückschleudern, dem Reisenden geradezu ins Gesicht fliegt.

Die Entdeckung des niederländischen Diamantenraubs.

Bekanntlich wurde in einer Nacht des Monats September 1829 in dem Palaste der Prinzessin von Oranien zu Brüssel eingebrochen und der ganze Juwelenschatz derselben, in einem Werthe von mehreren Millionen, geraubt. Vergebens bot man Alles auf, eine Spur des verwegenen Diebs zu entdecken. Große Preise wurden darauf gesetzt und durch alle europäischen Zeitungen ausgeschrieben. Die immer bereitwillige Verleumdung entblödete sich sogar nicht, den Prinzen von Oranien als Mitwisser dieses Verbrechens zu bezeichnen. In diesem Augenblicke verkündigen aber amerikanische Blätter (die Neu-Yorker Zeitung vom 30 Julius) die Entdeckung des Thäters, wodurch der Flecken jener gehässigen Anschuldigung getilgt zu werden scheint und die Prinzessin die Hoffnung erhält, wenigstens einen Theil des gestohlenen Schmucks wieder zu erlangen.

Die erwähnten amerikanischen Blätter erzählen den Hergang der Entdeckung in Folgendem: Bereits vor längerer Zeit war von dem niederländischen Konsul in Neu-York der Diebstahl mit einem Verzeichnisse der entwendeten Diamanten öffentlich bekannt gemacht und eine Belohnung von fünfzigtausend Gulden dem Entdecker zugesichert worden, was jedoch bis jetzt zu keinem Resultate führte. Erst in den jüngstvergangenen Tagen erhielt der Douanen-Vorstand des Hafens die Anzeige, daß in einem Hause der Perlstraße eingeschwärzte Waare verborgen gehalten würde, worauf er sich mit den Stadtbehörden zur nähern Untersuchung an Ort und Stelle verfügte. Am Hause angelangt, pochten sie an die Thüre, wurden aber nicht eingelassen und sahen sich endlich genöthigt, die Thüre aufbrechen zu lassen. Als sie ein Wohnzimmer des zweiten Stockwerks betraten, fanden sie einen Mann, der sie fragte, was sie wollten, und auf ihre Antwort sich sehr bereitwillig zeigte, der Haussuchung Raum zu geben. Nach langem Suchen fand man endlich eine beträchtliche Anzahl Diamanten und andere edle Steine, die von den Beamten mitgenommen wurden, ohne daß diese jedoch auf den Verdacht kamen, daß die gefundenen Kostbarkeiten dem Juwelenschatze der Prinzessin von Oranien angehören möchten. Noch an demselben Abende aber reichte der niederländische Gesandte, der Ritter Huygens und der niederländische Konsul, Herr Zimmermann, ein Gesuch ein, das Individuum, in dessen Besitz man die Diamanten gefunden hätte, zu verhaften. Mehrere Polizeibeamten begaben sich demnach zu dem erwähnten Hause, pochten an und wurden aus dem Fenster von einem Manne gefragt, was sie verlangten. Auf ihre Antwort versprach derselbe herabzukommen, um ihnen zu öffnen, flüchtete sich aber durch ein Fenster des Hinterhauses und entkam. Die Juwelen wurden nun von dem niederländischen Gesandten und den Neu-Yorker Beamten, mit Zuziehung einiger Juweliere, untersucht und gewogen. Man schätzte ihren Werth auf hunderttausend Dollars und fand darunter einen Saphir von 61 Karat Gewicht, welcher der größte Stein dieser Art in Europa seyn soll und auf sieben und dreißigtausend Franken geschätzt wird. Das Individuum, bei dem man diese Juwelen gefunden hatte, war am 21 Junius auf dem Paketboote Franz I von Havre eingetroffen und unter dem Namen Polarrio an Bord gegangen. Nach seiner Ankunft hatte er den Namen Carrera angenommen. Man wird sich erinnern, daß man lange einen Vertrauten des Prinzen von Oranien, Namens Pereira, des Diebstahls verdächtig gehalten hat. Bei Untersuchung seiner Kasse am Abende vorher hatte man bei ihm vier- bis fünftausend Dollars in Banknoten gefunden. Tags zuvor war er in Brooklin gesehen worden, um ein kleines Boot zu miethen, auf dem er wahrscheinlich auf ein fremdes vor Anker liegendes Schiff zu entkommen vorhatte.

Inzwischen setzten die Polizeibeamten die Verfolgung des entflohenen Diamantenbesitzers fort, und es gelang ihnen auch, seiner einige Tage darauf auf Long Island habhaft zu werden. Herr William Seeley mit vier Polizeibeamten war auf seine Spur gekommen und hatte den verdächtigen Menschen fast erreicht, als er sein Heil auf der Flucht suchte. Anfangs hatte er einen Vorsprung vor seinen Verfolgern, fiel aber, als er über einen Graben setzen wollte, so daß es Herrn Seeley gelang, sich auf ihn zu werfen und ihn fest zu halten bis seine Leute herbeikamen. Nur mit Mühe und nicht ohne mehrere körperliche Verletzungen, die hierbei Herr Seeley erhielt, gelang es, den herkulisch-starken Carrera zu fesseln. Man brachte ihn ins Gefängniß, wo er aber bis jetzt noch keine Eröffnung über den Diamantendiebstahl der Prinzessin von Oranien zu machen bewogen werden konnte. Die gerichtliche Beschreibung des Verbrechers lautet: „Er ist ein Italiener von Geburt und spricht das Englische nur sehr gebrochen. Er nennt sich bald Carrera, bald Polari, ist fünf Fuß sieben Zoll groß, von sehr dunkler Gesichtsfarbe, flachem Gesichte und eingedrücktem Kinne; der Ausdruck seiner Züge spricht nicht sehr zu seinen Gunsten; er hat schwarzen Bart und einen athletischen Körperbau.“

Der gefundene Juwelenschatz, bestehend aus mehreren Hunderten von Diamanten, Brillanten, Türkisen, Sapphiren, Opalen, Rubinen, Perlen u. s. w. — alle von höchstem Werthe sind einstweilen in einem Kästchen auf der Bank zur Verwahrung niedergelegt worden.

Die Pagode von Tripetty.

(Schluß.)

Die Geschenke sind natürlicher Weise von sehr verschiedenem Werth, doch betragen sie selten mehr als tausend Rupien. Der Gott beschenkt die Verehrer an seinem Altare mit Gegengeschenken, die mit den dargebrachten Opfern in Verhältniß stehen; wer hundert Rupien opfert, empfängt einen Turban, wer hundert bis fünf hundert Rupien, ein seidnes Kleid mit Blumen, wer zwischen fünf hundert und tausend Rupien opfert, erhält einen Shawl. Eine zweite Quelle von Einkünften ist die Wurtena, oder Geschenke, die dem Gotte zu seinem eigenen Gebrauche gemacht werden; dieß sind Juwelen, Pferdegeschirre und dergl. Der Geber muß den Werth der Gabe anschlagen lassen und der Regierung bezahlen, dann erst gestattet man ihm, dem Gotte ein Geschenk damit zu machen. Eine dritte Quelle heißt Artschitum oder Einnahme, und ist von dreierlei Art, und zwar: 1) Reinigungen, 2) Opfer im engern Sinne, 3) Processionen. Jeden Freitag wird der Gott mit wohlriechenden Dingen, Kampher u. dergl. eingerieben, und dann mit Milch wieder rein gewaschen. Für die Erlaubniß, dieß zu sehen, zahlt der Andächtige während des neuntägigen Hochzeitfestes fünfzig Rupien, früher sogar noch mehr. Am Donnerstag wird dem Gotte ein Blumengewand angezogen, dafür zahlt man während des Festes sechszig Rupien. Andere minder bedeutende Ceremonien werden mit zwölf und fünf Rupien bezahlt. Die Opfer sind fünferlei Art, wovon die erste wieder in verschiedene Unterarten zerfällt, nämlich Reißopfer, wovon das erste aus Milch, Zucker und Reiß, das zweite aus Tamarinden, süßem Oel und Reiß, das dritte aus geläuterter Butter und Reiß, und das vierte aus Butter, Milch und Reiß besteht. Wenn der Opfernde diese Dinge selbst zubereitet, so kostet das Darbringen nur sechs Rupien, wenn aber die Distriktsregierung dafür sorgt, so kostet es sechszehn. Die zweite Art von Opfern besteht aus Konfekt; die Distriktsregierung schafft es herbei und der Andächtige zahlt für die Ehre, es darzubringen, zwanzig bis acht und zwanzig Rupien. Die dritte Art ist ein großes Opfer von tausend bis zweitausend Maß Reiß, welche die Distriktsregierung anschafft, und die der Andächtige mit hundert bis zweihundert Pagoda's bezahlt. Die vierte Art ist das Darbringen alles Dessen, was an diesem Tage geopfert worden; für diese Ehre zahlt der Andächtige fünfundsechzig Rupien. Das fünfte ist das Darbringen der Pflanze Ukal, welche dem Tripettyhügel eigenthümlich seyn soll; dieß kostet vier Rupien.

Noch sind die Wabanum, d. h. die Prozessionen des Gottes, übrig, sie sind zwölf an der Zahl und jede hat Bezug auf die verschiedenen Theile der indischen Mythologie, so weit diese die Verehrung Wischnu's betrifft. Die Bildsäule des Gottes, die man bei diesen Gelegenheiten zeigt, ist von Metall und vergoldet. Bei der ersten Procession erscheint der Gott unter einem

vergoldeten hölzernen Baume; bei der zweiten wird er in einem Palankin getragen, bei der dritten auf einer goldenen Schlange fortgeführt, bei der vierten auf einem vergoldeten Throne, bei der fünften ist er von einer vergoldeten Sonne begleitet, bei der sechsten geht der Zug durch ein Zimmer, das von Spiegeln umgeben ist, die so aufgestellt sind, daß man sein Bild mehrere Mal erblickt, die siebente ist eine andere Art von Palankin-Procession. Für diese sieben ersten Arten, wo man dem Gotte die Mühe macht, herauszukommen, zahlt der Andächtige vierzig Rupien. Bei der achten Procession sizt der Gott auf einem vergoldeten Papagai, bei der neunten ist er von einem vergoldeten Monde begleitet, bei der zehnten sizt er auf einer vergoldeten Figur, die einem Elephanten gleicht, und wie es scheint Hanamun, den indischen Pan, vorstellen soll; bei der eilften reitet der Gott auf einem vergoldeten Löwen, bei der zwölften sizt er auf einer goldenen Schlange.

Die sämmtlichen Einkünfte des Tempels sind unter der Verwaltung der Regierung und gehören ihr; sie läßt solche durch bezahlte Beamte verwalten und eine Schaar von Braminen wird durch Ländereien unterhalten, die man in dem umliegenden Lande angekauft hat, und ihnen gegen eine ganz leichte Taxe überläßt. Der Tempel wird in aller seiner Würde erhalten; die jährlichen Einkünfte betrugen in den lezten zehn Jahren, ein Jahr ins andere gerechnet, 87,000 Rupien, nach Abzug aller Unkosten.

Man mag vielleicht auf den ersten Anblick über ein so organisirtes System von religiöser oder vielmehr sehr profaner Plünderung durch die Regierung erschrecken. Die Sache verhält sich jedoch so: die mahomedanische Regierung war, als die Engländer hier erschienen, im legitimen Besiz der Einkünfte dieser Pagode; für Unternehmungen, wobei England Blut und Schäze verschwendete, und seinen Handel an der Küste von Koromandel in Gefahr gesezt hat, war dieß Einkommen die erste Belohnung oder vielmehr die ärmliche Bezahlung, und diese wurde unausgesezt seitdem geleistet. Den Tempel sich durch seine eigenen Fonds erhalten zu lassen, würde zu den gröbsten Betrügereien und Unterdrückungen führen, denn der Boden in dieser Gegend war durchaus in den Händen der Braminen, und da diese dem Gesez nach keinen Pflug anrühren dürfen, so waren alle Landbebauer der That nach ihre Sclaven, die an eigenen Landbesiz nicht denken durften; die Folge war, daß Alles nach dem Sinne der Priester ging, daß alle Arbeit nach ihren Distrikten gezogen wurde und die umliegenden verhältnißmäßig verarmten; so war es in der ganzen Präsidentschaft. Jede Dorfpagode spielte in ihrem Umkreise den Unterdrücker, und ihr Einfluß hörte nur da auf, wo der der nächsten Pagode anfing. Es war ein seltsamer, aber sehr entschlossener Schritt der Kompagnie, alle Pagodenländereien zurückzunehmen, und unter billigen Bedingungen an Andere zu verleihen; so wurden die Reichthümer, welche die Braminen allein aufgehäuft hatten, unter den wahren Anbauern des Bodens zerstreut, und die Kassen des Staats füllten sich durch den neuen Antrieb, welchen dadurch jeder Zweig der inländischen Industrie erhielt. Der Standpunkt der Britten im Lande war damals sehr prekär; und kriegerisch, wie der Hindu ist, hat er gefochten und wird wieder fechten, vielleicht früher, als man vermuthet. Die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt, was der religiöse Enthusiasmus oder vielmehr Fanatismus zu thun im Stande ist, wenn man ihn zur Verzweiflung bringt. Die englische Regierung schüzte die Eingebornen in der Ausübung ihrer Religion und duldete sie, ohne jedoch dazu aufzumuntern, was sie nicht gekonnt hätte, wenn sie es auch wollte. Die Folge dieses Planes war, daß von einem Ende des Landes zum andern die Pagoden im Verfall sind; die Braminen, die ihren Unterhalt nicht mehr davon ziehen, treiben Handel, dienen in der Armee und lernen allmählich, daß auch für sie Bettelei kein Unterhaltsmittel ist. Schwer lastete die unterdrückende Hand des Braminen auf dem Nacken des Volks; jezt ist dieses frei, und der Einfluß, den Jener ehemals ausübte, wird nie in dem Maße wieder kommen. Die Einkünfte von Tripetty nehmen allmählich ab, und werden im Laufe der Jahre eines natürlichen Todes sterben; einige der berühmtesten Tempel des Landes sind noch schlimmer daran, leider aber gibt es solcher Höhlen des Trugs noch viele.

Vermischte Nachrichten.

In der Bibliothek der Karthäuser von Evora in Portugal befindet sich ein prächtiger handschriftlicher Atlas, der eine große Zahl Landkarten enthält. Der Aufschrift zufolge wurde er von Fernão Vaz Durado, portugiesischem Kosmographen zu Goa, im Jahre 1572 entworfen. Eine Randbemerkung zeigt an, daß dieser Atlas dem Erzbischof von Evora, Dom Theodose de Braganza, gehörte, der ihn den Karthäusern von Evora zum Geschenke machte. Der genannte Erzbischof starb zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Die Karten selbst sind kolorirt und alle Entdeckungen mit den Namen derer, die sie gemacht haben, bezeichnet. Die portugiesischen und spanischen Niederlassungen sind mit kleinen Fahnen, welche die Nationalfarben tragen, angedeutet. Das Land südlich der Mündung des Lorenzflusses in Nordamerika ist mit den Worten: „Terra dos Corterreas“ bezeichnet. Labrador ist unter den siebzigsten Grad gesezt und die Vorgebirge mit den spanischen und portugiesischen Namen benannt, um anzuzeigen, welche von beiden Völkern sie entdeckt haben. Das nördlichste Vorgebirg trägt den portugiesischen Namen „Cabo branco,“ weißes Vorgebirg. An der Stelle, die von der nördlichen Küste Neuhollands oder Australiens eingenommen ist, bemerkt man eine unermeßliche Küste, die lauter spanische Namen führt. Die kastilianische Fahne ist darauf zu sehen und unten die Worte: „Diese Küste ist entdeckt worden von Fernão de Magalhaens auf Befehl Kaisers Karl im Jahre 1520.“ Auch erblickt man eine Küste, die der von Neu-Guinea entspricht, mit der Unterschrift: „Terra dos Papuas.“ Die Inseln Lien Kiou und eine Menge von Vorgebirgen, Buchten, Flüssen und Gestaden, die heutzutage Namen von Seefahrern tragen, die sie später besucht haben, finden sich gleichfalls auf den Karten dieses Atlasses größtentheils mit portugiesischen Namen bezeichnet.

*

Der Konsul der Vereinigten Staaten zu Juan Baptista Tabasco (Guatemala), Herr Heinrich Perrin, hat unlängst dem Doktor Samuel Mitchell zu Neu-York eine Büchse voll vejuco del guaco, einer Pflanze, die in den dortigen Gegenden wegen ihrer Heilkraft des Schlangenbisses berühmt ist, übersendet. Die Eingebornen und die Schwarzen von Santa Fé (in Kolumbien) bedienen sich ihrer schon seit langer Zeit mit dem besten Erfolge. Nicht allein thut sie auf der Stelle der Vergiftung Einhalt, sondern sie dient auch als Verwahrungsmittel dagegen. Die Eingebornen, die ihre Heilkraft kennen, tragen sie gewöhnlich bei sich und können die gefährlichsten Schlangen unbeschädigt in den Händen halten. Don Pedro Oribe y Vargas, der zuerst die Eigenschaft dieser Pflanze in dem spanischen Merkur beschrieben hat, sah einen Schwarzen, der eines der giftigsten Reptilien dieser Art in den Händen umhertrug, ohne im geringsten verlezt zu werden. Auch fügt Oribe hinzu, daß er es häufig mit dem besten Erfolge angewendet; auch er gab von diesem schäzbaren Gegengifte in einer periodischen Schrift von Santa Fé Nachricht. Man nennt die Pflanze vejuco del guaco, von dem Namen eines Raubvogels, der sich vorzüglich von Schlangen nährt, und dessen Geschrei mit dem Worte Guaco Aehnlichkeit hat.

*

Zwanzig Meilen von Providence (in Rhode Island), an den Ufern eines Wasserfalls, der von einem schroffen Berge von Absturz zu Absturz herunterdonnert, hat sich mit einem Male wie durch Zauberei mitten unter den Felsen eine blühende Stadt erhoben, die ihren Namen: „Fall-River“ von dem Strome trägt, der ihr Leben und Gedeihen gibt. Noch vor einigen Jahren war diese Gegend ein wilder Wald, der nur von dem Getöse des Wasserfalls und dem lärmenden Geschrei der Pic (einer Gattung Grünspecht, die in Amerika sehr häufig ist) widerhallte; gegenwärtig ist es eine kleine Stadt, die sechzehn große Gebäude zählt, welche zu Baumwollenspinnereien bestimmt sind. Dreitausend Arbeiter sind dabei beschäftigt. Was am meisten die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Fremden erregt, ist die große Nagelfabrik des Obristen Valentin, in welcher eine Eisenstange mit der erstaunlichsten Leichtigkeit in eine Kiste Nägel verwandelt wird. Die glühende Stange, von zerschneidenden Cylindern und Scheeren, die von dem Wasserfalle in Bewegung gesezt werden, verarbeitet, fällt in einem Regen von Nägeln auf ein unteres Stockwerk, wo die Kisten ihn aufnehmen, um im Handel versendet zu werden. Die Wasser des Fall-River, nachdem sie diesen Fabriken gedient haben, tragen das Dampfboot, das nach Providence geht, und dessen man sich bedient, um die Handelsschiffe den Fluß aufwärts zu bugsiren.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 254. 11 September 1831.

Die französischen Volksbücher.

(Fortsetzung.)

Außer den erwähnten Städten wird noch an vielen andern Orten eine bedeutende Anzahl lokaler Kalender verlegt, die mit Jahrmarktsanzeigen, landwirthschaftlichen Vorschriften und andern Einzelnheiten, wie sie in jedem Departement verschieden sind, angefüllt werden. Dabei erhält sich aber der doppelte „Mathieu Lansberg“ immer noch in seinem alten Ansehen. Derselbe ist mit ehrwürdigen Zeugnissen seiner Aechtheit versehen, und mit dem wahren Contrefait des hochberühmten Mathematikers geziert, der in der rechten Hand die Himmelskugel hält, und mit dem ernsthaftesten Gottvatergesichte seinen erhabenen Offenbarungen nachsinnt. Außer seinen weisen Lehren über Haus- und Feldwirthschaft, und chiromantischen und astrologischen Andeutungen enthält er auch den berühmten Hirtenkalender (Calendrier des Bergers) auch Eselskalender (Almanach des Anes) genannt, in welchem hieroglyphische Zeichen die Stelle von Buchstaben vertreten, für diejenigen, denen das Abc Buch noch ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Eine Heugabel deutet die Zeit an, wo gut Heumachen ist, eine Scheere, wo man Haar schneiden soll, ein Fächer bedeutet Hitze, ein bedeckter Topf trübes Wetter, ein offener Topf klaren Himmel, eine Eule strenge Kälte. Diese Zeichen sammt allerlei Figuren, die neben den Wochentagen herlaufen, geben auch die Arbeiten an, die ein vernünftiger Landwirth Jahr ein Jahr aus zu unternehmen hat. Wahrscheinlich besteht dieser Kalender noch seit dem sechzehnten Jahrhundert, wo er weit und breit berühmt war, bis auf den heutigen Tag in unveränderter Gestalt. Wenigstens geschieht seiner in einem Werke jener Zeit bereits Erwähnung, das die schönsten Einzelnheiten über damalige Haushaltung und Volksleben enthält, um die selbst der Novellist von Abbotsford es beneiden möchte. Hier eine Stelle daraus, die zugleich des genannten Kalenders und einiger andern Volksbücher erwähnt, die damals noch in feineren Händen waren, als die Hacke und Spaten führen:

„In der Wohnstube des Hauses (zwei zu haben ist nur das Vorrecht der Großen) ist ein Hirschgeweih mit Eisen beschlagen am Wandgetäfel angebracht, an dessen Ende Kappen, Hüte, Hundepeitschen und der große Paternosterkranz zum allgemeinen Gebrauche hangen. Auf der Anrichte oder dem zweibehälterigen Eßschranke liegt die Uebersetzung der heiligen Schrift, wie sie von König Karl V zu verfassen geboten wurde; die vier Haimonskinder, der Däne Ogier, die schöne Melusine und der Hirtenkalender. Hinter der Thüre befinden sich noch einige Hirschgeweihe und im Hintergrunde der Stube auf an der Wand angebrachten Brettern ein halb Duzend Bogen mit dazugehörigen Köchern und Pfeilen, zwei gute große Schilde (Rondelles genannt) mit zwei kurzen breiten Schwertern, zwei Halebarden, zwei Spießen, zwei und zwanzig Fuß lang, zwei oder drei Panzerhemde in einer mit Kleien gefüllten Kiste, zwei starke Armbrüste und in dem großen Fenster oder dem Kamine drei Büchsen (hocquebuses d. h. arquebuses.) Daneben erblickt man einen Falkenhandschuh und unten die Netze und anderes Jagdgeräthe. Unter der großen, drei Fuß breiten Ofenbank, liegt ein frisches Stroh für die Hunde, wodurch sie besser und geschickter werden, ihren Herrn zu riechen und zu hören.“

Seit dieser Zeit wird der Hirtenkalender noch immer in Troyes gedruckt, doch vermindert sich die Nachfrage nach ihm jährlich mehr und mehr, in dem Verhältniß als die Zahl der Menschen, welche lesen können, zunimmt. So gibt es einen erfreulichen Beweis von der Zunahme der Volksbildung in Frankreich, daß der Eselskalender zur Zeit des Kaiserthums noch 500,000 Exemplare absetzte, gegenwärtig aber kaum noch 20,000.

Am längsten stritten die geistlichen Gesänge mit den Kalendern um die Palme der größern Popularität. Gegenwärtig sind sie freilich in den größern Städten verdrängt worden, aber auf dem Lande behaupten sie sich noch immer in ihrem alten Ansehen. Kein Kirchweihfest, kein Jahrmarkt wird gehalten, wo nicht einige wandernde Krämer mit höchst erbaulichem Gesicht und langen Haaren, behangen mit Rosenkränzen, Skapulieren und Agnus Dei, einem Kreise halbreuiger Zuhörer die Heilkraft gewisser Reliquien anpreisen.

Jeder Ort, der mit dergleichen wunderthätigen Kostbarkeiten begnadigt ist, hat so seine Lobprediger, deren lyrische Manifeste an die Stelle jener Ritterzüge (chevauchées) des Mittelalters getreten sind, wo der Wunsch solche unschätzbare Heilthümer zu besitzen, deren Werth noch dadurch erhöht wurde, daß Haufen von Pilgrimen nach jenen Kirchen gezogen wurden, die Heiligenschreine aufzuweisen hatten, nicht selten zu förmlichen Kriegen Anlaß gab. „Ist nicht die unzählige Menge heiliger Leiber in der Abtei von St. Saulve de Montreuil,“ ruft der Geschichtschreiber von Abbe-

ville aus, „ein hinreichender Beweis von der Habgier der Grafen von Flandern? Sind diese heiligen Leiber nicht alle gestohlen? Kam nicht die Nase des h. Willibrod von dem Kloster Wetz in Holland? und der Nabel des h. Adhelm aus einer Abtei der Normandie?“ Diese frommen Räubereien veranlaßten natürlich strenge Repressalien, so daß ein besonders wichtiges Heiligthum oft Monate lang hin und her geschleppt wurde, bis es eine bleibende Ruhestätte fand. Jeder von den Heiligen, die in den obenerwähnten geistlichen Liedern besungen werden, ist der Schutzpatron gegen eine Krankheit, und St. Hubertus und seine unfehlbaren Jagdhunde, die h. Clotilde, die h. Luzia, St. Vigor, die h. Barbara, der h. Michael und der h. Markolf sammt einer Heerschaar anderer Heiligen sind der Gegenstand jener pathologischen Gesänge. Freilich ist der Kranke manchmal nicht der Natur seines Uebels vollkommen gewiß, und weiß dann nicht an welchen Heiligen er sich wenden soll. Doch in diesem Falle hat er ein unfehlbares Mittel zur Hand, die Diagnose seiner Krankheit zu stellen, die indeß wohl einer alten Ueberlieferung des Heidenthums angehören mag. Eine bestimmte Anzahl von Epheublättern wird nämlich des Abends in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gelegt, jedoch achtgegeben, daß die obere Seite des Blattes nicht benetzt wird. Jedem dieser sybillinischen Blätter wird der Name eines der Heiligen beigelegt, den man als Schutzpatron gegen eine von den Krankheiten anzurufen pflegt, von welchen der Kranke sich befallen glaubt; das Blatt, welches am andern Morgen befeuchtet gefunden wird, deutet dann den Heiligen an, den man anzurufen hat. Diese abergläubischen Gebräuche sind aber wohlgemerkt nicht allein an der Küste von Bretagne, im Innern von Landes oder in den tiefen Wäldern vom Morbihan zu finden, sondern selbst in einem Umkreise von dreißig Meilen um Paris, in den Departements von Eure, Calvados und der Untern Seine; Beweise dafür geben die zahlreichen gerichtlichen Verhandlungen, wobei die Zuchtpolizei an die Stelle der Inquisition getreten ist.

Zunächst der heiligen Gesänge haben wir das Lied „von der wunderbaren Geschichte des ewigen Juden, der seit dem Jahre 33 Nichts thut als laufen,“ (Histoire admirable du Juif Errant lequel depuis l'An XXXIII ne fait que marcher), die trilogische Klage des keuschen Joseph, die Leiden der Genovefa von Brabant — das Vorbild der unschuldig verfolgten Frauen, „den Generallieutenant Holofernes, den Madame Judith umgebracht“ (Le Lieutenant-General Holofernes mis à Mort par Mme Judith), die biographische Legende des h. Onuphrius, dessen wunderthätige Kraft, dem Donner zu gebieten, in der neuern Zeit Franklin nachgemacht hat, und endlich den pathetischen Lobgesang auf „unsere liebe Frau von der Hut“ (Notre Dame de la garde), in welchem der arme Schiffer den Schutz der reinen Himmelskönigin anruft, gegen wildes Sturmeswüthen —

„Claire étoile de la mer
Montrez vous dans le danger
Dans la nuit la plus obscure
Servez de phare et de nord (boussole)
A ceux qui sous votre augure
Espérent de prendre port!“

Die himmlische Jungfrau wird in diesem Liede auch als „keuscher Mond“ und „Pflichtanker“ (ancre maitresse) angerufen; wobei die theergetränkten Sünder am Schlusse ausrufen:

„Chacun de nous est fâché
D'avoir si souvent péché.
O Dame de Bonne garde!
Faites nous ressouvenir
Que partout Dieu nous regarde
Pour mieux vivre à l'avenir.“

(Schluß folgt.)

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Bernardino von Sahagun begann sein Werk in merikanischer Sprache in dem Flecken Tepepulco in der Provinz Tezcuco. Auf den Rath des Statthalters wählte er, um die Ueberlieferungen niederzuschreiben, zwölf der ältesten Indianer, die einen hohen Ruf der Rechtlichkeit genossen. Zwei Jahre lang stand er ununterbrochen mit ihnen im Verkehr: die mündlichen Antworten, die sie auf seine Fragen gaben, wurden sogleich in hieroglyphischen Bildern niedergezeichnet, und am Rande dieser Gemälde setzten vier junge Merikaner, die im Kollegium erzogen wurden und auf die man das unbedingteste Zutrauen setzen konnte, eine genaue Auslegung in lateinischer und spanischer Sprache. „Ich bin noch im Besitz der Originale,“ bemerkt hiebei der Mönch.

Zu Santiago de Tlatelulco fuhr Bernardino fort ein gleiches Werk entwerfen zu lassen, wobei er die ältesten und angesehensten Männer des Landes, den Rektor des Kollegiums und die indianischen Zöglinge zu Rathe zog. Bald darauf wurde er in das Kloster des h. Franziskus zu Meriko zurückberufen, wo er die Aechtheit aller erhobenen Mittheilungen auf dem bisher schon eingeschlagenen Wege zu prüfen begann; um seine Genauigkeit noch näher zu beurkunden, führt der Verfasser die Namen aller Männer auf, von denen er seine Berichte erhalten hatte. Dieß beschäftigte ihn bis zum Jahre 1545; sein Werk war damals in merikanischer Sprache geschrieben, und wurde der Beurtheilung einer Menge von gelehrten Männern unterworfen. Da die gesammelten Urkunden einmal geordnet waren, so konnte er sie jetzt mit Dem vergleichen, was er vor Augen hatte, nämlich mit den zahlreichen Ueberresten der alten Gebäude, und mit den noch fortlebenden Sitten und Gebräuchen der Vorwelt. Die Eroberung Neuspaniens hatte im Jahre 1519 begonnen, und war im Jahre 1521 noch nicht beendigt; die alten Leute, mit denen unser Geschichtschreiber sich vor dem Jahre 1545 besprach, hatten demnach, wenn sie auch nur sechzig Jahre zählten, noch dreißig Jahre nach dem Sturze des merikanischen Kaiserthums gelebt, und somit konnten sie also über die Sitten und Gebräuche, über die man bei ihnen Erkundigungen einzog, mehr als hinlänglich unterrichtet seyn. Da eine Menge Erkundigungen einzeln und an verschiedenen Orten von Meriko gesammelt wurden; da zugleich der Verfasser durch seine Kenntniß der Landessprache, die er schon vor dem Jahre 1530 erworben hatte, unterstützt wurde, so kann über die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit seines Werkes nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Als diese unermeßliche Arbeit vollendet war, was im Jahre 1545 statt fand, hatte der arme Mönch noch bei Weitem nicht sein eigentliches Ziel erreicht: er mußte noch die Unwissenheit der Mönche überwinden. Kaum sollte man es glauben, daß die Geschichte Neuspaniens erst im Jahre 1569 ins Reine geschrieben, und seine Uebersetzung ins Spanische erst 1575 vollendet werden konnte. Der gute Pater war indessen alt geworden, seine Hand zitterte, und man sagte ihm, um die Kosten der Abschrift zu vermeiden, „es sey gegen das Gelübde der freiwilligen Armuth zu diesem Zwecke Geld zu verwenden." Solcher Ausflüchte bedienten sich die unwissenden Mönche gegen diesen würdigen Mann, der nach einer so vieljährigen Riesenarbeit das standhaft verfolgte Ziel so weit erreicht hatte, daß er — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen — sagen konnte: „Die Diener des Evangeliums, die ihm nachfolgten, würden sich darüber nicht beklagen können, daß die ersten Missionäre sie über Glaube und Sitte der Eingebornen im Dunkeln gelassen hätten."

Endlich sah der Greis seine längst vergeblich gehegten Wünsche in Erfüllung gehen; ein Ordensgeistlicher, der Franziskanergeneral Rodrigo de Segura, der nach Mexiko gekommen war, verstand das kostbare Werk zu würdigen, und gab dem Pater Bernardino die Mittel an die Hand, es zu vollenden. Hiezu trug auch nicht wenig der mächtige Einfluß Don Juan's de Ovando, des Präsidenten des indischen Staatsrathes in Spanien, bei, der mit dem größten Eifer die Herausgabe betrieb. Der Pater Sahagun ist voll Erkenntlichkeit über diese edelmüthige Unterstützung; er widmete sein Buch ihm, „der es," wie er sich ausdrückt, „aus dem Staube, in den es versunken war, hervorzog."*)

So seltsam war das Schicksal dieses kostbaren Werkes, das von den Einen für ein Wörterbuch, von den Andern für eine unbedeutende Chronik gehalten wurde, und das erst jetzt nach drei Jahrhunderten das Licht der Welt erblickt, nachdem die Nationen, auf die es zu wirken berechnet war, ihren ganzen ursprünglichen Charakter verloren haben, nachdem sie als Völker im Strome der Zeit erloschen sind.

*) „Als ich diese Arbeit unternahm," sagt der ehrwürdige Mönch, „bildete man sich ein, ich wolle ein Wörterbuch abfassen, und noch jetzt fragen viele Leute: wo ist denn das Wörterbuch?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Cuba.

(Schluß.)

Vom Jahre 1760 bis 1767 wurden im Hafen von Havannah, dem einzigen, der damals besucht wurde, ein Jahr ins andere 13,000 Kisten (208,000 Arobas) Zucker verladen; allein seit die Engländer die Insel räumten, flößten die riesenhaften Befestigungen, mit denen die Regierung Havannah umgab, den Pflanzern mehr Vertrauen auf Sicherheit ein, und die Zuckersiedereien vermehrten sich schnell; in den Jahren 1789 bis 1790, wo der frei gewordene Handel neue Wege des Verkehrs eröffnete, stieg der Ertrag der Zuckersiedereien in demselben Verhältnisse, und die Ausfuhr betrug damals schon 68,150 Kisten (1,090,400 Arobas). Die Freiheit des Handels mit allen spanischen Häfen, und selbst mit einigen fremder Nationen; die Eröffnung des Hafens von Cuba; die Errichtung des Consulado (Handelsgerichts) und der patriotischen Gesellschaft; die Einführung des Zuckerrohrs von Tahiti; die Zerstörung der französischen Kolonie von St. Domingo und die hieraus entstehende Erhöhung der Zuckerpreise; die Vervollkommnung der Maschinen und Oefen, die man großentheils den Auswanderern von Cap François verdankte, waren die Ursachen, welche nach und nach den glücklichen Fortgang jenes Anbaues auf der Insel Cuba herbeiführten; und so sehen wir die Ausfuhr ein Jahr ins andere folgendermaßen sich vermehren:

von	bis	auf Kisten	Arobas
1790	1800	110,096	1,761,456
1800	1820	207,698	3,325,136
1820	1825	250,584	4,006,144
	1826	271,013	4,336,208

Allein, seit mehrere Häfen der Insel Cuba eröffnet wurden, ist es, um den Ertrag der Zuckersiedereien kennen zu lernen, nicht mehr hinreichend, die Ausfuhr durch den Hafen von Havannah allein zu wissen, da sie, obschon die bedeutendste, nur zwei Drittheile beträgt; um also eine vollständige Uebersicht dieses wichtigen Zweigs der Ackerbau- und Gewerbs-Industrie, mit dem noch die Fabrikation des Syrups und Rums verbunden ist, zu geben, folgt hier ein Verzeichniß der im Jahre 1827 in den drei Departementen erzeugten Fabrikate und deren Ausfuhr in demselben Jahre.

Im Jahre 1827 zählte man nicht weniger als tausend Zuckersiedereien (ingenios y trapiches), die in Thätigkeit waren. Den unumgänglich nöthigen Apparat ungerechnet, hatten sie dreihundert Destillirkessel, zwei und dreißig Dampf- und neun hydraulische Maschinen. Die für jede Zuckersiederei nöthige Sklavenzahl steht mit ihrer Größe im Verhältnisse, ist aber gewöhnlich von 200 bis 500.

Ertrag der Zuckersiedereien im Jahre 1827.

Zucker in Sorten . .	95,056,125	Kilogr.
Moscovadezucker . .	926,257	—
Rum	10,550,900	Litres
Syrup	11,201,847	Kilogr.
Ausfuhr.		
Zucker in Sorten . .	71,850,495	Kilogr.
Rum	756,800	Litr.
Syrup	10,225,316	Kilogr.

Der Kaffeebaum, den die Antillen dem französischen Philanthropen Declieu verdanken, wurde im Jahre 1725 zuerst in Martinique einheimisch gemacht und dann im Jahre 1769 nach San-Juan-de-Puerto-Rico auf Cuba verpflanzt; allein sein Anbau kam erst nach Ankunft der Auswanderer von St. Domingo in Aufnahme, die ihm den Vorzug vor dem Zuckerrohre gaben. Der Erfolg übertraf ihre Erwartungen, und bestimmte mehrere Bewohner des westlichen Theils der Insel sich seinem Anbaue zu widmen, der jetzt in Verbindung mit den andern Distrikten eine bedeutende Verbreitung gewonnen hat. Im Jahre 1800 zählte man schon achtzig Cafetales (Kaffeepflanzungen), und zu Havannah wurden verladen;

im Jahre 1801 . .	50,000	Arobas
— — 1809 . .	320,000	—
— — 1826 . .	1,221,000	—

Im Jahre 1827 war der Ertrag von den 2,075 Cafetales, welche es in den drei Departementen der Insel gab, und die zusammen mehr als zweihundert Millionen Kaffeebäume enthielten, 32,160,572 Kilogr.; die Ausfuhr betrug 25,319,906 Kilogr.

Dem Anbaue des Tabaks, einer auf der Insel Cuba heimischen Pflanze, stellten sich anfänglich große Hindernisse in den Weg, weil man ihn früher nur als ein medizinisches Kraut ansah; als aber sein Gebrauch sich immer mehr in Europa verbreitete, so verordnete der Hof von Madrid seit dem Jahre 1614 seinen Anbau im großen Maßstabe, indem er ihn ein- für allemal einem verhaßten Monopol unterwarf, welches wegen des Unterschleifs, zu dem es reizte, eine genaue Schätzung des Betrags der Ernte und der Ausfuhr immer unmöglich machte. Obgleich seit dem Jahre 1817 jenes Monopol aufgehoben wurde, so sind doch die beträchtlichen Abgaben, mit denen diese Pflanze belegt ist, noch immer eine starke Lockung zum Unterschleife für den Pflanzer und Kaufmann. Man glaubt, daß die Real Factoria (die Verwaltung, welche das Monopol ausübte) im Jahre 1800 40,000 Arobas in ihre Magazine legte; im Jahre 1827 betrug die Ernte 500,000 Arobas (5,750,000 Kilogr.), und die von der Douane registrirte Ausfuhr war nur 79,106 Arobas (909,719 Kilogr.), so daß also jener An-

gabe zufolge auf der Insel 4,840,281 Kilogr. verbraucht worden wären, wenn man annimmt, daß der deklarirte Ertrag und die Ausfuhr nicht unter der Wirklichkeit waren. Alle Reisenden sagen übrigens einstimmig aus, daß die Schmuggelei in diesem Artikel ungeheuer sey.

Wir wollen dieses Verzeichniß des Reichthums von Cuba nicht schließen, ohne eine ungefähre Uebersicht der Zuchtthiere zu geben, die im Jahre 1827 die Estancias bevölkerten, in den Potreros gezüchtet wurden, die man zu den verschiedenen Arbeiten der Landwirthschaft verwendete, oder die, zu Transporten und Luxusfuhrwerken bestimmt, sich in den Haciendas oder im Innern der Städte befanden. Damals zählte man auf Cuba: 1,058,752 Stiere und Kühe, 140,639 Zugochsen, 206,973 Hengste und Stuten, 25,612 Esel und Maulthiere, 45,962 Schafe und Ziegen, und 893,538 Schweine. Der Handel hat, da er innig mit dem Ackerbaue verbunden ist, auch mit diesem stets an Ausdehnung gewonnen; allein seine Wichtigkeit gründet sich nicht bloß auf den Reichthum der Erzeugnisse von Cuba und das Bedürfniß seiner Einwohner an Lebensmitteln und europäischen Waaren; sie beruht eben so sehr auf der Wiederausfuhr dieser nämlichen Waaren, auf der geographischen Lage der Insel, und vor Allem auf der glücklichen Lage des Hafens von Havannah am Eingange des Golfs von Mexiko. Seit Havannah noch die Bewilligung des Stapelhandels erhalten hat, scheint diese Insel die prophetischen Worte des Abbé Raynal, daß Cuba für Spanien so viel werth sey als ein Königreich, zu verwirklichen. Seit dieser Zeit kann man den jährlichen Umsatz im Handel von Havannah auf 30 Millionen Piaster (159 Millionen Franken) anschlagen. In seinem Hafen laufen ein Jahr ins andere 1,200 Schiffe aus und ein, die Küstenfahrer nicht gerechnet. Im Jahre 1827 war die Zahl der in den sämmtlichen Häfen der Insel eingelaufenen Schiffe 1,841 und die der ausgelaufenen 1,649. Zur nämlichen Zeit belief sich die Einfuhr, den Registern der Douane zufolge, auf 17,352,854 Piaster (90,970,126 Fr.) und die Ausfuhr auf 14,286,192 Piaster (75,716,817 Fr.), unter denen der Werth der einheimischen Produkte allein eine Summe von 10,724,577 Piaster ausmachte. Diese Zahlen dürfen übrigens keineswegs als das Minimum der Ein- und Ausfuhr betrachtet werden; denn eines Theils sind die Schätzungen der Douane meist unter dem wahren Werthe der Waaren, und andern Theils müssen die häufig vorfallenden Unterschleife die angegebene Summe bedeutend erhöhen. Obschon man keine ganz genaue Schätzung zu erhalten vermag, so ist es dennoch gewiß, daß der Handel von Cuba seit dem Jahre 1778 eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen hat, und weit bedeutender ist als der in den übrigen Antillen, von denen man sie in gewisser Hinsicht als den Hauptplatz betrachten kann. Auch die Einkünfte der Insel, welche vor dem Jahre 1778 nicht hinreichten, das Drittel der innern Verwaltungskosten, die sich auf 2,500,000 Piaster beliefen, zu decken, haben sich seit jener Zeit so vermehrt, daß der öffentliche Schatz, außer allen innern Ausgaben, noch im Stande ist, dem Mutterlande eine jährliche Summe von 15 Millionen Franken zu bezahlen.

Die Zollgebühren, deren Minimum sich von 3 bis 13 Proz. und das Maximum von 21 bis 27 Proz. beläuft, bilden die Hauptquelle der Einkünfte von Cuba. Die Abgabe von 6 Proz. vom Verkaufe unbeweglicher Güter und Sklaven; die Auflage auf Salz und Spielkarten; die Taxe von 6 Proz. auf den Anbau des Tabaks, und noch andere Konsumtions- und Immobilien-Steuern sind die übrigen bedeutendern Quellen der Einkünfte. Mit diesen Mitteln bestreitet Cuba den Militär-Etat, der sich auf ungefähr 10,000 bis 12,000 Mann beläuft; die Marine, welche aus 14 Fahrzeugen mit 280 Kanonen besteht; die Festungswerke; die Straßen und die verschiedenen Wasserbauarbeiten; besoldet die Civil- und Militär-Behörden, und erhält die Schiffswerften, welche seit dem Jahre 1778 der Kriegs-Marine des Mutterlands 22 Fregatten, 7 Paketboote, 9 Brigantinen, 14 Goeletten und 49 kleine Fahrzeuge geliefert haben, und außerdem noch alle Jahre bedeutende Summen nach Spanien senden. Im Jahre 1827 warfen die sämmtlichen Auflagen 44,890,856 Fr. ab.

Dieß sind die Hülfsquellen dieser Kolonie, die, ohne alle Schulden, durch den Anbau nur des siebenten Theils ihres Bodens, sich ein Einkommen erwirbt, welches viel bedeutender ist als das der Großherzogthümer Toscana und Baden, der Königreiche Hannover und Sachsen, der päpstlichen Staaten, und selbst der Monarchien Dänemark, Portugal, Norwegen und Schweden. Weit blühender als der größte Theil der neuen unabhängigen Staaten von Südamerika, die bereits durch ihre Anleihen mit Schulden beladen sind, sieht diese Kolonie täglich ihren Wohlstand wachsen, ohne ihre Zukunft bloßstellen zu dürfen. Wenn auch die Insel Cuba nicht jene großen und kostspieligen Anstalten hat, die in Mexiko schon seit lange bestehen, so haben dagegen Havannah und die übrigen Hauptstädte mehrere wissenschaftliche und literarische Einrichtungen, welche, indem sie die Fähigkeiten des Menschen ausbilden, ihn um so schneller einer vollkommenern Civilisation entgegen führen. Auch die Sklaven werden hier sehr gut und mehr als Hausgenossen behandelt, als dieß irgend wo anders der Fall ist. Die patriotischen Societäten zu Havannah, Santo-Espiritu, Puerto-Principe und Trinidad; die Universität mit ihren Lehrstühlen der Theologie, der Rechte, der Medizin, der Staats-Oekonomie; das Erscheinen von sieben täglichen, zwei wöchentlichen Journalen und einer monatlichen Revue; die öffentliche Bibliothek und die lankasterschen Schulen tragen sämmtlich dazu bei, den Unterricht zu verbreiten, die Einwohner über ihre wahren Interessen aufzuklären und sie täglich geschickter zu machen, sich der Vormundschaft eines ganz in Verfall gerathenen Mutterlands zu entledigen.

Industrie in Aegypten.

Der Pascha von Aegypten hat sich seit einigen Jahren viele Mühe gegeben, die Fabrikation von Baumwollenwaaren daselbst einzuführen. Die große Konkurrenz, die jährlich um die ägyptische Baumwolle (coton de Jumel) entstand, mußte ihn auf den Gedanken bringen, daß er aus einem so vortrefflichen Material Waaren verfertigen lassen könne, welche mit denen der Europäer Markt halten könnten. Er ließ mit großen Kosten Ingenieure, Maschinen und Arbeiter aus England kommen, und errichtete in Bulak und in mehreren Städten Oberägyptens große Baumwollenspinnereien und Webereien, und fängt an, die Früchte seiner Bemühungen zu ernten. Seit einem Jahre überschwemmt er Arabien und Persien mit Baumwollenwaaren aus seinen Fabriken, und Indien mit Baumwollengarn, dessen Qualität besser ist als die des besten englischen. Die indischen Weber setzen nur daran aus, daß es nicht weiß genug gebleicht sey; allein dem ist leicht abzuhelfen; in allem übrigen ziehen sie es dem englischen Produkt vor. Es sind kürzlich zwei Schiffe, die ausschließlich damit befrachtet waren, in Calcutta angekommen und haben den größten Schrecken unter den englischen Kaufleuten erregt; ohne Zweifel wird man versuchen, durch höhere Zölle einer so furchtbaren Konkurrenz entgegenzuarbeiten: allein die englische Regierung muß den Pascha aus vielen Gründen schonen, und besonders darum, daß er nicht seine Baumwolle ausschließlich an Frankreich verkaufe, was den französischen Fabriken einen großen Vortheil über die englischen in gewissen Theilen der Baumwollenfabrikation geben würde. Uebrigens ist es jedenfalls eine interessante Erscheinung, daß ein Barbar in wenigen Jahren erreicht hat, was Napoleon und der ganze Kontinent seit dem Anfange des Jahrhunderts mit der Aufwendung aller ihrer Kräfte nicht erreichen konnten — eine glückliche Konkurrenz mit England in Baumwollenmanufaktur.

Der irrende Prinz von Madagaskar.

Es befindet sich in Paris unter andern unglücklichen Fürsten und Prinzen ein ganz besonders vom Schicksale beeinträchtigter, nämlich ein Prätendent zum Throne von Madagaskar, der als Kind nach Frankreich gebracht wurde, seine Erziehung in Paris zu erhalten, und nun, da er achtzehn Jahre alt ist, zurückzugehen wünscht, seine Herrschaft anzutreten; allein der arme Kronprinz hat seit vielen Jahren seine Muttersprache vergessen, so daß er keine Aussicht hat, von seinen getreuen Unterthanen anerkannt oder nur verstanden zu werden, wenn er seine unleugbaren und legitimen Ansprüche an sein madacassisches Königthum auseinandersetzen wollte. Er sieht die Schwierigkeit seiner Lage völlig ein, und gibt sich alle erdenkliche Mühe, einen Sprachlehrer zu erhalten, der ihn in den eleganten und gebildeten Hofdialekt der Ova's einweihen könnte; bis jetzt sind seine Bemühungen umsonst gewesen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

☞ Höchst wichtiges litterarisches Unternehmen.

Im September dieses Jahres erscheint bei Carl Hoffmann in Stuttgart die erste Lieferung des schon früher kurz angezeigten Werkes:

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände,

von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831,

mit Zugrundelegung seines größeren Werkes,

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Carl v. Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Vier Bände,

in 20 Lieferungen von 6 Bogen, à 18 kr., also das Ganze zu 6 fl.

Die in den Jahren 1812 bis 1825 allererst herausgegebene, aus 9 Bänden bestehende, bis zum Jahre 1816 führende „allgemeine Geschichte" von C. v. Rotteck hat sich, ungeachtet der fast gleichzeitig mit ihr erschienenen, ähnlichen Geschichtwerke mehrerer berühmter und vortrefflicher Schriftsteller, eines so ausgezeichneten Beifalls in der deutschen Lesewelt zu erfreuen gehabt, daß noch vor Vollendung des Werkes, d. h. noch vor Herausgabe der beiden letzten Bände, fünf Auflagen der früheren Bände vergriffen waren, und daß jetzt bereits sieben starke Auflagen des Ganzen zur Befriedigung der fortdauernden Nachfrage nöthig geworden sind — ohne den jüngst unter der unwahren Bezeichnung, „achte verbesserte Auflage," erschienenen Macklot'schen Nachdruck zu rechnen. Diese außerordentlich schnelle und ausgedehnte Verbreitung, wenn sie einerseits den, zu den merkwürdigen Zeichen der Zeit gehörenden, täglich zunehmenden Geschmack des Publicums an historischen Studien und Unterhaltungen darthut, gibt anderseits auch lautes Zeugniß dafür, daß das Rotteck'sche Geschichtbuch wahrhaft zeitgemäß geschrieben, d. h. nach dem Standpunkte, welchen der Verfasser zur Auffassung, Auswahl und Beurtheilung der Begebenheiten genommen, der Geistesrichtung und den vorwaltenden Ideen und Interessen unserer großen Zeit entsprechend sey. Sein Standpunkt aber ist vor allem der politische und vernunftrechtliche, d. h. der in Charakteren und Thatsachen, in Personen und Dingen, in Schicksalen und Verhältnissen ganz vorzugsweise ihre Beziehung auf Völker- und Menschenwohl, auf Freiheit und Recht, auf Staaten-Macht, Ruhm und Reichthum und deren nähere oder entferntere Quellen aufsuchende und vergegenwärtigende. Dieses aber sind die Punkte, worauf in unserer Zeit, rücksichtlich des heutigen Zustandes, sich die Blicke aller Verständigen und Guten, aller nach einem Wirkungskreise im Vaterlande oder überall in der Menschheit Strebenden, aller zu irgend einer Stimmführung im Kreise Gebildeter sich Eignenden, richten; und nichts kann wohl dafür lehrreicher, bestimmender, bekräftigender seyn, als Vertrautheit mit der Geschichte. Denn sie, die Tausendstimmige, enthält die Deutung der Gegenwart und den Schlüssel der Zukunft; sie allein lehrt den Menschen und Bürger seine Stellung in der Menschheit und im Vaterlande kennen, und hebt ihn auf die Stufe ächter Genossenschaft unseres edlern Zeitgeistes.

Darum ist es äußerst wünschenswerth, daß die Bekanntschaft mit der Geschichte in alle Regionen der Gesellschaft, in die Hütten wie in die Palläste dringe, und insbesondere, daß zeitgemäße Darstellungen des Weltlaufs und der Völkerschicksale in die Hände aller Bürgerklassen gebracht werden.

Aus Gründen dieser Art, und gemäß vielseitig erhaltener Aufforderung hat der Verfasser des hier angezeigten Werkes sich entschlossen, seine in ihrer ausführlicheren Darstellung so äußerst beifällig aufgenommene „allgemeine Geschichte für denkende Geschichtfreunde" nunmehr auch in einem verkleinerten Maßstabe herauszugeben, um den darin aufgestellten, von den Wohldenkenden und Kundigen vielstimmig gebilligten Ansichten des Weltlaufs eine noch allgemeinere Verbreitung zu geben, die Anschaffung des Werkes auch den minder bemittelten Klassen zu erleichtern, und insbesondere auch, um dasselbe zur Grundlage von Lehrvorträgen — etwa in Mittelschulen — geeigneter zu machen.

Diese kürzer gefaßte „Weltgeschichte" nämlich

wird in Bezug auf Auswahl, Darstellung und Beurtheilung der Hauptbegebenheiten, zumal der politischen, auf Freiheit und öffentliches Recht sich beziehenden, in steter Uebereinstimmung mit dem größeren Werke bleiben; aber die gelehrteren Ausführungen, sodann die minder wichtigen Details und die allernächst auf die zur Zeit der ersten Erscheinung des Buchs obgewalteten Verhältnisse sich beziehenden Reflexionen und Anspielungen werden weggelassen, endlich die Eintheilung und Anordnung der Materien nach Erforderniß des bezeichneten Zweckes in etwas geändert werden; und es wird dergestalt das Buch auch denjenigen, welche bereits das größere Werk besitzen, zur leichten Wiederholung oder zur gedrängten Ueberschauung dienen, den andern aber, zumal den jüngern Lesern, sodann besonders den Geschichtfreunden aus der Klasse des Bürgers und Landmanns, Behufs des Selbstunterrichts, die Stelle des größeren vollkommen vertreten, ja diesen Lesern, der leichtern Ueberschaulichkeit willen, nützlicher und willkommener als dieses seyn.

Die kürzere „Weltgeschichte für alle Stände," welche wir hiemit anzeigen, wird, dem allgemeinsten Plan des größeren Werkes folgend, in den drei ersten Bänden die drei großen Haupttheile der Welthistorie, nämlich die alte, die mittlere und die neue Geschichte enthalten, die erste vom Anfang der historischen Kenntniß bis zum Sturz des abendländischen Römischen Reiches, die zweite von da bis zur Reformation und zur Entdeckung beider Indien, die dritte von da bis zur französischen Revolution (folglich noch mit Ausschluß der letzten) reichend. Der vierte Band wird mit der französischen Revolutionsgeschichte anheben, aber die Darstellung nicht bloß bis zur Stiftung der heiligen Allianz (womit der neunte Band des grössern Werkes schließt) fortführen, sondern derselben noch einen gedrängten Ueberblick der von da bis auf den heutigen Tag erfolgten Hauptbegebenheiten anfügen. Diese Abweichung rechtfertigt sich durch die unermeßliche Masse und Wichtigkeit der seit 1789 Schlag auf Schlag erfolgten, erstaunenswürdigen Umwälzungen, deren uns so nahe liegendes Bild bei einer bloßen Zeichnung in's Kleine allzusehr an Verständlichkeit und Eindruck verlieren würde, und sodann durch das Interesse einer bis auf den heutigen Tag fortgeführten Darstellung.

Den Freunden des Verfassers und seiner Geistesrichtung wird dieses Werk, dessen Verlag wir liebend unternommen, eine erfreuliche Erscheinung seyn. Es wird eine solche seyn für Alle, welche die wahre Freiheit, d. h. die Herrschaft des Rechtes lieben, des Vernunftrechtes zumal, dessen Wiederherstellung und Befestigung die große, aber noch häufig mißverstandene Aufgabe unserer Zeit ist; endlich für Alle, welche anerkennen, daß, um solche Herrschaft zu begründen und zu schirmen, vor Allem Volksaufklärung noth thut, Verbreitung richtiger Einsicht in das Wesen und die Bedingungen der Freiheit und des Gemeinwohls, endlich Richtung der öffentlichen Meinung und des gesetzlichen Strebens auf ein gemeinsam und deutlich erkanntes Ziel. Solche Freunde der guten Sache werden diese „Weltgeschichte für alle Stände," deren Hauptcharakter in Verdeutlichung der Freiheits- und Rechts-Ideen besteht, und in eindringlicher Darstellung der im Spiegel der Vergangenheit zu erschauenden Gefahren und Beförderungsmittel für jene höchsten Erdengüter, wohlwollend und angelegen in den Kreisen ihrer Bekanntschaft und ihres Wirkens verbreiten. Wir bitten sie darum, im Interesse so edeln Zweckes, und nach dem Wunsche vieler vortrefflichen Männer, welche in demselben Interesse zu dieser Unternehmung uns aufgefordert oder ermuntert haben.

Was die äußere Ausstattung dieses zeitgemäßen Werkes betrifft, so sollen keine Kosten gespart werden, damit sie dem inneren Gehalte desselben auf eine anständige und würdige Weise entspreche. Ganz großes Format, eigends für dieses Werk gegossene Lettern (keine Augenverderber, sondern deutlich, scharf und schön) vortreffliches Velinpapier und die strengste typographische Correctheit werden das Publicum überzeugen, daß es dem Verleger wahrer Ernst ist, zur Verbreitung des Werkes, ohne Rücksicht auf größeren Gewinn, das Seinige im ganzen Umfange zu thun. Der äußerst wohlfeile Preis

achtzehn Kreuzer

für eine Lieferung von 6 Bogen in ganz groß Octav, bei einer solchen äußern Ausstattung, möge zum deutlichen Beweise dafür dienen.

Das wohlgetroffene Bildniß des Herrn Verfassers, auf das schönste in Stahl gestochen, wird der ersten Lieferung unentgeldlich beigegeben.

Geschichtfreunde, welche sich des edeln Zweckes — der Verbreitung eines solchen Werkes — wegen, für dasselbe verwenden, erhalten bei directer Bestellung von dem Verleger auf sechs Exemplare ein Freiexemplar.

Die Subscription oder der Ankauf der ersten Lieferung verbindet zur Abnahme des ganzen Werkes; Pränumeration wird jedoch in keiner Buchhandlung angenommen, sondern jede Lieferung wird bei Empfang derselben bezahlt.

In jedem Monat erscheint bestimmt eine Lieferung, und zwar ohne alle Unterbrechung.

Nochmals fordert der Verleger alle Geschichtfreunde, die Herren Ortsvorsteher, Pfarrer und Schullehrer, so wie überhaupt jeden Freund der Aufklärung und Volksbildung, zu eifrigster Verwendung für obiges Werk dringend auf. Die feste Ueberzeugung, zur Verbreitung eines so gediegenen und zeitgemäßen Unternehmens beizutragen, und in recht vielen Familien des deutschen Vaterlandes Licht und Wissen zu verbreiten, möge jeden Volksfreund hierzu lebhaft veranlassen!

Stuttgart, im August 1831.

Carl Hoffmann.

In München subscribirt man auf dieses höchst interessante Werk in der

Litterarisch-artistischen Anstalt.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 255. 12 September 1831.

Konstantinopel im Jahre 1831.

Die Osmanen sind in unsern Augen ein Volk, das sich in einem höchst schwankenden Zustande befindet, da es kein Vertrauen mehr in seine Kraft setzt; ein Volk, das auf der einen Seite durch die Gebote einer Religion, die zugleich die ganze gesellschaftliche Organisation ausmacht, zu sehr beschränkt ist, als daß es einen gewaltsamen Uebergang zu einem neuen Systeme wagen sollte, und sich doch auf der andern Seite bereits zu sehr von den Vorschriften des Korans entfernte, um ferner Einheit des Handelns und jenen Fanatismus aus ihm zu schöpfen, der es so lange Zeit hindurch zum Siege führte. Sie blieben zurück, da sie nur Schritt vor Schritt vorwärts gehen, während Europa in schnellem Laufe die Bahn der Civilisation durchfliegt.

Seit den Zeiten Friedrichs des Großen, hat die ungeschickte Politik Frankreichs sie von allen Haupt- und Staatsaktionen ausgeschlossen; lange schon haben sie keinen Antheil an den Kriegen der übrigen Mächte genommen, und jetzt stehen sie in keinem Gleichgewichte mehr zu den Völkern, die sie einst besiegten. Sie bewegen sich für sich in ihrem Systeme, müssen aber dabei fürchten, daß sie auf ein fester begründetes Ganzes stoßen, an dem sie mit ihrer Revolution scheitern.

Mit der Diplomatie, die nicht im Großen schafft, die nur ausbessert und nichts baut, werden sie noch lange ihre faulende Gährung bekämpfen; allein von dem Augenblick an, wo man ernstlich daran denken wird, Europa nach einem neuen Plane umzugestalten, unsre unförmlichen Staaten zurecht zu schneiden und unsre unnatürlichen Gränzen zu berichtigen; von dem Augenblick an, wo wir im Stande seyn werden, die Zukunft der Menschheit zu beschleunigen, werden wir vielleicht der Politik eine andere Richtung geben und dann, statt das türkische Staatsgebäude übertünchen zu helfen, werden wir es vielmehr auf eine oder die andere Art zertrümmern.

Dieses Reich besteht, wie bei den Alten, aus noch unverarbeiteten Stoffen; die Kräfte sind entweder vereinzelt oder gehen verloren; *) es besteht aus mehreren Völkerschaften, Kasten, Sklaven, Leibeigenen, aus einer Theokratie, einem militärischen Despotismus; die Frau ist da nur eine Sache, ein Geräthe, sie ist ganz außer der Gesellschaft. Das Centralisationssystem ist das fast allein herrschende.

Allerdings hat der Sultan, um dem Staate einen festern Halt zu geben, die meisten der großen Lehenträger des Reichs unterworfen; die Herrschaft über seine Unterthanen ist unmittelbarer und minder abhängig geworden; durch die Auflösung der Janitscharen wurde seiner Militärmacht das Prinzip der Subordination eingeflößt; das Volk ist entwaffnet. Meiner Meinung nach war die Trennung Griechenlands ein Nutzen für das türkische Reich, denn es hat dadurch einen Herd der Anarchie weniger, und selbst Albanien, das sich im Aufstande befindet, wäre kein Verlust. Sind die Osmanen dem europäischen System unnütz oder schädlich, so ist kein Zweifel, daß sie nach Asien zurückgedrängt werden; kann sich hingegen ihre Existenz mit der unsrigen verschmelzen, so wird ihr Unstern, oder das, was man so nennt, zu ihrer künftigen Größe beitragen, denn er wird neue Kräfte in ihnen entwickeln, um sich auf gleiche Höhe mit uns zu stellen.

Das gegenwärtige Verhältniß der Raya's ist ein großes Hinderniß; um ihm eine vollständige Gestaltung zu geben, müßte der Koran auf eine freisinnigere Art erklärt werden, wie zur Zeit der Kaliphen von Spanien oder Bagdad, wo die Künste und Wissenschaften unter den Händen der Moslemin blühten. Bis dahin wird jede Reform nur Stückwerk seyn; denn die schismatischen und katholischen Armenier, dann die Griechen und Juden sind lauter Völker, denen die Politik des Serails nur darum gestattet, sich nach und nach zu bereichern, um sie dann nach Belieben wieder zu plündern. Von einem großen Theile menschlicher Thätigkeit ausgeschlossen, immer unter Vormundschaft und beargwohnt, dienen sie nur als eine Art von Beute. Ihr Einfluß auf die Regierung ist nie unmittelbar, sondern immer haben sie dabei einen kaufmännischen oft feindlichen Zweck im Auge; daher ist auch ihr Gewerbfleiß schüchtern, ohne große Hülfsmittel, und krämerhaft. Bei großen Krisen bringen sie Unglück; in den letztern Zeiten hat man die asiatischen Armenier den Kavalleriekorps des General Paskewitsch

*) Die Masse der in Umlauf befindlichen Ideen, die persönliche Tapferkeit, der Werth des Lebens sind hier weit geringer, als in den civilisirten Ländern; ein Mensch kann immer durch einen andern ersetzt werden, der Vezier und der Krämer gleichen sich. Tödten, einkerkern ist nur eine Verminderung der Einheiten. Es gibt keine Zehner. — Die Abschaffung der Todesstrafe wird die Fortschritte des Menschengeschlechts beurkunden.

Lieferungen zuführen sehen; die Griechen und Bulgaren wanderten haufenweise nach den russischen Provinzen aus, und die Raya's in Konstantinopel dienten den Fremden als Agenten, und erkauften mit dem Gold einer benachbarten Macht die Geheimnisse und die Stimmen des Divans.

Unglücklicherweise stehen die Ulemas, Rechtsgelehrte, denen in der Türkei die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung anvertraut ist, noch in großem Ansehen; die Einwilligung des Mufti ist noch immer eine gewichtigte Formalität, und der Großherr trägt, wie ich glaube, ihm zu Gefallen den Kopf noch immer glattgeschoren. Se. Hoheit wagt sogar nicht mehr nach dem großen Serail zurückzukehren, aus Furcht wieder unter das Joch der religiösen Etikette zu gerathen, täglich die gräßlichen Blicke der Eunuchen ertragen zu müssen, und von dem Aufseher des Harems seine Pantoffeln umkehren zu sehen, wenn er sich länger als eine Stunde bei einer seiner Frauen vergessen sollte. Um sich von dieser Förmlichkeit einen Begriff zu machen, muß man wissen, daß die Veränderung seiner Kleidung eine Revolution veranlaßte, und daß für einen Ulema zwischen dem Fessi und dem Turban der nämliche Unterschied ist, als für uns zwischen Luthers Reformation und dem Katholicismus.

Mitten in dieser theokratischen Kombination nimmt die Militärverwaltung ihre Stelle ein. Das türkische Reich ist ein Lager; seine Provinzen haben ihre Roßschweife (Sandschaks) und die Bevölkerung wird offiziell in einen rechten und linken Flügel eingetheilt, die immer bereit sind, sich im Centrum Konstantinopel zu sammeln. Die Pascha's sind die Generale der Armee; sie sprechen ein Todesurtheil ohne weitere Berathung, als ob sie im Felde wären, und der Sultan befehligt das Ganze.

Gegenwärtig sind die religiöse und die Militärverwaltung mit einander im Kampfe; die religiöse, der man die großen Thaten der Vorzeit verdankt, ist jetzt nicht viel mehr als ein Wirrwarr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Reform des Gefängnißwesens in Frankreich.

Jedermann erinnert sich an die wichtigen Verhandlungen, die gegen Ende des vorigen Jahres die Frage über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe in der französischen Deputirtenkammer hervorgerufen hat. Frankreich bot damals der ganzen Welt ein erhabenes Schauspiel dar: nachdem einige frevelhafte, leichtsinnige, die heiligsten Rechte der Menschheit verachtende Höflinge nicht vor dem Gedanken zurückgeschaudert hatten, das Leben Tausender den einmal gefaßten willkürlichen Planen zu opfern, wollte die französische Nation den errungenen Sieg durch das offenbarste Zeichen ihrer Achtung für die Heiligkeit des menschlichen Lebens auf eine ihrer würdige Weise feyern. In diesem Augenblicke der Aufregung aller edeln und großartigen Gefühle, fürchteten einige von denselben Gesinnungen durchdrungene, jedoch durch die Lehren der Erfahrung zur Umsicht gebrachte Männer, daß die französische Kammer vor der Stimme des Gefühles die ernsten Forderungen des Verstandes schweigen machte, und einen voreiligen, der Sicherheit der Staatsgesellschaft gefährlichen Entschluß fassen möchte. Doch bestätigte die That ihre Besorgnisse nicht, und die von dem französischen Bon sens geleitete Kammer fand das Mittel, ihre Sympathie für die vorgeschlagene Reform an den Tag zu legen, ohne deßwegen von den Grundsätzen einer gesunden Kriminalpolitik abzuweichen, indem sie den heißen Wunsch ausdrückte, die Todesstrafen einst aus den Gesetzbüchern ausstreichen zu dürfen, zugleich aber erklärte, diese große Veränderung müßte allmählich vor sich gehen, und lasse sich auf jeden Fall nur dann verwirklichen, wenn die Gefängnisse auf eine solche Weise eingerichtet würden, daß die bürgerliche Gesellschaft in der Besserung des Verbrechers eine Bürgschaft gegen die Wiederholung seiner Vergehen finden könnte.

Durch diesen Entschluß wurde nun die Frage über die Abschaffung der Todesstrafe und die Reform der Kriminalgesetzbung für die nächste Zeit beseitigt, und gänzlich der Verbesserung des Gefängnißwesens, als präjudizieller Frage, nachgestellt, so daß die ganze Aufmerksamkeit der Regierung sich auf diesen letzten Gegenstand richten mußte. Diese verstand die große Wichtigkeit der ihr gestellten Aufgabe, und wendete sich, um dieselbe würdig zu erfüllen, an den auch im Auslande rühmlichst bekannten Herrn Charles Lucas, welcher nun aufgefordert wurde, als Inspecteur-général des prisons du Royaume die von ihm als Schriftsteller vielfach vorgeschlagenen Verbesserungen in das Leben einzuführen.

Diese Ernennung eines für die Sache der Menschheit begeisterten Jünglings zu der ersten Stelle der Gefängnißverwaltung wurde von allen Menschenfreunden des In- und Auslandes als eine erfreuliche Nachricht aufgenommen. Nun erwartete man von allen Seiten mit Sehnsucht die Resultate des Wirkens von Herrn Lucas. Da der Verfasser dieses Aufsatzes durch mündliche Mittheilungen des Herrn Lucas und anderer hohen Beamten in den Stand gesetzt worden ist, einige Notizen über diesen Punkt zu sammeln, so glaubt er durch Mittheilung derselben den Wünschen der Leser dieser Zeitschrift zu entsprechen.

Es ist kaum möglich, sich die Hindernisse vorzustellen, welche in Frankreich der Reform des Gefängnißwesens entgegenstehen. Das erste von allen ist der gänzliche Mangel an einer lebendig wirkenden Provinzial- und Gemeindeverfassung. In den Ländern, wo eine solche besteht, ist die Aufgabe der Regierung, wenn sie die Verbesserung irgend eines Zweiges der Verwaltung zu Stande führen will, sehr erleichtert, weil dann überall sich gewisse, der physischen und moralischen Lage des Landes entsprechende Verhältnisse gebildet haben, wobei der Regierung nichts mehr zu thun übrig bleibt, als diesen schon vorhandenen Elementen die Richtung der von ihr bezweckten Reform zu geben. In Frankreich hingegen, wo alle Provinzialeinrichtungen geometrisch gleich, und trotz der zahlreichen, von der Natur und dem relativen Bildungszustande herbeigeführten Verschiedenheiten, in dieselbe Form geschlagen werden müssen, ist es eine bedenkliche und höchst schwierige Aufgabe, ein tief eingreifendes, und doch für alle diese örtlichen Verhältnisse, zugleich passendes Verbesserungssystem zu erfinden. Zu dieser traurigen Folge des Vielregierens kommt, als ein zweites Hinderniß, die Nachlässigkeit, mit welcher das Gefängnißwesen von der frühern Regierung gehandhabt worden ist. Weit entfernt, an Anstalten für die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher zu denken, haben die verschiedenen Ministerien der Restauration nicht einmal eine genaue Kunde von dem wirklichen Zustande der Gefängnisse zu erhalten gesucht;

daher diese auffallende Erscheinung, daß die französischen Schriftsteller, welche dieses Fach bearbeitet haben, weit besser die Vortheile und Gebrechen der englischen und amerikanischen Einrichtungen, als die ihres eigenen Vaterlandes kennen. Andere Hindernisse bietet noch der Mangel an Privatvereinen, welche durch ihren menschenfreundlichen Eifer die Beamten der Regierung ermuntern, und sie über die Fehler der Strafanstalten unterrichten könnten. Endlich muß man, als ein vorübergehendes Hinderniß, den Umstand erwähnen, daß seit der Juliusrevolution die innern und äußern Verhältnisse Frankreichs die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als der Nation von den legislativen Reformen abgewendet, und auf andere, wenn nicht wichtigere, doch dringendere Fragen gerichtet haben.

In dieser Lage der Dinge, glaubte Herr Lucas sich vor Allem gründliche Dokumente über den jetzigen Zustand der französischen Gefängnisse verschaffen zu müssen; zu diesem Zwecke besuchte er die Gefängnisse der Mehrzahl der nördlichen Provinzen von Frankreich, und ließ sich von den Vorstehern derselben die genauesten statistischen Notizen ausfertigen. Diese Methode war ganz logisch. Die Aufgabe des Herrn Lucas war ja, die Forderungen der Gefängnißkunde mit den Bestandtheilen der vorhandenen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Dazu gehörte aber vor Allem eine ernste Untersuchung der letztern, da erstere dem Herrn Lucas durch seine verdienstvollen Nachforschungen über dieses Gebiet hinlänglich bekannt waren. Dieser Arbeit wurden also die sechs ersten Monate seiner Verwaltung gewidmet. An die Frage: Welches ist der jetzige Zustand der Gefängnisse? knüpfte sich unmittelbar diese andere: Wie ist derselbe Zustand, der als eine gegebene Thatsache einmal angenommen werden muß, mit den Forderungen der Vernunft zu versöhnen? Hier kamen besonders die finanziellen Verhältnisse in Betracht. Herr Lucas hatte das Vergnügen, über diesen Punkt die günstigsten Ergebnisse zu finden, so daß er der Regierung und den Kammern die Reform der Gefängnisse nicht nur als eine Sache des Gefühls, und eine Vorschrift der Politik, sondern auch als ein finanzielles Ersparniß darstellen und empfehlen kann.

Was die von Herrn Charles Lucas in der inneren Verwaltung der Strafanstalten bezweckten Verbesserungen betrifft, so glauben wir, daß dieselben nicht ganz mit den Ansichten eines ausgezeichneten deutschen Kriminalisten, *) der „es für sehr verderblich hält, wenn man auf die auf kürzere Zeit als ein Jahr Verurtheilten nicht das Pönitentiarsystem anwenden will,“ in Einklang stehen werden. Herr Lucas geht nämlich von der Ansicht aus, daß von den zwei Hauptgrundsätzen der Behandlung der Gefangenen, Strafe und Besserung, das erste bei den auf kürzere, das zweite aber bei den auf längere Zeit Verurtheilten vorherrschen soll. Auf diese Weise werden die nach dem verbesserten Systeme verwalteten Zuchtpolizeigefängnisse, auf deren Bewohner die Anwendung des eigentlichen Pönitentiarsystems nach Herrn Lucas unwirksam und unausführlich seyn würde, hauptsächlich nach den Prinzipien der Intimidation eingerichtet werden, während bei den für schwere Verbrecher bestimmten Strafanstalten der Staat alle Mittel anwenden wird, um bei dem Sträflinge eine heilsame Reue zu erwecken, und sein zerrüttetes Gemüth durch den Trost der Moral zu veredeln.

Herr Lucas nimmt sich vor, den französischen Kammern die Resultate seiner Vorschläge über das Bestehende, und seine Vorschläge für dessen Verbesserung darzulegen. Alles berechtigt zu dem Glauben, daß eine günstige Aufnahme die Bemühungen des hochherzigen jungen Schriftstellers bekrönen, und daß in einer nicht entfernten Zukunft die verbesserten Gefängnisse Frankreichs den Menschenfreunden aller Länder einen tröstenden Anblick darbieten werden.

Da der Verfasser dieses Aufsatzes die Hoffnung hat, den Bericht des Herrn Lucas auch vor dessen Publikation sehen zu dürfen, so werden wahrscheinlich in kurzer Zeit die Leser dieser Zeitschrift ausführlichere und positivere Nachrichten über die in den französischen Gefängnissen bezweckten Reformen erhalten. Die Gefängnisse der Stadt Paris werden in einem besonderen Aufsatze geschildert.

Vermischte Nachrichten.

Ein schauderhaftes Unglück ereignete sich an der Küste von Anglesea durch den Untergang des Dampfbootes „Rothsay Castle,“ das regelmäßig seine Fahrten zwischen Liverpool und Bangor in Wales machte. Man hat großen Grund zu glauben, daß das schreckliche Begebniß durch Unvorsichtigkeit des betrunkenen Kapitäns herbeigeführt wurde. Von 150 Passagieren aus York, Leeds, Manchester und London kamen nur einige Wenige wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Unter den Umgekommenen befinden sich viele Frauen und Kinder. Von einer Gesellschaft von 26 Personen, die sich zu einer Vergnügungsreise nach Wales eingeschifft hatten, retteten sich nur ein gewisser Herr Nuttal und ein Fräulein Whitaker, deren Vater sammt allen übrigen ihr Grab in den Wellen fanden. Schon bei der Abfahrt ging die See sehr hoch und ein ungestümer Wind erhob sich, wodurch die meisten Reisenden von heftiger Seekrankheit befallen wurden und in den Schiffskapitän Atkinson drangen, wieder umzukehren, der aber ihrer Furcht spottete und dazu durchaus nicht zu bewegen war. Selbst als es Nacht wurde und das Schiff bereits von den thurmhohen Wellen überfluthet Wasser geschöpft hatte, so daß man es kaum noch durch angestrengtes Pumpen flott erhalten konnte, weigerte er sich, Nothsignale zu geben und Laternen auszuhängen, in welchem Falle noch Hülfe aus Beaumaris, auf der Insel Anglesea, hätte anlangen können. Um Mitternacht stieß das Schiff, nachdem es seine Richtung ganz verloren hatte, nahe bei Puff in Island auf eine Bank, Spit genannt, und zerschmetterte unmittelbar darauf. Herr Nuttal, der an eines der Schiffstrümmer angeklammert gerettet wurde, gab eine entsetzenvolle Schilderung von der Verzweiflung der Passagiere, bevor der Augenblick herannahte, der Alle in den Wogen begrub. Weiber und Kinder hatten sich auf dem Verdecke in einen dichten Haufen zusammengedrängt und stießen an einander geklammert ein herzzerreißendes Geschrei aus. Als endlich das berstende Schiff sie in den Abgrund stürzte, erhaschte Herr Nuttal ein Stück des Wrackes, das Rad von einem Ruder mit einem Balken, woran es befestigt war. In demselben Augenblicke hing sich noch ein kleiner schöner Knabe auf seinen Rücken, der so gleichfalls dem Tode entging. Fünf andere Personen klammerten sich noch an dieses gebrechliche Rettungsmittel an, und diesen gelang es, noch drei andere aufzuhaschen und mitzunehmen. Unter diesen befand sich Fräulein Whitaker, die Nuttal, als sie an ihm vorbeigetrieben wurde, bei den Haaren ergriff und an dem Wrack anklammern ließ. In dieser Lage wurden sie von Wind und Wellen dem Lande zugetrieben und schwebten bis sieben Uhr Morgens in der äußersten Todesgefahr, als die Ebbe sie wieder ins Meer zurückzuführen begann. Durch Geschrei und ein Tuch, das sie an einer aufgefangenen Stange befestigt hatten, suchten sie die Aufmerksamkeit der Menschen am Ufer auf sich zu ziehen, so lange sie noch im Angesichte Beaumaris waren. Lange blieb ihre Bemühung vergebens, und erst als sie den Flanellrock des Fräuleins Whitaker in lange Streifen zerrissen und an der Stange befestigt hatten, nahm man ihrer wahr; das Rettungsboot lief aus und brachte sie

*) Mittermaier, in dem Archive des Kriminalrechts, XII Bd. S. 552.

insgesammt glücklich an's Land. Die Todesangst hatte die Sinne der Geretteten dergestalt verwirrt, daß sie glaubten, es sey schon Mittag, als sie an's Land kamen. Einer von ihnen war völlig erblindet und glaubte, ohne sein Unglück wahrzunehmen, es sey noch Nacht. Eine der ersten Personen, die von den berghohen Wellen vom Verdecke gerissen wurden, war der Kapitän. Fünfzehn bis zwanzig Personen hatten sich in das Schiffsboot gerettet, das aber schon im nächsten Augenblicke von den Wogen verschlungen wurde. Während dieses ganzen schauderhaften Vorfalls schien der Mond so klar und hell, daß man auf jedem Gesichte die Züge des Entsetzens und der Verzweiflung wahrnehmen konnte. Bis jetzt konnte man nur erst siebenzehn Leichen der Verunglückten finden, die an der Küste von Anglesea an's Land geworfen wurden.

•

In einem so eben zu Paris erschienenen Werke: „Geschichte der Restauration,“ liest man folgende Stelle: „Der Kaiser Alexander hatte auf dem Kongresse von Wien ausschließlich seine Gedanken darauf gerichtet, ein unabhängiges und großes Königreich Polen wieder herzustellen. Es war nicht Herr von Nesselrode, der die hierauf bezüglichen Noten redigirte, es war der Kaiser selbst, der dieß mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks that, der die Stellung der übrigen Bevollmächtigten äußerst schwierig machte. Mit eigener Hand verabfaßte er eine Denkschrift, worin er die Nothwendigkeit zu erweisen suchte, ein großes und selbstständiges Polen wieder herzustellen, das alle alten polnischen Provinzen umfassen sollte. Oesterreich und Preußen widersetzten sich diesem hochherzigen, auf Recht und Gewissen begründeten Vorhaben, weil sie fürchteten, daß, wenn das russische Polen einmal wieder hergestellt sey, auch das Großherzogthum Posen und Gallizien, die ihnen zur Beute geworden waren, früher oder später ihre Wiedervereinigung zu bewerkstelligen suchen würden. Die Rathgeber des frommen Kaisers Alexander machten ihm bemerklich, daß die alten Russen, wenn er diese Konzession mache, unzufrieden werden würden, und sie für das Leben des Czars bei der Rückkehr in seine Staaten nicht bürgen könnten. Nur mit innigem Schmerze verzichtete nun der Kaiser auf seinen Entwurf. In einem Schreiben an den Präsidenten des polnischen Senats sagte er: „Graf Ostrowski, das Königreich Polen wird mit dem russischen Reiche durch das Band seiner eigenen Konstitution vereinigt werden. Wenn das große Interesse des allgemeinen Friedens es nicht erlaubte, ganz Polen unter Einem Scepter zu vereinigen, so habe ich mich bemüht, wenigstens so viel als möglich die harte Maßregel seiner Trennung zu mildern, und ihm durchaus den friedlichen Genuß seiner Nationalität zu sichern.“ Indeß gab Alexander niemals den Gedanken an die Wiedervereinigung aller polnischen Provinzen auf. Er behielt sich dieselbe durch die Worte des Wiener Traktats vor: „dem Großherzogthum Warschau im Innern alle zuträglich befundene Erweiterung zu geben;“ indem er hiedurch andeuten wollte, daß er in der Folge alle alten polnischen Provinzen dem Großherzogthum zurückgeben könne. Als Oesterreich einige Schwierigkeiten in Betracht der polnischen Nationalität erhob, antwortete Herr von Nesselrode: „acht Millionen Polen seyen bereit, die Unabhängigkeit ihres Vaterlands zu vertheidigen.“ Und der Großfürst Konstantin schrieb in einer Proklamation: „Der Kaiser, Euer mächtiger Beschützer, ruft Euch auf, vereinigt Euch um Eure Fahnen zur Vertheidigung unsers Vaterlands und zur Erhaltung Eurer eigenen politischen Existenz!“

•

Nach einem in der Allgemeinen Zeitung enthaltenen Schreiben aus Neapel vom 12 August besteht die am 16 Julius im Süden von Sicilien entstandene vulkanische Insel aus einem größern und zwei kleinern Vulkanen, die sich zu seiner Seite gebildet haben. Derselben Nachricht zufolge hat die größere Insel eine italienische Meile im Durchmesser und also über drei Meilen, d. h. beinahe eine deutsche Meile, im Umfange. Die Höhe über dem Wasserspiegel soll nur dreißig Palmen (25“, Fuß) betragen, und die kleinste Entfernung vom Lande 35 Miglien. Der Vulkan wird übrigens an vielen Orten der Küste sehr gut gesehen. Seine Lage auf dem sogenannten Banco Nerita bestätigt sich, dessen geringste Tiefe über dem Wasser vor der Umwandlung 174 Pariser Fuß betrug, so daß sich also der Vulkan schon über 200 Fuß aus dem Grunde des Meers erhoben hat. Man sieht den Nachrichten entgegen, die der Professor Hofmann, welcher in Begleitung dreier anderer Reisenden die Erscheinung in der Nähe beobachtet hat, mittheilen wird.

Die „Gazette Littéraire“ enthält über dasselbe Phänomen den Bericht des Kapitäns der Brigg „L'Excellent“ aus Marseille, Isidor de Brün, der die vulkanische Insel am 22 Julius ganz in der Nähe umschiffte, und ihre Lage nach genauer Beobachtung unter 70° 12′ der Breite und 10° 15′ der Länge (Pariser Meridian) setzt. Bei Umschiffung derselben bemerkte er eine kleine Zunge der Insel, die sich von SO gegen S ungefähr eine Viertelskabellänge unter dem Wasser forterstreckt, und die sich auf der Oberfläche durch siedendes Wasser kund gab. Dieses war, je nachdem es dem Vulkan näher war, von mehr oder minder schwärzlicher Farbe. „Wie überrascht fanden wir uns,“ heißt es in dem Berichte des genannten Kapitäns, „bei dem erhabenen Anblicke dieses ungewöhnlichen und vielleicht einzigen Phänomens! Bald erhob sich eine unermeßliche Rauchsäule, bald sah man unter fortwährendem furchtbaren Getöse mehrere schwarze Säulen in Gestalt dreiseitiger Pyramiden aufsteigen, deren Massen wie ein Wasserfall auf die Insel herabstürzten. Bald waren es zahllose Säulen, die ungefähr vier Toisen hoch emporwirbelten, und nur eine schwarze kolossale Masse bildeten, durch die von Zeit zu Zeit ein Blitz bis zu den Wolken emporzuckte, dem ein donnerähnliches Getöse folgte; dann verwandelte sich diese kolossale Säule in eine Garbe und ließ mit dem furchtbarsten Geräusche die Lavastücke herabfallen, mit denen sie beladen war. Hievon wurde die Insel ganz bedeckt; aber eine ungeheure Menge von Gestein wurde auch ins Meer geschleudert. Von einer solchen Explosion waren wir in einer Entfernung von zwei Kabellängen Zeugen; aber ein großes Felsstück, das ganz in der Nähe unsers Schiffs niederfiel, veranlaßte uns, wieder die Segel aufzuziehen.“ Der Kapitän sah in der Nähe der Insel eine Brigg und einen Kutter, die zur Beobachtung dieses Phänomens von der englischen Regierung in Malta an Ort und Stelle gesandt worden war.

•

Der Ex-Dei von Algier war jüngst von Herrn Perier zum Mittagessen eingeladen worden. Hussein war nur von einem einzigen Diener begleitet, der ihm die ganze Mahlzeit über nicht von der Seite wich. Er erschien dabei in seiner orientalischen Tracht und trug einen reichverzierten Dolch im Gürtel, und auf der Nase eine Brille mit grünen Gläsern. Vormittags hatte er Herrn Perier bitten lassen, seinen eigenen Koch mitbringen zu dürfen, der ihm sein Essen bereiten sollte. Da der Präsident des Ministerraths hiezu seine Einwilligung gab, so traf Husseins Koch im Hotel des Ministeriums mit zwei Hühnern ein, denen er Köpfe und Beine abschnitt und sie dann mit Reiß in Wasser kochte. Der Dey nahm während der Mahlzeit nichts als dieses frugale Gericht an.

•

Zu Calcutta wird die musikalische Welt von einem Violinspieler, Mansoni, der sich für einen Schüler Paganini's ausgibt, in Entzücken gesetzt. Die Blätter von Calcutta sind über seine Leistungen eben so außer sich, wie unsre europäischen über Paganini, indem sie ihn unbedenklich seinem Meister an die Seite stellen zu dürfen glauben. Mansoni hat außerdem über Paganini noch zum Voraus, daß er ein geschickter Improvisator seyn soll.

•

Der „Examiner“ berichtet: „Zu Jamaica starb vor unlängst ein Negersklave, Namens Joseph Ram, in dem unerhörten Alter von hundert und sechs und vierzig Jahren. Er erinnerte sich noch des Herzogs von Albemarle, der im Jahre 1687 Gouverneur der Insel wurde. Vor fünf und zwanzig Jahren hatte er zwei Reihen ganz neuer Zähne bekommen, die bis zu seinem Todestage gesund blieben. Sein Haar war fast ganz grau geworden; er behielt Gesicht und Gedächtniß und alle seine Sinne, den Geruch ausgenommen, bis zu seinen letzten Augenblicken. In den letzten sieben und zwanzig Jahren seines Lebens neigte er sich etwas zur Wohlbeleibtheit; er war in seinem Leben nur einmal krank, und alle Arznei, die er einnahm, bestand in einem Löffel Nußöl. Mit verschiedenen Weibern erzeugte er sechs und zwanzig Kinder. Sein Appetit war stets gut, und noch wenige Tage vor seinem Ende ging er noch eine Strecke von vier (engl.) Meilen zu Fuße. Seine Auflösung fand allmählich statt und war völlig schmerzlos.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 256. 13 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix. *)

Nachdem der bewaffnete Einfall Mina's und Valdez in das spanische Gebiet gegen Ende des vergangenen Jahres gescheitert war, schien alle Hoffnung zu nichte geworden, Spanien aus seiner unwürdigen Erniedrigung noch einmal in's Leben zu rufen unter die Fahnen der Ehre und Freiheit. Die spanischen Verbannten, die mit Noth das französische Gebiet wieder erreicht hatten, waren in das Innere des Landes vertheilt worden, so daß der Despotismus von dieser Seite wenigstens nichts mehr zu fürchten hatte. Allein der morsche Boden des spanischen Staatsgebäudes muß den Keimen neuer Gährungen stets wieder Befruchtung geben, und so lange noch ein Funke Lebenskraft in diesem todtkranken Körper der Halbinsel sich regt, werden neue Zuckungen ihn erschüttern. Der unermüdliche General Torijos, dessen Versuche in den südlichen Provinzen des Reiches eben so wie die an der französischen Gränze ohne Erfolg geblieben waren, hatte sich nach Gibraltar geflüchtet, und hier nicht allein seine geheimen Verbindungen im Innern des Landes fortgesponnen, sondern handelte sogar, allem Anschein nach, in Einverständniß mit den gegen ihn abgesendeten Anführern der königlichen Truppen. Allein leider sind Zweideutigkeit und Verrätherei die hervorstechenden Züge in dem Charakter der meisten spanischen Generale. Nichts malt den beklagenswerthen Zustand der Halbinsel mit so düstern und wahren Farben, als die täglich vorkommenden Beispiele von feigem Mißtrauen und hin und her schwankender Unentschlossenheit unter dem spanischen Heere. Es scheint angenommen zu seyn, daß Jedermann seine Meinung zwei und dreimal an einem Tag ändern darf, je nachdem die Konstellationen günstig oder ungünstig scheinen.

Einen Beleg hiezu gibt die jüngste Verschwörung von Cadix, die so weit verzweigt und wohl ausgedacht angelegt war, daß es ein Wunder schien, wie sie im Augenblicke der Ausführung scheitern konnte; sie wird in der Reihe der Verschwörungen eine überraschende Episode bilden, und verdient neben denen von Venedig, Fiesco's und Rienzi's eine Stelle in den Blättern der Geschichte.

Die Bewegungen, die Torijos von Gibraltar aus leitete, schienen der Regierung keine sonderliche Besorgniß einzuflößen, da sie in ihrer Verblendung sich einmal in den Kopf gesetzt hat, in der Nation sey nicht das mindeste Element einer Revolution vorhanden, und jede Gährung nur der Erfolg verrätherischer Machinationen von einigen wenigen mißvergnügten, geächteten und unversöhnlichen Verbannten. Die Ueberzeugung hievon war bei ihr so mächtig, daß die in Cadix ausgebrochene Empörung wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel kam. Allein so unerwartet sie auch hervorbrach und so sehr sie alle Zeichen einer mächtigen Kombination an sich trug; so schlug sie dennoch gänzlich fehl. Um den Geist und Gang dieser sonderbaren Begebenheit näher kennen zu lernen, muß der Leser es sich gefallen lassen, in folgende einzelne Thatsachen mit uns einzugehen.

Unter den spanischen Flüchtlingen, die sich zu Gibraltar aufhielten, befand sich ein Mann, der in der Revolution von 1820 eine ansehnliche Rolle gespielt hatte. Don Salvador Manzanares hieß er — ein Ingenieuroffizier von ausgezeichnetem Verdienst in seinem Fache, der zur Zeit, als die Konstitution zu Cadix in den letzten Zügen lag, das Ministerium des Innern verwaltete. Nach einer Reihe von Gefahren und Abenteuern hatte er in Gibraltar eine Zuflucht gefunden, und hier um seinen Unterhalt zu erwerben, und zugleich jeden Verdacht von sich abzuwenden, die Beschäftigung eines Schullehrers getrieben. In dieser Eigenschaft blieb er eine Zeitlang unbekannt und unbeachtet. Als der Augenblick zu handeln erschienen war, erhielt er die Bestimmung, nach der Serrania de Ronda (in der Provinz Granada) zu gehen, um dort die Bewegung zu beginnen, während Torijos von Gibraltar aus einen Versuch machen wollte. Torijos mußte entweder absichtlich durch lockende Versprechungen getäuscht worden seyn, oder er wurde im Augenblick der Entscheidung von Denen aus Furcht verlassen, auf die er gezählt hatte. Im vollen Vertrauen, daß ein ganzes Regiment demnächst zu ihm stoßen würde, unternahm er in der Nacht des 28 Dezembers mit einer Handvoll Leute einen Einfall auf das spanische Gebiet, warf die vorgeschobenen Posten der royalischen Truppen, auf die er stieß, zurück, und drang nun weiter im Lande vor, sah sich aber bald darauf genöthigt, vor der überlegenen Feindes-

*) Das Monthly Magazine Augustheft gibt die Erzählung dieser mißlungenen Verschwörung nach den Berichten eines Augenzeugen, die sich den aus demselben Monatsjournale im heurigen Jahrgange des Auslandes (S. 29. 42. 46.) mitgetheilten „Feldzug der Constitutionellen" anschließen. A. d. R.

macht zu weichen. Nur mit geringem Verluste zog er sich auf die englischen Linien zurück.

Ein einziger Offizier, Namens Donaden, und zwölf Soldaten waren zu ihm gestoßen und dafür von Torijos befördert worden, weßhalb Donaden auch Alles aufbot, der Unternehmung einen günstigen Ausgang zu sichern. Als sie jedoch fehlschlug, stellte er sich selbst freiwillig als Gefangener unter dem Vorgeben, von Torijos zum Uebertritte gezwungen worden zu seyn, und erhielt nun gleichfalls von der spanischen Regierung zum Lohn für seine Treue Beförderung.

Manzanares war in seiner Unternehmung nicht glücklicher als Torijos. Die Schaar, die er zusammenbringen konnte, bestand nicht nur größtentheils aus Schmugglern, Ausreißern und verabschiedeten Soldaten, sondern war auch von sehr geringer Zahl, und ließ daher wenig auf ihre Anhänglichkeit und Treue bauen. Indeß waren doch einige muthvolle Patrioten zu ihm gestoßen, unter denen sich ein Guerillasanführer, Namens Carlos, befand, ein Mann von der höchsten Entschlossenheit, an Strapazen gewohnt und mit Gefahren vertraut. Dieser Offizier war von Torijos aus Gibraltar mit Geld und andern Unterstützungen zu Manzanares entsendet worden, wodurch dieser sich in den Stand gesetzt sah, sein Unternehmen zu verfolgen; so daß er, obgleich wiederholt geschlagen, und genöthigt, vor dem überlegenen Feind zurückzuweichen, doch noch im Lande sich halten, und der Wachsamkeit und den Fallstricken seiner Gegner entgehen konnte. Noch immer hielt ihn die Hoffnung aufrecht, von einem Aufstande der Bevölkerung unterstützt zu werden, zumal da mehrere Anführer im königlichen Heere versprochen hatten, sich für ihn zu erklären, sobald das Volk den Ruf der Freiheit ausstoßen würde; auch nahte der Augenblick heran, wo in Cadix der sorgfältig vorbereitete und gereifte Anschlag zum Ausbruch kommen sollte. Mina, obgleich scheinbar ruhig in Frankreich, würde dann nicht gezögert haben, im Norden von Spanien wieder aufzutreten, und so waren die Gemüther der spanischen Liberalen voll der besten Zuversicht auf eine baldige Befreiung ihres Vaterlandes, während die Regierung in der stolzen Sicherheit lebte, daß sie von Seiten der Constitutionellen nicht das Mindeste zu befürchten habe.

Doch es ist jetzt Zeit, uns nach Cadix selbst zu wenden. Diese Stadt behauptete bisher durch ihre Anhänglichkeit an ein liberales Regierungssystem den ersten Rang; nur glaubten Viele, der Beschluß des Königs, wodurch sie zum Freihafen erklärt wurde, habe den glühenden Eifer ihrer Bevölkerung für die Freiheit einigermaßen herabgestimmt. Diese Annahme erwies sich im Verlauf der Sache ziemlich begründet. Die Kaufleute, die den einflußreichsten Theil der Einwohnerschaft bildeten, und unter ihnen Viele, die durch ihre liberalen Meinungen bekannt waren, schienen sich mit der bestehenden Ordnung der Dinge ausgesöhnt zu haben. Indeß blieben auch bei dieser weitverbreiteten Gesinnesänderung noch immer hinreichende Elemente zu einer Revolution. Die Zahl der Mißvergnügten war noch immer beträchtlich, und eine Menge von Leuten fand sich hier zusammen, die unter der bestehenden Regierungsform schwer gelitten hatten. Bei dem Sturze der Constitution waren Alle, die sich als warme Anhänger derselben bewiesen hatten, entweder gezwungen worden, sich selbst aus dem Vaterlande zu verbannen, oder sie blieben unter strenge Aufsicht gestellt. Tausende von Menschen geriethen daher einzig nur deßhalb, weil sie der Cortesregierung nach Cadix gefolgt waren, nach dem Sturze derselben, in die bedrängteste Lage, unter diesen eine Menge von Künstlern und Mechanikern, die als Milicianos (Freiwillige, eine Art Nationalgarde) gedient hatten, und eben so viele Indefinidos (außer Sold gesetzte Offiziere). Diese und eine Menge voriger Staatsbeamten, die bei dem politischen Wechsel ihre Stellen, und somit ihren Lebensunterhalt eingebüßt hatten, bildeten noch eine ansehnliche Masse, die wenigstens aus eigennützigen Zwecken, wo nicht aus edlerem Antriebe, der eisernen Hand des Despotismus feindlich gesinnt blieben, die auf dem Lande lastete. Die Verschwörung fand sonach hier einen wohl vorbereiteten Boden. Was dieselbe aber vor allen andern Conspirationen der neuen und alten Zeit auszeichnete, war die Verschwiegenheit, mit der das Geheimniß von mehr als fünfzehn hundert Personen einige Wochen lang bewahrt wurde. Der Obrist, der das Regiment der Besatzung von Cadix befehligte, war eingeladen worden, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Seine Antwort ist bemerkenswerth; er zeigte sich bereitwillig, die Wünsche der Einwohnerschaft zu unterstützen, und sich für ein neues Regierungssystem zu erklären; zugleich aber lehnte er es ab, die Leitung des Ganzen zu übernehmen, indem er vorschützte, er wolle nicht, daß die Unternehmung den Anschein einer Soldatenempörung erhalte. „Die Bewegung muß von dem Volke ausgehen,“ sagte er, „und die Soldaten werden sich dann unumwunden ihr anschließen.“ Diese Erklärung leuchtete den Häuptern der Verschwörung ein, und stellte die Junta, an deren Spitze sich Lopez Ochoa, ein Advokat und ein Mönch*) befanden, vollkommen zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Meriko's.

(Fortsetzung.)

Bevor wir zur Uebersicht und zu einigen Auszügen aus dem unschätzbaren Werke Sahagun's schreiten, bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten zu berichten, wie es nach einer so langen Reihe von Jahren und Schicksalen endlich zur langentbehrten Oeffentlichkeit gelangte.

Nachdem sein Verfasser die letzte Hand daran gelegt, theilte er es in zwölf Bücher, die wieder in eine Menge Kapitel zerfallen. Jede Seite bestand aus drei Kolummen, deren erste die Uebersetzung des Textes in spanischer Sprache enthielt, die zweite den Text in merikanischer, und die dritte die Erklärung der merikanischen Worte mit den darauf bezüglichen merikanischen Sinnbildern. Die so abgefaßte Chronik ist keineswegs in dieser Gestalt auf uns gekommen, eben so wenig die vom Verfasser gesammelten Dokumente, die in lateinischer, spanischer und merikanischer Hieroglyphensprache geschrieben waren. Vielleicht findet sich dieser Schatz noch eines Tages in einem unbekannten Kloster Spaniens oder der neuen Welt; nur

*) Der Verfasser des Berichtes verschweigt die Namen der beiden letztern, weil er nicht weiß, ob sie sich in Sicherheit befinden.

zwei Abschriften des spanischen Textes waren besonders gemacht und nach Europa geschickt worden; die eine derselben wurde in dem Kloster des h. Franziskus zu Sahagun niedergelegt, von der andern weiß man nicht, wohin sie gebracht wurde, ihre Entdeckung wäre, wie man sehen wird, von höchster Wichtigkeit. Man würde auch von der ersteren nichts in Erfahrung gebracht haben, wäre sie nicht von dem Geschichtschreiber Munos aufgefunden worden, der sie zu seiner Geschichte der neuen Welt, von der übrigens nur ein einziger Band erschien, benützen wollte. Munos nahm davon eine Abschrift, und bei seinem Tode wurde dieselbe mit den andern hinterlassenen Papieren dieses Schriftstellers bei der königlichen historischen Akademie zu Madrid hinterlegt. Man ließ abermals eine genaue, mit dem Originale verglichene Abschrift davon nehmen, die nach Amerika geschickt wurde. Nach der Handschrift Munos wurde nun, wie man sagt, der Druck des Werkes in der Kingsborough'schen Sammlung bewerkstelligt; allein es ist nicht zu verkennen, wie denn auch der Herausgeber der mexikanischen Alterthümer andeutet, daß diese Abschrift nicht vollständig ist; das Manuskript war an verschiedenen Stellen abgeändert, und man hält dafür, daß das dritte und sechste Buch noch mehr als die übrigen gelitten haben. Das Werk nimmt übrigens in seinem gegenwärtigen Bestande ungefähr zwei Foliobände ein.

Am schmerzlichsten ist indeß der Verlust jener vierundzwanzig religiösen Hymnen zu beklagen, die Sahagun Psalmen nennt, und die ohne Zweifel dem Originalwerke beigegeben waren: der Abschreiber hielt es nicht der Mühe werth, dieselben in seine Kopie aufzunehmen. Boturini Bernaduci und Balbi in seiner Ethnographie des Erdkreises wissen Viel von den mexikanischen Gesängen zu sagen, die große Aufschlüsse über Geschichte und Kosmogonie enthalten mußten. Der Verlust dieser Hymnen ist demnach eben so sehr in Beziehung der Religion, als der Poesie der Mexikaner zu bedauern.

Es ist bereits gesagt worden, daß die Geschichte von Neuspanien in zwölf Bücher getheilt war, und wir geben hier eine Uebersicht derselben, bevor wir einige Bruchstücke mittheilen, die uns als die bedeutungsvollsten erscheinen, und an sich allein schon Stoff zu zwei Werken von höchstem Interesse enthalten dürften.

Das erste Buch beschäftigt sich mit der mexikanischen Theogonie und ist in zweiundzwanzig Kapitel abgetheilt. Torquemada, Boturini Bernaduci und Clavigero haben diesen wichtigen Gegenstand bereits weitläufig abgehandelt; indeß bliebe es immer noch von großem Werthe, die Mythologie der Azteken, wie sie der Mönch des sechszehnten Jahrhunderts gibt, mit den Nachrichten zu vergleichen, die uns seine Zeitgenossen und ihre Nachfolger hinterlassen haben. Die Orthographie der Namen schon bietet Verschiedenheiten dar, und die gewissenhafte Sorgfalt, die Sahagun auf die Abschrift des mexikanischen Textes verwendete, ist eine zuverlässige Bürgschaft für ihre Genauigkeit.

Im zweiten Buche, welches sechsunddreißig Kapitel enthält, beschäftigt sich der Verfasser mit dem Kalender, den Festen, Ceremonien, Opfern und Feierlichkeiten, die bei der Verehrung der Götter üblich waren. Unter der Unzahl durchaus noch unbekannter Einzelheiten, die in diesem Buche enthalten sind, wird man durch die Genauigkeit der Berechnung in der Eintheilung des Jahres überrascht. Die Aehnlichkeit des mexikanischen Jahres mit dem julianischen ist so groß, daß die Azteken sehr gut von den Bissextilen Kenntniß haben mußten; am Ende eines jeden vierten Jahres fügten sie noch einen Tag zu jenen, die sie mit einander die fünf überflüssigen Tage nannten.

Im dritten Buche, das in vierzehn Kapitel zerfällt, handelt Sahagun von dem Ursprunge der Götter, von dem Glauben über die Bestimmung der menschlichen Seele, von dem Priesterthum u. s. w. Dieses ist, wie leicht zu erachten, eines der wichtigsten Bücher, aber unglücklicherweise hat dasselbe die meisten Veränderungen erfahren, wie auch der Herausgeber in der Vorrede angezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

Bei den unzähligen apokryphischen Memoiren, an denen Frankreich in der letzten Zeit so fruchtbar gewesen, nimmt man gern die Denkwürdigkeiten eines Mannes zur Hand, deren nicht zu bezweifelnde Aechtheit neben dem Reichthum neuer und wichtiger Aufschlüsse über die zeitgenössische Geschichte sie würdig macht, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Der Graf Lavallette, an dessen Namen sich die Erinnerung der heroischen Aufopferung seiner Gemahlin, einer Nichte Bonaparte's, knüpft, war wohl mehr als irgend Jemand dazu berufen, die Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben, wenn anders eine unter den furchtbaren Stürmen der Revolution begonnene Laufbahn, eine ausgezeichnete persönliche Thätigkeit in den glorreichen Tagen des Konsulats und des Kaiserreichs, in den Katastrophen des Jahrs 1814 und 1815, hiezu ein Recht geben.

Unter den vielen ausgezeichneten Männern, die Bonaparte's Genie wie eine Sonne die Planeten um sich versammelte, können nur wenige genannt werden, die vom Glanze seines Ruhms angestrahlt und wie er vom Glücke begünstigt, nicht auch mit seinem Untergange am politischen Himmel erloschen und so in ihrem Leben alle Schicksale des erhabenen Gestirns widerspiegelten, von dem sie Licht und Bewegung erhielten. Vielleicht läßt sich nichts Schöneres zu ihrem Lobe sagen als diese Anhänglichkeit, die im höherem Sinne an jene alte Vasallentreue erinnert, die den Tod des Herrn und Fürsten nicht überleben konnte.

Lavallette's Leben ist die Geschichte eines jeden Menschen von lebendigem Gefühle, Geiste und Muth. Mit zwei und zwanzig Jahren Soldat und Zeuge der blutigen Ausschweifungen der Revolution, von denen sein jugendliches Herz sich mit Abscheu abwendete, sieht er in den Fortschritten der wilden Volksbewegung nur das Unglück des königlichen Hauses, nicht das Elend und die durch den Despotismus hervorgerufene Verwilderung und Rache des Volks. So stellt er sich am 10 August unter die Reihen der Schweizer zur Vertheidigung der Tuilerien. Nur durch ein Wunder der Niedermetzlung entgangen, eilt er, unter den Fahnen des Heers eine Zuflucht gegen die Verfolgung der Jakobiner zu suchen. Man wird sich nicht über die bald darauf eingetretene Veränderung seiner Ansichten wundern, da reiferes Nachdenken ihn belehren mußte, daß die Sache, die er vertheidigte, nicht die Frankreichs war, und also auch nicht länger die seinige seyn konnte. So trennte er sich auch eben so schnell von der Partei der Privilegirten, als er sie Anfangs muthig verfochten hatte. Fortan sieht man ihn dem neu aufgehenden Gestirne Bonaparte's in den Feldzügen von Italien, Aegypten und Deutschland folgen.

Bei dem General Bonaparte gleich nach der Schlacht von Arcole als Adjutant angestellt, erwarb er sich bald das volle Vertrauen des jungen Feldherrn. Bonaparte, obgleich er ganz mit der Vorbereitung zu seinem zweiten Feldzuge in Italien beschäftigt schien, hatte doch unverwandt seinen Blick auf Frankreichs innere Angelegenheiten gerichtet. Allein er konnte

die Verhältnisse nur von ferne sehen; er bedurfte eines Mannes, der in der Nähe die Intriken der Parteien und die Charaktere der einflußreichsten Personen beobachtete. Lavallette wurde hiezu ausersehen. „Lernen Sie Jedermann kennen," so lautete der ihm ertheilte Auftrag; „halten Sie sich frei von jeder Parteiansicht; geben Sie mir bloß die Wahrheit und zwar ohne alle Leidenschaft." Lavallette entledigte sich dieser Sendung mit der größten Gewandtheit, und man darf annehmen, daß seine an Bonaparte erstatteten Berichte leztern bestimmten, in dem Staatsstreiche, der sich damals gegen das Direktorium vorbereitete, theilnahmslos zu bleiben. Nicht wundern darf man sich daher, wenn später der Kaiser der Franzosen den Scharfblick seines jungen Adjutanten so glänzend belohnte.

Bonaparte enthielt sich jedes Einflusses auf ein Ereigniß, das damals noch keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen konnte; er bereitete sich vor nach Aegypten zu gehen, um sein oft wiederholtes Wort; „große Namen machen sich nur im Oriente," in Erfüllung zu bringen. Er wollte Frankreich erst noch für seine Entwürfe reifen lassen. Lavallette sollte ihn nach Aegypten begleiten. Doch bevor dieß geschah, wollte Bonaparte die guten Dienste seines Adjutanten belohnen, indem er ihm die Hand Emiliens Beauharnais anbot. Emilie war die Tochter Franz Beauharnais, des Bruders des ersten Gemahls Josephinens. Diese hochherzige Frau spielt eine zu wichtige Rolle in dem Leben Lavallette's, und hat seitdem unter den heroischen Weibern einen zu historischen Namen erlangt, als daß wir hier nicht mit den eigenen Worten der Denkwürdigkeiten die erste Bekanntschaft Lavallette's mit ihr wiedergeben sollten.

Es war ein Monat vor der Abreise von Toulon, als Bonaparte Lavallette mit seinen Absichten bekannt machte. Dieser hatte Emilien bis dahin noch nicht gesehen. „Aber wird sie mich wollen?" fragte er. — „Sie ist ein Kind," erwiederte Bonaparte, „die sich in der Pensionsanstalt langweilt. Sie heirathen sie; ich lasse Ihnen vierzehn Tage Zeit zur Hochzeit, und ich werde Sie dann mit mir nehmen." — „Aber, mein General, ich bin ohne Vermögen und kann in Afrika umkommen."— „Das ist möglich, dann wird sie die Witwe eines Tapfern, eines meiner Adjutanten seyn; sie wird eine Pension erhalten und sich vortheilhaft etabliren können." Emilie befand sich zu Econen bei Madame Campan. Man führte dort Lavallette ein. Es war eine Familienmahlzeit. „Nach aufgehobener Tafel," so erzählt Lavallette, „bat ich Eugen, seine Nichte in eine einsame Allee zu führen. Dort traf ich sie, und er ließ uns allein. Ich ließ mich in ein Gespräch ein und machte ihr kein Geheimniß aus meiner Geburt und meinem geringen Vermögen. „Ich besitze Nichts," sagte ich, „als meinen Degen und die Gewogenheit des Generals, und muß Sie in vierzehn Tagen verlassen. Oeffnen Sie mir Ihr Herz. Ich bin bereit, Sie von ganzer Seele zu lieben; aber das ist nicht genug. Ist diese Vereinigung nicht nach Ihrem Geschmacke, so vertrauen Sie sich mir; es wird nicht schwer werden, einen Vorwand zu finden, sie zu hintertreiben. Ich werde entfernt werden; Sie werden sich nicht belästigt sehen, und ich werde Ihr Geheimniß zu bewahren wissen." Sie hörte mich mit niedergeschlagenen Augen an und lächelte; statt aller Antwort gab sie mir einen Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt. Ich umarmte sie. Wir gingen langsam zur Gesellschaft zurück und acht Tage nachher auf die Munizipalität."

Dieses erste Begegniß malt ganz den Charakter der edeln Frau, deren rührende Hingebung und unglückliches Schicksal später ein Gegenstand der Bewunderung Europa's, und in der neuesten Zeit selbst einer anziehenden Darstellung der französischen Bühne geworden ist. Viele Jahre und eine große Geschichte liegen zwischen jenen Flitterwochen des jungen Ehepaars und dem erhabenen Beispiele von Weibertreue unter Ludwig XVIII. Lavallette erzählt den Hergang seiner Befreiung mit der umständlichsten Genauigkeit, wie sie seine Dankbarkeit der Nachwelt schuldig ist. Diese Episode bildet eine tiefergreifende Schilderung. Die Erinnerung an jene angstvollen Stunden, die Lavallette von dem Ausspruche seines Todesurtheils bis zu seiner Flucht durchlebte, sind mit der größten Wahrheit gemalt. Wir bedauern, daß wir sie ihres Umfangs wegen nur flüchtig hier berühren können. Nach tausend fruchtlosen Versuchen, von Ludwig XVIII, der sich eben so hartherzig als heuchlerisch erwies, die Begnadigung ihres Gatten zu erlangen, faßt endlich die muthvolle Frau ihren Entschluß und sezt davon ihren gefangenen Gemahl in Kenntniß. Nur nach langem Widerstande willigt endlich Lavallette, um seine Gattin zu beruhigen, ein, ohne Hoffnung, den kühnen Schritt von Erfolg gekrönt zu sehen. Am verabredeten Tage besuchte ihn Frau von Lavallette und nimmt die Umkleidung ihres Gemahls mit der größten Geschicklichkeit und bewunderungswürdiger Seelenstärke vor. In der Stunde, wo sich die Gatten gewöhnlich zu trennen pflegten, sollte Lavallette seiner Tochter den Arm geben, um durch die zahlreichen Gefängnißwärter ins Freie zu gelangen. Diesen kritischen Moment lassen wir Lavallette mit seinen eigenen Worten schildern:

„Der Gefängnißwärter ließ sich hören. Emilie zog sich hinter die spanische Wand zurück. Die Thüre öffnet sich. Ich trete zuerst hinaus, meine Tochter folgt mir, Madame Dutoit hinter ihr. Nachdem ich den Gang entlang gekommen war, gelangte ich an die Thüre der Gefängnißkanzlei. Ich mußte hier hineingehen und zugleich den Kopf bücken, um mit den Federn des Huts nicht an der Thüre anzustoßen. Es gelang; aber als ich mich wieder aufrichtete, fand ich mich in dem großen Saale, unter den Augen von fünf Gefängnißwärtern, die längs des Wegs, den ich zu machen hatte, saßen. Ich hielt mein Taschentuch vor die Augen und wartete bis meine Tochter verabredetermaßen sich zu meiner Linken befand. Das Kind nahm meinen rechten Arm, und der Hausmeister, der die Treppe von seinem Gemache linker Hand herabkam, konnte sich mir, ungehindert nähern; er legte seine Hand auf meinen Arm und sagte: „Sie gehen frühe fort, Frau Gräfin!" Er schien sehr gerührt und glaubte, daß sie wahrscheinlich ihrem Gemahle auf ewig Lebewohl gesagt. Endlich erreichte ich das Ende des Saals. Hier sizt Tag und Nacht in einem großen Armstuhle ein Gefängnißwärter zwischen zwei Thüren in einem so engen Raum, daß er mit den Händen die Schlüssel beider Thüren erreichen kann; die eine besteht aus einem eisernen Gitter, die andere äußere heißt man das erste Pförtchen. Dieser Gefängnißwärter betrachtete mich und öffnete nicht. Ich streckte meine Hand durch die Gitterstäbe, um ihn daran zu mahnen. Er drehte endlich seine beiden Schlüssel um, und wir gingen hinaus."

Unter dem Konsulate war Lavallette abwechselnd bald diplomatischer Agent in Sachsen, Verwalter der Schuldentilgungskasse und zulezt Generaldirektor der Posten. Dieses Amt, das er bis zum lezten Augenblicke des Kaiserreichs verwaltete, genügte seinem bescheidenen Ehrgeize. Bei seiner Rückkehr von Elba wollte ihn der Kaiser zum Minister des Innern ernennen, was jedoch Lavallette ablehnte. Sein Schicksal unter den Bourbonen ist bekannt.

Es kann Niemand Memoiren schreiben, dem nicht wie von selbst der Name Talleyrand unter die Feder liefe. So begegnen wir auch in Lavallette's Denkwürdigkeiten zu wiederholten Malen diesem bösen Genius aller in Frankreich einander folgenden Regierungen. Lavallette trägt kein Bedenken, den Intriken desselben die Rückkehr der Bourbone im Jahre 1814 zuzuschreiben; er klagt ihn sogar eines Mordanschlags gegen den Kaiser an.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Paläologus, der im vorigen Jahre in der Nähe von Tyrinth eine Musterwirthschaft auf Kosten der griechischen Regierung angelegt hat, läßt jezt täglich zweimal regelmäßige Postwagen von Napoli di Romania nach Argos gehen. Es ist die erste Einrichtung dieser Art, die man in Griechenland gesehen hat. Reitende Posten mit Felleisen und regelmäßig abgehende Paketboote waren früher schon in Napoli üblich. In lezterer Stadt hat sich im vergangenen Julius eine Lesegesellschaft gebildet, die bereits gegen tausend Bände der alten und neuen Klassiker Griechenlands und der vorzüglichsten englischen und französischen Werke in ihrer Bibliothek zählt. Kaum irgend ein Schiff läuft aus Triest oder Marseille ein, das nicht einen Vorrath der neuesten Schriften mitbringt zum Gebrauche der angeseheneren Bevölkerung von Napoli.

*

Eine Verfügung der Regierung von Columbien, wodurch alle Bürger der Republik, die wegen politischer Meinungen von den Gerichtshöfen verurtheilt oder verbannt wurden, wieder in ihre Rechte und Ehrenstellen eingesezt werden, ruft ausdrücklich auch den Divisionsgeneral Francisco de Paula Santander zurück, und sezt ihn wieder in alle Rechte und Ehren ein, wie er sie im Jahre 1828 genoß, „vor seiner ungerechten Verbannung, die für ihn nur einen neuen Anspruch auf Ruhm begründet."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 257. 14 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix.

(Fortsetzung.)

Die einzelnen Fäden der Verschwörung wurden allgemach und umsichtig in den verschiedenen Versammlungen ausgesponnen, zu denen die einflußreichsten Männer der Partei gezogen wurden. Lebhafte Mittheilungen waren im Gang, Geld vorräthig, Waffen vertheilt und Verbindungen angeknüpft mit einer andern Junta, die zu Isla de Leon sich gebildet hatte, um in Uebereinstimmung mit der von Cadix zu handeln, und dem Aufstande die Hand zu bieten, der in dieser Stadt ausbrechen sollte. Alle diese gefährlichen Schritte waren innerhalb der Mauern einer Stadt von verhältnißweise kleinem Umfange geschehen. Hunderte von Menschen waren in den Anschlag eingeweiht, und dennoch erhielt der Gouverneur nicht den geringsten Wink von dieser drohenden Gährung, er schien in vollkommener Sicherheit auf dem Krater eines Vulkans zu schlummern.

Die Anlage des ganzen Planes war folgende. Man war übereingekommen, daß in verschiedenen Theilen der Stadt Gruppen sich versammeln, und den Ruf der Freiheit erheben sollten. Alle sollten auf dem Platze San Antonio zusammentreffen und die Konstitution ausrufen. Dann sollten die Soldaten zu dem Volke stoßen, und der Gouverneur, falls er einen Widerstand versuchen würde, umgebracht werden. Als Signal für die Verschwornen auf der Insel Leon war bestimmt, daß der Leuchtthurm von Cadix an dem Abende wo der Anschlag gelungen sey, unbeleuchtet bleiben sollte. Dann sollte der Aufstand auch dort ausbrechen. Diese Anordnungen waren von Sanchez Reza und dem Kapitän R** getroffen worden, zweien Offizieren, die von erprobtem Muthe und mit Leib und Seele dem Unternehmen zugethan, die Leitung der Volksbewegung übernommen hatten. Alles war vorbereitet und der zweite März als der Tag anberaumt, wo der entscheidende Schlag geschehen sollte, der das Feuerzeichen einer allgemeinen Revolution zu werden bestimmt war.

Der zweite März war erschienen; aber eine von jenen fatalen Zufälligkeiten, welche Unternehmungen dieser Art gewöhnlich in den Weg treten, irgend ein unvorgesehenes Hinderniß oder ein anderer uns unbekannter Grund bewogen die Häupter der Verschwörung, ihr Unternehmen auf den folgenden Tag zu verschieben. Dieser einzige Umstand wurde dem ganzen Anschlage, der den glänzendsten Erfolg zu versprechen schien, verderblich. Argwohn dämmerte in der Seele des Gouverneurs Don Hierro y Oliver auf; er hatte mehrere Gruppen von Menschen beobachtet, die zuerst seinen Verdacht und dann wohlbegründete Besorgniß weckten. Während des unglücklichen zweiten März oder vielmehr gegen Abend bot die Stadt einen Anblick, der seinen Argwohn noch mehr verstärkte, es müsse irgend ein Anschlag im Werke seyn. Einzelne und unvorsichtige Freiheitsrufe von Seite einiger der Verschwornen gaben seinen Befürchtungen neue Nahrung, und er schickte sich sofort an, die genauesten Nachforschungen anzustellen. Obgleich er in so kurzer Zeit nicht über die ganze Größe der Verschwörung Gewißheit erlangen konnte, so gewann er doch einen Schimmer, der ihm auf die Spur helfen konnte. Sey es nun, daß das Geheimniß verrathen, oder der Gouverneur bloß von seinem Verdachte geleitet wurde, und hiebei den wegen seiner Gesinnungen wohlbekannten Sanchez-Reza in's Auge faßte — genug dieser Offizier erhielt plötzlich den Befehl unverzüglich vor Don Hierro y Oliver zu erscheinen. Die Bestürzung Sanchez-Reza's war so groß als seine Furcht, der Anschlag möchte entdeckt seyn. Indeß entschloß er sich dennoch dem Befehle Folge zu leisten. Don Hierro y Oliver empfing ihn mit strengem Blicke.

„Sanchez Reza," begann er, „ich weiß, „daß hier eine Verschwörung gegen die Regierung besteht." — Der Offizier versuchte darüber sein Erstaunen auszudrücken. — „Nein, mein Herr," unterbrach ihn der Gouverneur, „vergebens suchen Sie mich zu hintergehen. Ich bin von dem ganzen Plane unterrichtet, und Sie sind eines der Häupter."

Die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, von der Sanchez-Reza so oft bei frühern Gelegenheiten Proben gegeben, verließ ihn in diesem Augenblicke völlig. Der Gouverneur gewahrte seine Bestürzung; seine Zweifel wurden zur Gewißheit, und er fuhr fort:

„Wohlan, mein Herr; geben Sie mir Ihr Wort, auf der Stelle zu Ihren Mitschuldigen zu gehen, und ihnen zu sagen, daß Ihre Plane entdeckt sind. Dann verlassen Sie selbst unverzüglich die Stadt. Unter dieser Bedingung soll Ihnen verziehen seyn."

Sanchez-Reza willigte ein, die Stadt zu verlassen, und dieser Entschluß gereichte seinen Mitverschwornen zum Verderben. Hätte er die besonnene Ruhe behalten, die Männern, welche auf so ge-

fährlichem Wege wandeln, unerläßlich nothwendig ist, so würde er aus den Worten und dem Benehmen des Gouverneurs leicht entnommen haben, daß die Verschwornen von dieser Seite nichts zu fürchten hatten. Es war handgreiflich, daß der Gouverneur, an sich schon ein Mann von heftiger Gemüthsart und mit blindem Eifer der Regierung ergeben, keineswegs mit einem Verschwornen in Unterhandlung getreten seyn würde, wäre er überzeugt gewesen, Gewalt der Gewalt entgegen setzen zu können. Wahrscheinlich wußte der Gouverneur von dem Umfange der Verschwörung nicht mehr, als daß sie höchst ernsthafter Art sey, und er griff nun zu dem einzigen Mittel, das noch zur Hand war, indem er Unschlüssigkeit in den Rath der Verschwornen brachte, sich den Anschein gab, als sey er von ihren Planen vollkommen unterrichtet und hiedurch eines der Häupter so weit einschüchterte, daß es den Entschluß faßte, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Dieser Kunstgriff gelang ihm vollkommen. Sanchez-Reza hatte nicht sobald den Gouverneur verlassen, als er sich zur Junta verfügte und ihr berichtete, ihr ganzer Anschlag sey entdeckt, wobei er sein ganzes Gespräch mit dem Gouverneur erzählte, und seinen Entschluß aussprach, die Stadt unverzüglich zu verlassen. Vergebens bestürmte man ihn mit Gründen und Ermahnungen; Sanchez Reza schien taub für Alles, und bestand auf seiner Ansicht, daß es Wahnsinn sey den Plan zu verfolgen, und daß er, was ihn betreffe, durchaus entschlossen sey, die Stadt zu verlassen. Bei diesem Entschlusse beharrte er. Nicht so die übrigen Verschwornen. Kapitän** erklärte der Junta, daß er nach wie vor gesonnen sey, den Schlag zu führen, und koste es ihm auch das Leben, den Versuch, in welchem ihm Sanchez-Reza zur Seite stehen sollte, allein zu wagen.

Die Nacht verging unter ängstlicher Erwartung. Die Einwohner ahneten, daß irgend eine furchtbare Explosion sich vorbereite, und seltsame Gerüchte verbreiteten sich durch die Stadt. Am folgenden Morgen wurden die Anzeichen noch bedrohlicher und schreckhafter. Jedermann fürchtete den Streich fallen zu sehen, aber Niemand wußte von Wem und von Wannen er kommen sollte. Der Gouverneur verließ mit einem kleinen Gefolge seinen Palast. Er glaubte, seine Gegenwart würde dazu beitragen, die Besorgniß und sichtbare Aufregung unter den Einwohnern zu beschwichtigen. Wahrscheinlich hielt er auch dafür, die Verschwornen würden sich einschüchtern lassen, wenn sie ihn so zuversichtlich die Straßen durchwandern sähen, um selbst für die öffentliche Ruhe zu wachen. In dieser angstvollen Spannung verharrte die Stadt bis drei Uhr Nachmittags, als sich ein Vorfall ereignete, der die drückende Schwüle mit einem furchtbaren Schlage zertheilte. Der Gouverneur wurde in der Straße Veronica von einigen der Verschwornen ermordet. Der Angriff dauerte nur einen Augenblick, und Don Hierro y Oliver lag in seinem Blute. Sein Gefolge war weder stark genug, ihn zu vertheidigen noch seinen Tod zu rächen. Die Verschwornen zogen hierauf den Calle Antonio hinauf unter fortwährendem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" und eilten nach dem Platze San Antonio, um sich der Verabredung gemäß mit andern Gruppen zu vereinigen. Eine Schaar hatte sich bereits hier versammelt, allein sie schien weder zahlreich noch entschlossen genug, die nothwendigen Schritte zu thun, um das verzweifelte Unternehmen zu beendigen.

Cadix bot um diese Zeit einen seltsamen Anblick dar. Jedermann zitterte, sich für die eine oder die andere Partei zu entscheiden; Jedermann sah mit Augen voll peinlichem Mißtrauens auf seinen Nachbar, und die Furcht und Ungewißheit, die in der Stadt herrschten, lassen sich nicht lebhafter schildern, als wenn man sagt, daß die Leiche des Gouverneurs bis zu Einbruch der Nacht an derselben Stelle liegen blieb, wo er ermordet worden, und Niemand es wagte, sie fortzuschaffen, oder auch nur sich ihr zu nähern. Die Häupter der Verschwörung boten alle Kräfte auf, ihrem Unternehmen einen Erfolg zu sichern; aber zu ihrer nicht geringen Bestürzung mußten sie wahrnehmen, daß die Zahl ihrer Anhänger sich mit furchtbarer Schnelligkeit verminderte. Kaum dreihundert Mann erblickte man auf den Straßen in der Absicht eine Volksbewegung zu veranlassen; die Einwohner beobachteten eine unselige, Verderben drohende Unentschiedenheit. Die Soldaten, auf deren Unterstützung die Verschwornen gezählt hatten, blieben ruhige Zuschauer, und schlossen sich weder dem Aufstande an, noch versuchten sie, ihn zu zu dämpfen. In dieser schrecklichen Ungewißheit vergingen mehrere Stunden. Die Gruppen auf der Plaza St. Antonio stießen von Zeit zu Zeit ein Geschrei aus, aber ihre Anzahl nahm, statt sich zu vermehren zusehends ab, wie der Tag sich neigte. Einer um den andern schlich sich davon — denn Niemand konnte es sich mehr verbergen, daß der Schlag fehlgegangen, und der einzige vernünftige Weg, der noch eingeschlagen werden könne, darin bestehe, auf seine eigene Rettung zu denken. In diesem Augenblicke nahm der Kapitän Zayas, der die Hauptwache auf der Plaza St. Antonio befehligte, eine den Verschwornen feindselige Stellung an, er ließ den Ruf: es lebe der König! hören.

Diese neue Wendung der Dinge brachte unter dem versammelten Haufen eben so viel Ueberraschung als Unwillen hervor. Man hatte erwartet, daß der Kapitän sowohl als die Soldaten, sich der Insurrektion anschließen würden; wenigstens dachte man nicht daran, daß der Kapitän unter irgend einem Verhältniß die beobachtete Neutralität verletzen würde. Aber nun war der Würfel geworfen, und ein Kampf schien unvermeidlich. Nicht sobald hatte der Kapitän Zayas den Ruf: es lebe der König! hören lassen, als Einer aus dem Haufen auf ihn losstürzte, und ihm das Pistol auf die Brust setzte — es versagte, und der Mörder stand einen Augenblick vertheidigungslos, der zweite ließ ihn für die That mit seinem Blute büßen.

(Schluß folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Das vierte Buch enthält vierzig Kapitel und handelt von der mexikanischen Astrologie; man lernt daraus ihre glücklichen und unglücklichen Tage kennen, so wie die Schicksale derjenigen Sterblichen, die unter gewissen Himmelszeichen geboren sind. Befangen in dem Aberglauben seines Jahrhunderts, das noch Astronomie und Astrologie als innig mit einander verschwistert betrachtete, kommt der Pater Sahagun in diesem Abschnitte auf den Kalender der Azteken

und auf die unter ihnen üblichen Sylben zurück. Auch der Inhalt dieses Buches verdient die sorgfältigste Untersuchung der Gelehrten.

Das sechste Buch ist überschrieben: „Von der Rhetorik und Theologie des mexikanischen Volkes, worin sich sehr merkwürdige Dinge in Betreff der Schönheiten der Sprache und der Köstlichkeit der moralischen Tugenden finden.“ Dieses in zweiundvierzig Abschnitte getheilte Buch ist unsrer Meinung nach unstreitig das kostbarste, da es eine bis jetzt völlig unbekannte religiöse Literatur enthält, aus der wir die nachstehenden Bruchstücke mittheilen. *) Es ist noch zum Voraus zu bemerken, daß diese Gebete in den Tempeln mit heiliger und gewissenhafter Treue aufbewahrt wurden, daß die darin vorkommenden Worte mit der genauesten Sorgfalt abgewogen waren, und das religiöse Dogma in seiner ganzen Reinheit enthielten.

„Gebet, das man an Tezcatlipuca-y-Yautl-Necoyautl-Monenegny richtete, um seinen Beistand gegen den Feind zu erhalten.

„Menschenfreundlichster und hülfreichster Herr; unsichtbarer und unfühlbarer Beschirmer, durch dessen Weisheit wir geleitet werden, unter dessen Herrschaft wir leben! Herr der Schlachten! Es ist wahr und gewiß, daß ein Krieg sich naht, der Gott des Krieges öffnet seinen Mund; er hat Hunger, er will das Blut Derer verschlingen, die im Kampfe fallen werden. Es scheint, daß sich erfreuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der sich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speise und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden sie ihnen ein Mahl von Fleisch und Blut der Sterblichen, die in diesem Kriege umkommen werden. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der Unterwelt, um zu sehen, wer siegen, wer besiegt werden wird, wer tödten, wer den Tod erleiden soll. Schon blicken sie herab auf Die, deren Blut getrunken und deren Fleisch verzehrt werden soll. Und sie wissen es nicht die edlen Väter und Mütter, deren Kinder sterben sollen, es wissen es nicht ihre Geschwister und Verwandten. Es wissen es nicht die Mütter, die sie nähreten, als sie klein waren und die sie mit ihrer Milch säugten. Füge es, o Herr, daß Die welche fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die der Vater und die Mutter Aller sind und in deren Herzen die Liebe wohnt; Du hast sie nicht getäuscht, indem Du thatest, was Du thatest, indem Du fordertest, daß sie im Kriege sterben; denn wahr und gewiß ist es, daß Du sie auf diese Erde sendetest, auf daß sie die Sonne und die Erde speisen mit ihrem Fleisch und ihrem Blute! O menschenfreundlichster Herr, Herr der Schlachten, Allbeherrscher, dessen Namen Tezcatlipuca ist, unsichtbarer und unfühlbarer Gott! wir flehen Dich an, daß Die, welche Du in diesem Kriege fallen lässest, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in der Wohnung der Sonne; daß sie versammelt werden zu den Helden, zu Quitziegnaguatzin, Y Maccuhcatzin, Thacavepatzin, Yrtlilcuechavac, Yhuitlennie und Chavaguetzin und zu all den gefeierten Helden, die in den Kriegen der Vorzeit gefallen sind; dort genießen sie der ewigen Freuden; sie feiern in ewigem Lobgesang unsern Beherrscher, die Sonne; sie athmen ein die Süßigkeit der Blumen voll des lieblichen Geschmackes und Duftes. Dieß ist die Herrlichkeit, die der Helden, der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen sind. Sie berauschen sich in Vergnügungen. Sie erinnern sich nicht mehr, sie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zeiten; denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit ist ohn' Ende, und die Blumen, deren Duft sie athmen, verwelken nie und nimmermehr!“

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Sammlung des Lord Kingsborough bildet dieses sechste Buch ein besonderes Werk, das am Ende des sechsten Bandes abgedruckt steht.

Abschied Karls X vom Kapitän Dumont d'Urville.

Einige Pariser Journale haben auf mehr oder minder unrichtige Weise die Unterredung mitgetheilt, welche zwischen Karl X und dem Kommandanten der Expedition am Morgen des Tages statt hatte, an dem der entthronte Monarch das Schiff verlassen sollte, das ihn nach England führte. Der Kapitän d'Urville hat deßhalb die ganze, auf jene Unterredung bezügliche Stelle seines Berichtes (in der Revue des deux Mondes, Augustheft) bekannt gemacht.

„Sonntag den 22 August. Am Abend hielten der König und der Dauphin noch lange Unterredungen über politische Gegenstände mit mir; es war mir aber unmöglich, ihre Meinung zu berichtigen, denn sie behaupteten beständig, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Thron angezettelt gewesen sey. Das einzige Mittel, das sie hätten ergreifen können, um dem Strom zu widerstehen, wären die Ordonnanzen gewesen. Das Unglück habe gewollt, daß es ihnen fehlschlagen sollte; indeß sey dieß nur eine neue Prüfung, welche die Vorsehung ihnen auflege, denn die Sache der Gerechtigkeit und der Ehre müsse endlich siegen, und die Krone werde früher oder später wieder an den rechtmäßigen Herrn, den jungen Herzog von Bordeaux, zurückfallen. Mit solchen Träumen trösteten sich die armen Prinzen.

„Gegen halb neun Uhr Abends eben, als Karl X sich zurückziehen wollte, vertraute er mir noch, daß es keineswegs sein Versatz sey, in England zu bleiben; sein dortiger Aufenthalt werde nur eine Zeitlang dauern. Sobald die europäischen Angelegenheiten ein wenig geordnet seyn würden, sey er Willens, sich im mittägigen Europa entweder in der Gegend von Venedig oder Mailand niederzulassen.

„Ferner sagte er zu mir mit Herzensergießung, indem er meine beiden Hände drückte: „Mein lieber Kapitän, ehe ich Sie verlasse (er sollte am Morgen des folgenden Tags ausgeschifft werden), macht es mir Vergnügen, Ihnen von Neuem meine Erkenntlichkeit zu bezeugen und Ihnen für alle die Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir und allen Gliedern meiner Familie bei dieser Gelegenheit erwiesen haben. — „Sire, Alles, was ich gethan habe, war nur meine Pflicht; überdieß war es mir genug, Sie unglücklich zu wissen, um Sie und alle Glieder Ihrer Familie als geheiligte Personen zu betrachten.“ — „Gewiß, mein Theurer, es war unmöglich, sich Ihres Auftrags mit mehr Ehr- und Zartgefühl zu entledigen; es freut mich herzlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich hoffe, daß ich Sie nicht zum letzten Male gesehen habe; wir werden uns einst unter günstigern Umständen wieder sehen.“ — „Ich weiß nicht, was Sie mir unter diesem Wunsche zu verstehen geben wollen; meinen Sie, daß meine wechselvolle Laufbahn mich einst in die Gegend führen könnte, die Sie bewohnen, so wird die Ehre, Sie wieder zu sehen, mir gewiß wahres Vergnügen machen; ich kann die besondern Verhältnisse, in denen ich zu Ihnen stand, nicht anders als rühmen. Sie wußten eine Einfachheit und Annehmlichkeit in dieselben zu legen, die ich weit entfernt war zu erwarten, und die Ihnen meine ganze Hochachtung zuwendeten. Diesen Fall ausgenommen, weiß ich nicht, wie wir uns je wieder treffen sollten.“ — „Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustande bleiben, in dem es sich jetzt befindet; die Augen werden ihm einst aufgehen und der kleine Bordeaux wird sein rechtmäßiger Herrscher werden; dann wird es gut seyn, wenn Sie einer der Unsrigen sind.“ — „Was Sie da sagen, ist gewiß nicht unmöglich; aber nur durch vieles Unglück könnte man dahin gelangen. Wenn der Herzog von Orleans, taub für die jetzigen Wünsche Frankreichs und die Quelle seiner Macht verkennend, mit der öffentlichen Meinung nicht gleichen Schritt zu halten versteht; wenn er sich den Einflüsterungen von

Personen hingibt, die persönlichen Ehrgeiz und schändliche Begierden verblenden; wenn dieser Fürst, statt alle Mißbräuche der jetzigen Verwaltung gänzlich und mit der Wurzel auszurotten, ferner auf dem unheilbringenden Wege fortwandern wollte, den man seit fünf und zwanzig bis dreißig Jahren verfolgte, so wird er nach und nach die Achtung und das Vertrauen aller wahren Franzosen verlieren; man wird es bereuen, das Schicksal des Landes in seine Hände gelegt zu haben; die republikanische Partei, die bereits sehr zahlreich ist, wird die Fehler des neuen Monarchen zum Umsturze seines Thrones benutzen, und ihr System an dessen Stelle setzen. Wenn auch, wie ich glaube, die jetzigen weit aufgeklärtern Franzosen nicht mehr den Greueln des Jahrs 1795 ausgesetzt seyn werden, so zweifle ich dennoch, daß die Republik bei einem so leichtsinnigen, in seinen Neigungen und Meinungen so veränderlichen Volke lange bestehen werde. Wir würden in Anarchie und Bürgerkriege zurückfallen, und dann ist kein Zweifel, daß Ihr Enkel von einer Partei ins Innere von Frankreich gebracht und, von einer Million fremder Bajonnette unterstützt, einst den Thron in Besitz nehmen könnte, dem Sie entsagen mußten. Allein ich versichere Sie, daß, was mich betrifft, einer solchen Zukunft alle Wünsche meines Herzens entgegen sind. Wäre uns ein solches Schicksal beschieden, so müßte man es allerdings als eine Schickung hinnehmen, aber als die traurigste für unsre Freiheit." — „Ach, mein Lieber, ich höre da ganz den Liberalen; aber Sie werden einst von diesen Ideen zurückkommen. Uebrigens (indem er mir die Hände drückte) seyen Sie versichert, daß mein Enkel Frankreich nie mit Hülfe fremder Bajonnette wieder betreten wird; die Franzosen selbst werden ihn zurückrufen: geschieht Dieß nicht, so bleibt er im Exil. Dessen kann ich Sie mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens versichern." — „Möchte Ihre Erklärung wahrhaft aufrichtig seyn, und möchten Sie doch stets auf einem so ehrenvollen Entschlusse beharren! Das ist Alles, was ich für mein Vaterland wünsche."

„Karl X wiederholte nochmals seine Danksagungen auf die herzlichste Weise; dann zog er sich zurück."

Vermischte Nachrichten.

Dem englischen Parlamente wurden unlängst Memoiren über die Bevölkerung Englands vorgelegt, um zu beweisen, daß der Zuwachs der Seelenzahl ohne Zunahme in Umlauf gebrachter Kapitalien und also auch ohne Zunahme des Unterhalts eine Ueberbölkerung gebe, gegen deren Nachtheile nur in der Auswanderung ein Mittel gefunden werden könne. Um dieß darzuthun, ist bis auf die Bevölkerungszahl von 1700 zurückgegangen worden, wo England und Wales, der erwähnten Denkschrift zufolge, nur 5,500,000 Einwohner gezählt haben sollen, während im Jahre 1821 die Bevölkerung 12,085,000 Seelen ergab. Die Zunahme würde sonach in 120 Jahren über 6,600,000 betragen. Allein diese Berechnung scheint nicht ganz zuverlässig, da erst seit dem Jahre 1800 genaue Bevölkerungslisten geführt werden. Eine zweite Tabelle will beweisen, daß sich das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten in dem erwähnten Zeitraume von 1000 zu 1146 auf 1000 zu 1605 vermindert habe. In den Ackerbau treibenden Grafschaften sollen laut dieser Berechnung die Geburten von 1810 zu denen von 1700 sich verhalten wie 47 zu 26. Der ganze Entwurf schließt mit der Bemerkung, daß der Ackerbau, während die Bevölkerung dergestalt zunahm, nicht gleichfalls an Ausdehnung und Produktion zugenommen, folglich nicht gleichen Schritt mit dem Anwachs der Konsumenten gehalten hat, woraus der Schluß gezogen wird, daß England vor Hungersnoth oder Bürgerkrieg nur durch Auswanderung gerettet werden kann. Die „Times," denen wir diese Notiz entnehmen, fügen hiezu folgende Betrachtungen: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß seit dem fünften oder sechsten Jahre des Kriegs gegen die französische Revolution die Bevölkerung Englands einen beträchtlichen und schnellen Zuwachs genommen hat. Eine größere Anzahl von Händen wurde erforderlich theils für den Krieg, theils für die Manufakturen, als zu irgend einer frühern Zeit, und eine fortgeschrittene Bearbeitung des Bodens brachte auch eine größere Menge von Unterhaltsmitteln hervor. Der allgemeiner gewordene Anbau von Küchengewächsen in der Landwirthschaft lieferte nicht nur einen Nahrungsstoff von größerer Quantität, sondern auch von gesunderer Qualität, als die frühern Generationen sich zu erfreuen hatten. Fast bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde im November das Vieh geschlachtet und für den Winter eingesalzen. Geräucherter Speck und gesalzenes Fleisch bildeten die Hauptnahrung des Mittelstandes. Mit der Einführung des Rüben- und Kleebaues in der Landwirthschaft, was zwischen den Jahren 1790 und 1800 statt fand, erhielt man die Mittel, auch den Winter hindurch Schlachtvieh zu mästen; frische animalische Nahrung trat somit 7 bis 18 Theile des Jahrs hindurch an die Stelle des eingesalzenen Fleisches, und unterrichtete Aerzte versichern, daß eine allgemeinere Gesundheit unter dem Volke des laufenden Jahrhunderts hauptsächlich diesem Umstande zugeschrieben werden muß. Wenn in England wirklich eine Verminderung der jährlichen Todesfälle eingetreten ist, so müßte die ungeheure Zunahme des Genusses gebrannter Wasser entgegen gewirkt haben, da unglücklicherweise diese in den letzten dreißig Jahren den Genuß des heimischen Biers ungemein verdrängt haben. Aber zugegeben, daß mit einem Male die Zunahme der Bevölkerung dergestalt zugenommen; zugegeben, daß der Mangel an Arbeit im gleichen Maße gewachsen ist, wie der Berichterstatter annimmt; zugegeben endlich, daß die Masse der erzielten Lebensmittel nicht mit der Nachfrage gleichen Schritt gehalten — war dann jemals Tollheit so mit Unmenschlichkeit verbunden, wie es in dem britischen Parlamente mit Bezug auf die Getreideeinfuhr der Fall war? Während unsre Bevölkerung zugenommen hat, also auch die Konsumtion größer geworden ist; während zugleich die Produktion des englischen Bodens seit vielen Jahren stillstand, wo nicht gar sich verminderte, haben unsre Gesetzgeber alle Kräfte aufgeboten, die Nahrungsmittel dem Armen unzugänglicher zu machen, anstatt die Gewinnung derselben zu erleichtern. Weit entfernt, Brod dem Hause des Armen zuzuführen, haben sie es so viel als möglich davon fern gehalten, Anfangs durch offene Verbote, dann und bis auf diesen Augenblick durch schwere und drückende Taxen. Sie haben sich bemüht, die Zunahme der Bevölkerung durch künstliche Hungersnoth aufzuhalten. Ist ein solches System nicht eben so gut als offene Empörung gegen die göttliche Vorsehung, und verdiente es nicht allein schon, auf uns die Strafgerichte des Himmels herabzurufen, wenn nicht augenblicklich Mittel ergriffen werden, einem so unverantwortlichen Beginnen Einhalt zu thun? — Ein unfehlbarer Probstein für eine wirkliche und wesentliche Parlamentsreform wird die Vornahme der Berathung über die Getreidgesetze im Unterhause des künftigen Jahrs seyn."

•

Die gegen Ende Dezembers des vorigen Jahrs amtlich erhobene Volkszählung der Vereinigten Staaten hat nachgewiesen, daß sich dort gegenwärtig sechs und vierzig Städte befinden, deren Bevölkerung fünftausend Seelen übersteigt. Neu-York, das 215,170 Einwohner zählt, behauptet den ersten Rang: dann folgen: Philadelphia mit 161,412, Baltimore mit 80,519 und Boston mit 70,464 Seelen. Städte, welche über 20,000 Seelen haben, zählte man vier; über 10,000 eilf; über 8,000 sechs; über 7,000 drei; über 6,000 eilf; über 5,000 sechs. Die Gesammtzahl der Einwohner in diesen sechs und vierzig Städten beträgt 971,457 beiderlei Geschlechts.

•

Die politischen Unionsmänner in England halten strenge Spähe auf das Benehmen ihrer Repräsentanten im Parlament. In einem Falle wurde von der Versammlung einem Mitgliede des Unterhauses eine strenge Rüge zuerkannt, weil es den Verhandlungen über die Reformbill nur bis nach Mitternacht beigewohnt. Die Freunde des Parlamentsmitgliedes suchten es freilich durch sein hohes Alter und seine lange Gewohnheit zu entschuldigen; allein die unerbittlichen Unionisten setzten sogleich die Antwort entgegen, Dieß habe er schon vor seiner Erwählung wissen müssen. In einer andern Versammlung der Unionsmänner des Nordens wurde eine strenge Untersuchung über ein Mitglied des Unterhauses angestellt, von dem man erfahren hatte, daß es einer wichtigen Verhandlung gar nicht beigewohnt. Ein Freund desselben versuchte ihn durch eine schwere Unpäßlichkeit zu entschuldigen die ihn ans Zimmer gefesselt habe. Unglücklicherweise verirrte sich an den Versammlungsort ein Londoner Tagblatt und man ersah daraus, daß das ehrenwerthe Mitglied statt auf dem Krankenlager zu seufzen an jenem Tage eine fröhliche Landpartie mitgemacht. Dieß entschied; einstimmig wurde auch ihm eine strenge Rüge zuerkannt. „Wir führen Dieß," setzt der Morning-Herald hinzu, „als Beweis an, wie sehr die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Volks in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten zunimmt."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 258. 15 September 1831.

Konstantinopel im Jahre 1831.

(Fortsetzung.)

Unter den Sultanen, welche die Provinzen des sinkenden römischen Reichs eroberten, waren mehrere, die recht gut Latein verstanden, und den Homer und die Bibel lasen. Die Politik Suleimans des Großen war minder fanatisch als die Franz I; an der Seite der Moscheen verrichteten die Priester mit voller Freiheit den Dienst ihrer Kirche in der Kapelle, und der griechische Mönch baute sein Kloster auf dem nämlichen Berge, wo der Derwisch die Lampen seines Teke anzündete. Selbst jetzt noch geht die katholische Prozession unter dem Geläute der Glocken ehrfurchtsvoll von türkischen Wachen begleitet durch die Straßen von [illegible] männer haben dem heiligen Grab und dem Oelberg ihre Heiligkeit gelassen.

Bis zu Luthers Reformation standen die Christen vielleicht weit unter den Bekennern Mohammed's; die Heere der letztern hielten Europa lange Zeit im Schach. Die Teppiche von Smyrna, die reichen Stoffe von Brussa, die angorische Wolle und die damascener Waffen, waren der Luxus unsrer Höfe und Schlösser. Im ganzen Morgenlande sah man fromme Stiftungen entstehen, Moscheen mit ihren Bibliotheken, Schulen, Verpflegungshäuser, Khans mit schweren Steinpfeilern, Karawanserais mit orientalischen Arkaden und chinesischen Kiosks. Auf einem wenig besuchten Fußpfad mitten im Wald stieß der Wanderer oft, freudig überrascht, auf einen Springbrunnen, dessen Marmorbecken mit goldenen und azurnen Verzierungen prangten, und den irgend eine fromme Sultanin dem Propheten geweiht hatte. Die Ruhestätte der Todten war von Cypressen und die der Lebenden von Platanen beschattet. Tanz, Musik und Gesang wurden von den Derwischen geübt, deren zarte Gemälde auf Stoffen man bewunderte.

Die mohammedanische Religion hatte bei allen Lebensverhältnissen die Hand im Spiele, man mochte nun im Mai den Pelzrock gegen das Sommerkleid vertauschen, oder in den Krieg ziehen, oder zur Zeit der Noth, wie es das Gesetz vorschreibt, nur sechs Schüsseln auf dem Tisch haben. Diese Religion war ein geistiges und materielles System wie der St. Simonismus; sie vereinigte unter sich alle Kräfte des Menschen. Die Dienstbarkeit schloß keineswegs eine ganze Klasse von der politischen Ordnung aus; der Sklave, der am Abend tief gebückt dem Vezier die Pfeife und das Tischchen brachte, war oft am andern Morgen mit einem Ehrenkaftan bekleidet und sah seinen Herrn an der Thür seines Konak (Haus) Wassermelonen feil haben; Rechte gab die Geburt nur auf den Thron. Diese ganze religiöse Lebensordnung wird ohne Zweifel auch von den heutigen Türken noch beobachtet, doch weit oberflächlicher und minder streng.

Die Janitscharen, eine militärische Verbrüderung, veranlaßten Spaltungen in der gesellschaftlichen Thätigkeit, verwiesen den Sultan ins Innere seines Harems und erhielten ihren Familien den beständigen Besitz der Lehen (Timars), die nun nicht mehr der Lohn der Tapferkeit und des Verdienstes waren. Eine schwankende Toleranz gegen die [illegible] Gelderpressungen und Konfiskationen verletzt wurde, bald wieder die [illegible] und Tschesmeh beschützte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Einheit des Staates zu vernichten. Die Türken, die in ihren europäischen Besitzungen höchstens ein Drittheil, und in ihren asiatischen etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, verlieren sich unter den vier bis fünf Millionen in dem Umkreise ihres großen Reiches.*) Die Kurden, größtentheils Yezidis, oder Anbeter des bösen Geistes, und die Turkomanen sind der Krebsschaden Anatoliens, wo man oft 14 bis 15 Stunden reist, ohne die geringste Kultur oder eine andere menschliche Spur zu treffen, als ein verlassenes Kaffeehaus. Die Fürstenthümer, Serbien, die Kurdenländer, die Paschaliks von Syrien, Aegypten, das türkische Albanien gehören nur dem Namen nach zum Reiche. Die Türken sind eigentlich nur in Konstantinopel eine Macht; Alles außerwärts ist abgestorben, Alles stürzt zusammen, wie die Mauern ihrer alten Festungen.

Indeß sahen wir noch einen Nachklang ihrer alten Kraft im Jahre 1828, wir sahen sie die Russen schlagen, wir sahen in der Schlacht bei Kulaktscheh, die jungen regulären Truppen das Feuer von drei Batterien und die wiederholten Angriffe der russischen Reiterhaufen aushalten, ohne zu weichen und zu wanken. Reihenweise bedeckten sie mit ihren Leichen das Schlachtfeld wie Getreidegarben.

Gestehen muß man aber auch, daß die Türken, mitten unter der Verworfenheit der Juden, der Trägheit und dem Eigennutze der Armenier und der Spitzbüberei der Griechen, sich einfachere und

*) Ich glaube, daß ihre Zahl bis jetzt sehr übertrieben wurde.

unbefleckte Sitten erhalten haben, als man denken sollte, denn Betrügerei und Diebstahl sind unbekannt unter ihnen, und als einst ein Brudermord begangen wurde, stand das Volk bestürzt, erstarrt, und der Mörder entkam; er hatte ein bisher unbekanntes Verbrechen begangen. Da endlich die Muselmänner uns praktisch nicht leicht anders als durch die Intriken und die Verworfenheit der Bevölkerung der Levante, durch schlechte Europäer, Leute ohne eigentliches Vaterland, ohne Pflicht, folglich auch ohne Treu und Glauben kennen lernten; da sie gegen die kleinliche Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen der verschiedenen Diplomatien zu kämpfen hatten, so konnten sie nur wenig Neigung für Europa fühlen, mußten in Zweifeln und Unthätigkeit versunken bleiben, und selbst Frankreichs wohlgemeinte Absichten für Wiederherstellung des ottomanischen Reichs mißverstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Volksbücher.

(Schluß.)

In den Städten haben die überhand genommene halbe Bildung und geräuschvollen Vergnügungen die poetischen Erzeugnisse der Volksliteratur verdrängt, die noch den Schäfer in seiner Einsamkeit und den Seefahrer auf seinen abenteuerlichen Gefahren begleiten. Leider ist an ihre Stelle nichts Besseres getreten: man liest nichts mehr als einige Couplets aus einem beliebten Vaudeville, Wachtstuben- [illegible] Galgenhelden wie Cartouche, [illegible] Desrues, oder einige der Anna Radcliff nachgeahmte Romane, welche zugleich die Herzenserquickung und Verzweiflung der Pförtnerinnen bilden, die auf jeder Seite ihrer bezaubernden Lektüre von dem fatalen Zuruf: „cordon, s'il vous plait“ (womit man sie ersucht, den Zug der Thüre zur Hand zu nehmen und zu öffnen) gestört werden. Dieser neuen städtischen Volksliteratur muß man noch beifügen: Histoire de bonne Homme misère, le Capucin dans barbe, les Cinq Maris et la Pucelle, le Testament de Michel Morin,“ Schriften voll ekelhafter Possen und Zoten; zahlreiche Abhandlungen zur Vertheidigung des Gottes Crepitus, worin das berüchtigte Räthsel vom Merkur Gallant ohne die geringste Anwandlung von Schamgefühl ausgelegt wird. Auch den Katechismus der Leuteschinder (Catéchisme des Maltotiers) findet man häufig in den Städten, eine Flugschrift gegen Bonvalais, den Ouvrard seiner Zeit, der, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, lange in dem nämlichen Gefängnisse saß, wo der berühmte letztgenannte Schuldner jüngst in Haft gehalten wurde. Wenn der alte Ruhm der französischen Courtoisie seit der Revolution nicht schon ein bedeutendes Loch erhalten hätte durch die Manie des gegenwärtigen Männergeschlechts für Politik und Ecarté, so könnte man bedenkliche Zweifel dagegen erheben, wenn man einen Blick in noch eine andere Art von Schriften wirft, worin das kleine Geschlecht (le petit sexe) eben nicht auf das Artigste behandelt wird. Dahin rechnen wir Le Miroir des Femmes, la Mechanceté des Demoiselles, le Catéchisme des grandes Filles pour être mariées u. s. w. Alte und neue Schriftsteller, griechische Philosophen und persische Weltweise, selbst die h. Schrift werden darin aufgeboten, um zu beweisen, daß die Weiber „die Quelle alles Unfriedens, der Abschaum der Natur, die Geißel der Weisheit, der höllische Feuerbrand, das Losungswort des Lasters, des Teufels Köder, die heißhungrigsten Ungeheuer, die Klippen der Seele, der Wald des Hochmuthes, die Eitelkeit der Eitelkeiten, eine Ziege im Garten, eine Elster vor der Thüre, eine Eule am Fenster, ein Engel auf der Straße und ein Teufel im Hause“ sind. Glücklicherweise steht es Jedem frei, herauszufinden, daß diese Behauptungen reine Verläumdung sind; allein dergleichen Schriften verfehlen dennoch nicht, auf die Moral des Volkes nachtheilig einzuwirken, wenigstens benehmen sich manche Haustyrannen gegen ihre Weiber ganz so, als ob sie vollkommen mit den geäußerten Verunglimpfungen einverstanden wären.

Seltsam genug haben sich neben diesen [illegible] zum Theil höchst sittenverderblichen Schriften, doch noch manche von den alten Ritterromanen in der Volksgunst erhalten — wunderbare Epopöen voll der unerhörtesten Abenteuer und Heldenthaten, in denen sich die ganze Welt mit einigen frechen Riesen und arglistigen Zauberern im Kampfe in dem seltsamsten phantastischen Lichte durcheinander bewegt, während die Helden von keinem andern Gewerbe zu leben scheinen, als dem, das Unrecht zu züchtigen und Madrigale zu girren. Diese Werke bilden mit dem Kabinet der Feen die unerschöpflichen Vorrathskammern der blauen Bibliothek. Eins derselben führt den Titel:

„Die Eroberungen Karls des Großen, Königs von Frankreich, und die Heldenthaten der zwölf Pairs von Frankreich, und des großen Fier-à-Bras, und von dem Kampfe, den Oliver der Kleine gegen [illegible] bestegte; und die drei Brüder, welche die neun Schwerter verfertigten, mit dreien von denen Fier-à-Bras gegen seine Feinde focht, wie darin eines Weitern zu lesen.“

Dieser Roman ist die Uebersetzung einer alten gereimten Chronik, in der die Geschichte Frankreichs bis zum Falle Trojas, und zu den Abenteuern Frankus, eines Gefährten des Aeneas, zurückgeführt wird. Pyramus ist der erste König von Frankreich, dann folgen Merkurius der zweite, Pharamund der dritte u. s. w. Karl der Große wird in allen dergleichen Werken aus dieser Periode als eine Art von dummer Hans (der englische Pill Garlick) behandelt, den Jedermann an der Nase herumzuführen sich zum Vergnügen macht. Nicht besser kommt der Besieger Abderamens in den vier Haimonskindern weg. Dieses Gedicht, das man mit Recht die Iliade des Mittelalters genannt hat, genießt noch immer seiner alten und wohlverdienten Popularität, und jedes Jahr gehn noch die magischen Abenteuer Renaud's von Montauban und des Verräthers Maugis neu aufgelegt aus der Presse hervor. Einen gefährlichen Nebenbuhler haben sie vielleicht nur an Valentin Urson, einem Helden, der in Wäldern von einer Bärin aufgesäugt, plötzlich an einen Hof versetzt wird, und sich hier als den würdigen Zögling seiner Amme erweist. Immer im Kampfe, nie besiegt, entführt er die Weiber, prügelt die Hausherren, bringt Hungersnoth über das Land durch seinen trefflichen Magen, und spielt zum Theil die Rolle des Rüppels oder Harlekin der neuern Pantomimen. Robert der Teufel, ein so berühmter Name in den normanischen Sagen, ist nur eine Heldenvarietät von dem Bärensohne.

Hüon von Bordeaux, der umfangreichste von den Romanen des Ritterthums, die noch unter dem Volke in Ansehen stehn,

enthält einen reichen Schatz von dem Feenglauben des Mittelalters. Wieland hat uns in diese Zauberwelt eingeführt. Der komische Charakter des französischen Originals ist ein Laiton de mer, der Prototyp aller jener dienstbaren Geister, die noch die Einbildungskraft des Landvolkes beschäftigen. Auffallend ist in dieser lieblichen Dichtung die Mischung des Feenwesens mit dem Christenthum. Oberon ist der rechtgläubigste Feenkönig der Geisterwelt; er versäumt nie, die Ritter zu ermahnen, der Lehre Jesu Christi treu zu bleiben, und die Bekenner Mohammed's zu verfolgen. Es spielt darin orientalische Mythe, Christenthum und germanisches Heidenthum durcheinander, von dessen Wunderbarlichkeit das Volk bis auf diese Tage noch nicht sich lossagen konnte.

Neben diesen ritterlichen Paladinen treten auch plebejische Helden auf wie Johann von Calais, der Sohn eines Kaufmanns, der zuletzt mit einer Tochter des Königs von Portugal sich vermählt. Wahrscheinlich liegen dieser abenteuerlichen Geschichte die kühnen Wagstücke jener Seefahrer von Calais und St. Valery zum Grunde, die im siebzehnten Jahrhundert der lusitanischen Flagge so oft gefährlich waren. Johann von Calais so wie drei andere Helden der Volksliteratur: Johann von Paris, Aladdins Wunderlampe und Fortunatus gaben in der neuern Zeit Stoff zu dramatischen Bearbeitungen. Letzterer wurde ursprünglich aus dem Arabischen in's Spanische übersetzt, und La Harpe fand in ihm den Stoff zu seinem Tanga und Felime. Auch der lose Narr Till Eulenspiegel (Tiel Ulespiègle), der eigentliche Sohn des boshaften deutschen Volkshumors, und Vorläufer Guzman's von Alfarache, Lazarillo de Tormes und der ganzen Sippschaft der spanischen Picaros ist den Franzosen nicht unbekannt. Die blaue Bibliothek hat auch ihren Gargantua, der aber nichts gemeinschaftlich hat mit dem Gargantua des humoristischen Pfarrers von Meudon. Offenbar gehört Gargantua schon einer frühern Zeit als Rabelais an, wenigstens läßt sich auf sein höheres Alterthum schon aus den ersten Zeilen des rabelaischen Gedichtes schließen, wo es heißt: „Die Riesen, die man uns alle Jahre auf dem Jahrmarkte von Saint Germain sehen läßt, waren wahre Däumlinge dagegen."

Ein Buch würde nicht hinreichen, die ganze Reihe von Volksbüchern dieser Art mit einem kurzen Umrisse ihres Inhaltes anzuführen. Zwölfhunderte derselben finden sich in dem Kataloge eines Buchhändlers von Rouen aufgezeichnet, der mit seinen Gewerbsgenossen von Troyes vorzugsweise den Verlag dieser Schriften betreibt. Unter ihnen ist nicht ein einziges, das so viele gesunde Vernunft und Moral enthielte, als der unter dem Titel La Science du bon-homme Richard übersetzte englische Poor Richard (der arme Richard). Indeß verlieren von Jahr zu Jahr diese Bücher insgesammt, vorzüglich solche obskure Werke wie die Abenteuer Roquelaure's (Aventure de Roquelaure) an Popularität, nur der Catéchisme Poissard vielleicht ausgenommen. Es ist offenbar, daß das Volk daran immer weniger Geschmack findet, und ein Verlangen nach kräftigerer Geistesnahrung fühlt; nur ist zu bedauern, daß die hiedurch entstandene Lücke noch nicht ausgefüllt ist. Die große Masse ist in Intelligenz zu viel und zu wenig fortgeschritten, als daß ihr noch die Doctrines de Sapience des fünfzehnten Jahrhunderts genügen könnten, oder daß es die Werke der neuern Schriftsteller zu fassen vermöchte, die gewöhnlich zu viel oder zu wenig Geist haben, um für den Hausbedarf zu sorgen. Die Civilités puériles et honnêtes, in welchen dem Volke treuherzig vorgeschrieben wird, „in der Kirche nicht das Haar zu kämmen," als lebte es noch unter Ludwig XIII wo die Hoffanten sich nur am heiligen Orte einfanden, um ihre Damen zu beäugeln oder mit ihren Haargebäuden zu kokettiren, liegen jetzt eben so weit außer dem Verständnisse des Volkes, als der Code de la toilette und das Manuel de l'homme de bon-ton. Unter diesen Verhältnissen würde eine besonnene und umsichtige Leitung der populären Presse von heilsamem Erfolge seyn; ein Funke von dem Genie Paul Louis Courier's, der die Bestimmung hatte, der Luther seiner Zeit zu werden, müßte in Frankreich von dem wohlthätigsten Einflusse seyn. Nur müßte hier wie überall mit möglichster Schonung des Herkommens und selbst der Vorurtheile zu Werke gegangen werden, vor Allem aber die Regierung die Hand aus dem Spiele lassen.

Seit undenklichen Zeiten besteht gegen diese in Frankreich wie allerwärts ein altes, und leider nur zu wohl begründetes Mißtrauen. Eine Wiedergeburt der Volksliteratur ist aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland dringend angezeigt. Nur müßte sie nicht in die Hände der frommen Brüderschaften fallen, die ein für allemal es nicht entwöhnen können, hinter sich zu gehn und zu sehen. Vorwärts! heißt das Feldgeschrei der Zeit. Die Nachzügler gehören nicht zu den ehrenwerthen Streitern des großen Heeres. An einem Minister des Innern wäre es einmal, gleich dem Califen Harun al Raschid die Runde zu machen, nicht sowohl um zu belauschen, was das Volk redet, als was es liest.

Die Insel Bali.

Diese Insel, auch klein Java genannt, ist nur durch eine schmale Straße von dem östlichen Ende Java's getrennt, und verhältnißmäßig sehr wenig bekannt, obgleich sie sehr merkwürdig ist. Ihre Einwohner scheinen mohammedanischen und selbst europäischen Eroberern widerstanden zu haben, und sind bis auf diesen Tag noch ein Hinduvolk, das in die vier großen Kasten, Braminen, Kshatriya's, Waisya's und Sudra's getheilt ist. Englische Missionarien haben die Insel kürzlich besucht, und waren selbst am Hofe, um sich über den religiösen und sittlichen Zustand des Volks zu erkundigen, und zu ersehen, ob es möglich sey, eine Mission dahin zu schicken.

Als sie sich der Insel näherten, sahen sie einen Vulkan in voller Arbeit, der eine ungeheure Wolke von dickem, schwarzem Rauche ausstieß. Der Hafen von Balling wird durch zwei kleine Landspitzen gebildet, die etwas in die See vorgehen; der Boden an der Bai besteht aus hartem schwarzem Sande mit Kies gemischt, und ist offenbar basaltischen Ursprungs. Ein Theil des Sandes, in einer beträchtlichen Ausdehnung um die Stadt, ist so schön und glänzend wie Smirgel. Hier ist eine Moschee und rechts der Campong (Dorf) der Buggi's, der ungefähr 600 Seelen enthält; der Campong der Malayen, welche mit Einschluß der mohammedanischen Balinesen nicht ganz 1000 Seelen betragen, erstreckt sich ungefähr eine halbe (englische) Meile ins Innere. Die wahren Balinesen wohnen in der Stadt, Gundscht Radschah genannt, wo der königliche Pallast ist, und welche mehrere Tausend Einwohner hat; der Rest der Balinesen ist auf dem Lande umher in Dörfern und Höfen zerstreut.

Die Häuser haben 15 — 20 Fuß Breite und Tiefe, 8 Fuß Höhe und sind auf Terrassen, ungefähr 2 Fuß über den Boden, meist aus Lehm gebaut, haben Strohdächer und die Erde zur Flur; einige sind an zwei oder mehr Seiten offen, andere rings geschlossen. Manchmal sind mehrere zusammen gebaut und das Ganze mit einer Lehmmauer umschlossen. In

jeder solchen Ringmauer ist ein Haus, das hübscher und ansehnlicher ist, als die übrigen, aus Backsteinen regelmäßig aufgeführt, mit ausgeschnittenen Thüren, gefirnißten Fenstern und gemalten Säulen; das Haupt der Familie scheint darin zu wohnen und die Vorräthe aufzubewahren. Ihre Backsteine sind aus Thon mit der Hand geformt, aber sehr unregelmäßig, und an der Sonne getrocknet. Das Bindemittel ist Lehm; der Lehm, welcher die Grundlage ausmacht, wird zu einer festen Masse zusammen geschlagen. Andre legen einen Grund aus rohen Steinen und Korallen. Um dieß Bauwerk gegen den Regen zu schützen, der es bald weggeschwemmt haben würde, deckt man es mit Gras oder Bambusrohren. Die Mauern sind manchmal mit weißem Kalk beworfen. Der Eingang, obgleich schmal, ist meist fest gebaut und höher, als die übrigen Theile; eine Treppe führt hinauf, und darüber ist ein gutes Dach, woran gewöhnlich phantastische Figuren ausgeschnitten oder gemahlt sind. Verfallene Mauern sind nichts Seltenes in Bali, und die Einwohner bedienen sich selbst solcher Löcher zum Ein- und Ausgang. Die Häuser der Buggi's sind auf Pfählen gebaut, und die Mauern aus gespaltenen Bambusrohren gemacht, wie dieß in malayischen Ländern gewöhnlich ist.

Der König sandte den Missionarien einige Pferde aus Sundschi Radschah entgegen; diese hatten keine Sättel, sondern nur dicke Kissen über den Rücken gebunden. Der Weg nach der Residenz ist auf beiden Seiten Anfangs durch die Lehmmauern des malayischen Campongs, dann durch Hecken und Gräben begränzt. Das Erste, was ihre Aufmerksamkeit erregte, war eine Menge Käfige mit Fechthahnen unter einer Art von Schuppen vorn an den bedeutendsten Häusern, wie zur Parade. Am Ende der Stadt ist ein Markt, den nur Weiber besuchen, welche hier die Hauptkäufer und Verkäufer sind. Ihre Kleidung ist keineswegs anständig und doch sind die Balinesen sehr eifersüchtig, lassen daher keinen Fremden auf ihren Markt gehn, und die Weiber machen ihre Käufe unter sich ab. Des Königs Palast liegt gerade jenseits des Marktes; er ist, wie die übrigen Gebäude, mit einer Lehmmauer umgeben, und hat einen schönen Thorweg aus Backsteinen mit einem Blumen bemahlten Dache. Vorn an der Mauer sind mehrere lange Schupfen voll von Fechthahnen. Die Missionarien hatten nicht die Ehre, durch den großen Thorweg in den Pallast zu gehn, sondern man hieß sie durch ein Loch in der Ringmauer gehn und in einem der offenen Schupfen niedersitzen. Als der König bereit war, sie zu empfangen, wurden sie durch ein Loch in der zweiten Ringmauer eingelassen, innerhalb welcher nun sie links ein hölzernes Haus, ungefähr 40 Fuß lang, und vorn zwei kleine Häuser aus Backsteinen fanden, von denen jedes ungefähr 20 Fuß lang, den bessern Häusern in den Campongs sehr ähnlich und oft von geringerem Werthe war. Der König, sagte man ihnen, sey in dem zur rechten Hand, und sie sollten in der Verandah Platz nehmen, bis er erscheinen werde. Aber der königliche Palast enthielt nur einen alten zerbrochenen Stuhl und eine Matte, worauf schon mehrere Hunde ganz gemächlich Platz genommen hatten. Die Thüre des kleinen Hauses war geschlossen, und nach einer Viertelstunde ward angesagt, der König werde sogleich erscheinen; die Thüre ging auf, und ein ärmlicher, elend aussehender junger Mann von 20 Jahren trat herein, und nahm an der Thüre auf einem Pferdekissen Platz. Er war ausnehmend schmutzig, sein Haar in völliger Unordnung, und einen um die Lende gebundenen Sarong ausgenommen, völlig nackt. Er empfing den Gruß Herrn Medhursts, eines der Missionarien, mit einem wilden, unwilligen Blick, schenkte Keinem aus der Gesellschaft einige Aufmerksamkeit, und blickte kaum hin, als ihm das übliche Geschenk dargebracht wurde. Er spielte mit einem an eine Schnur gebundenen Hamster, und fand ein Vergnügen daran, ihn zu quälen. Einige aus seiner Umgebung fragten, warum die Missionarien gekommen seyen, und als man ihnen sagte, es sey geschehen, um in der Religion, in dem Dienste eines einzigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge, zu unterrichten, und sie vom Stehlen, Lügen u. dgl. abzuhalten, so erwiederten sie, die Balinesen wüßten dieß Alles, und hätten ihren Unterricht nicht nöthig

Als die Missionarien den Pallast verließen, besuchten sie einen Tempel, der nicht besser gebaut war, als die übrigen Häuser, und worin sie sich von Hinten einen Eingang bahnten. Das Innere war ausnehmend roh; sechs Nischen waren da, von denen die größte 6 Fuß breit und 12 oder 15 Fuß hoch war; eine derselben glich einem hohen Stuhl, worauf vielleicht ein Götzenbild gestellt werden mochte. Alle waren mit dem schwarzen haarigen Stoff überzogen, den man Gomutty *) nennt. Kein Götzenbild war zu sehen, und als die Missionarien einen der Anwesenden fragten, wo ihre Götter seyen, antwortete er: „im Himmel.“ Ihre Namen seyen Brama (dieß wurde mit besonderer Feierlichkeit ausgesprochen), Siwara und Wistnu. Sie sprachen von Dewa (Geist), als dem Hauptgegenstande ihrer Verehrung. Die Balisprache, welche ein roher, einfacher und eigenthümlicher Dialekt ist, war den Missionarien unbekannt, und die Anwesenden schienen nicht zu den Braminen oder Gelehrten zu gehören, unter denen, wie in Java, eine andere Sprache gebräuchlich ist, die von Schriftstellern als sehr reich und gebildet geschildert wird, und aus dem Sanscrit und dem Javanesischen entlehnt seyn soll. Die Leute begannen allmählich unwillig zu werden, daß Europäer an den heiligen Ort gekommen waren, und diese entfernten sich deßhalb. Später besuchten sie einen andern Tempel zu Sang-sit, einer am Meere, ungefähr 4—5 Meilen östlich gelegenen Stadt, die aber von geringerer Wichtigkeit ist, als Baliling. Die Bevölkerung bestand größtentheils aus Heiden. Im Tempel war eine Reihe Bilder, aus getrocknetem Lehme gemacht, das eine war eine Ganesa mit dem Körper eines Elephanten, das zweite eine Durga, die auf einem Ochsen stand. Der verfallene Zustand des Tempels und der Bilder zeigte indeß, daß die alte Götzendienerei allmählich minder populär werde, daß das Volk zu faul sey, sich viel um seine Religion zu kümmern, oder daß das Material, das man zu den Tempeln und Götzenbildern brauchte, so zerbrechlich war, daß es nicht einmal so lange als ihre Verehrer dauerte. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden Processionen und Opfer angestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Syrien bestätigen es, daß die Pest im Verein mit der Cholera in Persien und zu Bagdad ungeheure Verwüstungen anrichtet. In der letztgenannten Stadt sollen mehr als zwölftausend Häuser, deren Einwohner die Seuchen aufgerieben haben, geschlossen seyn. Außerdem haben zwei Ueberschwemmungen des Tigris alle Häuser, die sich an den Ufern befanden, weggerissen und selbst einen Theil der Befestigungen zerstört. Um das Maß des Unglücks zu füllen, greift Ali, Pascha von Aleppo, Daud, den Pascha von Bagdad auf Befehl der Pforte an, und wenn dieser Widerstand leistet, so wird das Schwert vollenden, was noch zu thun übrig ist. Die der Karawane von Mekka vorausgeeilten Boten, die am 7 Julius zu Damaskus ankamen, berichteten, daß drei Viertheile der Pilgrime während der drei Tage, die sie zu Mekka verweilten, von der Cholera aufgerieben worden. Der Pascha von Mekka nöthigte daher die Karawane, die hier zehn Tage liegen bleiben sollte, auf der Stelle die heilige Stadt wieder zu verlassen. Die Krankheit verließ die Pilgrime auch auf dem Wege nicht. Es starben daran ungefähr zweitausend. Das Djerdi oder Ehrengeleite, das ihnen der Pascha von Acre mit Erfrischungen entgegenschickte, wurde auch angesteckt, und mehr als die Hälfte davon kam in wenigen Tagen ums Leben. Die Ueberreste der Karawane, unter der später die Sterblichkeit etwas nachgelassen hatte, wurden bei Abgang dieser Nachrichten zu Damaskus erwartet, wo bereits seit zwei Monaten die Pest alle Tage einige Opfer wegraffte. Diese war von Acre und Bayrut her eingeschleppt worden.

Die englischen Lebensversicherungsanstalten sollen sich, nach dem Berichte der Zeitung „Albion;“ weigern, das Leben von Parlamentsmitgliedern, die über vierzig Jahre alt sind und die Reformbill verfechten, zu assekuriren. Das „Chronicle“ behauptet, das jüngstverstorbene Mitglied des Unterhauses, Alexander Dawson, der ein kräftiger, gesunder und mäßiger Mann gewesen, sey zuverlässig ein Opfer der Aufregung und Strapazen in der Reformangelegenheit geworden.

*) Gomutty ist ein roßhaarähnlicher Stoff, der den Stamm einer Palmenart umgibt. Man verarbeitet ihn zu Schiffstauen, welche dauerhafter sind, als die aus den Fibern der Kokosnuß.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 259. 16 September 1831.

Lord Grey.

Eine moralisch-politische Skizze.

(Nach dem New monthly Magazine, Augustheft.)

Lord Grey ist sich mehr in seinem Charakter als in seinen Ansichten treu geblieben. Ehrgeizig, doch mehr noch stolz, ist er von seinen Ansichten abgewichen, aber nie hat er sich erniedrigt. Er beförderte die Reform, entsagte ihr dann, und ist jezt so zu sagen ein rückfälliger Reformer geworden. Aber mit der Aenderung seiner Ansichten verlezte er keineswegs seine Grundsäze, und er verscherzte die Gunst des Volks, ohne im mindesten den Verdacht auf sich zu laden, daß er sie für die Hofgunst aufgeopfert habe; er war während der Regentschaft und der Regierung Georgs IV von dem Hofe gehaßt, ohne seinen Ehrgeiz als Parteichef darum durch ein Benehmen schadlos zu halten, das Hofleute mit dem Namen Faktionsgeist belegen. Mit den populärsten Meinungen konnte Lord Grey nie ein Demokrat seyn, bei seiner hohen Geburt, bei seiner strengen Berücksichtigung der konventionellen Unterschiede von Rang, Geburt und Titel, nie ein Aristokrat, und troz seines Gemeingeistes, troz seiner Geschäftskenntniß und seines umfassenden Blicks als Staatsmann, hat er doch Eigenschaften, die sich nicht für den Minister eines freien Volkes eignen. Ein Rückblick auf seine öffentliche Laufbahn ist nöthig, um diese Widersprüche gehörig zu verstehen.

Herr Grey, der Sohn von Sir Charles, nachher Earl (Graf) Grey, trat unter Fox's besonderen Auspizien in das Unterhaus. Sein glänzendes Auftreten und die Weissagung Pitts bezeichneten ihn als die erstehende Hoffnung der Whigs. Seine Jugend, sein Rang und seine persönlichen Eigenschaften machten ihn zum Freunde des Prinzen von Wales. Aber schon in dem Jüngling lag etwas, das ihn unfähig machte, der Höfling selbst eines populären Thronerben zu seyn, der damals der anerkannte Beschüzer der Whigopposition war. Seine Verbindung mit dem Prinzen endete in einer schlecht verhehlten Abneigung des leztern gegen ihn. Der Vorzug, den eine durch Schönheit und Wiz ausgezeichnete Dame ihm vor dem Prinzen gab, soll nach Einigen der erste Grund zum Kaltsinn gewesen seyn; Andere schreiben Dieß einem Umstande zu, der zum erstenmal Lord Greys Charakter enthüllte.

Im Jahre 1787 fand es der Prinz von Wales für nöthig, sich an das Pariament um Bezahlung seiner Schulden zu wenden, ein ernstliches, obwohl ziemlich seltsames Hinderniß stand der Sache im Wege — man glaubte nämlich, der Prinz habe sich feierlich mit Madame Fitzherbert trauen lassen, und die Landedelleute fürchteten den Sturz der Kirche und des Staates von dieser heterodoxen Anhänglichkeit des Thronerben an eine Dame, die sich wahrscheinlich um Politik und Moral wenig kümmerte, aber an Fegfeuer und Heiligenfürbitte glaubte. Um diese Furcht zu entfernen, ihr Gewissen zu beruhigen und ihre Beutelschnüre zu lösen, gab es zwei Wege: entweder die Kezereien der Dame oder die vollzogene Trauung abzuleugnen. Der Prinz wählte das Leztere, und beauftragte Fox im Parlamente, die authentische Erklärung zu geben, daß eine solche Ceremonie nicht statt gefunden habe. Dabei dachte aber der Prinz nur an die Landedelleute und das Geld, aber gar nicht an die Dame. Als diese am andern Morgen in den Zeitungen las, was im Unterhause vorgegangen war, erklärte sie voll Zorn, daß ihre Verbindung mit dem königlichen Beleidiger für immer geschlossen worden sey. Sie ward bloß durch des Prinzen Versicherung beruhigt, daß Herr Fox seinen Auftrag überschritten habe, und daß die Verläugnung eben so förmlich zurückgenommen werden solle, als sie geschehen sey. Aber es ward dem Prinzen nicht leicht, sich eines so raschen Versprechens zu entledigen. Fox wollte nicht zurücknehmen, was er gesagt hatte, und machte kein Geheimniß aus seinem Unwillen, daß man seine Treuherzigkeit so mißbraucht habe. Der Prinz nahm daher seine Zuflucht zu Herrn Grey, dessen Jugend und Verbindung mit ihm, dem Prinzen, seine Bereitwilligkeit wahrscheinlich machte. Herrn Grey wurde angesonnen, er solle ohne geradezu Fox zu widersprechen, eine Erklärung in so künstlich gewundenen Phrasen geben, daß dadurch ein Zweifel auf Fox's Angabe falle, und der Schleier des Geheimnisses und der Ungewißheit wieder, wie früher, über die Verbindung des Prinzen mit Madame Fitzherbert hergezogen würde. Herr Grey lehnte Dieß nicht bloß ab, sondern zeigte auch seinen Unwillen, daß man ihn zum Werkzeug einer so erbärmlichen Zweideutigkeit machen wolle, und ward von nun an von dem Prinzen für zu unbeugsam und stolz angesehen, um je ein Gefährte für den Prinzen, oder ein Minister für den Souverän zu werden.

Herr Grey wohnte zwar den Berathungen zu Carlton-House während der Regentschaftsfrage im Jahre 1788/89 bei, und wäre Minister geworden, wenn die Regentschaft statt gefunden hätte; aber der Gegenstand der Berathung war eine große konstitutionelle und Parteifrage, des Prinzen Abneigung hatte sich noch nicht so

völlig ausgesprochen, auch war er übrigens damals von den Whigs abhängiger, als die Whigs von ihm. Erst im Jahr 1795 scheint Georg IV den politischen Bann über Lord Grey ausgesprochen zu haben, wie es Georg III gegen Fox gethan hatte. Des Prinzen Geldangelegenheiten waren abermals die Veranlassung; er hatte die Whigs im Jahr 1792 förmlich verlassen, und dafür unterstützten sie ihn auch nur kalt und bedingungsweise, als er sich bei Gelegenheit seiner unseligen Heirath im Jahre 1795 abermals um die Bezahlung seiner Schulden ans Parlament wandte. Herr Grey ging weiter, als seine Partei, und schlug eine Reduktion der verlangten Summe in Ausdrücken vor, welche Georg IV nie vergessen, noch vergeben zu haben scheint, und welche zu merkwürdig und zu anwendbar auf die jetzigen Umstände sind, um nicht wiederholt zu werden. Es war damals wie heutigen Tags die Taktik der Hofpartei und der Minister, diejenigen, welche die Rechte des Volks vertheidigten, und von seinem Elende sprachen, als Feinde der Würde und der Prärogativen der Krone darzustellen, worüber sich Herr Grey folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich erkläre mich eben so bereit, als irgend ein geschmeidiger Hofschmeichler, den wahren Glanz der königlichen Familie zu unterstützen; aber meiner Ansicht nach ist mehr Würde darin, ein für das Elend von Millionen fühlendes Herz zu zeigen, als in dem Bombast, welcher auf dem Königthume lastet, ohne es zu schmücken. Ist es passend, frage ich, daß das Parlament selbst das Beispiel gibt, und zu Ausschweifungen aufmuntert, in einem Augenblick, wo die unter Leuten von Vermögen herrschende Verschwendung mit reißender Schnelligkeit ihre Unabhängigkeit vernichtet, und sie zu Werkzeugen des Hofs und zu Gegenständen der Verachtung für das Volk macht? Ich weiß wohl, daß die Weigerung, die Schulden des Prinzen von Wales zu zahlen, ihm Entbehrungen auflegen wird; das ist aber eine gerechte Strafe für die Vergangenheit, eine nützliche Lehre für die Zukunft, und eine angemessene Sühne für die schweren Entbehrungen und schmerzlichen Opfer des Volks."

Es ist ein achtungswerther Beweis für Lord Grey's öffentliche Grundsätze und seine starke unwandelbare Ueberzeugung, daß er nach 36 Jahren und gewiß ohne im mindesten an seine damaligen Aeußerungen zu denken, die Krönung des Königs von allem jenen Bombast entkleidete, „welcher auf dem Königthum lastet, ohne es zu schmücken," und neben einer Menge Abgeschmacktheiten der Feudalbarbarei, in einem Zeitalter der Freiheit, des gesunden Menschenverstandes und der Oekonomie ein Schauspiel von eben so empörender, als lächerlicher und kindischer Verschwendung darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel im Jahr 1831.

(Fortsetzung.)

Mahmud, ein Zögling Selims, ein Sultan, der durch die Griechen, die ehemals bei der Pforte angestellt waren, zuerst mit europäischen Ansichten vertraut gemacht wurde, zeigt allerdings, daß er die Bedürfnisse seines Zeitalters fühlt; aber er kann nicht seyn, was Peter der Große war, dessen Leben er, wie man sagt, studirt hat. Man wird in ihm immer den Türken, den Mann des Serails erkennen. Der Czar war nicht wie er von den Netzen einer Religion umstrickt, die alle seine Schritte hemmte, und die Bildung, die er seinem Volke gab, hatte er zuerst sich selbst angeeignet. An welchem fremden Hofe hat aber Mahmud gelebt? Die Gesellschaftsoffiziere Sr. Hoheit sind noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, aus den schönen Zeiten der Alchymie. Einer von ihnen, ein Musahib, fragte, ob es wahr sey, daß der Sohn Napoleons eine Schachtel besitze, in die er sich legen und die Lüfte durchschiffen könne. Junge Griechen und Juden wurden dort wie Frauen erzogen, man unterrichtet sie in deren Tänzen und Liebkosungen. Die Gunst war oft der Preis der männlichen Schönheit. Das Serail war ein etwas besseres Gefängniß, und noch jetzt verlebt der größte Theil der Höflinge seine Zeit zu den Füßen seines Herrn, oder auf weichen Divans; ihre einzige Uebung besteht darin, daß sie eine gewisse Zahl von Pfeilen nach einem Ziel in ihren Gemächern abschießen. Uebrigens sind sie weder von Luxus noch eleganten Formen umgeben; da gibt es kein Gemälde, keine Bücher; nichts was der materiellen Richtung ihrer Ideen einen höhern Schwung geben könnte. Da sind nur nackte Wände, einige Truhen, Säbel und Pistolen trophäenartig aufgehangen, und ein unbeweglich stehender Sklave. Zuweilen sieht man sie stumpfsinnig mit unbeweglichen Augen durch ein großes Fenster starren, durch welches sie die Welt studieren. Auf dem Schreibtisch des Sultans sieht man kein Kalem (Feder), kein Blatt Papier; nur wenn die Europäer erscheinen, setzt sich sogleich der Telegraph seiner Finger in Bewegung; die Sprache der Stummen gehört für Sklaven.

Die Teufelsbanner sind noch üblich; die Derwische kommen ins Serail, um kleine Wachsfiguren zu beschwören, und Achmet, der Kapudan Pascha, glaubte, daß seine Wassersucht von einem Wiesel herrühre, das er im Bauch habe. Die Festungen am schwarzen Meere lagen den Großen der Pforte nur deßhalb so sehr am Herzen, weil sie ihnen als Niederlagen für die Sklavinnen dienten, die sie aus Georgien und Cirkassien bezogen. Endlich ist es der Umkreis des Palastes, wo man die größte Unreinlichkeit erblickt: die Hunde Geier und Möven streiten unter den Hufen der Pferde des Sultans um ihre Beute. Noch immer sieht man an den Thoren des Palastes, die Cavas (Scharfrichter), Köpfe in Stroh eingemacht, und Säcke mit Ohren.

Drei Männer haben jetzt großen Einfluß: der Sekretär des Sultans, Mustapha Effendi, Chosrew Pascha und Cassas-Artin.

Der erstere ist ein herrlicher junger Mann, früher Schiffer, der sich in den Schulen der Moscheen durch seine schöne Stimme bemerkbar machte; er leitet seinen Herrn, und wird wieder von einem alten fränkischen Diener geleitet. Er bemüht sich, wie er sagt, Handel und Industrie emporzubringen, d. h. er sendet drei bis vier Schiffe für seine Rechnung ins schwarze Meer, treibt ein Monopol mit Lebensmitteln, hat einen Pflug und einen Landwirth aus England verschrieben, und Se. Hoheit und er schachern wie Bakals (Krämer) und halten Schneiderkonferenzen mit einander.

Chosrew Pascha, genannt der hinkende Pascha, ein cirkassischer Sklave des Großherrn, steht an der Spitze der Militärreform. Er ist ein kleiner Mann, der mit seinem farbigen Gesicht und weißen Backenbart ziemlich einem Affen gleicht; seine Geschmeidig-

keit hat ihm durch alle Revolutionen des Serails den Kopf zwischen den Schultern erhalten. Man hält ihn für den größten Lügner des Reichs. Seine ungeheure Thätigkeit macht, daß man ihn überall sieht, er verwaltet die Straßenpolizei und spricht im Divan. Er war es, der im Augenblicke der Einnahme von Adrianopel durch die Russen mit 1500 Mann durch die Straßen von Konstantinopel zog, und die Ueberreste der Janitscharen in Ordnung hielt. Er will seine Truppen selbst in den Waffen üben und bezahlen; er stahl, so zu sagen, den taktischen Lehrmeistern ihre Bücher und schriftlichen Aufsätze, um in der Folge ihres Raths entbehren zu können.

Diese beiden Männer sind nicht ohne große Talente, aber für sie und ihren Herrn müßte Mohammed ein neues Wunder thun, um sie von allen Fehlern ihrer Nation zu reinigen.

Der Armenier Cassas-Artin, ein alter Diener der Familie Duz-Uglu, zu deren Sturz er mitwirkte, ist einer der Urheber der Verfolgungen gegen die Katholiken; er hat es so weit gebracht, das ganze Serail zu kaufen.

In der Mitte dieses Hofes, den ich nur in einigen Zügen darstellte, arbeitet der Sultan an der Wiedergeburt des Reichs.

Er hat bereits angefangen mit den andern Mächten Verbindungen anzuknüpfen, und zwar nicht mehr nach alter barbarischer Sitte. Vormals als die Türken die Europäer nur durch Dragomans kannten, und noch glaubten, es könne gar keine Politik ohne Intrike bestehen, überließen sie ihre Angelegenheiten den Händen der Griechen, ausgelernten Meistern in der Bestechungskunst. Erst seit dem Jahre 1821 fangen sie an, mit eigenen Augen zu sehen, und seit jener Zeit leuchtet auch mehr Aufrichtigkeit und Würde aus ihren Unterhandlungen. Noch sieht man zwar einige Dragomans, die den Großen der Pforte das Kleid küssen, oder sich zu ihren Füßen werfen; allein die Zeiten sind vorüber, wo ein solcher Dolmetscher Köpfe und Paschaliks verkaufte.

Man übersetzt unsre militärischen Reglements und Theorien, ja selbst unsre Gesetzbücher. Die Franzosen werden bei den Türken als die Meister aller vernünftigen Einrichtungen, und Napoleon als ein zweiter Prophet betrachtet. Junge Muselmänner werden nach Paris geschickt, und bald wird man in Konstantinopel Militärschulen sehen, die aus den französischen hervorgingen. Selbst die französische Sprache scheint die Hofsprache werden zu wollen.

Schon im achtzehnten Jahrhundert ward die türkische Artillerie durch französische Agenten verbessert, und Bonaparte hatte vom Wohlfahrtsausschusse die Vollmacht erhalten, in türkische Dienste überzutreten. Die Befestungen des Bosporus und der Dardanellen sind das Werk französischer Ingenieurs. Gesundheitsoffiziere der französischen Armeen sind in den türkischen Spitälern angestellt, allein es ist wahr, daß der Unterricht in der Arzneikunde noch bis jetzt einem ungarischen Barbiergesellen anvertraut ist.

Die Verwaltung der Finanzen hat bedeutende Verbesserungen erfahren; Einnahme und Ausgabe sind einer getrennten Verwaltung und einer Kontrole unterworfen worden. Es ist dem Sultan auch gelungen, den Geschäftsstyl der Effendi's zu ändern; der, zu dem er die Vorschrift selbst entworfen hat, ist einfacher und bestimmter. Die türkische Kanzlei wird ihre Terminologie behalten; der orientalische Schwulst ist beseitigt worden.

Die militärische Reform schreitet, von französischen Rathschlägen unterstützt, vorwärts, nimmt aber dennoch zuweilen einen kindischen Charakter an. Die Türken glauben die Weisheit gleichsam an der Thüre erhorchen zu wollen, sie verlangen den Erfolg auf der Stelle. Im Anfange glaubten sie, daß einige Unterredungen mit französischen Offizieren hinreichten, um eine neue Armee zu schaffen, und sie versuchten mit Hülfe des einzigen Unterlieutenants Gaillard sechzig Bataillons Infanterie zu organisiren. Uebrigens schlafen die Soldaten in ihren Uniformen, die Pferde in ihrem Geschirr, und die Armeeverwaltung kostet zwei Drittel mehr als in Frankreich.

Im Jahre 1826 sah man in Konstantinopel noch eine ernste, majestätische, mit Kaschmirshawls, Goldstoffen und prachtvollen Waffen bedeckte Bevölkerung; der Effendi, der Vezier, unter ihren cylinderförmigen Turbanen und pyramidenförmigen Mützen hatten große imposante Gesichtszüge; bald sah man sie auf Teppichen oder Divans den langen, bis auf die Brust herabhängenden Bart streichen, bald auf einem arabischen Renner, dessen vergoldete Zügel ein Stallmeister hielt, langsamen Schritts wie in einem Triumphzug durch die Straßen reiten. Hier gingen Janitscharen vorüber, die als Kopfbedeckung den Aermel Beschiktaschs, ihres Patrons, trugen; dort asiatische Banden mit ihren langen Luntenflinten, deren grobe Kolben mit der Art zugehauen waren. Der Orient stand noch da in der bunten Pracht seiner Gewänder wie zu Xerxes Zeiten. Vormals war der Franke demüthig, er zitterte vor den Hunden und den Schülern der Moscheen, und wenn die berühmten Pilawkessel mit ihren drohenden Löffeln vorübergetragen wurden, blieb er ehrfurchtsvoll stehen und kreuzte die Arme über der Brust. Der Raya verlebte jeden Tag in der Furcht, seine Börse oder seine Frau mit den Soldaten des Propheten theilen zu müssen, die Länge seines Kleides und die Größe seines Kalpacks waren ihm durch Fermans vorgeschrieben.

Die Kaffeehäuser hatten damals ihre täglichen Besuche von Opiumfressern mit ihren Konvulsionen und Verzückungen; die Pforten des Serails ihre Trophäen; die Kreuzwege ihre Opfer; man sah den Bakal mit dem Ohr an die Thüre seines Ladens genagelt, und die türkische Frau, die ihren Yachmak (Schleier) zu sehr lüftete, oder deren Feredge (Mantel) zu kostbar war, in einen Sack gesteckt und ins Meer geworfen. Damals tönten in den Straßen die dreisaitige Lyra, die baskische Trommel, der Dudelsack, die mäckernde Klarinette in eintönigen oder kläglichen Weisen, wozu man raunzende Lieder durch die Nase sang, der Hamal (Lastträger) schritt ernst mit einem Pestkranken auf dem Rücken vorüber, und der Spritzenmann verkaufte Oel, oder schüttete es in's Feuer. Die Majestät des Sultans war fast immer hinter den dreifachen Mauern des Serails verborgen, und wenn er sich zeigte, so geschah dieß entweder unbekannt, mitten im Volksgedränge, um die Klagen und Beschwerden zu hören, und die Strafbaren herauszufinden; oder geheimnißvoll durch die hohen Reiherbüsche seiner Pagen verschleiert und dann warfen sich die Moslimen zur Erde, aus Furcht dem Blitze seiner Augen zu begegnen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Es mögen nun hier noch einige diesen Denkwürdigkeiten enthobene Stellen folgen.

Der General Mallet.

Was das ganze bewaffnete Europa seit zwanzig Jahren nicht zu denken wagte, die Eroberung von Paris, erkühnte sich ein einziger Mann, der im Gefängnisse lag, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Namen war, und er stand auf dem Punkte, sein abenteuerliches Wagstück gelingen zu sehen. Ich habe mit Mallet als Offizier des Generalstabs im Jahre 1793 gedient. Mallet war ein überspannter Kopf, ein Sonderling von Charakter und von finsterer Melancholie gequält, was ihn in sich gekehrt und für seine Kameraden unzugänglich machte. Die Erhebung des Generals Bonaparte zum Kaiser hatte ihm mißfallen und er daraus kein Geheimniß gemacht; der Verlust der Freiheit, vielleicht auch der Verdruß, mitten auf seiner Laufbahn aufgehalten zu werden, während alle Jene, die nicht so alt als er waren, zu den höchsten Stellen emporstiegen, verleitete ihn, sich in eine, ich weiß nicht welche, der schlechtangelegten Verschwörungen jener Straßenjakobiner einzulassen, die nur ihre Wuth als Rathgeber hörten, und ohne alle Mittel waren, ihre erbärmlichen Anschläge auszuführen. Mallet wurde verhaftet; der Kaiser, dem das ganze Gewebe der Verschwörung vorgelegt wurde, zuckte darüber mitleidig die Achseln. Nach einigen Jahren Gefängniß erhielt Mallet die Erlaubniß, eines der Gesundheitshäuser in der Umgegend von Paris zu beziehen, die für die Polizei eine Art von Seminarium sind, wo man, jedoch unter genauer Aufsicht, Diejenigen in Gewahrsam hielt, die man nicht verurtheilen konnte, und die man doch auf freien Fuß zu stellen scheute. Seit sechs und zwanzig Tagen war man ohne Nachricht von der Armee; unheilvolle Gerüchte kamen in Umlauf. Diesen Augenblick benutzt Mallet; nachdem er seinen Plan mit einem gewissen Abbé Constant, dem Genossen seiner Haft, verabredet hat, verläßt er die Mauern seines Gefängnisses, bekleidet sich mit der Uniform eines Marschalls und erscheint gegen vier Uhr Morgens vor der Kaserne der Munizipallegion, läßt den Obristen wecken und sagt ihm mit Bestürzung auf dem Gesichte, der Kaiser sey ums Leben gekommen; der Senat versammle sich, um Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben, und er, Mallet, zum Kommandanten von Paris ernannt, komme, um sechs Mann des Regiments mitzunehmen, sich nach dem Stadthause zu begeben und den Senat, der dort zusammentrete, zu beschützen. Schrecken erfaßt bei dieser entsetzlichen Nachricht den Obristen; der Schmerz um den Tod des Kaisers preßt ihm Thränen und Wehklagen aus; diese Bestürzung, von der seine ganze Seele ergriffen ist, läßt ihn weder die gehörte Nachricht in Erwägung ziehen, noch auch nur dem verdächtigen Manne, der vor ihm steht, ins Gesicht sehen; er gibt den Befehl, die Garde zu versammeln, und gibt so, von Verzweiflung überwältigt, Mallet das Spiel seines Betrugs gewonnen. Ueber dem Worte Republik, das an die Gesetzlosigkeit erinnert, vergißt man den Tod des Kaisers. Die glänzendsten Verheißungen werden verschwendet; Mallet verspricht Offizieren und Gemeinen goldene Berge. Jedem Soldaten wird um einen Grad Beförderung und erhöhter Sold versprochen; die Offiziere erhalten Anweisungen von zwanzig-, sogar von fünf und zwanzigtausend Franken auf den Schatz, denn Mallet hat sich auf Alles vorgesehen; so gelingt es ihm, vierhundert Mann über Hals und Kopf mit sich fortzureißen: er eilt nun, die künftigen Minister Frankreichs im Gefängnisse von La Force abzuholen. Hier befanden sich seit einiger Zeit ein Generaladjutant Namens Guidal und der General Lahorie in Verhaft. Beide hatten mit Mallet gedient, aber längst schon nichts mehr von ihm gehört; Beide wußten kein Wort von seinem Vorhaben. Mallet läßt sich das Gefängniß öffnen, verlangt die Freilassung der beiden Gefangenen und verkündigt auch hier seine große Neuigkeit. Auf die Weigerung des Gefängnißmeisters, die Verhafteten freizulassen, unterzeichnet Mallet den Befehl dazu, läßt zweihundert Mann eintreten und sich in Lahorie's Zimmer führen. Das erste Wort Mallets war: „Sie sind Polizeiminister! Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an und folgen Sie mir!“ Der arme Lahorie, der nach zwölf Jahren zum ersten Male wieder einen Mann sah, dessen Kopf er nie recht in Ordnung geglaubt hatte, vermeinte zu träumen; er rieb sich die Augen und starrte ihn sprachlos an. Allein die Bestimmtheit, mit der der Tod des Kaisers, die Versammlung des Senats angekündigt wurde, die Rückkehr zur Republik ließ ihn glauben, es sey eine von jenen Revolutionen vor sich gegangen, an denen die Geschichte des neuern Frankreichs so fruchtbar ist. Er steht auf, kleidet sich an und findet sechshundert Mann vor der Thüre und Guidal an seiner Seite. Geraden Wegs geht es jetzt zum Polizeiminister. Dieser lag noch im Bette; die Schaar dringt ohne Geräusch und Hinderniß in seine Wohnung ein. Bei dem ersten Lärm erwacht der Minister, springt im Hemde und barfuß aus dem Bette und stürzt sich den vermeintlichen Räubern entgegen. Er wird ergriffen und mißhandelt, und erst bei dem Anblicke Lahorie's, seines Gefangenen, und aus dem Geschrei von dem Tode des Kaisers fängt er an zu begreifen, daß er das Opfer und Spielzeug einer Revolution ist. Mit Mühe nur erhält er die Erlaubniß, sich anzukleiden, und Guidal führt ihn unter Bedeckung nach La Force. Auf dem Pont-Neuf springt er aus dem Wagen, wird aber sogleich wieder eingeholt und langt im Gefängnisse an. Der Gefängnißmeister bricht bei seinem Anblicke in Thränen aus. Savary flüstert ihm ins Ohr: „Werft mich in den abgelegensten Kerker und versteckt den Schlüssel. Der Himmel weiß, was alles Dieß zu bedeuten hat, aber es wird sich aufklären.“ Einen Augenblick darauf wird auch der Polizeipräfekt gebracht; eine Abtheilung der Soldaten hatte ihn in seinem Hause abgeholt und hieher geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Gewöhnlich gibt man auf der Karte als Gränze von Bulgarien gegen Norden die Donau an, gegen Osten das schwarze Meer, gegen Abend den Timok (den Timocus der Alten), gegen Süden die Kette des Balkans. Eigentlich besteht aber dieses Bulgarien nur noch in der Einbildung, und es ist schwer und sogar fast unmöglich, seine wahre Gränze anzugeben. Allerdings trennt die Donau dieses eingebildete Bulgarien von Bessarabien, von der Moldau und der Wallachei. Auch der Timok scheidet es noch einigermaßen von Servien; aber weder die Kette des Balkans noch das schwarze Meer können als bestimmte Gränzen für die Bulgaren gelten. Denn an der Mündung der Donau wohnen die Saporogen, dann die Nekrassowzen; endlich kommt die Steppe von Dobruscha, die sich bis Basardschik erstreckt und ausschließlich von Tataren bewohnt ist, unter denen sich nur eine geringe Anzahl Türken befindet. Endlich ist das Land, welches zwischen Basardschik, Kosludschi und Warna liegt, von Türken bewohnt, so zwar, daß auf dieser ganzen Landstrecke auf hundert Menschen kaum ein Bulgare kommt. Aber der größte Theil reiner Bulgaren wohnt im Süden des Balkans, in Mazedonien bis nach Arkhiba und Monastyr hin, zu Kasanlük-Kasan, Rasloga, Schelicsnik selbst bis nach Rumelien hin, wenigstens von der Seite von Adrianopel her und auch über diese Stadt hinaus, findet man ganze Striche von Bulgaren bevölkert. Nördlich hingegen vom Balkan gegen die Donau zu finden sich Bulgaren nur in der Umgegend von Widdin, Gabrow, Tyrnow, Wratschez und an einigen andern minder bedeutenden Orten. Man irrt daher, wenn man in den für Bulgarien gewöhnlich vorgezeichneten Gränzen das ganze Bulgarenvolk begriffen glaubt. Die alten Marken Bulgariens, als es noch eine politische Existenz hatte, waren weit ausgedehnter. Die Türken kennen zwar Bulgaren, aber keine Bulgarei. Fast in allen Sandschaks der europäischen Türkei findet man Bulgaren.

(Zeitung von Odessa.)

•

Der Dechant und das Kapitel von Westminster werden aus der bevorstehenden Krönung ein artiges Sümmchen ziehen, und zwar bloß aus dem Verkaufe von Billeten für Sitze, die jetzt schon in dem Preise von drei, vier und fünf Guineen reißend Abgang finden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 260. 17 September 1831.

Lord Grey.

(Fortsetzung.)

Die Periode von 1792 bis 1800 war die glänzendste im politischen Leben Lord Greys. Er stand an der Seite von Fox, als das thätigste und ausgezeichnetste Mitglied der Whigpartei, und als der anerkannte Chef und Wortführer der Reformer. Im Jahre 1792 stiftete er im Verein mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und verschiedenen andern durch Gemeingeist und politische Talente ausgezeichneten Männern in und außer dem Parlamente die Gesellschaft der Volksfreunde. *) Die Existenz dieser Gesellschaft, so kurz sie auch dauerte, ist eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Reform. Ohne auf die Parteien im Unterhause Eindruck zu machen, versetzte sie der Borough(„Borough“)oligarchie theils durch den individuellen Charakter und das Ansehen der Mitglieder, theils durch die einleuchtende Darstellung der Mängel in der Repräsentation, eine unheilbare Wunde. Sie hatte zum Zweck, die Reform sowohl gegen dir Faseleien überschwänglicher Theoretiker und Marktschreier, welche nach fränkischem Muster sich in Klubs gebildet hatten, als gegen Pitt zu vertheidigen, der sie mit allem Grimm eines politischen Apostaten haßte und verfolgte. So griff er einst die Volksfreunde in einer Proklamation und im Parlamente gelegentlich an, aber Herr Grey antwortete ihm mit einer so derben und überwältigenden Darstellung seiner Treulosigkeit und Apostasie, daß der Minister troz aller seiner Anmaßung und Gewandtheit nichts Bündiges darauf zu erwiedern wußte. Im April 1793 entwarf Herr Grey die denkwürdige „Petition der Volksfreunde,“ brachte sie ins Parlament und trug darauf an, daß der gegenwärtige Zustand der Vertretung im Hause der Gemeinen von einer Committee des ganzen Hauses in Berathung gezogen werden sollte. Der Antrag ward mit einer übermächtigen Majorität verworfen, nur 41 Mitglieder unterstützten ihn. Aber die Petition war so geschickt, klar und bündig entworfen, daß sie ein klassisches Dokument in den Archiven der Reform wurde. Die Bittsteller boten sich an, unwiderleglich die Thatsache zu beweisen, daß 309 Mitglieder des Unterhauses (für England und Wales allein, ohne Schottland und Ireland) von 71 Pairs und 91 Unterhausmitgliedern ernannt würden. Dieß setzte das Publikum in Erstaunen, und war der Text aller künftigen Reformer. Diese Todeswunde eiterte fort in der Borougholigarchie, und ist jetzt nahe daran ihren Untergang herbeizuführen. Im Jahre 1797 brachte Grey die Reformfrage abermals vor das Parlament, und schlug einen Plan vor, der im Wesentlichen mit der jetzigen Bill vollkommen übereinstimmte. Er ward durch eine Majorität von 258 gegen 93 verworfen. Seine letzte Anstrengung für die Sache der Reform fand im Jahr 1800 statt, wo er bei Gelegenheit der irischen Union vorschlug „gewissen verfallenen Flecken das Wahlrecht zu nehmen, um die Unabhängigkeit des Parlaments aufrecht zu erhalten.“

Um diese Zeit begann sein Eifer zu erkalten. Der Mangel an Energie und Theilnahme bei der großen Masse des Volks entmuthigte ihn, und dieß Gefühl zeigte sich in einer Adresse der Volksfreunde an das Volk von Großbritannien die ihm gleichfalls zugeschrieben wird. „Wenn die Maßregel ihre Popularität verloren hat,“ heißt es darin, „und die Nation aus Abneigung oder Gleichgültigkeit sie nicht thätig unterstützen will, so müssen auch wir jeden Gedanken an ein unnützes Verharren bei einer so verlassenen Sache aufgeben.“

Im Jahre 1806 ward Grey's Vater in den Grafenstand erhoben, er selbst erhielt den Namen Lord Howick und wurde Mitglied des Kabinets, zuerst als erster Lord der Admiralität, damals Minister des Auswärtigen nach Fox's Tode, während der kurzen Whigadministration von 1806/7. In diesem letzten Jahre starb sein Vater, und er trat als Graf Grey ins Oberhaus. Ein stolzer Mann wird bald einer Sache überdrüssig, worin er nur von einer schwachen, oder mindestens nicht sehr achtungswerthen Minorität unterstützt wird. Die Reformer aber hatten nicht nur an Zahl, sondern auch an Achtungswürdigkeit abgenommen. Ein anderer Führer, der alle Vortheile der Jugend, der Neuheit und noch weiter gehender Grundsätze vereinigte, trat damals an ihre Spitze, und Lord Grey gab, ehe er das Unterhaus verließ, die Sache der Reform lieber auf, als daß er die Leitung mit Francis Burdett getheilt, oder sich mit ihm darum gestritten hätte. Seine Verbindung mit den Grenville's, und seine Versetzung ins Oberhaus besiegelte wenigstens für eine Zeit lang seine Trennung von den Reformern. Wäre sein Ehrgeiz minder persönlich, sein Charakter minder stolz gewesen, so würde er statt die Sache der Reform zu verlassen, weil das Volk sie verlassen hatte, vermittelst seiner Talente, seiner Beredsamkeit und der Unbeflecktheit seines Charakters, die öffentliche

*) S. Ausl. heurigen Jahrgangs S. 761.

Meinung wieder zu ihren Gunsten gewendet, und anstatt einen Nebenbuhler zu mißachten, ihm als Bundesgenossen die Hand gereicht haben.

Die lange Herrschaft und die Tory-Grundsätze Georgs III, die politische Apostasie und persönliche Abneigung des Prinzen von Wales, hatten Lord Grey überzeugen können, daß die einzige Hoffnung eines Whigministeriums in der Unterstützung der Nation liege. Dennoch hielt er seinen Blick noch immer auf die Aristokratie und die Krone gerichtet, als ob von ihr das Heil zu hoffen wäre. Obgleich er aber seinem Stande anhing, vermochte er es doch nicht über sich, vor den Boroughoiigarchen, wie Lord Liverpool, Herr Perceval, der Herzog von Portland, und selbst Pitt es waren, sich zu beugen, und darum hielt man ihn nicht für den Mann, der ans Ruder des Staats befördert werden dürfe. Der Widerwille des Hofs stieg mehr und mehr gegen ihn, denn er verschmähte es nicht bloß mit ihm zu kapituliren, sondern warf ihm auch von Neuem den Handschuh hin. Er weigerte sich nicht nur, sich heimlich dem Könige Georg III gegen die Katholiken zu verpflichten, sondern zeichnete auch seine Opposition in das Protokoll des Kabinetsraths ein, was die Administration, deren Mitglied er war, stürzte, ohne auch nur Bedauern im Volke zu erregen, denn offenbar war er damals mit seinen Ansichten von religiöser Freiheit der öffentlichen Meinung voraus, und entfremdete sich demnach das Volk und die Krone.

Als im Jahre 1809 die unglückliche Unternehmung nach Walcheren, das Duell und der Zurücktritt Castlereaghs und Cannings, so wie der Tod des Herzogs von Portland das Land ohne Regierung ließen, wandte sich Herr Perceval, auf ausdrücklichen Auftrag des Königs, an die Lords Grey und Grenville, bat sie, sogleich nach London zu kommen, um, wie das Schreiben sich ausdrückte, „eine kombinirte Administration zu bilden.“ Lord Grey war damals in Northumberland, Lord Grenville in Cornwall; der letztere kam in die Stadt, hatte eine Unterredung mit Herrn Perceval und Graf Liverpool, und lehnte, nachdem sie gegenseitig einige Komplimente gewechselt hatten, das Anerbieten ab. Lord Grey wies sogleich nicht bloß die vorgeschlagene Coalition, sondern auch die Einladung zu einer persönlichen Unterredung zurück. Beide erkannten die Nichtigkeit der gemachten Eröffnung, aber Lord Greys Stolz konnte den Gedanken nicht ertragen, daß man, wenn auch nur auf Augenblicke, seine Klugheit in Zweifel ziehen könne, und bezeichnete seine Ansicht über dieses Hofmanöuvre durch eine fast verächtliche Zurückweisung. Dieser Unterschied zwischen der Unbeugsamkeit Lord Greys und der größern Geschmeidigkeit Lord Grenville's, blieb von dem Prinzen von Wales nicht unbemerkt, und äußerte seine Wirkung, als der Prinz bald darauf Regent des Königreichs wurde. Daraus, daß der Regent im Anfange seines Vaters Minister beibehielt, schloß das Publikum noch nicht, daß er die Whigs verläugnet habe. Man war der Meinung, er betrachte sich im ersten Jahre nur als das ceremonielle Oberhaupt der Regierung, und er werde seiner Neigung folgen, sobald er nur als eigentlicher Souverän betrachtet werden könne. Diese Zeit war nicht sobald vorüber, als den Whigs und dem Publikum die Schuppen von den Augen fielen. Der Regent erklärte in seinem wohlbekannten Schreiben an den Herzog von York, daß ihn keine politische Vorneigung binde, und drückte dabei den Wunsch aus, die Lords Grey und Grenville möchten in das Ministerium Perceval treten; Dieß war ein eigentlicher Hohn, und der Antrag ward auch ohne Weiteres verworfen. Das Uebergewicht Herrn Percevals und der Torys schien gesichert, als plötzlich dieser Minister durch die Hand eines Meuchelmörders fiel. Das Ministerium ward dadurch desorganisirt, und Hofkabalen und Parteiunterhandlungen erneuerten mit verjüngter Kraft ihr Spiel. Das offene Benehmen Lord Wellesleys, die zweideutige Rolle Lord Moiras, ihr beiderseitiges Mißgeschick, die Intriguen Sheridans, und die Angelegenheit der königlichen Ehe sind allzu bekannt, um hier weiter auseinandergesetzt zu werden. Alles bewies, daß die Regierung des Regenten, wie die seines Vaters, von einem geheimen Einflusse geleitet war. Die Herrschaft der Marquisin von Hertford war nicht nur notorisch, sondern offen anerkannt. Die halboffizielle Zeitung von Carltonhouse enthielt einmal die Stelle „Wenn der Gang der Angelegenheiten eine Folge der Rathschläge der Marquisin von Hertford ist, so müssen wir aufrichtig für sie, als für Großbritanniens Schutzengel beten. Wenn diese Dame den Regenten bewogen hat, die schon von seinem Vater in's Ministerium berufenen Diener zu erhalten, und sich so pflichtgemäß als Sohn, so patriotisch als Fürst zu benehmen, so hoffen wir, von täglichen Besuchen Se. k. H. in Manchestersquare zu hören.“ Alle Hofbedienungen waren mit Mitgliedern ihrer Familie oder ihren Kreaturen besetzt. Die Lords Grey und Grenville verlangten, daß die höhern Stellen zu ihrer Verfügung gestellt werden sollten. Nicht bloß Neutrale, sondern selbst Whigs tadelten sie, und namentlich den erstern wegen seiner Forderung, aber alle Führer der Whigs verlangten einstimmig die Entfernung jener feindselig gesinnten Kabale, die einen geheimen Einfluß ausübte, den ihr die nahe Verbindung, worin sie durch ihre Hofstellen mit dem Prinzen standen, ungemein erleichterte. Lord Grey ging indeß in den Debatten, wozu die ministeriellen Unterhandlungen Anlaß gaben, viel weiter als seine Freunde: er denunzirte geradezu den geheimen Einfluß, der im Rathe des Prinzen unumschränkt herrsche. „Die bisherigen Einwürfe gegen das ministerielle System,“ sagte er am Schlusse einer denkwürdigen Rede, „werden ganz unbedeutend, wenn man sie mit einem andern vergleicht, den ich nur mit Widerstreben berühre; sogar das Daseyn eines Ministeriums hängt von einem unsichtbaren Einfluß ab, der hinter dem Throne lauert — von einer Macht, die der Konstitution fremd, jetzt aber unglücklicherweise dem Lande nur allzubekannt geworden ist: ein unseliger widerlicher Einfluß, der die Mißbräuche in ein System brachte, und den öffentlichen Klagen, so wie redlichen Rathschlägen das königliche Ohr verschließt. Es ist die Pflicht des Parlaments, diesen Einfluß mit dem strengsten Tadel zu brandmarken, und es ist mein und meiner Freunde festgewurzelter unwandelbarer Grundsatz, uns mit dem Parlamente zur Zerstörung desselben zu verständigen, ehe wir in die Dienste der Krone treten.“ Nach dieser Erklärung war es, abgesehen von der frühern Abneigung des Regenten, augenscheinlich, daß Lord Grey nur, wie Lord Chatham, auf den Schultern des Volkes ins Ministerium gelingen könne; dennoch stand er fortwährend fern von dem Volke und dem Hofe, auf seiner einsamen Höhe mit dem müßigen Schwarme der Whigs in seinem Gefolge. Im Jahre 1815 brach er zum Theil die Bande, die ihn an Lord Grenville knüpften. Er

vertheidigte das Recht Frankreichs, seine eigene Regierung zu wählen oder zu ändern, und mißbilligte mit der feurigen Beredsamkeit früherer Jahre, die verhaßte Tyrannei und die heuchlerische Schamlosigkeit, womit damals unabhängige Staaten verschachert, und unter fremdes Joch gebracht, und freie Länder ihrer Gesetze und Freiheiten beraubt wurden.

(Schluß folgt.)

Konstantinopel im Jahre 1831.

(Schluß.)

Heutzutage sehen die Türken in ihren Fessis und engen Jacken dürftig und mager aus; ihr Gang ist eckig und erzwungen, und nur mit dem spanischen Mantel bekleidet, gewinnen sie ein edleres Ansehen.

Indeß hat doch ihre Haltung schon um Vieles an Gewandtheit gewonnen, und das Denken wird schon hinter den lebendigeren Bewegungen des Körpers herkommen. Die hohen sammtnen Sättel und die tatarischen Steigbügel sind abgeschafft; man studirt die Sitten des Franken, der jetzt stolz mitten unter ihnen herumgeht, geachtet und beneidet wird, und den Kopf in seiner Halsbinde hochträgt. Die Paschas, die Ridjals (Großen) besuchen, demüthig, verlegen, als lächerliche Kopien unsrer Sitten die europäischen Cirkel, und berauschen sich leicht.

Junge Griechen tanzen die Romaika vor dem Sultan, und Sängerinnen werden von ihm besoldet. Unter seinen Fenstern und an der Spitze seiner Regimenter hört man Rossinische Musik und die Marseillaise; Se. Hoheit zeigt sich in den Palästen der Gesandten und gibt Privatandienzen. Seine Frauen sind, wenn sie im Mai sich auf den Grasplätzen im Thale der süßen Wasser ergehen, minder von Wächtern umringt als ehedem, und die Einfuhr der Verschnittenen ist jetzt weit geringer. Die Sklaven haben die Bekehrungswuth ihrer Heeren nicht mehr zu fürchten, und ein grüner Schleier bringt die fränkischen Damen jetzt nicht mehr in die Gefahr, gesteinigt zu werden.

Mit einem Wort, der Orient existirt nur noch in unsern Gemälden; jetzt sieht man ein Volk, welches Kleider und Sitten wechselt, und das ist nicht der günstige Augenblick, um es zu bewundern; warten wir also, bis es ganz europäisch geworden ist.

Zu bemerken ist noch, daß es in der Türkei fast keine andere Kunst gibt, als die Baukunst, und daß diese nur nach altem Brauch und Herkommen von Baumeister und Maurern ausgeübt wird; daß die Poesie ganz arabisch oder persisch ist; daß die Literatur nur von dem Kaffeehauserzählern und den Petschaftstechern gepflegt wird; daß die so heilsame Straßenpolizei unbekannt ist; daß, aller Bemühung Mustapha Pascha's ungeachtet, Handel und Gewerbe abgestorben darnieder liegen; daß die Einfuhr die Ausfuhr um mehr als ein Zehntheil übersteigt; daß die Türkei aus Rußland Getreide bezieht, das früher im Ueberfluß aus Rumelien und Macedonien nach den Märkten von Konstantinopel geführt wurde; daß die Herabsetzung des Münzwerthes und das Monopol große Hülfsmittel für die Verwaltung waren; daß durch die Taxen, welche auf allen Lebensmitteln lasten, die aber den Ort, wo sie erzeugt werden, nicht treffen, die Märkte leer bleiben, und die Consumtion vermindert wird; daß der Bergbau vernachlässigt ist, und das Fabrikwesen stockt; daß der größte Theil der türkischen Arbeiter seit der Auflösung der Janitscharen verschwunden ist, und daß endlich die Pforte, ohne eigene Hülfsmittel zu besitzen, die Rothschildische Anleihe, um Rußland zu bezahlen, ausgeschlagen hat.

Läßt sich nun nach allem diesem von dem Sultan irgend ein thätiges Eingreifen in die europäischen Verhältnisse erwarten? Seine auswärtige Politik war überdieß immer höchst mittelmäßig und von den Vorurtheilen des mohammedanischen Gesetzes beherrscht, das Prinzip der Nothwendigkeit war das einzige, das man anerkannte. Mahmud verstand nicht den Traktaten von London und Adrianopel auszuweichen, was er leicht mittelst geringer Konzessionen für die Griechen gekonnt hätte. Es ist demnach sehr zu bezweifeln, daß die Pforte, die von Albanien bedroht wird, sich dazu entschließen sollte, ihre Schuld mit Kanonenschüssen zu bezahlen; sie hat sich aufs neue als russische Provinz bekannt. Die Militärreform hindert mehr als sie fördert; das Volk hat keinen Sinn für neue Einrichtungen, keine Liebe für seinen Herrn, und keine Erinnerung an die Vergangenheit; es verlangt nichts als wohlfeilen Reiß.

Nach einigen Jahren, wofern denn Europa minder gedrückt seyn wird, und sich nach einem allgemeinen Plan neu gestalten will; wenn die Civilisationsversuche in der Türkei Sprossen getrieben haben werden; wenn die Ulemas sich mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnten, wenn der Mufti eine neue Auslegung des Korans gestattet, wenn, wie ein Firman es verkündet, der Raya und der Türke vor dem Gesetze wirklich gleich sind, dann wird das ottomanische Reich wieder eine würdige Stelle in der Geschichte einnehmen, und über Asien kann von ihm das Licht der Aufklärung ausgehen.

So sind die Türken, die zuerst, obgleich minder ruhmvoll als die Polen, das Geheimniß der Schwäche Rußlands aufdeckten. Vielleicht sind sie, wenn einst ihre Begriffe sich erweitert haben werden, bestimmt, die Horden des Nordens in die tatarischen Steppen zurückzudrängen, und zu beweisen, daß sie Europa nur durch Ueberfall eroberten.

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Der General Mallet.

Während den Chefs der Polizei auf diese Art mitgespielt wird, erscheint Mallet bei dem General Hullin, dem Stadtcommandanten von Paris. Der General wird aufgeweckt, um von dem Kriegsminister einen Befehl zu erhalten, den er in eigener Person vernehmen soll. Mallet war von einigen Offizieren seiner Schaar umgeben, als der General erschien. Er sagte ihm mit der größten Kaltblütigkeit, in einem ernsten und bestimmten Tone: „Es thut mir sehr leid, Herr General, gegen Sie einen harten Auftrag erfüllen zu müssen; ich habe Befehl, Sie zu verhaften.“ Hullin sieht Mallet ins Gesicht und erkennt ihn. „Wie,“ ruft er aus, „Sie sind es, Mallet? Mich verhaften, Sie, der selbst Gefangner

ist? Wie kommen Sie hieher? Was wollen Sie hier?" — „Der Kaiser ist todt." — Dieß Wort wirkt wie ein Donnerschlag; Hullin verliert alle Besinnung, und Mallet erzählt ihm sein Mährchen vor. Indeß konnte der General diese Verhaftung, diesen Befehl, ins Gefängniß zu gehen, doch nicht in seinem Kopfe zusammenreimen; er vergißt einen Augenblick den Tod des Kaisers bei dem Gedanken an das Gefängniß und verlangt von Mallet den Vorweis des Haftbefehls. „Sehr gern," erwiederte dieser, „wollen Sie nur gefälligst mit mir in Ihr Kabinet gehen." Hullin wendet den Rücken und tritt in sein Kabinet, als er sich wieder umkehrt, wirft ihn eine Kugel, die ihm durch den Kopf fährt, zu Boden. In seinem Blute liegend, sieht er noch seinen Mörder, der sich kaltblütig anschickt, ihm einen zweiten Schuß zu versetzen; allein da er ihn für todt hält, entfernt er sich. Langsam nimmt er seinen Weg über den Vendomeplatz nach dem Hotel des Generalstabs; er hatte dahin schon ein Schreiben vorausgeschickt, das dem General-Adjutanten ** seine Ernennung zum Marschall ankündigte. Dieser, voll Ungewißheit, schwankt noch zwischen Pflicht und Ehrgeiz; schon beginnt er zu wanken und zu unterhandeln, als Einer der Militärpolizei, der alte Obrist Laborde, in das Zimmer tritt. Der Anblick dieses Mannes überzeugt Mallet, daß hier weder Ueberredung noch Trug wirken werde; er zieht das Pistol, um Laborde niederzuschießen; als dieser auf ihn losstürzt, seinen Arm faßt, um Hülfe ruft und Mallet verhaften läßt. Dieser Laborde war ein alter Soldat, der lange schon aus dem aktiven Dienste getreten, Paris zu seinem Lager und zur Schaubühne seiner Beobachtungen gewählt hatte. Unter allen Regierungen bei der Polizei angestellt, war er nicht der Mann, dem so leicht etwas vorzuspiegeln war; nachdem er seine Jugend unter allen Arten von Lastern zugebracht hatte, fand er nun sein Vergnügen daran, sie zu verfolgen, indem er sein Privilegium hiezu mit allem Despotismus in Anwendung brachte, den untergeordnete Beamte dieser Art gegen die „Canaille" so gern auszuüben pflegen. Rang, Würden, Ruhm, Tugend, glückliches Verbrechen hat in den Augen solcher Leute hohen Werth so lange, bis das Unglück kommt, dann treten sie Alles mit Füßen, und man darf von ihnen weder Schonung noch Mitleid hoffen. Laborde hatte Mallet im Gefängnisse gesehen. Auf das erste Gerücht von der Verhaftung des Polizeiministers stellt er sich an die Spitze einer Abtheilung Infanterie, und begibt sich nach dem Ministerium, wo er Laborie ganz ruhig mit Ausfertigung von Befehlen beschäftigt findet; er läßt ihn unversehens ergreifen und auf einen Armstuhl binden. Aus den Vorwürfen, die Laborde ihm macht, wird dem unglücklichen Laborie der ganze Wahnsinn von Mallets Wagstück klar. Laborde verfügte sich hierauf nach dem Generalstabe, wo er wie gesagt Mallet verhaftete, eilt von da nach dem Gefängnisse und läßt den Polizeiminister und Präfekten in Freiheit setzen. Der letztere will sich nach Hause begeben, sieht aber seine Wohnung noch von den Soldaten erfüllt, die ihn verhaftet haben, wird von ihnen verfolgt und rettet sich mit genauer Noth in ein benachbartes Haus. Alle diese Begebenheiten, würdig einer Stelle in Tausend und Einer Nacht, trugen sich zwischen fünf und acht Uhr des Morgens zu; vor neun Uhr war Alles bereits vorüber und die glücklichen Einwohner von Paris, als sie die Augen und Fensterläden öffneten, erfuhren das Abenteuer und machten sich durch Witze darüber lustig.

Mallets Versuch war nichts als die Tollheit eines Verrückten; indeß machte er doch tiefen Eindruck und gab Anlaß zu traurigen Betrachtungen. Die Royalisten säumten nicht, ein Jahr darnach diesen Mann in ihr Martyrologium zu setzen, und beehrten die That eines wahnsinnigen Mannes, der weit entfernt ihrer Partei anzugehören, vielmehr stets mit republikanischen Hirngespinnsten beschäftigt war, mit dem Namen eines Versuchs zu Gunsten der Bourbonen. Mallets Plan widersprach ihm zur Genüge; es war eine Zusammenberufung des Senats, wovon er geträumt hatte; er hatte zu den Soldaten nur von Freiheit und Republik gesprochen, und gelingen konnte sein Vorschlag nur, wenn er die untersten Klassen der Bevölkerung auf seine Seite zu bringen vermochte. Würde die Verwirrung groß und dauernd genug geworden seyn, um an's Ziel zu gelangen, wäre der Kaiser wirklich todt gewesen, wie es Mallet verkündigt hatte? Ich glaube es nicht: allein so weit ich Mallets Charakter kannte, vermuthe ich, daß er nicht geflohen und eher umgekommen seyn würde. Die edle Festigkeit, die er bis zu seinem letzten Augenblicke bewies, zeugt hinlänglich dafür. Wenige Tage nach seiner Verhaftung langten Nachrichten von dem Kaiser an. Er wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht, und bedauerte nichts als den Verlust der Freiheit und die Fortdauer des kaiserlichen Despotismus. Was fast unglaublich scheint, ist, daß mitten in dieser Unordnung die drei Morgenstunden über Niemand an die Kaiserin und an ihren Sohn dachte. Der Präfekt der Seine schlummerte ruhig auf einem Landhause im Walde von Vincennes. Er ritt aber in aller Gemüthsruhe daher, als ein Eilbote ihm auf dem Wege ein Billet übergab, auf welchem mit Bleistift geschrieben die Worte standen: „fuit Imperator." Diese zwei Worte waren ihm Anfangs ein vollständiges Räthsel. Erst nachdem er lange darüber nachgedacht und viermal diesen lakonischen Zettel durchlesen hatte, fand er ihren Sinn und sprengte nun mit verhängten Zügeln in die Stadt. Auf dem Stadthause angelangt, fand er Alles in Verwirrung, und den General Laborie, der bereits den Befehl zur Nationalversammlung ausfertigte. Er brach nun in Thränen aus und fand keine andere Auskunft mehr als sich zu unterwerfen. Der Obrist, den Mallet zuerst überrascht hatte, ließ keine größere Entschlossenheit und Geistesgegenwart blicken. Alle, die zuerst von dieser Neuigkeit getroffen wurden, waren eben so wenig als jene Beiden eines weitern Gedankens fähig. Es schien, daß mit dem Tode des Kaisers Alles zu Ende gewesen wäre, und daß er nicht nur mit sich das Geheimniß seiner Regierung zu Grabe genommen haben würde, sondern auch alle Vorsicht und Energie Derer, die ihm auf das Innigste ergeben waren. Ohne Zweifel wäre zwei Stunden später Jedermann wieder zur Besinnung gekommen; allein dann wäre es vielleicht zu spät gewesen. Ich enthielt mich nicht dieser Bemerkung gegen den Kaiser, der darüber sehr niedergeschlagen schien. Die Generale Mallet, Laborie, Guidal und einige fünfzehn arme Offiziere, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie den Befehlen vermeintlicher Generale gefolgt waren, wurden zum Tode verurtheilt. Diese Offiziere, als sie zur Hinrichtung geführt wurden, riefen: „es lebe der Kaiser!" Alle starben mit einem Muthe, der seine Quelle in völliger Sorglosigkeit hatte; mehrere waren nicht auf den ersten Schuß gefallen und machten den Soldaten Vorwürfe, daß sie so schlecht gezielt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Handelsnachrichten aus Canada bis zu Ende des Monats Julius lauten sehr günstig. Der Handel war in voller Thätigkeit und die Aussichten des Ackerbaues gut. Die reißendschnelle Zunahme von Einwanderern aus England, Irland und Schottland erregte Erstaunen; man zählte oft in einer Woche zweitausend neue Ankömmlinge; es waren bis dahin 57,500 Personen gelandet, und man glaubte, noch vor Ablauf der günstigen Zeit würde diese Zahl auf 60 000 gestiegen seyn. Die Masse des angebauten Landes hat in diesem Jahre sehr zugenommen, und wenn sich der Herbst so reich erweist als er zu versprechen scheint, so wird die Getreideausfuhr nach England nicht unter drei Millionen Bushels seyn. Auch einer bedeutenden Ausfuhr von Bauholz sah man entgegen.

•

Das Vermessungsschiff „Aetna" unter Kapitän Belcher ist nach einem siebenmonatlichen schweren Dienste an der Küste von Afrika wieder in Portsmouth eingetroffen. Seine nächste Bestimmung war, die Ausdehnung der Arguin-Untiefe zu untersuchen, an welcher vor einigen Jahren die französische Fregatte „Medusa" gescheitert ist. Außerdem sollte der Aetna die afrikanische Küste vom weißen Vorgebirge (Cabo branco) bis zum Rio Grande aufzunehmen. Südlich von letzterem Flusse entdeckte man bei dieser Arbeit einen neuen Strom, in welchem die Boote des Aetna fünfzehn Meilen hinauf segelten, und soweit wurde das Gewässer vollkommen schiffbar befunden. Man hält diesen Strom für eine andere Mündung des Rio Grande. Da die Mannschaft des Aetna fortwährend in Booten einem lothrechten Sonnenstrahle ausgesetzt war, so wurde sie endlich vom Skorbut befallen; doch verlor das Schiff keinen einzigen Mann. Der Mangel an frischen Lebensmitteln allein nöthigte es zur Rückkehr, und es wird wahrscheinlich sobald es wieder mit Mundvorrath versehen ist, auslaufen, um seine Vermessungen zu vollenden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 261. 18 September 1831.

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Mehrere Schriftsteller, die über Mexiko's Geschichte schrieben, haben bereits der uralten Sitte der Mexikaner erwähnt, ihre Sünden den Priestern zu beichten. Folgende Rede aus dem sechsten Buche Sahagun's wirft auf diesen gottesdienstlichen Brauch ein neues Licht.

„Bruchstück einer Vermahnung, die der mexikanische Priester an den reuigen Bekenner seiner Sünden richtete."

„O mein Bruder, Du hast einen Ort betreten, der voll Gefahr, voll Mühseligkeit, voll Schrecken ist. Es ist ein Abgrund, an welchem eine senkrechte Felsenwand aufsteigt. Wer einmal hinabstürzt, kann nie wieder entkommen. Es ist ein Ort, wo tausend Seen und tausend Netze über einander hinlaufen, die einen über die andern gespannt, so daß Niemand darüber hinwandeln kann, ohne in jene oder diese zu stürzen; aber auch Abgründe thun sich hier auf tief wie Brunnen, und Du hast Dich selbst in die Wirbel eines Stroms geworfen. Du hast Dich in die Netze geworfen, aus denen keine Rettung ist. Es sind Deine Sünden, die man auch mit wilden Thieren vergleichen kann, sie tödten, sie zerreißen den Leib wie die Seele. Hast Du vielleicht einige dieser schweren, empörenden, furchtbaren, häßlichen Sünden verheimlicht, die schon im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt bekannt sind, die die Welt bis an ihre Gränze verpesten?

„Du bist vor unserem menschenfreundlichen Herrn, dem Allbeschützer erschienen, den Du beleidigtest, dessen Zorn Du herausgefordert, der Dich morgen oder an einem andern Tage abrufen wird aus dieser Welt und Dich hinsenden in das allgemeine Haus der Unterwelt, wo Dein Vater und Deine Mutter sind, der Gott und die Göttin der traurigen Wohnung mit aufgesperrtem Rachen bereit, Dich zu zerreißen, wie Alles, was auf der Welt ist.

„Wahrlich, ich sage Dir, Du mußt hinwegfegen die Unreinlichkeit und den Schmutz Deines Hauses, Du mußt Dich selbst reinigen, den Göttern einen Sklaven opfern, und den Häuptlingen ein Fest bereiten, auf daß sie das Lob des Herrn singen. Du mußt auch Buße thun, und ein Jahr arbeiten im Hause des Gottes. Hier mußt Du Dir Blut lassen, und Deinen Leib mit den Stacheln der Aloe zerfleischen, und auf daß die Buße für Deine Ehebrüche und Deine anderen Befleckungen vollkommen sey, zweimal des Tages mit spitzigen Hölzern die empfindlichsten Theile Deines Leibes durchstechen; einmal Deine Ohren und einmal Deine Zunge." *)

„Gebet an den Gott des Regens Tlaloc, den Herrn des irdischen Paradieses, um die Verdorrung des Landes zu verhüten.

„O menschenfreundlichster, freigebigster Herr, Herr des grünen Laubes und der erfrischenden Kühlung, duftgesalbter, blumenumkränzter König des irdischen Paradieses, Herr des Weihrauches! Wehe die Götter des Regens, Deine Diener haben sich in ihrem Ruheort verborgen, sie, die uns den Bedarf des Lebens zu schenken pflegen, und die man verehrt mit Ulli, Yauthli und Copal. Verborgen haben sie alle Vorräthe, von denen unser Leben sich fristet und die für uns gleich den kostbarsten Edelsteinen sind, gleich Smaragden und Sapphiren; mit sich hinweggeführt haben sie ihre Schwester, die Göttin des Ueberflusses, mit hinweggeführt die Göttin Chilli und Yri! Habe Mitleid mit uns, die da leben; Alles verdirbt und verdorrt, Alles ist in Staub verwandelt und mit Spinnengewebe überzogen aus Mangel des Wassers! Wehe den Armen! Schon sind sie dem Hungertode nahe! Abgemagert sind sie und entstellt und der flüssige Glanz ihrer Augen ist erloschen wie bei den Todten. Ihr Mund ist trocken wie die verdorrte Pflanze und an ihrem Leibe ist jeder Knochen zu zählen wie an der Gestalt des Todes selbst! Die Kinder sind verunstaltet, ihre Farbe ist gelb wie die Erde. Selbst die Thiere und Vögel leiden unter dieser Qual, denn Alles ist verdorrt. Wie betrübt es, sie zu sehen, die Vögel, die einen mit herabhängenden Flügeln sich mühsam fortschleppend vor Hunger, die andern, die aus der Luft herabfallen, weil sie nicht mehr fliegen können, andere noch mit geöffnetem Schnabel vor Hunger und Durst. Und die Thiere, o Herr, wie schmerzt es, sie kraftlos hinstürzen und Erde verschlingen zu sehen, mit angeklebter Zunge und aufgesperrtem Schlunde vor Hunger und Durst keuchend! Und die Menschen verlieren die Besinnung; sie sterben aus Mangel an Wasser, Alle gehen zu Grunde und Keiner bleibt verschont. Wir leben wie mitten im Feuer. Wie furchtbar ist es Hunger zu leiden, wie wir ihn leiden! Gleich der Schlange, die vor Begier nach Nahrung ihren Speichel vergießt, die sich windet,

*) Die mexikanischen Gemälde des Watikans stellen eine solche Bußübung dar, die man übrigens auch bei andern amerikanischen Völkern in Gebrauch findet, namentlich bei den Mbayas, Charruas u. a. m.

die Speise verlangt, die brüllt, auf daß man ihr Futter bringe, sehnt auch der Mensch sich nach Unterhalt, und schrecklich ist es, seinen Todeskampf zu sehen."

„Wir haben von den Greisen und alten Frauen, die dahin gegangen sind, vernommen, der Himmel werde über uns zusammenstürzen, und herabsteigen werde man sehen die Dämonen der Luft, Tzitzimite genannt, die kommen sollen, um die Erde mit Allem, was auf ihr wohnt, zu zerstören, auf daß ewige Finsterniß lagere über dem Weltall und nirgends mehr ein Wohnort der Menschen bleibe. Die Alten wußten Dieß und haben es uns hinterlassen. Und von Mund zu Mund vererbte sich die Ueberlieferung, daß das Ende der Welt nahe sey, wenn die Erde müde geworden, Geschöpfe zu erzeugen. O Herr, wir werden es in Herrlichkeit und Freuden hinnehmen, wenn diese Weissagung an uns in Erfüllung gehen soll. Aber o Herr sey uns gnädig und sende uns eine Seuche, die uns mit einem Male hinwegraffe. Diese Geißel kommt von dem Gott der Unterwelt, und die Göttin des Ueberflusses und der Gott der Ernten senden dann wenigstens erfrischende Kühlung, so daß Jeder einen kleinen Mundvorrath mit sich nehmen kann auf den Weg, der zur Unterwelt führt. Bedenke, daß diese Landplage nicht durch den Krieg entstanden ist, sondern von den Strahlen der Sonne herrührt, die als eine starke und mächtige Gottheit ihre Pfeile auf die Erde schießt: gern und mit Freuden würden sonst die Krieger, die Tapfern, die kampflustigen und starken Männer der Gefahr entgegenstürzen, wenn auch im Schwanken des Kampfes Viele fallen, wenn auch viel Blut vergossen wird, und auf den Schlachtfeldern die Leichen und die Gebeine der Besiegten aufgehäuft werden, und ihre Haare, die abfallen von den verwesenden Leibern, die Erde bedecken. Nichts von allem diesen fürchten sie, weil sie überzeugt sind, daß ihre Seele eingehen wird in das Haus der Sonne, wo sie mit freudigen Stimmen den Preis der Gottheit singen und auf tausendfache Weise wollüstig in Blumendüften schwelgen."

„O erbarmungsvoller Herr, Herr des grünen Laubes, des Baumharzes, der duftigen Kräuter, ich bitte Dich, blicke mitleidig auf dein Volk herab!"

Diese und noch eine Menge anderer Proben der merikanischen Liturgie, die von Sahagun mitgetheilt, aber hier übergangen werden müssen, lassen den Verlust anderer merikanischen Werke bedauern; wie das im achten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verfaßte „Teo Amortli" (das göttliche Buch — die heilige Schrift) worin der Astrolog Huematzin die Geschichte, die Mythologie und die Gesetze der toltekischen Völker aufgezeichnet hatte; vorzüglich aber beklagenswerth ist der Verlust jener religiösen Dichtungen Nezahualcoitol's, des Königs von Acolhuacan (Tezcuco) die im sechzehnten Jahrhundert in aztekischer Sprache verfaßt, und von dem Enkel des königlichen Sängers, der unter dem Namen Ferdinand Alba Ixtilrochitl getauft war, ins Spanische übersetzt wurden. Zwar sollen diese kostbaren Ueberreste der aztekischen Literatur noch, wie man versichert, irgendwo aufbewahrt werden, bis jetzt aber konnte man keine Spur von ihnen entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Grey.

(Schluß.)

Der völlige Rücktritt Lord Grenville's vom öffentlichen Leben löste vollends die Bande, welche Lord Grey an diese Partei knüpften, die, nachdem sie einige Jahre zum Theile und manchmal nur mit Widerstreben die Whigs unterstützt hatte, wieder zu den Tories überging. Statt durch seine unabhängige Stimme und Sprache eine Popularität zu erringen, die ihm gar nicht entgehen konnte, statt das Aufhören seiner Verbindlichkeiten gegen die Grenville'sche Partei dazu zu benützen, sich mit den Whigs nun ganz der Volkssache zu widmen, verscherzte er diese Vortheile, indem er seine Ansichten über die Reform für eine unbesonnene Jugendkezerei erklärte und auf einmal zum Vertheidiger der Aristokratie und des Privilegiums ward. Der aufgeklärtere Theil der Toryadministration hatte sich seit einiger Zeit von dem eingefleischtern und unfähigern Theile dieser Partei losgesagt. Das Schisma ward vollständig durch die Krankheit und Unfähigkeit Lord Liverpools und Cannings Eintritt ins Kabinet als Premierminister. Man hätte von der Unabhängigkeit und den Grundsätzen Lord Greys erwarten sollen, daß er einen Minister unterstützen werde, der, wenn je irgend ein Minister auf die Volksmeinung sich stützte, und das Verdienst hatte, mit aller Heftigkeit persönlichen Hasses von der Borougholigarchie und dem Torismus angefeindet zu werden. Aber nein, in seiner hochmüthigen Eifersucht gegen einen jüngern Staatsmann, entzog ihm Lord Grey erst sein Vertrauen, und dann lieh er offen das Gewicht seines Charakters und seiner Beredsamkeit den wüthenden Leidenschaften einer Opposition, deren Gesinnungen und Grundsätze er keineswegs theilte. Die Whigs aber, statt dießmal als müßiges Gefolge sich an ihn anzuschließen, überließen ihn seiner stolzen Einsamkeit, und neideten ihn nicht um die hohlen Lobsprüche der Lords Eldon, Bathurst und Westmoreland.

Es war nicht zu glauben, daß Lord Grey unter Canning ein Ministerium annehmen sollte, aber eine unintereſſirte freie Unterstützung dieses Ministers würde, statt seinem Rufe etwas zu schaden, als ein Beweis politischer Großmuth betrachtet worden seyn. Hätte er mit seiner Partei und dem aufgeklärtern liberalern Theile des Publikums Herrn Canning unterstützt, so würde er den Triumph der Reform und den Fall des Torysmus beschleunigt und seinen eigenen Ruhm nur vermehrt haben. Die Ereignisse haben für Lord Grey gethan, was er selbst beinahe absichtlich zu verhindern strebte. Der Tod Georgs IV entfernte zwei große Hindernisse, die sich seinem Eintritt ins Ministerium entgegensetzten — nämlich des Königs persönliche Abneigung, und den heimlichen Einfluß, gegen den sich Lord Grey so unumwunden ausgesprochen hatte. Der neue König zeigte eine Offenheit und Geradheit der Gesinnung, woran Hof und Regierung nicht bloß seit Generationen, sondern seit Jahrhunderten nicht mehr gewöhnt waren. Allein ohne die Bethörung und den hochmüthigen Despotismus des militärischen Premierministers hätte alles Dieß noch nicht Lord Grey den Zugang ins Cabinet geöffnet. Wellingtons trotzige Erklärung gegen die Reform erst erbitterte die öffentliche Meinung allzusehr, und er stieg von seinem Ministerthrone herab, um von nun an statt für einen glücklichen Soldaten für einen unfähigen zwerghaften Staatsmann zu gelten.

Durch eine höchst sonderbare Vereinigung von Umständen ward es dießmal eine Empfehlung für's Ministerium, ein Freund der Reform und ein Freund der Borough© oligarchie gewesen zu seyn. Dieß allein hatte indeß Lord Grey schwerlich dahin gebracht, abermals Reformer zu werden, aber die ganze Nation unterstützte jetzt die Sache, und Lord Grey ließ sich noch einmal bewegen, ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen.

Wird aber Lord Grey Minister bleiben? der offene und männliche Charakter des Königs, der einen redlichen und geschickten Rathgeber, und keinen geschmeidigen Höfling will, spricht für sein Bleiben im Ministerium. Er ist seinem Versprechen als ein Mann von Ehre nachgekommen, indem er eine wirksame, und mit dem in seiner Jugend schon entworfenen Plan übereinstimmende Maaßregel vorschlug. Lord Grey hat den Vortheil politischer Kenntnisse und Erfahrung, edler Grundsätze und großartiger Ansichten, und eine hohe Reinheit des Charakters, den selbst die Verläumdung nie anzutasten wagte; seine Beredsamkeit ist von der erhabensten und seltensten Art, er besitzt natürliche Anlagen mit prüfender Klugheit und klassischem Feuer verbunden, und seine Sprache ist populär und edel zugleich. Bei allen diesen Eigenschaften bleibt es dennoch dahin gestellt, ob er sich im Ministerium erhalten wird. Die frühere Sympathie zwischen ihm und dem Volke hat eine lange Unterbrechung erlitten, und ist noch nicht recht wieder aufgelebt. Lord Grey sollte nicht vergessen, daß er Minister des Volks ist. Wenn er es bleiben will, so muß er sich herablassen, die nothwendige und keineswegs unziemliche Kunst zu üben, welche allein ihm die Unterstützung des Volks sichern kann. Statt mit seiner Beredsamkeit zu kargen, und auf einer kahlen Höhe stehen zu bleiben, muß er sich ganz dem Strome der Volksmeinung hingeben, und diese in großen Massen um sich sammeln. Lord Grey's Benehmen im Privatleben soll sehr offen und einnehmend seyn; vielleicht bemerkt er nicht, daß seine hohe Amtsmiene Manche beleidigt und zurückstößt, die sein Ministerium im Unterhause unterstützen. Lord Grey scheint zu glauben, daß mit seiner Reformbill Alles gethan ist, und daß ihn dieß Verdienst aller der verbindlichen Manieren überhebt, ohne welche kein Minister die Leitung eines freien Volkes und seiner Repräsentanten führen kann und soll. Auch in Zusammensetzung des Ministeriums ist kein Bürge seiner Dauer. Den hauptsächlichsten Mitgliedern desselben wirft man dasselbe stolze Benehmen vor, wie dem Premierminister, ohne daß sie gleiche Entschuldigungsgründe für sich hätten. Dieß ist ein charakteristischer Fehler der Whigs; sie scheinen gleichsam, wenn sie die Gleichheit ihrer Wünsche und Ansichten mit denen des Volks anerkennen, sich zu fürchten, das Volk möchte sie beim Worte nehmen. Sie könnten in dieser Hinsicht gar wohl etwas von den Torys lernen, welche in ihrem Benehmen viel einnehmender und weit minder stolz sind.

Noch eine Ursache, welche die Auflösung des Ministeriums herbeiführen könnte, ist der Umstand, daß es zu viele aristokratische Elemente enthält. Es befinden sich zu viele Lords und Honourables darin: ein wenig plebejischer Verstand und plebejische Ansichten könnten nicht schaden. Der Unterschied zwischen dem jetzigen und dem frühern Ministerium in dieser Beziehung ist der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen. Wenn dieses Ministerium fällt, und die künftigen Minister nicht wieder Whigs sind, so haben sie es in der That selbst verschuldet. Das Volk würde nur mit argwöhnischer Furcht ein Reformministerium in den Händen der Tories sehen, wie es denn im Jahre 1688 gleichfalls die Tories von dem Revolutionsministerium ausschloß — und zwar mit gutem Grunde.

Der Paß nach Rußland. *)

(Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte Polens unter dem Großfürsten Konstantin.)

Die seit dem Jahre 1815 immer zunehmende Verbreitung liberaler Ideen in Frankreich machte, daß man in Rußland alle Franzosen ohne Unterschied als Aufrührer betrachtete, deren Schritte und Handlungen zu bewachen und zu erforschen das hauptsächlichste Augenmerk der Polizei seyn müsse. Alle Reisenden, welche in Geschäften oder aus Neugier jenes Land besuchten, können Zeugniß geben von den Schwierigkeiten, die sich erhoben, wenn man um einen Paß nachsuchte, nicht von Seite der französischen Behörde, sondern von Seite des Herrn Pozzo di Borgo, Gesandten auf Lebenszeit aller verstorbenen, gegenwärtigen und zukünftigen Czare, der sein Visum nicht eher bewilligte, bis seine Spione mindestens einen Monat lang den Fußtapfen des Paßsuchenden gefolgt waren und ihn über seine politischen Meinungen beruhigt hatten. Alte Militärs, für ein Volk, das mit der Knute und dem Stocke regiert wird, natürlich Leute von gefährlichen Grundsätzen, waren, wie man aus dem Folgenden sehen wird, besonders schwarz angeschrieben.

Eine wichtige Angelegenheit rief mich im Laufe des Jahrs 1822 nach Moskau; ich erhielt von der Polizeipräfektur, dann vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einen Paß, dem zur vollen Gültigkeit nichts fehlte als das Visum des russischen Gesandten. Ich wunderte mich über die schnelle Abfertigung der beiden erstern Behörden; allein bei der dritten war dieß der Fall nicht; acht Tage verstrichen, ohne daß ich nur eine Antwort erhielt. Ich begab mich wieder auf die Gesandtschaftskanzlei, wo der erste Sekretär, nachdem er meine Forderung angehört hatte, mich versicherte, daß man nicht zögern werde, ihr zu genügen, wobei er mich über den Zweck meiner Reise auf eine so gewandte Art ausfragte, daß ich sie für den Ausdruck herzlicher Theilnahme hielt. Ueberzeugt, daß kein gesetzliches Hinderniß mich der Freiheit berauben könne, ein Land zu durchreisen, mit dem wir im Frieden lebten, mißtraute ich seinem Benehmen nicht im Geringsten und machte dem ersten Herrn Sekretär kein Geheimniß daraus, daß ich sein Vaterland bereits kenne, indem ich einer von Denen sey, die noch von unserm unglücklichen Feldzuge des Jahrs 1812 übrig wären. „Sie haben diesen Krieg mitgemacht,“ erwiederte er; „da wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie davon gekommen sind. Sie werden unser Land jetzt aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten, und wie ich hoffe, angenehmere Erinnerungen zurückbringen. Nur der Ehrgeiz Bonaparte's machte uns zu Feinden, und da, wo noch vor Kurzem die schrecklichste Feuersbrunst Sie bedrohte, werden Sie jetzt die herzlichste Aufnahme finden.“ Ganz entzückt von meinem kleinen Diplomaten und den Hoffnungen, die er mir gab, nahm ich Abschied, indem ich ihn nochmals bat, doch ja nicht zu vergessen, daß es von der äußersten Wichtigkeit für mich sey, sobald als möglich abzureisen.

Nach acht Tagen vergeblichen Harrens begab ich mich abermals zur Gesandtschaft, wurde auf morgen, dann auf übermorgen vertröstet, und so immer dasselbe Resultat, nämlich keine Unterschrift von der korsisch-russischen Exzellenz. Ich erschöpfte mich in Vermuthungen, um mir diese Verzögerung zu erklären, und war über den Zeitverlust sehr in Unruhe. Des Bittens endlich überdrüssig, und voller Ungeduld, bald abreisen zu können, begab ich mich wieder zum ersten Gesandtschaftssekretär, um etwas Bestimmtes von ihm zu erfahren; er ließ sich verläugnen, und ein subalterner Schreiber, der meinen Paß in Händen hatte, stellte ihn mir mit der Erklärung zurück, daß Se. Exzellenz ihn nicht mit ihrer Beglaubigung versehen

---

*) Erzählt von dem französischen Obristen May in der Revue des deux Mondes, Augustheft

könnten, da ein Befehl des Kaisers selbst es ihm zum Gesetze mache, allen alten Militärs den Eintritt in die russischen Staaten zu verweigern.

Diese Erklärung kam ein wenig spät; mein Aufenthalt in Rußland war auf mehrere Jahre berechnet, und weit entfernt, daran zu denken, daß mir ein solcher Streich begegnen könne, hatte ich bereits Vorkehrungen getroffen, die ich nicht mehr zurücknehmen konnte, ohne mein Vermögen bedeutend zu schmälern. Ich reiste also ab, in der Hoffnung, alle Hindernisse zu überwinden; allein dieses Wagstück kam mir theuer zu stehen.

Bis an die polnische Gränze setzte ich meine Reise ungehindert fort; allein hier angekommen, untersagte mir ein ausdrücklicher Befehl der Behörde, weiter zu gehen. Meine Bitten waren vergebens, und schon war ich auf dem Punkte, umzukehren, als mir der Gedanke kam, die Kraft der maurerischen Zeichen an Denen zu erproben, die mir den Weg vertraten; ich ward verstanden, und jetzt nahm die Sache eine andere Wendung. „Setzen Sie Ihre Reise fort," sagte der polnische Douanenaufseher; „denn ich würde untröstlich seyn, die Interessen eines Bruders zu verletzen; da ich aber, um Ihnen zu dienen, meine Pflicht verletze, so hoffe ich, Sie werden mich in Warschau nicht bloßstellen. Fragt Sie der Großfürst Konstantin, so sagen Sie, Sie hätten Ihren Paß verloren; verrathen Sie ihm aber ja meine Gefälligkeit nicht, die mich seinem ganzen Zorne aussetzen würde!"

Ich versprach's und hielt Wort; denn es kam, so wie der Bruder es vorausgesehen hatte. Ein Umstand begünstigte indeß die Lüge, die ich sagen mußte; meine Kibitke, die von einem Postillion geführet wurde, der toll und voll betrunken war, stürzte um; ich fiel heraus und stand ganz mit Blut bedeckt wieder auf. Da ich mich indeß überzeugte, daß ich nichts gebrochen hatte, sondern meine Glieder frei bewegen konnte, so dachte ich: gut, dieser Vorfall stimmt ganz zu meinen und des Bruders Absichten. Ich kann sagen, daß mir bei diesem Falle meine Brieftasche aus der Tasche fiel, und daß ich in der Bestürzung vergaß, sie zu suchen.

Sobald der Großfürst meine Ankunft erfuhr, erhielt ich Befehl, vor ihm zu erscheinen. Ich gehorchte und erzählte ihm die wohlersonnene Geschichte; einige Unruhe, die ohne Zweifel in mir bemerkbar war, weckte sein Mißtrauen; er blitzte mich mit seinen kleinen, lebhaften, graugrünen Augen drohend an und sagte: „Es ist ein verstecktes Spiel in dieser Sache; ich werde an die Gränze schreiben, um zu erfahren, ob Sie sie ordnungsmäßig überschritten haben. Sie kehren in Ihren Gasthof zurück und warten."

Dieß lag nicht in meiner Rechnung. Um keinen Preis in der Welt wollte ich den gefälligen Douanenaufseher bloßstellen; ich hielt also für das Beste, mich dem Herrn Obristen Grafen Hédouville, französischem Geschäftsträger in Warschau, zu vertrauen und ihn zu bitten, für mich Bürge zu seyn, um mich so den Verlegenheiten, die die Untersuchungen des Großfürsten über mich zu verhängen drohten, zu entziehen. Der Graf versicherte mich, nichts sey ihm leichter, und Alles würde bis Morgen zu meiner Zufriedenheit geordnet seyn.

Indem ich meinen Paß in seine Hände legte, um ihn zu überzeugen, daß ich Frankreich nicht als Flüchtling verlassen habe, forderte ich ihm das Versprechen des Stillschweigens über meine Einschwärzung über die Gränze ab. „Warum sollte ich es auch brechen," antwortete er, „da Dieß durchaus nicht nöthig ist: beruhigen Sie sich, meine Verantwortlichkeit allein reicht hin, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Heute noch werde ich den Großfürsten sprechen, und morgen schon, wenn Sie wollen, können Sie nach Moskau reisen." Diese Versicherung erfüllte mich mit Freude; ich erschöpfte mich in Danksagungen und pries auf meinem Rückwege den Himmel, der mich einen so mächtigen und eifrigen Beschützer hatte finden lassen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Welche Verheerungen die Cholera in London, und vorzüglich in St. Giles und in der dortigen Nachbarschaft anrichten müßte, läßt sich kaum berechnen, da ein großer Theil der unermeßlichen Bevölkerung auf eine fast unglaubliche Art in die engsten und schmutzigsten Wohnungen auf einander gedrängt lebt. Hievon unter Vielen nur ein Beispiel. In der Little White Lion Street (der kleinen weißen Löwenstraße), in der Nähe von Long-Acre, findet sich unter mehreren andern Häusern eines, dessen Souterrain aus einem einzigen Zimmer besteht, in welchem sich ein Mann, eine Frau und fünf Kinder aufhalten. Die Wohnung zu ebener Erde, aus zwei Stuben bestehend, dient zwei Männern, zwei Weibern und acht Kindern zum Aufenthalte. Im ersten Stocke wohnen in zwei Stuben drei Männer, vier Weiber und sechs Kinder; das zweite Stockwerk mit zwei Zimmern ist von zwei Männern, drei Weibern und fünf und vierzig (?) Kindern angestopft. In zwei Dachstuben halten sich drei Männer, drei Weiber und fünf Kinder auf. So ist ein Haus, das in einer dicht bevölkerten und äußerst ungesunden Nachbarschaft gelegen ist und neun kleine Stuben enthält, von eilf Männern, dreizehn Weibern und neun und sechzig Kindern, im Ganzen von drei und neunzig Personen bewohnt. Der innere Flächenraum des Hauses mißt bloß zwölf Fuß in der Breite und vier und zwanzig in der Tiefe. Die Enge der Gassen und die Höhe der umliegenden Häuser ist von der Art, daß kaum jemals ein Luftzug in diese traurigen Höhlen einzudringen vermag.

•

Zu Genua hat man seit einiger Zeit mehrere merkwürdige Luftphänomene beobachtet. Ein Zodiakallicht, das den Tag um eine ganze Stunde verlängerte, wurde unmittelbar nach Sonnenuntergang vom 4 bis zum 12 August gesehen. Ein anderes Phänomen beobachtete man am 9 August. Gegen fünf Uhr Nachmittags bedeckte plötzlich ein lichtes Dunstgewölbe den Horizont und umhüllte die Sonne. Es war ein herrlicher Anblick, hiebei das Gestirn des Tages seinen Strahlenglanz ablegen und es hinter einem duftigen Schleier als Feuerkugel zu sehen. Anfangs glich es einer ungeheuern durchsichtigen Krystallkugel, dann nahm es einen rosenfarbigen Schimmer an, der zuletzt in ein köstliches Violet überging. Man konnte mit bloßem Auge deutlich fünf oder sechs große schwarze Flecken bemerken, einen derselben am Rande der Kugel, die andern fast im Mittelpunkte und nahe neben einander. Dieses Phänomen wurde länger als eine Stunde beobachtet.

•

Die Ruhe in der Umgegend von Algier ist nach den neuesten offiziellen Berichten vollkommen wieder hergestellt. Die feindlichen Gebirgsvölker sind wieder nach Hause zurückgekehrt. Die Stadt wird reichlich mit Lebensmitteln versehen. Araber und Kabylen kommen haufenweise auf den Markt. Der neue Aga der Araber hat allen benachbarten Stämmen den Eid des Gehorsams abgenommen, den nur eine einzige Horde verweigerte, die man in Kurzem zu Paaren zu treiben hofft. In der Mitte des Monats August hielten die westlichen Stämme zu Herba Djendell, eine Tagreise von Meliana, links von der Straße nach Oran, eine allgemeine Versammlung, um sich zu berathen, wie man gegen die Franzosen sich künftig verhalten solle. Das Resultat ist noch nicht bekannt; indeß haben, wie man hört, der Marabu und Emir von Meliana sich eifrig zu Gunsten der Franzosen verwendet. Jedenfalls sind alle Anstalten getroffen, feindlichen Absichten dieser Stämme zu begegnen. Da die Einwohner von Mustaganim, einer der vorzüglichsten Städte des Beyliks von Oran, dem General Berthézène zu verstehen gegeben haben, daß ein maurischer und muselmännischer Bey viel zur Beruhigung der Provinz beitragen würden, so hat er dahin den neuen Bey von Tittery, Sidi Mustapha Ben Hadschi Omar, abgesendet. Sidi Mustapha ist von dem General Faudoas begleitet, der bis zur Ankunft des Generals Boyer das Kommando zu Oran übernehmen wird. Dieser Maure ist von einer angesehenen Familie und dem Interesse Frankreichs eifrig ergeben; er ist in dem Beylik sehr bekannt, ist mit mehreren Scheiks befreundet, spricht das Italienische geläufig und kann so viele Dienste leisten.

•

Der angegebene Werth der aus England nach Portugal ausgeführten Waaren betrug im Jahre 1828 945,016 Pf.; im Jahre 1829 1,195,403; im Jahre 1830 1,106,695 — nach Madeira, die Azoren- und Capoverde-Inseln im Jahre 1828 73,598; im Jahre 1829 71,768; im Jahre 1830 63,784 Pf. Im Ganzen im Jahre 1828 1,018,614 Pf., im Jahre 1829 1,267,171; im Jahre 1830 1,170,479. Die Abnahme des Handels seit 1829 ist den Unruhen in diesem mißhandelten Lande zuzuschreiben. — Die Ausfuhr nach Frankreich betrug im Jahre 1828 nur 498,938 Pf.; im Jahre 1829 491,388; im Jahre 1830 475,884 Pf.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 262. 19 September 1831.

Der Dey von Algier zu Paris. *)

Die wunderlichsten Gerüchte waren über den Dey von Algier im Umlauf. Schon vor der Expedition nach Algier, dann an der Küste von Sidi Ferruch, endlich nach der Einnahme der Cassaba, und vorzüglich in den letzten Tagen, seit der Dey in Paris eintraf, hatte man die albernsten Erzählungen verbreitet, die alle darauf hinausliefen, ihn als einen dummen Barbaren, oder als einen rohen Henker zu schildern. Es blieb mir unmöglich, einen solchen Stumpfsinn mit dem Gedanken zusammen zu reimen, daß er, wie es bei ihm der Fall war, unter den schwierigsten Verhältnissen zur höchsten Gewalt hätte gelangen können; ich fand in diesem Widerspruch ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermochte. Den einzigen Weg hiezu sah ich nur in einem Besuche bei dem Pascha. Eine lange Unterredung mit ihm konnte mir allein darüber Licht geben. Ein junger Negoziant, Herr André nahm es auf sich, mich bei ihm einzuführen.

Herr André, ein Mitglied des angesehenen Handlungshauses André und Cottier, an den Hussein empfohlen war, und für den der Dey eine große Zuneigung gefaßt hatte, stellte mich verflossenen Mittwoch Nachmittags Ein Uhr ihm vor.

Man hatte in allen Gesellschaften zu Paris versichert, der Dey sey zu Paris mit allen seinen Frauen und einer zahlreichen Dienerschaft angekommen. Seine Frauen sind aber zu Livorno geblieben und seinen ganzen Hofstaat bilden zwei Türken und drei Europäer. Ein Palast, sagte man, würde nicht groß genug seyn, den Dey mit seinem Harem und Gefolge aufzunehmen; er bewohnt einige sehr bescheidene Gemächer im ersten Stockwerk.

Die unbescheidene Zudringlichkeit, von der zu jeder Stunde des Tages der alte Mann bestürmt wurde, hatte ihn vor meinem Besuch etwas ärgerlich gemacht, indeß schien er nicht von übler Laune. Er empfing uns mit herzlicher Höflichkeit und war uns bis in seinen Speisesaal entgegengegangen. Nach der gewöhnlichen Begrüßung führte er uns in seinen Salon, wo er sich nach orientalischer Sitte den linken Fuß unter dem rechten Schenkel auf einem Divan niederließ, während wir uns auf Stühle setzten.

Bevor die Unterhaltung den gehörigen Gang nahm, leitete Herr Jouannin, Dolmetscher der orientalischen Sprache, der bei dem Dey den Dienst eines Dragomans versieht, das Gespräch auf die vielerlei Unannehmlichkeiten, die Hussein seit seiner Ankunft zu Paris erfahren hatte.

„Forderungen jeder Art und Spekulanten von gemeinstem Schlage, sagte er, „bestürmen schaarenweise den armen Mann. Man überhäuft ihn mit lästigen und unartigen Höflichkeiten, oder behandelt ihn gar als einen Pickelhäring; Jedermann will ihm Geld abzwacken und bei ihm seine Pfeifen schneiden. Man treibt es noch weiter. Können Sie wohl glauben, daß eine Gesellschaft von Weibspersonen" — Herr Jouannin bezeichnete sie mir durch ein Lächeln; er hätte mir sie eben so gut mit dem arabischen Worte nennen können, denn zufällig ist Dieß eines der drei oder vier Worte, die ich von dieser Sprache verstehe, da ich sie auf der Ueberfahrt von Toulon nach Torre Chica oft genug von den Soldaten hören mußte — „Können Sie wohl glauben, daß eine Gesellschaft von Weibspersonen, die gestern Nacht ein Bacchanal feierten, die Frechheit haben konnte, den Dey zu ihrer schamlosen Zusammenkunft einladen zu lassen? Hussein hat die Einladungskarten voll Aerger zerrissen, indem er sagte, diese Damen gedächten wohl einen Wettkampf der Koketterie anzustellen, worüber er als Schiedsrichter sprechen solle, oder es wünschte vielleicht gar eine oder die andere Sultanin zu werden; er wolle aber diesem edlen Ehrgeiz kurzweg die Flügel stutzen. Eine Bittschrift anderer Art wurde dieser Tage dem Pascha eingereicht. Ein junger Mensch, der sein Geld im Spiel verloren hatte . . . ."

Hier wurde Herr Jouannin in seiner Erzählung durch ein Gespräch des Deys mit Herren André unterbrochen. Es handelte sich um einen Wagen und Pferde, die ein Wagenverleiher dem Dey schickte, und deren er sich nicht bedienen wollte, da er bereits mit dem Verleiher wegen eines anderen Gefährtes übereingekommen war. „Warum soll ich einen andern Wagen nehmen, sagte er ohne Verdruß aber mit Nachdruck, wenn mir der gefällt, den ich gestern Abend hatte? Ich habe dafür bezahlt, und man ist mir ihn schuldig."

Herr André erhielt den Auftrag, die Sache in Ordnung zu bringen, und man sprach nicht weiter davon. Hussein beklagte sich gegen mich, wiewohl ohne Bitterkeit, über die thörichten Erfindungen und Possen, die man von ihm in den Zeitungen drucken lasse. „Diese Spötteleien," sagte er, „beleidigen mich nicht, es sind Erbärmlichkeiten; aber es erstaunt mich von Seiten Derer, die unter

*) Aus der Revue de Paris.

einer Nation, welche man mir als die höflichste schilderte, die ausgezeichnetsten seyn sollten. Nimmt man nicht mehr Rücksicht auf einen Greis, auf einen Mann, der war was ich gewesen bin, und vorzüglich der ist, was ich gegenwärtig bin?" Diese Worte begleitete er mit einem naiven, aber würdevollen Lächeln. Ich wollte ihn über diesen kleinen Verdruß trösten, indem ich sagte, daß die Neigung Witze zu reißen und zu spötteln diesem Lande angeschaffen ist, daß von ihr Niemand verschont bleibt, weder entthronte Könige, noch regierende Häupter; daß Absichten, Handlungen, Gebärden und Worte von Jedem, der irgend eine Würde bekleidet, oder irgend ein Ansehen genießt, diesem satyrischen Geiste der Parteisucht unterworfen seyen. Der Dey ließ mich nicht zu Ende kommen, indem er einige Worte an seinen Dragoman richtete, worauf dieser zu mir sagte:

„Der Pascha meint insbesondere mit Dem was er sagte, das Mittagmahl bei Herrn Casimir Perier, das in mehreren öffentlichen Blättern auf eine so lächerliche Weise erzählt wurde, und er trägt mir auf, Ihnen das Wahre an der Sache zu erzählen. Bei dem Besuche, den der Dey bei dem Präsidenten des Ministerrathes abstattete, fragte mich Herr Perier, ob Hussein wohl eine Einladung bei ihm an einem der folgenden Tage zu speisen annehmen werde. Man fragte mich über seine Gewohnheiten, die ihm vielleicht eine besondere Lebensweise vorschrieben. Ich erwiederte, daß Hussein gar nicht der europäischen Küche abgeneigt sey, daß er aber ein Lieblingsgericht habe, nämlich Huhn in Reiß gekocht (Pilau). Man antwortete, sehr gern werde man dieses bereiten lassen, nur möchte ich die Güte haben, dem Koch hierüber die nöthige Anweisung geben zu lassen. Ich entgegnete, daß sich im Gefolge des Deys ein Diener befinde, der dem Küchenmeister angeben werde, wie man das Pilau zubereite; derselbe müsse aber die Hühner selbst abschlachten, da das Gesetz, dem der wahre Gläubige gehorcht, ihm verbietet, von einem Thiere zu essen, dem nicht von einem Moslim der Hals abgeschnitten worden. Niemand verrieth darüber ein Erstaunen. Am Morgen des Tages, wo das Mittagmahl statt finden sollte, ging ich in den Palast des Ministers, um zu sehen, ob die Zubereitung nach Husseins Wunsche vorgenommen worden sey, und Mustapha, den Sie dort an der Thüre stehen sehen, schlachtete die Hühner ab, die nun in Reiß gekocht wurden, so daß der Pascha bei Tische sein gewöhnliches Pilaugericht antraf. Er aß aber nicht allein Reiß, sondern auch Gemüse, Salat, Zuspeise, Zuckerwerk u. s. w., nur des mit Speck gespickten Fleisches enthielt er sich, das ihm sein Gesetz zu berühren verbietet. Das ist die ganze wichtige Geschichte von den Hühnern, von der man so viel Aufhebens gemacht, die man in Quodlibets anbrachte, um sich über einen Fremden lustig zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

(Fortsetzung.)

Das siebente Buch der Geschichte Neuspaniens ist der Meteorologie gewidmet, und enthält sehr merkwürdige Nachrichten über die Eintheilung der Zeit und die damit verbundenen Feste. Das achte Buch verbreitet sich über die Hierarchie der Könige und Häuptlinge, so wie über die Art ihrer Erwählung. Man findet hier höchst interessante Aufschlüsse über die politische Organisation des mexikanischen Volkes, über seine Legislatur und historische Chronologie. Wahrscheinlich, um seinen Lesern nach diesen schwierigen Materien einen Ruhepunkt zu gönnen, hat Sahagun dieses Buch mit einer Beschreibung der königlichen Paläste, Ornate, Gastmähler und Feste beschlossen, und hiedurch den Uebergang zum neunten Buche gebildet, das sich mit den socialen Verhältnissen der Kaufleute, der Arbeiter in kostbaren Steinen u. s. w. und mit dem Handel überhaupt beschäftigt. Es enthält eine Schilderung der Lebensart, Gebräuche, Feste und Gastmäler der gewerbtreibenden Bevölkerung. Man erstaunt dabei über die hohe Stufe von Industrie, zu der die Azteken bereits sich erhoben hatten.

Im zehnten Buche unternimmt Sahagun die Schilderung der Tugenden und Laster der Mexikaner, so wie der physiologischen Eigenschaften dieses Völkerstammes, und schließt mit einem Ueberblicke der unter ihnen herrschenden Krankheiten und der dagegen angewendeten Arzneimittel. Der Verfasser geht in diesem Buche, das neun und zwanzig Kapitel enthält, auf wichtige Erörterungen über das physische und geistige Leben aller Stände ein, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handwerker und Künstler, womit er zugleich neue Mittheilungen verbindet über die Industrie der Städte und über den Kunstfleiß, den er unter dem Namen freier und mechanischer Künste begreift. Man findet darin eine völlig neue Arzneimittellehre, die einer genauen Untersuchung der Sachverständigen würdig wäre. Am meisten überrascht jedoch der hohe Standpunkt, auf den man den Mönch des sechszehnten Jahrhunderts in seiner Beurtheilung des moralischen Zustandes einer Nation erblickt, die so eben der spanischen Herrschaft unterworfen worden war. „Die Moralphilosophie," sagt er, „hat diese Völker durch die Erfahrung gelehrt, daß für Sterbliche, die täglich dem Tode entgegen gehen, zu einem tugendhaften Leben die härteste Sittenstrenge und unablässige Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt nöthig seyen . . . . Da diese Lage der Dinge mit der Ankunft der Spanier aufhörte, da diese alle Gebräuche und Regierungsformen, unter deren Einfluß die Indianer standen, vernichteten; da sie, um es mit Einem Worte zu sagen, die Eingebornen in göttlichen und menschlichen Dingen wie in Spanien zu leben zwingen wollten, weil sie dieselben als Götzendiener und Barbaren verachteten, so stürzte die ganze sociale Ordnung des Reiches zusammen . . . Es ist eine große Schande für uns, daß es vor Alters unter den Eingebornen weise Männer gab, die gegen die meisten Fehler und Mängel, denen in diesem Lande die Einwohner sich hinzugeben geneigt sind, Mittel und Wege zur Besserung zu finden wußten, während wir selbst uns blindlings unsern schlechten Trieben hingeben . . . Die alten Mexikaner handelten voll gesunden Verstandes, indem sie ihre Söhne und Töchter dem Staate zur Erziehung übergaben und sie nicht unter den Händen der Eltern ließen."

Das eilfte Buch enthält dreizehn Kapitel, und die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Der Verfasser untersucht darin nicht blos die Produkte des Thier-, Pflanzen- und Minerailreiches, sondern verbreitet sich auch über Geographie, Gebirge, Vulkane, über die verschiedenen Landstriche und selbst die

Straßen. Diese Abhandlung, so interessant sie an sich ist, wird indeß nur mit umsichtiger Prüfung benützt werden können, da die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des guten Paters sich nicht über die gewöhnlichsten Ansichten des sechszehnten Jahrhunderts erheben.

Es bleibt uns noch das letzte Buch übrig, das mit dem sechsten in Betracht des wissenschaftlichen Interesse den ersten Rang einnimmt. Es enthält die Darstellung einer großen Begebenheit unter einem völlig neuen Lichte, nämlich eine merikanische Chronik, in der sich geschichtliche Treue mit dem Farbenschimmer des Wunderbaren verschmelzt, welcher sich aus dem Glauben der Merikaner, daß die Europäer Götter seyen, über die Erzählung verbreitet hat. „Obgleich eine Menge Schriftsteller," sagt der Mönch über diesen Theil seines Werkes, „in spanischer Sprache die Geschichte der Eroberung von Neuspanien nach den verschiedenen Nachrichten der Eroberer geschrieben haben; so wollte ich doch denselben Gegenstand in merikanischer Sprache beschreiben, nicht sowohl um durch die Indianer, welche Zeitgenossen von dem Falle ihres Reiches waren, die historische Wahrheit bekräftigen zu lassen, als in der Absicht, der Nachwelt die eigenthümliche Sprache aufzubewahren, in welcher die Eingebornen die Kriegsereignisse und ihre Waffen beschrieben. Man kann hiebei bemerken, daß unter den Besiegten Ueberlieferungen von einer Menge Dinge aufbewahrt wurden, von denen die Sieger keine Kenntniß hatten. Deßhalb schien es mir nicht ohne Nutzen, diese Geschichte niederzuschreiben, die in einer Zeit verfaßt wurde, wo Diejenigen noch lebten, welche die Eroberung mit eigenen Augen sahen und davon vorliegende Erzählung gegeben haben. Es waren dieß Männer von Ansehen, gesunder Urtheilskraft und von der unbescholtensten Wahrheitsliebe.

Sahagun beginnt sofort zu erzählen, auf welche Weise die Eroberung von Meriko bewerkstelligt wurde. Nachdem er berichtet hat, wie die Feldherren des Motezuzuma, *) die man mit dem Namen Calpirken zu bezeichnen pflegte, fünf an der Zahl hingegangen waren, die Schiffe Grijalva's, den sie für den Gott Quetzalcoatl **) hielten, zu besuchen, und wie Cortes, den sie gleichfalls für diesen wandernden Gott ansahen, sie mit noch größerem Schrecken erfüllte, scheint Sahagun den merikanischen Chronisten in eigenen Worten fortfahren zu lassen.

„Der Kaiser sendete fünf Häuptlinge ab, um Quetzalcoatl zu empfangen, den er von Tag zu Tag erwartete. Diese fünf Häuptlinge sollten ihm Geschenke überbringen. Der angesehenste an Rang unter denselben war Yoallichan, der zweite Tepuhtecatl, der dritte Ticava, der vierte Vevetecatl, der fünfte Veicamettheca.

„Montezuzuma sprach zu ihnen: Wisset, daß man gesagt hat, unser Gott Quetzalcoatl sey gekommen. Geht, empfangt ihn, hört sorgfältig an Was er euch sagen wird und nehmt euch in Acht, etwas zu vergessen. Hier sind die Juwelen, die ihr ihm in meinem Namen überreichen sollt; es ist lauter Priesterschmuck, der ihm gehört."

(Schluß folgt.)

*) Sahagun nennt so den Montezuma, aber auch Montecuzuma, Motezuzuma und Motezuzoma; diese Verschiedenheit der Orthographie ist der Eigenthümlichkeit des spanischen C zuzuschreiben. Keineswegs richtig scheint der Name bei andern Schriftstellern Montezuma oder Motezuma geschrieben.

**) Quetzalcoatl oder Quetzalcohuatl war für Meriko, was Manco-Capac für Peru. Der gute Mönch vergleicht ihn mit dem König Arthur. Die Merikaner stellten diesen alten Gesetzgeber der Tolteken als einen bärtigen Mann vor, was den Europäern, die sich zuerst mit der merikanischen Geschichte beschäftigten, zu unzähligen Vermuthungen Anlaß gab. Humboldt sagt (in seinen Vues des Cordillères et monumens de l' Amérique) über diesen Gegenstand: „Merikanische Gelehrte glaubten in dieser mystischen Person den Apostel Thomas, den Belehrer von Tula, zu erkennen, den die Cholulanen unter dem Namen Quetzalcoatl verehrten. Ohne Zweifel hat sich der Nestorianismus mit buddhistischen und schamanischen Dogmen vermengt, von der Tartarey der Mandschu aus in das nordöstliche Asien verbreitet. Man könnte daher vielen Grund zur Annahme finden, daß auf demselben Wege christliche Ideen zu den merikanischen Völkern gelangt seyen, namentlich zu den Bewohnern jenes nördlichen Landstriches, aus welchem die Tolteken herkamen und den man als die eigentliche officina virorum der neuen Welt betrachten darf."

Die Insel Bali.

(Fortsetzung.)

Bei einem Ausflug ins Innere des Landes, nach einem wenig von Sundschi Radschah entfernten Orte, fanden sie die Gegend mit zahlreich bewohnten Dörfern angefüllt. Die Balinesen haben keine Gärten neben ihren Häusern und bauen keine Küchengewächse, weder zum Verkauf, noch zum eigenen Gebrauch. Einige Kaladassen und andere wildwachsende Gewächse ausgenommen, hörten sie nicht, daß man irgend etwas Grünes zur Nahrung brauche. Die Männer in Bali thun nur Feldarbeit; sie erhalten von ihrem Boden zwei Ernten jährlich, was ihnen ungefähr den vierten Theil ihrer Zeit über Arbeit macht. Wenn dieß gethan ist, dann kümmern sie sich um Nichts mehr, als um Hahnen- und Hamstergefechte, Spielen und Opiumrauchen; gelegentlich schlendern sie auch von einem Orte zum andern, um irgendwo etwas erhaschen oder stehlen zu können. Wenn es ihnen an Geld fehlt, so dringen sie in die Weiber, ihnen damit auszuhelfen, so daß es etwas ganz Gewöhnliches geworden ist, in Bali zu sagen, die Weiber erwerben Geld, damit ihre Männer spielen und Opium rauchen können, welches letztere sie sehr wohlfeil von Singapore her bekommen. Nur wenige geben sich mit Fischfang ab, und einige helfen auch den Weibern ihre Waaren zu Markte bringen, wenn die Entfernung zu groß oder die Last zu schwer ist; Dieß sind jedoch seltene Aufmerksamkeiten, und eher Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Ihre Eisen- und Stahlwaaren sind weniger roh, als man erwarten sollte. Die Missionarien sahen eine Werkstätte; die Flintenläufe, die dort fabrizirt wurden, waren gezogen, mit Spiralrinne innen, was nicht geringen Scharfsinn verrieth, die Schlösser waren englisch. Messer, Dolche, Speere u. dgl. wurden von balinesischen Handwerksleuten gemacht, und sie haben eine Art, den Stahl zu bearbeiten, der ihre Waffen sehr scharf macht.

Die Lage der Weiber in Bali ist höchst unglücklich. Mädchen, die verwaist sind, und keine Brüder haben, die für sie sorgen können, Wittwen, die keine Kinder oder nur Mädchen haben, werden das Eigenthum des Königs, der die schönsten davon zu Beischläferinnen auswählt. Die übrigen werden Tänzerinnen und Freudenmädchen, oder Mägde im Palaste. Das Geld, das die Tänzerinnen durch das Feilbieten ihrer Gunstbezeugungen gewinnen, fällt in den königlichen Schatz. Heirathen werden in Bali, wie bei einigen wilden Stämmen geschlossen; wenn ein junger Mann an einem Mädchen Gefallen findet, so überfällt er sie mit Gewalt und führt sie in die Wälder, ihre Verwandten verfolgen ihn, und suchen Beide zu tödten. Die Sache wird durch die Verwandten des Mannes und große Geschenke an die Weiber in Ordnung gebracht, und das arme Mädchen wird das Weib oder vielmehr die Sklavin ihres Räubers. Sie muß für seinen Unterhalt arbeiten, das Haus rein halten, kochen, auf den Markt gehen, die Waaren hinführen und zum Verkauf auslegen, damit sie genug nach Hause bringt, um die Familie zu unterhalten, und der Unmäßigkeit und Ausschweifung ihres Mannes Vorschub zu thun. Dabei muß sie für ihre

Kinder sorgen, und wenn sie keine Söhne hat, kann sie bei ihres Mannes Tode nichts erwarten, als verbrannt zu werden, wenn sie reich, und verkauft und preisgegeben zu werden, wenn sie arm ist.

Es gibt auch Beispiele aus den niedern Klassen, daß sich Witwen mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen lassen. Das ist aber sehr selten; wenn aber ein König stirbt, so ist die unwandelbare Sitte, daß mehrere seiner Witwen mit ihm verbrannt werden. In diesem Falle werden seine Frauen von königlichem Blute gefragt, ob sie, wie man sich ausdrückt, ihm in die andere Welt nachfolgen wollen; auf ihre bejahende Antwort bekommen sie besondere Zimmer zu bewohnen; man gestattet ihnen, die kostbarsten Speisen und Getränke zu genießen, sich in die köstlichsten Gewänder zu kleiden, und ihre Freunde und Verwandte so oft zu besuchen, als sie wollen, damit sie alle Freuden dieser Welt noch genießen mögen, ehe sie solche verlassen. Des Königs Körper wird besonders verbrannt, und eine besondre Feuergrube wird für jede Frau bereitet, welche sich verbrennen lassen will. Hier legen sie ihren Schmuck ab, und werfen Geschenke unter das Volk, dann nehmen sie einen Dolch, verwunden sich leicht an den Armen, beschmieren sich mit dem Blute, besteigen endlich das Gerüste, und stürzen sich in die Flammengrube. Kürzlich wurden dreizehn Frauen, von denen einige in blühender Jugend standen, beim Tode des alten Königs lebendig verbrannt.*) Manchen soll der Muth sinken, wenn sie das Feuer sehen, aber das Gerüst ist so gebaut, daß die Bretter desselben, sobald man auf ihren Rand tritt, überschlagen, und so die Frauen hinabstürzen, sie mögen wollen oder nicht. Wenn sie auf irgend eine Weise entkommen, so werden sie auf der Stelle erdolcht. Die Frauen werden zu dem Entschlusse, sich zu verbrennen, theils durch die Schande gebracht, die sie erwartet, wenn sie es verweigern, theils durch die Gewißheit, im Geheimen ermordet zu werden, wenn sie von königlichem Blute sind, denn es wäre eine unauslöschliche Schande für die ganze Nation, wenn eine königliche Witwe davon kommen sollte.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die medizinische Zeitung „die Lancette“ enthält einen langen Artikel des Doktors Strange, Arztes im Dienste der ostindischen Kompagnie, über die Cholera. Doktor Strange schlägt als Mittel gegen diese verzweifelte Krankheit die Anwendung des Sauerstoffgases vor. „Es scheint allgemein angenommen,“ sagt er, „daß durch dieses Gas die schwarze Farbe des Blutes in eine lebhaft rothe verwandelt wird, und daß durch die Vereinigung dieses Gases mit dem Blute ein Wärmestoff sich entwickelt, durch welchen die Hitze des Körpers bewirkt wird. Nun braucht man aber bloß die Symptome der Cholera zu betrachten, um zu sehen, daß dieselben durchgehends auf eine unterdrückte Wirkung des Sauerstoffes hinweisen. Das Gesicht ist blaß, die Lippen blau, der Leib leichenkalt, die Sensibilität herabgestimmt; Schläfrigkeit und Gähnen tritt ein; das ganze Nervensystem ist in Unordnung. Man findet dieselben Symptome auch bei andern Fällen, die gleichfalls von gestörter Thätigkeit des Arterienblutes herrühren, wie z. B. bei Einathmung mephytischer Gase. Die Behandlung, die ich auf diese Hypothese gründe, würde nun darin bestehen, Sauerstoffgas in größerer Quantität als es gewöhnlich eingeathmet wird, in die Lunge zu bringen. Es ist bekannt, daß die Einathmung desselben allgemeine Wärme des Körpers, Röthung des Gesichts und Munterkeit der Lebensgeister hervorbringt, und nun mag meine Hypothese in Betreff der nächsten Ursachen der Krankheit richtig oder unrichtig seyn, so bleibt doch ausgemacht, daß wir in dem Sauerstoffgas ein Reizmittel besitzen, das alle andern an schneller Wirkung übertrifft. Jedenfalls kann es in dem Organismus eine Reaktion bewirken, die den Krankheitsstoff überwältigt, und auf keine Weise wird es schädlich seyn, da man das reine Gas geraume Zeit einathmen kann, ohne davon nachtheilige Folgen zu verspüren. Während der Anwendung desselben würde ich aber keineswegs andere Mittel unversucht lassen, so z. B. äußere Erwärmung des Körpers, Arzneigaben u. s. w., was Alles angewendet werden kann, als wäre das Sauerstoffgas gar nicht gebraucht worden. In den ersten Stadien der Krankheit wird das Sauerstoffgas ein kräftiges Reizmittel seyn, und wenn es auf den Puls gewirkt hat, wie ich zu glauben geneigt bin, kann damit ausgesetzt und mit den übrigen Mitteln fortgefahren werden. In jedem Falle würde ich mit dem Oxygen so lange fortfahren, bis sich der unterdrückte Puls wieder zu heben beginnt.

•

Die Krone, welche die Königin von England bei der bevorstehenden Krönung tragen wird, ist wenig verschieden von der Staatskrone Sr. Maj. des Königs, nur etwas kleiner und nicht mit so großen und vielen Edelsteinen besetzt. Der Reichsapfel darauf ist von Gold, anstatt wie bei der des Königs von Berill. Eine zweite Krone, in welcher die Königin von der Abtei nach Westminsterhall zurückkehrt, wird alles Andere verdunkeln; sie ist nicht größer als die andere, aber so mit großen Perlen, Diamanten und Juwelen bedeckt, daß man nicht das mindeste Gold erblicken wird. Man schätzt sie auf 111,900 Pf., und ungeachtet dieser Masse von edeln Gesteinen wird sie doch nur wenig über neunzehn Unzen wiegen. Es befinden sich an derselben zwanzig Diamanten im Stirnreife, von denen jeder auf 1500 Pf. geschätzt ist; zwei große Diamanten im Mittelpunkte, jeder 2000 Pf. werth, 54 kleinere Diamanten um dieselben herum, von 100 Pf.; vier Kreuze, jedes von 25 Diamanten gebildet, auf 12,000 Pf. geschätzt; vier große Diamanten auf der Spitze der Kreuze, im Werthe von 40,000 Pf. Zwölf Diamanten, die in den Lilien stehen, 10,000 Pf.; achtzehn kleinere Diamanten, eben daselbst, 2000 Pf.; Perlen und Diamanten in den Bogen und Kreuzen, 10,000 Pf.; hundert und ein und vierzig Diamanten auf dem Reichsapfel, 500 Pf.; sechs und zwanzig Diamanten auf dem obersten Kreuze, 500 Pfd.; zwei Reihen Perlen im Reife, 500 Pfd. — Bei der Krönung Georgs IV im Jahre 1821 ließ der König eine Krone verfertigen, die zwar bei weitem kostbarer als die eben beschriebene war, und eine strahlende Masse von Brillanten zu bilden schien, deren Feuer und Farbenspiel bis in die fernsten Winkel der Abtei gesehen wurde; allein sie gehörte eigentlich nicht dem königlichen Schatze an, da die größten und werthvollsten Edelsteine von Londoner Juwelieren für 20,000 Pf. entliehen waren. Die Krone Georgs IV trug ein Maltheserkreuz von bewunderungswürdiger Arbeit, auf dessen Spitzen und Seiten drei große Perlen zu sehen waren. Auf der Mitte der Krone prangte ein Saphir von zwei Zoll Länge und einem Zoll Breite. Auf der hintern Seite war der berühmte Rubin angebracht, den der schwarze Prinz in der Schlacht von Poitiers und Heinrich V im Felde von Azincourt getragen hatten.

•

In England hat sich eine neue Auswanderungsgesellschaft gebildet, um Ansiedler nach Australien auszurüsten. Der zur neuen Niederlassung gewählte Ort ist nahe dem Lancaster Sund an der südlichen Küste in beträchtlicher Entfernung vom Schwanenflusse, bietet aber den Vortheil eines geräumigen Hafens. Die Gesellschaft will der Regierung 200,000 Morgen Landes abkaufen, den Morgen zu fünf Schillingen. Die Regierung soll dann die auf diese Weise gewonnenen 50,000 Pf. St. an Ansiedler dieser Kolonie verleihen. Man wird denselben nach ihrem Wunsche Kapital, Handelswaaren, Geräthschaften u. s. w. als ein fünfprozentiges Anlehen vorstrecken. Die Auswanderer müssen junge Leute und verheirathet seyn. Die Gesellschaft macht sich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren für die Unterhaltung der Ackerbau treibenden Arbeiter verbindlich, welche von der Regierung nach der neuen Kolonie gesendet worden sind.

•

Die Sidney Zeitung enthält das Verbot eines seltsamen Handelszweiges, der bisher von den Schiffern der Kolonie mit Neuseeland getrieben wurde. Derselbe besteht nämlich in dem Ankaufe von Menschenköpfen, die auf neuseeländische Manier eingemacht sind. Dieser Verkehr mußte nothwendig beitragen, unter den Wilden, die ohnehin sehr gleichgültig gegen Menschenleben sind, die angeborne Grausamkeit durch Gewinnsucht noch mehr zu entflammen. Nur fühlt man sich in diesem Falle versucht zu fragen: Wer ist hier der Wilde, der Europäer, der zu einem solchen Handel ermuntert, oder der Neuseeländer, der die Artikel liefert?

---

*) Bei dem Tode seines Vorgängers waren 74 seiner Weiber und Konkubinen mit dem Leichnam verbrannt worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 263. 20 September 1831.

Die Albanesen in Italien. *)

An einem schönen Herbstmorgen verließ ich Corigliano; ungern schied ich von seinen mittelalterlichen Thürmen, von seinem dreifachen Aquädukt, von seinen Orangenwäldern, indem ich den Weg gegen Westen nach den albanesischen Kolonien von San Demetrio einschlug. Bald folgten auf die Orangen Olivenwälder, und an die Stelle dieser traten endlich Eichen. Fern sah ich das gewaltige Lustschloß San Mauro sich aufthürmen; wie alle, die man in Calabrien erblickt, ist es befestigt, und gleicht mehr einer vor Feindes-Nähe wohl verwahrten Burg als einem ländlichen Aufenthalte.

Man kann die Sitten und die Geschichte eines Volkes in seiner Architektur lesen, und diese rohen Befestigungen Calabriens rufen dem Wanderer bei jedem Schritte die alte Geißel des Landes, die Räuberbanden, ins Gedächtniß. Der vorige König von Neapel hatte zum Frommen des Königthums sein Volk verwildern lassen, indem er gegen die Franzosen, die damals seine Hauptstadt und alle neapolitanischen Provinzen des Festlandes in ihrer Gewalt hatten, allerorten Räuberbanden erstehen ließ. Nachdem er wieder zum Throne gelangt war, wollte er sein Werkzeug, seine eigene Schöpfung zerbrechen, aber die ungeschickte Hand der neapolitanischen Regierung ergriff so verkehrte Maßregeln, daß das Uebel, statt mit der Wurzel ausgerauft zu werden, nur neuen Boden gewann. Indeß sind in den letzten Jahren die Banden seltener und minder kühn geworden; aber noch immer genießt das Eigenthum nicht eines vollkommen sichern Schutzes, und Handel und Ackerbau liegen deßhalb darnieder.

Ueber San Mauro hinaus wird die Gegend immer kahler, die Bäume verschwinden, und die Vegetation erstirbt am Fuß einer dürren nackten Hügelkette. Fern an dem weißen Thonabhang eines Hügels erblickte ich auf dem Rücken eines Esels in scharfen Umrissen die Gestalt eines Bauern, das erste menschliche Wesen, das mir von Corigliano bis hieher begegnet war; denn es war Sonntag, und weit und breit auf dem Felde Niemand zu sehen. Auch er bemerkte mich und hielt an, mich zu erwarten. Es war eine von jenen feinen Gestalten, die unter dem breitrandrigen Spitzhut mit jenen heißen Augen hervorschaute, die dem Calabresen einen so geistreichen Ausdruck geben.

*) Aus der Revue des Deux Mondes, von Ch. Didier.

Vormals ging der calabresische Bauer nie ohne Flinte auf das Feld, durch das Gesetz entwaffnet, trägt er ihm zum Trotz noch immer eine Art an der Seite. Diese ist ein Ackerwerkzeug, und das Gesetz verbietet nur Waffen. Mein neuer Gefährte trug gleichfalls seine treue Art im breiten ledernen Gürtel. Meiner Gewohnheit nach war ich allein und zu Fuße. Er schrie laut auf, sprang von seinem Esel und nöthigte mich ihn zu besteigen, indem er stolz hinzufügte, er würde eine Weigerung von meiner Seite als ein Zeichen der Verachtung und als eine Beleidigung ansehen.

Es war ein Albanese von San Demetrio. Als er hörte, daß ich keinen anderen Zweck hatte, als seine Landsleute kennen zu lernen, fing er sogleich an mit größter Redseligkeit von den Thaten ihrer Vorfahren und Skander-Beg's zu erzählen, wobei er mit tiefer Verachtung von ihren italienischen Nachbarn sprach, „die niemals, wie wir," sagte er, „den Großtürken bekriegt haben." Immer plaudernd, gelangten wir so nach San Demetrio, einem schmutzigen und armseligen Flecken in einer herrlichen Landschaft. Die Natur schien auf eine Strecke unsres Weges abgestorben, und nun auf einmal wieder auferstanden, als wollte sie das Elend der Menschen unter der üppigen Pracht ihres Grüns und ihrer Vegetation verbergen.

An der Thüre des angesehensten Mannes in der Gemeinde stieg ich ab, um ihm einen Brief zu übergeben, worauf ich denn nach Landessitte mit aller calabresischen Gastfreundlichkeit im Hause aufgenommen und untergebracht wurde. Der Eigenthümer war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der eine hohe Stelle im Königreiche bekleidet hatte, aber von den Streichen der meineidigen Reaktion von 1821 getroffen, in diese Einsamkeit sich zurückzog, wo er am kleinen Herd als ein Muster häuslicher Tugenden lebte. Indeß stand er noch immer unter Aufsicht der Polizei, und mein erster Gang war daher zu dem Richter, dem Diener dieser argwöhnischen Inquisition. Glücklicherweise hatte er erst kurz zuvor ein Rundschreiben erhalten, das für die Fremden etwas günstiger lautete, und zum ersten Mal nach langer Zeit wurde mein Paß visirt, ohne daß ich mich einem vollständigen Verhöre unterwerfen mußte.

Uebrigens verirren sich nur selten Fremde in dieses einsame Gebirg, und seit fünfzehn Jahren war ich wieder der erste Gast zu San Demetrio. Man merkt Dieß auch an der Uneigennützigkeit des Volkes. Ein maestro scarparo (Schuhmacher), bei dem ich arbeiten ließ, schlug jeden Lohn aus, da er sich, wie er sagte, hinläng-

lich belohnt halte durch die Ehre für den Signor forestiere gearbeitet zu haben. Der letzte Reisende, den man zu San Demetrio sah, war ein Engländer, von ihm schreibt sich eine Epoche in den Annalen des Ortes, und wahrscheinlich wird auch eine durch mich bezeichnet werden.

San Demetrio ist der Hauptort einer albanesischen Niederlassung, deren Bevölkerung in fünf oder sechs Dorfschaften umher wohnt. San Georgio ist die größte derselben und Vacarizzo steht in Ruf durch den ausgesuchten Putz seiner Weiber. Es gibt in den Gebirgen Erzgänge, aber Niemand hat noch daran gedacht, sie zu untersuchen, am wenigsten die Regierung. Diese Albaneser-Ansiedlung, die bis jetzt fast gar nicht bekannt war, bildet eine merkwürdige geschichtliche Begebenheit.

Die ersten Albanesen kamen nach Italien ungefähr zehn Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel. Während dieses große Ereigniß, das Europa eine ganz neue Gestaltung zu geben bestimmt war, ein abgelebtes und morsches Reich zertrümmerte, gab es auch einem jungen und kräftigen Staate, den der Heldenarm eines einzigen Mannes geschaffen hatte, den Todesstoß. Georg Castriota, bekannter unter dem Namen Skanderbeg (Herr Alexander), war dem Sultan Amurath von seinem Vater als Geißel übergeben worden. Im Serail erzogen, aber nicht verweichlicht, hatte er nicht sobald seine Freiheit wieder erlangt, als er 1443 die Fahne der Unabhängigkeit und Rache gegen den Räuber seines Erbes und den Mörder seiner Familie erhob. Albaniens angestammter Herr versammelte er um sich dessen kriegerische Volksstämme und begann an der Spitze seiner tapfern und treuen Mirditen einen Kampf, den er dreiundzwanzig Jahre lang gegen die ganze Macht des ottomanischen Reiches fortsetzte; ein glorreiches Beispiel, was fester und beharrlicher Wille eines entschlossenen Völkchens vermag, das würdig seiner gleichfalls unter einem Alexander furchtbaren mazedonischen Vorfahren, Amurath in seinen Städten erzittern machte und in mehr als zwanzig Schlachten seine Heere schlug. Amurath starb vor Wuth darüber, und Mahomet II bestieg seinen Thron und eroberte Konstantinopel. Als Vorhut der Christenheit rief der Streiter Jesu Christi (diesen Namen hatte sich Skanderbeg beigelegt) die Fürsten Europa's um Hülfe an, aber Furcht hatte sie gelähmt, und so trat der Held allein den Kampf Europa's gegen Asien an.

Alphons von Arragonien herrschte damals über Neapel. Ein großer Staatsmann und Feldherr sah er nach dem Falle von Byzanz in dem asiatischen Koloß einen gefährlichen Nachbar und natürlichen Feind; er allein sendete dem bedrängten Albanesenhelden unter Raymund von Ortaffa einige Hülfstruppen. Nach dem Tode Königs Alphons wendete sich das Glück. Sein Sohn Ferdinand hatte alle Hände voll zu thun, sich des mächtigen Nebenbuhlers um seine Krone, Johann von Anjou, und eines undankbaren und tapfern Rebellen des Fürsten von Tarent zu erwehren. In Barletta von dem Condottiere Jakob Piccinino belagert, der im Solde Anjou's stand, schien es um seine Krone geschehen, als man am Horizonte weiße Segel auftauchen sah. Skanderbeg, eben so dankbar als unermüdlich, benützte einen mit dem stolzen Bajazet geschlossenen Waffenstillstand, dem Sohne seines alten Bundesgenossen Hülfe zu bringen. Er befreite ihn, eroberte Trani, durchflog an der Spitze seiner Reiterschaaren die weiten Ebenen von Puglia, verwüstete das Gebiet des Fürsten von Tarent, schlug den Piccinino und entschied den siegreichen Tag von Troja, der dem Hause Arragonien die neapolitanische Krone sicherte. Skanderbeg erhielt von dem dankbaren Ferdinand San Pietro in Calatina, eine kleine Stadt der Puglia, und von dorther schreibt sich die erste albanesische Niederlassung im Königreiche Neapel. Später erhielt Skanderbeg auch Trani und einige Ortschaften auf dem Gebirge Gargano.

Skanderbeg, dieser abenteuerliche Held, starb im Jahre 1467. Sein Sohn Johann Castriota vermochte nicht gegen Bajazet das Feld zu halten, und nach einigen Wechselfällen des Krieges endigte der Kampf mit der Verwüstung Albaniens. Grausam war die Rache des Sultans; den unglücklichen Albanesen blieb nur die Wahl zwischen Abfall vom Glauben ihrer Väter, oder Verbannung vom heimischen Boden. Damals begann ihre große Auswanderung nach Italien. Johann Castriota selbst floh nach Neapel, dessen König eine große Zahl Albanesen in Kriegssold nahm.

Unter dem Namen des königlichen Regiments der Mazedonier bildete er aus ihnen eine Schaar Fußvolks, die bis auf die Zeit der Revolution bestand. Die übrigen (und nicht gering war die Zahl Derer, die Verbannung der Glaubensverläugnung vorzogen) ließen sich — wie alle kriegerischen Völker dem Ackerbaue abhold — auf dem Gebirge Gargano nieder, das sie einigermaßen als ein Nationaleigenthum betrachten konnten. Die Ansiedlung dieser kühnen Fremdlinge, die arbeitscheu und trotzig das Land umher in Schrecken setzten, beunruhigte die Regierung; auch fehlte es wenig, so wäre für die Albanesen das Gebirg Gargano geworden, was für die Mauren in Spanien die Alpujarra's waren. Man vertheilte die furchtbaren Fremdlinge, man gab ihnen brachliegendes Land, und so wurden sie durch das ganze Königreich zerstreut. Jeder Tag sah neue Flüchtlinge ankommen.

„Es ist zum Erbarmen," schrieb Papst Paul II an Herzog Philipp von Burgund, „diese Unglücklichen ohne Brod, ohne Vaterland auf gebrechlichen Fahrzeugen über das adriatische Meer fliehen zu sehen, um an der Küste von Italien ein Asyl zu suchen gegen die Barbarei der Ungläubigen." Dreihundert Jahre später sah man die Parginoten von britischem Geiz an einen noch grausameren Barbaren als Bajazet verkauft, an demselben Gestade weinend umherirren, und von Ort zu Ort um Aufnahme betteln. Die Geschichte bewahrt auf ihren Blättern nichts Erhabeneres als diese Nationalkatastrophen.

Die neuen Ankömmlinge mußten endlich ihre arbeitsscheue und kriegerische Neigung unter die friedlichen Gewohnheiten des Landlebens beugen. Aber hinter dem Bauer blickte immer noch der Soldat hervor, und man sah es der Hand an, die den Pflug führte, daß sie einst das Schwert zu schwingen gewohnt war. Diejenigen, denen ein Wohnort an den Küsten des adriatischen Meeres zugefallen war, konnten am fernen Horizont den blauen Streif der Gebirge Albaniens sehen, wo einst ihre siegreichen Gezelte aufgeschlagen waren, wo sie unter dem Strahl der heimathlichen Sonne von blutigen Kämpfen ausruhten. Noch blieb ihnen, obgleich ohne Vaterland, wenigstens der Trost von den Tagen ihres Ruhmes zu träumen, und mit den Blicken die Asche ihrer Väter zu grüßen. Ueber den Pflug gebeugt, den sie einst so tief verachteten, sangen

sie noch ihre Nationallieder, das einzige Denkmal ihres Ruhmes, das einzige Erbe ihrer Vorfahren. (Forts. f.)

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Vorfall, der den Dey am unangenehmsten berührt zu haben schien, hatte sich in der Oper zugetragen. Ein junger Maler, Herr Lepaulle, zeichnete das Portrait des Pascha, während derselbe einer Vorstellung beiwohnte. Hussein's Auge fiel zufällig auf den Ort, wo der Künstler mit seiner Zeichnung beschäftigt war und bemerkte, was man vorhatte. Sogleich stand er auf, sehr erzürnt, wie es schien, und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück. Wenn man die Vorurtheile der Türken gegen die Abbildungen menschlicher Gestalten erwägt, so wird man sich seinen Unwillen leicht erklären können; überdieß mußte es für ihn immer etwas Widerwärtiges haben, sich wie eine Art ausländisches Thier behandelt zu sehen, das zur Schau ausgestellt wird. Indeß versuchte ich es doch den Künstler wegen seiner scheinbaren Unart zu entschuldigen, indem ich sagte, man müsse Herrn Lepaulle durch seine enthusiastische Kunstliebe entschuldigen, die ihn unwiderstehlich hinziehe, die Züge interessanter Köpfe, wo immer sie ihm begegnen, für seine Kompositionen zu sammeln. Herr Jouannin übersetzte einige meiner Worte, worauf Hussein Pascha mit einem freundlichen Lächeln erwiederte. Da wir nun einmal auf die Oper zu sprechen gekommen waren, so fragte ich, ob der große Zudrang ihn zu sehen, ihm mißfällig gewesen sey. Er antwortete: keineswegs, er habe Dieß ganz natürlich gefunden. „Die Franzosen," fügte er hinzu, „sind neugierig."

„Allerdings," entgegnete ich, „sie sehen gern und vergleichen gern. Ein fremdartiges Gewand, neue Sitten fallen uns durch ihren Unterschied von den unsrigen auf. Ich darf indeß hinzusetzen, daß am Abende, wo Sie sich in der Oper befanden, während auch Don Pedro und die Kaiserin von Brasilien zugegen waren, nicht bloß das Kleid die Neugierde auf sich zog."

„Ich weiß wohl," erwiederte Hussein, „was man an Don Pedro und an mir sehen wollte. Die Sache ist ganz natürlich. Der Zufall dieses Zusammentreffens war auch einzig genug."

Hussein sagte diese Worte ohne alle Affektation einer Philosophie aber auch ohne Verdruß. Allein ich fürchtete, die Unterhaltung länger auf einem Gegenstande verweilen zu lassen, der ihn verletzen konnte. Der Pascha überhob mich meiner Verlegenheit, indem er den Uebergang zu einem andern Gespräche von selbst machte. „Meine Kleidung," sagte er, „hat an sich nichts Besonderes. Während meiner Statthalterschaft mußte ich zuweilen bei Gelegenheit großer Feste in einem glänzenderen Anzuge erscheinen; es war mir sehr zuwider. Der Mensch wiegt nicht mehr durch Gold und Edelsteine. Mein Geschmack ist einfach, wie Sie sehen."

In der That war Hussein auch in der Oper sehr einfach gekleidet. Die französischen Damen fanden seinen Anzug für einen Türken, der mehrere Millionen im Vermögen haben soll, nicht prachtvoll genug. Der Pascha erschien in seiner Loge nicht anders gekleidet als zu Hause. Nur ein Dolch mit Diamanten besetzt stack in seinem Gürtel, den er in seiner Wohnung abgelegt hatte. Sicherlich gibt es keinen Schauspieler in der Provinz, der das Kostüme des Dey von Algier kaufen möchte, um darin als Orosman oder Othello aufzutreten. Nur an der Spange seines Unterkleides war eine leichte Goldstickerei zu bemerken, sein übriges Gewand, das Oberkleid mit Aermeln, so wie seine weiten Beinkleider, waren von einfachem weißen Baumwollenzeug. Seine Weste war von feinem hellgrünem Tuch, das mit Zierrathen von gleicher Farbe durchnäht ist. Ein Shawl und ein Käppchen von rother Farbe bildeten seinen Turban. Ein Stück feiner weißer Leinwand mit rothen Streifen und Rosen durchgittert, diente ihm als Leibgürtel. Seine Pantoffeln sind eben so einfach als seine übrige Kleidung. Die einzigen Kleinode, die an ihm zu sehen waren, bestanden in einem sehr schönen Rubin, den er am kleinen Finger der rechten Hand trug, und in einer ziemlich großen flachen goldenen Dose, auf deren Deckel man einige Diamantenarbeiten bemerkte, die vielleicht auch arabische Schriftzüge seyn mochten. Diese Dose lag zur Seite des Pascha auf dem Kanapee neben einem Schreibzeug, von der Art wie man sie häufig in der Levante sieht. Hussein bedient sich dessen, wenn er etwas schreiben will, was er häufig thut. Wenn der Dey Tabak nehmen wollte, was er während unsers Gespräches drei oder viermal that, so bediente er sich selbst, dann reichte er die Dose Mustapha, der sie mit geöffnetem Deckel Jedem von uns anbot. (Forts. f.)

Der Paß nach Rußland.

(Schluß.)

Unbeständig und veränderlich schilt man das Glück, und so bewies es sich wirklich gegen mich; denn kaum hatte es mir gelächelt, so wendete es mir auch schon wieder den Rücken.

Wenige Stunden nach meinem Besuche bei dem Grafen von Hédouville, als ich eben, voll guten Muths, unbesorgt und sogar heiter aus dem Schauspiele ging, und nun recht gut zu schlafen dachte, wurde ich von Jemand angehalten, der mir sehr schnell auf Französisch sagte: „Gehen Sie geschwind nach Ihrem Gasthause; man wird Sie arretiren, und es ist besser, daß Dieß zu Hause geschieht als auf der Straße." Der Unbekannte entfernte sich hierauf so schnell, daß ich nicht Zeit hatte, mich von meinem Erstaunen zu erholen und eine Frage an ihn zu richten.

Der Obrist Aramilowski, Platzkommandant, und der Stabskapitän Malinowski erwarteten mich bereits im Gasthause. Beauftragt, sich meiner Papiere und meiner Person zu versichern, gingen sie mit einer Güte und einem Zartgefühle zu Werke, die ich ihnen nie vergessen werde. „Kann Ihnen irgend etwas von Nachtheil seyn," sagten sie, „so vernichten Sie es; wir waren Frankreich stets geneigt, und Gott schütze Sie vor allem Uebel." „Ich danke Ihnen, meine Herren," erwiederte ich; „ich danke Ihnen von Herzen für dieses großmüthige Verfahren, das ich nie vergessen werde; aber man legt zu viele Wichtigkeit auf mich. Nur Privatinteressen rufen mich in dieses Land, dessen Regierung ich auf keine Weise beunruhigen will. Sie können Sr. Hoheit den ganzen Inhalt dieses Koffers, zu dem ich Ihnen hier den Schlüssel überreiche, vorlegen; ich glaube nicht, daß ich von seiner Gerechtigkeit etwas zu fürchten habe."

Der Wagen des Obristen hielt im Hofe; er ließ mich einsteigen; wir fuhren nach seiner Wohnung, wo ich die Nacht zubrachte, und am andern Morgen nach der Parade führte er mich nach dem ungefähr eine Stunde von Warschau gelegenen Palast des Großfürsten. Während der Fahrt ertheilte der würdige Obrist mir alle die Nachweisungen, die er mir nützlich glaubte. „Kehren Sie sich nicht an den Zorn des Fürsten," sagte er zu mir, „seine Art ist heftig, zuweilen brutal. Wenn er Sie anfänglich beleidigt, so halten Sie an sich; er duldet keinen Widerstand; ich müßte sonst fürchten, daß er sich gegen Sie vergäße." „Sie glauben, daß er nach mir schlagen könnte?" erwiederte ich, indem ich erbleichte. Die Bewegung des Obristen war verständlich genug. Von diesem Augenblicke an beobachteten wir tiefes Schweigen; ich fühlte mich furchtbar beklommen; der letzte Augenblick meines Lebens schien zu nahen; mir war, als würde ich zum Tode geführt; die Würde meines Vaterlandes und meine eigene hatten einen starken, unerschütterlichen Entschluß erzeugt; schon krampfte sich meine Faust zusammen, um dem Obristen den Degen von der Seite zu reißen, um erst den Großfürsten und dann mich selbst zu durchbohren, wenn eine solche Beschimpfung, wie man mich sie vermuthen ließ, mir wirklich widerfahren sollte. Ich habe noch nicht gesagt, daß Graf Hédouville

mich verrathen hatte; allein aus dem bereits Mitgetheilten wird man es vermuthen.

Der Großfürst ließ uns nicht lange warten; kaum hatten wir den Fuß aus dem Wagen gesetzt, so wurden wir zu ihm geführt. „Ach, sieh da, Herr Schwärzer," sagte er, sobald er mich gewahr wurde; „Sie wissen also noch nicht, daß alle Lügen entdeckt werden, und daß man, um eine Zeitlang eine zu behaupten, noch tausend andere folgen lassen muß?" „Steht es mir frei, Fürst, mich erklären zu dürfen?" erwiederte ich mit festem Tone. — „Um mich aufs Neue zu belügen?" — „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen; denn ich müßte mich schämen, hätte ich jetzt nicht den Muth, sie zu entdecken." — „Sie werden antworten, mein Herr, und vor Allem ja nicht glauben, mich zum Narren haben zu können. Zuerst, warum hat unser Gesandter zu Paris Ihnen sein Visum verweigert? weil Sie ein Carbonaro sind?" — „Weil ich ein alter Militär bin." — „Das ist die Sache; unzufrieden mit der neuen Ordnung der Dinge, ein Liberaler, ein Aufrührer, wie so viele Andere, die hieher kommen, um den Geist der Empörung zu verbreiten; aber Dem werden wir zu begegnen wissen!" — „Ich erlaube mir zu sagen, daß E. Hoh. in Dem, was mich betrifft, sich irren; ich ging nicht nach Rußland, weder um die Art, wie dort das Volk und die Armee beherrscht wird zu tadeln, noch um sie zu loben; nur persönliche Angelegenheiten führten mich hierher. Da übrigens allen Unterthanen Ihres kaiserl. Bruders, ohne Ausnahme, der freie Eintritt in Frankreich gestattet ist, so scheint mir, daß wir bei Ihnen des nämlichen Vorrechts genießen sollten." — „Und auf solche Schlüsse hin glaubten Sie, der Weigerung unsers Gesandten ungeachtet, abreisen zu dürfen?" — „Ich glaubte, daß Ihr Gesandter seine Befehle überschritt, und jetzt hoffe ich hier Gerechtigkeit und keine Verfolgung zu erfahren." Der arme Obrist zitterte ob der Kühnheit meiner Antworten; doch für diesmal war seine Furcht überflüssig. Der Großfürst hatte vermuthlich einen seiner guten Augenblicke; er ließ sich meine Papiere und meine Briefe, die er ohne Umstände aufbrach, vorlegen; las Alles, indem er eine Cigarre rauchte, und sagte endlich: „Daraus sehe ich nichts, das beweist nichts; ich muß durchaus andere Aufklärungen haben. Obrist, führen Sie den Herrn in Ihre Wohnung, weisen Sie ihm ein Zimmer an und kommen Sie hernach zurück; ich werde Ihnen hinsichtlich seiner andere Befehle geben."

Meine Gefangenschaft dauerte fünf Wochen; aber sie war erträglich. Der Großfürst, sonst gewöhnlich so schrecklich gegen Die, die er züchtigen wollte, zeigte sich gegen mich unbegreiflich nachsichtig. Er bestritt freigebig die Kosten meines Unterhalts, bewilligte zwei Unteroffiziere der Veteranen zu meiner Bedienung, und erlaubte mir, in Begleitung des Kapitäns Malinowski, zuweilen das Bad und das Schauspiel besuchen zu dürfen. Dieser verlängerte und wiederholte unsre Spaziergänge so viel möglich und ertheilte mir mit Vergnügen alle Aufschlüsse, die meine Neugier nur wünschte. Ich war fast so viel als frei auf Ehrenwort; meine Tage verstrichen ohne Langweile; ich brachte sie größtentheils auf den Bureaux des Generalstabes zu, wo ich Freundschaft mit einigen Offizieren und, fast schäme ich mich es zu sagen, mit dem Scharfrichter geschlossen hatte.

Mit den Dienstverrichtungen des letztern ist in Polen keineswegs ein so entwürdigender Begriff verbunden wie in Frankreich. Hier ist der Vollstrecker der Kriminalurtheile eine Art Paria, von dem die Gesellschaft sich mit Abscheu zurückzieht, der allein lebt mitten unter Menschen, und der den Blicken ausweicht, um nicht beständig durch sie gedemüthigt zu werden. Dort hingegen ist er ein Staatsbeamter, den man, wenn er sich ehrenwerth beträgt, ohne Scheu bei sich empfangen kann, und der durch keine Abneigung aus Vorurtheil verletzt wird. Der, von dem ich spreche, kam alle Morgen, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, in die Bureaux des Obristen. Er war jung, schön von Gestalt und Wuchs, und immer sorgfältig gekleidet. Seine Sitten waren geschliffen, seine Stimme sanft und einschmeichelnd. Lange hielt ich ihn für den Sohn einer der ersten Familien des Landes, und dieser Irrthum wäre mir noch unbenommen, hätte nicht während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Warschau die Hinrichtung eines Verbrechers statt gehabt. Da sah ich meinen neuen Freund mit aller ceremoniellen Pracht seines Amtes angethan, zu Pferde hinter dem Verurtheilten über den Platz des sächsischen Palastes ziehen. Er war mit einer reichen, rothsammtnen, mit goldnen Tressen bedeckten und mit kostbarem Pelzwerke verbrämten Tunika bekleidet. Indem er das breite Schwert schwang, mit dem die Exekution vollzogen werden sollte, rief er den Zuschauern zu, sie möchten ihren Kindern Furcht vor ihm einflößen. Der Eindruck, den dieser Anblick auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben; um meinen Augen zu trauen, war das Zeugniß Aller nöthig, die mir die Identität der Person bekräftigen konnten, und ich wußte es nun so einzurichten, daß ich ihm nie mehr begegnete.

Aus meinem Fenster, das auf den sächsischen Platz ging, sah ich täglich den Großfürsten, der hier die Garde zu Pferde, aus Russen und Polen bestehend, defiliren ließ; alle hatten eine treffliche Haltung und manövrirten mit bewundernswerther Präcision. Er kommandirte zuweilen selbst, und wenn er zufrieden war, so antworteten die geschulten Soldaten auf das Wort „gut," das er mit lauter Stimme rief, durch ein anderes welches so viel sagen wollte, als: „Wir wollens noch besser machen!"

Endlich nach Verlauf von fünf Wochen erhielt der Großfürst vom Herrn Pozzo di Borgo die mich betreffenden Nachweisungen, welche aber durch ein höchst sonderbares Mißgeschick durchaus falsch waren. Es hieß, ich hätte mich der Gesandtschaft in Begleitung noch zweier außer Dienst gesetzter Offiziere vorgestellt und um die Bewilligung nachgesucht, nach Odessa und von da nach Griechenland gehen zu dürfen; daß jedoch unser Vorhaben nicht klar genug und demselben nicht zu trauen sey. Der Großfürst ließ mich noch einmal kommen; er war im Zorn, erlaubte sich jedoch keine beleidigenden Ausdrücke. — „Da sehen Sie," sagte er, „wie man mir berichtet! Was muß man doch thun, um die Wahrheit von Ihnen zu erfahren?" — „Ich beharre auf meiner bereits gegebenen Erklärung, gnädigster Herr; es fehlt Ihrem Gesandten an Gedächtniß und Genauigkeit; er verwechselt wahrscheinlich zwei Personen." — „In unsrer Verwaltung, mein Herr, geschieht Alles mit Ordnung; der Gesandte verwechselt Sie keineswegs mit einem Andern; er kann sich nicht irren. Sie wollen mich täuschen; aber nehmen Sie sich in Acht, meine Geduld könnte leicht ermüden." — „Was hätte ich also zu fürchten, gnädigster Herr?" — „Daß ich hinter Ihre verdeckten Plane komme; Sie sind Freimaurer, Jakobiner, der Agent irgend einer geheimen Verbrüderung." — „Ich bin nur mein eigener Agent und kann unmöglich glauben, daß Sie mir ein falsches Bekenntniß entreißen wollen." — „Wer sagt das? bin ich dessen fähig? bin ich ein Inquisitor? hält man mich für einen Inquisitor? Ich will die Wahrheit wissen; ich will sie wissen; ich will es, verstehen Sie mich? Ehe ich Ihnen erlaube, Ihre Reise fortzusetzen, muß ich wieder nach Paris schreiben." — „Und ich, gnädigster Herr, ich wage es, Ihnen zu sagen, daß ich nicht länger warten will. Diese Untersuchungen und Zögerungen ermüden mich; ich will mich nicht zwingen lassen, ein Land zu bewohnen, das Ihnen unterworfen ist; schicken Sie mich in mein Vaterland zurück, aus dem ich nicht wie ein Verbrecher geflohen bin. Ich darf mich nicht fürchten dorthin zurückzukehren; ich werde es im Gegentheile mit neuem Vergnügen wieder betreten, seit ich Vergleiche zu machen weiß." — „Fort, Unverschämter, hinaus; ich jage Euch fort. Obrist, übergebt den Herrn der Gendarmerie, man soll ihn nach der Gränze bringen."

Der Obrist war genöthigt, diesen Befehl zu vollziehen. Vergebens würde ich den Schutz des Grafen Hédouville gegen eine solche Gewaltthätigkeit angerufen haben; vom Jahre 1815 bis 1830 war Frankreich in Rußland nur von Feiglingen oder von Stummen vertreten.

Noch am nämlichen Abende ließ man mich, einen Unteroffizier an der Seite, die Kibitke besteigen, der mich nach achttägiger Reise dem Gouverneur von Kalisch übergab, von dem ich mit der größten Höflichkeit und dem zuvorkommendsten Wesen aufgenommen wurde. Ich erzählte ihm meine Geschichte; er war erstaunt über die Milde des Großfürsten. — „Sonst hat er Ihnen nichts gethan?" rief er mit der größten Verwunderung aus; „großer Gott, welche Züchtigung hätte Einer von uns nach einer solchen Sprache erfahren! Wie glücklich sind Sie!" Hierauf seufzte er schmerzlich und blickte gen Himmel, als wollte er sagen: „Wann werden wir von dieser drückenden Herrschaft befreit werden?"

Ich kehrte nach Frankreich zurück, indem ich auf meinem ganzen Wege das Lob des Großfürsten und des Herrn Pozzo di Borgo, des Unfehlbaren, verkündete, und hinlänglich gewitzigt, ja nicht zu sagen, ich sey ein alter Militär, wenn mir je wieder der Gedanke kommen sollte, nach Rußland zurückzukehren; ein Dieb, ein Bankerotirer oder sonst etwas dem Aehnliches wäre sicher unbemerkt geblieben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 264. 21 September 1831.

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Dieß waren nicht die einzigen Dienste Mustapha's, er reichte uns auch Kaffee. Ein Wort nur darüber, wie uns dieser treue Diener des Pascha *) den trefflichen Moka einschenkte. Mustapha scheint zwischen fünf und sechs und dreißig Jahren alt, groß, ein wenig sonnenverbrannt und fast wie sein Herr gekleidet. Sein Kopf ist schön, seine schwarzen glänzenden Augen liegen tief unter der Stirnwölbung, die von zwei großen schwarzen Augenbrauen umschattet wird. Er trägt den Bart nicht lang und nur auf der Oberlippe einen großen Schnurrbart. Ich bemerkte an ihm sehr schöne Hände. Auch die Hände Husseins sind sehr schön und zeugen von Kraft. Mustapha blieb die ganze Unterredung über innerhalb der Thüre des Zimmers. Die Hände ober dem Gürtel kreuzweis auf der Brust übereinander gelegt, den Kopf ein wenig vorwärts geneigt, hörte er, aufmerksam auf das kleinste Wort, auf den kleinsten Wink seines Gebieters, unsere Unterhaltung an, ohne daß er die mindeste Theilnahme daran zu nehmen schien. Wir lachten öfters, Mustapha verzog keinen Mundwinkel und blieb immer in seiner sklavischen Ernsthaftigkeit. Er reichte uns den Kaffee nicht auf einer Platte. Es waren unserer vier, und viermal ging er in's Vorzimmer um je eine Tasse zu holen. Die erste wurde dem Pascha gereicht. Diese Tassen waren kleine Vasen von schönem Porzellan, und standen in einem metallenen Untersatze wie Eier in einem Eierbecher. Der Fuß dieser kleinen Schalen war dem Sockel der antiken Vasen nur in verjüngtem Maßstabe nachgebildet, und an diesem schmalen Rande trug Mustapha seine Tassen auf, die er geschickt mit dem Daumen und Zeigefinger zu fassen wußte. Während wir den Kaffee nahmen (und Hussein, im Vorbeigehen gesagt, setzte aus Höflichkeit gegen uns seine Tasse nicht eher an den Mund, bis seine Gäste bedient waren), ging das Gespräch fort. Das, was der Dey über seinen einfachen Geschmack geäußert hatte, führte mich auf die Frage, ob er bei seinem Besuche bei dem Könige der Franzosen nicht erstaunt gewesen sey, das Oberhaupt einer in Künsten und jeder Art von industrieller Entwicklung blühenden Nation, von so wenig Pracht und Glanz umgeben zu sehen. „Ganz so wie ein König seyn soll,“ erwiederte Hussein, „und der Erbe ist sehr gut.“ — „Man hat erzählt,“ nahm ich das Wort, „daß Sie mit Ihrer Aufnahme bei Ludwig Philipp nicht zufrieden gewesen seyen.“ Kaum hatte Hussein diese Worte durch den Mund seines Dolmetschers vernommen, als er sehr lebhaft zu sprechen anfing und dabei einigemal die Hand aufs Herz legte. In diesem Augenblicke drückte seine Gestalt, von der ich kein Auge verwendete, eine große Lebendigkeit aus. Er schien von einem tiefen Schmerz ergriffen. Ich sah, daß man über diesen Gegenstand falsche Gerüchte verbreitet hatte. Herr Jouannin hatte die Antwort des Pascha vernommen, und sagte dann zu mir gewendet: „ich will Ihnen Wort für Wort die Rede des Dey übersetzen: Weit entfernt, mich über die Aufnahme, deren mich der König gewürdigt hat, zu beklagen, erkläre ich, daß ich von seiner Güte gegen mich tief durchdrungen bin. Niemals in meinem Leben werde ich die wohlwollende, ehrenvolle und große Art vergessen, mit der ich von der herrlichen Familie aufgenommen wurde, in deren Mitte ich mich niedersetzte; ich werde dafür ewig erkenntlich seyn. Niemals würde im Orient Jemand so behandelt worden seyn, wie ich vom Könige, der Königin und ihren erlauchten Verwandten. Ich wiederhole es, ich werde bis zu meinem letzten Augenblick die Erinnerung an diesen Tag bewahren, der mich mit Freuden erfüllte.“

Hussein kam noch öfters darauf zurück, um mich zu überzeugen, daß das Gerücht völlig falsch sey. Ich erzählte ihm hiebei, daß der König und seine Kinder ganz gegen die Sitte des alten Hofes sehr häufig unmittelbar mit dem Volke verkehrten; daß so der älteste Sohn des Königs, dem die Konstitution die Krone als Erbe zusichert, mit den Bürgern seines Stadtviertels in einer Kompagnie der Artillerie der Nationalgarde als Gemeiner diene, und daß ich, ein den Wissenschaften ergebener Mann ohne Vermögen und Namen, die Ehre habe, sein Kapitän zu seyn u. s. w. Diese Mittheilung schien den Dey in das höchste Erstaunen zu versetzen, und er antwortete darauf mit dem Spruche eines alten weisen Königs: „der Mensch, der über die andern erhoben ist, verdient Gottes Lohn, wenn er nicht stolz gegen seine Untergebenen ist. Ich würde weit von mir zurückweisen meinen Bruder, wenn er stolz wäre. Wer zu viel sich erhebt im Stolz, den stürzt Gott und den Niedrigen erhebt er.“

*) Der Dey hat noch einen andern Diener in seinem Gefolge, der ein Maure, und sechs Tagreisen von Algier zu Hause ist. Hussein hat ihn schon lange in seinem Dienste und hegt für diesen Araber eine wahre Freundschaft; so zwar, daß er oft mit ihm vertraulich plaudert, und in seiner Gegenwart ihm zu sitzen erlaubt.

„Diese Lehre ist auch in unserm Evangelium enthalten," sagte ich zu Hussein. — „Sie ist eine der ältesten und schönsten Ueberlieferungen des Orientes," bemerkte er, „und das Evangelium ist ganz orientalisch."

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mexiko's.

(Schluß.)

Der Geschichtschreiber verweilt hier bei Beschreibung der Geschenke und der Schiffe, auf welchen die Gesandten abfuhren, und erzählt dann weiter, wie sie vor Cortes erschienen:

„Der Gott, den wir anzubeten gekommen sind," sprachen die Boten, „kennt seinen Diener Montezuma, der die Stadt Mexiko beherrscht und uns sagte: „„Der Gott ist nach großen Mühseligkeiten angekommen."" Nun überreichten sie den Schmuck, den sie mit sich gebracht, dem Feldherrn Hernando Cortes, indem sie ihm denselben anlegten. Zuerst setzten sie auf sein Haupt die Krone und die Gesichtsmaske von Gold, dann hingen sie um seinen Hals die Schnüre mit kostbaren Steinen und andern Zierrathen, an den linken Arm steckten sie ihm den Schild, von dem bei Beschreibung der Geschenke die Rede war, und legten alle übrigen Gaben zu seinen Füßen nieder. Der Feldherr sagte zu ihnen: „Habt Ihr noch andere Sachen?" Sie erwiederten: „Herr, wir haben Nichts, als was wir mitgebracht." Hierauf ließ der Feldherr sie binden und das Geschütz abfeuern. Die Boten, die an Händen und Füßen gebunden waren, fielen zu Boden wie todt, als sie den Donner der Feuerschlünde hörten. Die Spanier hoben sie auf und gaben ihnen Wein zu trinken, was sie wieder stärkte.

„Hierauf sagte ihnen der Feldherr durch seinen Dolmetscher: „Hört mich! Man hat mir gesagt, daß die Mexikaner tapfere Männer sind, die immerwährend Krieg führen, große Ringer und wohl geübt in Waffen; man hat mir gesagt, daß ein einziger Mexikaner zehn, ja sogar zwanzig seiner Feinde besiegen könne; ich will sehen, ob Dieß wahr ist, und ob ihr so muthig seyd, als man gesagt hat." Sofort befahl er, ihnen Degen und Schilde zu geben. Dann sollten sie mit eben so viel Spaniern einen Zweikampf beginnen, um zu sehen, wer von beiden Völkern am tapfersten sey. Aber die Mexikaner erwiederten alsbald: „Vernimm unsere Entschuldigung: wir dürfen nicht thun, was Du uns befohlen hast, denn Montezuma hat uns bloß gesendet, Dich zu begrüßen, und seine Geschenke zu überbringen; wir können nichts Anderes thun, nein, wir dürfen nicht Deinem Befehl gehorchen. Montezuma, unser Herr, würde auf uns zürnen und uns mit dem Tode bestrafen." Der Feldherr antwortete ihnen: „Ihr sollt dennoch thun, wie ich Euch sage; ich will sehen, was für Männer Ihr seyd, denn dort unten in unsrem Lande haben wir sagen hören, daß Ihr tapfere Krieger seyd; ergreift also die Waffen und seyd bereit, uns morgen früh im Felde zu begegnen."

„Hierauf nahmen sie Abschied, bestiegen ihre Boote und richteten sie nach dem Lande, indem sie mit großer Hast ruderten und zu einander sprachen: „Muth, tapfere Männer, strengt eure Arme zum Rudern an, bevor uns Jemand einholt."

„Nachdem Montezuma den Bericht der Gesandten vernommen hatte, ließ er sogleich seine Wahrsager, Zauberer und Häuptlinge zusammen kommen, und sendete sie nach dem Hafen, wo die Spanier sich befanden, mit dem Auftrage, zu sorgen, daß es den Fremden nicht an Speise gebreche und Alles voll ogen werde, was sie verlangten. Auch befahl er ihnen, aufmerksam Alles zu beobachten, was sie sehen würden, und ihm davon treuen Bericht zu erstatten. Zugleich schickte er mit ihnen einige Sklaven ab, um sie vor dem angekommenen Gott zu schlachten, wenn sie bemerken würden, daß es ihm wohlgefällig sey und er Blut zu trinken verlange. Die Gesandten reiseten hierauf ab und kamen an den Ort, wo die Spanier sich befanden, und boten ihnen Maiskuchen mit Menschenblut besprengt. Als die Fremden diese Speise sahen, empfanden sie einen großen Ekel, spien aus, und warfen mit Abscheu das Brod weg, das deutlich nach Blut roch. Es war Dieß aber auf Befehl Montezuma's geschehen, und er hatte es so befohlen, weil er die Fremden für Götter hielt, die vom Himmel herabgestiegen, auch weil er glaubte, die Neger seyen schwarze Götter. Montezuma sendete hierauf Zauberer, um zu versuchen, ob man nicht durch Zauberei die Fremden tödten oder aus dem Lande vertreiben könne. Die Zauberer boten Alles auf, was in ihren Kräften stand, richteten aber nichts aus."

Die Chronik verbreitet sich nun umständlich über die Art und Weise, wie die Spanier gegen die Eingebornen zu Werke gingen, über den Schrecken, den sie ihnen einflößten, und über die Berichte, welche dem Kaiser erstattet wurden. Merkwürdig ist die Schilderung, die sie von dem Eindrucke macht, den die Nachricht, daß die Spanier gekommen seyen, nach Mexiko vorzurücken, auf die Bevölkerung dieser Stadt hervorbrachte.

„Als Montezuma diese Berichte erhalten hatte, fing er an von der Ahnung großen Unglückes gequält zu werden, das ihm und seinem Reiche bevorstehe. Die Furcht begann eben so bei ihm, wie bei Allen, die von den erzählten Neuigkeiten Kenntniß erhalten hatten, zu steigen. Alles weinte, Alles war in Kummer versunken, und ging einher mit gesenkten Häuptern. Es bildeten sich Versammlungen, die mit Schrecken von den Dingen sprachen, die da kommen sollten. Die Mütter legten mit weinenden Augen die Hände auf die Häupter ihrer Kinder, und sagten: „O mein Kind, Du wurdest zu einer schlimmen Zeit geboren! Du wirst große Dinge sehen und große Drangsal auszustehen haben!" Es war Montezuma benachrichtigt worden, daß die Spanier eine Mexikanerin, Namens Marina, eine Einwohnerin von Teticpac, das an der Küste des nördlichen Meeres liegt, bei sich hätten. Man sagte ihm, sie diene den Europäern als Dolmetscherin und sage in mexikanischer Sprache Alles, was ihr der Feldherr Hernando Cortes zu sagen befehle. Montezuma schickte nun Boten und Häuptlinge an den Ort, wo die Spanier sich befanden, um beobachten zu lassen, was die Fremden vornähmen, zugleich aber auch zu besorgen, was zu ihrem Dienste nöthig wäre.

„Tagtäglich kamen die Einen und die Andern gingen, und die Boten folgten einander auf dem Fuße. Auch die Spanier erkundigten sich unaufhörlich nach Montezuma; sie wollten wissen, wie er gestaltet, ob er alt oder jung sey, oder von mittleren Jahren oder ob er schon weiße Haare habe. Die Mexikaner erwiederten den

Spaniern: „Er ist ein Mann zwischen beiden Lebensaltern, weder alt noch dick, er ist hager und rührig." Als Montezuma die Berichte der Boten hörte und daraus abnahm, wie genau die Spanier sich nach ihm erkundigten, und wie sehr sie wünschten, ihn zu sehen, fiel er in große Angst. Er dachte daran zu fliehen und sich so zu verbergen, daß ihn die Spanier nicht finden könnten. Er war Willens, sich in eine Höhle zu flüchten, ja sogar die Welt zu verlassen, und in die Unterwelt hinabzusteigen, das unterirdische Paradies oder sonst einen unbekannten Ort aufzusuchen, und darüber unterhielt er sich mit seinen vertrautesten Freunden. Man antwortete ihm, es gebe Leute, die den Weg in die Unterwelt in das irdische Paradies, in die Wohnung der Sonne oder wenigstens in die Höhle wüßten, die man Cincalco nennt, nahe bei Atlacuioacan, hinter Chapultepec, wo sehr verborgene Orte seyn sollen. Dort kann der Kaiser, sagte man, einen Zufluchtsort finden, er möge nur wählen, wie es ihm beliebt und wir wollen ihn hinführen. Montezuma zeigte sich geneigt, in die Höhle von Cincalco zu gehen, und man machte es im ganzen Lande bekannt; aber dieser Entschluß blieb unerfüllt. Nichts von Allem, was die Zauberer versprochen hatten, ging in Erfüllung. Endlich faßte Montezuma Muth, er entschloß sich Alles zu erwarten, was da kommen möge, und jeder Gefahr die Stirn zu bieten."

Nun zeigt uns die Chronik Cortes mit seinem Heere vor Meriko, und erzählt hierauf seine erste Zusammenkunft mit Montezuma:

„Als die Spanier an dem Flusse angekommen waren, der nahe an den Häusern Albaredo's vorbeiströmt, und unter dem Namen Xoluco bekannt ist, schickte sich Montezuma an, den Hernando Cortes und die andern Feldhauptleute in Frieden und Ehre zu empfangen; die Großen des Reiches, die Häuptlinge und Edlen sollten ihn begleiten. Sie nahmen eine große Menge schöner und wohlriechender Blumen, die man zu Kränzen und Guirlanden geflochten hatte, und legten sie auf eine Art zierlich bemalter Credenzteller, die aus großen Flaschenkürbissen, verfertigt waren, auch trugen sie mit sich Halsgehänge von Gold und edlen Steinen hinaus. Montezuma stieß auf die Spanier an einem Orte, den man Vizcillan nennt, nahe da, wo jetzt das Hospital der heil. Empfängniß ist. Sogleich hing er um Cortes Nacken eine goldene mit Edelsteinen besetzte Kette, und bot allen andern Feldhauptleuten Blumenkränze und Guirlanden an.

„Nachdem Montezuma die Geschenke nach Landessitte vertheilt hatte, richtete Cortes an ihn das Wort, und der Kaiser antwortete: „Ich bin Montezuma." Nach diesen Worten beugte er sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem Feldherren, dann richtete er sich wieder auf, und blieb dicht Don Hernando gegenüber stehen, indem er folgende Rede hielt: „O Herr, sey willkommen! Du bist in Dein Land gekommen, in Deine Stadt, in Dein Haus zu Meriko. Du bist angekommen, um Dich hier auf Deinen Thron zu setzen, auf Deinen Priesterstuhl, den ich in Deinem Namen einige Jahre eingenommen. Andere Beherrscher, die schon gestorben sind, hatten ihn vor mir inne; Einer derselben nannte sich Ytzcoatl, der andere Montezuma der ältere; auch die andern Aracayatl, Tisocic und Aoizutl und ich, der letzte von Allen, herrschten über Deine Stadt Meriko, und trugen Sorge für sie. Wir alle haben die Last der Regierung über Dein Reich und Deine Vasallen getragen. Die Todten können nicht wissen noch sehen, was sich jetzt begibt; möchte Gott es geben, durch den wir leben, daß Einer von ihnen am Leben wäre und sehen könnte mit eigenen Augen Was vor mir in Erfüllung geht! Sie sind ferne. Aber ich schlafe nicht und träume nicht, Du bist es, unser Herr, den ich vor meinen Augen sehe, ich sehe Dein Antlitz und Deine Gestalt! Lange schon hat mich darnach verlangt; es sind schon viele Tage vergangen, seit mein Herz den Ort zu finden suchte, wo Du angekommen warst. Du bist von den Wolken herabgekommen und diese Wolken verschleierten einen der ganzen Welt verborgenen Ort. Aber gewiß ist es, daß die Könige, die uns vorangegangen sind, es sagten, daß Du kommen würdest, um über Dein Königreich zu herrschen und Deinen Thron und den Priesterstuhl einzunehmen, und nun sehe ich die Wahrheit dieses Wortes in Erfüllung gehen. Seyd also willkommen, ihr werdet viel gelitten haben auf der langen Reise, erholt euch jetzt! Hier ist Dein Haus und Dein Palast, nimm sie in Besitz und ruhe aus mit Deinen Feldhauptleuten und Gefährten." So sprach Montezuma, und Marina übersetzte seine Rede Wort für Wort Don Hernando Cortes. Als dieser vernommen hatte, was der Kaiser sprach, erwiederte er Marina: „Sage Montezuma, daß er sich tröste, daß er ohne Furcht sey; ich wie Alle, die mit mir gekommen sind, lieben ihn sehr. Es wird ihm kein Leides widerfahren. Wir freuen uns sehr ihn zu sehen und kennen zu lernen. Was wir so lange gewünscht hatten, ist endlich in Erfüllung gegangen: wir sind in Meriko, seinem Wohnorte angekommen und wir werden Zeit haben, uns zu sehen und zu sprechen." Hierauf nahm Don Hernando Montezuma's Hand, und beide gingen zusammen in das königliche Haus.

„Die Häuptlinge, welche dieser Unterredung beiwohnten, waren: der Herr von Tezcuco, der sich Camatzin nannte, der Herr von Tlacupan, Tetlepanketzatzin genannt, der Statthalter von Tlatilulco Namens Ytzquauhtzin, und der Major Domus Montezuma's, genannt Topantemoctzin, den er über Tlatilulco gesetzt hatte. Dieß waren die Vornehmsten, die andern untergeordneten Häuptlinge gar nicht gerechnet.*) Als Montezuma gefangen genommen wurde, verließen ihn alle und flohen hinweg, um sich zu verbergen."

*) Von den in der Chronik angeführten Namen, ein Gräuel für alle europäischen Zungen, selbst wohl für eine russische, hier nur einige: Atlixcayintacatecatl — Tyoayintacochcacatl — Quetzalaztayinticociaoacatl — Totomochyimhecatempatitzin — Quappiatzin.

Die Insel Bali.

(Schluß.)

Die Kleidung der Eingebornen ist sehr einfach, und besteht bloß aus einem Sarong oder gestreiftem Zeuge, das von den Lenden bis an die Knie hinabfällt, und einem groben blauen und weißen Tuch, das man bald um die Schulter wirft, bald um den Leib bindet, und womit man in der Nacht sich zudeckt. Niemand, weder vornehm noch gering, weder Weib noch Mann, trägt eine Jacke oder überhaupt ein Kleid, das den obern Theil des Körpers bedeckt. Die Männer werfen ihr grobes Tuch um die Schultern, wenn es kalt ist, und die Weiber lassen manchmal ihre Leibbinde nachlässig über den Busen fallen; gewöhnlich aber tragen sie ihn ganz offen, auch wenn Fremde gegenwärtig sind. Sie haben nie ein Tuch um

den Kopf, wie die Malayen, sondern binden ihr Haar, wenn es lang und unbequem geworden ist, mit einem Streif Tuch oder auch nur mit einer Grasflechte zusammen. Das beliebteste Haarband ist gewöhnlich ein Streifen vom feinem europäischen Tuch. Gusti Anacu, ein Prinz von Geblüt, und ein Mann von großem Einfluß am Hofe, stolzirte mit einem solchen ums Haar gebundenen Streifen einher, den bei uns kein Kind auflesen würde. Vorn, wo der Sarong um die Lende gebunden ist, befestigen sie gewöhnlich eine Tasche, die aus Gras oder Binsen geflochten ist, und worin sie ihren Betel, Tabak, Opium und manchmal ihr Geld aufbewahren. Diese Tasche ist gewöhnlich einen Fuß lang und einen halben Fuß breit, und sie stecken oft die Hände hinein, um sie nicht gerade hinabhängen zu lassen. Jeder Mann hat seinen Dolch hinten im Gürtel; der Handgriff ist meist von Holz, manchmal von Elfenbein, und bei den Vornehmern mit Gold und Silber ausgelegt. Die Klinge ist gewöhnlich auf der Insel selbst verfertigt, und nach den Generationen geschätzt, die sie schon durchlaufen, oder nach der Anzahl Leute, die darunter gefallen sind.

Die Kleidung der Weiber ist wenig von der der Männer verschieden, außer daß sie eine schönere Leibbinde oder Salindong haben, als die Männer, und daß sie ihr Haar ziemlich auf dieselbe Weise, wie in Java binden. Des Königs Frauen und weibliche Verwandte gehen aus mit einer Menge Jasmin im Haare, so daß der ganze Kopf weiß, und auch noch der Nacken damit bedeckt ist; da ihre Leibbinden von hellerer Farbe sind, so ist ihr Aussehen gar nicht unelegant. Außerdem ist wenig auffallender Unterschied zwischen der Kleidung der höhern und niedern Klassen.

Obgleich die Balinesen, den Hindugesetzen zufolge, kein Kuhfleisch essen, so schlachten und verzehren sie doch Büffel und junge Schweine. Büffelhäute sind ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Das Reisen im Innern geschieht von Armen zu Fuße, von Reichen und Großen zu Pferde, von königlichen Personen in Tragsessel. Handelsleute, welche ihre Waaren fortschaffen wollen, können sich selten Lastträger verschaffen, und müssen Pferde nehmen; diese gehen mit großen Körben auf den Rücken ungefähr 12 Stunden weit im Tage. Ein Fremder kann sich Sattel- und Packpferde zu mäßigen Preisen verschaffen, wenn er vorerst die Erlaubniß des Königs eingeholt hat, ins Innere des Landes zu reisen; ohne diese Erlaubniß gibt ihm kein Eingeborener auch nur ein einziges Pferd. Räderwagen gibt es keine; man könnte sie auch nicht anwenden, da es weder Brücken noch eigentliche Wege gibt.

Sklaverei in einem gewissen Sinne herrscht in Bali; alle Verbrecher unter den Männern und alle Mädchen, die sich eines Fehltritts schuldig gemacht, werden alsbald die Sklaven des Königs, der einige davon für sich arbeiten läßt, Andere auf Handel aussendet, von dessen Gewinn sie ihm einen Theil abgeben müssen; Einige, die alt und unbrauchbar sind, oder über einem neuen Verbrechen ertappt werden, schafft man aus dem Wege; Andre, die ein besseres Aussehen haben, werden an die Chinesen verkauft, welche sie an die holländischen oder französischen Schiffe in den verschiedenen Seehäfen abgeben. Kriegsgefangene werden oft auf dieselbe Weise behandelt, und arme, unbeschützte Personen, die keine Verwandten haben, theilen häufig dasselbe Schicksal. In Bali-Badong findet sich ein Abgeordneter der niederländischen Regierung in Java, der diese Leute aufkauft und nach Java schickt, wo sie unter den Truppen eingereiht werden. Es sollten 1000 Mann zu 20 Piaster für den Kopf geliefert werden, die Hälfte davon wurde in den letzten zwei Jahren geliefert, welche, alle Nebenausgaben mit eingeschlossen, ungefähr 20,000 Piaster kosteten. Man sucht nur junge, starke Leute heraus, und sobald eine hinlängliche Anzahl beisammen ist, kommen Kriegsschiffe und holen sie ab. Im Jahre 1829 kamen zwei französische Schiffe von Mauritius, Eines nach Badong, das Andre nach Padang Cove, um Sklaven zu kaufen. Sie wollten bloß Weiber, und schätzten sie nach ihrer Jugend und Dicke. Für junge Mädchen gaben sie 150 Rupien, für solche von mittlerem Alter 80; ältere verwarfen sie ganz. Auch Knaben kauften sie auf, selten aber erwachsene Männer, da diese wohl zu störrig für sie seyn mochten. Diese Schiffe führten 500 Sklaven weg, und versprachen bald wieder zu kommen. Dieß Letztere ist ein regelmäßiger Sklavenhandel, der als solcher gestraft werden sollte. Die niederländische Regierung hat jedoch die Entschuldigung, daß sie eigentlich diese armen Leute aus der Sklaverei befreie und vor einem viel härteren Loose bewahre; hinsichtlich der Wirkung auf das Land, aus welchem sie die Leute herholen, kömmt es aber auf Eins hinaus.

Nützliche Kenntnisse sind sehr wenig unter dem Volke von Bali verarbeitet; sie haben keine regelmäßigen Schulen, außer unter den Mahommedanern, welche arabisch lernen. Wenige lernen das Balinesische lesen, und noch Weniger bringen es dahin, mit Leichtigkeit und Schnelle zu schreiben. Die Eingeborenen verstanden die Javanesischen Bücher, welche die Missionarien bei sich hatten, und sagten, dieß sey die balinesische Schrift.

Ihr Benehmen gegen Europäer ist unfreundlich. Sie sprachen manchmal auf eine rauhe Weise mit den Missionarien. Diese hatten die Absicht gehabt, durch das Innere des Landes über die Hügel von Dschihambarana nach Java zurückzukehren, aber die Erlaubniß ward verweigert, und man gestattete ihnen nicht einmal in einem Boote nach dem östlichen Theile der Insel sich zu begeben. Indessen ließ ihnen der König rathen, nicht in die Campongs und überhaupt nicht vom öffentlichen Wege abzugehen, „damit ihnen nichts unangenehmes begegne.“ Als sie bemerkten, sie seyen übel daran, da man ihnen weder gestatte, zu reisen, noch mit einiger Freiheit da zu bleiben, erhielten sie die mürrische Antwort: „Es habe Niemand nach ihnen gesendet, und wenn es ihnen nicht so gefalle, so könnten sie hingehen, wo sie hergekommen seyen.“ Aber auch Dieß war nicht so leicht, bis sie durch Vermittlung des königlichen Geschäftsführers das königliche Kriegsboot mietheten, um von Bali fortzugehen. Als sie mit den königlichen Behörden darüber im Reinen waren, sagte man ihnen, sie müßten sich noch an den Hof-Dollmetscher Made-bukit wenden. Dieser verlangte eine Vorauszahlung von 10 Rupien, um einige zur Reise nöthigen Dinge anzuschaffen; man gab sie bereitwillig, in der Ueberzeugung, diese würden von der Miethe abgezogen werden. Die Leute im Boote sagten aber, sie müßten ihre volle Bezahlung haben, und wüßten nichts von dem Dollmetscher. Die Missionäre fanden es gerathen, diese grobe Prellerei, die nichts Ungewöhnliches seyn soll, gutwillig einzustecken.

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courier enthält zur Bestätigung seiner schon früher über die in Portugal wegen politischer Vergehen gefangenen, ausgewanderten oder hingerichteten Personen ein abermaliges vollständigeres Verzeichniß, das bis zum 31 Julius d. J. fortgeführt ist, und aus welchem hervorgeht, daß von der ganzen Bevölkerung Portugals Einer von Fünfzig hingerichtet wurde oder in Verbannung und Gefängniß schmachtet. Bei einer Seelenzahl von 2,600,000 zählt der Courier nämlich 46,607 Hingerichtete, Verbannte oder Gefangene. In den Gefängnissen von Lissabon sollen sich diesem Berichte zufolge befinden: 4260; im Fort St. Julian 960; in Peniche größtentheils Militärgefangene 550; in Caraes, Belem und Trafraria 300; zu Oporto 2260; in den Provinzen Douro und Minho 2000; in den Hulks im Tajo 600; Tras os Montes 1200; Beira mit Einschluß von Almeida 4940; Montejo und Elvas 5000; Estramadura und Abrantes 3000; Algarbien 1200. — Deportirt wurden nach Angola 400; nach den grünen Vorgebirgs-Inseln 500; nach Mozambique 700. — Ausgewandert sind nach Terceira 7000; nach Brasilien 1500; nach England 800; nach Frankreich 2500; nach den Niederlanden 1100; sonst noch nach verschiedenen Ländern Europa's 1000. — Hingerichtet wurden zu Lissabon 22; zu Oporto 15. — Verborgen irren noch im Lande umher 5000.

Vor eine der Polizeibehörden in London wurde unlängst ein junger Mensch gestellt unter Beschuldigung, ungestempelte Zeitungsblätter verkauft zu haben. Der Angeklagte war nämlich auf offener Straße betroffen worden, indem er ausrief: „Kauft mein politisches Taschentuch, es enthält alle Tagsneuigkeiten wie eine Zeitung, und kostet bloß vier Pfennige.“ Man fand bei ihm zehn Stücke weißes Baumwollenzeug, das wie ein Zeitungsblatt zusammengelegt und den Stoff abgerechnet ein vollständiges Tagsblatt war mit dem Titel: „Bertholds politisches Taschentuch.“ Der Angeklagte wollte sich entschuldigen, indem er vorgab, sein Herr habe ihm gesagt, da die Neuigkeiten auf Baumwollenzeug und nicht auf Papier gedruckt seyen, so seyen sie keine Zeitungen und brauchen keinen Stempel. Der Polizeibeamte fand aber diese Ausflüchte unstatthaft und brachte die gesetzliche Strafe in Anwendung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 265. 22 September 1831.

Frankreich und seine Aristokratie.

Mit ängstlicher Begierde hat Europa der Eröffnung der französischen Kammer entgegengesehen, um aus der quälenden Ungewißheit gerissen zu werden, worin es seit den Juliustagen des vergangenen Jahres befangen ist. Durch die Thronrede und die darauf folgende Diskussion über die Adresse mußte sich entscheiden, ob das jetzige Ministerium und mit ihm der Friede sich erhalten, oder ob ein Ministerium der Bewegung und mit ihm die Kriegspartei in Frankreich emporkommen würde. Nach allen gewöhnlichen Berechnungen konnte man allerdings erwarten, daß die Eröffnung der Kammer über diese wichtigen Fragen entscheiden werde, diese Erwartung ward aber vollkommen getäuscht. Die Schuld hievon liegt in der innern Lage Frankreichs, die keine von beiden Parteien genau erörtern wollte oder konnte. Diese Erörterung steht noch aus, und daß sie nicht sehr angenehm seyn wird, läßt sich schon daraus abnehmen, daß beide Parteien willig einander Frist geben.

So Viele blicken mit Neid auf Frankreich, als einen großen in sich abgeschlossenen Staatskörper hin, und Einzeinheiten abgerechnet, nimmt es auch dem Auslande gegenüber eine mächtige und gebieterische Stellung ein; aber auch Frankreich seufzt unter Uebeln, die um so schwerer lasten, als von den Wenigsten ihre Uesachen erkannt werden, und diese Ursachen auch nur sehr langsam und nur durch die rastlose Thätigkeit eines besonnenen Willens gehoben werden können. So lange die Provinzen politisch todt sind, und alles politische Leben nur von der Hauptstadt ausgeht, wird über alle öffentlichen Angelegenheiten nur Intrike und Faktionsgeist, oder aber die überwiegende Kraft eines Mannes entscheiden, der Stärke genug besitzt, den Parteien Schweigen zu gebieten, welche unter den bestehenden Verhältnissen zu Faktionen ausarten müssen. Wie kann aber die jetzige königliche Gewalt an die Emanzipation der Provinzen denken, da der Norden und Osten mehr oder minder der Republik, der Süden und Westen mehr der gefallenen Dynastie, als dem neuen Königsgeschlechte zugethan sind? Schon jetzt steht dieses zwischen den beiden kämpfenden Theilen in der Mitte, von keinem geachtet, und von keinem gefürchtet; eine Emanzipation der Provinzen aber würde, für den Anfang mindestens, diese Lage nur noch erschweren; so bleibt man denn, weil man nicht Kraft genug in sich fühlt, diese verhältnißmäßig geringe Schwierigkeit zu überwinden, lieber in der alten Bahn, mag diese führen wohin sie will.

Erstaunen muß man, wie unter diesen Umständen die französische Regierung eine Stütze in Institutionen sucht, die von der öffentlichen Meinung unrettbar gerichtet sind. Das Benehmen der Regierung hinsichtlich der Pairie, der Lebensfrage für das jetzige Ministerium und den künftigen Gang der Begebenheiten, ist unbegreiflich thöricht: sie hat das Geheimniß aufgefunden, alle ihre Wünsche und Neigungen opfern zu müssen, und nur Haß und Verachtung dafür einzuernten. Hätte die Regierung gleich bei den Wahlen offen erklärt, sie bleibe bei der großen Frage über die Erblichkeit der Pairskammer vollkommen neutral, und erwarte den Ausspruch der Repräsentanten der Nation, so würden die Wahlen ohne allen Zweifel weit vortheilhafter für das jetzige Regierungssystem ausgefallen seyn. Als das Resultat der Wahlen auch dem Blindesten es einleuchtend machte, daß an die Erblichkeit nicht mehr zu denken sey, gab man hierin mit unverhohlenem Aerger nach, und verfiel nun auf das nicht minder unglückliche Projekt, die Pairs sämmtlich und ohne Einschränkung der Zahl vom Könige, d. h. von den Ministern ernennen zu lassen. Alle die guten und schlechten Gründe für diesen Plan fallen vor der einzigen Frage zusammen: wie soll eine politische Körperschaft, die ihren Ursprung bloß der Regierung verdankt, das Gleichgewicht zwischen der Regierung und der Deputirtenkammer erhalten? Diese Frage ist ganz unlösbar, und die Thorheit, eine solche Angelegenheit auf diese Frage zurückführen zu lassen, gleicht nur der zweiten, daß man offen gesteht, man wolle die gehaßte Erblichkeit doch nicht aufgeben, sondern behalte sich vor, sie später und unter günstigern Verhältnissen wieder einzuführen.

Ein erblicher Adel ist in Frankreich ein vollkommenes Unding geworden. Das zeigt seine ganze Geschichte seit fünfzig Jahren. Streng war ehemals der Adeliche vom Unadelichen geschieden; selbst der ärmste Adeliche, oft der jüngere Sohn eines jüngern Sohns verlor nichts von seinen Privilegien, während kein Reichthum, kein Talent und keine Hofgunst den Niedriggebornen zu demselben Range emporhob. Und die Privilegien des Adels waren kein bloßes Spiel des Stolzes, sondern solide Vortheile, Freiheit von Abgaben, ausschließliche Ansprüche auf Aemter und Stellen, kurz alle Vortheile eines erobernden Stammes. Daraus entstand während des achtzehnten Jahrhunderts jener tödtliche Haß der Unprivilegirten gegen die Privilegirten, der den moralischen Hebel der ganzen Revolution bildete, und sie zu einem Bürgerkriege machte, der in den Straßen gefochten und auf den Schaffotten entschieden wurde. Gleichheit ist

bei den Franzosen das erste Element, politische Freiheit nur das zweite. Seit Jahrhunderten ward Frankreich von der Aristokratie mit Füßen getreten, seine Interessen und sein Stolz dem Rechte der Geburt geopfert, und es erntete aus seinen aristokratischen Institutionen nicht einmal den Vortheil, der sie sonst immer zu begleiten pflegt, militärischen Ruhm. Denn wie tief war Frankreich vor der Revolution gefallen. Frankreich hat Alles ertragen, Despotismus und Anarchie, und wird sie vielleicht wiederum ertragen, aber niemals eine Geburtsaristokratie.

Ist aber eine Pairskammer, wie man sie jetzt vorschlägt, irgend geeignet, die Regierung zu unterstützen? Keineswegs. Als die Bourbonen zurückkehrten, war ihr vorherrschender Gedanke, die Aristokratie wieder herzustellen, ohne welche ihrer Meinung nach der Thron nicht bestehen konnte. Da aber die ernannten Pairs weder Reichthum, noch Einfluß, noch öffentliches Ansehen besaßen, so hatten sie nur ein Mittel sich einigermaßen Einfluß und Ansehen zu erwerben, sie heuchelten eine Unabhängigkeit, die sie nicht hatten. Die französische Regierung hatte eine Anzahl Stellen zu vergeben, womit sie die Mitglieder einer Deputirtenkammer gewinnen konnte, aber sie hatte keine Vizekönige und Generalgouverneure zu ernennen, wie die englische, welche auf diese Weise Mitglieder des Oberhauses gewinnt, und ihnen zugleich Reichthum und Ansehen verschafft. Daher fiel die Pairskammer, trotz ihres ministeriellen Ursprungs, immer wieder in die Opposition, und die Regierung konnte nur durch immer neuen Zuschuß aus der Deputirtenkammer sich die Majorität erhalten. Was so unter der ältern bourbonischen Linie vorging, und ihren Sturz vorbereitete, das würde auch unfehlbar bei der jüngern Linie eintreten. Eine solche Pairskammer ist, wenn sie auch nicht Opposition wird, immer eine gemalte Stütze, die beim ersten Stoße der derben Wirklichkeit zusammenfällt.

Eine Folge von Aufhebung der Erblichkeit ist bis jetzt noch nicht hervorgehoben worden. Philipp gibt mit der erblichen Pairskammer sein ganzes bisher verfolgtes System auf, und untergräbt die Grundlage seines eigenen Throns. Wäre es möglich gewesen, daß der neue Monarch ohne alle Aenderung in den Institutionen die Stelle seines Vorgängers eingenommen hätte, so würden sich in kurzer Zeit die alten Royalisten mit seinen jetzigen Anhängern vereinigt haben, und mit der Zeit die ergebensten Stützen des neubourbonischen Throns geworden seyn. Jetzt muß aber der alte Adel in bitterem Hasse gegen ein System verharren, das ihm die letzte Bevorrechtung entreißt, und allen Unterschied der Geburt vernichtet. Und man glaube nicht, daß bloß die Karlisten dieß fühlen werden, mehr oder minder wird es selbst die bonapartistischen Pairs, wird es fast jeden hochstehenden Mann schmerzen, daß der Glanz seines Namens mit seinem Leben verlöschen soll. Die ganze Klasse dieser Optimaten wird fühlen, daß ihr Interesse sich getrennt hat von dem des volksmäßigen, von republikanischen Institutionen umgebenen Throns.

Was aber auch die Folgen seyn mögen, die Sache selbst ist unvermeidlich; die Sache der Erblichkeit ist in Frankreich verloren; eine Monarchie ohne Aristokratie mag eine Unmöglichkeit, und ein gefährliches Experiment seyn; aber man wird dieses Experiment machen, und da Frankreich Willen und auch Grund genug hat, eine erbliche Aristokratie zu hassen, so wollen wir den Erfolg des Versuches abwarten, ohne zum Voraus ein Urtheil zu geben. Immerhin ist es ein Experiment, das der Mühe werth ist angesehen zu werden, das den Schatz der politischen Erfahrungen jedenfalls vermehren wird.

(Schluß folgt.)

Der Dey von Algier zu Paris.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hatte einige Tage zuvor das Theater der Porte-Saint-Martin besucht, wo man auf sein Verlangen Napoleon gab; ich fragte ihn, ob diese Vorstellung ihm gefallen, und ob er Bonaparte, den er aus den im Orient umlaufenden Erzählungen kannte, ähnlich gefunden habe. „Ich fand ihn sehr ähnlich," antwortete Hussein, und es machte mir Vergnügen; nur habe ich ihn nicht lange genug gesehen. Gar zu gerne hätte ich ihn auf St. Helena gesehen. (Im Panorama dieses Namens.) Als ich glaubte, wir würde dahin gehen, zeigte man mir einen ganz andern Gegenstand. Es thut mir sehr leid, St. Helena nicht gesehen zu haben." Ich erwartete, Hussein würde einige Bemerkungen über Napoleon machen; er beobachtete darüber völliges Stillschweigen. Ich fürchtete die Güte Herrn Jouannin's zu ermüden, sonst würde ich nicht unterlassen haben, Hussein seine Meinung über den Helden abzufragen, dessen poetischer Name sich heutzutage unter die Volkssagen der Araber wie unter die des französischen Landvolks mischt.

Hussein begriff Hugo's Trauerspiel Marion de Lorme durchaus nicht, so viel man sich auch Mühe gab, ihm dieses Stück zu erklären. Die Sitten der damaligen Zeit, die so völlig von den unsern, mit denen der Dey sich einigermaßen bekannt gemacht hat, verschieden sind, die Kleidungen, die mit der jetzigen, die Hussein sieht, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben, Gedanken, die nur wenig analoge in seinem Kopfe finden, ließen ihn durchaus nicht zum Verständniß kommen. Indeß faßte er doch einige Stellen mit besonderer Theilnahme auf. Die Tyrannei Richelieu's über Ludwig XIII veranlaßte ihn zu sagen: „Das ist abermals ein Beweis, daß ein Fürst standhaft seyn soll."

Ludwig XIII kam ihm erbärmlich vor. Die sonderbare Tugend der Marion, die sich einem wollüstigen Richter preisgibt, um ihren Geliebten zu retten, eben so die Leidenschaft Didier's blieben ihm völlige Räthsel. Weit besser fand er sich über die Oper „der Liebestrank" zurecht, an der er sich sehr ergötzte. Ich sah ihn bei gewissen Scenen herzlich lachen, besonders als er hörte, wie Wilhelm untröstlich sey, weil er nicht von Theresien geliebt wird, und alle Mädchen, deren Liebe er anfleht, ihn mit Hohn und Spott zurückweisen. Der glänzende und reiche Saal, die mit Gas beleuchteten Kandelaber, deren Einrichtung er sich erklären ließ, die Dekorationen, die so gut die Natur der französischen Landschaft darstellten, machten ihm ungemeines Vergnügen.

Ich weiß nicht, was er über unsere Tänzerinnen gesagt hat. Auch die Vorstellung der Stummen von Portici, besonders der dritte Akt, machte auf ihn einen großen Eindruck. Diese Wuth des Volkes, das sich gegen die Tyrannei erhebt, riß ihn ganz dahin. Ueberhaupt ist dieß eine Sache, welche die Orientalen vor-

trefflich begreifen; sie liegt nicht außer dem Gesichtskreis ihrer Landessitten. Herr Jouannin sagte ihm: „So waren wir während der drei Tage.“ — „Ja wohl,“ erwiederte der Pascha, „ich weiß, daß Dieß sehr schön war.“ Massaniello machte ihm großes Vergnügen; er erkannte Neapel und dessen leidenschaftliches Volk wieder; er folgte mit großer Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung und schien sehr ergriffen von dem Muthe des Fischers von Portici, von seiner Edelmüthigkeit, und der rohen Wuth des Volkes gegen ihn, so wie über sein tragisches Ende.

Ein Gegenstand, über den ich mit dem Dey nur mit größter Schonung sprechen zu müssen glaubte, war die Eroberung von Algier. Ich fragte erst durch Herrn Jouannin, ob er erlaube, hierüber einige Fragen zu stellen. Hussein zeigte sich hiezu sehr bereitwillig. Ich sagte hierauf: „Ich machte den Anfang des Feldzuges gegen Algier mit, ich befand mich auf einem der Schiffe, die zuerst in Afrika ankamen und die Landung versuchen sollten. Als wir in der Bai von Sidi Ferruch ankamen, glaubte ich, so wie die ganze Armee, das Schweigen der türkischen Batterien sey bloß eine List, und in der Nacht vom 13 auf den 14 würde man die hinter Erdbeer- und Lorbeergesträuchen verborgenen Kanonen längs der Rhede demaskiren. Warum wurde von Seite Algiers keine Anstalt gemacht, uns zu beschießen, und wenigstens unsere Landung zu hindern? Warum besetzte man nicht mit Mörsern und Kanonen das Seegestade, das einmal in unsere Gewalt gekommen, uns den Weg nach der Stadt öffnete?“

Während der Dolmetscher meine Fragen übersetzte, sah ich die Gestalt des Türken ernst und fast melancholisch werden. Schon fürchtete ich, es möchte mir ein oder das andere Wort entfallen seyn, das Hussein verletzt haben konnte, und ich wendete mich deßhalb an Herrn Jouannin, der mich aber darüber vollkommen beruhigte. Hussein antwortete mit kräftigem Ausdruck in Stimme und Gebärde, doch ohne Zorn, wiewohl mit dem Tone des Verdrusses und der Entrüstung.

Er sprach ungefähr drei Minuten ohne von dem Dragoman unterbrochen zu werden, der nur hie und da eine Sylbe dazwischen sprach, gleichsam um die Betonung anzugeben. Niemals bedauerte ich noch meine Unkenntniß der orientalischen Sprachen so sehr, als in diesem Augenblicke, wo ich mich des Vergnügens beraubt sah, diese merkwürdige Antwort, die mir Herr Jouannin sofort übersetzte, im Originale zu verstehen. „Es gäbe viel auf Ihre Fragen zu antworten,“ so ließ sich der Dey vernehmen, „doch ich beschränke mich nur auf Dieses. So lange der Krieg dauerte, wurde ich niemals von Dem unterrichtet, was außerhalb meines Schlosses vorging. Man betrog mich. Der Divan handelte ohne mich, er verheimlichte mir alle seine Beschlüsse. Wenn die Küste von Sidi Ferruch gegen die Franzosen nicht vertheidigt wurde, so lag der Grund darin, daß Derjenige, dem ich diesen Theil des Landes und des Heeres anvertraut hatte, ein Feigling war. Unglücklicherweise ist dieser Niederträchtige mein Schwiegersohn! . . . Halten Sie den einzigen Gedanken fest, der Alles begreift, was ich auf Ihre Fragen zu antworten habe: Hundert Löwen von einem Schakal, dem feigsten der Thiere, angeführt, werden unterliegen; hundert Schakale von einem Löwen angeführt, haben die Hoffnung zu siegen.“

Die übrige Antwort enthielt eine weitere Ausführung dieses Gleichnisses. Hussein setzte noch hinzu, er sey von Verrath umgeben gewesen; man habe ihm gesagt, man würde Algier nicht vertheidigen, da es nicht Algier, sondern dem Dey allein gelte. „Ein Mensch war so niederträchtig, Bourmont meinen Kopf anzubieten, der mit edlem Abscheu dieses schändliche Anerbieten von sich wies.“ Der Name Bourmont, das einzige Wort, das ich verstehen konnte, ging hiebei wiederholt über seine Lippen. Herr Jouannin erklärte mir den Satz, in welchem dieser Name so oft vorkam: „Bourmont, Bourmont würde er wohl Algier erobert haben, wenn man ihm nicht gehorcht hätte?“ In Bezug auf Husseins Schwiegersohn sagte mir Herr Jouannin, daß der Dey dergestalt gegen den Mann aufgebracht sey, daß er ihn von Algier bis Neapel stets aus seiner Gegenwart entfernt gehalten wissen wollte, und daß er nur ihn angeredet habe, um ihm Vorwürfe zu machen. Der Aga erwiederte dem Pascha mit heftigen Worten, jedoch dauerte der Streit zwischen dem Schwiegervater und seinem Eidam nicht lange, da Hussein den Aga fürchtete, der von kolossaler Kraft und Körpergröße ist und stets bewaffnet ging, bereit den Dey niederzustoßen, wenn dieser Miene gemacht hätte, sich wegen des Verrathes zu rächen, dessen er ihn bezüchtigte.

Die Beschuldigung der Feigheit, die der Pascha gegen den Seraskier von Sidi Kalef erhob, rief mir einen Brief ins Gedächtniß zurück, der auf dem Sande von Torre Chica am Tage der Landung gefunden worden war, und den einer von den Dolmetschern des Heeres mir und einigen Freunden zeigte. Ich erinnerte mich nicht mehr genau des Anfanges desselben, und konnte Hussein nur den Inhalt angeben, welcher lautete: „Dein Herr gebietet Dir wachsam zu seyn auf dem Posten, den er Dir anvertraut hat.“ Der Brief schloß mit den merkwürdigen Worten: „Sey tapfer, denn ein Gott lebt im Himmel, der die Feigen straft.“ Der Dey fragte mich, ob diese Zeilen nicht mit Ibrahim unterzeichnet gewesen seyen, was ich nicht mehr zu sagen wußte.

(Schluß folgt.)

Eine sardinische Hochzeit.

Wenn ein junger sardinischer Bauer sich mit einer Bäuerin des Campidano zu verheirathen wünscht, so sucht er zuerst die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, der, im Falle die Wahl seines Sohns ihm genehm ist, den Freiwerber macht, indem er sich zu den Eltern des jungen Mädchens begibt und sie in einer bildlichen Sprache mit der beabsichtigten Verbindung der beiden Familien bekannt macht. „Ihr habt,“ sagt er, „eine junge weiße Kuh von vollkommener Schönheit; erlaubt mir sie auf meine Triften zu führen; denn sie soll der Glanz meiner Heerden und der Trost meines Alters seyn.“ Man antwortet hierauf in demselben Styl, und die Unterredung wird in dieser symbolischen und verblümten Art fortgeführt. Man fragt, ob die junge Kuh auf großen und fruchtbaren Wiesen werde frei herumschweifen dürfen; ob ihre Streu frisch seyn und ob man sie oft erneuern werde. Zuweilen stellen sich die Eltern des jungen Mädchens, als ob sie nicht begriffen, welches ihrer Kinder der Gegenstand der Bewerbung sey; sie rufen daher alle zusammen und stellen eines nach dem andern dem Fremden vor, indem sie fragen: „Ist es Die, welche Ihr verlangt?“ Endlich, nachdem sie zum Scheine lange gesucht haben, kommen sie zurück und führen das junge Mädchen gleichsam mit Gewalt herbei. Nun erhebt sich der Fremde und ruft, indem er in die Hände schlägt: „Freuen wir uns, denn ich habe meine junge Kuh gefunden; das ist sie, die der Glanz meiner Heerde und der Trost meines Alters seyn wird.“

Wird die Bewerbung günstig aufgenommen, so werden die Aussteuerangelegenheiten auf der Stelle in Ordnung gebracht, man bestimmt sogar den Werth der Geschenke (segnali) und den Tag des Austausches. Ist dieser Tag da, so wählt der Vater des Bräutigams unter seinen Verwandten und Freunden Diejenigen, welche die Verrichtungen der Paralymphes *) (Brautführer) erfüllen sollen, stellt sich an ihre Spitze und führt sie mit großem Gepränge nach dem Hause der Braut, wo man indeß alle Thüren gesperrt und verrammelt hat. Die Paralymphes klopfen wiederholt an und warten lange; hierauf gehen sie um das Haus herum, untersuchen sorgfältig jeden Ausgang und fordern Einlaß, indem sie mit großem Geschreie den Bewohnern rufen; endlich werden sie aber eben so ungeduldig, als sie bisher gravitätisch waren, und thun, als ob sie wieder fort gehen wollten. In diesem Augenblicke erst antworten die Eltern der Braut: „Was wollt Ihr, und was bringt Ihr?“ — „Ondras e virtudis“ (Ehre und Tugend), rufen die Paralymphes. Auf diese Worte öffnet sich die Thüre; der Herr des Hauses kommt heraus zu ihnen, nimmt sie mit Herzlichkeit auf und führt sie in das Besuchzimmer, wo die ganze Familie in festlichen Kleidern versammelt ist.

Indeß geht ein Austausch der Geschenke zwischen dem Vater des Bräutigams und der Braut vor sich; jeder Paralymphe übergibt, was er zu überbringen hatte und erhält ein kleines Geschenk dagegen; hierauf wird eine Mahlzeit aufgetragen, und die Eltern der beiden Brautleute setzen sich an den nämlichen Tisch. Die Verheirathung folgt nicht immer unmittelbar auf diese Ceremonie; oft wartet man, ehe sie förmlich vollzogen wird, bis die Brautleute Alles beisammen haben, was erforderlich ist, um ihre Wirthschaft einzurichten. **) Sobald Alles in Ordnung ist, und die Verlobung drei Sonntage nach einander in der Kirche verkündet und acht Tage vor der ehelichen Einsegnung schreitet man zu der wichtigen und feierlichen Ceremonie des suportu de sa robba (Aussteuerfahrt).

Der Bräutigam, umgeben von einer zahlreichen aus seinen Verwandten und Freunden bestehenden Begleitung zu Pferde und gefolgt von einer mit der Menge der Aussteuergegenstände in Verhältniß stehenden Zahl von Wägen kommt vor das Haus seiner Braut. Die Eltern übergeben ihm die Aussteuer, die er Stück vor Stück untersucht, und nachdem Alles genau besichtigt und auf die Wägen gebracht worden ist, gibt er ein Zeichen, auf welches man sich anschickt, nach der neuen Wohnung zurückzukehren. Zwei der geschicktesten Launeddaspieler ***) eröffnen den Zug, indem sie ländliche Weisen anstimmen; junge Knaben und Mädchen in festlichen Kleidern tragen auf Schultern und Köpfen Töpfe oder anderes zerbrechliches Geschirr. Hier trägt einer mit Grazie einen großen Spiegel mit vergoldetem Schnitzwerke; dort gefällt sich ein anderer, die Menge auf die lebhaften, schreienden Farben zweier Heiligenbilder aufmerksam zu machen, die dazu bestimmt sind, das Ehebette zu schmücken; Andere tragen große Körbe, in die man porzellanene Tassen, Blumentöpfe von blauem Glase, Carafinen, Gläser u. s. w. zierlich geschichtet hat. Unmittelbar nach diesem folgt eine gleiche Zahl junger Mädchen im Frontmarsch, deren jede mehrere mit Blumen, Myrthenzweigen und Rosabändern verzierte Polster auf dem Kopfe trägt. Der bronzene oder porzellanene Krug, dessen die Verheirathete sich zum Wasserholen bedient, ruht auf einem scharlachenen Fallhut und wird von der schönsten Dirne des Orts auf dem Kopfe getragen. Dieß Gefäß ist fast immer von sehr zierlicher, antiker Form, und ebenfalls mit Bändern geschmückt und mit frischen Blumen gefüllt. Kinder folgen ferner noch mit verschiedenem Wirthschaftsgeräthe beladen; mit Einem Worte, man trägt Alles zur Schau, was für die Einrichtung des neuen Hauses bestimmt ist.

(Schluß folgt.)

*) Es ist nicht zu verkennen, daß dieß Wort das Paranymphos der Griechen ist; es hat nur die unbedeutende Veränderung des n in l erfahren.

**) Die sämmtliche Einrichtung, welche von der Braut geliefert wird, muß ganz neu seyn. Das Haus ist Sache des Bräutigams; kann er kein neues bauen, so muß er sorgen, daß es wenigstens auf das sorgfältigste geweißt und gereinigt werde. Das Ackergeräth und das Werkzeug für sein Gewerbe ist ebenfalls seine Sache. Wenn die Frau stirbt, so fällt Alles, was sie in die Wirthschaft gebracht hat, da es als ihre Mitgift betrachtet wird, an ihre Familie zurück; es müßte nur eine gegenseitige Schenkung bestehen. Diese Vorsichtsmaßregel ist übrigens bei Landleuten und bei der geringern Klasse weit häufiger als bei den Bewohnern der Städte.

***) Ein Instrument, welches aus drei oder vier mit Löchern, wie eine Flöte, versehenen Röhren besteht; der Ton gleicht dem einer Orgel.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 5 September kamen die Entschädigungsgesuche der unter der vertriebenen Dynastie wegen politischer Vergehen verurtheilten Bürger zur Sprache. Der Deputirte Laurence sagte in Bezug darauf über die Verfolgungen, welche unter der Restauration gegen die wegen politischer Vergehungen Angeklagten ausgeübt wurden: „Eine verderbte und abhängige Militärjustiz sprach Urtheile aus, die von der Geschichte gebrandmarkt worden sind; die Geschwornen boten wegen ihrer willkürlichen Zusammensetzung den Angeklagten keine Garantie mehr und waren oft nicht viel besser als ein Blutgericht, und die höchste Magistratur des Staats ließ die heiligsten Verträge vor den Einflüsterungen der Rache des Throns sich beugen. Rede, Gesänge, geheimnißvolle Gespräche über Adler oder Kokarde, jene Reliquien eines Ruhms, der dem Lande so theuer zu stehen kam; die von Tag zu Tag in schwerere Fesseln geschlagene Presse, Wünsche, Hoffnungen und Verwünschungen, Alles wurde Verbrechen oder Vergehen, und die Härte der Verfolgung ließ gewöhnlich den Schuldigen wenig Schonung widerfahren. Viele von diesen entzogen sich durch freiwillige Verbannung der blinden Verfolgungswuth und erwarteten auf fremdem Boden bessere Tage; Andere bevölkerten die Galeeren und Gefängnisse, nachdem sie die Schmach des Prangers und der schändenden Brandmarkung ausgestanden. Die Einen warteten lange in den Staatsgefängnissen auf ein Urtheil, die Andern wurden verbannt oder deportirt, ohne ein Ende ihrer Strafe absehen zu können. Alle wurden ihren Freunden, ihrer Laufbahn entrissen; verloren ihre Anstellungen, wenn sie eine hatten, ihr Vermögen, ihre Gesundheit und jede Zukunft. — Die Zahl der von 1814 bis 1830 Verurtheilten konnte zwar nicht aller Orten genau hergestellt werden, und die Zahl der Opfer der Tribunale des südlichen Frankreichs, die so fruchtbar an wüthenden Reaktionen sind, ist noch nicht ermittelt. Indeß zählt man außerdem dennoch zwölfhundert sechs und dreißig Bürger, von denen 204 ohne Urtheil eingekerkert oder nach langer Haft entlassen und 1032, die verurtheilt wurden; von den letztern nämlich 314 wegen aufrührerischen Geschreis, Gesang, Reden u. s. w.; 155 wegen Preßvergehen; 563 wegen Verschwörungen und Komplotten. Hinsichtlich der Strafen lassen sich folgende Abtheilungen machen: Zur Geldbuße mit und ohne Konfiskation wurden verurtheilt 18; aus polizeilichen Gründen in Haft gehalten 71; zum einfachen Gefängnisse verurtheilt 522; zur Verbannung 107; zur Einsperrung und zum Pranger 15; zur Deportation 60; zu geschärfter Strafarbeit auf Lebenszeit 30; zum Tode 209; von diesen in Contumaciam 76; Verwandlung der Todesstrafe erlangten 22; hingerichtet wurden 101.“

*

Auch das friedliche Taheiti ist von dem Geiste der Unruhe und Empörung heimgesucht. Man zweifelt, ob die allmächtige Hand des Comité Directeur so weit reiche, um auch auf den Inseln der Südsee die Karten zu mischen; aber so viel ist gewiß, daß dort Uebermuth und Sittenlosigkeit des Hofes eine Revolution hervorgerufen hat, die in dem Maße überall früher oder später eintreten wird, als das Volk vernünftig und die Machthaber unvernünftig werden. Das Schiff der „Harlekin,“ das jüngst von den Südseeinseln zurückgekommen ist, brachte die Nachricht mit, daß die junge Königin von Taheiti, Pomare, die Stimmung der Bevölkerung aufs Aeußerste gereizt habe, indem sie mit ausschweifenden Menschen beiderlei Geschlechts auf der Insel umherreiste, und durch die Schamlosigkeit, mit der sie alle Schicklichkeit mit Füßen trat, alle Liebe ihres Volkes verscherzte. Zugleich machte sie auch den Versuch, die alten unkeuschen und heidnischen Gebräuche wieder einzuführen, worüber das in der Aufklärung ziemlich weit fortgeschrittene Volk so erbittert wurde, daß es die üppige Königin eher vom Throne zu stürzen bereit ist, als eine solche Verletzung der Moral und Religion zu ertragen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 266. 23 September 1831.

Die jüngste Verschwörung der Constitutionellen in Cadix.

(Schluß.)

Dieses Zwischenereigniß gab den Vorfällen des Tages eine bestimmtere Richtung. Bis jetzt hatten die Liberalen zwar keine Unterstützung erhalten, aber auch keinen Widerstand erfahren. Zaya's Ruf und der unmittelbar darauf erfolgte Tod seines Gegners veränderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge. Wer noch heimlich der bestehenden Regierung geneigt war, ermuthigte sich bei der entscheidenden Stellung, welche Zayas angenommen, während Jene, die ihm gegenüber standen, sich entmuthigt fühlten bei dem Gedanken, daß der günstige Augenblick erfolglos vorübergegangen sey. Es war sogar leicht voraus zu sehen, daß dieselben Soldaten, auf deren Beistand man vertraut hatte, mit der gewohnten Bereitwilligkeit des Dienstgehorsams eine völlig feindliche Stellung einnehmen würden, sobald ihr Interesse es erheischen würde.

Ohne Zweifel wird man staunen, daß solch eine Verschwörung — eine Verschwörung, die einen so bestimmten Charakter trug, die so zahlreich war, und nicht einmal einen Widerstand zu bekämpfen hatte, so ganz zu nichte wurde. Dieß läßt sich in manchem Betracht leicht erklären. Sanchez Reza's Benehmen war schon vornherein der Ausführung hinderlich. Von dem Augenblicke an, wo er seinen Entschluß aussprach, Cadix zu verlassen, kam Zögerung und Unschlüssigkeit über die Verschwornen. Der größte Stein des Anstoßes war aber der Mangel eines tüchtigen Anführers. Kein ausgezeichneter Name ist unter der Junta oder in dem kritischen Momente bemerkbar geworden. Es ist sonderbar, daß ungeachtet Namen von gewichtigem Klange in der Sache der spanischen Freiheit genannt werden, doch stets nur Leute von untergeordnetem Range als handelnde Personen auftreten, während jene im Hintergrunde stehen bleiben.

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß das Gelingen des Aufstandes in Cadix den Verschwornen auf der Insel Leon dadurch angezeigt werden solle, daß man den Leuchtthurm unbeleuchtet lasse. Nun begab es sich unter dem Schrecken und der Verwirrung, die zu Cadix herrschten, daß der Mann, dem die Besorgung des Leuchtthurmes aufgetragen war, seiner Pflicht und seines Dienstes vergaß. Die Verschwornen auf der Insel Leon schlossen aus diesem Zeichen, das ohne Vorbedacht bloß aus Nachlässigkeit gegeben worden war, auf den glücklichsten Erfolg und glaubten, der Augenblick sey nun gekommen, Hand ans Werk zu legen. „Es lebe die Freiheit" tönte es durch die Straßen, und in wenigen Stunden war die Stadt San Fernando in voller Gährung. Ein Regiment königlicher Seetruppen, zwei Kompagnien der Linie und die Jugend der Seeschule, erklärten sich unverzüglich zu Gunsten der Konstitution, die nun feierlich ausgerufen wurde. Die Begeisterung verbreitete sich wie ein Flugfeuer, und da die Einwohner aufgefordert worden waren, in die Reihen ihrer Befreier zu treten, so schlossen sich noch in derselben Nacht vierhundert Mann aus dem Volke den Soldaten an. Das Zwielicht der Morgendämmerung fand die Stadt vom Getöse kriegerischer Rüstung erfüllt, und am frühen Morgen schon brachen ungefähr vierzehnhundert Mann mit fliegenden Fahnen, und unter Trommelschlag nach Cadix auf. Patriotische Gesänge erfüllten die Luft, auf jedem Gesichte malte sich stolze Sicherheit, und die bunten Schaaren bewegten sich mehr als ein festlicher Triumphzug denn als eine militärische Expedition einher. In der gewissesten Ueberzeugung, daß sich Cadix für die neue Ordnung der Dinge mit Erfolg ausgesprochen, ging es nun dieser Stadt zu; man glaubte nicht eilig genug hinkommen zu können, um die Freunde zu umarmen, sich gegenseitig Glück zu wünschen und die Freiheit wieder auf ihren alten Sitz zu erheben. Allein wie erstaunte die fröhliche Schaar, als sie den Ort erreichte, der Cortadura heißt, und in diesem Fort, das zwei Meilen von Cadix liegt, alle Anstalten einer feindlichen Gegenwehr bemerkte. Das Gesuch um eine Unterredung wurde mit einer Geschützladung erwiedert, das in den dichten Massen nicht ohne Wirkung blieb. Ein so unerwarteter Schlag vernichtete auch den Muth der Kühnsten.

Es war offenbar, Cadix befand sich nicht in den Händen der Constitutionellen, aber wie ließ sich Dieß mit dem in voriger Nacht erhaltenen Wahrzeichen zusammen reimen?

Doch hier blieb nicht Zeit, darüber lange nachzudenken; Kampf oder unmittelbarer Rückzug war unvermeidlich. Einen Sturm auf das Fort zu unternehmen, schien nicht ausführbar, und so sah man sich gezwungen, den Weg nach San Fernando anzutreten. Hier versammelten sich die Anführer, um über ihre schwierige Lage zu berathen. Die Stadt San Fernando ist nach allen Seiten offen und völlig vertheidigungslos. Auch hatte die Gährung ziemlich nachgelassen; das Geflüster der Furcht und des Mißtrauens wurde laut, und man beschloß endlich, Diejenigen, welche der Sache der Frei-

heit noch zugethan blieben, sollten in Masse die Stadt verlassen, und den Versuch machen, sich mit der kleinen konstitutionellen Bande zu vereinigen, die ungefähr achthundert Mann stark an der Küste herumschweifte.

Mit diesem Entschlusse und unter dem Befehl eines Offiziers, Namens Rosique, brachen sie von San Fernando auf. Rosique führte sein Häuflein nach Veger, einer kleinen Stadt, die auf einem Felsen liegt. Die Lage derselben schien günstig, auch wußte man daß sich dort Agenten des Generals Torrijos befanden.

Sogleich nach der Ankunft zu Veger übernahm Don Christoval Jurado den Befehl, ein Offizier, der unter der Leitung des obgenannten Generals stand. Man wußte damals noch wenig von der Fähigkeit Jurado's seinen Auftrag zu vollziehen; aber der unglückliche Erfolg bewies, daß er durchaus seiner Stellung nicht gewachsen war.

Während dieses vorging wurde der General Don Vicent Quesada von den in Cadix vorgefallenen Unruhen in Kenntniß gesetzt, er flog herbei, um den Sturm zu beschwören. Nachdem hier die Ruhe wieder hergestellt war, beeilte er sich, auf die zu Veger versammelten Liberalen loszugehen. Jurado erhielt Kunde von seiner Annäherung sowie von der geringen Anzahl seiner Gegner, da der General in der Eile nur eine kleine Schaar zusammenraffen konnte, die kaum halb so stark war, als die unter Jurado versammelten Konstitutionellen. Anstatt daher dem General Quesada entgegen zu gehen, blieb er unthätig zu Veger, noch mehr, statt alle Verbindung zwischen der Stadt und der Umgegend abzuschneiden, ließ er die Post hereinkommen.

Diese brachte eine Proklamation des Generals Quesada mit, in der Allen, welche die Fahne der Empörung verlassen würden, vollkommene Verzeihung zugesichert wurde. Dieses verderbliche Dokument durchlief ungehindert die Stadt und brachte eine höchst nachtheilige Stimmung hervor. Die Soldaten begannen zu erwägen, ob es nicht gerathener sey, ihre persönliche Sicherheit um einen so wohlfeilen Preis zu erkaufen, als bei einem Befehlshaber auszuhalten, von dessen handgreiflicher Unfähigkeit ohnehin nicht der geringste Erfolg zu erwarten stand. Das Ausreißen begann. Die Soldaten verließen zu zehn und zwölf die Stadt, und übergaben dem General Quesada ihre Waffen. Jurado versuchte nun durch Aufforderungen und Drohungen dem ansteckenden Uebel Einhalt zu thun, allein er sah, daß seine Sache eine verlorne sey. Er unternahm einen Ausfall, um nach der Küste sich durchzuschlagen, allein der günstige Augenblick hiezu war schon vorüber. Ein Gefecht fand statt, in Folge dessen er gezwungen wurde, sich in die Stadt zurückzuziehen. Am folgenden Tage faßten ungefähr dreihundert Mann, die noch treu geblieben waren, den Entschluß, sich insgesamt zu ergeben. Dieß geschah, und der verlassene Jurado blieb mit einigen verzweifelten Gefährten in Veger zurück, in der Absicht, so lange sich verborgen zu halten, bis eine günstige Gelegenheit zur Flucht nach der Küste sich darböte. Aber auch dieser Schatten von Hoffnung täuschte ihn. General Quesada setzte einen Preis von dreitausend Realen — ungefähr 360 Gulden — auf seinen Kopf. So unbedeutend diese Summe war, so fand sich doch eine Seele, die ihn dafür den Händen seiner Feinde überlieferte. Sein Schicksal war alsbald entschieden, und Don Christoval Jurado wurde einige Stunden nach seiner Verhaftung erschossen.

General Quesada hielt nun den Aufruhr für völlig gedämpft; die Bewegungen des Manzanares flößten ihm wenig Besorgniß ein. Die Schaar des letztern war bereits ziemlich geschmolzen, es waren ihr mehrere Schläge beigebracht worden, und eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen that das Uebrige. Von allen Seiten umgarnt und weder im Stande, dem Feinde die Stirne zu bieten, noch das Landvolk auf seine Seite zu bringen, schien er eine Beute, die den Händen der Royalisten nicht entgehen konnte. Die Lage Manzanares war aber auch in der That die bedauerungswürdigste. Zu einem schnellen Rückzug gezwungen, hatte er viele seiner Gefährten eingebüßt; andere hatten ihn verlassen, und er sah die drängende Nothwendigkeit ein, so schnell als möglich an die Küste zu gelangen.

Endlich näherte er sich Estepona und machte am Fuße der Sierra Bermejon Halt, um die erschöpften Kräfte ein wenig zu sammeln. Es befanden sich in diesem Augenblicke nur fünfundzwanzig entschlossene Männer in seinem Gefolge, die geschworen hatten, bis zum letzten Athemzuge bei einander auszuhalten. Unter diesen befanden sich der tapfere Guerilla Carlos, Bemtez und ein junger Mann von gutem Hause, Namens Egido. In dieser bedrängten Lage wendete sich Manzanares an einen Geißhirten, der vom Gebirge herabkam, und versprach ihm eine ansehnliche Summe, wenn er an die Küste eilen und für sie ein Fahrzeug bestellen würde. Der Hirt schien das Anerbieten freudig anzunehmen, lief aber anstatt sein Versprechen zu erfüllen, sogleich zu Mateos, einem Royalisten in der Nachbarschaft, und machte denselben mit dem ihm gewordenen Auftrage bekannt. Nicht gering war daher die Bestürzung Manzanares, als er den Geißhirten an der Spitze einer Schaar von Soldaten und königlichen Freiwilligen auf sich zukommen sah. Allein Entrüstung trat alsbald an die Stelle des Erstaunens; das Loos war gefallen, und die verrathenen Männer beschlossen ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Manzanares selbst stürzte sich zuerst auf den Geißhirten und streckte ihn todt zu seinen Füßen. Allein der Bruder des Verräthers schlug auf Manzanares an und dieser fiel von seinem Blei. Die Uebrigen fochten wie Verzweifelte bis endlich einige gefallen waren, und jeder Widerstand vergeblich wurde. Man umringte und überwältigte sie. Carlos, Bemtez, Egido wurden bald darauf erschossen; die übrigen ins Gefängniß geworfen.

Die Befehle, welche General Quesada vom Hofe erhielt, waren mit Blut geschrieben; doch zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er sich treu seinem gegebenen Worte mit vieler Mäßigung benahm.

Nachdem so die Verschwörung von Cadix fehlgeschlagen war, begannen die strengsten Untersuchungen, und die Regierung verfuhr mit der unerbittlichsten Strenge gegen Männer, die auf keine andere Weise dahin gebracht werden konnten, die Schmach ihres Vaterlandes geduldig zu ertragen. Eine Menge Bürger sahen sich gezwungen das Land zu verlassen; die Gefängnisse füllten sich, und Militärgerichte wurden niedergesetzt, um alle Gegner der Regierung mit schneller Rache zu treffen. Der längst geübte Terrorismus, der die Halbinsel verödet, erwachte mit neuer Wuth; doch wird

man sich sehr täuschen, wenn man durch Verfolgung den Strom der öffentlichen Meinung zu dämmen glaubt. Rohe Gewalt, anstatt den Grimm der Feindlichgesinnten zu dämpfen, dient nur den Bruch zwischen Unterdrückern und Unterdrückten zu erweitern, und über kurz oder lang wird der Sturm, den wir so lange am Horizonte Spaniens heraufziehen sehen, mit furchtbarer Wuth über dieses unglückliche Land ausbrechen.

Frankreich und seine Aristokratie.

(Schluß.)

Die Frage der Pairskammer hängt mit der über die Emanzipation der Provinzen aufs engste zusammen. Es handelt sich darum eine Mittelmacht zwischen der Staatsregierung und dem von der Deputirtenkammer repräsentirten Volke zu bilden. Diese Mittelmacht findet sich aber nur in einem reichen, durch Grundbesitz mächtigen Adel, oder in den freigewählten Obrigkeiten der Provinzen. Der reiche, durch Grundbesitz mächtige Adel besteht in Frankreich nur noch dem Namen nach, und die Provinzen sind in einem Zustande von politischem Helotismus, der jede freie Regung unmöglich macht. Als die erste Revolution ausbrach, fühlten sich ihre Anhänger nicht stark genug, den Kampf in der Hauptstadt und in den Provinzen zugleich längere Zeit fortzuführen. Sieyes Vorschlag, Frankreich in Departements einzutheilen, zerstörte den Einfluß der privilegirten Klassen in den Provinzen mit einem Male. Rouen, die Hauptstadt der Normandie, sank, wie Toulouse, in dessen Mauern die Verwaltung von ganz Languedoc zusammenfloß. Dieser kühne Streich, der mit einem Mal den Kampf, den ganz Frankreich um seine Freiheit kämpfte, nach der Hauptstadt verlegte, trug mehr, als man gewöhnlich glaubt, zum Gelingen der Revolution bei, machte aber auch aus Frankreich eine tabula rasa, auf der nichts mehr haften wollte. Nun fing das Experimentiren an, und dauerte fort, bis Napoleon kam, der wenigstens Ordnung in den Gang der Verwaltung brachte, aber auch durch seine Präfekten über Alles unbeschränkt gebot. Das Werkzeug zeigte sich gelehrig, und ward darum von der Restauration, wie von der jetzigen Regierung beibehalten; es will sich aber dem Schwachen nicht gleich hülfreich wie dem Starken bezeigen, und man wird in der Freiheit der Provinzialverwaltung ein Ersatzmittel für die mangelnde Kraft von Oben suchen müssen. Diese hebt die Lokalaristokratie hervor, und die Häupter derselben, welche an die Spitze der Provinzialverwaltung kämen, wären die natürliche Mittelmacht, an der sich die Willkür der Minister, wie die Neuerungssucht einer Deputirtenkammer brechen würde. Jede andere Mittelmacht, die nur dem Buchstaben des Gesetzes, nicht sich selbst den Ursprung verdankt, ist eine ephemere Schöpfung, ein Werkzeug der Parteien, und nur eine Arena weiter, auf der sie sich tummeln können.

Man nimmt gewöhnlich dreierlei Aristokratien an, der Geburt, des Reichthums und der Talente. Die erste Revolution wurde nach und nach mit allen fertig. Wie erging es in der zweiten? Der Geburtsaristokratie ward gleich anfangs unerbittlicher Krieg erklärt, die zweite hat vollständig die Oberhand errungen, und die dritte hat ein seltsames Schicksal erfahren. Gleich nach der Revolution stand sie doch oben, sie kam mit Guizot und Dupin ins Ministerium. Die Zeitungsschreiber herrschten wie kleine Könige, und man bot ihnen Stellen und Belohnungen an, daß sie nur wählen durften. Aus Akademiemitgliedern wurden Deputirte, aus Professoren Staatsmänner, und die Saint Simonistische Idee, die Welt durch eine Aristokratie von Gelehrten regieren zu lassen, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Doch die Freude dauerte nicht lange. Kaum ein Monat war vorüber, so erhob sich ein allgemeiner Schrei von einem Ende Frankreichs bis zum andern gegen die Doktrinairs, die politischen Gelehrten, die man nicht ohne Grund, kleingeistige und unentschlossene Pedanten nannte. Das Talent ward alsbald herabgestoßen von seinem hohen Sitze, es verlor das Ministerium und die öffentliche Meinung mit einem Male. Sein Erbe im Ministerium ward die Aristokratie des Reichthums, repräsentirt durch den reichsten Bankier; seine Nachfolger in der öffentlichen Meinung wurden die Männer, welche republikanische Institutionen und Krieg mit Europa verlangten. Was ist jetzt nach einem Jahre aus der Aristokratie der Talente geworden? Man wollte sie nicht bei den Wahlen; nur mit großer Schwierigkeit ward Guizot gewählt, Villemain fiel ganz durch, Dupin ist gehaßt, und mit Ausnahme der ältern schon bekannten Mitglieder, siegte bei den Wahlen die baare Mittelmäßigkeit: Maires, Notare, Dorf- und Stadtcelebritäten, ohne alle politischen Kenntnisse und Erfahrung, denn wenn die neue Kammer diese nur einigermaßen hätte, so müßten sich Parteien und Ansichten scheiden, aber Alles ist noch chaotisch, und die Masse treibt in unentschiedener Gährung durcheinander.

Die Aristokratie des Reichthums ist indeß noch am Ruder, und scheint nur nach dem hartnäckigsten Kampfe weichen zu wollen. Vielleicht würde diese Partei siegen, und wenn der überwiegende Einfluß, den die Kapitalisten jetzt haben, fortdauerte, so könnte es nothwendig werden, ihm durch den Stolz hoher Geburt ein Gegengewicht zu geben. Aber die Klippe, woran Periers Verwaltung, wie die aller Banquiers scheitern muß, sind die auswärtigen Verhältnisse. Von allen Aristokratien ist die des Reichthums die kleingeistigste, und zeigt am meisten ängstliche Vorsicht; wer seine Augen jeden Abend auf den Barometer der Börse richtet, der schrickt zurück vor einer Kriegserklärung, und vor jedem kühnen Schritte, der eine solche herbeiführen könnte. Carthago sank unter Roms Macht, wie eine Handelsoligarchie mit ihrem engherzigen Geiste es in der Regel immer gegen eine militärische Aristokratie verlieren muß. Wenn der Krieg für Frankreich nothwendig geworden ist, so wird Perier mit seinen geldreichen Anhängern schnell das Feld vor den Männern der Bewegung räumen.

Der englische Krönungsornat.

In Bezug auf die Kronen des Königs und der Königin von England, die sie bei der Krönung tragen, haben wir bereits in diesen Blättern Einiges erwähnt. Zu dem vollständigen Krönungsornate gehören aber auch noch:

Die Scepter. — Das erste derselben wird gewöhnlich St. Eduards Stab genannt. Er hat vier Fuß eilf und einen halben Zoll Länge, ist von Gold, und das untere Ende oder der Handgriff von glatt gearbeitetem oder abgedrehtem Stahl, vier und einen Viertelszoll lang. Der Schaft ist abwechselnd glatt und von erhobener Arbeit, und läuft gegen das obere Ende, auf welchem sich ein Reichsapfel mit einem breiten ausgezackten Kreuze be-

findet, spitzig zu. Das Ganze ist von gediegenem Golde, den Handgriff ausgenommen, der, wie bereits erwähnt, aus Stahl besteht, und der Durchmesser beträgt um ein Geringes weniger als einen Zoll. Das andere Scepter zeichnet sich durch eine auf seiner Spitze befindliche Taube mit ausgebreiteten Flügeln aus, und wird von den Wappenherolden „der königliche Scepter mit der Taube" genannt. Es ist ebenfalls von gediegenem Golde. Es hat drei Fuß sieben Zoll Länge, am untern Ende drei und an der Spitze zwei und einen Viertelszoll im Umfange; es ist in jeder Hinsicht prächtiger als der St. Eduards-Stab. Die runde Kugel oder der Knopf, welcher sich am untern Ende befindet, und der Apfel (pomel) genannt wird, ist von einem aus Tafel- und andern kostbaren Steinen bestehenden Reife umgeben. Auf der Spitze befindet sich ein goldener, von einem Kranze von Rosetten umgebener Reichsapfel, aus dem ein goldenes Jerusalemkreuz hervorragt, welches die ebenfalls aus Gold gearbeitete Taube mit den ausgebreiteten Flügeln trägt.

Nach diesem folgt ein noch sorgfältiger ausgearbeitetes Scepter, „das Königs-Scepter mit dem Kreuze" oder das „königliche Scepter" genannt; gleich den vorigen von gediegenem Golde. Der ganze Schaft ist reich mit erhobener Arbeit bedeckt, diejenige Stelle ausgenommen, wo ihn die Hand umspannt, diese ist glatt. Er ist zwei Fuß und neun und einen Viertelszoll lang und von gleicher Dicke mit den zuletzt genannten. Der Knopf am untern Ende ist außerordentlich reich; das Gold ist herrlich gearbeitet und mit Rubinen, Diamanten und Smaragden besät. Ueber dem Knopfe befindet sich ein glatt gearbeiteter Raum für die Hand; dann kommt eine Abtheilung von fünf und einem halben Zoll von herrlicher erhobener Arbeit und mit sehr werthvollen Juwelen besetzt. Der übrige Theil des Schafts oberhalb dieser glänzenden Abtheilung ist von gewundener Arbeit, welche in eine Lilie mit drei aufrecht stehenden und drei herabhängenden Blättern ausläuft, und sehr reich und geschmackvoll mit kostbaren Steinen besetzt ist. Aus der Lilie geht eine sehr schöne Kugel oder ein Reichsapfel von Amethyst mit Tafelsteinen umgeben hervor, und auf dieser amethystenen Kugel befindet sich ein Kreuz, welches so verschwenderisch mit Edelsteinen vom herrlichsten Schliffe und dem reichsten Farbenwechsel besetzt ist, daß man kein Gold sieht; die Nabe oder der Mittelpunkt des Kreuzes, aus dem die Arme herausgehen, besteht aus einem einzigen großen Diamanten.

Die übrigen Scepter sind für die Königin bestimmt. Das erste von diesen wird „das Scepter der Königin mit dem Kreuze" genannt. Es ist von gediegenem Golde, zwei Fuß zehn Zoll lang, aber nicht ganz so stark als das des Königs. Der Knopf am untern Ende ist mit Edelsteinen besetzt und oberhalb der für die Hand glatt gelassenen Stelle befindet sich eine Abtheilung, welche noch sorgfältiger und reicher gearbeitet und mit Juwelen besetzt ist, als die ähnliche an des Königs Scepter. Der übrige Theil des Schaftes hingegen ist nicht gewunden oder gedreht, sondern glatt. Auf der Spitze ist eine Lilie, welche einen Reichsapfel trägt, aus dem ein gewaltiges Jerusalemkreuz hervorgeht; Alles ist mit Edelsteinen von verschiedenen Arten besetzt.

Das letzte dieser fünf Scepter, „der Elfenbeinstab der Königin" genannt, besteht aus einem elfenbeinernen Schaft von drei Fuß einem und einem halben Zoll Länge. Es ruht auf einem goldenem Knopfe und trägt einen goldenen Reichsapfel mit mächtigem Kreuze und eine in Gold und weißem Email gearbeitete Taube mit anliegenden Flügeln auf seiner Spitze. Der elfenbeinerne Schaft hat am untern Ende zwei Zoll im Umfange, der sich gegen die Spitze unter dem Reichsapfel allmählich bis auf einen und einen halben Zoll verläuft. Der Schaft hat vier Reihen goldener Laubwerke, welche ihn in drei Abschnitte theilen, und der Reichsapfel ist von einem horizontalen Ringe umschlossen mit aufwärts steigenden Reifen, die aber keine Bogen bilden. Dieses elfenbeinerne Scepter gewährt eben durch seine Verschiedenheit von den übrigen reichen, goldenen einen herrlichen Anblick.

Die meiste Wichtigkeit nächst den Kronen und Sceptern haben die vier Schwerter: das Staatsschwert, das Schwert der Gnade, das Schwert der Gerechtigkeit und das Schwert der zeitlichen Gewalt des Königs.

Das Staatsschwert ist ein großes zweihändiges Schwert, merkwürdiger wegen der goldenen Platten und der Wappen auf seiner karmoisinsammtnen Scheide, als wegen seiner Klinge oder seines Griffes. Von der Spitze an bis herab hat diese Scheide auf goldenen Platten die Weltkugel oder den Reichsapfel, die Helmzierrathen von England, einen Löwen auf einer kaiserlichen Krone stehend, ein Fallgatter, eine Harfe, eine Distel, eine Lilie, die Rose; ein zweites Fallgatter, die königlichen Wappen- und Schildhalter, dann wieder die Harfe, Distel, Lilie und Rose. Die andere Seite der Scheide ist auf gleiche Weise verziert. Das Kreuz oder der Bügel am Griffe besteht aus dem Löwen und Einhorn auf einer Seite, mit der Rose und dem Lorbeer zwischen ihnen und der Klinge, und auf der andern einer Lilie mit einem Lorbeerzweige umgeben. Griff und Knopf dieses großen zweihändigen Schwertes sind mit ähnlichen, erhaben gearbeiteten nationalen und heraldischen Sinnbildern, von vergoldetem Silber geziert.

Das Schwert der Gnade, oder Curtana, oder das Schwert ohne Spitze, hat eine blanke, zwei und dreißig Zoll lange und zwei Zoll breite Klinge und sieht, da es von oben bis unten von gleicher Breite ist, wie ein in der Mitte gebrochenes Schwert aus. Der Griff ist vier Zoll lang und mit Golddrath umwunden; Knopf und Kreuz sind von vergoldetem Stahl, und die Scheide von reich mit Gold und Silber durchwirktem Seidenzeuge mit goldenen Sinnbildern.

Bei der Krönung werden diese drei Schwerter dem Könige entblößt vorgetragen, und zwar die Curtana oder das Schwert der Gnade voran.

Das letzte bei diesem Aufzuge ist das Schwert der Gerechtigkeit oder der zeitlichen Gewalt; dieses ist, als Sinnbild des Kriegs, ein scharf gespiztes Schwert.

Der König und die Königin haben Jedes einen Krönungsring von glattem Golde. Der König trägt einen großen Rubinring mit einem schön gefaßten Georgenkreuze, und der Ring der Königin hat einen großen, mit sechzehn kleinern Rubinen eingefaßten Tafelrubin, die kleinsten am weitesten vom Mittelsteine entfernt.

Im Augenblicke vor der Krönung in der Abtei wird dem Könige der Krönungs- oder Reichsapfel in die Hand gegeben, den er nach der Ceremonie, während der Prozession nach der Halle, in der linken Hand trägt; er ist von Gold, mit einem horizontalen und einem abwärts laufenden Reif von erhabener Arbeit umgeben, die mit großen Perlen, Rosetten und Ranten besetzt sind. Auf der Spitze dieser Reife ruht eine Grundlage von Perlen, aus welcher sich der große violette oder purpurfarbene, anderthalb Zoll hohe Amethyst erhebt. Dieser ist von vier Silberfäden umgeben, welche das herrliche goldene Jerusalemkreuz tragen, das drei und einen Viertelszoll hoch und drei Zoll breit ist. Dieses Kreuz ist ganz dicht mit einer Menge der ausgesuchtesten Diamanten besetzt, und der eine Arm besteht aus einem großen Sapphir, der andere aus einem Smaragd. In den vier Winkeln des Kreuzes, wo die Arme zusammenstoßen, befinden sich vier große Perlen, eine in jeder Ecke und von jedem Arme des Kreuzes, den ausgenommen, auf dem es ruht, geht eine andere große Perle aus, was eine herrliche Wirkung macht. Von den Perlen am Fuß des Reichsapfels ausgemessen, beträgt die Höhe gerade eilf Zolle.

Die goldenen Sporen sind massiv und erhaben gearbeitet; sie haben keine Räder, sondern Stacheln.

Die englischen Krönungskleider bestehen aus der Dalmatica oder dem offenen Talar, der Supertunica (Ueberwurf), der Armilla, dem Colobium Sindonis (Unterkleid mit kurzen Aermeln) und dem Ueberkleid (Surcoat.)

Hierzu gehören noch als einzelne Theile die Halbstiefeln und Sandalen, die Ampulla oder Oelflasche, der Salblöffel und endlich der Krönungsstuhl.

Bevölkerung von Sizilien.

Das „Journal für beide Sicilien" gibt eine Uebersicht von der Bevölkerungszunahme des Königreichs auf dem Festlande während des Jahrs 1830. Während im Jahre 1828 und 1829 die Zahl der Gestorbenen die der Geburten überstieg, hat die Bevölkerung im Jahre 1830 um 21.366 Seelen zugenommen. Der Geburten zählte man 209.907, der Todesfälle 188.541. Im genannten Jahre war das Verhältniß der Geburten zur Einwohnerzahl wie 1 zu 27; der Verstorbenen wie 1 zu 30, und der Heirathen wie 1 zu 141.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 267. 24 September 1831.

Victor Hugo.

Après avoir chanté, j'écoute et je contemple,
A l' Empereur tombé dressant dans l'ombre un temple.
Aimant la liberté pour ses fruits, pour ses fleurs
Le trône pour son droit, le Roi pour ses malheurs;
Fidèle enfin au sang, qu'ont versé dans ma veine
Mon père vieux Soldat, ma mère Vendéenne!

Mit diesen Worten schließt ein bis jetzt noch nicht im Druck erschienenes Gedicht Victor Hugo's, das die Vorrede zu einer vollständigen Sammlung seiner lyrischen Dichtungen zu bilden bestimmt ist. Von einem Soldaten also und einer Vendeerin wurde Victor Hugo geboren. Sein Vater war Joseph Leopold Sigisbert Hugo, Obrist eines zu Besançon liegenden Regiments, seine Mutter Sophie Trebuchet, die Tochter eines Kaperschiffers. Eben in jener altspanischen Stadt Besançon erblickte er das Licht der Welt den 26 Februar 1802. Schwach und todtkrank mußte das erst sechs Wochen alte Kind dem Regimente folgen, das Besançon mit der Insel Elba vertauschte. Bis zu seinem dritten Jahre blieb es hier: die ersten Worte, die es stammeln lernte, waren das Italienische der Inseln, die ersten Naturbilder, die sich in seinem Auge spiegelten, trugen die rauhen und scharfen Züge jenes Eilandes, das dazumal kaum beachtet, später so berühmt geworden ist.

Im Jahre 1805 kam der Knabe mit seiner Mutter nach Paris, wo sie eine Wohnung in der Straße Clichy bezogen. Victor besuchte hier die Schule des Mont-Blanc. Der Dichter bewahrt aus dieser Zeit nur noch die Erinnerung an eine Ziege und an einen Brunnen mit einer hohen Säule im Hofraume des Hauses, wo er mit seinem Altersgenossen Delon spielte, der später in die Verschwörung von Saumur verwickelt, zum Tode verurtheilt wurde, und in Griechenland als Kommandant der Artillerie Lord Byron's starb. Im Jahre 1807 begab sich Hugo's Mutter mit ihren beiden Söhnen nach Italien zu ihrem Gemahle, der als Gouverneur der Provinz Avellino gerade beschäftigt war, die Räuberbanden, namentlich die des Fra Diavolo, auszurotten. Der Knabe blieb hier bis zum Jahre 1809; tausend kräftige und tiefe Eindrücke von seltsamen Gegenden, Gebirgsschluchten, Abgründen, riesenhaften Felsen, zaubervollen Beleuchtungen und feenhaften Landschaften — Alles zu einem wunderbaren Traume verwoben, wie ihn die Phantasie des Kindes gestaltet — nahm er mit sich aus Italien.

Vom Jahre 1809 bis 1811 verweilte der junge Hugo mit seinen beiden Brüdern und seiner Mutter in Frankreich. Sophie Hugo, eine hochgesinnte Frau, von einem männlichen, und wie Plato gesagt haben würde „königlichen" Geiste, lebte hier in der tiefsten Zurückgezogenheit in einer Sackgasse der Feuillantinerinnen, in der Vorstadt St. Jakob, um sich ungestört der Erziehung ihrer Söhne hingeben zu können. Eine ernste und zurückhaltende Zärtlichkeit, eine strenggeordnete und gebieterische Zucht, wenig Vertraulichkeit, kein Mysticismus, scharfgehaltene lehrreiche Unterredungen von höherem Ernste als das Kinderalter gewöhnlich liebt — bildeten die großen Züge einer innigen mütterlichen Liebe voll Aufopferung und Sorgfalt, aus der die würdige Frau die Vorschriften schöpfte, die sie in der Erziehung ihrer Söhne und insbesondere des jungen Victor befolgen zu müssen glaubte. Ein fast abenteuerliches Ereigniß, das mit einem Mal in dieses stille Klosterleben eingriff, mußte einen großen Einfluß auf den Geist und frühreifen Ernst des poetischen Kindes haben. Der General Laborie, im Jahre 1804 in die Untersuchung Moreau's verwickelt, hatte sich den Verfolgungen zu entziehen gewußt und bei einem Freunde verborgen gehalten. Hier fiel er in eine Krankheit, und da er eines Tages auf dem Gesichte seines Freundes einige Unruhe zu bemerken glaubte, woraus er schloß, sein längeres Verweilen könne letzterem gefährlich werden, so ließ er sich noch an demselben Abende in einer Sänfte in die Straße Clichy bringen, wo damals die Familie Hugo wohnte. Edelmüthig wie Madame Hugo war, zögerte sie keinen Augenblick den Freund ihres Gatten aufzunehmen, und behielt ihn mehrere Tage bei sich. Laborie's Fieber war gewichen, und er konnte wieder ausgehen und einen sichereren Aufenthalt suchen. Im Jahre 1809, nach vielen ausgestandenen Gefahren, flüchtete er noch einmal zu den Penaten der großmüthigen Frau; und da sie in tiefer Zurückgezogenheit lebte, so fand er bei ihr ein längeres Asyl und verweilte dort zwei Jahre Jedermann verborgen, in einem wohlverwahrten Gemache eines entlegenen Theiles des einsamen Hauses. Die angenehmste Beschäftigung des philosophischen Soldaten während einer so langen Unthätigkeit, in der er sich verzehrte, bestand darin, sich mit dem kleinen Victor zu unterhalten, ihn auf seinen Schoß zu nehmen, mit ihm den französischen Polybius zu lesen und von Kriegslisten und Kriegsmaschinen der Alten zu plaudern; auch den Tacitus las und erklärte er ihm, denn der kräftige Geist des Knaben fand bereits an dieser derben Nahrung Geschmack. Die ersten Elemente der lateini-

schen Sprache hatte Hugo von einem alten verheiratheten Geistlichen de La Rivière, einem guten Manne, erlernt. Indeß wurde Lahorie, in Folge einer abscheulichen Machination, über deren Urheber, welcher damals mächtig jetzt noch lebt, zu seiner Zeit Hugo die nöthigen Aufschlüsse mittheilen wird, bei den Feuillantinerinnen im Jahre 1811 verhaftet und ins Gefängniß geworfen, aus dem er nur hervorging, um mit Mallet zu sterben. *) Es ist begreiflich, welchen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf die feurige Seele des Knaben sowohl die Reden des geheimnißvollen Mannes, der von Haß glühte gegen die Tyrannei des Kaiserthumes, als sein unglückliches Ende machen mußte.

Ohne Zweifel wurde dadurch in dem jungen Hugo der Grund zu seinem Royalismus gelegt, der sich im Jahre 1814 kundgab. Außer dieser blutigen und finstern Erinnerung hinterließ ihm der Aufenthalt bei den Feuillantinerinnen auch andere lieblichere Nachklänge. In dem „letzten Tag eines Verurtheilten," finden wir die Rückerinnerung an „die schöne spanische Pepita" und „den zweiten Theil der Reisen Spallanzani's," anderswo spricht er noch von „der Schaukel unter den Kastanienbäumen." Der altersgraue verfallene Dom von Val-de-Grace, so melancholisch düster hervorschauend unter dem grünen Laubgewölb der Bäume, stellte sich gewiß der Einbildungskraft des Dichters wieder dar, so oft er an die einsamen Klostergärten dachte. An diesem träumerisch stillen Aufenthalte begann auch seine Bekanntschaft und Liebe mit einer andern Pepita, die damals mit ihm von gleichem Alter, späterhin seine Gattin wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Ausland Lavallette's Memoiren S. 1040.

Der Dey von Algier zu Paris.

(Schluß.)

Bevor ich von Hussein Pascha Abschied nahm, sprach ich mit ihm noch über Bruat, dessen vertrauter Freund ich sey. Der Dey lächelte, als ich sagte, dieser Offizier habe sehr ehrenvoll von ihm gesprochen. „Ich habe ja nichts für ihn gethan," sagte er. — „Sie haben genug gethan, da Sie ihm und seinen Gefährten den Kopf abschlagen lassen konnten." — „Und warum Dieß? Sie waren ohnehin unglücklich genug. Glauben Sie mir, daß ich nicht daran schuld war. Sobald ich den Schiffbruch der französischen Fahrzeuge erfuhr, sendete ich einige Offiziere ab, um die Franzosen gegen die Beduinen in Schutz zu nehmen, ein Volk, das zwar völlig unbeugsam ist, aber die Türken fürchtet, und nie gewagt haben würde, einem Christen Leides zu thun, den ich zu schützen befahl. Der Zufall wollte, daß von heftigen Regengüssen der Fluß östlich von Algier, der sich folglich zwischen dem Orte des Schiffbruches und der Stadt befindet, ungewöhnlich angeschwollen war. Meine Offiziere konnten nicht durch den Fluß setzen, und diese Verzögerung war Schuld, daß die Gestrandeten so große Leiden erdulden mußten. Die Einwohner wollten dieselben durchaus umbringen, weil eine Fregatte, die vorbeisegelte und die Briggs erblickte, Kanonen abfeuerte, was die Uferbewohner für einen Angriff hielten, außerdem hielten sie auch alle Franzosen, die sich im Lande befanden, für eben so viele gefährliche Kundschafter und Wegweiser ihrer Landsleute. Daher die Wuth des Volkes." Ich dankte Hussein für seine Mittheilung, indem ich ihm sagte, daß Bruat mir dasselbe erzählt habe.

Ich hatte die Geduld des Pascha's lang genug auf die Probe gestellt. Es war bald drei Uhr, als wir uns empfahlen. Ich dankte ihm für seine gütige Aufnahme, und er grüßte mich mit Kopf und Hand, indem er die in seiner Heimath gewöhnliche Höflichkeitsformel: „Du bist willkommen!" aussprach.

Ich kann nicht schließen, ohne ein Porträt von Hussein Pascha zu entwerfen. Der Dey von Algier ist ein Greis von mittlerer Größe. Er ist ziemlich wohlbeleibt und trägt, obgleich dreiundsechzig Jahre alt, noch Spuren tüchtiger Manneskraft. Sein Kopf ist groß und mit starken Zügen gezeichnet. Ein langer grauer Bart mit einem goldgelben Abglanz, auf den sich zwei gewaltige Schnurrbartklammern von schwärzerer Farbe, als diese übrige Mannszierde, herabkrümmen, vollendet die Schönheit seiner Gestalt. Seine sanften Augen sind zur Hälfte von ovalen Brillengläsern bedeckt, was im Schauspielhause einige Leute, die einen Türken mit Brille für ein unbegreifliches Wesen halten, in Erstaunen setzte. Viele von den Einwohnern Algiers und anderer Theile der Regentschaft müssen zu dieser Augenwaffe ihre Zuflucht nehmen, wenn ihr Gesicht von den auf den weißen Häusern, auf dem Pflaster und Sande zurückgeworfenen Strahlen der glühendheißen Sonne gelitten hat.

Hussein ist nicht so ernst und unempfindlich wie der Gesandte des Bei's von Tunis, der sich jetzt gleichfalls in Paris befindet; er lacht und plaudert gern. Er besitzt, wie mir scheint, mehr Bildung als gewöhnlich die Orientalen. Seine Antworten sind lebhaft, oft geistreich. Er ist gutmüthig und hat eine gewisse naive Ungezwungenheit, die ihn liebenswürdig macht. Sein Betragen ist sanft und einnehmend.

Hussein sagte mir, er werde einige Zeit in Paris zubringen, um zu sehen und zu lernen; er wolle es nicht wie jene Reisenden machen, die nicht schnell genug von Ort zu Ort kommen können, und am Ende so leer heimkehren, als sie ausgegangen sind. Man behauptete, der Pascha sey von gemeiner Herkunft; ich glaube es nicht, im Gegentheil scheint er mir nicht ohne Erziehung geblieben zu seyn. Sein ungezwungenes Benehmen, seine sanfte Sprache, seine heitere Gemüthsart machen seinen Umgang angenehm. Es fällt mir gerade eine Scene bei, die zur Genüge seine Gutmüthigkeit beweist. Herr André sah zur Seite des Kanapee's ein langes dünnes Rohr — einen Stockdegen — mit goldenem Knopfe stehen; er fragte, wem es gehöre. Hussein zeigte auf seinen Bart und sagte: „Es ist die Stütze des alten Mannes." Einen Augenblick darauf bot Herr André dem Pascha Theaterbillete an, die dieser anzunehmen weigerte, indem er höflich lächelnd sagte: „Ich will die Güte des Herrn André nicht annehmen." Herr André griff hierauf rasch zu dem Stocke und zog gleichsam zur Drohung den Degen ein wenig aus der Scheide. Hussein brach in ein Gelächter aus, und neigte den Kopf, den er mit beiden Händen hielt, indem er ausrief: „Wenn Sie so die Sache angreifen, muß ich wohl Ihnen verbindlich werden." Dieser kindische Scherz schien mir an einem

sechzigjährigen Manne, den ich kurz vorher erst noch in so ernster und edler Haltung gesehen hatte, nicht besonders lächerlich.

Befremden wird es, daß ich in meiner Unterredung mit Hussein nicht auf die Weiber zu sprechen kam; leider muß ich gestehen, daß ich dieses wichtige Kapitel zu berühren gänzlich vergaß. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, von den seinigen nicht zu sprechen, wie es denn auch das Zartgefühl verlangte. Es hat mir Jemand erzählt, der Pascha sey irgendwo von einer Dame gefragt worden, ob er sich nach Algier zurücksehne. Kaum hatte er diese Frage vernommen, als er zu seinem Dragoman sagte: „Frage doch diese Dame, ob ich ihr eine Geschichte erzählen darf?" Die schöne Fragstellerin beeilte sich hiezu die Erlaubniß zu geben, und Hussein sagte: „Ich hatte eine Nachtigall, die ich ungemein liebte; ich behandelte sie mit aller Sorgfalt, ich glaubte, sie würde den Atlas vergessen haben. Eines Tags öffnete ich ihren Käfig, sie flog dem Gebirge zu und kam nicht wieder." Ich kann die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen; allein wenn sie nicht wahr ist, ist sie doch gewiß gut erfunden.

Einen anderen Zug seiner Gutherzigkeit erzählt man, den ich leider gleichfalls nur vom Hörensagen habe. Einer der Franzosen, die im Dienste des Deys stehen, hat mehrere Kinder, und der Pascha wünschte, daß sie ihm vorgestellt würden. Unter diesen Kindern befand sich ein kleines, schönes, schüchternes Mädchen, die der Greis mit Liebkosungen überhäufte, indem er sagte: „Ich habe drei Töchter — er nannte hier ihre arabischen Namen, die man mir nicht sagen konnte — sie stehen alle drei in meinem Herzen; ich will die zweite näher an die erste rücken und zwischen die dritte und jene Dich stellen, so werde ich vier Töchter haben." Mich dünkt, die Patriarchen, deren hohe Einfalt wir bewundern, die liebevollsten Väter, und die geistreichsten Europäer hätten sich nicht besser ausdrücken können.

Es bleiben mir nur noch ein paar Worte zu sagen übrig. Das Gerücht ging, Hussein sey nach Paris gekommen, um wegen seiner Rückkehr nach Algier zu unterhandeln. Ich glaubte nicht darüber zuverlässige Erkundigung einziehen zu dürfen; allein meiner Meinung nach ist nichts an der Sache. Ich bin überzeugt, daß der Pascha nicht mehr daran denkt, noch einmal in seinem Beylik eine Rolle spielen zu wollen. Es scheint nicht, daß er der Statthalter des Königs der Franzosen zu werden wünschen wird, wo er früher unumschränkter Herr war. Soviel aber ist gewiß, daß man ihm, er möge nun als Gebieter oder als Abgeordneter Frankreichs zu Algier erscheinen, die Kehle abschneiden würde.

Literarische Chronik.

4) Mémoires et Souvenirs du Comte LAVALLETTE, Aide-de-camp du Général BONAPARTE, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Eine so reiche Fundgrube interessanter Anekdoten, die manch neues Licht auf die Zeitgeschichte und die darin auftretenden Hauptpersonen werfen, ist uns in den Memoiren des Grafen Lavallette geöffnet, daß es schwer wird, eine gedrängte Auswahl derselben zu machen. Folgende mögen hier eine Stelle finden. Es ist bereits gesagt worden, daß Lavallette, nach dem Untergange der Schweizer an der Sache des Königthums verzweifelnd, Dienste im französischen Heere nahm, um den Verfolgungen der Schreckensmänner zu entgehen. Mit mehreren jungen Leuten hatte er in dieser Absicht Paris verlassen, um als Freiwilliger unter die Legion der Alpen zu treten.

„Wir machten uns nach Autun auf den Weg und kamen am folgenden Tage in ein Walddorf, nahe bei Vermanton, dessen Einwohner ihren Lebensunterhalt durch Verfertigung von Holzschuhen gewannen. Ein Bischof und zwei seiner Vikare waren hier einige Tage zuvor auf ihrer Flucht angehalten und verhaftet worden. Bei Durchsuchung ihres Wagens hatte man einige hundert Louisd'or gefunden, und die Bauern hielten es für das einfachste Mittel, den Fund sich anzueignen, wenn sie dessen Eigenthümer ermordeten. Dieser neue Erwerbszweig schien so einträglich, daß sie, ihn fortzusetzen entschlossen, gegen alle Reisenden auf der Lauer standen. Unsre Matrosenkleidung schien zwar nicht viel zu versprechen, allein wir trugen die Köpfe etwas hoch, unsre Manieren verriethen Leute von Stand, und so glaubte ein kleiner buckeliger Kerl, eine Amtsperson des Dorfes, bei uns einen guten Fang zu wittern. Die Einwohner, die einmal entschlossen waren, keine Holzschuhe mehr zu machen, ließen sich den Wink des Buckeligen gesagt seyn; wir wurden auf die Munizipalität geführt, wohin uns der Pöbel folgte. Der höckerige Schreiber setzte sich an einen großen Tisch und las hier mit lauter Stimme und großer Wichtigkeit unsre Pässe vor: Ludwig Amadäus d'Aubonne, Andreas Ludwig Leclerc de la Ronde, Marie Chamans de Lavallette. Der Schurke las mit Fleiß zu meinem Namen das de, das nicht im Passe stand. Als man diese aristokratisch klingenden Namen hörte, erhob sich ein Gemurmel; Aller Augen waren feindselig auf uns gerichtet, und der Höckerige schrie, man müsse unsre Tornister untersuchen. Man würde da keinen geringen Fang gemacht haben. Ich war der ärmste von meinen Gefährten und besaß fünf und zwanzig Louisd'or in Gold. Schon sahen wir uns verloren, als d'Aubonne, der von ansehnlicher Größe war, auf den Tisch sprang und an die Versammlung eine Rede zu halten begann. Er war ein gewandter Mensch, der seinen Vers machte und bis in seine Fingerspitzen geladen war mit der damaligen Kunstsprache. Er begann mit einer Ladung von Schimpfwörtern und Flüchen, welche die Zuhörer in Erstaunen setzten; bald aber erhob sich sein Styl und er wiederholte die Worte: Vaterland — Freiheit — Volkssouveränität — mit einer Hitze und Donnerstimme, deren Wirkung ans Wunderbare gränzte. Ein einstimmiger Beifall unterbrach ihn. Der begeisterte Sprecher ließ es dabei noch nicht bewenden. Mit gebieterischer Stimme befahl er La Ronde auf den Tisch zu steigen. La Ronde war zu einem Possenreißer wie geboren. Er war ungefähr fünf und dreißig Jahre alt, von der abenteuerlichsten Gestalt und so schwarz wie ein Mohr. Seine Augen lagen tief im Kopfe und waren von dicken schwarzen Augenbrauen überschattet, Nase und Kinn von unmenschlicher Länge. D'Aubonne sagte zur Versammlung: „Ihr sollt bald sehen, ob wir Republikaner sind, die von Paris kommen oder nicht." Dann wendete er sich an seinen Gefährten und rief: „Antworte mir auf den republikanischen Katechismus! Was ist Gott? Was ist das Volk? Was ist der König?" Der Mohr erwiederte mit höchst erbaulichem Gesichte und näselnder Stimme, indem er dabei die Glieder verrenkte wie ein Harlekin: „Gott ist die Natur; das Volk sind die Armen; ein König ist ein Löwe, ein Tiger, ein Elephant, der das arme Volk in Stücke reißt, verschlingt und zu Tode quetscht." Es war unmöglich, solchen erhabenen Gesinnungen zu widerstehen. Erstaunen, Jubelgeschrei, Begeisterung stieg aufs Höchste. Die Redner wurden umarmt, herabgerissen und im Triumph davon getragen. Man stritt sich um die Ehre, uns zu beherbergen; wir mußten trinken, so viel in uns hineinging, und wir hatten eben so große Noth, uns aus den Armen unsrer neuen Freunde loszumachen, als vorher ihren räuberischen Händen zu entkommen. Glücklicherweise fand d'Aubonne auch hiezu Rath; er bemerkte mit imponirender Gravität, daß wir nicht Zeit hätten, uns aufzuhalten, da das Vaterland den Tribut unsers Muthes verlange."

(Fortsetzung folgt.)

Eine sardinische Hochzeit.

(Schluß.)

Diesem ziemlich lärmenden Vortrabe folgt ein ernster schweigender Schauritt, in dessen Mitte sich der Bräutigam durch die Pracht eines ganz neuen Kleides und das reiche Geschirr seines Pferdes *) auszeichnet. Bald nachher verkündet das Knarren der Achsen und das Geklingel zahlloser Schellen die Abfahrt der Wägen; sie werden von Ochsen gezogen, deren mit Bändern umwickelte Hörner auf den Spitzen mit Orangen geschmückt sind. Auf den ersten Wägen befinden sich die Matratzen, die sich in viereckigen Haufen erheben, die Bettstellen und Zubehör, Pyramiden von Stühlen, Alles mit Lorbeer- und Myrthenzweigen bedeckt; dann kommen Tische und Bänke; hierauf zwei ungeheure Kommoden, wovon eine das Linnen der Wirthschaft, die andere die Kleider der Braut enthält. Zwei Wägen sind mit Küchen- und anderm Geräthe beladen, unter dem man einen großen Vorrath von Spindeln und Rocken, mit Flachs umwickelt und zum Spinnen zugerichtet, bemerkt.

Drei oder vier Wägen mit Getreide beladen, machen den ersten Vorrath der neuen Wirthschaft aus; der letzte trägt die Mühle und Alles, was man in Sardinien zur Bereitung des Brodes bedarf. Endlich schließt der geduldige Molentu (Esel) mit einem langen Stricke an der Mühle befestigt, die er nun bald zum ersten Male treiben soll, den Zug auf eine belustigende Weise. Schweif und Ohren mit Bändern und Myrthen geziert, zieht das geduldige Thier die letzten Blicke einer vom Schauen bereits ermüdeten Menge auf sich, und die Fröhlichkeit, die es erregt, gewährt nach der ernsten Pracht, die ihm vorausging, eine angenehme Zerstreuung. Dem Zug folgen gewöhnlich drei oder vier Traches, **) in denen sich mehrere der Braut verwandte oder befreundete junge Mädchen befinden; sie sind damit beauftragt, den Hausrath und die Aussteuer in Ordnung zu bringen. Ihre Tracht an diesem Festtage ist voll Anmuth und sehr glänzend.

Wenn Alles am Bestimmungsorte angekommen ist, so geht es ans Abladen der Wägen. Hier geht der Bräutigam mit gutem Beispiele voran, indem er der Erste eine Matratze des Ehebettes auf seine Schultern ladet; allein die jungen Leute vertreten ihm den Weg nach der Kammer und werfen oft alle übrigen Matratzen auf ihn, daß er ganz davon zu Boden gedrückt wird: ohne Zweifel eine Anspielung auf die Bürde, die er sich jetzt auflegt. Die jungen Freundinnen der Braut ordnen alle Geräthschaften mit der größten Sorgfalt und schmücken jeden Pfeiler mit Blumen, die man hängen läßt bis sie verdorrt von selbst abfallen.

Endlich kommt der Hochzeitstag, der im Kirchspiele der Braut gefeiert wird. Der Bräutigam, von einem Geistlichen seines Dorfs, seinen nächsten Anverwandten und den Paralymphes begleitet, begibt sich mit großem Gefolge in das Haus der Braut; sobald die Mugliacheri (Hochzeitsleute) die Thürschwelle betreten, fällt die Braut vor ihrer Mutter auf die Knie und bittet um ihren Segen; diese segnet und tröstet sie, und vertraut sie dem Geistlichen des andern Dorfes, so wie der Bräutigam dem Geistlichen aus dem Dorfe der Braut übergeben wird. Beide Abtheilungen machen sich nun unter dem Schalle der Doppelflöten, des Glockenspiels und dem Knallen der Gewehre ***) nach der Kirche auf den Weg. Zur Mahlzeit versammelt man sich bei den Eltern der Frau, und hier müssen die beiden Eheleute zum ersten Male neben einander sitzend ein Gericht aus Einer Schale und mit Einem Löffel essen.

Bald nachher reißt man auf ein gegebenes Zeichen die junge Frau aus den Armen ihrer Eltern, um sie auf ein reichgeschirrtes Pferd zu setzen, welches sie mit Gepränge nach ihrer neuen Wohnung bringt. Die Launeddaspieler gehen der Frau einige Schritte voraus; diese, deren Pferd von einem Manne am Zügel geführt wird, nimmt den Ehrenplatz zur Rechten ihres Gatten ein, der diese Ordnung immer beobachtet. Die Verwandten und Freunde, zwei und zwei neben einander gehend, bilden eine lange Reihe; die Weiber zur Rechten hinter dem Gatten und die Männer zur

*) Man bedient sich gewöhnlich sehr reicher Geschirre, die von großen Herren den Bräutigamen gern geliehen werden.

**) Dieß ist ein mit Matratzen belegter und mit einer Blache bedeckter Wagen, dessen sich die Frauen im mittägigen Sardinien häufig bedienen.

***) In Corsica setzt man die Flintenschüsse selbst im Hause und während des Hochzeitmahls, besonders beim Ausbringen der Gesundheiten, noch fort; man geht da oft so weit, Pistolen unter dem Tische loszuschießen.

Linken. Fällt die Hochzeit in eine Jahrszeit, wo man die Sonnenhitze zu fürchten hat, so fügen die Frauen ihrer reichen Tracht noch einen runden Filzhut bei, den sie gewöhnlich für diese Gelegenheit zu leihen nehmen, und mit Federn, Borden, Bändern und Blumen ausschmücken.

Sobald die Flöten und das Freudengeschrei die Ankunft der Gesellschaft verkündet, bereitet sich die Schwiegermutter der jungen Frau, oder deren nächste Verwandte, sie zu empfangen, indem sie ein Glas Wasser und eine Schüssel, auf der sich Getreide, Salz und Zuckerwerk befindet, zur Hand nimmt. Sie geht ihnen bis zum Eingange des Hofes entgegen; sobald sie die Verheiratheten bemerkt, gießt sie das Wasser aus und wirft ihnen einige Hände voll von dem Inhalte der Schüssel entgegen, um den Ueberfluß anzudeuten, den sie ihnen wünscht; Dieß nennt man das Vertheilen der Grazia. *) Die Frau wird hierauf auf die Hausflur zu einem mit einem reichen Teppiche bedeckten Tische geführt, neben welchem ein kleines Taburet steht, das als Fußschemmel gebraucht wird. Hier muß dem Gebrauche zufolge die Frau vom Pferde steigen; nach dem Säulengange geführt, küßt sie hier zum Zeichen der Achtung und des Gehorsams ihren neuen Eltern die Hand und wird nun nach der Hochzeitskammer, domu e lettu (Bettkammer) genannt, gebracht. In einigen Bezirken der Insel wirft die Schwiegermutter erst in dem Augenblicke dieser Einführung die Grazia aus.

Während des Festes essen die jungen Eheleute wieder aus Einer Schüssel und mit Einem Löffel; Tanz beschließt den Tag.

England's neueste Eroberung.

Das neue vulkanische Eiland im mittelländischen Meere ist bereits von den Engländern förmlich in Besitz genommen worden; wenigstens hat Kapitän Stenhouse, der von Malta aus auf dem Kutter „die Hindin“ dahin gesendet worden war, die britische Fahne auf der Insel aufgepflanzt und in des Königs Namen sie für Englands Eigenthum erklärt. Diese Eroberung und Gebietsvergrößerung Großbritanniens war nicht ohne Schwierigkeit und Gefahren, da der Vulkan in voller Arbeit war und Wolken von Asche auswarf, die wenige Stunden darnach sich verhärtete. — Der „Examiner“ macht sich hierüber in einem Artikel: „gute Neuigkeiten für die Aristokratie,“ überschrieben, mit folgenden bissigen Bemerkungen lustig: „Ein vulkanisches Eiland ist an der Küste von Sicilien aufgestiegen, und von Kapitän Stenhouse im Namen Sr. britischen Majestät in Besitz genommen worden. Der Teufel selbst arbeitet für die Aristokratie. Ein Aschenwirbel hat seinen Weg aus dem höllischen Schornsteine nach der Oberwelt gefunden und sogleich auch seinen Herrn unsern König; nun wird sich darauf bald eine Garnison niederlassen, ein Lord Thomas wird als Gouverneur hingeschickt, ein Sir Charles als Befehlshaber der Armee, ein Honourable Tom Rackerly als Bischof, ein Herr Truckler als Staatsanwalt, und die Sache hat ihren Gang. — In einem oder in zwei Tagen wird Lord Londonderry die auf die neue Insel Cenerentola bezüglichen Papiere vorgelegt haben wollen, und behaupten, daß die Ehre und das Interesse der britischen Nation auf diesem Theile der Welt nicht gehörig aufrecht gehalten worden seyen; daß die Franzosen geheime Absichten haben; daß bereits zwei Fregatten in Toulon ausgerüstet seyen. Er wird beweisen, daß Frankreich durch die Besitznahme von Cenerentola in den Stand gesetzt werde, seine Krallen nach Sicilien auszustrecken, und so der Herrschaft des mittelländischen Meeres sich zu bemächtigen. Griechenland und Italien werden dann schnell von dieser ehrgeizigen Nation verschlungen, und seine alten Absichten auf Aegypten werden wieder aufleben und ausgeführt werden. Unser alter Bundsgenosse, der Türke, wird sodann bald vom Throne gestürzt seyn und die dreifarbige Fahne von den Thürmen des Serails wehen. Seine Herrlichkeit werden dann Cenerentola mit den Klippen vergleichen, die der nachläßige Steuermann des Staatsschiffes nicht wahrnimmt, oder vielleicht wird er auch sagen, es sey die heiße Asche, die Frankreich in den Brennstoff Europa's werfen werde. Lord Aberdeen wird diese Ansichten unterstützen und die Gelegenheit ergreifen, auf Frankreichs unermeßlichen Ehrgeiz zu schelten, und die unverdiente Erniedrigung unsers alten, herrlichen und treuen Verbündeten, Königs Miguel, zu beklagen.“

*) Die Grazia erinnert an die Nüsse, welche die Römer bei ähnlicher Gelegenheit auswarfen. Das Glas Wasser ist ein Ueberrest des hebräischen Ritus.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 268. 25 September 1831.

Manilla und seine Umgebungen. *)

Es war am 23 Dezember als wir in der Bai von Manilla ankamen, und vor Cavita Anker warfen. Mein erster Ausflug von diesem leztern Orte war nach dem zwei Meilen entfernten Teralta, wo ein Franzose Namens Chapar wohnte, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Dieser versah mich mit zwei Führern, von denen jeder ein Pferd hatte, um meine Sammlungen fortzubringen, und empfahl mich dem Pfarrer eines in den Bergen gelegenen Dorfes. Am zweiten Tage kamen wir zu dem Padre Mariano, so hieß der Pfarrer, der mich mit großer Güte aufnahm, und als ich ihm meine Absicht erklärte, tiefer in die Berge einzudringen, einige Indier aufforderte mich zu begleiten. Diese kannten kein größeres Glück, als ihrem verehrten Pfarrer einen Gefallen zu erzeigen, und stritten sich um die Ehre, mir als Führer zu dienen. Wir kamen Nachmittags zu einem kleinen Hause, das dem Pfarrer gehörte, und das er zu meinem Aufenthaltsorte und Hauptquartier während meiner Ausflüge bestimmt hatte. In der Nähe waren einige kleine, von armen malayischen Familien bewohnte Häuser, in dem des Pfarrers aber wohnte sein Pächter, dessen einziges Geschäft war, Reiß zu bauen. Nicht ohne Erstaunen betrachtete ich in dieser hohen Gegend die unermeßlichen Reißfelder, die hier im üppigsten Flor standen. Nirgends habe ich eine Pflanze schöner, und die Körner größer gesehen, als auf diesen Bergen; in keinem Lande fand ich ihren Geschmack so süß und so angenehm. Dieß überzeugte mich von der Falschheit der allgemein angenommenen Meinung, daß man die Reisfelder während der Zeit des Wachsthums unter Wasser sezen müsse, wie Dieß in vielen Ländern geschieht. In den Bergen, die ich durchstreifte, werden sie nur vom Regen befeuchtet, und auch dieser fällt nicht allzureichlich. In der ersten Nacht, welche ich in dem obenerwähnten Hause zubrachte, fand ich die Kälte so streng, daß ich aufstehen und Feuer anzünden mußte; die Eingebornen haben keine Betten, sondern schlafen auf dem mit Matten belegten Boden, ich mußte ein gleiches thun, fand es aber nicht sehr angenehm.

Wenn ich die Natur des Bodens untersuchte, den ich durchwanderte, so konnte ich mich kaum übee die herrliche Vegetation dieses Landes wundern: überall und vorzüglich in den großen Waldungen findet man anderthalb bis zwei Fuß tiefe Dammerde, in der die Gewächse wurzeln und eine gewaltige Entwicklung nehmen. Die Unterlage dieses Bodens bildet eine gute bräunliche Erde, gleich der unsrer Getreidegegenden. Unermüdlich durchstreifte ich nach allen Richtungen die Höhen und Schluchten der Berge, die von tausend kleinen Flüssen bewäßert und mit Teppichen von Beslerien, Begonien, Farrenkräutern u. s. w. bedeckt sind. Die Natur entwickelt unter diesem glücklichen Himmelsstriche ihre ganze Kraft. Weder Feuer noch Axt haben an dieser üppigen Vegetation ihre zerstörenden Wirkungen versucht. Der Baum des Hochwaldes breitet hier seine majestätischen Wipfel aus, ohne Furcht, die Hand des Holzhauers herbei zu locken, und die Lianen schlingen ihre wuchernden Ranken um die Stämme, bis diese mit ihnen fallen.

Nach acht Tage langen Ausflügen waren die beiden Pferde, die ich bei mir hatte, mit gesammelten Pflanzen überladen, so daß ich auf den Rückweg denken mußte. Die einzige Nahrung die ich während dieser Woche, die ich in den Bergen zubrachte, genoß, war Reiß in Wasser gekocht, oder in hohlen Bambusstäben *) geröstet. Für einen Europäer, der hieran nicht gewöhnt, und noch dazu stets auf den Beinen war, reicht diese Nahrung bei weitem nicht zu, und als ich am Abend wieder bei dem Pfarrer Mariano ankam, hatte dieser auch nichts Eiligeres zu thun, als mir ein Abendessen bereiten zu lassen. Am andern Morgen begleitete ich den Pfarrer in die Kirche, die ich zu meinem Erstaunen sehr groß

*) Im Jahre 1818 sandte der französische Marineminister die zwei Gabarren le Rhone und la Durance ab, um in China selbst oder in dem indischen Archipel Chinesen anzuwerben, und sie nach Cayenne zu führen, wo sie den Anbau fremder Gewächse verbreiten, und allmählich diese ausgedehnte Besizung kolonisiren sollten. Man meinte hiedurch die Neger zu ersezen, deren Handel abgeschafft worden war. Der Plan mißlang gänzlich. Herr Perrottet der seinen Aufenthalt in Manilla und seine Ausflüge in der Umgegend erzählt, war Botaniker, und sollte Pflanzen, die für den Anbau in den französischen Kolonien taugten, aussuchen und mit sich nehmen.

*) Die malayischen Hirten und Reisenden bedienen sich keines andern Topfes, um den Reiß zu kochen. Sie spalten zu dem Ende einen Bambusstab von ungefähr zwei Fuß Länge, feuchten den Reiß an, wickeln ihn sodann in ein großes Baumblatt, und legen ihn in die Höhlung des Bambus, dessen beide Theile sie wieder an einander fügen. Wenn man diese Art Cylinder eine Zeit lang über einem guten Feuer herumdreht, so wird der Reiß gut gekocht, und erhält einen köstlichen Geschmack.

und ungemein besucht fand. Ich hatte mir über die Bevölkerung des Dorfes eine unrichtige Idee gemacht; es ist ziemlich groß, die Häuser stoßen hart aneinander, und in jedem Hause wohnen wenigstens 12 bis 15 Personen. Die Bewohner des Dorfes sind, je nach ihrer Thätigkeit, mehr oder minder wohlhabend, sie bauen nichts als Reiß, und die zwei Centen die sie jährlich machen, sind so reichlich, daß sie troß des niedern Preises (das Pfund kostet nur einen Quartz, ungefähr 1½ kr.) schöne Summen gewinnen. Auch etwas Indigo wird gepflanzt, aber die Bereitung desselben ist sehr unvollkommen, was in der That sehr zu bedauern ist, denn er ist vorzüglich schön und kann dem Indigo jedes Landes die Wage halten.

Ich kehrte nun nach Teralta und von da auf das Schiff zurück, wo ich meine Pflanzen in Ordnung brachte. Dann schiffte ich mich nach Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln ein, welche drei Meilen von Cavita, wo unsere Schiffe vor Anker lagen, entfernt ist. Ich machte die Ueberfahrt in einem Fahrzeuge, das man Tasco nennt, dieses hat auf beiden Seiten große Balancierstangen aus Bambus, welche noch acht bis zehn Fuß über den Schiffsrumpf hinausreichen. Sie erhalten das Gleichgewicht, und man bindet die Segeltaue daran fest, vermindern aber sehr die Schnelligkeit des Fahrzeugs. Ein Franzose in spanischen Diensten, Herr Solier, war der erste Einwohner Manilla's, mit dem ich in freundschaftliche Verbindung trat, er verschaffte mir alle nöthigen Nachweisungen, wie ich mich zu benehmen hätte, um die schöne Umgegend kennen zu lernen. Zugleich führte er mich bei einem der reichsten Einwohner Manillas ein. Dieser Mann hieß Tuason, ist ein Eingeborner, spricht ziemlich gut Französisch, und besitzt ein unermeßliches Vermögen. Er befiehlt über ganze Völkerschaften von Indiern, und hat fast in allen Theilen der Insel Landeigenthum. Dieß war für mich eine kostbare Bekanntschaft, der ich während meines Aufenthaltes eine Menge Verbindlichkeiten schuldig wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Albanesen in Italien.

(Fortsetzung.)

Die Griechen von Calabrien — so nennt man die italienischen Albanesen — stehen bei ihren Nachbarn in üblem Rufe, ohne es zu verdienen; von langer Zeit her auf die Arbeit als eine Nothwendigkeit angewiesen, und in undankbare Gebirge verdrängt, haben sie ausgedehnte Halden urbar gemacht und vorher wüst gelegene Gegenden bevölkert. Durch ihre Lage, durch ihren Kultus, durch ihre Sitten von den übrigen Italienern geschieden, haben sie mitten unter denselben ihre Eigenthümlichkeit bewahrt. Vier Jahrhunderte vermochten nicht ihre Nationalität zu verlöschen. Ihre Sprache hat sich unvermischt erhalten, und nur wenige fremde Worte schlichen sich durch ihre neuen Verhältnisse nothwendig ein. Noch immer verstehen sie ihre albanesischen Landsleute vollkommen. Sie reden das Calabresische nur, wenn sie im Verkehre dazu gezwungen sind, niemals aber unter sich.

Ihre Sitten haben mehr durch gewaltsamen Druck, als durch die Zeit Veränderungen erfahren. Die Regierung selbst ließ es sich angelegen seyn, sie ihrer Nationalität zu berauben, und mit ihrem eisernen Richtscheit fuhr sie über diese Gebirgsbewohner hin. Die Albanesen mußten ihre vaterländische Tracht ablegen; aber noch gingen sie bewaffnet. Ein königliches Dekret vom Jahre 1821 strafte Jeden mit dem Tode, welcher Waffen tragen, oder in dessen Hause solche gefunden würden. *) Die Albanesen kamen vormals auf ihren öffentlichen Plätzen zusammen, wo sie im Mondschein ihre alten vaterländischen Lieder sangen; ein neues Gesetz verbietet jede Vereinigung von mehr als fünf Personen und die öffentlichen Plätze sind als Herde der Empörung geschlossen worden. Ein heiteres und gemüthliches Volk liebten die Albanesen Tanz und Feste; Elend hat die öffentliche Fröhlichkeit verscheucht, und die tausendköpfige Polizei vernichtete das Vertrauen und die gemeinsame Freude, indem sie Parteien schuf und Zwietracht ausstreute.

Mitten in ihren Leiden, nach so vielen Jahren und Wechselfällen haben sich indeß die italienischen Albanesen noch einen Schatz von Edelmüthigkeit bewahrt; man sieht noch an ihnen den stolzen Trotz der alten Unabhängigkeit. Die Gastfreundschaft üben sie ohne Prunk, aber mit einer völlig homerischen Einfachheit.

„Du siehst nur noch unsere Schatten," sagte mir ein alter Albanese mit weißen Haaren, wobei er mich mit dem treuherzigen Du der Calabresen anredete, „in meiner Jugend hättest Du noch ein Albanien in den Gebirgen Calabriens gefunden. Die Bewohner würden Dich mit einem Feste und unter Guittarrenklang empfangen haben; aber heutzutage gleichen wir uns selbst nicht mehr. Sie haben Furcht vor Dir, sie halten Dich für einen Spion."

In ihrem Kultus folgen sie der griechischen Kirche, und wiewohl sie sich dem römischen Stuhle unterworfen haben, so verabscheuen sie ihn doch, und belegen ihn mit dem Beinamen rapace und perfido. Allein sie mußten sich hierin wohl fügen, da es eine Frage um Seyn oder Nichtseyn wurde. Ihre Geistlichen verheirathen sich, und ich genoß das Vergnügen einen Mann im Priesterrocke von seiner Frau und fünf Kindern umgeben zu sehen. Ein anderer zeigte mir Voltaire's und Rousseaus Schriften neben seinen Gebetbüchern; er hatte sie mit schwerem Gelde angeschafft, denn von den Alpen bis Syrakus haben göttliche und menschliche Gesetze ihren Fluch über sie ausgesprochen. Mit einem Wort, der albanesische Klerus ist so protestantisch als der von Genf oder Edinburg. Die Geistlichkeit gehört übrigens in Kirchensachen unter den Sprengel des Bischofs von Bisignano; da aber dieser fromme Mann einen tiefen Abscheu gegen alle verheiratheten Priester hegt, welcher Kirchengemeinde sie auch angehören mögen, so leben die Geistlichen, die es mit der bischöflichen Gunst nicht verderben wollen, unbeweibt. Außerdem haben sie aber auch noch einen Bischof von Synope (in partibus) der jedoch nur die Weihe der griechischen Priester zu besorgen hat; letztere mußten vordem dieser wegen nach Rom gehen. Er bewohnt das griechische Kloster von San Adriano, eine Viertel-Meile von San Demetrio, und ist ein ehrwürdiger, unterrichteter und durchaus nicht bigotter Mann. Nach dem Kaffee, der im Königreich Neapel so gut wie im Oriente eine unerläßliche Ceremonie ausmacht, zeigte er mir seine Vorarbeiten zu einer Geschichte der Albanesen, und ich verdanke ihm über dieselbe schätzbare Mittheilungen. Unter den Büchern, die er hiezu benützt, fand ich eine kleine

*) Seitdem wurde dieß Gesetz gemildert, und Galeere anstatt der Todesstrafe bestimmt.

äußerst seltene Schrift von Angelo Masci, der selbst ein in Italien geborner Albanese und ein verdienstvoller Gelehrter, vor einigen Jahren in Neapel starb.

In diesem Werkchen stellt der genannte Verfasser interessante Vergleiche zwischen seinen Landsleuten und den Germanen an, wie sie Tacitus schildert. In der That läßt sich auch zwischen beiden, wie überhaupt zwischen allen auf einer tiefern Stufe der Civilisation stehenden Völkern eine Parallele ziehen, namentlich in Betracht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, zu kühnen Waffenthaten und Abenteuern. In andern Beziehungen sind dagegen Albanesen und Germanen durchaus verschieden. So stehen insbesondere die Frauen, die bei den Germanen, selbst als sie noch halbwild in ihren Eichenwäldern umherirrten, einer tiefen und fast göttlichen Verehrung genossen, bei den Albanesen ganz noch im orientalischen Verhältnisse. Die Frau ist hier nur die ancella des Hauses, und wenn gleich die Sklaverei nicht mehr durch die Gesetze besteht, so hat sie sich doch noch in den Sitten fortgeerbt und zwar vollständig. Eifersucht sowohl als Gewohnheit — denn die Männer sollen in ihren ehelichen Verhältnissen äußerst argwöhnisch und rachsüchtig seyn — haben das weibliche Geschlecht in einer so unwürdigen Erniedrigung erhalten. Die Weiber sind sehr unwissend; die des gemeinen Volkes müssen die Feldarbeiten verrichten, die Beschäftigung der übrigen bildet bloß die Spindel. Die Mutterliebe allein gibt ihnen Ersatz für den Druck der Dienstbarkeit, unter welchem sie ihr Leben hinbringen.

Der obenerwähnte Weihbischof machte mich mit verschiedenen Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt. Die bei Leichenbegängnissen üblichen Feierlichkeiten sind die eines halbwilden Volkes. Verwandte und Freunde versammeln sich im Hause des Verstorbenen, man legt ihm seine besten Kleider an, und trägt ihn in sitzender Stellung mit entblößtem Gesichte zur Kirche. Der Zug folgt dahin unter lautem Klagen und Schluchzen, Männer und Weiber raufen sich die Haare und schlagen sich mit den Fäusten auf die Brust; eine Art Leichenrede wird zu Ehren des Verblichenen gehalten, und das Ganze schließt mit einem Schmause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönung des Königs von England.

Der eilfte September, der zur königlichen Krönung bestimmte Tag, sah bei dem ersten Morgenstrahle die unermeßliche Hauptstadt des britischen Reiches in geschäftiger Bewegung. Der Donner des Geschützes verkündigte den Anbruch des festlichen Tages, und zur selben Stunde sah man auch schon eine zahllose Menge in verschiedenen Richtungen dem großen Fokus der Feierlichkeit, der Westminsterabtei, zueilen. Ungeachtet des kalten Morgens hatte bereits um fünf Uhr eine Menge Personen die in der Parlamentsstraße zu beiden Seiten über einander geschichteten Sitze eingenommen. In der Nachbarschaft der Abtei erhob sich Galerie an Galerie von der westlichen Pforte der Kathedrale an, wo die königlichen Majestäten einziehen mußten, rund um den Kirchhof der heiligen Margarethe. In ellenlangen Buchstaben las man daran die prächtigen Aufschriften: „Die königliche Krönungsgalerie.“ — „Die königliche Galerie.“ — „Der königliche Platz.“ — „Der Kronenstand.“ — „Der königliche Wilhelm.“ — „Das treue Blau.“ — „Das königliche Braunschweig“ — u. s. w. Manche dieser Galerien hatten nicht bloß für das Auge gesorgt, in der guten Ueberzeugung, daß die loyalste Gesinnung mit leerem Magen auf schwachen Füßen steht. Man konnte sich im untern Stockwerke Stoff holen zu einem dauerhaften Jubel im obern. In früher Morgenstunde waren nicht allein bereits die Brettergerüste, sondern auch alle Balkone, Fenster, Hausdächer, und überhaupt jeder Ort besetzt, wo immer nur ein Blick auf die Straße offen blieb. Indeß konnte man noch bis gegen acht Uhr bequem Platz finden; erst als die Stunde herannahte, wo der Zug sich in Bewegung setzen sollte, stürmte Alles, was nur Beine hatte, den Straßen zu, durch die er kommen mußte. Ein Heer von Menschen rannte herbei mit Waschbänken, Zubern, Leitern, Stühlen, Tischen, und was immer nur tragbar war und die Hoffnung gab, zwischen den Wagen, Kutschen und Karren, die am Ende der Straßen hinter der Volksmenge sich aufgestellt hatten, einen höhern Standpunkt über den wogenden Köpfen zu gewähren. Zwanzig Minuten vor eilf Uhr verkündete der Geschützdonner, daß der König den Palast verlassen habe. Se. Majestät saß mit entblößtem Haupte und mit einer hohen Halskrause angethan im Wagen; neben ihm auf etwas höherm Sitze die Königin mit einer Perlenkrone auf dem Kopfe. Während die Wagen vorüberfuhren, spielten die Musikbanden, die längs den Straßen aufgestellt waren, das „God save the King.“ Der Lord Kanzler fuhr in einem Staatswagen, einem altehrwürdigen Gebäude, das dem Volke nicht wenig Belustigung gewährte. Den Zug eröffnete eine Schwadron der Leibgarde, dann folgte der Herzog und die Herzogin von Gloucester, jedes in einem sechsspännigen Wagen, auf gleiche Weise hinter diesen die Herzogin von Cambridge, der Herzog von Sussex, der Herzog und die Herzogin von Cumberland, alle umgeben von Leibgarden zu Pferde. Hierauf kamen zehn königliche Staatswagen mit den höchsten Beamten des königlichen Hauses, abermals eine Schwadron Leibgarde, die Stallmeister und Adjutanten des Königs zu Pferde je zwei und zwei, der königliche Oberjägermeister (Master of His Majesty's Buck-Hounds), Viscount Anson zu Pferde, sechs Rosse aus dem königlichen Marstalle, mit reichen Decken behangen, und von zwei Edelknaben geführt, die Marschälle, vier Mann hoch, hundert Yeomen der Garde, zwölf Lakaien — endlich die mit acht milchweißen Rossen bespannte Staatskutsche, worin König und Königin fuhren, zu beiden Seiten vier Kammerherren zu Fuße, an jedem Rade ein Yeoman der Garde und zwei Lakaien an jedem Schlage, der Obrist (Goldstick) und Kapitän der Yeomen der Garde, gleichfalls jeder an einem Schlage zu Pferde und von zwei Edelknaben begleitet u. s. w.

Die Spitze des Zuges bewegte sich unter dem tiefsten Stillschweigen der Volksmenge vorwärts, bis der Herzog von Sussex kam, der von lautem Beifall begrüßt wurde. Auch dem Herzog von Cumberland versagte die Volksstimme ihren Tribut nicht, leider bestand aber der Gruß in jenen unwillkommenen Zungenlauten, womit man sich Stillschweigen zu verschaffen sucht. Die Wagen der Minister, die den Morgen über durch die Volksmenge hinfuhren, wurden mit Stillschweigen vorbeigelassen, wahrscheinlich, weil man sie nicht kannte; nur Lord Brougham wurde mit lautem Beifalle bewillkommt. Der König, der sehr wohl und heiter aussah, hatte sich des lautesten Jubels zu erfreuen, mit dem das allzeit gerechte und dankbare Volk gegen liberale Fürsten nie zu sparsam ist.

Der Leser muß uns jetzt in das Innere der Abtei folgen, was er um so lieber thun wird, wenn er weiß, daß außen, bald nachdem der Zug vorüber war, ein tüchtiger Regen den Zuschauern die Köpfe wusch. Die Abtei war bereits um vier Uhr des Morgens geöffnet worden. Gegen neun Uhr hatten die Pairs und ihre Frauen, die Mitglieder des Unterhauses, die Kronbeamten, die Erzbischöfe und Bischöfe, und wer sonst bei der Krönung beschäftigt war, ihre angewiesenen Plätze eingenommen. Die Chorsänger und Musikanten standen gleichfalls um diese Zeit schon auf ihren Posten; erstere trugen Chorhemden und Scharlachmäntel. Die Pairs und andere Personen von hohem Range, wie die fremden Gesandten, wurden durch die westwärts gelegene Pforte eingelassen. Die Pairs trugen ihre Staatskleidung von karmoisinrothem Sammt und hatten ihre Kopfbedeckung in den Händen oder ließen sie von Pagen tragen. Diese Pagen waren Söhne von Edelleuten, und in scharlachrothe Röcke mit blauen seidenen goldbefranzten Schärpen und weißen Halskrägen über die Schultern gekleidet. Auch die Frauen der Pairs trugen karmoisinrothe Gewänder mit langen hermelingefütterten Schleppen, Straußenfedern und Diamantschmuck im Haare. Der prachtvolle Anzug dieser Damen blendete das Auge, als sie das Kirchenschiff entlang nach dem Chore wanderten. Fast alle waren mit Halskrausen nach der Mode zu den Zeiten der Königin Elisabeth angethan. Außer den Pairs und ihren Frauen sah man denselben Weg eine

unzählige Heerschaar anderer Personen von Rang in ihren verschiedenen Staatskleidungen ziehen; die Aufmerksamkeit zogen besonders der Fürst von Talleyrand und die Herzogin von Dino auf sich. Auch der Herzog von Wellington, von drei Edelknaben gefolgt, der Herzog von Richmond, Lord Grey, der Lord Kanzler und manche andere hohe Personen mußten hier die Musterung passiren, und wurden von den Augen und Bemerkungen zahlloser Damen begleitet. Die Herzogin von St. Albans besonders strahlte in einem Sternenhimmel von Diamantenverschwendung, und ihre goldene Halskrause leuchtete wie ein Heiligenschein um ihre breiten Schultern. Nicht minder fesselte die Herzogin von Richmond durch ihre Schönheit und durch ihren Schmuck die Augen. Die junge Marquise von Hastings aber überstrahlte weit diesen Paradiesgarten englischer Schönheiten.

Das näher und näher brausende Freudengeschrei der Volksmenge verkündigte endlich die Ankunft des Königs. Die Wappenherolde, der Dechant und die Stiftsherren von Westminster in ihren glänzenden Mänteln, sammt den Kronbeamten zogen nun das Kirchenschiff entlang, um die königlichen Majestäten zu empfangen. Ein Choral wurde angestimmt, aber übertäubt von dem Jubelgeschrei, das an den Gewölben der Abtei widerhallte. Der Zug, der sich nur langsam herein bewegte, war folgendermaßen geordnet: Voran die Wappenherolde, der Dechant und die Stiftsherren von Westminster; die verschiedenen Lords Kammerherren im Dienste, der Lord Siegelbewahrer, ihm zur Seite der Präsident des Staatsraths; der Lord Kanzler von Ireland; der Lord Kanzler von England; der Lord Erzbischof von Canterbury; die Prinzessinnen von königlichem Geblüte; die Herzogin von Cambridge in einem Staatskleide von Purpur mit einem Goldreife um die Schläfe; die Herzogin von Cumberland; die Herzogin von Gloucester. Nun wurden die Insignien der Königin getragen, zwischen denen die Lords Kammerherren der Königin einhergingen. Den Elfenbeinstab mit der Taube trug der Earl von Cawdor; das Scepter mit dem Kreuz gegenüber der Earl von Jersey; die Krone der Herzog von Beaufort. Hinter ihm ging die Königin, zu ihrer Linken der Bischof von Winchester, zu ihrer Rechten der Erzbischof von Armagh; ihre Schleppe trug die Herzogin von Gordon, dann folgten die Kammerfrauen im Dienste, die Palast- und Ehrendamen u. s. w. Vor dem Könige wurde der Krönungsornat einhergetragen, nämlich St. Eduards Stab von dem Herzog von Gratton, gegenüber das Scepter mit dem Kreuz von dem Herzog von St. Albans, in der Mitte derselben die goldenen Sporen von dem Marquis von Hastings; das dritte Schwert getragen von dem Marquis von Cleveland und das zweite von dem Marquis von Downshire, inmitten derselben die Curtana von dem Marquis von Salisbury. Hinter diesen gingen die Prinzen von Geblüt; der Herzog von Gloucester mit dem Stabe als Feldmarschall, die Herzoge von Sussex und von Cumberland. Die Schleppen der Staatskleider dieser Prinzen wurden von Lords getragen. Auf der linken Seite des Zugs sah man den High-Constable von Ireland, den Earl Marschall von England mit seinem Stabe, das Scepter mit der Taube getragen von dem Herzog von Richmond, den Bischof von Carlisle mit der Patina; auf der rechten Seite den High-Constable von Schottland, den Earl von Errol, den Herzog von Wellington, den Herzog von Sommerset mit dem Reichsapfel, den Bischof von Rochester mit dem Kelch. In der Mitte dieser beiden Reihen gingen der Earl Grey mit dem Staatsschwerte, der Herzog von Hamilton als Lord High-Steward mit St. Eduards Krone, der Bischof von Chichester mit der Bibel. Unmittelbar hinter diesem folgte der König, zur Linken den Bischof von Bath und Wells, zur Rechten den Erzbischof von York in Abwesenheit des Bischofs von Durham. Sechs älteste Söhne von Herzogen trugen den Schlepp seines Staatskleides von karmoisinrothem Sammt. Den Zug schlossen die verschiedenen königlichen Kammerherren im Dienste, die Kapitäne der Garden, der Yeomen, und mehrere Earls und Lords.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Englische Blätter enthalten aus den Rechnungsbüchern der königlichen Schatzkammer das Verzeichniß des Kostenaufwandes der letzten Königskrönung, bei welcher mit einer Verschwendung zu Werke gegangen wurde, die es erklärlich macht, warum diese Ceremonie in England so unpopulär geworden ist. Obgleich dabei keine Königin zu krönen und die Krönung deßhalb nur als eine halbe anzusehen war, so kostete dieselbe doch 238,238 Pf. Hierunter waren begriffen für das Festmahl 25,184 Pf.; für die Ausschmückung der Westminster-Abtei und Westminster-Halle, Kleidung des Dienstpersonals u. s. w. 111,172 Pf. An den Oberaufseher der Arbeiten wurden außerdem noch für Zubereitungen an den erwähnten Orten, Aufrichtung von Tribunen u. s. w. 54,567 Pf. bezahlt. Die Kleidung des Königs kostete 24,704 Pf.; die Theatermiethe 5504 Pf.; für Medaillen wurden ausgegeben 4770 Pf.; für den Aufwand in dem Departement des Earls Marschall 2500 Pf.; für Dosen als Geschenke an die fremden Gesandten 8205 Pf. u. s. w. — Die gegenwärtige Krönung ist auf 50,000 Pf. veranschlagt. „So wenig gegen diese Ausgabe, die doch wieder in die Taschen des Volks zurückkehrt," bemerken hiebei die Times, „etwas einzuwenden wäre, so muß man doch bei Durchlesung des Programms erröthen über die unsinnigen Ceremonien, die bei einer sonst so feierlichen Gelegenheit vorgenommen werden. Die Protestanten sprechen mit Verachtung von der Ueberladung des katholischen Kirchendienstes. Kann es aber in der katholischen Kirche etwas so Kindisch-Abgeschmacktes geben, als der größte Theil der am 8 September vorgeschriebenen Feierlichkeiten?"

*

Ueber das Klima von England enthält ein wissenschaftliches englisches Journal folgende Angaben: „Die mittlere Temperatur ist in England im Monat Januar 34 Grade Fahrenheit Therm., im April 47, im Julius 59, im Oktober 46. Die Temperatur wechselt im Durchschnitte von einem Jahre auf das andere nicht mehr als fünfthalb Grade. Die Hitze ist zu London zwei Grade größer als in der Umgegend, und in Devonshire, Cornwall und andern Theilen der südlichen Küste gibt es Orte, wo die Hitze sieben Grade der Durchschnittsberechnung übersteigt. Penzance (Seestadt in Cornwall an der Mountsbey) wird für den Ort gehalten, der am wenigsten von strenger Kälte heimgesucht wird. Der meiste Regen fällt im nordwestlichen England, namentlich in Westmoreland und Lancashire, was der Nachbarschaft der See und den hohen Gebirgen dieser Landschaften zugeschrieben werden muß, die die Wolken anziehen. Die Quantität des Regens ist hier oft das Doppelte von der an andern Orten; im Durchschnitte kann die in England fallende Quantität des Regens im Januar auf 1.485", auf 1.786" im April, auf 2.516" im Julius und 2.075" im Oktober angenommen werden. Die vorherrschenden Winde in England sind West und Südwest, die im Verhältnisse zu den übrigen wie 2 zu 1 wehen.

*

Das russische Landwirthschaftsjournal enthält folgende statistische Nachrichten über Kamtschatka vom Jahre 1830: Die Halbinsel Kamtschatka sammt der ersten, dritten und vierzehnten kurilischen Insel zählt 2867 Einwohner männlichen und 2183 weiblichen Geschlechts. Dieselben besitzen 470 Häuser, 134 Jurten, 95 Badstuben, 556 Scheunen, 1264 Bretterbuden, 43 Keller, 16 Schmieden, 1751 Stück Hornvieh, 155 Pferde, 5095 Hunde, 445 Gemüsegärten, 1116 Boote und 73 Baidaren. Als Besitzthum der Kamtschadalen werden ferner auch angeführt: 684 Netze, 31 Fischergarne, 562 Sacknetze für den Fischfang; für die Jagd 982 Flinten, und 920 Netze zum Fange der Zobel und anderer Thiere. — Die angegebene Bevölkerungszahl vertheilt sich, wie folgt: In den 48 kamtschadalischen Ostrogs (Städtchen) leben 1459 E. männlichen und 1320 weiblichen Geschlechts. In den sechs altinterfikischen Niederlassungen zählt man 266 E. männlichen und 235 weiblichen Geschlechts — im Pfarrdorfe Milkowskoje 75 männlichen, 59 weiblichen — im Pfarrdorfe Klintschewskoje 103 männlichen, 110 weiblichen — in den Städten: Werchnekamtschatsk 32 m., 27 w.; Nischnekamtschatsk 54 m., 49 w.; Bolscheretzk 42 m., 54 w.; Paratunka 25 m., 19 w.; Awatscha 48 m., 46 w. — im Hafen St. Peter und Paul 392 E. m. und 247 w. — in der tigilschen Festung 107 m., 104 w. — Der Rennthier-Koriaken gibt es 174 m. und 69 w. Dieselben besitzen gegen 150,000 Rennthiere. — Die Einwohnerzahl auf den oben genannten kurilischen Inseln beläuft sich auf 50 Personen m. und 76 w. Geschlechts.

*

Nach einem Aufenthalte von dreizehn Jahren in Aegypten und Nubien wird zu Paris Herr Rifaud eine Beschreibung dieser Länder in fünf Bänden herausgeben, die durch einen Atlas in Folio und dreihundert Blätter mit Abbildungen von naturgeschichtlichen Gegenständen, Landschaften, Volkstrachten, Münzen, Denkmälern, Hieroglyphen u. s. w. erläutert werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 269. 26 September 1831.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Im Frühlinge des Jahres 1811 begab sich Victor mit seiner Mutter und seinen beiden Brüdern nach Spanien zu seinem Vater, der seit dem Jahre 1809 General, damals erster Major dom des Palastes und Gouverneur zweier Provinzen war. Eine Zeit lang wohnte er zu Madrid in dem Palaste Macerano und wurde von da in das adelige Institut geschickt, wo er ein Jahr blieb; man hatte ihn auserſehen, unter die Pagen des Königs Joseph, der den Knaben sehr liebte, aufgenommen zu werden. Auf jene Tage, die Hugo in dem adeligen Institut verlebte, müssen die Worte, die der Dichter irgendwo schrieb: „Die Kämpfe der Kinder für den großen Kaiser" zurückbezogen werden. Die jungen Franzosen und Spanier schlugen sich da mit keinen geringern Waffen als Messern, und einer der Brüder Victors wurde in einem solchen Gefechte schwer verwundet. Als im Jahre 1812 bedrohliche Zeichen am politischen Himmel aufstiegen, und die um das Kaiserreich hergebauten Throne zu krachen anfingen, kehrte Madame Hugo mit ihren beiden jüngern Söhnen Eugen und Victor wieder nach Paris zurück; der ältere war bereits Unterlieutenant und bei seinem Vater zurückgeblieben. Hier bezogen sie ihren frühern Aufenthalt bei den Feuillantinerinnen wieder, und der alte de la Rivière begann mit seinen Zöglingen den klassischen Unterricht.

Tacitus und Juvenal besonders waren das Löwenmark, mit dem sie genährt wurden. Dem religiösen Unterrichte wurde bei dieser antikschroffen Erziehung wenig Raum gegeben. In ihren philosophischen Ansichten Voltaire zugethan, nahm ihre Mutter, deren Gesinnung ohnehin in allen Stücken positiv war, wenig darauf Bedacht, ihre Söhne, von den lichten Hallen des Denkens in den mystischen Dom des Glaubens hinüber zu führen. Wer hätte es glauben können, daß aus dieser Erziehung der Dichter der religiösen Oden hervorgehen sollte? Beide und insbesondere der junge Victor hatten indeß aus Spanien neben der Kenntniß seiner schönen Gurgelsprache, auch eine gewisse castilianische Färbung mit nach Hause gebracht: einen tiefern Ernst, eine hohe und feste Haltung des Geistes und eine stolze Richtung des Strebens und der Hoffnungen. Die Sonne der Sierra hatte aber nicht bloß ihrem Charakter eine männliche Bräune aufgedrückt, sondern auch ihre Einbildungskraft vergoldet.

Victor begann um diese Zeit, in seinem dreizehnten Jahre, seine ersten poetischen Versuche, die von Roland und dem Ritterthume handelten. Einige häusliche Zwistigkeiten, die sich zwischen der Mutter und dem General erhoben hatten, mußten nicht wenig dazu beitragen in der Einsamkeit der Feuillantinerinnen bei der vendéeschen Mutter und dem Zöglinge Lahorie's den alten Widerwillen gegen das Kaiserthum von Neuem zu beleben, so daß die erste Stunde der Restauration bereits beide von royalistischer Gesinnung durchdrungen fand.

Victor war erst zwölf Jahre alt; aber mitten unter der gewaltigen Staatsumwälzung beschäftigte den Knaben ein sonderbarer Gedanke; er sagte sich: es sey eine Herabwürdigung Frankreichs von einem Kaiser auf einen König zurückzukommen; doch bestimmte ihn Alles, was er um sich her vernahm, sein ganzes Herz der neuen Ordnung der Dinge zuzuwenden. Es kamen die hundert Tage; der elterliche Zwist war noch erbitterter geworden; der General, der damals zu großem Einflusse gelangt war, machte von seinem Rechte als Vater Gebrauch, und nahm seine beiden Söhne zu sich, und bestimmte sie zur Aufnahme in die polytechnische Schule, wozu sie ihre Vorbereitungsstudien in der Mathematik und den Naturwissenschaften an dem Kollegium Ludwigs des Großen machten. Beide Knaben zeichneten sich vorzüglich durch ihre Fortschritte in der Mathematik aus. Im Jahre 1816, nach der zweiten Restauration, arbeitete Hugo in seinen Erholungsstunden an einem Trauerspiele in klassischem Style, das die Rückkehr Ludwigs XVIII zum Gegenstande hatte, jedoch unter ägyptischen Namen; dieser barocke Einfall führte den Titel: „Irtamene." Im Jahre 1817 begann er eine andere Tragödie „Athelie oder die Skandinavier," die er jedoch nur bis zum dritten Akte brachte, und dann liegen ließ. In demselben Jahre sendete er aus seiner Erziehungsanstalt an die französische Akademie ein Gedicht ein, das die damalige Preisaufgabe: „Die Vortheile des Studiums" behandelte. Es hatte das Glück, neben den Gedichten eines Lebrun und Casimir Delavigne, die gleichfalls um den Preis rangen, einer ehrenvollen Erwähnung gewürdigt zu werden. Hugo's Gedicht schloß mit den beiden Zeilen:

„Moi, qui toujours fuyant les cités et les cours,
De trois lustres à peine ai vu finir le cours."

An diese trois lustres oder fünfzehn Jahre des Verfassers wollten die Preisrichter durchaus nicht glauben; sie hielten die fünf Lustern bloß für eine poetische Lizenz, wodurch der Dichter ihre

Herzen zu seinen Gunsten stimmen wollte, und sie erkannten ihm, wahrscheinlich um ihre steinharte Unbestechlichkeit zu bewähren, statt eines Preises nur eine Belohnung zu. Späterhin wurden sie eines Bessern belehrt und wußten vor Verwunderung kaum, was sie sagen sollten.

Im Jahre 1818 gewannen die beiden Hugos es über den Vater, nicht in die polytechnische Schule treten zu dürfen, obgleich sie vollkommen dazu vorbereitet waren. Eugen hatte in den Jeux Floraux (die sich von der unter diesem Namen 1324 zu Toulouse gestifteten gelehrten Gesellschaft herschreiben) einen Preis gewonnen. Dieß weckte Victor's Wetteifer, der nun Schlag auf Schlag im Jahre 1819 zwei Preise errang, einen für seine „Ode auf das Standbild Heinrichs IV," den andern für seine „Jungfrauen von Verdun." Die Akademie der Jeux Floraux war, als sie diese Oden krönte, eben so erstaunt als die französische Akademie, den Dichterkranz auf die Schläfe eines siebzehnjährigen Jünglings setzen zu müssen.

Die Ode auf die Statue Heinrichs IV wurde in einer einzigen Nacht verfertigt und zwar auf folgenden Anlaß. Hugo's Mutter lag krank darnieder, und ihre Söhne wachten abwechselnd an ihrem Bette. In der Nacht vom 5 auf den 6 Februar kam die Reihe an Victor. Seine Mutter, die schon damals in der sichersten Zuversicht auf den künftigen Ruhm ihres Sohnes lebte, bedauerte, daß er den Konkurs bei den Jeux Floraux vorbeigehen lasse, ohne als Preisbewerber aufzutreten. Nun sollten aber die Gedichte vor dem 15 zu Toulouse eingereicht seyn, und Victor mußte das seinige, sollte es noch zur rechten Zeit anlangen, am andern Morgen absenden. Betrübt, ihren Sohn den Lorbeer verloren geben zu sehen, den sie im Geiste schon so zuverlässig auf seinem Haupte erblickte, schlummerte die Kranke ein; aber wie freudig wurde sie überrascht, als sie beim Erwachen zum Morgengruß auf ihrem Polster die schöne Ode fand, die noch an demselben Tage, von mütterlichen Freudenthränen benetzt, an den Ort des Wettkampfes abging.

Ein dritter Preis, den Victor Hugo im Jahre 1820 durch seinen „Moses auf dem Nil" errang, trug ihm den Grad eines Maitre-ès-jeux-floraux ein.

(Fortsetzung folgt.)

Manilla und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Tuason gab mir zuerst eine Empfehlung an den Corregidor mit, daß dieser mir einen geschriebenen Befehl ausfertigen möchte, dem zufolge ich aller Orten, wo ich hinkam, die nöthigen Menschen und Pferde zur Begleitung und Fortschaffung meines Gepäckes erhalten sollte. Ich begab mich selbst zum Corregidor, um ihm die Empfehlung Herrn Tuasons einzuhändigen. Dieser Beamte, ein geborner Spanier, nahm mich mit sehr viel Güte auf, und gewährte mir mehr, als man für mich verlangt hatte. Zugleich gab er mir einen Sergeanten mit, dem er den Befehl ertheilte, für die Herbeischaffung alles Dessen, was ich in Gemäßheit der empfangenen Autorisation verlangen würde, zu sorgen. In meiner Abwesenheit hatte Tuason alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, auch er gab mir, da er als Obrist Soldaten zur Verfügung hatte, einen seiner Sergeanten mit, und der Gouverneur hatte die Artigkeit, mir acht bis an die Zähne bewaffnete Reiter als Bedeckung zu schicken.

Am 29 Januar 1820 brach ich mit meiner zahlreichen Begleitung auf, um die Cueva (Höhle) von San Matheo zu besuchen. Wir kamen am folgenden Tage gegen Mittag in das Dorf San Matheo ungefähr zwei Meilen von Manilla, welches der Wohnsitz des Kapitäns der Indier ist. Abends erreichten wir den Fuß eines Berges und übernachteten bei einem Tomogon (Dorfoberhaupte), der mir nicht sehr reich schien, er hatte als Schlafstätte mir nichts als einen Boden von Bambusrohren zu bieten, wo ich die ganze Nacht kein Auge schloß. Wir waren nur noch drei (franz.) Meilen von der Höhle, und stiegen mit Tagesanbruch zu Pferde, aber der Weg ward jetzt abscheulich. Mehreremale wurden wir von kleinen Flüssen aufgehalten, deren Bett zu tief war, um selbst zu Pferde durchwaten zu werden, man mußte Flöße bauen, wozu uns glücklicher Weise weder Arme noch Materialien fehlten. Bambus fand sich überall, und der Tomogon hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Leute voran zu schicken, um die nöthige Menge abzuhauen. Um 9 Uhr Morgens kamen wir endlich an den Fuß des hohen Berges, in welchem die Cueva ist. Abermals mußten wir über einen Fluß, der an seinem Fuße fließt, und kamen wegen der Fälle und der starken Strömung nur mit großer Mühe hinüber. Auch jetzt noch waren wir nicht am Ziele, wir mußten absteigen, steile Felsen erklettern, und uns durch das dichte Gehölz einen Weg bahnen, das überall von dornigen Pflanzen durchschlungen war, die uns grausam zerrissen. Es war 10 Uhr, als wir am Eingange dieser berühmten Höhle anlangten. Fackeln aus Bambusrohren und Kerzen wurden sogleich in Bereitschaft gesetzt, nur Einer meiner Begleiter hatte vor mehreren Jahren den Eingang der Höhle durchlaufen, und von meinem ganzen Gefolge wagten es nur drei oder vier Menschen, mir zu folgen; schon der Anblick der schwarzen Höhle erfüllte sie mit Grauen.

Gleich in der Nähe vom Eingange ist der Durchgang beinahe gesperrt durch große Massen Stalaktiten, die perpendikulär vom Gewölbe an den Boden niederlaufende prächtige transparente Säulen bilden, die sich durch ihre Mannichfaltigkeit und zuweilen durch ihre Zierlichkeit auszeichnen. Der Umfang dieser Säulen vermehrt sich durch die Filtration mit jedem Tage. Die Decke, die an mehrern Orten außerordentlich hoch ist, war an andern so nieder, daß man oft genöthigt war, auf dem Bauche durchzukriechen. Diese Stellen sind indeß immer nur sehr kurz; sobald man über sie hinaus war, fand man die Wölbung wieder eben so hoch wie am Eingange. Auf beiden Seiten der Wand las man Namen und Inschriften. Weiter innen in der Höhle fanden sich eine solche Menge Fledermäuse, daß die scharfen Töne, die sie ausstießen und das Schwirren ihrer Flügel manchmal einen solchen Lärm machten, daß wir uns gegenseitig nicht vernehmen konnten. Bald stießen wir auf sumpfige Stellen, die wir nur mit Mühe durchwateten. Die Decken und die Seiten waren an mehreren Orten mit dünnen Stalaktitenschichten von blendender Weiße bekleidet, durch welche das Wasser langsam durchsickerte. Auf dem Boden waren mehr oder minder dichte Lagen von einer schwarzen Erde mit Lagen von weißer Erde gemischt, die erstern glichen Mergelschiefer, die andern ungelöschtem Kalk. Zwischen beiden fand sich ein spröder Stein, der in der Hand zerbröckelte. Ungefähr auf der Mitte des Wegs, den wir zu-

rücklegen mußten, findet sich ein Wasserfall, dessen Geräusch man weit hin vernimmt, und der sich wahrscheinlich in eine tiefe Höhle verliert. Vergebens bemühte ich mich, ihn ganz in der Nähe zu beobachten, die Indier klammerten sich an meine Kleider, und ließen mich durchaus nicht weiter gehen. Ueber den Wasserfall hinaus muß man fortwährend in zwei bis drei Fuß tiefem Wasser waten. Die dumpfe Hitze beschwert sehr das Athemholen und wir trieften vom Schweiße, während unsere Füße gar nicht aus dem eiskalten Wasser kamen. Nach ungefähr zweistündiger Wanderung erreichten wir einen Stalaktitenfelsen, der so weit wir blicken konnten uns den Durchgang versperrte, durch einige Ritzen blickten wir tiefer in die Höhle hinein, die sich noch unbegränzt vor uns ausdehnte. Alles Suchen indessen einen Durchgang zu finden, war vergeblich, wir mußten uns zum Umkehren entschließen, wobei ich jetzt erst die Verzweigungen der Höhle entdeckte, die sich weit in den Berg hinein ausdehnten. Ich erkannte die Gefahr, solche Orte ohne vorhergetroffene angemessene Sicherheitsmaßregeln zu betreten. Ich begreife noch jetzt nicht, wie ich mich nicht in diesen Labyrinthen verirrte, wer weiß wohin sie mich geführt hätten? Ich fand in der Höhle einen Todtenkopf, und erfuhr später bei meiner Rückkehr im Dorfe San Matheo, daß vor mehrern Jahren drei Indier aus bloßer Neugierde in die Höhle hineingegangen, und niemals zurückgekehrt seyen, sie waren bloß mit angezündeten Bambusrohren und nicht mit Kerzen versehen, ihre Bambus verlöschten, und so fanden sie nicht mehr den Ausgang aus der Höhle. Wahrscheinlich gehörte der Kopf, den ich fand, einem dieser unglücklichen Indier.

Mit welchem Entzücken athmete ich beim Austritt aus der Höhle die frische Luft ein! Ich glaubte in einer andern Welt wieder aufzuleben. Die Natur umher schien mir glänzender und belebter, als ich sie je gesehen hatte. Ein fünfstündiger Aufenthalt in den Eingeweiden der Erde und in der dichten Finsterniß verschönerte mir alle Gegenstände, als ich das Tageslicht wieder sah. Wir nahmen auf dem Rasen ein Mahl ein, dessen wir sehr bedürftig waren, stiegen dann den Berg hinab, und übernachteten wieder bei dem Tomogon, den wir am Morgen verlassen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte LAVALLETTE, Aide-de-camp du Général BONAPARTE, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Eine nicht minder wilde und unvernünftige Leidenschaft, die in jener Zeit wie ein ansteckendes Fieber alle Gemüther entflammt hatte, findet sich in folgendem Vorfalle:

„Als General Custines am Rhein befehligte, tadelte man ihn heftig über die von ihm genommene Stellung des Heeres. „Coquebert, ein Offizier von ausgezeichnetem Verdienste und einer seiner Adjutanten, machte ihm eines Tags die heftigsten Vorwürfe darüber, indem er die Gründe darlegte, die den General hätten bestimmen sollen, die Stellung an der Queich vorzuziehen; in harten Worten beschuldigte er ihn, an allem Unglücke Schuld zu seyn, das aus dem entgegengesetzten Verfahren entsprungen sey, und selbst das Wort Verräther entfuhr seinen Lippen. Bei diesen Worten griff Custines nach seinen Pistolen, warf sie auf den Tisch und schrie: „Wenn ich ein Verräther bin, so schieße mich nieder!" Coquebert schrak zusammen über die edle Entrüstung eines so ungerecht verleumdeten Mannes und sah verwirrt vor sich nieder. Die einzige Antwort, die er seinem General gab, bestand darin, daß er mit einer der Pistolen sich selbst durch den Kopf schoß. Er fiel, der Kinnbacken war ihm zerschmettert; doch starb er nicht an seiner Wunde. Bei der gegen Custines erhobenen Untersuchung wurde Coquebert als Zeuge vorgefordert, weil man hoffte, er werde seine Beschuldigung erneuern; allein er benahm sich, wie ein Mann von Ehre, rechtfertigte durchaus seinen General und beschuldigte sich selbst einer Anwandlung von Wahnsinn. Nachmals gerieth er in der Schlacht bei Hondsschoote in Gefangenschaft. Später sah ich ihn zu Paris; allein die Leiden, die er während seiner Gefangenschaft ausstehen mußte, hatten wahrscheinlich seinen Verstand so zerrüttet, daß er rasend wurde und in einem Irrenhause starb, obgleich man viele Jahre lang Alles angewendet hatte, ihn zu heilen."

Einige Anekdoten von seinen Waffengefährten geben ein lebendiges Bild von dem blitzschnellen Glückswechsel jener Zeiten, wo Fortunens Rad von eben so wilder Bewegung umgeschwungen zu werden schien, als die Gemüther der Menschen.

„Nahe bei Brompte war es, wo wir einen glänzenden Reiterangriff auf das Condé'sche Korps machten, wobei beinahe ein Theil desselben sammt den drei Prinzen, die es befehligten, in unsre Hände fiel. Der Herzog von Bourbon wurde verwundet und entkam nur durch die Tapferkeit jener entschlossenen Männer, die ihn umgaben, und durch einen jener Zufälle, die so gewaltig auf den Gang der Begebenheiten einwirken. Ein Offizier des 59 Dragonerregiments, Namens Dieudonné, hatte sich auf denselben Höhen von Brompte während unsers Rückzugs durch Tapferkeit ausgezeichnet, und war von den Konventsdeputirten nach Paris gesendet worden, einige genommene Fahnen zu überbringen. Mit großer Auszeichnung von dieser Versammlung aufgenommen, kehrte er einen Monat später als Brigadegeneral zum Heere zurück. In dem Treffen, das, wie gesagt, den bourbonschen Prinzen so verderblich hätte werden können, befehligte Dieudonné zwei Regimenter. Dieß war zu viel für seine Erfahrung; er verstand nicht zur rechten Zeit sie ins Feuer zu führen, und die französischen Prinzen waren gerettet. Sein Fehler wurde als Verbrechen betrachtet; verhaftet und nach Paris geschickt, endigte er auf dem Schaffotte."

Bevor Lavallette die Rheinarmee verläßt, stellt er einige Betrachtungen über dieses Heer und seine Befehlshaber an. Die Schilderung Dessaix's verdient daraus hervorgehoben zu werden:

„Dessaix war in Auvergne geboren und hatte mehrere Jahre in dem Regimente Britannien gedient. Seine Gestalt war von hohem Wuchse und auffallenden Gesichtszügen. Er hatte schöne schwarze feurige Augen und eine Nase, die zu oberst an der Stirne ihre Wurzel zu haben schien; seine vollen und meist etwas von einander abstehenden Lippen zeigten zwei Reihen blendend weißer Zähne; straffes pechschwarzes Haar beschattete sein dunkelfärbiges Gesicht. Sein Benehmen war etwas unbehülflich, jedoch nicht plump, und verrieth Blödigkeit und Mangel an Welt. Uebrigens sah er auf ein Haar einem Wilden von den Ufern des Orinoco in französischer Kleidung ähnlich. Allein man wurde leicht mit ihm bekannt. Seine Stimme war sanft, und wenn man einmal sein zurückhaltendes Wesen überwunden hatte, entzückte er durch seine vielseitige Bildung und seine einfachen Sitten. Er hatte keinen der den Kriegsleuten anklebenden Fehler; nie hörte ich von ihm einen pöbelhaften Ausdruck, und ein unanständiges Wort machte ihn erröthen. Da er stets freundlich und nachsichtig war, so führte sein Stab ein lustiges Leben und die artigen Pfälzermädchen fanden sich häufig in seinem Hauptquartier ein. Er lächelte über unsre Vergnügungen, ohne daran Theil zu nehmen, mit der Nachsicht eines gütigen Vaters, der bei den tollen Streichen seiner Kinder durch die Finger sieht. Ich kann mich nicht erinnern, ihn einmal in der Uniform seines Ranges gesehen zu haben; er trug gewöhnlich einen blauen Ueberrock ohne Litzen, dessen Aermel so kurz waren, daß wir im Scherz darüber zu sagen pflegten, er habe ihn sicherlich schon getragen, als er zum ersten Mal zu Gottestische ging. Gewöhnlich stieg er ohne Degen zu Pferde, wenn er die Posten visitirte. In einer Nacht hatte er einen Angriff auf das Kloster Marienborn, in der Nähe von Mainz, angeordnet, welches der Feind stark besetzt hielt. Plötzlich sieht er sich mitten unter

einem Haufen feindlichen Fußvolkes, das überrumpelt zwischen den Weingärten sich mit dem Bajonnette vertheidigte. Dessaix, der jetzt erst wahrnahm, daß er seine Waffe vergessen hatte, riß einen Weinpfahl aus und schlug damit um sich, als hätte er Orlando's Schwert in der Hand."

Das eigentliche Geheimniß von dem Waffenglücke der französischen Heere jener Zeit bestand in der Begeisterung des Volks, nur diese kann Helden schaffen. Es ist wahr, die Menschen waren damals wild und wahnsinnig; man schaudert zurück vor ihren Ausschweifungen; aber edel und groß war die Liebe zur Freiheit, und unüberwindlich der Abscheu vor dem Gedanken an Unterwerfung oder Zertrümmerung des Vaterlandes. Junge Männer aus allen Ständen stürzten an die Landesgränze, sobald sie bedroht wurde, und nur der hochherzigste Patriotismus konnte sie das Ungemach und Elend ertragen lehren, denen sie ausgesetzt waren.

„Die Gefahren und Leiden, welche unsre Truppen damals auszustehen hatten, erwecken um so mehr Bewunderung, als sie dafür nichts zum Lohne erwarten durften als ihre Vaterlandsliebe und ihren Ehrgeiz. Die einfachsten Erquickungen waren uns unbekannt. Insgesammt waren wir bettelarm. Die Soldaten bekamen monatlich nicht mehr als einen Thaler Sold und die Offiziere jedes Rangs nur acht Franken. Unser Sold wurde uns in Assignaten bezahlt, die in Frankreich fast keinen Werth mehr hatten und im Auslande gar nicht angenommen wurden. Während des strengen Winters von 1794 theilte ich und einige meiner Kameraden die Stube eines Bauers in einem Dorfe nahe bei Mainz; wir hatten alle zusammen nicht mehr als Ein Bette, und jede Woche looseten wir, wer darin schlafen durfte; die übrigen lagen auf Stroh. Unsre Assignaten reichten kaum hin, uns dreimal des Monats ein wenig schlechten Wein zu kaufen; wir wußten, daß unser Wirth ein beträchtliches Weinlager im Keller hatte, aber keiner von uns wollte ihn zwingen, uns umsonst Wein zu geben. Meine Kameraden waren Haxo, Dode und Nempde — lauter junge Ingenieuroffiziere, die später berühmte Generale dieser Waffengattung wurden; alle andern kamen ums Leben."

Lavallette kam nach dreijähriger Abwesenheit wieder nach Paris zurück. Aus dieser Epoche liefern seine Denkwürdigkeiten treffliche Beobachtungen und eine kräftige Skizze von der demoralisirten Hauptstadt der französischen Republik, von den Regierungen, unter denen sein Vaterland litt, und von dem ersten Erscheinen Bonaparte's auf der politischen Schaubühne. Indeß die Geschichte dieser Zeit ist zu vielseitig schon beschrieben worden, als daß es der Mühe verlohnte, aus diesem Theile des vorliegenden Werkes Auszüge zu geben. Welche Dienste Lavallette dem Oberfeldherrn der italienischen Armee zu Paris leistete, wie er ihn nach Aegypten begleitete, ist bereits in der Einleitung zu diesem Artikel gesagt worden. Von seinem Berichte über den ägyptischen Feldzug verdient vielleicht allein die Beschreibung der Belagerung von Acre eine Erwähnung. Ueber die Revolution des 18 Brumaire finden wir folgende Stelle bemerkenswerth:

„Kaum hatten die Verhandlungen begonnen, so erhob sich Einer von den Fünfhunderten mit dem Vorschlage, daß jeder Einzelne die Tribune besteigen und den Eid auf die Konstitution des Jahrs III erneuern sollte.... Ich stattete hievon dem General Bonaparte Bericht ab und fand ihn in großer Bewegung in einem Gemache auf- und abgehen, das keine andern Geräthschaften als zwei Armstühle hatte. Sieyes war allein bei ihm, und saß nahe am Kamin vor einem brennenden Reißigbündel, den er mit einem Stocke anschürte, denn nicht einmal eine Feuerzange war bei der Hand. Nachdem Bonaparte angehört, was ich ihm zu melden hatte, wendete er sich rasch zu Sieyes mit den Worten: „Nun, Sie sehen, was geschieht." — „Ei, ei," antwortete dieser ganz kaltblütig, „auf einen Theil der Konstitution zu schwören, ginge noch an; aber auf die ganze, Das ist zu viel!" — Ich zog mich in ein anstoßendes Gemach zurück, wo ich gegen dreißig Stabsoffiziere fand und in der Mitte von ihnen den General Berthier. Alle machten lange Gesichter und schauten trübselig darein. Als ich dem General Berthier berichtete, was vorging, wurde er leichenblaß und seufzte tief auf. Plötzlich aber wurden die Flügelthüren aufgerissen und General Bonaparte trat herein. Mit der Reitpeitsche auf den Boden schlagend, rief er aus: „Das muß ein Ende nehmen!" Nun stürzten Alle hinaus, und wir fanden am Eingange des Hofes ein Regiment Fußvolk, das gerade von Paris angelangt war, in Schlachtordnung aufgestellt. Bonaparte versammelte die Offiziere um sich, sprach einige Minuten zu ihnen, wendete dann sein Pferd und sprengte im Galopp nach der großen Treppe zurück, die er eilig hinaufstieg, worauf er vor den Schranken des Rathes der Alten erschien. Die Rede, die er damals hielt, wurde von den öffentlichen Blättern treulich wieder gegeben, aber seine Gemüthsbewegung war so gestiegen, daß er stotterte und seine Worte höchst ungeordnet vorbrachte. Als er die Worte sagte: „eine große Verschwörung gegen die Freiheit ist im Werke," unterbrach ihn Einer der Versammlung kaltblütig mit dem Zurufe: „General, Du mußt diese Verschwörung enthüllen!" Statt aller Antwort fuhr Bonaparte in seiner Rede fort, jedoch immer noch in Verwirrung; endlich sammelte er wieder seine Geistesgegenwart und schloß seine Rede mit fester Stimme. Ein Theil der Versammlung hatte seine Rührung getheilt, die Andern dagegen freuten sich über seine Bestürzung, und als die Versammlung seine Rede in Berathung zu ziehen begann, entfernte er sich."

Der Erfolg ist bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter geben die Kosten, die durch Karls X Abreise aus Frankreich verursacht wurden, auf 1,485,425 Franken an. 600,000 Franken wurden ihm in Gold nachgeschickt. Die Wegzehrung von Rambouillet nach Cherbourg belief sich auf 15,758 Franken; hiezu kamen noch Ausgaben für den Marstall des abziehenden Königs 18,730 Franken; Sold und Verpflegungskosten für die Leibgarden und Offiziere von jeder Waffengattung, die ihn bis Cherbourg begleiteten, 45,278 Franken; Sold und Verpflegung der Truppen, die Karl X zur Bedeckung beigegeben waren, 570,760 Franken; Reisekosten der Kommissäre, die Karl X nach Cherbourg begleiteten, 5616 Franken; für Lieferungen an die Pariser Kolonne, die nach Rambouillet marschirte, 45,000 Franken u. s. w. — Ohne Zweifel wird Frankreich mit diesen Opfern den Abzug seines Jesuitenkönigs nicht zu theuer erkauft glauben.

•

Aus den von Herrn Hume gesammelten schätzbaren und weitläufigen Dokumenten, die er zur Unterstützung seiner Motion, in Betreff der Nothwendigkeit einer Repräsentation der Kolonien im Parlamente, dem Unterhause vorlegte, geht hervor, daß England 37 Kolonien besitzt, von denen eilf erobert, vier durch Abtretung erworben und neunzehn gegründet wurden. Die britischen Besitzungen in Indien sind hierunter nicht mitbegriffen. Die Bevölkerung dieser 37 Kolonien zählt in Nordamerika 911,229 Seelen; im britischen Guiana und Westindien 40,485 Weiße, 60,865 farbige freie Menschen, 694,550 Sklaven; die Kolonien der Krone zählen 238,388 Weiße, 977,407 freie farbige Menschen; Sklaven mit Einschluß der Verurtheilten 136,899. — Die Einfuhr in allen Kolonien betrug nach offiziellen Angaben im Jahre 1829: 11,508,945 Pf. St.; die Ausfuhr 10,777,214 Pf. St. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe war 2798 mit 755,575 Tonnen Ladung; die der ausgelaufenen 2977 mit 1,067,245 Tonnen.

•

Der „Revue Britannique" zufolge trug die Abgabe von den Zeitungsanzeigen dem britischen Staate im Jahre 1830 aus England allein 14,567,975 Franken ein; aus Schottland 1,497,325 Franken, und aus Ireland 2,507,375 Franken; aus dem gesammten Königreiche also: 18,172,675 Franken ein — eine Revenue, die so groß ist als das Einkommen, das nach Balbi das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und der Kirchenstaat besitzt.

•

In Gent zirkulirt eine Karrikatur, die einen Dorfpfarrer vorstellt, der auf dem belgischen Löwen reitet, den die Wähler an der Nase herumführen; diese Wähler sind ein Bürgergardist, bewaffnet mit einem Rosenkranze, ein Bürger, ein Militär und ein Advokat. Ueber der Fahne des Ritters Jesu Christi ist ein Löschhorn und auf der Fahne steht:

Courier des Flandres.
Patriotes, voilà votre destin!
La Belgique en 1831.

Der Löwe trägt ganz beschämt über seinen Reiter den Schweif zwischen den Beinen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 270. 27 September 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

Nach sechszehnjährigen mühseligen und gefahrvollen Reisen ist im Monat Junius d. J. Herr Douville nach Frankreich zurückgekehrt. Vom Jahre 1815 bis 1826 durchwanderte er Aegypten, das Littorale der Berberei, das Land der Hottentoten, der Kaffern und einen Theil von Asien. Von dort nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, verließ er Europa in der Absicht China zu bereisen. Unvorhergesehene Hindernisse hielten ihn zu Buenos-Ayres zurück, worauf er bis zum Jahre 1828 einen Theil des südlichen Amerika's durchreisete. Im letztgenannten Jahre schiffte er sich nach Congo ein, und landete zu S. Felipe de Benguela. Von hier aus dehnte er seine Reisen bis zum Jahre 1830 über die ganze Strecke von Afrika aus, die zwischen dem 13° 45′ südlicher Breite bis 3° N. und vom 11° 38′ bis 25° 47′ der Länge (Pariser Meridians) liegt. Gegenwärtig ist er beschäftigt, seine Tagbücher zu ordnen und seine Entdeckungen bekannt zu machen. Seine Karten werden die von den besten Geographen wegen mangelnder Nachrichten bisher auf den Karten des südlichen Theils von Afrika gelassenen Lücken ausfüllen. Die Gegenden, welche Douville durchwanderte, sind insbesondere: das portugiesische Königreich Angola, die unabhängigen Staaten von Bailundo, Behe, Cunhinga, Entalo, Tanida, das Königreich Loango, die Staaten von Ginga, Cassange, Muchinsche, Mucangama, Moluas. Dem Beherrscher von letzterem Staate sind alle übrigen benachbarten unterthan, deren Fürsten ihm Tribut zahlen; die Hauptstadt davon hat gegen fünf Meilen im Umfang und zählt mehr als hunderttausend Einwohner, sie besitzt Festungen, Gefängnisse, Sklavenmärkte u. s. w. Dann durchzog Douville auch noch die Staaten von Bomba, Ho, Fungeno Holobo, Mossosos, Mahungos, Muchicongos. Die von Douville angestellten Beobachtungen sind sehr umfassend und übertreffen an Sorgfalt und Genauigkeit Alles dieser Art. Stets zeichnete er Jahr, Monat, Tag, Stunde und Ort auf, wo er seine Beobachtungen über Länge und Breite, Höhe des Barometers und Thermometers im Schatten und an der Sonne anstellte. Eben so wenig vernachlässigte er die Richtung der Winde, die atmosphärischen Veränderungen, den Luftdruck, Hygrometer u. s. w. zu beobachten. Selbst über die Wärme des Blutes bei Negern von jedem Alter, so wie bei Weißen, sammelte er Notizen. Außer seinen schätzbaren Tagbüchern hat Douville auch eine Mineraliensammlung von mehr als achthundert Stufen, die er an verschiedenen Gegenden sammelte, mitgebracht: er stieß auf Minen von Eisen, Blei, Kupfer, Silber und Gold, deren Lagen er gleichfalls genau aufgezeichnet hat.

Herr Douville durchzog diesen Theil von Afrika mit einem Gefolge von dreihundert Negern, die er selbst besoldete und nährte, er lieferte mit ihnen einigen feindlichen Volksstämmen Gefechte, alle waren ihm mit der innigsten Treue zugethan. Die Krankheiten, denen die Europäer unter dem afrikanischen Himmel ausgesetzt sind, hinderten ihn noch weiter vorzudringen. Da Douville mehrere Negerdialekte spricht, so konnte er auf seinen Reisen um so zuverlässigere Erkundigungen einziehen. Einige seiner neuern Entdeckungen macht er in dem Junius-, Julius- und Augustheft der Nouvelles Annales de Voyages vorläufig bekannt, und wir beeilen uns dieselben hier unsern Lesern mitzutheilen.

1. Der feuerspeiende Berg Sambi.

Unter dem 15° 33′ 32″ südlicher Breite und 9° 33′ 20″ östlicher Länge, fand Douville einen Vulkan, den die Eingebornen Mulondu Sambi (Berg Sambi) nennen, was so viel bedeutet als Berg der Seelen, weil sie den Krater desselben als den Eingang in die andere Welt betrachten. Dieser Berg Sambi liegt an der Gränze der Provinzen Libolo und Quisama, zwischen den Königreichen Angola und Benguela. Als sich Douville auf den Hügelabhängen von Biringa in einem von dem Soba von Hako beherrschten Lande südlich von Quenza befand, sah er alle Nächte aus der Spitze eines Berges in der Richtung von N 1/4 NO schwarzen Rauch aufsteigen. Anfangs hielt er dafür, es seyen Ausdünstungen der Erde, die den Tag über emporstiegen und durch die Kälte der Nacht verdichtet würden; da er aber von Zeit zu Zeit mitten in den Rauchsäulen Flammen aufzücken sah, so entschloß er sich dieses Phänomen, von dem er noch nie gehört hatte, in der Nähe zu untersuchen. Der Reisende machte sich auf den Weg und gelangte nach unsäglicher Mühe über steile Abhänge und durch dichte Waldungen, die das unbewohnte Land bedecken, wirklich an den Fuß des Berges, dessen Gipfel ihm während des Reisens immer dasselbe Schauspiel bot, das ihn überrascht hatte.

Douville überzeugte sich durch genaue Untersuchungen an Ort und Stelle, daß an dem feuerspeienden Berg seit Jahrhunderten schon kein Ausbruch statt gefunden haben konnte. Auf einen weiten Umkreis, den er in unermeßlichen Wäldern die umherliegen, durch-

streifte, konnte er keine Spur von vulkanischem Boden entdecken. Südsüdöstlich bemerkte er an dem Berge eine Einsenkung, wodurch die Schichten des Bodens aus ihrer wagerechten Lage gekommen waren, so viel er wahrnehmen konnte, waren die Ursachen hievon tiefe Höhlen im Innern des Berges, deren Gewölbe eingebrochen waren. An den senkrecht klaffenden Schlüchten bemerkte Douville, daß die verschiedenen Schichtenlagerungen, welche den Fuß des Berges bildeten, nicht Urformationen angehörten, aber auch nicht alle aus vulkanischen Stoffen gebildet waren. Er sah mitten in den Lavaschichten Substanzen, die nur im Augenblicke des Ausbruches von ihrer Stelle gerissen und fortgeführt worden seyn konnten; einige derselben hatten von der Wirkung des Feuers nur wenig gelitten, andere aber waren davon so völlig verwandelt worden, daß man ihre ursprünglichen Bestandtheile nicht mehr zu erkennen vermochte. Allem Anschein nach bestand der Fuß des Berges aus dem Schutte der von dem Vulkane ausgeworfenen Stoffe.

(Schluß folgt.)

Das Königreich beider Sizilien in seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

(Schluß.)

Wenn ich hier mit Stillschweigen das Räuberwesen übergehen wollte, so würde man mir mit Recht eine große Lücke in meinem Gemälde vorwerfen können. Es ist eine der tausend Landplagen, von denen dieß unglückliche Land mehr als Aegypten unter dem Stabe des zornigen Propheten zu leiden hat. Uebrigens muß ich vorläufig noch bemerken, daß manche dieser furchtbaren Räuber nur wie Popanze in der Einbildung bestehen, die ganze Welt spricht und fürchtet sich vor ihnen, und Niemand hat sie gesehen. Zwar wunderten sich die Neapolitaner selbst, daß ich Calabrien durchwandern konnte, ohne todtgeschlagen oder wenigstens beraubt worden zu seyn; allein ich überstieg siebzehnmal den Apennin, ohne daß mir auch nur das geringste Abenteuer dieser Art aufgestoßen wäre. Indeß gibt es dennoch Räuber genug, wie es auch gar nicht anders möglich ist, und es wird deren geben, solange die Regierung, wie es den Anschein hat, gleichsam darauf ausgeht, sie zu hegen; denn das Räuberunwesen entspringt aus den fehlerhaften Institutionen, wie die bewaffneten Männer des Cadmus aus den Drachenzähnen.

Hier vorerst einige Thatsachen.

Ich stieß in Sizilien auf viele verlassene Wohngebäude, deren Eigenthümer, durch den Fiskus aufgezehrt und nicht mehr im Stande seine Forderungen zu befriedigen, Alles im Stiche ließen und ins Gebirge zogen. Erste Entstehungsart von Räubern. Eines Tags lief zu Catanzaro (in Calabrien) auf dem Markte eine große Volksmenge um die Leiche eines Mannes zusammen, dessen Blut noch von dem Messer seines Mörders rauchte, und jeder Mund verwünschte den Todten, nicht den Missethäter! „Schändlicher Calvo, schrien hundert Stimmen, so hast Du endlich Deinen Lohn für Deine Verbrechen!" — Dieser Calvo war aber niemand Anderer, als ein Steuerbeamter, ein Reiner; er hatte seine Stellung benützt, einen seiner Feinde zu Grunde zu richten, was ihm auch so gut gelang, daß dieser sammt seiner Familie an den Bettelstab kam; vergeblich hatte der Verfolgte Himmel und Erde angerufen; er war ein Carbonaro, man verspottete seine Klagen. Verzweiflung ergriff ihn, er war Calabrese, bei hellem Tag, vor Aller Augen, auf öffentlichem Platze erstach er den Calvo mit drei Messerstichen und floh dann ins Gebirge. Kein Mensch dachte daran, ihn aufzuhalten, und hier ist abermals ein Räuber fertig. — Ein großer Grundeigenthümer von Molise, zu Grund gerichtet durch die niedern Getreidepreise und die hohe Auflagen, ruft, um die Kosten zu sparen, die er durch den Verkauf seiner Ernten nicht mehr decken kann, an einem schönen Morgen seine Bauern zusammen und sagt: „Ich kann meine Felder nicht mehr anbauen, sucht euer Brod anderwärts." — Aber wo? In Fabriken? Es gibt keine. Bei dem Heere? Man wird dort schlecht genährt und jämmerlich geprügelt. Man geht in die Berge, und abermals ist eine Räuberbande fertig.

Und welche Mittel kehrt die Regierung gegen ein so großes Uebel vor? Auf einfache Entfernung vom Wohnorte, auf Verdacht, Muthmaßungen, vielleicht zuweilen auch aus Rache, übertriebenem Eifer oder Vorurtheil, treten der Intendant, der Staatsanwalt und Militärkommandant der Provinz zusammen und entwerfen eine Liste, auf der alle Namen und Vornamen sammt den Inzichten, die auf ihnen lasten, verzeichnet stehn. Diese Liste wird öffentlich angeschlagen, und wenn der Vorgeladene, der durch diese Bekanntmachung an sich schon entehrt ist, oder davon gar nichts erfährt, binnen acht Tagen nicht erschienen ist, um sich zu rechtfertigen, so entwirft dieselbe Kommission eine zweite Liste, eine Proskriptionsliste auf der er als „Fuorbanditto" erklärt wird, d. h. außer dem Gesetz und vogelfrei.

Wenn diese sogenannten „Fuorbanditti" auf diese Art den Todesstreich gegen sich erhoben sehen, so fliehen sie gleichfalls in die schwer zugänglichen Berge, wohin ihnen die feige und zugleich übermüthige Gendarmerie nicht zu folgen getraut, und sie kommen aus ihren Schlupfwinkeln nur hervor, um reiche Grundeigenthümer aufzuheben, ins Gebirge zu schleppen und nach Verhältniß ihres Vermögens zu brandschatzen. Nur wenig angesehene Familien gibt es, die nicht schon von dieser Landplage heimgesucht worden sind. Einem meiner Freunde zu Cotrona kostete es 18000 Ducati (80000 Fr.) um seinen Sohn loszukaufen, der vor dem Thore der Stadt von Räubern aufgehoben und siebenundzwanzig Tage in den Wäldern der Sila gefangen gehalten worden war. Diese Banden gehen sehr behutsam zu Werke und selten fehl; nur zuweilen werden Reisende von ihnen angefallen.

Man hat behauptet, der General Manhes habe die Räuberbanden ausgerottet; allerdings hat er den giftigen Baum mit dem Säbel abgehauen, aber nicht mit der Wurzel ausgerottet, die bald wieder Schößlinge trieb. Zu seiner Zeit waren Das, was man heutzutage Räuberbanden nennt, Guerillasschaaren, die den Franzosen in offenem Kampfe die Stirne boten. Selbst gegen Massena rückten sie ins Feld und zehn volle Jahre wehte die Kriegsfahne in den calabresischen Gebirgen. Gleich den spanischen Guerillas setzten die Calabresen unerschrocken den ungleichen Kampf gegen die Franzosen fort, die damals ganz Europa unterworfen hatten. Der damals erwachte kriegerische Geist und der Geschmack an Unabhängigkeit hat die Zeit überlebt und ist in die Landessitten übergegan-

gangen. Heutzutage, wo es keine Fremden mehr zu bekämpfen gibt, hat man dem Besitz und Reichthum den Krieg erklärt, da der gesellschaftliche Zustand von der Art ist, daß man in ihm keine Garantie findet, daß kein Bedürfniß befriedigt, keine Fähigkeit verwendet, keine Klage gehört wird. Nicht darüber muß man erstaunen, daß es Räuberbanden gibt, sondern darüber, daß nicht das ganze Königreich ins Gebirg wandert.

Es ist gezeigt worden, daß die vorbeugenden Maßregeln der Regierung so gut als keine, daß sie vielmehr verkehrt und unheilvoll sind, indem sie die Menschen in Verzweiflung bringen, und erst dazu treiben, wovon man sie abhalten will. Nicht besser steht es mit den Maßregeln, die zur Unterdrückung des Uebels angewendet werden. Die Regierung schließt nicht selten Verträge mit den Räubern, täuscht sie zuweilen auf eine niedrige Art durch falsche Amnestien und läßt die einen durch die andern umbringen; im Ganzen aber ist sie in Verfolgung der Uebelthäter äußerst lässig und stellt das Eigenthum unvertheidigt den räuberischen Eingriffen bloß; ich sage unvertheidigt, denn wenn der Eigenthümer unter die Zahl der Verdächtigen gehört, so darf er keine Waffen im Hause haben und kann also ungestraft geplündert werden. Im Nothfall macht auch die Polizei aus dieser Geißel eine Waffe, indem sie Leute, die sich eines politischen Vergehens schuldig gemacht haben, auf die Proskriptionslisten setzt, und so wirklich unter die Räuber zu gehen zwingt.

Sizilien ward lange Zeit von Räuberbanden geplündert. Noch lebt dort im Andenken fort jene berüchtigte Riesenbande (banda de' Giganti), die lange Zeit die mittägliche Küste der Insel mit ihren Streifzügen verwüstete. Man hat dagegen ein Mittel ersonnen, das zwar an sich unvollkommen ist, aber nicht ohne heilsame Früchte bleibt. Die Insel ist nämlich in dreiundzwanzig Bezirke abgetheilt und in jedem Bezirke hat man zwölf Mann starke Reiterschwadronen gebildet, die von einem Kapitän befehligt werden und für alle Räubereien verantwortlich sind, die in ihren Bezirken auf offener Straße verübt werden. Der Kapitän muß als Bürgschaft 15,000 Dukati bei der Gerichtsbehörde zur Verfügung niederlegen und jedem Gemeinen wird ein Drittheil seines Soldes zurückbehalten, wovon die Beraubten entschädigt werden. Bei der Klage genügt ein Eid, wenn andere Beweise fehlen.

Diese Sicherheitswachen sind sehr gut bezahlt und bestehen größtentheils selbst aus Räubern, die einen reichlichen Sold den Wechselfällen eines stets bedrohten Lebens vorziehen. Dieselben kennen alle Schlupfwinkel ihrer alten Kameraden, und werden von diesen sehr gefürchtet; denn sie sind äußerst tapfer und führen gegen sie einen wahren Vertilgungskrieg; nicht selten fallen blutige Gefechte vor. Für den Raub von Thieren sind diese Waffenbanden nicht verantwortlich, daher halten sich die Räuber meist an die Heerden des Landmannes und oft ist es die edle Sicherheitswache selbst, die sich daraus eine Beute holt, und von Markt zu Markt verkauft.

So viele Mißbräuche und Ungerechtigkeiten sind bis jetzt von mir gerügt worden, und eine noch so große Menge derselben bleiben mir zu erwähnen übrig, daß mir die Feder aus der ermüdeten Hand fällt. Gerne würde ich mich und den Leser auf einem minder traurigen Gemälde ausruhen lassen; aber wo wäre Dieß zu finden? Von welcher Seite man dieses unglückliche Land betrachtet, überall stößt man auf Bilder des Elendes und des Verfalles. Die Künste, diese sanften Trösterinnen unterdrückter Völker, liegen brach inmitten des öffentlichen Elendes; Salvator Rosa, Torquato Tasso, Cimarosa haben keinen Erben. *) Wie viele Talente werden im Keime erstickt, oder verkümmern in Unfruchtbarkeit in dem reichen Vaterlande der Horaze und Cicero, der Archimede und Juvenal! Wie viele Meisterwerke gehen für den menschlichen Geist verloren, wie viele Erfindungen für die Wissenschaften, wie viele Jahrhunderte für die Freiheit! Welche schauderhafte Rechenschaft, die gefordert werden wird von den Tyrannen der Gedanken, von den Schergen der Intelligenz!

Schon höre ich den Schwarm der reisenden Zugvögel gegen mich ihre Stimme erheben, die acht Tage zu Neapel verlebt, den Vesuv erstiegen und vielleicht bis nach Pästum sich verirrt haben, und nun das Königreich, den Geist der Nation und die Bedürfnisse von achthalb Millionen Menschen zu kennen glauben. „Auch ich war dort" höre ich sie in ihrem Eigendünkel mir entgegnen. Aber ich war nicht bloß dort, ich blieb dort, ich machte mich genau bekannt mit den Sitten und der Denkart des Volkes, und ich fordere Jeden auf meine Angaben durch Thatsachen Lügen zu strafen. Wollte Gott, ich hätte gelogen, und Vorurtheil hätte mich verblendet; leider aber habe ich nichts als Wahrheit gesagt.

Man gab sich gern der Hoffnung hin, einem jungen Fürsten von zwanzig Jahren würde sich das Herz empören, wenn er den schönsten Thron der Welt bestiege; man lebte in der Zuversicht, er werde menschenfreundlich die Hand ausstrecken, um so viele Leiden zu lindern, so viele Wunden zu heilen. Bedauern, aber auch entschuldigen muß ich Diejenigen, welche sich so sanguinischen Hoffnungen hingaben, die ich nie theilen konnte. Ich sah diesen Prinzen am Gängelbande eines Jesuiten aufwachsen, der seinen jungen Geist mit falschen Doktrinen nährte, und der ihn noch jetzt nach so vielen Erfahrungen auf dem verderblichen Wege fortleitet, der seiner Dynastie so theuer geworden ist.

Die folgende Thatsache mag die Richtung der neuen Regierung bezeichnen. Derselbe Marquis Intonto, Polizeiminister und so würdig es zu seyn, hielt ohne Zweifel nach der Juliusrevolution dafür, man müsse etwas einlenken und machte dem Könige Vorstellungen nicht zu wirklichen Verbesserungen, sondern nur zu temporisirenden Klugheitsmaßregeln. Eine völlige Ungnade war der Lohn seines unwillkommenen Rathes, und der Marquis del Carreto, ein Mann von eisernem Arm und Herzen, ersetzte ihn im königlichen Staatsrathe.

*) Ein Palermitaner, Bellini, komponirte mehrere Opern, von denen einige Arien in Sizilien zu Volksliedern geworden sind; allein er lebt fern von seinem Vaterlande in Mailand so viel ich weiß.

Türkische Justiz unter dem jetzt regierenden Sultan.

Der englische Major Georg Keppel gibt in seiner Narrative of a journey across the Balcan *) ein furchtbares Bild von Konstantinopel, als das türkische Reich auf dem Punkte stand, im Jahre 1829 den siegreichen

*) Von diesem Werke ist bereits im Ausland d. J. S. 395 u. d. f. Nachricht gegeben worden.

Heeren Rußlands zu unterliegen. Nichts ist schauderhafter, als die Wuth des Despotismus, wenn sie — im eigenen Todeskampfe — noch Tausende von Opfern ihrem feigen Schrecken zur Sühne hinschlachtet. — Als die Russen sich der Hauptstadt genähert hatten, war der Geist des Aufruhrs gegen den Sultan nicht nur in der europäischen Türkei ausgebrochen, sondern er verbreitete sich auch über die Besitzungen der Pforte in Asien und Afrika. Der Kaiser Mahmud II erhielt statt der gehofften Hülfe, nur immer Anzeigen von neuen Insurrektionen. Zu Anfang des Monats August wurden in Konstantinopel mehrere bedeutende Feuersbrünste angelegt, weßwegen die ausgesuchtesten Truppen des Großherrn zur Herstellung der inneren Ruhe verwendet werden mußten, statt sie gegen den äußeren Feind entsenden zu können. Die Desertion nahm überhand; ein Komplott unter den Soldaten wurde entdeckt und viele mit dem Tode bestraft. Bald darauf kam man der Verzweigung einer größeren und besser organisirten Verschwörung auf die Spur, welche zur Absicht hatte, den Sultan zu stürzen, die Janitscharen herzustellen, die Hauptstadt den Flammen Preis zu geben und eine neue Regierung in Kleinasien zu errichten. Der größere Theil der asiatischen Truppen von dem Armeekorps, das vor Schumla stand, war in diesen Anschlag verwickelt; das Geheimniß wurde aber durch Astrologen verrathen, welche von den Verschwornen um einen günstigen Tag zur Ausführung ihres Vorhabens befragt worden waren. Wie allgemein eine gewisse Sympathie für die Rebellen schon verbreitet war, beweist die Thatsache, daß diese unglücklichen Wahrsager erst auf der Folterbank die Namen der Schuldigen entdeckten. Am nächstfolgenden Freitage begab sich der Sultan, wie gewöhnlich in größtem Pompe nach der Moschee, ließ aber nach dem Gebete auf dem Rückwege mehrere Personen seines Gefolges ergreifen und vor seinen Augen enthaupten. Aehnliches that der Kapudan-Pascha auf der Flotte, und der Seraskier-Pascha, Oberbefehlshaber der Armee, ein 76jähriger Wütherich, Günstling des Großherrn, wurde beauftragt, die Rebellion unter den Truppen zu ersticken. Mit wilder Grausamkeit verfolgte er dieses Werk der Vernichtung, indem er 3 bis 4000 Menschen den Tod geben ließ. Am Tage wurden 4, 5 bis 10 Soldaten enthauptet, und ihre Leichname zum warnenden Beispiele öffentlich ausgestellt; des Nachts aber wurden 50 bis 100 erdrosselt, und ihre Körper in den Bosporus geworfen. Am 5 Sept. fand eine Exekution statt, welcher ein englischer Schiffslieutenant als Augenzeuge beiwohnte: Auf dem Fischmarkte hatte sich eine Menge Menschen versammelt, die ängstlich nach einer Straße blickten, aus welcher eine Abtheilung von einigen 20 Soldaten heranrückte. Diese Truppe machte im Mittelpunkt der sich kreuzenden Straßen Halt, entfernte die Neugierigen, worauf der, mit seinem Yataghan bewaffnete Scharfrichter und der Verurtheilte, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, auf den freien Platz hervortraten. Letzterer zeigte eine so gefaßte Haltung, daß seine Fesseln allein das unglückliche Loos erwarten ließen, das seiner wartete. Er kniete nieder, beugte den Kopf, damit der Scharfrichter den Hals entblößen und die Stelle wahrnehmen konnte, um seinen Hieb richtig zu führen. Nach dieser Ceremonie wurde das Todesurtheil (Yafta) verlesen, der Verurtheilte verrichtete mit lauter und fester Stimme ein kurzes Gebet, sagte dann, daß er zu sterben bereit sey, und schnell war mit Einem Hiebe des Yataghans der Kopf vom Rumpfe getrennt. Nach wenig Augenblicken zerstreute sich das Volk; der Scharfrichter wischte mit kaltsinnigem Gleichmuthe das Blut von seinem Yataghan an den Kleidern des Enthaupteten ab, und steckte das Schwert in die Scheide; alsdann legte er den Leichnam auf den Rücken, den Kopf unter einen der Arme, heftete das Yafta auf die Brust des Verbrechers und entfernte sich. Viele Griechen, Armenier und Juden wurden zur nämlichen Zeit zum Tode verurtheilt und auf gleiche Weise hingerichtet; nur wird mit der Ausstellung ihres Leichnams eine größere Schande verbunden, welche darin besteht, daß derselbe nicht auf den Rücken, sondern auf den Bauch, und der Kopf nicht unter einen Arm, sondern zwischen die Füße gelegt wird. Auch mehrere Weiber wurden damals als Mitverschworne enthauptet, ihre Körper aber, vor der Ausstellung, in einen Sack von Roßhaaren eingebunden.

Als merkwürdiger Beitrag zur türkischen Justiz kann folgendes Todesurtheil, oder Yafta, angeführt werden, das auf der Brust eines dieser Unglücklichen geheftet war, und wörtlich also lautete:

„Achmed, Kiaya (Oberhaupt) der Kaufmannszunft, welche in Konstantinopel mit Luxuswaaren handelt. Dieser Schändliche erhielt erst kürzlich von der Gnade des Kaisers den Titel eines Kiaya der Zunft. Anstatt für die vielen empfangenen Wohlthaten erkenntlich zu seyn; statt in den fünf Gebeten Gott dafür zu danken; statt in Erinnerung der genossenen Gunstbezeugungen Tag und Nacht für Seine Hoheit und die muselmännische Nation zu beten; statt seinen Geschäften ruhig obzuliegen; statt sich zu enthalten, Sachen zu bekritteln, die ihn nichts angingen; statt ein stilles Leben zu führen, wie es Pflicht und Dankbarkeit ihm geboten; statt der Regierung treu und anhänglich zu dienen, hat dieser Mensch nicht nur versäumt, dieß Alles wohl zu überlegen, sondern er hat sogar aufrührerische Reden geführt, indem er sich unterstanden, zu behaupten, der Seraskier-Pascha, oder Seraskier-Kapisi sey in Stücken gehauen werden, oder es habe sich dies oder jenes ereignet, wodurch er falsche Gerüchte verbreitete, welche geeignet waren, die wahren Gläubigen mit Angst und Unruhe zu erfüllen. Als ihm diese Thatsachen vorgehalten wurden, konnte er sie nicht abläugnen; er behauptete bloß, er habe es nicht selbst gesagt, sondern dies sey von Abdi, Kavaß des kaiserlichen Divans, gesprochen worden. Abdi, hierüber befragt, und dem Achmed gegenüber gestellt, hat diese Auklage nicht geläugnet. Die Frechheit ihres ruchlosen Betragens, und die Verwegenheit, mit welcher sie von Dingen geredet, die sie nichts angingen, beweisen also hinlänglich, daß diese Menschen elende und undankbare Verräther sind, welche vernichtet werden müssen. Es ist demnach für nothwendig erachtet worden, die Strenge des peinlichen Gesetzes über sie zu verhängen, damit die gute Ordnung aufrecht erhalten werde. In Folge dessen hat bereits der Verräther Abdi seine Strafe an einem andern Platze empfangen, und der Räuber Achmed seine Züchtigung an diesem Orte erhalten, wo er zum warnenden Beispiele ausgestellt bleibt.“

Vermischte Nachrichten.

Die siamesischen Zwillinge, die vor einiger Zeit nach Amerika gegangen sind, um den transatlantischen Völkern eine Nachahmung des österreichischen Doppeladlers in Menschengestalt sehen zu lassen, haben dort böse Händel angefangen, und werden als Landfriedenbrecher demnächst vor Gericht gestellt werden. Der „Merkur von Salem“ berichtet hierüber: „Chang und Eng sind wegen Verletzung der öffentlichen Sicherheit zu Lynnfield verhaftet worden und mußten zweihundert Dollars Bürgschaft leisten, Frieden zu halten. Wenige Tage vorher waren sie auf das Land gegangen, um sich mit Fischen und Jagen zu vergnügen. Es fehlte nicht an Neugierigen, die dem vierhändigen Jäger und Fischer folgten, was wahrscheinlich dem Aufseher derselben sehr ungelegen kam, da ihm daran liegen mußte, ihre Zwillinge nicht Augen auszusetzen, die nicht dafür bezahlen wollten. An einem Sonnabende waren die Siamesen abermals auf der Jagd und von Neugierigen begleitet. Zwei derselben, ein Obrist Elbridge Gerry und Herr Prescott näherten sich dem Wunderpaare und erhielten von dem Aufseher, einem jungen Engländer, die Weisung, sich zu entfernen, oder die Zwillinge würden auf sie schießen. Der Obrist, hierüber aufgebracht, riß seinen Rock auf und forderte sie auf, es zu thun, wenn sie Muth hätten. Die gemachte Drohung schien nicht in Erfüllung zu gehen, und der Obrist, hierdurch noch trotziger geworden, rief: „Sie seyen Lügner;“ — „Wie, Lügner?“ schrien die in ihrer Ehre gekränkten Zwillinge, und begannen nun ein Rottenfeuer, das den Obrist und seinen Begleiter nicht wenig in Schrecken setzte. Herr Prescott flüchtete sich hinter einen Heuschober, und obgleich, wie sich nachher auswies, die Flinten nur blind geladen waren, so stellte der Obrist doch eine Klage wegen Landfriedensbruch vor dem Ortsrichter, worauf dann die oben erwähnte Sicherheitsmaßregel gegen die gefährlichen Zwillinge ergriffen wurde.

Zwischen den Jahren 1817 und 1828 waren in Belgien 1146 Schulen und 668 Schullehrerseminarien angelegt worden; die Regierung verwendete auf den öffentlichen Unterricht 527,060 holländische Gulden, wozu die Gemeinden einen Zuschuß von 1,152,842 Gulden gaben, was eine Summe von 1,479,902 Gulden ausmacht. Es ist sehr die Frage, ob die von den Belgiern so dringend verlangte Lehrfreiheit so viel für den öffentlichen Unterricht thun wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 271. 28 September 1831.

Die Albanesen in Italien.

(Fortsezung.)

Eigenthümlicher Art sind auch ihre Hochzeitgebräuche. Am Hochzeittage hält die Braut die Thüre ihres Hauses sorgfältig verschlossen. Der Bräutigam (il padrone) erscheint bewaffnet und stimmt unter dem Fenster die bei dieser Gelegenheit üblichen Gesänge an; er fleht seine Verlobte an ihm zu öffnen, allein die Thüre bleibt verschlossen; die Eltern des Mädchens antworten ihm, denn dieses selbst darf bis zum Abende nicht ihr Stillschweigen brechen. Vergebens verspricht ihr der Bräutigam schöne Kleider und goldene Berge, die Thüre bleibt verschlossen. Endlich wird er des langen Harrens müde, seinen Bitten folgen Drohungen, und da auch diese nicht fruchten, so sprengt er gewaltsam die Thüre ein, ergreift die Braut bei den Händen und schleppt sie so zur Kirche. Ich hatte das Glück einer Hochzeitfeier beizuwohnen. Die nächsten Anverwandten führten die Braut an der Hand, die als Jungfrau mit einem weißen Schleier verhüllt war. Die Wittwen vermählen sich mit entblößtem Antliz. Die Taufpathen des Brautpaares sezten mit einer erstaunlichen Schnelligkeit zu wiederholten Malen den Kranz von dem Kopfe des Bräutigams auf den der Braut, und umgekehrt; denn beide trugen Blumenkronen von weißen Rosen und Immortellen. Der Priester nahm hierauf ein Glas Wein, in das er eine Brodschnitte tauchte, die er dann dem Brautpaar reichte. Dieses kostete davon, wahrscheinlich um anzudeuten, daß beide fortan gemeinschaftlich ihren Unterhalt erwerben müßten. Was davon übrig blieb, verzehrten die Pathen. Während der Geistliche mit seinem goldgestickten Meßgewande angethan, die Trauungsgebete nach griechischer Liturgie verlas, beschrieb er von der Rechten zur Linken gehend einen großen mystischen Kreis, wobei ihm die ganze Versammlung Mann hinter Mann folgte. Das Paar kniete endlich nieder und erhielt die Einsegnung. An der Schwelle ihrer neuen Wohnung traf die Braut die Freunde ihrer Familie, die sie mit Glückwünschen empfingen und einen albanesischen Chorgesang anstimmten, der ungefähr folgenden Inhaltes war: „Sey willkommen, junge Braut, unter dem Dache des Gatten, wie Wein und Salz auf der Tafel des Festschmauses, wie die Sonne, die von Strahlen bekleidet aufgeht!“

Der Bischof überhäufte mich mit Artigkeiten und war untröstlich, daß ich nicht gleich dem Engländer, dessen ich oben erwähnte, sein Gast seyn wollte. Nachdem ich von ihm Abschied genommen, betrat ich die schmucklose und düstere Kathedrale. Ich fand sie angefüllt mit Andächtigen beiderlei Geschlechtes, wobei ich Gelegenheit nahm, die Tracht der Weiber genauer zu betrachten, die zwar den italienischen Schnitt angenommen, aber bei dem unter Albanesen und Calabresen gleichen Geschmack für schreiende Farben keine sonderliche Veränderung erlitten hat.

Was sich von ihren albanesischen Müttern auf sie vererbt hat, ist das „Flammeum“ oder der scharlachrothe Schleier mit blauer oder gelber Einfassung und das grüne, goldgestickte Mieder, das sie „Vulgarida“ nennen; von dem Namen eines Vogels, dessen Farbe es hat. Es ist sehr geschmackvoll, und da die Weiber alle von reizenden Formen sind, so steht es ihnen bezaubernd schön. Weiber und Männer lagen von einander abgesondert auf den Knien und sangen abwechselnd griechische Chorgesänge zum Abendgebete. Dieser einfache Gottesdienst ergriff mich mit einer tiefen Rührung; an einen Pfeiler gelehnt blickte ich lange auf die andächtige Versammlung hin. Die schimmernden und malerischen Gewänder der Frauen hoben die Gestalten aus dem düstern Grund der Kirche. Ein lezter Sonnenstrahl fiel durch die schmalen Fensterbogen auf das Antliz einer jungen Albaneserin, die vor einem Seitenaltar auf den Knien lag; ihr schöner griechischer Kopf allein noch beleuchtet in der Dämmerung des Heiligthums strahlte aus den tiefen Schatten wie eine himmlische Erscheinung. Die Stimmen von Menschen jedes Alters vereinigten sich im Wechselgesange zu e i n e m Gedanken. So ertönt dieselbe Sprache, die in den Gezelten Agamemnons wiederhallte und bei den Festen Griechenlands im Tempel Jupiters, aus dem Munde calabresischer Mädchen, in einer dürftigen Kirche zum Preise des Menschensohnes, der aus der armen Werkstätte eines Zimmermanns hervorging, um der Welt das Heil zu verkünden.

Es verlangte mich sehr, die albanesischen Volksgesänge näher kennen zu lernen. Mein Wirth von San Demetrio verwies mich an einen seiner Freunde zu Santa Sofia, der eine Sammlung derselben veranstaltet hatte. Santa Sofia ist eines der albanesischen Dörfer im Bezirke von San Demetrio, von dem es zwar nur vier bis fünf Miglien entfernt ist; aber tiefe Schluchten, abscheuliche Wege, Bergwasser ohne Brücken, wie es denn in diesem armen Königreiche Neapel herkömmlich ist, erschweren die Verbindung und unterbrechen sie den Winter über oft gänzlich. Der Weg führte

über Berghöhen und dann und wann über den Chratis und die Ebenen von Sybaris, die jetzt mit ungesunden Sümpfen bedeckt sind, oder mit Wäldern, von Büffeln und Wölfen bewohnt. Ein Albanese ging als Wegweiser mir voran, und sang mit einer schönen sanften Männerstimme ein Volkslied, dessen Worte mir die poetische Mythologie des neuern Griechenlands, in der die Vögel eine so große Rolle spielen, in's Gedächtniß rief. „Eine Mutter, dieß war der Inhalt des Liedes, „beweinte ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, denn er lag gefangen und so weit von ihr, daß keine Botschaft sie erreichen konnte. Da schrieb er einen Brief, den band er an den Flügel eines Vögeleins, und das Vögelein setzte sich auf einen Baum, unter dem die arme Mutter weinte; es schüttelte die Flügel, und der Brief fiel in ihren Schoß. Darin las sie die Worte: „„„Mutter, ich komme zurück, wenn Du aus Deinen Haaren mir ein Hemd gesponnen und das Hemd mit Deinen Thränen gewaschen, wenn das Meer ein Blumengarten wird, wenn der Hollunder Feigen trägt, und der Nußbaum Trauben.""

Der Baron **, an den ich zu Santa Sofia empfohlen war, befand sich nicht zu Hause und wurde erst des Abends zurückerwartet. Da der Brief, den ich ihm überreichen sollte, unversiegelt war, so las ihn seine Frau, denn sie konnte lesen. Es schien, die Neugierde, einen an ihren Gatten gerichteten Brief zu lesen, der noch dazu offen war, machte sie nicht nicht wenig nach dem Inhalte lüstern. Nun nahm aber die gute Frau, die in ihrem Leben noch keinen Fremden gesehen haben mochte, das Wort racommandazione in einem mildthätigen Sinne und befand sich in nicht geringer Verlegenheit; denn obgleich mein Reisegewand nicht sehr glänzend war, so sah ich doch auch keinem Bettler ähnlich. Lange war sie unschlüssig, was mit mir zu machen sey, und so groß ist hier die Sitteneinfalt, daß sie in ihrer Herzensgüte der Empfehlung des Freundes ihres Gemahles nicht besser entsprechen zu können glaubte, als indem sie mir ein reichliches Almosen in die Hand drückte. Sie wußte nicht, was sie dazu denken oder sagen sollte, als ich ihr lächelnd bemerklich machte, daß ich gekommen sey, nicht um Almosen zu sammeln, sondern Lieder. Nun hielt sie dafür, daß ich ein auf einer Bußreise begriffener Pilgrim sey, denn sollte man wohl nach Calabrien kommen, um Lieder zu suchen?

Alle Häuser der gastfreundlichen Einwohner von San Sofia standen mir offen, man stritt sich um die Ehre, den Fremden zu beherbergen, der Ortssyndicus — Dorfschultheiß — vor Allen. Er war ein Neffe des gelehrten Philologen Bassa, der im Jahr 1799 starb, während der Saturnalien des Königthums, die den ehrwürdigen Admiral Caraccioli, die Eleonore Fonseca, Pagano, Cirillo und was sonst noch in Neapel durch Genie und Tugend glänzte, auf das Schaffot lieferten. Es verdient hier noch angemerkt zu werden, daß San Sofia der Geburtsort mehrerer ausgezeichneter Männer ist. Ueberhaupt sind die italienischen Albanesen Leute von hellem Kopf, aufgeweckten Geiste und schneller Fassungsgabe.

Meine Liederentdeckungsreise wurde von keinem glücklichen Erfolg gelohnt. Die gehoffte Sammlung war einem Professor zu Cosenza geliehen worden, und vielleicht verloren gegangen. Das öffentliche und häusliche Elend, von dem die Völker seit dem Verlaufe des letzten Jahrhunderts heimgesucht worden sind, hat gegen diese Denkmäler der alten Zeit gleichgültig gemacht; in zehn Jahren werden sie vielleicht auch in diesen Gebirgen wie überall völlig erloschen seyn. Nur eine stete und ununterbrochene Wiederholung kann Nationalgesänge erhalten. Nur so lange sie als ein allgemeines Erbstück betrachtet werden, gehen sie von Geschlecht auf Geschlecht über. Das Kind hört und stammelt sie in der Wiege, der Greis wiederholt sie seinen Enkeln, und so dauert dieß Palladium des alten Volkslebens fort. Dieß ist in den abgelegenen Dörfern der Albanesen eben so wenig mehr der Fall, als irgendwo anders: die öffentlichen Plätze liegen schweigend da, Furcht und Elend verdüstern das Leben am häuslichen Herde, und die Sorge verscheucht die fröhlichen Lieder.

(Fortsetzung folgt.)

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

(Schluß.)

Douville bestieg die erste Terrasse des Sambi, wo er eine ganz veränderte Vegetation antraf; die Bäume waren kleiner und hatten ein hellgrüneres Laub, der Boden war nicht mehr mit dichtem Rasen bedeckt, obgleich man sich in der Regenzeit befand; nirgends erblickte man Blumen, an deren Stellen stachelige und blätterlose Pflanzen traten; nirgends eine Spur von Thieren, nicht einmal von Schlangen, die in diesen Gegenden so häufig sind, und doch zeigte das Thermometer 34° R. in der Sonne und 30° im Schatten, eine Temperatur, die diese Reptilien besonders lieben. Die Oberfläche des Bodens bestand überall aus pyramidenförmigen Erhöhungen. An der nordnordwestlichen Seite bemerkte man eine beträchtliche Vertiefung, die hoch oben an dem Abhange des Berges anzufangen und sich bis zu seinem Fuße zu erstrecken schien, wahrscheinlich ein Bette, das die Feuerströme sich gewühlt hatten. Die Lava am Fuße des Berges enthielt Quarztrümmer, die sie in ihrem Herabsturze von der Mündung des Vulkans mit sich fortgerissen haben mochte, und die an Form und Farbe fast unverändert geblieben waren.

Auf der zweiten Terrasse, wo die Vegetation noch mehr abnahm, sah Douville Spalten, die durch die übermäßige Sonnenhitze den Boden zerrissen hatten, und Lavastücke mit Schörl und Chrysolith vermischt enthielten. In einer tiefen Kluft lag eine Schichte, die aus einer Mischung von verhärtetem Erdpech, vegetabilischer Kohle, Feuersteinen, schwarzer Lava und Kalksteinen zusammengeschmolzen war. Uebrigens bestand diese Stelle des Berges nur aus zweiten und dritten Formationen, oder vielmehr nur aus vulkanischen.

Auf der dritten Terrasse bestand die Vegetation nur noch aus Strauchwerk; der sehr harte Boden war nicht mehr mit Gras, sondern mit kleinem Moos bedeckt, das verdorrt schien. Douville sah an verschiedenen Orten Schiefer, Kalkstein, einen Lavamarmor, der aus graulicher Lava, sehr feinkörnigem gelblichen Marmor und kleinen Stücken weißen Schörl zusammengesetzt war.

Keiner von seinen Negern wollte Douville auf diese Terrasse folgen, deren scharfe Luft ihnen äußerst beschwerlich fiel. Er konnte deßhalb auch keine Nachgrabungen veranstalten und mußte sich damit begnügen, eine Stelle aufzusuchen, wo der zerklüftete Boden

ihm einen Blick in die innern Bestandtheile gönnte. In einer Schlucht von bedeutender Tiefe sah er Granit mit rhomboidischen Feldspatkrystallen und darüber halbzersetzte Laven; indem er diese mit dem Mikroskop untersuchte, fand er Wassertropfen, die sich in diese Laven einsickerten und mit Eisentheilchen vermischt waren, die eine Art von Aufbrausen am Gestein hervorbrachten. Da er in den zunächst gelegenen Höhlen mit genauester Sorgfalt die vorgefundenen Hematiten untersucht hatte, so fand er, daß dieses Aufbrausen durch ein Salz verursacht wurde, das er für Ammoniaksalz hielt.

Unter den Substanzen, die den Fuß der vierten Terrasse bildeten, entdeckte Douville eine Art Boluserde, die an der Zunge klebte und zahlreiche Schörlstitter und noch völlig unveränderte Lava enthielt. Eine Seite dieser vierten Terrasse zeigte große Lavablöcke, welche weißen krystallisirten Kalkspath enthielten; auch grauen Basalt fand er hier, welcher Körner sehr dichter Lava einschloß.

Douville befand sich bereits zwei Tage allein auf der dritten Terrasse und hatte seinen kleinen Mundvorrath völlig aufgezehrt. Von Müdigkeit erschöpft und ohne allen Beistand konnte er unmöglich die Besteigung des Berges vollenden, dessen vierte Terrasse ihm sehr hoch schien und über der sich noch der Kegel des Vulkans erhob. Zur Rückkehr genöthigt beschränkte er sich, die Höhe der Terrasse zu messen, auf der er Halt machen mußte; er fand sie 3242 Metres über der Meeresfläche.

Während Douville in einer Höhle ausruhte, bevor er wieder den Berg herabstieg, brach ein Ungewitter aus, was ihm Gelegenheit gab, mitten in den Wolken und über denselben Beobachtungen über die Atmosphäre und die Wirkungen der Elektrizität auf die Magnetnadel anzustellen. Die hier gefundenen Resultate, auf die man sich bis zur Herausgabe von Douville's Reisewerk vertrösten muß, werden für die Wissenschaft von um so größerer Wichtigkeit seyn, als Beobachtungen dieser Art über den mittäglichen Theil von Afrika zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks noch völlig fehlen.

Douville erfuhr später, daß man von Cambambe aus den Vulkan gleichfalls bemerkt hatte; die Portugiesen beobachteten ihn, ohne daß es einem derselben eingefallen wäre, das Phänomen in der Nähe zu untersuchen. Seit der Bekanntmachung des Reiseberichts Eduards Lopez über Congo im Jahre 1591 mit Karten und Planen, hatte man eine dunkle Ahnung von dem Berge Sambi. Der letztgenannte Reisende, der sich zu Congo von 1578 bis 1597 aufhielt, erwähnt „brennende Berge." Bekanntlich ordnete Philipp Pigafetta seinen Reisebericht und gab denselben in italienischer Sprache heraus, daher er öfters unter dem Namen des Herausgebers angeführt wird. Dapper, der in seiner Beschreibung von Afrika Alles zusammentrug, was vor ihm über diesen Welttheil im Druck erschienen war, bemerkt, daß die Provinz Batta in Congo sich gegen Süden bis zu den brennenden Bergen oder Montes cremaderos erstreckt, was jedoch Montes quemados heißen soll. Seine Karte setzt diese Provinz unter 4 und 8° S. und 38 und 42° O. der Insel Ferro. Die Karte von Congo von Sanson (1683) gibt über Berbela, Lelunda und Rio Fimo hinaus den Namen „Queimados," man weiß aber nicht, ist damit eine Völkerschaft oder ein Berg gemeint. D'Anville's Karte von Afrika (1749) bemerkt „einen brennenden Fels" nördlich am Fluß Loze. Delisle erwähnt eines Vulkans gar nicht. Douville hat sonach das Verdienst, die Geographie durch genaue Bestimmung der Lage des Sambi mit einer schätzbaren Angabe bereichert zu haben.

Die Krönung des Königs von England.

(Fortsetzung.)

Der König und die Königin bestiegen das am Ende des Kirchenschiffs für die Krönungsfeierlichkeit erbaute Gerüst, wohin sie in der vorgeschriebenen Ordnung von ihrem Gefolge begleitet wurden. Auf der Tribune erblickte man die beiden Throne und an ihren Stufen die Staats- und Betstühle für den König und die Königin, von denen nun jedes den ihm bestimmten Stuhl einnahm; zu ihren Seiten blieben die Bischöfe stehen, die sie geleiteten; eben so die Schwert- und Insignienträger. So lange der Zug in Bewegung war, hatte der angestimmte Choral fortgedauert, nun aber schwieg er, und der Erzbischof von Canterbury, begleitet von dem Lord Kanzler, dem Lord Großkammerherrn, dem Lord High Constable und dem Earl Marschall, nahm an den vier Seiten der Bühne nach den vier Himmelsgegenden die sogenannte „Rekognition" vor, während welcher der König aufrecht und gegen das Volk hin zugewendet stand, und zwar immer nach der Seite zu, wo die Rekognition statt fand. Diese Rekognition bestand darin, daß der Erzbischof an das Volk die Worte richtete: „Meine Herren, ich stelle Euch hier König Wilhelm den Vierten, den rechtmäßigen Erben dieses Königreichs, vor. Ihr alle daher, die Ihr heute hieher gekommen seyd, Eure Huldigung, Lehensdienst und geschworene Pflicht zu leisten, wollt Ihr dasselbe thun?" Die Antwort auf diese Frage, die viermal mit großer Feierlichkeit gesprochen wurde, war ein allgemeiner und herzlicher Zuruf: „Gott erhalte König Wilhelm den Vierten!" Der König verbeugte sich jedesmal wiederholt. Bei der letzten Rekognition scholl Pauken- und Trompetenschall darein. Nun wurde ein reiches Stück Goldstoff vor dem Altar ausgebreitet und zwei Polster an die Stufen desselben gelegt, wo Ihre königlichen Majestäten während des Gottesdienstes niederknieten. Der Erzbischof von Canterbury und die Bischöfe, welche die Litanei lasen, setzten nun ihre Infuln auf.

Der König begab sich nun nach dem Altare, kniete auf dem Polster nieder und brachte sein erstes Opfer, ein Altartuch von Goldstück, das der Erzbischof von Canterbury auf den Altar legte. Der Schatzmeister des königlichen Hauses legte nun in die Hand des Lord Großkammerherrn einen Goldklumpen von einem Pfund Gewicht, den dieser dann dem Könige überreichte, der ihn durch den Erzbischof in das Opferbecken legen ließ. Die Königin, zur linken Seite des Königs kniend, opferte hierauf gleichfalls und zwar ein Stück Goldstoff. Nun wurden die Gebete gesprochen und der Gottesdienst, wie er in der englischen Kirche üblich ist, gehalten. Die Predigt hielt der Bischof von London über den Text: 1 Ep. Petri 2, 15. „Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen." Während derselben saß der König, das Haupt mit seiner karmoisinrothen Sammtmütze bedeckt, der Kanzel gegenüber. Der Erzbischof von Canterbury nahm seinen Sitz auf einem purpursammtnen Stuhle.

Sobald die Predigt zu Ende war, erhob sich der Erzbischof, um dem Könige den Krönungseid abzunehmen. Zuerst stellte er ihm aus einem Buche, das er in der Hand hielt, folgende Fragen: „Herr, seyd Ihr gewillt, den Eid zu leisten, wie er gewöhnlich von Euern Vorfahren geleistet wurde?" — Der König: „Ich will es." — Der Erzbischof: „Wollt Ihr feierlich versprechen und schwören, zu regieren das Volk dieses Königreichs von Großbritannien, und die davon abhängigen Länder nach den im Parlamente beschlossenen Satzungen und nach den herkömmlichen Gesetzen und Gewohnheiten?" — Der König: „Ich verspreche feierlich, es zu thun." — Der Erzbischof: „Wollt Ihr nach allen Euern besten Kräften Recht und Gerechtigkeit gnädiglich üben lassen in allen Euern Gerichten?" — Der König: „Ich will es." — Der Erzbischof: „Wollt Ihr nach allen Euern Kräften aufrecht halten und beschirmen die Gesetze Gottes, das wahre Bekenntniß des Evangeliums und die protestantisch reformirte Religion, wie sie durch das Gesetz bestimmt ist? Und wollt Ihr die Kirche von England, ihre Lehren, Gottesdienst, Einrichtung und Verwaltung, wie sie in dem Königreich England und Ireland, in dem Fürstenthum Wales, der Stadt Berwick-upon-Tweed und in den von der Union der beiden Königreiche

dazu gehörigen Gebieten durch das Gesetz festgestellt ist, aufrecht erhalten und unverletzt bewahren? Wollt Ihr auch den Bischöfen und der Geistlichkeit von England, so wie den ihrer Obhut anvertrauten Kirchen alle die Rechte und Privilegien bewahren, die nach dem Gesetze ihnen allen oder einem jeden von ihnen besonders angehören oder angehören werden?" — Der König: „Alles Dieß verspreche ich zu thun." — Der König erhob sich dann von seinem Stuhle und ging von seinen Beiständen begleitet mit unbedecktem Haupte zum Altare, kniete an den Stufen desselben auf dem Kissen nieder, legte die Hand auf das Evangelium und schwur: „Alles, was ich so eben versprochen habe, will ich thun und halten, so wahr mir Gott helfe!" Hierauf küßte der König das Buch und unterzeichnete den Eid, wozu der Lord Großkammerherr ein silbernes Tischchen in Bereitschaft hielt. Nachdem der König nach seinem Sitze zurückgekehrt war, wurde von dem Erzbischof die Hymne: „Komm, heiliger Geist" u. s. w. angestimmt, nach deren Schlusse er das Vorbereitungsgebet zur Krönung sprach, lautend: „O Herr, heiliger Vater, der Du vor Alters durch die Salbung Könige, Priester und Propheten heiligtest" u. s. w. Nach Vollendung dieses Gebets wurde der Antiphon „Zadok der Priester" gesungen, während welchem der König durch den Lord Kammerherrn seines karmoisinsammtnen Staatsgewands entkleidet wurde, das sammt seiner Staatsmütze von dem Oberst Kämmerer (Master of the Robes) in St. Eduards Kapelle gebracht wurde. St. Eduards Stuhl wurde nun mit Goldstück bedeckt vor den Altar gestellt, und der König ließ sich darauf nieder, um gesalbt zu werden.*) Während die Salbung vorgenommen wurde, hielten vier Ritter des Hosenbandordens, der Herzog von Leeds, Rutland, Newcastle und Northumberland über das Haupt des Königs eine reiche Decke von Goldstück ausgespannt. Der Dechant von Westminster hielt die Ampulla mit dem heiligen Oele und schüttete etwas davon in den Salblöffel, worauf der Erzbischof des Königs Haupt und Hände kreuzweis damit salbte, indem er die Worte aussprach: „Sey gesalbt" u. s. w. Der König knieend, der Erzbischof stehend, sprachen dann mit einander das Dankgebet an den Stufen des Altars aus. Die Hosenbandritter gaben das Goldstück an den Lord Oberstkämmerer zurück. Der Dechant von Westminster bekleidete nun den König mit der Supertunica von Goldstück; dann nahm er die Sporen vom Altare und reichte sie dem Lord Großkammerherrn, der niederkniete, damit die Fersen des Königs berührte und sie dann dem Dechant wieder einhändigte. Earl Grey, der das Staatsschwert trug, überreichte dasselbe dem Lord Kammerherrn und erhielt dafür von diesem ein anderes Schwert in einer Scheide von purpurrothem Sammt, das er dem Erzbischof überreichte, der es hinwieder auf den Altar legte und das Gebet sprach, das mit den Worten anfängt: „Erhöre unser Flehen, o Herr, wir bitten Dich, leite und beschirme Deinen Diener König Wilhelm" u. s. w. Dann nahm er das Schwert wieder vom Altare und, gefolgt von andern Bischöfen, trat er wieder zum Könige, dem er es in die rechte Hand gab, mit den Worten: „Nimm hin dieß königliche Schwert" u. s. w., und: „Mit diesem Schwerte vollziehe die Gerechtigkeit" u. s. w. Der König stand nun auf, ging zum Altare und opferte das Schwert in der Scheide, indem er es dem Erzbischof überreichte; dann kehrte er zu seinem Stuhle zurück. Der König wurde hierauf stehend von dem Dechant mit dem Reichsmantel oder der Dalmatica von Goldstück bekleidet, und der Erzbischof, der den Reichsapfel von dem Dechant erhalten hatte, gab denselben dem Könige in die rechte Hand, mit den Worten: „Nimm hin den Reichsmantel und den Apfel" u. s. w.; zugleich steckte er an den vierten Finger der rechten Hand des Königs einen Rubinring. Inzwischen überreichte der Herzog von Norfolk, als Grundherr von Worksop (Marktflecken in Nottinghamshire) dem Könige einen Handschuh für die rechte Hand, mit den Wappen der Howard gestickt, den der König anzog. Dann stellte der Erzbischof dem Könige das Scepter mit dem Kreuze und das Scepter mit der Taube zu, letzteres mit den Worten: „Nimm hin das Scepter der Billigkeit" u. s. w. Der Herzog von Norfolk unterstützte, gleichfalls in seiner Eigenschaft als Grundherr von Worksop, des Königs rechten Arm. Der Erzbischof trat sodann vor den Altar und sprach über die vor ihm liegende Krone des heiligen Eduards den Segen und das Gebet, das mit den Worten anfängt: „O Gott, der Du Deinen treuen Diener krönest mit Gnaden" u. s. w., worauf er, geleitet von andern Bischöfen, die Krone aus der Hand des Dechants von Westminster nahm, der sie trug und auf des Königs Haupt setzte, während das Volk laut und wiederholt ausrief: „Gott erhalte den König!" Zugleich erscholl Trompeten- und Pauken-Schall, und der Geschützdonner des Towers und des Parks. Nachdem der Zuruf des Volkes wieder verstummt war, sprach der Erzbischof die Vermahnung: „Sey stark und gutes Muthes" u. s. w. und die Chöre sangen den Psalm: „Der König erfreue sich in seiner Kraft." Sobald der König gekrönt war, bedeckten sich die Pairs mit ihren Staatshüten, die Bischöfe mit ihren Infuln und die Wappenherolde mit ihren Kronen. Dann nahm der Erzbischof die Bibel vom Altar und überreichte sie dem König; hierauf sprach er die Benediktion, welche von den Bischöfen und Pairs mit lautem „Amen" beantwortet wurde. Endlich wendete sich der Erzbischof an das Volk und sprach abermals ein Kirchengebet, worauf das Te Deum gesungen wurde, nach welchem der König von den Bischöfen und Pairs auf seinen Thron geführt wurde, wobei der Bischof die Vermahnung sprach: „Stehe stark und halte fest" u. s. w.

(Schluß folgt.)

*) Sankt Eduards Stuhl ist ein alter Sitz von starkem hartem Holze mit Rücklehne und Seitenarmen, mit verschiedenen Bildern bemalt. Auf demselben wurden vor Alters die Könige von Schottland gekrönt. König Eduard I brachte ihn aus diesem Königreiche nach England, nachdem er den König Schottlands, Baliol (1296), völlig unterworfen hatte. Seitdem blieb der Stuhl in der Westminsterabtei, und die nachfolgenden Könige und Königinnen wurden darauf gekrönt. Er ist sechs Fuß sieben Zoll hoch, acht und dreißig Zoll breit und vier und zwanzig Zoll tief. Neun Zoll vom Boden ist ein Absatz, der an den vier Ecken von vier Löwen getragen wird. Zwischen diesem Absatz und dem Sitze befindet sich ein Stein, gewöhnlich „Jakobs Stein" oder „verhängnißvoller Marbelstein" genannt, der in einem länglichen Viereck von 22 Zoll Länge, 13 Zoll Breite und 11 Zoll Dicke besteht, von stahlgrauer Farbe und mit einigen rothen Adern durchzogen ist. Die Volkssage hält diesen Stein für denjenigen, auf den der Patriarch Jakob sein Haupt gelegt haben soll; dann sey er nach Brigantia in spanisch Gallizien gebracht worden, wo der Schottenkönig Gathol seinen Thronsitz daraus machte. Dann wurde der heilige Stein von Simon Brech, König der Schotten, 700 Jahr v. Ch. nach Irland geführt, und etwa 370 J. später von König Fergus nach Schottland. Im Jahr 851, so erzählt die Mythe weiter, soll er von König Kenneth in die Abtei Scone, im Sheriffthum von Perth versetzt und in den hölzernen Stuhl gefaßt worden seyn, mit der Inschrift:

„Wenn nicht das Schicksal trügt, so sollen auf diesem Stein
Die Schotten zu Beherrschern des Reichs gekrönet seyn."

Und dieser Spruch ging an König Jakob I in Erfüllung. Dieser alte Königsstuhl — so viel ist gewiß — wurde von König Eduard I feierlich Eduard dem Bekenner im Jahre 1297 zum Geschenk gemacht, woher er denn auch den Namen „St. Eduards Stuhl" behalten hat.

Giulio Regondi.

Neben Paganini macht gegenwärtig in England ein musikalisches Wunderkind Giulio Regondi das größte Aufsehen. Kaum acht Jahre alt, überrascht er durch sein Spiel auf der spanischen Guitarre nicht allein das große Publikum, sondern setzt auch die Kenner in Erstaunen. Giulio Regondi ist zu Lyon geboren; seine Mutter ist eine Deutsche, sein Vater ein Italiener. Der „Courier" sagt über die Leistungen dieses Wunderkindes: „Wenn man bloß die Genauigkeit und Niedlichkeit seines Spiels in den schwierigsten Aufgaben bewundern wollte, so würde man ihm nur zur Hälfte Gerechtigkeit widerfahren lassen; er verbindet damit einen Ausdruck und eine Tiefe des Gefühls, die an einem Erwachsenen angestaunt werden würden. Schon der Anblick des kleinen Künstlers nimmt zu seinen Gunsten ein. Ein wohlgebildetes, ausgezeichnet schönes Kind, mit einem lebensvollen Gesichte, dessen lange Flachslocken anmuthig um Hals und Schultern sich ringeln, gewinnt zum Voraus schon die Herzen; aber wenn es die Saiten berührt und ihnen Töne entlockt, die an Schönheit nicht ihres Gleichen haben; wenn sein Auge das Tiefe Gefühl des Herzens ausspricht, so staunt man mit Bewunderung die Zauberkraft dieses jugendlichen Genies an."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 272. 29 September 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

2. Der Fluß Zaire.

Die Mündung des Zaire ist bekannt; sie befindet sich auf der westlichen Küste Afrika's unter 6° südlicher Breite. Der Kapitän Tuckey, der sie entdeckt hatte, war den Fluß ungefähr 280 Meilen vom Meere an aufwärts gegangen. Man weiß, daß er sammt mehreren seiner Reisegefährten ein Opfer des tödtlichen Himmelsstriches wurde. In der seinen Berichten beigegebenen Karte bezeichnete er, gestützt auf die von den Negern eingezogenen Erkundigungen, den Zaire als aus einem großen Sumpfe hervorgehend, der gegen Norden unter dem 2° nördlicher Breite gelegen, den Fluß in gerader Richtung gegen Süden bis zu dem Ort entsende, wohin Tuckey gekommen war. Aber wie dieß in ähnlichen Fällen häufig geschieht, der Europäer und die Eingebornen hatten sich über die Namen der Flüsse nicht verstanden, und Tuckey einen Zufluß des Zaire für diesen Strom selbst genommen, der von Westen herkommt, dann, den Berichten der Portugiesen zu Folge, von Süden. Douville fand so die Angabe D'Anville's bestätigt, dessen Muthmaßungen nicht selten mit der Wirklichkeit zusammentreffen.

Douville, der sich von dem westlichen Ufer entfernt hatte, um in Mittelafrika einzudringen, fand im Innern zu Cassange einen Fluß, der von den Negern Euango genannt wird, und mit reißender Schnelligkeit gegen Westen strömt. Der Schaga oder Fürst des Landes verweigerte ihm die nöthigen Fahrzeuge zur Ueberfahrt. Da die Breite des Euango hier anderthalb Meilen betrug, so getraute sich Douville nicht, auf den gebrechlichen Fahrzeugen aus Baumrinde, deren sich die Eingebornen bedienen, überzusetzen und ging daher Fluß aufwärts gegen OSO, wo er einen Häuptling, Namens Bala, traf, den ansehnliche Geschenke bereitwilliger machten, als den Schaga von Cassange; aber gewitzigt durch die Treulosigkeit des letztern gab er die versprochenen Geschenke nicht eher her, als bis der größte Theil seiner Leute auf dem jenseitigen Ufer war.

Vor seiner Abreise von Cassange hatte Douville einen seiner mulattischen Dolmetscher mit dem Auftrage entsendet, dem Lauf des Euango zu folgen. Dieser Mulatte hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten Proben von eben so viel Verstand als Anhänglichkeit an Douville gegeben und war dem Reisenden bei seinen Beobachtungen von vielem Nutzen. Douville gab ihm außer verschiedenen Handelswaaren, die von Negern getragen wurden, auch eine Uhr und einen Quadranten mit, an welchem eine Windrose und eine Magnetnadel befestigt waren; er empfahl ihm, sich derselben, wie er schon gethan hatte, zu bedienen, um die Krümmungen des Flusses zu bestimmen. Der Mulatte sollte ihn bei den Mossossos erwarten, an deren Gebiet nach Angabe der Einwohner von Cassange der Euango vorbeiströmte, oder sonst an einem Orte, wo man Mittel finden könne, über den Fluß zu setzen. Im Falle die mit diesem Auftrag entsendete Negerschaar keine Gelegenheit hiezu finden sollte, war ihr befohlen worden, den Lauf des Euango bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Von einer langen Wanderung gegen Nordost zurückgekehrt, fand Douville seinen Mulatten bei Holo ho, dem Gebieter eines weiten Landstriches, der sich von der Meeresküste bis über den neunzehnten Meridian östlich von Paris hinaus erstreckt und von den Muchicongos und Mahongos bewohnt wird. Der Name Holo ho ist zugleich der des Fürsten und seines Landes, wie es in Nigritien häufig der Fall ist. Der Mulatte befand sich schon lange Zeit bei Holo ho und war erkrankt, weßhalb er mit Ungeduld Douville's Ankunft erwartete. Er hatte dem Lauf des Euango entlang jeden Tag die Zahl der Minuten angemerkt, die er gebraucht hatte, um bis zu diesem und jenem Punkt der Bussole zu gelangen. Mit Hülfe dieser Angaben konnte Douville annäherungsweise die Krümmungen in jenem Theile des Landes bestimmen, den der Mulatte zwischen dem Punkte, wo er selbst den Fluß gesehen und jenem, wo er über denselben ging, durchwandert hatte.

Nachdem Douville den Staat des Holo ho betreten hatte, war er nach Cancobella gekommen, wo er einen breiten und reißenden Fluß sah, der den Namen Euango führte, so daß ihm deutlich wurde, daß dieß der nämliche Strom sey, den er zu Cassange gesehen, und über den er bei dem Häuptling Bala gegangen war. Indeß war Douville, nachdem er von dem Gebiete des Bala aus eine nördliche Richtung genommen hatte, bei Marangama über einen Fluß gegangen, der den Namen Bankora führte, und dessen Wasser er aus dem See Quiffua entspringen sah. Man hatte ihm gesagt, daß der Strom in dem Maße an Breite und Tiefe zunehme, als er gegen Westen vorrücke. Zu Cancobella wollte Douville sich selbst überzeugen, ob der Euango, den er vor sich sah, ein und derselbe Strom mit dem Bankora sey, und da er auf seiner Wanderung gegen Norden über denselben gegangen war, so mußte er ihm, wenn

er nach Süden ging, wieder begegnen, wenn er sich anders nicht bereits mit einem andern Flusse vereinigt hatte. Douville ging daher zwanzig Meilen weit ostwärts von Cancobella, weil man ihm gesagt hatte, daß in dieser Entfernung und Richtung der Zusammenfluß des Bankora und Cuango statt finde. Nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt hatte, so folgte er dem Laufe des Cuango, um nach Cancobella zurückzukehren, wo er wieder über denselben setzte. Sein Dolmetscher, den er auf der andern Seite des Flusses bei Holo ho wieder traf, übergab ihm nun sein Tagebuch, in welchem er seine Reise aufgezeichnet hatte.

Douville war nun, wie schon oben gesagt wurde, überzeugt, daß der Fluß bei Cassange derselbe sey, den er zu Cancobella getroffen hatte. Der unglückliche Mulatte war inzwischen das Opfer seines Eifers geworden; die Neger, die ihn begleitet hatten, waren mit den Lebensmitteln und Handelswaaren entflohen, wodurch der Mulatte in den bittersten Mangel gerieth und sich genöthigt sah, seinen Unterhalt von der Milde der Einwohner zu erbetteln. Da er übrigens so unvorsichtig gewesen war, im Dorfe, wo er sich befand, seine Uhr sehen zu lassen, so wurde er für einen Zauberer gehalten und man hatte ihm ein langsames Gift gegeben, das ihn aufrieb und kurz vor Ankunft Douville's in's Grab brachte.

Im Lande Holo ho geben einige Neger dem Zaire auch den Namen Cuango; aber im Gebiete des Cancobella ist er nur unter letzterm Namen bekannt. Douville zeichnete den Lauf dieses Flusses bis 6° südlicher Breite und 25° 30′ östlicher Länge. Die Mossossos kennen ihn nur unter dem Namen Zaire, während er auf dem entgegengesetzten Ufer noch Cuango heißt. Die Nachforschungen Douville's haben also wesentlich dazu beigetragen, das Stromgebiet Westafrika's zwischen Ambriz und Katumbella nördlich von S. Felippo de Benguela zu berichtigen.

Manilla und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Streifzügen in der Umgegend beschloß ich eine Goldmine zu besuchen, welche angeblich nur zwei Meilen von dem Dorfe San Matheo entfernt war, und worüber man mir alle möglichen Nachweisungen gab. Um zehn Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg; der Führer, der uns geleiten sollte, blieb noch eine Zeit lang zurück, wir aber gingen nichts destoweniger in der Richtung vorwärts, wo wir die Mine vermutheten; wir verirrten uns, und waren nach zweistündigem Marsche weiter von der Mine entfernt, als bei der Abreise von San Matheo. Wir feuerten einige Schüsse ab, um unsern Führer herbei zu rufen, der endlich zu uns stieß, dessen Erklärung zufolge wir aber schon zu weit von der Mine entfernt waren, um jetzt noch dahin zu gehen. Einer der Führer, der Befehl hatte, mich von da nach Rotondo, einem bedeutenden Dorfe der Provinz Bosoboso, zu geleiten, schlug mir vor, direkt dahin zu gehen, und versprach mir, mich später nach der Mine zu begleiten. Mir blieb nichts übrig, als den Vorschlag anzunehmen.

Um wieder auf den Weg nach Bosoboso zu kommen, mußten wir hohe, zum Theil dürre, zum Theil mit Wald bewachsene Berge ersteigen. Dieß thaten wir auch mehrere Stunden lang, plötzlich aber hielten meine Indier an, und stritten unter einander. Sie hatten vollkommen die Richtung verloren, und auch ich war der Meinung, daß wir, statt uns der Straße von Bosoboso zu nähern, uns immer weiter davon entfernt hatten. Als wir uns von dieser unangenehmen Wahrheit überzeugt hatten, war es fünf Uhr Abends. Seit acht Uhr Morgens waren wir auf dem Marsche, ohne etwas genossen zu haben. Glücklicher Weise hatten wir selbst Nahrungsmittel mit uns genommen, und hielten nun in der Eile ein leichtes Mahl in einem Walde, dessen Bäume sich in die Wolken zu verlieren schienen. Die Nacht nahte heran, wir machten uns deßhalb schnell wieder auf den Weg; der Pfad, der uns in den Wald geführt hatte, mußte unsrer Meinung nach auch wieder hinausführen. Schaudererregend waren die Abgründe, an denen uns dieser Pfad vorüber führte. Dennoch wollten wir auf ihm fortgehen, weil wir auf irgend ein Dorf zu stoßen hofften, um dort über Nacht zu bleiben. In derselben Richtung fortzugehen, schien uns hiezu das beste Mittel, nachdem wir aber lange fortgewandert waren, hatten wir uns mehr verirrt als jemals. Wir kamen endlich in ein von einem kleinen Flusse durchströmtes Thal, das von schroffen Bergen umgeben war. Zum Unglück ging der Pfad, dem wir bisher gefolgt waren, ganz aus, und die Nacht war so finster, daß wir uns auf fünf Schritte kaum sahen. Unser Muth wankte und die Furcht bemächtigte sich der Indier. Indeß versuchten wir, dem Laufe des Flusses zu folgen, wir hatten aber kaum einige Schritte gethan, als wir ein durchdringendes und lange andauerndes Geschrei vernahmen, das sich mit jedem Augenblicke zu nähern schien; zugleich ward das Ufer des Flusses durch eine Menge Steine und Schlingpflanzen unwegsamer als je. Der Sergeant, den mir der Corregidor mitgegeben hatte, war glücklicher Weise ein Mann von Muth. Er übernahm das Kommando mit einem militärischen Tone und ließ die kleine Truppe, die vollständig bewaffnet war, Halt machen. Man lud die Gewehre und erwartete in Schlachtordnung das Zeichen zum Kampfe; das Geschrei nahm zu, und ertönte bald ganz in unserer Nähe. Das Zischen von Pfeilen, die eine Zeit lang über unsere Köpfe hinflogen, überzeugte uns, daß Mauren *) uns angriffen, gegen die wir uns in Vertheidigungsstand setzen mußten. Wir sahen die Wilden nicht, aber dem Geheule nach, das sie ausstießen, und welches von den Bergen auf eine furchtbare Art wiederhallte, mußten sie sehr zahlreich seyn. Als wir uns ihnen auf Schußweite genähert zu haben glaubten, gaben wir eine vollständige Salve, die sie so erschreckte, daß sie in aller Eile in den dichten Wald hinein flohen. Wir luden sogleich wieder, hörten aber nichts mehr; eine tiefe Stille folgte dem durchdringenden Geschrei, das uns einen Augenblick vorher betäubt hatte. Wir setzten unsern Weg längs dem Flusse fort, wobei wir unsre Pferde am Zügel führten, ich war aber so ermattet, daß ich vorschlug uns zu lagern, Feuer anzuzünden und den Rest der Nacht hier zuzubringen. Die Indianer aber verwarfen Dieß, mehr aus Furcht vor einem neuen Angriff, als in der Hoffnung sich wieder zurecht zu finden. Zehn Uhr

---

*) Warum die noch unbezwungenen Eingebornen Mauren heißen, wissen wir nicht. Im Innern des Landes wohnen Malayen, wie an der Küste.

war vorüber, unter tausend Gefahren klommen wir über Felsentrümmer hin. Auf einmal ertönte abermals Geschrei; dießmal aber war es nicht das drohende Kriegsgeschrei, sondern mehr klagende Töne; wir kamen nach vieler Mühe auf die Spitze eines Berges, die Waffen in der Hand, bereit Feuer zu geben, fanden aber nur einen armen Indier, der bei unserm Anblick beinahe vor Schrecken starb. Zwei Büffel die er führte, hatten sich mit ihrer Last so zwischen zwei Bäume eingeklemmt, daß sie nicht mehr los konnten. Wir halfen ihm, und baten ihn dann uns nach Bosoboso zu führen; er verstand sich aber erst dazu, als er sah, daß wir mit Kerzen versehen waren. Wir schnitten sie in der Mitte entzwei, um desto mehr Licht zu haben; der Weg war so eng und steil, daß ich noch nicht begreife, wie wir und unsere Pferde ohne Unfall ihn zurücklegten. Nachdem wir über Teiche, Flüsse und Sümpfe fast schwimmend gesetzt hatten, kamen wir an eine kleine Negerhütte, wo wir Halt machten, um uns nach dem Wege zu erkundigen. Zwei Leute, völlig nackt und schwarz wie Ebenholz, traten heraus; ihre entfleischte Gestalt hatte etwas Häßliches, Zurückstoßendes. Mein zahlreiches Gefolge schreckte sie anfangs, einer von ihnen beeilte sich jedoch, aus der nächsten Quelle Wasser zu holen, das er uns in einem langen Bambus *) brachte, um unsern tantalischen Durst zu stillen. Eine Stunde später kamen wir endlich nach Bosoboso. Ein Bote, der am Morgen nach uns abgegangen war, um uns bei dem Pfarrer des Ortes anzusagen, war längst angekommen, bereits hatte man die Hoffnung aufgegeben, daß wir noch an diesem Tage ankommen würden. Der Pfarrer, der schon zu Bette gegangen war, stand schnell wieder auf, um uns zu empfangen, und ließ uns ein einfaches Mahl bereiten, das wir wie man denken kann, mit Begierde verzehrten. So hart auch mein Bett war, so habe ich doch auf Eiderdunen nie so gut geschlafen, als nach diesem mühseligen Tage.

Der Pfarrer von Bosoboso, bei dem ich herbergte, ist der einzige wohlhabende Einwohner des ganzen Dorfs. Das ist eine sehr begreifliche Sache, denn als der Diener Gottes erhält er Alles, was er von den Indiern verlangt, auf der Stelle; er darf sich nicht einmal die Mühe geben, es zu verlangen. Diese gläubigen Indier würden lieber vor Hunger sterben, als ihren Pfarrer nicht im Ueberflusse schwimmen lassen. Die schönsten Heerden, die größten und wohlbebautesten Reißfelder gehören der Pfarrei, was dagegen den Indiern gehört, hat ein ärmliches Aussehen. Das Dorf Bosoboso liegt in einem ausgedehnten Thale und ist von mehreren kleinen Flüßchen bewässert, die es zu einem der blühendsten und reichsten Striche des ganzen Landes machen.

Am andern Tage besuchte ich die Mine, sie war seit längerer Zeit verlassen, allein ich bemerkte bald, daß wenn man nur tiefer graben wollte, man auf ein kostbares Metall stoßen würde, wie auch die Indier dieß behaupten. Diese letztern sind aber sehr träge und man kann sich bei einer lange andauernden Arbeit unmöglich auf sie verlassen. Indessen sind sie doch hier im Innern des Landes weit arbeitsamer, als in den Städten und am Meeresufer; überhaupt ist der Unterschied zwischen beiden groß, die ersten sind redlicher und sanfter, auch von schönerer Körperbildung, denn man sieht im Innern vielfach schöne, wohlgebaute Männer; die Weiber sind meist schön und gut gewachsen. Ihre Haut ist fein und glatt, ihre Augen schwarz und gut geformt, der Mund klein. Schade ist, daß sie die Zähne durch das Betelkauen verderben. Die Ehen sind sehr fruchtbar, und die Kinder sind hübsch. Man sieht oft fünfzig bis hundert beisammen, und beinahe alle haben ganz artige Gesichter.

*) Besonders eine Gattung, die ziemlich schmale Blätter hat, wird hiezu benützt, die Knoten stehen nämlich bei dieser sehr weit von einander, und das Innere ist hohl. Die Indier bedienen sich derselben völlig als Wasserkrüge. Auch werden die jungen Sprößlinge in Manilla und Java, wie die Spargeln zubereitet und gegessen.

Der Hauptanbau des Landes ist immer der Reiß. Der Pflug, den sie anwenden, ist von dem unsrigen ziemlich verschieden, die Pflugschar ist von Holz und nur mit einem dünnen eisernen Beschlag versehen, auch hat er die Schaufeln nicht, welche die Erde links und rechts werfen, und meistens auch keine Räder. Mit einem solchen Pfluge kann das Erdreich nur leicht aufgerissen werden. Der Pflug wird von einem Büffel gezogen, den der Pflüger nach Gefallen lenkt, vermittelst eines runden und viereckigen Eisenstabs, der durch des Thieres Nase geht. Diese Büffel dienen den Eingebornen zu mancherlei Gebrauch, man spannt sie an Wagen, welche hölzerne Räder ohne Eisenwerk haben, man ladet ihnen die schwersten Lasten auf. Männer, Weiber und Kinder besteigen sie ohne Gefahr, und leiten sie, wie sie wollen. Wenn der Büffel einmal zum Hausthiere gemacht ist, so wird er sehr gelehrig. Um sich dem Einflusse der Hitze und den Stichen der Legionen von Insekten zu entziehen, hat er den eigenen Instinkt, ganz unter Wasser zu tauchen, und nur die Spitze des Rüssels daraus hervorzustrecken. So bleibt er von 9 Uhr Morgens bis gegen vier Uhr Abends, wo die Hitze nachläßt.

Herr Tuason hielt mich einige Tage in San Matheo auf, um einem Feste beizuwohnen, ich begab mich von da nach Teralta zu Herrn Chapar, und sodann nach Manilla. Der Gouverneur hatte hier schon mehreremale nach mir fragen lassen, und lud mich nach meiner Ankunft sogleich zu sich ein; ich hatte auf meinen Streifzügen eine Vanillapflanze gefunden, und der Gouverneur bat mich den Einwohnern den Ort zu zeigen, wo ich sie gesehen hatte, ich würde dadurch der Kolonie den größten Dienst leisten. Herr Tuason sollte mich begleiten. Wir machten uns sogleich auf den Weg, und ich war auch so glücklich, den Ort wieder zu finden, wo ich die kostbare Pflanze entdeckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönung des Königs von England.

(Schluß.)

Der König gab nun das Scepter mit dem Kreuz dem Herzog von Norfolk zu seiner Rechten und das Scepter mit der Taube dem Herzog von Richmond zu seiner Linken, um es während des Vasalleneids zu halten. Der Erzbischof kniete sofort vor dem König nieder und schwur für sich und die geistlichen Lords, die gleichfalls auf ihren Knien ihn umgaben, den Lehenseid, der von diesen Wort für Wort nachgesprochen wurde. Nun stieg der Herzog von Cumberland die Stufen des Thrones hinan, zog seinen Hut und leistete knieend für sich und die andern Herzoge von königlichem Geblüt den Lehenseid, den auch die übrigen Prinzen gleichfalls auf den Knieen nachsprachen. Der Eid lautete: „Ich Ernst August Herzog von Cumberland werde Euer Lehensmann mit Leib und Leben und zeitlichen Ehren, und wahr und treu will ich Eurer gewärtig seyn in Leben und Tod

gegen Jedermänniglich. So wahr mir Gott helfe."*) Der Herzog berührte nach diesen Worten die Krone auf des Königs Haupt und küßte ihn auf die linke Wange. Ein Gleiches thaten auch die andern Herzoge von königlichem Geblüte. Eben so sprachen auch die ältesten Pairs von jedem Rang den Vasalleneid, wobei sie die gleiche Ceremonie beobachteten. Einige der Pairs wurden, indem sie die Thronstufen hinanstiegen, von der Versammlung des Volkes laut begrüßt, namentlich der Herzog von Wellington, Lord Plunkett und Lord Lyndhurst; insbesondere war der Empfang des Ersteren ungemein herzlich. Als aber der Lord Kanzler, der letzte von den Pairs, zur Eidesleistung herantrat, hallte die Abtei von einer lang andauernden Begrüßung wieder. Der Bischof von London küßte den König auf beide Wangen, was der Versammlung zu großer Belustigung Anlaß gab. Während der ganzen Feierlichkeit sang der Chor einen Antiphon, und der Schatzmeister des königlichen Hauses warf die Krönungsmünzen unter das Volk aus.

Nachdem die Lehenshuldigung vorüber war, wurde die Salbung, Krönung und Thronbesteigung der Königin unter gleichen Ceremonien wie die des Königs vorgenommen. Vier Herzoginnen hielten während der Feierlichkeit das Tuch von Goldstück über die Königin, die darnach mit unbedecktem Haupte niederkniete und das Abendmahl empfing. Während desselben schien die Königin eine Ohnmacht anzuwandeln und man eilte, ihr mit einem Riechfläschchen beizuspringen. Die Kleidung, welche die Königin trug, war höchst geschmackvoll und kostbar, von Goldgas über einem Atlasgewand mit diamantnem Leibgürtel und purpursammetnem Schlepp, der mit weißem Atlas eingefaßt und reich mit Goldborten und Hermelin besetzt war. Der Kopfputz bestand aus einer Art Mauerkrone, ganz aus Diamanten und Perlen zusammengefügt. Nachdem die Königin das Abendmahl genommen hatte, bedeckten sich die königlichen Gatten wieder mit ihren Kronen und nahmen die Throne ein. Der Erzbischof verrichtete hierauf wieder das Kirchengebet und sprach den Segen, dessen Schluß Trompeten- und Paukenschall verkündigte. Der König verließ nun, von dem obenbeschriebenen Gefolge geleitet, die Bühne, und stieg unter Vortragung der vier Schwerter in die Kirche hinab, um sich in St. Eduards Kapelle zu begeben, und den Krönungsornat abzulegen. Während die königlichen Majestäten hiemit beschäftigt waren, ordnete der Wappenkönig den Zug und Alles, was nöthig war, um ungesäumt die Kirche verlassen zu können. Der Vorhang vor dem Altare wurde nun aufgehoben, und hervortraten der König und die Königin, geleitet von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Geblütes; der König trug hiebei in seiner rechten Hand das Scepter mit dem Kreuz, und in seiner Linken den Reichsapfel; die Königin in der rechten das Scepter mit dem Kreuz, in der linken den Elfenbeinstab mit der Taube; die Prinzen und Prinzessinnen erschienen mit ihrem Kopfschmucke bedeckt, und die Prinzen, welche Feldmarschälle waren, mit ihren Stäben in den Händen. Die vier Schwerter wurden in derselben Ordnung, wie bei dem Einzuge vorausgetragen. In demselben Augenblicke erhoben sich alle Zuschauer von ihren Sitzen; die Pairs und ihre Frauen mit ihren Coronets auf den Häuptern, die Generale und Admirale mit ihren Halsketten und glänzendem Brustgeschmeide von Orden, die Gesandten auf ihrer Gallerie, die Mitglieder des Unterhauses auf ihrem Amphitheater und die unermeßliche Zuschauermenge in den über einander aufsteigenden Gallerien, aus denen alle erdenkliche Uniformen herabschimmerten und ein Meer von Federhüten wogte. Als Ihre Majestäten zwischen den Militärspalieren des Kirchenschiffes hinwandelten, wurden sie von der gedrängten Volksmasse mit ununterbrochenem Geschrei und geschwungenen Tüchern und Hüten auf das herzlichste begrüßt. Der König verbeugte sich nach allen Seiten, und dankte auf das huldreichste für diese Beweise der Liebe und Freude. Ein Meer von Tönen durchbrausete die Luft, in der sich das Vivatgeschrei, die hehren Klänge der Orgel, das Schmettern der Trompeten, der Wirbel der Trommeln und der Donner des Geschützes mischten.

Der prachtvolle Zug erreichte Schlag drei Uhr die Pforte, vor der die Wagen hielten. Der Regen hatte bis jetzt unaufhörlich in Strömen gegossen, ohne die Schaulust der unermeßlichen Volksmenge außen dämpfen zu können. Es wurde bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo der König seinen Wagen bestieg — was er nur sehr mühsam that, wie es schien, so erschöpft war er von der vierstündigen Anstrengung — der Regen nachließ und die Sonne hervorbrach. Indeß überschüttete bald darauf wieder der mißgünstige Himmel die ganze Herrlichkeit mit Wolkengüssen. Dessenungeachtet ging der Zug in schönster Ordnung nach dem St. James-Palast; nur hier und da wurde er durch die ungestüm andrängenden, jubelnden Volksmassen durchbrochen und aufgehalten. Die Leute, in der Begier, das königliche Paar, das mit den Kronen auf den Häuptern im Wagen saß und äußerst gerührt schien von solchen Beweisen der Unterthanenliebe, recht nahe zu sehen, stürmten zwischen die Pferde der Leibgarde, so daß sie oft Gefahr liefen, von den Hufen zertreten zu werden. Man sah wiederholt auf dem Gesichte des Königs die ängstliche Besorgniß, ein Unglück möchte sich ereignen. Auch hinter der Leibgarde, die den Zug schloß, wogte eine unermeßliche Volksmenge her, die wie ein Strom Alles mit sich fortriß, so daß viele Staatsbeamte und hohe Herrschaften ihre Wagen an der Pforte der Abtei nicht erreichen konnten und wohl oder übel mehr dahin getragen wurden, als sie gingen. So sah man in der Ebbe des Gedränges manch goldgesticktes Hofkleid und manchen Federhut hoffnungslos hinschwimmen, die bessere Stunden gewohnt waren, als diese unbarmherzigen Rippenstöße, bis auf die Haut eindringende Regengüsse und einen Weg, so schmutzig und bodenlos, wie er nur je auf einer macadamisirten Straße gefunden wurde. Vor dem St. James-Pallaste strömten die aus allen Straßen heranwogenden Volksmassen, wie in einem großen Bassin, zusammen, und lange noch jauchzten und jubelten Hunderttausende von Stimmen, als der königliche Zug längst schon hinter den Gitterthoren verschwunden war.

Abends war die Hauptstadt glänzend beleuchtet und die Lampen umkränzten Aushängschilde wiederholten nur das, was den Tag über auf allen Dächern und Straßen tausendfach gedacht und gerufen worden war. Man verunködigte sich nur wenig mit originellen Einfällen bei einer Gelegenheit, wo es mit Hülfe von wenigen Pfunden Unschlitt so leicht ist brillant zu seyn. Das W R und A R (Wilhelm Rex und Adelaide Regina) mit einer Krone oder einem Sterne, oder einem Anker darüber oder darunter wiederholte sich an allen Palästen und öffentlichen Gebäuden. Der Palast des Herzogs von Northumberland war ein Meteor von Glanz in dem Lichtmeere der Hauptstadt; dagegen stach düster ab, wie ein trauriger Träumer in einer frohen Gesellschaft, die Wohnung des Marquis von Londonderry in Park-Lane; nicht ein einziges der Fenster war beleuchtet, die noch immer in dem zertrümmerten Zustande sich befanden, in den sie durch den Pöbel in der Nacht der Reformillumination versetzt wurden.

In Hyde Park wurde ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt und Luftballone stiegen auf, als hätte der Jubel auf Erden nicht mehr genug Raum. Aller angewendeten Vorsicht ungeachtet richteten die Raketenstöcke, die dem Volke auf die Köpfe fielen und hiedurch gleichsam eine allegorische Vorstellung von der Natur des Volksjubels zu geben schienen, manches Unheil an. Mehrere Verwundete wurden in St. Georgs Hospital gebracht.

Die Freitheater ließen an diesem Abende gleichfalls manchem Leibe ein Denkzeichen an die glücklichen Stunden zurück, die er auf einem guten Parterresitze mit aufgesperrten Augen und Mund umsonst zubringen konnte. Das Gedräng an den Thüren des Haymarket-Theaters war mörderisch. Weiber, die ihrer Gewohnheit nach mit ihren eindringlichen Ellbogen sich mitten in den Granitblock der Schaulustigen hineingemeißelt hatten, saßen da auf einmal wie eingefroren, und übel gedrängt und gestoßen schrien sie Mord und Zeter. Darüber entstand nur noch größeres Getümmel, manch schwachfüßiges Geschöpf wurde zu Boden geworfen und erhielt schon vor dem Hause einen Vorschmack von den tragischen Leiden, nach denen es so lüstern war.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß die Abwesenheit der Herzogin von Kent und der präsumtiven Thronerbin Victoria bei der erhabenen Feierlichkeit viel Geredes und Kopfbrechens in der Hauptstadt und in den Zeitungen machte. Die Einen behaupteten, die Herzogin sey voll Unwillens weggeblieben, weil man ihr angemuthet, bei der Krönung ihren Platz als verwitwete Prinzessin und Pairsfrau einzunehmen, und die Prinzessin Victoria im Geleite der Schwestern des Königs, der Prinzessin Auguste und der Landgräfin Elisabeth, zu lassen. Andere wollen dieses wichtige Staatsgeheimniß einfach und natürlich daraus erklären, daß der König Beiden erlaubt habe, wegzubleiben, um die Prinzessin nicht dem wegen ihrer Gesundheit gewählten Aufenthalte am Meere, auf der Insel Wight nämlich, zu entziehen. Wer das Wahre getroffen hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

*) Der Lehenseid heißt wörtlich: „I Ernest Augustus, Duke of Cumberland do become your liege man of life and limb, and of earthly worship, and faith and truth. I will bear unto you, to live and die against all manner of folks. — So help me God."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 273. 30 September 1831.

Scenen aus einem englischen Leseklub.

Die Zeitungspolyphagen.

(Ein großes Zimmer des Athenäumklubs. Nachmittags fünf Uhr.)

Sir David (gibt ein Zeichen mit der Glocke). Sind die Abendblätter noch nicht angekommen?

Vereinsdiener. Nein, Sir David.

Sir David. Ich möchte gern „den Globe“ und „das Albion“ lesen. Doch die hat Der dort wieder in den Klauen! — Ah, Lord Merrytale! — Sie sind doch wohl auf? — Waren Sie vergangene Nacht im Unterhause.

Lord. Ich war dort und langweilte mich, wir brachten wieder zwölf Stunden mit der ewigen Bill zu, und Peel hielt so geschickt die Opposition.

Sir David. Wenn ich nur die Verhandlungen lesen könnte! — Erst zwei Abendblätter sind angekommen, und der Herr dort im Winkel hat das eine schon eine gute halbe Stunde in Beschlag genommen.

Lord. Sehen Sie nur, wie er buchstabirt und blättert, und mit welcher Gemüthsruhe er dazwischen sein Sacktuch und seine Schnupftabaksdose handhabt. So nun hat er sein Sacktuch wieder gehörig gefaltet und gebügelt, und nun macht er sich nach vielem Räuspern und Schnauben wieder an die Arbeit. Es ist doch wahrlich unartig, wie ein Hamster alle Zeitungen zusammenzuschleppen, während so Viele darauf warten.

Sir David. Ach, es ist ein Polyphag.

Lord. Wie sagen Sie? ein Polyphag? Ich verstehe Sie nicht. Was ist das für ein Thier?

Sir David. Der Mann dort, mit einer Nase so roth wie General Gascoigne's seine, gehört zu diesem Geschlecht. Ein Polyphag ist der Vielfraß aller Dinge, die von Mond und Sonne beschienen werden. Es gibt unzählige Arten davon.

Lord. Nun, und dieser Herr? —

Sir David — ist ein typographischer Vielfraß, er verschlingt die Zeitungen und wird nicht ein Ausrufungszeichen von seinem unermeßlichen papiernen Segeltuch übrig lassen. Man muß mit den Vorständen reden, damit einmal in der Sache Ordnung wird. Eine nasse Zeitung sollte kein Mitglied länger als eine Viertelstunde behalten dürfen.

Lord. Gut, machen Sie die Motion, ich werde Sie unterstützen. Man muß es an die nächste Generalversammlung bringen.

Sir David. Es ist allerwärts in allen Lesegesellschaften so. Nur gibt es verschiedene Varietäten der Vielfräße.

Lord. Wie meinen Sie Dieß, Sir David? Erläutern Sie sich, ich höre Sie mit Vergnügen.

Sir David. Ich will mich so kurz und bündig fassen, wie ein Naturforscher. Es gibt buchstabirende Vielfräße, duselnde Vielfräße, lokomotive und politisirende Vielfräße, einer Menge Unterabtheilungen und Varietäten gar nicht zu gedenken. Diese Polyphagen sind sicherlich geboren, die Geduld der Sterblichen zu üben, und in der menschlichen Gesellschaft Aerger und Langeweile nicht aussterben zu lassen. Für die kleine Summe von vier bis sechs Guineen des Jahrs genießen sie das Vorrecht, alle Zeitungen allein zu lesen, die Galle des Jähzornigen kochen zu machen, und den Ungeduldigen in Verzweiflung zu bringen.

Lord. In welcher Gemüthsruhe ist der Alte gerade über seinem Schmause her!

Sir David. Es liegt etwas Furchtbares in der unerschütterlichen Kälte, mit der diese Polyphagen in den Lesegesellschaften stundenlang ihrem Verschlingungsgeschäft obliegen. Mich wenigstens durchrieselt immer ein kalter Schauer, so oft ich das Lesezimmer betrete, um einen Zeitungsartikel zu lesen. Stets hat es das böse Geschick so gefügt, daß ein Polyphag gerade des Journals sich bemeistert hat, das ich gerne überfliegen möchte, und meist muß ich gehen, ohne meine Neugier befriedigt zu haben. Ich habe sie klassifizirt.

Lord. Wie? Lassen Sie hören.

Sir David. Der buchstabirende Vielfraß: er ist in seiner vollständigen Inkarnation vorhanden in der Person des Herrn Simkins, eines Kaufmanns, der sich von seinem Geschäfte zurückgezogen hat. Der Segen Gottes ruht auf Herrn Simkins, und er hat die vierundzwanzig Stunden des Tags ganz zu seiner Verfügung: acht davon bringt er mit Schlafen zu, die andern sechzehn im Klub; von diesen sechzehn gehen zwei mit Essen, Tabakschnupfen, Husten und Gähnen hin, so daß ihm noch vierzehn Stunden für die löbliche Arbeit des Zeitungsbuchstabirens übrig bleiben. Es ist ein sehr freundlicher Mann, und auf den ersten Blick sollte man kaum denken, daß er im Stande sey, seinen Klubsmitmenschen solches Martyrthum anzuthun; aber gerade dieses sanfte, freundliche, lä-

chelnde Ungeheuer verursacht mehr Harm und Qual, als zwei predigende jungfräuliche Kaffeeschwestern, als ein keifendes Weib, eine versalzene Suppe, oder ein sogenannter englischer Sommer, der nämlich in drei Monaten Regenwetter besteht.

Herr Simkins beginnt seine grauenvolle typographische Mahlzeit, indem er den Titel der Zeitung zusammenbuchstabirt, und dann Zeile für Zeile fortfährt, bis er an die seligen Worte: „Gedruckt bei" u. s. w. gelangt ist. Die Leading Artikel kommen bei ihm nicht zuerst. Mit größter Emsigkeit macht er sich vordersamst bekannt mit Allem, was der Welt fehlt, mit allem verloren Gegangenen, allen Gesuchen und Nachfragen u. s. w.; dann wandelt er langsam zu den Paketbooten, die nach Bombay, Calcutta u. s. w. segelfertig sind; dann mustert er alle Köche, Hausmägde und Bedienten durch, die einen Dienst suchen, und fällt nun erst mit rechtem Heißhunger über die neuerscheinenden Bücher her. Damit fertig verschlingt er die auswärtigen Nachrichten, und läßt kein Jota davon übrig, begibt sich sodann ins Ober- und Unterhaus und macht sich endlich über die Tagesereignisse her; nichts ist für seinen Zahn zu hart, nicht die Kalamität einer alten tauben Frau, die von Paddington's Kutsche überfahren worden ist, nicht der Dachdecker, der neun Stockwerke herabgestürzt ist und Arme und Beine gebrochen hat, nicht ein wüthender Hund, der ein Kind jämmerlich zerfleischt hat. Hinuntergeschlungen werden, ohne ein Gesicht zu verziehen, die schauderhaftesten Mordgeschichten; dann beschnüffelt er Alles, was in St. Giles vorgegangen ist; furchtlos stürzt er in brennende Häuser und Schiffbrüche, und nachdem er so alle Gefahren überstanden, und wie Tamino durch Feuer und Wasser gegangen ist, begibt er sich in die Gerichtshöfe, hört da alle Verhandlungen über Polizei- und Kriminalfälle an, und gelangt sofort ganz natürlich in die Bowstreet, wo er alle nächtlichen Ruhestörungen und Diebereien vornimmt und endlich in die Kurse und Papiere fällt, wo man ihn in Gottesnamen so lange er lebt liegen ließe; allein weit gefehlt! Husch ist er wieder auf den Beinen und wandert gesetzten Schrittes fort und fort durch alle Geburts- und Heirathsanzeigen, läßt sich nicht einmal durch den Schlagbaum der ganzen Welt — den Tod aufhalten, sondern geht noch über das Grab hinaus in die Versteigerungen, bis er wieder angelangt ist, wo die Herkulessäulen: „Gedruckt bei" u. s. w. stehen. Und Alles Dieß vollbringt er Schritt für Schritt, Buchstaben für Buchstaben mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer.

Lord. Nun, meiner Treue, Sir David. Sie sind trefflich im Zuge. Fahren Sie fort.

Sir David. Der Stoff ist auch ganz darnach. Ist es nicht wirklich erstaunenswürdig, daß dieser Mann nie ermüdet? Niemals bemerkt man an ihm nur die geringste geistige Abspannung. Seine Kenntniß der Welt muß unermeßlich seyn, sollte man denken — seine Gelehrsamkeit ungeheuer — seine Großmuth ein Meerwunder — seine Langmuth unerschöpflich — sein Gleichmuth unerschütterlich — und doch wenn man dieses Gesicht betrachtet, liegt nicht darauf eine solche bescheidene Bewußtlosigkeit und paradiesische Kindesunschuld, daß man glauben sollte, seine Herkulesarbeit achte der würdige Mann nicht eines Hellers werth? Gewiß dieser Riesenberg von Nachfragen, Todtschlägen, Unglücksfällen, Brandstiftungen, Kriminaluntersuchungen, Hinrichtungen, Püffen, Schlachten, Polen, Russen, Staatspapieren, Wahlen, Köchen, Bedienten, Theaterangelegenheiten, Schiffen, Geburten, Heirathen und Todesfällen, ist für ihn ein Maulwurfshügel. Welche philosophische Ruhe, welche erhabene Gleichgültigkeit, ich wette, nicht so bald hat er die ganze erschreckliche Wanderung durch die Höhlen des menschlichen Elends zurückgelegt, so weiß er auch schon kein Wort mehr davon. Nicht minder groß ist seine Bescheidenheit, denn fragen Sie ihn nachher nur um das Geringfügigste, was er gelesen hat, und er wird Ihnen keine Antwort geben können.

Lord. Und wie steht es mit Ihren übrigen Klassen der Polyphagen?

Sir David. Ich will deren nur noch zwei anführen. Hier ist der dufeinde Vielfraß, Herr Thomas Bridegroom. Seine zanksüchtige Frau und das Heergeschrei eines Nestes voll Kinder, sind dem Geschmack am Stillleben und träumerischen Kopfhängen des Herrn Thomas Bridegroom so zuwider, daß er sich aus dem häuslichen Sturmesbrausen herflüchtet in dieses elisäische Gefild, in dieß stille Meer, in diesen ruhigen Hafen der Lesegesellschaft. Man sagt, einige Menschen seyen erschaffen für das Gute, andere für das Böse, einige um Buße zu thun und das Himmelreich zu erwerben, andere endlich zu essen und zu trinken, und die unorganischen Stoffe zu verarbeiten. Herr Thomas Bridegroom hat hierüber eine weit höhere Ansicht; seinem unerschütterlichen Glauben nach, ist der Mensch ein Klubliebendes Thier, dessen Lebenszweck es ist, seine Zeit in Lesegesellschaften zu verdufeln. Auf die Minute findet er sich hier ein, seinen Glauben durch die That zu bewähren, und kein Opiat kennt er von solcher Wirksamkeit wie eine Zeitung. Kaum hat er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so fällt er wie ein Stoßvogel über ein oder zwei Journale her, läßt sich dann in breitester Gemüthsruhe in einem Armstuhl am Kamin nieder, und beginnt seine magnetischen Manipulationen. In ungetrübter Heiterkeit gehen diese vor sich. Nichts bewegt die spiegelglatte Meeresstille seiner Seele, seinen friedlichen Beruf stört nicht das abenteuerliche Leben seines Nachbars Simkins, der durch Unglück, Blut und Gefahren fortgetrieben wird. Doch mitten in seinem süß dufeinden Traume weiß er sich wie durch einen wunderbaren Instinkt das Bewußtseyn vor jeder nahenden Gefahr zu bewahren. Kaum wird Jemand sich ihm nähern können, ohne daß er aus Furcht, des köstlichen Papieres beraubt zu werden, mit dem er in magnetischen Rapport steht, sogleich weit die Augen aufreißt. Mit wie ängstlicher Besorgniß hält er sein Arkanum umklammert! Welch ausdrucksvoller Augenblick des Verdrusses wird auf den raschen Unbesonnenen geschleudert, der in den Zauberkreis seiner Meditationen einzubrechen wagte! Es hält schwer zu sagen, wer die Mitglieder des Klubs mehr in Noth und Harm versetzt, ob Herr Simkins oder Herr Thomas Bridegroom. Der erstere kann doch noch durch irgend einen Zufall aus seiner Verschanzung herausgeschlagen werden, allein welche Hoffnung bleibt Denen, die auf letztern sich vertrösten? Da er nie ein Wort von der Zeitung liest, die er in der Hand hält, so ist man nach drei Stunden mit ihm gerade so weit als im ersten Augenblick. Es ist zum Verzweifeln!

Lord. Weiter, Sir David!

Sir David. Noch eine dritte Art Vielfraße habe ich erwähnt, es sind die lokomotiven, politisirenden. Zwar himmelweit

verschieden von den beiden vorigen ist diese Spezies doch eben so langweilig, und quält uns oft mit noch schrecklicheren Tantalusleiden. Ein herrliches Exemplar hievon ist Sir William Taylor, der Ihnen als ein zöllenmäßiger Politiker bekannt ist. Getäuscht in seiner Hoffnung, einen Sitz im Parlament zu erhalten, läßt er nun die Geißel seiner Weisheit, die der St. Stephans Kapelle zugedacht war, an jedem aus, der ihm in die Hände fällt. Er hat Grütze im Kopf und Alles vorausgesehen und vorausgesagt, er gibt mit bedeutenden Winken zu verstehen, was eigentlich die Leading Articles gemeint haben wollen, und sieht auf eine Meile weit das Schnackenbein, über das die Minister fallen und den Hals brechen werden; dabei hält er seinen Mann am Rockknopfe, und wenn man den beiden andern Polyphagen-Arten entrinnen kann, so hängt man an diesen wie an einer Leimruthe fest. Auf den Fußzehen im Zimmer umhertrippelnd und wispernd, denn im Klub verbieten die Statuten das laute Reden, erläutert, erklärt, zerlegt und bekrittelt er die Zeitungen, während Diejenigen, denen das schwarze Loos gefallen ist ihn anzuhören, vor langer Weile sterben möchten, und Andere, die einen Blick in die Zeitung zu thun sich sehnen, vor Ungeduld.

Lord. Sieh da, so eben kommt er auf uns zu. Adieu, mich ruft ein Geschäft zur guten Stunde. Sehen Sie, wie Sie mit ihm fertig werden.

Der Besuch des Dey's von Algier zu Vincennes.

Vor einigen Tagen besuchte Hussein Pascha das Schloß von Vincennes, und der Kriegsminister hatte deßhalb die geeigneten Anstalten zur Aufnahme des Dey's verfügt. Hussein kam Vormittags zu Vincennes an, begleitet von Hassuna Dghiere, einem der angesehensten Bewohner von Tripolis, den man wohl ungerechter Weise der Ermordung des Majors Laing bezüchtigt. Die gerichtlichen Verhandlungen über diese Anklage werden demnächst zu London vor sich gehen. Einige Zeit nach Ankunft des Dey's sah man nahe bei der Batterie, wie die Artillerieschule ihre Uebungen begonnen hatte, einen Wagen halten, aus dem ein Türke von großer starkgebauter Gestalt in reicher Kleidung stieg; er trug über seinem goldgestickten lilafarbigen Gewande einen kleinen weißgefütterten Mantel von rother Wolle. Es war der Gesandte des Bey von Tunis, der nun mit Hussein Pascha den Geschützmanövern des eilften Artillerieregiments beiwohnte. Die drei Türken konnten nicht genug die Schnelligkeit bewundern, mit der diese furchtbaren Waffen bedient wurden, so wie sie in Erstaunen geriethen über die Geschicklichkeit, mit der man nach dem Ziele schoß. Eine Haubitze des Belagerungsgeschützes zerschmetterte zwei Scheiben mit einer und derselben Kugel. Auch mit Mörsern und Feldgeschütz wurden verschiedene Uebungen vorgenommen, die alle äußerst befriedigend ausfielen. Der Dey bezeigte zu wiederholten Malen seine Zufriedenheit auf die lebhafteste Art; er sagte, es freue ihn ungemein, sich wieder neben Feuerschlünden zu befinden; ihr Donner rufe ihm das Andenken an seinen vormaligen Dienst zurück (er begann seine Laufbahn in der türkischen Artillerie). „Der Geschützdonner," bemerkte er, „macht mir Vergnügen; es ist die Stimme von alten Bekannten." Er dankte dem General Gourgaud und dem Obristen des eilften Regiments, so wie allen Offizieren auf das Verbindlichste für ihre Gefälligkeit gegen ihn. „Ich schätze mich sehr glücklich," sagte er, „mich den Kameraden so ausgezeichneter Männer nennen zu können; ich sage Kameraden, weil in allen Ländern der Welt die Artilleristen Kameraden sind." Das Manöver einer reitenden Batterie überraschte den Dey durch ihre Schnelligkeit aufs Höchste. „Das ist herrlich," sagte er; „das ist etwas ganz Anderes, als das schönste Schauspiel in der Oper."

Nachdem die Uebungen vorbei waren, führte der General Daumesnil, der sich mit Hussein viel über den Feldzug in Aegypten unterhielt, den Pascha ins Innere des Schlosses, wo er die Kapelle und das Zeughaus besuchte. Der Gouverneur lud Hussein und seine Landsleute zu einem Frühstücke ein, nach welchem diese einem Versuch mit einer achtzigpfündigen Kanone beiwohnten, die von dem Obristen Paixhans probirt wurde, und vielleicht noch einiger Verbesserungen bedarf. Auf der Terrasse des Schlosses, so wie auf dem Polygon, war der Dey fortwährend von liebenswürdigen Frauen und Mädchen umringt, an die er die verbindlichsten Worte richtete. Alle überzeugten sich, daß der Türke, den man in Paris als einen häßlichen Kobold geschildert hatte, ein guter, heiterer und liebenswürdiger Greis sey. Der Dey verließ gegen zwei Uhr Vincennes, durchdrungen, wie er sagte, von der größten Dankbarkeit gegen den General Daumesnil und Gourgaud, und entzückt von einem so glänzenden Empfange.

Vermischte Nachrichten.

Der aus seiner Verbannung zurückberufene General Santander (s. Ausl. S. 1024) hat vor seiner Abreise nach Columbien in die französischen Zeitungen folgendes Schreiben einrücken lassen: „Im Begriffe, Europa zu verlassen und in mein Vaterland zurückzukehren, halte ich es für Pflicht, die Gefühle der Dankbarkeit auszusprechen, die mir die in allen Ländern Europa's, welche ich durchreiste, gefundene wohlwollende Aufnahme auferlegt. Aus meinem Vaterlande verbannt, nachdem ich durch das ungesetzmäßigste Verfahren zum Tode verurtheilt worden war — ein Verfahren, dessen geringste Ungesetzlichkeit darin bestand, daß man mir nicht einmal eine Vertheidigung gestattete — hatte ich das Glück, in den Hauptstädten Europa's mit der verbindlichsten Gefälligkeit aufgenommen zu werden und dort die ausgezeichnetsten Gesellschaften zu besuchen. In London, Edinburg, Paris, Frankfurt am Main, Nürnberg, Regensburg, München, und vorzüglich zu Florenz, Rom, Paris, Altona und Hamburg, wurden mir Aufmerksamkeiten und Artigkeiten erzeigt, die ich stets im Andenken behalten werde. Hamburg, die erste europäische Stadt die ich sah, verdient insbesondere einer vorzüglichen Erwähnung. Ich schätze mich glücklich, den interessantesten Theil Europa's durchreist und längere Zeit zu Paris verweilt zu haben, wo ich von einer Menge Personen ohne Unterschied des Standes und der Meinungen, sowohl unter der gestürzten Regierung als unter der des Julius, mit Güte überhäuft wurde. Voll von Dankbarkeit beschränke ich mich vorläufig darauf, hiemit dieselbe öffentlich auszusprechen, indem ich die günstige Gelegenheit erwarte, die mir verstattet, allen Personen, die mich mit ihrer Güte überhäuften, zu beweisen, daß meine Erkenntlichkeit aufrichtig ist."

„J. P. Santander."

•

Das englische Hofjournal berichtet: „Zu London wird zum Andenken der Sympathie des englischen Volks für die französische Revolution eine sehr schöne Denkmünze geschlagen. Man erblickt auf dem Gepräge derselben einen geflügelten Genius, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Lorbeerzweig über den Erdkreis hält; neben ihm befindet sich ein Schlangenstab und ein Horn des Ueberflusses, Symbole des Glücks und des Handels. Ein Anker, ein Gesetzbuch, zwei Hände, die ein Schwert halten, dessen Spitze die Freiheitsmütze trägt, nehmen das übrige Feld der Münze ein, auf der die Worte zu lesen sind: „Alle Menschen sind Brüder." Die Kehrseite stellt die drei Juliustage dar mit der Randschrift: „Die englische Nation dem französischen Volke."

•

Ein Schreiben aus Bayonne sagt: „Seit einiger Zeit ging das Gerücht in Tortosa, daß man im Ebro ein Ungeheuer erblickt habe; man betrachtete jedoch die Nachrichten hierüber als eine lächerliche Täuschung. Einem kürzlich von der Polizei gegebenen Berichte zufolge sah ein gewisser Felix Salvado, der von Tortosa nach Amposta ging, genug davon, um das Daseyn des Ungeheuers versichern zu können. Er gibt an, daß er nahe an seinem Boote eine furchtbare Schlange gesehen habe, welche durch den Fluß schwamm und dann sich in einem Weidenwäldchen verlor. Die Länge des Thiers schien ungefähr fünf und zwanzig Fuß und die Dicke drei Fuß. Obgleich das Ungeheuer bis jetzt, so viel man weiß, noch kein Unglück angerichtet hat, so sind doch die wirksamsten Maßregeln ergriffen worden, um es zu entdecken und zu tödten.

•

Unter den Arbeitern in den Eisen- und Kohlenbergwerken von Merthyr Tydvil dehnen sich die Genossenschaften aus und nehmen einen immer feindseligern Charakter an. Sie haben sich, eben so wie die Arbeiter in den Kohlenbergwerken von Monmouthshire und Glamorganshire, in Clubs oder Logen gebildet. Ihr angeblicher in gedruckten Statuten enthaltener Zweck ist gegenseitige Unterstützung, wenn sie ohne Arbeit sind, und die Verhinderung von Abzügen im Arbeitslohne; es gibt aber noch andere Artikel, die nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, welche schwören, das Geheimniß zu bewahren; und diese zielen dahin ab, ihre Herren in der Verwaltung der Werke zu kontrolliren, und ihren Arbeitslohn zu erhöhen, ohne Rücksicht auf die Vortheile, welche ihren Herren aus ihrer Arbeit erwachsen. Die Eigenthümer von sechs ausgedehnten Bergwerken haben sich entschlossen, nach einer bestimmten Zeit keinen Arbeiter mehr anzunehmen, der Mitglied irgend einer solchen Verbindung ist. Welche Feindseligkeit zwischen den Mitgliedern dieser Verbindungen und den Arbeitern besteht, welche nicht darein treten wollen, davon ist folgender Vorfall ein furchtbarer Beweis: In den Bergwerken von Merthyr stürzte vor einiger Zeit ein Arbeiter und brach den Arm, die andern Arbeiter sahen es und weigerten sich, ihm zu helfen, „weil er nicht von der Verbindung sey.“ Der Unglückliche mußte sich so gut er konnte aus dem Bergwerke heraushelfen, sank aber auf dem Wege ohnmächtig nieder, und die andern Arbeiter ließen ihn mitleidslos ohne Hülfe liegen.

•

Die Herausgabe des Werks von Humboldt und Bonpland über Südamerika, die durch Humboldts Reise nach Sibirien, an die Gränze von China und das kaspische Meer bis jetzt unterbrochen worden ist, wird nun von dem berühmten Reisenden mit erneuertem Eifer fortgesetzt. Herr Humboldt ist eben im Begriffe, den dritten Theil der „Relation historique du voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ zu beendigen, an die sich ein Atlas anschließen wird, der eine geognostische Karte der Cordilleras, der Andes von Cap Horn bis an den Isthmus von Panama enthält. Es bleibt sodann nur noch die Herausgabe eines einzigen Bandes übrig, der die Reiseberichte über den Chimborasso und die Vulkane des Plateau von Quito und einige Bemerkungen über Zoologie und vergleichende Anatomie liefern wird. So nähert sich also dieses prachtvolle Werk, das großartigste Denkmal, das noch von dem Genie den Naturwissenschaften errichtet wurde, seiner Vollendung. Die Naturgeschichte, Geologie, Geographie, Astronomie und historischen Denkmäler eines Kontinents umfassend, dessen Durchforschung der unermüdliche Gelehrte sein ganzes Leben geweiht hat, wird es in der vollständigen großen Ausgabe 28 Bände, nämlich eilf in Quart und 17 in Folio bilden, die von mehr als 1500 Karten und Abbildungen von Pflanzen, Thieren, historischen Denkmälern u. s. w. begleitet sind.

•

Auf einem in der Rotunde von Dublin gegebenen Festballe erschien die Charaktermaske des Terry Alt, die von einem Herrn M'Dermott aus der Grafschaft Roscommon sehr gut durchgeführt wurde. Sobald der Marquis von Anglesea, von Offizieren und Gefolge umgeben, in den Saal trat, drängte sich Terry Alt durch den dichten Kreis der vornehmen Welt, die den Marquis umgab, und schrie: „Ha, wer hat ein besseres Recht den Marquis zu bewillkommnen, als einer seiner besten Freunde? Platz gemacht, damit der arme Terry seine loyale Gesinnung an den Tag legen kann!“ Es entspann sich hierauf zwischen dem Marquis und Terry Alt folgende Unterredung: „Mein Freund Terry,“ sagte der Marquis, „seyd Ihr es? Es freut mich, Euch zu sehen.“ — „Nun, meiner Treu, Eurer Herrlichkeit Gesicht ist uns so willkommen, wie der Sonnenstrahl an einem Wintertage — es ist das einzige Ding, daran wir uns trösten.“ — „Terry, ich hoffe Manches thun zu können, um Eure Lage wirklich zu verbessern.“ — „Ja, ja, Eure Herrlichkeit würden für uns alles Gute thun, wenn Sie könnten. Aber wir finden wenig an Ireland, um es zu lieben, wie es Dieß verdient. Lang lebe es, das arme Geschöpf; es ist lange her, daß es keinen Topf voll Kartoffeln zu kochen hatte!“ — „Ich hoffe, es wird nicht lange mehr so bleiben. Ihr müßt Geduld haben!“ — „Geduld! Ei, Das ist eine merkwürdige Eigenschaft von mir. Nicht ein Wort, nicht ein Schlag von mir trifft Einen, der kein Feind des Landes ist. Ach, was um des Himmels willen soll der arme Terry anfangen, wenn Eure Herrlichkeit uns verlassen?“ — „Dann, Terry, müssen wir uns nach einem bessern umsehen.“ — „Ha, Das leugne ich Eurer Herrlichkeit ins Gesicht — Das ist nicht möglich; doch jedenfalls hoffe ich, Sie werden uns nicht verlassen, bis Sie uns in Ordnung sehen.“ — Terry stellte nun dem Lord seine Ehehälfte vor, und nachdem der Marquis ihm zu einer so schönen und artigen Frau Glück gewünscht, verlor sich Terry mit seiner anmuthigen Gespons unter der Versammlung im Saale.

•

Im vorigen Jahre ward in England die Biertaxe abgeschafft und nur die Malztaxe gelassen; diese trug damals vierthalb Millionen Pf. St. ein. In diesem Jahre soll die Malztaxe auf fünf Millionen Pf. St. gestiegen seyn; dagegen sollen die Branntweinbrennereien abgenommen haben. Man schreibt Dieß zum Theil den Mäßigkeitsgesellschaften zu.

•

Wenn in England ein neuer Pair kreirt wird, so hat er an Sporteln an das Wappenamt und ähnlichen Ausgaben ungefähr sechshundert Pf. St. zu zahlen. Dieß ist mehr als ein von der Regierung besoldeter französischer Pair jährlich einnimmt.

Nachlese aus dem Figaro.

Die Cholera wird nicht nach Paris kommen, sie hat dem Herrn von Quelen den Auftrag gegeben, die Stadt in Trauer zu versetzen. — Herr Thiers verzweifelt, im Pantheon beigesetzt zu werden, da es nur für große Männer bestimmt ist. — Der Kaiser Nikolaus hat eine neue Aushebung von dreimalhunderttausend Mann befohlen; man versichert zu Aufrechthaltung des europäischen Friedens. — Die preußische Staatszeitung glaubt zur Beruhigung ihrer Abonnenten anzeigen zu müssen, daß ihre Blätter schon auf ihrem Bureau durch Dampf gereinigt werden, wenn nicht durch blauen Dunst. — Herr Geoffroy St. Hilaire stopft zu sehr billigen Preisen Papagaien und Pairs aus. — Herr von Martignac hat für das laufende Jahr ein Patent auf Anfertigung von Thränen, Seufzern, Wehklagen, sauern Gesichtern, Schluchzen und Zähnklappern für Leichenbegängnisse, Thronentsteigungen, Wahldurchfälle, Familienbetrübnisse und traurige Ereignisse aller Art erhalten. — Aus Liebe zum Phantastischen nimmt Herr Cousin alle Morgen zwei hofmännische Tropfen.

Eine Zeitung sagt, Don Pedro habe zu Meudon ein Magazin von Diamanten angelegt, Se. Majestät sollte in der Folge aus dem Erlöse seiner Edelsteine sich eine Straße von Pflastersteinen kaufen. — Die Sitzungen der Pairskammern finden jetzt im Mondscheine statt. — Karl X hat Herrn Berryer einen herrlichen Blasbalg (soufflet, auch Ohrfeige) geschickt, um das heilige Feuer der Legitimität wieder anzufachen. — Herr Cousin hat im Sinne, die Universitäten blau zu sieden — in Berlinerblau. — Herr von Briqueville hat der Kammer die Vertreibung Karls X und seiner Familie vorgeschlagen. Ein kühner Streich in dieser Zeit! — Es ist die Rede davon, aus den Ruinen des Luxemburg ein Grabmal der Legitimität zu bauen. — Belgien will zwei Kammern haben und hat bis jetzt noch kein Kabinet. — Man hat zu London berechnet, daß die Verhandlungen über die Reformbill 851½ Stunde weggenommen haben. Die Reform wird sich unfehlbar mit der Zeit machen. — Die Stelle eines Generalvikars ist bei dem Erzbisthum von Paris erledigt. Herr von Quelen bietet sie der Cholera an. — Neun und zwanzigtausend Häuser sind zu Pera abgebrannt. Dieses Unglück hätte sich nicht ereignet, wäre Herr von Lobau Gesandter in Constantinopel gewesen. — Herr Sebastiani schnitzt seine Diplomatie nach dem Fuße des Herrn von Talleyrand. — Die Fähigkeit des Herrn Sebastiani wird mit dem Fuße des Herrn von Talleyrand gemessen. — Der König von England hat neue Pairs geschaffen. Frankreich hätte ihm einhundert fünfzig Stücke wohlfeil ablassen können. — Wie der Herr Abbé de Pradt einst Napoleon den Jupiter-Scapin nannte, so hat er sich selbst jetzt den Namen Harlekin-Bossuet beigelegt. — Man versichert, der Dey von Algier möchte gern einen lebendigen Pair sehen. — Der Herr Erzbischof von Paris hofft in Kurzem Heinrich V und die Pest in Notre Dame empfangen zu können. — Herr Geoffroy St. Hilaire bittet die Herren Pairs von Frankreich, ihm ihre Kinder zu schicken; er verspricht sie um Billiges in Weingeist zu setzen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 274. 1 Oktober 1831.

Douville's neueste afrikanische Reisen und Entdeckungen.

3. Der Calunga Quissua.

Der Calunga Quissua (der todte See) nach Einigen auch Calunga schia Quissua (See der Todten) genannt, liegt im Mittelpunkte des mittäglichen Afrika zwischen 3 und 5° südlicher Breite, und 25 u. 26° östlicher Länge. Dieser See scheint zwei großen Flüssen seinen Ursprung zu geben, von denen der eine gegen Osten, der andere gegen Westen sich ergießt; in letzterer Richtung theilen sich aber die Gewässer bald in sieben verschiedene Arme welche eben so viele Flüsse bilden, deren Namen Douville nach den Angaben der Eingebornen hergestellt, und deren Lauf er bestimmt hat. Was den Lauf des östlich strömenden Gewässers betrifft, so kennt Douville seine Richtung nicht. Ist es der Lofih oder einer der andern Flüsse, die ihren Ausfluß an dem östlichen Meeresufer haben? Diese Frage zu lösen, bleibt andern kühnen Reisenden überlassen.

Der Cuango strömt in geringer Entfernung südlich an diesem See vorüber, was Diejenigen, welche nicht seinen Lauf verfolgten und nur auf Hörensagen gingen, zur Annahme verleitete, daß dieser Fluß seinen Ursprung im Calunga Quissua habe. Douville konnte aller Bemühungen ungeachtet von den Negern den wirklichen Ursprung des Cuango nicht erfahren; Alles was er darüber vernahm, ging darauf hinaus, daß der Fluß, bevor er an diese Stelle gelange, sehr weit südöstlich herkomme.

Der See Quissua ist nördlich und südlich von Gebirgen umgeben, die von den Eingebornen Muinnda schia taida risumba (die übelriechenden Berge) genannt werden. Diese Benennung führen sie von stinkenden Ausdünstungen, die auf geraume Entfernung schon wahrgenommen werden, sehr unangenehm sind und den Negern das freie Athmen benehmen. Aus diesen Bergen quillt ein Erdharz, das bei Tag in dichten Dünsten sich verflüchtigt, die durch die Kühle der Nacht verdichtet auf das umliegende Land herabfallen und die Luft mit Pechtheilchen anfüllen, die das Athmen sehr beschwerlich machen. Die Neger meiden daher diese Gegend.

Die Wasser des Sees sind mit einer dichten Harzrinde bedeckt, die zum Theil aus Naphtha besteht, das aus der Tiefe des Sees aufsteigt, zum Theil aus Erdharz, das aus den Bergen quillt. Aus beiden bildet sich auf der Oberfläche des Sees eine so dichte Kruste, daß selbst die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, wodurch das Wasser Tag wie Nacht fast gleiche Temperatur behält. Kein Fisch lebt in diesen Gewässern, deren Geschmack ölig ist, und deren Ausdünstung einen heftigen Husten verursacht. Die Berge, die den See umkränzen, bilden eine ununterbrochene glatte Oberfläche; kein Thier lebt darauf, sie sind fast ganz von Vegetation entblößt; ihre dürre Einförmigkeit erfüllt die Seele mit trüben Bildern. Der Sand des Seeufers ist mit kleinen schwarzen Lavastücken vermischt; an der Seite des einen Berges bemerkt man eine graue Pozzolanerde.

Douville fand einen Bruch, der aus grauer Lava und Kalkstein zusammengesetzt und fast zu Marmor geworden war. Douville schließt aus den an dem See und in seinen Umgebungen gemachten Beobachtungen, daß sein Ursprung dem Einsturz des Bodens zuzuschreiben ist, der nach dem Einbruche tiefer unterirdischer Höhlen erfolgte. Diese Annahmen scheinen übrigens auch die aus der Tiefe des Sees emporsteigenden und aus den Bergen rinnenden Erdharze zu bestätigen. Die Gewässer, die er von den umherliegenden Anhöhen erhält, würden nicht hinreichen den Abfluß zu ersetzen, und es ist daher wahrscheinlich, daß er aus unterirdischen Quellen seinen Zufluß hat.

Auf den alten Karten findet man dem mittäglichen Afrika mehrere Seen zugetheilt. Nach Lopez ist der See Zaire das große Wasserbehältniß, aus dem der Nil und der Zaire entspringen; weiter östlich gibt er den See Zaflan an, aus dem ein Fluß entspringt, der sich mit dem Nil vereinigt. Die Mondberge (16° S.) scheiden diese Seen von einem dritten kleinern und westlicher gelegenen, der einem ostwärts gegen Sofala strömenden Flusse sein Gewässer leiht.

Auf den Karten Sanuto's, Hondt's, Janson's und Sanson's finden sich folgende Angaben:

Der See Aquilonda unter 10° S. und 44° O. von der Insel Ferro. Es entspringt daraus der Bebeia, der sich in zwei Arme theilt, von denen der eine einen Zufluß des Zaire bildet, der andere unter dem Namen Lelunda in's Meer fällt. Derselbe See gibt auch dem Danda und Coanza ihren Ursprung. Er nimmt einen Fluß auf, der aus dem See Zaire kommt. Südlich von letzterm liest man den Namen einer Stadt Zambre. Deslisle bezweifelte die Existenz des Sees Aquilonda oder Akelonda. Auf seiner von Buache (1745) herausgegebenen Karte ist er bloß als eine sumpfige Gegend bezeichnet, der andere See gar nicht. D'Anville

hat sie auf seiner Karte gleichfalls weggelassen. Auf seiner großen Karte findet sich der See Maravi, der zwischen dem 3° 30′ und dem 12 S. B. und zwischen dem 46° 30′ und 50° O. L. liegen soll. Allein auch die Existenz dieses Sees ist sehr zu bezweifeln. Douville sah bei dem Negerkönig der Monluas Neger von der Ostküste nördlich von Mozambique, die sich Kasembe oder Kilambe oder Kilame nannten, und dem erwähnten Könige ihren Tribut in Salz brachten; sie hatten keine Kenntniß von einem großen Wasserbehältniß zwischen ihrem Lande und dem der Monluas, was doch der Fall hätte seyn müssen, da sie und ihre Landsleute zu wiederholten Malen das Innere des Kontinents durchzogen hatten.

Ein See, der zehn Grade in der Breite messen sollte, wäre gewiß nicht allein in der Gegend, wo er liegt, sondern auch in den benachbarten Gegenden bekannt. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß es im Innern des mittäglichen Afrika's außer dem Quiffua keinen andern See gibt. Douville sah zwar noch mehrere andere westlich und in bedeutender Entfernung von diesem gelegen, aber sie hatten größtentheils eine sehr geringe Oberfläche. Was den See Aquilonda betrifft, so stellt Douville darüber folgende Muthmaßung auf. Unterhalb der Banza oder Residenz des Schaga von Cassange hat der Zaire eine Breite von drei Meilen, während er an andern Stellen nur ein oder anderthalb Meilen hat; eben an der breitesten Stelle hat der Schaga seine Ueberfahrtsschiffe, da man wegen der gelinderen Strömung des Flusses dort leichter übersetzen kann, als an der engeren Stelle, wo die Gewässer zwischen Bergen eingeengt mit ungewöhnlicher Schnelligkeit hinströmen. Nun ist es möglich daß portugiesische Reisende die ungeheure Wasserfläche dieses Stromes, den sie sahen, für einen See hielten, und die Eingebornen, nach seinem Namen fragten. Diese verstanden wahrscheinlich die Frage nicht gut und glaubten, man wolle den Namen eines Häuptlings am jenseitigen Ufer des Flusses wissen, und antworteten vielleicht „Yaqui Lundo" (der dort heißt Lundo). So konnten die Portugiesen das Yaqui lundo, das sie Aquilondo aussprachen, für den Namen eines Sees gehalten haben. Mißverständnisse dieser Art sind in der Geschichte der Reisen nur allzu häufig, um diese Hypothese nicht höchst wahrscheinlich zu finden.

Die Albanesen in Italien.

(Fortsetzung.)

Ich mußte meine Zuflucht zur Sibylle des Dorfes nehmen, aber ihr altersschwaches Gedächtniß bewahrte nur noch welke Blätter des alten Liederkranzes, Bruchstücke von Balladen, in denen die Thaten des heldenmüthigen Skanderbeg gefeiert werden, die Pouqueville noch bei den eigentlichen Albanesen singen hörte. Einige Liebeslieder haben sich besser erhalten, wiewohl gleichfalls nur verstümmelt. Wie alle Volkslieder sind sie kurz und epigrammatisch, mit einem wehmüthigen Anklang, ein wundersames Spiel der Einbildungskraft mit Wolken, Blumen und Lüften und Gemüthsbewegungen der Menschen. Die Weise derselben ist sanft und eintönig, und wiederholt sich oft mit kleinen Modulationen. Die albanesischen Töne haben übrigens etwas Rauhes, man merkt ihnen an, daß sie der Zunge von Bergbewohnern angehören. Es gelang mir folgendes Bruchstück zu retten; es ist zu bedauern, daß sein Schluß verloren gegangen ist:

„Die junge Frau ging im Schnee bis an den Gürtel, bis an die Knie brach sie ein im Eis, bis sie in's Gefängniß (turannida) kam, wo ihr Herr (Gemahl) schmachtete, der Herr, den sie anbetete. Sie befreite ihn und blieb an seiner Statt gefangen, dann hub sie an ihr klagendes Lied zu singen: O mein Herr, ich beschwöre Dich bei deiner Jugend, laß nicht das Gras der Zeit auf meinem Angedenken wachsen, sonst muß ich mich der Verzweiflung ergeben, sonst muß ich mein Haar zerrauft hinfliegen lassen, mein Haar mit goldenen Fäden durchsponnen. . . ."

Die guten Leute in diesen Bergen können nicht schreiben. Manche Laute ihrer Sprache lassen sich nicht durch unsere Schriftzeichen ausdrücken. Wie bei jedem Volke, herrscht auch bei ihnen ein Hang zu Spott und Neckerei, aber die Lieder dieser Art haben nur für sie Werth und Verständniß; es sind Lokalsatyren, in denen auch wohl Spottgedichte gegen die Regierung mit unterlaufen, die leise und nur im vertrautesten Kreise gesungen werden.

Die Volkssage bewahrt das Andenken an einen jüngern Bruder Skanderbeg's; sie nennt ihn Konstantin den Kleinen, der der Held mehrerer Balladen ist. Die einzige vollständige, die ich von ihm retten konnte, ist folgende:

„Konstantin der Kleine hatte drei Tage vor seiner Hochzeit einen Traum, einen furchtbaren Traum; er fuhr vor Schrecken auf und stieß einen Seufzer aus, so laut, daß sein Herr ihn hörte. Der Herr ließ die Trommel rühren und rief seine Sklaven zusammen. — „Wer hat von euch," so sprach er, „so schwer und tief geseufzt?" — „Ich war es, der so seufzte," sprach Konstantin der Kleine, „denn heute ist Sonnabend, und morgen heirathet meine Braut, die Braut meines Herzens. — „Nimm diese neun Schlüssel und geh' in meinen Stall; dort nimm von meinen neun Pferden, nimm welches Dir gefällt; den Schimmel oder den Schecken, den Braunen oder den Mohrenkopf, den Rappen oder den Falben, den Springer oder den Sperber." — Konstantin der Kleine nahm den Sperber und flog dahin und flog dahin im Galop. Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm seine Schwester Florentine. — „Wohin, mein schönes Mädchen?" — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schwägerin, die Braut meines Bruders Konstantin. Ich bin dein Bruder Konstantin." — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." — Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm sein Vater. — „Wohin, wohin mein guter Alter." — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schnur, die Braut meines Sohnes Konstantin." — „Ich bin Dein Sohn Konstantin! — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." — Er flog wohl dahin, auf dem Wege begegnete ihm seine Mutter. — „Wohin, wohin gute Frau?" — „Ich gehe und will mich stürzen in einen Abgrund tief, denn morgen am Sonntag heirathet meine Schnur, die Braut meines Sohnes Konstantin." — „Ich bin dein Sohn Konstantin!" — „Galop! Galop! wenn Du noch kommen willst zur rechten Zeit." Konstantin flog wohl dahin, er hielt nicht, bis er kam an's Haus

von seiner Braut. Sie pflanzte den Fiamero *) wohl mitten auf den Platz, wo die Bewohner der Stadt versammelt. — „Ihr Herren, meine Braut gehört keinem Andern als mir, und wahr ist was ich sage, denn ich bringe zum Wahrzeichen den Hochzeitkranz. Ich bin, ich bin ihr Bräutigam." — Da floh verwirrt sein Nebenbuhler, er wurde das Stadtgespötte und Konstantin der Kleine führte zur Kirche seine Braut, die Braut seines Herzens."

Die alte kalabresische Sibylle saß in einem Winkel des Heerdes, als sie dieses Lied mir vorsang. Allmählich war sie wieder aufgelebt, ihre gebrochene Stimme gewann neue Kraft und zusammengekauert, wie sie da saß, mit ihrer eingeschrumpften Gestalt, ihr braunes runzliches Gesicht von weißen Haaren umwallt, in den Ueberresten ihrer Nationaltracht, den Leib wiegend nach der Melodie, die von rauhen Tönen in lang gehaltene sanft gezogene überging, hätte sie eine würdige Staffage in der Höhle von Endor abgegeben, oder eine Zauberin Salvator Rosa's.

Am folgenden Tage begleiteten mich meine gastfreundlichen Wirthe, jung und alt, bis an den Ebratis, der einige Miglien unterhalb San Sophia vorbeiströmt. Ich setzte auf den starken Schultern eines der Bergbewohner über das Wasser, und nachdem ich ihnen noch ein Lebewohl zugewinkt, ging ich in den Wald hinein, um sie nie wieder zu sehen.

Acht Tage später kam ich nach San Costantino, dem ersten Dorfe der Basilicata an der Gränze von Kalabrien. Auch hier besteht eine Albanesenkolonie in entlegener Einsamkeit an dem breiten Fuße des Pollino, in einer Landschaft, wohin wohl seit Menschengedenken kein Fremder sich verirrt hat. Es war der 20 November, der Schnee fiel in großen Flocken, der Himmel war düster, die Gegend erstorben. Der Wind blies mit so schneidender Kälte, daß ich kaum mich überreden konnte, es sey das heiße Italien, wo ich wandelte. An der Schwelle des griechischen Pfarrers schüttelte ich nicht den Staub, wohl aber den Schnee von meinen Schuhen. Er nahm mich gastfreundlich an Heerd und Tisch auf, der aber mehr als frugal bestellt war; denn da ich in eine der vier griechischen Fastenzeiten gerathen war, so mußte ich mir eine unbarmherzige Kasteiung gefallen lassen.

Nirgends hat sich das albanesische Kostume der Frauen so gut in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, als zu San Costantino, Dank der vollkommenen Abgeschlossenheit, in die nichts Italienisches eingeschlichen ist. Ihr Kopfputz ist der wunderlichste von der Welt. Die langen schwarzen Haare werden geflochten, oder vielmehr aufgerollt in weiß baumwollene Bänder, die sie Bombacelle nennen. Diese runden Zöpfe schlingen sie um den Hals und bauen sie am Hinterkopfe zusammengefaßt zu einer seltsamen Form auf, die ich mit nichts Anderem, als einer Fechtmaske vergleichen kan. Dieß Haargebäude nennen sie Chescetta. Nur die verheiratheten Weiber haben das Recht die Chesa zu tragen, eine Art geflochtenen Haarthurmes, aus welchem ungeheure Nadeln mit noch ungeheureren und durchbrochen gearbeiteten Köpfen hervorragen. Uebrigens behängen sich Frauen wie Mädchen mit massiven Halsketten und goldnen Schnallen von riesenhafter Größe. Ihr Gewand ist ganz verbrämt. Der feuerrothe Leibrock ist mit sechs oder sieben breiten Tressen von gelber oder blauer Farbe eingefaßt. Die weiten fliegenden Aermel fallen bis auf halben Arm herab, und das hellgrüne Mieder (Vulgarida) ist dasselbe, wie zu San Demetrio, nur daß es nicht so schlanke Leiber umschließt. Schuhe mit Schnallen vollenden diesen Putz, der etwas ganz Asiatisches hat. Man möchte ihn indisch nennen; nur sind die Mädchen von San Costantino keine Bajaderen. Bei dem Anblick dieser seltsamen Gestalten, die langsamen und ernst gemessenen Schrittes über den Schnee des Gebirges hinschritten, bei dem Klange dieser rauhen Sprache, die so wild ist, wie die Natur vor meinen Augen, bei dem Geschrei der Kinder, die bei meinem Anblick mit panischem Schrecken in das Dunkel der rauchgeschwärzten Hütten flüchteten, konnte ich mich überall anders hin versetzt glauben, als nach Italien und Europa; nur europäische und auf Befehl der Regierung eingeführte Anzüge der Männer störten diese Täuschung.

(Schluß folgt.)

*) Der Fiamero ist eine Lanze, an deren Spitze ein Tuch oder Bänder wehen.

Marokko.

(Aus der Literary Gazette.)

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London las Herr Washington, Schiffslieutenant der königlichen Marine, eine geographisch-topographische Denkschrift über das marokkanische Reich nebst dem Resultate der Bemerkungen, die er vom Oktober bis Dezember des Jahres 1829 zu machen Gelegenheit hatte, als er die Gesandtschaft unter Leitung des Herrn Drummond Hay, britischen Generalkonsuls zu Marokko, bekleidete.

Man reiste anfänglich längs der Küste bis nach Azamor am weißen Kap; sodann ging man durch das Innere des Landes gerade nach der Hauptstadt. Die Gesandtschaft wurde dort gastfreundlich, mit großer Achtung aufgenommen und einen Monat lang in einem der Paläste des Sultans untergebracht. Auf der Rückreise erhielt Herr Drummond Hay die Erlaubniß, den Atlas zu besteigen, so hoch dieß wegen des Schnees nur immer möglich seyn würde. Dieser Abstecher ist die bemerkenswertheste Abweichung von der Straße, welche gewöhnlich von den Reisenden, die jene Gegenden besuchen, verfolgt wird. Man bestimmte überall mit der größten Aufmerksamkeit die Lage und Höhe der Orte und zeichnete zugleich sorgfältig die geologische Beschaffenheit des Bodens auf. Unterstützt von den besten in England zu findenden Hülfsquellen, namentlich den vom verstorbenen Seekapitän Boteler, der die Küsten aufgenommen hatte, entworfenen Karten, die Herr Washington in seine Arbeit übertragen hat, konnte dieser Offizier mit Bestimmtheit sagen, daß die der Gesellschaft vorgelegte, seiner Denkschrift angeschlossene Karte die genaueste sey, welche noch je von diesem Reiche, dessen physische Uebersicht so merkwürdig ist, entworfen wurde; auch hat er einen senkrechten Durchschnitt beigefügt, der die Niveaux nachweist.

Vom Meeresufer bis zum Fuße des Atlas beträgt die Ausdehnung des Landes mehr als 150 Meilen; die Oberfläche scheint im Ganzen eben; allein gegen die Stadt Marokko, 16 Meilen vom Gebirge entfernt, ward die Höhe auf 1200 Fuß über die Meeresfläche bestimmt, und bei aufmerksamerer Untersuchung entdeckte man im Zuge der Fläche drei verschiedene Absätze, über welche man, obgleich sie nur mählich aufwärts steigen, zu der bemerkten Höhe gelangt. Der Boden ist locker und trocken; er besteht meist aus Sandstein und hat im Ganzen ein versengtes, unfruchtbares Ansehen. Ueberall, wo Wasser fließt, und es gibt dessen in Ueberfluß, man dürfte es nur vertheilen, ist der Boden von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit. Würde er zweckmäßig angebaut, so ist kein Zweifel, daß er reiche Ernten tragen würde. Bis jetzt sind diese letzteren von nur geringer Mannichfaltigkeit, aber von vorzüglicher Güte; sie geben Getreide, Früchte und Küchenkräuter aller Gattungen.

Die Wälder sind dürftig und gleichen der Beschreibung nicht, welche

Plinius davon gegeben hat; sie haben übrigens, bis zum Fuße des Atlas mit seinem ewigen Schnee, gegen den sie einen schneidenden Kontrast bilden, tropischen Charakter. Der Aufgang zu dieser Bergkette ist sehr steil und beschwerlich; man gelangte nicht höher als 6400 Fuß, wo die Reisenden vom Schnee zum Stillstande genöthigt waren. Im Sommer ist die Schneegränze höher; ein Stamm von Landeseingebornen, die Chillahs, welche weder maurisch noch arabisch sprechen oder verstehen, bewohnen in großer Anzahl die Klüfte und Schluchten. Ein Viertheil dieser Bevölkerung besteht aus einer Vermischung mit Juden, von denen sich Einzelne nach den Gebirgen flüchteten, um hier Schutz gegen die Launen und Bedrückungen der Mauren des Flachlandes zu suchen.

Die Gebirgsformation der Gegenden, welche die Reisenden untersuchten, bot hauptsächlich Schiefer, Kalk- und Sandsteine, und zwar nur Uebergangs- und Sekundär-Formationen. Nirgends stieß man auf Urzüge, Granit- oder vielmehr Gneißblöcke in den niederliegenden Thälern und Adern von blätterigem Quarz im Schiefer ausgenommen. Daher bestehen die Formen der Gebirge in Hochebenen, Graten und abgerundeten Gipfeln, nicht in scharfen Spitzen oder Alpinen. Es bestätigte sich, daß der höchste Gipfel, den man erblickte, eine Erhebung von 11,400 Fuß über die Meeresfläche hat.

Vermischte Nachrichten.

Bei der Nachricht von der Einnahme Warschau's erschienen in Barthelemy's Nemesis folgende Verse, in die wohl Jeder, der nur irgend das leiseste Gefühl von Ehre hat, mit Herz und Mund einstimmen muß, um die Feigheit der gewissenlosen Diplomatie zu brandmarken, die an ihrer Schwelle das tapferste und edelste Volk so hinschlachten lassen konnte:

Destinée à périr! l'oracle avait raison.
Faut-il accuser Dieu, le sort, la trahison?
Non, tout était prévu, l'oracle était lucide,
Qu'il tombe sur nos fronts le sceau du fratricide!
Noble soeur, Varsovie! elle est morte pour nous,
Morte un fusil en main, sans fléchir les genoux,
Morte en nous maudissant à son heure dernière,
Morte en baignant de pleurs l'aigle de sa bannière!
Sans avoir entendu notre cri de pitié,
Sans un mot de la France, un adieu d'amitié,
Tout ce que l'univers, la planéte des crimes,
Possédait de grandeur et de vertus sublimes,
Tout ce qui fut géant dans notre siècle étroit,
A disparu; tout dort dans le sépulcre froid!
Cachons-nous! Cachons-nous, nous sommes des infâmes!
Rasons-nos poils, prenons la quenouille des femmes;
Jetons bas nos fusils, nos guerriers oripeaux.
Nos plumets citadins, nos ceintures de peaux,
Le courage à nos coeurs ne vient que par saccades:
Ne parlons plus de gloire et de nos barricades;
Que le teint de la honte embrasse notre front;
Vous voulez voir venir les Russes! ils viendront!

•

Im Jahre 1720 gab es in allen englischen Kolonien von Nordamerika nicht mehr als sieben Zeitungen; im Jahre 1810 hatten die Vereinigten Staaten allein 359, und sechzehn Jahre nachher 640; eine Bevölkerung von zehn Millionen Menschen hat also mehr Journale als die hundert und sechzig Millionen, welche Europa bevölkern. Ueberhaupt macht die Presse in allen Theilen der Welt gewaltige Fortschritte; so wird in Kurzem auf dem Cap ein neues Journal unter dem Titel: „Journal trimestrielle d'Afrique méridionale" erscheinen. Selbst auf der Insel Cuba, die doch unter spanischer Herrschaft steht, erscheinen sieben Zeitungen. Im englischen Indien werden für die Eingebornen sechs Zeitungen in bengalischer Sprache herausgegeben. Zu Freemantle, dem Hauptorte der englischen Ansiedlung am Schwanenfluß in Neu-Holland, hat man angefangen, eine geschriebene Zeitung von Hand zu Hand gehen zu lassen.

•

Seit dem Brande von Pera, in welchem wenigstens drei- bis viertausend Häuser in Flammen aufgegangen und mehr als zwanzigtausend Menschen obdachlos geworden sind und zum Theil Hab und Gut verloren haben, ist durch den Mangel an Nahrungsmitteln und durch die Nothwendigkeit, dem brennenden Sonnenstrahle ausgesezt zu bleiben, unter der unglücklichen Bevölkerung eine Art Cholera ausgebrochen, die in Galata und in der Nähe des Arsenals große Verwüstungen anrichtet. Auch in der Umgegend von Therapia herrscht eine ähnliche Krankheit, die sich in heftigen Krämpfen des Unterleibes, Erbrechen, Kälte der Glieder unter heftigen Schmerzen äußert. In einem Dorfe erkrankten in wenigen Tagen gegen achtzig Menschen, die aber durch Aderlassen und wärmende Mittel wieder genesen sind.

•

Als ein Beweis des Geistes, welcher die an Don Miguels Hofe in Gunst stehende Geistlichkeit belebt, kann erwähnt werden, daß der Prior M'Or von Guimaraens, ein Großwürdeträger der Kirche, offen gesteht, daß er den Rath gegeben habe, den englischen Konsul zu ermorden und die Engländer zu verfolgen.

•

Ein Schneider in London, Namens Walker, gibt jezt Vorlesungen über die Theorie und Praxis seines Gewerbes.

•

Der allgemeinen statistischen Gesellschaft in Frankreich wurde von einem ihrer Mitglieder zu Lyon über den in einem Weinberge der Pfarrei Goeubre (Departement der Loire) gemachten Fund einer Vase Nachricht ertheilt, die gegen 1700 gallische Münzen von hohem Alterthume enthielt. Jede dieser Münzen wiegt 7 Grammen, 30 Centigrammen, und besteht aus 501 Tausendtheil Gold, 333 Tausendtheil Silber und 168 Tausendtheil Legirung, im Werthe von 21 Franken 61 Centimen. Die Farbe des Metalls ist blaßgelb. Die Münzen sind mit dem Hammer geschlagen; auf der einen Seite zeigt das Gepräge den Kopf eines Kriegers, der auf einigen von zwei auf der Stirne mit einem Bande verbundenen Oelzweigen bekränzt, auf andern von dichten Haaren umgeben ist. Die Kehrseite stellt ein ungezügeltes Pferd im Laufe dar, das Symbol der Freiheit. Auf einigen Münzen erblickt man ober und unter demselben eine Art Federball, auf andern ober dem Pferde eine Verzierung, die einem liegenden 8 gleicht, und unter dem Pferde eine antike Urne von schöner Zeichnung. Der Rand der Münze ist gekörnt. Im Ganzen ist die Zeichnung der Figuren gut und beweist, daß sie zu einer Zeit verfertigt wurde, wo die Künste schon einige Fortschritte gemacht hatten. Diese Münzen, die in dem Lande der segusischen Gallier gefunden wurden, scheinen auf ein wichtiges geschichtliches Ereigniß hinzudeuten. Zu welcher Zeit aber fiel dieses Ereigniß? War es vor dem Ausbruche der Gallier nach Griechenland und Kleinasien? Oder stehen die Münzen in Beziehung mit der Auswanderung der segusischen Gallier auf das linke Ufer des Po, zwischen der Etsch und dem Tesin, wo sie wahrscheinlich Mailand gründeten? Oder sind diese Münzen bloßes Geld zum Verkehre? Der Mangel einer Aufschrift läßt alle diese Konjekturen zu. Jedenfalls aber läßt sich daraus beweisen, daß die Gallier die Kunst Stempel zu schneiden und Münzen zu schlagen kannten.

•

In der geologischen Gesellschaft zu London hat Herr M. A. Caldcleugh eine Denkschrift über die Insel Juan Fernandez verlesen, woraus hervorgeht, daß diese Insel ungefähr zwölf Meilen Länge, vier Meilen Breite hat und drei Häfen besizt. Sie ist sehr hoch und ihre höchste Spize liegt gegen 3005 Fuß über der Meeresfläche. Alle Felsen bestehen aus Trapp und Amphibol, deren mineralogische Struktur bedeutend wechselt. An manchen Orten bildet der Basalt eine Art Säulen, an andern ist er spizig und ausgezahnt, wobei seine Massen hier und da von Erzadern durchzogen sind. Dieser Charakter des Basaltes und die große Menge von Olivinen, die er enthält, veranlaßt Herrn Caldcleugh, ihn hinsichtlich des Alters mit dem von Böhmen, am Rhein, zu Vivarais und Beaulieu in der Provence zu vergleichen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 275. 2 Oktober 1831.

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

Der Amerikaner Reynolds ist kürzlich von einer, wahrscheinlich durch Handelszwecke veranlaßten Reise, auf welcher er die Cordilleren, den Vulkan von Antuco und die Araucanian Indianer besuchte, zurückgekehrt. Wie es scheint verließ er sein Schiff zu Aranco, um zu Lande einen Ausflug nach den Gegenden zu unternehmen, welche von jenen Indianern bewohnt sind, die sich durch ihre Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe gegen die Unterdrückungen der Spanier so sehr ausgezeichnet haben. Seine höchst interessanten Beobachtungen theilte der kühne Reisende in Briefen, welche vor Kurzem in Amerika im Druck erschienen und aus denen die nachfolgenden Stellen geschöpft sind, dem Konsul der Vereinigten Staaten zu Valparaiso mit.

„Ich wußte sehr wohl,“ sagt der Reisende, „daß mein Unternehmen von mancherlei Schwierigkeiten und unvermeidlichen Gefahren begleitet seyn werde. Die Araucanians, von jeher argwöhnisch gegen Fremde, gestatteten diesen niemals ihr Land zu bereisen, und dieses einem Volke, welches so viel gelitten hat, sehr verzeihliche Mißtrauen, ist jetzt durch die neuerlichen innern Unruhen in Chili noch mehr gesteigert worden.

„Wir konnten in Aranco keine, für die Fortsetzung unserer Reise, zweckmäßigen Vorkehrungen treffen, nicht einmal Dolmetscher erhalten, ob es gleich dort Viele gibt, welche die Sprache jener Indianer sehr gut sprechen. Zum Theil ist die Furcht, welche die Spanier noch immer vor diesen ihren alten unüberwindlichen Feinden haben, Schuld hieran. Macht man einem Einwohner von Chili den Vorschlag, tiefer ins Innere des Landes zu gehen, wo der Kern der Eingebornen wohnt, und wohin viele Häuptlinge mit ihrem Volke sich mit offnem, unverhehltem Haß gegen Alles, was den Namen Christ trägt, zurückgezogen haben, so schlägt er ein Kreuz und erklärt, daß dieß noch Niemand gewagt habe, und daß ein solches Unternehmen, wo nicht gänzlich unausführbar und unmöglich, doch von vielen Gefahren begleitet sey. Einer oder zwei erboten sich, uns zu begleiten, wenn wir ihnen hundert Dollars monatlich bezahlen wollten; so hoch schlagen sie also vermuthlich ihr Leben an.

„Mit dem Kaziken, der in der Nachbarschaft von Aranco wohnt, hatten wir wenige Tage nach unserer Ankunft eine Unterredung. Er war ein alter Mann, und stand zu seiner Zeit im Ruf eines ausgezeichneten Kriegers; sein Benehmen war, wie das der meisten Indianer, ernst und feierlich. Er sagte uns, seine Leute hätten ihm berichtet, daß sich zwei Fremde in Aranco befänden, die mit zwei Fahrzeugen gelandet und mehrere Male jenseits der Hügel gesehen worden seyen; er fügte hinzu, daß die Bewohner von Aranco sehr zu tadeln seyen, ihn von unserer Ankunft nicht in Kenntniß gesetzt zu haben, da Niemand als er für Alles verantwortlich sey, was außerhalb der Wälle geschehen könnte. „„Es ist wahr,““ bemerkte er noch, „„ich bin ein alter Mann, und die meisten meiner Krieger sind todt, oder haben sich ins Gebirge zurückgezogen, aber noch immer darf Niemand ohne meine Erlaubniß mein Gebiet betreten.““

„Dieses vorsichtige Benehmen des Häuptlings, nebst Allem, was wir sonst noch bemerkten, zeigte uns nur zu deutlich, daß wir all das Mißtrauen und den Argwohn zu bekämpfen haben würden, durch welche jenes Volk sich von jeher auszeichnete.

„Nach unserer Ankunft in Conception machten wir dem Gouverneur, General Preito, unsere Aufwartung und erhielten die Versicherung seines Schutzes und seiner freundschaftlichen Unterstützung, so weit dieß bei bei einem solchen Unternehmen nur immer in seiner Macht stehen werde. Er sagte uns indeß unumwunden, daß er unser Vorhaben nicht ausführbar fände, und zählte eine Menge von Hindernissen und Gefahren auf, denen wir begegnen würden. Er habe selbst viele von diesen Indianern gesehen; obgleich außerordentlich tapfer im Gefechte und nicht ohne Menschlichkeit gegen den überwundenen Feind, machten ihr Mißtrauen, ihre Behutsamkeit und ihre gänzliche Abneigung gegen Jeden, der nicht ihr Landsmann sey, es doch außerordentlich schwer in ihrem Lande zu reisen.

„Gefahren werden in der Entfernung gewöhnlich vergrößert, und der entschlossene Mann zieht sich nicht zurück, ehe er noch dem Feinde begegnete; wir wollten also von hieraus nach dem jenseitigen Theil der Provinz vordringen, den Biobio in der Nähe seiner Quelle überschreiten und dann längs dem Fuße der Cordilleren das indianische Gebiet betreten.“

Der nächste, höchst interessante Brief ist aus dem Castell von Antuco im Oktober 1830 geschrieben:

„Wir befinden uns jetzt mitten in den Cordilleren von allen Seiten von Felsen umschlossen. Wenige Tage nach meinem letzten

Briefe brachen wir von Conception auf, wohl versehen mit Pässen, Empfehlungsbriefen und Geschenken für die Indianer, Dolmetscher u. s. w. Unser Weg, der uns den Biobio aufwärts führte, war oft sehr eng, rauh und steil. An manchen Stellen lief er auf gleicher Höhe mit den Ufern des Flusses fort, und war von dem grünen Strauchwerke des Landes überwölbt. Zahllose Hütten bedeckten die kleinen grünen Buchten und Thäler, und würden, wären sie etwas zierlicher gebaut, dieser Gegend einen ungemein schönen und malerischen Anblick gewähren. Der Biobio ist ein schöner Fluß und hätte Wasser genug, um schiffbar zu seyn, wenn nicht eine Menge von Sandbänken, deren Lage einer häufigen Veränderung unterworfen zu seyn scheint, das Fahrwasser sperrten. Die Hügel bestehen aus altem Sandstein und grobkörnigem Granit, die sich leicht auflösen.

„Von Conception aus, wo der Weg schroff aufwärts läuft, und ein Hügel hinter dem andern hervorragt, nahm die Gegend eine ganz andere Gestalt an, eine endlose Kette abgerundeter hoher Hügel erhebt sich hier, von kleinen und üppigen Thälern unterbrochen. Der Anblick dieser Scenerie hat im Ganzen zwar etwas Eintöniges, indeß geben die Schattirungen der verschiedenen Hügel und die Verschiedenheit der Thäler dem Gemälde doch einige Abwechslung.

„Es war unsere Absicht über Yumbel zu gehen, und den Fluß La Laja bei den Wasserfällen zu überschreiten; da wir aber den Weg verfehlten, so brachten wir die Nacht an den Ufern des Flusses Claro zu, und waren so genöthigt den Besuch jener Naturmerkwürdigkeit auf eine andere Zeit zu verschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt waren die Jahre 1819 und 1820 wohl die fruchtbarsten, aber auch die mühsamsten und entscheidendsten im Leben des Dichters. Liebe, Politik, Unabhängigkeit, romantische Begeisterung für Ritterthum und Religion, Armuth und Ruhm, unermüdliches Studium, Kampf gegen Mißgeschick mit aller Kraft eines eisernen Willens — alles Dieß fiel in seine jugendliche Feuerseele und entzündete sie zu einer gewaltigen Gährung vulkanischer Leidenschaften, die zuletzt nach einer wunderbaren Verschmelzung aller Stoffe in heißem Ergusse durchbrach, und in die Form stürzte, aus der das Ganze wie ein herrliches Schwert mit perlenfunkelndem Griffe und dunkler harter Klinge, eine wahre Riesenwaffe auf vulkanischem Ambos gearbeitet, hervorging. Seine Leidenschaft zu dem Mädchen, an das ihn die frühesten Erinnerungen seiner Jugend knüpften, war endlich beiden Familien bekannt geworden, die ihre Einwilligung zu einer Verbindung zwischen zwei Menschen von solcher Jugend und ohne Vermögen verweigern zu müssen glaubten. Die Liebenden wurden getrennt und durften sich nicht mehr sehen. Den Schmerz dieser Trennung besang der Dichter mit eben so sanfter Rührung als stolzem Schmerz in seinem Gedicht: „Erster Seufzer.“ Indeß glühte seine Liebe fort und fort, und bildete mit allen ihren Planen, Listen und Abenteuern einen vollständigen Roman in dem Leben des Dichters. „Han d'Islande“ — wer sollte es glauben? — war bestimmt der Bote seiner Liebe zu werden, und den argusäugigen Wächtern zum Trotz in ihre Einsamkeit mit freundlichem Gruße einzudringen. Han von Island wurde im Jahr 1820 begonnen, konnte aber materieller Hindernisse wegen erst 1823 im Drucke erscheinen. Es lag im Plane dieses Gedichtes, daß es ganz nur von dem einzigen Mädchen verstanden werden konnte, um deren willen es eigentlich allein geschrieben war. Deßhalb bleibt, so köstlich auch einzelne Stellen dieses wunderlichen Werkes sind, das Ganze dem nicht tiefer eingeweihten Leser ein in Dunkel getauchter Hintergrund, aus dem für ihn nur hier und dort erkenntliche Gestalten hervortreten.

Hugo verlor im Jahre 1821 seine Mutter. Dieser Verlust schlug seinem Herzen eine Wunde, die nur der Gedanke lindern konnte, daß seine Verbindung mit dem geliebten Mädchen minder unmöglich geworden war. Ein ganzes Jahr brachte er in einer kleinen Kammer der Straße Mézières mit unablässigen Studien und Arbeiten zu; er wollte seinem Vater beweisen, daß er sich selbst genügen könne. Die sogenannte royalistische Partei kam um diese Zeit an's Ruder; der junge Hugo, damals noch unbeneidet und von Allen geschmeichelt, durfte sich nur dem günstigen Winde hingeben, um schnell und hoch zu steigen. Vermögen war dabei zu erwerben, und das einzige Hinderniß seiner Verheirathung und seines Glückes war Vermögen. Unter so gefährlicher Versuchung blieb Hugo unerschütterlich treu der moralischen Würde, dem Ruhme, der Dichtkunst und der Zukunft. Man gab ihm unter die Hand, was er thun sollte, er verstand sich zu nichts, er trat seitwärts und hielt sich rein von allen Kongregationen und Intriken. Er wollte nichts, er verlangte nichts, und nur durch folgende Gelegenheit kam er zu einer Pension.

Sein Jugendgenosse Delon war nach der Verschwörung von Saumur zum Tode verurtheilt worden, die Polizei stand gegen ihn auf der Lauer. Hugo hatte ihn in Betracht der schroffen Trennung ihrer politischen Ansichten einige Jahre nicht gesehen. Allein kaum erfährt der Dichter von der Gefahr seines Jugendfreundes, als er an Delon's Mutter schreibt und ihrem Sohne einen sichern Zufluchtsort bei sich anbietet. „Ich bin zu sehr Royalist,“ schrieb er, „als daß man darauf kommen sollte, ihn unter meinem Dache zu suchen.“ Der Brief wurde einfach an Madame Delon, Wittwe des königlichen Lieutenants in Saint Denis, überschrieben und auf die Post gegeben. Keine Antwort erfolgte. Delon hatte sich bereits den Fallstriken der Polizei zu entziehen gewußt. Zwei Jahre später als Hugo einen Abend bei einem Mitgliede der Akademie zubrachte, der früher sehr vertraut gewesen war mit den Geheimnissen der Verwaltung, scherzte dieser über Hugo's Einverständniß mit Verschwörern und hielt ihm eine kleine Strafpredigt. Hugo wußte nicht, was der Akademiker damit sagen wollte, der ihm endlich die Aufklärung gab, daß sein Brief auf der Post geöffnet und noch denselben Abend unmittelbar dem Könige vorgelegt wurde. Ludwig XVIII las ihn und sagte: „Ich kenne diesen jungen Mann; er benimmt sich hierin mit Ehre; ich werde ihm die nächste offene Pension geben.“ Der Brief war indeß wieder gesiegelt und Madame Delon zugestellt worden, um sie und ihren Sohn in die Falle zu locken. Auf der andern Seite erhielt auch bald darauf Hugo sein Pensions-

diplom, zur Zeit, als eben der erste Theil seiner Oden erschienen war. Der Dichter schrieb daher natürlich diese königliche Gunst seinem Verdienste zu, und erfuhr erst später, wie die Sache zusammenhing.

Nachdem Hugo die schöne Jahreszeit des Jahres 1822 zu Gentilly bei der Familie seiner Braut zugebracht hatte, vermählte er sich im Oktober desselben Jahres, und von dieser Zeit an wurde seine Stellung als Dichter und Mensch so begründet, wie er sich ihrer noch bis auf diesen Tag erfreut. Auf dieser sichern Grundlage baute er seit neun Jahren unermüdlich fort. Das Verzeichniß seiner bis dahin erschienenen Schriften beweist am besten, daß er die Zeit nicht ungenützt vorüber gehen ließ. Der erste Theil seiner Oden erschien im Jahre 1822, Han von Island 1823, der zweite Theil seiner Oden und Balladen 1824, zu gleicher Zeit arbeitete er an der „französischen Muse" mit, einer Zeitschrift, die mehrere Arbeiten aus Hugo's Feder enthielt, und vom Julius 1823 bis zum Julius 1824 bestand. Bug Jargal gab er im Jahre 1826 heraus, die Beschreibung einer Reise auf den Mont Blanc, die er im Jahre 1825 mit Charles Nodier machte, wurde zwar an einen Buchhändler verkauft, erschien aber nicht im Drucke. Der dritte Theil seiner Oden erschien im Jahre 1826, die Tragödie Cromwell im Dezember 1827, die Orientalen 1828, der letzte Tag eines Verurtheilten 1829, in demselben Jahre vollendete er auch seine Marion Delorme im Junius, und seinen Hernani im September; Hernani kam schon im Februar 1830 auf die Bühne, Marion Delorme erst in diesem Jahre. Notre Dame de Paris trat in einer höchst ungünstigen Zeit im März 1831 ans Licht; allein ungeachtet die Welt mit weit dringenderen Angelegenheiten beschäftigt war, um einer Erzählung aus dem Mittelalter ihr Ohr zu leihen; so nahm man doch mitten im Gedränge und Geschrei der Parteien ihrer wahr, und behandelte sie, wenigstens auf ein Paar Augenblicke, mit der ihrem Verfasser gebührenden Achtung.

(Schluß folgt.)

Notizen über Japan.*)

1. Städte.

Die Städte Japans sind groß, schön und gut gebaut; der größte Theil derselben befindet sich im Mittelpunkt des Reichs. Miaku (Meaco), die Hauptstadt, liegt am nördlichen Ufer eines Sees unter dem 50 Breiten- und 169 Längengrade. Sie war vor Alters eine sehr bedeutende Stadt, denn sie hatte 21 Meilen im Umkreis; allein die Einwohner haben durch ihre Empörungen und die Kriege, die sie führten, den größten Theil derselben zerstört, so daß sie jetzt kaum noch ein Drittel ihrer ehemaligen Größe hat. Was jedoch von dieser Stadt noch übrig ist, ist sehr schön und sehenswerth. In Miaku hält der Herrscher seinen Hof, und hier ist auch der oberste Gerichtshof, wo drei Personen die Rechtspflege verwalten.**)

Uchakala ist eine große und bedeutende Stadt, deren Einwohner reich und wohlhabend sind. Sie ist der Mittelpunkt des Handels und hier sind alle Kaufleute beisammen. Der Aermste ihrer Einwohner hat ein Kapital von 1000 Piastern, und einer des Mittelstandes besitzt 50.000 Thaler; die ersten Kaufleute haben ein unermeßliches Vermögen. Ungefähr 5000 Soldaten, welche außerhalb den Mauern lagern, wachen unausgesetzt über die Sicherheit der Stadt; ist es nöthig, daß sie in dieselbe gehen, so geht Einer nach dem Andern, oder zwei auf einmal, und dann ziehen sie sich wieder zurück.

Bungum ist die Hauptstadt einer Provinz. Diese Stadt ist sehr groß und hat eine schöne Lage. Man findet dort viele Christen, auch hat sie eine Schule, wo diese letztern die japanische Sprache erlernen und wo die Landeseingebornen im Lateinischen und Portugiesischen unterrichtet werden. Sie hat einen herrlichen Hafen am Ufer des Meeres.

Kula besitzt ein Götzenbild in seinen Mauern, das bei den Einwohnern unter dem Namen Kunbudasso bekannt ist. In dieser Stadt werden die Prinzen und Großen des Reichs begraben; man kommt von weit her, um hier die Todten zu beerdigen; stößt man aber bei diesem Geschäft auf Schwierigkeiten, so reißt man dem Leichnam einen Zahn aus und begräbt ihn. Denn die Landeseinwohner glauben, daß wenn man hier auch nur einen Theil eines menschlichen Körpers beerdigt, so werde die Person, der er gehört, dennoch in der andern Welt mit allen ihren Gliedern versehen zu neuem Leben erwachen. Ihrer Meinung nach ist jener Kunbudasso der Erfinder der Buchstaben, deren sie sich bedienen; auch glauben sie, daß er, gleich dem Mahdy, den wir erwarten, noch nicht todt sey; daß er sich habe ein Grab bereiten lassen, in dasselbe gelegt worden und verschwunden sey, und daß er aufs Neue erscheinen werde. Man hat über sein Grab ein großes Bethaus gebaut, in welches sich die Bonzen haufenweise begeben, um ihre Gebete zu verrichten.

Finngu liegt 18 Parasangen von Miaku. Im Jahr 1596, nach christlicher Zeitrechnung, stürzte ein Erdbeben einen Theil dieser Stadt um, und der Rest wurde durch Empörungen der Einwohner zerstört und verbrannt; jetzt ist sie verfallen und bietet nichts Bemerkenswerthes. — Naguzaki (Nangasaki) hingegen ist eine große und bedeutende Stadt; sie liegt inmitten einer Insel (Ximo). Dansiten, Funalum und Tussa sind berühmte und beträchtliche Städte. Die Namen der übrigen sind folgende: Kungusima liegt am Meer; ihre Einwohner waren die ersten, welche den christlichen Glauben annahmen. Kakata ist ein großer Hafen. In den Umgebungen von Dukusada befinden sich die Städte Zewau, Manefali, Bundyen, Tschikun, Juwami, Taingu, Dukyp, Rima und Fianulama. Die Bonzen dieser Gegenden wohnen größtentheils in der letztern Stadt, was ihr großes Ansehen gibt.

Die Stadt Narabu ist durch drei Gegenstände berühmt, erstens durch ein ehernes Götzenbild, das an Größe selbst den Koloß von Rhodus übertrifft; zweitens befinden sich daselbst viele gezähmte Hirsche, welche das Volk anbetet, und drittens ist in der Nähe der Stadt ein großer See voller Fische, die man, da sie den Götzen geweiht sind, täglich mit Reiß füttert. Es ist verboten, sie zu fangen.

Ferner sind da noch die Städte Nagzu, Tunukatu, Owiad, Mini und Kawatschitu, welche letztere die Hauptstadt des Stammes Gun ist. In Bandu ist die große Schule der Bonzen. Akutia ist ebenfalls eine berühmte Stadt, wo sich die Kaufleute des Handels wegen vereinigen; da sie aber im Norden der Insel liegt, so ist die Kälte daselbst sehr streng. Japan hat eine große Menge Seehäfen; der berühmteste unter diesen ist zu Okhinnsamanus, wo man zu allen Zeiten eine unzählige Menge von Schiffen vor Anker gehen sieht.

*) Uebersetzt aus dem türkischen Werke Dsihan Numa, von Hadji-Khalfah, erster Sekretär und Finanzminister Amurath IV.

**) Meaco oder Miaco, große und berühmte kaiserliche Stadt auf der Insel Niphon, von der sie früher die Hauptstadt war. Der Dairi, d. h. der geistliche Kaiser, residirt daselbst mit einem Schatten von religiöser Oberherrschaft, um ihn über den Verlust der wirklichen zu trösten, die ihm der Kubo, oder weltliche Kaiser entrissen hat. Meaco ist das große Magazin für alle Manufakturen Japans und die bedeutendste Handelsstadt. Sie ist regelmäßig gebaut und alle ihre Straßen sind nach rechten Winkeln durchschnitten. Eine im Jahre 1675 vorgenommene Volkszählung, welche die Einwohner nach Religionssekten eintheilte, ergab mehr als 600.000 Seelen. Der berühmte Reisende Kämpfer beschreibt Miaco in seiner Geschichte Japans. Dieser Name bedeutet im Japanischen nur Stadt; man gibt ihn Meaco vorzugsweise, so wie die Römer Rom mit Urbs bezeichneten. Sie liegt in der Provinz Jamatto. Der Pater Riccioli gibt in seiner verbesserten Geographie zwei verschiedene Lagen von Meaco an, nämlich: Länge 156° 24′ oder 157° 23′, Breite 35° 45′ oder 36° 0′ und Mac Carthy in seinem neuen geographischen Wörterbuch: N. Breite 35° 24′, östl. Länge 151° 10′.

2. Gebäude und Denkmäler.

Japan besitzt herrliche Tempel und Klöster für beide Geschlechter. Die Paläste sind groß und prachtvoll. Das Dach des königlichen Palastes ist, statt mit Blei, mit vergoldeten Platten gedeckt. Die Plafonds der Landhäuser des Königs, die eine ungeheure Höhe haben, sind mit Goldblättern bedeckt und mit Gemälden geziert. Der König des Landes, Taiku genannt, hat in neuerer Zeit einen prachtvollen Palast bauen lassen. Man verwendete zu seiner Bedachung tausend von den unter dem Namen Tatamis bekannten Geflechte von unschätzbarem Werth. Die äußere Seite dieser Geflechte ist mit Gold und Seide durchwirkt und mit bewundernswürdiger Kunst gearbeitet. Jedes derselben hat 8 Vorderarmlängen und vier in der Breite. Das Holzwerk, dessen man sich zu diesem Gebäude bediente, ist von einem köstlichen Baum und mit der größten Sorgfalt zugerichtet. Es ist fast unmöglich, all die schönen Sachen und Zierrathen zu beschreiben, die dieses Gebäude einschließt. Vor dem Portal sah man einen großen, zu verschiedenen Gattungen von Spielen bestimmten Platz von amphitheatralischer Form, dessen beide Seiten von einander getrennt waren. Große Thürme von drei und vier Stockwerken schmückten außerdem noch das Gebäude. Man findet in Japan noch eine große Menge von Gebäuden dem oben beschriebenen ähnlich; da aber diese Insel öfter von Erdbeben zu leiden hat, so ist der größte Theil der Häuser von Holz. Indessen sieht man doch von Zeit zu Zeit Gebäude von behauenen Steinen sich erheben.

3. Flüsse und Gebirge.

Japan hat eine große Menge kleiner Flüsse und in gewissen Gegenden findet man auch warme mineralische Quellen von sicherer und schneller Wirksamkeit. Seitwärts von Miaku sieht man einen großen fischreichen See, dessen Ufer von Gärten umgeben sind, welche den Bonzen gehören. Japan hat auch sehr hohe Gebirge; zwei von diesen sind wegen ihrer Höhe besonders merkwürdig und berühmt. Jeden Augenblick sieht man aus dem Gipfel des einen Feuer strömen und der Teufel, sagt man, von einem glänzenden Lichtgewölk getragen, zeigt sich einigen andächtigen Verehrern der Götzen, die zu seinen Füßen gebeugt, Gebete an ihn richten. Das zweite dieser Gebirge wird Kidjienniama genannt, es ist um einige Parasangen höher, als die übrigen.

Washington als Jäger.

Die Zeit, welche der Obrist Washington in dem Zeitraume vom Jahre 1759 bis 1774 seinen Bemühungen für den Ackerbau abmüßigen konnte, ward größtentheils dem Vergnügen der Jagd gewidmet. Wir haben keine Nachricht, ob Schießen oder Fischen zu seinen Lieblingsneigungen gehörte; aber die gefährliche und verwegene Fuchsjagd entsprach seiner starken, kräftigen Jugend, und stimmte vollkommen zu seinem Geschmack und seiner natürlichen Neigung für Reitübungen.

Seine Jagdhunde hatten ihren Aufenthalt ungefähr hundert Ruthen südlich von seiner Familiengruft, wo jetzt auch seine verehrte Asche ruht. Das Gebäude, obgleich von plumper Bauart, war für die Hunde doch eine bequeme Wohnung, ein großer mit Pallisaden eingeschlossener Raum, in dessen Mitte eine Quelle war. Die zahlreiche und gewählte Koppel ward von dem Obristen, eben so wie seine Ställe, jeden Morgen und jeden Abend besichtigt. Alle waren so gut dressirt (worauf er sich, als Beweis seiner Geschicklichkeit, viel zu Gute that), daß wenn ein Leithund die Fährte verlor, ein anderer sie sogleich wieder aufnahm, und im Augenblicke, wo sie recht ausgriffen, hätte man sie alle mit einem Tuche bedecken können.

Während der Jagdzeit war Mont-Vernon der Sammelplatz der zahlreichen Liebhaber aus der Umgegend, aus Maryland u. s. w. Ihre Besuche dauerten nicht Tage, sondern Wochen, und sie wurden auf dem guten alten Fuß der ehemaligen virginischen Gastfreiheit behandelt. Washington, immer vorzüglich gut beritten und im ächten Jagdcostüm, blauem Oberrocke, Scharlachweste, Beinkleider von Dammhirschleder, Umschlagstiefeln, Sammtmütze und einer Peitsche mit langen Riemen, brach beim Grauen des Tages mit seinem Hundewärter Will Lee, seinen Freunden und Nachbarn auf. Niemand galoppirte schärfer, und Keiner belebte mit lauterer Stimme das Echo der Wälder als der, der später bestimmt war, durch Ruf und Beispiel seine Mitbürger zum glorreichen Kampfe für die Unabhängigkeit zu begeistern. Dieß waren die Jagdeinrichtungen vor der amerikanischen Revolution.

Nach dem Frieden vom Jahre 1783 ward diese Einrichtung, welche während des Kriegs zerstört worden war, durch die Ankunft einer Koppel französischer Hunde, die der Marquis Lafayette überschickte, wieder hergestellt. Diese Jagdhunde waren von großem Wuchse, „Hunde, die von den alten Molossen abstammten, mit starkem Gebisse, langen Ohren, die den Thau des Morgens fegten, zottig wie die Büffel von Salone und mit klaffendem Maule gleich den Glocken.“

So groß war ihre Stärke, daß sie nicht nur den edeln Hirsch besiegten, sondern auch den Wolf und den furchtbaren Bären bekämpften, und selbst dem königlichen Löwen Stand hielten. Diese Hunde waren wegen ihrer natürlichen Wildheit meist eingesperrt; aber wehe dem Fremden, der bei dunkler Nacht an ihrem Stalle vorbeiging. Waren die Thüren zufällig offen geblieben, so war er unfehlbar verloren, wofern er nicht irgend einen schützenden Baum erklimmen oder die Peitsche des Wärters nicht schnell genug zu seiner Hülfe herbeieilte. Dieser Wärter führte bei ihren Mahlzeiten stets den Vorsitz, und nur durch reichlich vertheilte Peitschenhiebe konnte eine Art von Ordnung unter diesen wilden Jägern gehandhabt werden.

Gewöhnlich jagte man, wenn die Witterung es erlaubte, dreimal in jeder Woche. An solchen Tagen ward das Frühstück bei Fackelschein aufgetragen; das des Generals bestand in einem indianischen Maiskuchen und einer Tasse Milch. Ehe noch der Hahn den anbrechenden Morgen verkündete, hatte die ganze Kavalkade oft schon das Haus verlassen, und der Fuchs war häufig bereits vor Aufgang der Sonne gestellt. Diejenigen, welche Washington zu Pferde gesehen haben, werden eingestehen, daß er der vollkommenste Reiter im ausgedehntesten Sinne des Wortes war; er ritt, wie er Alles that, mit Leichtigkeit, Anmuth und Kraft. Waren auch seine Reitpferde nicht fehlerfrei, so verschwand doch Alles vor ihrer Kühnheit und Sicherheit; er verlangte, wie er sagte, nur Eine Eigenschaft, nicht zu stolpern, und er lachte bei dem Gedanken, daß er je abgeworfen werden könnte, während das Pferd auf seinen Füßen bliebe. Wirklich gestattete ihm auch seine Muskelkraft einen so festen Schluß, daß das Pferd eben so leicht sich seines Sattels als eines solchen Reiters hätte entledigen können.

(Schluß folgt.)

Civilisation in Aegypten.

In dem Briefe eines englischen Reisenden aus Aegypten (mitgetheilt in den Nouvelles Annales des voyages) heißt es: „Ich kann nicht genug sagen, wie sehr sich die Türken oder vielmehr die arabischen Türken in Alexandrien verfeinert haben. Ich will hier nur als Beweis davon eines Gastmahls erwähnen, das Kerchibbey den europäischen Konsuln gab, und wozu auch ich eingeladen war. Dieser Bey hat ein sehr einnehmendes Gesicht, eine schöne Gestalt und einen Ausdruck von großer Offenherzigkeit; er war ehemals mameluckischer Sklave; aber da er sich die Gunst des Pascha's zu erwerben wußte, so wurde er bis zum Range eines Generals erhoben, und gegenwärtig stehen alle Truppen in der Umgegend von Alexandrien unter seinem Befehle. Wir versammelten uns in seiner Wohnung gegen Mittag und wurden hier zuerst mit Musik, Tänzern, Ringern, Seiltänzern unterhalten. Um zwei Uhr wurden wir ersucht, ein Stockwerk höher zu Tische zu gehen. Ich war nicht wenig überrascht bei dem Eintritte in den Saal, eine lange Tafel zu sehen, die ganz auf englische Weise bestellt war, Wein in Karafen, Gläser von jeder Art, Salzfässer u. s. w. Das Essen begann mit einer Suppe, wornach Fisch kam, und so folgten sich noch mehrere Gerichte. Wir tranken Wein, Gesundheiten wurden ausgebracht und gingen rund um den Tisch; ich will hier einige anführen, um zu zeigen, welche Veränderung sich in den Sitten der Schüler Mohammeds zugetragen hat. Zuerst trank man auf die Gesundheit des Pascha's; dann auf die der mit ihm befreundeten europäischen Souveräne; auf die Philanthropie; auf die Freundschaft; auf ein gutes Einverständniß zwischen den Europäern und Unterthanen des Pascha's. Ein Toast hieß: „Glück den Arabern, und mögen sie in Aegypten sich vermehren!“ Ein anderer: „Auf die Civilisation der ganzen Welt!“ wurde von einem jungen arabischen Türken, der den Rang eines Obristlieutenants bekleidet, ausgebracht. Das Mahl endigte gegen fünf Uhr Abends.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 276. 3 Oktober 1831.

Die Albanesen in Italien.

(Schluß.)

Die in diese Gegenden verschlagenen armen Albanesen haben am Tage der Abreise aus ihrem Vaterlande nicht das beste Loos gezogen. Seit drei Jahrhunderten thun sie dem dürftigen Boden, dem Alles abgezwungen werden muß, Gewalt an. Kastanien, ein wenig Getreide und schlechter Wein in den tiefer gelegenen Gegenden bezahlen kaum die harte Arbeit des ganzen Jahres. Noch höher oben zu Castel nuovo wohnen gleichfalls Albanesen, die in Einsamkeit und Elend darben. Aermer, als ihre übrigen kalabresischen Landsleute, haben sie mit diesen Sprache und Religion gemein. In den höchst gelegenen Gegenden wohnhaft bringen sie die Hälfte des Jahres in Schnee vergraben zu, und sind dem Wein und starken Gewürzen ergeben; unter andern bedienen sie sich als Gaumenreiz häufig des Glockenpfeffers (peperoni). Ich hatte hier Volkslieder anzutreffen gehofft, fand aber davon noch geringere Spuren als zu San Demetrio.

Sowohl in Calabrien als in der Basilicata fand ich noch andere Albanesenniederlassungen, bei denen zwar noch der griechische Kultus, ein eigenes Idiom und Manches von dem Costume ihrer Väter übrig ist, sonst aber alle Nationallieder und Gebräuche erloschen sind, was hauptsächlich ihrer minder abgesonderten Lage zugeschrieben werden muß. Auch in den Ebenen der Puglia von Otranto bis an das Ufer des Biferno fand ich noch Einwohner von albanesischem Stamm, *) aber sie haben sich größtentheils so mit der umwohnenden Bevölkerung vermischt, daß kaum noch eine Spur ihres Ursprungs an ihnen zu entdecken ist. Nur ihrer Lage haben es die Griechen des Gebirges zu danken, wenn sie noch eine Zeit lang ihre Volksthümlichkeit behaupten; in die Ebene herabgestiegen, werden sie italienischer Art und Sitte unterwürfig und verlieren alle Eigenthümlichkeit bis auf den griechischen Ritus. Nur einige Eigennamen sind noch, wie schwimmende Trümmer des großen Nationalschiffbruches übrig, die an ihren Ursprung erinnern. Es gibt in der Capitanata noch Castrioten, obgleich die Geschichtschreiber behaupten, der letzte Sprößling von Skanderbeg's Stamme, der Marquis von Saint-Ange, sey in der Schlacht von Pavia unter dem Schwerte Franz I selbst gefallen.

Die Albanesen der Provinz Molise, des alten Samniterlandes, haben noch Vieles von ihrer Nationalität bewahrt, und zwar den Kultus und die Tracht ihrer Vorfahren aufgegeben, aber doch noch ihre Sprache und vorzüglich ihre reizbare und rachsüchtige Gemüthsart behalten. Ihr Wahlspruch ist wie bei ihren kalabresischen Brüdern: sangue lava sangue — Blut wird nur mit Blut abgewaschen. Mehr als Ein Beispiel könnte ich anführen, wie dieser blutdürstige Grundsatz in Vollzug gesetzt wird. Selbst einige Bruchstücke alter Nationalgesänge finden sich noch unter ihnen. Zu Porta Cannona, einem Dorfe, einige hundert Schritte vom Biferno, hörte ich dieselbe Ballade von Constantin dem Kleinen singen, die ich sechs Monate vorher zu San Sofia vernommen hatte. Dieses an zwei Ortschaften, die durchaus in keiner Berührung mit einander stehen und durch mehr als hundert Meilen und furchtbare Gebirge geschieden sind, vorhandene Lied bewiese, wenn es nöthig wäre, hinlänglich ihren gemeinschaftlichen Ursprung.

Die Albanesen bewohnen im Königreiche Neapel neunundfünfzig Ortschaften, und bilden eine Bevölkerung von mehr als sechzigtausend Seelen, die dem Lande nützlich geworden sind, indem sie unwirthbare Felsen anbauten und wüste Einöden bevölkerten. So lange die Regierung diesen Nutzen erkannte, begünstigte sie die Einwanderung der Albanesen, die bis auf Karl V fortdauerte; die Ungeschicklichkeit der Vizekönige machte ihr aus kindischer Furcht und durch lächerliche Kniffe ein Ende.

So bietet das Königreich Neapel, dessen prachtvolle Natur von einer bewunderungswürdigen Mannichfaltigkeit ist, auch durch seine Bevölkerung dem Denker Stoff genug. Alle Völker der alten wie der neuern Zeit, von dem biblischen Phönizier an bis auf die dreifarbige Fahne der Republik haben sich darauf umhergetummelt. Alle haben dort Spuren von sich zurückgelassen, wie jedes Zeitalter seine Denkmäler. Alle Staatsformen bildeten und bekämpften sich dort. Alle Meinungen, Glaubensansichten und Leidenschaften stießen dort aufeinander. Von so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, so oft in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert, ist Italien von Ermüdung befallen zur Ruhe gegangen. Man stellt sich mit bekümmertem Herzen oft die Frage: ist diese Ruhe nicht die Ruhe der Altersschwäche, des Todes? Oder sollte dieses Italien, das dreimal seine eigene Civilisation schuf, von dem dreimal das Licht über

*) Selbst in den Abbruzzi ulteriori fand ich ein kleines albanesisches Dorf das noch den griechischen Kultus beibehalten hat, es ist Villa Badessa, nahe bei Civita di Penne.

Europa aufging, nicht geendigt und sein Geschick noch nicht erfüllt haben? Mit Schmerz sieht man es in seiner Unmacht von den undankbaren Nationen des Abendlandes mit Füßen getreten, und für seine Erniedrigung in der Gegenwart findet man nur Trost in seiner großen Vergangenheit; aber auch die Hoffnung, daß es seine Auferstehung einst feiern werde, wenn es sich wieder zum Bewußtseyn seiner Kraft ermannt hat.

Manilla und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Gerne hätte ich nun auch die Reise um den See Laguna gemacht, der ungefähr 10 (franz.) Meilen von der Stadt entfernt liegt, und bat Herrn Tuasson, mir abermals Führer zu bewilligen; er versprach es, bemerkte mir aber, daß diese Reise wenigstens eine Woche erfordern werde. Ungern verzichtete ich darauf, diese herrliche Landstrecke zu besuchen, aber ich hatte von meinem Schiffe aus die Weisung erhalten, mich nicht weit zu entfernen, um jeden Augenblick bereit zu seyn an Bord zu gehen. So mußte ich meine Wanderungen auf die nächsten Umgebungen von Manilla beschränken. An der Stadt befindet sich eine Menge großer und herrlicher Gärten: alle sind höchst symmetrisch und mit bewunderungswürdiger Ordnung angelegt. Sie werden meistens von Chinesen gebaut, welche sich durch den Anbau der köstlichsten Gartenfrüchte auszeichnen. Alle Morgen bringen sie dergleichen nach der Stadt, und verkaufen sie zu vortheilhaften Preisen. Die Industrie in diesem Zweige des Ackerbaues ist von den Chinesen aufs höchste getrieben. Sie allein so zu sagen, versehen die Märkte von Manilla mit Gartenfrüchten, und bereichern sich dadurch. Manche haben durch diesen Handelszweig allein ein kolossales Vermögen erworben. Dieß ist um so leichter, da die Kolonie sehr bevölkert und baares Geld so reichlich vorhanden ist, daß man selbst bei den unbedeutendsten Handelsgeschäften nur von Piastern spricht.

Der Reichthum von Manilla zeigt sich gleich bei der Einfahrt auf dem Flusse, der diese alte Hauptstadt des asiatischen Archipels durchströmt. Die Thätigkeit und fortdauernde Bewegung, die Menge der Handelsschiffe auf der Rhede, Alles athmet Größe und Reichthum. Der prächtige Fluß theilt die Stadt in zwei Theile, wovon der eine die Kriegsstadt, der andere die Handelsstadt heißt. Diese letztere ist weit größer als die erstere, wo indeß der Gouverneur seine Residenz aufgeschlagen hat. In der Kriegsstadt sind die Gebäude größer, solider, und meist besser gebaut als in der Handelsstadt: Alles ist ungemein reinlich. Das Fort ist gut erhalten und bildet eine Art Hufeisen. Beide Theile sind durch eine prächtige steinerne Brücke verbunden, die, so wie die angränzenden Straßen weit besser gepflastert ist, als die Brücken und die Straßen der Hauptstadt Frankreichs. Die Häuser sind von behauenen Steinen aufgeführt, und der erste Stock von einer Gallerie umgeben, deren Fenster aus Schuppen von Perlenmutter gemacht und so eingerichtet sind, daß man sie beim Oeffnen nur bei Seite schiebt. Diese Gallerien sind auch noch von Außen durch Jalousien geschlossen, sie geben einen angenehmen Spaziergang ab, wenn das schlechte Wetter am Ausgehen verhindert. Die Straßen sind gerade und sehr breit.

Es gibt in Manilla mehrere sehr reich ausgestattete Kirchen. Vor diesen Gebäuden oder an der Seite ist eine Art von Grotte, die in Felsen gehauen ist, und worin sich mehrere Reihen Todtenköpfe befinden. Wenn ein Indier vor einer solchen Grotte vorüber geht, macht er mehrere Male das Zeichen des Kreuzes, und wirft sich auf die Knie um zu beten. An Priestern fehlt es nicht, man stößt auf sie bei jedem Schritte in den Straßen. Sie vermiethen sich an reiche Einwohner. Herr Tuason unterhielt mehrere in seinen Landhäusern, wo er Kapellen bauen ließ, worin sie täglich Messe lasen. Weit minder aus Religion, als aus politischem Interesse wird die Priesterschaft gehoben. Die Religion ist ein so mächtiges Mittel, die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zu beherrschen, daß man keineswegs versäumt, durch sie den Frieden und die Unterwerfung unter den Indiern zu behaupten. Wie alle Völker, denen es an Unterricht fehlt, sind diese Leute blind und fanatisch in ihrem Glauben. Alle Abende um 6 Uhr versammelt sich die Familie, und betet mit lauter vernehmlicher Stimme. Wenn man um diese Stunde durch die Straßen geht, so werden Einem die Ohren betäubt von dem Gesumme der zahllosen Stimmen, die jedoch kein Wort von Dem, was sie sagen, verstehen. Alles ist mit Amuleten überladen, wie bei den Mosleminen auf der Westküste von Afrika.

Die Zahl der Chinesen, die in der Stadt wohnen, ist beträchtlich; in ihren Händen ist fast der ganze Handel. Man trifft unter ihnen geschickte Handwerker jeder Art, besonders vorzügliche Zuckerbäcker. Uebrigens sind sie ungemein intrikant und diebisch; wenn sie mit Fremden zu thun haben, suchen sie ihnen auf jede mögliche Weise die Waaren um den doppelten Preis anzuhängen, und sie im Gewicht oder in der Qualität zu betrügen. Wehe dem Käufer, der zerstreut ist! Wenn er nur den Kopf wendet, so darf er sicher seyn, eine Waare von untergeordneter Qualität an der Stelle derer zu finden, die er zu kaufen meinte. Auf allen öffentlichen Plätzen gibt es Bazars, wo man zu jeder Stunde alle Arten von Eßwaaren zu äußerst billigem Preise haben kann. Auch der Zeug zu Kleidern ist sehr wohlfeil; er kommt aus China, wo die Handarbeit wohlfeil ist; übrigens ist er sehr leicht, wie die Hitze des Klimas ihn nöthig macht. Man trägt nur Hüte, die aus den Blättern des Pandanus oder der Nipa gemacht, und schwarz gefärbt sind; man hat sie von doppeltem und einfachem Geflechte, nirgends macht man so feine Hüte, wie zu Manilla.

Der große Reichthum dieser Länder und der mäßige Preis der Kolonialwaaren gehen nicht aus einem vervollkommneten Ackerbau hervor, den man hinsichtlich Dessen, was er dem Handel liefert, für nichts rechnen kann. Von den Waaren, die in den Handel kommen, kenne ich nur das Zuckerrohr, und Dieß wird nur in einigen Theilen der Insel gebaut; man hat aber daselbst keine Mühlen zur Auspressung des Saftes, sondern bloß ein Rad von Stein oder Holz, das sich in einem hölzernen Trog dreht, der Kessel und das übrige dazu nöthige Geräth sind hier unbekannt. So schön auch der Zucker von Manilla ist, so trägt er doch nichts zum Handel oder zum Reichthum der Insel bei. Man fängt indeß an, sich die nöthigen Geräthe zur Gewinnung des Zuckers anzuschaffen. Einige Franzosen, die von Isle de France herkamen, scheinen den Zucker-

brennereien eine größere Ausdehnung geben zu wollen. Der Reiß wird zwar in großer Menge in der ganzen Kolonie gebaut, aber gleichfalls wenig oder gar nicht ausgeführt. Man kann sich einen Begriff von der inländischen Konsumtion von Reiß machen, wenn man bedenkt, daß Chinesen, Indier und Fremde bei jeder Mahlzeit Reiß essen, wie wir das Brod. Manilla die Hauptstadt der philippinischen Inseln, verdankt ihren Reichthum nur dem Tauschhandel. Die Chinesen und die Bewohner der umliegenden Inseln führen die Produkte ihres Bodens und ihrer Manufakturen hieher, eben so die Europäer, und jeder will eintauschen, was ihm sein eigenes Vaterland versagt.

Die Straße von Manilla nach Teralta ist, wie fast überall der Weg nach den Gärten und Dörfern, von zwei Bambushecken eingeschlossen. Die ungeheure Höhe und die Dichtigkeit dieses Gebüsches machen, daß auf die engen Wege kein Strahl der Sonne fällt, und der stärkste Regen kann kaum an einigen Orten die dichten Blätter durchdringen. Die Einwohner hegen diese Pflanze mit großer Vorliebe troz ihrer wuchernden Fruchtbarkeit. Sie gewährt ihnen eine Menge Vortheile, so kommt z. B. zum Bau ihrer Häuser kein anderes Holz, und sie machen, wie schon oben bemerkt wurde, Gefäße daraus von allen Formen und Größen: sie dient ihnen auch zur Einschließung ihrer Häuser oder Felder, und man brennt statt der Kerzen Bambusrohre.

Das Dorf Teralta ist groß und sehr bevölkert; Sanit-Roc, das nur 10 Minuten von Cavita entfernt ist, ist gleichfalls sehr beträchtlich, und hat eine ausnehmend schöne Kirche, obgleich Cavita selbst deren fünf besizt, die so zu sagen, aneinander stoßen. Cavita ist sehr schmutzig, die Häuser altväterisch, die Straßen eng und gar nicht oder entsetzlich schlecht gepflastert.. Diese Stadt liegt auf einer sandigen Halbinsel, wo man nicht eine Hand voll Erde findet. Man kann zu Lande von Manilla nach Cavita gehen, indem man über Teralta und Altcavita den Umweg um die Bai macht. Der Weg ist sehr angenehm. Auf beiden Seiten sind Bambushecken, welche den Reisenden gegen die Strahlen der glühenden Sonne schüzen. Man trifft auf dem Wege eine ziemliche Anzahl großer indischer Dörfer, und sehr artige Landhäuser. Auf dem Bazar von Cavita versehen sich die Seeleute mit frischen Nahrungsmitteln.

Unter der armen Klasse in der Stadt und der Umgegend cirkulirt als Münze eine kleine Muschel, der die Naturforscher den Namen cypraea annulus gegeben haben: zehn Stücke davon machen einen Quarth, man findet sie aber gewöhnlich nur auf dem Viktualienmarkt; wo die Armen sich leicht ihre täglichen Bedürfnisse verschaffen. Dieß gibt eine Idee von der Wohlfeilheit der Lebensmittel, die im ganzen indischen Archipel statt findet. Diese kleinen Muscheln sind auch die Lieblingsmünze der Kinder, man sieht sie den ganzen Tag auf den öffentlichen Pläzen um dieselben spielen. Eine der beliebtesten Vergnügungen, besonders auf den philippinischen Inseln, sind unstreitig die Hahnenkämpfe. Die apathischen Malaien hängen diesem Spiel oder vielmehr diesem Schauspiele mit einer Wuth nach, die ihrer Indolenz und ihrer Barbarei vollkommen entspricht. Junge Leute von 15—20 Jahren durchlaufen mit Hähnen von unglaublicher Größe unter dem Arm die Straßen der Städte und Dörfer, bis sie jemand finden, der seinen Hahn an den ihrigen wagt; dann wetten sie um eine Summe, die dem Werthe des kämpfenden Thieres gleich kommt, oder auch um Geringeres, je nach der Neigung der beiden Parteien. Wenn die Bedingungen festgesezt sind, so macht man die Anordnungen zum Kampfe. Bald sind beide Hähne mit einer Menge neugieriger und leidenschaftlicher Spieler umgeben. Die Kämpfer stehen sich gegenüber, schlagen mit den Flügeln, messen sich mit stolzen und funkelnden Blicken, und warten in dieser Stellung mit der lebhaftesten Ungeduld, bis ihnen ihr Herr das Zeichen zum Kampfe gibt. Sobald dieß erfolgt, beginnt ein hartnäckiger Kampf, der so lange dauert, bis der eine unter den wiederholten Angriffen des andern unterliegt. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit und mit welcher Erbitterung diese sonderbaren Hähne sich bekämpfen, sie scheinen gleichsam von den Leidenschaften ihrer Herren beseelt. Wenn der Zweck des Kampfes vollständig erreicht werden soll, und besonders wenn die Kräfte der beiden Kämpfer so ziemlich gleich scheinen, so begehen die Malaien die Grausamkeit, an den einen Fuß des Thieres über dem Sporn ein kleines Stilet anzubringen, womit der Gewandtere seinen Gegner eigentlich erdolcht, der Hahn, der auf diese Weise todt auf dem Plaze bleibt, bezeigt unwiderleglich die Ueberlegenheit des Siegers. Kämpfe dieser Art finden hauptsächlich an Festtagen statt, und die Priester wohnen denselben ohne Umstände und zwar in ihrer Amtskleidung bei, auch wendet man sich an sie, um allenfallsige Streitigkeiten schlichten zu lassen. Das Merkwürdigste für mich bei diesen Kämpfen war die Veränderung, die in den sonst so gleichgültigen und apathischen Gesichtern der Malaien vorging; der Enthusiasmus, die Ausbrüche der Freude bei jedem neuen Kampfe waren sehenswerth; selbst die Priester theilten die allgemeine Fröhlichkeit. Die Malaien lieben sehr die Musik, bei allen Dorfbewohnern findet man ein Instrument, das aus einem runden hohlen Bambusstück besteht, das ungefähr anderthalb Fuß lang ist; über dasselbe sind einige Haarsaiten, beinahe alle von derselben Größe gespannt, welche, wenn man sie anschlägt, einige schwache, kaum von einander zu unterscheidende Töne von sich geben, die indeß dem apathischen Malaien nicht wenig Vergnügen machen. Leider langweilt er auch seine Gäste damit, indem er sie vortrefflich zu unterhalten glaubt.

Reise der englischen Fregatte Blonde ins schwarze Meer, im Jahre 1829.

Am 9 November 1829 segelte die Blonde von Constantinopel ab und verfolgte ihre Reise zwölf Stunden hindurch unter günstigem Winde. Am 10 trat ein starker Windstoß aus NO von dicker Luft und Schnee begleitet ein, und es scheint, daß das Wetter die ganze Fahrt hindurch so blieb. Am 15 kam sie nach Sewastopol in der Krimm; während dieser Ueberfahrt wurde das Senkblei an Tauen von 100, 120 und 140 Faden Länge wiederholt ausgeworfen, ohne, selbst mit dem leztern, bis auf eine Entfernung von kaum sechzehn Seemeilen von der Küste, Grund finden zu können.

Zu Sewastopol warf sie bis auf neun Faden innerhalb der äußern Rhede Anker, deren Einfahrt bequem, aber den West- und Nordwestwinden ausgesezt ist, die von Bänken und Riffen geschüzten Stellen ausgenommen, welche durch Baken bezeichnet sind. Der innere Hafen ist einer der schönsten, die es gibt; aber, waren nun die Quarantäne-Verordnungen, oder das Wetter Schuld daran, man konnte nur wenige Beobachtungen anstellen. Er ist ausschließend für die russische Marine bestimmt: mehrere Kriegsschiffe lagen eben daselbst vor Anker, die aber in sehr schlechtem Zustande zu seyn schienen; der Rumpf derselben war sehr von den Bohrwürmern (te-

redo navalis) beschädigt, was zu der Vermuthung veranlaßt, daß diese Schalthiere hier besonders häufig sind.

Bei ihrer Abfahrt von Sewastopol hielt sich die Blonde längs der Küste, indem sie ihren Lauf nördlich nach Cap Tarherm, der nordwestlichen Spitze der Halbinsel, richtete; letzteres hat eine niedere Lage, und es befindet sich daselbst ein schöner Leuchtthurm, der bis auf eine Entfernung von zehn bis zwölf Seemeilen sichtbar ist. Hierauf segelte die Fregatte nach der gegenüber liegenden Küste, die man bei Akerman erblickte; es zeigte sich, daß die Entfernung eilf bis zwölf Seemeilen weniger betrug als sie auf den Karten angegeben ist. Die Blonde segelte nun nach Odessa und warf Anker auf sieben Faden innerhalb der äußern Rhede, die ganz offen ist und in paralleler Entfernung von der Küste gleiche Tiefe hat. Die Quarantäneverordnungen hinderten hier ebenfalls jede Verbindung mit dem Ufer; so viel man indeß vom Bord aus bemerken konnte, ist die Stadt schön; das Lazareth und die übrigen Gesundheitsanstalten sind weit vorzüglicher als zu Sewastopol. Dem Anscheine nach gab es weder Befestigungen noch aufgepflanzte Kanonen; der Gruß wurde von einer Brigg, dem einzigen im Hafen befindlichen Kriegsschiffe, erwiedert.

Die Blonde segelte hierauf längs der Küste nach Süden, berührte Warna, Burgaz, Sizeboli und andere Orte, und kam nach Constantinopel zurück. Ihre ganze Reise war verhältnißmäßig arm an Ereignissen; ist jedoch nichtsdestoweniger von Interesse, theils weil es die erste von einem englischen Kriegsschiffe im schwarzen Meere unternommene war, theils aber auch, weil sie einige Nachweisungen gibt, die zu Vergleichung der bestehenden Thatsachen mit den Berichten Anlaß geben können, welche von ältern Geographen so ausführlich mitgetheilt und von ihnen für sehr werthvoll gehalten wurden.

1) Die schlechte Witterung, welche die Fregatte auf ihrer Fahrt zu bestehen hatte, kann man als einen neuen Beweis für die sprüchwörtlich gewordene Unfreundlichkeit des schwarzen Meeres annehmen, die ihm, wie man sagt, in Verbindung mit der Grausamkeit der ersten Bewohner eines Theils seiner Küsten, anfänglich den Namen Axenos oder des ungastlichen zugezogen hatte; ein Name, der später, wahrscheinlich als die Griechen ihre Kolonien längs den Küsten vermehrt hatten, in Euxinos (gastlich) verändert wurde. Man glaubt auch, daß der erstern Ursache halber ihm der Name des schwarzen Meeres beigelegt wurde.

2) Die außerordentliche Tiefe dieses Beckens ist um so merkwürdiger, als Polybius und lange vor ihm auch Strabo bestätigen, daß es sich zu ihrer Zeit sehr schnell ausgefüllt habe. Nach der ungeheuern Menge großer Flüsse, die in demselben ausmünden, sollte man fast glauben, es sey unmöglich, daß Dieß nicht geschehe, obgleich die Wirkung fast kaum bemerkbar ist und es auch nicht eher werden kann als bis der Grund sich bis auf eine beträchtliche Höhe über die Oberfläche erhoben haben wird; denn nach einer andern von der Blonde bekannt gemachten Beobachtung findet man selbst an der östlichen Mündung, in welche sich der Dniepr, der Bug und Dniestr ergießen, bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen keinen Absatz von Schlamm, sondern nur Kieselsteine und Muschelbruch. Es ist einleuchtend, daß die Strömung dieser Flüsse erdige Theile noch über jenen Punkt hinaus führen und in Tiefen absetzen muß, deren Grund man bis jetzt noch nicht erreichen konnte.

3) Man hat die Bemerkung gemacht, daß Sewastopol nicht die alte Sebastopolis Augusta, ehemals der Stapelplatz des beträchtlichen römischen Handels mit Indien, sey. Plinius berichtet, daß man in dieser Stadt hundert und fünfzig Dolmetscher zur Erleichterung des Verkehrs mit dreihundert Nationen, besoldete. Dieser Ort, später Dioscurias und jetzt Iscuriah genannt, liegt an der östlichen Küste des schwarzen Meeres, dreißig Meilen von der Ausmündung des Phasis oder des Flusses der Argonauten.

4) Odessa liefert einen neuen Beweis, wie unrichtig die Russen die klassischen Namen der alten Städte an diesem Meere anwenden; denn sie ist keine von jenen Städten, welche Odessa genannt wurden; selbst Kherson liegt nicht auf der krimmischen Halbinsel, welche von ihr den Namen Chersonnesus erhielt, oder ihn jener Stadt gab.

5) Als der Kapitän der Blonde, dessen Tagbuch die vorstehenden Bemerkungen entnommen sind, an der Ausmündung der Donau vorüberfuhr, beschrieb er auf das genaueste die Ansicht der Schlangeninsel, welche von den Geographen gewöhnlich für die Insel Leuce oder Insel des Achilles gehalten wird, deren bei den alten Schriftstellern, als an der Ausmündung jenes Flusses gelegen, Erwähnung geschieht; ein Gelehrter, Doktor Goodenough, hingegen glaubt, man müsse diese Insel näher am Lande suchen, und vielleicht sey sie jetzt bereits der Küste einverleibt, da das Delta der Donau sowohl als aller Flüsse von der nämlichen Art sich jährlich weiter ins Meer hinein erstreckt. Zum mindesten ist es gewiß, daß eine Bank, von der Polybius sagt, sie sey eine Seetagreise, das heißt, dreißig bis vierzig Seemeilen vom Ufer entfernt gewesen, und viele Schiffe seyen an ihr gescheitert, sich nicht mehr in dieser Entfernung befindet, da die Blonde, welche sich während der ganzen Reise bis auf weniger als vierthalb Seemeilen vom Leuchtthurme entfernt hielt, mit dem Senkblei nie auf geringere Tiefe als zehn Faden stieß.

Vermischte Nachrichten.

Während civilisirte Staaten ihren Unterthanen die freie Presse entziehen oder beschränken, und ihnen so die einzige Zuflucht gegen Mißbrauch der öffentlichen Gewalt und gegen Despotismus der Beamten verweigern, fangen die Chinesen an, sich der Presse zu bedienen, um Gesetzverdrehung und Ungerechtigkeit, die unter ihrem väterlichen Bambusdespotismus nicht ungewöhnlich ist, zu rügen und durch die öffentliche Meinung bestrafen zu lassen. Das „Canton Register“ enthält folgenden Artikel von der Feder eines Chinesen: „In dem Pwanyu-Distrikte lebte ein Weib, das an Le-yuen-fang vermählt war. Im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung Kea-King (vor eilf Jahren) gerieth ihr Gatte mit einem aus dem Stamme Kin in Streit über ein zu einer Grabstätte bestimmtes Grundstück und machte die Sache bei Gericht anhängig. Die Familie Kin brachte es durch Bestechung dahin, daß dem Kläger der Besitz als unrechtmäßig abgesprochen wurde. Le-yuen-fang sagte kühn vor Gericht, er werde sich eher todt prügeln lassen als ein so ungerechtes Urtheil unterzeichnen. Ohne diese Formalität konnte aber die Sache vor Gericht nicht abgemacht werden. Der Kläger wurde deßhalb ins Gefängniß geworfen, und der reiche Kin bestach die Kerkermeister und bot ihnen großen Lohn, wenn sie Le-yuen-fang ums Leben bringen würden. Einen Monat darnach hatten sie den gottlosen Wunsch des Kin in Erfüllung gebracht; sie zeigten dem Gerichte an, der Gefangene sey erkrankt und gestorben. Nun erhielten sie das Blutgeld und dachten nicht mehr an die Sache. Die Witwe stellte Berufungen an die obern Gerichtshöfe Foo, Sze u. s. w., erhielt aber keinen andern Bescheid, als daß die Sache an die erste Behörde zurückverwiesen und darüber Bericht verlangt wurde. So zog sich der Streit in die Länge, ohne ein Resultat herbeizuführen. Inzwischen war der Sohn des Verstorbenen herangewachsen, und es wurde seine Pflicht, den Tod seines Vaters zu rächen. Aber auch jetzt wieder nahmen die Kin zu Geld ihre Zuflucht und bestachen die Polizei, um den jungen Mann unter irgend einem Vorwande ins Gefängniß zu werfen. Die Witwe war nun untröstlich, und im sechsten Monate dieses Jahrs erschien sie zu Canton, um bei Foo-yuen Hülfe zu suchen. Dreimal wendete sie sich an den Gerichtshof, und dreimal wurde sie mit ihrer Klage abgewiesen. Se. Excellenz ging eben aus, als die arme Frau abermals ihre Bittschrift ihm überreichte. Er weigerte sich, sie anzunehmen. Da schrie sie laut: „Ungerechtigkeit! Unterdrückung!“ und schnitt sich mit einem Messer in den Hals. Das Gefolge Foo-yuens erzählte ihm den Vorgang, und er befahl, die Wunde der Frau zu untersuchen. Es waren neun Wahrscheinlichkeiten vorhanden, daß sie sterben würde; allein Foo-yuen erklärte, er werde ihre Sache nicht vornehmen, bis sie genesen sey. Die Beistände der armen Frau wurden höchlich darob entrüstet und machten die Geschichte bekannt. O schrecklicher Vorfall! O ungerechteste Unterdrückung!“

•

Als einen Beweis der Steigerung des Werthes von Grundeigenthum in Nordamerika führen dortige Blätter die Thatsache an, daß unlängst zu Philadelphia der Gasthof zum indianischen Könige mit einigen Grundstücken um 42,200 Dollars verkauft wurde, der vor einem Jahrhundert, einer alten Wirthschaftsrechnung zufolge, nur einen jährlichen Pachtzins von nicht mehr als 15 Schilling eintrug.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 277. 4 Oktober 1831.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena. *)

(Bruchstück aus Walter Scotts neuestem Roman: Graf Robert von Paris.)

Ein Flügel des Palastes Blaquernal war ausschließlich der geliebten Tochter des Kaisers Alerius, der Prinzessin Anna Comnena eingeräumt, die uns von ihrer geübten Feder die Geschichte der Herrschaft ihres Vaters hinterlassen hat. Hier führte sie den Vorsitz in einem Kreise von gelehrten Männern, wie sie nur in jener Zeit eine kaiserliche Porphyrogenita, eine in dem heiligen Purpurgemache geborne Prinzessin, um sich versammeln konnte. Ein Blick auf ihre Umgebung wird uns mit den Personen bekannt machen, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bildeten.

Die gelehrte Tochter des Alerius hatte jene strahlende Augen, jene regelmäßigen Gesichtszüge und alle Anmuth und Würde des Benehmens, die Jedermann der Tochter des mächtigen Griechenkaisers beigelegt haben würde, auch wenn man es nicht unbeschadet der Wahrheit hätte thun können. Sie saß auf einer kleinen Bank oder einem Sofa, da es dem schönen Geschlechte von Byzanz die Sitte nicht erlaubte, gleich den Römerinnen in der Gesellschaft sich zu legen. Ein Tisch vor ihr war mit Büchern, Pflanzen und Zeichnungen bedeckt. Ihr Sitz stand auf einer Erhöhung, und Diejenigen, welche des freundschaftlicheren Vertrauens der Prinzessin genossen, oder mit denen sie besonders sprechen wollte, durften während sie das Glück einer solchen Unterredung genossen, auf dem kleinen Dais oder Vorsprung, auf dem ihr Stuhl erhoben stand, ihre Knie ruhen lassen, so daß sie in halb aufrechter, halb knieender Stellung blieben. Auf dieser Estrade standen noch drei andere Sitze von verschiedener Höhe unter demselben Baldachin, der sich über dem Haupte der Prinzessin wölbte; der eine derselben, genau von derselben Form und Größe wie der ihrige, war für ihren Gemahl, Nicephorus Briennius bestimmt. Nicephorus hegte, wie man behauptete, die tiefste Verehrung vor der Gelehrsamkeit seiner Gemahlin, wenigstens gab er sich den Schein davon, obgleich die Hofleute sich in's Ohr flüsterten, er bleibe öfters aus den Abendgesellschaften weg, als es der Prinzessin Anna und ihren kaiserlichen Eltern lieb sey. Hiezu pflegte man noch am Hofe unter vier Augen sich zu vertrauen, die Prinzessin Anna würde noch einmal so schön seyn, wenn sie nur halb so gelehrt wäre, auch ließ man wohl ein Wort davon fallen, daß sie, obgleich noch immer von außerordentlicher Schönheit, doch nur auf Kosten manches weiblichen Reizes ihren Kopf bereichert habe. Der Sitz des Nicephorus Brennius stand so nahe als möglich neben dem seiner Gemahlin, damit ihr kein Blick ihres schönen Gatten verloren ging und ihm kein Wort der Weisheit von den Lippen seiner gelehrten Ehehälfte. Zwei andere Stühle oder vielmehr Throne — denn sie hatten Fußschemel, Armhalter und gestickte Lehnkissen, des prachtvollen Baldachins darüber gar nicht zu erwähnen — waren für den Kaiser und die Kaiserin bestimmt, die oftmals den gelehrten Unterhaltungen ihrer Tochter beiwohnten. Bei solchen Gelegenheiten genoß die Kaiserin Irene in vollen Zügen das süße Glück einer Mutter, die sich mit einer so hochbegabten Tochter gesegnet sieht, während Alerius, wie es sich wohl oft begab, mit behaglichem Wohlgefallen, der im hochtrabenden Style der Prinzessin geschriebenen Geschichte seiner eigenen Thaten lauschte, oder zuweilen bei den tiefsinnigen Gesprächen der Prinzessin mit dem Patriarchen Zosimus und andern Hofgelehrten über die Mysterien der Philosophie sänftiglich einnickte.

An diesem Abende waren die vier beschriebenen Stühle bis auf den des Nicephorus Briennius von der kaiserlichen Familie eingenommen worden. Seiner Nachlässigkeit und Abwesenheit war vielleicht das verdrüßliche Wölkchen auf den Augenbraunen seiner schönen

*) Es wird seltsam genug zu vernehmen seyn, daß das Bruchstück eines Romanes, der in Abbotsford geschrieben wird und nicht einmal noch vollendet ist, über den atlantischen Ozean zu uns gelangte. Die Sache aber ist diese. Walter Scotts neuester Roman soll zu gleicher Zeit in Amerika und England erscheinen. Demnach werden die Probebogen, wie sie zu Edinburg nach einander gedruckt sind, nach Philadelphia geschickt, wo in der dortigen Nationalzeitung das hier übersezte Fragment mitgetheilt wurde. Wenn die Sprichwörter wahr sind: Weit hergeholt ist kostbar, oder fremdes Brod schmeckt den Kindern wie Zucker, so hat das vorliegende Bruchstück einen hinlänglich langen Weg gemacht, um willkommen zu seyn. — Zu bemerken ist noch, daß der Roman: Graf Robert von Paris am Ausgang des eilften, oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zu Konstantinopel spielt, also um die Zeit der ersten Kreuzzüge. Man sieht, daß Walter Scott einen Stoff gewählt hat, so reich, als sich nur einer erdenken läßt. Helden, Heilige, Fanatiker, Schwärme von Heroen und Vagabunden des Abendlandes, asiatische Horden, nordische Wäringer und entartete Griechen, die erhabensten Beispiele von Frömmigkeit und Tugend, und die hochmüthige Knechtschaft eines despotischen Kaiserhofes treiben sich im wilden Chaos durcheinander, harrend nur der schöpferischen Hand des Dichters. A. d. R.

Gemahlin beizumessen. Neben ihr auf der Estrade befanden sich zwei Jungfrauen ihrer Dienerschaft in weißem Gewande, Sklavinnen mit einem Wort, die auf Polstern knlend ruhten, wenn man ihrer nicht als einer Art lebendigen Bücherpultes bedurfte, wobei sie die Pergamentrollen halten oder entfalten mußten, in welchen die Prinzessin ihre eigene Weisheit niederlegte oder fremde schöpfte. Eines dieser Mädchen, Namens Astarte, war als Schönschreiberin ausgezeichnet, und sie verstand die Buchstaben verschiedener Sprachen so zierlich zu schreiben, daß sie kaum dem Schicksale entging, dem Kalifen — der im Vorbeigehen gesagt weder lesen noch schreiben konnte — zum Geschenke gemacht zu werden, zu einer Zeit, wo Alles daran lag, ihn bei guter Laune und in Frieden zu erhalten. Violanta hieß die andere Dienerin der Prinzessin; gewöhnlich nannte man sie auch die Muse; als Meisterin in Gesang und Saitenspiel waren sie einmal dem Erzherzog von Apulien, Robert Guiskard, zum Geschenke gemacht worden, um ihn durch den Zauber ihrer Kunst in gute Stimmung zu versetzen; allein da er alt und stocktaub war und das Mädchen damals noch kaum zehn Jahre zählte, so sendete er das kostbare Geschenk dem kaiserlichen Geber zurück, und ersuchte mit der diesen ränkevollen Normanen bezeichnenden Eigennützigkeit, man möchte ihn statt des Schreibalses von einem quäckenden Kind eine Sklavin schicken, die sich besser zu seinem Vergnügen eigne.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

(Fortsetzung.)

„Der La Laja ist einer der größten unter den dem Biobio zuströmenden Flüssen; er ist tief und reißend, und wir waren genöthigt, mehrere Meilen aufwärts zu gehen und eine Stelle zu suchen, wo unsere Pferde sicher hinüberschwimmen konnten. Das Land zu beiden Seiten ist hoch, und bildet einen Theil der Ebene, welche das Meerufer von den Cordilleren scheidet.

„Als wir uns dem Thale von Antuco näherten, welches sich bis mitten in das Gebirge zum eigentlichen Fuß des Vulkans erstreckt und mehr als 50 Stunden von Conception entfernt ist, fanden wir die geringsten Anhöhen mit dem schönsten Holzwuchse bedeckt, dem ersten, der diesen Namen verdient, welcher uns bis jetzt in Chili zu Gesicht gekommen war. Der Boden war gut, das Gesträuch und der Graswuchs üppig.

„Das kleine Dorf Antuco fanden wir gänzlich verlassen; alle seine Bewohner waren aus Furcht vor dem berüchtigten Gebirgsräuber Pinchora und seiner Bande theils über den Fluß gegangen, oder hielten sich im Gebirge verborgen. Wenige Tage vor unserer Ankunft war das Dorf von ihm geplündert, die armen Indianer aller ihrer Habseligkeiten beraubt, mehrere Männer getödtet und 14 junge Mädchen mit Gewalt entführt worden. Eine dieser letztern wurde am Fuße des Vulkans ermordet und in den Fluß geworfen; ihren von Lanzenstichen durchbohrten und ganz zerfleischten Körper fand man zehn Stunden unterhalb Antuco. Zwei Nächte brachten wir auf der Weide bei unsern Pferden sehr unbehaglich zu. Nachdem wir uns aus der Nachbarschaft mit einem Führer, frischen Pferden und Mundvorrath auf sieben Tage versehen hatten, setzten wir unsere Reise, nach dem 24 Meilen tiefer in den Cordilleren gelegenen Vulkan fort. Der rauhe und steinichte Weg führte uns größtentheils längs der Ufer des La Laja durch ein enges Thal, das nur wenige des Anbaus fähige Stellen bietet; ungeheure Abgründe gähnten uns zu beiden Seiten an, und die ganze Scenerie gewährte einen unbeschreiblich großartigen Anblick! Gegen Westen verliert sich das Thal allmählich in der Ebene, welche den Fuß des Gebirges umsäumt, während der Blick nach Osten gerichtet an der unermeßlichen Höhe der Berge ermattet, die sich, einer hinter dem andern emporsteigend, in die Wolken verlieren.

„Spät am Nachmittag erreichten wir den Fuß des Vulkans bis auf zwei Stunden und schlugen unser Nachtlager in einer kleinen von 36 Mann besetzten Festung auf, die als Vorposten auf diesem die Straße nach Pinchara beherrschenden Passe standen. Die Lage dieses Postens ist so fest und sicher, daß wir uns überzeugten, selbst mit dieser Handvoll Menschen gegen jeden Angriff der Gebirgsräuber vollkommen geschützt zu seyn. Der Platz, wo sich diese kleine Befestigung befindet, welche hier zu Lande mit dem Namen eines Kastells beehrt wird, war, wie wir bemerkten, früher die Höhlung eines alten Kraters von großer Ausdehnung gewesen. Der La Laja, der aus seiner Quelle herabfließt und mit reißender Schnelligkeit längs dem Fuß des Vulkans über Schichten von Schlacken hinströmt, scheint diese alten vulkanischen Ruinen in zwei fast gleiche Hälften zu theilen. Auf jeder Seite ragen die alten Wände des Kraters noch ziemlich hoch empor. Der zwischen ihnen liegende, kaum eine Stunde breite Raum, besteht aus Kohlenstaub, Asche und verkalkten Felsen, deren Oberfläche sich nach und nach in fruchtbare Erde verwandelt hat, und mit Pflanzenwuchs bedeckt ist. Von Osten nach Westen war der Vulkan von weit größerer Ausdehnung. Die Felsblöcke die früher in seinem Bereiche lagen, bilden jetzt, so zu sagen, sekundäre Formationen von glatter Außenseite, welche nur mit dürftigem Gras bedeckt ist. Der Vulkan ist augenscheinlich eingestürzt, wodurch der Krater verschüttet wurde, und der Fluß, der früher seinen Lauf über den Berg wegnahm, hat sich nach und nach ein tiefes Bett durch denselben gegraben. Wir untersuchten den Vulkan von allen Seiten, erkletterten alle Höhen desselben und stiegen in alle seine Klüfte hinab; überall, vom Bette des Flusses bis zu seiner höchsten Spitze, besteht er aus verschiedenen Erzeugnissen vulkanischer Thätigkeit, welche in wilder Unordnung über einander gethürmt liegen. Wer ein ungeheures Gebäude gesehen hat, dessen Dach und innere Abtheilungen, vom Feuer zerstört, eingestürzt sind, während die verbrannten und geschwärzten äußeren Mauern noch stehen, kann sich vielleicht das beste Bild von den riesenhaften Ruinen machen, die uns umgaben, so wie von der gewaltigen Erschütterung, deren es bedurfte, um sie zu bilden.

„Ehe wir nach dem Vulkan aufbrachen, gingen wir an einem großen Gebirgsstrom aufwärts, der von dem Hauptgrat der Cordilleren herabkam. Die nämlichen vulkanischen Trümmer waren nach allen Richtungen umhergestreut, einige geschmolzen, andere zum Theil verkalkt, keine aber in ihrem Urzustande. An andern Stellen fanden wir ungeheure Massen von Tuffstein; Alles trug

indeß Spuren von dem hohen Alter des Ausbruchs. Nachdem wir mehr als eine Stunde Wegs längs und über diesen Ruinen zurückgelegt hatten, kamen wir an eine Stelle, wo ein Liebhaber vulkanischer Forschungen in einem wahren Paradies geschwelgt haben würde. Auf der eigentlichen Höhe, wo sich der Fluß aus den zahllosen kleinen Bächen bildet, welche über die steilen Abhänge des Berges schäumend herabstürzen, befindet sich ein freier Platz von ungefähr hundert Morgen Landes, der früher der Trichter eines Kraters war. Die Merkmale sind zahlreich und unverkennbar. Auf drei Seiten stehen noch die aus Hornblende bestehenden Wände des Kraters, welche an einigen Stellen mehr als 5000 Fuß hoch meist senkrecht emporsteigen; sie sind zum Theil verkalkt und mit unzähligen Rissen in verschiedener Richtung bedeckt; lauter senkrechtlaufende Spalten, durch welche das Feuer und die in der Tiefe geschmolzenen Massen ihren Ausweg nahmen.

„Seit der Vulkan erlosch und der Krater sich ausfüllte, sind große Stücke und überhängende Theile der Felsen und des Berges heruntergestürzt und haben sich in formlosen Massen aufgethürmt. Wir bestiegen eine der letztern von Fels zu Fels bis zu einer Höhe von 1000 Fuß am Eingange einer großen Höhle, die sich in zwei Schluchten theilte, durch welche wahrscheinlich vormals der in der Tiefe erzeugte gewaltige Rauch ausströmte. Sie waren so glatt und schwarz als der Schornstein eines Ofens, und stiegen südöstlich so plötzlich abwärts, daß wir nicht wagten sie zu betreten, obgleich wir mit Fackeln und allem zu solchem Vorhaben nöthigen Geräthe versehen waren.

„Mehrere Tage brachten wir auf der Lava zu, welche den Fuß des noch thätigen Vulkans umgibt, und warteten nur auf günstiges Wetter, um ihn zu ersteigen. Alles, was uns umgab, war uns neu, seltsam und merkwürdig; die ersten Ausbrüche müssen ungeheuer gewesen seyn. Zwischen den Schichten befindet sich Erde oder verwitterte Lava; was darunter liegt ist fester ungefähr wie Potmetall; *) an einigen Stellen bildet die Lava einen 60 Fuß hohen Wall, an den Ufern des Flusses und an andern Stellen hat ihr Strom seinen frühern Stand bedeutend überstiegen. Die Lava hat sich an der nordwestlichen Seite in zwei Hauptströmen ergossen, der eine folgt der kreisförmigen Krümmung eines Thals, wo er sich im Fluß verliert; der Raum zwischen diesem ist daher mit vulkanischen Ueberbleibseln angefüllt, die aber so verwittert und aufgelöst sind, daß jede Spur von Schichtung, an der die verschiedenen Ausbrüche sich erkennen lassen, in dieser wirren Anhäufung verbrannter Stoffe älterer Vulkane verloren gegangen ist, neben deren Ruinen der jetzige sich erhob, und durch die Stoffe, welche aus den Eingeweiden der Erde sich auf ihm thürmen, seinen Gipfel fortwährend erhöht.

*) Mit Blei beschichtetes Salzkupfer, woraus Leuchter, Löffel, Knöpfe u. s. w. verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Die Cholera unter den Pilgrimen in Mekka.

Alexandrien den 16 Juli 1831.

Eine Krankheit, welche alle Symptome der indischen Cholera hatte, brach in den letzten Tagen des Monats Schawal, und den achten des Monats Zilkade (d. h. in der ersten Hälfte des Mai) in Mekka aus; es war die Zeit der Vereinigung der Carawanen von Pilgrimen, welche von allen Theilen der Welt zum Besuch der heiligen Orte herbeiströmten. Die Krankheit entwickelte sich schnell, ja plötzlich. Menschen, welche sich so eben noch wohl gefühlt hatten, stürzten zur Erde, erbrachen sich, wurden kalt, und starben auf der Stelle. Der erste Gedanke der Menge war, es sey die Pest; allein die Ulema's, die Scheichs und selbst die mohammedanischen Aerzte erklärten sich einstimmig dagegen, indem sie die Stelle des Korans anführten, wo der Prophet den heiligen Städten ankündigt, daß die Pest für immer aus ihnen verbannt sey, und sie vor ihr gesichert seyen. Man schien allgemein geneigt, diese unerwartete Sterblichkeit dem Mangel an Wasser zuzuschreiben, indem starke Regengüsse und die Bäche, welche sie gebildet hatten, im Monat Schawal die Röhren, welche Wasser nach Mekka bringen, zerstört hatten, so daß man sich in der Stadt während eines unmäßigen Zuströmens von Menschen in Wassermangel befand. Doch versicherten die Gelehrten des Landes, daß dieß nicht die einzige Quelle des Uebels seyn könne, und der Oberst des ägyptischen Regiments, das die Besatzung von Mekka bildet, war ihrer Meinung, und verbot den Gebrauch der Trommeln und anderer Instrumente von Kriegsmusik. Der Grund, den man dafür anführte, war, daß diese Instrumente, welche von den Ungläubigen erfunden seyen, schon allzulange mit ihrem Lärm die heiligen Stätten gestört, und das Haus Gottes verunheiligt hätten, der daher in seinem Unwillen zwar nicht die Pest, um sein Wort nicht zu brechen, das er mittelst des Propheten gegeben, wohl aber eine nicht minder tödtliche Krankheit geschickt habe. Die Ansteckung durch die Cholera, wenn es wirklich die Cholera ist, die in Mekka herrscht, braucht nicht gerade dieser übernatürlichen Ursache zugeschrieben zu werden, welche die Weisen des Morgenlandes dafür ausgefunden haben; es ist vielleicht hinreichend zu bemerken, daß sie zu derselben Zeit, wie eine Masse von Pilgrimen aus Persien, Indien, dem Jemen, Madagascar und andern angesteckten Ländern erschien. Abgesehen davon haben die europäischen Aerzte, welche sich im Hedschaz und in Mekka befanden, im Zustand der Atmosphäre und dem Grade der Hitze die Ursachen, oder wenigstens die Bedingungen der Krankheit erkannt. Sie finden sie in der Hitze, die nie unter 31 Grad Reaumur fiel, in der großen Masse von Regen, und der dadurch hervorgebrachten Feuchtigkeit, in der Beständigkeit der Süd- und Südwestwinde, und in der ungeheuren Zahl von Pilgrimen, die dieses Jahr aus angesteckten Orten zusammengeströmt, und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt waren, in dem Gemisch Gesunder und Kranker, in der unglücklichen Gewohnheit Kleider von Personen, welche an mehr als verdächtigen Krankheiten gestorben waren, zu tragen, im Genuß schlechter Nahrung grüner oder verdorbener Früchte, die mit der größten Gier verschlungen wurden, und endlich in den unaussprechlichen Beschwerden, denen diese Masse von Gläubigen ausgesetzt ist, um ihre Pflichten zu erfüllen, und die heiligen Orte zu besuchen, die in nakten und einer glühenden Sonne ausgesetzten Bergen bestehen.

Man wird in Europa kaum glauben wollen, was sich bei einer dieser heiligen Ceremonien ereignet hat; eine kurze Erzählung, die sich auf das Hauptfactum beschränkt, wird hinreichen, einen Begriff davon zu geben.

Während der drei Tage, welche dem Kurban Beiram vorhergingen, und welche besonders religiösen Ceremonien heilig sind, begeben sich alle Einwohner von Mekka, alle Pilgrime, und die ganze Besatzung auf den Berg Arafat. Diese ungeheure Menschenmasse, mehr als hunderttausend an der Zahl, nur in das Gewand der Umzüge, d. h. in einen weißen linnenen Mantel gehüllt (alle ihre Kleider lassen sie in der Stadt) blieben drei Tage beständig, ohne sich zu bewegen, auf einander gedrängt auf dem Platze. Während des dritten Tages wurden sie von einem ungeheurem Wasserguß überfallen; allein sie durften sich nicht bewegen; denn es war die Zeit des Gebets für Adam und Eva nach ihrer Ent-

fernung aus dem Paradiese. Die Zahl der Todten, welche schon in den vorhergehenden Tagen sehr bedeutend gewesen war, nahm während dieses unglücklichen Tages ungeheuer zu, besonders in dem Augenblicke, wo der Regen am heftigsten strömte. Die Leichname blieben, wo sie gestorben waren; denn niemand hatte Zeit sie zu beerdigen, weil die ganze Masse nach Mina, dem Ort der großen Messe, sich begab, um sich zu beeilen, Steine gegen die drei großen bösen Geister zu werfen, welche der Prophet dort eingesperrt hat.

Auf diese entsetzlichen Scenen auf dem Berge Arafat folgte noch ein größeres Elend, und die ungeheuere Sterblichkeit, welche erfolgte, war im Verhältniß zu den Ursachen, die sie hervorbrachten. Die Sitte erheischt, daß jeder wohlhabende Muselmann bei dem Feste von Mina ein Schaf tödte, und zerschneide; an diesem Tage sollen 30,000 dieser Thiere erwürgt worden seyn, das Blut und die Eingeweide derselben, die Reste des Fleisches, die man der Fäulniß hingeworfen hatte, der Wind, welcher die Ausdünstungen der Leichname von Arafat herbrachte, alle diese neuen Elemente von Tod und Zerstörung steigerten die Seuche, welche das unglückliche Land verheerte, bis auf den höchsten Grad.

Mina hatte bald das Ansehen eines Schlachtfeldes, man sah jeden Augenblick Menschen todt in den Straßen niederstürzen; ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich, Jedermann fing an zu fliehen, verließ die Todten und Sterbenden, und stieß fürchterliches Geheul aus. Ebenso vermehrte sich das Uebel in Mekka selbst, die Zahl der Opfer nahm beständig zu, und eine oder zwei Stunden waren hinreichend, um die Gesundesten zu erschöpfen und todt niederzustrecken. Abdinbey, Gouverneur von Mekka, wollte an dem Tage der Ceremonie von Mina seine Pflicht nicht vernachlässigen, er hatte sich den Abend zuvor dorthin begeben, um das Opfer der Schafe zu feiern, Besuche anzunehmen, und den bösen Geistern ihre Steine zu werfen. Er wurde in der Nacht von der Cholera ergriffen, und war am Morgen todt. Die Zahl der während des Festes Gestorbenen wird auf 12,000 angegeben. Der Vizekönig von Aegypten fühlte, daß es von der größten Wichtigkeit sey, Aegypten von dieser Seuche frei zu halten, und verordnete die strengsten Quarantainen in Suez und in Cosseir, welche Niemand den Eintritt in das Land erlauben, ohne daß vollkommen erwiesen ist, daß er gesund und ohne allen Verdacht von Ansteckung sey.

Washington als Jäger.
(Schluß.)

Der General bediente sich auf der Jagd gewöhnlich eines Pferdes, Bluesfin genannt, von eisengrauer ins Blaue spielender Farbe. Es war ein schönes feuriges Thier, das ohne Mühe einen langen Lauf aushielt. Will, der Hundewärter, in der Geschichte der Revolution bekannter unter dem Namen Billy, ritt eines, Namens Chinkling; ein wundervoller Setzer, der seinem Reiter sehr ähnlich war, klein, aber stark, von großen Knochen und kräftigen Muskeln. Will hatte nur Einen Befehl zu befolgen, nämlich den, sich immer bei den Hunden zu halten. Auf seinem Chinkling sitzend, ein französisches Horn im Bandelier, auf dem Halse des Pferdes ruhend, dem er die Sporen in die Seiten setzte, sauste der unerschrockene Reiter im stärksten Galoppe mit einer Kühnheit über die Haiden und Schläge, vor der unsre modischen Jäger zurückschaudern würden. Die Straßen, welche den Wald nach allen Richtungen durchschnitten, gestatteten den ältern, furchtsamern Jägern und den Damen, die angenehmen Fanfaren zu hören, ohne ihr Leben oder ihre Glieder zu wagen; Washington aber folgte fröhlich seinen Hunden durch alle Hindernisse und Gefahren des Bodens. Er schonte seinen edeln Renner nicht, wie Dieß Bluesfins dampfende Nüstern gar oft bezeugten; er war immer beim Verenden des gejagten Thiers gegenwärtig, und überließ Niemand die Ehre, es anzugreifen.

Vor fünfzig Jahren waren die gejagten Füchse alle grau, mit Ausnahme eines einzigen, des berühmten schwarzen Fuchses, der, sich auszeichnend vor seinen Brüdern, von der grauen Gattung alle Verfolgungen vereitelte, unzählige Male entkam, und Menschen und Hunde irre führte. Sehr sonderbar war es, daß er immer noch am nämlichen Abend in sein Lager zurückging, wo man ihn immer am andern Morgen fand. Nach sechs oder acht sehr hitzigen, aber vergeblichen Jagden rieth Billy, ihn ganz in Ruhe zu lassen, indem er, seiner Meinung nach, ein naher Verwandter einer ähnlichen in tiefern Regionen wohnenden und ebenfalls durch eine List merkwürdigen schwarzen Person seyn müsse. Man trat aus Nothwendigkeit dieser Meinung bei, und später als die Hunde losgelassen wurden, vermied man sorgfältig das Lager des unüberwindlichen schwarzen Fuchses.

Nach geendigter Jagd kehrte die Gesellschaft nach Mont-Vernon zurück, wo eine gut bespickte Tafel und herrlicher Wein ihrer wartete. Da wurden die glänzenden Thaten des Leithundes, des feurigsten Renners, des kühnsten Reiters, nebst den Heldenthaten des berühmten schwarzen Fuchses, näher erörtert, indeß Washington, dessen Lebensordnung auch durch seine Vergnügungen nie gestört wurde, sich nach einigen Gläsern Madeira, ohne Nachtessen, um neun Uhr zurückzog.

Unter den französischen Hunden war einer Namens Vulkan, der den Verfasser dieser Zeilen in den Tagen der Kindheit mehr als Einmal auf seinem breiten Rücken trug. Als einst eine zahlreiche Gesellschaft in Mont-Vernon zum Mittagessen war, bemerkte die Hausfrau, daß der Schinken, das Prachtstück einer virginischen Tafel, nicht auf dem Ehrenplatze stehe. Man fragte Frank, den artigsten und gewandtesten der Haushofmeister; dieser antwortete, ein Schinken und zwar ein sehr schöner Schinken sey dem Befehlen der Frau gemäß zubereitet worden; aber ach! während das leckere Stück auf der Schüssel dampfte, sey der alte Vulkan in die Küche gekommen und habe ohne Umstände seine Zähne darein gegraben. Vergebens griff die Dienerschaft tapfer zu den ihr zu Gebote stehenden Waffen und bekriegte verzweifelt den alten Räuber; Vulkan siegte und trug seine Beute an der Nase des Kochs vorbei. Die Dame nahm den Verlust einer Schüssel, welche zur Zierde der Tafel bestimmt war, sehr übel, und machte ihrem Unwillen gegen Vulkan und das ganze Hundegeschlecht überhaupt Luft, während Washington, der den Vorfall erfuhr, ihn seinen Gästen erzählte, und mit diesen über die jüngste Heldenthat des alten Jägers herzlich lachte.

Im Jahre 1787, als der General Washington berufen wurde, um dem Kongreß zu präsidiren, den der Bundesstaat errichtet hatte, verließ er seine Hunde und nahm für immer von den Vergnügungen der Jagd Abschied.

Nachlese aus dem Figaro.

In dem Augenblicke, wo die französische Armee sich anschickt, Belgien zu verlassen, rüstet sich der König von Holland, dahin zurückzukehren. — „Gott sey gelobt,“ rief Herr Dupin aus, „Polen ist gerettet!“ — Wenn man Herrn Sebastiani glauben darf, so bilden die Kosaken die Armee der europäischen Ordnung. — Der Kaiser Nikolaus bietet der Freiheit ein Asyl in Sibirien. — Die Pairskammer ruft den heiligen Nikolaus um die Erhaltung ihrer Kinder an. — Die Freiheit wird den Weg in die andere Welt machen. — Der achte September Polens ist ein Flecken für den acht und zwanzigsten Julius Frankreichs. — Es ist nicht mehr so weit von Petersburg nach Paris. — Nachdem man Polen den Russen, Belgien den Engländern und Italien den Oesterreichern überlassen hat, braucht man nur noch Frankreich Holyrood zu öffnen. — Durch die Bresche von Warschau's Mauern wird die Koalition in Frankreich eindringen. — Herr Sebastiani hat große Furcht, die Ordnung möge in Warschau gestört werden. — Auf den Trümmern Warschau's werden die Patronen gemacht, die am Rhein verknallt werden sollen. — Die drei Farben sind ziemlich verschossen, seit sie in der Rauchkammer der Diplomatie hängen. — Es braucht nur noch neun und neunzig Protokolle, um Belgiens Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. — Die Londoner Konferenz will den belgischen Löwen in einer Orangensauce als Eingemachtes geben. — Herr von Talleyrand steht immer mit einem Fuße in der heiligen Allianz. — „Die Diplomatie ist die Kunst, richtig zu reden und zu lügen“ (Rhetorik des Herrn von Talleyrand). — Man glaubt, Herr Pozzo di Borgo habe Herrn Sebastiani bei der Nachricht von Warschau's Einnahme das Wort: Ordnung eingeflüstert. — Man glaubt, die Legitimität werde im nächsten Jahre auf dem Schweife des Kometen in Frankreich ankommen. — Herr Cousin hat seit seinen Eroberungen in Deutschland den Beinamen Germanicus erhalten. — Herr Dupin will eine Versicherungsanstalt gegen die Freiheit gründen; er zählt darauf, alle Könige von Europa werden Aktien nehmen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 278. 5 Oktober 1831.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Fortsetzung.)

Am Fuße der erwähnten Thronstühle saßen oder lehnten auf dem Estrich des Gemaches die Günstlinge umher, die bei diesen Abendgesellschaften der Prinzessin, wie wir es nennen würden, Zutritt hatten. Der Patriarch Zosimus und noch einer oder zwei alte Männer hatten die Erlaubniß auf niedrigen Stühlen zu sitzen; die jüngern Hofleute, die der Ehre genossen der Gesellschaft beizuwohnen, hielt man für weit zu erhaben, um an eine so niedere Bequemlichkeit, wie einen Stuhl, zu denken. Es waren ihrer fünf oder sechs von verschiedenem Gewand und Alter, die entweder standen oder um auszuruhen ein Knie auf den Rand eines zierlichen Springbrunnens stützten, der einen feinen Regen ausstreute, durch welchen fast unmerklich das Duftgewölk gekühlt wurde, das die umherstehenden Blumen und Gesträuche durch den Saal verbreiteten. Ein würdiger Greis, Namens Michael Agelastes, dick und rund und wie ein alter cynischer Philosoph gekleidet, fiel vor Allen auf; das armselige Gewand und die bizarren Manieren eines stoischen Sonderlings stimmten nicht sehr zu der ihm eigenen Sorgfalt, das gegen die kaiserliche Familie übliche Ceremoniel aufs gewissenhafteste zu beobachten. Auf gleiche Weise standen auch die Grundsätze und die Sprache eines Cynikers und republikanischen Philosophen, die er zur Schau trug, im grellsten Widerspruche mit seiner demüthigen Unterwürfigkeit gegen die Großen des Hofes. Es mochte Wunder nehmen, diesen Mann, der bereits weit über die sechzig hinaus war, so lange stehen zu sehen, ohne daß er sich die hier erlaubte Freiheit nahm, eines oder das andere Bein aufzustemmen und auszuruhen zu lassen; man erblickte ihn nie anders, als in aufrechter Haltung oder auf beide Knie niedergeworfen; gewöhnlich aber blieb er in ersterer Stellung, wodurch er sich bei seinen Freunden am Hofe den Namen Elephantos, Elephant, verdiente, da die Alten der Meinung waren, die Kniegelenke dieses halbvernünftigen Thieres seyen so beschaffen, daß es sie nicht beugen könne.

„Und doch sah ich schon einen knien" — bemerkte Jemand der Gesellschaft, da gerade von Agelastes Beinamen die Rede war — „als ich im Lande der Gymnosophisten war."

„Wahrscheinlich um seinen Herrn auf den Rücken zu nehmen, auch unser Elephant macht es so," antwortete der Patriarch Zosimus mit dem leisen Anflug eines spöttischen Lächelns um die Mundwinkel, so fern ein solches an dem griechischen Hofe von der strengen Etikette erlaubt war; denn in Gegenwart der kaiserlichen Familie einen Dolch zu zücken, wäre wohl nicht ein größerer Frevel gewesen, als sich eine beißende Bemerkung gegen Jemand zu erlauben. Und selbst dieser Sarkasmus würde an diesem mit Ceremoniel überladenen Hofe nicht verziehen worden seyn, wäre er einem andern Munde entfallen, als dem des Patriarchen, dessen hohem Rang man noch einige Nachsicht schenkte.

Vielleicht bemerkte man auch eine so kühne Verletzung der Etikette minder, da in diesem Augenblicke Achilles Tatius, der Befehlshaber der Wäringer mit einem von dieser Schaar der kaiserlichen Söldlinge, Herward, über die Schwelle des Gemaches trat. Der Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache ließ in seiner Haltung mehr als gewöhnlich den feinen Anstand des Hofmannes durchblicken, als wollte er neben der unerfahrenen Derbheit seines Begleiters seinen eigenen Schliff recht in ein günstiges Licht setzen, zugleich fühlte er sich innerlich von dem Stolze geschmeichelt, einen Mann vorstellen zu können, den er als den schönsten und tapfersten Soldaten in dem Heere des Alexius zu betrachten gewohnt war.

Ein allgemeines Erstaunen verbreitete sich über die Gesellschaft bei dem plötzlichen Eintritt der beiden kriegerischen Gestalten. Achilles schritt zwar leichten und geräuschlosen Fußes mit der Sicherheit und stillen Ehrfurcht über die Schwelle, aus der sich kund gab, daß er gewohnt sey, sich in diesem hohen Kreise zu bewegen; Herward hingegen trat hart und fest auf, suchte aber, sobald er sich in einer Gesellschaft von Hofleuten sah, seinen Fehler wieder gut zu machen. Sein Befehlshaber richtete inzwischen eine leichte aber kaum bemerkliche Verbeugung an die Gesellschaft, als wolle er sich entschuldigen, gab aber zugleich Herward einen vertraulichen und bedeutsamen Wink, was er jetzt zu thun habe: dieser sollte nämlich seinen Helm abnehmen und sich zu Boden werfen. Der Angelsachse aber, der sich nicht besonders gut auf geheime Zeichensprache verstand, dachte natürlich nur daran, was ihm seine Dienstpflicht gebot und schritt geradezu vor den Kaiser hin, als wenn er eine militärische Ehrenbezeugung zu machen hätte. Er machte eine kleine Verbeugung mit dem Knie, rührte ein wenig an seinen Helm, und stand nun gerade aufrecht vor dem Stuhle des Kaisers, die Streitaxt geschultert, wie auf der Wache.

Ein leises Lächeln überflog das Antlitz der Gesellschaft, die überrascht auf die kriegerische Haltung des nordischen Söldlings

blickte, der in so stolzer Manneskraft, aber mit so wenigen Umständen dem Kaiser sich vorstellte. Die verschiedenen Zuschauer hielten zugleich ihren Blick auf das Gesicht des Kaisers gerichtet, um sich dort Rathes zu erholen, sollten sie das ungestüme Auftreten des Wäringers als Rohheit nehmen, und darüber ihren Abscheu ausdrücken, oder das Betragen des kaiserlichen Leibwächters als derbe, aber wohlgemeinte Treuherzigkeit betrachten und mit ihrem Beifall lohnen.

Es dauerte einige Augenblicke bis der Kaiser in so weit zu sich kam, um wie gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten den Ton anzugeben. Alexius Comnenus war gerade kurz zuvor in eine Art Schlummer oder wenigstens Zerstreuung versunken, woraus er durch das plötzliche Eintreten des Wäringer aufgeschreckt wurde. Aber auch außerdem würde er darüber stutzig geworden seyn, da zwar die äußern Wachen des Palastes der treuen Wäringerschaar, im Innern aber jenen schwarzen Verschnittenen anvertraut waren, die wir schon früher kennen lernten, und die nicht selten bis zu Staatsministern und Feldherren der kaiserlichen Heere sich emporschwangen. Alexius raffte sich aus dem Schlummer auf, und in seinem Ohre klangen noch die kriegerischen Phrasen seiner Tochter nach, die gerade einen Theil ihres historischen Werkes vorlas, worin sie die Kriege unter seiner Regierung beschrieben hatte; um so mehr mußte ihn daher jetzt der unangemeldete Eintritt und die kriegerische Haltung eines der sächsischen Leibwache überraschen, an die sich in seinem Kopfe stets die Bilder von Schwertstreichen, Gefahren und Blutvergießen anreihten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten in Chili.

1. Der Vulkan von Antuco.

(Schluß.)

„Die gewaltige Umwälzung, die diesen Berg erhöhte, und eine solche Menge von Stoffen aus seinem Krater schleuderte, ist schwer zu begreifen und noch weniger auf genügende und faßliche Weise zu erklären. An einer Stelle fällt der Fluß fast eine halbe Meile über ein Bett von Lava nach einer schrägen Fläche von fast 45° herab. Eine große Masse Wasser, die in diesem Kanal herabschäumt, spritzt einen Staub von sich, der sich mit den Wolken vermischt, und eine Reihe von Regenbogen bildet, die einen außerordentlich schönen, malerischen Anblick gewähren. Von Norden nach Nordost ist der Fuß des Vulkans von einem schönen See umgeben, der der Sage nach keinen Grund hat. Aus diesem See, der augenscheinlich durch die Lava gebildet wurde, welche sein Bett durchschnitt und einen Damm gegen das gegenüberliegende Gebirg aufwarf, entspringt der La Laja.

„Bei diesem See, dem wir den Namen „See der Anden“ gaben, weigerte sich unser Führer unerbittlich, uns weiter zu begleiten. Er sagte, wir hätten den schlechtesten Theil des Weges bereits zurückgelegt, eine kleine Strecke weiter würden wir die Pampas von Buenos-Ayres sehen, die Straße sey hoch und sandig, und zwischen uns und Pinchara nur noch ein unbedeutender Berg, daß ein Vortrab der Indianer nur einen oder zwei Tage vor uns an dieser Stelle gewesen sey, und würden wir diesem begegnen, so wäre Flucht unmöglich, da der Rückweg bis zum Fort fast vier Stunden betrüge.

„Da wir gute Pferde hatten, so zweifelten wir nur wenig das Ziel unsrer Reise allein verfolgen zu können, und für die geringe Gefahr, welche unser Antucoführer, seine kürzlich ausgestandenen Leiden noch im frischen Andenken, ohne Zweifel bedeutend vergrößerte, waren wir tausendfach entschädigt. Schon vorher war es von großem Interesse für uns den Lavaschichten nachzuspüren, die wahrscheinlich in sehr von einander entfernten Zeiträumen ausgeströmt waren, und uns in Betrachtungen über die zu ihrer Erzeugung nöthige vulkanische Kraft zu vertiefen; wenn man aber hier, an der nördlichen Seite, die Ruinen betrachtete, so verlor die Einbildungskraft sich ins Unendliche.

„Wollte man auch annehmen, eine Seite des unermeßlichen Felsengebirgs sey durch eine einzige Explosion aufgethürmt worden, so würde diese Theorie den rings umher ausgeworfenen heterogenen Massen nicht entsprechen; hier waren von einander gespaltene, theilweise verkalkte Felsen von unfaßlicher Größe auf weite Entfernungen aus ihren ursprünglichen Schichten von festen Schlacken, die nicht weniger als 600 Fuß dick gewesen seyn konnten, in die Luft geschleudert worden.

„Während wir diese Beobachtungen am Fuße des Vulkans anstellten, hatten wir unsere Pferde in der Nähe behalten, und einen Diener als Schildwache ausgestellt. Bei Anbruch der Nacht stiegen wir so hoch den Vulkan hinauf, daß wir gewiß waren, die Indianer würden uns nicht folgen, da hier Alles eine abergläubische Furcht vor demselben hat, denn die Indianer glauben, er sey die Wohnung des Pilan oder Teufels und die Chilier nicht viel Besseres.

„In einer Nacht waren wir vier Meilen aufwärts gestiegen, da wir uns vorgenommen hatten, am nächsten Morgen den Gipfel zu erklettern. Wir kamen an Stellen vorbei, auf denen es fast unmöglich schien, daß man sie zu Pferde beschreiten könne, und wo ein einziger Fehltritt uns viele hundert Fuß tief hinabgestürzt haben würde. Beim Einbruch der Nacht erhob sich der Wind und gewährte uns ein Schauspiel, das wir nie vergessen werden. Ein gewaltiger Kampf der Elemente, von einem hohen Standpunkt auf den Anden betrachtet, ist schrecklich, furchtbar erhaben. Der Regen stürzte in Strömen in das Thal, während auf dem Berge und rings um uns der Schnee und Hagel fiel. Den größten Theil der Nacht hindurch brachen fortwährend ganze Ströme von Blitzen aus einer dunkeln Wolke, die sich zusammenzuziehen, zu verdichten und auf den Gipfel des Vulkans niederzusenken schien. Den Blitzen folgten schnelle, betäubende Donnerschläge, von den unermeßlichen Felsenriffen ringsumher nachgebrüllt, die, sich spiralförmig emporwindend, ihre Häupter wahrscheinlich über die Wuth des Wetters erhoben.

„Der Vulkan war, gleichsam als ob zwischen ihm und den zornigen Elementen eine Art von geheimer Sympathie geherrscht hätte, thätiger als am Tage, indem er in kurzen Zwischenräumen Säulen von Rauch und Feuer ausstieß, die von einem Donner begleitet waren, der dem Krachen von Belagerungsgeschützen glich. Diese Nacht,

die uns wegen der Neuheit der Ereignisse wenigstens erträglich verfloß, brachten wir ohne Obdach zu; da auch am Morgen das Schneegestöber noch nicht nachließ, so traten wir den Weg nach dem Thal unter großen Schwierigkeiten und fast furchtsam an.

„Unser letzter Versuch fiel glücklicher aus. Nachdem wir während der ersten Nacht noch höher gestiegen waren, brach ein schöner Morgen an, und um vier Uhr setzten wir unsern Weg über rauhe Anhöhen von Lava und über tiefe Schneeschichten fort. Das Thermometer fiel nicht tiefer als 34°. Als die Sonne hell emporstieg, wurde die Aussicht wild und prachtvoll; die ganze Kette der Cordilleren unter unsren Füßen, die Pampas von Buenos-Ayres im Osten, die Ebene, welche das Gebirge umschloß, mit dem Seeufer im Westen, das Thal von Antuco, das zu einer engen Schlucht verschwand, und der Fluß, der wie der Silberfaden eines Wiesenbaches erschien.

„Das Aufwärtssteigen wurde mit jedem Schritte beschwerlicher, und nur durch beständiges Anklammern mit den Händen gelangten wir in die Nähe des Gipfels, wo die Felsenspalten Feuer und Rauch ausstießen. Bei jeder Entladung des Vulkans, die immer in Zwischenräumen von fünf zu fünf Minuten erfolgte, und sich nicht unpassend mit den Stößen vergleichen ließ, die aus dem Rauchfang eines Dampfboots strömen, waren wir in Rauch gehüllt, und hörten einen schweren, dumpfen, murrenden Donner, der ganz eigentlich aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien. Zuweilen folgte eine Explosion so schnell auf die andere, daß man fast keinen Zwischenraum bemerkte; auch waren sie von ungleicher Stärke. Jede Ladung Asche und Steine war immer von einer Menge stark mit Schwefel geschwängerten Rauch, der aus dem Krater und den Spalten strömte, begleitet. Bei einigen Entladungen fiel die ganze Masse der ausgeworfenen Stoffe, nachdem sie 50 oder 100 Fuß über den Gipfel geschleudert worden war, in den Schlund zurück, andere Male wurden die einzelnen Stücke so weit hinausgeschleudert, daß sie bei uns vorbei mit großer Schnelligkeit hinabrollten.

„Noch nicht befriedigt, stiegen wir höher hinauf bis zum Hauptkrater; hier war der Anblick des Vulkans wahrhaft schreckenerregend. Wir kamen an vielen Spalten vorüber, die fortwährend Feuer ausstießen; die Steine unter unsren Füßen versengten die Sohlen unserer Schuhe, und die Hitze wurde fast unerträglich; alles dieses nebst der Höhe, auf der wir uns befanden, machte uns das Athmen außerordentlich beschwerlich; unsere Gesichtsfarbe wurde bleich, die Lippen blau, und wir fühlten uns sehr ermattet. Hier richteten wir eine Stange auf, die wir zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, und pflanzten die amerikanischen Farben auf, umgeben von Rauch der in dicken schwefelichten Säulen ausströmte, auf einer Höhe, wo das Thermometer, aufrecht gehalten, 113° zeigte, und während die Steine, welche der Krater auswarf, über unsren Köpfen hinflogen, und zum Theil abgekühlt im Schnee lagen, als wir herabstiegen."

Die Chouannerie in Nieder-Bretagne.

(Aus dem Bericht eines Unterpräfekten.)

Alles ist bereit; die Chouans warten nur auf das Signal: auf den Krieg nach Außen oder eine Bewegung im Innern. Bis jetzt hat man noch keine ächte Chouans gesehen, die Banden von Diot, von Lahoussaye wollen noch nichts heißen, die weißen Kokarden und die Proklamationen Heinrichs V müssen erst kommen. Was im Jahr 1815 in der Niederbretagne vorfiel, war durchaus unbedeutend, und die sogenannte große Armee des Grafen von Cornouailles war ein elender Haufe, den die Weiber von Quimperlé mit Steinwürfen verjagten. Aber seit dieser Zeit hat man die Chouannerie methodisch in der Niederbretagne organisirt. Man legte Depots von Waffen und Pulver an, vergrub Kanonen in die Erde, besoldete heimlich Kompagnien, kurz man bereitete Alles auf einen unvorhergesehenen Fall vor, und wäre die Revolution minder schnell vor sich gegangen, so würde sich ein bedeutender Widerstand in Westen erhoben haben.

Ein Jahr der Ruhe hat indeß einen öffentlichen Geist geschaffen, wo vorher nur erbliche Sklaverei war. Orte, wo höchstens 10 Personen französisch sprechen, wurden am Namenstage Ludwig Philipp's illuminirt. Mancher Bauer, zu dem man noch im Jahre 1830 gesagt hatte: „wenn du deine Ochsen nicht antreibst, so lasse ich dich selber an deinen Pflug spannen," ist jetzt Mitglied des Distriktsraths oder Mitaufseher über die Wege geworden, er hat sich fühlen gelernt, und Vergleichungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart angestellt, die nicht zum Vortheil des Aufstandes ausfallen, den man beabsichtigt. Die Chouanschefs haben überdieß einen Fehler begangen, indem sie die Mairien verließen, um nicht den Eid leisten zu müssen; so kamen Landleute, die kurz vorher noch ihre Schützlinge waren, in diese Aemter, und wußten sich nicht wenig damit, bei dem Hochamte eine Schärpe zu tragen. Die Chefs haben diesen Fehler bei den letzten Wahlen gut zu machen gesucht, er hat aber nicht minder seine Früchte getragen. Das Gebiet der Chouannerie ist dadurch sehr beschränkt, mindestens im Departement Finistère, das selbst von der alten Revolution nur wenig in Bewegung gebracht wurde. Ihr Hauptquartier ist aber Auray, das Vaterland von Georges Cadoudal und die Reliquienkammer von Quiberon. Dort lebt der Chouangeist und wird noch lange leben; er ist eine Art von Religion geworden, die im Augenblick des Märtyrerthums noch Kraft genug zum Verfolgen findet. Am Namensfeste Ludwig Philipps wurden alle Fenster, die nicht völlig dunkel waren, eingeworfen, und an keinem bürgerlichen Hute durfte eine dreifarbige Kokarde erscheinen. Dieß karlistische Jerusalem hat auch seine Stämme: Grandchamp, Erdeven, Crach, Pluvigné, Pluvenet, Bignan u. s. w., alle diese Gemeinden würden beim ersten Worte aufstehen, trotz der auf eine so kluge Weise und ohne Tumult vorgenommenen Entwaffnung.

Bis jetzt organisiren sich die kleinen Banden, aber kein höherer Einfluß zeigte sich; denn sonst wäre der Handschuh hingeworfen, die Partie könnte verloren gehen und zwar ohne Rettung: Dieß will man jetzt noch nicht wagen, indeß wird das Geld diesen streifenden Vorposten nie fehlen; man ermuntert sie, gibt ihnen Versprechungen, kurz man läßt sie nicht sinken, will sie aber eben so wenig zu stark anwachsen lassen. Beides wäre vor dem allgemeinen Kriege ein Todesstoß für die Partei. Daher kommt es, daß eine Bande von 15 Mann ein ganzes Regiment in Athem erhält, wo 500 Mann nicht vor einer Kompagnie Stand halten würden; aber diese 15 Mann werden von der Stunde benachrichtigt, wo man sie überfallen will; sie zerstreuen sich, werfen ihre Gewehre in einen Busch, stecken die Pfeife in den Mund, und fragen ganz ruhig die vorüberziehende Kolonne: wie viel Uhr ist es? Auf diese Art bleibt das Land unruhig, und man hilft hiezu durch Ausstreuung der abgeschmacktesten Gerüchte, wodurch man indeß einen großen Zweck erreicht, nämlich Zeit zu gewinnen und keine Ruhe aufkommen zu lassen.

Gegen zwei oder drei solcher Banden sind zwei Bataillone Gensdarmen und vier Regimenter Infanterie in steter Thätigkeit. Das Uebel liegt aber vielmehr in dem Daseyn der Chouans, als in ihrer Anzahl. Man weiß, daß sie vorhanden sind, daß sie nicht gefangen genommen werden; die Landleute gewöhnen sich daran, einige Priester sprechen ihnen von der Straflosigkeit derselben, und werden bald vorschlagen, ihrem Beispiele zu folgen. Dieser Zustand der Dinge bietet große Gefahren dar, keine politischen, denn der Triumph der Chouans ist unmöglich, aber Lokalunruhen können ausbrechen, die trotz ihrer kurzen Dauer sehr schrecklich seyn können.

Inzwischen ist das Gewerbe eines Chouans sehr leicht. Scenen, wie die folgende, sind nichts Seltenes: eine Kolonne Linientruppen begibt sich

nach dem Flecken Melrand, um daselbst zu cantoniren, und widerspenstige Conscribirte zu suchen, die, wie man sagt, dort ohne Hehl sich aufhalten. Der Offizier, der die Gegend nicht kennt, fragt einen jungen Bauer, dem er begegnet, nach dem Wege. Dieser führt ihn drei Meilen weit, man langt im Flecken an, und die militärische Höflichkeit erfordert, dem gefälligen Führer eine Flasche Aepfelwein anzubieten, man trinkt, und nach dem letzten Glase nimmt endlich der Führer von dem Offizier Abschied. Das ist doch ein scharmantes Land, denkt dieser, und man hat sehr Unrecht, an die üble Gesinnung des Landvolkes zu glauben. Der Maire hat indessen, schweigsam wie ein Niederbretagner seyn muß, die kordiale Scene mit einer kalten Ruhe betrachtet, an die der Offizier durch seine Querzüge im Lande schon gewöhnt ist. Er erklärt dem Maire endlich den Zweck seiner Ankunft, und fragt nach den widerspenstigen Conscribirten, deren Namen er nennt. „Parbleu!“ antwortet der Maire, „ich glaubte, Ihr brächtet sie mir her: einer davon ist so eben von Euch weggegangen.“ — „Die beiden Bauern, mit denen wir gezecht haben?“ — „Allerdings.“ — „Wie? die, welche uns als Führer gedient haben?“ — „Meiner Treu! sie haben Euch gut geführt!“ — Der Maire lacht nicht, denn es ist in der Niederbretagne nicht Sitte zu lachen: überall sonst hätte man sich vor Lachen ausgeschüttet. Die Chouans haben einen ungeheuren Vortheil über die Truppen und Nationalgarden, sie haben keine Uniform. Eine Kolonne zieht aus, die Bevölkerung der Stadt begleitet sie, weithin ertönt die Parisienne, und die Trommel vollendet diese Oeffentlichkeit. Die Bajonnette erblinken in der Sonne, ein Bauer kommt daher, man fertigt einen Sergeanten ab, um ihn zu fragen, ob er keine Chouans gesehen habe. Der Bauer antwortet: petra larel-ú? (was sagt Ihr?) Nun macht man Halt, bis ein Dolmetscher sich gefunden, inzwischen zerstreuen sich die Chouans, kommen dann mit verbindlicher Miene herbei, und zeigen den Soldaten falsche Wege. Ein andermal erwarten die Chouans die Truppen in einem mit Wald bekränzten Hohlwege; jeder Baum verbirgt da einen Feind, jeder Schuß trifft, denn das sind Leute, die nie auf einen Hasen geschossen haben, ohne zu berechnen, was das Pulver kostet. Die Kugeln pfeifen, strecken die Leute nieder, und man weiß nicht, woher sie kommen; das ist ein vermaledeiter Krieg: man möchte lieber mit einem zehnmal stärkern Feinde zu thun haben, wenn man ihn nur sähe. Nichts gleicht der Thätigkeit der Soldaten in diesem widerwärtigen Kampfe, als der Eifer der Nationalgarden in den kleinsten Städten der Niederbretagne. Das Bürgerbataillon von Josselin ist auf schwerere Proben gesetzt worden, als je seine Waffenbrüder in Paris; fortgesetzte Ausfälle, eine verlängerte Abwesenheit von der Familie, forcirte Märsche und mörderische Gefechte waren nichts Ungewöhnliches.

Und wer sind die Leute, die das Land so in Lärm und Schrecken setzen? Nehmen wir Lahoussaye und seine Bande vor, man kann sich von ihr einen Begriff machen, wenn man die Anführer kennt. Das Haupt derselben ist Guerin de Lahoussaye, ein verdorbener Weinwirth aus dem Städtchen Josselin. Die glänzende Rolle eines Laroche-Jaquelein und Charette haben seinen heißen Kopf seit dem Sturz der Bourbons noch mehr entzündet. Seitdem lebt er in tiefen Wäldern, schläft einen Augenblick in einer Bauernhütte und träumt vom blauen Band, bis eine Abtheilung Truppen ihn aufspürt, der er nur in einem Stall verborgen entkommt. Sein Bruder ist der Gefährte seiner Mühseligkeiten; er war Douanenbeschauer zu Quimperlé bis zu Anfang des Jahres 1830. Seine zwei und zwanzig Jahre, sein sanftes und scheues Wesen, sein blühendes Gesicht und sein schlanker Wuchs ließen ihn eher für ein verkleidetes Mädchen halten. Es ist nicht wohl zu begreifen, wie er sich in der Gesellschaft eines so rohen Graukopfs wie Naga gefallen kann, der unter den Wildschweinen im Forst von Noncé aufgewachsen ist und mit dem weiland so berüchtigten Stofflet nichts gemein hat, als die Eigenschaft eines Jagdaufsehers. Die beiden Söhne Naga's sind in seinem Gefolge. Der eine derselben ist aus einem Seminar entlaufen, in das er getreten war, um nicht Soldat werden zu müssen. Obgleich er die Lust verloren hatte, Geistlicher zu werden, so wollte er doch auch nicht Soldat werden, und verdammte sich zu einem Dienst, der tausendmal beschwerlicher ist, als der der Soldaten, die ihn suchen. An diesen Kern des Chouanheeres schlossen sich einige zwanzig Tuchmacher von Josselin an, eine Art Kaste, die eine Vorstadt bewohnt und ein grobes Wollenzeug verfertigt, von dem die Bauern des Landes Hosen tragen. In ein eigenes Stadtviertel verbannt, wie vormals die Juden, wie die Henker unter dem Fluche des Vorurtheils lebend, sind diese Tuchhändler von jeher der Schrecken der Gegend gewesen. Keine Kirchweihe, wo sie nicht Denkzeichen einer Schlägerei zurücklassen, kein Wirthshaus, dessen Eigenthümer sie nicht halb zu todt geprügelt. Begleitet von einigen widerspenstigen Conscribirten zieht diese Schaar durch das Land von Pachthof zu Pachthof. Die einen bleiben drei Tage, die andern eine Woche bei der Bande, die sich vermehrt oder vermindert, je nachdem es sich fügt. Man geht und kommt; hat man Lust, so kehrt man zurück, langweilt man sich, so geht man wieder nach Hause. Man ist bei der Bande Lahoussaye's abonnirt wie im Theater; man geht hin oder bleibt weg, je nachdem ein Stück gegeben wird, woran man Gefallen hat oder nicht.

Es gibt gegen die Chouanerie, namentlich in Niederbretagne kein anderes Mittel, als Verbreitung einer bessern Erziehung. So lange hier der Bauer bei seiner gällischen Sprache von dem übrigen Frankreich durch den feudalen Ring abgeschlossen bleibt, den der Gutsherr und Pfarrer ihn nicht überschreiten lassen, wird es nicht möglich seyn, dem Gedanken des gemeinen Mannes eine Richtung zu geben, da man nicht einmal weiß, was er denkt. In einer Gemeinde von zweitausend Seelen mußte man drei Monate nach einem Mann suchen, der die gesetzlichen Eigenschaften zu einem Gemeindevorsteher hatte. Von dieser Bevölkerungszahl konnten nur neun französisch sprechen und nur fünf schreiben. Die Niederbretagne ist ein Land, wo Frankreich aufhört. Die Städte ausgenommen machte das übrige Land eine Art Kolonialregierung nöthig. Man muß aus der Niederbretagne erst Franzosen schaffen, bevor man von ihnen verlangt, Gesetze gut zu heißen, die sie nicht verstehen.

Vermischte Nachrichten.

In der Nachbarschaft von New-Harmonie, in den Vereinigten Staaten, finden sich bei Nachgrabungen häufige Beweise, daß die Ufer des Wabash (im Staate Indiana) in einer frühern Periode von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt gewesen seyn müssen. Am nordwestlichen Ende der Stadt findet sich eine Menge großer Grabhügel, die von der jährlich darüber hinziehenden Pflugschar noch nicht geebnet werden konnten. Einer dieser Grabhügel wurde unlängst geöffnet; man fand darin flache Steine aufeinander geschichtet, welche menschliche Gebeine einschlossen, die unter der Berührung zerfielen. Eine besondere Merkwürdigkeit war der Fund eines kleinen hölzernen Instrumentes, das wie eine gewöhnliche Retorte geformt, aber nicht so gekrümmt und ungefähr vier Zoll lang war. Dasselbe befand sich ursprünglich in einer Scheide von Kupfer oder war damit überzogen; letzteres war in einem sehr oxydirten Zustande. Es läßt sich nicht vermuthen, wozu dieses Gefäß gedient haben mochte; allein es gibt einen hinlänglichen Beweis, daß die Ureinwohner das hämmerbare Kupfererz, das sich an vielen Orten des obern Sees vorfindet, mannichfaltig zu bearbeiten verstanden haben mußten. Es scheint, daß es im Tauschhandel durch das ganze Land ging; wenigstens hat man in den an verschiedenen Gegenden geöffneten Grabhügeln allerlei kupferne Geräthe gefunden; deßgleichen Pfeilspitzen und Messer von Kieseln. Solche Messer sind den Obsidianmessern der alten Azteken oder Tolteken ähnlich, die man in großer Menge nahe bei der Stadt Chalco in Mexiko findet. Man will daraus schließen, daß die ältesten Vorfahren der mexikanischen Indianer diese Hügel, die so zahlreich über das Land ausgestreut sind, errichtet haben.

Der Doktor Turnbull Christie ist von der ostindischen Kompagnie abgesendet worden, um die Geologie der Präsidentschaft Madras zu untersuchen, und bereits zu diesem Zwecke von Edinburg abgereist. Er wird seinen Weg über Frankreich und Italien nehmen, sich nach Aegypten einschiffen, Palästina und den Berg Sinai besuchen, und über den arabischen Golf und das Meer Oman nach Bombay gehen, von da aber zu Lande oder Meer nach Madras. Die Talente und mannichfaltigen Kenntnisse des Doktors Christie, so wie sein unermüdlicher Eifer und seine auf schon so vielen Reisen im Orient erworbenen Erfahrungen versprechen der Naturwissenschaft eine reiche Ernte. Er wird von einem Maler für Gegenstände der Zoologie und vergleichenden Anatomie, der Botanik und Geologie, begleitet, und ist mit einem vollständigen Apparate von Instrumenten ausgerüstet zu meteorologischen und hydrographischen Beobachtungen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 279. 6 Oktober 1831.

Der russische Gilblas.

Der „abenteuerlichen und romantischen Geschichte des Iwan Wischutghin, oder des russischen Gilblas,“ dem bis jetzt eine zahllose Heerschaar von Nachahmungen gefolgt ist, wurde bereits in diesen Blättern in einem Artikel über Bulgarin und russische Novellendichtung erwähnt. Es sollen hier aus diesem in Rußland mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Romane einige Auszüge gegeben werden, die interessante Gemälde von dem russischen und polnischen Volksleben in den höhern und niedern Ständen bilden.

Der Plan der vorliegenden abenteuerlichen Geschichte entspinnt sich ganz einfach. Der Held derselben, der sie selbst erzählt, ein vater- und mutterloser, ja sogar namenloser Knabe wächst im Hause eines Grundeigenthümers in Weißrußland, Namens Gologordowski auf. Dort galt er so viel, „wie ein zahmer junger Wolf,“ und wurde nie anders als Sirotka — die kleine Waise genannt. Kein Mensch bekümmerte sich um ihn, und er sich noch viel weniger um Andere. Im ganzen Hause war Niemand, der ihn auch nur des geringsten Wohlwollens würdigte, ein alter unbrauchbaren Hund ausgenommen, der wie der arme, von allen mißhandelte Knabe, selbst für seinen Unterhalt sorgen mußte. Jedermanns Diener, wiewohl keines Einzelnen, in Lumpen gehüllt, wie ein Thier gebraucht und gehudelt, behielt der Knabe doch noch genug von seinem angebornen Verstand und Scharfsinn, auf Alles ein beobachtendes Auge zu richten, und einen sichern und verschwiegenen Liebesboten abzugeben. Sein Geschick als postillon d'amour zwischen einer Tochter des Herrn Gologordowski und einem Offizier, zog den Waisenknaben zuerst aus dem Schlamme thierischer Verwilderung, in den er zu versinken bedroht war. Hier bietet sich gleich zuerst die Schilderung des Hofstaates eines Adeligen in Weißrußland dar, die wir den russischen Gilblas mit seinen eigenen Worten geben lassen wollen.

Herr Gologordowski *) und seine Familie.

„Während der Zeit, daß Weißrußland zu Polen gehörte, trug Herr Gologordowski eine große Anhänglichkeit an Rußland zur Schau. Er ging so weit, seine Abkunft genealogisch von einer alten russischen Familie herzuleiten, die sich zur Zeit Mstislav des Kühnen in diesen Gegenden niedergelassen habe. Als nun Weißrußland mit dem russischen Reiche vereinigt worden war, trat Herr Gologordowski plötzlich zur Partei der ehemaligen polnischen Regierung und leitete sein Geschlecht von einem Kämmerer des Polenkönigs Popel ab, der nach der Sage, auf der Insel des Sees Gopla von den Ratten verzehrt wurde. Vielfach betrauerte mein Herr die gesegnete Zeit, wo die mächtigern Herren ungestraft den armen Adel unterdrückten, und indem sie seine Glieder Brüder und ihres Gleichen nannten, ihnen die Bastonade gaben, nachdem sie vorher zum Unterschiede von den Gemeinen auf einen Teppich gelegt worden waren. Er betrauerte das gute Recht, in einem festen Thurm Alles einkerkern lassen zu können, was ihm beliebte, und Güter unter leichten Vorwänden, oder auf den Grund von zum Scherz ersonnener Klagen, an sich zu reißen. Am meisten schmerzten ihn die eingetretenen Veränderungen der Gebräuche bei den Kreistagen, d. h. bei den Wahlversammlungen des Adels. Ein reicher Grundbesitzer brachte ehemals ein Gefolge armer bewaffneter Edelleute auf Wagen dazu mit; Alles unruhige, streitsüchtige Leute. Ihre Stimmen verschafften dann ihrem Patron und seinen Freunden alle Aemter, und waren sie stark genug, so bekämpften, verwundeten und mordeten sie ihre Gegner. Das war das sogenannte goldene Zeitalter der Unabhängigkeit.

„Der Vorrechte beraubt, welche des Betrauerns aller Großen so würdig waren, beschränkte sich Herr Gologordowski auf die innere Verwaltung seiner erblichen Güter, wo die alten Sitten und Gebräuche noch in vollem Ansehen standen. Außer einer zahlreichen, von lauter ausgewählten Leibeigenen gebildeten Dienerschaft, befanden sich auch Krautjunker in seinem Gefolge, die ihre bescheidene Lage, oder vielmehr ihre freiwillige Knechtschaft zu adeln glaubten, indem sie dieselbe unter schönen Titeln verbargen; Herrn Gologordowski's Hofstaat befand sich also auf demselben Fuße, und war gerade so zusammengesetzt, wie der der alten polnischen Magnaten und Baronen. Die großen Chargen dieses kleinen Hofes bestanden aus einem Geschäftsführer oder Bevollmächtigten für die Leitung

*) Der Name Gologordowski so wie alle Eigennamen des Romanes haben eine die Eigenthümlichkeit der Person, der sie angeboren, bezeichnende Nebenbedeutung. Dieß ist auch im wirklichen Leben in Rußland der Fall, und der Dichter entfernt sich daher keineswegs von der Wahrheit, wenn er seinen Personen dergleichen bezeichnende Namen gibt, und so den Intendanten des Gutsherrn Kantschukowski nennt, und den Gutsherren selbst Gologordowski, was so viel als Bettelstolz bedeutet.

der Prozesse, von denen er nie weniger als zwei und drei Dutzend gleichzeitig zu führen hatte; aus einem Kommissär oder Oberdirektor für die liegenden Gründe; einem Verwalter oder Intendanten, einem Marschall oder Oberaufseher der Tafel, der Büffets und Dienerschaft; einem Stallmeister als Vorgesetzten der Stallknechte und des Marstalls; endlich aus einem Haushofmeister, Kasserolinspektor, und Obersten der Köche, Küchenjungen und Küchenmägde; einer Beschließerin oder Aufseherin über die Dienerinnen und die Speisekammer, die in den Häusern polnischer Edelleute apthéke genannt wird, und großen und kleinen Kindern sehr lieb ist, wegen der Bonbons und anderer Zuckerwaare, und der dort in der größten Ordnung aufbewahrten Liquöre, Syrupe und getrockneten Früchte.

„Neben diesen adeligen Hofämtern gab es noch einen sehr beschäftigten Kapellmeister, der den Kindern der Herrschaft Musikunterricht ertheilte, die Direktion des Orchesters hatte, welches aus zwölf Personen bestand, die zugleich Lakaien im Winter und Schnitter oder Gartenarbeiter im Sommer waren. Der Kaplan oder Hausgeistliche, ein Mönch vom Orden der Jesuiten, hatte drei junge Zöglinge unter seiner Aufsicht, und wachte zugleich über die Erziehung der Kinder des Gutsherrn. Die Knaben hatten überdem noch einen französischen Erzieher, und die Fräuleins eine Gouvernante derselben Nation. Der Gärtner, ein Deutscher, genoß einen überwiegenden Einfluß im Rathe, wenn von ökonomischen Angelegenheiten die Rede war. — Um den Gutsherrn zunächst war ein Edelmann, Kammerdiener und Günstling, Bevollmächtigter für geheime Aufträge; bei der Frau vom Hause befand sich mit gleicher Würde eine Dienerin von ebenfalls adeliger Abkunft, die, obgleich sie nur die Geschäfte einer gewöhnlichen Kammerfrau verrichtete, doch eines ihrem Dünkel genügenden Ansehns im Hause genoß. Man nannte sie panna, soviel wie Jungfer. Die Fräuleins hatten ebenfalls eine jede ihre panna zur Aufsicht über ihre Kleider und leibeigenen Dienerinnen, von denen eine unter jeder panna den Titel Garderobemädchen führte.

„Ein besonderes Departement bildete die Meute, die zum Theil der Sorge des Stallmeisters anvertraut war, zum Theil die besondere Aufmerksamkeit des Gutsherrn genoß, der ein großer Freund der Jagd war. Unter der Zahl seiner Jäger befanden sich ebenfalls mehrere Edelleute, die sich mit dem Titel strelsi oder Oberjäger zierten. Von diesen obersten Hofbeamten wohnten die angesehensten wie der Geschäftsführer, der Güterdirektor, der Marschall, Stallmeister, Intendant, Kapellmeister und Erzieher, mit Frau und Kindern im Herrenhause, und empfingen außer ihren Besoldungen noch Kost und sonstigen Unterhalt. In ihren Diensten standen Leute, die ebenfalls auf Kosten der Herrschaft ernährt wurden, und sie hielten sich Wagen und Reitpferde. Alle übrigen freien Diener des Hauses erhielten ebenfalls freie Ration, und die Leibeigenen letzten ihren Gaumen, nachdem sie an der allgemeinen Tafel ihren Hunger gestillt hatten, mit den Ueberbleibseln von der Tafel der Herrschaft. Allein da die freien Diener einen Theil ihrer Einkünfte in Branntwein verwandelten und die Leibeignen niemals ihre geringe Kost verzehrten, so suchte Jedermann, gleichviel auf rechtem oder unrechtem Wege, so viel er nur konnte, für sich auf die Seite zu bringen.

„Außer diesem hochadeligen Luxus mit der Dienerschaft, befanden sich noch zur Gesellschaft und zum Vergnügen der Herrschaft eine Anzahl Edelleute, Lustigmacher, Freunde und weitläuftige Verwandte im Schlosse, die sammt und sonders Hausfreunde genannt wurden: d. h. Kostgänger, Gesellschafter beiderlei Geschlechts. Gehalt bezogen sie nicht, allein sie hatten nebst ihren Leuten freie Tafel, und mehrere hielten sich sogar auf Kosten der Herrschaft Pferde. Unter der Zahl dieser Hausfreunde befanden sich mehrere unvermählte Gläubiger beider Geschlechter; nämlich Wittwen alter Diener, denen man während eines zwanzig bis fünfundzwanzigjährigen Dienstes niemals ihren Gehalt bezahlt hatte, und einige Waisen, deren Vermögen in Herrn Gologordowski's Händen war. Kurz, es gab im Hause dieses Edelmannes beinahe eben so viel hungrige Magen, als auf allen seinen Gütern zur Bestellung der Felder Aerme zu finden waren, und diese waren bereits so entkräftet, daß ihnen die Befriedigung jener schmarotzenden Magen sehr schwer fiel. Hier ist jedoch zu bemerken, daß wenn auch der Gutsherr, seine Familie und die eingeladenen Personen vortrefflich aßen und tranken, an seiner ungemein großen Tafel doch auch das zu finden war, was man die Kehrseite nennt, und wohin die ausgesuchten Schüsseln und gewählten Weine sich nicht verirrten. Hier fühlte man im Gegentheil den unbequemen Mangel des Gleichgewichts der Einnahmen mit dem Aufwande, in seiner ganzen Ausdehnung."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Fortsetzung.)

Nachdem des Kaisers unsicherer Blick rund in der Gesellschaft umhergestreift war, verweilte er auf Achilles Tatius. „Was führt Dich hieher, mein treuer Feldhauptmann? Was soll dieser Soldat hier in dieser späten Stunde der Nacht?" Nun war der Augenblick gekommen, sein Gesicht regis ad exemplum einzurichten; allein bevor noch dem Patriarchen so viel Zeit geworden, sein Antlitz in ehrfurchtsvolle Besorgniß einer Gefahr zu verwandeln, hatte Achilles Tatius bereits zwei oder drei Worte gesprochen, die dem Gedächtnisse des Kaisers in Erinnerung brachten, daß auf seinen eigenen Befehl der Soldat hieher geführt worden sey. „Ei, in der That, ihr guten Commilitonen," sagte er, indem sich seine umdüsterten Braunen wieder aufheiterten, „es war Uns Dieß in unsrer Sorge um den Staat ganz entfallen." Nun wendete er sich an den Wäringer mit entwölkterer Stirne und mit zutraulicherem Ton in seiner Stimme, als er gewöhnlich gegen die Hofleute anzunehmen pflegte; denn für einen despotischen Monarchen ist ein Leibwächter ein vertrauter Freund, während jeder Staatsbeamte höhereren Ranges ihm stets ein gewissermaßen verdächtiger Unterthan bleibt. „Ha, mein werther Angelsachse," sagte er, „wie geht es?" Dieser vertrauliche Gruß setzte Alles in Erstaunen, nur Den nicht, an welchen er gerichtet war. Herward, indem er seine Worte mit einer militärischen Verbeugung begleitete, die jedoch mehr Herzlichkeit als Ehrfurcht aussprach, erwiederte mit lauter Stimme von der Brust weg, was die Anwesenden noch mehr überraschte, da er es in der sächsischen Sprache that, deren diese Fremdlinge sich stets zu be-

dienen pflegten: „Waes hael, Kaisar mirrig und machtigh!“ „Heil sey Dir, tapfrer und mächtiger Cäsar!“ Der Kaiser verrieth durch ein Lächeln, daß er ihn verstehe und um zu zeigen, daß er mit seiner Leibwache in ihrer eigenen Sprache reden könne, erwiederte er mit der wohlbekannten Erwiederung des Grußes: Drink Hael!“

Sogleich brachte ein Edelknabe einen silbernen Pokal mit Wein gefüllt. Der Kaiser berührte dessen Rand mit seinen Lippen ohne den Trank zu kosten, und befahl dann, ihn Herward zu reichen, den er zu trinken bat. Der Sachse ließ sich Dieß nicht zweimal sagen, und leerte ohne Umstände den Becher auf Einen Zug. Ein Lächeln, das sich jedoch nicht über die Schranken des Anstandes verlor, den die Gegenwart des Kaisers vorschrieb, lief durch die Versammlung bei der Gurgelprobe des Wäringers, die zwar an einem Hyperboräer nicht Wunder nehmen konnte, aber doch in den Augen der mäßigen Griechen als etwas Erstaunenswürdiges galt. Alexius selbst lachte lauter auf, als es seine Höflinge für sich anständig gehalten haben würden, und indem er seinen dürftigen Wortvorrath von Wäringersprache zusammen suchte und die Lücken mit Griechisch ausfüllte, richtete er an seinen Leibwächter die Frage: „Sag' an, mein tapfrer Breton, oder Eduard, wie man Dich nennt, kennst Du den Duft dieses Weines?“ — „Allerdings,“ antwortete der Wäringer, ohne sein Gesicht zu verziehen, „ich kostete ihn schon einmal in Laodicea.“

Hier befiel den Achilles Tatius die Besorgniß, sein Soldat möchte eine mißtönige Saite unsanft anschlagen und suchte, wiewohl vergeblich, die Aufmerksamkeit des Wäringers auf sich zu ziehen, dem er gern heimlich einen Wink gegeben hätte zu schweigen, oder doch wenigstens zu bedenken, was er in solcher Nähe sage. Allein der Wäringer, der mit ächt soldatischer Untergebenheit unabgewendet Auge und Aufmerksamkeit auf den Kaiser als seinen Gebieter gerichtet hielt, dem er zu antworten und zu dienen habe, achtete auf keinen von Achilles Winken, die endlich so bemerkbar wurden, daß Zosimus und der Protospathar einander bedeutende Blicke zuwarfen, über die Unruhe, die sie an dem Befehlshaber der Wäringer gewahrten. Inzwischen dauerte die Unterredung des Kaisers mit dem Soldaten fort. „Wie schmeckt Dir dieser Wein,“ sagte Alexius, „im Vergleich mit dem andern?“

„Es ist hier, mein Fürst,“ erwiederte Herward mit instinktartiger Höflichkeit in Blick und Haltung, „eine bessere Gesellschaft, als die arabischen Bogenschützen; doch es fehlt diesem Wein der Wohlschmack, den Sonnenhitze, Kampfesstaub und eine acht ganze Stunden lang geschwungene Waffe wie diese,“ — hier lupfte er die Streitart ein wenig auf der Schulter — „auch dem besten Weine noch beifügen.“

„Ein anderer Unterschied,“ sagte Agelastes der Elephant mit einem Blick auf den Thron, „wenn diese Bemerkung erlaubt ist, mag auch darin bestehen, daß dieser Becher nicht so groß ist, als der zu Laodicea.“

„Bei Taranis, Du hast recht,“ rief der Leibwächter lustig, „zu Laodicea brauchte ich meinen Helm als Becher.“

— „Laß uns diese Becher mit einander vergleichen, guter Freund,“ fuhr Agelastes in seinem Scherze fort, um uns zu überzeugen, daß Du diesen da nicht mit verschluckt hast; denn bei der Gewalt Deines Zuges fürchtete ich einen Augenblick, er möchte samt dem Inhalt verschlungen werden.“

— „Es gibt manche Dinge,“ sagte der Wäringer in ruhigem und gleichgültigem Tone, „die ich nicht leicht verschlucke, nur müssen sie von einem jüngern und handfesteren Mann kommen, als Du.“

(Fortsetzung folgt.)

Die spanische Heeresmacht und ihre Organisation.*)

Das Militärsystem Spaniens hat sich seit dem sechzehnten Jahrhundert nur wenig geändert; denn überall stößt man noch auf Unvollkommenheiten, die in der Einrichtung der Truppen, der Verwaltung und überhaupt bei allen militärischen Anstalten, die die eigentliche Basis der öffentlichen Macht bilden, ganz besonders bemerkbar sind. Es ist daher sehr zu bezweifeln, daß diese Macht im Fall eines plötzlichen Angriffs einen kräftigen Widerstand leisten könnte, da fast alle Waffengattungen, deren Mannschaft während des Friedens beurlaubt wird, nur aus unvollzähligen, größtentheils in schlechtem Zustande befindlichen Regimentern bestehen, die in den zahlreichen festen Plätzen zerstreut liegen. Nach dieser Voraussetzung hätte also diese Macht keine andern Schutzwehren als die Lage ihres Landes, einige Waffenplätze und die Kühnheit zahlreicher und unermüdlicher Guerillas, die man mit den Banden unserer alten Stegreif- und Glücksritter vergleichen könnte.

Die Rekrutirung der Linienarmee geschieht mittelst gezwungener und freiwilliger Werbungen; die erstern begreifen die Altersklassen von 18 bis 40, die zweiten von 16 bis 30 Jahren; rücksichtlich der periodisch oder für die ganze Dauer der Dienstzeit eintretenden Ersatzmänner, besteht ein eigenes, unveränderliches System. Den Infanteristen, der Reiterei und den Korporalen der zweiten Ordnung wird eine Kapitulation auf 25, den Korporalen der ersten Ordnung auf 30, und den Sergeanten auf Lebenszeit bewilligt. Jeder Soldat, der sich auf fünfzehn und zwanzig Jahre anwerben läßt, erhält eine Prämie, deren Betrag durch Verordnungen bestimmt ist; die Prämien für die Unteroffiziere sind bedeutender.

Die Rekrutirung der Provinzialmilizen geschieht durch Ziehungen, an denen Alles von 16 bis 40 Jahren Theil nimmt, Sträflinge, Landstreicher, Leute von Geburt oder schimpflichem Gewerbe ausgenommen. Freiwillige und Ersatzmänner werden hier nicht zugelassen.

Die Volksmasse, aus welcher die Provinzialmilizen ausgehoben werden, ist in fünf Klassen eingetheilt; reicht die erste Klasse zu Stellung der erforderlichen Zahl nicht hin, so schreitet man zur Aushebung aus der zweiten und so fort bis zur fünften.

Das Avancement der Unteroffiziere hat in Friedenszeiten nach dem Dienstalter und der Wahl der Kompagniekommandanten Statt; selten wird ein Unteroffizier von bürgerlicher Herkunft Offizier, nur in Kriegszeiten finden hier Ausnahmen statt, die jedoch bis jetzt sehr selten waren.

Das Avancement der Offiziere geschieht ebenfalls nach der Wahl und nach den Dienstjahren. Der Kriegsminister besetzt die offenen Stellen bei den verschiedenen Korps bis zum Rang eines Kapitäns; für höhere Grade und zu Generalen schlägt er die Kandidaten dem Könige vor, die dieser billigt oder verwirft. Unter den Wahlfähigen trägt fast immer der begünstigtere den Sieg davon.

Der Stand der Armee wird nach einem Dekrete vom 6 Junius 1828, welches die Organisation der spanischen Armee bestimmt, in Dienstmannschaft und in Reserven eingetheilt. Der vollzählige Friedensstand ist 100.000 Mann, nämlich 65.000 Dienstthuende und 35.000 Reserven.

Der Generalstab besteht aus 230 Generalen, nämlich 60 Generallieutenants, 75 Generalmajors und 95 Brigadiers. Diese werden in zwei Hauptklassen eingetheilt, von denen die erste den Dienst bei den Feldtruppen, die zweite aber bei den Platzcommandos zu versehen hat.

Die königliche Garde besteht aus Gardes du corps*); einer Kom-

*) Aus dem Bulletin der Société française de statistique universelle.

*) Die vier Kompagnien derselben werden durch folgende Benennungen bezeichnet: die erste die spanische; die zweite die amerikanische; die dritte die italienische und die vierte die flamändische Kompagnie

pagnie Garde Hellebardieren; vier Regimentern Grenadiers zu Fuß; einem Regiment Grenadieren und einem Regiment Jägern von der Landwehr; vier Regimentern Kavallerie, nämlich: 1 Grenadier-, 1 Kürassier-, 1 Jäger- und ein Chevauxlegersregiment; aus einer Eskadron leichter Artillerie und aus 3 Batterien.

Der Effectivstand dieser Garde beträgt 19,889 Mann und 2182 Pferde, nämlich: 9 Generale, 925 Offiziere, 60 Feldprediger und Aerzte und 18,907 Unteroffiziere und Gemeine.

Die Infanterie besteht aus 17 Linienregimentern, zehn zu drei und sieben zu zwei Bataillonen; aus 6 leichten Infanterieregimentern, jedes zu zwei Bataillonen, und aus einem Garnisonsregiment von 3 Bataillonen, welches seinen beständigen Aufenthalt zu Ceuta hat und das Strafregiment für jene Mannschaft ist, welche Dienstfehler begeht. Jedes Bataillon besteht aus einer Grenadier-, einer Jäger- und 6 Füsilierkompagnien.

An der Spitze jedes Regiments steht ein Stab, aus einem Obristen, einem Obristlieutenant-Major, einem Regimentstambour, zwölf Musikern, einem Schneider und einem Schuhmacher bestehend. Der Stab jedes Bataillons ist aus folgenden Graden zusammengesetzt: 1 Kommandant; 1 erster Adjutant (Kapitän); 1 zweiter Adjutant (Lieutenant); 1 Unteradjutant (Unterlieutenant); 1 Feldprediger; 1 Arzt; 1 Bataillonstambour und 1 Waffenschmied.

Jede Kompagnie besteht aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, 12 Unteroffizieren, 2 Tambours und 65 Gemeinen. Auf den Kriegsfuß gesetzt, wird jede Kompagnie mit 30 Mann verstärkt, denen noch 1 Offizier, 1 Sergeant und 2 Korporale beigegeben werden; folglich ist dann der Stand jeder Kompagnie, 4 Offiziere und 99 Unteroffiziere und Gemeine.

Der Friedensstand der Infanterie beträgt 56,000 Mann. Im Frieden unterhält Spanien nur die Cadres von 3 Schweizerregimentern, jedes zu 3 Bataillonen, dessen sämmtliche Mannschaft aus 1452 Offizieren, Unteroffizieren und Tambours besteht.

Die königliche Artillerie besteht aus dem Stab, 3 Regimentern Artillerie zu Fuß, 2 Bataillonen Artillerie, 2 Eskadronen leichter Artillerie, 6 Kompagnien Arbeitern, 8 Trainkompagnien und 14 Kompagnien Garnisons-Artillerie, welche zusammen einen Stand von 4529 Mann und 534 Pferden bilden, nämlich: Stab 89; Offiziere 307; Artillerie zu Fuß 3094; Arbeiter 235; leichte Artillerie 404, mit 294 Pferden oder Maulthieren und Train 400, mit 240 Pferden oder Maulthieren.

Das königliche Geniekorps hat einen Stab von 91 Offizieren, worunter ein Generalinspektor und 3 Generalmajors als Unterinspektoren und ein Regiment Sapeurs, Mineurs und Pontoniers, welches 144 Offiziere und 859 Unteroffiziere und Gemeine, also zusammen 1094 Mann zählt.

Die Kavallerie besteht aus 5 schweren und 7 leichten Regimentern, von denen jedes auf dem Friedensfuß 4, auf dem Kriegsfuß aber 5 und 6 Eskadronen hat. Der Friedensstand dieser Waffengattung beträgt 6348 Mann mit 4668 Pferden, nämlich: 5 Regimenter schwerer Kavallerie mit 2645 Mann und 1943 Pferden und 7 Regimenter leichte Kavallerie mit 3703 Mann und 2725 Pferden.

Die Landwehr, welche in städtische Garnisonen eingetheilt ist, bildet die Reserve der Armee und besteht aus 43 Regimentern, von denen zwei, nämlich ein Grenadier- und ein Jägerregiment der königlichen Garde einverleibt sind. Jedes Regiment zählt 1 Bataillon von 6 Kompagnien. Sämmtliche Bataillone bilden einen Stand von 25,910 Mann, nämlich: 910 Offiziere und 25,000 Unteroffiziere und Gemeine.

Der seßhaften Veteranenkompagnien sind 14, von denen drei ein besonderes Korps bilden, welchem die Bewachung der königlichen Residenzen anvertraut ist. Die übrigen 11 Kompagnien sind in den Waffenplätzen vertheilt. Der Stand sämmtlicher 14 Kompagnien beträgt ungefähr 1200 Mann, nämlich: 210 Offiziere und 990 Unteroffiziere und Gemeine.

Das königliche Invalidenhaus faßt 600 bis 1000 Mann; gegenwärtig befinden sich ungefähr 550 Offiziere und Soldaten in demselben.

Was die Organisation der Provinzialmilizen betrifft, so ist hierüber noch Folgendes zu bemerken: Ihre Errichtung ist durch ein Dekret vom Jahre 1724 angeordnet worden; in den Jahren 1767 und 1824 wurden sie erneuert. Im Friedensstande zählen die Provinzialmilizen 43 Regimenter, von denen jedes mit Inbegriff der Offiziere 647 Mann stark ist. Auf diese Weise zählen die 43 Regimenter mit Inbegriff der Elitenkompagnie der königlichen Garde 27,824 Mann, deren Sold sich auf 1,600,000 Franken jährlich beläuft. Die Grenadier- und Jägerkompagnien, welche die beiden Provinzialgarderegimenter bilden, können den Kerntruppen jeder andern europäischen Macht an die Seite gestellt werden.

Der Staat besoldet in der Hauptstadt jeder Provinz Cadres von Unterlieutenanten und eine Abtheilung Korporale. Die Regimenter ziehen sich jährlich in ihren Bezirken zusammen, um während einer bestimmten Anzahl von Tagen in den Waffen geübt zu werden.

Sobald diese Regimenter in Stand gesetzt sind, um entweder eine Garnison zu beziehen oder ins Feld zu rücken, so stehen sie mit den Linientruppen in Allem, was den Dienst und das Verhalten betrifft, auf gleichem Fuß; dieß ist der nämliche Fall mit den Abtheilungen, welche für den gewöhnlichen Dienst bestimmt sind.

Die Offiziere der Linientruppen dürfen sich um Anstellung in ihrem Dienstrang zu den Provinzialmilizen melden, wenn sie ein tägliches Einkommen oder eine Pension von 2 Fr. 60 C., die durch ein Kapital von 50,000 Fr. garantirt seyn müssen, nachweisen können.

Die Offiziere und Soldaten der Provinzialmilizen dürfen sich nicht verheirathen, wenn sie sich nicht über hinlängliche Mittel für den Unterhalt ihrer Frauen, sey dieß nun direkt oder durch Vorschub ihrer Familie, ausweisen können, im Fall das Regiment ausrücken müßte.

Die Volksmasse, aus welcher die Provinzialmilizen gezogen werden, ist, wie bereits erwähnt, in fünf Klassen eingetheilt. In die erste gehören die jüngeren Söhne der Familien, die Unverheiratheten und Wittwer ohne Kinder; in die zweite die verheiratheten jungen Männer unter 18 Jahren; in die dritte die verheiratheten Männer, deren Kinder keinen Arbeitslohn erwerben können, oder die Ländereien besitzen, deren Anbau mit weniger als einem Paar Ochsen bestritten werden kann; in die vierte verheirathete Männer ohne Kinder, welche ein Handwerk treiben, kinderlose Wittwer und Hauseigenthümer, die für den Anbau ihrer Grundstücke ein Paar Ochsen nöthig haben, und in die fünfte verheirathete Männer ohne Kinder, deren Grundstücke in dem eben erwähnten Verhältniß stehen, verheirathete Männer und Wittwer mit Familie und Hauseigenthümer, welche das Gewerbe der Maulthiertreiber ausüben.

Seminaristen, Akademiker, Zöglinge der hohen Schulen, städtische Beamte, Notarien, Aerzte, Apotheker und Vorsteher der Primärschulen sind vom Dienst der Milizen frei.

Die Aushebungslisten für die Landwehr werden von den Gemeindebehörden entworfen. Die Städte, Flecken und Dörfer verfertigen die Listen, und die Gemeindebeamten führen bei der Ziehung, die bei jeder Aushebung wiederholt wird, den Vorsitz. Die Rekruten werden in kleinen Abtheilungen, unter der Leitung eines Offiziers oder Sergeanten, nach der Hauptstadt der Provinz geführt. Die Konscriptionsflüchtigen, die Deserteurs und deren Mitschuldigen werden mit Gefängniß, dem Verlust ihrer früheren Dienstjahre und einer von zwei bis zu vier Jahren verlängerten Dienstzeit bestraft.

Anekdoten.

Das „New Monthly Magazine“ enthält noch folgende Anekdoten von dem Doktor Abernethy: Eine äußerst zungenfertige Dame, die ihn um Rath fragte, überflügelte den Doktor so mit einem Heuschreckenschwarme von Redensarten, daß er durchaus nicht zum Worte kommen konnte. Der bedrängte Doktor fand kein anderes Mittel als ihr zu sagen: „Madame, zeigen Sie mir Ihre Zunge.“ Die Dame gehorchte und dann sagte er: „Ziehen Sie dieselbe nicht mehr zurück bis ich gesprochen habe.“ — Der verlebte Herzog von York ließ eines Tags den gelehrten Murrkopf rufen, um ihn zu Rathe zu ziehen. Der Doktor stand vor dem Herzoge, indem er beide Hände in der Rocktasche hatte und dazu leise vor sich hinpfiff. Der Herzog darüber ärgerlich sagte: „Ich glaube, Sie wissen, Wer ich bin?“ — „Gut, glauben Sie, daß ich es weiß. Was dann?“ war die rauhe Antwort des widerhaarigen Doktors, der dann seinen kurzen Rath noch mit folgenden Worten beifügte: „Machen Sie es wie der Herzog von Wellington in seinem Feldzuge; schneiden Sie der Citadelle die Zufuhr ab, und der Feind wird sie verlassen.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 280. 7 Oktober 1831.

Wanderfahrten in Chili.

2. Besuch bei den Araucania-Indianern.

Folgende zwei Briefe des Amerikaners Reynold geben über seine Versuche, in das Gebiet der Araucania-Indianer einzudringen, Bericht. Der unerschrockene Reisende, obgleich bei dem ersten Versuche durch das Mißtrauen der Indianer zurückgewiesen, wie er im nachstehenden ersten Briefe beschreibt, scheint bei einem zweiten Versuche glücklicher gewesen zu seyn. Nähern Berichten über seine Reise im Innern des Landes sehen wir entgegen.

Los Angeles, im November 1830.

„Die Indianer wollen uns den Eintritt in ihr Land nicht gestatten. Vor 14 Tagen verließen wir diesen Ort mit den besten Hoffnungen, in Begleitung der nöthigen Dolmetscher und wohl mit Geschenken versehen. Unser Weg, der südlich und östlich lief, führte uns über eine schöne Ebene; im Norden war der Vulkan von Antuco sichtbar, dessen Rauch man deutlich zwischen den weißgrauen Wolken empor wirbeln sah, während die von den schneebedeckten Gipfeln der Cordilleren zurückgeworfenen Sonnenstrahlen das üppige Grün des tiefer liegenden Gesträuchs um so stärker heraushoben. Nach vier Stunden erreichten wir San Carlos, an den Ufern des Biobio, zur Zeit der Königsherrschaft ein kleines, artiges befestigtes Dorf, jetzt aber höchst verwüstet.

„Der Fluß hat eine Breite von ungefähr 200 Yards und eine tiefe und reißende Strömung; wer uns nach Araucanischer Weise hier hätte übersetzen sehen, hätte lachen müssen. Drei neben einander gebundene Baumstämme stellten das Boot vor; dieses wurde an den Schweif eines Pferdes befestigt und so, indem zwei zu gleicher Zeit abstießen, in's Wasser gezogen, wo wir denn fast eine halbe (engl.) Meile vom Strom abwärts getragen, am jenseitigem Ufer landeten. Eine Partie Indianer, welche überzusetzen wünschte, nahm unser Boot mit zurück, und so ging es fort bis Alle hinüber waren.

„Südlich von Biobio gewährte die Gegend einen immer schönern und reichern Anblick; sie ist von Hügeln und Thälern durchschnitten, von Bächen süßen Wassers durchströmt und auf dem fruchtbaren Boden wogt ein so üppiger Pflanzenwuchs, als ob dieser nie vom Fuß eines Menschen oder Thieres betreten worden wäre.

„Am zweiten Tag erreichten wir die Residenz des Kaziken Mareiguan, was in der indianischen Sprache „zehn Guanacos" bedeutet. Er ist ausgezeichnet unter diesem einfachen Volke, wo seine Tapferkeit und sein überwiegender Verstand ihn vom gemeinen Indianer zum ersten Häuptlinge der Pulches erhoben.

„Der lebensmüde Karl V hätte keine angenehmere Einsamkeit wählen können. In einem Thal, sechs Stunden vom Fuß der Gebirge, unter einem Klima, wo man keinen strengen Winter kennt, und wo die Hitze des Sommers durch kühlende Südwinde gemildert wird, fanden wir den Aufenthaltsort Mareiguans. Heerden von Hornvieh, Pferden und Schafen weideten rings umher, und zeugten von einem Wohlstand, wie man ihn oft unter den Cherokesen Nordamerika's findet.

„Eine Versammlung untergeordneter Kaziken wurde berufen, um sich über den Zweck unsers Besuchs zu berathen. Alle unsere Geschenke verachtend, fiel ihre Entscheidung gegen uns aus; sie sagten, es sey noch nie irgend einem Bewohner von Chili oder Buenos-Ayres gestattet worden ihr Land zu betreten, um so weniger könnten sie also Fremden, die so weit her kämen, diese Erlaubniß ertheilen, und würden wir dennoch weiter gehen, so sollten wir unsern Weg von Lanzen gesperrt finden.

„Auf unserm Rückwege brachten wir abermals eine Nacht an den Ufern des Biobio zu. Der Name dieses Flusses wird bei allen merkwürdigen und tragischen Ereignissen in der frühern Geschichte von Chili genannt: hier war es, wo die alten Spanier auf die Araucanias stießen und so oft zurückgeschlagen wurden; Truppen auf Truppen setzten über diesen Fluß, um das indianische Gebiet zu unterjochen, und wurden jedesmal zum Rückzuge genöthigt oder fielen unter den Keulen und Speeren der Indianer. Mexiko, Columbien, Peru und die nördlichen Gegenden von Chili, wurden nach und nach von den Spaniern, die ein unersättlicher Durst nach Gold und Herrschaft forttrieb, durch Gewalt der Waffen unterworfen, nur den Biobio, der noch bis auf den heutigen Tag die südliche Gränze von Chili bildet, konnten sie nicht überschreiten und noch weniger auf seinen jenseitigen Ufern festen Fuß fassen.

„Unsere Versuche von Vacinicento aus durch das Gebiet anderer Kaziken zu gehen, waren gleichfalls ohne Erfolg, und so sahen wir uns denn getäuscht in unsren Hoffnungen, genöthigt nach Los Angeles zurückzukehren.

„Am Abend unsrer Ankunft fanden wir die Einwohner in großer Unruhe und Aufregung. Pinchara war mit einer großen Bande

vom Gebirge herabgekommen; wir ergriffen also jeder einen alten Säbel und schlossen uns einem Trupp von 40 Pferden an, der auf Rekognoscirung ausritt. Die Nacht wurde nicht weit vom Fuß des Gebirgs zugebracht; unser Anführer, der die Tapferkeit seiner Untergebenen genau kennen mußte, versuchte unsern Muth nicht so sehr, daß er uns nach dem gefährlichen Platze geführt hätte, sondern suchte immer sichere und schwerzugängliche Orte auf, wofür ihm die ganze Gesellschaft, ohne Zweifel, sehr dankbar war. Mit dem Morgen, der uns die Gewißheit brachte, daß Pinchara sich mit seiner Bande in die Gebirge zurückgezogen habe, kehrte die Ruhe zurück.

„Mein Begleiter, Herr Watson, ist unpäßlich und überdieß noch durch unsern schlechten Erfolg bei den Indianern entmuthigt. Er gedenkt daher binnen ein oder zwei Tagen über Buenos-Ayres nach Valparaiso und den Vereinigten Staaten zu gehen. Was mich betrifft, so gebe ich mein Vorhaben noch nicht auf. Soweit ich bis jetzt Gelegenheit hatte den Charakter der Indier kennen zu lernen, glaube ich, daß wir uns aus Mangel an guter Anleitung nicht gehörig benommen haben. Mit Einem Wort, ich bin entschlossen einen Weg von hundert Stunden in ihr Land zu machen, die kaiserliche Villearika und jeden interessanten Ort zwischen hier und dem Süden von Valderia zu besuchen, möge auch mein Schicksal seyn, welches es wolle.“

Valderia im Dezember 1830.

„Nach unsäglicher Mühe und nachdem ich auf verschiedenen Punkten von den Eingebornen zurückgewiesen worden war, ist es mir endlich gelungen, mehr als 100 Stunden weit in ihr Land einzudringen.

„Bei den Gränzniederlassungen angekommen, ließ ich mein Pferd zurück, und fuhr den Fluß La Cruzes hinab auf einem Kanoe bis hierher.

„Es mangelt mir die Zeit nur Einzelnheiten zu beschreiben, oder irgend etwas von dem Lande zu sagen, durch welches ich reiste, von seinen herrlichen Wäldern voll Bauholz, von seinen Haupt- und Nebenflüssen, von seinen Ebenen mit einem Boden, der der höchsten Kultur fähig ist, und von seinen wundervollen Seen.

„Der Gouverneur von Valderia hatte nach Empfang Ihres Briefes, in welchem Sie die Güte hatten, mich seinem besondern Schutz zu empfehlen, bereits Alles für meine Ankunft vorbereitet; Befehle an die Gränzstationen ergehen lassen, um mein Gesuch bei den Indianern einzuleiten und alles Mögliche für meine Sicherheit zu thun. Am Fluß Emperial traf ich bereits einen Dolmetscher, der meine Ankunft erwartete; allen diesen Vorkehrungen verdanke ich, wenn auch nicht mein Leben, doch den Erfolg meiner Reise, denn nur wenige Tage vor meiner Ankunft an den Ufern des Hauptflusses hatten sich 500 Krieger mit ihren Lanzen an der Küste aufgestellt, weil sie zwei Schiffe erblickten, so mißtrauisch sind sie gegen Fremde; da sie glauben, nur die Absicht ihres Gebietes sich zu bemächtigen, führe sie in ihr Land.

„Am Morgen ging ich den Fluß Cruzes aufwärts, nach dem Orte, wo ich meine Pferde gelassen hatte, und von da gerade nach den Cordilleren.“

Der russische Gilblas.

Herr Gologordowski und seine Familie.

(Fortsetzung.)

Als Zeichen seiner polnischen Abkunft trug Herr Gologordowski einen langen Schnurrbart, den er häufig und besonders dann durch die Finger zog, wenn die Rede von so wichtigen Dingen war, wie z. B. von den Adelswahlen, von den Prozessen und Streitigkeiten, welche er seinen Nachbarn an den Hals warf, die er übrigens, mit sich verglichen, für höchst unbedeutende Leute hielt. Gleichwohl waren diese Unbedeutenden reicher und durch ihre Dienste und Unternehmungen dem Staate nützlicher als Herr Gologordowski, der seinen Stolz auf das Alter seines Geschlechts gründete, ein Alter, das er übrigens nicht etwa durch historische Denkmäler glänzender Waffenthaten, sondern mit gerichtlichen Protokollen belegte, in denen die Beschwerden verzeichnet waren, welche im Laufe von vierhundert Jahren gegen seine Ahnen von den Opfern ihrer Habsucht vor Gericht geführt wurden; und verschiedene Urtheile, die sie zum Galgen verdammten. Neugeadelte und Edelleute, deren Familien nur hundertfünfzig oder zweihundert Jahre bestanden, wurden von ihm bewirthet; allein er hielt sie nicht würdig, in nähere Verbindung mit ihm zu treten, noch ein vertrauliches Wort an sie zu richten. Besonders verächtlich erschienen ihm solche, die auf ehrliche Weise ein ansehnliches Vermögen zu erwerben wußten, statt von ihren Vorfahren durch Erbschaft damit beschenkt zu werden. Alle Welt, ohne Unterschied, sah er in seinem Hause bei sich, bewirthete aber nur diejenigen kostbar, die er brauchte, wie z. B. öffentliche Beamte, Kapitalisten oder Gläubiger; besonderes Wohlwollen bewies er aber den Adeligen, die, seiner bedürfend, sich dazu verstanden, seine unbegränzte Ueberlegenheit offen anzuerkennen; ohne Einrede die Erzählungen anzuhören, mit denen es ihm gefiel, sie zu unterhalten, und die Beleidigungen, die er gegen seine Feinde ausstieß.

Wußte Herr Gologordowski des Morgens nicht, was er anfangen sollte, so blätterte er Prozeßakten durch. Diese hatte sein Bevollmächtigter verfaßt, und nur zu seinem Vergnügen fügte er ihrem unverständlichen Inhalt, Sophismen, Schikane, Persönlichkeiten u. dergl. bei. Hierauf trat er aus seinem Kabinet, und ging durch die Reihen seines ganzen versammelten Hofes, um die demüthigen Begrüßungen seiner zahlreichen Dienerschaft zu empfangen. War das Diner vorüber, und hatte er sich auf Kosten seiner männlichen und weiblichen Hausfreunde durch mehr oder weniger delikate Unterhaltung aufgeheitert, so legte er sich schlafen, um die Weindünste zu zertheilen, welche sich seit dem Frühstück nach seinem Gehirn gedrängt hatten, und die von dem bei Tische genossenen Weine noch mehr verdichtet worden waren.

Die Zeit zwischen dieser Mittagsruhe und dem Abend wurde durch mehrere von den Frauen angeordnete Belustigungen ausgefüllt. Herr Gologordowski gab jedoch nie mehr dabei ab als einen Zuschauer. Etwas später erschien Josua, ein Jude, und Pächter der Mühlen und Wirthshäuser der ganzen Herrschaft. Dieser Josua war das Faktotum des ganzen Hauses; der Vertraute des Herrn und der Diener, die lebendige Zeitung, unerschöpfliche Quelle politischer Neuigkeiten und skandalöser Anekdoten aus einem Um-

kreise von zwanzig Meilen, und berichtete, wie das Gerücht, Wahrheit und Lüge ohne Unterschied.

Im Besitz dieses Hebräers befanden sich zwei wunderwirkende Kleinode: Geld und Branntwein. Niemand konnte ihn entbehren, vom Gutsherrn bis zum Bauer und elendesten Hirten im Dorfe; Alle waren ihm schuldig, und Alle theilten die Meinung, lieber zu borgen als zu bezahlen.

Mit diesem würdigen Sohne Israels pflegte Herr Gologordowski den größten Theil des Abends hinzubringen, indem er Punsch trank und seinen Gesellschafter mit Fragen über die Hauptstadt und den Hauptort der Provinz überschüttete, in welcher Stadt der Jude Korrespondenten hatte. Mit ihm verabredete der Gutsherr Plane für den Verkauf des Getreides, des Branntweins und des Holzes, verhandelte mit ihm über Geldanleihen und wegen Verzögerung der Bezahlung alter Läpperschulden; verlangte seine Meinung über einen Prozeß, der im Entstehen war, über andere in erster Instanz entschiedene, und endlich über noch andere, die in Folge von Untersuchungen und Verwicklungen sich bis in die Ewigkeit hinaus zu ziehen schienen. Manchmal schlug der Jude auch Mittel vor, die Einkünfte zu vermehren, ohne deßhalb Auslagen machen zu müssen. So sollte z. B. eine Abgabe von den Ackerpferden erhoben, oder durch die Bauern die Wälder abgeschlagen, Kohlen und Potasche gebrannt werden u. d. m.

Es wird hiernach begreiflich, daß der jüdische Pächter in der öffentlichen Meinung für die erste Person nach dem Gutsherrn galt, und auch für diesen war der Jude unentbehrlicher als sein eigener Kopf. Trotz dieser Vertraulichkeit beobachtete der mit dem Charakter des Gutsherren hinlänglich bekannte Israelit alle möglichen Förmlichkeiten; verbeugte sich tief bei seiner Annäherung, schmeichelte seinem Stolze und schwur, daß er in der ganzen Provinz Keinen für einen wahren Edelmann halte, als ihn allein, den erlauchten Herrn Gologordowski. Dieser Verräther, der sich durch solche Mittel das vollkommenste Vertrauen erschlichen hatte, saugte im Stillen, unersättlich wie ein Vampyr, den Unterthanen der Herrschaft Blut aus. Er bereicherte sich, und einem Sumpfe gleich, der weit und breit alle Quellen an sich zieht, vertrocknete er alle Kanäle des Wohlstandes, und verbreitete Jammer und Armuth.

(Fortsetzung folgt.)

Ceylan. Taprobane.

Nach guter Sitte haben die beiden Gymnasien der Hauptstadt München zu ihren diesjährigen öffentlichen Prüfungen wieder Programme oder „Einladungsschriften“ ausgehen lassen; dießmal beide von ihren Mathematikern; das eine über Plus und Minus, das andere (das alte) über die Insel Taprobane. Letztere Abhandlung rührt vom Gymnasial-Professor Georg Mayer her. Er stellt darin die verschiedenen Meinungen zusammen, welches Eiland des ostindischen Ozeans eigentlich unter jenem alten Namen gemeint seyn möchte. Kant hielt selbst Madagaskar dafür, Heeren und mit ihm ein Heer von Nachfolgern Ceylon oder wie es strenger heißt Ceylan, nach der Benennung der Portugiesen (Selan), die 1505 unter Almeyda daselbst landeten.

Die kleine Mayer'sche Schrift (10 S. in 4°) stellt ferner die von den Alten überlieferten Nachrichten über Taprobane, so viel möglich chronologisch zusammen. Das thaten schon früher Bochart, Salmasius, Vossius mit allen Stellen des Strabo, Dionysius Periegetes, Pomponius Mela, Plinius, Ptolemäus, Arrianus, Martianus ꝛc.

Von den neueren Behandlern des Gegenstandes führt Professor Mayer nur noch den Franzosen Gosselin und den Engländer Robertson auf, von denen jener sich geradezu für Ceylon, letzterer schwankender, obschon er entschieden sich gegen Merkators Annahme von Sumatra erklärt. Hr. Mayer findet S. 7 alle Größen- und Produkten-Vergleiche, eben so die alten Aeußerungen der Eingebornen über die Gestirne und die Schatten (S. 8) anwendbarer auf Madagaskar; entscheidet sich S. 9, aber für eine durch Theilung ausgleichende Meinung, wornach die Insel im indischen Meere, welche zu Alexanders Zeit durch Onesikritus den Griechen unter dem Namen Taprobane bekannt wurde, ohne Zweifel Ceylon gewesen sey; jedoch die Insel, von welcher nach Plinius Bericht Gesandte nach Rom kamen, sicher für Madagaskar angenommen werden dürfte.

Es ist zu bedauern, daß Professor Mayer nicht auf die Thatsachen Rücksicht genommen, welche aus wichtigeren neueren Untersuchungen (in den Asiat. Research., Jones, Wallace, Percival, John Knox, Davy ꝛc.) Professor Dr. P. von Bohlen im 1830 schon erschienenen ersten Theile seines ausführlichen Werkes vom „Alten Indien“ S. 29 — 52 über Ceylon und Taprobana mittheilte.

Professor Mayer führt zwar S. 6 seiner Einladungsschrift die bei Eustathius (zu Dionysius Periegetes), Cosmas (Indicopl.) Solinus ꝛc. vorkommenden Namen Salice, Seilan, Selan, Sidelivia an, ohne über ihre sprachgesetzliche Abschleifung aus der allen zu Grunde liegenden indischen Benennung zu bemerken, geschweige denn, nach dem altvererbten Namen Taprobane im Indischen sich umzusehen; welche Nachfrage doch auf dem Gebiete dieser Erd- oder Länderbeschreibung wesentlich entscheidend ist, da das indische Sprach-Alterthum vorzugsweise beharrlich und beständig geblieben ist, und es sich nach allen Seiten bewährt hat, daß die griechischen Reise- und Länderberichte zwar mit griechischem Leichtsinn oder griechischer Mundgeschmeidigkeit verstümmelt, doch meist die landesüblichen indischen oder asiatischen Namen, der Menschen wie der Oerter und Dinge, richtig (d. h. umgegriecht) überliefert haben. Ein recht bezeichnendes Beispiel giebt hier der griechische Name des altindischen Schachspieles ab, das die Griechen Ζατρίκιον nannten, indem sie so das persische Shatrenj, Shatreni sich mundgerecht machten, wie die Perser schon an jenes das indische Chaturanga d. i. vierleibig, Viergliederung, die vier Waffengattungen der indischen Schlachtordnung, nach welcher das Schachspiel sich gestaltete, anknüpften. Perser und Abendländer deuteten sich jenes Shatrenj häufig als Schatrak (türkisch Schatransch, Ζατρικ-ιον) die 100 Beharrlichkeiten, 100 Kunstgriffe, ja selbst als Schah-treni Königsschmerz, auf den Ausgang (Schach matt) zielend; gerade so unbedeutend, wie die Franzosen aus der persischen Benennung des Feldherrn im Spiele, Ferz (Pierce, Pierge) sich eine Vierge (Virgo) aus dieser eine Königin bildeten. — Arrian allein nennt den Kaukasus Graukasus, d. i. im Sanskrit Gráva-kásas, glänzendes Gebirge, wie sein höchster Gipfel Meru, das Strahlende, genannt wurde. Wer würde dieses noch in dem Gaukelhachs der mittelhochdeutschen Dichter suchen? — Der Nerdudas-Fluß heißt bei Ptolemäus Να(ρ)μάδος, d. i. im Indischen Narmadá, die liebliche. — Golkonda heißt im Periplus Nelkynda, d. i. Nilakhanda, blaues Land. Derselbe Periplus nennt Syrastrena, das Ptolemäus richtiger als Συραστρη aufführt, d. i. Surashtra, schönes Reich (das Gebiet Larika), u. s. w.

Wir kehren zu Taprobane zurück. Ceylon oder Ceylan bildete sich, wie schon gesagt, aus Seilan, Selan, dem das Ptolomäische Salike wohl Quelle wurde, wie diesem das ursprüngliche Sinha'taka oder Shinha'la-dvipa, d. i. Löwen-Eiland. Aus Shinhala-dvipa bildeten Römer und Araber Seran-div, Seran (selbst Sidelivia st. Se'le-diva), mit welchem Serandiv vielleicht der Name Simundu zusammenhängt, wie die Insel bei Ptolemäus und Stephan, Byzant. und im Periplus, auch heißt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das an politischen Ereignissen von höchster Wichtigkeit so reiche Jahr 1830 hat dem französischen Grabstichel Gelegenheit genug gegeben, das Andenken derselben auf zahlreichen Münzen zu bewahren. In dem ersten

Vierteljahre von 1830 ging so aus dem Prägstocke eine Münze hervor, die von den dankbaren Bürgern den 221 Deputirten gewidmet wurde, welche für die Adresse an den König stimmten. Auf derselben ist Frankreich in aufrechter Stellung abgebildet, in der rechten die Adresse haltend, mit dem linken Arme eine Säule umschlingend, auf der ein Hahn steht. Ober derselben erblickt man das Wort „Charte" in einem Lorbeerkranze, und einen Anker, das Symbol der Hoffnung. Als Rundschrift liest man: 16 März 1830. — Die Einnahme von Algier wurde durch eine Münze mit dem Datum 5 Julius 1830 gefeiert. Frankreich auf einem Löwen sitzend steckt die lilienbesäete Fahne auf den Mauern der eroberten Stadt auf. — Die Ereignisse des Julius lenkten die Aufmerksamkeit von dieser Eroberung ab und gaben zu folgenden vier Münzen Anlaß: Eine Frau mit weinendem Antlitze und auf den Knien hält die dreifarbige Fahne und schreibt auf ein Denkmal die Zeilen: „A la mémoire des Français morts pour la liberté." Das Denkmal wird von der Freiheit bekränzt. Ein Hund, das Symbol der Treue, liegt daneben. Man liest als Rundschrift: 27, 28 und 29 Julius 1830. Auf der Kehrseite stehen einige Verse von Kasimir Delavigne. — Das französische Volk, vorgestellt unter der Gestalt eines herkulischen Jünglings, schreibt auf ein Grabmal den Tag der Julius-Ereignisse, und hält in der linken Hand Bürgerkronen. Neben dem Grabmal erhebt sich ein Lorbeerbaum, an dessen Fuß ein Schild mit dem gallischen Hahn liegt. Ein Bienenkorb, eine Flinte, eine dreifarbige Fahne und ein Eichenzweig im Hintergrunde bedeuten die Industrie und den Muth des Volkes. Man liest als Rundschrift: „A la mémoire des Français morts pour la liberté." Die Kehrseite zeigt in einem Lorbeerkranze die Worte: „Aux braves défenseurs de nos lois, la patrie reconnoissante." — Der Kopf der Freiheit mit den Fascen, darüber ein strahlendes Gestirn, von der Umschrift umgeben: „Liberté nationale reconquise par le peuple, 27, 28, 29 Juillet 1830." Auf dem Revers liest man auf einer Tafel: „Règne des lois." Daneben ist eine Wage, ein Spiegel und eine Schlange angebracht: die Symbole der Gerechtigkeit, Wahrheit und Klugheit. — Das behelmte Haupt der Pallas mit der Umschrift: „Honneur à la ville de Paris, le 27, 28, 29 Juillet 1830." Kehrseite: „Liberté, égalité, ordre public." — Sechs Medaillen wurden in demselben Jahre mit dem Brustbilde des Königs geprägt: 1) mit den Worten: „Au Conservateur de la liberté 1830," in einem Eichenkranze auf der Kehrseite; 2) auf dem Revers die Worte: „Voilà le Prince qu'il nous faut; c'est la meilleure république (Lafayette 7 Août 1830); 3) der Kopf des Königs auf einer Halbsäule, auf der man liest: „Charte constitutionnelle," daneben die Fahne mit einer Freiheitsmütze darüber, einer Lilie, einem Adler und dem französischen Hahn. Vorn ein Kind, das neben einem schlafenden Löwen und einem wachenden Hahn liegt; Legende: „L. P. d'Orléans, acceptant la couronne, réunit les partis." Auf der Kehrseite liest man von einem Lorbeer- und Eichenzweige eingeschlossen die Worte: „Désormais la charte sera une vérité," als Rundschrift: „Liberté, ordre public. Dédié aux gardes nationales de France." Ein Löwe, eine Lampe, ein Anker in Laubwerk. 4) Der Kopf des Königs mit dem Revers: „Liberté, ordre public. Garde nationale. Première revue générale le 29 Août 1830." 5) Mit dem Revers: „Le rétablissement de la garde nationale." Ein Hahn von Fahnen umgeben, in der Mitte eine Bürgerkrone. 6) Mit der Kehrseite: „Sûreté et vigilance. Garde nationale 1830. Ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln, den einen Fuß auf einer Kugel, die das Wort „Liberté" trägt. — Auch Lafayette wurde durch drei Münzen gefeiert. 1) Der Kopf des Generals Lafayette, mit der Kehrseite: „Appelé pour le voeu unanime des citoyens au commandement général des gardes nationales, le 28 Juillet 1830." 2) Der Kopf des Generals mit dem Revers: „Au Général Lafayette, l'arrondissement de Meaux, Juillet 1830." 3) Derselbe Kopf von Pingret gestochen, diente zu mehreren Medaillen, welche die Nationalgarden von Dijon, Dünkirchen u. s. w. dem Bürger der zwei Welttheile widmeten.

•

Bei dem öffentlichen Interesse, das sich jetzt an das Schloß von Meudon, den Aufenthaltsort Don Pedro's und seiner Gemahlin, knüpft, mögen folgende Notizen über dieses Schloß hier eine Stelle finden: Das alte Schloß von Meudon wurde erbaut und bewohnt von der schönen Herzogin d'Estampes, der angebeteten Geliebten des Roi-Gentilhomme Franz I. Später wurde es erweitert und verschönert durch den berühmten Kardinal von Lothringen, der sich dahin zuweilen zurückzog, um in Gesellschaft von Gelehrten sich von den Staatssorgen zu erholen. Es befanden sich unter den letztern namentlich der treffliche Kanzler Hopital, der hier über die Castra superba Medonis — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen — von Verwunderung entzückt nicht genug den Zauber der gelehrten Unterhaltung auf jener prächtigen Terrasse, die mit den hängenden Gärten der Semiramis wetteifert, preisen kann. Mit gleichem Lobe spricht er von den Spaziergängen in den einsamen Wäldern, die der Kardinal den ersten Kapuzinern, die er in Frankreich einführte, geschenkt hatte. Heinrich IV bewohnte dieses Schloß während der Belagerung von Paris. Späterhin wurde es Eigenthum des Oberintendanten Survien, der Einiges daran neu erbauen ließ; aber erst der folgende Besitzer Louvois war es, der es auf das Prachtvollste erweiterte. Diese herrliche Besitzung fiel an den Grand-Dauphin im Jahre 1771, der in den Mauern des neuen Schlosses, das er bauen ließ, und das jetzt Don Pedro bewohnt, starb. Ludwig XV konnte das Schloß Meudon nicht leiden; er machte kein Geheimniß aus dem Grunde seiner Abneigung: er hatte nämlich hier seinen ersten Unterricht von dem Kardinal Fleury erhalten.

•

Der Zustand der spanischen Ausgewanderten, die sich nach England geflüchtet haben, ist über alle Beschreibung trostlos geworden. Vor einigen Tagen erschienen im Mansionhouse zu London drei Spanier, ein Obrist und zwei Kapitäne, den nahen Hungertod auf ihren eingefallenen hohläugigen Gesichtern, und baten in Abwesenheit des Lord Mayors, Herrn Hobler, er möge sie und andere ihrer Landsleute, Leute von Rang und Ansprüchen auf einstiges großes Vermögen, vor dem unvermeidlichen Untergange erretten. Sie versicherten, daß sie acht und vierzig Stunden schon keinen Bissen Brod über die Zunge gebracht. Einige dieser unglücklichen Spanier waren schon vor Elend und Mangel umgekommen. Vergebens hatten sie sich an die Regierung und den König von England selbst um Unterstützung gewendet. Lord Wellington, der die für die vertriebenen Spanier von der Regierung früher ausgesetzten Fonds, im Betrag von noch 18.000 Pfund Sterling, in Händen haben soll, verweigerte gleichfalls fernere Unterstützungen. Bis darüber die geeigneten Nachforschungen angestellt und Summen flüssig gemacht werden können, wird es um die armen Spanier wahrscheinlich geschehen seyn. Herr Hobler gab ihnen für die dringendsten Bedürfnisse einiges Geld aus seiner eigenen Tasche und verwies sie an den Lord Mayor.

•

Der jetzige Lord Byron war zur Zeit, als er noch als Schiffskapitän diente, beauftragt, den König und die Königin der Sandwichsinseln wieder in ihre Heimath zu bringen, wo er nach deren Rückkehr der Krönungsfeierlichkeit des neuen Königs beiwohnte. Ein Theil dieser Ceremonie bestand darin, daß man über dem Haupte des Königs zwei Schwerter kreuzte, von denen das eine der Staatskanzler des sandwichischen Königthums, Billy Pitt, das andere Kapitän Byron hielt. Ersterer ging nach dieser Weihe mit seinem Schwert auf das Volk los, schwang es und schrie auf englisch: „Damn' ye, obey the King," was in einer freien Uebersetzung etwa lauten würde: „Verdammte Schlingel, wollt Ihr dem Könige Gehorsam leisten?" — Ein artiges Seitenstück zu den Königskrönungen in den civilisirten Ländern. Bei beiden kommt es, die Formen abgerechnet, so ziemlich auf Eins hinaus.

•

In Constantinopel wird in Kurzem die erste Zeitung erscheinen, und zwar in türkischer und französischer Sprache. Der türkische Theil wird von dem Reichshistoriographen Esad-Effendi, der französische von Herrn Blaque redigirt werden. Letzterer gab den unter türkischem Einflusse geschriebenen „Courrier de Smyrne" heraus, der seit Kurzem zu erscheinen aufgehört hat. — „Der Sultan Mahmud," bemerkt der Figaro hierzu, „ist Journalist geworden. Man glaubt, daß er für die Opposition schreiben wird."

Berichtigung.

S. 1107 in der Note, Z 2 v. U. lies Satzkupfer statt Satzkupfer.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 281. 8 Oktober 1831.

Reisen chinesischer Buddhisten in Mittelasien. *)

Die Traditionen der Chinesen erzählen, daß dieses Volk ehemals beinahe ganz Asien durchreist habe, daß ihre Pilgrime Tübet Turkestan, die große und die kleine Bucharei durchwandert, daß ihre Kaufleute seidene Stoffe nach Persien führten, und tief in der Tartarei Pferde einkauften. Große Heere folgten den Handelsleuten, um sie zu unterstützen oder zu rächen, wenn barbarische Horden sie zuweilen mißhandelt hatten. Gewandte Diplomaten wurden vorausgeschickt, um die Kriegsoperationen vorzubereiten, und es gelang ihnen oft, die Stämme unter einander zu entzweien, und die Gegenden, wo sie ihre Talente geübt hatten, in Feuer und Flammen zu setzen. An diesem allem ist nichts Ausserordentliches, aber doch wundert man sich darüber, weil man sich nur mit Mühe daran gewöhnt, barbarische Völker dieselben Mittel und Wege ergreifen zu sehen, wie civilisirte Nationen. Die Gelehrten benutzen diese Ereignisse, um daraus die Religionen kennen zu lernen, welche in jenen Gegenden blühten, und sich einen Begriff von den Revolutionen zu machen, welche Reiche umgestürzt, Völker vertrieben und die Menschenracen zwischen dem kaspischen und japanischen Meere sich zu vermischen genöthigt haben; man studirt mit Nutzen für verschiedene Zweige der historischen Wissenschaften die Berichte über die Eroberungen Alexanders, der Römer und der Mongolen, und die Unglücksperioden, welche das Menschengeschlecht am meisten zerrüttet haben, haben immer ein besonderes Interesse in den Augen des Kritikers, des Geographen und des Chronologen.

Eine erfreuliche Quelle von Kenntnissen liegt aber in der Geschichte des Ursprungs, und der Entwicklung der orientalischen Religionen. Im Allgemeinen kann man die Bekehrung eines Volks zu einer neuen Religion immer als einen Fortschritt in den Sitten und eine Wohlthat für die Menschheit ansehen, und die Geschichte bezeugt, daß man fast nie in der Laufbahn der Glaubensverbesserungen Rückschritte gethan hat. Der Buddhismus, oder Samanäismus ist ein Beweis für diese Ansicht, und die Nationen, welche ihn angenommen haben, konnten nichts Besseres thun. Diese Religion hat die Barbaren des Nordens civilisirt, den Priestern von Tübet eine Literatur gegeben, und den scholastischen Geist der Chinesen und Indier geübt und geschärft. Einige Länder in Asien verdanken ihm ihre ganze geistige Bildung, vom Alphabet an bis zur Metaphysik, daher auch seine Geschichte, die in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten so sehr auf sich gezogen hat, zu gleicher Zeit die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes in ungeheuern Ländern ist, wo er nie das Bedürfniß gefühlt hätte, eine Literatur zu erschaffen, wenn die Theologie ihn nicht genöthigt hätte, unzählige Werke und mehr Legenden und Fabeln, als jemals Rom, Griechenland und Aegypten erfunden haben, aus dem Chinesischen und dem Sanskrit zu übersetzen. Wir lesen zwar diese Bücher in einem andern Sinn, als in dem sie geschrieben sind, allein die Lehren, die wir daraus ziehen, obgleich andere als die, welche man hatte hineinlegen wollen, sind für uns eben so anziehend und etwas solider.

So interessant die Annalen dieser berühmten Religion wegen des großen Einflusses sind, den sie auf Centralasien ausgeübt haben, so nützlich ist es den Weg zu verfolgen, den sie genommen hat, und, um mich so auszudrücken, die Geographie derselben zu beschreiben. Der Buddhismus ist vor etwa 2800 Jahren im Norden von Indien entstanden, und hat sich von da in allen Richtungen verbreitet, und nach und nach Ostpersien, die Tartarei, Ceylon, China, Tübet und die Mongolen bekehrt. Viele Nationen haben

*) Es enthielten bereits diese Blätter (erste Hälfte dieses Jahrganges S. 624) eine kurze Notiz von dem Memoire des Herrn Abel-Remusat über eine Reise, die am Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, von einigen buddhistischen Mönchen aus China in die Tartarei, nach Afghanistan und nach Indien unternommen wurde. Diese Denkschrift war bestimmt, in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Inschriften in Paris (den 22 Julius d. J.) gelesen zu werden, wurde aber wegen Mangel an Zeit nicht vorgetragen. Das Memoire selbst enthält eine Masse historischer, mythologischer, geographischer Erläuterungen und Untersuchungen, welche sich an die Erzählung anschließen, und wird wohl in der Sammlung der Akademie gedruckt werden. Der Verfasser hat überdieß nicht nur den Text der Reisebeschreibung, aus der hier ein gedrängter Auszug gegeben wird, sondern noch zwei ähnliche Berichte aus dem Chinesischen übersetzt, deren Einer eine Reise zum Gegenstand hat, welche im Jahre 502 von zwei chinesischen Mönchen nach Bedakschan, Udiana, Kandahar und Ostpersien, unternommen wurde; der andere eine von einem Buddhisten unternommene Pilgrimschaft durch Tokharistan, Afghanistan, Sind, und fast alle Theile von Hindustan, auf welcher er 130 Königreiche durchwandert, und beschreibt, und der eine fast vollständige Darstellung des Zustandes von Indien im siebenten Jahrhundert gibt. Diese drei Uebersetzungen werden von einer großen Menge Erläuterungen über historisch-geographische, besonders aber buddhistisch-religiöse Punkte begleitet werden. Der hier folgende Auszug kann einen Begriff von der Wichtigkeit und dem Interesse dieser Untersuchungen geben.

sie durch den Eifer von Missionären erhalten, welche Wüsten durchwanderten, um ihren Glauben zu verbreiten. Andere haben sie durch fromme Pilgrime aus Gegenden eingeführt, welche sie schon früher angenommen hatten. Hätte man die Berichte aller dieser Reisen, so besäße man höchst wichtige Quellen über wenig bekannte und ausgedehnte Gegenden; man würde daraus die Namen vieler Städte und Völker kennen lernen; man erführe etwas von den politischen Abtheilungen von Hochasien in alter Zeit, und von ihren socialen Institutionen, und könnte sich einen Begriff von den gegenseitigen Verhältnissen und Verbindungen entfernter Völker machen. Dieser letzte Punkt ist von großer Wichtigkeit, denn wir sind nur allzu geneigt vorauszusetzen, daß die Nationen, welche wir nicht kennen, sich auch unter einander nicht kennen, und daß sie in der langen Zeit, in der sie uns unbekannt geblieben, allen Kenntnissen fremd geblieben sind. Wir sehen nicht ohne Erstaunen, daß die Orientalen uns in etwas vorangegangen sind, und daß sie z. B. Asien umschifft haben, lange ehe wir das Cap der guten Hoffnung umschifften.

Dieß sind die Gründe, welche mich bestimmt haben, den Bericht über eine Reise aufzusuchen und zu übersetzen, welche vor 1400 Jahren von buddhistischen Priestern unternommen wurde, um ihre Glaubensregeln an den Orten zu prüfen, wo ihre Religion entstanden war, und sich theologische Werke, heilige Bilder und Liturgien zu verschaffen. Sie reisten im Jahre 399 nach Chr. von China aus, durchwanderten die ganze Tartarei, betraten die Gebirge von Klein-Tübet, die höchsten der Erde, setzten mit Hülfe von Stricken und fliegenden Brücken über unzugängliche Thäler, und 8000 Fuß tiefe Abgründe, erreichten so die Ufer des Indus, den sie überschritten, um Gegenden zu bereisen, welche noch kein Europäer betreten hat. Sie trafen hier den Buddhismus, indische Bücher, die Sanskritsprache, alte Idole, berühmte Reliquien und prachtvolle Tempel. Indien schien über seine Grenzen getreten, Ostpersien überschwemmt und eine Civilisation dorthin gebracht zu haben, welche seitdem durch die Einfälle der Muhammedaner, und so viele andere Revolutionen, welche sich in jenen Gegenden gefolgt sind, bis auf die letzte Spur aus den Thälern verschwunden ist, wo jetzt die Afghanen und Beludschen wohnen. Unsere Reisenden sind die ersten, welche uns dieses sonderbare Faktum gelehrt haben. Von da setzten sie wieder über den Indus, betraten das eigentliche Hindustan, besuchten die Ufer des Ganges, wo die Sagen von dem Stifter ihrer Religion sie hinriefen, und die Erinnerung an die heiligen Orte, welche er in seinem irdischen Leben geweiht hatte. Hier fanden sie den Ort, wo er am Fuße eines Baumes geboren war, wo man noch den Teich sieht, wo er seine erste Abwaschung vollbrachte, hier empfing er die erhabenen Kenntnisse, welche ihn Gott gleich machten; weiter hin war der Ort, wo er anfing, „das Rad des Glaubens umzudrehen," d. h. seine Religion zu lehren. An einem andern Orte wurde er auf einen Scheiterhaufen gelegt, und für ewig in einer göttlichen Extase verschlungen. Nicht weit von da waren vier mächtige indische Könige im Begriffe sich mit zahlreichen Heeren eine Schlacht zu liefern, als man glücklicherweise noch zu rechter Zeit ein Mittel fand, ihren Zwist friedlich zu schlichten, nämlich in gleichen Theilen die Reliquien des h. Mannes unter sie zu vertheilen, der so eben die Erde verlassen hatte. So findet sich die geographische Realität von Städten und Reichen welche bisher nur in der Mythologie zu existiren schienen. Kapilavasthou, Vaïsali, der Hirschgarten, und eine Menge anderer Orte, deren Lage eben so unbekannt war, als die der Inseln und der Staaten, von denen in Tausend und Einer Nacht die Rede ist, zeigen sich jetzt, nicht nur als der Schauplatz himmlischer Erscheinungen, langwieriger Prüfungen der Heiligen, glänzender Dichtungen oder unglaublicher Wunder, sondern als Stationen sterblicher Reisenden, die die Richtungen ihrer Wanderung, und die Biegungen ihrer Reiseroute sorgfältigst verzeichnen. So besitzen wir, was den Engländern fehlt, die zwar als Besitzer jener Länder, die Ruinen der heiligen Städte betreten, aber ohne sie zu kennen, und wir können, was noch ehrenvoller ist, dem Verfasser eines dicken deutschen Buches zu Führern dienen, der bei seinen Abhandlungen über diese mythologischen Scenen gestehen mußte, daß er vollkommen außer Stande sey, anzugeben, in welchem Theil von Indien sie gespielt haben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Mancher treffende Vergleich ließe sich ziehen zwischen den Festschmausen des Adels in Weißrußland, wie sie uns Gilblas schildert, und der barbarischen Pracht und Unmäßigkeit unserer mittelalterlichen Adelsfeste. Der unmenschlichen Saufgelage aus abgerundeten Bechern, die der Gast entweder auf Einen Zug leeren, oder so lange in der Hand halten mußte, bis er sie umstürzen konnte, nicht zu gedenken, erinnern auch die Plünderungen der Bauern, um die nöthigen Vorräthe herbeizuschaffen, nur allzusehr an Art und Sitte unserer alten stifts- und turnierfähigen Raubvögelsamilien, die auf ihren kahlen Felsennestern horstend, nicht selten von Hunger getrieben wurden, Speicher und Stallungen der Pächter mit offener Gewalt oder diebischerweise heimzusuchen. Ein großes Familienfest beschreibt uns Gilblas in Folgendem:

„Herr Gologordowski beabsichtigte den Geburtstag seiner Gattin und den Gewinn eines Prozesses über zehn Dissätinen Land, zu gleicher Zeit festlich zu begehen. Dieser seit dreißig Jahren schwebende Prozeß, hatte den Parteien sechzigmal mehr gekostet, als der streitige Gegenstand werth war: allein da es hauptsächlich darauf ankam, das zu erreichen, was man gewollt hatte, so sollte ein öffentlicher Triumph als Entschädigung für die Kosten, und das vom Sieger so lange erduldete Unrecht, und als Demüthigung des Besiegten dienen.

„Schon acht Tage vorher wurden die Einladungen an Verwandte, Nachbarn und selbst an weniger im Hause bekannte und entfernt wohnende Personen abgesendet. Josua brachte zwei seiner Glaubensgenossen, welche mit der Lieferung der Mundvorräthe, des Weines und der Spezereien beauftragt wurden. Diese Lieferanten aus dem Stegreise verkauften, wie ich später beim Intendanten erzählen hörte, dem Gutsherrn nur solche Waaren, die unserm schlauen Pächter gehörten, der nicht gesonnen war, seine Lebensmittel im eignen Namen an Herrn Gologordowski zu verhandeln, denn

dieser würde ihn unfehlbar mit Obligationen und Wechseln bezahlt haben, und was wäre dagegen einzuwenden gewesen? Da es indessen auch für seine zwei Kameraden kein baar Geld gab, und das Getreide noch nicht reif war, so wurde die Rocken- und Weizenernte auf dem Stengel verkauft, oder, wie man zu sagen pflegt, grün verzehrt. Josua wurde von den beiden angeblichen Lieferanten mit einer Gegenverschreibung versehn und war sicher, das Korn gedroschen und gereinigt, und außerdem drei Dutzend noch zu gebärender Kälber zu empfangen, die acht Monate auf Kosten des Eigenthümers der Heerde ernährt werden mußten.

„Wenn nun allerdings Herr Gologordowski bei dieser Gelegenheit sein Getreide grün und seine Kälber ungeboren losschlug, so empfing er doch dagegen einen kostbaren Vorrath von Weinen und frischen Eßwaaren, die in einem Tage aufgezehrt werden sollten. — Alle herrschaftlichen Jäger und auch die in den Dörfern hatten Befehl erhalten, die Tafel mit Wildpret zu versehen. Jeder erhielt dazu ein Pfund Pulver und ein halbes Pfund Blei, womit sie durchaus sechzig Stück Wild herbeischaffen sollten. Auf zwei Pfund Pulver kamen daher drei Fehlschüsse, und für jedesmal Fehlen mehr mußte ein grimne Silber (etwa drei Groschen) an die Kasse der herrschaftlichen Intendanz bezahlt werden. Durch Josua erhielt der Gutsherr einen Anschlag der Bauern, welche Eier, Butter, alte und junge Hühner besaßen, und das ganze Hofgesinde hatte Befehl hinzugehn, und ihnen diese Vorräthe im Guten oder Bösen abzunehmen. Dabei war bestimmt worden, daß den Bereitwilligen im Verhältniß des Werthes der überlassenen Gegenstände, einige Tage an den Frohndiensten erlassen werden sollten, und daß die Widerspenstigen zu erinnern wären, daß es einen Herrn Kantschukowski auf Erden gebe, indem ihnen zugleich Exekution angedroht würde.

„Das Wort Exekution bezeichnet in den polnischen Provinzen den Gebrauch, eine gewisse Anzahl von Dienern dem Bauern in's Haus zu legen, wozu gewöhnlich die schlechtesten Subjekte ausgewählt werden, welche sich daselbst häuslich niederlassen und essen und trinken, bis der Arme die Abgaben oder irgend eine andere, vom Gutsherrn befohlenene Kontribution bezahlt hat. Zuweilen erscheinen solche Belagerer auch als Strafe für einen nicht erfüllten Auftrag, als Züchtigung für eine dem jüdischen Monopolisten zugefügte Beleidigung, und wegen verschiedener ähnlicher Ursachen.

„Die Vorbereitungen für den Ball verursachten während der sieben Tage vorher eine ungewöhnliche Unruhe und Verwirrung im Hause. In den Dörfern herrschte Plünderung und Schrecken, als wären sie in Feindeshand gefallen. Gierige unbarmherzige Bedienten begingen hier dieselben Unordnungen, wie wahre Marodeurs. Sie durchsuchten Kisten und Kasten nach Hühnern; die Wäsche wegen der Butter, und visitirten unter den Halstüchern, um Eier zu finden. Was ihnen gefiel, nahmen sie, und beleidigten auf tausenderlei Art zum großen Herzeleid der armen Bauern und ihrer Familien.

„Wehe dem Lande, wo Menschen aus der verächtlichsten Klasse, oder Elende ohne Sitte und Bildung, mit einiger Macht bekleidet sind! Solche Menschen bestreben sich, ihre Gemeinheit mit dem Hochmuthe der Tyrannei zu übertünchen, indem sie sich mehr angesehn und geachtet glauben, je mehr ehrliche, ordentliche Leute vor ihnen zittern. Vom Morgen bis zum Abend kamen Bauern und Bäuerinnen in unsern Hof gelaufen und klagten, daß Unmögliches von ihnen begehrt werde; sie riefen Gott zum Zeugen an, daß der Jude einen falschen Anschlag ausgefertigt habe, und daß sie nicht besäßen, was von ihnen begehrt werde. Vergebne Mühe! Der Gutsherr glaubte dem verdammten Hebräer mehr, als seiner Frau und seinen eigenen Kindern; wies die Klagenden an Herrn Kantschukowski, und ein Blick von diesem reichte hin, sie schaarenweise vom Hofe zu vertreiben.

„In der Küche herrschte ununterbrochene Thätigkeit; jeden Diebstahl zu vermeiden, waren alle Ausgänge mit Kutschern als Schildwachen besetzt, die aber selbst Fleisch, Hühner und Eier stahlen, wo sie nur konnten, und ihren Raub, nachdem sie von ihrem Posten abgelöst worden waren, des Nachts in's Wirthshaus trugen. — Alle Bedienten waren mit Reinigung und Ausschmücken der Zimmer beschäftigt. Zum erstenmal seit einem Jahre wurden jetzt die Familienporträts abgestäubt; die Sessel von Eichen- oder Erlenholz erhielten neue Ueberzüge; die Möbeln von Acajonholz, welche allein zwei Zimmer zierten, wurden mit Hanföl aufgefrischt; und man beklagte die Decken der Zimmer wiederholt, daß sie nicht gescheuert werden konnten. Alle Spiegel, welche den Hausgenossen und Hausfreundinnen gehörten, wurden aus den Flügeln des Gebäudes in die großen Zimmer gebracht, und außer diesen vielen Veränderungen und Erneuerungen wurden sie am Vorabende des Festes mit Festons, Guirlanden und Fichten und Tannenzweigen geschmückt. Unsere Kapelle hörte nicht auf mit Einstudiren, und hielt häufige Proben in der Scheune, wo der ehrwürdige Pater Jesuit, ein geschickter Chemiker, oder wenigstens in der ganzen Provinz dafür bekannt, ein Feuerwerk vorbereitete, um Frau Gologordowski damit zu überraschen. Zwei Jäger arbeiteten daran unter seiner Leitung.

„Für die Pferde der Gäste gab es einen besondern Stall. Er wurde mit einer gewissen Futtergattung, genannt Fremdenheu, versorgt. Dieses bestand aus Schilf und auf Morästen gewachsenem Gras, das weder von den Zähnen der Pferde noch von Mühlsteinen zermalmt werden konnte. Der Fremdenhafer bestand aus einem Gemengsel von vier gleichen Theilen Häckerling, Rockenspreu, Abgang vom Buchweizen und geröstetem Hafer. Zwar schreiben die Gesetze der Gastfreundschaft unzweifelhaft vor, Gäste mit ihrem Gefolge an Menschen und Thieren gut zu bewirthen; der Festgeber, nur von dem Wunsche beseelt, die anwesenden Herren gut zu regaliren und zu unterhalten, hoffte jedoch in dem Falle, daß einer seiner Gäste so albern seyn, und durch zufällige Erkundigung die Hungerkur seiner Leute erfahren sollte, die Schuld davon auf den Intendanten zu schieben. Es wurden aber außerdem noch andere Anstalten zu Gunsten der nützlichen Personen getroffen. Unter diesen sind nämlich die Civilbeamten der Provinz und des Distrikts zu verstehen, und ihre Diener und Pferde wurden der besondern Sorgfalt des Marschalls und Stallmeisters empfohlen."

(Fortsetzung folgt.)

Beranger an Chateaubriand.

Das nachstehende Gedicht, das Beranger im Namen des dankbaren Frankreichs an den aus seinem Vaterlande entfernten Chateaubriand richtete, ist in der ersten Lieferung des am 5 d. M. zu Paris erscheinenden Diable Boiteux enthalten.

A MONSIEUR DE CHATEAUBRIAND.

Air d'Octavie.

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir notre amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Où donc est-il? se dit la tendre mère.
Battu des vents que Dieu seul fait changer,
Pauvre aujourd'hui comme le vieil Homère,
Il frappe, hélas! au seuil de l'étranger.

Proscrit jadis, la naissante Amérique
Nous le rendit après nos longs discords,
Riche de gloire, et, Colomb poétique,
D'un nouveau monde étalant les trésors.

Le pélerin de Grèce et d'Ionie,
Chantant plus tard le Cirque et l'Allambrah,
Nous revit tous dévots à son génie
Devant le Dieu que sa voix célébra.

De son pays, qui lui doit tant de lyres,
Lorsque la sienne en pleurant s'exila,
Il s'enquérait aux débris des empires
Si des Français n'avaient point passé là.

C'était l'époque où, fécondant l'histoire,
La grande épée, effroi des nations,
Resplendissante au soleil de la gloire,
En fit sur nous rejaillir les rayons.

Ta voix résonne, et soudain ma jeunesse
Brille à tes chants d'une noble rougeur:
J'offre aujourd'hui pour prix de mon ivresse,
Un peu d'eau pure au pauvre voyageur.

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Des anciens rois quand revint la famille,
Lui, de leur sceptre appui religieux,
Crut aux Bourbons faire adopter pour fille
La liberté qui se passe d'aïeux.

Son éloquence à ces rois fit l'aumône;
Prodigue fée, en ses enchantemens,
Plus elle voit de rouille à leur vieux trône,
Plus elle y sème et fleurs et diamans.

Mais de nos droits il gardait la mémoire.
Les insensés dirent: „Le ciel est beau;
Chassons cet homme, et soufflons sur sa gloire,
Comme au grand jour on éteint un flambeau.“

Et tu voudrais t'attacher à leur chute!
Connais donc mieux leur folle vanité:
Au rang des maux qu'au ciel même il impute,
Leur coeur ingrat met ta fidélité.

Va! sers le peuple, en butte à leurs bravades,
Ce peuple humain, des grands talens épris,
Qui t'emportait, vainqueur aux barricades,
Comme un trophée entre ses bras meurtris.

Ne sers que lui. Pour lui ma voix te somme
D'un prompt retour après un triste adieu.
Sa cause est sainte, il souffre; et tout grand homme
Auprès du peuple, est l'envoyé de Dieu.

Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Paris, 14 Septembre 1831. BÉRANGER.

Vermischte Nachrichten.

Aus einem von dem Ritter Abrahamson am 31 Dezember 1829 an den König von Dänemark eingereichten Berichte, den das Bulletin de société française de statistique universelle im Auszuge wieder gibt, geht hervor, daß sich in dem Königreiche Dänemark, das Herzogthum Schleswig und Holstein, und die Inseln Island und Färoer mit eingeschlossen, 2824 Schulen des wechselseitigen Unterrichts befinden; der erste Versuch hierin wurde im Jahre 1819 mit einer einzigen solchen Schule gemacht. Diese Versuche wurden in den Jahren 1820 mit 11, 1821 mit 15, 1822 mit 35 Unterrichtsanstalten dieser Art fortgesetzt. Seit dem August 1822 wurde die allgemeine Einführung derselben ausgesprochen, und bereits am 31 Dezember 1823 befanden sich im Königreiche 244 Schulen des wechselseitigen Unterrichts. Diese Zahl war im Jahre 1825 schon auf 1143, und so in fortwährender Zunahme im Jahre 1829 auf 2524 gestiegen, wozu im Jahre 1830 noch 300 kamen.

•

In Europa zählt man nur noch wenige Vulkane, die sich in Thätigkeit befinden; von diesen sind der Aetna, der Vesuv, der Vulkan auf Stromboli, der Hekla und fünf andere in Island bekannt. Nach d'Aubuissen wird die Zahl aller feuerspeienden Berge auf 205 geschätzt, wovon sich 107 auf Inseln, die andern 98 auf festem Lande befinden. Bemerkenswerth ist, daß fast alle Vulkane, die noch in Thätigkeit sind, in der Nähe des Meeres liegen.

Witzstacheln des Figaro.

Die Freiheit auf ihrem Baume.

„Was machst Du da oben?“ — „Ich sitze auf.“ — „Hast Du denn keinen Sitz auf Frankreichs Boden?“ — „Ich bin von Haus und Hof gejagt.“ — „Kannst Du mir wohl sagen, wo Du hergekommen bist?“ — „Man sagt vom Himmel.“ — „Und wohin gehst Du?“ — „Ich bleibe auf meinem Baume sitzen.“ — „Warum kommst Du denn nicht herunter?“ — „Man lauert mir auf, mich zu tödten.“ — „Fürchte nichts; ich werde Dich vertheidigen.“ — „Du?“ — „Ich bin das Volk.“ — In diesem Augenblicke glitt der Göttin ein Fuß aus; sie fiel von ihrem Baume herab und zufällig in die Arme des Volks. — „Teufel, Du bist ein wenig schwer zu tragen, meine Schöne!“ — „Das macht, weil Du nicht stark genug bist.“ — „Hui da, wetten wir einen Thron, daß mir die Last nicht zu schwer wird, wenn ich nur will.“ — „Gut, so wolle es. — „Es ist geschehen; ich habe es gewollt.“ — „Wohl, findest Du jetzt, daß ich Dich drücke?“ — „So wenig als mein Hut. Aber Du mußt mir auch zugeben, daß meine nackten Arme besser sind als drei Degen.“ — „Ich gebe es zu, aber lebe wohl! Ich muß wieder auf meinen Baum.“ — „Jetzt schon? Warum denn?“ — „Ich werde dort von der Höhe aus über Dich wachen,“ — „Soll ich Dir hinaufsteigen helfen?“ — „Es ist nicht nöthig. Es genügt mir zu wissen, daß ich auf Deine Kraft zählen darf. Wenn ich Dich brauche, werde ich Dir ein Zeichen geben. Bis dahin, Volk, gehe Deines Wegs und arbeite. Ich werde schon allein an die Aeste kommen!“ — (Die drohende Anspielung gegen den jüngern Zweig des Hauses Bourbon in den Worten: „Je saurai bien me raccrocher toute seule aux branches,“ was heißen kann: ich werde wohl allein schon wieder mit dem Zweige mich aussöhnen können, oder auch: ich werde mich selbst an den Zweigen aufhängen können — ist nicht zu übersetzen.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 282. 9 Oktober 1831.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft lächelte sich abermals an, als wollte sie sich zu verstehen geben, der Philosoph, obgleich der Witz zu seinem Handwerk gehöre, habe hier seinen Mann gefunden. Zugleich ließ der Kaiser dazwischen sich vernehmen:

„Auch beschied ich Dich nicht hieher, mein tapferer Edward, Ihm müßigen Bemerkungen als Zielscheibe zu dienen.“

Hier bebte Agelastes in den Kreis der Gesellschaft zurück, wie ein Hund, den der Jäger wegen unzeitigen Gebelles angefahren hat — und die Prinzessin Anna Comnena, auf deren schönen Gesichtszügen eine gewisse Ungeduld sichtbar wurde, sagte endlich: „Möge es denn meinem kaiserlichen und vielgeliebten Vater gefallen, die mit dem Zutritt in den Musentempel Begnadigten mit der Kunde zu erfreuen, warum Du befohlen, diesen Soldaten in dieser Nacht an einem Orte einzuführen, der so weit über seiner Stellung im Leben erhaben ist? Erlaube mir zu sagen, wir dürfen nicht mit leichtfertigen und leeren Scherzen die Zeit vergeuden, von der jeder Augenblick der Wohlfahrt des Reiches angehört.“

„Unsere Tochter spricht weise,“ sagte die Kaiserin Irene, welche gleich den meisten Müttern, die weder selbst mit sonderlichen Geistesgaben gesegnet noch im Stande sind, solche an Andern zu schätzen, doch immerhin tiefe Bewunderung für die ausgezeichneten Vorzüge ihrer Tochter hegte, und stets bereit war, dieselben ins beste Licht zu stellen. — „Erlaube mir zu bemerken, daß in diesem heiligen und erlesenen Ruhesitze der Musen, der den Studien unsrer vielgeliebten und hochbegabten Tochter geweiht ist, deren Feder, mein kaiserlicher Gemahl, den Ruhm Deines Reiches unsterblich machen wird bis ans Ende der Welt, und die diesen Kreis, die wahre geistige Blüthe unsers erhabenen Hofes, belebt und entzückt — erlaube mir zu sagen, daß bloß durch Zulassung eines Soldaten der Leibwache unserer Unterhaltung einen Ton erhalten hat, wie er der Kaserne eigen seyn mag.“

Der gute Kaiser Alexius Comnenus empfand ganz das Gefühl, das manches ehrlichen Mannes Herz auch auf einer niedrigeren Lebensstufe bewegt, wenn seine Frau eine lange Predigt beginnt; insbesondere, da die Kaiserin oft gegen ihren erhabenen Gemahl und Herrn die schuldige Verehrung außer Augen setzte, die sie für ihn von jedem Andern auf das strengste in Anspruch nahm. Obgleich nun der Kaiser durch eine längere Unterredung mit dem Soldaten sich gerne für die eintönige Geschichtsvorlesung der Prinzessin entschädigt hätte, so sah er sich doch in die Nothwendigkeit versetzt, den unterbrochenen Vortrag wieder aufnehmen zu lassen, oder die Beredsamkeit seiner kaiserlichen Gemahlin länger anzuhören. Er seufzte daher und sagte: „Wir müssen Euch, meine theuere kaiserliche Gemahlin und meine vielgeliebte in der Purpurkammer geborene Tochter, um Vergebung bitten. So viel wir uns erinnern, meine liebenswürdige und hochbegabte Tochter, wünschtest Du vergangene Nacht einen umständlichen Bericht von der zwischen unsern Truppen und den heidnischen Arabern — die der Himmel vernichten möge — bei Laodicea vorgefallenen Schlacht zu erhalten. Um unser eigenes Gedächtniß hierin zu unterstützen, erhielt deßhalb unser vielgetreuer Hauptmann Achilles Tatius den Auftrag, einen von jenen Soldaten hieher zu führen, dessen Muth und Geistesgegenwart am meisten fähig war zu bemerken, was um ihn her an jenem denkwürdigen und blutigen Tage vorfiel. Und Dieß ist der Mann, so viel ich weiß, der uns hievon Bericht geben soll.“

„Wenn es mir erlaubt ist das Wort zu nehmen,“ sagte der Hauptmann der kaiserlichen Leibwache — „und lange lebe mein kaiserlicher Herr, und diese erhabenen Prinzessinnen, deren Namen für uns sind wie die von seligen Heiligen — so steht vor ihrem Antlitz die Blume meiner Angelbänen, oder welche andere heidnische Namen man meinen Soldaten beizulegen pflegt. Zwar ist er ein Barbar von Barbaren, und durch Geburt und Erziehung nicht würdig, mit seinen Füßen den Teppich zu beflecken in dieser hochbegabten und beredten Versammlung, aber so tapfer ist er, so treu, so herzinnig ergeben, so unbedingt gehorsam in seinem Dienst, daß —“

„Genug, mein guter Hauptmann,“ unterbrach ihn hier der Kaiser, „es genügt uns zu wissen, daß er kaltblütig ist und Scharfblick besitzt, und im Kampfgetümmel nicht Ruhe und Besonnenheit verliert, wie ich schon zuweilen an Dir und andern großen Feldherren bemerkte, und — um die Wahrheit zu sagen, an unserm kaiserlichen Selbst bei außerordentlichen Gelegenheiten fühlte; welcher Unterschied in der Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen, nicht sowohl geringerem Muthe zugeschrieben werden kann, als vielmehr einem gewissen Bewußtseyn, wie wichtig unsere Wohlfahrt für das Ganze ist und einem Gefühle von der Menge von Pflichten, die zumal auf uns lasten. Sprich denn, Tatius, und fasse Dich kurz, denn unser theuerstes Gemahl und unsere dreimal gesegnete

in der Purpurkammer geborne Tochter scheinen etwas ungeduldig zu werden."

„Herward," sagte Tatius, „ist im Kampf so ruhig und beobachtend, als ein anderer bei einem festlichen Tanze. Der Staub des Kampfes ist für seine Nase Wohlgeruch, und zum Beweise seiner Männlichkeit wird er es gegen vier Andere (Wäringer ausgenommen), die sich meines kaiserlichen Gebieters Diener nennen, im Kampfe aufnehmen."

„Hauptmann," sagte der Kaiser mit verdrießlichem Ton und Blicke, „anstatt diese armen unwissenden Barbaren in der Gesittung und Aufklärung unsers erleuchteten Reiches zu unterrichten, nährt ihr nur durch solche ruhmredige Worte ihren eitlen Stolz und ihre angeborene Wuth, die sie ohnehin ansporut, Krieg und Streit zu suchen unter den Legionen fremder Länder, und sogar Zwist gebärt unter ihnen selbst."

„Wenn ich meinen Mund öffnen darf zu meiner unterthänigsten Entschuldigung," sagte der Hauptmann, „so würde ich mir erlauben, zu erwiedern, daß ich vor einer Stunde erst mit diesem armen unwissenden Angeldänen davon sprach, mit welcher väterlichen Sorgfalt die kaiserliche Majestät von Griechenland sich bemüht, Eintracht zu erhalten unter allen Kriegern, die seiner Fahne folgen, und wie angelegen unser erhabener Beherrscher es sich seyn läßt, diese Harmonie vorzüglich unter den verschiedenen Nationen zu erhalten, die ihm zu dienen das Glück haben, sehe zur Schande der blutdürstigen Zwistigkeiten der Franken und anderer nordischen Völker, die nie von Bürgerkrieg befreit sind. Ich glaube der arme junge Mensch kann mir dessen Zeugniß geben." Hier richtete er seine Augen auf Herward, der zur Bekräftigung ernst sein Haupt neigte, worauf Achilles ermuthigter durch dieses Zeugniß in seiner Entschuldigung mit mehr Zuversicht fortfuhr: „Was ich sprach, war unbedacht gesprochen, denn statt zu behaupten, Herward könne es mit vier von den Dienern Eurer kaiserlichen Hoheit aufnehmen, hätte ich besser sagen sollen, er werde sechs von den Todtfeinden meines kaiserlichen Herren unerschrocken die Spitze bieten, und ihnen Zeit, Waffen und Kampfplatz zu bestimmen überlassen."

„Das hat einen bessern Klang," sagte der Kaiser, „und wahrhaftig ich wünsche, daß meine vielgeliebte Tochter, die aus kindlicher Liebe es unternahm, die Thaten aufzuzeichnen, die der Himmel für dieses Reich zu vollbringen mich gewürdigt, stets im Auge behalte, daß Alexius, wenn auch sein Schwert nicht in der Scheide schlief, doch nie seinen Ruhm auf Kosten des Blutes seiner Unterthanen zu erweitern strebte."

„Ich hoffe," sagte Anna Comnena, „in dem bescheidenen Entwurf von dem Leben des Fürsten und Gebieters, dem ich meine Abkunft verdanke, nie seine Friedensliebe und seine Sorgfalt für das Heer vergessen zu haben eben so wenig als seinen Abscheu vor der grimmigen Sinnesart der ketzerischen Franken."

(Schluß folgt.)

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

„Alle Vorbereitungen waren glücklich beendigt, als zur Zufriedenheit aller Betheiligten der große Tag anbrach. Der Schwarm der Geladenen traf zur Messe ein. Die Menge der Kutschen, Kaleschen, Droschken, Britschkis und Telecks nahm den ganzen Raum zwischen den Pferde- und Viehställen ein. Fast jede Familie brachte zwölf bis zwanzig Pferde mit. Vier davon zogen die Kutsche, vier die Britschka mit der Dienerschaft, den Koffern und Schachteln, zwei den Teleck *), auf welchem sich in großen viereckigen Mantelsäcken die Betten und die mit Heu umwickelten Casserolen befanden, mit denen man unterwegs die Mahlzeiten bereitet hatte. Die unverheiratheten Gäste langten meistens mit sechs, nur wenige mit vier Pferden an. Einige Familien hatten aber eine noch weit größere Anzahl von Zugthieren in ihrem Gefolge, weil die Menge derselben de n hohenRang des Eigenthümers anzeigt.

„Nach der Messe begab sich Alles in den Saal, wo das Frühstück servirt war, was ich aber besser die Branntweinstunde nennen möchte, weil die Frauenzimmer nichts speisten, und die Männer nicht viel Anderes thaten, als trinken. Branntweine von verschiedener Farbe und Geschmack gingen unaufhörlich mit der Einladung von Hand zu Hand: „Kosten Sie ein wenig von dem," bis endlich die Flaschen leer waren. Die Damen begaben sich nun in den Garten und die Dienerschaft deckte während ihrer Abwesenheit die Tafel. Dabei langten aber immer noch mehr Gäste an, und vier Lakaien trugen ihnen Liquöre und Zuckerwerk in den Garten nach.

„Um zwei Uhr Nachmittags begann die Tafel. Die Kapelle unter der Leitung des Kapellmeisters, stellte sich in zwei Reihen auf der Gartentreppe auf, und spielte plötzlich eine Polonaise. Dieß war das Signal zur Tafel zu gehen, und alle Gäste versammelten sich sogleich in der Hauptallee. Herr Gologordowski bot einer sehr ehrwerthen Dame, der Gattin des Marschalls der Provinz, den Arm, und der Marschall erwies der Frau vom Hause dieselbe Ehre. Jeder Kavalier folgte sodann diesem Beispiele, und die ganze Gesellschaft marschirte nun vier Mann hoch in den Speisesaal und nahm Platz an der Tafel. Jede Dame saß hier zwischen zwei Herren. **) Die ausgezeichnetsten seiner Gäste wußte Herr Gologordowski an das obere Tafelende zu bringen, obgleich sie zuletzt in den Saal getreten waren. Ehe man Zeit gewonnen hatte sich zu setzen, rief er sie nämlich mit ihren Titeln aus dem Schwarme der übrigen zu sich, und bat sie, die Frau vom Hause ja nicht zu verlassen, und begleitete seine Bitte mit Scherzen und kurzweiligen Reden.

„Das Diner war kostbar. Mehr wie hundert Personen nahmen daran Theil, und zu schmausen gab es vollauf für Alle. In Hinsicht des Weins fand eine besondere Anordnung statt. Der gewöhnliche Tischwein, ein Frankenwein, befand sich, in elegante Flaschen umgefüllt, in der Gewalt der Gäste; die feineren Weine verschiedener Güte wurden von Lakaien eingeschenkt und herumgereicht, die wieder unter besonderer Direktion des Marschalls und des Stallmeisters standen. Der erste befand sich mit drei Bedienten zur Rechten, der Andere mit eben so vielen zur Linken der Tafel. Auf beiden Seiten war dem ersten Bedienten die beste Weinsorte, dem Andern eine mittlere und dem dritten die schlechteste anvertraut,

---

*) Eine Art kleiner Packwagen.

**) In Rußland will es die Sitte anders. Die Herren verlassen da beim Eintritt in den Speisesaal ihre Damen, und nehmen die eine, die Damen die andere Tafelseite ein.

deren Etikette jedoch von einem ganz ausgesuchten Trank erzählte. Nun wußten der Stallmeister und Marschall, zufolge der Tags vorher empfangenen Instruktion, gleich aus den Worten ihres Herrn zu beurtheilen, welchem Gaste dieser oder jener Wein eingeschenkt werden sollte. Sagte z. B. der gastfreie Wirth zu einem seiner Gäste: „Verachten Sie meinen Wein nicht; trinken Sie, ich bitte und seyn Sie versichert, daß es der Mühe werth ist,“ so war Dieß das Signal vom allerbesten her zu geben. Hieß es dagegen: „Bitte, trinken Sie; der Wein ist nicht schlecht;“ so wurde die zweite Sorte dargeboten, und auf die Worte: „Was heißt das? Sie trinken ja nicht! Schenkt doch dem Herrn ein!“ erhielt der Bezeichnete sein Glas voll Wein Numero drei. Der Gastgeber, schien mir, kannte den Geschmack seiner Freunde aus dem Grunde, denn alle tranken nach Herzenslust, um die gastfreundlichen Erinnerungen nicht unerhört verschallen zu lassen.

„Daß das Benehmen unseres Wirthes sehr weise war, wird man zugeben müssen. Was sollte ein auserlesenes Getränk an solche Personen vergeudet werden, die den abscheulichsten Wein auf Treue und Glauben mit dem größten Wohlgefallen hinunter schlürfen, sobald ihn nur der einschenkende Bediente mit einem vornehmen Namen belegt? Gebietet uns doch die Bibel selbst, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen.

„Als der Nachtisch vorüber war, wurde ein tiefer und weiter Pokal, mit Denksprüchen und Namenszügen ganz bedeckt, herbeigebracht; Herr Gologordowski füllte ihn bis zum Rande, brachte die Gesundheit seiner Gattin aus, und leerte ihn unter dem lauten Beifall und Vivat der Versammlung, und von den brausenden Tönen des Orchesters begleitet, bis auf den letzten Tropfen. Hierauf reichte er ihn seinem Nachbar mit den Worten: „es ist an Ihnen!“ und der Pokal wanderte nun in gleicher Weise rund um die Tafel. Endlich protestirten die Gäste gegen das fernere Trinken und begleiteten dieß mit dem sehr ernstlich gemeinten Grunde, daß es ja noch nicht Nacht sey. Alsbald erhoben sich der Hausherr, und die Anwesenden; jeder Herr nahm eine oder zwei Damen unter den Arm, und so ging es wackelig genug in den Garten, wo bereits Kaffee und Gebackenes in einem Boslet auf die Gesellschaft wartete.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte Lavallette, Aide-de-camp du Général Bonaparte, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Fortsetzung.)

Der Prozeß Lavallette's ist bekannt, und so voll interessanter Details darüber seine Memoiren sind, so müssen wir uns doch hier darauf beschränken, Einiges, was in Bezug auf seine romantische Entweichung aus dem Gefängnisse steht, mitzutheilen.

„Ich bemerkte, daß meine Stunden gezählt waren. Nur noch acht und vierzig waren mir übrig, da den Verurtheilten nur drei Tage vergönnt sind, mit einem Begnadigungsgesuche einzukommen. Der Großsiegelbewahrer fand es nicht genehm, die Bittschrift vor dem zweiten Tage vorzulegen. Der König hatte bereits dem Herzoge von Richelieu über die Sache zu sprechen verboten. Alle meine Freunde waren in Verzweiflung. Selbst die Gefängnißwärter hielten sich fern von mir. Eberle, der mir eigentlich sehr zugethan war, sprach nicht mehr mit mir. Er ging in meinem Zimmer umher, und es war augenscheinlich, er wußte nicht mehr, was er that. Es war eines Sonntags Abends. „Die Verurtheilten werden gewöhnlich am Freitage hingerichtet?“ fragte ich. „Manchmal auch am Sonnabende,“ erwiederte er bemüht, einen Seufzer zu unterdrücken. „Die Hinrichtung findet gewöhnlich um vier Uhr statt?“ — „Manchmal auch Morgens.“ — Bei diesen Worten ging er aus dem Zimmer und vergaß die Thüre zu verschließen. Eine Gefängnißwärterin von den weiblichen Gefangenen ging gerade vorbei; da sie mich allein sah, so stürzte sie herein, ergriff das Kreuz der Ehrenlegion, das ich trug, küßte es wie außer sich und rannte mit Thränen wieder davon. Der enthusiastische Ungestüm dieses Weibes, das ich stets nur in der Entfernung gesehen und nie gesprochen hatte, kündigte mir mein Schicksal an. Meine Frau kam um sechs Uhr, um mit mir zu speisen. Sie brachte eine Verwandte mit, Mademoiselle Dubourg. Als wir allein waren, sagte sie: „Es scheint nur allzugewiß, daß wir nichts mehr zu hoffen haben. Wir müssen daher einen Entschluß fassen, mein Theurer, und so höre denn meinen Vorschlag. Um acht Uhr suchst Du in meinen Kleidern aus dem Gefängnisse zu entkommen, setzest Dich mit meiner Base in meine Sänfte und lässest Dich in die Rue de St. Pères tragen, wo Du Herrn Baudus mit einem Cabriolet finden wirst, der Dich an einen für Dich zubereiteten Zufluchtsort führen wird, wo Du ohne Gefahr eine günstige Gelegenheit abwarten kannst, Frankreich zu verlassen.“ Ich sah sie an und schwieg. Ihr Betragen zeigte Ruhe, ihre Stimme Festigkeit. Sie schien so überzeugt von dem glücklichen Erfolge ihres Planes, daß ich erst nach einiger Zeit Etwas zu erwiedern wagte, und doch betrachtete ich das Ganze als ein wahnsinniges Unternehmen. Endlich mußte ich ihr meine Ansicht sagen, sie unterbrach mich aber beim ersten Worte, indem sie sagte: „Ich will keine Einwendung hören. Dein Tod ist auch der meinige. Ich fühle, daß Gott mir beisteht.“ Vergebens erinnerte ich sie an die Menge von Gefängnißwärtern, von denen sie jeden Abend, so oft sie mich verließ, umringt wurde; an den Schließer, der sie gewöhnlich in die Sänfte hob; an die Unmöglichkeit, mich gehörig zu verkleiden, um sie zu täuschen; endlich an meinen unbesiegbaren Widerwillen, sie in den Händen der Gefängnißwärter zurückzulassen. „Was werden sie thun,“ sagte ich, „wenn sie entdecken, daß ich entflohen bin? Diese rohen Bursche, werden sie nicht in ihrer blinden Wuth sich vergessen und vielleicht Dich schlagen?“ — Ich wollte fortfahren, aber ich bemerkte an der Blässe ihres Gesichtes und ihren konvulsivischen Bewegungen, daß sie von Ungeduld heftig bestürmt wurde, und daß es Zeit sey, allen Einwürfen ein Ende zu machen. Ich schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Wohlan denn, ich will thun, was Du willst; aber erlaube mir eine einzige Bemerkung zu machen. Das Cabriolet ist zu weit entfernt; kaum werde ich das Gefängniß verlassen haben, so wird auch meine Flucht schon entdeckt seyn, und ich werde wahrscheinlich in der Sänfte eingeholt werden; denn bis in die Straße der St. Pères braucht man fast eine Stunde.“ — Dieser Einwurf schien sie außer Fassung zu bringen. „Aendere diesen Theil Deines Plans,“ fügte ich hinzu, „Der ganze Vormittag bleibt uns morgen zur Ausführung unsers Vorhabens noch übrig, morgen verspreche ich Dir Alles zu thun, was Du verlangst.“ — „Ja, Du hast Recht,“ erwiederte sie. „Ich will das Cabriolet mehr in der Nähe halten lassen. Aber gib mir Dein Wort, daß Du mir folgen willst; denn Dieß ist unsre letzte Zuflucht.“ — Ich faßte ihre Hand und sagte: „Ich will Alles thun, was Du wünschest und wie Du es wünschest.“ Dieß Versprechen beruhigte sie, und wir trennten uns.

„Je mehr ich über ihren Plan nachdachte, desto unausführbarer erschien er mir. Sie war einen vollen halben Zoll größer als ich; alle Gefängnißwärter hatten sie zu wiederholten Malen gesehen; ihre Figur war schlank und geschmeidig. Zwar hatten mich meine Leiden bedeutend abgemagert; aber dennoch war der Unterschied zwischen uns noch immer auffallend. Auf der andern Seite war ich auch so gut auf den Tod vorbereitet. In der That hatte ich in den letzten zwei Tagen darüber nachgedacht, ob ich nicht die geheimen Mittel zu meiner Selbstvernichtung hervorholen sollte. Das „Du“ des Henkers, der langsame Zug von der Conciergerie auf den Grèveplatz machten mich schaudern; doch noch blieb mein Herz gefaßt. Und nun wurde ich plötzlich genöthigt, meine Augen von dem schon befreundeten Bilde des Todes abzuwenden und meine Gedanken auf die einzelnen Umstände einer Flucht zu richten, die mir unmöglich auszuführen

und thörichtes Beginnen schien. Auch das Burleske schien sich in den tragischen Theil meiner Geschichte mischen zu wollen; denn es war vorauszusehen, daß ich in der Weiberkleidung eingeholt werden würde, und vielleicht war man grausam genug, mich unter dieser lächerlichen Verkleidung dem gaffenden Publikum Preis zu geben. Aber wie konnte ich auf der andern Seite mich weigern? Emilie schien so glücklich in ihrem Plane, so überzeugt von seinem Erfolge! Es würde sie getödtet haben, hätte ich ihr nicht Wort gehalten. — —

„Am andern Tage um fünf Uhr kam Emilie wieder und brachte Josephinen mit, die ich mit eben so viel Erstaunen als Freude wieder sah. „Es scheint mir besser," sagte sie, „unser Kind mitzunehmen. Ich will sie unterrichten, was sie zu thun hat." Emilie trug einen Ueberrock von Merino, reich mit Pelz gefüttert, den sie gewöhnlich über ihre leichte Kleidung zog, wenn sie den Ballsaal verließ. In ihrem Ridikule hatte sie ein schwarzseidenes Frauenkleid mitgebracht. „Dieß reicht hin," sagte sie, „Dich ganz und gar unkenntlich zu machen." Dann schickte sie meine Tochter ans Fenster und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Bis sieben Uhr mußt Du fertig seyn; Alles ist gut vorbereitet. Im Hinausgehen wirst Du Josephinen an der Hand führen. Gehe nur äußerst langsam, und wenn Du durch den langen Einregistrirungssaal gehst, so ziehe meine Handschuhe an und verhülle Dein Gesicht mit meinem Taschentuche. Ich hatte daran gedacht, einen Schleier anzulegen; aber unglücklicher Weise habe ich nie einen getragen, so oft ich hieher kam. Es ist daher nicht daran zu denken. Gib ja Acht, unter den Thüren, die sehr niedrig sind, nicht mit den Federn auf Deinem Hute anzustoßen und sie zu knicken; denn Alles wäre dann verloren. Die Gefängnißwärter finde ich allzeit im Einregistrirungssaale, und der Schließer führt mich gewöhnlich an die Sänfte, die stets an der Eingangsthüre hält. Dießmal aber wird sie im Vorhofe oben an der Hauptstiege seyn. Bald darauf wirst Du Herrn Baudus begegnen, der Dich zum Cabriolet führen und dann an den Ort bringen wird, wo Du verborgen bleiben wirst. Uebrigens geschehe Gottes Wille, mein Freund. Thue Alles genau, was ich Dir sage. Bleibe nur ruhig. Gib mir Deine Hand und laß mich Deinen Puls fühlen. Ganz gut. Nun fühle meinen. Verräth er die geringste Unruhe?" — Ich konnte bemerken, daß sie in einem heftigen Fieber war. — „Aber vor allen Dingen laß uns nicht unsern Gefühlen nachgeben; Dieß würde unser Verderben seyn." Indeß gab ich ihr doch meinen Ehering; auch war es, im Falle ich die Gränze erreichen und angehalten werden sollte, von Nutzen, Nichts an mir zu haben, was mich verrathen konnte. Hierauf rief sie meine Tochter und sagte: „Gib wohl Acht, mein Kind, was ich Dir jetzt sagen will, sonst sollst Du es zu bereuen haben. Ich gehe diesen Abend um sieben Uhr hinweg statt um acht Uhr; Du mußt hinter mir gehen, weil, wie Du weißt, die Thüren eng sind; aber wenn wir in den langen Einregistrirungssaal kommen, so gib ja Acht, auf meine linke Seite zu gehen. Der Schließer ist gewohnt, mir auf dieser Seite den Arm zu bieten, und ich mag ihn heute nicht annehmen. Wenn wir außer dem Eisengitter sind und die äußere Stiege hinaufgehen, dann halte Dich rechts an mir, damit mir nicht die angezogenen Gendarmen auf der Wache so ins Gesicht gaffen, wie sie gewöhnlich thun. Hast Du mich wohl verstanden?" — Das Kind wiederholte seine Anweisung mit wunderbarer Genauigkeit. Kaum war sie damit fertig, als St. Roses hereintrat. Er hatte sich unter dem Vorwande, Madame Lavallette nach Hause begleiten zu müssen, Zutritt zu verschaffen gewußt; aber seine eigentliche Absicht war, mich noch einmal zu sehen; denn er war nicht ins Einverständniß gezogen worden. Seine Gegenwart würde uns sehr hinderlich geworden seyn. Ich nahm ihn daher beiseite und sagte: „laß uns jetzt allein, mein Freund, Emilie hat noch keine Ahnung von ihrem Unglücke. Wir müssen sie in ihrer Unwissenheit lassen. Komme um acht Uhr zurück; doch gehe nicht herein, wenn Du die Sänfte nicht mehr siehst. In diesem Falle begib Dich sogleich in ihre Wohnung, wo Du sie treffen wirst." Ich umarmte ihn somit und drängte ihn zur Thüre hinaus. Aber schon kam ein zweiter Besuch; es war Oberst Briqueville, dessen Wunden ihn einige Monate zu Hause gehalten hatten. Er hatte nicht erwartet, meine Frau bei mir zu treffen, und merkte bald, daß seine Gegenwart lästig seyn möchte, obgleich ihm noch nicht meine ganze fürchterliche Lage bekannt war. Seine Rührung war so groß, daß ich fürchtete, sie möchte ansteckend werden. „Verlaß uns," flüsterte ich ihm zu; es ist das letzte Mal, daß ich sie sehe. Ein Augenblick von Schwäche auf meiner Seite könnte sie tödten." Endlich waren wir allein. Ich sah Emilien an, ich dachte an alle Hindernisse, die ich auf meinem Wege finden würde, und denen wir unterliegen mußten. Ein unglücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. „Wie wäre es," sagte ich, „wenn Du zu dem Schließer gingest und ihm ein Hunderttausend Franken anböte[st], wenn er bei meinem Hinausgehen ein Auge zudrücken wollte; vielleicht willigt er ein, und wir sind Alle gerettet." Sie sah mich einen Augenblick schweigend an und sagte: „Gut, ich will es versuchen." Sie ging hinaus, kam aber nach einigen Minuten wieder zurück. Schon bereute ich den Schritt, zu dem ich ihr gerathen hatte. Ich sah ein, wie nutzlos, wie unklug er war. Als sie zurück kam, sagte sie mit Ruhe: „Es hilft nichts. Ich entlockte dem Schließer nur einige Worte, und diese reichten hin, mich von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen. Laß uns daher nicht mehr daran denken."

„Endlich wurde das Essen aufgetragen. Gerade als wir uns an den Tisch setzen wollten, kam eine alte Amme von uns, Madame Dutoit, herein; sie hatte Josephinen begleitet und war sehr unwohl. Meine Frau hatte sie im Einregistrirungszimmer gelassen, in der Absicht, sie mir nachzusenden, wenn ich gegangen seyn würde. Aber die Hitze in der deutschen Stube und ihre Rührung hatten sie so unwohl gemacht, und sie war so unablässig darauf bestanden, mich noch einmal zu sehen, daß der Gefängnißwärter sie ohne Erlaubniß des Schließers hereinließ. Weit entfernt uns zu nützen, trug die arme Frau nur dazu bei, unsre Bestürzung zu vermehren. Sie konnte bei dem Anblicke meiner Verkleidung die Geistesgegenwart verlieren. Allein was war zu thun? Zu allererst mußte man ihr Wimmern und Klagen zum Schweigen bringen, und Emilie sagte zu ihr mit leiser, aber fester Stimme: „Keine kindische Schwäche! Setzen Sie sich zu Tische, aber essen Sie nichts. Schweigen Sie und halten Sie dieses Riechfläschchen an die Nase. In weniger als einer Stunde werden Sie wieder in freier Luft seyn."

„Dieses Mahl, aller Erwartung nach das letzte in meinem Leben, war schrecklich. Der Bissen blieb im Munde stecken; Keines von uns sprach ein Wort, und in dieser grausamen Lage mußten wir fast eine Stunde zubringen. Es schlug drei Viertel auf sieben Uhr. „Nur fünf Minuten habe ich noch übrig," sagte Emilie; aber ich muß Bonneville sprechen." Sie zog die Klingel und der Kammerdiener kam herein; sie nahm ihn bei Seite, flüsterte ihm einige Worte zu und sagte dann laut: „Sorgt, daß die Sänftenträger an Ort und Stelle sind, denn ich komme sogleich." — „Nun," sagte sie, zu mir gewendet, „ist es Zeit, Dich anzukleiden."

„Ein Theil meines Gefängnisses war durch eine spanische Wand abgesondert und bildete ein Ankleidezimmer. Hinter diese traten wir, und während sie mich mit entzückender Geistesgegenwart und Schnelligkeit ankleidete, sagte sie: „Vergiß nicht, Dich zu bücken, wenn Du durch die Thüren gehst; gehe ja höchst langsam durch den Einregistrirungssaal, wie ein Mensch, der äußerst erschöpft ist." In weniger als drei Minuten war meine Verwandlung vollendet. Wir traten wieder ins Zimmer, und Emilie sagte zu ihrer Tochter: „Was denkst Du nun von Deinem Vater?" Ein Lächeln der Ueberraschung und der Ungewißheit, was sie sagen sollte, schwebte auf dem Gesichte des armen Mädchens. „Im Ernst, ich will wissen, meine Liebe, was Du von Deinem Vater denkst?" Hier wendete ich mich um und ging einige Schritte. „Es steht ihm sehr gut," antwortete das Kind, und sein Köpfchen fiel wieder kummervoll auf seine Brust herab. Wir gingen nun Alle schweigend auf die Thüre zu. Ich sagte zu Emilien: „der Schließer kommt jeden Abend, wenn Du fortgegangen bist, herein. Stelle Dich hinter die spanische Wand und mache ein kleines Geräusch, als wenn Du mit einem Geräthe etwas zu schaffen hättest. Er wird denken, ich sey es und wieder hinausgehen. Auf diese Weise kann ich einige Minuten gewinnen, die durchaus nöthig sind, wenn ich entkommen soll." Emilie begriff mich, und ich zog die Klingel. „Adieu!" sagte sie, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug. Ich drückte ihren Arm krampfhaft mit meiner zitternden Hand: wir wechselten noch einen Blick. Hätten wir uns umarmt, so wären wir verloren gewesen. Der Gefängnißwärter ließ sich hören. Emilie floh hinter die spanische Wand, die Thüre öffnete sich, ich trat zuerst hinaus. Josephine und Madame Dutoit folgten mir.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 283. 10 Oktober 1831.

Reisen chinesischer Buddhisten in Mittelasien.

(Fortsetzung und Schluß.)

An allen diesen Orten, und an noch vielen andern waren Tempel, Kapellen, Mönchsklöster und vielstöckige Thürme errichtet. Ihre fromme Neugierde führte unsere Reisenden von einem dieser Tempel zum andern. Die kostbaren Reste welche sie enthalten, die Wunder die man ihnen beilegt, sind mit einer abergläubischen Naivität erzählt, welche für einen europäischen Leser ihren Werth hat. Allein, ich wiederhole es, das interessanteste Resultat dieser langen Pilgerschaft gehört der historischen Geographie an. Denn die Reisenden bezeichnen mit Sorgfalt die relative Lage, und die Entfernung aller dieser Orte, über welche man seit langer Zeit im Abendlande streitet, ohne darüber in's Reine kommen zu können. Sie belehren uns, an welchem Ort Schakia geboren wurde, d. h. wenn er je geboren worden ist, und wo er starb, d. h. wenn er je gelebt hat, und wo seine Religion zuerst gelehrt wurde; und, was bei vielen gelehrten Streitigkeiten vorkommen könnte, wenn die Facta plötzlich entdeckt würden, dieses bestimmte und unwiderlegliche Zeugniß stimmt mit keiner der Hypothesen überein, welche man aufgestellt hatte, so gelehrt und scharfsinnig auch die meisten davon waren, wie je Gelehrte selten andere aufstellen.

Die chinesischen Reisenden machen ein bezauberndes Bild von diesen Gegenden von Mittelasien, wo damals der Buddhismus blühte. Das Klima ist gemäßigt, Kälte und Schnee unbekannt, das Volk lebte in Freude und Ueberfluß. Es bedurfte weder Gesetze noch Obrigkeit, noch Bevölkerungslisten. Diese letzte Bemerkung könnte unbedeutend scheinen, was ihr aber in den Augen eines Chinesen Wichtigkeit gibt, ist der Umstand, daß die Bevölkerungslisten zugleich als Steuerrollen gelten. Man war in diesem glücklichen Lande frei, man wanderte aus und ein nach Belieben; Geldstrafen waren die einzigen, die in Anwendung kamen; Todesstrafen waren unbekannt, im Fall der Wiederholung eines Verbrechens hieb man dem Schuldigen die rechte Hand ab. Die Bewohner tödteten kein lebendiges Wesen, tranken keinen Wein und aßen keine Zwiebeln noch Knoblauch; man sah auf den Märkten weder Schlachthäuser noch Weinhäuser. Nur die Tschandalas gingen auf die Jagd, und aßen Fleisch, und waren daher auch eine verachtete und verhaßte Klasse, die beim Eintritt in eine Stadt auf ein Stück Holz schlagen mußten, um die Hindus von ihrer Nähe zu benachrichtigen, und ihnen Zeit zu geben sich ihrer Berührung zu entziehen. Der Handel wurde durch Zähne oder Muscheln (Cauris) betrieben, die Minister und die Hofleute, welche den König umgaben, hatten anständige Gehalte und Pensionen; kurz in diesen glücklichen Gegenden zeugte Alles von Wohlhabenheit, milder Sitte und Glück.

Was aber die Reisenden am meisten entzückte, war das Loos ihrer Brüder, der Mönche in den Provinzen, wo der Buddhismus seit seinem Ursprung geherrscht hatte; die Ehrenbezeugungen, die man ihnen erwies, die Geschenke an liegenden Gütern, an Häusern, an Vieh, die sie in jedem Staate von den Familienhäuptern, den Großen und den Königen erhielten. Diese letztern boten ihnen mit eigener Hand Lebensmittel, legten die Tiare in ihrer Gegenwart ab, und erhoben sich von ihrem Throne um sie zu empfangen. Einer dieser Fürsten, der den Titel: „Herr der Welt" führte, wie so viele andere morgenländische Könige, hatte den Mönchen dreimal nach einander alle Ländereien seines Reichs geschenkt, und sie nachher wieder an sich gekauft, man erfährt jedoch nicht mit wessen Gelde! Nichts läßt sich dem Reichthum der Klöster, der Pracht der Gefäße, die zu den religiösen Ceremonien gebraucht wurden, und dem prachtvollen Kultus vergleichen, der in den Hauptstädten gefeiert wird. Man führte vergoldete Statuen auf Karren von 20 bis 30 Fuß Höhe herum, die mit kostbaren Stoffen überdacht und behängt und mit Bändern und Lampen geziert waren. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt, die um den Tempel brannten, und mit dem Duft der Blumen, die man über die Götterbilder ausgoß. Bei dieser Pracht waren die Buddhisten so bescheiden, so ernsthaft, so aufmerksam auf ihre Pflicht, so strenge Beobachter der Sittlichkeit und der Glaubensregeln, daß einer der chinesischen Reisenden sich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Er schwur, daß er, auch wenn er durch die Seelenwanderung endlich göttliche Würde erreichte, doch sein Leben in der Mitte dieser Heiligen zubringen wolle, und schlug einstweilen seinen Wohnsitz bei ihnen auf, indem er seine Begleiter ihre Reise allein vollenden, und in ein Vaterland zurückkehren ließ, das ihm kein so erbauliches Schauspiel darbot.

Nachdem die Pilgrime alle Gegenstände welche sie nördlich vom Ganges interessirten, untersucht hatten, so kamen sie nach Patna und Benares, zwei berühmten Städten, wo sie viel zu lernen hatten in Sprachen, Literatur, abstraktem Idealismus, und abergläubischen Gebräuchen. Benares, das heut zu Tage eines so hohen Ruhmes genießt, als der Mittelpunkt der alten Weisheitsschulen

der Braminen, war damals ein Wallfahrtsort für die Buddhisten, welche in dem „Hirschgarten," nördlich von der Stadt, den Ort zu finden behaupteten, wo ihre Religion zuerst gelehrt worden sey. Patna, oder wie es damals hieß, Pataliputra, war die merkwürdigste, und so zu sagen die Hauptstadt von Nordindien. Der königliche Palast war der Sage nach von Genien erbaut, da Menschen die prachtvollen Bildwerke, welche ihn schmückten, nicht ausgeführt haben konnten. Ein anderes Etablissement setzte den Verfasser der Reise in hohe Ueberraschung, und er spricht davon mit Bewunderung und Erstaunen, nämlich ein Haus, wo arme Kranke von Aerzten behandelt wurden, welche ihnen die Nahrung vorschrieben, die sie genießen sollten, und die Arzneimittel, welche jeder Krankheit zukamen. Mit derselben naiven Verwunderung beschreibt er die Orte, wo tugendhafte Buddhisten und ihre gelehrten Schüler sich vereinigten, um über Punkte der Religion und Theologie sich zu verständigen. Man sieht, daß alle diese Gegenstände neu für ihn waren, und die Umschreibungen, deren er sich bedient, zeigen, daß es ihm an Worten fehlte, um auszudrücken, daß Patna damals ein Hospital und hohe Schulen hatte.

Nachdem der Pilgrim die heiligen Grotten, welche in der Nähe von Gaya liegen, und welche die Engländer 1400 Jahre nach ihm wieder entdeckt und beschrieben haben, besucht hatte, so zog er am Ganges hinab, und schiffte sich an einer Stelle ein, die nicht weit von dem Ort entfernt ist, wo jetzt Calcutta liegt. Er hatte noch eine in der Geschichte des Buddhismus berühmte Gegend zu besuchen, die Insel Ceylon, wo heilige Orte sind, die durch religiöse Sagen geweiht sind. Er machte dort neue Ceremonien mit, und sah mit großer Erbauung den Körper eines Mönchs verbrennen, der so eben gestorben war, und von dem man glaubte, daß er den höchsten Grad von Heiligkeit erreicht habe. Er versäumte nicht die Fußtapfe von Buddha zu sehen, die dem Berge, auf dem sie sichtbar ist, von Seite der Mohammedaner den Namen Adamspik verschafft hat, und verehrte durch einen sonderbaren Zufall denselben Zahn von Buddha, der seitdem in die Hände der Portugiesen fiel, und für welchen ein Vicekönig von Goa ein Lösegeld von 70,000 Dukaten ausschlug, um den Heiden nicht ein Objekt ihres abergläubischen Cultus zurückzugeben; ein Akt von Uneigennützigkeit, der jedenfalls der Frömmigkeit der ersten Eroberer von Indien viele Ehre macht, und den vielleicht die jetzigen Besitzer nicht so leicht wiederholen möchten, wenn sich die Gelegenheit wieder darbieten sollte.

Nachdem er eine reiche Ausbeute von Büchern, Heiligenbildern, theologischen Kenntnissen und religiösen Legenden gemacht hatte, so begann das Haupt der Pilgrime, das am Ende von seiner ganzen Gesellschaft allein noch übrig war, darauf zu denken, in sein Vaterland zurückzukehren, von dem er seit zwölf Jahren abwesend war. Er schiffte sich nach Java ein, und von einem wüthenden Winde ergriffen, war er weit weniger für sich selbst besorgt, als für die kostbaren Sammlungen, die er seinen Landsleuten mitbrachte, und zitterte bei dem Gedanken sie im Meer versinken zu sehen. Ein zweiter Sturm überfiel ihn bei der Ueberfahrt von Java nach China, und dieser war so furchtbar, daß seine Steuerleute in Canton zu landen glaubten, während sie sich nach einer siebzigtägigen Fahrt 300 Meilen weit nördlich auf der Küste von China befanden. Allein er landete glücklich mit den Schätzen, die ihm so viele Mühe gekostet hatten, und widmete den Rest seines Lebens der Uebersetzung der Sanscritbücher die er mitgebracht hatte ins Chinesische. Er hatte zu Lande 1200 Meilen gereist, zur See 2000 und 30 verschiedene Reiche besucht.

Die Ideen, welche uns der chinesische Reisende über die Länder gibt, die er durchwandert hat, sind lauter Gewinn für die Erdkunde und die Geschichte des Orients. Viele waren nur dem Namen nach bekannt, einige gänzlich unbekannt. Man wußte nichts über die relative Lage der meisten, und da die Indier weder Geschichtsbücher, noch alte geographische Werke besitzen, so mußte uns ein chinesischer Reisender belehren, wo die Orte lagen, auf welche sie selbst in religiöser Hinsicht am meisten Werth legen. Darin liegt der große Werth der Erzählung, von der ich so eben eine kurze Skizze gegeben habe, und anderer ähnlicher, ausführlicherer, aber etwas neuerer Reisen, die ich seitdem entdeckt habe, und die ich der Akademie vorlegen werde. Freilich interessiren sich diese reisenden Priester, die ganz von ihrer Religion absorbirt waren, selten für andere Gegenstände, die uns von der höchsten Wichtigkeit scheinen würden. Sie sprechen nur zufälligerweise von der Regierungsart, den Sitten, der Einwohnerzahl, dem Handel, und den Erzeugnissen der Länder; was sie fast ausschließlich in Anspruch nimmt, sind die Wunder, von denen sich Legenden erhalten hatten, die Reliquien, die dort aufbewahret werden, die Tempel, die Klöster, die Zahl der Mönche, die sie bewohnen; dieser letzte Punkt ist ihnen vor allen beständig vor den Augen, so daß der Verfasser der Reise von einigen Ländern gar nichts bemerkt, als daß die Religion von Fo dort blühe, daß es 20 Klöster und 3000 Mönche dort gebe. Er zählt ihrer 60,000 in Ceylon, und deren 5—6000 in der Hauptstadt, die auf Kosten des Königs lebten. Die Zahl der Bettelmönche, welche er im Laufe seiner Reise findet, ist ungeheuer und ein Faktum, das gar nicht ohne Wichtigkeit für die Geschichte der Civilisation des Orients ist. Eine andere Thatsache ist die unglaubliche Menge von Tempeln und Thürmen, die man gemeiniglich Pagoden zu nennen pflegt, die damals im Norden von Indien, im Osten von Persien, und im Süden der Tartarei bestanden. Einige dieser Gebäude müssen prachtvolle Monumente gewesen seyn, eines derselben wird als 216 Metres hoch angegeben, d. h. doppelt so hoch als der Dom der Invaliden in Paris; beträchtliche Theile dieser Tempel waren vergoldet, oder mit reichen Gemälden und kostbaren Zierrathen bedeckt. Ein Tempel in Südindien hatte 5 Stockwerke, die aus dem Felsen gehauen waren, das erste hatte die Form eines Elephanten, das zweite die eines Löwen, das dritte die eines Pferds, das vierte die eines Stiers, das fünfte die einer Taube, sie enthielten 1600 Säle, welche alle durch eine Quelle bewässert waren, welche sich von dem obersten Stockwerk ergoß.

Man nennt das Alter nicht, das man den ungeheuern Aushöhlungen, deren prachtvolle Ruinen man noch in Salsetta und Elephanta bewundert, anweisen mußte. Die englischen Gelehrten hielten sie für ganz neu, allein das Zeugniß des buddhistischen Mönchs beweist, daß sie im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christus schon existirten, und daß sie wahrscheinlich einer weit ältern Zeit angehören.

Dieß ist die Art von Interesse, das sich in diesen Reisen der

chinesischen Buddhisten für uns findet. Sie bestimmen Data, geographische Punkte, geben uns Nachrichten über den gesellschaftlichen und religiösen Zustand in einer bestimmten Zeit, und ergänzen so die Unbestimmtheit der Zeiten und Orte, welche die Gelehrten in dem Studium der indischen Alterthümmer in Verzweiflung setzt. Die Hindus gefallen sich nur im Unendlichen, sie verachten Zeitrechnung und Geographie, und wenn sie sich herablassen Zeiten anzugeben, so häufen sie Millionen von Jahren. Die Chinesen dagegen sind positive und platte Leute, verlangen Genauigkeit sogar in den absurdesten Fabeln, und wenn man ihnen erzählt, daß die Götter auf einer diamantenen Leiter vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, und ein steinerner Löwe ein furchtbares Gebeüll habe hören lassen, so fragen sie neugierig nach der Zeit und dem Ort des Ereignisses. Mit diesen Anlagen können die Einen uns im Pantheismus und Idealismus weit bringen; die Andern in Geschichte und Erdkunde nützlich seyn; es gibt wenige Völker und wenige Menschen, welche die Vortheile des Verstandes mit denen der Einbildungskraft vereinigen können.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

„Kaum hatten die Herrschaften den Speisesaal verlassen, als die Diener des Hauses, die der Gäste, die Musikanten und sogar die Dienerinnen, gleichzeitig wie gierige Geier über die Reste der Tafel herfielen, und ohne auf Ermahnungen, selbst nicht auf die Drohungen des Marschalls und des Stallmeisters zu hören, sich der Eßwaaren stückweise bemächtigten, und den noch nicht geleerten Flaschen mit langen Zügen ihr Recht anthaten, als gelte es, eine Fanfare darauf zu blasen. Noch viel größere Verwirrung entstand in der Küche, als es sich um die Vertheilung der für die Dienerschaft bestimmten Speisen handelte. Ohne viel Umstände zu machen, sorgten die Fremdlinge hier für sich selbst; bemächtigten sich der Bratpfannen und Töpfe, und ließen sich durch nichts abhalten, ihrem von der Reise geschärften Appetite reichlich Genüge zu thun. — Jetzt, wo ich mich nicht mehr aller Einzelnheiten jenes großen Schmaustages erinnere, bin ich überzeugt, daß man mit der Hälfte der Lebensmittel aller Art, welche dabei verbraucht wurden, die anwesenden Herren und Diener hätte vollkommen befriedigen können. Dazu wäre aber Ordnung nöthig gewesen, und diese lebte freilich seit schon langer Zeit mit dem Hause Gologoedowski nicht im besten Vernehmen.

„Einige ältere Personen machten nach aufgehobener Tafel ein Schläfchen, die Meisten versammelten sich aber um die Spieltische, wo privilegirte Liebhaber Bank legten. Alle jene Gutsbesitzer, die sich während der Tafel um die Wette über die drückenden Zeiten, über den Verfall des Getreidehandels und die außerordentliche Seltenheit des Geldes beklagt hatten, setzten jetzt mit vollen Händen Silber, Gold und Bankassignationen auf eine Karte. Als einige von ihnen ihre Baarschaft bis auf die letzte Kopeke verloren hatten, verspielten sie noch Wagen und Pferde, Vieh, und sogar Gefäße, Bottiche und andere Utensilien ihrer Branntweinbrennereien; in der Hitze des Spiels schienen sie nur darauf zu denken, mit Gewalt wieder zu gewinnen, und ruinirten sich dadurch gänzlich.

„Die jungen Leute und einige ältere Courmacher plauderten mit den Damen. Vom Weine und dem Anblick der Schönen erhitzt, wie die Spieler von den Karten, sagten sie ihnen Zärtlichkeiten, oder erzählten aus der vergangenen schönen Zeit. Endlich als die Dünste des Abends anfingen aufzusteigen, eilten die Damen in ihre besonderen Zimmer, um den Anzug zu wechseln und sich zum Tanze vorzubereiten. Um acht Uhr waren die Säle erleuchtet und die Musik versammelte wieder alle Welt. Herr Gologoedowski eröffnete den Ball mit seiner Gemahlin durch eine Polonaise, und der Tanz dauerte fort bis Mitternacht, wo das Soupee begann.

„Dieses war nicht weniger reichlich und ausgesucht, wie die Mittagstafel; allein man trank dabei weit fleißiger, und fast alle Gäste steigerten dieses Vergnügen noch über den Grad, wo es anfängt, den Verstand zu umdüstern. Man ließ die Musik abtreten, und nun begannen lärmende Freundschaftsbetheuerungen zwischen den Männern, die sich umarmten, küßten, und schwuren, jeden Zwist, jede Rache zu vergessen. Sie riefen und hielten die Damen zurück, damit sie Zeugen ihrer Versöhnungsfeier seyn möchten; ja sie zwangen sie, die Erfüllung ihrer schönen Gelübde eidlich zu verbürgen. Bei dem in Polen allbekannten Toaste: „lasset uns alle uns gegenseitig lieben!" leerten die Anwesenden die vollen Becher, und umarmten sich; endlich knieten die Herren vor den Schönen nieder, und fingen an, die Gesundheit jeder Einzelnen aus einem ihrer Schuhe zu trinken. Der knieende Ritter raubte nämlich seiner Schönen einen Schuh, küßte ihr ehrfurchtsvoll Fuß und Hand, setzte dann sein Glas in den Schuh, und goß auch zuweilen den Wein selbst hinein, trank und reichte den Schuh seinem Nachbar.

„Plötzlich verbreitete der Knall von etwa fünfundzwanzig Gewehren und sechs Falkonneten, Schrecken oder doch wenigstens eine leichte Unruhe unter den jubelnden Trinkern. Einhellig eilten alle nach den Fenstern und sahen nun in der Mitte des Hofes den Namenszug der so hochgefeierten Frau vom Hause. Von Neuem wiederhallte der Saal vom Vivatgeschrei; der große Pokal erschien noch einmal, um geleert zu werden, und die Musik brauste dazwischen.

„Einige Dutzend Raketen mit Leuchtkugeln und Schwärmern flogen nach einander auf, und schienen beim Herabfallen aus der Höhe der Wolken zu kommen, was den Zuschauern viel Freude machte. Unglücklicherweise entlud sich eine, durch die Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit des Feuerwerkers mißrathene Rakete, auf dem Strohdach der Scheune, und da der Wind ziemlich heftig wehte, so stand diese und die anstoßenden Gebäude in einem Augenblick in Flammen.

(Fortsetzung folgt.)

Ceylan. Taprobane.

(Schluß.)

Seit Alexander's Zuge nun ward dasselbe Eiland unter dem Namen Taprobane begriffen, wie noch heut zu Tage dasselbe Eiland wirklich im Pali heißt, nämlich: Tàmbapannaya, d. i. sanskritisch Tàmbaparna, d. i. Betel-Blatt, wegen der Gestalt. Dieß theilt Bohlen a. a. O. S. 29 aus den Quarterly Review 1816, März S. 11 mit, und knüpft daran folgende Betrachtung und Schilderung des Eilandes, die wir zum Vergleich und zur Ergänzung mit der Mayer'schen Schrift hier mittheilen.

„Man hielt Ceylan für eine ganz neue Welt, und häufig wird man geneigt, die Sagen mit denen von andern Inseln des Archipels verschmolzen zu halten. Dahin gehört, daß Taprobane sieben oder gar zwanzig Tagreisen vom Festlande entfernt liege, und eben dahin die fabelhafte Erzählung des Inders Rachia (Raja) beim Plinius, deren Lokale man vergebens gesucht hat, weil frühere Nachrichten mißverstanden sind; nur so viel wird klar, daß man sich Ceylan ausnehmend kultivirt dachte. Eratosthenes spricht von 700 Flecken, Plinius von 500 Städten, unter denen die Residenz 200,000 Einwohner habe; die Könige waren nach Brahmanischer Verfassung mit dreißig Ministern umgeben, Sklaven wurden nicht angetroffen, das Land war trefflich angebaut und besonders reich an Obst; aus der Thierwelt wurden schon die schönen Elephanten gerühmt und ein reger Handel damit getrieben. Zur Zeit des Kosmas war noch die Insel mit Tempeln überfüllt und zwei feindliche Könige, wahrscheinlich der Brahma- und Buddha-Religion mit einander in Zwietracht. Gegenwärtig ist der Buddhismus über den größten Theil dieser merkwürdigen Insel, deren Inneres noch wenig untersucht worden, ausgebreitet und erst von hier aus nach Hinterindien und den übrigen Inseln hinübergewandert; eine Menge von Schriften über diese Religion ist hier in der heiligen Sprache der Buddhisten, dem Pali, einem Dialekte des Sanskrit, vorhanden, und über dem Fußstapfen (Sripada) des Buddha auf der höchsten Kuppe der Ghattfortsetzung, dem sogenannten Pic Adam, von 6680 Fuß, steht ein heiliger Tempel errichtet, der sogar den Mohammedanern verehrungswürdig ist, weil sie Ceylan für das Paradies halten und nach alten Sagen, die merkwürdigerweise schon der samaritanische Uebersetzer des Pentateuchs berücksichtigt, die Arche Noah's auf Serandip und den Pic Adam niederkommen lassen.*) Beachtung verdient vielleicht die Tradition, daß Ceylan einst größer gewesen und mit dem Festlande mehr zusammengehangen, so daß Ramas eine Brücke hinüber bauen können: in der That zeigen sich die Trümmer einer Felsenbrücke am Kontinente, und man wird ungewiß, ob die ungeheuern Quadern von der Natur oder Kunst aufeinandergethürmt seyen. Die großartigen Bauten der indischen Vorwelt lassen fast das Letztere vermuthen.

„Fassen wir die Zeugnisse der Alten und die Untersuchungen, welche aus den genaueren Werken von Knox, Davy und Andern sich ergeben, zusammen, so erhalten wir das unumstößliche Resultat, daß auch hier die alten Einwohner von Hindus unterjocht seyen, denn noch hausen viele von den negerartigen Urbewohnern, Wadassas genannt, ohne Kultur in den Gebirgen. Wie früh aber ihre Verdrängung geschehen, läßt sich geschichtlich nicht ermitteln, und ist wohl in dem Zuge des Rama nach Ceylan, den der Ramayana schildert, enthalten. Die Malayen selbst auf der Halbinsel Malakka, gestehen ihre Literatur und Bildung aus Indien, ihre Religion und Mythologie von den Inseln, besonders Yava, erhalten zu haben, und nimmt man noch die ungeheueren Trümmer von Palästen und Tempeln hinzu, und die Menge von Marmorsäulen, die, zum Theil noch mit unentzifferten Inschriften, im Innern von Ceylan sich finden, so leuchtet wohl ein, daß hier bereits in den nächsten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung, als sich die Buddhareligion nach der Insel zog, eine Welt der indischen Kultur unterging, da sich erweisen läßt, daß die neue Religion entweder die alten Tempel zerstörte oder in Besitz nahm. Ueberhaupt aber darf aus der Farbe, den Sitten, Einrichtungen, Monumenten und Sprachen aller Inseln des indischen Archipels mit Sicherheit geschlossen werden, daß Hindustämme sie bevölkert und kultivirt haben, nachdem die ursprünglichen Negervölker überwältigt worden."

H. F. M.

Vermischte Nachrichten.

Auf der höchsten Felsenspitze des Altai, im Gouvernement Tomsk, von der Nordseite her, wo die Winde den meisten Schnee antreiben, wächst auf rauhem felsigen Boden der tschagiersche oder Gebirgsthee, den die Einwohner als sehr heilsam betrachten, und der ihrer Meinung nach dem chinesischen Thee wenig nachgibt. Dieser Thee wird nicht in einem Jahre reif, sondern wächst, nachdem im Frühlinge der Schnee aufgethaut ist, auch noch im folgenden Sommer fort. Die obern Blätter desselben ändern im Sommer durch die große Hitze und im Winter durch die Kälte ihre Farbe, werden roth, welken und vertrocknen endlich. In der Mitte Mai's fängt der Thee an Blüthen zu treiben, von der Wurzel an längs den Halmen, zuweilen ein Viertelarschin hoch, und diese Blüthen bilden Hütchen von rosenrother Farbe. Die Blüthezeit dauert ungefähr vierzehn Tage. Die Einwohner sammeln die Blüthen ein, dämpfen sie ab und trinken sie statt des gewöhnlichen schwarzen Thees, von welchem diese Blüthen an Geschmack fast gar keinen Unterschied haben. Auch die Blätter der Pflanzen werden von den Einwohnern gern als Thee getrunken, der bei verdorbenem Magen sehr heilsam seyn soll. Aus den abgebrühten Wurzeln der Pflanze bereitet man ein sehr gesundes Getränk für das Hornvieh, insbesondere für Kälber, wenn sie am Durchfalle leiden. — Den Blätterthee sammeln die Einwohner gleich nachdem der Schnee aufgethaut ist, zu jeder andern Zeit ist derselbe zum Gebrauche untauglich.

(Russisches Landwirthschaftsjournal.)

•

Ein englisches Schiff, so berichtet „der Moniteur belge," das vor einigen Wochen von London nach Riga unter Segel gegangen war, dessen Schiffsmannschaft in vollkommenem Gesundheitszustande sich befand, und das auf seinem Wege weder mit dem Lande noch einem andern Fahrzeuge in Berührung gekommen war, wurde im baltischen Meere auf der Höhe von Riga von einer Windstille befallen, und wenige Tage darnach brach am Bord die Cholera aus. — Wenn sich diese Nachricht bestätigte, so würde es keinem Zweifel unterliegen, daß das Miasma der Cholera in einer eigenthümlichen krankhaften Disposition der Atmosphäre zu suchen sey.

•

Eine Deputation der Stadt Liverpool, an ihrer Spitze Herr William Ewart, überreichte jüngst dem Könige eine Adresse, die Seine Majestät mit vieler Huld aufnahm. Hierbei ereignete sich folgender lächerlicher Vorfall: Während Herr Ewart die Adresse auf den Knien überreichte, ergriff der König seinen Degen, um ihn zum Ritter zu schlagen, in der Meinung, es sey der Maire von Liverpool. Herr Ewart, der das königliche Schwert schon ob seinem Haupte sah und im nächsten Augenblicke zum Ritter geschlagen zu werden fürchtete, rief hier mit wahrhaft komischer Hast und Angst: „Nicht mich, nicht mich schlagt zum Ritter" („not me, don't knight me"), worauf der König fragte: „Nun, welcher ist der Mayor von Liverpool?" Es ergab sich sodann, daß dieser noch im Vorzimmer sey; er wurde hierauf eingeführt und erhielt den Ritterschlag.

•

Nachrichten aus Marocco vom 1 September zufolge ist der Kaiser durch eine Empörung gezwungen worden, sich nach Mequinez zu flüchten. Seine Macht soll sich nicht mehr über die Mauern der Stadt hinaus erstrecken, in der er sammt seinen Truppen auf das engste eingeschlossen ist. Die Hauptanklage, die man gegen ihn erhebt, besteht darin, daß man ihm Schuld gibt, er habe die Franzosen in der Eroberung Algiers unterstützt. Der Kaiser ist in solcher Bestürzung, daß er Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die aufrührerischen Häuptlinge zu besänftigen, was ihm jedoch bis jetzt nicht gelang, obgleich er selbst seinen Premierminister entließ, der allgemein verabscheut war. Zu Taza, im östlichen Theile des Reichs, hat sich eine große Schaar von Freiwilligen versammelt, in der Absicht, auf Algier loszugehen und dort den Mißvergnügten die Hand zu bieten. Der Marabu Seidy Aisching steht an der Spitze eines zahlreichen Heeres fanatischer Soldaten, die ihm blindlings ergeben sind. So dürfte es sich denn in Kurzem begeben, daß abermals ein vertriebener Monarch an der Küste Frankreichs Schutz suchen muß, das durch eine launige Ironie des Schicksals bestimmt scheint, seine eigenen Könige zu versagen und fremden auf der Wanderschaft begriffenen Despoten als Zufluchtsort zu dienen.

•

Die Einwohner der Halbinsel von Panama haben sich von Columbia unabhängig erklärt und wollen nun einen freien Landesstaat bilden.

*) Marco Polo 3, 23 spricht schon von Adam's Fußstapfen nach den Mohamedanern, fügt aber hinzu: ma gl'idolatri dicono che vi è il corpo di Sogomonbarcha (d. i. Samana Burchan d. i. Buddha).

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 284. 11 Oktober 1831.

Victor Hugo.

(Schluß.)

Neun Jahre in dem Leben Victor Hugo's flossen dahin, reich gesegnet mit poetischer Fruchtbarkeit, unter tiefen und ernsten Studien, in ehrenvoller Unabhängigkeit, unbefleckt von den Leidenschaften und Intriken der Parteien. Nur seine politischen und religiösen Ansichten erfuhren unter dem Einfluß der Jahre und des Ganges der Ereignisse einige Umwandlung. Seine Ideen über Kunst und Poesie erweiterten sich und gewannen festern Grund von Tag zu Tage. Sein royalistischer Fieberanfall verflog, und statt des mittelalterlichen Idols der göttlichen Königswürde trat ihm die Freiheit entgegen lebenskräftig, jung und mannhaft, die Freiheit, wie sie nur wenige Liberale noch begriffen haben, und die mit Schmerz sich abwendet von der kraftlosen Schwachköpfigkeit und hohlen Phraseologie der Revolutionszwerge des heutigen Frankreichs. Zugleich erlosch in der kraftgediegenen Seele des Dichters allmählich die Verehrung vor dem vermorschten und in Fäulniß übergegangenen Regentenstamme, der Frankreichs beste Lebenskraft aufsaugte, um sein zweckloses Daseyn zu fristen; dagegen erhob sich vor seinem Gemüthe die Heroengestalt des Jahrhunderts in ihrer ganzen Imperatorengröße strahlend:

„Napoleon, soleil dont je suis le Memnon!"

Mit Chateaubriand war Hugo bereits im Jahre 1821 bekannt geworden, der ihn damals im „Conservateur" *) als Enfant sublime bezeichnet hatte. Der Dichter wurde durch Herrn Agier bei Chateaubriand eingeführt, um für ein so schmeichelhaftes Lob zu danken, und ein Band innigen Wohlwollens von der einen Seite, und begeisterter Verehrung von der andern knüpfte fortan beide an einander. Als Herr v. Chateaubriand im Jahre 1824 sich von dem öffentlichen Leben zurückzog, war Hugo bereits in die Reihen der Opposition übergetreten. Den ersten glänzenden Beweis seiner Meinungsänderung gab er durch seine Ode à la Colonne, die im Februar 1827 erschien. General Hugo, der erst im folgenden Jahre das Zeitliche segnete, genoß so noch kurz vor seinem Tode das Vergnügen, den Veteranen des Kaiserreiches ein Tropäum von seinem Sohne errichtet zu sehen. Hugo schlug die Pension aus, die ihm Herr von Labourdonnaye als Entschädigung für die Hindernisse anbot, welche das Ministerium der Aufführung seiner Marion Delorme entgegenzusetzen für nöthig hielt. Die drei Tage fanden ihn frei und unabhängig, wie er sich bis dahin zu erhalten gewußt hatte. Aber hätte dieser schönste poetische Silberblick unsers Jahrhunderts die Seele des Dichters unberührt lassen können? Er besang die drei Tage in einem Gedichte, das bei weitem unter allen poetischen Erzeugnissen, die jener großen Bewegung ihren Ursprung verdankten, das gelungenste war. Der politische Scharfblick einiger Männer sah damals in der Armuth an begeisterten Ergüssen der Dichter von Handwerk eine schlimme Vorbedeutung für die glorreiche Revolution. Alle Gedichte aus jener Periode, selbst die Delavigne's und Hugo's nicht ausgenommen, schienen einen Zwang und eine Kälte zu verrathen, die genugsam zu erkennen gaben, daß man sich ungern mit dieser plebejischen Freiheit befaßte. Eine zweite Ode an die Vendomesäule rächte die Manen Napoleons, die von einer Versammlung der engherzigsten Repräsentanten, die noch je ein großes Volk vertraten, oder vielmehr zertraten, schmachvoll angetastet worden waren. Die Gewölbe des Pantheons hallten an der dießjährigen Gedächtnißfeier der Juliustage von einer Cantate Hugo's wieder, die er zu Ehren der in dem schönsten Kampf gefallenen Helden gedichtet hatte.

Es bleibt uns hier über das Leben des Dichters nichts mehr hinzuzufügen übrig; doch um den Schluß zu dieser flüchtigen Skizze zu finden, ist es nöthig noch einen Blick auf die neue Dichterschule Frankreichs zu werfen, die man gewöhnlich als die romantische, im Gegensatze der klassischen oder französischen des verflossenen Jahrhunderts, zu bezeichnen pflegt. Hugo ging eigentlich aus ihr hervor, oder war vielmehr Einer von ihren Häuptern und Stiftern. Die Schilderung, die von dieser Poeten- und Meistersängerzunft ein Franzose selbst in einem französischen Journale (Revue des deux mondes, Augustheft) gab, ist so originell, daß wir kein Bedenken nehmen, hier einige Stellen daraus zu benützen.

„Wenn man sich in Gedanken zurückversetzt in das Jahr 1823,

*) Der Conservateur litteraire, eine periodische Schrift, die damals Hugo, von seinem Bruder und mehrern Freunden unterstützt, herausgab. Es finden sich in den drei Bänden derselben eine Menge Gedichte politischen Inhaltes, und kritische Artikel von der Hand des Dichters unter verschiedenen Namen. So Uebersetzungen des Virgils und Lucan von d'Auverney, das Du und Ihr, die Epistel an Brutus von Aristides, einige Artikel über Walter Scott, Moore, Lord Byron u. s. w.

in jene glänzende Trunkenheit der royalistischen Partei, von der sich damals noch nicht die Männer von Ehre zurückgezogen hatten, wenn man zurückdenkt an jene leicht errungenen Lorbeern des spanischen Feldzuges, an die Entwaffnung des Carbonarismus im Innern, an jenen trügerischen Bund der politischen Gewandtheit und Beredsamkeit eines Villele und Chateaubriand — wenn man bei Seite setzt die Leidenschaften, den Fanatismus und das religiöse Gaukelspiel jener Zeit — wenn man vergißt des Blutes, das sieben Jahre zu früh schon für die Freiheit aus plebejischen Adern floß — wenn man zugeben will, daß dieses Jahr, das eigentlich in den Annalen Frankreichs als Unglücksjahr bezeichnet werden sollte, der glänzende pindarische Moment der Restauration war, wie die anderthalbjährige Verwaltung Martignac's der vernünftige und erträgliche derselben; so wird man begreifen, daß damals junge Leute, größtentheils von ausgezeichneter Erziehung und glänzenden Lebensverhältnissen, Freunde der Poesie, der Kunst und des epikureischen Genusses im edelsten Sinne, Royalisten von Geburt und Katholiken aus Mode oder schwärmerischer Sentimentalität, die Zeit für günstig hielten, sich eine eigene ideale Welt voll ätherischen Sonnenschein und Paradiesesduft zu erbauen. Das große Publikum, der profane Hause, der sich auf der staubigen Rennbahn der Parteien, der Leidenschaften und rohen Vergnügungen herumtrieb, war, wie sich leicht denken läßt, streng davon ausgeschlossen; man sah ihn als einen in Wuth gesetzten Elephanten an, den man in der Arena seine Sprünge machen ließ, und auch wohl zur Unterhaltung aus vergitterter Loge ansah. Es herrschte in diesen poetischen Karthausen eine so milde Süßigkeit, ein so einschmeichelnder Duft und Zauber von überirdischer Liebe und Sehnsucht; man wurde darin aufgenommen unter der Taufe eines reichlichen Lobergusses; man erkannte und begrüßte sich darin als Dichter, ich weiß nicht an welchem geheimnißvollen Zeichen, an einer Art freimaurerischer Berührung, und dann wurde man zärtlich beäugelt, geliebkost, gepriesen, beräuchert und besungen, daß man sich schon in den siebenten Himmel versetzt glauben konnte. Ich übertreibe nicht. Es gab dort einen gewissen Kanzleystil von Ueberschwänglichkeit und Zartsinn, gewisse Namen mit rosenfarbigen Bändern und Hirtenstäben aus der arkadischen Schäferwelt. Der Ausbund hyazinthfarbiger Seelen und aurikelweicher Gemüther, fand sich in diesem engen Kreise zusammen, mit tiefer Verachtung erfüllt gegen die liberale Vulgarität. Das goldgeharnischte Ritterthum, das schöne Mittelalter voll Kastellanen, Wolkenburgen, Frauenbilder, Zelter, Pagen und Sperber, das Christenthum der Burgkapellen und Waldbrüder, die Bettler, Zigeuner, Landfahrer und Siechen wurden die Schooßkinder und Gemeinplätze dieser auserwählten Gemüther, des Hanges zu Melancholien und Verzückungen bei Einzelnen gar nicht zu erwähnen. „Nach der Herrschaft des schönen Geistes hatte man die des schönen Herzens," wie sich einer der geistreichsten Zeugen und Mitspieler dieser überschwänglichen Periode auszudrücken pflegte. Derselbe sagte auch einmal: „Hier haben Sie einen Dichter! Einen Stern oder vielmehr eine Wachskerze!" . . . Der einzige Lamartine entging diesem faden Spiritismus oder kannte ihn vielmehr gar nicht; er sang und floh wie ein wilder Schwan an ferne See. Man denke sich aber durchaus nicht, daß das Ergebniß dieser Periode für Kunst und Poesie verderblich gewesen sey; die unbedeutenden und kleinen Geister versengten sich die zarten Flügelein an diesem Wachskerzenlicht der Begeisterung und gingen zu Grunde; das war Alles; die gesunden und kräftigen Naturen erhoben sich, und stäubten mit stolzem Schwingenschlag den ganzen sentimentalen Spielkram und verzuckerten Liebesquark von sich. Diese wahren Dichter hatten noch außerdem den Vortheil davon, daß sie sich in diesen Liebesthränen- und Zuckerwasser-Vereinen, deren Seele sie waren, ein vorläufiges Publikum verschafften, das zwar nur ein erkünsteltes und zufälliges war, aber doch Geschmack, Gefühl für Schönheiten hatte, und bei dem geringsten harten Anstoß zusammenschrack. Jedenfalls verquickten die quecksilbernen Enthusiasten ihre in Lob geräucherten Heroen allmählig mit dem andern Publikum, dem wahren ungeschlachten, schwerer zu rührenden, das mit den Namen der Dichter noch Mühe riß, oder vielmehr sie noch gar nicht kannte, als sie bereits schon einen Ruhm besaßen. Hugo selbst war durch seinen kräftigen Humor, durch seine geringe Neigung zu sentimentaler Träumerei, durch seine fast sinnliche Liebe für die Materie, ihre Formen und Farben, durch seinen unbändigen dramatischen Instinkt und sein Bedürfniß für ein großes Publikum, durch sein tiefes Verständniß des Mittelalters, das ihn zuweilen in's Groteske verleitete — Hugo war durch Alles dieses gekräftigt genug, um mit einem Male den engherzigen Zunftstolz, die zum Ersticken durchdüfteten Empyreen und schöngeistigen Maurerlogen zu durchbrechen, wo die andern in aller wollüstigen Behaglichkeit auf den Polstern ihres hohen Schauens und Fühlens ausgestreckt lagen, und er selbst wie ein in einer Flasche von bösem Zauber eingekerkerter Sylphe oder Gnome sich abarbeitete. Deßhalb tragen auch seine Gedichte aus jener Zeit nicht sonderlich das Gepräge der Ueberschwänglichkeit, unter deren Münzstock sie hervorgingen; seine ersten Balladen rochen zwar allerdings nach der Atmosphäre, in der sie aufgeschossen waren; er opferte darin allzu viel der weichen Anmuth, er gab sich zu bereitwillig dem Periphrastischen hin; aber bald sprang er wieder davon ab, warf den ganzen erborgten Schmuck weg, und verfiel sogar erklärlicherweise gerade auf das andere Extrem, daß er etwas darein setzte, für die Sache nur das Wort, und nur das kahle nackte Wort, zu wählen. Nur so viel etwa von dem sentimentalen Mehlthau blieb an der grünsaftigen frischen Frucht unseres Dichters hängen, die eigentliche Verzuckerung aber stieß seine vollsaftige Schale ganz und gar zurück. Später kam die grobe Politik in diese arkadische Gemüthswelt und stieß mit ihren harten Ellenbogen unbarmherzig unter den weichen Schäfern herum. Chateaubriands Sturz brachte Uneinigkeit in die Reihen der Royalisten, und ein verirrter Windstoß des großen Ungewitters riß das rosenfarbene Gezelt mit allen seinen Guitarren, Räucherpfännchen, Seufzern, Mandolinen in Fetzen; die ganze dragantene Herrlichkeit verstäubte, und nur zwei oder drei Dichter blieben übrig."

Literarische Chronik.

1) Mémoires et Souvenirs du Comte LAVALLETTE, Aide-de-camp du Général BONAPARTE, Conseiller d'état et Directeur général des postes de l'empire. 2 vol. 8. Paris, 1831.

(Schluß.)

Lavallette gelangte glücklich durch den Einregistrirungssaal und die zahlreichen Gefängnißwärter, wie schon früher erzählt wurde, und befand

sich nun am Fuße einer Treppe, die zu dem Vorhofe der Conciergerie hinaufführte. Seine Tochter beobachtete hier ihre aufgegebene Rolle besser und begab sich an seine rechte Seite.

„Oben an der Treppe,“ so fährt der Graf in der Erzählung seiner abenteuerlichen Flucht fort, „befand sich die Wachtstube der Gendarmen. Ungefähr zwanzig Soldaten und ihre Offiziere hatten sich wenige Schritte von mir aufgestellt, um Madame Lavallette weggehen zu sehen. Endlich erreichte ich langsam die letzte Stufe und stieg in die Sänfte, die einige Schritte davon stand. Aber kein Sänftenträger, kein Bedienter war zu sehen. Meine Tochter und Madame Dutoit blieben daneben stehen, und unfern von ihnen eine Schildwache, die unbeweglich ihre Augen auf mich gerichtet hielt. Eine furchtbare innere Bewegung mischte sich mit meiner Bestürzung. Meine Blicke hafteten auf der Flinte des Soldaten, wie die Augen einer Schlange auf ihrer Beute. Schon war es mir, als hielte ich das Gewehr mit meinen Fingern umklammert. Bei der ersten Bewegung, bei dem geringsten Geräusche war ich entschlossen, es der Wache aus dem Arme zu reißen; ich fühlte die Kraft von zehn Männern in mir, und sicherlich hätte ich jeden niedergestoßen, der es versucht hätte, Hand an mich zu legen. In dieser entsetzlichen Lage blieb ich ungefähr zwei Minuten, allein diese kamen mir so lang wie eine ganze Nacht vor. Endlich hörte ich Bonneville's Stimme, welcher zu mir sagte: „Einer der Träger war nicht zur Stelle, allein ich wußte einen andern zu finden.“ In demselben Augenblicke fühlte ich mich aufgehoben. Die Sänfte ging durch den großen Hof auf die Straße und lenkte dann zur Rechten ein. Wir gelangten in die Goldschmiedstraße, wo die Sänfte anhielt, und mein Freund Baudus mir den Arm bot und laut sagte: „Sie wissen, Madame, daß Sie noch bei dem Präsidenten einen Besuch abzustatten haben. Ich stieg aus, und er zeigte mir ein Kabriolet, das einige Schritte davon in dieser dunkeln Straße hielt. Eilends stieg ich ein, und der Kutscher sagte: „Reichen Sie mir meine Peitsche.“ Vergebens sah ich mich nach ihr um; er hatte sie verloren. „Es thut nichts,“ sagte mein Begleiter. Ein Ruck mit den Zügeln setzte das Pferd in einen schnellen Trab. Als ich dahin fuhr, sah ich Josephinen auf dem Quai; sie hatte ihre kleinen Hände gefaltet und sendete, wie es schien, ein heißes Gebet zu Gott. Wir fuhren über die St. Michaelsbrücke, durch die Straße La Harpe, und erreichten bald darauf die Straße Vaugirard hinter dem Odeon-Theater. Erst jetzt schöpfte ich freiern Athem, und als ich meinem Kutscher ins Gesicht sah, erkannte ich zu meinem höchsten Erstaunen den Grafen Chassenon, den ich am wenigsten hier erwartet hatte. „Wie, Sie sind es?“ sagte ich. „Ja,“ erwiederte er, „und Sie werden neben sich zwei wohlgeladene Doppelpistolen finden und im Nothfalle davon Gebrauch zu machen wissen.“ — „Nein,“ war meine Antwort, „ich werde Sie nie in solche Verantwortlichkeit stürzen.“ — „Dann werde ich Ihnen mit dem Beispiele vorangehen,“ erwiederte er, „und wehe Dem, der Ihre Flucht aufzuhalten wagen sollte!“

Wir gelangten in den neuen Boulevard, an der Ecke der Straße Plumet; hier hielten wir. Ich hing ein weißes Taschentuch zum Cabriolette hinaus; dieß war das mit Herrn Baudus verabredete Zeichen. Während dieser Fahrt hatte ich mich aller weiblichen Kleidungsstücke entledigt, die zu meiner Vermummung dienten und einen grauen Bedienten-Ueberrock angezogen und einen runden silberbordirten Hut aufgesetzt. Bald darauf schloß sich uns Herr Baudus an. Ich nahm Abschied von dem Grafen Chassenon und folgte in demüthiger Entfernung meinem neuen Herrn. Es war acht Uhr Abends; der Regen goß in Strömen; die Nacht war stockfinster und dieser Theil der Vorstadt St. Germain völlig menschenleer. Ich konnte nur mit größter Beschwerlichkeit gehen. Herr Baudus schritt sehr eilig voran, und es gelang mir kaum, ihm zu folgen. Bald verlor ich einen Schuh im Straßenschmutze, aber ich hatte nicht Zeit darnach umzusehen und mußte so gehen. Wir sahen Gendarmen im Galopp vorübersprengen, die mir wahrscheinlich nachsetzten und nicht daran denken mochten, daß ich ihnen so nahe sey. Endlich nachdem wir eine Stunde lang fortgewandert waren, hielten wir, ich auf den Tod ermüdet und nur mit einem Schuhe am Fuß, in der Straße von Grenelle nahe bei der Straße Bac, wo Herr Baudus einen Augenblick Halt machte. „Ich gehe jetzt hinein,“ sagte er, „und während ich mit dem Pförtner spreche, suchen Sie in den Hof zu kommen. Zu Ihrer linken Hand werden Sie eine Stiege finden, auf der Sie bis ins oberste Stockwerk hinaufsteigen. Gehen Sie dann einen dunklen Gang zur rechten Hand entlang, bis Sie am Ende desselben einen Holzstoß antreffen, dort warten Sie.“ Wir gingen dann noch einige Schritte in der Straße Bac entlang, wo mich eine Art Schwindel befiel, als ich ihn an dem Thore des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Herzogs von Richelieu, anpochen sah. Herr Baudus ging hinein, und während er mit dem Portier sprach, der seinen Kopf aus seinem Zimmer herausstreckte, ging ich rasch vorüber. „Wer geht da hinein?“ schrie der Pförtner. „Es ist mein Bedienter,“ war die Antwort. Eilig stieg ich die bezeichnete Treppe bis ins dritte Stockwerk hinauf, wo ich Ort und Stelle fand, wie mir sie Herr Baudus beschrieben hatte. Ich war kaum hier angelangt, als ich das Rauschen eines seidenen Kleides vernahm. Ich fühlte mich sanft am Arme gefaßt und in ein Zimmer geschoben, das sogleich hinter mir geschlossen wurde. Ich ging an das Ofenfeuer hin, das einen matten Schimmer im Gemache umher verbreitete. Indem ich meine Hand auf den Ofen legte, um mich zu wärmen, fand ich einen Leuchter und Schwefelholz. Ich schloß daraus, daß ich mir ein Licht anzünden dürfe, was ich auch that, worauf ich meine neue Wohnung etwas näher besichtigte. Es war eine Dachstube von mittelmäßiger Größe. Das Geräthe bestand in einem sehr reinlichen Bette, einer Kommode, zwei Stühlen und einem kleinen deutschen Ofen von Töpferarbeit. Auf der Kommode fand ich ein Papier, auf dem folgende Zeilen standen: „Machen Sie kein Geräusch. Oeffnen Sie nie Ihr Fenster außer bei Nachtzeit; tragen Sie Pantoffeln und fassen Sie sich in Geduld.“ Neben diesem Papier stand eine Bouteille trefflichen Weins, einige Bände von Molières und Rabelais und ein Kästchen, in welchem sich Schwamm, Parfüme, Mandelseife befanden und was noch sonst in den Waschtisch gehört. Diese zarten Aufmerksamkeiten und die nette Schrift des Billets ließen mich vermuthen, daß meine Wirthe großmüthiges Herz mit feinen und edlen Sitten verbanden. Aber warum befand ich mich im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten? Ich hatte den Herzog von Richelieu nie gesehen. Herr Baudus war allerdings bei diesem Ministerium angestellt, aber nur indirekt. Dem Könige konnte ich nicht Theilnahme eingeflößt haben. Dann wäre es ja in diesem Falle weit natürlicher gewesen mich öffentlich zu begnadigen. Befand ich mich hier mit Einwilligung des Ministers, welchen Grund konnte er haben, seine Pflicht zu verletzen und die Treue, die er seinem Souverän schuldig war, so weit zu vergessen, daß er sich mit der Bonapartistischen Partei verband und einen wegen Verschwörung zum Tode verurtheilten Verbrecher beschützte?“

Diese Zweifel Lafayette's lösten sich bald darauf. Der Schatzmeister des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten war unter den verschiedenen politischen Veränderungen, die sich in Frankreich ereigneten, selbst einmal geächtet gewesen und hatte in der edlen Aufopferung Anderer Schutz und Rettung gefunden. Er hatte sich deßhalb bestimmen lassen, gleiche Menschlichkeit an Lavallette auszuüben. Madame Bresson selbst brachte ihm sein erstes Essen, und ihr Gemahl selbst besuchte den Flüchtling bald darauf.

„Oeffnen Sie,“ sagte dieser, „ihre Läden nur halb und lassen Sie nicht mehr Licht ein, als Sie gerade zum Lesen nöthig haben. Sollten Sie von einem Katarrh befallen werden, so stecken Sie, wenn Sie husten müssen, den Kopf in diesen Verschlag.“ Ich hatte um Bier gebeten, um den Durst zu stillen, der mich den letzten Monat über gepeinigt hatte. „Ich kann Ihnen keines geben,“ sagte er. „Wir trinken niemals Bier, und man könnte daraus Schlüsse ziehen, wenn wir welches holen ließen. Ich habe noch nicht die Geschichte des Herrn von Montmorin vergessen, der entdeckt wurde und auf dem Schaffotte starb, weil er Hühner gegessen hatte, deren Beine man vor die Thüre in das Kehricht geworfen hatte. Ein Nachbar, der wußte, daß die Frau, die ihn verborgen hielt, zu arm war, um Hühner zu kaufen, schloß, daß sie in ihrem Hause einen Geächteten verberge und machte davon Anzeige. Sie sollen so viel Zucker und erfrischende Syrupe haben, als Sie wollen, aber kein Bier.“

Tausenderlei interessante Vorfälle begaben sich, während der Graf so in seiner Dach-Einsiedelei lebte. Endlich wendeten sich seine Freunde an Herrn Bruce und durch diesen an Sir Robert Wilson und den Kapitän Hutchinson, die sich von Herzen bereitwillig zeigten, seine Flucht

aus Frankreich zu bewerkstelligen. Dieß beschreibt Lavallete in Folgendem:

„Die Straße nach Belgien über Valenciennes war insbesondere dem englischen Heere angewiesen, und sie wurde daher auch zu meinem Entkommen gewählt. Die Britten verlangten nur zwei Tage, um ihre Vorbereitungen zu machen. Ich erhielt ganz genaue Vorschriften in Betreff meiner Kleidung: — keinen Schnurrbart, eine englische Perrücke; den Bart glatt geschoren nach Sitte der Offiziere dieser Nation, einen Ueberrock mit Knöpfen der englischen Garde, Uniform und Hut sollte ich im Augenblick unserer Abreise erhalten.

„Wir hielten eine Berathung und wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, unsere ersten Schritte waren übel berechnet. Es war als höchst nothwendig angesehen worden, meinen Rock bei dem Schneider eines englischen Regiments verfertigen zu lassen; allein dazu brauchte dieser mein Maaß; mein Freund Stanislaus nahm es mit seinem weißen Papier; und statt der Einschnitte, welche die Schneider zu machen pflegen, schrieb er darauf: Länge des Vorderarmes, Breite der Brust u. s. w. mit ganz zierlicher Schrift, und trug es kühnlich hin zum Schneider des Garderegiments. Dieser verfertigte nun zwar den Rock sehr schnell, allein ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Maaß nicht von einem Manne von Fach genommen worden. Nun sollte Herr Bresson mir einen Rock bei einem Kleidertrödler kaufen; wobei er ihn sich selbst anprobiren mußte. Da er aber groß und hager war, so hatte ich in acht und vierzig Stunden zwei Röcke, von denen ich keinen brauchen konnte. Auch Stiefel hatte ich keine, und all unser Dichten und Trachten, mir solche zu verschaffen, blieb fruchtlos. So mußte ich endlich ein Paar Herrn Bresson gehörige anziehen, die wenigstens zwei Zoll länger als mein Fuß waren; ich konnte kaum darin gehen, und wir lachten sehr über die elende Figur, die ich vorstellte. Am 9 Januar 1816 Abends acht Uhr endlich nahm ich Abschied von meinem gütigen Freunde. Wir waren alle sehr gerührt und besonders ich, der sie verließ mit geringer Hoffnung, sie jemals wieder zu sehen.“

Der treue Chassenon führte den Flüchtling in seinem Cabriolet in die Wohnung des Kapitäns Hutchinson, wo er Sir Robert Wilson und Herrn Bruce traf. Nach einiger Berathung wurde beschlossen, daß sie am nächsten Morgen um acht Uhr aufbrechen wollten. „Nachdem ich jede Stunde in der Nacht gezählt hatte,“ fährt Lavallette fort, „hörte ich endlich sechs Uhr schlagen. Sogleich machte ich meinen Anzug fertig, und Punkt acht Uhr fand ich Sir Robert auf der Straße in voller Uniform und in einem artigen Kabriolet. Bald darauf erschien auch Herr Hutchinson zu Pferde, und wir machten uns auf den Weg. Das Wetter war herrlich, alle Läden waren offen, die ganze Welt auf der Straße, und zufällig richtete man auf dem Greveplatz gerade den Schandpfahl auf, an den man gewöhnlich die in Contumaciam verurtheilten Verbrecher in Effigie aufhängt.“

Ohne Aufenthalt zu erfahren kamen sie über die Barrieren nach La Chapelle, wo die Pferde gewechselt werden mußten.

„Als wir uns dem Hause näherten, gewahrten wir vier Gendarmen, die sich vor dem Hofthor aufgepflanzt hatten. Sir Robert fuhr gerade auf sie zu; sie wichen zu beiden Seiten aus, um uns durchzulassen, und Herr Hutchinson, um ihre Aufmerksamkeit von uns abzulenken, fing mit ihnen ein Gespräch an. Seine Fragen betrafen größtentheils die Anzahl von Ställen, die Vorräthe von Fourage, die im Dorfe zu finden seyen u. s. w., woraus sie schlossen, daß englische Truppen nachfolgen würden, und einer der Gendarmen erbot sich, den Kapitän zum Maire zu führen. „Jetzt nicht,“ antwortete dieser, „ich muß mich beeilen, die Wagen vor uns einzuholen und werde in zwei Stunden zurück seyn.“ Die Unterredung konnte nicht lang mit einem Engländer dauern, der nur wenig französisch konnte. Allein die Pferde waren schnell umgespannt, und wir hatten das Vergnügen, beim Abfahren mit den Gendarmen Grüße zu wechseln. Auf der Straße begegneten wir noch vielen Gendarmen, die in Verfolgung von Uebelthätern oder mit Militärrapporten unter Wegs waren. Alle warfen ihre Blicke auf uns, ohne das Geringste zu ahnen. So oft ich einen auf uns zukommen sah, schloß ich die Augen, hielt aber immer meine Hand an der Pistole, fest entschlossen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn ich erkannt und angehalten würde. Es wäre eine zu große Stumpfsinnigkeit gewesen, mich nach Paris zurückschleppen zu lassen.“

Glücklich kamen sie über Compiegne und Condé nach Valenciennes, der letzten französischen Stadt an der Gränze. „Der Postmeister sagte uns, wir müßten uns zu dem Kapitän der Gendarmerie begeben, um unsere Pässe untersuchen zu lassen.“ „Sie vergessen wohl, wer wir sind,“ sagte der General Wilson mit Ruhe; wenn der Kapitän uns sehen will, so mag er hieher kommen.“ Der Postmeister, welcher fühlte, daß er eine Unschicklichkeit begangen haben mochte, nahm die Pässe und trug sie selbst zum Kapitän, um sie unterzeichnen zu lassen. Er blieb lange aus; eine furchtbare Angst marterte mich. Sollte ich im Angesichte des Hafens scheitern? wenn der Kapitän selbst käme und die Signalements vergliche? Glücklicherweise war es sehr kalt und kaum noch Tag; der Offizier lag im Bette und unterzeichnete die Pässe, ohne aufzustehen. Endlich hatten wir das Thor hinter uns und flogen auf der schönen Brüsseler Straße dahin. Von Zeit zu Zeit sah ich durch das Hinterfenster des Wagens, ob wir nicht verfolgt würden. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Radesumschwung. Der Postillon zeigte uns in der Ferne ein Haus, das belgische Mauthhaus. Unabgewendet hielt ich meine Augen darauf gerichtet, es war mir, als wollte es durchaus nicht näher kommen. Ich bildete mir ein, der Postillon fahre nicht schnell genug. Ich schämte mich meiner Ungeduld, allein ich konnte ihrer nicht Meister werden. Endlich erreichten wir die Gränze; ich stand auf belgischem Boden: ich war gerettet! Ich drückte Sir Robert's Hände und gab ihm mit tiefer Rührung meinen unendlichen Dank zu erkennen.“

Es bleiben uns nur noch einige Worte über das bekannte Schicksal der Frau von Lavallette beizufügen. Kaum hatte ihr Gemahl die Außenthüre des Gefängnißes erreicht, als der Schließer eintrat; da er das bekannte Geräusch hinter der spanischen Wand hörte, so entfernte er sich wieder. Aber wenige Augenblicke darnach kam er noch einmal und entdeckte nun, daß sein Gefangener entwischt sey. Frau von Lavallette wurde nun mehrere Wochen gefangen gehalten und die Behandlung, die sie zu erdulden hatte, so wie die Angst, die sie ausstand, wirkten so heftig auf ihr Gemüth, daß die liebenswürdigste und trefflichste Frau von einer völligen Geisteszerrüttung befallen wurde, in der sie fast zwölf Jahre zubrachte. Wir schließen mit den Schlußworten des Werkes:

„Die Gesundheit der Frau von Lavallette erholte sich endlich so weit, daß ich sie wieder zu mir nehmen konnte. Eine tiefe Melancholie befällt sie von Zeit zu Zeit in Augenblicken von Geistesabwesenheit; aber sie bleibt immer mild, liebenswürdig und gut. Wir bringen den Sommer auf einem einsamen Landhause zu, wo sie sich etwas zu erheitern scheint. Ich habe meine Unabhängigkeit bewahrt, den ersten Schatz des Menschen, ohne Gehalt, Besoldung oder Entschädigung irgend einer Art, nach einem langen dem Dienste des Vaterlands geweihten Leben, indem ich zum Himmel Gebete für dessen Freiheit sende, die vielleicht nie Erhörung finden werden, und von Erinnerungen erfüllt an eine große Zeit und einen großen Mann.

Britische Besteuerung.

Man liest in einem schottischen Blatte: „Die Größe der britischen Abgaben kann durch ein Paar vergleichsweise angeführte Thatsachen in das gehörige Licht gestellt werden. Der Gin and Whisky (Wachholderbranntwein), welcher John Bulls Gemüth erheitert, wirft der Regierung eine Summe ab, welche dem Einkommen der spanischen Monarchie gleichkommt. Die Taxe auf das Bier, das seinen Durst löscht, übersteigt das Einkommen von Bayern; er zahlt vom Thee, den seine Frau trinkt, so viel als Franz I von sechs Millionen Neapolitanern bezieht; vom Zucker, der ihn versüßt, beinahe so viel als zwölf Millionen Amerikaner an Taxen überhaupt zahlen; von dem stinkenden Tabak, der sein Gehirn austrocknet, so viel als vier Millionen Italiener an Karl Felix bezahlen; für die Seife, womit er seine Hände wäscht, genug, um den Papst mit allen seinen Soldaten, Kardinälen, Priestern und Maitressen zu unterhalten; für das Privilegium, das Tageslicht in seinem Hause zu haben, genug, um die Kasse des Königs von Hannover zu füllen; und die Taxen endlich, welche man von seinem Durst allein erhebt, je nachdem er ihn durch Branntwein, Rum, Whisky, Bier oder Wein stillt, betragen mehr als fünfzig Millionen Russen für die Segnungen eines väterlichen Despotismus zahlen.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 285. 12 Oktober 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

Von Dr. Michahelles.

Neue Folge der im Auslande des verflossenen Halbjahrs (von S. 54 bis 526) enthaltenen Ausflüge in Illyrien.

1. Fiume.

Obgleich Fiume nur ein kleines Seestädtchen ist, so herrscht doch reges Leben in seinen Straßen; Schiffe werden auf seinen Rheden gebaut, im Hafen geladen und unzählige Wagen bringen aus dem reichen Innern Ungarns Getreide, womit Triest, Istrien und Dalmatien versorgt wird. Erst seit kurzer Zeit wurde Fiume dem Königreich Ungarn einverleibt, und wenn hiedurch auch mehrere Freiheiten in einzelnen Beziehungen die Folge waren, so hat dennoch seit dieser Zeit, indem es von Oesterreich selbst als Ausland betrachtet wird, der Handel im Allgemeinen mannichfach gelitten. — Von hübschen Plätzen ist in Fiume außer dem Hafen und seiner Umgebung nichts zu finden; dieser aber ist von hohen Platanen beschattet, unter denen Slavonier, Croaten und Italiener kaufen und verkaufen, und die Mündung der reißenden Fiumara birgt die Küstenfahrer, während größere Schiffe bei dem nahen Portoré vor Anker gehen.

Fiume ist wie Triest von allen Seiten mit hohen Kalkfelsen eingeschlossen, von denen im Winter verheerend die Bora herabbraust, im Sommer wird die Hitze durch diese Lage unerträglich, obgleich die Nächte stets etwas kühl sind. Mehrmals haben Erdbeben, und im Jahre 1814 und 1815 selbst die Pest der Stadt und den Einwohnern mehr oder minder geschadet. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist ferner eine höchst verderbliche, früher ganz unbekannte Krankheit in vielen in der Nähe des Meers und in der Umgegend von Fiume liegenden Oertern, z. B. San Giorgio, Fusina, Navnagora, Carlopago, Castua, Costrena, Scarglievo u. s. w. ausgebrochen, die vom letztern Ort, welchen sie besonders verheerte, den Namen: Mal di Scarglievo hat. — Die Krankheit ist jedoch nicht an diese wenigen Orte gebunden, sondern auch in der Umgegend Triest's, in Istrien zu Saole, in Süddalmatien um Ragusa bei Breno beobachtet, und an vielen andern Orten Dalmatiens wohl nur verkannt, und als syphilitisches Leiden betrachtet worden, obgleich sie mit dem Wesen desselben nichts gemein hat als einzelne äußere Erscheinungen.

Diese am östlichen Ufer des adriatischen Meeres endemische Krankheit befällt nur die ärmste Volksklasse und beginnt mit rheumatischen Schmerzen, die oft Jahre lang ohne weitere Folgen zu seyn scheinen, als daß sie an Heftigkeit und Verbreitung zunehmen. Bei vielen Patienten bilden sich nach dieser Periode am Rumpfe und den Extremitäten Geschwüre, die eine runde Form, einen speckigen Grund und harte Ränder haben, scharfe Jauche absondern und höchst hartnäckig um sich fressen. Die Schmerzen werden unerträglich, der Patient ist voll dieser Schwären, die seine Kräfte so sehr schwächen, daß sich allmählich hektisches Fieber einstellt und er unter unsäglichen Leiden endet. Bei andern folgt den rheumatischen Leiden eine chronische Entzündung der Schleimhäute der Mundhöhle, die in Eiterung übergeht. Bald ist das Gaumenseegel und der weiche Gaumen zerstört. Die Krankheit ergreift nun auch die Knochen, besonders den harten Gaum, das Flügel- und Siebbein, die Nasenknochen und die Muscheln, und verbreitet sich durch die Highmorshöhle in die Oberkieferknochen, die sie allmählich zerstört. Die Nase ist dabei dick, geröthet, höchst schmerzhaft, die Geschwüre ergreifen sie innen und außen, die scharfe Jauche die aus ihr läuft, zerfrißt die Lippen; bald ist das ganze Gesicht ein furchtbares Geschwür ohne Nase, mit verstümmelten Lippen, ohne ein lebendes Auge, die Schlundtheile sind dabei oft so ergriffen, daß der Kranke keine Nahrung mehr genießen kann, auf alle Fälle aber elend sterben muß. Bei andern Patienten stellen sich in allen Knochen am meisten aber in dem mehr oberflächlichen furchtbare Schmerzen ein, die Tag und Nacht ununterbrochen wüthen, die Tibien schwellen an, erweichen und krümmen sich, später kommt gleichfalls Knochenfraß hinzu, dem der Leidende in kürzerer oder längerer Zeit unterliegt. Oft aber entsteht die Krankheit ohne merkliche rheumatische Vorboten plötzlich, besonders nach traumatischen Einwirkungen. Sie überfällt Kinder, Männer, Weiber ohne Unterschied des Alters, und ohne vorangegangene Ansteckung, nur die Umstände, daß sie nie die Zeugungstheile befällt, daß die Knochenschmerzen zum Leiden der Unglücklichen sowohl Tag als Nacht dauern, daß sie die Merkurialbehandlung nicht verträgt, sich hingegen die derivative und diaphoretische Methode am heilsamsten bewährt, sprechen für ihren rheumatischen Ursprung. Die von den Gebirgen reflektirte erschlaffende Tageshitze, die kalten Nachtwinde, die in der Nähe des rings mit Bergketten durchzogenen Dalmatiens wehen, die erbärmlichen Wohnungen, oft ohne Fenster und Thüren, fast nie mit Betten, möchten die Ursachen dieser endemischen Krankheit seyn, die

wie es scheint auch ausnahmsweise kontagiös werden kann, und sich in ihrem Wesen durchaus nicht der Syphilis nähert. Merkwürdig bleibt es jedoch immer, daß diese Krankheit, die so ungemein verheerend auftritt, erst seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, und das Volk selbst ihr einen syphilitischen Ursprung zuschreibt. So sagen z. B. die Fiumaner, die Krankheit sey durch die hessischen Truppen in's Land gebracht worden, die Bewohner von Val di Breno (nach welchem die Krankheit in Ragusa Mal di Breno genannt wird) wollen mit Gewißheit angeben, daß ein französischer Korsar, der im Jahre 1791 an dieser Gegend landete, und in Verhältnisse mit einer Eingeborenen trat, sowohl ihr als der Umgegend dieses furchtbare Uebel zurückgelassen habe.

Ein allgemeines Hospital für die Kranken ist in Portore bei Fiume, einzelne Patienten sind in den Hospitälern von Triest und Ragusa. Wird nach den zweckdienlichsten Mitteln zur Ausrottung dieser Krankheit gefragt, so ist vor Allem der aus gränzenloser Armuth oder zu verwerfender Herkömmlichkeit bestehenden schlechten Bauart abzuhelfen, was leider in den ganz verarmten Dörfern Istriens eine schwere Aufgabe seyn möchte. Die wenigen Tage unsers fernern Aufenthaltes in Fiume brachten wir mit Spazierfahrten im inselumschlossenen Golf von Quarnero zu. Die Spaziergänge sind bergig, gewähren aber dem Naturforscher ein hohes Interesse. Man lebt gesellig und billiger als in italienischen Städten, und der Süden, der hier mit dem Norden die Gränzlinie seines Streites zieht, die hohen Felsen, aus denen die Flumara schäumt, der dunkle von hohen Gebirgen begränzte Meerbusen, machen das Städtchen zum angenehmen Aufenthaltsorte.

In der Nähe der famösen Militärgränze Croatiens und Slavoniens, beschlossen wir die Reise trotz ihrer Unsicherheit, in diese Gegenden fortzusetzen; ein hohes Abendroth das sich über Istriens Gebirgen ausbreitete, versprach einen heitern Morgen, die Pistolen wurden geladen, und die Erwartung des Kommenden verscheuchte uns anfänglich den Schlaf, aus dem uns der Cammeriere mit einem: „piace, cinque e passato“ weckte.

Ein Abend in den Gemächern der Anna Comnena.

(Schluß.)

Mit diesen Worten nahm die Prinzessin eine etwas mehr gebieterische Haltung an, wie Jemand, der für sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ansprechen will, dann neigte sie mit vieler Huld ihr Haupt gegen den Kreis der Versammlung, und nahm eine Pergamentrolle, die von ihrer schönen Gehülfin auf das zierlichste beschrieben worden war, und schickte sich an, ihren Inhalt vorzulesen.

Das Auge der Prinzessin verweilte hier einen Moment auf Herward, an den sie dann folgende Worte richtete:

„Tapferer Barbar, von dem mir eine Erinnerung wie aus einem Traume vorschwebt, Du wirst nun ein Werk hören, das, wenn man seinen Verfasser mit dem Gegenstande vergleicht, den es schildert, einem Bildnisse Alexanders ähnlich sehen dürfte, das die schülerhafte Hand eines Malerlehrlings mit dem Pinsel des Apelles gemalt hat; allein dieser Versuch, so wenig er auch den Augen Vieler des Gegenstandes würdig scheinen mag, muß dennoch einigen Neid bei Denjenigen erregen, die unparteiisch seinen Inhalt und die Schwierigkeit in Erwägung ziehen, eine Abbildung des großen Mannes zu entwerfen, über den es geschrieben wurde. Ich bitte Dich nun, Deine Aufmerksamkeit auf Das zu richten, was ich Dir jetzt vorlesen werde; denn obgleich ich die Nachrichten über die Schlacht von Laodizea von Seiner kaiserlichen Hoheit, meinem erhabenen Vater, von dem tapfern Protospathar, seinem unüberwindlichen Feldherrn und von Achilles Tatius, dem treuen Befehlshaber der Leibwache unseres siegreichen Kaisers erhielt, so können dieselben doch in einem oder dem andern Stücke mangelhaft seyn. Denn es läßt sich denken, daß die hohen Pflichten dieser großen Feldherrn sie fern halten mußten vom eigentlichen Kampfgewühl, um mit desto größerer Besonnenheit und Umsicht das Ganze zu leiten, und ihre Befehle zu ertheilen, ohne durch irgend einen Gedanken an persönliche Sicherheit gestört zu werden. Eben so, tapferer Barbar, behalten wir uns in der Stickerei (staune nicht, daß wir uns solcher mechanischen Handarbeit kundig bekennen, da Minerva, deren Künsten wir nacheifern, sie beschützt) die Oberleitung des ganzen Gewebes vor und überlassen unsern Mägden und Andern die Ausführung der einzelnen Theile.

„So mögest nun Du, tapferer Wäringer, der Du im dichtesten Kampfgetümmel vor Laodizea strittest, uns, der unwürdigen Geschichtschreiberin eines so berühmten Krieges, jene Wechselfälle der Schlacht verkünden, die sich dort ereigneten, wo Mann an Mann focht, und wo das Schicksal des Krieges mit der Schärfe des Schwertes entschieden ward. Deßhalb, tapferster der Streitartträger, denen wir diesen und so manchen andern Sieg verdanken, mache uns unverholen auf die Fehler aufmerksam, die sich in die Erzählung dieser glorreichen Begebenheit eingeschlichen haben können.“

„Meine Gebieterin,“ erwiederte der Wäringer, mit aller Aufmerksamkeit werde ich hören, was mir Eure Hoheit vorzulesen die Gnade haben wird; obgleich ich die Anmaßung, die Geschichte einer im Purpur gebornen Prinzessin zu tadeln, weit von mir abweise. Noch weniger würde es sich für einen barbarischen Wäringer geziemen, ein Urtheil über die Feldherrnkunst des Kaisers zu geben, von dem er so großmüthig besoldet wird, oder über seinen Hauptmann, der ihn freundlich behandelt. Verlangt man vor einem Kampfe unsere Meinung, so geben wir sie aufrichtig, doch meiner einfältigen Meinung nach, würde unser Urtheil nach der Schlacht mehr ärgerlich als nützlich ausfallen. Was den Protospathar betrifft, so kann ich, wenn es die Pflicht eines Feldherrn ist, sich fern von dem Kampfgewühl zu halten, treulich behaupten und beschwören, daß er nie auch nur auf einen Lanzenwurf weit irgendwo gesehen wurde, wo es nur im Geringsten gefährlich zuging.“

Diese laut und herzhaft gesprochenen Worte machten auf die anwesende Gesellschaft einen allgemeinen Eindruck. Der Kaiser selbst, und Achilles Tatius warfen sich Blicke zu, wie Männer, die sich über Erwartung gut aus einem gefährlichen Handel gezogen haben. Der Protospathar bemühte sich seinen aufsteigenden Aerger zu unterdrücken und Agelastes flüsterte dem Patriarchen, neben dem er stand, in's Ohr: „der nordischen Streitart fehlt es nicht an Schärfe noch Spitze.“ — „St!“ erwiederte Zosimus,

„Laßt uns die Sache bis ans Ende hören. Die Prinzessin beginnt so eben zu lesen."

In der Stimme des nordischen Söldners, obgleich sie durch Gefühle der Ehrfurcht vor dem Kaiser, und auch wohl aus Anhänglichkeit an seinen Feldhauptmann sehr gemildert klang, gab sich doch noch eine so derbe Aufrichtigkeit zu erkennen, wie sie von den anbetenden Echo's des kaiserlichen Palastes nicht gehört zu werden pflegte. Comnena begann einzusehen, daß sie einen strengen Richter herausgefordert habe, zugleich schien ihr sein ehrerbietiges Betragen von einer aufrichtigeren und herzlicheren Verehrung herzurühren, und es dünkte ihr, sein Beifall, wenn sie ihn gewinnen könnte, müsse für sie schmeichelhafter seyn, als die vergoldeten Lobeserhebungen von dem ganzen Hofe ihres Vaters. Ihr Blick verweilte mit einiger Ueberraschung und Aufmerksamkeit auf Herward, der, wie gesagt, ein sehr schöner junger Mann war, und sie fühlte das natürliche Verlangen zu gefallen, das sich so leicht einer schönen Gestalt von anderm Geschlecht gegenüber der Seele bemächtigt. Seine Stellung war fest und kühn, jedoch weder tölpisch noch ungeschliffen. Der Name eines Barbaren sprach ihn zugleich von den Formen des civilisirten Lebens und den Vorschriften künstlicher Höflichkeit frei. Aber sein kraftgediegenes Wesen und das edle Selbstvertrauen in seiner Haltung erregte eine tiefere Theilnahme für ihn, als es eine noch so wohl ausgedachte und sorgfältige Artigkeit oder die übertriebenste Ehrfurcht hervorzubringen vermocht haben würde.

Kurz, die Prinzessin Anna Comnena, obgleich von so erhabenem Range und im kaiserlichen Purpur geboren, eine Eigenschaft, die sie selbst für die höchste von allen hielt, fühlte demungeachtet in dem Augenblicke, wo sie die Vorlesung ihrer Geschichte beginnen wollte, eine ängstlichere Besorgniß den Beifall dieses rohen Soldaten zu erlangen, als den der übrigen vornehmen Zuhörer. Diese kannte sie wohl; bei ihnen, das wußte sie, brauchte sie nicht um Lobeserhebungen besorgt zu seyn; die kaiserliche Prinzessin war gewiß, Weihrauch mit vollen Händen von allen griechischen Hofleuten gespendet zu erhalten, denen sie die Gnade erwies, Geistes-Produkte von ihres Vaters Tochter mitzutheilen. Nun aber hatte sie einen Richter ganz neuer Art vor sich, dessen Beifall, wenn es ihr ihn zu gewinnen gelang, von innerem ungefälschten Werthe war, da sie einen günstigen Ausspruch nur hoffen durfte, wenn sie wirklich Eindruck auf sein Herz oder seinen Kopf machte.

Diese Gefühle, von denen die Prinzessin sich angeregt fühlte, waren vielleicht Schuld, daß sie etwas länger als gewöhnlich brauchte, um auf ihrer Pergamentrolle die Stelle zu finden, die sie vorzulesen im Begriff war. Auch bemerkte man, daß sie ihren Vortrag mit einer sichtbaren Verlegenheit begann, die dem vornehmen Zuhörerkreis um so mehr auffiel, als man die Prinzessin oft schon in voller Geistesgegenwart gesehen hatte, wenn sie sich vor einer weit ausgezeichneteren und sogar urtheilsfähigeren Versammlung hören ließ.

Auch der Wäringer blieb nicht ganz gleichgültig, so mannichfaltig waren die Umstände, die auf ihn einwirkten. Anna Comnena hatte allerdings schon ihr fünftes Lustrum erreicht, und diese Periode wird als die Stufe angesehen, wo die griechische Schönheit sich ihrem Verblühen zuneigt. Wie lange die Prinzessin schon auf diesem gefährlichen Höhepunkt des Lebens stand, war für Alle ein Geheimniß außer der vertrauten Amme des Purpurgemaches. Genug, es ging unter dem Volke die Rede, und sie schien Bekräftigung zu erhalten durch die Hinneigung der Prinzessin zur Philosophie und Literatur, wofür die Schönheit, wie man glaubt, in den jüngern Tagen, wo sie ihre Knospe entfaltet, nicht sehr eingenommen ist, es ging die Rede, die Prinzessin stehe ungefähr in ihrem sieben und zwanzigsten Jahre.

Indeß war Anna Comnena noch immer oder sie war erst noch jüngst eine Schönheit ersten Ranges, und es läßt sich glauben, daß ihr noch immer Reize genug übrig blieben, um einen nordischen Barbaren zu fesseln, wenn er anders nicht die unermeßliche Kluft zwischen sich und einer purpurgebornen Prinzessin aus den Augen verlor. In der That schien Herward den Gedanken daran ganz fest gehalten und hiedurch gegen den Zauber so vieler Reize sich verwahret zu haben, obgleich er kühn, freigeboren und furchtlos wie er war, auch nach Höherem seine Hand auszustrecken fähig gewesen wäre. Ueberhaupt gab es in jener Zeit seltsamer Revolutionen Beispiele genug von glücklichen Feldherrn, die das Lager kaiserlicher Prinzessinnen theilten, welche vielleicht von ihnen selbst zu Wittwen gemacht worden waren, um ihren ehrgeizigen Absichten Bahn zu brechen. Allein Herward stand nicht nur unter dem Einflusse anderer Erinnerungen, von denen der Leser später hören wird, sondern er sah auch in der Prinzessin, obgleich er sich durch die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkte, sehr geschmeichelt fühlte, bloß die Tochter seines Kaisers und freiwillig gewählten Lehensherren, er sah in ihr nur die Gemahlin eines edlen Prinzen, die Vernunft und Pflicht in einem andern Lichte zu betrachten ihm verboten.

Die Prinzessin begann ihre Vorlesung anfangs mit etwas unsicherer Stimme, die aber Kraft und Festigkeit gewann, je weiter sie in der folgenden Stelle fortrückte, die zwar einem wohlbekannten Abschnitt ihrer Geschichte des Alexius Comnenus angehört, aber unglücklicherweise in den byzantinischen Geschichtschreibern nicht mit bekannt gemacht worden ist. Die Erzählung wird daher den Alterthumsforschern nicht unwillkommen seyn, und der Schreiber Dieses hofft sich den Dank der gelehrten Welt zu verdienen für die Entdeckung eines merkwürdigen Bruchstückes, das ohne seine Bemühungen wahrscheinlich im Meere der Vergessenheit untergegangen seyn würde. *)

*) Bis hieher führen uns die amerikanischen Zeitungen mit ihrem Auszuge, lassen uns aber jetzt im Stich und vertrösten uns, was das angekündigte merkwürdige Fragment betrifft, auf das demnächst bevorstehende Erscheinen des Robert von Paris selbst.
Anm. d. R.

Russisches Siegeslied auf den Fall von Warschau.

(Aus der nordischen Biene übersetzt.)

Erschalle weithin, Donner des Siegs!
Stimmt an das Lied aus der alten Zeit!
Es schlugen sich tapfer unsere Väter;
Es schlagen sich tapfer ihre Söhne.

Erwecke den Verrath, o Haß!
Aufruhr, entfalte Dein Panier!
Ihr durchbrecht nicht unsere Mauer,
Unsern eisernen russischen Muth!

Unter jenen Adlern stehen wir;
Jene Fahnen sind mit uns.
Litthauen gegen uns empöret,
Erinnert an der Russen Namen.

Wo seyd Ihr? Stellet Euch zur Schlacht!
Der Ruf der Russen fordert Euch zum Kampf.
Ihr Donner rollet, schließt zur Mauer Euch,
Brust an Brust und Bajonnett an Bajonnett!

Hier kein Feind — nach Warschau hin
Macht Euch Bahn, Ihr Russen!
Brüder, hört Ihr's? Dort ist Ruhm!
Zum Sturm gerührt rollen die Trommeln!

Mit Gott! Des Schicksals Stunde hat geschlagen,
Die lang erwartete Stunde.
Die Schaaren rufen: Borodino!
Und von ferne ruft es Rußland mit.

Sieh! gleich Flammenpfeilen
Steigen auf und fliegen
Rachegierig unsere Bomben
Nach der aufruhrvollen Stadt.

Was sind Eure Pallisaden?
Wir bedürfen keiner Leiter!
In die Wälle stoßen wir die Bajonnette,
Klimmen dran empor auf eisernen Stufen.

Ruh' im Grabe, Sabalkanski,
Ruhm Dir! Stambul hat gezittert.
Deine Bahn vollendet Eriwanski,
Bricht in Warschau's Mauern seinen Weg!

Eriwanski, Fürst von Warschau!
Ein Ruf tönt aus jedem Munde.
In diesen zauberischen Namen
Liegt des Ruhmes viel für Rußland.

Jenseits des Araxes unsere Gränzen,
Wunderbar der Ararat bezwungen,
Und in Eriwan unsere Adler,
Und zertrümmert Warschau's Mauern!

Geschlichtet ist der Streit! Die Sühne ist gewonnen!
Das Haupt des Aufruhrs ist getroffen,
Und unser heiliger Ruhm,
Der Ruhm Rußlands, lebt von Neuem auf.

Sammelt unter Euren Fahnen,
Brüder, Euch, der Pflicht gemäß.
Verkündigt laut den Ruhm des Thrones,
Wünschet dazu dem Czaren Glück.

Baut auf ihn mit Zuversicht.
In Friedenszeit leuchtet er dem Geiste
Mit ruhmvollem Beispiele vor,
In der Trübsal Stunde ist er stets voran.

Den Ruhm, den unsere Väter gewannen,
Bewahrt er königlich uns auf.
Und er wird ihn unsern Söhnen
Zugleich mit dem seinigen übergeben.

Vermischte Nachrichten.

Der „Sun" enthält folgendes Verzeichniß von den Kosten eines Wahlschmauses, der im Jahre 1562 unter der Regierung der Königin Elisabeth von Sir Oliver Wilkie den Wahlmännern von Bristol gegeben wurde. Die erste Tracht von Schüsseln bestand: an dem obern Ende des Tisches in Kalbsfußsuppe 1 Schilling, am untern Ende gebackene Kaninchen 2 Schilling; zur rechten Hand Sir Oliver's: gedämpfte Hühner 1 Schilling, zu seiner Linken: Eierschmarren 1 Schilling; gegenüber gekochte Schwämme, ohne Angabe des Preises; in der Mitte schwarzgebratene Aepfel in einer Milchpastete aufgetragen (black caps), 2 Pfenning. — Zweite Tracht: Am obern Ende des Tisches eine Schüssel Fische (geschmoorte Sprotten) 1 Sch. 2 Pf.; am andern Ende: eingemachtes Gekröse 1 Sch. 1 Pf.; zur Rechten Sir Oliver's: Reißkuchen 3 Pf.; gegenüber Eier à la mode 1 Sch. 2 Pf.; deßgleichen rechts Austern 1 Sch.; links Radieschen 2 Pf.; in der Mitte schwarzgebratene Aepfel wie oben 2 Pf.; Butter zum Kochen wurde verschwendet ein halbes Pfund, kostete 1 Sch. 2 Pf.; Salz und Pfeffer für 2 Pfenninge; geröstete Brodschnitten und Wasser 1 Pf.; für vier Aufwärter in weißen Kamisolen 1 Pf.; Brod, Dünnbier und andere Kleinigkeiten ohne Ansatz des Werthes. Das ganze Mahl kostete 13 Schillinge 11 Pfenninge. — Die gegenwärtigen Wahlkandidaten und Wähler in England werden sich genug wundern über diese geringfügigen Ausgaben, noch mehr aber darüber, daß eine Muhme Sir Oliver's, die ein Vermögen von tausend Pfund Sterling hinterließ, ihn und seine Familie von der Erbschaft ausschloß, weil sie von dem obigen Mahle überzeugt war, daß er ein Verschwender sey.

•

Das neue Evangelium der Saint-Simonisten, dessen Verkündigung vorzüglich „der Globe" sich angelegen seyn ließ, scheint in Frankreich wenig Anklang unter dem größern Publikum gefunden zu haben. Der Globe predigte tauben Ohren, und sah sich endlich so verlassen von Lesern, daß er bereits seine bevorstehende Auflösung ankündigte. Allein der Eifer der neuen Apostel wurde hiedurch nur um so mehr angeregt, und gegenwärtig wird der Globe nicht nur fortgesetzt, sondern die ganze Auflage davon umsonst vertheilt. Die „heilige Familie" ist auch entschlossen, ihre Missionen nach Deutschland und England auszudehnen, in der Hoffnung, in diesen alten Stammländern der Schwärmerei und religiösen Faselei eine reichere Ernte zu machen. Zu Paris wird in der Saint-Simonistischen Lehre täglich Unterricht in französischer Sprache und wöchentlich einmal in italienischer ertheilt. In den Provinzen Frankreichs selbst arbeitet eine Menge Missionen im Weinberge des Herrn Saint-Simon.

Nachlese aus dem Figaro.

Um zu weinen, reibt sich Herr von Martignac die Augen mit Lilienzwiebeln. — Die Pairie wird keinen Fehler mehr haben, wenn man sie von ihrem Erbübel heilen kann. — Das südliche und westliche Frankreich sind karlistisch, das nördliche und östliche patriotisch, die Regierung sitzt gerade mitten dazwischen. — Auf den Fahnen der Kosaken liest man: „Legitimität! Europäische Ordnung." — Eine telegraphische Depesche berichtet, daß gegenwärtig in Lissabon Ordnung herrscht: es sind nämlich nur hundert Patrioten gehenkt worden. — In Sibirien wird ein Hospital für europäische Hitzköpfe gebaut. — Man liest über dem Eingange der Londoner Konferenz die Aufschrift: „Hier gibt man Könige und Feste." — Die Londoner Konferenz arbeitet jetzt an der Herausgabe eines Kochbuches. — Die Herzogin von Angoulême stickt gegenwärtig Halstücher zu Kosaken-Fahnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 286. 13 Oktober 1831.

Europas Verpflichtungen gegen Polen.

Der längst gefürchtete Streich ist gefallen von dem Schwerte der Uebermacht, das die bekümmerten Völker seit zehn Monaten ob dem Haupte der edelsten und tapfersten Nation blitzen sahen. Vergebens umfaßte Polen den Altar der Freiheit und rief Gott und die Menschen zu Zeugen seiner gerechten Sache an. Es wurde an den Stufen des Altares erschlagen. Vergebens blickten die Völker Europa's auf Frankreich und England; sie hatten nichts als hohle Phrasen und feige Vorwände. Vergebens lebte in den deutschen Völkern das alte Vertrauen zu jenen christlich ritterlichen Königen wieder auf, die in den Tagen ihrer und Deutschlands Erniedrigung erfuhren, was es heißt, unter dem eisernen Drucke des Despotismus leben, und die auf den Schlachtfeldern vor dem Gott der Freiheit, und in den Kabineten vor den Völkern auf den Knieen lagen: man antwortete, indem man mit zurückschreckender Kälte auf gewisse Verträge mit Rußland sich berief. So blieb den heldenmüthigen Söhnen Polens nichts übrig, als die ewige Gerechtigkeit anzurufen über den neuen Verrath, den Europa gegen ihr unglückliches Vaterland beging, und im Kampfgewühl von Rußlands Riesenfaust zu Boden geworfen mit sterbendem Munde zu seufzen: „Finis Poloniae!"

Vergebens fragte man nach den vorgeschützten Verträgen, auf die sich namentlich die preußischen Blätter in ihrem servilen Hochmuth beriefen, so oft bei einer neuen Verletzung der Neutralität ein Schrei des Unwillens dem gepreßten Herzen der Völker entfuhr. Die Königsberger Bevölkerung selbst erhob ihre Stimme gegen die gewissenhafte Beobachtung dieser Verträge, die ihnen das Verderben der Pest in's Haus brachte. Man erwiederte ihr, es sey höchst vorlaut, besser wissen zu wollen, was den Unterthanen fromme, als die Regierung, die von höheren Gesichtspunkten aus allein entscheiden könne, was ihnen heilsam sey oder nicht. In allen englischen und französischen Zeitungen wurde bitter geklagt, von preußischem Gebiete aus werde das Heer der Russen nicht allein mit Lebensmitteln, sondern auch mit Kriegsbedarf und Schiffen und Ingenieurs unterstützt, der Graf von Eriwan habe nimmermehr die abenteuerliche Verwegenheit begehen können, seine Operationsbasis völlig aufzugeben, die Weichsel zu überschreiten und sich mitten unter eine feindliche Bevölkerung und in sein gewisses Verderben zu stürzen, wäre er nicht sicher gewesen, an Preußen eine neue Operationsbasis zu finden. Statt aller Antwort berief man sich immer wieder auf die höheren Verhältnisse, auf gewisse Verträge, die von den „seichten und oberflächlichen Beurtheilern" nicht in Anschlag gebracht würden. Aber kein Wort verlautete von Traktaten, die laut und von aller Welt anerkannt, alle spätere Verträge, sie mochten nun viel oder wenig das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen haben, ungültig machten — Traktate, die von Europa als eine heilige Verpflichtung übernommen worden waren. Es sind die Traktate des Wiener Kongresses, durch die sich die europäischen Mächte für Polens Selbstständigkeit verbürgten. *) Durch sie wurde Polen eine Verfassung zugesichert, durch welche es mit Rußland verbunden seyn sollte. (y sera liée irrevocablement par sa Constitution). Das Verhältniß des Königreichs Polen zu Rußland sollte sonach nicht auf dem Eroberungsrechte, nicht auf dem Rechte des Stärkern beruhen, sondern sollte auf eine Verfassung als alleiniges Verbindungsmittel beider Staaten gegründet seyn. Es folgt hieraus, daß diese Verbindung nur so lange bestehen konnte, als die zu Grund gelegte Konstitution beobachtet wurde. Wie grausam und gewaltthätig aber dieser Bundesbrief von der eisernen Hand des Despotismus zerrissen wurde, ist bekannt, und aus tausend unläugbaren Thatsachen erwiesen. Der polnische Aufstand war demnach nichts als eine feierliche Verwahrung gegen die Verletzung des von Europa gewährleisteten Vertrages, und die Verpflichtung der Mächte war es, wenn sie eine Einmischung sich erlauben wollten, nur auf diese und keine andern Traktate hin, schiedsrichterlich dazwischen zu treten.

Zur ewigen Schande Europa's geschah jede andere Einmischung, nur nicht die von Traktaten und Gewissen vorgezeichnete. Es ließ geschehen, nicht nur, daß der von ihm garantirte Vertrag gebrochen wurde, sondern auch, daß der verletzende Theil mit den Waffen in der Hand den verletzten zwingen konnte, die Verletzung als recht und billig anzuerkennen.

Es fragt sich nun, was wird Europa jetzt thun, nachdem Polen seinem „rechtmäßigen Herrn wieder unterworfen ist," wie die preußische Staatszeitung ihren Siegsbericht von Warschau's Fall

*) Wie einer der größten Redner und Staatsmänner unsrer Zeit, Lord Brougham über den Völkerhandel auf dem Wiener Kongreß sich vernehmen läßt, soll in den nächsten Blättern des Auslandes aus Broughams Werk über die Theilung Polens mitgetheilt werden.

begann, nachdem „die Ordnung wieder hergestellt ist,“ wie auf Frankreichs Tribune ein Minister mit eiserner Stirne den Völkern höhnend in's Gesicht rief. Wird es Polen von dem nordischen Koloß verschlingen lassen und sich seiner auf dem Wiener Kongresse eingegangenen Verbindlichkeiten überhoben halten? Wird es sich des kostbarsten Bollwerkes seiner Freiheit berauben lassen, und die unnatürliche Vereinigung zweier Staaten zugeben, zwischen denen außer der Scheidewand von Charakter und Civilisation ein gähnender Abgrund voll blutiger Leichen und entsetzlicher Erinnerungen liegt, die jeden Gedanken einer dauerhaften Verbindung unmöglich machen? Denn kann es wohl je hoffen, daß Polen nicht wieder gegen seinen Unterdrücker die Waffen ergreifen, und von Neuem und vielleicht unter noch gefährlicheren Constellationen den Frieden stören wird, so lange noch dort ein Herz schlägt, das von Erinnerungen an die glorreichen Tage von Grochow, von Ostrolenka und an die blutige Katastrophe Warschau's bewegt wird, so lange noch eine polnische Generation besteht, die sich erinnert, daß ihre Väter und Brüder unter russischem Schwerte gefallen, und durch den Einbruch nordischer Barbaren ihr vaterländischer Boden verwüstet wurde? Wird Europa, oder werden vielmehr seine Fürsten (denn Europa's Völker haben sich längst und unumwunden entschieden) nicht jetzt nur um so lauter ihre Stimme erheben, Polens Selbstständigkeit zu verlangen, Polens Selbstständigkeit auf festere Grundlagen gebaut, als auf das Trugbild einer Konstitution?

Leichter sind alle diese Fragen zu beantworten, als zu stellen. Europa's Fürsten werden nichts thun und können nichts thun. Denn wenn der russische Kaiser, als noch die Loose des Geschickes schwankten, die schüchterne Stimme der englischen und französischen Diplomaten stolz zurückwies, wird er jetzt, wo die Blüthe des Volkes unter Schwert und Pest gefallen, oder in Sibirien, Preußen und Oesterreich gefangen ist, nachgiebiger geworden seyn? Aber er wird seiner eigenen milden Gesinnung Gehör geben; der bescheidene Sieger von Adrianopel wird das reuig zurückkehrende Volk mit väterlichem Erbarmen anblicken! Was wird hiezu der russische Adel sagen, der seine Dörfer entvölkern mußte, um mit den Leichen seiner Sklaven Brücken über die Narew, die Weichsel und die Stadtgräben Warschau's zu bilden? Rußland hat an Polen den Herzstoß seines europäischen Uebergewichtes, seiner Ehre und seiner drohenden Pläne gegen die Freiheit des südlichen Europa's zu rächen. Seltsame Milde, die die Blüthe einer Nation mit dem Schwerte abmäht, und das Land durch Feuer und Pest verwüsten läßt, um es dann zu Gnaden aufzunehmen!

Alarich konnte doch noch den bestürzten Römern auf ihre Frage: Was willst Du uns lassen, wenn Du Freiheit und Alles nimmst? die höhnische Antwort geben: „das Leben.“ Kaiser Nikolaus wird kaum so viel anbieten können. Der Gnadenmantel des Despotismus gleicht jenem der Banditen, aus dem falsche Hände zum Segen sich hervorstrecken, während die wahren unten den Dolch in Bereitschaft haben. Wird die russische Großmuth eine Konstitution herschenken? In unserm eigennützigen Zeitalter ist nichts so verdächtig als Geschenke; besonders wenn der Starke sie dem Schwachen gibt. Die polnische Nationalität wird geachtet werden, sagt man. Ach, was ist eine Nationalität ohne Nation!

Von Neuem beginnen wird also das heillose Spiel zwischen Gewalt und Trug auf der einen Seite, und von Verzweiflung und Verschwörung auf der andern, bis ein äußerer Anstoß abermals die verborgene Gluth zu hellen Flammen aufstört. Zu wünschen aber wäre es — wenn anders dieser Wunsch nicht zu gottlos wäre — zu wünschen wäre es im Interesse der Freiheit und Civilisation, daß Rußland seine drohenden Ukasen, die es vor der Zeit der Milde erließ, wahr machte, daß es *Polen sich einverleibte.* Es würde sich hiedurch der nordische Koloß einen Gährungsstoff einimpfen, der über kurz oder lang seine eigenen Eingeweide ergreifen und eine vulkanische Explosion herbeiführen würde, die gewiß stark genug wäre, den Despotismus des Nordens in die Luft zu sprengen. Vergebens würde er seine herkulische Kraft aufbieten, den Brand zu ersticken, der von Polen aus, sein Mark ergreifen würde; vergebens würde seine eiserne Hand sich ausstrecken nach der unsichtbaren Gewalt der Ideen, die von Polen aus in die russischen Köpfe übergehen würden.

In diesem Betracht kann Polens innige Vereinigung mit Rußland nicht genug gewünscht werden. Wenn je Rußland von der Bewegung des Jahrhunderts ergriffen wird — und ein ungeheurer Schatz noch unangerührter Kraft liegt in diesem Riesenleibe dazu vorräthig — wenn das Getriebe seines Staates nicht mehr, wie der Spielreifen des Knaben vom Stocke fortgeschlagen, sondern von eigener geistiger Triebkraft erfaßt wird; dann wird Polen als ein mächtiges Gewicht zur Beschleunigung des Umschwunges mitwirken.

Polen ist die Schweiz des Nordens; auch Polen hat seine Winkelriede, und so wenig die Beispiele des Tyrannenhasses, der Freiheitsliebe, des Heldenmuthes der Eidgenossen ohne nachwirkende Kraft durch viele Jahrhunderte für Frankreich und Deutschland geblieben sind; eben so wenig wird Polens erhabenes Vorbild in der Geschichte des Nordens verloren gehen. Die Patrioten sterben nicht; die Helden der Thermopylen leben noch bis auf diese Stunde, durch alle Zeiten wirken und entflammen ihre Gedanken, ihre Thaten; ihre Gräber öffnen sich, so oft die Posaune des ewigen Weltgerichtes, so oft die Posaune der Geschichte ertönt. Der Despotismus wälzt den Grabstein über ein erschlagenes Volk und legt seine Siegel und Wächter davor; aber wir vertrauen der großen Verheißung der Auferstehung. Denn nicht von heute auf morgen leben wir, den Diplomaten unsrer Tage gleich, die wie Wilde und liederliche Verschwender nur von der Gegenwart zehren, die die Vergangenheit verläugnen und an keine Zukunft glauben, und ihr erbärmliches Gebäude auf die Welle des Augenblickes bauen, die unter ihren Händen verrinnt.

Doch wenn uns alle Hoffnungen täuschten, wenn die ruchlosen Worte eines französischen Diplomaten: „Polen ist dem Untergang geweiht“ in Erfüllung gehen sollten — wenn es möglich und erlaubt wäre, ein Volk zu vernichten — wenn das neunzehnte Jahrhundert es erleben könnte, daß ein Volk, das bestimmt war gegen die asiatische und nordische Barbarei Europa's Vorhut zu seyn, weggeknutet würde aus dem europäischen Staatenverbande — wenn dann in schlimmen Tagen von Norden her über das entartete Europa eine zweite Völkerwanderung sich ergießen sollte — wenn dann die Fürsten auf ihren Thronen wankend zu ihren Völkern riefen wie zur Zeit, als der Westen den alten Norden nachahmen wollte — dann

möge der Himmel es verhüten, daß der fatalistische Ausruf „destinée à périr“ nicht in die Moral der Völker übergegangen ist.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Der Jude.

Polen ist von zwei Landplagen heimgesucht, die zwar auch anderswo am besten Mark des Volkes zehren, aber doch nicht in dem Maaße sich verderblich erweisen, wie dort: Juden und Branntwein. Jedes von beiden allein wäre schon im Stande, in der Moral und dem Vermögen einer Nation unersetzlichen Schaden anzurichten, wenn sie bei ihr nur halb so tief Wurzel geschlagen hätten, als sie Polen wie aussaugende Schlingpflanzen überwuchert haben. Gilblas, der im aufsteigenden Knoten seiner Lebensbahn begriffen, aus den Diensten eines russischen Offiziers Milodovin in die des Juden Moses gekommen war, entwirft von diesen beiden Landplagen ein eben so lebendiges als trauriges Bild.

„Moses galt für den reichsten Mann in der Stadt. Seine Frau, Rifka, eine Person von kleiner untersetzter Statur und mit Perlen und Tressen ganz bedeckt, verkaufte in einem kleinen Laden seidene Stoffe, Zucker, Kaffee und getrocknete Früchte im Einzelnen. Moses handelte außerdem mit fremden Weinen, holländischen Häringen, Käse, Spezereien und überhaupt mit Allem, was zur Gastronomie gehörte. Da es jedoch einem polnischen Juden unmöglich ist, sich des Branntweinverkaufs zu enthalten, so hatte er noch überdem eine beständige Schenkstube für Bauern und gemeine Leute in seinem Hause eingerichtet.

„Wo gäb' es auch für einen schlauen Juden bessere Erwerbsquellen, als den Branntweinverkauf in den polnischen Provinzen! Er verschafft ihm Holz, Heu, Getreide, Gemüse, Butter, Eier und alle Bedürfnisse der Art, für den zehnten Theil ihres Werthes. Sein Hausbestand kostet ihm also schon so viel weniger. Rechnen wir noch dazu, daß der Branntwein geschwätzig macht, daß der Schenkwirth durch ihn die Bauern und Bedienten aushorcht, und die Bedürfnisse, oft auch Geheimnisse, die Vermögensumstände, Einkünfte und überhaupt Alles im Bezug ihrer verschiedenen Herrschaften erfährt, was für seinen Spekulationsgeist von Nutzen seyn kann, so wissen wir zugleich, woher es mit kommt, daß die Juden das ganze Einkommen der Grundbesitzer an sich zu reißen wissen, und daß fast alle Geschäfte, besonders wo es sich um Gold und Bankassignationen handelt, unter dem Einflusse der Hebräer stehen. Die Gutsbesitzer, Vornehmen und Reichen dieses Landes genießen nur den Anblick und den Klang ihres Geldes; der wirkliche Besitz desselben ist den Kindern Israels vorbehalten.

„Im Schubfache von Moses Tische befanden sich drei große Register; das erste enthielt die Schulden des schönen Geschlechts; das zweite die Schulden der Edelleute und überhaupt Aller, die sich Pan *) tituliren ließen. In ihm war besonders von Wein und Tafellieferungen die Rede. Das dritte Register endlich enthielt die Schulden unglücklicher Bauern, welche, wenn sie in die Stadt kamen, um die sauer gewonnenen Ernten eines ganzen Jahres zu verkaufen, nichts davon übrig behalten, als den Betrag der Abgabe an die Gutsherrschaft, und den Ueberrest in der Schenke durchbringen, wo sie noch gewöhnlich Schulden dazu machen. Um eine Probe von der Art und Weise zu geben, in welcher die Juden mit den Bauern umspringen, will ich hier erzählen, wie Moses einst die Rechnung eines reichen Mugiks abschloß. Ich war Augenzeuge dieser kleinen Scene.

„Der erwähnte Mugik traf am Abend vor einem Markttage in der Stadt ein, und brachte zwei Wagen, den einen mit Roggen, den andern mit Weizen beladen, und zwei Kühe mit, welche er andern Tages verkaufen wollte. Für die Nacht kehrte er bei Moses ein. Als der schlaue Wirth sah, daß dieser Bauer sich anschickte, mit drei noch im Hofraume beschäftigten Begleitern, ein reichliches Abendessen einzunehmen, kredenzte er ihm ein Glas Branntwein. Dieser war von der stärksten und besten Sorte genommen, die er besaß, und sagte dem Gaumen des Bauern ausnehmend zu. Der Jude schien durch seinen Beifall geschmeichelt, und bot ihm ein zweites Glas davon, ebenfalls umsonst. Kaum hatte der Bauer auch dieses geleert, so ließ er sich ein ganzes Quart von derselben Sorte bringen; doch dießmal für sein Geld. Dahin hatte der Jude ihn bringen wollen; er kannte den Charakter seines Gastes, der gern gut und verschwenderisch lebte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Jeder freie Pole läßt sich Pan nennen, was so viel wie Herr heißt, wenn er auch Nichts besitzt. Es ist das spanische Hidalgo.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Die Metamorphosen des Tages.

Unter den Prozessen, die neulich von dem Assisenhofe der Seine entschieden wurden, machte der des Eugen Desmares großes Aufsehen, der unter dem Titel: „die Metamorphosen des Tages oder Lafontaine im Jahre 1831.“ in wöchentlichen Lieferungen herausgab, worin er sich der Menagerie des genannten Fabeldichters bediente, um unter mehr oder minder burlesken Gestalten die Begebenheiten und Personen des Tages in ihrer Blöße zu zeigen. Eine der letzten Lieferungen wurde mit Beschlag belegt und Herausgeber und Drucker unter der Anklage einer Beleidigung gegen die Person des Königs vor den Assisenhof gestellt.

Die Anklage stützte sich insbesondere auf zwei Fabeln, deren eine die Ueberschrift trug: „Le Duc devenu Roi,“ die andere: „Les Français qui demandent la République.“ Der Generaladvokat, indem er an die zahlreichen Angriffe erinnerte, die seit einiger Zeit von der Presse auf die Person des Königs gemacht wurden, glaubt dieselben als einen unter den Feinden der Regierung verabredeten strafbaren Plan betrachten zu müssen, und hätte daraus gar zu gern ein Schriftstellerkomplöttchen gemacht. Es ist ein eigenthümlicher Irrthum, in welchem die vorige französische Regierung schwebte, und in den die jetzige immer tiefer hineingeräth, daß der Grund von allen Angriffen auf sie außer ihr nicht in ihr selbst gesucht werden müsse. Eine heillose Verblendung, die Karl X eine Krone kostete und Ludwig Philipp keine zweite eintragen wird. Die erste Fabel: „Le Duc devenu Roi“ (nach: „Le loup devenu berger“) erzählte: Ein Herzog von königlichem Geblüte, der keinen Theil genommen an den Verbrechen seines Vaters, habe eingesehen, daß er sich des Fuchsbalges bedienen müsse, um eine neue Rolle zu spielen. Demnach habe er sich als König verkleidet,

„Et tenant à la main une nouvelle charte,
Le duc *usurpateur* s'avançait humblement.“

und diese habe er beschworen, weil er es für nöthig geachtet es zu thun, wollte er nicht ebenfalls das Schicksal des alten Königs theilen. So lautet der Schluß der Fabel:

„Car si du vieux monarque il contrefait la voix,
Si son ton roturier voulait dicter des lois,
Nous faisant grâce du mystère;
Alors le peuple de Juillet
Se réveillerait et tout net.
Un pauvre roi, dans cette esclandre,
Comme un loup pris dans un filet,
Ne peut ni fuir ni se défendre,
Toujours de ses sujets un tyran se fait pendre."

Die zweite Fabel hatte die Aufschrift: „Les Français qui demandent la république (nach: „Le grenouilles qui demandent un roi"). „Die Franzosen," heißt es darin, „endlich einer despotischen Herrschaft müde, machten sich in drei Tagen mit Flintenschüssen einen demokratischen König" —

„Mais ce roi, par malheur, était trop pacifique,
Et parut si *couard* (cela dit à passant!)" etc.

— also: dieser König aber sey so friedfertig und feig gewesen, daß die kriegerische Nation sich laut über seine Unthätigkeit beklagte und auf alle Weise seinen Muth aufzumuntern strebte. Man zeigte ihm Polens Unglück, den Haß und die Wuth der Karlisten (verdets), der Chouans; die glänzende Laufbahn, die sich seiner Thatkraft öffne — Alles vergebens:

„Rien n'y fit: le roi débonnaire
Resta paisible spectateur;
Et vouant à jamais son peuple au déshonneur,
Il décida de sa prudence
Qu'il valait beaucoup mieux faire son tour de France;
Puis il devint roi voyageur."

Das Volk, hierüber aufgebracht, schrie und lärmte, machte Meutereien, und verlangte, der monarchischen Regierung überdrüssig, eine Republik. Da erschien Dupin und sagte: „Was wollt Ihr, meine lieben Freunde, welches wahnsinnige Verlangen! Ihr mußtet Eure vorige Regierung behalten, da Ihr es aber nicht thatet, so müßt Ihr Euch mit einem guten und sanften Könige begnügen. Deßhalb," setzt er hinzu:

„De Philippe contentez-vous
De peur d'avoir le Fils de l'Homme."

Der Generaladvokat hob von diesen Fabeln besonders die gegen Ludwig Philipp gebrauchten Ausdrücke: usurpateur und couard, und die Stelle: „Et vouant à jamais" etc., als Beleidigungen gegen die Person des Königs hervor. Eugen Desmares vertheidigte sich selbst und sagte: „Meine Herren, ich werde nicht viele Worte zum Eingange machen, wie mancher Redner, der unter Worten die Wahrheit verstecken will, die gegen ihn zeugt. Nein, meine Herren, die ganz nackte Wahrheit —

Die strahlend, nicht vom Flitterstaat verbrämt,
Sie ward in den drei Tagen unverschämt;
Allegorie wär' eitle Frage hier:
Am Antlitz des Jahrhunderts breche das Visir.

„Dieß sagte ich mir so oft ich in der Charte Ludwig Philipps las: „Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen." Dieß sagte ich mir, so oft ich jeden Tag in den Journalen die Meinungen mit einer Stärke, mit einer Heftigkeit des Ausdruckes ausgesprochen sah, die Sie selbst, meine Herren, nicht strafbar fanden. Wie groß mußte daher mein Erstaunen seyn, als ich mich aufgefordert sah, meine Gedanken zu erklären und Rechenschaft zu geben über einige im Scherz hingeworfene Worte. — Ja, ich habe Ludwig Philipp einen Usurpator genannt. Was ist aber ein Usurpator? Ein Usurpator ist derjenige, der mit Gewalt oder List sich eines Gutes, einer Würde, eines Thrones bemächtigt; der einen Thron besteigt, wenn der erbliche Zweig noch nicht erloschen ist. (Es ist das Wörterbuch der Akademie, das hier für mich redet.) Im vorliegenden Falle war es nicht List; es war Gewalt, die Gewalt des Volkes, die Ludwig Philipp den Thron besteigen ließ. „Das Volk hatte das Recht dazu," sagt man. Ich gebe es zu. Aber wie wir in der Geschichte einen Karl den Einfältigen finden, einen Pipin den Kurzen, einen Napoleon den Großen und Karl den Kühnen, so werden wir Philipp den Usurpator nennen. Jedem seinen Ruhm! Ein Thron war da, die Bourbonen saßen darauf; sie wurden fortgejagt; ein Thron wurde usurpirt. Vivat Napoleon der Usurpator! Ludwig Philipp ist eben so viel als er!" Der Präsident des Gerichtshofes erinnert hier den Angeklagten, er möge zu seinem eigenen Besten sich auf die Vertheidigung beschränken.

Eugen Desmares fährt fort; er äußert sein Erstaunen, daß ihm der Vers:

„Et vouant à jamais son peuple au déshonneur,"

zum Verbrechen angerechnet werden wolle.

„Dieß ist ein Text," sagt er, „zu dem heutzutage allerorten die Erklärungen wachsen. Ich brauche nicht an die Straßenecken zu gehen, wo der Aufruhr heult, um mir eine rechtfertigende Antwort zu holen; ich finde sie in der traurigen Haltung dieser tapfern Nationalgarde, die mit dem Flor am Arme, den Tod im Herzen an dem Rachegeschrei des Volkes vorüberzieht. Ja, Rache! nicht für uns, sondern für unsre Brüder; Rache! Polen verlangt sie, und vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo dieser Ruf das Feldgeschrei der Nation wird: Rache! Hier sind wir, werden die Barbaren sagen, und der russische Adler wird unsre Gränzen bedrohen. Dann, meine Herren, werden sich die Franzosen von einem Schandflecken rein waschen, ob dem sie jetzt vor Europa erröthen müssen.

„Für den Mann, der kaltblütig die Wechselfälle des Krieges abwägen kann; für den Mann, dem die Hieroglyphen des Telegraphen und die mystische Sprache der Diplomatie aufgeschlossen sind, mag, ich gebe es gerne zu, eine bewaffnete Intervention eine unnütze Bemühung für unsre nordischen Brüder seyn; in seinen Augen mag eine feindliche Demonstration als Donquichotterie gelten; aber für den Dichter, für den Menschen von Herz und Seele, der die Feder unter seinen Fingern sich empören fühlt; für den jungen Mann, der den Ruhm ohne Egoismus träumt, denn die Jugend allein hat das wahre Herz und das Wort allzeit fertig wie den Gedanken; für mich, meine Herren, wird es nie etwas Anderes seyn als eine Feigheit, eine Schande, eine Entehrung!

„Ich sage es, weil ich es gedacht habe und ganz Frankreich es mit mir denkt. So oft die Regierung es für nöthig hielt, unsern Enthusiasmus zu erwecken, beeilte sie sich, uns zu sagen: Sieg und Polen, und hunderttausend Stimmen haben diese Worte wiederholt; aber an dem Tage, wo man sagte: Tod und Polen! antwortete Frankreich: Rache!

„Gott beschütze Frankreich!

„Nein, meine Herren, Sie werden den Dichter mit seinen lächelnden und edelmüthigen Gedanken nicht mit dem böswilligen Pamphletaire verwechseln."

Nach einer viertelstündigen Berathung sprachen die Geschwornen das Schuldig aus. Eugen Desmares wird demnach zu sechs Monaten Gefängniß und fünfhundert Franken (das Minimum der Strafe) verurtheilt.

Davy's Gedächtnißfeier zu Genf.

Bekanntlich starb der berühmte Sir Humphry Davy zu Genf, und wurde daselbst unter dem Geleite der ganzen dortigen Universität in der Hauptkirche völlig kostenfrei zur Erde bestattet. Sir Humphry's Gemahlin übersendete unlängst aus Dankbarkeit für diese ihrem Manne erwiesene Ehre an die Universität hundert Pfund Sterling, die aber nur unter der Bedingung angenommen wurden, daß sie verwendet werden dürfen, um davon zum Andenken des genialen Naturforschers einen jährlichen Preis für Chemiker auszusetzen, der in einer silbernen Medaille bestehen soll. Dieß wurde gestattet, und die erste Medaille wurde bereits geprägt und zeigt auf der einen Seite die Embleme von den hauptsächlichsten Erfindungen Davy's, wie die Zusammensetzung der Kalien durch die Volta'sche Säule; die Sicherheitslampe, die herkulanischen Manuscripte und verschiedene Attribute der Chemie; die andere Seite enthält einen Kranz von der nach ihm benannten Pflanze „Davya" mit der Inschrift: „Offerte par l'Académie de Genève à Lady Davy." In den künftigen Jahren wird diese Inschrift den Namen des Preisträgers enthalten. — „Dieß bildet einen schönen Gegensatz," bemerken hiebei die „Times", „zu dem Benehmen des Kapitels von einer sehr reichen Kathedrale (Westminster), welches Anfangs den Wunsch ausdrückte, irgend ein Andenken von dem berühmten Briten zu besitzen, nachher aber für eine kleine Marmortafel, die man errichten wollte, eine so unmäßige Geldsumme verlangte, daß davon das bescheidene Vermögen eines jeden Philosophen der alten oder neuen Zeit erschöpft worden seyn würde."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 287. 14 Oktober 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

2. Die Louisenstraße.

An einem der ersten Herbsttage, die durch die Frische des Morgens, die gemäßigte Hitze des Tages, und wie ich glaube am meisten dadurch, daß wir von ihnen an den anrückenden Winter erinnert und ermahnt werden: Nütze noch die schöne Zeit! einen eigenthümlichen Reiz für Fußreisen haben, setzten wir unsern Marsch nach Karlstadt fort, vom freundlichen Fiume Abschied nehmend. Nochmals gingen wir unter dem Landdach der den Hafen beschattenden Platanen, eine hölzerne Brücke führt an das jenseitige Ufer der reißenden Fiumara, an den Fuß des steilen Felsens, auf dessen Höhe das alte Fort Tersat, weit hinaus sichtbar, sich theilweise dem Ruine nähert. Wilde Feigen, Granaten und edler Salbei bekleiben die Felsenwände, an denen sich in schwindelnder Höhe der treffliche Weg hinaufschlängelt. Tief im Thale sahen wir noch die Fiumara schäumen, nochmal kommt hinter den Felsenvorsprüngen Fiume hervor und die mit Südfrüchten prangenden Gärten. — Es sind die letzten, schwer trennt sich der Wandrer vom schönen Anblick! Immer steiler hinaufsteigend, verschwindet die Fiumara den Blicken, unter wilden Felsmassen tobt sie tief unter uns; hier ward die Straße durch Felsen gesprengt, links steht noch ein mächtiger Pfeiler, und die Pforte selbst heißt nach dem Lande, in das sie führt: „die Porta hungarica.“

In Kurzem waren wir über 1000 Fuß höher als die Meeresfläche, und nirgends möchte ein schnellerer Witterungs- und Vegetationswechsel stattfinden als gerade hier. — Während Fiume durch die hohen Felsen in seinem Rücken gegen Nordwinde geschützt wird, und von jenem die Sonnenstrahlen zurückgeworfen erhält; während im Thal die Früchte des Südens erzeugt werden, weht auf dieser Höhe kaum eine Stunde von der Stadt ein kalter Nord, statt der Feige und des Sumachs kriecht Wachholder über die Felsen, und die Platane muß mächtigen Fichtenwäldern weichen.

Es sind nach langer Zeit die ersten Fichtenwälder, und ihr tiefes Rauschen begrüßt heimisch den deutschen Wanderer. Statt kahler Felsen, wie sie Triest und Istrien darbieten, trifft man plötzlich frischen grünenden Waldboden, hohes Farrenkrautgestrüppe, und wähnt sich in eine deutsche Alpengegend versetzt, wenn nicht zuweilen hinter den Felsen die See sichtbar würde. Im Gestrüppe weiden Ziegenheerden, deren Hüter auf doppelröhrigen Pfeifen ihr weinerlich klagendes Liedchen tönen lassen. Lange Züge von Saumpferden, mit Getreide beladene Wägen und Frachten mit Schiffbau-Materialien und Holz beleben die wilde Gegend.

Wir hatten nun die Höhe des ersten Gebirgszuges, des Wellebich's, der sich von hier steil an dem Ufer Dalmatiens bis Zara hinab, und dann landeinwärts zieht, erstiegen; es ging nun abwärts in eine weite Ebene, deren düsteres Aussehen in dieser ohnedem unfreundlichen Gegend etwas eigenthümlich Unheimliches hatte. Todtes Gestein, jedem Tritte weichend, bedeckt die weite Fläche, kein Grashalm, kein Büschchen wächst auf ihr, und ehedem mag sich hier ein See, der sich ins Meer durchbrach, befunden haben. Keine Wohnungen sind ärmlicher als die wenigen hier befindlichen, und man zweifelt anfangs sie für einen Aufenthaltsort von Menschen zu halten. Rohe unbehauene Pfähle, bei manchen sogleich vom Boden aus zum Giebel zusammengeneigt, bilden die Außenseite, an der man kein Fenster, keinen Rauchfang, selten eine Thüre wahrnimmt. Vorn ist ein Loch, das diese drei fehlenden Bequemlichkeiten zugleich ersetzt, und aus dem beständig der Rauch in vollen Wolken herauswirbelt. Vom First des niedern Daches herab, hängt nahe am Eingange an einer Kette ein großer Kessel über dem flackernden Feuer, das selten ausgeht und das Innere des Hauses theilweise erleuchtet. Ein einziges Gemach nur ist der Inhalt dieser armseligen Wohnungen; Menschen und im Hintergrunde das Vieh wohnen hier zusammen, und besser eingerichtete Wohnungen sind selten zu treffen.

Dennoch sehen die hiesigen Kroaten ziemlich kräftig aus; ihre Kleidung ist höchst einfach und jeder verfertigt sie sich selbst. Im Sommer besteht sie nur in einem weiten Hemd, weiten leinenen Hosen und Opanken, einer Art Sandalen. Ein flacher breitrandiger Hut und ein gewirktes Täschchen an der einen Seite, in welchem er seine Habseligkeiten auf der Reise bewahrt, und ein kleines ganz flaches Oehlfäßchen, das mit Riemen befestigt an der andern Seite hängt, fehlt nie. Letzteres dient, um den Knoblauch, den der Kroate wie alle andern Slaven, beständig und ganz roh kaut, mild zu machen. Die weiten weißen Hosen, und das weite weiße faltige Hemd, erinnern an das Kostüme des Pierrot, wer dieses aus der Pantomime kennt, kann sich die kroatische Bauerntracht deutlich vorstellen. Im Winter kommt einzig nur eine Jacke hinzu.

Das weibliche Geschlecht, das sich bei vielen slavischen Stämmen

durch sanfte regelmäßige Gesichtszüge auszeichnet, ist in Kroatien weder durch Gesichtsbildung noch durch Kleidung anziehend. Nirgends sah ich gemeinere derbere Züge, nirgends mehr Schmutz als bei den Kroatinnen. Ein Hemd, und ein langer vorn stets offener Oberrock, der im Sommer von Leinwand, im Winter von Schafspelz ist und keine Aermel hat, macht gewöhnlich die ganze Kleidung aus. Ihren Säugling trägt die Mutter zuweilen in der Wiege auf dem Kopf, oder reicht ihm über die Achsel die Brust.

Die Dörfer hören hier eigentlich auf, da nur in großen Entfernungen die vereinzelten Hütten stehen, und nur um die Kirche mehrere vereinigt sind. Der Reisende findet in den Wirthshäusern an der trefflichen Louisenstraße oft kein Brod zum sauern Landwein.

Feuchte Nebelwolken wurden vom Winde über das Gebirge gejagt, und versperrten uns jede umfassende Aussicht über die Höhen von Merslavodiza, auf denen wir uns gegen Abend befanden. Um uns standen hohe Fichten, aber nicht im frischen Grün, sondern als schwarzgebrannte Strünke. Ganze Wälder, zur Gewinnung des Schiffteers benützt, bieten diesen traurigen Anblick dar. Die Glocken der Saumthiere waren mit Moos verstopft, um durch das Geläute nicht nahe Gränzräuber anzulocken, das Dunkel der Nacht näherte sich, und wir waren erfreut auf der Höhe des Gebirgs das Oertchen Merslavodiza zu erreichen.

Hier befindet sich eine Glashütte und eine Faktorei der Feuerschwammfabrik des Herrn von Kanz in Laibach. Dieses Handlungshaus versorgt fast ganz Europa mit Schwamm, und hat für die Sammlung desselben in Crain, Kroatien, der Moldau und Wallachei und selbst in der Türkei Monopolien, und an einzelnen Orten Faktoreien. Die rohen, trockenen Stücke werden in die Fabrik gesendet, wo sie ihre weitere Verarbeitung erhalten, und meheere hundert Arbeiter beschäftigen. Birn- und Buchenbäume liefern den gewöhnlichen Feuerschwamm; Eichen sind in den ungeheuern Waldungen, die Crain. Kroatien und Bosnien bedecken, sehr selten.

Im Wirthshause fanden wir, die wir erst Morgens den italienischen Himmel verließen, ein geheiztes Zimmer, und ein schneidender Wind zerstreute außen die Nebel und ließ auf beständiges Wetter hoffen. Die Wirthsleute baten uns dringend, von hier aus uns nicht mehr den Gefahren einer Fußreise auszusetzen, da die Straße gerade jetzt *) durch türkische Räuberbanden unsicher sey, und wir ließen uns auch überreden mit einem Kroaten bis Karlstadt zu fahren. Am andern Morgen bestiegen wir das leichte Dreigespann, das mit uns die sanft abwärts gehende Straße hinab rasch fortjagte. In dem Wiesenthale, durch welches die Straße führt, und das mit hohen Fichten und Tannen umgeben ist, läuft ein Bach schon dem schwarzen Meere zu; in einem zerstreut liegenden Dorfe Lokve wurden wir durch die ungeheure Menge der uns entgegenkommenden Wägen, die sich gestemmt hatten und futterten, lange aufgehalten. Diese Wägen, die täglich von Karlstadt nach Fiume gehen, bringen aus den Kornkammern Ungarns alles für Istrien und ganz Dalmatien nöthige Getreide in den Hafen von Fiume, von wo aus es zu Schiffe weiter verführet wird. Das Getreide wird großentheils schon als Mehl bereitet in Fässern aus Ungern gesendet, da in Dalmatien und Istrien Flüsse und Mühlen fehlen, und die zahlreichen Züge dieser mit kleinen rothen Ochsen bespannten Wägen (die ohne alles Eisen gebaut sind, und deßhalb ein ohrenzerreißendes Knarzen bei jeder Bewegung der Räder hervorbringen) zeigen, wie wohl berechnet die Louisenstraße erbaut sey.

Noch im Jahre 1807 waren diese Gebirgszüge unwegsam, und die einzige Straße von Ungarn zum Littorale über Verbosko und Fusina für schweres Fuhrwerk ganz unzugänglich, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Gesellschaft, großentheils Wiener Kaufleute, den Plan faßte, die Kulpa schiffbar zu machen, und dadurch den Landweg zu verkürzen, welches Unternehmen über eine halbe Million kostete, und dennoch nicht zu Stande gebracht werden konnte. Man schritt nun zur Anlegung der Landstraße von Karlstadt bis Fiume, der Kaiser ertheilte hiezu 1807 das Privilegium, und schon nach zwei Jahren war diese Straße, die mit denen über den Simplon und die Tauern verglichen werden kann, vollendet. Felsen mußten gesprengt, Schluchten ausgefüllt werden, weite Strecken waren zu untermauern, Steindämme und Brücken zu erbauen. Das Gefälle beträgt für die Klafter höchstens 2—3, selten 4 Zoll. Durchaus ist sie mit massiven Parapeten, an gefährlichen Stellen mit Mauern umgeben, und mehrere Tafeln auf geschmackvollen Obelisken zeigen die Höhe über dem Meere an, welche bei Karlstadt 300 F. und bei Ravno Podalje als dem höchsten Punkt 2936 F. beträgt, bis sie auf einige Fuß bei Fiume fällt. Und diese vortreffliche Straße, die 26 Fuß breit und 18 Postmeilen lang ist, kostete dennoch nur 1,600,000 fl.! Die Unternehmer sollen jedoch anfangs ihre Rechnung nicht gefunden, und sogar bedeutend verloren haben, in neuester Zeit mehrt sich jedoch der Ertrag.

Ich mischte mich in Lokve unter die zahlreichen Kroaten, deren schwarze Schnurrbärte, zu ihren sonnegebräunten Gesichtern, und weißen Kleidern nicht übel ließen, und die hier auf offener Straße Schafe schlachteten, zerhieden, und in den Kesseln, die jeder bei sich führt, sotten; alles Dieß war das Werk einer Viertelstunde; Knoblauch und Schnaps fehlte nicht, und füllte weit herum unangenehm die Atmosphäre.

In einer hübschen Ebene liegt das große Dorf Delnitza und bald, nachdem der Weg wieder steil bergan geht, sieht man in einem schwarzen Waldthale zum erstenmal die Kulpa; später erreichten wir Kupiak, einen Punkt des Gränzkordons. Im Wachtzimmer hingen Trompons und lange Weiberflinten, Doggen mit Dornhalsbändern lagen im Vorhofe und Tag und Nacht patrouillieren einzelne Abtheilungen um die Umgegend zu sichern.

Man nimmt auch hier die sonderbaren Erdkessel, die sich um Triest hinabsenken, wahr, nur sind sie hier minder tief, und mit grünem Rasen bekleidet. Die Kultur des Landes liegt aber sehr darnieder, und Kürbisse und Mais nebst Schaffleisch sind fast die einzigen Nahrungsmittel.

Wir kamen durch mehrere der Konfession nach altgriechische (sogenannte wallachische) Dörfer; hier tragen die Männer außer martialischen Schnurrbärten noch lange Zöpfe, und die Weiber und Jungfrauen unterscheiden sich schon äußerlich, je nachdem sie ihre zwei Zöpfe auf dem Rücken oder der Brust tragen.

Es wurde Abend, als wir die fruchtbare, von der Kulpa durchströmte Thalgegend Severin's verließen, und durch hohe Wälder weiter fuhren. Ein sternenheller Himmel zeigte uns weit zur

*) Dieß war im Herbst 1823/24.

Rechten die Zinnen des hohen Capellagebirges, von dem die Wachtfeuer bis zu uns funkelten, von nähern Gebirgen tönte ein trauriger Nationalgesang, den der Kroate, wenn er einsam diese wilden Gebirge durchzieht, zu Ehren der gefallenen Helden der slavischen Nation langsam und ernst singt. — Weit tönt das feierliche Lied durch die Nacht, und hört die Weise ein anderer in der Nähe befindlicher Kroate, so fällt er mit ein, und beide begleiten sich dann bis Berg und Thal, die Strophen und den langgezogenen, klagenden Triller, mit welchem jeder Vers schließt, undeutlich verhallen macht.

Aus den stets offnen Thüren naher Dörfer blitzten die Feuer, um die sich Abends die Familie sammelt, und wenn der ferne Gesang verstummte, störte nur das Blöcken der im Freien übernachtenden Heerden die stille Nacht. — Endlich erreichten wir unser Nachtquartier, mehrere hundert Wägen campirten vor und in dem Dorf mit Führern und Zugvieh im Freien, und ein ächt kroatisches Zimmer nahm uns auf. Um das Feuer, das mächtig unter dem Kessel loderte, saß die Einwohnerschaft des Hauses und einige fremde Fuhrleute nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen, und unterhielten sich, bis das halbe Schaf, das im Kessel kochte, gahr werden würde, mit Knoblauch kauen, wozu ein Virtuose auf dem Dudelsack vorblies. — Sonst verirrte sich dieses slavische Tonwerkzeug bis in unsre Gauen, da aber gegenwärtig die meisten Leser höchstens den Namen desselben kennen, so will ich die Töne desselben zu beschreiben versuchen. An allen Orten fällt wohl die Scene vor, daß der spät nach Hause kommende Eheherr von seiner zornsüchtigen Ehehälfte keifend empfangen wird, und dagegen im tiefen Baß brummt; je mehr und eifriger sie schilt, desto mehr brummt er; setzen wir nun statt des bei einer solchen Scene vorwaltenden Stoccato ein Schleifzeichen so haben wir die ähnlichen Töne des Dudelsacks.

Obgleich auf Heu, schliefen wir dennoch trefflich und fuhren mit Anbruch des Morgens über die Dobra bei Stative. Die Gegend wird flach, statt des Kalksteins, der von München und Turin bis hieher zieht, kommt rother Sandstein zu Tage, Maisfelder bedecken die Flur, üppiger Tabak erinnert uns, daß wir in Ungarn sind, bald erreichen wir die letzten Hügel, vor uns liegt eine unübersehbare Fläche, und eine schattige Platanenallee führt durch sie nach Karlstadt. —

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Sobald der Bauer sein Quart gekostet hatte, ließ er seine Gefährten davon benachrichtigen und schickte nach einigen gekrönten Trunkenbolden, die eine merkwürdige Fertigkeit besaßen, die Freundschaft flotter, lachlustiger Personen subito (schnell) zu gewinnen, wie sie zu sagen pflegten. Der Jude ließ nun in dem Maße, wie der Verstand seiner Gäste abnahm, den Antheil Wasser zunehmen, mit dem er seinen Branntwein verfälschte. Zwar bemerkten das die Trinker recht wohl, und machten ihrem Unwillen durch grobe Schimpfreden Luft, allein der Jude steckte ihr vergebliches Schelten geduldig ein, und setzte seine Operation fort, bis der größte Theil seiner Kunden rund um die Tafel eingeschlafen war, und die übrigen, so gut es gehen wollte, die Straße erreicht hatten.

Als am andern Morgen der von entsetzlichen Kopfschmerzen gepeinigte Bauer aus dem Schuppen trat, wo seine Pferde und Kühe sich befanden, rief ihn der Jude zu sich, um seine, seit einigen Monaten laufenden Rechnungen mit ihm zu ordnen. Vergebens bat der arme Teufel auf's inständigste, dieß auf ein anderes Mal zu verschieben: der Jude, der sich auf Psychologie verstand, und den Lehrsatz kannte, in corpore sano mens sana, wollte von Verzögerung nichts wissen und blieb unerbittlich, um aus der Betäubung seinen Nutzen zu ziehen, die in Folge der letzten Trunkenheit seines Gastes Gehirn noch immer befangen hielt; vor Allem aber von der Stimmung, in welcher er ihn sah. Moses nahm daher in die eine Hand sein hebräisch geschriebenes Rechnungsbuch, ein Stück Kreide in die andere, ließ den Bauer sich niedersetzen und begann, die Blätter seines Buches umwendend, zu rechnen.

„Du weißt doch noch, daß Du einige Zeit vor St. Nikolaus drei Tage lang bei mir gewohnt, gegessen und getrunken hast?“

„Ich erinnere mich dessen;“ erwiederte der Bauer.

„Gut; am ersten Tag hast Du früh ein halbes Quart Branntwein bekommen; nicht wahr?“

„Ja wohl!“

„So will ich's anschreiben,“ sagte Moses, und machte einen Strich auf den Tisch. „Dann als Dein Schwiegersohn mit Nikite kam, erhieltest Du ein Quart. (Bei diesen Worten wurden zwei Striche gemacht.) Des Mittags hast Du wieder zwei Viertel Quart; (macht wieder zwei Striche, trotz des verschiedenen Maßes.) Nachmittags . . .“

Der Bauer, der sich alle Augenblicke im Nacken kratzte, und die Augen rieb, rief hier, den verwünschten Schenkwirth unterbrechend; „Pan Pachter, *) ich kann so wahrlich nicht mehr aushalten. Laß mir Branntwein bringen; der Kopf will mir platzen.“

Der Sohn Judas hatte auf diese Unterbrechung schon gerechnet und rief sogleich; „Heda, Sorka, Riska! einen guten Schluck für den Hospodar.“ **) Das große Glas, das diesem jetzt geboten wurde, leerte er fast auf einen Schluck, und schüttelte sich fieberhaft, indem er die gewöhnliche Fratze hinterher zog. Mit der Rechnung nahm es nun eine andere Wendung. „Nachmittag,“ fuhr der Hebräer fort, „hast Du ein halbes Quart.“ — „Ja, ich weiß es,“ versetzte der Bauer, und der Jude machte einen Strich, indem er weiter blätterte und sagte: „und als Johann kam, erhieltest Du noch ein halbes Quart.“

„Ich habe Nichts bekommen, das hat jener gefordert;“ fiel der Bauer ein.

„Richtig, Du hast Nichts bekommen;“ brummte der Jude, machte aber nichts destoweniger einen Strich. „Abends erhieltest Du ein halbes Quart?“

„Ein halbes? das ist richtig.“ Der Jude machte einen Strich.

„Und was hast Du am nächsten Morgen verzehrt?“ — „Ich?

---

*) So tituliren die litthauischen Bauern die Juden.

**) Herr, Gutsbesitzer, wie die Juden den gemeinsten Bauer nennen, wenn sie ihn betrügen wollen.

gar nichts.“ — „Richtig;“ versetzte Freund Manschel, und bestätigte das wieder mit einem Striche, und fuhr in der Art fort zu rechnen und anzuschreiben, nur mit dem Unterschied, daß, als Rifka und Sorka durch fortwährendes Einschenken den Bauer wieder halb trunken gemacht hatten, er ein doppelt gespitztes Stück Kreide hervorholte, und nun stets zwei Striche machte, es mochte von einem Maße die Rede seyn, von welchem es wollte.

Nachdem auf diese Weise der ganze Tisch voll Striche geworden war, rief Moses einige Bauern zu Zeugen herbei, und berechnete, nach vollbrachter Zählung der Striche, auf's genaueste die dem Bauer zur Last fallende Summe Geldes. Der arme Landmann sah sich zufolge dieser Rechnung gezwungen, dem Juden seine beste Kuh und allen seinen Roggen zu überlassen, obgleich er ihm der Wahrheit gemäß, nicht mehe als ein Zehntheil des Werthes dieser Gegenstände schuldig seyn mochte.

(Fortsetzung folgt.)

An den Grafen Paskewitsch-Eriwanski.

(Aus der nordischen Biene übersetzt.)

Besiegt hat er den Kaukasus und Ararat,
Die Meder und die Völker im Gebirg;
Der Euphrat mit den klaren Fluthen
Hat seine Rosse ihm getränket.
Verrath im Herzen, empöret sich der Pole;
Aus des Grabgewölbes Tiefe
Hebt empor sich — Held Suwarow.
Paskewitsch dort! — und Polen — Staub!
Und auf Warschau's Trümmern
Horstet schon der Doppeladler.

Vermischte Nachrichten.

Wenn sich gleich von der Sittlichkeit des spanischen Klerus, besonders des andalusischen, bis auf diese Stunde nicht sonderlich viel Rühmens machen läßt, so muß man doch zugeben, daß die Geistlichkeit gegenwärtig wenigstens äußerlich einen sittlichern Lebenswandel führt als Dieß im achtzehnten Jahrhunderte der Fall war. Der Erzbischof von Toledo, Mendoza, der wegen seiner Talente der große Kardinal von Spanien genannt wurde, hatte zwei natürliche Söhne, die den Namen ihres Vaters führten und im Heere ausgezeichnete Stellen bekleideten. Der gegenwärtige Herzog von Hijar stammt in gerader Linie von einem natürlichen Sohne eines Erzbischofs von Saragossa ab, welcher selbst ein außerehelisches Kind Ferdinands des Katholischen war. Die edle Familie der Castillas leitet ihren Ursprung gleichfalls von geistlichem Blute ab, da sie von einem Sohne des Don Alonso Castilla, Bischofs von Palencia, herstammt, der den Namen Castilla als ein außerehelicher Sohn Peters des Grausamen annahm. In der frühern Geschichte der spanischen Geistlichkeit findet man es unter dem Klerus ganz gewöhnlich, Barraganas (Konkubinen) zu halten, und als das Konzilium von Toledo den Priestern verbot, mehr als eine zu halten, so antwortete der Dechant von Talavera seinem Bischofe, der ihm den Beschluß der Kirchenversammlung kund machte: „Ich bin jetzt in meinem achtzigsten Jahre und zu alt, neue Gewohnheiten anzunehmen. Ich habe bloß zwei Weiber, und da ich nur noch einige Jahre zu leben habe, so wird es dem Konzilium einerlei seyn, ob sie noch die kurze Zeit bei mir leben oder in die Hände anderer meiner Brüder übergehen.“ (Apuntes sobre España de Don A. A. de Obaso.)

•

Unter den Eigenthümlichkeiten des Mississippi-Stromes kann man als die merkwürdigste die ungeheure Menge Treibholzes ansehen, die er dem Meere zuführt und zuweilen sammt gewaltigen Schichten von Schlamm und Sand an einigen Theilen seines Bettes absetzt. Diese Hölzer bilden dann eine Art von Flößen, und der Reisende Darby sah im Jahre 1816 einen solchen Floß, der zehntausend Fuß lang, fünfhundert und vierzig Fuß breit und acht Fuß dick war. Durch das Hinzukommen von neuen Baumstämmen nimmt ein solcher Floß fortwährend zu, hebt und senkt sich mit dem Wasser, auf dem er schwimmt, und erwartet nur eine außerordentliche Strömung, die ihn aufhebt und dem Golf von Mexiko zuführt, wo sich Ablagerungen derselben Art, nur in noch größerem Maßstabe bilden und an dem äußersten Ende des Delta sich anhäufen. Man begegnet an der Mündung des Mississippi ungeheuren Massen von solchem Treibholze, die unter sich durch eine Art von Flechtwerk verbunden sind, und oft mehrere Klafter in der Tiefe und mehrere hundert (französische) Quadratmeilen im Umfange haben. Dieselben sind mit einer Schichte feinen Schlammes bedeckt, über welche sich ähnliche Flöße in folgenden Jahren anschieben, bis zahlreiche Lager von vegetabilischen und erdigen Theilen über einander gebildet sind. Sollten die Geologen in dieser Beschreibung Darby's nicht den Typus erkennen, nach welchem sich die Ligniten und Kohlenlager gebildet haben?

(Quaterly Review.)

Witzstacheln des Figaro.

Eine Insel.

Ein Negoziant. Habe ich die Ehre den Herrn Marquis zu sprechen?

Marquis. Ihn selbst, mein Herr: ich heiße Marquis, reise aber incognito.

— Für die Herzogin von Berry?

— Ja, mein Herr, für die Königin Mutter, in deren Namen ich komme, um mit Ihnen ein kleines Geschäft einzuleiten. Wir sind doch allein?

— Ganz allein. Ich bin ganz Ohr.

— Die Frau Herzogin wünscht eine kleine Insel zu kaufen.

— Wie groß soll sie seyn ungefähr?

— Ah, eine ganz ordinäre Insel.

— Bevölkert?

— Bevölkert? Ja allerdings. — Aber wissen Sie, mein Herr, bevölkert mit guten Unterthanen, ruhigen Leuten; auch etwas Vieh und Fische soll sie haben. Aber, ich sage es ausdrücklich noch einmal, nur keine schlechten Unterthanen, keine Revolutionäre; ein ordentliches gehorsames Volk, wie etwa einen alten Chouanbedienten und seine Frau. Haben Sie etwas dergleichen vorräthig?

— Erlauben Sie mir noch eine Frage. Soll es eine weit entlegene Insel seyn, die Sie suchen?

— Nein, durchaus nicht. Die Frau Herzogin hatte zwar Anfangs vor, sich nach irgend einer wüsten und wilden Insel zu flüchten, gleichviel ob in Amerika, Asien, auf dem Ozean, auf dem schwarzen Meer oder auf dem rothen Meer, oder selbst bei den blauen Bergen; allein Ihre Hoheit scheut erschrecklich die Fatiguen. Sie möchte gern eine Insel in der Nähe von Frankreich, eine Insel im mittelländischen Meere haben.

— Ha, ich verstehe.

— Ich habe so eben gehört, daß vor Ihrem Hafen ein allerliebstes kleines Ding der Art liegen soll, und ich komme, Sie zu fragen, ob sie es vielleicht billig ablassen könnten?

— Ei, mit dem größten Vergnügen, Herr Marquis. Die Ehre, die mir die Frau Herzogin erweist. . . Doch ich habe vergessen, Ihnen noch eine wesentliche Bemerkung zu machen.

— Wie meinen Sie?

— Meine Insel ist revolutionär.

— Wie so? Sie ist also bevölkert?

— Nein, aber sie enthält einen Vulkan.

— Teufel, einen Vulkan, der Feuer speit? —

— Der Pflastersteine auswirft, Herr Marquis.

— Mein Herr, Ihre Insel ist eine Unverschämte.

Der Marquis warf bei diesen Worten den Kopf in die Höhe und eilte dann, von seinen Unterhandlungen der Königin Mutter Bericht zu erstatten, die an der Küste Frankreichs kreuzt, um die Heinrichs V Insel zu entdecken.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 288. 15 Oktober 1831.

Brougham über Polens Theilung und den Wiener Kongreß.

(Aus seiner Geschichte der Theilung Polens, 12tes Cap.)

Die Theilung Polens gab das Muster für alle räuberischen Eingriffe, welche Monarchen und Republikaner sich im Verlaufe der Kriege erlaubten, die im Gefolge der französischen Revolution waren. Nichts trug so mächtig dazu bei als sie, die Anhänglichkeit der Völker an ihre altherkömmlichen Staatseinrichtungen zu erschüttern, indem dadurch ihre Achtung vor den bestehenden Regierungen geschwächt wurde. Als die Monarchen so unverhohlen ihre Verachtung des unvordenklichen Besitzes legitimer Rechte aussprachen, wie konnten sie hoffen, daß ihre Unterthanen nicht diesem Beispiele folgen würden? Das Völkerrecht ist ein Gesetzbuch ohne Gerichtshöfe, ohne Behörden, ohne vollziehende Gewalt; es beruht allein auf der allgemeinen Ueberzeugung von seiner Nützlichkeit und auf dem Einflusse, den diese Ueberzeugung auf die Schritte und Maßregeln der Fürsten ausübt; seine ganze Kraft schöpft es aus dieser unvordenklichen Gewohnheit, sich auf seine Bestimmungen zu berufen. Bis dahin hatten sogar Diejenigen, die es verletzten, nie aufgehört, es anzuerkennen, und die ängstlichen Ausflüchte, die selbst die hochmüthigsten Tyrannen vorschützten, wenn sie es umgehen wollten, dienten nur dazu, eine Macht zu befestigen, die Niemand noch in Abrede zu stellen gewagt hatte. Erst als drei Souveräne förmlich seine Autorität verläugneten, erhielt dieses System den Todesstoß. Philipp II und Ludwig XIV haben mehr als Einmal das Völkerrecht verletzt; von Grund aus umgestoßen aber wurde es erst durch den an Polen begangenen Frevel.

In der ersten Zeit, die dem Sturze Napoleons folgte, ließ sich an den europäischen Mächten die Neigung wahrnehmen, wieder zu den Prinzipien der Weisheit und Gerechtigkeit zurückzukehren. In der französischen Charte schienen sich die neuen Meinungen und die alten Institutionen die Hand zur Versöhnung zu bieten. Dieses einmal in einem Lande wie Frankreich anerkannte Prinzip schien Europa eine lange Ruhe und eine allmählich fortschreitende Reform zu versprechen. Der Kaiser Alexander erklärte sich zum Haupte der liberalen Partei des ganzen Kontinentes; er bot dem Kanton Bern ein neues Gebiet an, unter der Bedingung, daß er in seiner Verfassung eine Reform einführen würde, er ließ seinen neuen polnischen Unterthanen eine freisinnige Konstitution hoffen; noch mehr er versprach sogar bei seinen Verbündeten seinen Einfluß anzuwenden, um von ihnen dieselbe Wohlthat für ihre polnischen Provinzen zu erwirken. Am 23 Mai 1815 versprach der König von Preußen durch öffentliche Erklärung seinem Volke eine volksthümliche Vertretung und Verfassung; er ernannte sogar eine Kommission mit dem Auftrage einen Plan für die Provinzialversammlungen, für eine Nationalrepräsentation und eine gemeinschaftliche Verfassung zu entwerfen. Ganz Europa schien endlich zu erkennen, daß es mit dem gegenwärtigen Gange der öffentlichen Meinung unvereinbar sey, auf die Bahn der alten Mißbräuche zurückzukehren oder auf ihr fortzuwandeln; das Haus Oesterreich und die Rathgeber Ferdinands VII allein bildeten Ausnahmen von dieser scheinbaren Einmüthigkeit der Ansichten.

Indeß ist es nicht zu verkennen, das der Versuch des Wiener Kongresses mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, die Art und Weise, die Regierungen wieder herzustellen und ihren Gebietsumfang zu bestimmen, warfen große Hindernisse in den Weg; allein wenn die großen Mächte Beweise einer aufrichtigen Uneigennützigkeit gegeben hätten; so würden die Hauptschwierigkeiten ohne Anstoß beseitigt worden seyn; der Kongreß würde die günstigsten Resultate gehabt haben, wäre man durchaus redlich zu Werke gegangen. Gewiß, nie hatten die Kabinete schrecklichere Lehren erhalten von dem Uebergewichte, das sich an eine gewissenhafte Politik knüpft. Es ist vielleicht ein Werk der Unmöglichkeit mitten im Widerstreite von Interessen, die sich feindselig durchkreuzen, durchaus hochherzigen Prinzipien mit unbeugsamer Consequenz zu folgen; eine solche Vollkommenheit verträgt sich selten mit den unglücklichen Verhältnissen menschlicher Angelegenheiten; aber die Grundsätze der Gerechtigkeit sollten doch stets zur Richtschnur dienen, selbst wenn man nicht überall streng ihren Vorschriften nachzukommen vermag.

Das erste und heiligste Gesetz, das einer neuen Gestaltung Europa's zu Grund gelegt werden mußte, bestand darin: daß die herrenlosen Länder, obgleich durch das Recht der Eroberung in Besitz genommen, der Billigkeit gemäß nur ein den Händen der europäischen Nation anvertrautes Gut waren. Einige Völker hatten nicht die Mittel gehabt, das Joch Frankreichs abzuschütteln; andern war dazu keine Gelegenheit geworden, aber keines hatte aufgehört, seine Befreiung als seinen heißesten Wunsch zu betrachten. Alle europäischen Staaten hatten, wenigstens so viel in ihren Kräften lag, mitgeholfen, die allgemeine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen; hier hatte der Aufstand eines Volkes, dort die Empörung eines Heeres)

anderswo der Bruch eines Vertrages unverkennbar bewiesen, daß alle von gleicher Gesinnung beseelt seyen. Wenn einige Kabinete durch Bedenklichkeiten, durch Dankbarkeit oder Furcht an einer offenen Erklärung gehindert wurden, wenn ihre Truppen nicht so schnell als andere der hochherzigen Bewegung sich angeschlossen hatten, so sühnte der Eifer ihrer Völker diesen Verzug und mußte des allgemeinen Beispieles wegen in Betracht gezogen werden.

Ein nicht minder wichtiges Prinzip vielleicht war die Wiedereinsetzung aller Völker in ihr Gebiet, dessen sie durch einige jener schreienden Ungerechtigkeiten, die alles Vertrauen an das Völkerrecht erschüttert, und die Sicherheit aller Staaten zerrüttet hatten, beraubt worden waren; auch das Alter, die Größe und der Ruhm der beraubten Staaten durfte hiebei nicht als gleichgültige Nebensache hintangesetzt werden; denn eben Dieß trug nur dazu bei, den Triumph der Ungerechtigkeit um so augenfälliger, und die Nothwendigkeit eines Ersatzes um so unerläßlicher zu machen; von dieser Art war die Theilung Polens, von dieser Art die Vernichtung Venedigs, das als ein Opfer einer zwischen Oesterreich und Frankreich im J. 1797 angesponnenen Konspiration gefallen war.

Es muß hier auf einen Widerspruch aufmerksam gemacht werden, der zu einer der seltsamsten Bizarrerien des menschlichen Geistes gehört. Es gab im Jahre 1814 mehrere Personen, welche die Verbündeten tadelten, daß sie nicht strafend einschritten, und dieselben darüber zu rechtfertigen suchten, daß sie keine Vergütungen leisteten. Und doch ist diese letztere Pflicht der Gerechtigkeit so unerläßlich als die erstere; oft kann es weise seyn, eine Beleidigung zu vergeben, niemals aber kann es gerecht seyn, ein begangenes Unrecht nicht wieder gut zu machen. Züchtigung gibt ein nützliches Beispiel, aber Vergütung nicht minder; ein Volk seiner Eroberungen berauben, um dieselben einem andern zu schenken, heißt nur zu neuen Versuchen auffordern; aber alten Eigenthümern das wieder zustellen, was ihnen gehört, heißt jede neue Absicht auf Vergrößerung entmuthigen.

Ein anderes großes Prinzip, das bei allen Gebietsverschmelzungen und Theilungen hätte vorwalten sollen, war die Achtung vor den Meinungen und Gefühlen der Völker; ihre freiwillige Beistimmung ist die sicherste Grundlage bei dergleichen Verhandlungen; ein entschiedenes Widerstreben von ihrer Seite muß ein unübersteigliches Hinderniß bilden; es ist nothwendig, ihre Vorliebe für diese oder jene Regierungsverfassung, ihre Neigung für die Person oder Familie dieses oder jenes Fürsten zu befragen. In Erwägung gezogen muß ferner werden, ihre lange Gewohnheit unter demselben Gesetze zu leben, demselben Herkommen zu folgen, dieselbe Sprache zu sprechen, dasselbe Vaterland zu lieben, dieselben Feinde zu fürchten. Wie ungerecht ist es Menschen zu trennen, die sich durch ein moralisches Band vereinigt fühlen; welche Tyrannei, sie den Gesetzen alter und angeerbter Feinde zu unterwerfen!

Diese Vorschriften der Menschlichkeit und Billigkeit sind unabhängig von den Meinungen, die man über die verschiedenen Prinzipien der Regierung hegen kann; sie wurden jederzeit (und insbesondere bei dem Ausbruche großer Erschütterungen) von der Politik sowohl als der Moral geheiligt. Staaten, die durch solche Bande vereinigt sind, haben allein einer völligen Sicherheit sich zu erfreuen; kein anderes kann sie an ihre Oberhäupter fesseln, oder ihnen den Willen einflößen, ihrem Feinde kräftig entgegenzutreten. Nur durch die gewissenhafteste Beobachtung der Neigungen der Völker war man im Stande, ihre Treue neu zu beleben.

Wenn eine harte Nothwendigkeit in gewissen Fällen die Beobachtung dieser Grundsätze unmöglich machte, so war es ein Gebot der höchsten Billigkeit, daß die Nationen und Provinzen, die so dem allgemeinen Frieden Europa's geopfert wurden, alle Vergütungen erhielten, welche die Eroberer ihnen zu geben im Stande waren; vor Allem mußten ihnen die Institutionen verbürgt werden, die sie verlangt hatten; diese allein konnten eine gute Regierung begründen und ihnen als eine Art von Trost dienen für ihre verlorne Unabhängigkeit und ihre zerrissenen alten Bande.

(Schluß folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

3. Karlstadt.

Ein heiterer Morgen zerstreute die Nebel, die die sumpfigen Flächen um die Kulpa und die nahe Save bedeckten und enthüllte uns Karlstadt, von dem wir uns — viel mehr versprochen hatten. Es gilt von ihm Figaro's Ausspruch: Je ressemble à un grand Seigneur, ma reputation vaut mieux que moi. Die Vorstadt hat nur hölzerne Häuser, ungepflasterte schmutzige Straßen, und die hinter hohen Graswällen verborgene innere Stadt macht durch ihre engen Straßen und den Mangel an allen hübschern Gebäuden gleichfalls keinen angenehmen Eindruck. Der einzige hübsche Platz ist der Marktplatz, auf dem das Militär, welches kurze Stutzen mit mächtigen zum Hieb eingerichteten Bajonnetten trug, paradirte.

Der Zufall wollte, daß gerade Messe war und wir dadurch Gelegenheit hatten, mancherlei Proben der hiesigen Industrie zu sehen, oder vielmehr zu vermissen. Die zahlreichen Landleute trugen sich ungerisch, und die knappanliegenden mit Schnüren gezierten Hosen, die blauen roth eingefaßten Westen, welche Männer und Weiber trugen, standen recht artig. In den bessern Häusern Karlstadts wird deutsch und italienisch, weniger ungerisch gesprochen; Volkssprache ist die kroatische, die Gerichtssprache ist wahrscheinlich lateinisch, da ich über den Thüren eines Tribunals das: Nemo intret nisi qui vocatus las, und schon in Fiume einen in ungerischem Latein visirten Paß: viso ad itum ad Carlostadium, erhalten hatte.

Die Umgegend ist durch Sümpfe ungesund, Ueberschwemmungen ausgesetzt, und bietet nichts als eine ununterbrochene Ebene dar, die sogleich über der langen hölzernen Brücke der Kulpa beginnt, und sich bis Semlin erstreckt.

Nur wenige Stunden von Karlstadt entfernt ist die türkisch-kroatische Gränze, gegen welche, wie gegen die übrigen türkischen Gränzen, eigene militärische und Sanitätsmaßregeln getroffen sind.

4. Die Militärgränze.

Von den Ufern des Pruths bis ans Blockhaus bei Lostna stößt der österreichische Kaiserstaat mit dem türkischen in einer Längeausdehnung von fast 400 Meilen zusammen, und die Gränze wird

innerhalb dieser Strecke theils durch die Donau, Save und Unna, theils durch Gebirgszüge, theils durch andere Bestimmungen bedingt. Längs dieser ganzen Strecke ist ein schmaler Strich Landes von einer ganz eigenthümlichen Gränz-Soldateska bewohnt und bewacht, die wir, da sehr viele irrige Nachrichten hierüber verbreitet sind, etwas näher zu beschreiben versuchen werden.

Die Bewohner dieser Gränzprovinzen bestehen aus sehr verschiedenen Völkerschaften; so in Siebenbürgen aus Szeklern, Walachen, die sich in Bogdanen oder Moldauer und Kara-Blahen aus Rumelien und der Wallachei theilen; im Banat aus Rumeliern, Bulgaren, Zinzaren, Kara-Blahen, Raazen und einigen Eingewanderten; in Slavonien aus Serbiern, Bosniern und eingewanderten Albanesern. (Klementiner genannt.) In Dalmazien hingegen ist die Gränze durch reguläres Linienmilitär gesichert.

Das ganze Gränzmilitär wird aus 17 Infanterieregimentern, einem Szekler Husarenregiment und einem Korps Csaikisten (Matrosen) formirt. Jedes Regiment hat seinen eigenen Obersten; zwei und zwei stehen unter einem Brigadegeneral; je zwei Brigaden machen einen Partikular-Gränzbezirk und stehen unter einem Generalkommando, und letzteres hängt von dem Hofkriegsrathe zu Wien ab. Die Regimentskommando's haben ihren beständigen Stabsort und üben Civil- und Militär-Jurisdiktion, selbst im Kriminal-Justizsache aus. Die Offiziere sind vom Aerar besoldet, der Gränzsoldat hingegen nicht, da er für seine Dienste vom Staate seinen Hausgrund und Ackerland nutzeigenthümlich hat; wovon er jedoch auch anderweitige Lasten zu tragen hat, und das er weder zerstückeln noch unter die Erben theilen darf. Im Innern des Hauses herrscht nur alt-patriarchalisches Leben. Söhne und Enkel leisten dem ältesten männlichen Familiengliede (Gosspodár) und seinem Weibe Gosspodaricka) strengen Gehorsam, die ganze Familie arbeitet für ihr gemeinschaftliches Interesse, selbst das Vermögen ist gemeinschaftlich, und der Altvater wird nöthigenfalls selbst vom Militärkommando unterstützt.

Außer den bedeutenden Gränzfestungen Semlin, Peterwardein, Altgradiska, Brod sind sowohl am linken Ufer der Save als auf der übrigen Gränze Wachthäuser, die man Chardaken (sprich Dschardaken) nennt, in nahen Zwischenräumen errichtet, die, damit sowohl jedes einzelne seine zwei nächsten Nachbarn im Auge haben kann, als um vor den häufigen Ueberschwemmungen der Save gesichert zu seyn, auf mehrern hohen Eichenpfählen errichtet sind und dem Gränzsoldaten (nicht aber ihrer Familie) zum Wohnplatz dienen.

Selbst der Boden dieser luftigen Gemächer ist mit Schießlöchern versehen, um bei etwanigen Anfällen, wo der Gränzer durch Heraufziehung der Leiter die Kommunikation von Außen erschwert, auch abwärts schießen zu können. Der Kommandirte muß seinen Posten eine Woche lang besetzen und sich für so lange und noch länger mit Proviant versorgen, da die Ueberschwemmungen häufig und oft so bedeutend sind, daß man nur mit Nachen zu den Dschardaken gelangen kann, und letztere nicht selten eingerissen werden.

Der Dienst des Gränzers besteht nun in der genauen Aufsicht, daß kein türkischer Unterthan, außer an den Markttagen (in Slavonien Rastell, in Dalmatien Bazar genannt) in's Oesterreichische kommen kann, und daß Jeder mit Gewalt dagegen Handelnde erschossen wird.

Für den Fall eines feindlichen Einbruches sind in jeder Offizierstation oben mit Strohbüschen umwundene Allarmstangen, die wenn die Dschardakenwache Feuer gibt, angezündet werden, zugleich wird ein stets dabei befindlicher Mörser abgebrannt, und so theilt sich das Kriegs-Signal bald der ganzen Gränze mit; die dienstbaren Gränzer müssen auf bestimmten Sammelplätzen zusammentreffen, und in wenigen Stunden ist die ganze Gränze schlagfertig.

So viel von den heutigen Gränzern! Aus den Zeiten des siebenjährigen Kriegs haben sich aus jenen fernen Gegenden bis zu den Ufern des Rheins einzelne dieser Truppen gewagt, und noch jetzt hört man Sagen und Erzählungen von Trenk und seinen furchtbaren Rothmänteln, halb wahr, halb unwahr in unsern Gauen.

Polen unter russischer Herrschaft. *)

Der politische Leichtsinn, den wir sonst im Stolze unsrer breiten Schwerfälligkeit den Franzosen vorzuwerfen pflegen, scheint mehr und mehr auch in unser Blut überzugehen. Wir drängen uns um die Schaubühne der politischen Ereignisse wie neugierige Kinder, und man kann uns nicht viel und bunt genug vorspielen. Ueber das Heute vergessen wir das Gestern, und der gegenwärtige Augenblick reißt uns mit sich fort und wirft uns dem nächsten zu, wie einen Spielball. Was für ein Jubelgeschrei schlugen wir auf, als Griechenland sich von der türkischen Bastonade losmachte, und jetzt ist es für uns so gut als der Mann im Monde, und wir erinnern uns nur ganz dunkel an ein gewisses Hellas, das jetzt in Gefahr steht, in sich selbst zu Grunde zu gehen. Algier schien uns eine unermeßliche Eroberung für die Civilisation, durch die drei Juliustage schrumpfte die afrikanische Expedition zu einer Schachtel voll bleierner Soldaten ein, und als Polen die Waffen erhob, um sein gutes Recht von seinen untreuen Vormündern zurückzufordern, folgten wir mit Auge und Herz jeder Bewegung der ritterlichen Streiter, und schwuren hoch und theuer, ein solches Heldenvolk könne unmöglich untergehen. Und doch ist es untergegangen, und Warschau ist der große Grabstein, auf dem zu lesen steht: „Wanderer, sage unsern großsprecherischen Nachbarvölkern, daß wir hier, treu der Ehre und dem Vaterlande, zu Grabe gingen, weil wir glaubten, daß ihr Herz so hoch schlage, als ihre Worte tönten.“ Aber kaum haben wir den Todesstoß fallen sehen, kaum sind wir dem Leichenzuge, wie es sich gebührt mit dem Krepp am Arme gefolgt, so seufzen wir etwa noch einmal und sagen dann: „Nun, es ist selig gestorben, das brave Volk, und wird jetzt unter russischer Gnade wieder eine glückliche Auferstehung finden. Es bleibt ja doch eine Nation, und der milde Kaiser Nikolaus wird Gnade für Recht ergehen lassen.“ So sind wir gar wohl getröstet und mit unserm Gewissen fertig. Freilich würden wir auf ganz andere Gedanken kommen, wenn wir der Sache ein wenig tiefer auf den Grund gehen wollten; wir würden finden, daß es doch höchst unnöthig gewesen wäre, einen so furchtbaren und blutigen Krieg zu führen und den Herd der Pest mitten ins Herz von Europa zu verpflanzen, wenn Polen nichts gebraucht hätte als russische Gnade; wir würden finden, daß es diese viel wohlfeiler hätte haben erkaufen können, wenn es nicht schon vorher Proben davon erlebt, die ihm auf alle Zeiten den Geschmack daran verleiden mußten.

Es wird gut seyn, wenn wir bei unserm sanguinischen Vertrauen auf die Milde des kaiserlichen Herzens uns ein wenig erinnern, wie es um Polen vor seiner Revolution stand, um ungefähr bemessen zu können, was dem Volke bevorsteht, das mit Gewalt einem unbeschränkten Herrn unterworfen wurde, von dem es sich um jeden Preis loszumachen suchte, als es noch unter gewissen Garantien von ihm beherrscht wurde. Hiezu bietet sich uns eine kleine Schrift dar, in der von einem Augenzeugen die Behandlung geschildert wird, die das polnische Volk zu ertragen hatte, als es noch kon-

---

*) Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft, nach zweijährigem Aufenthalte in Warschau, von Harro Harring, verabschiedetem Junker vom kaiserl. russischen Leib-Garde-Lancier-Regiment. Deutschland 1831, mit dem Motto: „Rede ich unwahr, so beweise es.“ Joh. 18, 23.

stitutionell regiert wurde. Es ist kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit des Verfassers in Abrede zu stellen; er hat sich genannt und öffentlich aufgefordert, ihn zu widerlegen, wo er unwahr geredet. Seine Schrift ist überdieß lang genug bekannt, als daß nicht eines der russischen oder russischdeutschen Blätter sie hätte Lügen strafen können. Harro Harring, dem wir, im Vorbeigehen gesagt, gern seine zwei und zwanzig Bände Schriften und selbst sein Leben (wir meinen sein geschriebenes) schenken, hat in seinen „Memoiren über Polen“ die Welt mit einem Gemälde beschenkt, das sich gleich den byzantinischen Chronologien, nicht sowohl durch seinen eigenen Werth als die Furchtbarkeit der darin geschilderten Thatsachen als ein geschichtliches Dokument halten wird.

Es wird sich aus diesen Schilderungen wohl auch zur Genüge ergeben, ob Polen Grund genug hatte, sich gegen die sogenannte väterliche Regierung Rußlands aufzulehnen, oder ob es undankbar gegen seine Wohlthäter gehandelt, wie man bei Beginn seines Aufstandes der Welt vorzuspiegeln bemüht war. Es gibt einen Despotismus, der so groß, gewaltig und von Ruhmesglorie umstrahlt ist, daß sein eiserner Druck, eben weil er überall mit gleicher Schwere auflastet, willig ertragen werden kann; es gibt aber auch einen Despotismus, der, grausam und feig, ein Volk nicht zu erdrücken wagt, aber doch es durch unzählige Bremsenstiche kleiner Qualen mürbe zu machen und zu erschöpfen sucht; dieser ist unerträglich und muß zur Raserei aufstacheln. Von welcher Art des Großfürsten Konstantin Despotismus in Warschau war, werden folgende Auszüge aus der angeführten Schrift lehren, die wir benutzen, ohne uns an die von dem Verfasser beobachtete Ordnung zu binden:

„Es wird Manchem auffallen,“ so beginnt der Verfasser, „daß wir seither so wenig, fast durchaus keine Nachrichten über Polen gefunden, da es in den „beliebten“ und nicht beliebten Zeitschriften unsrer Zeit an Korrespondenzartikeln aus allen Orten und Winkeln doch keineswegs fehlte. Dieser Mangel an Nachrichten über ein Land, das sogar dem Namen nach durch gewaltsame Eigenmächtigkeit dem Kreise der Staaten entrissen worden, unter denen es einst voll Ruhm und Ehre leuchtete, möchte vielleicht im Voraus auf die Macht der Verhältnisse deuten und zugleich in den Verhältnissen begründet liegen, von denen das Ausland wohl oft eine ganz unrichtige, falsche Ansicht aufgenommen. Die Frage: „Wer sollte aus Polen oder über Polen schreiben?“ möchte wohl schwieriger zu beantworten seyn, als es dem Leser der Tagsneuigkeiten erscheint; da er vielleicht nicht ahnet, daß in Polen, und namentlich in Warschau, seither jeder Gedanke bewacht, jede Aeußerung behorcht, ja jedes Siegel erbrochen wurde, welches vielleicht die leiseste Aeußerung bewahrte, mithin fast alle Wege der Mittheilung gesperrt waren, wenn auch irgend Jemand die Verwegenheit besessen, eine getreue und wahre Darstellung zu wagen, die ihn zur nächsten Stunde in Ketten und in unaufslösliche Haft bringen würde.“

(Schluß folgt.)

Neue Entdeckungen in der Südsee.

Eine Portsmouther Zeitung, „der Herald,“ enthält folgende Nachrichten: „Der Schooner: The Pacifick, unter dem Kapitän James Brown, verließ den Hafen von Portsmouth am 1 Oktober 1829 und ist jetzt nach einer Reise von neunzehn Monaten und vierzehn Tagen wieder daselbst eingelaufen. Der Schooner berührte zuerst die Inseln des grünen Vorgebirgs am 14 November 1829, wo er sechs Tage verweilte, um Lebensmittel an Bord zu nehmen. Von da ging er nach der Insel Südgeorgien in der Südsee unter Segel, wo er am 29 Dezember anlangte. Am 5 März 1830 verließ er Südgeorgien mit einer Ladung von 250 Seehundsfellen und 1800 Gallonen Seehundsfett. Am 18 September 1830 entdeckte das Schiffsvolk unter 56 Grad 18 Minuten südlicher Breite und 28 Grad 35 Minuten westlicher Länge eine Insel, die noch auf keiner Karte verzeichnet ist, und deren weder von Cook noch Bowditch Erwähnung geschieht. Man kann sie bei schönem Wetter in einer Entfernung von dreißig Meilen wahrnehmen; ihr Umfang ist zwei Meilen; aus der Ferne gesehen, gleicht sie einer runden hohen Masse; Kapitän Brown gab ihr den Namen „Pollet Eiland.“

Eine zweite Insel wurde am 12 September entdeckt. In dem Mittelpunkte der Insel befindet sich ein Berg von achthundert Fuß Höhe; an verschiedenen Stellen desselben stieg Rauch auf. Sein Gipfel war mit Schnee und Eis bedeckt. Auf der ebenen Oberfläche der Insel bemerkte man dicke Lavaschichten, die wahrscheinlich von dem Vulkan ausgestoßen worden waren. Die Lava war von hellbrauner Farbe und glich hierin stark gebrannten Ziegelsteinen. Man fand sie äußerst porös und zerbröckelnd, und so leicht, daß sie auf dem Wasser schwamm. Große Massen dieses Bimssteines sah man auf dem Meere in der Nachbarschaft der Insel schwimmen. Man fand zwei bequeme Landungsplätze an dem felsigen Ufer, die Matrosen gingen ans Land und durchstreiften die Insel in allen Richtungen, wobei sie auch die Stellen des Berges untersuchten, aus denen Rauch aufstieg. Man fand den Boden, wenn man einige Fuß tief gegraben hatte, warm, und die Oberfläche sehr trocken. Fünf verschiedene Arten von Pinguinen traf man auf der Insel in großer Menge nisten. Der Kapitän legte ihr von seinem Schiffslieutenant Prince den Namen „Prinzeninsel“ bei. Sie hat fünf Meilen Länge von NW nach SO, und liegt unter 55 Grad 55 Minuten südlicher Breite und 27 Grad 50 Minuten westlicher Länge.

Am 22 Dezember wurde eine dritte Insel entdeckt; sie mißt sechs Meilen in der Länge von NW nach SO und liegt unter 56 Grad 25 Min. südl. Br. und 27 Grad 45 Min. westl. L. Auch auf dieser Insel befindet sich ein Vulkan, der an mehreren Stellen Rauch ausstieß. Man fand keinen Landungsplatz. Die Insel konnte bei hellem Wetter auf fünfzig Meilen weit gesehen werden. Der Kapitän taufte sie „Willeys-Insel.“

Die vierte und letzte Insel, die von dem Schooner Pacifick entdeckt wurde, liegt unter 57 Grad 49 Min. südl. Br. und 27° 58′ westl. L. Man legte ihr den Namen „Weihnachtsinsel“ bei, weil man ihrer am 25 Dezember 1830 ansichtig wurde. Sie liegt ungefähr halbwegs von den Purifikations- und Montaigu-Inseln, nur etwas mehr gegen Westen hin.

Die Reisenden fanden unter 58 Grad 18 Min. südl. Br. die größten Eisberge. Einige derselben hatten drei- bis viertausend Fuß Länge und gegen dreihundert Fuß Höhe; ihr Gipfel war abgeplattet. Die größte Kälte hatte man im Junius, Julius und August; der Dezember und Jannar sind die heißesten Monate des Jahres. Auf den neu entdeckten Inseln fand man weder Holz noch sonst ein vegetabilisches Produkt. Auf der Vögelinsel tödteten zwei Matrosen einen Seetiger, der achtzehn Fuß Länge maß. Die größte Menge Seekühe, die man an einem Tage tödtete, betrug sechs und zwanzig. Während seiner Ueberfahrt von Südgeorgien nach Portsmouth hatte der „Pacifick“ zwanzigtausend Pinguinen-Eier an Bord.“

Vermischte Nachrichten.

Am 11 August d. J. fand in Antigua ein furchtbarer Orkan statt, der dreitausend Menschen das Leben gekostet haben soll. Vierzehn Kauffahrteischiffe wurden ans Ufer getrieben, und mehr oder minder zerschmettert. Kaum ein Haus auf der Insel ist unbeschädigt, die meisten völlig zerstört. Auch das Regierungsgebäude hat viel gelitten und der Gouverneur mußte sich in den Keller flüchten. Das Zollhaus ward niedergestürzt und alle Kirchen und Kapellen mehr oder minder beschädigt. Der Orkan, dessen Furchtbarkeit dem von 1783 gleichkommen soll, wurde auch auf St. Vincent, Dominica und Guadeloupe gefühlt.

•

Im Jahre 1643, zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV zählte man in Frankreich 12 Erzbischöfe, 104 Bischöfe, 640 Klöster ersten Ranges, 12,320 Klöster zweiten Ranges, 1450 Abteien, 673 Frauenklöster, 700 Mönchsklöster, 259 Seminarien, die den Malteser Rittern zugehörten, 127,300 Pfarreien, 540 Hospitäler, 9000 Privatkapellen, 130,000 Pfarrer und 226,000 Mönche und Nonnen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 289. 16 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831. *)

1. Geist der alten polnischen Revolutionen. — Ueber den polnischen Adel. — Geist der Revolution von 1788. — Der Mangel an einer guten militärischen, finanziellen und bürgerlichen Organisation beschleunigt seine Zertrümmerung. — Ursprung und Arbeiten der patriotischen Gesellschaften. — Czartoryski und Czazki. — Lelewel. — Aufstand vom 29 November.

„Polen besteht nur durch Unordnung.“ (Polska nierzondem stoi). — Die Wahrheit dieses alten polnischen Sprüchwortes ist durch die Geschichte der beiden lezten Jahrhunderte auf eine traurige Weise bestätigt worden. Aber eine andere Wahrheit ist gleichfalls unläugbar, nämlich, daß die Anarchie, welche Polen eine so unselige Berühmtheit gegeben hat, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nichts als eine politische Revolution war. In dieser Revolution unterhielt der arme polnische Adel, durchdrungen von demokratischen Ideen, nachdem er den vorher freien Bauernstand und die unabhängigen Bürger auf einen Augenblik unterdrükt hatte, unter dem Panier der Freiheit und Gleichheit einen langen und harten Kampf gegen einige reiche Familien, die unter dem Vorwande der Ordnung die Freiheit zu ihrem Vortheil allein an sich reissen und in Polen die Feudaltitel von Grafen und Baronen, und die Erblichkeit des Senates einführen wollten. **) Auf der andern Seite empörten die reichen Hofleute, welche den König umgaben, in ihrer hohen Stellung die Selbstliebe des niederen Adels durch hochmüthige Anmaßungen. So sank das Königthum, das im vierzehnten Jahrhundert fast noch unbeschränkt war, vierhundert Jahre später zu einem Schatten herab. Indeß lehrt die Geschichte, daß der Adel nur nach und nach und im Laufe der Zeit alle dem Königthum eigenen Gerechtsame zerstörte, weniger um dasselbe völlig zu unterdrücken, als um den noch unheilvolleren Folgen des Ehrgeizes der reichen Familien vorzubeugen. Das furchtbare liberum veto (das erst seit dem Jahre 1752 in voller Kraft bestand) und die bewaffnete Konföderation, die ihm zum Gegengewicht diente, waren im Grunde nur das lezte Mittel, zu dem man griff, um Polen nicht zu einer österreichischen Provinz werden zu lassen, was es ohne Zweifel eben so wie Böhmen geworden wäre; denn die reichen Familien hatten sogar einmal auf dem Reichstage schriftlich die Verbindlichkeit eingegangen, Polen Oesterreich zu unterwerfen, Sobieski war es, der dieses verderbliche Dokument der Wiener Staatskanzlei wieder entriß.

Es bedurfte großes Unglück und selbst die Zertrümmerung Polens, um die reichen Familien zu vermögen, ihren Entwürfen zur Unterdrückung des niedern Adels zu entsagen. Der merkwürdige konstituirende Reichstag wurde im Jahre 1788 zusammenberufen, und derselbe Adel, der so eifersüchtig auf seine Rechte gegen Diejenigen war, welche die Polen zu ihren Vasallen zu machen strebten, gab dem Königthum seine alten Gerechtsame und seinen alten Glanz zurück, sezte den Bürgerstand in den Genuß seiner eigenen Rechte ein, und machte es jedem Bürger äußerst leicht, für sich und seine Kinder den Titel eines Edelmannes zu erwerben. Selbst die Bauern wurden nicht vergessen, man verbesserte ihr Loos und versprach ihnen nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren vollkommene Freiheit. *)

*) Die hier gegebene geschichtliche Darstellung von Polens Freiheitskampf rührt von dem Polen Michael Podczaszynski her, der dieselbe für das Septemberheft der Revue des deux Mondes nach Mittheilungen von Mitgliedern der polnischen Regierung bearbeitete. Die folgenden Artikel können somit als offiziell betrachtet werden. Die darin ausgesprochenen Ansichten von Polens innern Verhältnissen lassen dieselben in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Eine Menge bisher unbekannter und interessanter Thatsachen geben diesen Mittheilungen einen hohen Werth. A. d. R.

**) Der Adel in Polen war ganz anderer Art, als der Adel in andern Ländern; es gab unter demselben keine Stufen von Titeln und Privilegien, er besaß weder Majorate noch erbliche Stellen, mit Einem Worte, es war kein Feudaladel. Die Leibeigenschaft der Bauerschaft schreibt sich erst aus dem fünfzehnten, und die Unterdrückung des Bürgerstandes erst aus dem sechszehnten Jahrhundert her. Der größte Theil des Adels besaß oft nicht mehr als einige Morgen Landes, ein Pferd und einen Säbel. Es war derselbe daher nicht sowohl eine Aristokratie als eine permanente Repräsentation, die von Vater auf Sohn forterbte. Anmerk. des Verf.

*) Durch die Konstitution vom 3 Mai 1791 und vorzüglich durch das Gesez vom 18 April desselben Jahres. Anmerk. des Verf.

(Fortsezung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

4. Die Panduren.

Da selbst slavische Schriftsteller über den Ursprung des Wortes Pandur uneinig sind, so lasse ich es dahingestellt, ob es von den ehemaligen Banderien, oder wahrscheinlicher von dem Musikinstrument: Pandur, ohne welches vor Zeiten die Grenzer nie ins Feld zogen, herkomme. Nur das ist bestimmt irrig, wenn man sich unter Panduren einen eigenen Volksstamm denkt; der Name dient bloß zur Bezeichnung einer Art Soldaten, und die heutigen Panduren in Dalmatien sind z. B. das Mittel zwischen unsrer Landwehr und Gendarmerie; eingeborne, ansässige Leute, die einzelne Militärdienste zu versehen haben.

Ein Dorf Pandur, das etwa den Namen hergegeben hätte, existirt nicht, und das erste historisch-merkwürdige Auftreten der Panduren fällt in das Jahr 1741, wo Franz Freiherr von der Trenk, Besitzer mehrerer Herrschaften in Slavonien (Onkel des durch seine Lebensgeschichte berühmten und berüchtigten Friedrich v. Trenk) als Friedrich II in Schlesien einrückte, der Kaiserin Maria Theresia anbot, tausend Panduren auf eigne Kosten ins Feld zu stellen. Sie hatten rothe Kapuzen, wie die ehemaligen Janitscharen, später rothe Kapuzmäntel (nach Art der adriatischen Marinal-Capoten) daher ihre Namen: rothe Kapuziner, Rothmäntel. Trenk warb in Kurzem ein neues Korps, drang mit diesem bis an den Niederrhein und überall zeichneten sich seine Panduren durch Muth, aber auch durch rohe Excesse aus, so daß sich Angst und Schrecken bei ihrem Anblicke verbreitete.

Einzelne Erzählungen ihrer Tollkühnheit, ihres wilden Muths und ähnliche, worunter sich eine komische, die ich hier anführen will, auszeichnet, existiren, wie erwähnt, noch heute in unsern Gegenden.

Bei der Blockade von Fort Louis nahmen die Franzosen zwei Panduren vom General Bärenklau gefangen, und nachdem sie sie durch Dolmetscher examinirt, aber nichts von ihnen erfahren konnten, ließen sie beiden auf französisch die Haare frisiren, einpudern, und schickten sie so zurück. — Einige Wochen später erwischte Trenk in einer Mühle die Equipage des französischen Partisans Jacob, sammt mehreren Bedienten und ließ diesen die Haare auf gut pandurisch scheeren, einen Haarzopf auf eben diese Art flechten, zwang sie in große Pumphosen zu kriechen, razische Paputschen anzulegen, und kleine rothe razische Mützchen aufzusetzen, und schickte sie so dem Marschall Harcourt zurück.

J. v. Cslapoviks hat in seinem trefflichen Werke über Slavonien mehreres Aehnliche, besonders aber einige interessante Duelle zwischen Grenzern und Türken erzählt. — Sie nennen ihre Zweikämpfe Medan, und diese sind nichts weniger als leere Spiegelfechtereien, sondern stets auf Leben und Tod gerichtet. — Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählte, daß einen Grenzer, welcher in seinen Geschäften auf ein türkisches Dorf kam, ein Türke für seine frühern Forderungen pfänden wollte. Jener wehrte sich; es sprangen mehrere Muselmänner herbei, überwältigten den Grenzer, warfen ihn zu Boden, und schnitten Rauchtaback auf dessen Brust; welches dort zu Lande für die größte Beschimpfung gehalten wird. Der Beschimpfte kommt von Schande zerknirscht nach Hause, und bittet seinen Hauptmann, daß er ihm für die erlittene Schmach Genugthuung verschaffen möchte. Allein dieser wollte wegen einer solchen Sache keine offenbaren Negotiationen anspinnen. Man rieth dem Grenzer, den Türken auf Medan herauszufordern. Dieß geschah. — In Gegenwart einer Menge von Zuschauern ging das Duell auf einer Grenzwiese vor sich. Der Grenzer hatte sich mit mehrern scharf geladenen Gewehren versehen. Gegen 9 Uhr Vormittags reitet der Türke in Gesellschaft zweier andrer dem Kampfplatze zu und bleibt außer der Schußweite stehen. Seine Kameraden nähern sich dem Grenzer und untersuchen ihn, ob er kein Panzerhemd anhabe. Das Nämliche geschah durch mehrere Grenzer auch mit dem Türken. Aber dieser war klug; er hatte zu Hause in seinem kurzen Pelz ohne Aermel ein Panzerhemd eingenäht. Vor den untersuchenden Grenzern, warf er den Pelz von sich, und nachdem diese an seinem Leib nichts fanden und den Betrug nicht ahneten, zog er denselben wieder an. Die Grenzer gaben das Zeichen zum Beginne des Kampfes indem sie auf ein dünnes Brett einigemal anschlugen. Die Türken warfen sich zur Erde, die Grenzer schlugen Kreuze; und nun ging der Zweikampf an.

Der Grenzer steckte seine Lanze in die Erde, legte darauf den Lauf seiner Flinte, und zielte knieend nach dem Türken, der inzwischen mit einer geladenen Flinte, einer Lanze und zwei Pistolen im Gürtel bewaffnet sein Roß bestieg, und um den Grenzer herum, doch immer außer der Schußweite, zu gallopiren anfing. Dieser drehte sich immer nach ihm. Als endlich der Türke so weit nahe kam, daß die Sonne ihm selbst in den Rücken, dem Grenzer aber gerade ins Gesicht schien, so gibt er dem Roß den Sporn, und sprengt auf den Grenzer los, welcher nunmehr losdrückt, und den Türken so sicher trifft, daß dieser vom Pferde herabstürzt.

Seines Sieges mehr als gewiß, springt jener auf, um dem Türken den Kopf abzuhauen. Allein dieser erholt sich inzwischen von der Betäubung, zieht eine Pistole aus dem Gürtel und schießt seinen Gegner, gerade als dieser den tödtlichen Hieb führen will, über den Haufen, schwingt sich aufs Roß, reitet fort — stirbt aber gleichfalls nach einigen Stunden in seinem Dorfe, an der durch das Panzerhemd erhaltenen Quetschung.

Ein andermal kamen einige bosnische Räuber herüber, nahmen einem armen Zigeuner den Blasbalg sammt anderem Schmiedzeug fort, und verkauften sie an einen Türken. Der Zigeuner erfährt es, geht zum Kadi und verlangt die Zurückgabe des entwendeten Guts. Der Käufer läugnet es, jedoch fand man nach angestellter Hausdurchsuchung alles bei ihm. Um Rache auszuüben besucht später der Türke die Hütte des Zigeuners und nothzüchtigt seine schwarze Eheliebste. Der Gekränkte fordert den Türken zum Medan heraus, allein dieser wollte sich nicht dazu verstehen, indem er sagte, mit einem Zigeuner wolle er nicht duelliren. Die Grenzer nahmen die Partei des Vulkans und ließen den Türken sagen, sie würden ihr ganzes Dorf anzünden, wofern jener nicht sich schlagen würde. So ward er denn durch seine eigne Spießbrüder zum Halsbrechen gezwungen. An dem bestimmten Tag fanden sie sich auf einer morastigen Ebene ein. Der Zigeuner hatte nur ein einziges Sereschangewehr und zielte auf den herbeireitenden Türken, hielt aber zwischen den Zähnen eine kurze Tabakpfeife (Nasenwärmer genannt), und ließ auf einmal einen dicken Qualm aus dem Munde

fahren. Der Türke glaubt, das Gewehr habe jenem versagt, und sprengt auf ihn los. Zu seinem Unglück geräth er an einen sumpfigen Fleck, wo sein Roß nicht fortkommen kann. Der schlaue Zigeuner ersieht sich diesen günstigen Augenblick, und streckt den Türken zu Boden.

Bei einer dritten Geschichte kaufte ein Grenzhusar von einem Türken Speck, und nahm einen Theil davon nach Hause. Um das Uebrige abholen zu lassen, schickte er sein Weib sammt der Tochter hin. Das Mädchen gefiel dem Türken, und er wollte sie nicht mehr fortlassen. Der Grenzer befreit sie mit Hülfe seiner Kameraden, und läßt den Türken selbst zur verdienten Strafe durch alle seine Helfershelfer (es waren ihrer 8 — 10 Mann) schänden.

Diese Erzschande wollte dieser nicht überleben, und forderte den Grenzer heraus. Beide erschienen zu Pferde. Der Türke feuerte mehrere Pistolen ab, und traf den Gegner nicht. Dieser führte außer dem Säbel keine andere Waffe, drang mit diesem in der Hand auf den Türken ein, der zwar zu entfliehen suchte, aber von seinem Gegner eingeholt und niedergesäbelt wurde.

Ich schließe mit diesen Zügen von rohem, jedoch ritterlichem Muthe der Grenzbewohner, die sich stets durch ihre unerschütterliche Treue an das Haus Oesterreich und ihren Haß gegen Frankreich auszeichneten, und selbst in der neuen Kriegsgeschichte z. B. bei der Vertheidigung der Chiusa, jenseits des Predil's, ruhmwürdige Thaten verrichteten. Die Rückreise von Karlstadt über Möttling und Weichselburg nach Laybach bot für mich selbst so wenig Interessantes dar, daß ich mich hüte den Leser mit Erzählung derselben zu beschweren, und lieber versuchen werde, einige Bemerkungen über Dalmatien *) mitzutheilen.

*) Wohin ich erst im nächsten Frühjahre nach meiner Reise durch Kroatien ging.

Literarische Chronik.

Narrative of the Ashantee war, with a view of the present state of she colonie of Sierra Leone. By Major Richartts, late of the royal african colonial corps. London 1831.

So wenig Interessantes dieses Werk im Ganzen genommen für unsre Leser bietet, so enthält dasselbe doch einige Nachrichten von dem Zustande der Kolonie von Sierra Leone, über die wir die folgenden Auszüge mittheilen, die den eigentlichen Kern dieser Schrift ausmachen, von der neun Zehntheile mit der Erzählung des erbärmlichen Krieges einer Handvoll Europäer mit den Eingebornen des Landes angefüllt sind. Indem wir somit die Unterhandlungen, Gefechte, offiziellen Korrespondenzen und den Empfang eines Gesandten des Königs der Aschanteer's oder Fantee nebst andern Unbedeutenheiten unberührt lassen, schreiten wir sogleich ans Werk.

„Wenn man sich von der See aus der Kolonie nähert, wird die Scenerie malerisch schön, und indem man längs dem Lande, welches zur Rechten liegt, nach dem Hafen hinsegelt, genießt man den ergötzenden Anblick des herrlichsten Grüns von Wäldern, welche größtentheils aus dem schönen Palmbaume bestehen, und je mehr die Aussicht nach dem Lande sich öffnet, sieht man hie und da an den Hügeln angebaute Plätze, mit einigen Häusern von ziemlicher Größe, so wie mit Hütten besetzt; hat man endlich Freetown gegenüber Anker geworfen, welches, besonders in einiger Entfernung vom Ufer betrachtet, einen malerischen Anblick bietet, so erblickt man an einem sanften Abhange des Forts Thornton, in welchem die alten Feldhütten standen, mehrere Häuser aufgebaut. Die drei neuen Baracken und das Hospital machen von der See aus betrachtet eine schöne Wirkung: die erstern, von Backsteinen gebaut, mit eisernen Unterzügen und Pfosten und Schieferdächern, liegen in geringerer Entfernung vom Rücken des Forts Thornton auf einer beträchtlichen Anhöhe. Die beiden größern fassen jede 170 Personen, und die andere eine verhältnißmäßige Anzahl Offiziere.

„Wenn ein Fremder zu Freetown landet, so ist er nicht wenig erstaunt, einen Ort zu finden, der alle seine Erwartungen so sehr übertrifft; und sollte seine Ankunft in die Zeit des Hermitan fallen, wo wegen der heilsamen Wirkung desselben alle dort wohnenden Europäer einer bessern Gesundheit genießen als zu andern Jahrszeiten, so wird er von einem angenehmen Duft, dem von frischem Heu ähnlich, angehaucht, und wundert sich, wie man diesen Ort als so ungesund beschreiben konnte; kommt aber die Regenzeit herbei, dann hört er auf sich zu verwundern.

„Der Hermitan ist ein sehr trockener östlicher Wind, welcher in wenigen Tagen den ganzen Pflanzenwuchs, Bäume ausgenommen, ausdorrt; er beginnt im Dezember und weht mit Unterbrechungen mehrere Tage hindurch. Er ist so austrocknend, daß der Fußboden in den Häusern, die Fensterladen und anderes Holzwerk so zusammenschrumpfen, daß sie mehr als zollbreite Risse bekommen, daß das Glas springt und das Hausgeräth sich wirft; mit Eintritt der Regenzeit schließen sich jene Risse wieder.

„Hat der Regen aufgehört, so ist die ausgedorrte Oberfläche des Bodens, deren Pflanzenwuchs der Hermitan vertrocknete und die heftige Hitze einer tropischen Sonne versengte, plötzlich wieder für mehrere Monate mit frischem Grün bedeckt. Die Kraft der Vegetation ist so groß, daß schon drei Tage nach dem ersten Regenschauer die ganze Natur einen andern Anblick bietet, und man fast sagen kann, man sieht Gras und Kräuter wachsen. Obgleich die letzteren und die Indigopflanze überall von selbst gedeihen, so trägt doch, so sonderbar dieß auch scheinen mag, neu angebautes Land nicht drei Jahre hintereinander den nöthigen Bedarf; manche Strecken tragen sogar schon im zweiten Jahre nicht mehr.

„Während mancher Tage in der Regenzeit bringt die Wirkung der heftigen Sonnenhitze auf den sehr feuchten, mit üppiger Vegetation bedeckten Boden einen sehr unangenehmen und ungesunden Dunst hervor, welcher ohne Zweifel eine der Ursachen jenes Fiebers ist, das zu dieser Jahrszeit herrscht, so daß Neuangekommene gewöhnlich im Julius oder August davon befallen werden; doch hat man auch Beispiele von Leuten, welche zwei Jahre in der Kolonie lebten, ohne es zu bekommen. Bleiben sie indeß noch über diese Zeit, so können sie sicher seyn, ihm nicht länger zu entgehen, und werden sie endlich vom Fieber befallen, so ist es gewöhnlich um so bösartiger. Dem allgemeinen Glauben nach ist es für den Fremden vortheilhaft, wenn er bald nach seiner Ankunft von dieser Krankheit heimgesucht wird; die Verwüstungen, welche sie unter den Europäern, die diese Kolonie besuchten, angerichtet hat, sind nur zu bekannt.

„Die Kolonie hat viele steile Gebirge, von jähen Schluchten durchschnitten, die vom Regen gebildet werden, der von den Felsenwänden hinab in die Abgründe stürzt; sie sammeln sich in den Thälern und fließen dem Meere oder den Flüssen zu. Brücken wurden wiederholt über die Schluchten jener Bergwässer geschlagen, und einige, welche für die Dauer berechnet waren, verursachten große Kosten; alle hatten indeß das gleiche Schicksal; sie wurden bald von den ungeheuern Wasserströmen, welche häufig gewaltige Baumstämme mit sich führten, fortgeschwemmt. Die Berge verlieren, wenn das Holz auf ihnen gelichtet ist, bald ganz ihre fruchtbare Erde, welche von dem häufigen Regen in die Thäler hinabgeschwemmt wird, und nur jene bleibt zurück, welche sich in den kleinen Vertiefungen des rauhen felsigen Bodens festgesetzt hat.

„Der übrige Theil der Kolonie besteht aus Abhängen, tiefen Thälern und Ebenen, wovon ein großer Theil aus abgeflachten Felsen gebildet ist. Das Holz der Hochwälder auf den Hügeln und einem großen Theile des Landes in der Umgebung der früher erbauten freien afrikanischen Dörfer ist ziemlich gelichtet, während in der Nachbarschaft von Freetown, wo das Land den Maruns und den Neuschotten gehört, noch viele Hochwälder stehen und das Land nur wenig angebaut ist. Der Boden, welcher zwei oder drei Jahre nacheinander bebaut wird, was man früher für das zweckmäßigste hielt, lohnt

nur selten die Mühe, welche der Pflanzer hat, ihn vom Gras und Unkraut rein zu halten, da dieses, so oft es auch ausgejätet wird, immer wieder emporschießt; daher wird ein Landstrich nach dem ersten oder zweiten Jahre selten wieder angebaut, sondern man läßt ihn einige Jahre brach liegen; dann schneidet man das Strauchwerk, welches indeß zu einer gewissen Höhe emporgeschossen ist, ab und verbrennt es; so wird der Boden gedüngt und aufs Neue fruchtbar gemacht. Diejenigen unter den Einwohnern, welche Ackerbau treiben, haben deßhalb mehrere Grundstücke, welche sie abwechselnd bestellen, und diese liegen oft mehrere Meilen von den verschiedenen Dörfern entfernt.

„Die Erzeugnisse der Kolonie bestehen aus Yamswurzeln, Kokosnüssen, Casada, Reiß, Mais, Pinienäpfeln, etwas Zuckerrohr, Kürbissen, Melonen, Ocherbsen und etwas Gemüs. Orangen gibt es im Ueberfluß: Kokosnüsse wenige; früher pflanzte man auch Kafferbäume, doch wurde dieser Anbau später vernachlässigt. Der Viehstand besteht aus wenigen Kühen, Ochsen, Schweinen, Enten und anderm Geflügel; der größte Theil des Bedarfs an diesen Gegenständen für die Kolonie und die Schiffe wird von den Eingebornen aus dem Innern des Landes geliefert. Palmöl und Kamholz (afrikanisches Rothholz) wird auf den benachbarten Flüssen zugeführt; Wachs und Gold erhält man von den handeltreibenden Eingebornen aus dem Innern des Landes. Das Bauholz ist größtentheils Teckholz *), es wird von den Eingebornen gefällt, zugehauen und auf den verschiedenen Armen des Sierra-Leone-Flusses zugeflößt, ist aber der starken Nachfrage aus Europa wegen nur selten zu bekommen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Kolonie schätzt Major Richetts auf ungefähr sechsundzwanzigtausend Seelen. „Freetown," bemerkt er ferner, „ist von europäischen Kaufleuten, welche sich Niederlagen und Wohnhäuser erbaut haben, von Maruns, Neuschotten, Schwarzen (Ansiedler genannt), von verabschiedeten Soldaten der westindischen Regimenter, von Verwiesenen aus Barbados und von freien Afrikanern bewohnt, welche von der Stadt Anweisungen auf Ländereien erhalten haben.

„Nächst den Europäern bilden die Maruns die angesehenste Klasse unter den Kolonisten. Von ihnen und von den Neuschotten haben mehrere öffentliche Aemter bekleidet; sie waren als Bürgermeister, Magistratspersonen und Scheriffs angestellt. Unter dem Gouverneur Karl Mac Carthy's waren sie sehr stolz auf solche Würden; in neuerer Zeit aber übernehmen sie nur ungern irgend ein öffentliches Amt. Ein großer Theil der Häuser von Freetown gehört ihnen.

„Die Maruns haben sich durch Errichtung einer kleinen zierlichen Kapelle, welche sie auf Subscription unter sich erbauten, ein Verdienst erworben. Sie unterhielten hier früher einen methodistischen Prediger, den sie aus England kommen ließen; der aber, wie die meisten Europäer, nicht lange lebte. Außerdem gibt es in Settlerstown noch eine ansehnliche, reich dotirte Wesley'sche Kapelle, und in den verschiedenen Quartieren der Stadt viele andere Privatanstalten für den Gottesdienst der Dissenters, welche durch Beisteuer von Brüderschaften, die größtentheils aus freien Afrikanern und verabschiedeten Soldaten bestehen, erhalten werden. Nur Wenige der letztern können lesen, und Viele der erstern verstehen kaum Englisch; oft kennt sogar der Prediger, der zuweilen ein freier Afrikaner, oder ein abgedankter Soldat ist, kaum die Buchstaben, und doch versammeln sie sich andächtig, um Psalmen zu singen, worin ihr Gottesdienst hauptsächlich besteht. Ihren Gesang hört man in ziemlicher Entfernung und ihre unmelodischen Stimmen verursachen den in der Nachbarschaft wohnenden Europäern keine kleinen Beschwerden. An den Feiertagen sind die Laden geschlossen, und der Sonntag wird auch von der farbigen Bevölkerung heilig gehalten.

„Mehrere, die den umherwohnenden Stämmen angehören, halten sich von Zeit zu Zeit in der Kolonie auf. Die Eingebornen haben, mit Ausnahme der Maruns und Neuschotten, noch keine großen Fortschritte in der europäischen Civilisation gemacht und stehen in dieser Rücksicht selbst noch unter den Haussklaven Westindiens; sie sind indeß sehr putzsüchtig, und die eben freigesprochenen Afrikaner ahmen ihnen hierin nach, so weit ihre Mittel es erlauben. Die Maruns sprechen noch die in Jamaika übliche Mundart.

(Schluß folgt.)

*) Tectonia Linn., einer der schönsten und höchsten Bäume, dessen Holz das vorzüglichste zu Schiffs- und Wasserbauten ist.

Ein Orkan auf Barbados.

(Aus einem Schreiben vom 15 August.)

Unser Leben ist gerettet, aber Dem, der die Scene der Verwüstung nicht mit Augen sah, kann man unmöglich ein Bild davon machen. Seit 1783 war Barbados nie in einer solchen Lage: der Orkan in jenem Jahre mag länger gedauert haben, war aber gewiß nicht stärker, als der vom letzten Donnerstag (11 August). Am Mittwoch Abend schien das Wetter düster zu werden, und manche prophezeyten einen Sturm auf die Nacht. Der Wind war ziemlich stark, und um 10 Uhr erfolgte ein Regenguß, dem abermals eine Windstille folgte. Jetzt sammelte sich eine dichte Masse Wolken über dem Horizont: um Mitternacht erfolgte ein starker Windstoß, dem ein heftiger Regen folgte. Um diese Zeit blies ein frischer Wind aus Nordost, der aber allmählig zunahm: in zwei Stunden war es ein Sturm, der geraume Zeit anhielt, bis er um drei Uhr zum völligen Orkan wurde. Nun begann das Werk der Zerstörung, und dauerte mit stets gleicher Wuth bis fünf Uhr, während welcher Zeit der Blitz hie und da die furchtbare Scene erhellte. Die Häuser wurden von Grund aus weggerissen, oder wenigstens das Dach fortgeführt; die größten Bäume mit der Wurzel ausgerissen oder zerbrochen, wie Rohr. Eine Menge Menschen wurden unter den Trümmern begraben oder ohne Schutz dem wüthenden Orkane preisgegeben, der die Trümmer der Häuser in allen Richtungen fortschleuderte. Der Wind drehte sich nach Osten, dann nach Nordwesten, später wandte er sich abermals, blies heftig aus Osten, dann aus Südosten, und endlich gegen sechs Uhr unter heftigen Regenströmen aus Südwest. Noch einmal begann der Orkan, aber wenig stemmte sich noch seiner Wuth entgegen. Unmöglich ist es, die Leiden der Unglücklichen zu beschreiben, welche schutzlos den kämpfenden Elementen bloßgestellt waren. Kranke Frauen und Kinder waren mit den Betten fortgeschleudert worden, und standen nun fast nackt ohne Hülfe im offenen Felde. Als der Tag graute, bot das zerstörte Land einen herzzerreißenden Anblick dar. Der Sturm und das Krachen der fallenden Trümmer hatte aufgehört, nun vernahm man das Geschrei und das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. Die, welche noch Kraft genug übrig hatten, begannen die traurige Arbeit, ihre Verwandten aufzusuchen, die sie oft verstümmelt und leblos aus dem einen Grabe nur hervorzogen, um sie einem andern zu übergeben. Die Schauerscenen in den Kirchen übersteigen alle Beschreibung. Dahin hatte man von verschiedenen Seiten die Todten, die Sterbenden und Verwundeten gebracht. Die Zahl der letzteren ist ungeheuer, die erstern hatte man noch nicht alle aus den Trümmern hervorziehen können, und da die Verwesung schon eingetreten ist, so sind wir auch noch mit einer Pest bedroht, und zugleich mit Hungersnoth, wenn wir nicht schleunig unterstützt werden, denn die vor einigen Tagen noch so üppige Erndte ist in ein wüstes Feld verwandelt, auf dem, wenige Stellen ausgenommen, nichts mehr zu sehen ist. Häuser und Windmühlen sind niedergeworfen; und Stücke davon oft zu einer erstaunlichen Entfernung fortgeführt. Alle Städte haben gleichmäßig gelitten und auf der ganzen Insel findet sich auch nicht ein unbeschädigtes Haus. — Auch St. Vincent litt bedeutend durch diesen Orkan.

Nachlese aus dem Figaro.

Es ging die Sage, das Ministerium wolle dem Figaro einen seiner besten Kunden entziehen. Dieses Gerücht ist durchaus unwahr, Herr Sebastiani bleibt Minister und Figaro fährt fort, ihn zu rasiren. — Der Herzog von Modena hat dem Kaiser Nikolaus ein Amnestie-Modell geschickt. — Man liest in der Quotidienne: „Der astronomische Almanach kündigt auf den 27 Julius 1832 eine zu Paris sichtbare Sonnenfinsterniß an." Wahrscheinlich will der karlistische Mond Rache nehmen an der republikanischen Sonne. — Es gibt Geschöpfe, die sich nicht fortpflanzen können, so z. B. Maulesel und Pairs von Frankreich.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 290. 17 Oktober 1831.

Champollion's und Rosellini's Herausgabe der Monumente von Aegypten und Nubien.

Champollion und Rosellini, die Chefs der französischen und toskanischen Kommissionen zur Bereisung von Aegypten, haben sich vereinigt, die Resultate ihres Aufenthalts gemeinschaftlich herauszugeben, die französische und toskanische Regierung bezahlen die Kosten, und die beiden Herausgeber haben die Arbeit so unter sich getheilt, daß Champollion die Geschichte und Religion, Rosellini die Gebräuche und Sitten übernimmt. Es ist bei dem gegenwärtigen Stillstand aller wissenschaftlichen Arbeiten ein wahres Vergnügen, wieder eine große Unternehmung angekündigt zu sehen, und endlich eine gewisse Hoffnung vor sich zu haben, eine entscheidende Probe von der Ausdehnung der Entdeckungen von Champollion zu erhalten, denn wenn gleich Niemand die Realität seiner Entdeckung des phonetischen Gebrauchs der Hieroglyphen bestreitet, so gibt es doch noch viele Ungläubige, welche behaupten, daß sich die Entdeckungen darauf beschränken, d. h. auf das Lesen der in den Inschriften vorkommenden Namen. Dieß an sich ist allerdings eine nicht unwichtige Entdeckung und von bedeutendem Interesse für die Chronologie und Geschichte von Aegypten, und für die Bestätigung der Genealogien, welche uns Manetho u. A. hinterlassen hat, aber Dieß allein verdient den Namen der Entdeckung der Hieroglyphen nicht, und die Frage bleibt noch unentschieden, ob Champollion eigentliche Hieroglyphen, d. h. die symbolischen Schriftzeichen der Aegypter entziffert hat, oder nicht, denn der einzige Probierstein dieser Entdeckung, die Erklärung von Inschriften, ist bisher nicht von ihm gegeben worden, nämlich nicht so, daß man die Richtigkeit seiner Erklärungen hätte prüfen können; er hat nirgends den Text einer Inschrift mit der Uebersetzung bekannt gemacht, obgleich seine Briefe aus Aegypten eine große Menge von Uebersetzungen enthielten, allein ohne Text beruht natürlich die Autorität der Erklärung nur auf dem Glauben den man seinen Kenntnissen beizuschreiben geneigt ist. Man hatte hoffen können, als er letztes Jahr zum Professor der ägyptischen Literatur im Collège de France ernannt wurde, die Entwicklung seines Systems zu erhalten, allein unglücklicherweise hat ihn der Zustand seiner Gesundheit gehindert, mehr als zwei Vorlesungen zu halten, und wird es ihm lange noch nicht erlauben, seinen Curs wieder aufzunehmen, um so mehr als die Herausgabe dieses ungeheuren Werks alle seine Kräfte in Anspruch nehmen muß. Was übrigens der Einfluß seyn mag, den dieses Werk auf Champollions Ruhm haben wird, ob es die Bewunderung seiner Freunde oder die Behauptungen seiner Gegner rechtfertigen mag, so muß es jedenfalls die Wissenschaft bedeutend befördern, denn nie ist Aegypten mit solchen Vorbereitungen und Hülfsmitteln bereist worden, und in Rücksicht auf Alterthumskenntniß muß das neue Werk jedenfalls dem großen Werk der ägyptischen Kommission unendlich überlegen seyn, und eine Masse von Darstellungen bisher vernachlässigter, oder ungetreu dargestellter Monumente enthalten. Die Verfasser haben einen Prospektus herausgegeben, aus dem sich am besten ersehen läßt, wie viel von dem Werke zu erwarten ist, und der daher wohl verdient weiter bekannt gemacht zu werden. Er lautet so:

„Die Monumente von Aegypten und Nubien, mit Rücksicht auf Geschichte, Religion, bürgerliche und häusliche Gebräuche der alten Aegypter, beschrieben nach den Forschungen der französischen und toscanischen Kommissionen in jenen Gegenden, in den Jahren 1828 und 1829, und herausgegeben unter den Auspizien der französischen und toscanischen Regierungen, von Champollion dem Jüngern, und H. Rosellini.“

* * *

„Aegypten ist eine der morgenländischen Gegenden, welche am meisten die Aufmerksamkeit von Europa auf sich gezogen haben, am öftesten Zweck von Reisen und der Gegenstand besonderer Untersuchungen von Seite der Gelehrten geworden ist. Seine Lage in der Mitte der alten Welt, und seine frühe Civilisation, deren Ruhm von dem Augenblick an beginnt, wo einige Völker anfangen die ersten Schritte in der Laufbahn der Bildung zu thun, setzte es mit der ganzen alten Geschichte in Verbindung, und sicherte ihm eine wichtige Rolle bei allen Revolutionen, welche die Reiche umgestürzt, und das Schicksal der Menschheit bestimmt haben.“

„Die bisher erschienenen Werke über diesen so wichtigen Theil von Afrika lassen uns noch in der vollkommensten Unkenntniß über Alles, was seine Nationalreligion, seine Geschichte in der langen Reihe von Jahrhunderten, wo es unter einheimischen Königen nach und nach seinen gesellschaftlichen Zustand feststellte, die Fundamente seiner Größe errichtete, die Höhe seiner Macht erreichte, und end-

lich in einen Zustand von Verfall gerieth, der es dem Joch von Fremden überlieferte, das seit 23 Jahrhunderten darauf lastet."

„Eine genaue Kenntniß des wirklichen Zustandes von Aegypten vor dieser langen und traurigen Epoche von Sklaverei, konnte auch nicht auf die zerstreuten Dokumente gebaut werden, welche griechische und römische Schriftsteller hin und wieder geben, welche bisher die einzigen Quellen waren, die den Gelehrten zu Gebot standen, und wo sie einige sichere und des Vertrauens würdige Kenntnisse schöpfen konnten. Denn die Nachrichten von Herodot, Diodor und den Schriftstellern, welche Auszüge aus Manetho gegeben haben, sind verschieden und widersprechend, daß, bei dem gänzlichen Mangel an authentischen Quellen, die möglich gemacht hätten, zwischen den widersprechenden Nachrichten zu entscheiden, die Annalen von Aegypten nur wenige magere und unbestimmte Seiten in der Weltgeschichte bildeten, obgleich Aegypten viele Jahrhunderte von allen bekannten großen Reichen eine bestimmte sociale Gestaltung hatte."

„Dennoch hatte keines der alten Völker den Boden den es bewohnt hatte, mit so vielen, so verschiedenen und historisch so wichtigen Monumenten bedeckt, als die welche beide Ufer des Nils bedecken, von dem mittelländischen Meere bis tief nach Aethiopien; ungeheure Werke, welche gleichsam als unverwüstliche Zeugen der Macht und der Frömmigkeit der Aegypter stehen geblieben sind. Man wußte allerdings, daß die Mauern dieser Tempel und Paläste, von großen geschichtlichen Gemälden bedeckt waren, welche von unzähligen Inschriften begleitet, nothwendig authentische Daten über den bürgerlichen und politischen Zustand von Alt-Aegypten enthalten mußten, da diese Texte und Basreliefe, so gut als die Monumente denen sie zur Zierde dienen, gleichzeitig mit den Ereignissen waren, deren Andenken zu verewigen sie bestimmt waren. Allein da bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts die Sprache der Aegypter, *) und ihr Schriftsystem so gut als unbekannt waren, so konnte die Geschichte sich nicht durch diese kostbaren Denkmäler bereichern, welche der Zerstörung der Jahrhunderte, und den Verwüstungen so vieler Einfälle entgangen sind."

(Schluß folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Dieß ist der wahre Geist der alten polnischen Revolution, und man wird bald sehen, daß es auch der der gegenwärtigen ist. Bemerkt muß jedoch werden, daß der Adel in der Revolution von 1788 keineswegs im jakobinischen Nivellirsysteme handelte, wenn er sich mit den bis dahin untern Ständen des Volkes gleichstellte, sondern als wahre Nationalrepräsentation erkannte er, daß seine Rechte auch die aller Polen seyen. Die Gleichheit, das erste Recht der Humanität, würde daher niemals in Polen durch den Adel gefährdet worden seyn, im Gegentheil hatte sie unter ihm zahlreiche Vertheidiger, und vorzüglich unter dem alten Adel, der durch Geburt und Erinnerungen demokratisch gesinnt außer seinem Titel keine Gerechtsame, keine ausschließliche Privilegien besitzt.

Indeß fand das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, das in den Rechten des polnischen Adels enthalten ist, zur Zeit der Konstitution vom 3 Mai, nur in dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung seine Vertheidiger. Die große Masse des Volkes wußte kaum, daß der Adel an ihrer Wohlfahrt arbeitete; der Bürgerstand, der in Masse in den Adel erhoben wurde, war damals gering an Zahl und arm, denn alle polnischen Städte, die im sechszehnten Jahrhundert so blühend waren, boten nur den Anblick von Ruinen dar. Die Konstitution vom 3 Mai brauchte Zeit, um ihre wohlthätigen Folgen heranreifen zu lassen. Polen, das sich aus seinem Todesschlummer erhob, war schwach; alles bedurfte Verbesserungen; der Schatz war leer, die innere Organisation fehlerhaft, das reguläre Heer geringzählig, schlecht organisirt und ohne Kriegszucht. Im Jahre 1791 vermehrte man es zwar von dreißig auf hunderttausend Mann, allein es fehlte an Zeit, es zu organisiren. Dennoch bewies Kosciusko, obgleich Polen damals weder ein Bollwerk in seinen Gränzen noch Festungen besaß, daß es mit dem kriegerischen Muthe seiner Bevölkerung und ihrer Vaterlandsliebe unüberwindlich gewesen seyn würde, wären ihm die Mächte, die unter sich den Raub getheilt hatten, nicht an Zahl und Kriegsübung ihrer Truppen, wie durch besser organisirte Finanzen überlegen gewesen. So unterlag Polen eben in dem Augenblicke, wo ihm seine neue Konstitution eine glänzende Zukunft zu versprechen schien.

So wenig im Grund genommen auf dem Wiener Kongresse für Polen geschehen war, so freuten sich doch alle patriotisch gesinnten Herzen innerlich selbst über diese höchst zweideutige Selbstständigkeit eines polnischen Königreiches unter russischem Szepter, und sie lächelten über den Fehler, den sie die Todfeinde des polnischen Namens begehen sahen. Vergebens sagte Herr von Metternich zu dem Kaiser Alexander, daß er die Polen gegen sich selbst bewaffne, der nordische Autokrat hatte keine Ideen von einer moralischen Kraft der Völker, und glaubte nur an die Zahl seiner Bajonette. Polen schien selbst in diesem verstümmelten Zustande Kraft und Hülfsmittel genug zu besitzen, um im Nothfalle den ungleichen Kampf gegen Rußland wagen zu dürfen.

Napoleon hatte zuerst in die sprüchwörtlich gewordene polnische Unordnung Ordnung gebracht. So klein das von ihm gegründete Herzogthum Warschau, und das auf dessen Grundlagen später errichtete Königreich war, so hatte dieses doch bei weitem mehr innere Kraft, als die jagellonische Republik mit ihrem ganzen großen Länderumfange. Napoleon hatte Polen das französische Civilgesetzbuch und eine französische Militär- und Zivilorganisation gegeben. Unter der eisernen Ruthe Konstantins war überall eine bewunderungswürdige Ordnung herrschend geworden. Das Heer erhielt eine vollkommene Organisation; die Festungen wurden wieder aufgebaut,

---

*) Dieß ist nicht richtig, wie die vielen koptischen Grammatiken der zwei letzten Jahrhunderte beweisen; die Kenntniß dieser Sprache scheint vielmehr nie weniger Fortschritte gemacht zu haben als in unserem Jahrhunderte, wenigstens ist nichts bedeutendes über sie erschienen, da die koptischen Wörterbücher von Quatremère, Champollion, Seiffarth u. a. nicht gedruckt sind. A. d. Ueb.

schöne Straßen durchschnitten das Land nach allen Richtungen. Man hatte Militärschulen und eine treffliche Verwaltung. Vormals hatte man zur Vertheidigung eines Landes, das weit umfangreicher war als Frankreich, nicht mehr als dreißigtausend Mann regelmäßige Truppen auf den Beinen. Seit 1815 standen zweiunddreißigtausend Mann unter den Waffen, und in wenigen Monaten konnte man diese nach der Revolution so weit vermehren, daß sie den russischen Heeren im offenen Feld die Stirne zu bieten vermochten. Im Jahre 1788 beliefen sich die Einkünfte der Republik nicht über achtzig Millionen Gulden und ein Land, welches kaum den fünften oder sechsten Theil des vorigen alten polnischen Reichs ausmacht, erfreute sich einer Einnahme von mehr als hundert Millionen. Der Staatskredit war zuvor fast in ein Nichts herabgesunken; die Bank war bei dem Ausbruche der Revolution mehr als sechshundert Millionen Gulden reich. Warschau, Modlin, Zamosc, drei ansehnliche Festungen beschützten den Mittelpunkt und die Gränzen des Reiches. So war also der Kern gebildet, um das sich das übrige Polen allmählich wieder anschließen konnte. Ein Aufstand wie der des denkwürdigen 29 November 1830 konnte jeden Tag ausbrechen, denn weder an der Gesinnung des Heeres noch der Bevölkerung war zu zweifeln." Es war eine leichte Sache, Konstantin mit seinen siebentausend Russen aus Warschau zu vertreiben, und mehr als einmal war man im Begriffe es zu thun; aber stets wurde der hitzige Muth der Jugend noch durch die weisen Rathschläge der Männer zurückgehalten, die ihr ganzes Vertrauen besaßen. Dieß führt uns auf die Mitglieder der patriotischen Gesellschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Polen unter russischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Dieses Schweigen über Polen wird noch erklärlicher werden, wenn man liest, wie Konstantins kleinlicher Argwohn mit einem Heere von Aufpassern Einheimische und Fremde unausgesetzt der strengsten Spähe unterwirft. Hierauf bezieht sich folgende Stelle aus der Beschreibung eines Levers des Großfürsten:

„Der Großfürst hat den Rappert aller Generale empfangen, durch den Stadtkommandanten und Polizeipräsidenten jedes Einzelne erfahren, was seit gestern passirt, die Meldungskarten der verschiedenen Thore untersucht, sich nach den Angekommenen erkundigt und über die zur Abreise gemeldeten entschieden, ob und unter welchen Bedingungen ihnen Pässe zu ertheilen, und einige Degradationsakte unterzeichnet, ingleichen einige Befehle an den Festungskommandanten zu Zamosc als Geleitskarten der Strafboten oder Verdächtigen, die dahin abgeführt werden.

„Er hat sich mit Gendre und Fenshawe (Chefs der geheimen Polizei) über die Neuigkeiten der nahen und auswärtigen Angelegenheiten besprochen, geschärfte Ordre wider jegliche Bewegung im Volke wiederholt, und durch Kuruta und Saß (jener ein Grieche von Geburt und General en Chef, dieser Oberst und gleichfalls Chef der geheimen Polizei) umständlichen Bericht eingezogen über Alles, was das Militär betrifft.

„Er weiß z. B., daß der General Richter gestern Abend im Mantel und Curaska durch die neue Welt gegangen, und freut sich unendlich, demselben einen Beweis seiner Allwissenheit zu geben, indem er, sobald er in den Saal tritt, ihm ins Ohr raunt: „Er möge nächstens auf seinen stillen Gängen durch die neue Welt seinen Hut aufsetzen." Er weiß ferner, daß mehrere Offiziere Unterricht in der englischen Sprache nehmen, und befiehlt, ihnen solches zu untersagen und ihnen anzudeuten, sie möchten sich statt dessen mit ihrem Dienstreglement beschäftigen. Es ist ihm berichtet worden, daß mehrere Offiziere des litthauischen Garderegiments unter sich ihr Diner halten, bei welchem Allerlei gesprochen wird, und er befiehlt sofort, diese Tischgesellschaft aufzulösen, da jeder Einzelne eben so gut auf seinem Zimmer essen könne. Er findet in der Krankenliste einen Subalternoffizier, der nicht auf der Liste von Ujazdow (Lazareth) steht, und beordert seinen Leibarzt Kuczkowski sofort, sich von der Krankheit desselben persönlich zu überzeugen und ihn noch heute ins Lazareth zu schaffen, da kein Offizier, so lang er nicht Rittmeister ist, in seiner Wohnung krank seyn darf.

„Findet er einen Fremden, der aus Paris kommt, so faßt er ihn scharf ins Auge und richtet einzelne Fragen an ihn über französische Tagserscheinungen. Ausländer, die in Warschau bleiben oder durchreisen wollen, examinirt er über ihren frühern Aufenthalt, und erkundigt sich insbesondere, ob sie deutsche Universitäten besucht haben und welche? — Nennt ein Unbefangener Jena oder Würzburg, so ziehen sich die buschigen Brauen düsterer zur Nase herab, und solch ein Geständniß ist hinreichend, die bereits gegebene Ordre zur strengsten Aufsicht geschärft zu wiederholen, oder den Befehl auszusprechen: der Fremde soll in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen.

„Scheint der Fremde in irgend einer Beziehung wichtiger, und ist er ein junger Mann von guter Familie, so nöthigt er ihn, mittelbar Militärdienste anzunehmen; umstrickt ihn ohne Umstände mit schimmernden Tressen — die sichersten, schwersten Ketten, die je geschmiedet werden — der Gefangene erlangt nie oder vielleicht nach Jahren erst seine Entlassung, wenn seine Gesundheit durch irgend einen Unglücksfall zerrüttet worden und er sich seither so zu benehmen wußte, daß überhaupt an Entlassung zu denken ist. Hat sich der Fremde als gefährlich bewährt, so wird das Abschiedsgesuch von Seite des Regiments gestattet, dem Anscheine nach abgesandt, und in hoffnungsloser Ungewißheit harrt der Unglückliche von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr vergebens.

„Eingeborne russische Unterthanen, die etwa von deutschen Universitäten heimkehren und Warschau berühren, werden nicht durchgelassen — sie müssen in Dienste treten und werden in die Militärschule gesteckt, wo sie sechs, auch wohl acht Jahre als Gefangene verweilen, wiewohl sie gesetzlich nur vier Jahre, und nach einem Ukase des Jahres 1829 als russische Junker nur drei Jahre zu dienen verpflichtet sind. Aehnliche kaiserliche Ukase aber werden im Bureau des Großfürsten bei Seite gelegt und treten nicht in Kraft, weil sie seinem Willen widerstreiten. — —

„Das Spionwesen in Warschau erklärt um so eher die ersten Schritte, durch welche die Insurrektion am 29 November zu Warschau ausbrach, deren Beginn den verschiedenen Chefs der geheimen Polizei den Tod brachte. Das Verzeichniß der zu Belvedere gefallenen Generale zeugt unumwunden, daß die Insurgenten ihre Männer gekannt und diejenigen zu treffen gewußt haben, die seither als unumschränkte Machthaber die nächste Umgebung des Gefürchteten gebildet, auf dessen Wink sie öffentlich und im Geheimen jeglichen Beschluß der augenblicklichen Aufwallung vollzogen; theils auf gebahntem Wege der Subordination, theils durch ihre bezeichneten Helfershelfer, in das Wesen der Justiz eingreifend, deren Behörden in unbedingtem willenlosem Gehorsam jeglichem Befehle von Belvedere Folge leisteten.

„Dem Fastallmächtigen stand zunächst der General Gendre, dessen Gemahlin, eine Schwester des verstorbenen Generallieutenants Albrecht, durch ihre Abstammung mit dem russischen Hofe verwandt, in dem Großfürsten Konstantin einen thätigen Gönner fand, als der General Gendre, in kaiserlicher Ungnade seiner Dienste entlassen, infam kassirt nach Warschau kam, wo ihm eine Brigade der Gardeinfanterie anvertraut wurde. — — Nicht nur die „Stimme," sondern auch die „Hand des Volks" hat ihn gerichtet, und was über seinen Charakter längst bekannt war, möge die That der Verzweiflung rechtfertigen, die er selbst, auf die Unfehlbarkeit seines Ranges gestützt, im Gemüthe der unterdrückten erbitterten Nation herbeiführte. Es ist bekannt, daß Gendre während des letzten französischen Krieges für die Remonte der aktiven russischen Kavallerie beauftragt war, zu welchem Zwecke ihm Millionen zu Gebote standen, die er nach eigenem Interesse bestens zu benutzen wußte. Glaubwürdige Offiziere, welche jene Kampagne mitgemacht, erzählen einstimmig, daß die durch ihn aus Rußland zur Armee gesandten Pferde größtentheils von einer Seuche behaftet gewesen, deren Symptome keinem Sachverständigen entgangen, wodurch die Remonte, an und für sich unbrauchbar, zugleich die gesunden Pferde des aktiven Heeres in Gefahr gesetzt und nicht unbedeutende Niederlagen bewirkt habe. — — Unter den Standespersonen, die mit Gendre beim

Ausbruche der Insurrektion den Tod fanden, war der Oberst Baron von Saß, ein Kurländer, Chef der geheimen Militärpolizei, als Humorist und Satyriker nicht ohne Talent, Verfasser mancher Gedichte und Epigramme, so wie einer nicht uninteressanten Novelle in Briefen, welche im Jahre 1829 in der Zeitschrift „Esthona“ zu Reval erschien. — — Das Bedenkliche seines Amtes abgerechnet, konnte ihn Niemand einer Schlechtigkeit überführen. Nicht unerfahren im Gebiete der Menschenkenntniß, erblickte ich in ihm einen Mann, der unter andern Staatsverhältnissen eben so sehr ein Liberaler im reinern Sinne des Wortes geworden wäre, wie er jezt als Serviler eine gute Miene zum bösen Spiele machte, und in seinem Herzen eben so sehr die kleinliche Angst eines Despoten belächelte, wie er sich mit Recht über die „Schwindler“ amusirte, die der Beobachtung seines Scharfblickes unterworfen. Von seiner Amtspflicht machte er gegen die, welche er seines Vertrauens werth hielt, durchaus kein Geheimniß, und genirte sich gar nicht, seinen Bekannten ein neuerfundenes Instrument zu zeigen, jedes Briefsiegel unverlezt zu öffnen und ohne Spur des Erbrechens.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Am 11 September wurden zu Venedig einige leise Stöße eines Erdbebens verspürt, zu gleicher Zeit aber auch und mit grösserer Heftigkeit zu Parma. Zu Venedig war die Richtung der Stöße von Osten nach Westen, in Parma hingegen von Nordosten nach Südwesten; sie erfolgten äußerst heftig und dauerten in oszillirenden Bewegungen acht Minuten. Zu Parma blieben die Uhren stehen, der Maueranwurf fiel herab und die Glocken fingen an von selbst zu läuten. Die Einwohner stürzten aus den Häusern und Kirchen, in der Furcht unter ihrem Einsturze begraben zu werden. In den ersten Augenblicken des Erdbebens wurden die Pferde unruhig und schnaubten; die Hunde flüchteten auf die Straßen und stießen ein klägliches Geheul aus.

*

Die Citadelle von Antwerpen wurde im Jahre 1568 von Herzog Alba erbaut, um die Bevölkerung der Stadt im Zaume zu halten, wie er dieß auch bei mehreren andern niederländischen Städten that, welche er gleichfalls mit Citadellen versah. Ihr Umfang beträgt 2500 Schritte. Die Kirche enthält noch viele Denkmäler edler Spanier, die daselbst begraben sind. Mitten auf dem großen Plaze stand ehemals die Statue, welche Herzog Alba sich selbst von den dem Feinde abgenommenen Kanonen errichten ließ; eine Anmaßung, welche der König und der Adel ihm niemals verziehen. Die Citadelle, obgleich in den lezten Jahrhunderten mehrere Male eingenommen, ist sehr fest, und Carnot hat im Jahre 1814 gezeigt, welche Vertheidigungsmittel sie darbietet.

*

Privatbriefe aus Kairo vom 5 August melden, daß der Vizekönig von Aegypten kürzlich Nachrichten von den Truppen erhielt, welche er nach Syrien gegen den Pascha von Bagdad sandte, und die bereits in Damaskus angekommen waren. Die Nachrichten aus jenen Ländern lauten keineswegs günstig; die Cholera wüthet in Bagdad; alle angesteckten Häuser werden cernirt, um die weitere Verbreitung der Ansteckung zu hindern, woraus hervorgeht, daß die Türken die Cholera mehr als die Pest fürchten, denn gegen diese haben sie niemals solche Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Zu den Verheerungen der Seuche kommen noch die, welche das Austreten des Tigris anrichtete, der alle an seinen Ufern stehenden Häuser wegriß. Ali, Pascha von Aleppo, der mit der Unterwerfung von Daud, Pascha von Bagdad, beauftragt ist, wagt sich mit seiner Armee nicht in die angesteckte Stadt.

*

In der Akademie der Wissenschaften in Paris las am 11 Julius ein Herr Roulin einen Aufsaz über die Gelatine als Nahrungsmittel vor. Die Hauptthatsache, worauf er sich beruft, ist sehr merkwürdig. Dieser junge Gelehrte machte gegen das Ende des Jahres 1825 eine Exkursion in die Wälder, welche den westlichen Abhang des Quindiu in Columbien bedecken. Die Reise sollte nur zwei Tage dauern, sie verzog sich aber, und die Lebensmittel waren bald völlig erschöpft. Nach vergeblichen Versuchen, sich welche zu verschaffen, kam einer seiner Führer auf den Einfall, seine Sandalen zu essen, die andern folgten dem Beispiele; man briet die ungegerbten und durch die Feuchtigkeit des Bodens sehr weich gewordenen Sandalen, und nachdem jeder eine Drittelssandale verzehrt hatte, was ihnen aber zwei Stunden Zeit kostete, fühlten sie sich auffallend gestärkt. Sie kamen endlich am vierzehnten Tage am Orte ihrer Bestimmung an, nachdem sie fünf Paar Sandalen und einen Schurz aus Hirschfell gegessen hatten.

*

Der erste Präsident des königlichen Gerichtshofes von Grenoble, Herr Faure, wurde nach Genf geschickt, um über das Strafsystem dieser Stadt nähere Erkundigungen einzuziehen. Aus seinem Berichte hierüber an die Regierung geht hervor, daß das Gefängniß zu Genf, durchaus nach dem panoptischen System Benthams gebaut, alle wegen Verbrechen oder Vergehen Verurtheilte enthält. In vier Sektionen oder Ateliers getheilt, werden die Gefangenen täglich zur Arbeit angehalten. Man lehrt sie lesen, schreiben und rechnen. Man unterrichtet sie in einem Handwerke, wovon sie ihren Unterhalt haben können, wenn sie in die Gesellschaft zurückkehren. Diesem Unterrichte zur Seite geht moralische Unterweisung und Erbauung. Der Ertrag ihrer Arbeiten wird zwischen den Unterhaltungskosten der Anstalt und einer Sparkasse der Züchtlinge getheilt, die sich nach beendigter Strafzeit im Besize einer kleinen Geldsumme sehen, lesen, schreiben und rechnen und ein Handwerk können. Traurig stehen diesen Anstalten gegenüber die französischen Gefängnisse da. „Ein zu Genf verurtheilter Verbrecher,“ sagt der Berichterstatter, „kommt gebessert und gebildet aus dem Straforte hervor; ein Franzose kehrt von der Galeere nur noch unwissender und unmoralischer in die Gesellschaft zurück, wie ein wildes Thier, das seine Ketten zerbrochen hat und das Jedermann flieht. Er muß Hungers sterben oder wieder stehlen.“

*

Der englische Ingenieur Wellman Wright hat einen Plan entworfen, London mit reinem und gesundem Wasser zu versehen, wobei er im Sinne hat, unter dem Bette der Themse Filtrirgruben anzulegen, aus welchen das gereinigte Wasser nicht für die Stadt im Allgemeinen weiter geleitet werden soll, sondern für eine Gesellschaft, die sich für dieses Projekt gebildet hat, und das Wasser an einzelne Verkäufer vertheilen wird.

*

Das „New Monthly Magazine“ erzählt, in der Grafschaft Kent, nahe bei Wincheap auf dem Felde, wo die blutdürstige Königin Maria so viele Hinrichtungen vollziehen ließ, haben Kinder im Spielen eine Grube gegraben, eben da, wo gewöhnlich die Scheiterhaufen errichtet waren, und eine noch vollkommen gut erhaltene glasirte Vase gefunden, und darin zwei alte Goldstücke, einen Dolch von seltsamer Form mit silbereingelegtem Griffe und eine Pergamentrolle mit folgender Inschrift in altem Englisch: „Prosesye, 1550 am 12 Jänner während einer strengen Kälte. Im Jahre 1831 wird es heftige Verwirrungen geben: Euer Land wird an den Abgrund der Zerrüttung kommen; aber es wird sich ein Menschengeschlecht reich an Tugenden und Verstand erheben, das des Landes Kraft wieder erneuern und das Volk zu glückseligem Leben führen wird: und Eure Macht, die gegen Euer Volk gekehrt ist, wird endlich an ihre rechtmäßigen und wahren Besizer kommen.“

*

Der Citoyen Hetherington, wie sich dieser Journalschmuggler nennt, der bereits zweimal verurtheilt wurde, ungestempelte Zeitungen verkauft zu haben, und vierzig Pfund Strafe erlegen sollte, wurde vergangene Tage vor die Polizeibehörde der Bowstreet gestellt, da er wegen Weigerung, die Strafe zu erlegen, verhaftet worden war. Der Citoyen widersezte sich fortwährend, die erkannte Strafe zu bezahlen, und wurde zu zwölf Monaten Gefängniß im Korrektionshause verurtheilt. Lange Zeit hatte sich Hetherington den Nachstellungen der Polizeibeamten zu entziehen gewußt und wurde durch verschiedene Theile des Landes verfolgt. Ein Polizeiagent, der seine Fährte beobachten sollte, gab vor dem Gerichte an, er habe vor Hetheringtons Thüre mehrere Male in der Nacht einen schönen Wagen mit zwei Livreebedienten halten sehen; ein vornehmer Herr sey ausgestiegen und geraume Zeit im Hause des Angeklagten geblieben, worauf er sich wieder in der Richtung von Russelsquare entfernte. Es möchte einen interessanten Aufschluß über die Geschichte des Poor Man's Guardian (so heißt eines der Journale Hetherington's) geben, meint der Courier, wenn man die Namen dieser nächtlichen Besucher erfahren könnte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 291. 18 Oktober 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Aus dem Quarterly Review, Juliusheft 1831.)

Die Geschichte der bürgerlichen Baukunst in England ist größtentheils noch unbearbeitet, und würde ein Werk von höchstem Interesse geben. Die Trümmer von Mosaikfußböden und köstlichen Bädern, die der Pflug fast alljährlich aus englischem Boden aufwühlt, lassen keinen Zweifel, daß die Römer, während sie im Besitz der Insel waren, dort ihren Baustyl einführten; die Briten mochten diesen in gewisser Beziehung nachgeahmt haben, wenigstens bedienten sich seiner offenbar ihre Nachkommen in der Anlegung und Verzierung ihrer religiösen Gebäude. Da jedoch Ueberreste britischer Wohnungen durchaus fehlen, so läßt sich hierüber nichts mit Bestimmtheit sagen. Dieselbe Bemerkung gilt der sächsischen Epoche; denn die wenigen runden oder viereckigen Thürme von drei oder vier Stockwerken, die noch aus jener Zeit übrig sind, wurden wahrscheinlich mehr zum Schutz des Landes und als Zufluchtsorte bei feindlichen Einbrüchen erbaut, als für beständige Wohnsitze. Coningsburgh in Yorkshire und Castleton in Derbyshire sind einige der größten und best erhaltenen Ueberreste jener sächsischen Befestigungen, wenn sie anders dieser Zeit angehören.

Doch die sächsischen Einwohner Englands errichteten nur wenige solche Waffenplätze. Ihre Sitten waren friedfertiger Art und neigten sich mehr zum Ackerbau als zum Kriege hin. Sie wohnten, wie Wilhelm von Malmsbury berichtet, in niedern und schlechten Häusern, die weder auf Glanz noch Dauer Anspruch machten. Auch war es der von Vertheidigungsorten entblößte Zustand des Landes, der den Normannen seine Eroberung so leicht machte. Um diesem Mangel abzuhelfen, und seine neu erworbenen Besitzungen zu sichern, verlor Wilhelm keine Zeit starke Kastelle in allen Hauptstädten des Königreichs, wie zu Lincoln, Norwich, Rochester u. s. w. erbauen zu lassen, in der doppelten Absicht, wie eine alte Chronik berichtet, „um die Städte zu befestigen und ihre Einwohner im Zaume zu halten." Seine Waffengefährten, unter die er das Land der Angelsachsen vertheilt hatte, mußten sich gegen die Rache der Einwohner, die sie beraubt hatten, schützen und ahmten das Beispiel ihres Herrn nach, indem sie auf ihren Besitzungen Schlösser erbauten. Die unruhigen und stürmischen Verhältnisse des Königreiches unter den folgenden Regierungen veranlaßten eine reißendschnelle Vermehrung fester Plätze, und gegen die letzten Jahre der Regierung Stephans sollen in England allein nicht weniger als 1115 Burgen gezählt worden seyn. „Das ganze Königreich," sagt der Verfasser der sächsischen Chronik, „war damit bedeckt, und das arme Volk wurde erschöpft durch die zu ihrem Bau erzwungenen Arbeiten." Man fand bald, daß diese Zwingburgen auch dem Könige lästig wurden, da die Barone daraus ihrem Lehensherrn trotzten, und eine der ersten Verordnungen Heinrichs II verbot den Bau von Kastellen ohne königliche Erlaubniß. Einige dieser Bewilligungen sind noch vorhanden. Die älteste, die man kennt, ist die von Richard II seinem Kanzler Richard Lord Scrope verliehene, zu Bolton eine Burg zu bauen, oder wie es in der Urkunde heißt: „Licentia batellare, kernellare (crenellare) et machicolare."

Manche der Schlösser aus diesem Zeitalter waren von weitem Umfange und boten den Anblick einer rohen Größe. Zu dem einzelnen Wartthurm aus der früheren Zeit kamen noch mehrere andere, runde und viereckige, die durch Seitenwälle mit einander in Verbindung standen, und einen vieleckigen Hofraum einschlossen, dessen Eingang gewöhnlich zwischen zwei starken dicht an einander gelegenen Thürmen verwahrt wurde. Außerdem vertheidigte auch noch ein Vorwerk, „Barbican" genannt, und Graben und Zugbrücke das Thor. Eisenplatten bedeckten die massiven Thorflügel, hinter denen das Fallgatter in tiefen Fugen des Mauerwerkes niedergelassen wurde. Oben sprang eine Brustwehr hervor, die auf Nischen ruhte, zwischen denen sich die Oeffnungen befanden, die man „machicolations" nannte, aus denen geschmolzenes Blei, heißes Wasser und Steine auf die Köpfe der Feinde herabgestürzt werden konnte, die den Eingang erzwingen wollten, was gewöhnlich dadurch geschah, daß man das Thor in Brand zu stecken versuchte. Der Wartthurm (stronghold) erhob sich hoch über das ganze Schloß und stand gewöhnlich auf einem künstlich errichteten Hügel. Er enthielt die Brunnen, ohne die die Besatzung in diesem ihrem letzten Zufluchtsort sich nicht halten konnte, das Verließ oder unterirdische Gefängniß (donjon), das oft der ganzen Burg den Namen gab, und verschiedene Gemächer, die indeß wahrscheinlich nur zur Zeit einer Belagerung bewohnt wurden. Die Stiege, die diese Gemächer mit einander verband, war entweder in die dicke Thurmmauer eingebrochen oder führte an der Außenseite des Thurmes hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Champollion's und Rosellini's Herausgabe der Monumente von Aegypten und Nubien.

(Schluß)

„Glücklicherweise *) hatte die Wissenschaft zu frühe verzweifelt, den Schleier aufzuheben, der unsern Augen die eigentliche Natur der ägyptischen Schrift verhüllte. Die Arbeiten einer wissenschaftlichen Kommission, welche während der Besetzung von Aegypten über dieses Land schrieb, hätten die Hoffnung lebendig erhalten sollen, da der Eifer dieser Reisenden die ausgedehntesten Notizen über den gegenwärtigen Zustand der Monumente sammelte, mit einer bemerkenswerthen Genauigkeit die Meisterstücke der ägyptischen Architektur bekannt machte, eine Menge von Basreliefs gezeichnet hatte, welche schon einige allgemeine Begriffe über den altägyptischen Cultus geben, und zahlreiche Facsimiles von Inschriften und Handschriften bekannt gemacht hatten, welche für die Philologie ein unschätzbares Hülfsmittel waren, indem nun diese Texte eine Basis für genaue Forschungen über das alte Schriftsystem der Aegyptier geben konnten.

„Mit solchen Hülfsmitteln, und durch eine beharrliche Arbeit von mehr als 20 Jahren, konnte die Gelehrsamkeit endlich das Geheimniß der ägyptischen Schrift durchdringen, und die genauesten Data über die Elemente, den Laut und die verschiedenen Zusammensetzungen der Charaktere erlangen, in denen die alten ägyptischen Texte geschrieben sind. Die Entdeckung des hieroglyphischen Alphabets, der Basis des ägyptischen Schriftsystems, **) die durch die öffentlich ausgesprochene Annahme aller europäischen gelehrten Korporationen bestätigt ist, versprach den historischen Wissenschaften eine reiche Ausbeute neuer Fakta, die um so wichtiger seyn mußten, als sie mit Gewißheit große Lücken in den ersten Seiten der Annalen der Menschheit ausfüllen mußten. Um aber dieser Erwartung Genüge zu leisten, wurde es unumgänglich nothwendig, diese neuen Kenntnisse der hieroglyphischen Schrift auf die an allen öffentlichen und Privatmonumenten in Nubien und Aegypten ausgehauenen Inschriften auszudehnen; und Dieß war der Zweck der auf Kosten der französischen und toskanischen Regierungen ausgeschickten Kommissionen, welche unter der Leitung von Champollion dem Jüngern und Hrn. Rosellini diese Gegenden vom mittelländischen Meer an, bis an den zweiten Nilfall während der Jahre 1828 und 1829 untersuchten.

„Die Mitarbeiter dieser zwei Reisenden waren Alexander Duchesne, Lehoux, Bertin, Nestor l'Hote, Salvador Cherubini, Dr. Ricci, Gaetano Rosellini (ein Architekt), Joseph Angelelli, Raddi, Professor der Naturgeschichte, mit einem Gehülfen, und Bibent, ein Architekt. Der Letztere verließ wegen Kränklichkeit seine Gefährten in Memphis, und kehrte nach Frankreich zurück, wo er bald darauf starb. Raddi starb auf der Insel Rhodus, auf der Rückkehr, sein Gehülfe war schon einige Monate früher in Livorno gestorben. Ricci ist durch den Biß eines Skorpions in Theben an der ganzen linken Seite gelähmt.

„Die Reisenden haben den Zweck ihrer Expedition immer fest vor Augen behalten. Die Monumente auf beiden Seiten des Stromes und in den verschiedenen Theilen des Nilthals eines nach dem andern untersucht, und so zu sagen einen methodischen Auszug aus den Dokumenten aller Art gemacht, welche jede der Ruinen darbot. Jedes Basrelief und jede Inschrift, welche ein historisches Datum, einen Punkt religiösen Glaubens, oder einer bürgerlichen Gewohnheit enthielt, ist mit der größten Genauigkeit gezeichnet oder abgeschrieben worden, und wo es nur immer nothwendig seyn konnte, für die Verständlichmachung des Gegenstandes oder um eine Idee der künstlerischen Kompositionen zu geben, welche die Monumente Aegyptens zieren, sind die Basreliefs durch genaue Zeichnungen mit allen Details der Farben, mit welchen die Originale noch bedeckt sind, dargestellt worden. Diese lange und große Arbeit, die etwa 1500 Zeichnungen gegeben hat, wurde noch vervollständigt durch eine besondere Beschreibung, welche an Ort und Stelle von jedem Monument gemacht wurde, und welche den Gegenstand des Basreliefs, das Detail der Ornamente, die immer einen Sinn haben, so wie die Abschrift der Inschriften enthalten, welche dabei stehen, wenn sie irgend einen historischen Sinn enthalten.

„Die Zeit scheint endlich gekommen zu seyn, dem gelehrten Europa die Früchte dieser wissenschaftlichen Reise vorzulegen, deren Resultat durch den Reichthum und den Ueberfluß an Dokumenten, die sie verschafft hat, bei weitem die Hoffnungen übertroffen hat, welche das Motiv zum Beginnen dieser Unternehmung waren.

„Der Plan, welcher den Untersuchungen, die während der Reise veranstaltet wurden, zu Grunde lag, wird natürlicherweise in der Herausgabe der Resultate dieser gewissenhaften Arbeit befolgt. Der Zweck ist in diesem Werke ein geordnetes Bild des alten Zustandes der ägyptischen Civilisation zu geben, und die Geschichte von Aegypten nach dem unwidersprechlichen Zeugnisse der gleichzeitigen Monumente wieder herzustellen.

„Diese Arbeit, welche durch die große Menge der Monumente von Aegypten und Nubien, und die unendliche Mannichfaltigkeit der Inschriften auf ihnen möglich wird, soll in drei Theile zerfallen, die zusammen 400 Kupfertafeln enthalten sollen, von denen wenigstens 100 kolorirt werden, und 10 Bände Text mit einigen Kupfern.

„Der erste Theil, welcher den bürgerlichen Zustand enthält, besteht aus 136—140 Kupfern, großentheils kolorirt, die eine große Masse von Gegenständen nach Gräbern und öffentlichen Gebäuden enthalten, die sich auf alle Details des bürgerlichen und häuslichen Lebens der Aegypter beziehen. Die Gegenstände sind so abgetheilt:

1) Vogeljagd 4 Kupfer. 2) Die verschiedenen Arten von Vögeln, die auf den Jagdgemälden dargestellt sind 7 K. (meistens kolorirt). 3) Jagd vierfüßiger Thiere, die verschiedenen Arten von Hunden, welche

*) Dieß ist gar zu naiv, es kann ein Glück für Champollion und Rosellini seyn, daß die Wissenschaft nicht vor ihnen das Alphabet der phonetischen Hieroglyphen gefunden hat, allein keineswegs für die Wissenschaft oder ihre Freunde. Uebrigens hatte die Wissenschaft nie daran gezweifelt, und die immer wiederholten Versuche beweisen es, und wenn die meisten dieser Versuche unglücklich ausfielen, so wurden doch immer neue gemacht, bis endlich Young und Champollion einen wirklichen Schritt in der Sache thaten. A. d. Ueb.

**) Dieß ist eben die Frage, ob das Alphabet von Champollion die Basis der ägyptischen Schrift, oder nur ihre Anwendung auf den Ausdruck des Lauts bei Namen ist. Das angekündigte Werk muß den Beweis dafür oder dawider enthalten, allein die Frage ist noch nicht entschieden. A. d. Ueb.

dazu gebraucht wurden, die vierfüßigen Thiere, die gejagt werden, und die Rückkehr von der Jagd 11 K. 4) Fischer, mit der Schnur, mit der Angel, mit dem Netz und mit dem Dreizack, Bereitung der Fische, Arten der Fische, die gefischt werden in den Fischgemälden 3 Tafeln. 5) Viehzucht und Erziehung anderer Hausthiere, und Veterinärkunst 6 T. 6) Agrikultur und Instrumente, die sich darauf beziehen 6 T. 7) Weinbau und Gartenbau 3 T. 8) Künste und Gewerbe 26 T. 9) Häusliches Leben, Häuser, Meubles, Werkzeuge, Küche, Essen, Dienstboten, Toilette, Schmuck u. s. w. 25 T. 10) Musik, Tanz u. s. w. 9 T. 11) Spiele und Unterhaltungen 4 T. 12) Schiffahrt und Handel 6 T. 13) Kriegerkaste, Gymnastik, Waffen, Uebungen 17 T. 14) Administration der Rechtspflege 2 T. 15) Einbalsamirung und Todtengebräuche 13 T.

„Der zweite Abschnitt wird die historischen Monumente enthalten, welche sich auf die Regierungen der Pharaone, und die griechische Dynastie der Lagiden beziehen, in chronologischer Ordnung, von den ältesten Epochen an, bis auf die Regierung von Cäsarion, dem Sohn von Julius Cäsar und der Cleopatra; diese wichtige Reihe von Basreliefs wird etwa 200 Kupfer in folgender Ordnung enthalten.

„Früheste Dynastien, die vor dem Jahre 1822 vor Christus regiert haben, 8 Kupfer. Regierung von Amenothph dem Ersten 2 Kupfer. Regierung von Touthmosi dem Ersten 2 K. Regierung von Thouthmosi dem Zweiten 1 K. Regierung von Amensé und Amenhemhe 5 K. Regierung von Touthmosi dem Dritten (Moeris) 4 K. Regierung von Amenothph dem Zweiten 3 K. Regierung von Touthmosi dem Vierten 2 K. Regierung von Amenothph dem Dritten (Memnon) 11 K. Regierung von Horus 6 K. Regierung von Rhamses dem Ersten 2 K. Regierung von Menephtah dem Ersten 27 K. Regierung von Rhamses dem Zweiten 12 K. Regierung von Rhamses dem Dritten (dem Großen, Sesostris) 42 K. Regierung von Menephthah dem Zweiten 2 K. Regierung von Siphthah-Menephtah 2 K. Regierung von Menephtah dem Dritten und seinem Nachfolger 2 K. Regierung von Rhamses Meiamoun 30 K. Regierung der übrigen Rhamses der 19ten Dynastie 3 K. Regierung der Rhamses der 20 Dynastie 2 K. Regierung der Könige von der 21 Dynastie (Tanitis) 3 K. Regierung der Könige von der 22 Dynastie (Bubastitis) 4 K. Regierung der Könige von der 23 und 24 Dynastie (Tanitis und Saitis) 1 K. Regierung der Könige von der 25 Dynastie (Aethiopier) 3 K. Regierung der Könige von der 26 Dynastie (Saitis) 4 K. Regierung der Könige von der 27 Dynastie (Perser) 2 K. Regierung der 28 Dynastie (Saitis) 1 K. Regierung der 29 Dynastie (Mendesis) 1 K. Regierung der Könige von der 30 Dynastie (Sebennytis) 1 K. Griechische Dynastie oder Lagiden 14 K.

„Kleidungen, physische Charaktere, und Namen aller alten Völker von Afrika, Asien u. s. w., welche auf ägyptischen Monumenten dargestellt sind, 6 K. In der Erklärung dieser Kupfer werden die verschiedenen Nachrichten, welche in den alten Schriftstellen über die alte Geschichte von Aegypten enthalten sind, sorgfältig mit den Originalmonumenten verglichen werden, woraus sich nothwendig neue Wahrheiten und Fakta ergeben müssen, welche die Freunde der Geschichte schon längst gewünscht haben.

„Die dritte Abtheilung besteht aus Monumenten, welche sich auf Religion und Kultus der alten Aegypter beziehen, und wird etwa aus 50 Kupfern bestehen, welche sich theils auf das Ganze der ägyptischen Religion, theils auf den einzelnen Städten in Aegypten und Nubien eigenthümlichen Kultus beziehen, so weit sich Monumente darüber erhalten haben. Der Text dieses Abschnitts wird eine Notiz über alle Tempel enthalten, die noch im Nilthal stehen. Man wird die genaue Zeit ihrer Gründung und die verschiedenen Restaurationen bestimmen.

„Endlich werden 18 Kupfer eine wichtige Reihe astronomischer Gemälde darstellen, welche nach den Tempeln und den Wänden der Königsgräber gezeichnet sind.

„Die Verfasser fodern mit Vertrauen die aufgeklärten Freunde der Wissenschaften und Künste auf, die Herausgabe dieser großen Masse historischer Materialien, die mit einer vollkommenen Treue dargestellt sind, zu befördern. Das Werk wird durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes, die Mannichfaltigkeit und schöne Ausführung der Darstellungen der Unterstützung würdig seyn, welche das gelehrte Europa immer großen und dem öffentlichen Nutzen geweihten Unternehmungen zugestanden hat.

„Das Werk wird aus 1) 400 Tafeln in groß Folio bestehen, sie sind theils gestochen, theils lithographirt, und wenigstens 100 sind kolorirt.

2) aus 10 Bänden Text in 8, je von 4 bis 500 Seiten, französisch in Paris, italienisch in Pisa gedruckt, bei Didot in Paris, bei Capurro in Pisa.

„Die Platten werden in 40 Lieferungen, je zu 10 Platten erscheinen, vom Januar 1832 an, jeden Monat eine, der Preis jeder Lieferung ist 20 Fr., der Text ist dabei mit eingeschlossen; so daß das Ganze 800 Fr. kosten wird. Man unterschreibt bei Didot, Treuttel und Würtz, Artaria, Piatti und Ristri.

* * *

Man hätte wünschen können, daß die zwei Kommissionen ihre Arbeiten besonders herausgegeben hätten, denn wenn auch manche Wiederholungen daraus entstanden wären, so hätte es viele andere Vortheile gehabt, welche diesen kleinen Nachtheil weit überwogen hätten; man muß auch bedauern, daß die Kommissionen so kurze Zeit in Aegypten geblieben sind, denn 15 Monate sind keine hinlängliche Zeit, die unzähligen Inschriften zu lesen, um die wichtigern auszuwählen, um Grabungen zu veranstalten, und neue Monumente zu entdecken, oder nur die bekannten zu zeichnen. Allein das was geschehen ist, ist immer ein dankenswerther Dienst, der der Wissenschaft geleistet ist, und wird dem großen Sinn der französischen Regierung Ehre machen.

Der Handel auf dem Niger im Jahre 1702.

Von der Reise der unternehmenden Gebrüder Lander, deren Muth und Ausdauer wir die volle Bestätigung der schon früher von Vielen gehegten Meinung verdanken, daß der Niger in mehrere Flüsse oder Arme getheilt in den Buchten von Benin und Biafra im Golf von Guinea ausmünde, war in diesen Blättern bereits die Rede. Der nachstehende Auszug eines Briefes, den ein Faktor der holländisch-afrikanischen Kompagnie, bereits im Jahre 1702, an seine Vorgesetzten schrieb, möchte daher im gegenwärtigen Augenblicke um so mehr von Interesse seyn, als er eine Beschreibung des Flusses Formosa, des einen von jenen Nigerarmen, enthält und den Beweis gibt, daß in früheren Zeiten auf dem Niger nicht nur Handelsverbindungen mit dem Innern von Afrika unterhalten wurden, vorausgesetzt, daß der Formosa einer jener ausmündenden Arme ist, sondern auch daß die Engländer vor 150 Jahren Niederlassungen und Faktorien

an jenem Fluß besaßen, welche, wie es scheint, im Jahre 1702 verwüstet und verlassen wurden.

„Ungefähr 50 Meilen östlich von Ardra liegen das Kap und der Fluß Formosa, vom Königreich Groß-Benin, von dem er umgränzt ist, auch Benin genannt.“

„Beschifft man den Fluß von Westen aus, so zeigt sich sein Flußgebiet sehr eben und waldig. Die westliche Spitze ist viel höher und sieht wie ein Felsen mit abgestutztem Gipfel aus; die östliche Spitze aber ist nieder und flach. Die Ausmündung des Flusses ist ungefähr eine Meile breit; fährt man mehr aufwärts, so findet man Stellen, welche noch breiter, aber auch andere, welche schmäler sind.“

„Dieser Fluß theilt sich in zahllose Arme, von denen einige so breit sind, daß sie wohl den Namen der Flüsse verdienen; jedes von ihren Ufern wird von einem besondern Volke bewohnt, das von seinem eigenen König beherrscht wird. Die Menge von Armen macht das Aufwärtssegeln auf dem Fluß so schwierig, daß ein Pilot unentbehrlich ist.“

„Ungefähr eine und eine halbe Meile von der Mündung sind zwei Arme, welche einer vom andern fast eine halbe Meile entfernt sind. An einem derselben haben die Portugiesen eine Faktorei und Kirche in der Stadt Awerre; diese Stadt wird von einem eigenen unabhängigen König beherrscht, welcher den König von Groß-Benin nur als seinen Nachbar und Verbündeten behandelt. Dieser äußerst stolze Fürst beweist weder ihm noch andern Potentaten die geringste Achtung; denn er glaubt der größte König, wo nicht in der ganzen Welt, doch wenigstens von Guinea zu seyn.“

„Der gewöhnliche hiesige Handelsplatz heißt Arebo, und liegt ungefähr 60 Meilen oberhalb der Ausmündung des Flusses. So weit und noch weiter können unsere Schiffe auf ihrer Fahrt sehr bequem kommen, indem sie, außer den Buchten, von denen einige sehr breit sind, hunderte von den Armen des Flusses durchsegeln.“

„Die Portugiesen sagten mir, es gäbe eine Straße zu Lande und eine noch viel bequemere zu Wasser bis Calbary; es sei leicht, die zunächst strömenden Flüsse Lagos, Elrei, Camarones und mehrere andere auf einem Kanoe zu befahren, den Fluß Volta ausgenommen.“

„Mehrere Meilen von der Ausmündung des Flusses aufwärts ist das Land durchaus nieder und sumpfig, die Ufer sind mit hohen und niedern Bäumen besetzt und das Land weit und breit bildet, von den zahllosen Armen des Flusses durchschnitten, lauter Inseln. Außerdem gibt es noch mehrere Arten schwimmender Inseln, d. h. Stücke Land, welche mit Schilf bedeckt sind und von Wind und Sturm hin und her getrieben werden; sie begegneten uns oft auf unserem Weg und nöthigten uns einen anderen Lauf zu nehmen.“

„Dieser Platz ist der Annehmlichkeiten wegen, welche der Fluß und das angränzende Land bieten, für den Handel sehr vortheilhaft. Das Land ist ganz eben, ohne Hügel und steigt dennoch sanft aufwärts, was eine herrliche Ansicht gewährt, die noch durch eine Menge von Bäumen erhöht wird, welche so regelmäßig stehen, als wären sie eigens in dieser Ordnung gepflanzt worden.“

„Obgleich hier eine zahlreiche Volksmenge lebt, so ist das Land im Verhältniß seiner Größe und im Vergleich mit Ardra doch nicht volkreich zu nennen. Die Städte liegen in großer Entfernung von einander, doch näher dem Flusse als dem Innern des Landes.“

„Gegenwärtig sind es vorzüglich drei Orte, wohin wir Handel treiben, und wo sich, besonders zu der Zeit, als wir dort vor Anker gingen, alle Neger aus dem benachbarten Inland versammelten.“

„Das erste von diesen Dörfern heißt Beodeboe und zählt ungefähr 50 aus Schilf und Blättern gebaute Häuser oder Hütten. Es wird von einem Vicekönig und einigen ihm beigegebenen Häuptlingen beherrscht, welche unter dem König und in seinem Namen den ganzen Distrikt regieren. Ihre Gewalt erstreckt sich indeß nur über geringfügige Gegenstände, als Civilangelegenheiten und Erhebung der Steuern für den König; fällt etwas Bedeutendes vor, oder wird ein Hauptverbrechen begangen, so sind sie nicht ermächtigt zu entscheiden, sondern müssen nach Hof berichten, und von dorther Entscheidung erwarten.“

„Das zweite Dorf Arebo, welches mehr am Fluß aufwärts liegt, ist länger als breit, und hat ziemlich viele Häuser und Menschen. Die Häuser sind größer als zu Beodeboe, doch in demselben Styl gebaut. Dieser Ort, so wie das dazu gehörige Land steht ebenfalls unter einem Vicekönig. Vor vier Jahren gab es hier zwei Faktoreien, wovon eine der englischen und eine der holländischen Kompagnie gehörte; jede von ihnen hatte ihre besondern Faktoren und Verwalter, auf portugiesisch mercadors und fiadors genannt; die letztern sind hier nur eine Art Mäkler. Da die Engländer hier schon mehrere Jahre keinen Handel mehr getrieben haben, so ist ihre Faktorei zerstört und deren Leute der unserigen einverleibt worden.“

„Agatton, das dritte Dorf, war früher ein bedeutender Handelsplatz, hat aber durch Kriege so viel gelitten, daß es jetzt fast verödet ist. Es liegt an einem kleinen Hügel im Flusse, der nur oben noch mit dem Lande zusammenhängt. Die Ruinen bezeugen, daß es ein sehr großes Dorf, angenehmer und gesunder als eines der andern war, weßhalb auch die Neger Alles aufbieten, um es wieder herzustellen; es ist von Fruchtbäumen von allen Gattungen umgeben. In seiner Umgebung liegen mehrere kleinere Dörfer, deren Bewohner zu jedem bedeutenden Markt, der fünf Tage dauert, hieher kommen.“

„Eine Tagreise zu Land von Agatton liegt die Stadt oder das Dorf Groß-Benin, die Residenz des Königs. Noch muß ich eines kleinen Dorfes gedenken, wohin wir früher Handel trieben, Meiborg genannt; wahrscheinlich wurde es nach einem unserer Faktore so genannt.“

„Die Einwohner von Groß-Benin sind im Ganzen gutmüthig und höflich; wir erhalten Alles von ihnen, was wir nur in Güte verlangen. Machen wir ihnen Geschenke, so bemühen sie sich, sie doppelt zurückzugeben; sie sind sehr pünktlich in ihren Geschäften, dulden aber nicht, daß irgend einer ihrer alten Gebräuche aufgehoben werde; beobachten wir diese, so ist sehr leicht mit ihnen zu handeln und wir werden stets gut von ihnen aufgenommen.“

„Das Uebelste ist, daß sie bei ihrem Handel höchst umständlich sind. Zuweilen haben sie einen Vorrath von Elephantenzähnen bei sich, den wir gewöhnlich acht bis zehn Tage lang besichtigen müssen, ehe wir mit ihnen darüber Handels einig werden; allein Alles geschieht mit so viel höflichen Ceremonien, daß man ihnen unmöglich böse werden kann.“

Der Brand von Pera.

Ein Brief aus Konstantinopel enthält folgende nicht uninteressante Bemerkungen über den furchtbaren Brand von Pera: „Es ist merkwürdig, daß die meisten Feuersbrünste, die in Konstantinopel ausbrechen, sich bei Tag ereignen, und größtentheils daraus entstehen, daß die Türken, wenn sie ihre Morgenpfeife geraucht haben, die glühende Asche oft auf die trockenen Matten ausleeren und sich nicht weiter darum bekümmern. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig wenige Menschen bei Feuersgefahren umkommen. Bei dem Brande von Pera, durch den die Wohnungen von achtzigtausend Menschen zerstört worden sind, verloren nur wenige Personen das Leben, und die meisten wurden von einstürzenden Mauern erschlagen, nachdem das Haus schon ganz niedergebrannt war. Nicht so gewährte das Tageslicht Schutz gegen diebische Hände. Es lebten seit einiger Zeit Griechen und Jonier, die während der Revolution das Handwerk von Klephten und Seeräubern getrieben hatten, in Pera, wo sie ihr altes Geschäft unter anderer Firma fortsetzten. Schon vor dem Brande hatten diese gefährlichen Menschen häufige Räubereien ausgeübt, und während desselben übten sie die größten Plünderungen aus. Zwar besteht bei den Türken ein Gesetz, daß Jeder, der bei einem Feuer auf Diebstahl ergriffen wird, in das brennende Haus geworfen werden solle; aber bei der unerhörten Verwirrung, die hier herrschte, drängten sie sich überall als Hamals oder Lastträger ein, packten die Sachen auf, als wollten sie dieselben in Sicherheit bringen, und der Eigenthümer sah bald nichts mehr von seinem Gute und dessen Retter. Es ist unmöglich, den kläglichen Anblick zu beschreiben, den gegenwärtig das einst so schöne Pera darbietet. Die Türken fangen zwar bereits wieder an, ihre hölzernen Häuser aufzubauen, die sie noch weiter vorrücken, wodurch sie die Straße noch enger als zuvor machen. Allein alle steinernen Gebäude sind Ruinen und werden es auch bleiben; denn schwerlich werden die Eingebornen die großen Kosten aufwenden, ihre Paläste wieder herzustellen, noch werden die Kaufleute ihr Vermögen daran wagen, noch einmal solche großen Gebäude aufzuführen als sie vorher besaßen. Pera wird daher künftighin wahrscheinlich nur aus hölzernen Hütten zwischen steinernen Ruinen bestehen.

Verantwortlicher Redateur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 292. 19 Oktober 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Seit der Zeit Eduards III, der nicht allein die Gesetze und Einrichtungen des Landes verbesserte, sondern auch eine gewisse Verfeinerung und Eleganz einführte, nimmt man auch eine beträchtliche Verbesserung in den Wohngebäuden wahr, die bis auf unsere Tage gekommen sind. Allmählich lernte man einsehen, daß sich Festigkeit des Baues zur Vertheidigung auch mit Bequemlichkeit und Pracht verbinden lasse; der frühere beschränkte Plan einer engen Burg wurde nun zu einer Mischung von Kastell und Wohnhaus erweitert. Es wurden mehrere Höfe angelegt. Die Stechbahn umgeben von den Ställen und Gesindewohnungen bildete einen derselben. Aus ihm führte ein zweiter Thorweg in den inneren Hof, der oft doppelt und von den Hauptgebäuden eingeschlossen war, welche weitläufige und prächtige Gemächer, eine Halle, einen Trinksaal, die Schloßkapelle, zahlreiche Schlafkammern und verbindende Galerien enthielten. Die Fenster waren größtentheils weit und schön verziert, aber stets hoch vom Fußboden und in das Innere des Hofes gerichtet. Der Wartthurm stand völlig abgesondert von diesen Gebäuden. Von dieser Art war das königliche Schloß von Windsor, das Eduard III erbauen ließ; von dieser Art die glänzenden Baronenkastelle von Warwick, Ludlow, Spofford, Harewood, Kenilworth, Ragland u. a. m. Das letztgenannte insbesondere vereinigt auf das schönste Sicherheit und Festigkeit mit Bequemlichkeiten und prachtvoller Verzierung. Der Wartthurm ist eine vollständige Burg für sich, umgeben von kleineren Thürmen und Graben. Die Maurerarbeit ist unvergleichlich.

Später traten noch größere Veränderungen ein. Die Macht der großen Barone war allmählich der zunehmenden königlichen Gewalt gewichen, die an den reichen und betriebsamen Einwohnern der Städte einen Rückhalt gefunden hatte; diese waren bereits zu ansehnlicher politischer Macht gediehen, und unterstützten das Königthum, dessen Schutz ihrer friedlichen Gewerbsthätigkeit nothwendig war, durch ihren auf diesem Weg erworbenen Reichthum. Die Herrschaft der Gesetze war allmählich an die Stelle des Faustrechts getreten. Der friedliche Unterthan konnte sich auf den Schutz der vollziehenden Gewalt mit Leib und Gut besser verlassen, als auf die Stärke seiner Mauern und Thürme oder die Schwerter und Panzer seiner Freunde. Die Wohnungen des Adels und der reichbegüterten Eigenthümer nahmen nun, wiewohl nur allmählich und mit Ausnahme einiger Bezirke, wie die an den Küsten gelegenen, mehr ein bürgerliches als kriegerisches Aussehen an. Man zog bei den Gebäuden mehr Schönheit und Zierlichkeit als Stärke zu Rathe und sorgte mehr für die Bequemlichkeit seiner gewöhnlichen Bewohner, als für Unterkunft einer zahlreichen Besatzung und deren Lebensmittel im Falle einer Belagerung. Gewöhnlich behielten so die Schlösser nur noch einen leichten Anstrich von der alten Kastellbauart, nämlich Graben und Thorwege, einen oder zwei starke Thürme, zu deren Erbauung noch immer die königliche Erlaubniß erforderlich war; aber sie dienten höchstens nur noch gegen einen plötzlichen und unvorhergesehenen Ueberfall zum Schutze.

Meist waren sie im Viereck aufgeführt, die größeren derselben schlossen zwei offene Höfe ein, von denen der eine die Ställe und Gesindewohnungen enthielt, der zweite die Hauptgebäude mit Sälen und Kapellen. Breite und hohe Erkerfenster, die fast bis auf den Fußboden reichten und sich gegen die Gärten außerhalb des Gebäudes öffneten, die jedoch gleichfalls der größern Sicherheit wegen mit Wall und Graben eingeschlossen waren, gaben zu erkennen, daß man gegen auswärtige Gefahr nicht mehr so ängstlich auf seiner Hut zu stehen brauchte. Wingfield Manorhouse in Derbyshire, Cowdray in Sussex, Keimingham Hall in Suffolk, Penshurst in Kent, Deene Park in Northamptonshire und Thornbury Castle in Gloucestershire, sind einige der reichsten Ueberreste der höchst geschmackvoll verzierten befestigten Schlösser aus der Zeit Heinrichs VII und VIII, der Periode, welche den Uebergang von dem Kastelle zum Palaste macht, und offenbar die beste Aera der englischen Baukunst.

Solche Gebäude unterschieden sich nur wenig von den Mönchsklöstern derselben oder der früheren Zeit. Der lordsmäßige Abbt wetteiferte mit dem stolzen Baron in allem äußern Prunk des Reichthums, und übertraf ihn vielleicht, was innern Luxus und Bequemlichkeit seiner Wohnung betraf. Es scheint sogar wahrscheinlich, daß der Adel die vermehrten Bequemlichkeiten und die zunehmende Pracht, die von den frommen Klosterleuten erfunden, oder ihren Brüdern auf dem Festlande abgesehen wurde, nachzuahmen wußte. Als endlich die Zeit des Sturzes über die Klöster hereinbrach, und ihre Bewohner, gute und schlechte ohne Unterschied, von der rohen Gewalt aus ihren prachtvollen Asylen vertrieben wurden, deren Glanz und Reichthum den Neid der Laien und die Raubgier des

Monarchen hervorgerufen hatten, brauchten an diesen mächtigen Gebäuden nur geringe Veränderungen vorgenommen zu werden, um sie für den Adel und die Hofleute gerecht zu machen, die damit von der königlichen Gunst beliehen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf den Ursprung der patriotischen Gesellschaft zurückgehen will, so findet man, daß sich dieselbe während des konstituirenden Reichstages von 1788 bis 1792 bildete; geheim wurde sie erst nach der Theilung Polens. Damals war es, wo die ausgezeichnetsten Männer sich vereinigten, Sprache und Nationalgeist ihres Volkes unter den drei fremden Regierungen aufrecht zu erhalten und zu verbreiten. Aus ihnen gingen in der Folge jene berühmten polnischen Legionen hervor, die in Italien und St. Domingo für ihr Vaterland kämpften. Czartoryski, wahrscheinlich eines der Mitglieder dieser Gesellschaft, in der letzten Revolution Präsident der Nationalregierung und damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rußland, machte seinen und Alexanders Namen unsterblich durch die neuen Statuten, die er für die Universität Wilna und alle Schulen von Litthauen entwarf. Ein anderes Mitglied Thaddäus Czazki erregt billig Erstaunen durch seine unermeßlichen Arbeiten und die Dienste, die er seinem Vaterlande erwies durch die Gründung des großen Kollegiums zu Krzemieniez und der hundert und sechs und zwanzig Schulen in Volhynien, Podolien und der Ukraine. Eine wahrhaft polnische und dem Geiste des Jahrhunderts angemessene Erziehung wurde Polen zu Theil, die unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen waren; aber unglücklicherweise zerstörte Alexander auf den Rath fremder Einflüsse das Gebäude, an dem er selbst zwanzig Jahre gearbeitet hatte.

Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft hörten niemals auf für die Wohlfahrt jener Polen zu arbeiten, die Preußens und Oesterreichs Unterthanen geworden waren. Durch die Bildung des Großherzogthums Warschau in den Jahren 1807 und 1809 gewann sich Napoleon alle Gemüther und eine Zeitlang gerieth der Zweck der Gesellschaft in Vergessenheit. Sobald aber das polnische Heer vernahm, daß das Großherzogthum Warschau durch den Verlust von Krakau, des Herzogthums Posen und der Städte Thorn und Kulm geschwächt, unter dem lächerlichen Namen eines Königreiches der russischen Herrschaft anheim fallen sollte, rief der General Dombrowsky, derselbe, der die polnische Legion in Italien befehligt hatte, die patriotische Gesellschaft wieder ins Leben. Die Namen aller Mitglieder derselben sind uns nicht bekannt; einige derselben wurden bei der Verschwörung von Petersburg während der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus enthüllt; der polnische Senat, dem sie zur Verurtheilung übergeben wurden, sprach sie frei. Von dieser Zeit an verdoppelte man die Bemühungen, eine Verschwörung vorzubereiten; man ermunterte die Jugend, kleine patriotische Gesellschaften zu bilden, und diese wurden in Warschau zahlreich. Im Jahre 1829 wollten diese jungen Verschwornen, während Nikolaus zu Warschau das Schauspiel einer Krönung aufführte, die ganze kaiserliche Familie ermorden. Aber bloß der Gedanke, daß Polen zehn Jahrhunderte gute und schlechte Könige hatte, von denen kein einziger durch die Hand seiner Unterthanen umgekommen war, hielt die rächenden Arme zurück. Auch der Krieg in der Türkei schien einer Revolution günstig; alles war in Warschau zu einem Aufstande vorbereitet; aber Niemcewicz glaubte den entscheidenden Augenblick noch nicht gekommen, und man schob ein so wichtiges Vorhaben auf bessere Zeiten auf.

Den Russen war es nicht unbekannt, daß zu Warschau eine geheime Gesellschaft bestand, die den Geist der Jugend leitete. Man fand unter den Papieren der Polizei Berichte, die einer der Spione Szlel (Schlei) täglich dem Großfürsten lieferte, und man erstaunte über die Genauigkeit der Nachweisungen, die sie in dieser Beziehung enthielten. Die Papiere eines anderen Chefs der Geheimpolizei, des russischen Generals Saß, bewiesen gleichfalls, daß er die Gefahr voraussah, aber nicht so nahe glaubte; übrigens ersah man daraus, daß er das Verfahren Konstantins mißbilligte und den Einfluß der Agenten zu lähmen versuchte, die in Lasterhaftigkeit versunken und mit Verbrechen befleckt das volle Vertrauen des Großfürsten genossen. *)

Diese Berichte, obgleich unter sich im Widerspruch, veranlaßten den Großfürsten, die von Szlei bezeichneten Individuen in's Gefängniß werfen zu lassen, ohne daß er jedoch für den Fall eines Aufstandes Maßregeln ergriff. Dieser wunderliche und grausame Fürst trug doch noch im Grunde seines Herzens ein Gefühl von Gerechtigkeit, und treu dem ewigen Grundsatze seiner Familie: den Verrath zu lieben und den Verräther zu hassen, legte er nicht sonderliches Gewicht auf die Angaben des schändlichen Szlei; vielmehr baute er auf die Versicherungen des Obristen Saß, dessen Redlichkeit ihm Achtung eingeflößt hatte.

---

*) Konstantin war stets bemüht, die Polen in die Interessen Rußlands zu verflechten, sie gegen ihre eigenen Landsleute zu bewaffnen, und aus ihnen Spione zu machen. Dieß war der Fall mit Lubowidzki, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Arm und mit der Sorge für eine zahlreiche Familie beladen, hatte er die Augen Konstantins auf sich gezogen; aber er wies anfangs alle Anerbietungen zurück. Konstantin schien bald darauf Alles vergessen zu haben, und Lubowidzki seiner Gunst zu genießen. Das Vermögen des letztern machte ihm Sparsamkeit zur Pflicht; allein ein treuloser Freund, der bereits von dem Großfürsten gewonnen war, stellte ihm vor, daß ein großes Haus zu seinem künftigen Glücke unumgänglich nöthig sey. Die Vicepräsidentschaft von Warschau sollte seine Ausgaben decken. Lubowidzki ging in die Falle, stürzte sich in Schulden und ruinirte sich ganz und gar. Sein Elend, und das seiner Familie drängte ihn, er warf sich dem Großfürsten zu Füßen, von diesem Augenblicke an war er der bösen Macht verfallen.... Der General Blumer, der bei der Einnahme des Belvedere's umkam, fiel auf gleiche Weise in das Netz; auf seiner blutigen Laufbahn diente sein Name, der dem Feind des Vaterlandes verkauft war, achtzehn Todesurtheilen als Unterschrift; man fand ihn am 29 November von achtzehn Wunden durchbohrt.... Auf demselben Wege wußte der Großfürst das Heer seiner fünftausend Spione zu rekrutiren. Durch einen gotteslästerlichen Eid gebunden, wurden sie blinde und gelehrige Werkzeuge der politischen Inquisition, die als Tribunal zwischen dem allmächtigen Unterdrücker und den waffenlosen Unterdrückten sich erhob. Anm. des Verf.

Die zweite patriotische Gesellschaft, zusammengesetzt aus einer großen Anzahl von Offizieren und Fahnenjunkern, Studenten der Universität, Gelehrten und Advokaten, war unter dem Vorsitze Lelewel's die Seele aller Verschwörungen gegen die Unterdrücker Polens; sie war es hauptsächlich, die den Aufstand bewirkte, und leider zu spät für die Rettung Polens zur Leitung der Insurrektion gelangte. Eine dritte patriotische Gesellschaft wurde von jungen Leuten gebildet, und war sehr zahlreich. Die fähigsten Mitglieder derselben waren in die zweite Gesellschaft eingeweiht, und trugen viel zum glücklichen Erfolge der Verschwörung bei. Die übrigen wußten um Nichts und dienten bloß den Nationalgeist und den Haß gegen eine fremde Herrschaft zu verbreiten. Die Gefängnisse der Hauptstadt waren fast stets von Mitgliedern dieser beiden Gesellschaften angefüllt, gaben jedoch den Nachforschungen des Großfürsten nicht das gewünschte Licht, und wenn auch einige der Mitglieder von der zweiten Gesellschaft in Haft geriethen, so ergab die Untersuchung doch niemals, daß zwischen ihnen und den jüngeren Verschwornen eine andere Verbindung bestand, als die Gemeinschaft patriotischer Gesinnungen und des Hasses gegen die Russen.

Alle Anstrengnugen der Polizei waren vergeblich, in das Geheimniß der eigentlichen Verschwörung einzudringen, denn die zahlreichen Verzweigungen der ersten und zweiten Gesellschaft waren gleichsam vom Stamme abgesondert, und das Benehmen Einzelner konnte nie das Ganze in Gefahr bringen. *)

*) Die Polizei sparte übrigens kein Mittel, den Gefangenen ein Geständniß zu entreißen. Unter den Opfern der ersten Verfolgungen muß man den Major Lukasinski nennen. Die Folter erschöpfte ihre Qualen, ohne die Standhaftigkeit des Gefangenen beugen oder ihm ein Wort erpressen zu können. Man erfand eine neue Art der Tortur. Der Unglückliche wurde auf eine Maschine gebunden, die mit betäubender Schnelligkeit umgeschwungen wurde, wodurch er in einen Zustand von Bewußtlosigkeit und Wahnsinn gerieth. Um ihn versammelt belauerten dann seine Henker jede Klage, jeden Seufzer, und suchten so während dieses Zustandes von vorübergehender Geistesabwesenheit sein Geheimniß zu erforschen. Allein auch dieser Versuch blieb fruchtlos. Lukasinski blieb in seinem Kerker begraben, und nach einer zwölfjährigen Gefangenschaft wurde er aus demselben von dem Großfürsten nur befreit, um ihn auf seiner angstvollen Flucht zu begleiten, in dem Augenblicke, wo der Ruf der Freiheit schon an seine Ohren schlug. Man nagelte seine Ketten an eine Kanone, und in diesem Zustande wurde der Unglückliche im Gefolge Constantins nach Rußland geschleppt.

Anm. d. Verf.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Narrative of the Ashantee war, with a view of the present state of she colonie of Sierra Leone. By Major Ricketts, late of the royal african colonial corps. London 1831.

(Schluß.)

Von den freigesprochenen Afrikanern bemerkt Major Ricketts: „Nach ihrer Freilassung werden sie jetzt nur noch sechs Monate lang von einer gemischten Kommission der Kolonie unterstützt; jeder Erwachsene nach seiner Ankunft täglich mit zwei Pence und jedes Kind mit drei Halbpence. Außerdem erhält Jeder noch ein Stück Tuch, groß genug, um sich darein zu wickeln, und eine wollene Decke; je zwei Kinder erhalten eine solche. Den Männern wird erst drei Monate nach der Freilassung Dienste zu nehmen gestattet und während dieser Zeit werden sie zu leichten öffentlichen Arbeiten verwendet. Als ich die Verwaltung übernahm, schickte ich die Hälfte von den neuankommenden afrikanischen Männern aus, um das Land urbar zu machen und sich Hütten zu bauen; die übrigen wurden in Freetown zurückbehalten und auf oben erwähnte Weise beschäftigt. Auf diese Art fanden sie nach Verlauf der für öffentliche Arbeiten bestimmten Zeit Wohnungen und Felder für ihren Unterhalt. Während der sechs Monate erhält Jeder auch noch zwei Hemden und zwei Paar Beinkleider, und wenn sie Dienste antreten, so versieht man sie mit dem nöthigen Geräthe zum Ackerbaue und zum Kochen. Nach Verlauf der sechs Monate sind sie sich selbst überlassen und werden dann gewöhnlich von ihren Landsleuten so lange unterstützt, bis sie sich selbst erhalten können.

„Die Kaufleute, welche den Holzhandel auf den Flüssen treiben, haben schon mehrere von den freigelassenen Männern bei ihrem Geschäfte in die Lehre genommen und ihnen ein sehr günstiges Zeugniß gegeben. Sie verdingen sich sehr gern, haben aber gute Aufsicht nöthig; vorzüglich durch Handel mit europäischen Waaren erwerben sich viele von ihnen, die einige Zeit in der Kolonie lebten, ein kleines Kapital. Keiner von ihnen verdingt sich als Matrose oder Bootsmann auf einem Schiffe, wozu sie gar kein Geschick verrathen; nur Wenige von ihnen besitzen Canoes, mit denen sie die benachbarten Eingebornen besuchen und auf den angränzenden Flüssen einen Handel mit europäischen Waaren treiben, die sie gegen Reiß vertauschen, den sie in Freetown wieder verkaufen.

„Die Weiber verheirathen sich, da ihnen nicht verstattet ist, auf andere Art von Männern angenommen zu werden, meist unmittelbar nach ihrer Ankunft. Die Mädchen und Knaben werden nach ihrer Freilassung theils von den Einwohnern in die Lehre genommen, theils in die Schulen der Dörfer geschickt, wo man sie kleidet und nährt, bis ihre Lehrjahre vorüber oder bis sie im Stande sind, selbst für sich zu sorgen; mehrere von den Mädchen werden von dort aus verheirathet.

„Auf meinen Befehl wurde in jedem Dorfe für die Schulknaben eine Meierei errichtet, damit sie sich ohne Unterstützung der Regierung durch den Verkauf von Pfeilwurz, Pfeffer und Reiß, von denen sie, so wie von mehreren andern Gegenständen, eine große Menge gepflanzt hatten, selbst kleiden und nähren konnten.

„Die Kolonie hat siebenzehn freie afrikanische Dörfer, nämlich: Regent, Leopold, Gloucester und Charlotte in den Gebirgen; dann: Kissey, Wellington, Allens Town, Hastings, Waterloo, Wilberforce, Murray, Aberdeen, Denham, York, Kent, und zwei auf den Banana-Inseln: Dublin und Ricketts. Murray und Aberdeen waren kürzlich von mir, auf dem rechten Ufer des Flusses, wenn man nach dem Hafen hinsegelt, angelegt worden; das erstere ungefähr drei und das letztere vier und eine halbe Meile von Freetown entfernt. Ihr Boden ist einer der besten in der Kolonie, und sie sind den ältern Dörfern gleich, ja übertreffen sie vielleicht noch. Anweisungen auf Land bei der Stadt und in der Umgegend wurden regelmäßig ausgegeben, Häuser wurden gebaut, und das Land war schon vor der Vertheilung urbar gemacht.

„In Wellington wurden auf Subscription, unter den abgedankten Soldaten und freien Afrikanern ein bequemes Kaufhaus und eine Kapelle von Steinen erbaut, und man wünscht jetzt dort noch die Erlaubniß zu erhalten, einen eigenen Prediger anstellen zu dürfen. In Regent, Leopold, Gloucester und Kissey, wo die Regierung ansehnliche Kirchen gebaut hat, halten die freien Afrikaner dieser und anderer Dörfer, wo sich Missionäre befinden, regelmäßig den Gottesdienst, und sind zu diesem Zwecke des Sonntags, ganz nach englischer Art, zierlich gekleidet; zu andern Zeiten, besondere Gelegenheiten ausgenommen, gehen sie fast ganz unbekleidet. Die Gesellschaft der Missionäre hat kürzlich zu Freetown und in einigen andern freien afrikanischen Dörfern für die in der Kolonie gebornen Kinder Schulen errichtet. Nach einer kürzlich getroffenen Uebereinkunft ist den Kindern der freien Afrikaner gestattet, an allen den Begünstigungen Theil zu nehmen, die mit diesen Schulen verbunden sind. Sie werden nach einem System geleitet, welches ganz vorzüglich für sie berechnet ist. Die in der Kolonie gebornen Kinder zeichnen sich durch Verstandeskräfte und in jeder andern Hinsicht vor den aus der Sklaverei befreiten aus, und man kann sie von diesen leicht unterscheiden, wenn auch die Eltern der erstern selbst nur frei-

gelassene Afrikaner sind. Gäbe es noch andere Schulen für die erwachsenen Knaben, so würde dieß für eine Kolonie, die dem Leben der Europäer so gefährlich ist, sehr nützlich seyn; allein bis jetzt haben die freien Afrikaner, welche die von der Regierung gegründeten Schulen besuchten, nur wenig in ihnen gelernt, einige ausgenommen, die von den Missionären zu Lehrern gebildet wurden, deren Unterricht aber viele Mühe kostete. Mangel an guten Lehrern und einem zweckmäßigen System mag wohl Schuld hieran seyn. Die Schulen zu Freetown für die in der Kolonie gebornen Knaben und Mädchen werden von den Kindern der Maruns, der Neuschotten und Anderer häufig besucht; die Lehrer sind amerikanische Schwarze, welche sich in der amerikanischen Niederlassung Liberia, unter dem sechsten Grade nördlicher Breite und eilften Grade östlicher Länge, ansiedelten; allein ihre Fähigkeiten sind nicht ausgezeichnet.

„Die freien Afrikaner aus dem Volke der Pacongo's wollen, wenige ausgenommen, nicht in den Dörfern bleiben; sie verbergen sich in den Wäldern, aus denen sie gelegentlich hervorkommen, um zu plündern. Sie sind Kanibalen, und erst vor Kurzem wurde einer derselben ergriffen, in dessen Tasche man die Hand eines Menschen fand; selbst mehrere der abgedankten Soldaten haben einen Hang, sich in die Wälder abzusondern und dort Hütten zu bauen. Die gelehrigsten unter den freien Afrikanern sind die Accoos; es ist dieß ein kriegerischer Stamm, der bereits Anlaß zu Unruhen gegeben hat, die wenn seine Anzahl sich bedeutend vermehren sollte, wohl noch häufiger werden dürften. Man hält indeß allgemein dafür, daß die Maruns, Neuschotten, die pensionirten Soldaten und die übrigen freien Afrikaner hinreichen werden, sowohl sie als andere Ruhestörer im Schach und den Frieden der Kolonie aufrecht zu halten, die ohnedieß nach einiger Zeit nur von Einem Volke, nämlich von den Nachkommen der jetzigen Bevölkerung, bewohnt seyn wird.

„Eine große Anzahl von Männern und Frauen der Umgegend schlagen ihren Wohnsitz in der Vorstadt von Freetown auf; die meisten derselben selbst ohne Bewilligung ihrer eigenen Oberhäupter, sind zum Theil Verbrecher, welche der Gerechtigkeit ihres Landes entflohen, und die jetzt den Freigelassenen durch manche schlechte Handlung, die sie unter ihren Augen begehen, ein böses Beispiel geben, oft nach kurzem Aufenthalte die Nachbarschaft zum Kriege reizen und die Kolonie in denselben verwickeln, wodurch die Kaufleute in ihrem Holz- und sonstigem Handel gestört werden. Diese Leute tanzen und singen nach der Weise ihres Landes; die in der Kolonie gebornen Maruns tanzen nach der Gumbia (Trommel), zu der sie singen und nach dem Takt in die Hände schlagen; diese Weise wurde von den eigentlichen Maruns aus Jamaika eingeführt. Diejenigen, welche von diesen noch übrig sind, sprechen mit großer Liebe von ihrem frühern Aufenthalte und sehnen sich dahin zurück. Noch gibt es in Sierra Leone eine Anzahl von Krumännern, welche vom Kap Palmas kommen, um theils in der Kolonie, theils auf den Kriegs- und Kauffahrteischiffen Dienste zu suchen. Da sie sehr betriebsam, mäßig und arbeitsam sind, so nimmt man sie lieber in Dienst als die übrigen Eingebornen; sie bewohnen eine kleine Anzahl von Hütten in der Nähe von Freetown."

Major Richetts ist der festen Meinung, daß die Bananas die gesundesten der englischen Besitzungen in Afrika sind, und hätte man die Hauptstadt dort gegründet, so würde manches werthvolle Leben gerettet worden seyn. Die Regierung ist damit einverstanden und im Begriffe, den gemischten Kommissionshof nach Fernando Po zu verlegen. Sie mag ihre guten Gründe haben, dieß zu thun; allein der einzige Zweck, den man bei Gründung einer Kolonie, die so vielen Aufwand von englischem Blute und Gelde erforderte, im Auge hatte — die Zerstörung des Sklavenhandels — scheint mehr verfehlt als jemals. Major Richetts, dem man hierin Glauben beimessen muß, sagt:

„Der Sklavenhandel wird auf den benachbarten Flüssen jetzt weit ausgedehnter als früher betrieben; die Schiffe, welche zu diesem Zwecke auslaufen, haben spanische Thaler und Dublonen an Bord, welche später ihren Weg im Handel nach Sierra Leone finden. Durch die bereits erwähnten Landstreicher, welche in der Vorstadt von Freetown wohnen, werden viele von den Freigelassenen durch Versprechungen aus der Kolonie gelockt oder geraubt und wieder als Sklaven verkauft. Nach einigen Monaten wurden viele von ihnen, auf Sklavenschiffen gefunden, nach der Kolonie zurückgebracht und so zum zweiten Male befreit."

Major Richetts fügt noch hinzu: „Sollte die Kolonie je aufgegeben werden, so würde eben auf Sierra Leone der Sklavenhandel aufs Neue aufleben, und von einigen der Schwarzen eben so wie bisher im Geheimen fortgeführt werden."

Vermischte Nachrichten.

Die Reformversammlung zu Birmingham.

Fast in allen größern Städten Englands wurden im Anfange Oktobers Volksversammlungen gehalten und Petitionen an das Oberhaus zu Gunsten der Reformbill unterzeichnet; keines aber dieser sogenannten „Meetings" bot einen so imposanten Anblick als das am 3 Oktober zu Birmingham gehaltene. Seit der Revolution von 1688 sah man keine so zahlreiche, und von solcher Einmüthigkeit und Entschlossenheit beseelte Versammlung mehr. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend von Birmingham war dazu von dem Rathe der Birminghamer politischen Union eingeladen worden. Die Werkstätten und Manufakturen in der Stadt waren um zehn Uhr des Morgens geschlossen worden, und um eilf Uhr strömte der größte Theil der manufaktur- und handeltreibenden Bevölkerung ins freie Feld hinaus, wo Tribunen für die Redner errichtet und Wagen für den Unionsrath aufgefahren waren. Um halb ein Uhr machte sich der Zug der Union, mit ihrem Rathe und Herrn Thomas Attwood an der Spitze, unter Vorantritt der Musik, in die Unionsfarbe gekleidet, nach dem Versammlungsorte auf den Weg. Sobald die Union mit fliegenden Fahnen und Musik angekommen war, wurden die Rednerbühnen und Wagen sogleich besetzt und Herr Attwood durch allgemeinen Zuruf zum Sprechen aufgefordert. Herr Attwood ermahnte die Versammlung, Festigkeit und Ordnung zu beobachten, und kündigte zugleich an, er hoffe, es würden auch noch mehrere andere politische Unionen aus Staffordshire den Verhandlungen beizuwohnen kommen. Diese langten auch wirklich bald darauf mit Fahnen und Musik an, und wurden mit lautem Freudengeschrei empfangen. Die Versammlung mochte sich nun auf hunderttausend Köpfe belaufen; zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend waren aus Staffordshire angekommen. Die Beschlüsse und besonders die Petition an das Oberhaus wurden mit furchtbar donnerndem Zurufe angenommen. Unter den Beschlüssen lautete einer: „Wenn die Lords die Reformbill verwerfen, so werden wir keine Taxen mehr bezahlen." Derselbe wurde durch Aufhebung der Hände und mit Geschrei angenommen. Dawider erhob sich nicht eine einzige Hand. Sobald die Rednerbühne von Herrn Attwood bestiegen war, gab man ein Zeichen mit einer Rakete, worauf alle Glocken in der Stadt zu läuten anfingen. Eben so wurde die Annahme der Petition durch Raketen und durch Glockenschall verkündigt. Auf ein gegebenes Zeichen spielten die Musikbanden das God save the King! wozu die unermeßliche Volksmasse die Schlußverse im Chorus sang. Nicht ein einziger Polizeimann oder Soldat war zu sehen; die schönste Ordnung und Eintracht herrschte. Der Enthusiasmus für den König war unbeschreiblich. — Es läßt sich denken, daß eine so gewaltige und mit solcher Energie auftretende Versammlung keinen geringen Eindruck auf das Haus der Lords machen mußte. Wirklich wies auch Lord Warncliffe im Oberhause auf den kühnen Geist dieser Versammlung hin, indem er behauptete, die Revolution habe nicht allein schon begonnen, sondern sey sogar bis zu einer gewissen Höhe gestiegen. Unverzeihlich sey es daher, meinte er, daß die Regierung eine Maßregel vorschlage, die so voll von Gefahr für das Land sey.

•

In London ist ein englischer Advokat aus Ostindien angekommen, um bei dem geheimen Rathe gegen das von Lord William Bentink im Jahre 1827 erlassene Suttiverbot eine Appellation einiger Braminen von Bengalen einzureichen. Ohne Zweifel wird ein so unvernünftiges Gesuch zurückgewiesen werden, wenn man sich anders erinnert, daß seit dem Jahre 1756, wo zuerst die britische Macht in Indien festen Fuß faßte, mehr als siebenzigtausend Wittwen den Feuertod erlitten. Man ist sehr begierig zu erfahren, wie es der würdige Advokat angreifen wird, um diese scheußlichen Menschenopfer zu vertheidigen.

Berichtigung.

In Nro. 284 S. 1135 Sp. 2 Z. 40 ist zu lesen Lavallette statt Lafayette. Z. 54 ist zu lesen Bier statt Biee.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 293. 20 Oktober 1831.

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

Die Entstehung der Lotterie verliert sich bis in die Zeiten der Römer. Delamarre, in seinem traité de la police, belehrt uns, daß dieses Wort von dem gallischen „lot" abstamme, welches in den alten Glossarien bald durch eine Münze, bald durch ein kleines Gewicht erklärt wird. Sueton im zweiten Kapitel von Nero's und im vierten von Domitians Leben spricht von Lotterien, welche diese Fürsten erfanden, um die Dienste ihrer Soldaten auf eine Aufsehen erregende, aber zugleich wenig kostspielige Art zu belohnen. Diese Lotterien hießen congiaria, und bei Gelegenheit dieser neuen Feste war es, wo Münzen, congiaria genannt, geschlagen wurden, von denen noch viele Exemplare in öffentlichen und Privatmünzkabineten vorhanden sind. Bald wünschte auch das Volk an diesen, das Interesse und die Neugier reizenden, Vertheilungen Theil zu nehmen, wo das Vergnügen Derer, welche das Glück begünstigt, noch durch den Verdruß jener, welche sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, erhöht wird; die Lotterien wurden daher in die Reihe der Spiele aufgenommen, welche Kaiser Otho dem römischen Volke gab, und da der Senat selbst für Hazardspiele Freiheiten erhalten mußte, so wurden für jeden Rang im Amphitheater, wo Senatoren und Ritter saßen, 50 Freiloose bewilligt. Die Ziehungen geschahen anfänglich auf die einfache Weise, daß man die Loose mitten unter die Menschenmenge warf, wo dann die Geschwindesten sich ihrer bemächtigten; später ließ man Numern ziehen, von denen nur einige die auf einer öffentlichen Liste verzeichneten Preise gewannen. Petronius, der die Lotterien pittacia, und die Loose, deren man sich dabei bediente apophoreta nennt, erzählt uns, daß Heliogabalus bei den Festen, welche er für die Einigkeit des Reiches feierte, sich daran belustigte die Erwartung der geladenen Gäste zu täuschen und zu übertreffen, indem er ganz unverhältnißmäßige Loose unter sie vertheilte, welche dem Einen z. B. den Gewinn eines Sandkorns oder einer Fliege, und dem Andern 20 Sklaven oder 1000 Goldthaler anwiesen.

Der Schleier der über einem Theile der Begebenheiten des Mittelalters liegt, hindert uns zu wissen, ob zu jener Zeit die Lotterien im Gebrauch waren, allein als die Franzosen unter Anführung Franz I und Bayards in Italien eindrangen, um die Mailänder zu bekriegen, fanden sie dieses Spiel im Gange und brachten es, da es dem abenteuerlichen Sinne jenes Zeitalters zusagte, nach Frankreich. Menage, in seinem Dictionnaire étymologique, sagt, daß die Lotterie im 16 Jahrhunderte unter dem Namen blanque, von dem italienischen Wort bianca (weiß) bekannt war, weil bei den ersten Lotterien die gewinnenden Loose schwarz, die viel größere Menge Nieten aber, weiß waren, weßhalb man dieses Spiel giuoco di carta bianca, Spiel der weißen Karte, genannt habe, von welcher Benennung die Offiziere des französischen Heeres nur das letzte Wort beibehalten und es französirt hätten. Bald nachher errichteten die Schweiz, die Niederlande und Holland ebenfalls Lotterien welche das Gold der jungen Herren verschlangen, und man sagte sprüchwörtlich, „eine Reise nach Löwen machen," wenn man in die Lotterie setzte. Der ritterliche Stolz Franz I sträubte sich gegen den Gedanken aus dieser neumodischen Goldquelle, die er nur als ein Vergnügen mehr betrachtete, Nutzen zu ziehen; allein endlich kam es doch dahin, denn das Geld Frankreichs floß so schnell in die Säckel seiner Feinde, daß nichts übrig blieb, als dem Beispiele der benachbarten Völker zu folgen. Die Finanzmänner jener Zeit machten dem Könige begreiflich, daß er so auf eine sehr bequeme Art eine Steuer beziehen könne, welche ihm bei den dringenden Bedürfnissen, welche die langen Kriege, die er führte, erheischten, sehr von Nutzen seyn würde. So entstand in Frankreich die Lotterie. Sie wurde nicht nach bestimmten Regeln gegründet, sondern nur auf gewisse Zeit einigen Privaten verliehen, welche das Monopol darauf hatten; so unterzeichnete Franz I im Jahre 1539 zu Chateau Regnard ein Edikt, welches einem gewissen Jean Laurent die Erlaubniß ertheilte, in Paris so viel Lotterien zu errichten, als er für nöthig erachten würde, wofür er an Se. Majestät die Summe von 2000 Livres tournois bezahlte. Die Ziehung mußte in Gegenwart des Erzbischofs und des ersten Präsidenten, als den Vorstehern der Moral und Gerechtigkeit, geschehen.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Geistlichkeit bei diesem Gegenstande zu Rathe gezogen wurde, ohne deren Beistand dem Geiste jenes Zeitalters gemäß nichts Wichtiges unternommen ward. In einem Werke, welches im Jahre 1565 unter dem Titel „Dies caniculares" erschien, behauptete der Bischof Simon Majolus, daß die Lotterie eine erlaubte Sache sey, welche, wie alle Vergnügungen, nur durch Mißbrauch schlecht werde. Im Dictionnaire des cas de conscience, von Pontas, findet sich eine lange Abhandlung über die Lotterie, mit Citationen aus der heil. Schrift, dem heiligen Thomas und Augustin, wo die Wahl des heil. Matthias

durch die Versammlung der Apostel mit einer Lotterie verglichen wird. Nachdem er die ganze Weisheit der Kirchenväter zu Hülfe genommen, und gewissenhaft alle Nachtheile der Lotterie aufgezählt hat, schließt Pontas folgendermaßen:

„Wofern nur kein Betrug statt findet, glauben wir nicht, daß man sie als unerlaubt verdammen könnte, und wir theilen hierin die Ansicht des berühmten Jean Briaert, Doktor und Kanzler der Universität Löwen, dessen Werke im Jahre 1527 zu Paris gedruckt wurden. Delrio und Sylvius sagen das Nämliche; sie glauben daß die Lotterien unter zwei Bedingungen erlaubt sind: 1) daß weder von Seite der Inhaber noch ihrer Angestellten Ungerechtigkeit oder Betrug begangen werde, und 2) daß Niemand eine Lotterie errichte, der nicht von der höchsten Behörde dazu ermächtigt sey." Ein ministerieller Journalist, den man heutzutage über diese Angelegenheit zu Rathe zöge, könnte keine den königl. Lotterien günstigere Antwort ertheilen. Die Verwunderung über die wenigen Hindernisse, welche die Geistlichkeit der Errichtung der Lotterien in den Weg legte, wird sich indeß vermindern, wenn man erfährt, daß sogar der Papst diese Spekulation nicht nur billigte, sondern auch selbst thätigen Antheil daran nahm; denn am 11 März 1709 gründete Clemens XI eine Lotterie, um die Kosten für die Errichtung des Hospitals St. Hieronymus zu decken.

Zu Marseille, Rheims und Lyon wurden aus den Magistraten die Maires und Schöffen zu Verwaltung der Lotterie gewählt, deren Führung ihnen auf Ehre und Gewissen übergeben wurde. Auch zu Genua und in einem Theile des Königreichs Neapel verfuhr man auf diese Weise, und noch gegenwärtig ist die Stelle eines Verwalters der königl. Lotterie in Frankreich, wegen des allgemeinen Zutrauens, das man in einen solchen Mann setzt, eine ehrenvolle in öffentlicher Achtung stehende Bedienstung.

Die Unruhen der Ligue und der Fronde gestatteten den Geschichtschreibern keine Untersuchungen über die Vergnügungen und Spekulationen, denen die französische Nation zu jener Zeit sich überließ; ernstere Fragen beschäftigten sie. Indeß wissen wir, daß gegen Ende der Regierung Ludwigs XIII das Parlament sich vergebens bemühte, die täglich steigende Neigung, welche Alles zum Tempel des Glücks zog, zu hemmen, und daß vom Jahre 1598 bis 1660 fünf Beschlüsse gegen die Lotterie erlassen wurden. Indeß war sie aber bald kein Spiel mehr, sondern, so zu sagen, das Finanzsystem der Regierungen Europa's und aller öffentlichen Unternehmungen. Venedig hatte zu Deckung der Kosten seines Krieges gegen die Türken keine andere Quelle als die Lotterie; auch das englische Parlament bediente sich ihrer, um nach Vertreibung Jakob II seine Truppen zu besolden. Auch der Kurfürst von Köln, und die meisten der kleinern deutschen Reichsfürsten, bezogen von Ludwig's XIV Tod an, bis zur ersten deutschen Konföderation gegen die französische Revolution, daraus Einkünfte. Es ist kein Zweifel, daß nicht in einem so egoistischen, habsüchtigen Zeitalter, wo man sich nicht leicht zu einem Opfer entschließt, wenn es nicht reichlichen Nutzen verspricht, durch die Lotterie unermeßliche Resultate zu erlangen wären, wenn man sie als Finanzsystem in Anwendung brächte, und durch größere Ausdehnung der Theilnahme allen Klassen zugänglicher machte.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Die französische und belgische Revolution zuckten wie Sonnenblitze der Hoffnung durch die düstere Nacht die über Polen lag; der Morgen zu seiner Befreiung schien zu tagen. Jetzt oder nie war seine Rettung möglich. Das Prinzip der Nichtintervention, das von der europäischen Diplomatie ausgesprochen wurde, schien Bürgschaft gegen eine Invasion Preußens und Oesterreichs; vorzüglich aber beschleunigte den Aufstand des 29 Novembers die erlangte Gewißheit von den Entwürfen Rußlands gegen Frankreich, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß man bereits angefangen habe, das Geld der Warschauer Bank nach Rußland zu schaffen, und daß die polnische Armee mit der russischen vereinigt im Frühjahre nach dem Rhein aufbrechen sollte. Die vorgefundene offizielle Korrespondenz zwischen dem polnischen Finanzminister und dem russischen Ministerium hat bewiesen, daß dieser Verdacht nicht ungegründet war. Endlich, es kann nicht verschwiegen werden, zählten die Polen auf Frankreichs Unterstützung. Der Wechsel des französischen Ministeriums und die bekannten Gesinnungen Lafitte's beseitigten alle Zweifel.

Lelewel hatte richtig erkannt, daß die Mitglieder der großen patriotischen Gesellschaft, die sich über die Mittel der Ausführung nicht vereinigen konnten, und überdieß durch das Alter erkaltet, jede Berührung mit dem Volke scheuten, wenig geeignet waren, thätig zu einer Revolution mitzuwirken. Er wendete sich an die Jugend, aus der er eine ungeheure Assoctation bildete, die bald die große patriotische Gesellschaft ersetzte. Der scheinbare Zweck dieser Verbindung war die Wiedervereinigung der großen slavischen Völkerfamilie, der eigentliche aber die Befreiung Polens.

Seit den Ereignissen des Julius bedeutend angewachsen, hielt sie sich bereit, die Revolution zu beginnen; sie wartete nur auf Lelewel's Beistimmung. Am 21 November sendete sie an ihn eine Deputation, die aus drei ihrer Häupter Zaliwski, Xavier Bronikowski und Peter Wysozki bestand, um sich über die Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens zu berathschlagen. Lelewel gab ihrer Ungeduld nach und erklärte, der günstige Augenblick sey gekommen. Der 29 November wurde zum Ausbruche der großen polnischen Revolution bestimmt.

Am 29 November Abends sieben Uhr gab ein Offizier in der Fähndrichs-Kaserne das Signal, und die Mauern hallten wieder von dem ersten Geschrei der Freiheit und der Rache. „Zu den Waffen, Brüder! die Stunde der Befreiung hat geschlagen!" Die tapferen Jünglinge grüßten im Vorbeiziehen die Bildsäule Sobieski's und unter den Auspicien dieses großen Schattens rückten sie auf Belvedere los; entwaffneten unterwegs die Posten, durchbohrten mit ihren Kugeln Alles, was sich ihnen entgegenstellte, bemächtigten sich der russischen Pferde und zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten, um an allen Orten zugleich den Schrecken der bestürzten Gegner zu vergrößern. Ein Haufe dieser jungen Verschwornen stürzte in die Wohnung Lelewels und beschwor ihn, sich an ihre Spitze zu stellen. Sein Vater, ein Greis von achtzig Jahren, lag auf dem Todbette. Lelewel konnte ihn nicht

verlassen. Seine kindliche Liebe rührte seine jungen Freunde, sie verließen stillen Schrittes das Haus, und eilten dorthin, wohin der Kampf sie rief.

Die in Brand gesteckte Kaserne der russischen Kavallerie war das Zeichen zum Aufstande für die übrige Stadt. Da aber das Feuer noch nicht genug um sich gegriffen hatte, so begannen die Studenten ein Rottenfeuer auf die Russen, um ihren Brüdern im Innern der Stadt kund zu thun, daß die Insurrektion zur verabredeten Stunde begonnen worden sey. Achtzehn Verschworene hatten sich indeß Belvedere's bemächtigt. Während neun von ihnen die Zugänge besetzt hielten, drangen die andern in die Gemächer des Großfürsten ein. Die russischen Schildwachen wurden nieder gestoßen, der Vicepräsident Lubowidzki, Chef der Polizei, fiel unter den Bajonnetten.*) Nun stürzten die Verschworenen in das Schlafgemach des Cesarewitsch **) jedoch nur in der Absicht sich seiner zu bemächtigen; er war nicht mehr da, sein treuer Kammerdiener hatte ihn noch zu rechter Zeit geweckt. Konstantin hatte die Gewohnheit einige Stunden nach dem Mittagessen zu schlafen; er hatte kaum noch Zeit einen Schlafrock überzuwerfen, und durch eine geheime Thüre zu entfliehen. Unterwegs begegnete er dem preußischen Konsul Schmid, der ihn in die Hütte einer armen Frau zog, wo sie mit einander auf einem Papierfetzen, den die Frau ihnen gab, zwei Depeschen entwarfen, die noch in demselben Augenblicke, die eine nach Petersburg, die andere nach Berlin abgesendet wurden. Konstantin außer der Gefahr so gewaltthätig und furchtbar, war jetzt zahm und schmiegsam und schien vor Schrecken ganz umgewandelt; keinen Augenblick dachte er daran, dem Ungewitter die Stirn zu bieten.

Untröstlich über sein Entkommen, stürzten die Patrioten nach der Stadt, um dort ihren Brüdern, die bereits in einem entscheidenden Kampfe begriffen waren, Beistand zu leisten. Zweihundert Studenten schlugen sich dort mit dem größten Muthe gegen ein Regiment Kürassiere der Kaisergarde. Kaum hatten die Fähnriche die Stadt erreicht, als sie zu Pferde durch alle Straßen sprengten und zu den Waffen riefen.

Zur bestimmten Stunde rückten das vierte Linienregiment, eine Batterie der Garde zu Pferde mit zwölf Kanonen, ein Theil der Grenadiere der polnischen Garde, das Bataillon der Sapeurs und Grenadierkompagnien von allen zu Warschau in Garnison liegenden Regimentern aus ihren Kasernen; die einen nahmen ihre Richtung nach dem Arsenale, die andern beobachteten die Bewegungen der volhynischen und lithauischen Garderegimenter der Russen. Die Thüren der Nationalbank wurden eingesprengt und in dem Nowopolier-Quartier zwei Häuser in Brand gesteckt, jedoch ohne Gefahr für die Hauptstadt.

*) Seine Wunde erwies sich nicht tödtlich.

**) Die Namen derer, die den Angriff auf das Belvedere machten, waren: zwei Brüder Rupniewski, Eduard Trzcinski, Nasierowski, Zenon Niemojowski, Jankowski, Nabielak, Goszcinski, Orpiszewski, Rottermund, Kresniewski, Swientoslawski, Kosinski, Rettel, Poninski, Paszkiewicz, Trzaskowski, Kobylanski.

Anm. des Verf.

Sogleich wurden kräftige Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit getroffen.

Eine Abtheilung Studenten und Fähnriche, die von Lazienki kamen, stießen in der Napoleonsstraße mit den Zöglingen der Rechtsschule und einem Theile der Fähnriche zu Pferde zusammen. Die Staatsgefangenen wurden befreit, das Arsenal erstürmt und vierzigtausend Gewehre und Säbel zur Bewaffnung des Volkes erbeutet. Von nun an war der Kampf entschieden, die Insurrektion wurde eine Revolution.

Bei den ersten Flintenschüssen waren die höhern Offiziere, die durch ihren blinden Gehorsam gegen Rußland bekannt waren, zu Pferde gestiegen, und bemühten sich, theils das Heer und Volk zu besänftigen, theils es durch Drohungen der strengsten Militärgesetze zurückzuschrecken. An einigen rächte das ergrimmte Volk die seit fünfzehn Jahren erduldete Bedrückung. Die Generale Hauke, *) Trembizki, Siemiontkowski, Blumer, Potozki, die Obristen Meciszewski und Saß wurden getödtet; die Generale Diakoff und Fenshave verwundet; die russischen Generale Essakoff, Lange, Richter, Engelmann, Krifftzoff und die Obristen Fariszine, Jghnatieff, Greecet und Butturline, Adjutant des Kaisers Nicolaus, wurden zu Gefangenen gemacht und in Gewahrsam gebracht.

Einzelne Flintenschüsse ließen sich noch während der ganzen Nacht vom 29 auf den 30 November hören; obgleich die Russen bereits den Rückzug angetreten hatten. Das Volk stolz auf seinen Sieg beging nicht die geringste Ausschweifung.

*) Während der General Hauke, ein geborner Pole, in den Reihen der Russen fiel, kämpften seine beiden Söhne auf Seite des Volkes. Als sie den Tod ihres Vaters erfuhren, sagte der ältere mit stoischer Kaltblütigkeit: „Mein Vater ist den Tod der Verräther gestorben, möchte ich den Tod der Tapfern sterben!“ — Der jüngere ließ einen Ausruf des Schmerzes hören: „Meine arme Mutter!“ seufzte er. Dann aber rief er mit Festigkeit: „Vorwärts, Brüder, zum Kampfe!“

Anm. d. Verf.

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

(Auszug aus der Tifliser Zeitung, Nr. 1 bis 5.)

Die Provinz Eriwan vereinigt auf kleinem Raume einen Reichthum von Produkten, die anderswo verschiedenen Himmelsstrichen zugetheilt sind, und nur in großen Entfernungen von einander gefunden werden. Diesen Ueberfluß von Geschenken der Natur verdankt sie ihrer glücklichen Lage. Die Provinz Eriwan, zwischen zwei riesigen Gebirgen, dem Ararat und Alages, gelegen, erstreckt sich von den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln derselben längs Klüften und Abhängen bis zu den glühenden Ufern des Araxes, und vereinigt gleichsam die Klimate Grönlands und des Senegals, und aller zwischen diesen gelegenen Länder. Auf einem Raume von nicht mehr als hundert Wersten findet der Reisende norwegisches Moos und die Baumwollenstaude, sibirisches Sommerkorn und indischen Reiß.. Eben so verschieden ist der Boden; man findet Schwarzerde so gut wie sandigen, lehmigen, kalkigen, steinigen, sumpfigen, so wie auch salzigen Boden. Eine solche Mannichfaltigkeit erlaubt mit Sicherheit den Schluß, daß man mit vollkommenem Erfolge hier alle Erzeugnisse der Welt anbauen kann, wenn man den für jedes gehörigen Landstrich auszuwählen weiß.

Eine statistische Skizze der Produkte dieser Provinz wird eine Andeutung von dem unermeßlichen Reichthume Eriwans geben, das unter einer geordneten Verwaltung dem russischen Reiche große Hülfsquellen bieten muß.

1. Die Viehzucht.

Dieser Zweig der Landwirthschaft ist eine der vorzüglichsten Beschäftigungen der verschiedenen Stämme in Armenien und den angränzenden Ländern. Die Nomadenvölker, deren es in der Provinz Eriwan ungefähr 2500 Familien gibt, beschäftigen sich fast gar nicht mit dem Ackerbaue, sondern leben einzig von der Viehzucht. Büffel ziehen sie nur wenige, dagegen mehr Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen und Pferde. Im Durchschnitte kann man ihren Besitzstand auf 19,000 Ochsen, 11,000 Kühe, 140,000 Schafe und Ziegen und 5000 Pferde anschlagen. — Den ansässigen Einwohnern ist die Viehzucht noch nothwendiger. Vor ihren schweren Pflug spannen sie gegen acht Paar Büffel und Ochsen, erstere halten vorzugsweise die Armenier, letztere die Tataren. Von beiden Einwohnern gibt es in der Provinz Eriwan gegen 19,000 Höfe, welche überhaupt gegen 15,000 Büffel und eben so viel Büffelkühe, 42,000 Ochsen, 57,000 Kühe, gegen 150,000 Schafe besitzen. Man findet bei ihnen auch gegen 5000 zahme Esel, gegen 400 Kamele und zu großem Aergerniß der eifrigen Moslemin hin und wieder in den armenischen Dörfern auch Borstenthiere.

Die Viehzucht ist in diesen Gegenden aus zwei Ursachen unumgänglich nothwendig: Die hohen Berge, welche in allen Richtungen von häufigen und tiefen Schluchten durchschnitten und von einer Menge reißender Quellen ausgespült werden, machen die innern Wegverbindungen mit Ausnahme einiger tiefer gelegenen Magals (Bezirke; alle Dörfer, welche von einem Flusse ihr Wasser erhalten, heißen Magals), und einiger Hauptwege sehr schwierig, und zugleich auch den Transport aller Lasten. Der Lastochs geht langsamen, aber sichern Schrittes über die unwegsamsten Stellen mit sechs bis acht Pud beladen, womit er fünfzig bis sechzig Werste an einem Tage zurücklegt. Obgleich man auch, besonders bei den Armeniern, sehr ungestaltete Arben (zweirädrige Wagen) findet, so geschieht doch der größte Theil der Versendung auf Lastochsen. — Der andere Nutzen des Hornviehs ist der Dünger. Derselbe wird hier nicht zur Verbesserung des Bodens angewendet, der durch Begießung allein schon so fruchtbar wird, daß er der Brache nicht bedarf. Der Dünger wird hier mit Ssaman (fein zerhacktes Stroh), gemischt, wie Teig geknetet, in platte Kuchen geformt, an der Sonne getrocknet und endlich in Pyramiden aufgestellt, die man bis zum Winter aufbewahrt. Dieß ist das Geschäft des dortigen schönen Geschlechts. Die Frau, die Töchter des angesehensten Meliks *) schämen sich nicht, ihre weißen Hände zu dieser eben nicht sehr saubern Arbeit zu gebrauchen, so daß man sich unwillkürlich freut, daß es hier zu Lande nicht Sitte ist, den Damen die Hand zu küssen. In den Dörfern kann man sogleich die wohlhabendsten Einwohner nach der Zahl der Pyramiden auffinden, deren Gipfel die Ankömmlinge aus Bajazet gewöhnlich mit einem Büschel trockener Kräuter verzieren. Der auf diese Weise bereitete Dünger heißt Tisak und ist in diesen holzarmen Gegenden eine unentbehrliche Sache. Man heizt damit die Tondürs — dasselbe, was in Grusien die Purni, Gruben, in denen die Einwohner Brod backen — um Tschurek (flache Kuchen) und Lawaschen (gleichfalls Kuchen, so dünn wie ein Bogen Papier und recht schmackhaft) zu bereiten, und allerlei Speisen zu kochen, denen der Tisak nicht den mindesten unangenehmen Geschmack oder Geruch mittheilt. Man brennt damit auch alles Thongeschirr. Der Tisak gibt zwar keine Flamme, glüht aber sehr stark, wie Kohlen; man kann an ihm sogar Metalle schmelzen.

Der Preis für einen Ochsen ist in der Provinz Eriwan zehn, für eine Kuh sechs, für ein Paar Büffel fünfzig Rubel Silber; eine milchgebende Büffelkuh kostet fünfzehn bis zwanzig Rubel, ein Schaf einen Rubel zwanzig Kop., ein Esel vier bis fünf Rubel, ein Kamel sechzig bis hundert und zwanzig Silberrubel. Früher waren diese Preise weit geringer, erhöhten sich aber, theils weil unter der Bevölkerung das Gefühl des Eigenthumsrechtes unter den russischen Gesetzen aufzuleben anfängt, und daher das Vermögen in ihren Augen höhern Werth erhält; theils durch die Ansiedlung von ungefähr zwölftausend christlichen Familien aus Aderbidschan und der Türkei; diese Einwanderer hatten auf der langen Reise oder durch Kriegsumstände viel von ihrem Viehe eingebüßt, und verwendeten den größten Theil der von der russischen Regierung erhaltenen Geldunterstützungen zum Ankaufe neuer Hausthiere, wodurch natürlich die Preise stiegen.

*) Melik kommt von dem arabischen Worte Malek, d. h. König. Die ursprünglichen Meliks stammen fast alle von den alten Herrscherfamilien ab; jetzt ist das Wort Melik gleichbedeutend mit Danuder (Dorfältester).

Es befindet sich in der Provinz Eriwan eben so viel, wo nicht mehr unbrauchbares Land als brauchbares. Das unbrauchbare Land befindet sich theils auf den hohen Bergen, welche des rauhen Klima's wegen zwei Drittheile des Jahres unbewohnbar sind, theils an den salzigen und sumpfigen Ufern des Araxes. Diese Stellen nehmen die Nomadenvölker ein, welche im Winter, diejenigen ausgenommen, welche ihre eigenen Niederlassungen haben, für eine gewisse Bezahlung in den Dörfern der seßhaften Einwohner leben und ihre Herden am Araxes weiden lassen; im Mai, sobald der erste Frühlingsstrahl wieder die Natur belebt, kriechen sie aus ihren unterirdischen Wohnungen hervor, packen ihre ganze Habe und ihre Reise-Alatschugen auf Kamele, Ochsen und selbst Kühe, und ziehen aus, indem sie sich allmählich dem ewigen Schnee des Hauptgebirges nähern, wo stets eine wahre paradiesische Kühle herrscht. In den üppigen Schluchten bringen sie die heiße Sommerzeit zu, im Herbste aber legen sie ihre Zelte zusammen und kehren allmählich wieder in ihre Winterwohnungen zurück. — Diese Lebensart, die angenehmste in den dortigen heißen Gegenden, läßt kein Land unbenutzt, befördert die Wohlfeilheit des Viehs und vieler anderer Lebensmittel, und erhält zugleich die Gesundheit der Nomadenstämme, die das Klima in den Umgebungen des Araxes noch weniger ertragen können als die Russen, diese Söhne des kalten Nordens.*) Wenn diese Völker seßhaft werden wollten, so würden sie die übrigen Einwohner bei dem entschiedenen Mangel an Land belästigen, während jene höhern Gegenden völlig leer und unbenutzt bleiben würden.

2. Der Fischfang.

Die von einer Menge Flüsse bewässerte Provinz Eriwan ist reich an Fischen. Im Araxes findet sich hauptsächlich der grätige Lachs, in den beiden Kara-Su eine fette Karpfenart; in allen übrigen Flüssen und Kanälen der weiße Bartfisch. Die herrschende Gattung aber gehört zur Forellenart. In allen Gewässern wird sie in großer Anzahl gefangen; aber die Menge dieser Fische in den Flüssen, welche sich in den Gogtschai-See ergießen, läßt sich mit nichts vergleichen; dahin geht man auf sichern Fang aus und bekommt stets doppelt mehr als man zu fangen die Absicht hatte. — Der Hauptfang ist in den Flüssen: Kodor-Tschai, Abi-Jaman und Kisil-Wank-Tschai. Es ist bemerkenswerth, daß sich dort in jedem Monate eine besondere Fischart zeigt, von denen jede einen eigenen Namen hat. Im Frühjahre fängt man den sogenannten Aginbshan und Kasak, im Sommer den Ischchan, im Herbste den Boosbag und im Winter den Kegarkuni,**) Bachlak und Krinetuz. Die beste Gattung ist der Ischchan; er ist von dunkelgrauer Farbe mit großen schwarzen Flecken, gegen zehn Werschok lang, und hat rothes äußerst schmackhaftes Fleisch.

Die Fische des Gogtschai-Sees sind in den transkaukasischen Provinzen berühmt; Karawanen von zwei- bis dreihundert Lastthieren kommen aus Grusien und andern Orten dahin. Des Fangs wegen leitet man den Fluß ab und der Fisch bleibt auf dem Bette zurück. Selten hat man Zeit, alle Fische einzusammeln; zuweilen geht die Hälfte unbenutzt zu Grunde und füllt die Luft mit einem unerträglichen Gestanke. Die Einführung eines regelmäßigen Fanges würde großen Nutzen bringen und den streng an ihren Fasten hängenden Bewohnern der transkaukasischen Gegenden eine willkommene Speise verschaffen. Außer diesen Fischen gibt es auch eine Art großer grüner Frösche, welche eßbar sind, Schildkröten zu fünfzehn Pfund, und Wasserspinnen, die den Mangel an Krebsen vollkommen ersetzen.

*) Da ich zwei Jahre nacheinander die Monate Julius und August, d. h. die heißeste Sommerzeit, unter den Nomaden zubrachte, stellte ich tägliche Beobachtungen über die Temperatur nach dem Thermometer an. In diesen hohen Gegenden erreichte die Hitze sehr selten um Mittag und in der Sonne 27 Grade Réaumte. Morgens und Abends war die mittlere Temperatur bei heiterm Wetter nur 10 bis 16 Grade, bei trübem 6 bis 10. Zu Ende Augusts fingen die Bäche schon an zuzufrieren.

**) Kegarkuni ist auch der allgemeine Name des südlichen und südwestlichen Ufers des Gogtschai-Sees.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 294. | 21 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln. *)

Die Bevölkerung der Südseeinseln zeichnete sich durch einen außerordentlichen Hang zu Vergnügungen aus, und fast eben so viele Zeit wurde auf Musik, Tänze und andere Unterhaltungen verwendet als auf die gewöhnlichen Geschäfte. An ihrer Musik vermißte ein an Harmonie gewöhntes Ohr Alles, womit unsere Instrumente einen so unwiderstehlichen Zauber auf die Seele ausüben; sie war im Ganzen nur lärmend und wild, und mit Ausnahme der sanften und klagenden Wirbeltöne der einheimischen Flöte bloß durch Dissonanzen und betäubenden Schall merkwürdig.

Das vorzüglichste musikalische Instrument der Südseeinsulaner bestand in der Pahu oder der Trommel, die, je nach dem Zwecke, zu dem sie diente, von größerem oder kleinerem Umfange war. Diese Trommeln waren aus einem einzigen Stücke Holz verfertigt, das an einem Ende ausgehöhlt und am andern undurchbrochen gelassen wurde. Die obere Oeffnung war mit einem Stücke Haifischhaut überzogen, und das ganze Instrument hatte gewöhnlich Aehnlichkeit mit unsrer Heerpauke. Die größeren Trommeln dieser Art hießen Pahu, die kleineren Toere. Die Pahura, heilige Trommel, wurde rutu (geschlagen) bei jedem außerordentlichen Feste in den Götzentempeln; sie war besonders groß, und maß oft acht Fuß in der Höhe. Gewöhnlich hatte sie nur einen Fuß im Durchmesser, zuweilen aber war sie weit größer. Auf einigen Inseln versah man diese Instrumente mit sehr fleißig gearbeitetem Schnitzwerk.

Die Trommeln, deren sie sich bei den Heivas (Volksfesten) und Tänzen bedienten, waren sehr kunstreich verfertigt; sie glichen denen in den Tempeln, und das darüber gespannte Fell war an den Rändern mit Fäden aus Kokosnußfasern befestigt. Auch zur Kriegsmusik gebrauchten die Taheiter Trommeln, um den Muth der Krieger anzufeuern, wenn sie ins Treffen gingen." Die Trommeln, mit deren Schall sie ihre Gesänge begleiteten, waren von gleicher Gestalt, nur etwas kleiner; sie waren sehr zierlich gearbeitet und schön polirt. Die großen Trommeln wurden mit zwei schweren Stöcken gerührt, die kleineren nur mit bloßer Hand. Die Töne der großen Trommel in den Tempeln, die oft um Mitternacht geschlagen wurde, waren geeignet, bei den Gedanken, die sich daran knüpften, eine schreckhafte Wirkung hervorzubringen. Die Bewohner von Maeva, wo meine Wohnung nahe bei den Trümmern des Tempels stand, erzählten mir oft, daß sie häufig in der Stunde der Mitternacht, wenn am folgenden Tage ein Opfer gebracht werden sollte, durch die tiefen wirbelnden Töne der heiligen Trommel aus dem Schlummer aufgeschreckt wurden: ihr schauerlicher Klang hallte dann an den Felsen des Thales wieder, und alle Bewohner der Umgegend zitterten von Furcht vor den Göttern oder von ängstlicher Besorgniß, am andern Tage selbst als Schlachtopfer ausersehen zu werden.

Der Schall der Trompete oder Muschel, eine Art Murer, deren man sich im Kriege zur Anfeuerung der Kämpfenden bediente, und die auch von den Priestern, Herolden und am Bord ihrer Flotten geblasen wurde, ertönte noch schreckhafter als die Trommeln. Man wählte dazu die größten Seemuscheln aus, die manchmal einen Fuß in der Länge und sieben oder acht Zoll an der Mündung im Durchmesser hatten. Um das Blasen darauf zu erleichtern, war an der Seite zunächst der Spitze der Muschel eine Oeffnung eingebohrt, in die ein drei Fuß langes Bambusrohr eingepaßt, und mit schönem Flechtwerk an der Muschel befestigt wurde. Die Fugen dieser Oeffnung wurden mit einem harzigen Gummi von dem Brodfruchtbaum luftdicht verschlossen. Diese Muscheln wurden geblasen, wenn sich eine Prozession dem Tempel näherte, oder wenn die Krieger zur Schlacht auszogen, oder während der Weihe des Königs, so lange die Feierlichkeit dabei im Tempel währte, oder wenn ein Tabu *) im Namen der Götter über das Land verkündigt wurden. Oft hörten wir (die Missionäre) sie blasen, ihr Schall ist ungemein laut, aber höchst monoton und so schrecklich, als man sich etwas denken kann.

Die Ibara war ein anderes lärmendes Instrument, das aus einem Stück großem Bambusrohr verfertigt wurde. Man schnitt ein solches dicht an den beiden entgegengesetzten Knoten ab, in der Mitte wurde eine weite Oeffnung von einem Ende des Knotens bis zum andern gemacht. Man legte es der Länge nach auf den Bo-

*) Aus den Polynesian Researches during a residence of nearly eigth years in the Society and Sandwich Islands. By William Ellis III Vol. London 1831. — Aus diesem interessanten Werke, das einen vollständigen Bericht über die Fortschritte der Civilisation auf den Südseeinseln enthält, werden wir demnächst umfassende Auszüge geben. Anm. d. R.

*) Von dieser Art Bann war in den Berichten des Auslandes über Neuseeland mehrmals die Rede. Anm. d. R.

den, und schlug es mit Stäben. Es wurde nicht bei gottesdienstlichen Verrichtungen angewendet, sondern bloß bei Vergnügungen. Die Ihara hat in ihrer Gestalt Aehnlichkeit mit den Topomahil der Merikaner; auch scheint der Hu huetl der letztern dieselbe Trommel zu seyn, deren sich die Taheiter bedienen.

Die Vivo oder Flöte war das angenehmste der bei den Insulanern gebräuchlichen Instrumente. Es bestand gewöhnlich aus einem Bambusrohr von einem Zoll im Durchmesser und zwölf oder achtzehn Zoll Länge. Der Knoten des Rohres bildete das eine Ende der Flöte, an dem das Mundstück, durch das es geblasen wurde, sich befand. Es hatte selten mehr als vier andere Löcher: drei an der obern Seite, die mit den Fingern bedeckt wurden, und eines unten, auf das der Spieler den Daumen setzte. Manchmal waren aber auch alle vier Löcher an der obern Seite. Es war außen größtentheils geglättet, aber häufig auch mit Verzierungen versehen, die mit einem heißen Stein eingebrannt waren; aber auch zierlich geflochtene Schnüre aus Menschenhaaren, mit Ringen von Kokosfasergeflecht wechselnd, wanden sich um dieses Instrument, das übrigens nicht mit dem Munde, sondern dem Nasenloche geblasen wurde. Der Künstler setzte gewöhnlich den Daumen der rechten Hand an das rechte Nasloch, hielt dann die Oeffnung der Flöte, die er mit den Fingern der rechten Hand faßte, an das linke Nasloch, und indem er dann die Finger auf den andern Oeffnungen bewegte, ließ er seine Melodien vernehmen. Der Ton war sanft und nicht unangenehm, obgleich er nur wenige Noten enthielt. Es war eine liegende Weise, die man darauf spielte und mit der gewöhnlich die Pehes oder Gesänge begleitet wurden. Letztere waren überhaupt innig mit der Musik und den Tänzen verwoben. Die Ihara, die Trommel und die Flöte waren gewöhnlich von Gesang begleitet, eben so die einheimischen Tänze.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ludwig XIV, der es nach dem Beispiel Franz I seiner Würde zuwider fand, sich den Gewinn, den die Lotterie abwarf, zuzueignen und der sich damit begnügte, bei den Festen, die er der Lavallière gab, das Vergnügen durch dieses Spiel zu erhöhen, verläugnete auf einen Augenblick sein stolzes Finanzsystem, indem er sich von den Vorschlägen eines Italieners, Namens Tonti, verführen ließ. Dieser Mensch, welcher gehört hatte, daß der König eine steinerne Brücke bauen lassen wolle, um die Gallerien des Louvre mit der Vorstadt St. Germain zu verbinden, machte dem Könige den Vorschlag diesen Plan auszuführen, ohne daß es dem Schatze einen Pfenning koste. Das Mittel um Dieß zu bewerkstelligen, war eine Lotterie von 50,000 Loosen jedes zu 48 Livres tournois.

Der König bewilligte die nöthigen Patentbriefe, welche am 30 Dezember 1656 vom Parlament beglaubigt, und im folgenden Jahre im Chatelet registriert wurden. Es ist nicht bekannt geworden, warum der Beichtvater des Königs, ein Jesuit, diesem Unternehmen gram wurde, da doch mehrere Doktoren seines Ordens zu Gunsten der Lotterie geschrieben hatten, kurz, nach langen Bedenklichkeiten nahm Ludwig plötzlich sein Wort zurück, und der Polizeilieutenant Lareynie erließ eine Ordonnanz, welche die Errichtung jeder Lotterie unter was immer für einem Vorwand, als „dem Willen des Königs zuwider" verbot. Erst nach dem Feldzug am Rhein, wo der Schatz des Königs eben so sehr durch lange Kriege, als durch lange Feste erschöpft war, nahm man das Projekt wieder auf; die Lotterie wurde öffentlich in Gegenwart des Vorstehers der Kaufleute, des Civillieutenants und einer Deputation von Kirchenvorstehern aus jedem Kirchspiel gezogen, worüber in Paris große Freude herrschte. Diejenigen, welche Treffer erhielten, wurden im Triumph nach Hause begleitet; man brachte ihnen drei Tage hinter einander Nachtmusiken, und ihre Häuser wurden mit Blumen und Bändern geziert. Nach dieser Lotterie, deren Ertrag zu Erbauung des Pont royal verwendet wurde, errichtete man eine zweite, deren Ankündigung in allen Straßen von Paris angeschlagen war, und für welche ein Herr Boulanger den Patentbrief vom König erhalten hatte. Die Ankündigung bestand in folgenden Worten: „Königliche Lotterie, oder neuer Geldhandel mit dem Schicksal, der in Frankreich noch niemals weder gesehen wurde, noch je stattgefunden hat, und durch welchen man für einen Louisdor und in einem einzigen Tage reich werden kann." Der Ertrag sollte zwischen dem Banquier und den Armen des allgemeinen Spitals getheilt werden. Der König, die Königin und die Königin Mutter ließen sich die Listen in's Louvre bringen und setzten jedes 100 Nummern. In einem Brief, den der Parlamentsadvokat, Heinrich Sauval, an den Akademiker Racan schrieb, befinden sich folgende interessante Details über diese Lotterie:

„Die königliche Lotterie wird in der Straße Bertin-Poirée gehalten. Man eröffnete sie am 8 Julius, und eine solche Menge von Menschen schmeichelte sich mit süßen Hoffnungen, daß 9200 Louisd'or dorthin getragen wurden. Ungeachtet der Eigenthümer versprochen hatte, die Ziehung unfehlbar am 4 Dezember zu eröffnen, so wurde sie doch zuerst auf den 9, dann auf den 15, später auf den 19, und von da auf den 29, endlich auf den 8 Januar verlegt, an welchem Tage sie denn in dem Saale des großen Gebäudes in der Straße St. Martin, welches unsre Liebe Frau zum Schilde hat, in Gegenwart des Civillieutenants, des königlichen Prokurators, deren Greffiers, einiger angesehener Bürger und aller derer statt hatte, welche zeitig genug kamen. Vorher war durch öffentliche Anschläge der Aufschub der Ziehung bald dem König, bald dem Herzog von Guise Schuld gegeben worden; ob Dieß nun gleich vielleicht wahr seyn mochte, so unterließ man doch nicht darüber zu spotten, und Dieß Verfahren mit dem der Schauspieler zu vergleichen, die ein neues Stück auch öfter ankündigen, ehe sie es geben und ihre Zuschauer durch die Ausflüchte und Vorspiegelungen, mit denen sie den Verzug beschönigen, nur ermüden. Der König, die Königin und der Herzog von Guise wollten gegenwärtig seyn. Sie können also denken, daß dieses Beispiel eine Menge von Hof- und andern angesehenen Leuten herbeizog, und daß die Hoffnung, das einzige Gut derer, die nichts haben, eine Menge von Handwerkern, Dienstboten und Lakaien angelockt hatte, ihren Louisdor, den Mancher von ihnen sauer verdient haben mochte, hinzugeben, wozu sie einen von den glücklichen Tagen wählten, welchen der Engel dem guten gerechten Joseph offenbart hatte. Die Geizigen kamen ganz im

Geheim, die Spieler haufenweise, die Damen in Gesellschaft, von ihren Hausfreunden und Verwandten begleitet; Wenige nur ließen sich jedoch unter ihrem wahren Namen einschreiben. Die Theilnehmer an der Sonnabendgesellschaft der Sappho (der Fräulein Scuderi) nahmen die Namen der Hauptpersonen ihres Cyrus und Clelia an, und weil einer der kleinsten Gewinne auf Madame Celinte fiel (dieß ist der Titel einer Novelle, welche sie damals drucken ließ) und diesen Namen hatte sie angenommen, so glaubt man, daß Dieß eine Vorbedeutung des Glückes sey, das ihr Buch machen werde; ich habe indeß sagen hören, daß Celinte in der königlichen Lotterie und vor dem Druck mehr Glück hatte als später. Die Sonderlinge ließen sich unter sonderbaren, die Liederlichen unter frivolen, die Lustigen unter Namen von Bedienten und Possenreißern einschreiben, und recht als ob das Schicksal an solchen Launen Gefallen fände, gewannen Herr Parisot, Rentmeister, unter dem Namen: Petit-Jean und Herr Gilbert, Parlamentsrath unter dem Namen Marquis Mascarilla, den Molière in seinen précieuses ridicules so berühmt gemacht hat, die beiden größten Loose."

Der größte Theil des Ertrags der unter Ludwig XIV gestatteten Lotterien wurde zu Erbauung des Hospitals la Pitié verwendet, und da die Provinzen dem Beispiel der Hauptstadt zu folgen sich bemühten, so gründeten auch die Städte Lyon, Rheims, Tours, Rouen, Beauvais, Angers, Orleans und Marseille Hospitäler und Armenhäuser mit diesen Mitteln, denn jene Steuern, welche dem Volk Vergnügen und das Bewußtseyn einer guten Handlung zugleich gewähren, sind am leichtesten zu erheben. Die schönsten Kirchen von Paris, St. Louis, St. Roch und St. Nicolas wurden vom Ertrag der Lotterien erbaut, und das Hotel-Dieu wurde im Jahre 1709 durch das nämliche Mittel unterstützt.

Allein endlich kam es so weit, daß d asUnglück des Staats, die Last der Jahre, und ohne Zweifel auch die Gesellschaft seiner alten Maitresse den hellen Geist Ludwig XIV umdüsterten, und mit Gewissensskrupeln und mürrischer Scheinheiligkeit erfüllten, deren verderblichen Einfluß der Hof und ganz Frankreich nur zu sehr erfuhren. Ein Edikt des Königs vom Jahre 1700, gezeichnet vom Polizeilieutenant d'Argenson, verbot die Lotterien aufs Neue unter schwerer Strafe; und da das Edikt von Nantes mit seinen Dragonaden in die nämliche Zeit fiel, so verpflanzten die flüchtigen Protestanten den französischen Geschmack an die Lotterie nach Holland. Von hier aus verschickten sie Listen und Plane, welche ihre alten Landsleute um Beistand anriefen, und gründeten von den zahlreichen Beiträgen Wohlthätigkeitsanstalten, in denen diejenigen ihrer Glaubensgenossen, welche die grausame Ehrsucht der Mde. Maintenon ihres Vermögens beraubt hatte, einen sichern Zufluchtsort fanden. Dieser Zustand der Dinge dauerte vom Tode Ludwigs XIV bis zum Jahre 1776; da es in Frankreich keine Lotterien gab, so wußte die Geschicklichkeit der Holländer die Wachsamkeit der Douaniers zu täuschen, und die Ziehungen von Brüssel, Löwen und Maestricht die zu ersetzen, die man in Paris verboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf den gegenwärtigen Stand der französischen Literatur.

(Mittheilung aus Paris.)

Barnave von Jules Janin ist ein Buch, das viel Aufsehen hier macht, und dessen ganze Erscheinung und deren Umstände eines der deutlichsten Zeichen der Zeit ist. Janin ist ein junger Mensch von einigem Talent, dessen öffentliches Leben darin bestanden hat, daß er zu gleicher Zeit im Figaro und in der Quotidienne schrieb, und am Ende zum Journal des Debats überging, welches die drei Organe der extremsten Meinungen in Frankreich sind. Bei der Revolution verlangte er, wie alle Zeitungsschreiber, Stellen und Orden; aber der König, der selbst ein Mann von untadelhaften Sitten ist, fand, daß der Verfasser der femme guillotinée kein Subjekt für die Ehrenlegion sey, und strich ihn aus der Liste. Janin schwor ihm Rache und schrieb Barnave, wo er seinen Vater, seine Familie und zum Theil ihn selbst mit Koth bewirft, und ein Journal, das er und seine Freunde redigiren, hat die Schamlosigkeit es anzukündigen, als eine Rache des Verfassers gegen den König, der ihm habe keine Stelle geben wollen; „er hat sich mit der Feder gegen das Scepter geschlagen," sagt das Journal, „und Niemand sagt, daß er den Streit verloren habe." Es ist unnöthig, Bemerkungen darüber zu machen, man braucht sich nur der Bücher zu erinnern, die gegen Ende der Regierung von Louis XV und unter Louis XVI erschienen sind, und sie mit der heutigen Literatur zu vergleichen, um zu sehen, daß die Auflösung der Gesellschaft noch weit größer ist, als sie damals war. Der ganze Charakter, den die Literatur seit einigen Jahren angenommen hat, ist ein furchtbares Symptom des Zustandes der Geister in Frankreich; man werfe nur die Augen auf die Revue de Paris, das eigentliche Journal der Pariser Salons; zu keiner Zeit sind solche Dinge gedruckt, oder wären von Leuten von Erziehung gelesen worden. Hier erregt es kaum einige Aufmerksamkeit, und Dinge, die weniger scheußlich wären, würden gar nicht gelesen. Um Leser zu finden, muß ein Buch in Champagnerrausch geschrieben seyn, und es ist keine leere Redensart zu sagen, daß es so ist, und die erste Bedingung für einen populären Schriftsteller scheint zu seyn, daß er in der verworfensten Liederlichkeit lebt, um mit Treue und Wahrheit Scenen aus schlechten Häusern zu beschreiben; die literarische Kritik hat völlig aufgehört; die Journale sind in der Hand einiger kleinen Koterien, die einander ohne Maas und Scham loben, und die Wahrheit ist das Einzige, was bei dieser Preßfreiheit nicht öffentlich erscheinen darf. Niemand, der etwas vom Publikum oder vielmehr von den Journalen zu hoffen oder zu fürchten hat, darf es wagen, dieses Wespennest anzutasten, sogar große Schriftsteller wie Chateaubriand sind genöthigt, sich vor dem Götzen des Tages zu neigen; man lese nur seine Einleitung in die Studien der französischen Geschichte, wo man finden wird, wie er Leute, die seine Achtung nicht haben können, mit höflichen Worten sich geneigt zu machen sucht, weil sie bei Journalen Einfluß haben, und an der öffentlichen Meinung mitarbeiten. Ein Schriftsteller, der sein Metier versteht, verwendet hier mehr Zeit auf die Bearbeitung der Journale, als auf seine Studien, und mehr Mühe auf die Zeitungsartikel, die er über sich selbst macht und machen läßt, als auf das Buch, das sie angreifen sollen. Es kommt wohl, seit dem Aufhören des Universel, nie mehr vor, daß ein Artikel über ein Buch erscheint, an dem der Verfasser des Buchs nicht mehr oder minder Theil hat, direkt oder indirekt, unmittelbar oder durch Freunde. Auch geht die Schamlosigkeit dieser Anpreisungen über Alles; bei jedem neuen Buche sollte man glauben fange eine neue Epoche in der Menschheit an; aber wenn der Zweck erreicht ist, und die Lesekabinette durch die Neugierde ihrer Kunden gezwungen worden sind, das Buch zu kaufen, so ist nie mehr davon die Rede. Man hat kürzlich vor Gericht gesehen, welche Mittel selbst Schriftsteller wie Victor Hugo gebrauchen, um sich rühmen zu lassen, und man kann sich leicht denken, was sich gewöhnliche Büchermacher erlauben, die keinen Namen zu verlieren haben, und die nichts als den unmittelbaren Gewinn berechnen. Uebrigens kann man es ihnen nicht allzuhoch anschlagen; das Publikum will es nicht anders, denn sonst könnten die Journale dieses System nicht fortsetzen, da sie nur vom Beifall des Publikums leben; das Publikum aber hat alle literarische Moralität verloren. Niemand will ein gutes oder ein belehrendes Buch, man will für den Moment unterhalten seyn, man

will keine Bücher besitzen, sondern sie miethen und durchlaufen. Die Coterien, Salons, Intriken und das Journallesen haben den Sinn für das Einfache und Wahre getödtet, man will etwas Entsetzliches, einen moralischen oder physischen Gräuel, einen fieberhaften Styl, eine berauschte Einbildungskraft, um die Langweile des Augenblicks zu tödten, und seinen entnervten Geist für einen Augenblick zu reizen. Gegen Einen Leser eines Meisterstücks, wie der Memoiren des Herzogs von St. Simon, gibt es hunderte, die die schimpflichen Romane von Balzac und Janin lesen; jenes hat Alles für sich, Neuheit, einen meisterhaften Styl, ein großes Talent, einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, und dem nationalsten Interesse, kurz es ist eines der Werke, die der französischen Litteratur am meisten Ehre machen; diese haben nichts für sich als die Ausgelassenheit und den schlechten Geschmack ihrer Verfasser; allein je unbedeutender sie an sich sind, um so unwidersprechlicher ist es, daß ihr Beifall nur darin seinen Grund haben kann, daß sie der Ausdruck der Gesellschaft sind.

Schwedens Handel.

Folgende Notizen über den schwedischen Handel entnehmen wir aus dem Berichte des schwedischen Handelskollegiums.

Die Zahl der in allen Städten des Königreiches befindlichen Schiffe belief sich im Jahre 1827 auf 1178, die ein Tonnengeld von 61.200⁶/₁₀ Tonnen entrichteten. Von diesen Schiffen rechnete man 389, die einzig mit der innern Schifffahrt beschäftigt waren. Außerdem besitzen auch Landeigenthümer größere oder kleinere Schiffe für den innern Handel, die man auf 486 in der Zahl anschlug und die ein Tonnengeld von 9000 Tonnen entrichteten. Die meisten derselben schiffen auf den großen Seen und Kanälen, welche die Verbindungswege unter den verschiedenen Theilen des Königreichs bilden; vorzüglich beschäftigten sich diese Fahrzeuge Bergwerksprodukte und Holz in die Seehäfen zu führen oder Handelswaaren und Getreide von einer Provinz in die andere zu bringen. 701 Schiffe mit einem Tonnengelde von 45.251⅓ Tonnen und mit 4797 Schiffsleuten besetzt, trieben den äußern Handel. Von diesen verführten 187 nach Rußland Salz, Häringe, Alaun und Stückgut; 17 nach Finnland Salz, Sardellen, Eisen und Leinwand; 99 nach Preußen Eisen, Theer, Kalk, rothen Ocker, Planken, Pech, Messing, Holz und Steine; 127 nach Mecklenburg Papier, Eisenocker und Kupfer; 681 nach Dänemark Eisen, Stahl, Pflastersteine, Theer, Holz, Gußeisen, Tabaksblätter, Ocker, Eichenborke, Messingdraht, Kupfer, Papier, Getreide, Dauben, Pech, Alaun, Kalk, Schleifsteine, Nägel u. s. w.; nach Norwegen 558 Getreide, Theer, Holz, Kupfer, Seife; nach Hamburg und Lübeck 209 Eisen, Nägel, Getreide, Dauben u. s. w. Mit gleichen Produkten handelten 84 Schiffe nach den Niederlanden, 176 nach England, 153 nach Frankreich, 111 nach Spanien, 119 nach Portugal, 29 nach Gibraltar, 15 nach Sardinien, 25 nach Toskana, 34 nach beiden Sizilien, 27 nach Oesterreich, 1 in den Kirchenstaat, 14 nach der Türkei, 17 in die Vereinigten Staaten, 59 nach Brasilien.

Eingeführt wurden aus Rußland Unschlitt, Häute, Leinöl, Hanf, Flachs und Leinsamen, aus Finnland Pech, Theer, Potasche und Bauholz, aus Preußen rohe und gesponnene Wolle, Gyps, Hammel, Nüsse und Stückwaaren, aus Mecklenburg Wolle, Gerste, Leinsamen, Roßhäute, Stückwaaren, aus Dänemark Zucker, Wolle, Häute, Häringe, Fischthran, Hopfen, getrocknete Fische, Ziegel, Rindvieh, Käse, Früchte, Lein, Heu, Speck, Bijouterie- und Nürnberger Spielwaaren; aus Norwegen Häringe und andere Fische; aus Hamburg und Lübeck Häute, Blei, Lein, Heu, Citronen und Stückwaaren; aus den Niederlanden Hopfen, Häute, Oel, Horn, Töpferthon und Stückwaaren; aus England Salz, Bouteillen und Stückwaaren; aus Frankreich Wein, Branntwein, Früchte und Salz; aus Spanien Salz und Früchte; aus Portugal Wein, Salz, Früchte, Leder und Korkholz; aus Italien Salz; aus den Vereinigten Staaten Tabak, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Branntwein, Reiß, Häute, Acajouholz und Farbwaaren; aus Brasilien Zucker, Tabak, gebrannte Wasser, Häute, Cochenille u. s. w.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr stellt sich in folgender Tabelle dar:

Einfuhr.	Reichsthlr. banco.	Ausfuhr.	Reichsthlr. banco.
Aus Norwegen . . .	1,551.002	Nach Norwegen .	437.572
— Finnland	1,495.744	— Finnland . .	649.172
— Rußland	1,066.369	— Rußland . .	201.460
— Preußen	59.514	— Preußen . .	524.035
— Mecklenburg . . .	149.571	— Mecklenburg .	400.527
— Dänemark . . .	207.880	— Dänemark .	759.656
— Niederlanden . .	44.507	— Niederland .	781.548
— England	1,786.266	— England . .	4,228.268
— Frankreich mit Ausnahme von Havre	528.447	. . . . . .	994.106
— Spanien	150.851	. . . . . .	202.059
— Portugal	245.488	. . . . . .	610.102
— Gibraltar	— —	. . . . . .	60.521
— Sardinien . . .	— —	. . . . . .	61.079
— Sizilien	15.146	. . . . . .	25.775
— Vereinigten Staaten	625.000	. . . . . .	2,700.000
— Brasilien	495.900	. . . . . .	477.940
Totalsumme .	8.199.244	. . . . . .	12,885.596

Genaue Nachweisungen über den Handel mit Kopenhagen, Havre und Lübeck fehlen. Schweden hält zwar Konsuln in den Barbaresken, aber während des Jahres 1829 ist kein schwedisches Schiff dahin gegangen. Der Vergleich der Schifffahrt Schwedens im Jahre 1829 mit der der vorhergegangenen Jahre gibt kein vortheilhaftes Resultat. Es zeigt sich, daß früher 52 Schiffe mehr im äußern Handel beschäftigt waren. Unter den Ländern, mit welchen die Handelsverbindungen Schwedens sich vermindert haben, befindet sich Frankreich. Man schreibt dieß hauptsächlich den hohen Eingangszöllen zu, die auf das Eisen gelegt sind, das schon in Schweden im Ankaufe hoch kommt und bei der fortschreitenden Eisenfabrikation in Frankreich mit wenig Vortheil abgesetzt wird. Auch das schwedische Holz ist dort nicht mehr so sehr gesucht als sonst.

Vermischte Nachrichten.

In Paris ist unter dem Titel: „Memoiren des Herzogs der Normandie, des Sohnes Ludwigs XVI. von ihm selbst geschrieben und herausgegeben," ein Werk erschienen, worin der angebliche Prinz behauptet, er sey von dem Schuhmacher, dem er übergeben worden, eben so entflohen wie die Griechen sich in Troja eingeschlichen, nämlich in dem Bauche eines hölzernen Pferdes; einen Betteljungen habe man an seiner Stelle eingeschwärzt. Nach seiner Flucht habe er den Prinzen von Condé aufgesucht, der ihn dem General Kleber anvertraut habe, von welchem er zuletzt den Händen Dessaix übergeben worden sey. Allein von Napoleons Eifersucht verfolgt, sey er nach Südamerika geflohen, den Amazonenstrom hinaufgesegelt und unter Menschenfresser gerathen. Diese zeigten nicht übel Lust nach dem königlichen Fleische, allein der tapfere Prinz schlug sie in die Flucht. Später wurde er Kazik der Mameluken, die unter seiner Anführung einen blutigen Tomahawk-Krieg gegen die Aruas, Haunares und Galibis führten, die er in einer hitzigen Schlacht besiegte. Sein Arzt, Dussault, sein Beichtvater Tourzel und das Weib des verstorbenen Schuhmachers Simons, die alle betheuerten, Ludwig XVII sey nicht gestorben, verschwanden alle kurz darauf aus der Reihe der Lebendigen. Kleber endlich wurde bei den Pyramiden getödtet, Pichegru erdrosselt, Josephine verstoßen, Fualdes die Kehle abgeschnitten — Alles, weil sie versucht hatten, dem wunderbaren Kinde wieder zu seinem väterlichen Throne zu verhelfen.

•

Der zu Venedig und Parma am 11 September Abends ein Viertel nach sieben Uhr verspürte Erdstoß wurde an demselben Tage und zur selben Stunde auch an verschiedenen andern Punkten Mittelitaliens vernommen. Zu Reggio wurden davon zweihundert Rauchfänge eingestürzt, der Palast Benzzi ist größtentheils zerstört; auch zu Modena und Castelnuovo wurden Erschütterungen wahrgenommen. Die Bevölkerung wurde hiedurch in große Bestürzung versetzt. An den folgenden Tagen wiederholte sich dasselbe Phänomen, jedoch mit geringerer Heftigkeit.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 295. 22 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Menschen und Völker beginnt mit Poesie und läuft in Prosa aus; unbedenklich darf man die Balladen der Eingebornen der Südseeinseln dem höchsten Alterthume zuschreiben. Vieles von ihrer Mythologie stammt wahrscheinlich aus dieser Quelle, und viele ihrer Sagen waren ursprünglich nur elegische Gedichte oder Leichengesänge zu Ehren eines hingeschiedenen Königs oder Helden. Oft hörte ich solche Lieder und wurde tief ergriffen von ihrer einfachen Erhabenheit und Schönheit; zwei Zeilen, die ich einer Mutter, die ihren einzigen Sohn verloren hatte, zum Troste singen hörte, schienen mir unvergleichlich schön. Der Schmerz überhaupt war darin rührend beschrieben, und als wollte der Dichter tröstend auf eine höhere Ordnung der Dinge hinweisen, schloß das Lied mit den Worten:

„To rii rii te na ite iriatae:
Ere ra te ua, e roimata ia no Oro.“

die wörtlich übersetzt so lauten:

„Dicht fällt der dünne Regen auf das Antliz des Sees.
Es sind nicht Regentropfen, es sind die Thränen des Oro.“
(eines Gottes)

Die Gesänge der polynesischen Bevölkerung waren größtentheils historische Balladen, die nach der Natur des Gegenstandes, den sie zum Stoffe haben, verschieden sind. Es gab deren unzählig viele und für alle Begebenheiten und Geschäfte des Lebens. Die Kinder wurden schon frühzeitig diese Udes gelehrt und fanden großes Vergnügen daran, sie zu wiederholen. Manche ihrer Lieder enthielten Legenden oder Thaten der Götter, einige den Preis ihrer Helden und Häuptlinge; während andere sich mit geringfügigeren Gegenständen beschäftigten. Bei öffentlichen Gelegenheiten wurden sie mit mimischen Bewegungen vorgetragen, die dem Inhalte des Gedichtes entsprachen; wodurch eine Art von pantomimischer Darstellung entstand. Auch für jedes einzelne Geschäft hatten sie einzelne Gesänge, für den Fischer, für den Kanoebauer, einen Gesang, wenn man Bäume fällte, oder ein Kanoe vom Stapel ließ. Mit wenigen Ausnahmen waren sie aber alle mit heidnischen und unzüchtigen Anspielungen verwebt, und kamen deßhalb, als sich die Einwohner zum Christenthum bekehrten, außer Brauch. Gelegenheitlich hörten wir aber dennoch Bruchstücke von diesen Gesängen, wenn sich Begebenheiten ereigneten, bei denen man früher dergleichen Lieder zu singen pflegte. Das Folgende ist die wörtliche Uebersetzung eines Gesanges, der bei der Vorbereitung zu einem Kriege gesungen wurde:

„Auf die erhobene Keule von Tane, großer Freund, stüge ich mich.
Sie schirmt vor dem Sturme, der das Schiff des Friedens (das Reich) bedroht.
Sie besänftigt die wüthende Tiefe, daß sie ruht.
Ruhig sey sie vor dem Könige.
Vor dem Könige der purpurschwarzen Tiefe,
Vor dem Könige der unbekannten Tiefen,
Dem Könige, der mit Bestürzung erfüllt.
Hiro ist dieser Kriegsheld,
Breit ist der Rücken Hiro's *)
Von ungeheurer Breite ist sein Rücken.
Seine Augen liegen tief und dunkel,
Sein Ohr hängt nicht vor Furcht.
Gleich dem Stachelfisch ist das Haar auf seinem Leibe.
Laßt die Schleudersteine fliegen,
Sprecht die Weihe über den Rath der Krieger,
Ueber die versammelten Keulen des Hauses der Krieger,
Bald will ich die Versammlung der Krieger enthüllen,
Die heiligen und scharlachrothen Federn und Blut,
Die Schleuderer, die stehen,
Die geliebten und begünstigten des Königs, welche sitzen,
Das Kriegsgewand Tu's, des Kriegers in den Wolken.
O Hiro, gegen Wen soll ich den Kriegsgesang erheben!
Soll ich ihn erheben gegen Marama, den Krieger, der von Hiro stammt,
Der hervortrat mit Klugheit, die Schlacht zu ordnen
Mit der Wildheit des Hundes, mit der Stärke des Haifisches,
Der den Kopf trennen wird, wo der Schädel mit dem Nacken sich einigt,
Der lebendige Leiber hauptlos hinstürzen läßt,
Und Leichen aufhäuft hoch wie die Mauern des Tempels.
In dem Kokoswalde von Taumau **) laßt uns lagern!
Daß Uura, König von Tarapati, es sehe!
O Hiro, gegen Wen soll ich den Kriegsgesang erheben.
Ich erhebe ihn gegen die Schaar des Kieles,
Gegen die Schaar der tapfern Streiter, die nie flohen,
Der Kiel stüzt das Schiff, ein Krieger den andern,
Ich erhebe ihn gegen die zwei Augäpfel, für die das Leben der steinernen Streitart geschaffen wurde,
Gegen den Wolkenerschaffer, gegen die anwachsende Wolke,
Gegen die glänzende Wolke, die weitverbreitete Wolke,
Gegen die Wolke oben, die auseinander gethürmte Wolke,
Gegen den in milchgesäugten Vertrag
Vor dem Antlitze der Kriegerschaaren Rai's und Ru's. ***)

*) Der Name Eines ihrer Götter. A. d. engl. Uebers.

**) Ein kleines Eiland, von woher die Flotte von Huahine segelte.

***) Der Sinn dieser dunklen Stelle, die der englische Uebersetzer mit keiner Erklärung begleitet, scheint zu seyn: „Ich rufe den Kriegsgesang gegen

Unser Angriff soll seyn wie die rollende See,
Unser Zusammentreffen gleich der Angst der Geburtswehn.
Es sey wie die stürmende See,
Wie die See, die das Ungewitter plötzlich empört.
Ru, der erstgeborne Gott, soll zerstörend walten.
Die Köpfe der Männer sollen eingesammelt werden, wie Fische in Netzen.
Ruft aus den Namen Ru's zur Rechten und Linken.
So werden wir die Köpfe der Männer verwirren.
Klimm hinauf halbwegs zu dem Gipfel des Felsen und komm zurück.
Klimme hinauf den Felsen Fataufatau.
Klimme hinauf die enge Schlucht, wo es hoch oben ist und tief hinunter.
Und weine, wie die Mutter Tafai's
Die dahinfloh in das lange Gebirg Romaroma.
Umgarnt vom Kriege floh sie und ihr Sohn.
Der jüngere Bruder mag erglimmen den Brodfruchtbaum
Oder fliehen zu seinem ältern Bruder.
Der Speer Tuhorotua's war hier:
Glänzend sein Gewand.
Wie der Ostwind die Sprache der Furchtsamen ist.
Die auf lange heitere Tage zu erlangen strebt.
Kurz sey die Dunkelheit, eine einzige Nacht.
Weg mit der Biegsamkeit der Pia und Teve *)
Die auserlesene Schaar der Krieger zeige sich.
An der Wurzel des Kokosnußbaumes will ich harren,
Bis ein Zweig hervorspringt. **)
Der zum Schmause werde den Anbetern des göttlichen Tumatarou in Mitupo ***)
Ein kleiner Schlag soll seyn, wie die Springfluth der See.
Ein Schlag von Dir auf die Hinterhut des Heeres
Soll vor meinen Augen geschehen werden!
O Gott der Erde, o Gott des Meeres.
Lasset die Bewaffnung fest und treu seyn.
Nur der Schlechte flieht;
Wir aber wollen stehen wie der Korallenriff.
Und dahin fahren furchtbar wie der Seeigel.
Feit und kurzathmig ist unser Feind.
Den Engpaß werden wir gewinnen;
Sey wie der große wilde Hund, wanke vor keinem Streich zurück.
Fest aneinander geschlossen laßt uns in der Schlacht seyn, wie der Zug der Vögel.
Wir schlafen auf der See mitten im Sturme.
Erhebe den Schlachtgesang!
Sey muthig, wachsam und stark.
Lasse die Todten unter den Todten liegen.
Vorwärts dränge die dichten Lanzen der kühnen Krieger."

Das folgende Bruchstück ist aus einem beschreibenden Gesang, der auf einer kleinen Insel nahe bei Maupiti, der westlichsten der Gesellschaftsinseln, gehöet wurde.

„Gesang Tanatua's."

„Eine einsame Wohnung ist das Eiland Tiapa †)
Ein Land, von wo aus in seiner Schönheit Maupiti gesehen wird.
Unter den Tausenden von Ländern keines ihm gleich.

alle Himmelsgegenden aus, und kündige den Frieden (den milchgesäugten Vertrag) auf" Anm. d. R.

*) Zwei einheimische Pflanzen. — Den Sinn dieser Stelle verstehen wir so: Wie der Ostwind lange heitere Tage bringt, so möchten die Feigen sich durch schöne Worte Frieden erhalten. Doch die Ruhe (die Dunkelheit) dauere nicht länger, keine Nachgiebigkeit, die Tapferkeit laßt uns zeigen." Man wird das Poetische in dieser Diktion nicht verkennen. A. d. R.

**) Bis eine gute Beute sich zeigt. Anm. d. engl. Uebers.

***) Ein Tempel zu Raiatea, wohin die zuerst in der Schlacht Gefangenen oder Erschlagenen gebracht wurden. Anm. d. engl. Ueb

†) Die obenerwähnte kleine Insel.

Leicht ist die Landung an den Ufern von Tuanai *)
Hoch ist der Felsen Tauraura.
Der Ort, wo Dubuore sein Mahl hält;
Wo die Landspitze und der Korallenriff sich vereinen.
Höre auf zu weinen, großer Ipo.
Hier ist Maupiti schön.
O die Wasser von Atimo
Sind eben so wie zu Maupiti.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Da auf diese Weise große Summen über die Gränze gingen, der Reiz eines verbotenen Vergnügens das Verlangen darnach nur immer heftiger machte und die Unternehmungen der Spieler sich täglich vergrößerten, so hielt Ludwig XV für nöthig über diesen Gegenstand ein Konseil zu halten. Der Berichterstatter desselben erklärte, daß, da der Ausfluß des Geldes aus dem Lande nach fremden Lotterien, aus welchen dem Staate großer Nachtheil erwachse, durch nichts zu hemmen sey, so gäbe es kein andres Mittel als selbst eine Lotterie anzulegen. Dieses Spiel wurde alsa in Frankreich wieder eingeführt und machte binnen wenigen Jahren so reißende Fortschritte, daß die Hauptstadt bald mit jenen majestätischen Gebäuden geziert werden konnte, welche wir noch jetzt bewundern; denn nur die Lotterie gab dem Genie Soufflots die Mittel die Kuppel des Pantheons in den Lüften zu wölben, die kühn von vier luftigen Säulen getragen, kaum mit der Erde in Verbindung zu stehen scheint und die durch die Unwissenheit eines neuen Architekten auf eine so schwerfällige Weise verdorben wurde; der Lotterie verdanken auch jene schöne Kaserne, welche anfänglich nur ein Erziehungshaus für Kinder mittelloser Offiziere war, die Militairschule und das weite Marsfeld, wo die Föderation ihr Amphitheater errichtet hat, ihre Entstehung. Ein Mann dessen Name allein hinreicht, um seine Tugenden zu bezeichnen, der ehrwürdige Abbé Languet, Geistlicher zu St. Sulpiz, scheute sich nicht seine Zuflucht zu einer Lotterie zu nehmen, und die herrliche Kirche jenes Namens bauen zu lassen; schon hatte man 960,000 Livres ausgegeben, und noch war sie bei Weitem nicht vollendet, ungeachtet man bereits 35 Jahre daran arbeitete. Bald riß ein Baumeister die Arbeit seines Vorgängers wieder ein, bald war die Kasse erschöpft oder die Kirchenvorsteher verwarfen d'e ausgeführte Arbeit. Vom Talent Servadoni's unterstützt unternahm der Abbé Languet es endlich, den Bau eines der schönsten Denkmäler in Paris schnell zu vollenden, ohne andere Mittel als den guten Willen eines Jeden.

Ich kann die Geschichte dieser Epoche nicht schließen, ohne einer Anekdo e zu gedenken, welche beweist, welch eine gefürchtete Waffe der Witz in Frankreich ist. Als der Abbé de Rancé die Abtei la Trappe gründen wollte, suchte er sich die nöthigen Fonds ebenfalls durch eine Lotterie zu verschaffen, zu welcher er die Bewilligung nur nach vielen Bittgängen vom König erhielt. Voller Freude

*) Ein anderes Eiland

über den endlichen Erfolg rannte er sogleich zum Erzbischof von Paris, dem er die gnädige Bewilligung des Hofes mittheilte. „Wie, mein lieber Abbé," sagte der Erzbischof, „Sie können hoffen in Frankreich auch nur zwei Menschen zu finden, die Loose in eine Lotterie de l'attrape nehmen würden?" — Ganz betroffen über dieses Wortspiel, wagte Hr. von Rancé nicht von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und suchte auf anderen Wegen Unterstützung zu Gründung seines Klosters.

Die verschiedenen Gebäude, von denen so eben die Rede war, waren noch nicht vollendet, als Ludwig XVI den Thron bestieg. Ludwig war der ehrlichste Mann seines Reichs, aber er hatte durchaus keine politische Idee; vor Allem mangelte ihm jener richtige Blick in Beurtheilung der Menschen, eine glückliche Gabe, welche Ludwig XIV und Napoleon in so hohem Grade besaßen. Die Sekte der Spater mit ihrer emphatischen Scheinheiligkeit bemächtigte sich des arglosen Monarchen, der sich durch die Worte Moral, Menschlichkeit und Wohlthun, mit denen die Schriften jener „Volksfreunde" durchspickt wa- waren täuschen ließ. Ein Redner im Konvent hat gesagt, daß England Frankreich weit weniger Nachtheile verursacht habe, als jene Coterie anspruchsvoller und unfähiger Menschen, die wie bekannt die ihrer Sorgfalt vertrauten Finanzen ihren Nachfolgern in der fürchterlichsten Zerrüttung übergaben. Auf ihren Rath wurden durch ein Edikt vom 30 Junius 1776 alle Lotterien verboten, mit Ausnahme der königlichen, mit welcher man die Lotterien zum Besten der Findlinge und der Unterstützung der Armuth vereinigte, nicht etwa weil man fühlte, wie unvernünftig es seyn würde, im Namen der Menschheit und Menschenliebe Hospitäler aufzuheben, welche man bei den erschöpften Finanzen auf keine Weise unterhalten konnte, nein, man bediente sich ohne alles Hehl eines heuchlerischen Mittels, um sich des Ertrags der beiden letzten Lotterien für den Schatz zu bemächtigen. Sie bestanden dessen ungeachtet noch 13 Jahre lang; allein in Verfall gerathen durch die antiliberalen Privilegien und Institutionen einer geschwächten Monarchie, hörten sie noch vor der großen Wiedergeburt des Jahres 1789 auf.

Zu jener Zeit machte Jeder sich ein Verdienst daraus, irgend eine Einrichtung der alten Regierung der jungen Freiheit, von der ganz Frankreich berauscht war, als Brandopfer darzubringen, und so glaubte auch der Bischof von Autun (Talleyrand) in einem Angriff auf die Lotterie, einen seiner Rolle der Opposition, welche damals Jedermann für verdienstlich hielt, günstigen Gegenstand zu finden, weßhalb er eine Broschüre über diesen Gegenstand herausgab. In diesem Werke vergleicht er die königliche Lotterie mit der Belle und dem Biribi, welche er als weit weniger unmoralisch und verderblich darstellt, und nachdem er ein mathematisches Verhältniß aller Spiele aufgestellt hat, schließt er mit der Versicherung, daß das durch die Polizei verbotene, und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkte Biribi „siebenundzwanzigmal weniger beträglich sey, als die Lotterie." „Eine eitle Entschuldigung" sagte er, „hat man für dieses Spiel darin finden wollen, daß man einen Theil seines Ertrags für das öffentliche Wohl verwendete; seit wann aber heiligt denn der Zweck die Mittel? Welch ein ungerechter Trugschluß ist Dieß, der gleichsam ein ganzes großmüthiges und gefühlvolles Volk der Unempfindlichkeit und des Geizes beschuldigt!" Dieß war die scheinheilige Sprache jenes Zeitalters, die man nicht allein aus dem Munde geistreicher und verschlagener Männer, sondern selbst auch von den frechsten Sanskulotten hörte.

Im November des Jahres 1793 bestieg der Generalprokurator der Gemeinde von Paris, Chaumettes, die Tribüne des Konvents und schlug die gänzliche Abschaffung der Lotterie vor. „Fluchwürdige Erfindung des Despotismus," sagte er, „um das Elend des Volks zu beschwichtigen." Die Nationallotterie wurde abgeschafft, und nach Chaumettes Tod fand man unter seinen Papieren geheime Plane zu einer großen Lotterie, die er für seinen Nutzen errichten, und an die Stelle der öffentlichen und nationalen Einrichtungen dieser Art setzen wollte.

Glaubt man wohl, daß während der vier Jahre, welche diese Aufhebung dauerte, der Geschmack des Volkes an diesem Spiel sich verloren habe? Ganz das Gegentheil. Zweitausend geheime Bureaux waren in Paris geöffnet, wo der Arme seine Hoffnungen in die Hände eines Gauners oder einer gierigen Sibylle legte. Diese Höhlen waren von mehrern Gittern verschlossen, damit man Zeit gewann alle Spuren des Verbrechens zu beseitigen, während die Polizei die erste Umzäunung durchbrach. In der Straße St. Antoine, im Hotel de Beauvais gab es Lotterien, welche alle zwei Tage gezogen wurden; ganz Frankreich wußte Dieß, und doch gelang es der Polizei nie, sich ihrer zu bemächtigen. Die Reichen spielten in den Lotterien zu Genua, Neufchatel, Lüttich, Düsseldorf und Brüssel. Ein einziger Kommissär dieser Lotterien, Herr Thierry, unterhielt auf der Straße nach Köln 17 unterlegte englische Pferde. Es ist bewiesen, daß zur Zeit der Republik jedes Jahr 75 bis 80 Millionen Franken ohne allen Gewinn für die Moral, in deren Namen man doch die Aufhebung der Lotterie verlangte, außer Land gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuigkeiten.

Naturgeschichte des östlichen Asiens von Abel-Remusat.

Ausgedehnte Landstriche von Ostasien sind bisher für die Naturgeschichte unbenützt geblieben. Wenige Reisende haben bis jetzt ins Innere von China, Japan, Corea und die Tartarei, Tübet und Indien jenseits des Ganges dringen können, und die französischen Missionäre, denen wir so wichtige Arbeiten über die Alterthümer und die Geschichte jener Gegenden verdanken, haben uns die Pflanzen, Thiere und Mineralien derselben nur höchst unvollständig bekannt machen können, da keiner dieser Männer, die vom Bekehrungseifer in jene Gegenden getrieben wurden, sich besonders mit Naturgeschichte beschäftigt hatte. Einige der Reisenden, denen diplomatische Sendungen bisweilen den Eintritt in jene Länder erlaubt hatten, waren allerdings besser vorbereitet, ihre Produkte zu studiren; allein sie hatten fast nie Zeit noch Freiheit sich damit zu beschäftigen, und mit Ausnahme von Kämpfer, Thunberg, und in der letzten Zeit von Siebold hat keiner von ihnen einen vollständigen Begriff der Naturgeschichte von Ostasien nach Europa gebracht. Diese Lücke in unseren Kenntnissen ist in Allem sichtbar, was sich auf Geologie, Pflanzengeographie, Verbreitung der Thiergeschlechter und besonders auf Medicin, Landwirthschaft und Handel bezieht. Die Abhandlungen, welche man im letzten Jahrhundert aus Peking über diese Gegenstände erhalten hat, können eigentlich zu nichts dienen, da die Thiere oder Substanzen, von denen darin geredet wird, unter ihren chinesischen Namen unbekannt waren, und

nur mit vagen Namen, wie ein Baum, eine Pflanze, ein Stein, ein Vogel u. s. w. bezeichnet waren.

Abel-Remusat unternahm es, diese Lücke auszufüllen, und nahm bei der Unmöglichkeit einer vollständigen Untersuchung dieser Gegenden, die Bücher und Bilder jener Völker zur Basis seiner Darstellung der natürlichen Produkte von Ostasien. Die Chinesen und Japanesen haben ausführliche Werke über Naturgeschichte, in denen man die Beschreibung und oft die Figur aller Produkte findet, welche die Aufmerksamkeit ihrer Gelehrten auf sich gezogen haben, und mit Hülfe dieser beiden Mittel, der Beschreibung und der Zeichnung, kann man sehr oft eine genaue, oder wenigstens eine annähernde Bestimmung des Geschlechts, und selbst der Art der naturgeschichtlichen Gegenstände aufstellen, und die Uebersezung dieser Bücher gibt eine bedeutende Menge Materialien für Therapeutik, Industrie, für die Kenntniß der Manufakturen, den Ackerbau und Gartenbau, indem sie die Früchte der vielhundertjährigen Erfahrungen und Versuche mehrerer gebildeter Völker enthalten, welche in den verschiedensten Klimaten angestellt wurden. Er hat sich in der Hoffnung, ein der Wissenschaft nützliches Resultat zu erhalten, seit 20 Jahren damit beschäftigt, den Theil jener chinesischen und japanischen Bücher über Naturgeschichte, welcher Beschreibungen enthält, zu übersetzen, und aus andern Werken daher gehörige Bemerkungen zu sammeln. Er hat sorgfältig alle wissenschaftlichen und gemeinen chinesischen, japanischen, tartarischen, siamesischen, tübetanischen und indischen Namen gesammelt, um die Synonymie zwischen ihnen und den europäischen Namen zu bestimmen; ebenso hat er alle gestochenen und gezeichneten und gemalten Figuren von naturgeschichtlichen Gegenständen, die er sich verschaffen konnte, gesammelt, um sich damit die Bestimmung der Geschlechter und Arten zu erleichtern, und Resultate, die er auf andere Art erhalten hatte, zu kontrolliren. Und da seine eigenen Kenntnisse und Studien in diesem Theile sich nicht auf das Ganze der Wissenschaft erstrecken, so hat er sich der Hülfe und des Raths mehrerer Naturforscher ersten Ranges bedient, wie R. Brown, der beiden Cuviers, Correa de Serra, Jussieu, Petit Thouars, Valenciennes, Walkenaer 2c.

Mit diesen Hülfsmitteln hat er ein Werk verfaßt, das unter folgendem Titel erscheinen soll: „Naturgeschichte von Ostasien, oder Darstellung der drei Naturreiche nach der Beschreibung der chinesischen, japanischen und tartarischen Naturforscher, mit der Angabe ihrer Anwendung in der Medicin, der Industrie, der Hauswirthschaft, so wie sie in den chinesischen und japanischen Werken über Medicin und Technologie dargestellt werden.“ Es wird bestehen:

1) In der Darstellung aller Klassifikationen, die in Ostasien gebräuchlich sind, in Botanik, Zoologie und Mineralogie, mit einer Einleitung über den Ursprung, den Fortschritt und den Zustand der Naturwissenschaften in diesen Ländern.

2) Die Beschreibung aller Pflanzen, Thiere und Mineralien, die den Naturforschern jener Gegenden bekannt sind, und die sich in China, Japan und den umliegenden Ländern finden. Diese Beschreibung ist zum ersten Male aus den Originalwerken übersezt.

3) Die Synonymie der orientalischen und europäischen Namen durch Hülfe von Originalbeschreibungen, Zeichnungen und Bemerkungen der Reisenden.

4) Angabe der Anwendung auf Medicin, Nahrung, Industrie u. s. w., wobei besonders in der Botanik eine große Menge nüzlicher, und in Europa noch unbekannter Pflanzen, die in Asien längst in der Medicin, zur Nahrung und zu Stoffen verwendet wurden, bekannt gemacht werden sollen.

5) Beschreibung verschiedener pharmaceutischer, industrieller, und der vorzüglichsten Methoden, welche die Chinesen und Japaner in Ackerbau und Gartenbau anwenden.

6) Einen Index der chinesischen, japanischen, tartarischen, siamesischen, tunkinesischen, mongolischen, tübetanischen und indischen Namen von naturgeschichtlichen Gegenständen, etwa 20,000 an der Zahl.

Das folgende Verzeichniß, das nach der chinesischen Klassifikation geordnet ist, gibt den Abriß des Werkes, und zeigt die Art von Interesse, die es für Naturgeschichte, Künste und Handel haben mag.

Botanik. Klasse I. Ordnung 1) Gebirgspflanzen 89 Arten; 2) wohlriechende Pflanzen 74 Arten; 3) Pflanzen, die Wässerung bedürfen 168; 4) Giftpflanzen 62; 5) bewegliche 172; 6) Wasserpflanzen 29; 7) auf Steinen wachsende 25; 8) Moose 21; 9) gemischte Pflanzen 112. — Klasse II. Ordnung 1) Cerealien 45; 2) Gemüse 17; 3) Zwiebel 39; 4) Kraut 54; 5) Kürbisse 14; 6) Wasserkraut 6; 7) Schwämme 20 Arten. — Klasse III. Ordnung 1) Gartenfrüchte 15; 2) Gebirgsfrüchte 45; 3) fremde Früchte 41; 4) scharfe Früchte 14; 5) Früchte in Form von Kürbissen; 6) Wasserfrüchte; 7) verschiedene Arten 28. — Klasse IV. Ordnung 1) Wohlriechende Bäume 46 Arten; 2) hochstämmige Bäume 68; 3) Zwergbäume 66; 4) Schmarozerpflanzen 16; 5) Bambus 20; 6) verschiedene Arten 54.

Zoologie. Klasse I. Ordnung 1) Hausthiere 12 Arten; 2) vierfüßige Thiere 56; 3) Nagthiere 22; 4) Affen 8 Arten. — Klasse II. Ordnung 1) Wasservögel 23; 2) Vögel aus Ebenen 48; 3) Waldvögel 17 Arten. — Klasse III. Ordnung 1) Fische mit Schuppen 59; 2) ohne Schuppen 55; 3) Eidechsen 13; 4) Schlangen 25 Arten. — Klasse IV. Ordnung 1) Schildkröten 17; 2) Schalthiere 166 Arten. — Klasse V. 1) Insekten, die aus Eiern kommen 59 Arten; 2) Insekten aus Metamorphosen 57; 3) Insekten, die aus Feuchtigkeit entstehen, 59 Arten.

Mineralogie. Klasse I. Ordnung 1) Regenwasser 13 Arten; 2) Quellwasser 30 Arten. — Klasse II. Feuer 11 Arten. — Klasse III. Erdarten 61. — Klasse IV. Ordnung 1) Metalle 28 Arten; 2) Edelsteine 14; 3) Steine 71; 4) Salze 17 Arten. Im Ganzen also 2440 Pflanzen, 658 Thierarten und 255 mineralische Substanzen.

Das Werk wird zwei Bände 4° bilden, jeden von etwa 65 Bogen, und in Lieferungen erscheinen, deren jede 6 Bogen Text und mehrere Steintafeln enthalten wird, welche die merkwürdigsten und unbekanntesten Gegenstände nach den Originalzeichnungen darstellen sollen. Die erste Lieferung wird erscheinen, sobald die Subscriptionen die Kosten einigermaßen decken werden.

Gute Bücher in Frankreich.

Die Gesellschaft für Verbreitung guter Bücher in Frankreich hat bei den Preisvertheilungen in den Schulen Gelegenheit genommen, ihre erbaulichen Schriften den Kindern in die Hände zu spielen, unter andern eines, das den Titel führt: „Die katholische Familie oder Unterhaltung eines Pfarrers mit seinen Pfarrkindern, um ihren Glauben zu erleuchten und zu stärken.“ — „Was ist die liberale Partei?“ fragt darin Genevieve, ein junger einfältiger Bauer, und sein Bruder René antwortet: „Die Liberalen, siehst Du, sind die Partei der Freiheit; die Partei der Freiheit besteht aus Solchen, die die Freiheit aufrecht halten wollen; die Freiheit, Du verstehst mich schon, die Freiheit, alles Böse thun zu dürfen, Alles umzustürzen und von Grund aus umzukehren.“ — Hier kommt der Herr Pfarrer dazu, der im katechisirenden Style und mit großer Salbung über den Liberalismus sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Es ist gut für Euch, zu wissen, meine Kinder, daß man drei Ordnungen oder Klassen der Liberalen unterscheidet, je nach dem Grade ihrer Macht oder ihrer Bosheit. Die Liberalen der ersten Klasse sind: die Vornehmen, die Häupter der Partei. Vormals nannte man sie Philosophen, was so viel heißt als Gottlose, Gotteslaügner, Gotteslästerer; später nannte man sie Jakobiner, was so viel ist als Revolutionäre und Blutsäufer. Deßhalb ist ein Gotteslaügner, Jakobiner, Revolutionär und Liberaler erster Klasse Eins. — Die Liberalen der zweiten Klasse bestehen aus den gewöhnlichen gottlosen Menschen und solchen, die sich den Schein davon geben wollen und aus allen nach revolutionären Zeitungsblättern hungernden Lesern. — Die Liberalen der dritten Klasse sind die Arbeitsleute und das gemeine Volk, welche die Diener der andern sind, und je mehr ich darüber nachdenke, desto unbegreiflicher wird es mir, daß es Gottlose und Liberale unter der arbeitenden Klasse der Bevölkerung geben kann. Bemüht Euch, diesen armen Leuten ihren Irrthum zu benehmen, indem Ihr ihnen zeigt, daß sie nichts als die Hände sind, deren man sich bedient, um verbrecherische Plane auszuführen. Erinnert sie an Das, was sie Alle schon so oft mit eigenen Augen gesehen haben. Das Volk hat schon einmal eine Revolution bewirkt, und das Volk ist Volk geblieben; aller Vortheil davon fiel an einige Schurken.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 296. 23 Oktober 1831.

Briefe in die Heimath.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Konstantinopel den 7 August 1831.

Die Nachrichten von den herrschenden Krankheiten in der Moldau und Walachei haben uns bisher hier zurückgehalten und uns bestimmt, den ganzen Reiseplan zu ändern. Schon waren Tartarensättel gekauft, die Koffer mit ungeheuren Reittaschen vertauscht und alle sonstigen Anstalten zur Reise zu Pferd getroffen, als die sichern Nachrichten von der großen Ausbreitung der Cholera in der Wallachei, besonders in Giurgewo und Buchareſt, und die unendlichen Unannehmlichkeiten der Quarantainen und Lazarethe uns die Landreise aufgeben, und den Weg durchs schwarze Meer wählen ließen. Noch einmal muß ich also das hölzerne Seeroß besteigen, und darauf bis an die Mündungen der Donau und stromaufwärts bis Gallacz gallopiren, wo die Krankheit, gegen die Regeln ihrer klimatischen Verbreitung, abgenommen oder aufgehört haben soll. Doch jetzt noch einige Worte über meinen hiesigen Aufenthalt.

Konstantinopel hat, mit all seinen Gräßlichkeiten, unendliche Zauber, und einmal sich als Biene auf diese verdächtige Prachtblume zu setzen, den Honig zu genießen, und sich um ihr Gift nicht zu kümmern, ist sehr angenehm. Wer nur türkisch kann, lebt dort vergnügt und mit Befriedigung für Herz und Geist unter den Türken, nur muß er sich so wenig als möglich mit den christlichen Glaubensgenossen abgeben! Leider habe ich es im Türkischen nicht weiter als auf einige 20 Worte gebracht, und dennoch habe ich mit Türken und Türkinnen manche vergnügte Stunden zugebracht. Letztere, wenn sie nur ein bißchen Luft bekommen, sind gar nicht so scheu, als man sie gewöhnlich sich denkt, und wenn man erst vertraulich werden könnte mit dem Volke, und mit der fremden Pracht der üppigen Gärten, der marmornen und vergoldeten Gebäude, mit den behaglichen Genüssen, die der rüstige Deutsche als schändliche Weichlichkeit von sich stößt, so könnte man ganz gut dort leben, und für manche Fälle wäre gewiß eine Reise nach Konstantinopel ein wunderkräftiges physisches Heilmittel. Unmöglich kann ich Dir alle Merkwürdigkeiten erzählen; Abenteuer habe ich keine erlebt, ich war meistens passiv, nur schauend und beobachtend, und trat selten aus diesen bescheidnen Schranken. Nur einige Male mußte ich einigen Aerzten sagen, daß sie Esel, und einigen Griechen, daß sie Spitzbuben seyen, und einmal einem schnöden Muselmann, der sich nicht entblödete, mit mir, dem Deutschen, sub firma Scherbet, um die Wette Wein trinken zu wollen, Mores lehren. Er sah auch den Halbmond für eine Ofengabel an, und berührte beim Nachhausegehen mehrere Male mit seinem Bart das Pflaster, während ich den aufrecht gebliebenen Söhnen Mohammeds eine Vorlesung über den rechten Gebrauch des Rebensaftes hielt. Von den Wundern der Stadt sage ich Dir nichts, Du kannst sie überall lesen, aber alle heidnischen, türkischen und christlichen Musen möchte ich anrufen, um Dir die Zauber des Bosporus zu beschreiben; bis sie mich erhören, nur so viel, daß mich das Leben an diesen herrlichen Ufern unendlich mehr anzog, als die bunte Pracht der wunderlichen Stadt selbst! —

Der siebente August war zu unsrer Abreise festgesetzt. Einen Theil von Konstantinopel ließ ich wie Sodom und Gomorrha in Rauch und Gluth hinter mir zurück. Längst schon wirst Du durch die Zeitungen von der grossen Feuersbrunst gehört haben, die den 2 August die ganze Frankenstadt Pera, durch den Hafen vom eigentlichen Konstantinopel getrennt, verzehrt hat. Obwohl in Konstantinopel eine Feuersbrunst eine ganz gewöhnliche Begebenheit ist, und fast alle Tage in einem oder dem andern Quartier der Stadt Feuerlärm entsteht, so war doch dießmal der Brand so ungeheuer und weit um sich greifend, daß Niemand sich eines ähnlichen erinnert. Man weiß nicht, wie das Feuer entstand, und die Schnelligkeit mit der es sich ausbreitete, war unbeschreiblich. In der Mittagshitze brachen die Flammen aus, und sogleich sah man, nicht Häuser, sondern ganze Straßen und Quartiere brennen. Mit der Schnelligkeit eines wildreißenden Stroms schossen die Flammen fort, und in wenig Minuten war eine Straße unversehrt, in Flammen und in Asche. Heftiger Wind trieb das Feuer nach allen Seiten auseinander, sturmempörte Gluthmeere schienen sich von der Höhe, auf der das eigentliche Frankenquartier liegt, herabzustürzen, und sich um den Fuß des Hügels herum auszugießen. Bekanntlich sind in Konstantinopel fast alle Häuser von Holz, auch in der Vorstadt Pera war der größte Theil der fränkischen und armenischen Häuser hölzern, doch standen in den Hauptstraßen, dem sogenannten Stavrodrom, meist steinerne Häuser reicher Franken und öffentliche Gebäude. Rechts und links an der aufwärts führenden Hauptstraße dieses Stavrodrom's standen die massiven Gebäude der fremden Gesandten, Paläste an Pracht, Festungen an Gediegenheit der Bauart. Dort standen Kirchen, dem katholischen, armenischen und griechischen

Gottesdienste geweiht, standen eine Menge festgebauter Privathäuser, Gewölbe und Magazine. In wenigen Stunden lag auch diese stolze Reihe, wenige Gebäude ausgenommen, die gerettet wurden, in Asche, und mit ihr die Habe vieler tausend Menschen, die Alles, was sie aus den Flammen des eignen Hauses gerettet hatten, der Festigkeit dieser Gebäude trauend, dahin geflüchtet hatten. Mehrere tausend Menschen verloren das Leben, und besonders Viele kamen in der sogenannten Hauptstraße, wo sie sich sicher glaubten, sowohl durch die Flammen, als durch die stürzenden Mauern um. In den englischen und französischen Gesandtschaftspalästen wurden besonders viele Matrosen, die aus den Schiffen vergebens zur Rettung herausgeeilt waren, verbrannt und zermalmt. Glücklicher und erfolgreicher waren die Anstrengungen der russischen und griechischen Matrosen am Gebäude der russischen Kanzlei, und die der Oesterreicher und Italiener am weitläuftigen Palaste der österreichischen Gesandtschaft. Beide wurden, letzterer fast durch ein Wunder, gerettet. Alle übrigen Gesandtschaftsgebäude liegen in Asche!

Kaum zu berechnen ist der Verlust der Kostbarkeiten, die diese Gebäude enthielten, unersetzlich die Vernichtung der Archive. Viele Tausende wurden durch den Verlust dort deponirter Papiere oder Geldsummen unglücklich. Da, so wie die Zahl der Einwohner und der täglich Gestorbenen, so auch die Zahl der Häuser in Konstantinopel nie gezählt oder berechnet wird, so ist es auch unmöglich, die Totalsumme der in Asche verwandelten Gebäude anzugeben. Eine beiläufige, allgemein angenommene Berechnung gibt die Gesammtzahl der verbrannten Häuser auf 29,000, sage neunundzwanzig tausend, an. Da der Reichthum vieler fränkischen Familien fast allein in Häusern bestand, so war das Gesammtvermögen vieler Hunderten in wenigen Augenblicken vernichtet. Die Zahl der Unbemittelten, nun gänzlich mit Weib und Kind zu Bettlern gewordenen, ist gar nicht zu bestimmen. An Löschen war kaum zu denken. Wohl fuhren öffentliche Spritzen, sehr ungelenke und unvollkommene Maschinen, herum, konnten aber sich mit Gewalt durch das dichte Gedränge der flüchtenden Menge Bahn brechend, kaum mehr thun, als die Unordnung und die Unfälle vermehren; denn überall fehlte es an Wasser, und der heftige Wind hätte auch gute, mit Wasser hinlänglich versehene Rettungsanstalten vergeblich gemacht. Die Türken sahen dabei ruhig zu, ohne Hand anzulegen, und äußerten, daß dieß eine über die Franken verhängte, obwohl verspätete Vergeltung für die Verbrennung der Flotte bei Navarin sey. Vergebens wäre es, das Gewühl der geängstigten Menge beschreiben zu wollen. Es war das Bild eines jüngsten Tages, eines letzten Gerichts! —

Den folgenden Tag war über die Stelle der Stadt ein Feuermeer glühenden Schuttes, Steine und Metalles ausgegossen. Noch stürzten die Reste der stehengebliebenen Mauern, noch war das Gedränge und der laute Jammer der Menge derselbe. Durch das Gewühl der Unglücklichen trug man die Leichen der an der Cholera Gestorbenen, die in diesen Tagen viele Opfer hinraffte. Man wühlte in der Gluth, nicht nach Habe, sondern nach den letzten Resten der Verbrannten und Erschlagenen. Das Feld auf der Höhe hinter der Stadt, und die dortgelegenen baumbesetzten Kirchhöfe waren mit geflüchteten Familien im jammervollsten Zustande bedeckt. Bis zum kommenden Winter wird wohl dieses Feld und der Cypressenwald, der den großen türkischen Begräbnißplatz enthält, der Wohnort vieler tausend Unglücklichen bleiben. Als ich, den sechsten Tag nach dem Brande, die Stadt verließ, dampften noch die Trümmer und zitterten noch die Rauchwolken über der Brandstätte in der Mittagssonne. Außer diesem Unglück ist noch zu befürchten, daß noch unter den vielen tausend gänzlich Verarmten durch Mangel an gehöriger Nahrung und Obdach, durch Kummer und die erlittenen Mühseligkeiten und Anstrengungen, die Cholera, die gerade zu dieser Zeit in Konstantinopel im Steigen war, sich schneller und bösartiger verbreite. —

Brougham über Polens Theilung und den Wiener Kongreß.

(Schluß.)

Die zu Wien versammelten Souveräne und Minister hatten eine Gelegenheit, dem menschlichen Geschlechte die wichtigsten Dienste zu erweisen, wie sich wenigen Menschen kaum wieder eine anbieten wird; man brauchte bloß unumwunden sich zu Prinzipien zu bekennen, deren Entwicklung man gerade in's Leben gerufen hatte, man brauchte sie bloß zu verwirklichen, wo es möglich war, und man hatte die Nationen durch das unauflöslichste Band verbunden, man hatte ihre Unabhängigkeit durch die festesten Bollwerke gesichert. Durch ihr Beispiel würden die Völker an ihre Oberhäupter gefesselt worden seyn, indem man sie darauf angewiesen hätte, von der Entwicklung der bestehenden Institutionen die Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu erwarten. Die Monarchie würde, auf die Gerechtigkeit und Freiheit gegründet, die unerschütterlichsten Grundlagen erhalten, und den Augen der civilisirten Welt sich eine weite Aussicht auf Frieden, Glück und Wohlfahrt geöffnet haben. Die Ueberwältiger der französischen Universalherrschaft würden für alle Zeiten nicht bloß als die Befreier, sondern auch als die Reformatoren Europa's verehrt worden seyn.

Allein die Mächte, die in Polens Theilung verflochten waren, hatten auch in dieser Versammlung überwiegenden Einfluß. Die unheilvollen Maximen, die zu jenem beklagenswerthen Schritte geführt hatten, übten noch ihre alte Macht auf sie aus. Wie im Jahre 1772 konnte man auch dießmal Preußen am wenigsten eine Schuld beimessen. Diese Monarchie verlangte eine Gebietsvergrößerung; man hatte Mittel in der Hand, sie zufrieden zu stellen, ohne sich Vorwürfe aufzuladen; man durfte bloß Friedrich Wilhelm mit der Konstitution von 1791, und so viel Land als den übrigen Mächten noch zu entreißen war, zum Könige von Polen ernennen.

Allein Alexander, der Beherrscher des größten Reiches, das die Welt noch gesehen hat, würde sich nicht zufrieden gegeben haben, wenn er damit nicht auch noch Polen — dieses ewige Denkmal von dem grausamen Ehrgeiz seiner Vorfahren — vereinigt hätte. Er konfiszirte Sachsen als eine Entschädigung, die er Preußen anzunehmen zwingen wollte. Seine Minister folgten den Fußstapfen ihrer Vorgeher zu Warschau und Grodno und gaben Europa einen Vorgeschmack von der russischen Anmaßung und Herrschsucht. Der Friedenskongreß war erst zwei Monate versammelt, als sich Frankreich, England und Oesterreich bereits genöthigt sahen, eine Ver-

theidigungsallianz gegen die bedrohlichen Vorbereitungen eines neuen Diktators zu schließen. Man glich die strittigen Punkte endlich aus, indem man Sachsen und Polen zugleich theilte.

Oesterreich, die dritte theilende Macht zeigte sich zwar weniger dringend und gebieterisch; allein es folgte im Grund doch dem Beispiele Rußlands, indem es die unglückseligen Theilungsmaximen wieder in's Leben rief; nicht zufrieden mit der Lombardie, die ohne schützende Institutionen seiner absoluten Macht unterworfen wurde, forderte und erhielt es auch Venedig. —

Frankreich hatte wenig Einfluß auf dem Kongresse; es erhielt nur so viel, als die Geschicklichkeit Talleyrands mitten im Zank, der sich über die Vertheilung erhob, entreißen konnte; es bot Alles auf, Sachsen zu erhalten und Murat zu stürzen. England, das nun nicht mehr bloß unthätiger Zuschauer blieb, wie bei der Theilung Polens, opferte die letzten Hoffnungen Italiens, indem es die Republik Genua ihren ältesten Feinden überlieferte, nachdem die Genuesen, im Vertrauen auf Englands Proklamation die Waffen ergriffen und die Franzosen vertrieben hatten.

Derselbe Geist leitete alle Schritte der Alliirten vor und nach dem Wiener Kongresse, und während der ganzen Dauer seiner Unterhandlungen, von Norwegen im Jahre 1813 angefangen bis auf Parga im Jahre 1819 fand nicht Eine Ausnahme ein. Die erlauchten Häuser Dänemarks und Sachsens, der alte Glanz Venedigs und Genua's, die unschuldige Schwäche der Republiken Lucca und Ragusa erfuhren ein und dasselbe Schicksal, nicht die Meinungen der Völker, nicht ihre Gefühle, weder ihre Vorurtheile noch Rechte, noch das Alter ihres Besitzthums wurden dabei berücksichtigt. Der Kongreß hatte Nichts im Auge, als die Zahl der Quadratmeilen und Seelen, die jedem Fürsten zufallen sollten; dieser rücksichtslose Kalkul, mit dem man den ersten Versuch bei Polens Theilung gemacht hatte, wurde jetzt auf eine große Länderstrecke Europa's angewendet. Die Symmetrie einer Karte, die Stärke einer Gränzlinie, eine Bergkette, der Lauf eines Flusses, bildeten den einzigen Maßstab, den man bei der Vertheilung der Menschen und Staaten zu Rathe zog; alle moralischen Bande, die sonst die Völker einigten, wurden ohne Mitleid zerrissen; das Prinzip, ein Gebiet zu arrondiren, den natürlichen Gränzen zu folgen oder mit andern Worten: das Wohlgelegene statt des rechtlich begründeten Besitzes, die Gewalt statt des Rechtes, Dieß waren die Grundsätze, zu denen man sich öffentlich bekannte, die man in Vollzug setzte. Statt die Nationen wieder herzustellen, wie sie vorher existirten, versuchte der Kongreß, der sich den Anschein geben wollte, alle Ungerechtigkeiten auszugleichen, ein neues System einzuführen, in das nur die mächtigsten Staaten aufgenommen wurden, deren Stabilität ganz und gar auf Festungen, Bergen und Flüssen beruhte; die Gefühle und Prinzipien der menschlichen Natur kamen dabei nicht auf die Wagschale. So verfiel man in denselben Fehler, dessen sich die Revolution schuldig gemacht hatte, von deren zerstörender Wirkung die vereinten Mächte Europa befreien wollten. —

Dieses neue System, durchaus auf eine völlig materielle und militärische Politik gegründet, oder um es deutlicher zu sagen: auf den Eigennutz und die Macht der theilenden Parteien, muß häufig gegen die politischen Prinzipien verstoßen, die auf der Anerkennung und Achtung der moralischen Natur des Menschen als ihrer Grundlage beruhen; der Gegensatz zwischen diesen beiden Systemen tritt nie so schreiend hervor, als dort wo es gilt, das Schicksal einer Gränzbevölkerung oder eines vereinzelten Gebiets zu bestimmen; das neue System opfert sie unbarmherzig dem Richtscheite seiner Linien und Quadraten, und wirft sie unbedenklich Nachbarn zu, gegen die sie aus alter Zeit her schon eine Abneigung getragen und beständige Kriege geführt haben. *) Das alte System im Gegentheil schonte die Vorurtheile und zog sogar ihre Neigungen und Antipathien zu Rath; man betrachtete es einst in der Politik als ein großes Prinzip der Nationalehre, sich keinem Volke zu verbinden, das nicht durch einen fortgesetzten Kampf gegen einen gemeinschaftlichen Feind seine Liebe für sein Vaterland bewiesen hatte.

Einige andere Akte des Wiener Kongresses bieten nicht minder Stoff zu interessanten Betrachtungen dar; der König von Sachsen war einer der ältesten und populärsten Fürsten Europas; selbst der aufgeklärte Theil seiner Unterthanen, die er übrigens durch seine Weigerung, Modifikationen in der Nationalrepräsentation vorzunehmen, verlezt hatte, hing ihm mit Liebe an; und dennoch wurde auf diesen Umstand von dem Kongreß nicht die geringste Rücksicht genommen. Da man einmal im Sinne hatte, Sachsen zu einer preußischen Provinz zu machen, so sah man nur noch die einzige Schwierigkeit vor sich, eine gehörige Anzahl Seelen und Quadratmeilen ausfindig zu machen, die hinreichten, für den hier abgesetzten König dort ein neues Königreich zu bilden. Man ließ ihm die Wahl zwischen siebenmal hunderttausend Seelen, auf dem linken Rheinufer oder in Westphalen; als ob es sich darum gehandelt hätte, eine Pflanzung von anständigem Umfang und Ertrag samt den entsprechenden Sklaven als Entschädigung anzuweisen.

So waren die Rücksichten beschaffen, die der Kongreß auf die Anhänglichkeit eines Volkes an seinen Souverän nahm. Das alte System paßte das Gebiet den Nationen an, die neue Politik zerstückelte die Nationen, um sie den Gebieten anzupassen. Die Verachtung, die hiedurch gegen das menschliche Geschlecht offen an den Tag gelegt wurde, ist vielleicht Etwas unerträglicheres, als die schreiendsten Mißbräuche in der inneren Verwaltung eines Landes. Wenn die Wahl gelassen würde zwischen den wildesten Chimären der Gleichheit und einer solchen Erniedrigung der menschlichen Gesellschaft, welches Gemüth würde sich nicht lieber für erstere entscheiden! **)

Zweihundert Jahre sind es, daß der gelehrte Grotius aller seiner gemäßigten Gesinnung und Klugheit ungeachtet, eine noch

*) Die Anwendung dieser Bemerkung auf Norwegen, Genua und Sachsen ist ohne nähere Erklärung zu finden.

**) Und Wen sollte es Wunder nehmen, möchte man hinzufügen, wenn aus dieser verkehrten Politik, die Brougham mit so starken aber wahren Zügen schildert, über Europa eine Zerrüttung der Staatenverhältnisse gekommen ist, unter welcher das Vertrauen und die Liebe zwischen Völkern und Fürsten so sehr gelitten hat? Es ist bemerkenswerth, daß alle Staaten, die bei ihren alten Regentenfamilien geblieben sind und nicht antinationalen Beherrschern unterworfen wurden, wie Oesterreich, Bayern u. s. w. am wenigsten von dem Sturme der jezigen Zeit bewegt wurden, während Frankreich dem man ein ihm bereits fremd gewordenes Herrscherhaus aufdrang, während Belgien und Polen in ihren Grundfesten erschüttert wurden

kräftigere Sprache führte, um gegen den Nationalhandel eine Strafpredigt zu halten. Mit folgenden Worten äußerte er sich über die Abtretung der Niederlande durch Philipp II an Albert und Isabella:

„Erant, qui pravum morem arguerent quod libera hominum capita, seu privatum servitium in censu et commercio haberentur. Barbaris certe usurpatum, ut imperia donarent legarentque, quippe ignaris domino princeps quid intersit, et quibus aliud fas ac nefas, minime his anbiguum rem esse populi, indeque dici Rempublicam.“ Grot. Hist. de Reb. Belg. lib 7.

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

3. Jagdbare Thiere.

Den Vogelfang treiben die Einwohner größtentheils durch abgerichtete Raubvögel. Die beste Art derselben heißt Tarian und findet sich am häufigsten in Daratschitschag und Esubagan. Mittelst derselben fängt man wilde Hühner (perdrix du Caucase), welche die Felsschluchten in Menge bewohnen, aus denen ihr lärmendes Geschrei schon von fern vernommen wird; Zwergtrappen, Rebhühner und Wachteln, die sich schaarenweise auf die leeren Aecker niederlassen; Schnepfen und Doppelschnepfen, welche an den Flüssen und Seen leben; Staare, welche in unermeßlichen Zügen in der Nähe der weidenden Herden umherfliegen. — Von den Zugvögeln bedecken zu bestimmten Zeiten Legionen von Tauchern, Trappen, Pelikanen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten die Ufer aller Flüsse und Seen in der Provinz. In den sumpfigen Gegenden findet man den Reiher, und die ungeheuern Nester der Kraniche und Störche bemerkt man aus der Ferne auf hundertjährigen Weidenbäumen und auf alten Thürmen halbzerfallener Festungen. Von den Raubvögeln findet man große Adler, Habichte, die man Turumtai nennt, und noch mehrere andere Vögelarten mit eigenthümlichen Namen; Kirga, Tilga u. s. w.

An beiden Karaßu, von denen die nördliche aus dem Alages, die südliche aus dem Ararat entspringt, besonders an ihren Mündungen im Araxes, haben sich unzugängliche mit dichtem Schilfrohre bedeckte Sümpfe gebildet; hier halten sich ganze Heerden von wilden Schweinen in solcher Menge auf, daß sie auf den Feldern der benachbarten Dorfschaften ungeheure Verwüstungen anrichten, und die Einwohner es deßhalb aufgegeben haben, ihren Reißbau, der hier vortrefflich gedeiht, weiter auszudehnen. Am Goglschai, besonders im Sodscher-Kreise, in Daratschitschag, auf dem Abaran, in den Ebenen des Alages und in den Schluchten des agrübagschen Gebirges gibt es so viele Hirsche, daß die Felder mit ihren Geweihen, die unbeachtet liegen bleiben, bedeckt sind. Eben dort findet man ganze Heerden wilder Schafe, Ziegen und Ochsen, und am Alages eine ganz besondere Art, die man Dschiwir nennt. Man erzählt, daß dieses Thier mit einem besondern Vogel Freundschaft halte, der ihm im Sommer trockenes Gras zum Vorrathe für den Winter sammle und sich selbst von dessen Unrath nähre. — Im Herbste nach dem ersten Schnee füllen sich alle Felder mit einer ungewöhnlichen Menge Hasen; die Jagd derselben ist eine der angenehmsten Vergnügungen in dieser Gegend, die Felle der Thiere aber gehen unbenutzt verloren. An den tiefen, schlammigen Ufern des Araxes, in dem östlichen Arpatschai und in Daratschitschag findet man auch Biberansiedlungen, und in den weniger bewohnten Gegenden der Provinz Eriwan viele schwarze und braune Bären, Hyänen, Wölfe von ungewöhnlicher Größe, Füchse u. s. w. Im Winter werden die Raubthiere so dreist, daß sie in den Dörfern, ja sogar in der Stadt erscheinen. Die Nomaden bringen zuweilen die Felle der von ihnen getödteten Thiere nach Eriwan. Ein Fuchsfell verkaufen sie für drei oder vier Abasen (ein Abas gilt zwanzig Kopeken Silber), ein Marderfell um anderthalb, die übrigen noch wohlfeiler.

4. Andere nutzbare Thiere.

Die Cochenille, dieser kostbare Wurm, ist in der ganzen Provinz in großer Menge, insbesondere um den großen Ararat und um die beiden Karaßu, zu finden. Obgleich die Bewohner und die Mönche des Klosters Etschmiadsin aus demselben eine recht grelle Farbe bereiten, so ist doch die eigentliche Art, die Cochenille zu sammeln und aufzubewahren, hier noch ein Geheimniß. — Zugleich ist an Maulbeerbäumen Ueberfluß, doch beschäftigen sich die Bewohner von Eriwan sehr wenig oder fast gar nicht mit dem Seidenbaue. Einige Proben der von eriwanschen Kokons abgewickelten Seide beweisen, daß nicht die Gegend, sondern die gränzenlose Trägheit der Einwohner an diesem Mangel Schuld ist. — Wundern aber wird man sich, wenn man hört, daß in einer Gegend, welche mit den blühendsten Wiesen bedeckt ist, wo in freier Luft üppige Blumen gedeihen, die wir in unsern nördlichen Treibhäusern pflegen; in einer Gegend, wo ein Thal ist, das Daratschitschag (Blumenthal) genannt wird, nur etwas mehr als 550 Bienenstöcke sind? Der Honig ist vorzüglich weiß und aromatisch. — Auch spanische Fliegen findet man hauptsächlich auf dem Abaran, in Daratschitschag und andern Orten.

Neben diesen nützlichen Thieren gibt es auch schädliche, so z. B. Schlangen von der Länge eines Fadens und darüber, von dunkelblutrother Farbe, deren Biß tödtlich ist; ferner Taranteln von der Größe einer Wallnuß, und Skorpionen. Die kleinen Insekten sind hier besonders unerträglich. Im Sommer bewirkt das Begießen der Felder und das Trocknen des Mistes zum Tisak unter Einwirkung der brennenden Sonne eine Atmosphäre von der Höhe eines Fadens, welche nur aus Fliegen und Mücken besteht, die der stärkste Sturmwind nicht auseinander zu jagen vermag. Die Mosquitos stechen in der Nacht sehr empfindlich und erzeugen schmerzhafte Geschwüre; aber alles Dieß ist nur im Sommer in den niedrig gelegenen Gegenden der Fall; die höheren aber sind ein wahres irdisches Paradies.

Vermischte Nachrichten.

Die Neigung, die man unter den europäischen Völkern, namentlich unter den germanischen Stämmen, wahrnimmt, sich gegenseitig zu necken und Lächerlichkeiten aufzubürden — diese humoristische Bosheit, die alle die tausend Schwabenstreiche, Schildburger, Hirschauer und Weilheimer Stücke erfunden hat, findet sich auch unter den Bewohnern der Südseeinseln, die überhaupt zu Scherz und Kurzweil sehr aufgelegt sind. Eine der Leewardsinseln Tahaa insbesondere muß zu allerlei Neckereien herhalten und die Bewohner der umliegenden Eilande wissen sich mit manchem munteren Schwank über sie lustig zu machen. Man erzählt von ihr, einer ihrer Einwohner habe, als er zum erstenmal einen Fremden in Stiefeln sah, diese für eiserne Beine gehalten. Auf gleiche Weise gibt man den Huahinern Schuld, sie hätten die ersten Scheeren, die sie erhalten und abgenützt, in der Rathlosigkeit, wie sie dieselben wieder schärfen sollten, in einem einheimischen Ofen gebacken. Die Taheiter nennen daher scherzweise die Huahiner „Feia eu paoti,“ das Volk, das die Scheeren bäckt. Hingegen wirft man den Taheitern vor, einige ihrer Landsleute hätten am Seeufer eine Schildkröte gefunden, und da sie sich nicht Raths wußten, ihr an's Leben zu kommen, den Versuch gemacht, sie zu erdrosseln. Allein das Thier war schlauer als die grausamen Taheiter, und zog den Kopf in seine Schaale, wodurch die letzteren nicht wenig in Verlegenheit gekommen seyen, was sie mit dem gepanzerten Thiere anfangen sollten. Die Huahiner trätzen und fenzeln, wie wir in Süddeutschland sagen würden, nun die Taheiter damit, daß sie dieselben „Feia umni honu“ Schildkrötenerdrosseler heißen.

*

Die Abtei der Trappisten zu Melleraye, von der die Regierung fürchtete sie möchte bei der in Frankreich herrschenden Gährung ein Herd karlistischer Umtriebe werden, ist kraft eines Dekretes aus dem Kaiserreiche, wodurch alle Mannsklöster in Frankreich verboten wurden, aufgelöst worden. Lächerlich genug klingt es, wenn die französischen Blätter mit großem Ernste erzählen, die zur Auflösung des Klosters abgesendeten Behörden seyen an der Spitze von sechshundert Mann Linientruppen und Gendarmen vor das Kloster gerückt, um ein Paar arme Mönche auseinander zu jagen. Die Brüder, hundert und fünfzig an der Zahl, werden sich nach St. Malo einschiffen; dem Abt wurde jedoch erlaubt, mit seiner Bedienung im Kloster zu bleiben — weil er sich ausweisen konnte, daß es mit aller Zubehör sein Eigenthum sey. — Diese Erstürmung des Trappistenklosters darf doch wol auch zu den glorreichen Waffenthaten des Juste-Milieu gerechnet werden?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 297. 24 Oktober 1831.

Briefe in die Heimath.

Auf der Donau, Dultscha gegenüber den 17 August 1831.

Meine Abreise von Konstantinopel begann gleich mit einem ziemlich ärgerlichen Abenteuer. Ich hatte noch einige Geschäfte am Lande, während das Schiff schon die Anker lichtete. Als ich selbe beendigt hatte, war das Schiff fortgefahren, und ich fuhr in einer kleinen Barke, mit 6 Matrosen nach, es zu suchen. Es war Nacht, und wir ruderten den ganzen Bosporus hinaus, und fanden es nicht. Ich befürchtete eine Robinsonade oder einen Räuberbesuch. Ich hatte die gutgespickte Reisekasse und Waffen genug, aber kein Stückchen Brod, und außer meinem Rock nichts, mich zu bedecken. Wir suchten kreuz und quer, in Asien und Europa unser Schiff, wurden oft von den Wachen der Schlösser angehalten, bemerkten endlich weit außen im Meere ein Licht, und fuhren darauf los. Es war mir gar nicht heimlich zu Muth, in finsterer Nacht in einer kleinen Barke auf dem offnen schwarzen Meere. Gegen drei Uhr Morgens erreichten wir das Licht; es war das Signal unseres Schiffes; zufrieden, daß nichts Schlimmeres daraus entstanden war als ein langer Zank, ob wir Zurückgebliebenen oder die davon Gefahrnen eigentlich Unrecht hätten, legte ich mich schlafen, als schon die Morgenröthe heraufzog. Die nächsten zwei Tage, der 8 und 9 August, boten nichts Besonderes. Unser Schiff, ein griechischer Kauffahrer, war gut und bequem, und wir waren froh, nicht das Geringste des lästigen Zwangs beobachten zu müssen, der die Reisen auf Kriegsschiffen, troz ihrer sonstigen Vorzüge vor den Kaufmannsschiffen manchmal unangenehm macht. Sanfter, günstiger Wind trieb uns fort, das Land war verschwunden, doch der oft gerühmte Anblick, im offnen Meere Nichts als Himmel und Wasser zu sehen, machte auch dießmal keinen besonders erhabenen Eindruck auf mich. Bei weitem anziehender ist es, eine schöngeformte Küste im Auge zu haben, oder, wie in der Mitte des Archipels, in einem rundum den Horizont umgebenden Inselkranz zu schweben. In der Nacht vom 9 auf den 10 brach ein Sturm los, so toll als er nur je die immer unfreundlichen und mürrischen Wogen des schwarzen Meeres gepeitscht haben mag. Den ganzen 10, die Nacht und den ganzen 11 bis zum Abend dauerte die beständige Gefahr des Umstürzens des Schiffes, Zerbrechen der Masten oder des Steuers, u. s. w. Den 11 kam noch die beständige Furcht hinzu, ans Land getrieben zu werden und zu scheitern. Ich schlief natürlich nicht sanft in dieser Teufelswiege, ließ mir's aber halt gefallen, ging, stürzte, rollte, stieß mich, wurde naß, trocken und wieder naß, dachte an Poseidon und den Meergreis, studirte eine Anrede an die Ungeheuer der Tiefe, und trank, wenn es anging, ein Glas Wein. Im größten Sturme mußten wir Segel aufziehen, um dem Wind zu widerstehen, der uns an's Land zu treiben drohte; doch hatten wir ein neues gutes Schiff und treffliche Leute. Die Seekrankheit war mir immer fremd geblieben und befiel mich auch dießmal nicht, wo alles um mich her sich nicht regen konnte, doch gab es Püffe und blaue Flecken genug, von dem beständigen Anstoßen und Fallen, da ich immer geschäftig herumlief, so gut es ging, und für die Seekranken sorgte. In der Nacht vom 11 auf den 12 legte sich endlich der Höllenspektakel; wir hatten nichts gelitten, nichts zerbrochen und den 12 ebneten sich nach und nach die kurz vorher scheußlichen Berge und Abgründe zu sanften, anmuthigen Wellen. Nach wenigen Stunden wurde das Meer gelb, ein Zeichen, daß unser heimischer Donaustrom da sey, und die vaterländischen Wogen alle mitgebracht habe, mich zu grüßen. Die Donau theilt bei ihren Mündungen viele Meilen weit dem Meere ihre Farbe und ihre Strömung mit. Wir hatten wenig Wind, und genug zu thun, damit uns der Strom nicht wieder zurückriß. Das Ufer ist so flach, daß es nur auf geringe Entfernung zu sehen ist, dazu fielen die, auf dem schwarzen Meere fast nie fehlenden Nebel, und wenn uns auch günstiger Wind dem Lande näherte, mußten wir doch alle Vorsicht anwenden, um den Eingang in die Donau zu finden, und nicht auf die dort so häufigen Sandbänke zu gerathen. Wir sahen nun das Ufer mit einzelnen großen Bäumen, Donauflöße begegneten uns, die aus der Moldau herab, auf dem schwarzen Meere von Schiffen gezogen, nach Konstantinopel mit Bauholz gehen, endlich erreichten wir den hölzernen Leuchtthurm am Haupteingange des Stroms und traten den 13 in denselben ein. Alle Gefahr war vorüber, aber eine mühselige Fahrt stromaufwärts begann. Die Ufer sind traurig und wüst. Mannshoher und höherer Schilf ist alles, was rechts und links zu sehen ist, keine Menschenspur, als manchmal Kosakenpikets, Kerls die kaum den Namen Mensch verdienen, und wie die langschnäbligen Ufervögel zwischen dem Schilf sich Nester davon zusammentragen, und wie die einsamen Reiher ihre Lanzen aufrecken. Vom Mast aus siehst Du unübersehbare Schilfflächen, von einzelnen Armen des Stromes durchschnitten und von stehenden, seeartigen Gewässern unterbrochen.

Das Meer hinter uns war verschwunden, kein Berg, kein Baum weit in der Runde; das rings nur durch den Horizont begränzte Schilfmeer gibt einen viel ödern und traurigeren Anblick als die offene See. Der Arm des Stromes, der befahren wird, ist schmal, und es ist wunderlich genug, ein großes Meerschiff sich durch die enge Straße winden, und am Uferschilfe hinstreichen zu sehen. Zwischen dem Schilfe am Ufer sollen manchmal Räuber hausen, die die Schiffe Nachts anfallen. Wir waren aber gut versehen, und es zeigte sich keiner, wohl aber eine andere Plage, lästiger als Land- und Seeräuber, weil man sich ihrer nicht erwehren kann, nämlich die Schnacken. Man kann sich keinen Begriff machen von dieser schrecklichen Qual, wenn man an die einzelnen derlei Insekten bei uns denkt. Hier fallen sie, so wie die Sonne untergeht, wirklich wolkendicht auf die Menschen; es nützt kein Abwehren, kein Todtschlagen, sie sitzen, Du magst dich gebärden, wie Du willst, zu Hunderten auf Dir, stechen durch Kleider und Hemd, Du issest, Du trinkst, Du athmest sie, kurz, sie können Dich toll machen. Die Plage dauert, Du magst Dich flüchten, wohin Du willst, die ganze Nacht und bis nach Sonnenaufgang fort, und jede einzelne detto Bestie sticht empfindlich.

Es ist dieß wahrlich eine der größten Reisemühseligkeiten, die Einem begegnen kann. Sie dauern die Monate Junius, Julius und August die ganze Donau hinauf, bis ins Oesterreichische, sind aber in den Sümpfen am Ausgang am furchtbarsten und nehmen aufwärts immer mehr ab. Am übelsten wurden die Matrosen zugerichtet bei der mühseligen Arbeit des Ziehens des Schiffes am Ufer. Das Schiff vermag nämlich nur mit sehr günstigem Winde im Rücken stromaufwärts zu segeln. So wie es diesen Wind nicht hat, werden sämmtliche Matrosen (wir hatten 17) ausgeschifft, und ziehen das Schiff an einem langen, oben am vordern Maste befestigten Seile aufwärts. Kein Weg ist am Ufer, das Schilf fast undurchdringlich, wenige Schiffe waren in diesem Jahre, der Krankheiten wegen, vor uns hinaufgegangen, die Bahn gemacht hätten, und so war diese Arbeit unbeschreiblich mühselig für die armen Kerls, insbesondere noch der Schnacken wegen, die im Uferschilf noch wüthender und auch bei Tage thätig sind. Bluttriefend, mit geschwollenen Gesichtern und Beulen kommen jedesmal die Leute auf's Schiff zurück. Dabei ist die Fahrt höchst langweilig. Nachts muß, wenn der Wind nicht sehr günstig ist, angehalten werden; an manchen Stellen, wo das Ufer unzugänglich ist, so daß die Leute nicht gehen und ziehen können, muß schlechterdings gewartet werden, bis günstiger Wind den Gebrauch der Segel erlaubt. Auf diese Weise zogen und segelten wir volle acht Tage fort, so nahe wir auch immer dem Lande waren, einsam wie auf dem offenen Meere. Die Fahrt war bei weitem mehr merkwürdig als reizend. Die letzten Tage wurde die Gegend etwas menschlicher; es waren wenigstens Weiden am Ufer, und nach und nach kamen schöne Uferhöhen, ferne Berge und Dörfer. So den 17 Dultscha, wo ich den Brief fortsetzte, den ich nun in Ibraïlow in der Quarantäne weiter schreibe. Wir kamen den 20 nach Gallacz, wo wir Quarantäne machen wollten; da aber dort 28, und hier in Ibraïlow nur 16 Tage zu machen sind (Handelsverhältnisse machen diesen Unterschied, Gallacz ist moldauisch, Ibraïlow wallachisch), so fuhren wir gleich wieder ab, und sitzen nun hier, um 16 Tage lang zu beweisen, daß wir täglich so gut essen, trinken und schlafen, als es die dürftigen Umstände einer schlecht eingerichteten Quarantäneanstalt erlauben. Diese Art Carcer ist mir unangenehm genug, um so mehr, da die Anstalt so ärmlich ist, daß nur ein aus Griechenland kommender Reisender, der dort Entbehrungen aller Art gelernt hat, es sich hier gefallen lassen kann. Steile Lehmberge am Ufer, Wald, ferne flach sich hinziehende Gebirgsketten, und die gelbe Fluth mahnen mich an das Vaterland, und heimische Ufer. Es ist ganz das Donauufer bei uns, und der Gedanken, die sich mir daran knüpfen, sind mancherlei. Von den starren griechischen Gebirgen, vom Meere, von der Küste und den Inseln habe ich Abschied genommen.

In Jassy erwarte ich Nachricht von Euch, dort bin ich einstweilen gut aufgehoben. Die Cholera hat unter den Aerzten daselbst so gut aufgeräumt, als unter den übrigen Bewohnern; an Empfehlungen fehlt es mir nicht, und gäbe es für mich ein Glück ohne Euch, so könnte ich es dort vielleicht finden. Von Jassy aus wird der Brief abgeschickt, die Quarantäne ist den 3 September zu Ende, ich habe hier noch viele andere wichtigere Geschäfte als Briefschreiben, z. B. Kochen, Hosenflicken, bittern Schnaps machen, Schnacken vertreiben u. s. w., also eile ich zu Ende.

Der russische Gilblas.

(Fortsetzung.)

Der Kapitan Jspravnik.

Die Schilderung eines russischen Kapitan-Jspravnik, Distriktspolizeikommissärs und seines ehrenwerthen Gehülfen, gibt eben nicht den besten Begriff von diesem Zweige der innern Verwaltung.

„Sawa-Sawitsch ward für einen der gewandtesten Kapitan-Jspravnik's angesehn. Er war von riesenhafter Größe, und da er früher in der Reitergarde gedient hatte, besaß er noch ganz die militärische Haltung. Er war steif wie ein Pflock und drehte sich mit der ganzen Figur mit außerordentlicher Gelenkigkeit herum. Das Alter und der Wein hatten seine Haare so locker gemacht, daß er fast keine mehr besaß, außer im Genick und an den Schläfen, wo sich noch einige lange Spieße vorfanden. Seine unermeßliche Nase und seine Pausbacken waren von einer leuchtenden Röthe bedeckt und unter seinen buschigen Braunen funkelten zwei kleine graue Katzenäugelchen. Er hatte immer seinen Ueberrock, die Uniform des Gouvernements, an, der in der Taille von einem Kosakengürtel fest zusammengeschnürt war; seinen Säbel schnallte er nur um, wenn er reiste, um seine Amtspflicht im Distrikte auszuüben; seine Lieblingswaffe war aber ein Kosaken-Nagaïka, eine sehr kurze und sehr starke Peitsche, an deren Ende eine Bleikugel eingeflochten ist. Er hatte die Sonderbarkeit, sich den Kopf stets mit einer Art ledernen Helmes bedeckt zu halten, über dem ein Haarbusch wehte, der sich ziemlich steif hielt und der Personnage ein desto auffallenderes militärisches Ansehn gab. Seine Stimme glich, wenn er nicht eben brüllte, dem dumpfen Gebrumme des Bärs.

„Die Geschäfte seines Büreau's besorgte ein alter Commis, ein sehr preciöser Mensch, der drei Viertheile seiner Lebenszeit, an sein

Pult gebannt, hingebracht hatte. Sawa-Sawitsch bannte ihn nicht bloß dahin, er ließ seinem Schreiber sogar die Stiefeln wegnehmen, damit es ihm unmöglich wäre, alle Augenblicke in die Schenke zu gehen. Aber der gewitzigte Patron machte es möglich, sich zu betrinken, ohne vom Stuhle aufzustehen; gefällige Leute trugen ihm Wina *) in Apothekerbüchsen zu, und das Ding wiederholte sich zuweilen in der Stunde drei bis viermal. Dieses Auskunftmittel hatte er sich ausgedacht, seitdem Sawa-Sawitsch auf den Einfall gerathen war, alle Flaschen und Fläschchen aus den Oefen, aus den Papierkasten und Aktenschränken und selbst hinter der Tapete wegzunehmen. An Festtagen, wo es ihm erlaubt war sich zu besaufen, brachte man ihn gewöhnlich des Nachts wie ein todtes Vieh auf die Wache geschleppt, und konnte ihn gewöhnlich erst wieder in's Leben zurückrufen, nachdem man viele Töpfe eiskaltes Wasser über ihn weggegossen hatte. Während der Ausflüge, die der Jsprawnik in den Distrikt machen mußte, hatte Fomof, so nannte sich der Schreiber, Brief und Siegel so lange zu trinken, bis er auf dem Platze liegen blieb, und das zwar Tage lang hinter einander, nur mit dem Vorbehalt, daß er seine Libationen erst nach beendigten Geschäften anfing, denn fehlte zwischen der Trunkenheit und der Arbeit eine Nacht, so empfand Fomof ein so starkes Zittern in der Hand, daß nicht daran zu denken war, ihn zum Schreiben zu bringen. Sawa-Sawitsch nannte ihn einen Goldmann, und legte seine Neigung zum Saufen überwiegenden Talenten zur Last, die sich, wie unsere guten alten Russen zu sagen gewohnt sind, nimmermehr entwickeln werden, begießt man sie nicht häufig mit Branntwein. Hieraus könnte man wohl schließen, daß Sawa-Sawitsch selbst ein Genie gewesen sey. Die Wahrheit zu sagen, verstand sich dieser Kapitan-Jspravnik vortrefflich auf sein Geschäft; er galt für unübertrefflich, wenn es eine gerichtliche Ausspürung oder ein Verhör, und überhaupt jede Art von Verfolgung gab. Ein Talent fehlte ihm, nämlich das, seine Gedanken mit eben der Leichtigkeit auf Papier zu bringen, mit der er Zug für Zug starke Getränke in seine Kehle goß; er hatte in unsern beiden Hauptstädten leider zufälligerweise keine Brille gefunden, mit der er hätte, wenn auch nur buchstabirend, eine ziemlich deutliche Handschrift lesen können; auch auf Gedrucktes verstand sich sein Auge nicht recht gut; und bei den meisten Geschäften war es ihm schlechterdings unmöglich, sich des Datums der Ukasen zu entsinnen, von denen die Rede war. Hier half Fomof aus. Die Bewohner der Gegend nannten Sawa-Sawitsch nur den grauen Wolf, und Fomof, seinen getreuen Henkersknecht, nur den Paßgänger des grauen Wolfs."

*) Die Russen nennen Kornbranntwein Wino oder Wina.

(Schluß folgt.)

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

5. Das Pflanzenreich.

Das ergiebigste Erzeugniß des Ackerbaues in der Provinz Eriwan ist die Baumwolle. Da sie ein heißes Klima erfordert, so wächst sie ausschließlich in den niedergelegenen Magals, besonders in denen von Sangibasar, Ssardar-Abad und Ssurmalin. Auf einem Chalwar Land (von vier bis fünf Pflugtagen) werden fünfzig Batmans Baumwollensamen ausgesäet, um die Hälfte minder dicht als Weizen, und hievon berechnet man eben so viel gereinigte Baumwolle zu erhalten. Mit dem Einsammeln der Baumwolle, was Ende Oktobers oder Anfang Novembers geschieht, endigen die Feldarbeit der dortigen Landleute. Der Preis eines Batmans ist 1 Rubel bis 1 R. 90 K. — Aus der Baumwolle weben die Einwohner, insbesondere die Armenier, ein grobes Zeug, das man Bjas nennt; auf einige dieser Zeuge werden eben nicht sehr zierliche Muster eingewoben, andere blau und roth gefärbt. Alle Handwerke der Einwohner sind noch in der Kindheit, und erinnern an jene Zeit, wo der Mensch, eben erst den Nutzen des gesellschaftlichen Lebens einsehend, nur furchtsame und mißlungene Versuche in den für ihn nothwendigsten Künsten machte.

Zwischen die Baumwolle säen die Einwohner am Rande der Felder den Gene Gertschak, einen Samen, aus dem das in der Medizin bekannte Kastoröl gewonnen, und hier zur Erleuchtung der Nachtlampen und in Krankheitsfällen als Abführungsmittel benutzt wird. Das Oel gewinnt man auf folgende Art: Die Samen werden etwas geröstet und dann zwischen zwei Steinen zerrieben; dadurch bildet sich eine Art Teig, der in großen Kesseln mit Wasser gekocht wird; das Oel steigt auf die Oberfläche des Wassers, wo man es mit Löffeln abschöpft.

Nach der Baumwolle folgt der Tschaltük oder Reiß, der ausschließlich an niedern Orten, am meisten in den Magals Scharur und Sangibasar wegen des Ueberflusses an Wasser angepflanzt wird. Der Anbau desselben ist das Meisterwerk der Einwohner; das große obere Feld theilen sie in kleine Vierecke von zwei Faden, in dem obern Theile jedes Viereckes wird eine Oeffnung zum Aufgießen und in dem untern eine zum Abflusse des Wassers gelassen. Ist der Reiß gesäet, was in der Mitte Aprils geschieht, so wird das Wasser auf das Feld gelassen, welches von einem Viereck auf das nächste so überfließt, daß das ganze Feld bis zur Zeit der Ernte 1 bis 2 Werschok hoch mit fließendem Wasser bedeckt ist. Für den Reiß ist nämlich stehendes Wasser eben so nachtheilig als Wassermangel. Die Ernte, die Mitte Septembers beginnt, giebt das fünfzehnte, auch wohl das dreißigste Korn. Der Reiß wird in besonders dazu eingerichteten Mühlen zu Grütze vermahlen. Zuerst nehmen leichte Mühlsteine die äußere Hülse weg, welche in freier Luft durchgeweht wird. Dann schüttet man den Reiß in steinerne Mörser, wo derselbe durch schwere hölzerne Stößel gestampft wird, die durch einen horizontalen Balken, und dieser wieder durch Wasser, gehoben werden. Durch diese unvollkommene Maschine geht die Hälfte der Frucht verloren, so daß aus einem Chalwar selten 60 Batmans Reißgrütze gewonnen wird. Ein Batman derselben kostet 25, auch wohl 35 Kopeken Silber.

Weizen und Gerste werden in Menge und in der ganzen Provinz ausgesäet; in den niedern Magals geschieht die Aussaat im Herbste; in den höhern, wo bloß Sommerkorn gedeiht, im Frühlinge. Auf dem Abarana, in Daratschitschag und am Gogtschai ist die Ernte außerordentlich ergiebig und trägt das 20ste, 30ste und sogar das 40ste Korn. Weizen kostet in der Provinz Eriwan 8 bis 12, und Gerste 5 bis 7 Rubel Silber der Chalwar. Von den Einwohnern werden diese Feldfrüchte mehr zum Verkaufe als zu eigenem Gebrauche ausgesäet; hiezu dient ihnen die Hirse, welche zuweilen das hundertste Korn giebt und zu 4 bis 6 Rubel Silber der Chalwar verkauft wird. Reiß, Weizen, Gerste und Hirse lassen die Einwohner durch Hornvieh ausdreschen, das die losgebundenen Garben mit den Füßen tritt und die Körner aus den Aehren sondert. Das Stroh bewahrt man für den Winter als Viehfutter auf.

Auf großen Beeten, Bostans genannt, bauen die Einwohner von Eriwan auch verschiedene Arten von Melonen und Wassermelonen; es wäre jedoch zu wünschen, daß man sich weniger mit diesen Erzeugnissen beschäftigte, welche zu verderblichen Fiebern Anlaß geben. — Tabak wird wenig gebaut; als der beste gilt der von Ssurmalin; der Batman desselben wird bis zu 2 Rubel verkauft.

Die Leinsaat bedarf keines Begießens und wird größtentheils im hochgelegenen Magals ziemlich viel gesäet, und zwar ausschließlich des Oels wegen; die Stängel werden verbrannt oder weggeworfen, ohne zu ahnen, daß dieselben noch zu etwas dienen können. Welche neue Quelle des Reichthums müßte sich für diese Gegend eröffnen, wenn die Einwohner lernen würden, die Stängel des Leinsamens in Zwirn und Leinwand umzuwandeln. — Der Sesam, der ein heißes Klima und häufiges Begießen erfordert, wird ausschließlich in den niedrigen Magals angebaut. Aus diesem Samen, einem

der besten Erzeugnisse der Provinz, wird ein vorzügliches Oel, durch ziemlich schlecht eingerichtete Oelpressen, gewonnen. Ein ungeheurer runder Stein, welcher von einem Paar Büffeln oder Ochsen in Bewegung gesetzt wird, zerquetscht die Samen, und die Presse wird durch eine hölzerne Schraube zusammengedrückt. Eine solche Fabrik liefert in einem Jahre nicht mehr als tausend Batmans dickes, schmutziges Oel. Man verkauft es zu Speisen und Beleuchtung zu einem Rubel Silber den Batman.

Bedeutend ist die Aussaat des Grases Jonscha, dessen Anpflanzung auch außer Eriwan zu wünschen wäre. In einem Pflugtage säet man gewöhnlich vier Batmans aus, und das Gras wird bei guter Aufsicht nie erschöpft: erst nach acht, zehn oder gar nach zwanzig Jahren wird es wieder gesäet. Die Jonscha wird im Sommer dreimal gemäht. Ein Tag-Pflugstück gibt in diesen drei Ernten tausend Bündel vorzüglichen Heus. Jedes Bündel wiegt im Durchschnitte einen Batman. Hundert Bündel werden um einen bis zwei Silberrubel verkauft. Merkwürdig ist, daß dieses Gras getrocknet und nach der Blüthe für das Vieh ganz vorzüglich ist, im Frühjahre aber, wenn es eben aus der Erde wächst, zum tödtenden Gifte wird; das Vieh schwillt davon auf und stirbt unvermeidlich in vier und zwanzig Stunden. — Auch anderes Heu bietet die Provinz in Ueberfluß. Alle Berge und Schluchten, wo die Heerden der Nomaden nicht weiden, geben reiche Ernten. Am Araxes, an der Sangwa, an den Karaßu breiten sich große Wiesen aus, wo man selten im Stande ist, alles Heu abzumähen.

Der Weinstock wird in allen Dörfern der Provinz gebaut. Die meisten Weingärten befinden sich jedoch in der Stadt Eriwan, wo man ihrer vierzehnhundert zählt. Troz der Unwissenheit im Keltern sind die Weine doch ziemlich gut. Die besten sind aus der Stadt, aus Etschmiadsin und aus Pariker. Manche Weine, die ich kostete, gaben dem Madeira, Malaga und Portwein sehr wenig nach. Der dortige Wein ist größtentheils dunkelgelb und sehr stark. Nach den Erzählungen der Einwohner sollen sich in Eriwan, bei dem Stadttheile Darabag, Gärten befinden, die so spirituöse Trauben hervorbringen, daß deren Saft einige Tage nach dem Keltern am Feuer brennt. Die Reben werden im Winter mit Erde bedeckt, im Sommer ohne Stäbe oder Geländer nur über tiefe Gräben geworfen, die sich zwischen den Beeten befinden.

Von andern genießbaren Früchten findet man: Pfirsiche, Aprikosen, Datteln, die man Pschat nennt, Birnen, Bergamotten, Gullabi, eine Art großer und runder gelber Birnen, von denen fünf Stück einen Batman wiegen, Aepfel, Quitten, Feigen u. s. w., Nuß- und Maulbeerbäume füllen alle Gärten. Von nicht fruchttragenden Bäumen zeichnen sich riesige Ahornbäume, Pappeln und Weidenpalmen aus. Vergessen darf hier nicht die Geliebte der leidenschaftlichen Nachtigall, die verschämte Rose, werden, mit deren Gesträuchen alle Gärten angefüllt sind, und die mit ihrem Wohlgeruche weit und breit die Luft durchdüften. Die Einwohner bereiten aus den Rosenblättern ein gutes Wasser.

Von Küchengewächsen findet man alle europäischen, nur Kartoffeln, Rüben, Braunkohl, Kohlrabi und Mais sind hier völlig unbekannt. Von Kräutern gibt es viele Arten, wie Pfeffermünze, Astragon, Praßa, Magdanos, Dill, spanischer Pfeffer u. s. w. Alle diese Erzeugnisse werden äußerst billig verkauft.

An Waldungen ist die Provinz Eriwan nicht sehr reich, indessen Abaran, Subagan, Daratschitschag, die Nordseite des Gogtschai, die obern Theile der Schluchten Garni und Wadi-Tschaiek, endlich der westliche Theil des großen Ararat sind holzreich genug für die Bedürfnisse der Einwohner mit Hülfe des Tisaks. Fichten gibt es gar nicht, dagegen Linden, Birken, Eichen, Nußbäume, wilde Aepfel- und Birnbäume u. s. w. Mit Gesträuchen aber sind beide Ufer des Araxes und alle unangebauten Gegenden bedeckt; die höher gelegenen mit Schlehdorn, Hagebutten und Jasmin, aus denen man schöne Pfeifenrohre macht; auf den Niederungen sieht man Weinreben und das Potaschgras, unter dem Namen Tscholgan bekannt, in welchem die Armen, statt die Seife zu gebrauchen, ihre baumwollene Wäsche auskochen. In der unfruchtbaren salzigen Steppe, die sich von dem nördlichen Fuße der beiden Ararat und von der Quelle der Karaßu bis Ach-Bel und Burolan, zwischen dem Araxes und den makinskischen Magals erstreckt, wächst ein Gesträuch, das ich sonst nirgends noch bemerkt habe. Seine Blätter gleichen denen des Weinstockes. Die Einwohner erzählten, diese Gesträuche hätten früher Weintrauben getragen, aus denen Noah den Wein gepreßt, von dem er sich berauschte. Am andern Tage habe er heftiges Kopfweh empfunden und den Weinstock verflucht, der seitdem unfruchtbar geworden sey. Das Gesträuch brennt sehr hell.

Noch muß ich eines Gewächses erwähnen, welches dem Süßholze sehr ähnlich ist, und in heißen und steinigen Gegenden häufig gefunden wird. Es erhebt sich nur einen Fuß hoch über die Erde und schlängelt sich auf derselben in dichten Kreisen fort, die mit langen Dornen bedeckt sind. Um die Hauptzweige dieses Krautes sammeln sich harzige Auswüchse von der Größe eines Hühnereies, welche an Weiße dem Gummi arabicum nicht nachstehen, und folglich dasselbe in den Seidenfabriken ersetzen könnten.

Vermischte Nachrichten.

Durch eine jener launigen Fügungen des Zufalls, die oft wie ein humoristisches Lächeln um das ernste Antlitz der Geschichte spielen, begab es sich jüngst, daß der König der Belgier an dem nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Antwerpen war, als die holländischen Prinzen sich in der dortigen Citadelle befanden. Um vier Uhr Nachmittags bestiegen der Prinz von Oranien und Prinz Friedrich ein Dampfschiff und fuhren an der Stadt vorbei; begrüßt von dem lauten Hurrah der Matrosen des holländischen Geschwaders in der Schelde. In demselben Augenblicke erschien auch König Leopold, der das Nordfort besuchen wollte, mit seinem Gefolge auf dem Quai, und so standen sich auf einmal ganz nahe zwei Menschen gegenüber, die vom Schicksale bestimmt scheinen, im Privat- wie im öffentlichen Leben Nebenbuhler zu seyn, um eine Gemahlin und eine Krone. Das Geschrei der beiden feindlichen Völker, dort der Holländer, hier der Belgier, die ihre Fürsten begrüßten, hallte längs der Schelde wieder, auf deren spiegelglatter Fläche das Dampfschiff majestätisch dahinzog, während die Quais von Menschen bedeckt waren, und die klare Sonne eines schönen Herbsttages die Scene eines so seltsamen Zusammentreffens beleuchtete.

•

Einige italienische Journale geben die Nachricht, im Innern von Afrika sey ein Thier gefunden worden, das, wenn es nicht anders in die Naturgeschichte der Chimären gehört, den Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreiche bilden würde. Dieses seltsame Wesen soll einer gefleckten Schlange ähnlich sehen. Es windet sich auf der Erde fort und hat an der Stelle des Kopfes eine glockenförmige Blume, die einen klebrigen Saft enthält. Mücken und andere Insekten von der Süßigkeit desselben angelockt kriechen in die Blume und bleiben dort kleben, dann schließt sich der Kelch so lange, bis die gefangenen Thierchen zermalmt und in Milchsaft verwandelt sind. Die unverdauten Theile, wie die Köpfe und Flügel der Insekten, werden unten durch zwei spiralförmige Gänge ausgestoßen. Diese Pflanzenschlange hat eine Haut wie von Blättern, ein weißes und weiches Fleisch, und statt der Knochen mit gelblichem Marke ausgefüllte Knorpel. Die Eingebornen halten sie für das leckerste Gericht.

•

Die Verwerfung der Reformbill durch das Oberhaus brachte bekanntlich unter der Bevölkerung von London die größte Aufregung hervor; auf der Straße bildeten sich große Volkshaufen, die ihre Gefühle für die Reformfreunde und wider die Reformgegner auf sprechende Weise an den Tag legten. Der Marquis von Cleveland, der sich so bereitwillig gezeigt hatte, sein unermeßliches Borougeigenthum auf den Altar des Vaterlands zu legen, wurde von dem Volke erkannt und mit enthusiastischem Freudengeschrei begleitet. Man hob ihn mit Gewalt von seinem Pferde und trug ihn auf den Schultern in das Oberhaus. Ein würdiger geistlicher Lord, der zwar versprochen hatte, seine Stimme der Bill zu geben, aber bei der Abstimmung nicht allein selbst dagegen stimmte, sondern auch eine ihm übertragene Stimme dagegen gab, fuhr mit einem Lohnkutscher in das Oberhaus und wollte diesen dann mit dem gewöhnlichen Fuhrlohn von 1 Sch. 5 Pence abfertigen; allein der radikale Kutscher sah ihn scheel an und schwor bei Diesem und Jenem, er wolle verdammt seyn, wenn er einen Bischof, und dazu noch ein Antireformer, für weniger als drei Schilling fahre. Der fromme Seelenhirt sah sich bald umringt von einem Haufen Leute, die sehr geneigt schienen, noch etwas mehr als der patriotische Fiaker zu verlangen, zahlte die drei Schillinge und machte sich aus dem Staube.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 298. 25 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

II.

Allgemeiner Charakter der Parteien in Polen. — Die legale und nationale legitime Partei. — Lubezki Haupt der einen, Lelewel Haupt der andern. — Zusammenkunft Lubezki's, Czartoryski's, Lelewel's und Ostrowski's mit Konstantin zu Wirzba. — Die Fürstin Lowicz. — Der Verwaltungsrath. — Provisorische Regierung. — Chlopizki, sein Leben und sein Charakter. — Moriz Mochnazki. — Die Romantiker. — Erste Diktatur. Mißvergnügen der Generale über die Politik des Diktators.

In einem durch seine Institutionen freien, aber seiner Unabhängigkeit beraubten Lande vereint der Haß gegen den gemeinschaftlichen Feind alle Parteien und verschmelzt die verschiedenen Meinungen der Einzelnen zu einem einmüthigen Gefühl, da den Parteien der Kampfplatz der Oeffentlichkeit fehlt, um sich gegenseitig anzugreifen oder zu beleuchten. Ist der gemeinschaftliche Feind vertrieben, so brechen alle Meinungen mit einem Male hervor, und es beginnt Verwirrung und Uneinigkeit. Die Anwendung der Ideen auf die Wirklichkeit erzeugt, selbst bei dem besten Willen und Patriotismus Aller, nicht selten arge Mißgriffe.

Dieß war auch der Fall in Polen nach dem 29 November. Die Einen, noch zitternd bei dem Anblick des Riesen, den man anzutasten gewagt hatte, sahen in dem gefallenen Schwertstreiche nur eine Thorheit der Jugend; die Andern voll Unwillen gegen die fremde Dienstbarkeit, und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und ihrer eigenen Kraft, stürzten sich mit glühendem Muthe, ja sogar mit Fanatismus, in den Strom der Revolution.

Gleich nach dem Abzuge Konstantins erhoben sich zwei Parteien, die eine die legale oder konstitutionelle, die sich auf die 1815 oktroyirte Karte stützen wollte, die andere die legitime oder revolutionäre wollte als Grundlage für die neue Ordnung der Dinge die Nationallegitimität, oder wenn man so will: das göttliche Recht der Nation, das durch zehn Jahrhunderte der polnischen Unabhängigkeit geheiligt war. Beide Parteien standen sich Anfangs keineswegs feindlich gegenüber; denn da sie stets mit bestem Willen und Gewissen handelten, waren sie in den Hauptprinzipien vollkommen einverstanden. Keine von beiden wollte in der Theilung Polens ein legitimes Verfahren anerkennen; allein die legale Partei wollte dabei innerhalb der von dem Wiener Kongresse ausgegangenen Verfassung stehen bleiben. Diese legale Partei, die sich bis zum 29 November nur leidend verhalten hatte, gehorchte der Gewalt des Stärkeren, der die Charte zerriß und war bloß auf ihre eigene Erhaltung bedacht.

Als der Czarewitsch aus dem Belvedere vertrieben war, und die konstitutionelle Ordnung bedroht wurde, schloß sie sich, treu ihrem angenommenen Systeme dem Kampfe nur an, um ihre eigene Existenz zu retten, die sie auf das Spiel gesetzt sah. Das Haupt dieser Partei war der von Kaiser Nikolaus vorzüglich begünstigte Fürst Lubezki, Finanzminister, der fast sein ganzes Leben in Rußland unter dem Kaiserreich zugebracht hatte; ein Mann von Talent und großer Thätigkeit, aber wenig mit den innern Verhältnissen Polens vertraut. An der Spitze der legitimen, nationalen und revolutionären Partei stand der Nuntius Lelewel, der Präsident der patriotischen Gesellschaft. *)

(Fortsetzung folgt.)

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Balladen der polynesischen Bevölkerung, die sich von Mund zu Mund forterbten, genossen ein gewisses klassisches Ansehen, wenn es Fragen über eine historische Begebenheit zu entscheiden galt. Die Zuverlässigkeit dieser öffentlichen Urkunden wurde dann zuweilen von kritischen Köpfen in Zweifel gestellt, und die angefochtenen Stellen auf der andern Seite mit großer Hitze verfochten, so daß

---

*) Die russische Partei übergehen wir hier mit Stillschweigen, da sie nur aus Einzelnen bestand, über die die öffentliche Meinung längst gerichtet hatte, und die bei dem neuen Gang der Ereignisse völlig in den Hintergrund geworfen wurden. Die vorzüglichsten dieser Partei waren der Graf Stanislas Zamoyski, Präsident des Senates, der gesetzwidrig zu dieser Stelle ernannt worden war; der Palatin Czarnezki, der General Rozniezki, der Chef der Spionerie, der General Graf Vincent Krasinski, einst Napoleons Günstling, die Generale Rauthenstrauch, Kossezki, und der Graf Stanislas Grabowski. Anm. d. Verf

sich daraus oft heftige Disputationen entspannen. Da sie keine andern Zeugnisse hatten, auf die sie sich berufen konnten, als mündliche Ueberlieferungen, so verwickelten sich die Parteien, die beiderseits einander Nichts als Traditionen entgegenstellen konnten, in weitläufige Streitigkeiten. Oft entschied dann eine Stelle aus einem ihrer Volkslieder oder geschichtlichen Gesänge. Noch vor unlängst stritten sich so zwei Parteien über einen Vorfall, der sich ereignete, während Kapitän Bligh in der Bai von Pepara im Jahre 1788 und 1789 verweilte. Die strittige Frage betraf den Verlust einer Ankerboye seines Schiffes; nachdem man darüber lange disputirt hatte, so brachte Derjenige, der die Sache behauptete, seinen Gegner durch folgende zwei Verse zum Schweigen, die in einer Ballade enthalten sind:

„O mea eia e Tareu eia
Eia te poito a Bligh."

d. h. „Solch ein Dieb und Tareu der Dieb,
Stahl die Boye des Bligh."

Das Lied, worauf man sich hier bezog, war ehedem wohl bekannt, und entschied den angefochtenen Punkt vollkommen wie es schien zur Zufriedenheit der Parteien. Viele historische Ereignisse finden sich auf diese Weise aufbewahrt, und die Gesänge davon waren unter dem Volke sehr beliebt. Die Thaten, die darin besungen wurden, kamen so zu Jedermanns Kenntniß und bildeten das wirksamste Mittel, geschichtliche Erinnerungen zu erhalten.

Von der freigebigen Hand der Natur reichlich mit Allem, was zu einem mühelosen Lebensgenusse gehört, ausgestattet, waren diese Inselvölker dem Vergnügen und den Belustigungen mit ganzer Seele ergeben. Ihre Feste überhaupt hießen Heiva; Reisende haben dieses Wort nur auf die Nationaltänze bezogen, die Eingebornen aber verstanden darunter alle ihre öffentlichen Ergötzlichkeiten und nannten so ihre Ringspiele heiva maona, ihre Boxerspiele heiva moto, ihre Flötenspiele heiva vivo, ihre Gesangspiele heiva ude, ihr Spiel mit fliegenden Drachen heiva haapee uo, ihr Bogenschießen heiva tea. Krieg, heidnischer Gottesdienst und Belustigungen dieser Art scheinen ehedem den größten Theil ihrer Aufmerksamkeit und Lebenszeit ausgefüllt zu haben. Ihre Spiele waren mannichfaltig, und wurden oft zu einer wichtigen Nationalangelegenheit. Doch scheint es nicht, daß sie mit diesen Spielen Wetten verbanden und Eigenthum von Werth daran setzten, wie es bei den Bewohnern der Sandwichinseln seit undenklichen Zeiten üblich war, vielmehr spielten sie allem Anscheine nach bloß zum Vergnügen.

Die Taupiti oder Oroa waren Volksversammlungen, bei denen Tausende der Inselbewohner beiderlei Geschlechts in ihrem schönsten Putze sich einfanden, um den Spielen beizuwohnen. Diese öffentlichen Unterhaltungen waren gewöhnlich mit einer religiösen Feierlichkeit verbunden, oder durch ein freudiges Ereigniß für die Nation veranlaßt. Die Rückkehr des Königs von einem Zuge, die Ankunft eines geehrten Gastes gaben stets Gelegenheit zu solchen Spielen, von denen der Ringkampf das beliebteste und gewöhnlichste war. Deßhalb hieß das Taupiti oft Taupiti maona Ringkampfversammlung. Eine große Menge von Speisen wurde dazu bereit gehalten, und bei dem Beginne des Festes an die verschiedenen Parteien vertheilt; erst nach dem Schmause ging es an die Spiele. Die Ringer eines Bezirkes forderten oft die eines andern heraus doch am häufigsten fanden diese Proben der Körperkraft und Gewandtheit zwischen den Einwohnern der verschiedenen Inseln statt, das Gefolge des Königs des Eilandes bildete dann eine Schaar und das seines Gastes die andere.

Diese, wie fast alle andern öffentlichen Vorgänge wurden nur unter Anrufung der Götter begonnen. Bevor der Ringkampf anging, begaben sich die Parteien zu dem Tempel des Götzenbildes, das sie besonders verehrten. Hier opferten sie dann gewöhnlich statt einer werthvolleren Gabe einen jungen Pisangbaum, und nachdem sie ihre Schutzgottheit um Schirm und Beistand angerufen, erschienen sie an dem Orte, wo die Zuschauer sich versammelt hatten. Gewöhnlich war dazu eine mit Rasen oder Kies des Seeufers bekleidete Stelle ausgewählt. Hier wurde ein Kreis von ungefähr dreißig Fuß im Durchmesser gebildet, dessen eine Hälfte von den Afenua, Einwohnern des Landes, die andere von den fremden Gästen eingenommen wurde. Die innerste Reihe saß auf dem Boden nieder, die übrigen standen hinter ihnen, jede Partei hatte ihre Musikanten bei sich, die aber so lange schwiegen, bis der Kampf begann. Sechs oder zehn Männer von jeder Seite traten auf einmal in den Ring, sie waren bloß mit dem Maro oder Leibgürtel bekleidet und hatten zuweilen ihre Glieder mit Oel gesalbt.

Der Ruf eines berühmten Ringers verbreitete sich gewöhnlich über alle Inseln, und wer sich als einen starken Ringer betrachtete und sich etwas auf seine Kraft und Gewandtheit zu Gute thun konnte, brannte vor Verlangen, sich mit einem würdigen Gegner zu messen. Wenn daher ein Häuptling erwartet wuede, in dessen Gefoige sich einige berühmte Ringer befanden, so schickten gewöhnlich die Leute des Oberhauptes, der das Fest gab, noch vor der Ankunft der Fremden Ausforderungen entgegen. War Dieß geschehen was man Tipurpur nannte, so ging der Kampf, sobald die Gegner in den Kreis getreten waeen, ohne alle weitern Voebereitungen vor sich. Hatte man aber nicht zum Voraus solche Einleitungen getroffen, so gingen die Ringer von der einen Partei rund im Kreise umher, den linken Arm gekrümmt, so daß die Hand auf die Brust zu liegen kam; dann gaben sie ihre Ausforderung zu erkennen, indem sie mit der rechten Hand mit aller Gewalt auf die linke und mit der linken an die Seite schlugen, was einen lauten Schall gab. Die Schläge auf den Arm fielen mit solcher Heftigkeit, daß nicht nur das Fleisch braun und blau geschlagen wurde, sondern oft auch das Blut hervorquoll.

Wurde die Ausforderung angenommen, so traten die Gegner einander nahe, und die höchste Spannung gab sich bei den Parteien kund, zu denen sie gehörten. Manchmal begannen einige zugleich den Kampf, häufiger nur ein Paar. Sie faßten sich bei den Schultern und boten nun alle Kraft und Geschicklichkeit auf, den Gegner zu Boden zu werfen; dieß war Alles, was man verlangte. Zwar balgten sie sich auch miteinander auf andere Weise, doch war Dieß den Spielregeln zufolge nicht nothwendig. Mape, ein starker, wiewohl mehr gewandter als großer Mann, der mich oft in meiner Wohnung zu Eimeo besuchte, war ein berühmter Ringer. Einst kämpfte er in der Volksversammlung mit einem großen und schwerfälligen Gegner; sie hatten sich um den Leib gefaßt, aber wieder losgelassen; als Mape ganz ruhig auf ihn losging, und statt, wie sein Gegner erwartete, den Arm auszustrecken, mit solcher Ge-

walt seinen Kopf gegen die Schläfe seines Antagonisten stieß, daß dieser der Länge nach auf den Boden stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Heerverfassung des sardinischen Reiches.

(Aus dem Bulletin der statistischen Gesellschaft in Frankreich.)

Das Militärsystem Piemonts, oder des Königreichs Sardinien, stimmt fast mit dem französischen überein. Durch seine Lage ist dieses Königreich vor jedem Ueberfalle geschützt; seine festen Plätze dienen ihm als Schildwachen und seine Gebirge als unübersteigliche Wälle. Das Festland desselben ist von der Schweiz, Frankreich und der Lombardei umgränzt; von Savoyen wird es durch eine Alpenkette getrennt, die sich gegen die Lombardie hin mit einer Kette der Apenninen vereinigt, wodurch es die Gestalt eines halbzirkelförmigen Bassins erhält. Piemont hat sechs Pässe, nach Savoyen hin den großen und kleinen St. Bernhard, und den Mont Cenis; nach der Schweiz den Simplon; nach Frankreich den Mont Genevre; und nach der Grafschaft Nizza und dem Meere den Col de Tende und die übrigen Pässe der Küsten von Genua und Corniche.

Die Bevölkerung des Festlandes von Sardinien kann man auf ungefähr 4.400.000 Seelen anschlagen; seine Einkünfte belaufen sich auf 66.284.000 Fr. und die Staatsschuld auf 156 Millionen Franken.

Das Militärgebiet der sardinischen Staaten ist in acht Militärdivisionen eingetheilt; die Hauptstädte derselben sind: Alexandrien, Coni, Genua, Nizza, Novara, Chamberry, Turin und Aosta. *)

Die Rekrutirung der Infanterie und Kavallerie geschieht durch freiwillige Stellungen und durch gezwungene Aushebungen aus den Altersklassen von 18 bis 30 Jahren, und die Dienstzeit ist auf acht Jahre ohne Unterbrechung festgesetzt. Die jährliche Stellung oder die Konscription beträgt 12.000 Mann.

Außer dieser Konscription findet noch eine jährliche Aushebung von Provinzialmilizen durch Ziehungen statt, an welcher die Altersklassen von 20 bis 32 Jahren Theil nehmen. Die Dienstzeit dieser Milizen ist 12 Jahre; sie sind dazu bestimmt, die Konscription und die Armee für den Kriegsfuß vollzählig zu machen; für diesen Fall finden doppelte Aushebungen statt, von denen bei der Infanterie die Rede seyn wird, und die Regimenter werden dann Brigaden genannt.

Die Kompagnien der Gardes du corps werden aus den wohlhabenderen Klassen rekrutirt und erhalten von ihren Eltern oder Verwandten einen jährlichen Zuschuß von 300 Fr.; die Schweizergarden werden in ihren Kantons, die Gardegrenadiere und Jäger aus der Linie und die königlichen Karabiniers mittelst freiwilliger Stellungen angeworben.

Die Artillerie wird durch Aushebungen und freiwillige Stellungen rekrutirt.

Das Bataillon der freien Jäger hat die Bestimmung die Mannschaft der verschiedenen Armeekorps, welche wegen Dienstvergehen verurtheilt ist, die Deserteurs und Widerspänstigen aufzunehmen. Gebesserte Soldaten und diejenigen, welche durch gute Aufführung sich empfehlen, bilden die Elitenkompagnie dieses Bataillons.

Das Avancement geht nach folgenden Bestimmungen vor sich. Die Gardes du corps müssen vier Jahre dienen, ehe sie das Patent als Unterlieutenants erhalten; nach vier Dienstjahren im ersten Grade können sie Lieutenants werden. In der Linie hängt das Avancement des Unteroffiziers von der Bestimmung der Korpskommandanten ab. Die Unterlieutenantsstellen werden durch die Zöglinge der Militärakademie, Kadetten, Gardes du corps und Unteroffiziere der Armee besetzt. Die Beförderung der Unterlieutenants zu Kapitäns geschieht nach dem Dienstalter, die zu den übrigen Graden aber nach Auswahl.

Die Beförderung der Unteroffiziers zu Unterlieutenants, welche von den Korpskommandanten abhängt, geschieht auch nach Willkür. Jeder ältere Unteroffizier, der sich durch Aufführung und lange Dienstzeit auszeichnet, hat, wenn er beim Avancement übergangen wurde, Anspruch auf den Posten eines Platzadjutanten, oder eines Junkers bei der Artillerie, oder beim Geniekorps.

*) Drei dieser Divisionen sind vom jetzigen König aufgelöst worden.

Der Sold der privilegirten Korps oder der Garden ist stärker als der der Linientruppen und zwar für die Offiziere um ein Viertheil, und für die Unteroffiziere und Gemeinen um ein Sechstheil.

Bei den königlichen Haustruppen haben die Offiziere der Kompagnien Staabsoffiziers- und Generalsrang und der gemeine Gardist den Rang eines Unteroffiziers. Diese Auszeichnung erstreckt sich nicht auf die Korps der königlichen Garde, welche in gleichem Rangverhältnisse mit den Linientruppen stehen.

Das Königreich Sardinien unterhält auf seinem Festlande, auf dem Friedensfuß, eine Armee von ungefähr 30.000 Mann; den Kriegsstand kann man auf ungefähr 60.000 Mann unter Waffen anschlagen, die Milizen ungerechnet.

Die stehende Armee wird in folgende drei Klassen getheilt: 1) Die Haustruppen des Königs, aus Infanterie und Kavallerie bestehend; 2) die königliche Garde, aus Infanterie allein bestehend; 3) die Linientruppen, aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und dem Geniekorps bestehend; hiezu kommt noch ein Generalstab, die Platzkommandos, ein Generalquartiermeisterstab und das Verwaltungspersonal; dieß sind die Bestandtheile, aus denen das Ganze der Armee zusammengesetzt ist.

(Schluß folgt.)

Statistische Skizze der Provinz Eriwan.

6. Das Mineralreich.

Unstreitig enthalten die riesigen Gebirge und deren mannichfaltige Zweige, welche die Provinz Eriwan umgürten, in ihrem unbekannten Schoße Schätze, die nur darauf harren, zu Tage gefördert zu werden. Ich erwähne hier nur diejenigen Mineralien, die mir auf meiner flüchtigen Reise durch diese Provinz aufstießen, deren chemischen Werth ich aber größtentheils nicht Zeit hatte zu untersuchen.

Unter den Mineralien von Eriwan ist das kulpinskische Steinsalz das wichtigste und bildet die Haupteinnahme der Provinz. An dem nordöstlichen Fuße des hohen Berges Takaltu, zwischen demselben und dem Araxes, erhebt sich ein kreisförmiger unfruchtbarer Hügel, von aschgrauer Farbe und von tiefen Rissen durchschnitten, dessen Grundlage ungefähr zwölf Werste im Umfange hat. In demselben befindet sich eine unerschöpfliche Ader von Steinsalz, welches in der ganzen transkaukasischen Gegend unter dem Namen des kupinskischen bekannt ist. An der Westseite dieses Hügels liegt das armenische Dorf Kulp, Gogp oder Kogp, *) dessen Einwohner sich ausschließlich mit dem Salzbrechen beschäftigen. Die Gruben öffnen sich alle nach dem Dorfe zu und gehen nicht in das Innere des Berges, sondern sind alle an dessen Außenseite als offene Galerien, von Säulen unterstützt, ausgehauen. Die Arbeit geschieht durch Maurerhämmer, mit denen man von den Salzmassen Tafeln absondert, welche gewöhnlich drei Viertelsarschinen lang, sechs Werschok breit, vier Werschok dick sind, und ungefähr sechs Batmans (11 Pud 32 Pfund) wiegen. Wenn die Tafel sich ringsum hinlänglich von der Salzmasse abgelöset hat, so schlägt der Arbeiter mit der Rückseite des Hammers in verschiedenen Richtungen auf die Tafel, die dann von selbst abfällt; ein gewandter Arbeiter kann in einem Tage 25 bis 32 solcher Tafeln abhauen; vier bilden das Gepäck für einen Ochsen und zwei und dreißig für eine Arbe (zweirädriger Karren). Zur Zeit des Sardors betrug die Einnahme jährlich vierzehntausend Rubel Silber. Eine Arbe Salz kostete an Ort Stelle 4 R. 45 K. Daß diese Salzgruben einen bedeutenden Ertrag abwerfen können, läßt sich aus folgenden Berechnungen schließen: Außer der Provinz Eriwan, deren Einwohnerzahl 22.000 Höfe beträgt, versorgt dieser Salzbruch noch die Distanzen Schuragel, Bombak, Bortschalin, Kasach und Schamsadil, einen Theil der Provinz Jelisawatpol und Karabag, Kartalinien, Kachetien und Kisich, einen Theil von Dagestan und Tschetschni, ganz Ossetien und die östlichen Kreise Imeretiens. In allen diesen Kreisen kann man 120.000 Höfe rechnen, wozu noch die russischen Truppen und Civilbeamten kommen. Für jeden Hof darf man zwei Tafeln jährlich annehmen.

*) Diese drei Worte bilden einen und denselben Namen nach einer besondern Eigenheit der armenischen Sprache. Die Armenier sprechen den Buchstaben L wie G aus, z. B. statt Alexander sagen sie Agesander, statt Paul Pozos, statt Elisabeth Egisabet u. s. w.

ein Verhältniß, das um so mäßiger ist, als man hier noch das Salz zur Bereitung von Butter und Käse, zum Einsalzen der Fische des Gogtschai und zum Viehfutter nicht mit rechnet. Wenn man also eine halbe Ochsentracht auf jede Familie jährlich rechnet, so gibt Dieß jährlich sechzigtausend Ochsentrachten Salz. — Ferner: In dem Dorfe Kulp sind 175 Gesinde oder Höfe mit 589 männlichen und 538 weiblichen, folglich mit 1127 Bewohnern. Die Zahl der Männer von 15 bis 60 Jahren, die sich mit dem Salzbruche beschäftigt, beträgt 550; rechnet man aber hievon auch nur den dritten Theil, und nimmt man an, daß jeder von ihnen sich nur sechs Monate mit dem Salzbruche beschäftigt, und im Durchschnitte täglich zehn Tafeln bricht, so gibt sich die mäßige Berechnung von 828,200 Ochsentrachten.

Salz wird auch auf dem nordöstlichen Theile des grossen Ararat gefunden. Dort findet sich bei dem Dorfe Tasch-Burun ein See, der ungefähr fünfhundert Schritte im Umfange hat, und dessen Oberfläche im Sommer auf zwei und mehr Finger dick mit weißem Salze bedeckt wird, das jedoch einen bittern Geschmack hat. Auch an Salpeter hat die Provinz Ueberfluß; die Ufer des Araxes und der Karaßu sind damit bedeckt. Am großen Ararat bei dem Dorfe Achura ist die Erde stark mit Alaun gesättigt.

Auf dem Gipfel des Alages, aus den höchsten, unzugänglichen, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, fließt Schwefel in der Form von Zapfen, welche die Einwohner dadurch erlangen, daß sie mit Kugeln darnach schießen. Dieser Schwefel ist zuweilen so durchsichtig wie Bernstein. Eine andere, aber schlechtere Art wird dort auch aus der Erde gegraben.

In dem Magal von Daratschitschag, in dem Schoße des Hauptzweiges der Berge Bombach, in der Nähe der Quellen des Flusses Mischan, sind Kupferminen mit Spuren von Gold und Silber. Unter persischer Herrschaft wurden diese Bergwerke von Griechen bearbeitet; aber der Sardar wagte es nicht, den Bergbau ganz einzurichten, aus Furcht, der Schach möge erfahren, daß er Goldminen besitze, und ihm deßhalb einen größern Tribut auflegen.

Auch Adern von Marmor und Alabaster findet man, und zehn Werste westlich von Alt-Talün, auf dem Wege nach Gadschi-Bairambin, ist eine Schlucht voll durchsichtiger verschiedenfarbiger Steine, die dem Topas sehr gleichen. Einen eben solchen Stein, jedoch dunkler, findet man ungefähr dreißig Werste von Eriwan, wenn man am linken Ufer des Flusses Sangi hinaufgeht; hier ist gleichsam ein ganzer Glasberg. — Am Gogtschai ist der Berg Altun-Tocht mit Bimsstein und die Ufer des Sees mit guten Schleifsteinen bedeckt. Nach Aussage eines Anführers der Karapapachzen, die im Daratschitschagthale wohnen, befindet sich dort unweit des Dorfes Randamal (der alten armenischen Stadt Getsirora) eine Steinkohlengrube; ich hatte jedoch nicht Zeit, dieß zu untersuchen. — Endlich findet man hier Thon von allen Arten und Farben; die ganze Provinz ist davon erfüllt. Bei dem armenischen Dorfe Poroker findet sich ein sehr weißer, weicher und wahrscheinlich zum Porzellan tauglicher Thon.

* * *

Diese kurze Uebersicht enthält nur die bekanntesten Gegenstände für politische Oekonomie und Landwirthschaft. Aber welch ein großes Feld bietet die Provinz Eriwan den Wissenschaften dar, und welche kostbaren Entdeckungen erwarten hier die Botaniker, Mineralogen und Naturforscher! Auch in klassischer Beziehung ist dieses Land von hoher Wichtigkeit. Hier ist der alte Misis (der alte Name des Ararats, der Berg des alten Testaments, dessen Gipfel tief in den Wolken verborgen seit Vater Noah von keinem sterblichen Fuße betreten wurde. *) Hier finden sich viele Ortschaften mit Namen, die auf jene testamentarische Mythe Bezug haben, wie das Dorf Arg-urü (wörtlich: er pflanzte den Weinstock), dessen kleiner Bezirk Ar-noi-jot (liegend bei Noah's Fuß) heißt. Unweit davon liegt Nachitschewan (das erste Herabsteigen) u. s. w. Wie viele Denkmäler der grauesten Vorzeit finden sich in der Provinz Eriwan und den angränzenden Bezirken. Dort sieht man die Ruinen der Städte Armawir, Karni, Karpi, Erowantaschad, Erowantagird, Talün, Duwin; Ardaschar, Gertscharor, Awan, genannt Jog-Kagak, Kurgan u. s. w. Dort ist Etschmiadsin (das Herabsteigen des eingebornen Sohnes), wo die christliche Glaubenskirche auf die Stelle eines alten Dianentempels erbaut wurde, daher die ehemals hier gestandene Stadt Ardimet-Kagat (Dianens Stadt) hieß. Kostbare Entdeckungen zur Aufhellung der Geschichte können vielleicht gemacht werden in den Archiven des Klosters, in den Inschriften der Kirchen zu St. Jakob, Dsanaßar, Chor-Wirab, der Klöster zu Mognin, Joannawan, Esagmoßawan, Kegart, und an vielen andern alten Kirchen und Grabmälern. Doch nicht lange mehr darf mit der Sammlung dieser letzten Spuren des Alterthums gezögert werden, bald werden sie völlig verlöschen, und der Unbild der Zeiten und Menschen erliegen.

*) Dem Verfasser scheint unbekannt geblieben zu seyn, daß Professor Parrot den Ararat erstiegen haben will.

Vermischte Nachrichten.

Die Missionsberichte aus den Südseeinseln sprechen sehr vortheilhaft von den Fortschritten der Civilisation der dortigen Eingebornen. Obgleich seit Jahrhunderten auf ihrem Archipel von jeder Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten und jedes Zuflusses von Kenntnissen beraubt, durch den die anderen Nationen sich gegenseitig in der Bildung fördern, stehen die Inselbewohner der Südsee doch keineswegs an geistigen Anlagen und Fähigkeiten hinter irgend einem Volke der Welt zurück. Als Beleg hiezu geben die „Polynesian Researches von Ellis“ folgende Thatsache: Bei einer öffentlichen Gelegenheit besprach sich eine Anzahl Einwohner der Insel Raiatea im Jahre 1825 über die Weisheit Gottes, die ihnen zwar, wie sie sagten, so lange verborgen geblieben sey, aber doch in allen sichtbaren Dingen walte. Bei dieser Bemerkung streckte ein ehrwürdiger, grauhaariger Mann, der vor seiner Bekehrung ein Zauberer oder Priester des bösen Geistes gewesen war, seine Hand aus und sagte, indem er die Glieder seines Leibes betrachtete: „Hier ist die Weisheit Gottes deutlich genug ausgesprochen. Von den Zehen bis zu meinen Fingerspitzen ist Alles gelenkig. Dieser Finger hat seine Gelenke und beugt sich, wenn ich will; dieser Arm hat seine Gelenke, er streckt sich aus, wenn ich will; mit Hülfe dieser Gelenke tragen mich meine Beine, wohin ich will, und mein Mund zermalmt durch seine Gelenke meine Speise. Verkündigt nicht Alles dieß die Weisheit Gottes?“ „Daß ihre Fähigkeiten,“ bemerkt hiezu Ellis, „nicht schwächer sind als die anderer Menschen, hat sich vorzüglich seit Einführung der Schulen und der Buchstaben erwiesen. Nicht allein die Kinder und jungen Leute lernten lesen, schreiben und rechnen (zu letzterem haben sie eine besondere Vorliebe und Geschicklichkeit, wie sie denn schon vor Ankunft der Europäer ein sehr ausgedehntes Zahlensystem besaßen), sondern auch der Unterricht der Erwachsenen, der in andern Ländern so schwierig und mühsam ist, ging hier ungemein leicht von Statten. Männer von dreißig und vierzig Jahren lernten in zwölf Monaten fertig im neuen Testamente lesen und manche derselben prägten große Stellen und sogar ganze Bücher mit unglaublicher Leichtigkeit ihrem Gedächtnisse ein. Man rechnet mehr als zehntausend Menschen, die die heilige Schrift zu lesen gelernt haben und fast eben so viele können schreiben oder besuchen noch die Schulen.“

*

Während die Sache Polens die nächsten Nachbarvölker nicht rühren konnte, findet ihr rührendes Schicksal selbst jenseits des atlantischen Ozeans Theilnahme und Hülfleistung. In einer Bürgerversammlung zu Neu-York wurde eine Adresse vorgelesen, die von den zu Paris sich aufhaltenden Amerikanern in Betreff Polens an ihre dortigen Landsleute ergangen war. Es wurde sogleich ein Komité ernannt mit dem Auftrage, diese Angelegenheit in Berathung zu ziehen. Die erste Subscription ergab nicht weniger als zwanzigtausend Franken, die bereits dem General Lafayette übergeben worden sind. Das diese Summe begleitende Schreiben, so wie alle bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden sind voll der edelmüthigsten Sympathie für das tapfere und unglückliche Volk der Polen. Andere Komités zu Gunsten der Polen bildeten sich in allen Theilen der Vereinigten Staaten. In der an Lafayette gerichteten Zuschrift heißt es: „Wir haben das volle Vertrauen, daß die tapfern Polen in ihrem ungleichen Kampfe siegen und sich als selbstständiges Volk wieder erheben werden; wenn aber die Rathschlüsse der Vorsehung ihre Niederlage verhängen sollten, so möge das polnische Komité in einem solchen Falle (den jedoch Gott verhüten möge!) unsre Beisteuer zur Unterstützung der ausgewanderten und vertriebenen Polen verwenden.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 299. 26 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Tiefe Aufmerksamkeit und Stille herrschte, so lange der Kampf währte; so bald aber einer zu Boden geworfen wurde, veränderte sich augenblicklich die ganze Scene. Kaum lag der Besiegte in dem Sand gestreckt, so erhoben die Freunde des Siegers ein jubelndes Geschrei; ihre Trommeln wurden gerührt, die Weiber erhoben sich und tanzten im Triumph um den Ueberwundenen und sangen Spott- und Trotzlieder auf die gegnerische Partei. Diese selbst blieb aber keineswegs schweigender Zuschauer, sondern erhob auf der Stelle das betäubendste Getümmel, das sich denken läßt, theils zu Ehren ihres Klans oder Stammes, hauptsächlich aber um den Triumph der Sieger zu übertäuben. Man kann sich vielleicht kaum einen Begriff von dem Schauspiele machen, das eines ihrer Taupiti oder großen Ringspiele dargeboten haben mußte; nicht weniger als vier bis fünftausend Personen waren in ihrem schönsten Putze versammelt, in aller erdenklichen Mannichfaltigkeit von Trachten und Farben schimmernd, und nun denke man sich diese ganze Volksmasse in höchster Aufregung und Bewegung; die eine Hälfte trommelnd, tanzend und singend zum Preise des Siegers und zur Verachtung des Ueberwundenen; während die andere Hälfte, um das Getümmel und die Verwirrung zu vermehren, gleichfalls aus voller Kehle die Vorzüge ihres gefallenen Gefährten herausstrich, oder dem Sieger ein baldiges Ende seiner Siegesfreude androhte.

Wie groß aber auch immer dieser babylonische Stimmenwirrwarr seyn mochte, so bald ein neues Paar den Kampf antrat, verstummten die Trommeln, die Gesänge wurden unterbrochen, und die Tänzer setzten sich wieder nieder. Das tiefste Schweigen trat wieder ein, und mit gespanntester Aufmerksamkeit blickte die ganze Versammlung auf den Ausgang des neuen Kampfes. Befand sich ein Taio oder Freund des Ueberwundenen in dem Kreise der Zuschauer, so erhob er sich gewöhnlich, die Schmach zu rächen, und forderte den Sieger heraus, der sogleich wieder in den Ring hervortrat, was für sehr ehrenvoll galt, oder an seinem Platze stehen blieb, und eine neue Ausforderung erwartete. Zog er sich zurück, so traten zwei frische Kämpfer ein, und jedesmal wiederholte sich derselbe Siegesjubel auf der einen, und dasselbe Getümmel auf der andern Seite beim Ausgang des Gefechtes. War das ganze Spiel vorüber, so zogen die Kämpfer abermals in die Tempel, und opferten den Göttern des Spieles als Zeichen ihrer Dankbarkeit junge Pisangbäume.

Es leben noch jetzt Männer, die in den Tagen des Heidenthumes als gefeierte Ringer auf allen Inseln bekannt waren; unter diesen ist Fennapeho, der kühne Häuptling von Tahaa, vielleicht der berühmteste. Er ist nicht von großer Gestalt, aber breit, stämmig und sehnig gebaut, und zu solchen Kampfspielen wie geschaffen.

Obgleich das Ringen gewöhnlich nur von Männern geübt wurde, so waren doch auch die Weiber nicht davon ausgeschlossen. Oft kämpften die Weiber, wenn der Männerkampf vorüber war, im Ringen miteinander, oft sogar Weiber mit Männern, die nicht als besondere Ringmeister bekannt waren. Personen von höchstem Range traten in diesen Wettkämpfen auf, und die Schwester der Königin der Sandwichinseln sah man einmal in der gewöhnlichen Ringertracht, ganz mit Sand überdeckt in der Mitte einer Versammlung von vielen tausend Menschen mit einem jungen Häuptling ringen.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach der Insurrektion hielt sich der Verwaltungsrath, eine konstitutionelle Autorität, die in Abwesenheit des Königs mit der obersten Leitung der Verwaltung beauftragt war, mitten in der allgemeinen Gefahr für stark genug, in einem höchst gebieterischen Tone eine Proklamation an das Volk zu erlassen. Allein da sich diese Behörde von allen Seiten verlassen sah, so entfernte sie auf Anrathen Lubezki's aus ihrer Mitte alle Personen, die bei dem Volke übel angeschrieben waren, und ersetzte dieselben durch Mitglieder des Senats und der Landbotenkammer, die durch ihren Patriotismus des öffentlichen Wohlwollens genossen; unter den Landboten befanden sich Lelewel und Wladislas Ostrowski. Dieß war der Erfolg des ersten Zusammenstoßes der legalen und legitimen Partei.

Die patriotische Gesellschaft verlangte hierauf von dem Administrationsrathe eine Absendung von Truppen, um die Russen zu ent-

waffnen, den Czarewitsch gefangen zu nehmen und mit Niemand als dem Könige selbst in Unterhandlung zu treten. Man sah sich genöthigt, zwei von derselben Gesellschaft vorgeschlagene Mitglieder mit berathender Stimme in den Verwaltungsrath aufzunehmen; es waren Dieß zwei Männer von Herz und Kopf, die beide unter der Regierung des Czarewitsch grausam gelitten hatten: der eine der Advokat Xaver Bronikowski, der andere der Zeitungsschreiber Moriz Mochnazki, ein Mann von überspannten Ansichten, auf den Lelewel allein durch sein Alter, seine Kaltblütigkeit und sein literarisches Ansehen einigen Einfluß auszuüben vermochte. Ein neues Opfer, das dem Prinzip der Legalität gebracht wurde, war die Absendung einer Deputation des Rathes (am 2 Dezember) an den Czarewitsch, der sich damals mit siebentausend Mann russischer Garden im Dorfe Wirzba, zwei Meilen von der Hauptstadt befand. Die Abgeordneten waren Lubezki, Czartoryski, Lelewel und Wladislas Ostrowski.

Zu Wirzba fanden sie den Czarewitsch gebeugt und freundlich, wie er noch drei Tage zuvor grausam und hochfahrend gewesen war. Lubezki suchte die Beweggründe der Insurrektion und die Schritte des Verwaltungsrathes zu rechtfertigen, dessen erste Pflicht es gewesen sey, über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen. Ostrowski wiederholte die Worte, die er auf dem letzten Reichstage freilich unter ganz andern Verhältnissen dem Czarewitsch zugerufen hatte: „Wehe den Fürsten, welche die Völker an die Verletzung der Gesetze gewöhnen.“ Czartoryski sprach in gleichem Sinne mit Lubezki. Der Czarewitsch antwortete mit Ruhe; er beklagte sich über den gewaltthätigen Einbruch in sein Schloß Belvedere und erzählte einige rührende Anekdoten von der aufopfernden Treue seines russischen Gefolges, von dem Einer, um seinen Herrn zu retten, aus dem zweiten Stockwerke herabsprang, und auf der Stelle todt blieb.

Die Fürstin Lowicz, die Gemahlin des Czarewitsch,*) machte Lubezki die lebhaftesten Vorwürfe, indem sie ihn an die Wohlthaten erinnerte, deren er sich von dem Könige zu erfreuen hatte, und von ihrem Schmerze fortgerissen rief sie aus, mit der Hand auf Lelewel deutend: „Er, der euer ganzes Vertrauen besitzt, er ist die Ursache an allem diesem Unglück.“ Ein leichtes Lächeln auf dem Gesichte Lelewel's erinnerte sie, mit Wem sie sprach; sie nahm seine Hand und bat ihn um Vergebung wegen ihrer Heftigkeit. „Ich beschwöre Sie, fuhr sie zu Ostrowski gewendet fort, leiten sie das Ungewitter von unserm Vaterlande ab; Sie allein besitzen das Vertrauen des Volkes.“ Die Deputation verlangte die Zurückgabe Lithauens und der übrigen Provinzen an das Königreich Polen, die auf allen Reichstagen vergebens gefordert worden war. „Gewalt,“ sagte Ostrowski, „kann nur durch Gewalt zurückgewiesen werden.“

Der Großfürst willigte ein, sich mit seinen Truppen auf das russische Gebiet zurück zu ziehen. „Was Lithauen betrifft,“ sagte er, „so bin ich von meinem Bruder mit keiner Vollmacht versehen, darüber zu unterhandeln.“ Uebrigens versprach er zuletzt noch sich für die Schuldigen zu verwenden. „Es gibt keine solchen mehr,“ erwiederte Ostrowski stolz. Diese Unterredung dauerte fünf Stunden.

Lubezki entwickelte während der ersten drei Tage die größte Thätigkeit, ohne Zweifel in der Hoffnung, die legale Ordnung der Dinge aufrecht erhalten, und die Revolution noch ersticken zu können. Seit der Zusammenkunft mit dem Czarewitsch schien zwar sein Eifer ziemlich erkaltet, allein er übte doch noch immer Einfluß auf die Beschlüsse der Regierung aus. Dem Volke verdächtig, das in ihm nur den Günstling Nicolaus erblickte, und als Urheber der Finanzgesetze, die der Charte so zuwider liefen, verdankte er sein noch übriges Ansehen nur den Bemühungen Lelewels. Letzterer, in der Absicht die ganze Bevölkerung für die Revolution zu gewinnen, unterstützte mit all seinem Einflusse die Aufrechthaltung der legalen Ordnung, die seiner Ansicht nach allein im Stande war, die Entwicklung des Nationalgeistes zu beschleunigen. Er vertheidigte Lubezki in den Journalen und in der patriotischen Gesellschaft, und seinerseits war Lubezki überzeugt, daß die Aufnahme Lelewels in den Administrationsrath allein der Regierung den Gehorsam des Volkes sichere. Beide reichten sich demnach die Hände, um den Strom der Revolution nicht gewaltsam die legale Bahn überschreiten zu lassen.

Die patriotische Gesellschaft bestand großentheils aus der Jugend Lithauens, des preußischen und österreichischen Polens. Die Klubs erhoben laut ihre Stimme für die Wiederherstellung und Unabhängigkeit des ganzen alten Polens. Lelewel erinnerte sie dagegen, daß der Reichstag allein die einzige und legitime Repräsentation der Nation bilde, und daß nur ihm das Recht zustehe, über diese Frage zu entscheiden. Er ermahnte seine Freunde, das Prinzip der Nichtintervention, das von der europäischen Diplomatie ausgesprochen worden sey, zu achten.

Mit einem nahen Sturze bedroht, legte inzwischen der Verwaltungsrath einen Augenblick seine Gewalt in die Hand des vollziehenden Comité's nieder, und erklärte sich selbst, als dieses am 4 Dezember gestürzt wurde, für aufgelöst, nachdem er zuvor eine provisorische Regierung ernannt hatte, die aus den Senatoren Czartoryski, Pac, Kochanowski, Dembowski und den Landboten Lelewel und Wladislas Ostrowski zusammengesetzt war. Allein nicht der ganze Verwaltungsrath konnte sich entschließen, die Akte zu unterzeichnen, die das neue Gouvernement einsetzte; Lubezki, und besonders Mosstowski verweigerten förmlich ihre Unterschrift. Die Mitglieder der neuen Regierung waren daher gezwungen, sich selbst zu konstituiren. So ging die Legalität von der konstitutionellen Gewalt auf Männer über, die von ihr selbst ernannt worden waren.

In diesem Augenblick trat der General Chlopizki auf die

*) Die Fürstin von Lowicz war eine herrliche Frau, voll Anmuth und Schönheit, und wußte selbst einem Manne von Konstantin's Charakter Milde und zärtliche Gefühle einzuflößen. An ihrer Seite war er nicht mehr derselbe Mensch; heiter und zutraulich ließ er vor ihr nie von seinem ungestümen Jähzorn andere Zeichen blicken, als die auf seinem Gesichte ausgedrückt lagen. „Konstantin,“ pflegte sie zu sagen, „beruhigen Sie sich; der Gedanke muß stets der That vorangehen, und bei ihnen geht die That stets dem Gedanken voran.“ Die Fürstin war eine geborene Polin, und man tadelte sie, daß sie ihre hohe Stellung nicht besser benützt habe, um das Loos ihres Vaterlandes zu lindern; vielleicht stand es nicht in ihrer Macht das Gute zu thun wie sie es wünschte; jedenfalls ist es sicher, daß es nie eine gefühlvollere Seele gab als die ihre. Eine Gefangene in dem prachtvollen Schlosse von Belvedere, kam sie nur wenig mit ihren Landsleuten in Berührung, sie stand einsam da im Glanze ihrer Größe. Anm. des Verf.

politische Schaubühne. Berühmt durch seine Unerschrockenheit unter den Fahnen des französischen Kaiserreiches und von Marschall Soult mit Recht der Tapferste unter den Tapfern genannt, besaß er eben so sehr die Achtung des ganzen polnischen Heeres, als ihn der Haß des Czarewitsch verfolgte. Durch diesen gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, *) hatte er bis jetzt mit einem bescheidenen Vermögen, das eben für seine Bedürfnisse hinreichte, in tiefer Zurückgezogenheit gelebt. Bei dem Ausbruche der Revolution beeilte sich das Volk, das die Charakterfestigkeit des Generals bewunderte, ihn noch mitten unter dem Kampfe zum Oberbefehlshaber des Heeres auszurufen, und der Verwaltungsrath zögerte nicht, ihn in dieser Eigenschaft zu bestätigen. Obgleich so der Name Chlopizki im Munde des Volkes und des Heeres wiederhallte, so war doch der General am ganzen 30 November unsichtbar gewesen, und der Verwaltungsrath sah sich genöthigt, an seiner Stelle einen alten General und Senator, den Woywoden Ludwig Pac zu ernennen, der in seiner Abwesenheit das Heer befehligen sollte. Dieses sonderbare Verhalten Chlopizki's erregte zwar Erstaunen, änderte aber nichts in den Gesinnungen gegen ihn. Erst am zweiten Tage nach der Insurrektion stellte sich der General an die Spitze des Heeres, und wurde mit einstimmigem Freuderuf als Oberfeldherr begrüßt. Chlopizki versäumte anfangs nicht in seiner neuen Stellung kräftig aufzutreten. Kaum hatte die provisorische Regierung sich zum Oberhaupte des Staates erklärt, als er in den Sitzungssaal derselben trat, und sich über die Zuchtlosigkeit des Heeres, und das Geschrei der Klubisten, vorzüglich der patriotischen Gesellschaft bitter beklagte; er legte seinen Oberbefehl nieder und sprach mit solcher Hitze, daß er von einem Schlaganfalle gerührt wurde. Man trug ihn in's Vorzimmer, und ließ ihm sogleich zur Ader.

Dieser Vorfall hatte das öffentliche Mitleid zu seinen Gunsten aufgeregt, und man fing an den Verlust eines so ausgezeichneten Feldherrn zu fürchten. Die Studenten der Universität, ein großer Theil des Heeres und überhaupt die öffentliche Meinung waren für ihn. Man verfolgte Alle, die gegen ihn ihre Stimme zu erheben wagten, vorzüglich den Moritz Mochnazki, der einen Augenblick in dem Verwaltungsrathe seinen Sitz genommen hatte. Man wollte ihn erschießen, und als er dennoch im Klub es wagte, Chlopizki mit dem Namen eines Verräthers zu belegen, glaubte er nicht anders, als im nächsten Augenblicke von der Versammlung in Stücke gehauen zu werden. Nur Ludezki dankte er sein Leben, der ihn in einem Gemache, das an den Sitzungssaal der provisorischen Regierung stieß, verbarg.

Hier blieb er die ersten Tage der Gefahr über eingeschlossen, und wurde mit den Schüsseln gespeist, die ihm der Günstling des Kaisers Nikolaus von seiner Tafel sendete. Als Oberhaupt der deutsch-philosophischen Schule, hatte Mochnazki einen heftigen Gegner an dem Professor Lach-Szyrma, dem Oberhaupte der schottischen Schule; letzterer führte in der Revolution die Studenten an, und wollte Mochnazki durch ein aus allen Studenten, die den Lizentiatengrad des Rechts besaßen, gebildetes Kriegsgericht zum Tode verurtheilt wissen; er war in vollem Ernste überzeugt, daß ein Feind des eklektisch-schottischen Systems, der die Ideen seines Absolutismus in die Politik zu übertragen geneigt sey, ein sehr gefährlicher Bürger seyn müsse.

(Schluß folgt.)

*) Die Veranlassung hiezu wird folgendermaßen erzählt. Bekanntlich hatte die polnische Armee unter dem Großfürsten Konstantin alle Drangsale sklavisch pedantischer Paradespielerei zu erdulden, wodurch Männer, die den Krieg unter dem größten Feldherrn der neuern Zeit gelernt hatten, empört werden mußten. Die Infanterie war geschnürt, daß sie sich nicht regen konnte, die Kavallerie mußte ihre Pferde förmlich frisiren, und die Kronen sogar rasiren, wie geplagt die Truppen in Warschau mit Exerziren u. dgl. waren, ist aus dem Artikel: Polen unter russischer Herrschaft zur Genüge zu ersehen. Aus diesem sind uns auch die Paraden auf dem sächsischen Platze bekannt. Eines Tages wendete sich hier der Czarewitsch von seinen glänzenden Leibgarden gegen das Regiment Chlopizki's und rief voll Wuth: „General, Ihre Truppen sind eine Schande für die Armee, Offiziere, Soldaten, Pferde. Alles ist schlecht; sie sind nicht würdig unter meinem Heere zu stehen." — „Eure kaiserliche Hoheit haben Recht," erwiederte Chlopizki, indem er abstieg, und seinen Degen zu Konstantin's Füßen niederlegte: „Wir sind nicht gemacht, unter Ihren Truppen zu stehen; denn wir lernten den Krieg nicht auf dem sächsischen Platze."

Anm. d. R.

Heerverfassung des sardinischen Reiches.

(Schluß.)

Diese verschiedenen Bestandtheile sind nach Landesverordnungen organisirt worden und bestehen aus folgenden Gliedern: der Generalstab aus 8 Generallieutenants und 21 Generalmajors; die Platzkommandos aus 3 Generalmajors, 40 Obristen, 24 Obristlieutenants, 54 Majors und 40 Kapitäns; der Generalquartiermeisterstab aus 1 Generalquartiermeister, 1 Obrist, 1 Obristlieutenant, 1 Major, 8 Kapitäns, 16 Lieutenants; die Verwaltung besteht aus dem Auditoriat und Kommissariat; das Auditoriat hat 12 General- und Divisionsauditeurs, 2 Fiskaladvokaten und Gehülfen, 9 Divisionsgreffiers; das Kommissariat besteht aus 2 Intendanten, 9 Ordonnateurs, 24 Kommissärs und 50 Unterkommissärs.

Von den 8 Generallieutenants sind 3 bei den Gardes du corps und 5 bei den Militärdivisionen angestellt; von den Generalmajors 4 bei den Gardes du Corps, 19 bei den Militärdivisionen, 2 bei den Schulen und 1 als Inspektor der Karabiniers.

Die bei den Platzkommandos angestellten Offiziere sind in 66 Festungen und Städten des Landes vertheilt; der Generalquartiermeisterstab beschäftigt sich in Friedenszeiten mit topographischen Arbeiten und Gränzberichtigungen.

Die königlichen Haustruppen bestehen aus 4 Kompagnien Garde du Corps, 4 Schweizer und 2 Kompagnien Thürhütern (garde de la porte), welche sämmtlich unter einem eigenen Stabe stehen. Der Stand dieser Kompagnien ist 485 Mann, die Offiziere eingerechnet; nämlich: 177 Gardes du Corps, den Stab einbegriffen; 100 Schweizergarden und 208 Thürhüter. Die Schweizergarde zu Fuß besteht aus Nationalschweizern und wird von 1 Kapitän, 1 Lieutenant und Fähndrich befehligt.

Die Infanterie der königlichen Garde besteht aus einer Brigade (oder Regiment) Grenadieren und einem Regiment Jägern zu Fuß. Die Organisation dieser Grenadiere ist dieselbe wie bei der übrigen Infanterie; das Jägerregiment besteht ebenfalls aus 2 Bataillonen, zu 7 Kompagnien jedes; die Elitenkompagnie wird durch den Namen Carabiniers bezeichnet, und die Zusammensetzung des Stabs ist dieselbe wie bei der Linieninfanterie.

Die königliche Garde zählt, die Offiziers einbegriffen, einen Stand von 1450 Mann.

Die Infanterie besteht aus 9 Linienregimentern, 6 Bataillonen Jägern und 2 Garnisonsbataillonen. Die neue Zusammensetzung der Infanteriekorps wurde durch eine Ordonnanz vom 19 August 1821 festgesetzt.

Jedes der 9 Linienregimenter hat auf dem Friedensfuß 2, auf den

Kriegsfuß aber 4 Bataillons. Jedes Bataillon hat seinen besondern Stab und besteht aus 7 Kompagnien. Der Friedensstand jedes Bataillons ist 900 und 450 mobile Mannschaft, zusammen also 1350 Mann. In Kriegszeiten wird dieser Stand auf 4500 gebracht, was also, der erwähnten Verdopplung zufolge, für 2 Bataillons 2026 Mann ausmacht. Die Regimenter werden dann Brigaden genannt und alle überzähligen Dienstgrade treten in die Wirklichkeit.

Die Gesammtzahl der Infanterie, die Garnisonsbataillone eingerechnet, beträgt auf dem Friedensfuß 18,106 Mann, nämlich: 9 Linienregimenter mit 587 Offizieren und 12,014 Unteroffizieren und Gemeinen; 6 Jägerbataillone mit 129 Offizieren und 4008 Unteroffizieren und Gemeinen; 2 Garnisonsbataillone mit 56 Offizieren und 1632 Unteroffizieren und Gemeinen.

Die Kavallerie bleibt auch in Kriegszeiten auf dem Friedensstand, der dann nur vollzählig gemacht wird. Sie besteht aus 4 Regimentern, das Korps der königlichen Carabiniere nicht mitgerechnet, nämlich: 1 Linien-Kavallerie-, 1 Dragoner- und 2 Chevauxlegers-Regimenter. Jedes derselben hat 8 Eskadronen oder 4 Divisionen.

Den Verordnungen zufolge muß der Effektivstand jedes Kavallerieregiments, die Offiziere eingerechnet, 832 Mann betragen, folglich bestehen sämmtliche 4 Regimenter aus 3328 Mann, nämlich: 1 Linien-Kavallerieregiment mit 40 Offizieren und 792 Unteroffizieren und Gemeinen, 1 Regiment Dragoner mit 40 Offizieren und 792 Unteroffizieren und Gemeinen und 2 Chevauxlegers-Regimenter mit 80 Offizieren und 1584 Unteroffizieren und Gemeinen.

Das Korps der königlichen Carabiniers besteht aus 8 Divisionen, von denen 7 auf dem Festland und eine auf der Insel Sardinien liegen. Die 7 Divisionen des Festlandes haben 10 Kompagnien, 29 Lieutenantskommando's und 555 Brigaden zu Fuß und zu Pferd. Die Stärke der Kompagnien, der Lieutenantskommando's und der Brigaden richtet sich nach der Bevölkerung der Städte, Flecken oder Dörfer, wo diese Truppen vertheilt liegen. Dieses Korps verrichtet in den sardinischen Staaten die Dienste der Gendarmerie.

Die piemontesische Artillerie ist durch eine Ordonnanz vom 5 Januar 1825 neu organisirt worden. Sie besteht aus 4 Bataillonen, wovon 2 Linienbataillone sind, aus einem Bataillon leichter Artillerie, einer Kompagnie Garnisonsartillerie und 2 Trainkompagnien. Sie steht unter den Befehlen eines Großmeisters, der die Mannschaft, und eines kommandirenden Obristen, der das Material unter sich hat.

Jedes der beiden Linienbataillone besteht aus 7 Kompagnien Arbeiter oder Feuerwerker und 6 Kompagnien Kanoniers. *) Diese beiden Bataillone werden in Kriegszeiten verdoppelt und bilden dann eine Brigade (Regiment) von 4 Bataillonen, welchen zu diesem Zwecke 6 Kontingente, jedes von 500 Mann, beigegeben sind.

Das leichte Artillerie-Bataillon besteht aus 5 Kompagnien, jede zu 79 Mann.

Die Kompagnie Garnisonsartillerie zählt 5 Offiziere und ungefähr 100 Veteran-Unteroffiziere und Kanoniers.

Jede der Trainkompagnie besteht aus 1 Lieutenant, 50 Unteroffizieren und Soldaten mit 61 Pferden.

Außer diesem eben angegebenen, für die Artillerie festgesetzten Stand gehören zu dieser Waffengattung noch mehrere Vorgesetzte, denen die Verrechnung und Erhaltung des Materials in den verschiedenen Waffenplätzen übertragen ist, und Angestellte, welche die Beaufsichtigung der Arsenale und anderer auf die Artillerie und das Geniekorps bezügliche Anstalten zu besorgen haben. Der Effektivstand dieses ganzen Korps beträgt 2574 Mann, nämlich: Stab 20 Offiziere mit 17 Unteroffizieren; Verwaltung 6 Offiziere; 2 Linienbataillone mit 42 Offizieren und 1888 Unteroffizieren und Gemeinen; 1 Bataillon leichte Artillerie mit 12 Offizieren und 504 Unteroffizieren und Gemeinen; 1 Kompagnie Garnisonsartillerie mit 5 Offizieren und 100 Unteroffizieren und Gemeinen; 2 Trainkompagnien mit 2 Offizieren und 100 Unteroffizieren und Gemeinen; sonst noch zur Artillerie gehörige Angestellte 150.

Das königliche Geniekorps ist nicht zahlreich; es besteht aus einem mobilen und einem seßhaften Stab von 54 Offizieren und aus einer Kompagnie Mineurs von 82 Mann; zusammen also aus 153 Mann.

Der Stand der sardinischen Armee auf dem Friedensfuß beträgt also 29,649 Mann und auf dem Kriegsfuß 59,149 Mann.

Wir schließen diese Uebersicht mit dem Stand der Seemacht vom 4 Junius 1831; das Personal derselben bestand damals aus dem Stab von 15 Offizieren aller Grade; 1 Regiment Schiffsvolk von 807 Mann; 1 Bataillon Infanterie von 702 Mann und aus 2 Artilleriekompagnien von 202 Mann; zusammen also 1754 Mann, Offiziere eingerechnet.

Das Material bestand aus 5 Fregatten, wovon 2 noch nicht vollendet waren; 6 Briggs und 12 Kanonierschaluppen; zusammen also aus 23 Fahrzeugen.

---

*) In Friedenszeiten haben die vollständigen Kompagnien 1 und die unvollständigen 2 Unterlieutenants. Die Kanonier-Kompagnien bestehen aus 88 Mann sammt den Offizieren; in Kriegszeiten wird diese Anzahl um 35 Mann vermehrt.

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter erzählen von dem General Lafayette einen Zug, der sehr bezeichnend für den Mann ist, welcher drei Revolutionen in zwei Welttheilen erlebt hat, ohne seine Lieblingsidee, die sogenannte Vermittlung der Extreme, als ein politisches Unding erkennen zu lernen. Der General wohnte einer Vermählung bei, die der Erzbischof von Paris in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin einsegnete. Alle Anwesenden erstaunten sich nicht wenig, hier den alten Republikaner dem Herrn von Quelen die größte Aufmerksamkeit erzeigen zu sehen, der seinerseits diese Beweise des freundlichsten Wohlwollens auf zuvorkommende Weise erwiederte. Man erkundigte sich nach der Ursache einer so unerklärlichen Freundschaft, und erfuhr, daß der General Lafayette während der Februartumulte dem Erzbischofe einen Zufluchtsort auf seinem Landsitze zu Lagrange angeboten habe. Die sogenannten Patrioten, die damals das erzbischöfliche Gebäude verwüsteten, würden freilich nicht daran gedacht haben, den Herrn von Quelen bei dem Deputirten zu suchen, dessen Namen sie auf ihrem Schilde trugen.

Der Orkan, von welchem Barbados heimgesucht wurde, hat nicht minder auf St. Vincent Verwüstungen angerichtet. Die wind- und seewärts gelegene Seite der Insel gegen Norden hat besonders viel gelitten. In manchen Pflanzungen wurden die Häuser von Grund aus aufgehoben, und mit ihren Einwohnern weite Strecken fortgeschleudert. Die stärksten Bäume wurden ausgerissen und wie Strohhalme durch die Luft geführt. Insbesondere verloren viele Sklaven, die in engen Hütten auf einander gedrängt lagen, ihr Leben. Man schätzt den angerichteten Schaden auf mehr als 500,000 Pf. St. Außerdem ist die Bevölkerung auch noch mit Hungersnoth bedroht. Die Feldfrüchte wurden aller Orten vernichtet, und die Yamsernten, die zum Graben bereits reif waren, von den heftigen Regengüssen fortgespühlt. Nicht ein einziger Baum irgend einer Art ist mehr zu sehen. Die Lebensmittel stiegen auf einmal zu den höchsten Preisen. Was die Noth vergrößert, ist der Umstand, daß keine Zufuhren aus Barbados zu hoffen sind, wo der Orkan gleichfalls alle Saaten zerstört hat.

Man rechnet, daß sich zu Paris fünftausend Verbrecher befinden, die von jeder Art des Diebstahls leben. Nimmt man nun im Durchschnitte an, daß sich Jeder, der diesem freien Gewerbe angehört, täglich zwei Franken erstiehlt, so würde sich daraus ergeben, daß Paris tagtäglich an diese Freibeuter eine unfreiwillige Abgabe von 10,000 Franken entrichtet, was im Jahre 3,600,000 Fr. betragen würde!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 300. 27 Oktober 1831.

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Fortsezung.)

Der unermeßliche Verlust, den der Staat jedes Jahr durch Aufhebung der Nationallotterie erlitt, die Gefahren, ja selbst der Ruin, denen die Spieler durch jenes Verbot ausgesezt waren, so wie das öffentliche Aergerniß, das es veranlaßte, überzeugten das Direktorium, wie thöricht es seyn würde einen solchen Zustand der Dinge noch länger bestehen zu lassen, und am 26 Brumaire des Jahres 5 beschäftigte sich der Rath der Fünfhundert mit dieser Frage, über welche die öffentliche Meinung längst schon entschieden hatte. Der unüberlegte Enthusiasmus des Jahres 1798 und die unter den Papieren Chaumette's, des Urhebers der Motion, gemachte Entdekung wurden von der Tribüne herab verkündet, und, als wollte man den falschen Ansichten, die eine Zeit lang vorherrschend gewesen waren, gänzlich Hohn sprechen, ernannte die Finanzkommission denselben Mercier zu ihrem Berichterstatter, der einige Jahre früher in seinem Tableau de Paris die Lotterie angegriffen hatte. Nachdem der Bürger-Repräsentant den richtigen Verstand einer Regierung belobt hatte, welche endlich eine schädliche Pedanterie, der bereits so viele Nationalreichthümer geopfert worden, beseitige, stellte er die Frage aus einem ganz neuen Gesichtspunkt auf; er bemühte sich zu beweisen, daß die Republik, da sie gänzliche Freiheit verkündet habe, nicht mehr berechtigt sey, dem Volk ein Spiel, ein Vergnügen zu verbieten, an dem es so viel Geschmack fände. Nach mehreren ähnlichen Subtilitäten und Empfindeleien kam Mercier endlich auf wesentlichere Dinge und sagte, der Trieb, seine Lage zu verbessern, sey dem Menschen angeboren; die Lotterie werde als Mittel zu diesem Zweck betrachtet, es sey daher doch besser, gesezliche Anstalten dieser Art zu begründen, als länger eine reiche Beute Gaunern zu überlassen, die jenen Trieb, durch welchen das arme Menschengeschlecht rastlos gequält werde, für ihre verbrecherischen Spekulationen benuzten. Er verlange daher, auf Erfahrung gestüzt, eine neue Lotterie, auf scharfsinnige und redliche Berechnungen gegründet, welche dem Geschmacke des Volkes Genüge leiste, ohne seiner Betriebsamkeit zu schaden, und die jener Ausfuhr des baaren Geldes ein Ziel seze.

Was zu jener Zeit in andern Ländern vorging, trug nicht wenig dazu bei, die Meinung Merciers und das Vorhaben des Direktoriums zu bekräftigen. Der König von Neapel, um den Vorstellungen der Doktrinäre seines Königreichs zu genügen, hatte die Staatslotterie abgeschafft. Die Folge davon war, daß Neapel, eben so wie Paris, bald in jeder Straße seine geheime Lotterie hatte, die mit der Gewandtheit, welche man an den Italienern kennt, dem Auge der Behörde entzogen wurden, und daß binnen wenigen Monaten eine Unordnung einriß, welche den König nöthigte, seinen Beschluß gegen die Lotterie zurückzunehmen. Die nämlichen Erfahrungen hatte man in andern Gegenden Italiens gemacht, der Rath der Fünfhundert war also über die seiner Erörterung unterliegende Frage hinlänglich aufgeklärt, um zu erkennen, daß man die Menschen behandeln müsse, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten, und stellte daher durch ein Gesez vom 9 Vendemiaire des Jahres 6 (30 September 1797) die Lotterie wieder her.

Lucian Bonaparte beschäftigte sich während der kurzen Zeit, als er das Portefeuille des Innern hatte, mit der Einrichtung der Lotterie, der er sich mit jener Sorgfalt und Umsicht unterzog, die er sein ganzes politisches Leben hindurch bewährte. Die Archive bewahren noch mehrere Verordnungen und Bestimmungen, welche von dem Werth zeugen, den dieser große Staatsmann einer weisen Verwaltung jener großen Auflage beilegte. Daher fand auch sein Bruder, als er zur höchsten Gewalt gelangte, die Lotterie nach eben so gerechten als regelmäßigen Grundsäzen bestehen. Der Kaiser, der nichts auf leere Phrasen ohne haltbaren Grund gab, und dem eine bloß schwazende Regierung ein Gräuel war, weit entfernt eine so nöthige Einrichtung anzutasten, dachte vielmehr darauf, ihr eine größere Ausdehnung zu geben. Er sagte, daß die Philosophie des Konvents durch eine verführerische, aber falsche Theorie mißleitet worden sey, und wendete Despréaux's Ausspruch: „Oft führt die Furcht vor einem Uebel uns zu einem größern" auf die Wiederherstellung der Lotterie an.

Napoleon vermehrte die Zahl der Bureaux in den Departements und errichtete deren in allen eroberten Provinzen. Die kaiserliche Lotterie hatte ihre Glücksräder in Hamburg, Turin, Florenz und Rom, und der Ertrag dieser Verwaltung, der sich unter dem Direktorium nur auf 7 Millionen belief, stieg unter dem Kaiserreiche auf 19 Millionen.

(Schluß folgt.)

Der russische Gilblas.

Der Kapitan Jspravnik.

(Schluß.)

„Eines Abends besuchte uns der Kapitän-Jspravnik; man setzte den Theekocher vor uns hin, und da er sich die Kehle schon mit einigen Gläsern Punsch von Kislarbranntwein *) angefeuchtet hatte, war er aufgelegt, sich ganz ohne Rückhalt auszuplaudern, und fing nach seiner Gewohnheit mit einem Lieblingsausrufe an:

„Hm! wir leben doch in einer schönen Zeit! Civilisation.... Gerechtigkeit oder Justiz... und keinen Heller, keinen Pfennig...!

„Gut, gut! Sawa-Sawitsch, komm Du mir und sage, daß die Zeiten schlecht sind. Herzensbruder, wir wissen ja recht gut, daß man sich nach Jspravnikstellen die Beine abläuft! Wer, zum Teufel! könnte Dich denn zwingen, hier zu bleiben, fändest Du nicht deine Rechnung dabei?"

„Was willst Du, daß ich machen soll?" sagte der Jspravnik ein wenig aufgebracht. „Wir leben nur noch von unseren alten Sparpfennigen; mit den Einkünften, wie sie jetzt beschaffen sind, könnte ich in meiner Tasche nicht das kleinste Loch verstopfen. Bedenke doch, daß wir unsere Gouvernementstribunale erhalten müssen, wie Kinder ihren alten Papa. Zu was nützt es mir weiter, daß ich neuntausend zweihundert achtzehn Seelen habe, wenn diese Seelen in zerfetzten abgetragenen Körpern sind?"

„Was, Herr Kapitan-Jspravnik," rief ich aus, „Sie haben neuntausend zweihundert achtzehn Seelen, und beklagen sich über Ihr Geschick!"

„Der Kapitan-Jspravnik lächelte über meine Einfalt und antwortete mir: „Diese Seelen gehören nicht mir leibeigen an, Kamerad, sie gehören der Krone, siehst Du, und stehen nur unter meiner Gerichtsbarkeit; aber wer die Kuh melkt, kostet die Milch. Könnte man wohl auch verlangen, daß nicht ein wenig Abhub von den Kronsteuern uns verbleiben sollte? Ei, Bruder, das sind die Sporteln für unsereins. Aber, was thut's, es geht doch schlecht. Hm! die schönen Zeiten, da die unsrigen! Civilisation .... Justiz .... und keinen Heller, keinen Pfennig! Die Zahl der Schenken nimmt immer mehr ab. Unglücklicherweise zeigen sich wenig fortgelaufene Sklaven in unserem Distrikte, und man findet, wahrhaftigen Gott, keinen mehr, an den man sich halten kann. Das zeigt Alles ganz gewiß der Welt Ende an! Die Diebstähle sogar, ja die Diebstähle werden seltener und was Mordthaten anbetrifft, so hört man kaum noch davon reden. Für uns brauchbare Leute ist die neue Ordnung der Dinge nur eine Pest, eine verdammte Geißel. Keine Geschäfte mehr, keinen Profit; das ist klar. Und doch wollen die Gouvernements-Tribunale nach wie vor leben; aller Augenblicke schreiben sie uns, mit Liedern füttere man keine Nachtigall, und sie lebten nicht von der Luft, man speise die Leute nicht mit glatten Worten ab, und wie sie da immer pfeifen aus demselben Loche. Erinnern Sie mich nicht mehr daran. Ach! die Hundezeiten die! Von allen Seiten hört man den Wind pfeifen, der uns Civilisation zuweht; sogar die lumpigsten Kopisten lesen jetzt und machen ihre Glossen über das, was man sie schreiben läßt; auch in den Hauptstädten verachtet man, wie es heißt, die vernünftigen Leute aus der alten Zeit, und nicht bloß in dem Theater, sogar auch in den Zeitungen lacht man sie aus; und warum alles das Geträtsch und den Teufelslärm? Weil wir uns unser tägliches Brod mit unserer Hände Arbeit verdienen. Die adeligen Herren Landbesitzer fangen auch an, auf die Hinterbeine zu treten; sie lesen nicht etwa, ach, nein! aber sie wollen in ihren Angelegenheiten bis auf den Grund hinein sehen, und treffen sie einmal auf einen Anstoß, so laufen sie gleich geradezu vor's Gericht der Gouvernementsstadt, oder gar nach Piter *) hin. Es ist besser, sagen sie, daß man den Wolf als die Wölfchen nährt. Auch muß ich wohl der Wahrheit zur Steuer gestehn, daß ich sie meinerseits wieder nach Herzenslust peinige. O, ich hatte sie in meinen Fäustlingen von Igel festgepackt. Kaum habe ich ausgekundschaftet, daß ein fortgelaufener Leibeigner im Distrikte erschienen ist, so zwing' ich ihn auszusagen, daß er bei den Reichsten in meiner Gerichtsbarkeit und sogar bei dem und jenem Bauer, um mich an seinem Herrn zu rächen, geschützt worden ist, und auf der Stelle zettele ich Verbalprozeß über Verbalprozeß an, und kehre das Unterste zu oberst im ganzen Distrikte. Will mir das Glück wohl, und ich finde einen Leichnam auf, so lasse ich ihn nach dreißig verschiedenen Orten bringen, und stelle eben so viele Untersuchungen an. Ist ein Pferd gestohlen worden, so hat man es nach meinem Rapport in einer Nacht in zwanzig verschiedenen Ställen gehegt. Aber das Alles ist nur ein saueres Brod, das ist ein Schmerzen- und ein Hundegeld. Von einem Orte zum andern laufen, schreiben, verhören, sich in die Rippen stoßen wie ein Fisch unterm Eise im Januar, und das nur, um mit Kopf und Verstand hier ein hundert elende Rubel abzukneipen, dort nur fünfzig und manchmal wohl gar nur zehn, ja zehn Rubel nur .... Hm! Was ist das jetzt für eine Zeit! Civilisation .... Gerechtigkeit: (Sawa-Sawitsch soff ein großes Glas Punsch, um seinen Aerger hinterzuspülen, aus.) Hm! Bruder, und keinen Pfennig!" fuhr er fort, indem er sein Glas auf den Tisch stieß, und in tiefe Gedanken zu versinken schien. Worowatin erfreuete sich an seines Freundes Offenherzigkeit, und regte ihn mit folgenden Worten von Neuem auf, sein Herz auszuschütten.

„Und die Märkte, Sawa-Sawitsch, und die Päsße, und die Eintreibung von Rückständen, theils von Steuern, theils anderer Schuld, und die Versteigerung von Gütern, und der Straßenbau und die Pferdelieferungen, und die Vormundschaft? .... und .... was weiß ich Alles noch? ...."

„Ich sage dir noch einmal, daß der Teufel Alles unter und über einander geworfen, und mit Allem sein Spiel getrieben hat;" antwortete Sawa-Sawitsch; „Spieler kommen jetzt seltener auf unsere Märkte, und die da kommen, sind wie die Kirchenmäuse arm; Sie können nicht einmal den Erlaubnißschein bezahlen, um unsern Gutsbesitzern das Geld aus dem Sacke zu ziehen, und die gehen dann in die großen Städte und kaufen sich in Modewaaren arm. Die Päsße bringen nur noch Kleinigkeiten ein. In den

*) Der Kislarbranntwein wird im Kaukasus gemacht, in einer kleinen Stadt dieses Namens. Die Mittelklasse gebraucht ihn anstatt des Rums und des Cognaks.

*) In den russischen Provinzen wird Petersburg fast nicht anders als Piter genannt.

Hauptstädten ist kaum noch etwas zu thun; der Handel geht schlecht und nur wenige Bauern verlassen noch den Distrikt und werden Arbeiter und Fuhrleute. Es ist wohl wahr, wir machten unsern Schnitt, wenn die Zeit kam, die Steuern einzutreiben oder sonst eine andere Schuld, und wir mußten durch die Finger sehen; aber heutzutage sind die Befehle und Instruktionen, die wir erhalten, zu geschärft, und die Gouverneure und Bevollmächtigten haben ein Auge auf uns, wenn wir das Interesse der Krone nicht berücksichtigen. Was Privatsachen anbelangt, so ist nichts dawider zu sagen, denke ich. Wenn man auch bis an den Hals in Schulden steckt, sich aber recht ruhig verhält und uns gut bezahlt, ist Alles gut. Man kann dann getrosten Muthes seyn, daß wir Niemanden drücken werden, es mag der Schulden oder der Kanzleigebühren halber seyn, oder wegen sonst etwas. Die Gerichte des Hauptorts und der Distrikte halten nur noch eine freundschaftliche Privatkorrespondenz unter sich; die Gläubiger haben gut die Befehle lesen, die gegeben sind, ihnen zu dem zu verhelfen, was das Ihrige ist; aber sie müssen sich begnügen, Bruderherz, mit den schönen Buchstaben aus der Gerichtsschreiberei, denn die haben sie an Zahlungsstatt. Die Sache hat man, Gott sey Dank, noch nicht zur Sprache gebracht, und die geht noch, ja, die geht. Die Straßen, sagtest du, die Pferderequisition .... ach .... Lumperei! Wir haben nur zu sorgen, Bruder, siehst du wohl, für die Unterhaltung der Poststraßen, und das nur, wenn einmal ein vornehmer Herr darüber fahren soll. Was die andern Wege betrifft, so mag der Teufel selbst den Hals da brechen, das ist dann Sache des Chirurgen und geht uns nichts an. Die Regimenter kantonniren längs den Gränzen hin und deßhalb fallen Pferderequisitionen nicht oft vor. Was das Vormundschaftswesen über adeliche Kinder betrifft, so glaube nur nicht etwa, daß wir dabei das Fett abschöpfen. Der Waisen nimmt sich zwar in der ganzen Welt Niemand an, aber die Adlichen ziehen ihre jungen Mündel gewöhnlich so aus, wie man die jungen Birken abschält. Fällt es einmal vor, daß ein Erwachsener unter Vormundschaft gestellt wird, weil er selbst nicht hauszuhalten versteht, so müßten wohl die Ratten selbst in seinem Korne zu Grunde gehen, und einem geschickten Verwalter rupft man wenig Haare los. Hm! Bruder, nein, ... die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht!... Civilisation! Gerechtigkeit! und keinen Pfennig im Sacke!"

Polen unter russischer Herrschaft.
(Schluß.)

Nachdem wir mit der nächsten Umgebung des Großfürsten bekannt gemacht worden sind, lassen wir uns von dem Verfasser auf den Paradeplatz führen, wo Konstantin recht eigentlich in seiner ganzen Glorie unter Donner und Blitz erscheint.

„Das Merkwürdigste in Warschau," sagt der Verfasser, „außer dem Leibaffen des Großfürsten auf Belvedere, ist unbedingt die Parade auf dem sogenannten sächsischen Platze vor dem Brühlschen Palais. Links vom Palais aus ist eine Hauptwache, deren es in Warschau so viele gibt, daß mit Bequemlichkeit täglich ein Paar Dutzend Offiziere wegen Formvergehen arretirt seyn können, ohne einander in ihren philosophischen Betrachtungen zu stören." — Der Verfasser zählt in Warschau sechzehn Hauptwachen, auf denen gewöhnlich Offiziere das geringste Dienstvergehen abbüßen mußten. — Auf dem sächsischen Platze also denke man sich ein unabsehbares Quarré von Infanterie formirt, Zuschauer jeder Art, Juden, Kupplerinnen, Polizeispione, Ammen, Bedienten umschwärmen die funkelnde Soldatenmasse. — „Endlich erscheint der Allgewaltige; Aller Augen wenden sich auf ihn und folgen seinen Bewegungen. Er schreitet die Fronte hinab — am litthauischen Regimente hinunter, und die alten Grenadiere, die gemeinschaftlich, im Namen Seiner kaiserlichen Hoheit Summa Summarum, Millionen und abermal Millionen Ruthen bekommen ihr lebelang — fühlen gleichsam magnetisch berührt die Nähe des Vorüberschreitenden und wähnen sich im Paradiese, denn der Großfürst hat sie angeschaut. — Die einzelnen Bataillone und Kompagnien haben gleiche Ehre genossen, und der Allmächtige stellt sich mit dem Rücken gegen das Palais, und das Kommando der Generale und Obersten verhallt. Die Janitscharenmusik ertönt. Das neu aufziehende Regiment muß defiliren in gedehnten Kolonnen. Der Falkenblick des Großfürsten überschaut im Nu jeden einzelnen Mann, indem die Kolonne vorübertanzt — und das Ohr vernimmt beim Marsch des ganzen Bataillons nur einen einzigen Tritt.

„Der Großfürst ist zufrieden — seine Seele erheitert sich — er bedankt sich beim General, und dieser Dank geht selbigen Tags durch den Precas ans Regiment. Die Wonne der alten Grenadiere reift zur Glückseligkeit: mancher besäuft sich en Canaille im Taumel der großfürstlichen Gunst, kommt spät Abends ins Loch und bekommt früh Morgens die allerkräftigsten Ruthen; seines Daseyns Bedürfniß, wie die Kapusta, ohne die er nicht leben kann.

„Eine polnische Kompagnie kommt zum Vorscheine und an der Kravatte eines unglückseligen Fähnrichs erblickt das Falkenauge des Gefürchteten die Spur eines sogenannten Vatermörders; die Wäsche des jungen Gentlemans hat sich zufällig um ein strohbreit über die Halsbinde emporgeschoben. Ein donnerndes Halt unterbricht den Marsch. „Fanfaron!" wüthet der Erbitterte dem flaumbärtigen Jünglinge entgegen — „Stutzer in drei Teufels Namen! Willst Du hier neue Form einführen? — Marsch auf die Hauptwache!" — Nun hat alle Freude ein Ende, und wehe Dem, der jetzt sträflich befunden würde; er würde dreifach bestraft werden. Die Generale zittern, und gleich elektrischen Schlägen erstreckt sich dieses Zittern der Angst und Besorgniß durch alle Chargen hinab bis auf den Tambourjungen, der zitternd desto bessere Wirbel schlägt."

Die Infanterieparade ist vorüber; es werden Strafen ausgesprochen und die Sträflinge vorgeführt u. s. w. „Die Ordonnanzen der Gardekavallerie reiten vor. Von jedem Regiment ein Subalternoffizier, ein Unteroffizier und ein Gemeiner. Sie melden sich, und die Kunstreiterei beginnt. Ein russischer Gardekavallerist muß nicht nur reiten — das Pferd muß unter ihm tanzen können; es muß jeder Bewegung des Handgelenkes, jedem Schenkeldrucke im Moment gehorchen, oder die Schuld fällt dem Reiter anheim und wird an ihm bestraft. Der Großfürst kommandirt, und Roß und Mann thun ihr Bestes. Die Zuschauer haben die „Heye" (so heißt das hölzerne Amphitheater für Kunstreiter in Warschau) ohne Entrée, und manchem Reiter ist zu Muthe, als würde er in der That gehetzt. Ein falscher Ausschlag des Pferds im Galopp kann Menschenheil zerstören." Als Beleg hiezu gibt der Verfasser aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen folgende Geschichte, die sich zu Petersburg begeben haben soll; wir müssen aber gestehen, daß wir zur Ehre der Menschheit ihre Glaubwürdigkeit zu bezweifeln uns erlauben.

„Ein Gardelanzieroffizier ritt einst dem Großfürsten als Ordonnanz vor und vollzog die üblichen Kunststücke zu dessen Zufriedenheit, bis das Pferd im Galopp auf Kommando plötzlich changiren sollte, und unerachtet des Schenkeldruckes und des Sporens des meisterhaft geübten Reiters nicht gehorchte. Der Kommandirende gewahrt, daß das Pferd mit falschem Ausschlage galoppirt, und wiederholt donnernd das Kommando. Der Offizier erneut seinen Druck; aber das stolze Roß, durch den Sporn um so unbändiger geworden, behauptet seinen Trotz und galoppirt fort mit früherem Ausschlage. Die Wuth des Großfürsten steigt mit jedem Satze des Pferdes, und seine Flüche gegen den Offizier machen die umstehende Menge zittern. Er kommandirt „halt" und befiehlt, eine breite Pyramide von zwölf Musketen mit Bajonnetten aufzurichten, welches sofort vollzogen wird. Im schnaubenden Grimme läßt er nun den Offizier, der in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sein wieherndes Roß zu besänftigen sucht, zum Galopp anschlagen und in gerader Richtung auf die Bajonnette zureiten, worauf er „Marsch, Marsch" brüllt — und glücklich trägt das wilde Roß den russischen Kavalier über die Pyramide. Ohne Halt läßt er nun umkehren und im Marsch Marsch den gefährlichen Satz

wiederholen, der eben so wohl gelingt, und das Volk wie die Kameraden des braven Offiziers stehen lautlos betroffen umher."

Kurz, dreimal wird der Offizier mit seinem ermatteten Thiere über die Bajonnette gejagt, und erst das vierte Mal stürzt jenseits derselben Roß und Mann in den Staub zusammen. Der Kavalier windet sich unter dem Pferde hervor, das mit gebrochenem Fesselgelenke beider Vorderbeine liegen bleibt. Er schreitet nun auf den Großfürsten zu, legt seinen Säbel ihm zu Füßen und dankt mit matter Stimme für die Ehre, die er seither in des Kaisers Dienst getragen. „Den Säbel hätte ich Dir schon abnehmen lassen," entgegnet finster der Großfürst. „Weißt Du denn nicht, wohin solch empörendes Benehmen gegen mich Dich führen wird?"

Gern wenden wir uns ab von diesen und andern Zügen roher Willkür, und entnehmen aus der vorliegenden Schrift nur noch einiges über die Militärschule in Warschau, die gleich der polytechnischen Schule zu Paris in der Geschichte der letzten Revolution einen glänzenden Namen erworben hat.

„Die sogenannte Militärschule hatte drei Kasernen: die Schule der Infanterie ein Palais in Lazienka, die der Kavallerie unter Kommando des Obristen Czernowski, ein Palais in der Königsstraße unweit des sächsischen Platzes, und ein Gebäude in der Ulica-Miodowa (Methstraße, sonst Napoleonsstraße genannt), wo die Artillerie eingesperrt war, deren Eleven wenigstens Feder und Dinte brauchten, was in den beiden andern (in der That!) unbekannte Gegenstände.

„Vielleicht gelingt es uns, dem Leser eine deutliche Vorstellung der Militärschule in Warschau zu bieten, wenn wir das Wort Schule ganz wegwerfen und die sämmtlichen Zöglinge „Adelgarde" nennen, deren Einzelne mit dem Rechte, in aller Beziehung als Kavaliere (als Menschen von Erziehung und Bildung) betrachtet zu werden, der gemeinsten Unterdrückung als Gemeine ausgesetzt waren — ohne sich je beschweren zu dürfen.

„Die Anzahl dieser Kavaliere in den drei Kasernen kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, da sie durch neuen Zuwachs aus den Linienregimentern oder durch Abfertigung zu denselben bald stieg, bald fiel. In der Kavalleriekaserne standen im Julius 1830 ungefähr zweihundert Mann, in der Infanteriekaserne etwa fünf- bis sechshundert (jedoch weiß ich es nicht mit Gewißheit), so wie mir auch die Zahl der Artilleriejunker entfallen ist.

„Zum Eintritte als Junker in russische oder polnische Dienste ist unbedingt der Adel nothwendig. Die Stelle des Adels und der gesetzmäßige Junkerdienst dauert (in russischer Garde) um ein Jahr länger als bei den Eingebornen. Unter den Polen muß jeder Kavalier zehn Jahre als Junker dienen, und tritt dann erst als Offizier in facto hervor.

„Es gab übrigens in jener Schule polnische Kavaliere, die schon fünfzehn Jahre und noch länger hoffnungslos dienten. Es war allerdings wohl überlegt, die Blüthe des Adels eines ganzen Königreichs in die Kaserne der Gemeinheit einzupacken, wo die Jugend ohne alle geistige Beschäftigung, der schauderhaftesten Langweile zum Opfer — zur Zerstreuung sich dem Laster in die Arme wirft, die männliche Kraft unbenutzt und ungestärkt in Erschlaffung und Abspannung dahin sinkt." Der ganze Unterricht in dieser sogenannten Schule ging nicht über das gewöhnliche Exerziren hinaus.

„Die Junker waren außerdem auf ihre Säle, auf ihre Pritsche beschränkt, und mancher sogenannte Saal war ein Hundeloch, in welches unter andern Verhältnissen der Kavalier seinen Reitknecht oder Bedienten einquartiert haben würde. Er durfte höchstens einen ganz kleinen Tisch, unter keiner Bedingung einen Stuhl haben, und war gezwungen, auf der Hälfte der Pritsche zu sitzen, indem der faule Strohsack doppelt zurückgelegt, nebst Strohkissen und Kommißdecken während des Tages die obere Hälfte der Pritsche füllte.

„Höchstens des Sonntags und auch dann nicht immer bekam er auf Ansuchen beim Obristen der Schulen schriftlichen Urlaub, auf einige Stunden in die Stadt zu gehen, durfte aber kein Kaffeehaus, keine Restauration, viel weniger Bälle und Konzerte — einen öffentlichen Spaziergang oder das Theater besuchen. Im Uebertretungsfalle wurde er degradirt.

„Aus einer fernen Wojewodschaft oder aus entlegenem Gouvernement, ohne allen Familienumgang in Warschau, blieb dem verlassenen Junker nur ein Ort der Unterhaltung offen — das Bordel oder die Visite bei einer Privatschönen, und er durfte solche Gänge um so sicherer machen, da noch keiner seiner Kameraden in Folge eines ähnlichen Amüsements degradirt, ja nicht einmal arretirt worden, obwohl die Spione der geheimen Polizei ihn überall zu finden wußten. Der Besuch ähnlicher Häuser von Seite der Adelsgarde geschah keineswegs verstohlen. Die Junker der Kavallerie schritten geräuschvoll mit Schleppsäbeln und Sporen am lichten Sonntage durch die verdächtigen Gassen der Altstadt auf irgend eines der Institute zu, mit denen Warschau zur Genüge versehen.

„Geisttödtung und Zerstörung der Sittlichkeit war die Tendenz der Militärschule und ging hervor aus der schroffen Ansicht des Absolutismus, dem jede geistige Regung gefährlich und dem das sittliche Gefühl verhaßt, da es sich mit dem System der Gewaltherrschaft nicht verträgt. Diesem Zwecke gemäß war die Gefangenschaft der Adelgarde in Warschau meisterhaft gegründet. — —

„Als Lehrer wurden in der Regel solche Offiziere gewählt, die als Formmenschen das Höchste geleistet, und die nach dem Plane des hohen Herrn für das Institut um so brauchbarer, da ihre geistige Beschränktheit keine Aufregung durch Grundsätze und Lehren veranlassen konnte. — —

„In jener Militärschule lebten auf solche Weise Männer von dreißig bis fünf und dreißig Jahren, so wie auch Jünglinge von achtzehn und gleicher Stellung, unter gleichem Drucke, in gleicher Langweile und in gleicher Verzweiflung. Zufall und Willkür, die Gunst des Großfürsten oder irgend eines Großen bestimmte das Avancement der Einzelnen, die vielleicht erst ein oder zwei Jahre dienten, während die Uebrigen in Hoffnungslosigkeit zurückblieben, ohne Aussicht auf mildere Lage.

„Im Uebrigen führten die Junker (oder Unterfähnriche) die Frontwaffe ihres Regiments, in derselben geübt, wie die ältesten Soldaten, und — es läßt sich denken, wie sie am 29 November ihre Waffen gebraucht haben mögen.

„Sonntags mußten sie zur Parade ausrücken und bildeten die oben genannte Adelgarde zur Lust der Zuschauer, die ihre Erscheinung ungemein ergötzte, — und das mit Recht, denn ihre Fronte bot einen überraschenden Anblick. Schärfer aber als jede andere Abtheilung faßte sie auch der Blick des Großfürsten, und die geringste Kleinigkeit war hinlänglich, das ewig wiedertönende Wort: „auf die Hauptwache," zu veranlassen; wie es (aus hundert Beispielen Eins) einst bei einem Ordonnanzjunker der Fall war, indem der Großfürst dem Obristen Czernowski zurief: „Ich glaube sein Haar ist zu lang! Schauen Sie nach." Der Obrist aber schaute nicht erst lange nach, sondern verließ sich auf den großfürstlichen Glauben und sandte den Junker zum Arrest in den Pferdestall, das übliche Quartier nach jedem Formvergehen." Noch übler erging es einst den Junkern der Gardekavallerie, die zu Fuße vor dem Großfürsten defiliren mußten; ein Einziger kam aus dem Schritte, und sämmtliche Junker der drei Garderegimenter wurden auf der Stelle in das vierte polnische Infanterieregiment gesendet, wo sie gleich polnischen Musketiren täglich sechs Stunden exerziren mußten, so daß manchem bei zwanzig bis dreißig Graden Kälte der Handschuh am Kolben festfror."

Orkan auf Haiti.

Der Orkan, der im August d. J. mehrere der kleinen Antillen so verwüstend heimsuchte, verbreitete seine zerstörenden Wirkungen auch über St. Domingo, wo er am 14 August in einigen Theilen der Insel großen Schaden anrichtete, namentlich zu Jeremie, Cayes und Jacmel. Die Stadt Jeremie wurde völlig zerstört und viele ihrer Einwohner unter den Trümmern begraben. Alle Küstenfahrer, die auf der Rhede lagen, und ein amerikanischer Schooner, der gerade mit einer Ladung angekommen war, wurden in die Hauptstraße der Stadt geschleudert. Auch die Stadt Cayes ist fast gänzlich vernichtet. Der Orkan, der zu gleicher Zeit von Norden und Süden kam, trieb das Meer in die Wohnungen und Waarenlager, und Menschen und Güter wurden verschlungen. Dreihundert Personen verloren ihr Leben. Zwei amerikanische Schiffe, die auf der Rhede lagen, und einige Küstenfahrer sind verschwunden. Kein Haus, kein Baum ist auf dem freien Felde mehr zu sehen. Jacmel hat im Vergleiche weniger gelitten, aber zwei amerikanische Schiffe, die vor Anker lagen, und unter Segel gehen wollten, gingen mit ihrer ganzen Ladung zu Grunde. Alle Hafen längs der Küsten haben auf gleiche Weise gelitten. Man rechnet im Ganzen vier- bis fünfhundert Menschen, die verunglückt sind. Die nördliche Küste der Insel spürte gar nichts von diesem Sturme; zu Port au Prince richtete er nur geringen Schaden an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 301. 28 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Bei allen grossen Feierlichkeiten folgte auf den Ringkampf der Moto raa, Faust- oder Boxerkampf. Dieser scheint jedoch bei den Taheitern kein so beliebtes Spiel gewesen zu seyn als das Ringen: auch scheint er mehr nur unter dem gemeineren Volke und den Dienern der Areois *) üblich gewesen zu seyn, wie denn der Faustkampf überall roher Natur ist. Man forderte sich dazu wie bei dem Ringkampfe heraus; aber der Kampf einmal begonnen, war bald zu Ende, da man sich nicht viel damit abgab, die Schläge zu pariren oder kunstgerecht anzubringen. Man ließ diese gewöhnlich gerade vorwärts, mit aller Gewalt nach dem Kopfe gerichtet fallen, und ob man gleich nur mit blosser Faust focht, so hatte man doch Beispiele, daß ein einziger Streich die Stirne des einen Kämpfers zerschmetterte. Niemand legte sich darein, so lang der Kampf dauerte; sobald aber Einer fiel, oder sich bückte oder vor seinem Gegner zurückwich, wurde er als besiegt betrachtet, das Gefecht hatte ein Ende, und das Siegesgeschrei und die Tänze begannen.

Obgleich, wie gesagt, nur das gemeine Volk diese Kämpfe übte, so sah man doch auch selbst Priester und Häuptlinge, die als Faust- oder Ringkämpfer berühmt waren. Diese Spiele waren nicht allein grausam und roh, sondern übten auch einen verwildernden Einfluß auf das Volk aus, das in Jubel ausbrach, wenn es Blut fliessen oder den Ueberwundenen besinnungslos in den Sand gestreckt sah. Unglücksfälle waren dabei gleichfalls nicht selten. Matia, ein Taura oder Priester deß Oro, der zu Matavai wohnte, war berühmt wegen seiner Körperkraft, und erschlug zwei seiner Gegner, Vater und Sohn, bei einem dieser Volksfeste in Taiarapu. Die Einführung des Christenthums hat diese blutigen Spiele größtentheils in Abnahme gebracht.

Mit diesen athletischen Spielen waren noch andere minder gefährliche verbunden, so das Faatitiaihe-mo-raa, der Wettlauf, zu welchen sich die jungen Leute von zwei Parteien vereinigten. Zu dieser Probe der Kraft und Schnelligkeit wurden viele Vorbereitungen gemacht. Die Wettläufer salbten ihre Leiber mit Oel und zogen den Maro oder Leibgürtel, das einzige Kleidungsstück, das sie trugen, fester um die Lenden. Ein Blumenkranz schmückte die Schläfe, manchmal wurde auch ein schneeweisser oder buntgefärbter Streif des einheimischen Tuches wie ein Turban um den Kopf gewunden. Gewöhnlich wählte man zum Wettlauf ein ebenes Sandufer. Zuweilen kehrten sie in weitem Kreise zu dem Orte zurück, wo sie ausgelaufen waren, meistens aber liefen sie in ganz gerader Linie nach einem ausgesteckten Ziele. Auch Wettrennen mit den Kanoe's auf dem Meere innerhalb der Riffe wurden bisweilen angestellt.

Mannichfaltig waren auch ihre kriegerischen Spiele, die eigentlich Vorübungen zum Kriege waren, und von den jungen Leuten eifrig getrieben wurden. Hieher gehört das Veropatia, Speerwerfen und Schleudern: in letzterem waren die Taheiter unter allen Südseeinsulanern am berühmtesten, auch verwendeten sie grosse Uebung darauf, und konnten Steine mit äusserster Genauigkeit werfen. Als Ziel diente ihnen beim Speerwerfen meist ein Pfahl oder Baumstamm; beim Schleudern nahmen die Knaben, um nicht von ungefähr Jemanden zu beschädigen, statt der Steine die Frucht des Nono (morinda citrifolia), das Ziel war ein dünnes Rohr oder ein weisser Stab, der in den Boden gesteckt wurde, und man erstaunte mit Recht über die Sicherheit, mit der sie ihn wiederholt zu treffen wußten.

Außer diesen Spielen hatten sie auch Versammlungen, die man eine Heerschau der Land- und Seemacht nennen könnte. Bei dieser Gelegenheit wurde Alles, was zu einem Treffen auf dem Lande gehört, ausgeführt, während die Flotte wie zu einem Kampfe auf der See ausgerüstet war. Die dabei thätige Mannschaft trug Kleidung und Waffen wie bei einer wirklichen Schlacht, zugleich führten sie ihre Bewegungen im Angriffe und bei der Vertheidigung, im Vorrücken und Rückzuge aus. Hiemit waren Scheingefechte verbunden: sie schleuderten die Wurfspieße, stießen mit den Lanzen aufeinander, parirten die Kolbenschläge und geriethen zuletzt unter betäubendem Geschrei in's Handgemenge. Einige der Kämpfer wurden zu Boden geworfen, andere gefangen genommen und die zum Schein geschlagenen zogen sich zurück, um den Kampf zu erneuen. Ihre Heerschau zur See mußte für sie ein imposanter Anblick seyn. Neunzig bis hundert Kanoes lagen bei solcher Gelegenheit in einer Reihe am Seegestade, bereit im nächsten Augenblicke abzustoßen. Die hohen und oft mit wunderlichem Schnitzwerke versehenen Schiffsschnäbel, die hohe Plattform, auf der die fechtende Mannschaft stand, die jetzt in bunten Gruppen darauf versammelt war, angethan mit den eigenthümlichen und oft seltsam phantastischen Waffenstücken, in ihren hohen Turbanen und in dem schwerfälligen Kleiderumwurf

*) Von dieser furchtbaren Gesellschaft werden unsre nächsten Blätter Bericht geben. A. d. R.

von heimischem Tuche, während die breiten Wimpeln in der Luft flatterten — Alles Dieß zusammen genommen, mußte ihnen einen hohen Begriff von ihrer Seemacht geben. Die hiedurch hervorgebrachte Wirkung wurde noch erhöht durch die heiligen Kanoes, auf denen die Bildnisse der Götter gefahren wurden, umgeben von ihren Fahnen und Priestern. Oft, wenn so die Schiffe längs dem Gestade lagen, bestieg der König ein kleines Kanoe, das von einigen Männern in die See gezogen wurde; dann fuhr er von Boot zu Boot, richtete einige Worte an die Krieger, und fügte ein Udu oder Anrufung der Götter bei. Wenn Dieß geschehen war, so wurde auf ein gegebenes Zeichen die ganze Flotte in einem Augenblicke in's Meer gebracht und mit Schnelligkeit und Geschick auf eine beträchtliche Entfernung vom Ufer in die See gerudert, wo dann verschiedene Schwenkungen ausgeführt wurden, nach welchen man in strenggehaltener Ordnung an das Land zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Lotterie in Frankreich.

(Schluß.)

Als das Unglück des Jahres 1814 die Familie der Bourbons wieder auf den Thron führte, wurden die Lotterien zu Bordeaux und Lyon aufgehoben. Einige Reden auf der Tribüne und mehrere auf den Rath der religiösen Partei erlassene Ordonnanzen erweckten den Verdacht, daß die Lotterie dasselbe Schicksal haben werde, wie das Gesetz über Ehescheidung. Kaum hatte dieses Gerücht sich in die Nachbarländer verbreitet, als ein Schwarm von fremden Lotteriekollekteurs in Frankreich einfiel, um es mit Loosen, blendenden Ankündigungen und Einladungsschreiben zu überschwemmen. Ein bei dieser Gelegenheit anhängig gemachter Prozeß hat bewiesen, daß diese Agenten aus Deutschland die meisten Beamten der Unterpräfekturen bestachen, um von ihnen die Adressen der wohlhabenden Personen jeder Stadt Frankreichs zu erhalten. Ein Beamter der Mairie zu Soissons hatte 245 Fr. für eine Gefälligkeit dieser Art erhalten; mehrere ähnliche Thatsachen wurden dem Hof angezeigt, und bei dem erwähnten Prozeß wurde der Brief eines Kaufmanns vorgelegt, der die Hülfleistungen der Beamten außer Zweifel setzte. In Lyon wählten die Kollekteurs der fremden Lotterien ihre Agenten unter denjenigen Personen die im Ruf exemplarischer Frömmigkeit standen, und mit Magistratspersonen oder höheren Geistlichen verwandt waren, weßhalb das Ministerium auch nicht mit Strenge einzuschreiten wagte, obgleich es wußte, daß durch diese verderblichen Spekulationen, jeden Monat bei 200,000 Fr. aus Lyon gezogen wurden.

Hatten die auswärtigen Lotterien einmal Adressen erhalten, so beeilten sie sich ihnen Briefe und Loose zu senden, und es gibt wohl nicht leicht einen, den wohlhabenden Klassen Angehörigen in Frankreich, der deren nicht erhalten, oder bei seinen Verwandten und Freunden gesehen hätte. Die Douanen zu Paris nahmen 17 Ballen solcher Briefe und Loose weg, welche an ein Handlungshaus gesendet waren, um sie nach ihren Adressen an die Einwohner von 60 französischen Städten zu vertheilen. Einige dieser Ballen wogen über einen Zentner, und man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß diese Sendung, welche zwanzigmal im Jahr wiederholt wurde, an ein einziges Haus ging, und daß wohl noch ein Dutzend andere fremde Banquiers jeder im Geheim eine ähnliche Zahl von Loosen ausgaben.

Die erste auf diese Art angekündigte Lotterie, war die Güterlotterie des österreichischen Wechselhauses Schramm; dann kam die Ausspielung des Theaters an der Wien, mit dem reichen Schmuck und Tausenden von Gulden. Später erschien die Ziehung der Stadt Buck mit 29 Dörfern, einem königlichen Palast, 30,000 Morgen Waldung, zwei Manufakturen und 4000 Morgen Ackerland. Man ging so weit, sogar die Frohndienste namhaft zu machen, welche die Einwohner dem neuen Herrn, den ihnen das Glück zuwarf, zu leisten hatten, und schloß mit dem Ausruf: Für 20 Franken kann man ein König werden!

Die Ungewißheit, welche damals über das Schicksal der königlichen Lotterie herrschte, und fremde Kollekteurs angelockt hatte, verleitete auch viele Spieler, den verführerischen Anerbietungen aus Deutschland Gehör zu geben, und so geschah es, daß eine Unternehmung, welche bisher für Frankreich die Quelle einer sichern Einnahme von mehreren Millionen gewesen war, während der ersten Monate der Restauration dem öffentlichen Schatze einen Verlust von 376,000 Fr. brachte. Nachdem man endlich eingesehen hatte, auf welchem Wege sich das baare Geld Frankreichs (die der heiligen Allianz bezahlte Kontribution ungerechnet) in's Ausland verlor, dachte die Regierung daran, den Spielern die Wiederherstellung der königlichen Lotterie zuzusichern. Von diesem Augenblicke an, konnte man leichter gegen den Unterschleif auftreten, und die Gerichte, von den Klagen, zu denen die Umtriebe und die Betrügereien der ausländischen Lotterien Anlaß gegeben hatten, unterrichtet, verfolgten nun die von diesen abgesandten Kollekteurs. Das gerichtliche Verfahren gegen diese klärte nun die Regierung über ihre wahren Interessen, und über den einzig richtigen Weg, den sie hier einzuschlagen habe, auf; sie fühlte, daß man, einige nöthige und nützliche Aenderungen ausgenommen, alles beim Alten lassen müsse. Man verbot den Kollekteurs, nur jede Anreizung zum Spiel durch Transparente bei Nacht, durch mit Bändern eingefaßte Nummern oder Beleuchtung der Bureaux, welche das Glück begünstigt hatte, und nahm ihnen das Recht ihre Loose an öffentlichen Orten auszubieten zu lassen.

Die französische Lotterie, der auch die deutschen nachgebildet sind, ist auf eine Folge von Kombinationen gegründet, welche die sogenannte binomische Formel Newton's darstellt. Alle Treffer sind in den Numern von 1 bis 90 enthalten, und bestehen aus dem „einfachen und bestimmten Auszug," aus „der einfachen und bestimmten Ambe aus der „Terne" und „Quaterne." Der Auszug wird einfach genannt und gewinnt seinen Einsatz 15mal, wenn die Numern ohne Bestimmung der Reihenfolge, in der sie gezogen werden, gesetzt sind. Bestimmt ist der Auszug, und gewinnt seinen Einsatz 70mal, wenn der Spieler die Reihenfolge der Numern angibt. Dasselbe Verhältniß findet bei der einfachen und bestimmten Ambe statt, wovon die erstere den Einsatz 270mal, die zweite aber 5100mal gewinnt. Bei Ternen und Quaternen, deren Bedeutung hinlänglich bekannt ist, gilt keine Bestimmung der Reihenfolge; die erstere gewinnt den Einsatz 5500mal, die zweite 75000mal.

Die Art des Satzes und der Ziehung ist in Frankreich ganz die nämliche, wie sie in Deutschland üblich und allzu bekannt ist, als daß hier eine Schilderung derselben nöthig wäre.

Die bei Wiederherstellung der Lotterie für Paris bestimmte Zahl von 150 Bureaux ist bis jetzt nicht vermehrt worden; in den Provinzen aber, für welche man nur 400 errichtet hatte, gab es im Jahre 1810 schon mehr als 900. Durch die Zerstückelung des französischen Gebietes und die Regierung der Restauration wurde diese Zahl in einem Zeitraum von 5 Jahren bis auf weniger als 600 vermindert. Von diesen hob das Ministerium auf Aufforderungen von der Tribüne ungefähr noch 30 untergeordnete Bureaux auf, so daß sich jetzt ihre Anzahl auf 528 beläuft. Trotz dieser Beschränkung beträgt dennoch die Summe der gesammten Kautionen, welche die Kollekteurs in den Kassen des öffentlichen Schatzes liegen haben, 4 Millionen, die im Fall, daß die Lotterie aufgehoben würde, zurückbezahlt werden müßten, was dann, nebst den 9 Millionen, die man am Ertrag verlöre, im ersten Jahre ein Defizit von 13 Millionen ausmachte, die Pensionen ungerechnet, die man den brodlos werdenden Beamten bewilligen müßte.

Die Verwaltung der Lotterie beschäftigt ungefähr 400 Beamte, und rechnet man zu diesen noch die Geranten der bestehenden Bureaux, so findet sich, daß 1100 Familien ihren Unterhalt von der Lotterie beziehen. Es ist rühmlich für die Verwaltung, daß diese Bureaux, eben so gerecht als billig, größtentheils Wittwen mit zahlreicher Familie, und durch Unglück herabgekommenen Frauen verliehen sind, so daß man, wenn man das Verzeichniß der Inhaber der Bureaux von Paris liest, ganz vergißt, daß hier nur von armen Lotteriebeamten die Rede ist, und einen alten Hof- und Staatskalender vor sich zu haben glaubt, denn man stößt hier auf die Namen d'Estrées, de l'Espinasse, d'Ogny, Vicomtesse Dary, Damas, d'Estain, Verac, Raymond St. Jean, Dubois de la Verne, de Poncarra, de Lanzac, Gräfin Ferté Meun und anderer angesehener Familien.

Wer sollte es wohl glauben, daß zu Paris sogar dreimal monatlich ein Journal unter dem Titel Tableau romain oder Panorama de la Fortune erscheint, dessen einziger Zweck es ist, nebst dem Resultat der Ziehungen, Kombinationen und Zusammenstellungen von Zahlen zu liefern, mittelst deren man, wenn man diesem Blatte glauben darf, fast gewiß seyn kann, sein Glück in der Lotterie zu machen. Der Herausgeber dieses Journals, der nicht nur, wie es das Gesetz fordert, unter jedes Blatt seinen Namen setzt, sondern auch seine vollständige Adresse beifügt, ist ein gewisser Menuet de Saint-Mesmin, der in seinem Blatt bereits eine Menge kabalistischer Schriften, deren Verfasser er ist, unter den abenteuerlichsten Titeln angekündigt hat. *)

Ein anderes dieser Werke, l'Almanach Romain, ist mit dem Bild des Verfassers in ganzer Figur geziert; man sieht ihn da in kurzen Beinkleidern, die Feder in der Hand an einem Tische sitzen, auf welchem ein Glücksrad und ein Himmelsglobus stehen. Am Himmel gerade über dem Haupte des Autors leuchtet ein Stern, mit der Inschrift: Menut de Saint-Mesmin!!

Diese Schriften finden zahlreiche Käufer und Leser; und es gibt Spieler, Schwachköpfe und verbrannte Gehirne genug, die sich mit solchen Kombinationen und kabalistischen Untersuchungen beschäftigen. So glaubte die Polizei vor einigen Jahren am Eingange von Saint-Mandé eine geheime Lotterie zu entdecken; Agenten der Verwaltung wurden abgeschickt, fanden aber statt einem Lotteriebureau nur einen achtbaren Greis, der mit Hülfe zweier Sekretaire sein Leben damit zubrachte, günstige Kombinationen für das Lotteriespiel zu entdecken. Seit 24 Jahren arbeitete er schon daran, und man fand in seinem Kabinet acht ungeheure Folianten, welche die rein geschriebenen Berechnungen enthielten.

Schlüßlich nur noch eine auf genaueste Nachforschungen gegründete Berechnung der Einnahmen der Lotterien in Frankreich von den Jahren 1797 und 1798 (Jahr 6 der Republik) bis zum Jahre 1827. Diese waren in gedachtem Zeitraume jährlich im Durchschnitte folgende:

	Brutto-Einnahme	Reiner Ertrag
vom Jahre 6 bis 1814 exclusive .	63,961,256 Fr. 15 C.	12,306,251 Fr. 73 C.
vom J. 1815 bis 1827 exclusive	50,541,936 — 56 -	9,519,602 — 67 -
vom J. 6 bis 1827 das J. 1814 eingeschlossen . . .	57,123,773 — 68 -	10,675,938 — 84 -
vom J. 6 bis 1827 das J. 1814 ungerechnet . . .	75,915,699 — 9 -	11,057,064 — 22 -

---

Pest, Cholera und Aerzte in Konstantinopel.

Von Dr. Fried. Zuccarini.

Wirklich drei schlimme Uebel für die geängstigte Stadt. Pestzufälle gehören so wie Feuersbrünste zu den Ereignissen des Tages, und sind so gewöhnlich, daß man gar nicht viel davon spricht. Denn obgleich in den letzten Jahren der Regierung des jetzigen Sultans manche nicht so fast für das Reich als besonders für die Hauptstadt wesentliche Einrichtungen den Anstrich europäischer Civilisation und Zweckmäßigkeit bekommen haben, so ist doch, trotz aller übrigen Reformen und Neuerungen, in Hinsicht auf medicinische Polizei, die nirgends nöthiger wäre als hier, noch gar Nichts geschehen. So wie in Smyrna, so auch in Konstantinopel, weiß Niemand je die Zahl der täglich gestorbenen Türken, Griechen, Armenier oder Juden. Nur bei den Franken unter dem Schutze und der Aufsicht der europäischen Gesandtschaften läßt sich die Zahl der Gestorbenen annäherungsweise bestimmen, und daraus, wenn man das Verhältniß für Smyrna um's Drei- und Vierfache, nach Umständen wohl auch um's Zehnfache, für Konstantinopel noch viel höher steigert, kann man beiläufig auf eine Gesammtzahl der Opfer der Epidemien schließen. Es bestehen in Konstantinopel eine Art Spitäler, wohin die Pestkranken gebracht werden müssen, und in welchen sie von Priestern oder alten Leuten, die lange dieß Handwerk treiben, nothdürftige Pflege erhalten. Aerztliche Hülfe genießen sie nicht; denn allgemein herrscht die Ueberzeugung, daß gegen die Pest alles ärztliche Eingreifen vergeblich sey. Sollten auch fremde Aerzte vorhanden seyn, die diese Ueberzeugung nicht theilen, so machen es doch die bestehenden Verhältnisse, und besonders die Vorurtheile der Einwohner fast unmöglich, darüber reine und unmittelbare Erfahrungen zu sammeln, es sey denn man hätte bedeutende Summen zu diesem Studium zu verwen-

*) So findet man darin angezeigt: Les Tables d'argent; le Livre d'or; les Trésors du Mameluck et leurs quintes égyptiennes; le Lyon des jeux; le gros et le vrai Cagliostro; les Mystères de la Loterie dévoilés en faveur des actionnaires; le Repertoir cabalistique; le Livre de l'Etoile du bonheur; Nouveau Traité des rêves de l'Oracle.

den, und wolle und könne sich lange Zeit ganz ausschließlich damit beschäftigen. Nebst diesen Schwierigkeiten machen der Wechsel des Charakters der Krankheit, der in keiner Epidemie derselbe ist, und der Mangel an Mitteln, diese Verschiedenheit des Charakters in seinen Ursachen verfolgen zu können, es unmöglich, zu einem allgemein geltenden Resultate zu gelangen, so daß fast alle bisherigen Beschreibungen und Beobachtungen über Pest mehr wissenschaftlich merkwürdig als praktisch brauchbar, wenigstens für Konstantinopel, sind.„

Die dießjährige Epidemie war zu der Zeit, in der ich sie beobachtete, sehr gutartig. Troz aller Vernachlässigung eines prophylaktischen und therapeutischen Verfahrens fielen nur wenige Opfer im Verhältniß zur Volksmenge, und die Krankheit wüthete nicht anhaltend fort, sondern zeigt sich, steigt und nimmt wieder ab in wochenweisen Perioden. Während meiner Anwesenheit in Smyrna, Monat Junius, starben nach beiläufiger Angabe den ersten Tag 6 bis 8, den lezten 20 Franken. Man kann also die Gesammtzahl der täglich Gestorbenen ungefähr auf 60 bis 80 angeben. Wenige Tage nach meiner Abreise soll die Epidemie schon wieder verschwunden seyn. Bei meiner Ankunft in Konstantinopel, Anfangs Julius, starben unter den Franken täglich 12 bis 20, eine Woche später 30 bis 40, in der dritten Woche nahm die Krankheit so ab, daß man nur von einzelnen Sterbefällen, manchen Tag von gar keinem hörte. Das Verhältniß zwischen den sterbenden Franken und den übrigen Bewohnern ist jedoch, wie schon erwähnt, in Konstantinopel ein ganz anderes als in Smyrna. Erstere, fast abgesondert in der (freilich nun, den 2 August vom Grund aus abgebrannten) Frankenstadt Pera wohnend, waren durch bessere Lebensweise, Reinlichkeit, gesündere Nahrung und sorgfältigere Vorsichtsmaßregeln mehr vor der Krankheit geschüzt als die Bewohner des eigentlichen Konstantinopels und der übrigen, von Griechen, Juden und Armeniern bewohnten Vorstädte, so daß, wenn auch durch unvermeidliche Berührung mit lezteren die Krankheit ausgebrochen ist, der Verbreitung derselben leichter Einhalt gethan werden kann. Man konnte in Konstantinopel im Monat Julius das Verhältniß der Sterblichkeit zwischen Franken und übrigen Bewohnern wenigstens wie 1 zu 10, nach Umständen auch 20 und mehr annehmen. Die Gesammtzahl der täglich Gestorbenen lieferte im Vergleich mit früheren, bei Weitem verheerenderen Epidemien, ein günstiges Resultat für die dießmalige. Auch herrscht, so lange die Krankheit in solchen Gränzen bleibt, durchaus keine Bestürzung darüber weder in der Stadt noch den Vorstädten. Das bürgerliche Leben geht seinen gewöhnlichen, geräuschvollen Gang fort, der Hafen wimmelt wie zu allen Zeiten von Menschen und Schiffen, im Bazar wogt und drängt sich wie immer die Menge, Handel und Gewerbe werden ungestört getrieben, Schenken und Kaffeebuden sind von Morgen bis Abend gefüllt, und auf den Spaziergängen, sonderbar genug meistens in den Kirchhöfen, wandelt unbesorgt die belebte Menge auf den Todten herum. Nur ein höfliches, sorgfältiges Ausweichen der einander Begegnenden, ein durch Konvention eingeführter Gebrauch zur Vermeidung der Berührung, den alle Stände befolgen, zeigt, daß man von der Pest wisse und daran denke. Warum aber die dießmalige Epidemie besonders gutartig verlief, da doch alle die Krankheit begünstigenden Einflüsse wie sonst vorhanden waren, ist eine Frage, die nur eben so ungenügend beantwortet werden kann, als die über das Entstehen und die Verbreitung der Epidemien und der herrschenden Krankheitscharaktere überhaupt. Die Kommunikation der Stadt mit den verpesteten Gegenden blieb wie immer auf alle Weise offen, in der Stadt selbst wurde nicht die geringste Vorbauungsmaßregel getroffen, die außerordentliche Unreinlichkeit der Straßen, schlechte Nahrung und alle sonstigen deprimirenden Einflüsse blieben dieselben, klimatische Einflüsse, Wärme Mittags im Schatten 25 bis 28, in der Sonne einige 40° Reaum., abwechselnd mit heftigen Regengüssen und häufigen Abendnebeln, waren der Entwicklung der Krankheit günstig — und dennoch war die dießjährige Epidemie weder von anhaltender Dauer und Verbreitung noch von besonderer Bösartigkeit. Ohne das Heer der darüber gemachten Hypothesen bereichern, eine der mannichfaltigen Meinungen über die Natur der Pest wiederholen, oder mit neuen Worten uralte Erfahrungen und Behauptungen neu machen zu wollen, wie es so Mancher der modernen Pestinquisitoren gethan hat, bemerke ich nur, was mir über die Ursachen der dießmaligen geringen Verbreitung und Bösartigkeit als wesentlich auffiel.

Die Pest kam dießmal aus Aegypten oder den nahen Inseln nach Konstantinopel. Die uralte Erfahrung, daß die ägyptische Pest wesentlich von der asiatischen, im engsten Sinne sogenannten orientalischen Pest verschieden sey, gutartiger verlaufe und insbesondere sich leichter topisch beschränke, wurde neuerdings wieder mit mehr wissenschaftlicher Breite als Tiefe ans Licht gestellt. Das Warum? haben die Neueren troz aller Anstrengung eben so wenig genügend dargethan als die Alten, die sich nicht viel um diese Frage bekümmerten. Die Erscheinungen dieses Jahres in Konstantinopel bestätigen diese Erfahrung. Kurz nach dem Ausbruch der Pest traten in Konstantinopel anhaltende Nordwinde ein. Es herrschen nämlich in den Dardanellen und im Bosporus zur Sommer- und Herbstzeit anhaltende Winde, Meltem, und die Türken nennen sie nach der Periode, in welcher während der Sommerwinde die Kirschen, während der Herbstwinde die Kürbisse reifen, den Kirschen- und Kürbiß-Meltem. Beide nun, der Kirschen- so wie der Kürbißwind sind in verschiedenen Jahren entweder Süd- oder Nordwinde. Manchmal sind in demselben Jahre beide Winde Süd oder Nord, manchmal ist der Kirschenwind Süd und der Kürbißwind Nord, und umgekehrt, stets aber sind beide anhaltend entweder Süd oder Nord, und einzelne inzwischen eintretende Wechselwinde sind nur ephemer und vorübergehend. Diese durch die Schifffahrt längst bekannte Erfahrung wurde bis jezt in den Beobachtungen über die Verbreitung und den Charakter der Pest zu wenig berücksichtigt. Die dießjährige Vergleichung des herrschenden Windes mit dem Hang und dem Charakter der Krankheit bestätigt uns, wie unentschieden noch die Frage bleiben müsse, ob der Ansteckungsstoff der Pest fixer oder flüchtiger Natur sey. Die Krankheit stieg dießmal gegen den Strom des Windes aufwärts; Beweis daß ihr Fortpflanzungsstoff, statt flüchtig von der Atmosphäre verbreitet zu werden, fix und palpabel genug ist, um sich gar nicht um Luft und Wind zu kümmern, und nur da, da aber überall, zu haften, wo er durch unmittelbare Berührung hingebracht wird. Die Krankheit blieb aber doch bei den herrschenden Nordwinden troz der günstigsten Umstände für ihre Entwicklung, gutartig und wenig verbreitet; Beweis vom mächtigen Einfluß des Windes auf ihre Verbreitung und dessen Vermögen sie zu beschränken, um so mehr, da bei der stets ununterbrochenen Kommunikation mit den früher angesteckten Gegenden der fixe Stoff, wenn dieser allein die Krankheit weiter zu pflanzen vermöchte, vollkommene Freiheit gehabt hätte, sie weiter zu verbreiten.

Wahrscheinlich liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte, und mit dem unbedingten Behaupten oder Läugnen eines oder des andern Extrems können zwar Theorien unterstüzt, schwerlich aber praktische Vortheile errungen werden.

Mag nun aber der genannte Kirschen-Nordwind von unmittelbarem Einfluß auf die Krankheit gewesen seyn oder nicht, mag er einen flüchtigen Ansteckungsstoff aufgehalten und zurückgedrängt, oder einen fixen modifizirt und umgestimmt haben, so ist doch auf keinen Fall der Einfluß zu läugnen, den er auf den herrschenden Krankheitscharakter dadurch hatte, daß er einen anderen, flüchtigen Krankheitsstoff aus Norden herabbrachte, wenigstens ihm sein Herabsteigen erleichterte, nämlich die Cholera, die gerade um diese Zeit zuerst in Konstantinopel sich zeigte und zu verbreiten anfing. Gewiß ist dieser seltsame Gast nicht abgesondert stehen geblieben, ohne sich mit dem alten, einheimischen Uebel zu vermischen, und ohne Zweifel veränderte sich durch diese Vermischung der ursprüngliche Charakter nicht nur der einen, sondern beider Krankheiten, und verlor von seiner Eigenthümlichkeit. Die Geschichte der Medicin liefert ähnliche Beispiele, und es steht zu erwarten, welche Veränderung die Pest ferner erleide, wen die Cholera ihren jezt erworbenen Rang dauernd behauptet. Doch ist leider kaum zu hoffen, daß der manchmal auch auf die Medicin angewandte Saz: duobus litigantibus tertius gaudet, sich hier bewähre, und hier wie in der Weltgeschichte mag wohl wenig Heil für die bedrängte Menge aus dem Streite der Unterdrücker entstehen.

Kaum nachdem sich Ende Junius und Anfang Julius die ersten Pestzufälle ereignet hatten, trat auch die Cholera in Konstantinopel auf. In Bessarabien, der Moldau und Wallachei war damals diese Krankheit aufs Höchste gestiegen. Jassy war fast ausgestorben; in Odessa starben täglich einige hundert Menschen, und gleich groß war die Verwüstung in Bukarest und der ganzen Wallachei.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 302. 29 Oktober 1831.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Noch viele andere Spiele kannten die Bewohner des stillen Meeres: eines derselben, das sie Polikan nannten, hatte Aehnlichkeit mit einem unter den Ureingebornen von Südamerika, und selbst unter den Bewohnern des nördlichen Kontinentes bis nach Canada hin, üblichen Spiele. Ein Ball wird von den Spielern mit drei bis vier Fuß langen Stöcken geschlagen, wobei man sucht, denselben über die ausgemachte Grenze der Gegenpartei hinauszutreiben. Der Ball ist von starken Abfällen des einheimischen Tuchs gemacht, die sehr fest in einander verknotet sind. Die Stöcke, deren sich die Taheiter hiezu bedienten, waren roh, wie sie vom Baum geschnitten wurden; bei den Einwohnern der südlichen Inseln hingegen, waren sie aus Aito oder Eisenholz, und der Griff mit schönem sorgfältig gearbeitetem Schnitzwerk verziert, während sie am untern Ende löffelartig ausliefen, wodurch die Stärke des Schlages vermehrt wurde. Auch das Tuiraa oder Schlagen des Balles mit dem Fuß wird geübt, doch mehr von Weibern als Männern. Ganze Bezirke sieht man mit diesem Zeitvertreib beschäftigt. Das beliebteste Spiel dieser Art blieb aber der Fangball, Harn raa pun, wozu man sich bloß der Hände bediente. Hiezu, wie zu allen andern Spielen, von denen hier die Rede ist, war ein freier Platz nöthig, den man gewöhnlich am Seegestade wählte. Für jede Partei wurde mit einem Stein am Ufer eine Gränze bezeichnet, so daß ungefähr zwischen beiden ein Raum von fünfzig oder hundert Ruthen Landes lag.

Der Ball bestand aus einer großen Kugel von den zähen Blättern des gemeinen Pisang, die sehr fest in einander verschlungen waren. Das Spiel begann in der Mitte des Raumes. Die eine Partie ergriff den Ball, und suchte ihn über die Gränzlinie der andern hinauszustoßen. Sobald die Kugel im Rollen war, stürzten beide Spielparteien hinter ihr her, die einen um den Ball aufzuhalten, die andern um dieß zu verhindern, wodurch schon unter den ersten, die ihn erreichten, ein tolles Stoßen und Drängen anhob; kamen nun auch die übrigen noch hinzu, so wurde das Getümmel vollends arg, man stieß sich und fiel in der größten Verwirrung unter und über einander, wobei es nicht an dem wildesten Geschrei fehlte. In dem Gedränge brachen Manche Arme und Beine, bevor es einer Partei gelang, des Balles Herr zu werden. Da dieß Spiel gewöhnlich am Seegestade vorgenommen ward, so geschah es nicht selten, daß der Ball in's Meer hinabrollte, allein auch dahin stürzte ihm die lärmende Menge mit ungestümem Geschrei nach, und man sah oft vierzig und fünfzig Weiber bis an die Knie und über den Gürtel mitten im Schaume des Uferwassers nach ihrer Beute haschen.

Dieß waren einige der Spiele, die bei den Nationalfeierlichkeiten begangen wurden, und nur Erwachsene nahmen daran Theil. Mit ihnen und mit Schmaus und Tanz wurden die Stunden des Tages hingebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß)

Am 5 Dezember begaben sich Czartoryski und Niemcewicz (Sekretär des Senats) zu Chlopizki, um ihn einzuladen, den Oberbefehl des Heeres wieder zu übernehmen. Czartoriski überbrachte der Regierung als Antwort die Weigerung des Generals; aber zwei Stunden nach Mittag erschien Niemcewicz, der bei Chlopizki zurückgeblieben war, mit einer Art Urkunde, in der man Chlopizki unter dem Namen eines Diktators als mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet erklärte. Die provisorische Regierung war vor Erstaunen außer sich, allein um aller Spaltung vorzubeugen, beeilte sie sich ein legales Dokument auszufertigen, das Chlopizki zum Generalissimus des Heeres mit einer fast diktatorischen Gewalt ernannte, in der Hoffnung, der General werde sich aller willkürlichen Schritte enthalten.

Chlopizki begab sich in Begleitung eines hohen Offiziers in den Sitzungssaal der provisorischen Regierung, während er eine Menge anderer Offiziere im Vorgemache zurückließ. „Man hat die Kühnheit gehabt,“ sagte er, indem er sein Ernennungsdekret auf den Tisch warf, „mir dieß Papier zu schicken, ich brauche es nicht, und ich erkläre, daß ich von diesem Augenblicke an aus eigener Macht die Diktatur antrete bis zur Eröffnung des Reichstages, die in vierzehn Tagen erfolgen wird.“ Nach diesen Worten begab er sich, ohne irgend eine Erwiederung anzuhören, hinweg, um das Heer zu mustern und ihm dieselbe Neuig-

keit kund zu thun. Das Volk, welches nichts von dem Hergang der Sache wußte, und der Meinung war, die Diktatur sey Chlopizki von der provisorischen Regierung übertragen worden, gab dazu laut seine Beistimmung.

Am folgenden Tage kündigte der Diktator der provisorischen Regierung an, daß er ihr ihren Titel bestätige; hierauf ernannte er die Minister und beschäftigte sich eifrig mit den öffentlichen Angelegenheiten.

Die Triebfedern dieses usurpatorischen Betragens Chlopizki's müssen in seinen politischen Ansichten gesucht werden. Er hatte den größten Theil seines Lebens unter den Franzosen zugebracht und durch ihre Revolution gewitzigt, so wie für das Andenken Napoleons mit der tiefsten Verehrung erfüllt, hegte er einen unüberwindlichen Haß gegen die Anarchie revolutionärer Regierungen, und glaubte den ersten Keim dazu in der Bildung des provisorischen Gouvernements zu erblicken. Der ehrwürdige Niemcewicz, der alte Ruhmesgenosse Kosciusko's und fast Alle, welche Stellen oder Vermögen zu verlieren hatten, schlossen sich in demselben Abscheu vor Anarchie dem Diktator an. So entstand eine sehr starke Partei, der man den Namen der *doktrinären* beilegen kann. Chlopizki stand an ihrer Spitze, wie Lelewel das Haupt der nationalen Partei blieb.

Letzterer ließ allen Gründen seiner Gegner Gerechtigkeit widerfahren; behauptete aber das Frankreich von 1793 sey nicht das Polen von 1830; die Priester,*) der Adel und die Könige seyen in diesen beiden Ländern ganz verschiedener Art; weit entfernt die Geißeln der polnischen Nation zu seyn, seyen sie vielmehr stets ihre Wohlthäter gewesen, und hierauf gründete er seine Behauptung, daß in Polen der Jakobinismus eine Unmöglichkeit sey. Dagegen berief sich die doktrinäre Partei ihrerseits auf die in den Klubs gehaltenen Reden, namentlich auf die Moriz Mochnazki's, Adam Gurowski's, Xaver Bronikowski's, Boleslaus Ostrowski's und Ludwig Zukowski's, die unumwunden sich zu jakobinischen Grundsätzen bekannt, und die Leidenschaften des Volkes und des Heeres aufzuwecken gesucht haben sollten. Das Wahre an der Sache ist, daß alle die genannten politische *Romantiker* waren und sich selbst diesen Namen beilegten. Der überspannteste von ihnen war Mochnazki, der Verfasser einer Menge herrlicher Schriften über die deutsche Philosophie und den Romantismus; allein man konnte ihn nicht als Jakobiner betrachten, denn er war Katholik und in seinen Ansichten sogar Papist. Einer der Helden des 29 Novembers übte er im Beginne der Revolution großen Einfluß auf den Geist der Massen aus. Lelewel wiederholte den Doktrinären unausgesetzt: „Lasset Allen die Freiheit zu sprechen, aber hindert sie Böses zu thun. Diese Freiheit ist unter den von einer Revolution unzertrennbaren Schwierigkeiten von unberechenbarem Nutzen; die Aufregung, die sie hervorbringt, braucht oft nur das Lächeln eines verständigen Mannes, um in Schranken gehalten zu werden. Sie setzt die Massen in Bewegung in einem Augenblick, wo die aufgestandene Nation nur in den Massen ihre Kraft findet, endlich sprudeln Menschen, wie die politischen *Romantiker*,*) die nur nach ihrem Gefühl urtheilen, tausend lichtvolle Ideen hervor, die der kalte Verstand niemals finden würde.“

Die Diktatur war anfangs eine wahre Wohlthat für das Land, Chlopizki vereinigte um sich das ganze Volk; der Ruf seines Muthes und seiner Rechtschaffenheit, die Verfolgungen, die er ausgestanden hatte, gewannen ihm die öffentliche Meinung. Indeß ließ er in allen offiziellen Akten und in den Gebeten der Geistlichen den Namen Nikolaus beibehalten, und traf nur zu einem Vertheidigungskriege Vorkehrungen. Aus Haß gegen die Anarchie erklärte er sich als den ersten Verfechter der königlichen Würde, obgleich seine Gegner Dieß an ihm als eine unbegreifliche Anmaßung rügten. Da er in einem Lande, wo es nie eine eigentliche Aristokratie gab, keine solche schaffen konnte, so umgab er sich vorzugsweise mit Männern, die sich zu aristokratischen Ideen bekannten, und die deßhalb in den Klubs dem bittersten Spotte zur Scheibe dienten; endlich um der Welt zu beweisen, daß die Revolution durchaus nicht feindlich gegen die Religion gesinnt sey, ermunterte er die polnische Geistlichkeit sich an die Spitze des Volkes zu stellen, und erfand jene patriotischen Prozessionen, über welche die Ausländer nicht genug erstaunen konnten.

Die nationale Partei blieb den Doktrinären untergeordnet, und schloß selbst ihren patriotischen Klub. Der hochherzige Lelewel, Mitglied der provisorischen Regierung und Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes, unterstützte in dieser doppelten Eigenschaft alle Entwürfe seines Gegners.

Das Volk selbst machte in seiner Neigung für diesen und jenen keinen Unterschied; man sah ihre Abbildungen an den öffentlichen Orten stets neben einander, und die Dichter sangen ihre Lieder zum Lob beider. Jede Partei zog zwar ihr Oberhaupt dem ihrer Gegner vor; allein das Volk hatte für keinen eine Vorliebe, und als eines Tags im Theater ein Schauspieler die Worte sprach: „Lelewel allein wird uns nicht verrathen,“ erhob sich mißfälliges Gemurmel; man wollte ihn nicht auf Kosten des Diktators erhoben sehen.

Allein bereits fingen die Verräther an, unter dem Scheine des Patriotismus ihre Fallstricke zu legen. Moriz Mochnazki und Adam Gurowski fuhren fort ihren politischen Romantismus zu pre-

*) Als die Revolution als national erklärt worden war, bot die Geistlichkeit ihre Kirchenglocken an, um daraus Geschütz zu gießen; die Bischöfe verzichteten freiwillig auf einen Theil ihres Gehaltes; Hirtenbriefe und Prediger auf den Kanzeln riefen die Bürger zu den Waffen. Pfarrer stellten sich an die Spitze der Rekruten und die Mönche arbeiteten in Masse an der Befestigung von Warschau. Die Mönche der Abtei von Czenstochau, die schon im Jahre 1806 Polen ein Geschenk von 400,000 Gulden in Silberwaaren gemacht hatten, gaben bei dieser Gelegenheit die Hälfte ihres Kirchenschatzes her.

*) Ueber den Namen politische *Romantiker* möge hier folgende Bemerkung dienen. Die Censur des Czarewitsch hatte keine andere Polemik geduldet, als die der *Klassiker* und *Romantiker*. Letztere, die sich gegen die willkürlichen Gesetze der klassischen Litteratur auflehnten, predigten eine unbeschränkte Freiheit für Geisteswerke. Von dem literarischen zum politischen Liberalismus ist nur ein Schritt; deßhalb waren sie auch fast alle Liberale und als solche Verfolgungen ausgesetzt; ihre Gegner aber genossen großentheils der Gunst der Machthaber. Seit der Revolution wurde die Benennung *Romantiker* auf den politischen Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes angewendet.

Anm. d. Verf.

digen, und da sie zur Partei Lelewels gehörten, so nahm man davon Gelegenheit zu sagen, Lelewel sey ein Jakobiner, und sinne auf nichts als Galgen und Guillotine. Diese Gerüchte fanden allein in den Provinzen Gehör, wo Lelewel weniger bekannt war; übrigens blieb sein Ruf unangetastet.

Das Mißvergnügen machte sich aber auch gegen Chlopizki Luft, man beschuldigte ihn der Langsamkeit. Dem Beispiele Napoleons folgend, ohne dessen Beweggründe zu fassen, zählte er nur auf disziplinirte Soldaten; er verachtete die moralische Kraft der Nation, und zählte die Sensenmänner und die neuausgehobenen Truppen für nichts. Mit diesen Ansichten konnte er unmöglich an einen dauerhaften Kampf zwischen dem Königreiche Polen und dem russischen Reiche glauben; er hoffte nur auf dem Wege der Unterhandlungen etwas zu erlangen, und ging sogar soweit den Aufstand des 29 November als eine jugendliche Verirrung zu bezeichnen. „Wäre es eine Nationalrevolution,“ sagte er, „würde sich dann nicht auch Lithauen, Wolhynien, Podolien und die Ukraine erhoben haben?“ Er schickte den Fürsten Lubezki und den Nuntius Johann Jezierski als Gesandte nach Petersburg mit dem Auftrage, von dem Kaiser Garantien für die Aufrechthaltung der Charte zu verlangen.

Die Sendung diplomatischer Agenten in das Ausland, vorzüglich nach Paris und London, war das Werk Lubezki's. Lelewel unterstützte ihn hierin mit aller Kraft, indem er zu beweisen suchte, daß dieser Schritt kein feindlicher gegen den König sey. So wurde Woitzki nach Paris und Wielopolski nach London geschickt. Man hielt sogar mit den preußischen und österreichischen Konsuln Konferenzen.

Nun trat die lithauische Frage dazwischen, und die beiden Parteien trennten sich. Lelewel wollte, daß man dahin Truppen absende. „Eine Revolution,“ sagte er, „vertheidigt sich nicht, sie muß angreifend zu Werke gehen; im Gegentheil hat sie weder Kraft noch Leben. Die Absendung Lubezki's und Jezierski's kann dem Einmarsch unserer Truppen in Lithauen und Wolhynien nicht im Wege stehen, denn Lubezki selbst gestand, daß die Ueberschreitung der Gränzen des Niemen und des Bug, so wie die Verbreitung des Aufstandes in die polnischen Provinzen des Kaiserreiches ein kräftiges Argument zu Gunsten der lithauischen Sache bilden würden.“ — „Laßt uns die Antwort des Kaisers abwarten, erwiederten seine Gegner.“ — „Laßt uns nicht auf die fremden Mächte zählen,“ fuhr Lelewel fort, „sie begreifen ihre wahre Politik nicht, und wir müssen alle Kraft aus uns selbst schöpfen.“ — Allein diese Kraft reicht nicht hin, entgegnete man, und ohne fremde Unterstützung werden wir nichts ausrichten.

Inzwischen wurde die Partei des Diktators, die anfangs sehr mächtig war, mit jedem Tage schwächer: seine Unentschiedenheit in Betreff Lithauens stürzte ihn. Die alten Generale selbst tadelten seine Politik und verweigerten ihm laut den Gehorsam. „Die Diktatur,“ sagten sie, „ist für Polen durchaus unnöthig; die Furcht vor innerer Anarchie ist ein leeres Hirngespinnst; man muß ein Civiloberhaupt an die Spitze der Regierung stellen; was uns Generale betrifft, so sind wir bereit, unsre Stellen niederzulegen und unter den Befehlen jüngerer Offiziere von Talent zu dienen. Es ist nicht einmal nothwendig, den Oberbefehl einem erfahrenen General anzuvertrauen; denn dieser Krieg muß ein Parteigängerkrieg werden, und jeder gute Soldat kann da befehligen.“

So war die Stimmung der Gemüther, als die Landboten und Deputirten *) zum Reichstage eintrafen. Es war gegen Ende Dezembers.

*) Es gibt in Polen zwei Repräsentativsysteme, die in eines verschmolzen sind, das der Gemeinden und das der Städte. In den acht Wojewodschaften oder Distrikten, die das Königreich bilden, gibt es 77 Gemeindendistrikte und 59 Stadtbezirke. Jeder Distrikt schickt seinen Landboten, jeder Bezirk einen Deputirten, die Hauptstädte mehrere. Zwischen den Landboten und Deputirten besteht kein anderer Unterschied als der des Namens. Anm. d. V.

Das blinde Kuhspiel bei Hofe.

(Aus den ungedruckten Memoiren eines Gefangenen im Hofjournal.)

Als Jérome, der jüngste Sohn der unsterblichen Kaiserfamilie, den Thron von Westphalen bestieg, war bei ihm der Entschluß gefaßt, ein ganz anderes Leben zu führen als seine Brüder. Der älteste, Lucian, war noch immer Republikaner im Herzen, ein Mann von wissenschaftlicher Gründlichkeit, und fast im Zweifel, wie es schien, ob er sich nicht in die Einsamkeit eines Waldbruders hinwegflüchten sollte. Napoleons Sinn und Meinungen sind bekannt; hervorstechend unter denselben war seine Liebe zu Eroberungen, und das große Vergnügen, das er empfand, wenn sich Gelegenheit gab, seine friedfertigern Brüder auszuschelten. Josephs Thron war mit Dornen gepolstert, und der arme Ludwig, der liebenswürdige König von Holland, würde lieber ein Pachtgut gebaut oder Romane geschrieben als das Scepter über seine amphibischen Unterthanen geführt haben, die entschlossen schienen, ihm nicht einen Augenblick Ruhe zu gönnen, so lange ihre Butter, ihre Käse, ihre Stockfische und ihr Schiedamm *) als todtes Kapital in ihrer Hand blieben. Jérome war der eigentliche Philosoph der Familie, und er sagte oft zu einem meiner Freunde, seinem Bibliothekar, da ihm die Vorsehung eine Krone geschenkt habe, so wolle er dafür sorgen, daß sie so leicht als möglich auf seinem Kopfe zu sitzen käme. „Kurz und gut“ (courte et bonne) war sein beliebtester Wahlspruch, und das einzige Lied, das man ihn singen hörte, bestand in folgenden Zeilen:

„On ne saurait trop émaillir
Le court espace de la vie;
Pour moi, je veux le parcourir
Avec l'Amour et la Follie.“

Der Hof von Kassel gehörte unbestritten zu den lustigsten der Christenheit. In der That, zu der Zeit, von der ich spreche, wo die ganze Welt vom Kriegsgetümmel eingehüllt war, war dieß der einzige Ort, wo noch Liebe und Lachen den Herrscherstab trugen. Bei einer andern Gelegenheit will ich einige Liebesabenteuer zum Besten geben, die mir auf demselben Wege mitgetheilt wurden, wie folgende Anekdote:

Die Hofleute führten gewöhnlich Sprüchwörter auf, und Jérome selbst war der erste, der die lebendigen Tableaux und historischen Maskeraden aufbrachte. Er fand große Freude daran, Franz I von Frankreich und Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, vorzustellen, und kurz bevor sein Reich ein Ende nahm, waren von ihm thätige Vorbereitungen gemacht worden zu einem großen Turnier und Feste, wodurch die Zusammenkunft Heinrichs von England und Franz von Frankreich auf dem sogenannten goldenen Felde nachgeahmt werden sollte. Selbst als Napoleon schon auf seinem Throne wankte, war „kurz und gut“ noch immer Jérome's Motto, und da Tschernitscheff bereits nur noch fünfzig Stunden weit von Westphalens Hauptstadt entfernt stand, schien man darüber an dem Hofe von Kassel nicht sonderlich bestürzt, obgleich nicht mehr als zweihundert und fünfzig Mann von der königlichen Leibwache in der Stadt lagen. Graf S. wurde endlich von einem der französischen Generale an den Hof von Kassel gesendet, um dem Könige von Westphalen anzudeuten, daß man aus sehr

*) Ein Ort, der dem dort gebrannten Wachholderbeerschnaps den Namen gibt.

guter Quelle in Erfahrung gebracht habe. Tschernitscheff sey gesonnen, mit forcirten Märschen auf Kassel loszugehen und mit seinen Kosaken eine Ueberrumpelung zu versuchen. Es sey daher kein Augenblick zu verlieren, den König und die Kronschäze in Sicherheit zu bringen. Der Graf kam um Mitternacht in Kassel an, warf sich in ein Hofkleid und erschien im Palaste. Die Wache hielt ihn in seinem Anzuge für Einen, der zum Hofe gehöre und ließ ihn ungehindert ziehen. In mehreren Gemächern, durch die der Graf ging, sah er Personen an kleinen Tischen sizen, die sich bei Speise und Trank köstlich wohl seyn ließen. Sie waren zu angenehm beschäftigt, als daß sie den Fremden hätten beachten sollen. Da er den König persönlich kannte, so fragte er keinen von ihnen, indem er hoffte, Seine Majestät selbst herausfinden und sich seines Auftrags so geheim als möglich entledigen zu können. Als er sich dem lezten Gemache näherte, hörte er ein schallendes Gelächter und eine lärmende Fröhlichkeit von vielen Personen. Als er die Thüre öffnete, bot sich dem Grafen, der in dieser Hinsicht streng wie ein Karthäuser war, ein Anblick von Verwirrung und Getümmel dar, der ihn mit einem Schlagflusse bedrohte. Stühle, Tische und Sophas waren alle unter und über einander ans eine Ende des Gemaches gebracht. Ungefähr dreißig Personen, meist Damen, in einem Anzuge aus Karls des Großen Zeit, hüpften schnellfüßig hin und her, und hatten zusammengeflochtene Taschentücher in den Händen, womit sie häufige Schläge auf ein in der Mitte des Zimmers befindliches Individuum regnen ließen. Dieß war Carolus Magnus selbst. So oft ein tüchtiger Plumpsack auf seine Schultern niederfiel, rief es von schönen Lippen: „Wer ists, Belisar?“ Die Augen und ein Theil des Gesichts des großen Frankenkönigs waren mit einem dicken Tuche verbunden, und Carolus Magnus spielte eine Art blinder Kuh. „Wer ist Dieß?“ fragte der Graf einen jungen weinerhizten Franzosen, der lauter lärmte als alle andern. „Dieß,“ sagte der Schäcker, „ist der blinde General Belisar, der Bruder des Carolus Magnus, der Date Obolum Mann. Geben Sie Acht,“ sezte er hinzu, „jezt muß er an uns vorbei kommen, und ich werde ihm, wie er mir gethan hat, auch Eins anhängen.“ Und bei diesen Worten machte er einen doppelten Knoten in sein Taschentuch. „Pint“ schrie der Offizier, und ließ seinen Plumpsack unbarmherzig niederfallen. Belisar rieb sich die Schultern, riß das Tuch von den Augen und schrie gewaltig: „Teufel, das war ein verdammter Hieb!“ Allein da er den Offizier bemerkte, dem er es eben so gemacht hatte, so brach er in ein herzliches Gelächter aus und sagte: „Allons! nous voilà égaux!“

Der Graf trat nun hinzu und erkannte in dem blinden Belisar — den König von Westphalen.

Einen Augenblick darnach, als Graf S. seine Botschaft ausgerichtet hatte, wurde die Gesellschaft entlassen. Der Kronschmuck und einige andere leichte Sachen von Werth wurden eingepackt, Pferde gesattelt; der lustige Monarch theilte seine Neuigkeit nur Wenigen mit, die gleichfalls über Hals und Kopf ihre Sachen in Ordnung brachten und hinter ihrem Gebieter her galoppirten, der sich bald darauf auf dem Wege nach der französischen Gränze befand. Noch vor Tagesanbruch traf der russische General mit seinen Kosaken ein, nahm die meisten Minister gefangen, die noch in ihren Betten lagen, eben so die ganze Mannschaft, erhob eine tüchtige Brandschazung, und machte sich eben so schnell auf und davon, als er gekommen war.

Eine Prinzessin der Sandwichinseln.

Der „amerikanische Missionsherold“ enthält eine Schilderung der jungen Prinzessin Nahienána, der Schwester des verstorbenen und jezigen Königs der Sandwichinseln — eine Schilderung, die um so interessanter erscheint, als sie aus der Feder eines Eingebornen von Taheiti geflossen ist, der gegenwärtig als Missionär auf den Sandwichinseln lebt.

„Nahienána,“ so schreibt der Missionär, dessen taheitischer Bericht hier wörtlich übersezt wird, „ist in Kenntniß und Worten ein Weib von reifem Verstande. Alle Väter und Mütter dieses Landes sind unwissend und linkisch; in der Nähe Nahienána's werden sie zu Kindern und sie ist ihre Mutter und Lehrerin. Ihre eigenen Männer, Frauen und Kinder, die ihren Haushalt bilden, horchen auf die guten Worte von Gott aus ihren Lippen. Auch unterrichtet sie die Weiber in guten Dingen. Sie lehrt sie Tag und Nacht. Sie spricht stets zu ihrem Schaffner und ihren Dienern. Sehr zahlreich sind die Worte, die sie spricht, um ihre Leute zu ermuthigen und auf dem guten Wege zu bestärken. Die junge Fürstin ist in der Unterhaltung immer gütig gewesen. Ihre Worte sind gute Worte. Sie findet Freude an Unterredung wie ein Weib von reiferen Jahren. Sie ordnet ihre Rede mit großer Weisheit und Bescheidenheit, und macht stets den rechten Unterschied zwischen Gut und Bös. Sie beweist viel Verstand, wenn sie zu andern vom Worte Gottes und vom Worte der Liebe redet. Es geschah durch die Bosheit des Volkes, alt und jung, daß sie ehemals vom rechten Wege abgeführt wurde. Sie kannte damals noch nicht die Arglist der Schlechten. Sie ließen ihr keine Ruhe und stellten ihr jeden Beweis vor, den diese Welt nur darbieten kann, um sie auf ihre Seite herüber zu ziehen. Nahienána wünscht jezt nichts so sehr als sich zu demüthigen. Sie wünscht nicht, von Jemand erhoben zu werden. Sie verlangt, daß man alle leeren Namen und Titel an sie weglasse; denn sie habe keine Freude mehr daran. Nur das Eine, was sie verlangt und hören will, ist — Jesus. „Ihn laßt uns erheben, ihn laßt uns preisen, in ihm uns freuen und unsere Herzen sein Lob singen!“ Diß ist die Sprache ihrer innersten Seele.“

Vermischte Nachrichten.

Ludwig XIV, dessen königliche Freigebigkeit oder vielmehr Verschwendung zum Sprichworte geworden ist, ließ für seine Jagdhunde zu Versailles das Gebäude, das man jezt l'ancienne Vénerie heißt, bauen. Karl X schien dieser Hundepalast nicht geräumig oder vornehm genug für seine vierfüßigen Lieblinge, und er erweiterte das Gebäude mit einem Kostenaufwande, der sich jährlich auf mehrere hunderttausend Franken belief. Dieses Gebäude ist nun zu einer Primärschule eingerichtet worden. Gottlob, die Hundstage wenigstens sind vorüber!

•

Die Petition, welche von der Grafschaft Renfrew (Schottland) bei dem Oberhause zu Gunsten der Reformbill eingereicht wurde, maß 188 Fuß und war von mehr als zwanzigtausend Namen unterzeichnet. Man zählte neuntausend Unterschriften mehr als je eine Petition der Grafschaft an das Parlament gehabt hatte. Ein Gleiches war bei den meisten übrigen Grafschaften der Fall.

•

Der „Courier“ gibt folgende vergleichende Uebersicht des reinen Einkommens von Großbritannien in den Jahren 1830 und 1831, bei dem jedesmaligen Schlusse derselben am 10 Oktober:

	1830. Pf. St.	1831. Pf. St.	Zuwachs.	Abnahme. Pf. St.
Zölle . . .	16,425,742	15,577,687		848,055
Accise . . .	16,953,577	14,896,521		2,057,056
Stempel . .	6,578,181	6,484,580		93,601
Posten . . .	1,549,006	1,593,011	44,005	— —
Taxen . . .	4,968,450	4,945,110		23,340
Verschiedene Gefälle . .	553,633	439,479		114,154
Zusammen .	46,808,589	45,736,388	44,005	5,116,206

Es ergibt sich also für das Jahr 1831 eine Mindereinnahme von 5,072,201 Pf. St.

•

In der Provinz Estremadura sind die Gerichte mit dem Prozesse gegen ein Weib beschäftigt, welches vorgibt, von dem Christusbilde ihres Dorfes schwanger zu seyn, und bei dem Pöbel sich einen Ruf der Heiligkeit zu erwerben gewußt, zugleich aber auch gerichtliche Verfolgung zugezogen hat. Und wie denn das Sprüchwort: „ein Narr macht zehn,“ immer eintrifft, so gelang es ihr, dreizehn andere Weiber zu gewinnen, die ihr folgten und sich als die Apostel dieser Auserwählten erklärten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 303. 30 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

III.

Vorbereitende Versammlungen zum Reichstage. — Unterhandlungen Chlopizki's mit dem Czar. — Seine Politik gegen Lithauen. — Sein Glaubensbekenntniß. — Eröffnung des Reichstages. — Abdankung des Diktators. — Paradoxen der Doktrinäre. — Auflösung der provisorischen Regierung. — Ungnade Lelewels. — Intriken geheimer Verräther und Aristokraten. — Regierung der Doktrinäre. — Unruhen in der Hauptstadt. — Verschwörung der russischen Spione gegen Lelewel. — Manifest des polnischen Volkes.

Der Reichstag legte in seinen vorbereitenden Versammlungen den Wunsch an den Tag, sich dem Diktator gegenüber unabhängig zu erhalten. Lelewel wohnte denselben als Landbote von Zelechow bei, und theilte zwar die Unruhe, die des Diktators Forderungen den übrigen Landboten einflößten, allein er sprach sich darüber nicht aus. „Denn," sagte er, „spreche ich zu Gunsten des Diktators, so wird man sagen, ich spreche als Minister, greife ich ihn an, wird man mir dann nicht den Vorwurf machen, daß ich nicht aufrichtig zu Werke gehe?"

In dieser Ungewißheit schickten die Landboten und Deputirten ihre Abgeordneten an den Diktator, um seine Absichten kennen zu lernen; ein Gleiches that auch der Senat. Hier erst brach Lelewel sein Schweigen. „Ihr behandelt Chlopizki," sagte er, „wie eine Macht im Staate, da seine Gewalt doch nur individuell und illegal ist; ich sehe von einem solchen Benehmen die traurigsten Erfolge voraus." Indeß arbeitete er als Minister und in der Eigenschaft eines Mitgliedes der provisorischen Regierung fast täglich mit dem Diktator; er bewies ihm die Nothwendigkeit, den Reichstag zu eröffnen; er versicherte ihm zugleich, man werde ihm die Gewalt, die er verlange, übertragen, nur müsse er den Reichstag diesen Gegenstand in Berathung ziehen lassen.

Die Gewalt, welche Chlopizki verlangte, war ungeheuer; er wollte ungehindert seyn in allen seinen Schritten, er verlangte die Ertheilung einer unbeschränkten Civil-, Militär- und legislativen Gewalt, selbst in soweit, daß es ihm freistehe, an der Konstitution des Landes Veränderungen vorzunehmen. Endlich wollte er auch ohne Mitwirkung irgend einer nationalen Autorität mit Rußland, und den übrigen Mächten unterhandeln; jedoch gab er dazu seine Einwilligung, daß der Reichstag über die Dauer seiner Diktatur zu bestimmen haben sollte.

Am 16 Dezember kam der Obrist Hauke aus Petersburg an. Der Diktator legte der provisorischen Regierung die Briefe vor, die er erhalten hatte, und verlangte zu erfahren, in welchem Sinne er darauf antworten sollte. „Handle ganz nach Deinem Willen," erwiederte man, „und stelle dem Czar die Verhältnisse unter ihrem wahren Lichte dar." Lelewel fügte noch hinzu, man müsse dem Kaiser Nikolaus vorstellen, er könne fernerem Blutvergießen nur dadurch steuern, daß er sich zu Gunsten der Wiedervereinigung mit den russisch-polnischen Provinzen ausspreche. Dieser Vorschlag wurde Anfangs angenommen, aber eines der Mitglieder machte bemerklich, daß hierüber weder der Diktator noch die provisorische Regierung zu bestimmen habe. Chlopizki fuhr heftig gegen Lelewel auf, verstummte aber, als der Senator Dembowski die Motion unterstützte und es dahin brachte, daß sie angenommen wurde. Indeß ging der Diktator völlig mißvergnügt hinweg, und faßte sein Schreiben an den Czar in einem völlig der Entscheidung der provisorischen Regierung und den Wünschen des Volkes widersprechenden Sinne ab.

Die Lithauer, die Wolhinier, die Podolier und Ukrainer, die sich damals zu Warschau befanden, verlangten, eine lithauische Legion bilden zu dürfen; der Diktator widersetzte sich nachdrücklich; und schon durch die Deputationen unwillig geworden, ließ er es nur mit dem größten Widerstreben geschehen.

Am 17 Dezember wohnten der Sitzung der provisorischen Regierung auf seinen Befehl, Abgeordnete des Senats und der Landbotenkammer bei. Ohne seinen gewöhnlichen Platz einzunehmen, ließ sich hier der Diktator mit folgenden Worten vernehmen: „Mein Gewissen gebietet mir, Euch zu erklären, daß ich keine andere Absicht habe, als die Integrität des Königreiches von 1815 zu erhalten; denn ich bin fest überzeugt, daß es eine Unmöglichkeit ist mehr zu fordern, ohne unser kleines Heer auf die Schlachtbank zu liefern. Ich habe dem Kaiser Nikolaus Treue geschworen und werde meinem Eide treu bleiben; man glaube also nicht, daß ich gesinnt sey, unsre Rußland angehörigen Provinzen zurückzufordern. Ich mache mich zu weiter Nichts verbindlich; ich verspreche weiter

Nichts; Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, es ist unumwunden und unerschütterlich."

Die Bestürzung über diese seltsamen Worte war allgemein. Czartoryski sprach im entgegengesetzten Sinne, allein statt aller Erwiederung wiederholte der Diktator sein furchtbares Glaubensbekenntniß. Auch Zwierkowski, der Deputirte von Warschau, wollte das Wort nehmen; aber Chlopizki unterbrach ihn auffahrend, indem er sagte: „Ich bin hieher gekommen, zu sagen, Was ich denke, nicht darüber streiten zu lassen." Und mit diesen Worten entfernte er sich ungestüm.

„Es ist nichts Neues mehr für mich," rief hierauf Lelewel der aufgebrachten Versammlung zu, „allein ich muß auch gestehen, daß ich den Diktator wiederholt sagen hörte, daß im Falle uns der Vertheidigungskrieg günstig seyn würde, so werde er seinen Sieg zu benützen wissen, und unbeschränkte Forderungen stellen." Diese Worte gaben die Hoffnung, der Diktator werde endlich, sobald der Krieg begonnen habe, aus seiner Apathie erwachen, und sich zu den Prinzipien der Revolution bekennen. Man traf die Uebereinkunft, einen Schleier über Chlopizki's sogenanntes Glaubensbekenntniß zu werfen, um das Vertrauen der Nation auf ihn nicht zu schwächen.

So blieb diese Sitzung verschwiegen bis zum Ende der zweiten Diktatur.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Von den kleineren Landsitzen aus dieser und der früheren Zeit sind noch eine Menge interessante Gebäude über die Insel zerstreut; manchmal wurden sie zwar nur als Lustschlösser benützt, größtentheils aber mehr als Pachtwohnungen und geriethen oft ganz in Verfall. Außer einem zufälligen Graben, dem befestigten Eingang und einer starken Mauer, die den Hofraum auf der Seite einschloß, wo keine Gebäude standen, sah man daran wenig mehr, was zu einer Vertheidigung dienen konnte. Aubrey, der im siebzehnten Jahrhundert schrieb, gibt in seiner naiven und malerischen Art, von den alten Landhäusern und Schlössern (Manoriales und Hall-houses) zu den Zeiten der Plantagenets und Tudors folgende Beschreibung:

„Das Gebäude eines alten englischen Edelmannshauses (vorzüglich in Wiltshire und dort herum) war eine gute hohe starke Mauer, ein Thorhaus, eine große Halle und ein Sprachzimmer (parlour) und innerhalb des kleinen grünen Hofes, wo man hinein kommt, stand an einer Seite die Scheune (the barne). Damals hielt man den Lärm der Dreschflegel noch für keine unerträgliche Musik. Dieß kann man noch an vielen alten Häusern und Sitzen sehn, wie zu Bradfield, Alderton, Stanton St. Quentin u. s. w. *)

Die Ursachen des Verfalles dieser Edelsitze, die in früheren Zeiten so zahlreich über das Land ausgestreut waren, daß es kaum ein Kirchspiel gab, das nicht einen oder mehrere derselben aufzuweisen hatte, liegen in der Vereinigung des Grundbesitzes zu großen Landgütern in den Händen von Wenigen, was vorzüglich

---

*) Aubrey's Werk befindet sich als Handschrift in dem Ashmolean Museum zu Oxford und enthält eine Sammlung von Materialien zu einer Geschichte seiner Heimath Wilts. Das Manuscript beginnt mit einer Chronologia Architectoncia, einem geschichtlichen Versuch über die englische Baukunst. Die Naivität seiner Darstellung und Klagen über die „gute alte Zeit" werden daraus hier eine Stelle nicht unangenehm machen. Aubrey starb im Jahre 1680. „Die Sachsen," sagt er, „die den Römern in diesem Lande folgten, verstanden so wenig von der Kunst, daß sie nicht einmal mit Stein zu bauen wußten. Die Kirche von Glaston war mit Stroh gedeckt. Sie lebten unreinlich in elenden Hütten, wo sie tüchtig Rindfleisch und Hammelskeulen aßen und gutes Bier (ale) aus braunen Ahornbechern tranken, und ihre Könige waren eigentlich so eine Art von Pächtern. Dann kamen die Normannen und lehrten sie Bildung und Bauen. Was die Regierung anbelangt, so waren sie bis auf die Zeit Heinrichs VIII. wie in einander geschachtelte Büchsen, eines stak im andern; denn die Erbpächter (copyholders), die damals noch leibeigen waren, standen unter dem Gutsherrn (lord of the manour), dieser unter einem höhern Herrn, der wieder einem Lord oder Herzoge untergeordnet war, wie diese dem König. Bei irgend einem Landgeschrei in jenen Tagen stieß ein großer Lord in seine Trompete (alle Lords hielten sich Trompeter selbst bis zu König Jakobs Zeit noch) und bot diejenigen auf, die unter ihm standen, auch diese bliesen in ihre Trompeten, und so fort abwärts, bis zu den Copyholders und Leibeigenen. Kein jüngerer Sohn durfte sich damals nach der Gewohnheit und Verfassung des Königreiches dem Handel widmen, sondern sie wurden Geistliche oder Dienstmänner größerer Herren, ritten gute Pferde, nahmen hie und da eine Börse, und ihr Blut, das sie an den guten Tafeln ihrer Herren nährten, vergossen sie willig in deren Kämpfen. Es war damals gewöhnlich, daß ihre Herren mit einander Fehden hatten und ihre Dienstleute, wenn sie einander auf den Jahrmärkten oder sonst wo begegneten, gerbten einander weidlich das Fell. Damals war ein Ritter (esquier), wenn er in die Stadt ritt, von acht oder zehn Mann in blauen Schauben mit Wappenschildern begleitet. Die Lords (denn sie waren Herren nicht blos dem Namen nach) lebten auf ihren Gütern wie kleine Könige (roytelets) und hatten jura regalia, die zu ihren Herrlichkeiten gehörten; sie hatten ihre Kastelle und Burgflecken (burroughs) und sendeten Bürger ins Unterhaus (sent burgesses to the Lower House); sie hatten Galgen in ihren Freiungen, wo sie untersuchen, verurtheilen, hängen und foltern konnten; niemals gingen sie nach London, als höchstens zur Parlamentszeit, oder um dem König Eid und Pflicht zu leisten. Die Lehnsherren bewohnten gute Häuser in ihrer Grafschaft, aßen in ihren großen gothischen Hallen an der hohen Tafel oder oreile, ihre Dienstleute auf Nebentischen. Jeder Baron oder Edelmann hielt große Pferde für einen geharnischten Mann (a man at armes), die Lords hatten Rüstkammern, aus denen sie einige hundert Mann bewaffnen konnten. Damals waren Fideikommisse im Schwung, (eine gute Stütze für die Monarchie) die Aufhebung der Gerichtsherrlichkeit begann unter Heinrich VII. aber jetzt ist sie was ganz Gewöhnliches geworden; deßhalb lebt jetzt das gemeine Volk ohne Gesetze, ohne alle Herren, fürchtet Niemand, hängt von Niemand ab. Dadurch und durch den Verkauf der Kirchengüter ist das Gleichgewicht in der Regierung aufgehoben und in die Hände des gemeinen Volks gekommen. Bierhäuser und Gasthöfe gab es damals nur an den großen Heerstraßen; hatten sie Lust zu trinken, so gingen sie in die Klöster, und reisten sie, so hatten sie bei den Mönchen drei Tage Zehrung, wenn es die Gelegenheit so lange gab. Die Edelleute kamen damals nicht in Zechstuben zusammen, sondern auf freiem Feld und im Forst mit ihren Falken und Hunden, mit ihren Hüfthörnern in seidenen Bandelieren ꝛc." —

im Verlaufe des letzten Jahrhunderts statt fand, dann aber auch in der zunehmenden Vorliebe der Reichen für die geräuschvollen Genüsse der Hauptstadt und die Vergnügungen der Badeorte, wodurch der Sinn für die stillen und einfachen Erheiterungen des Landaufenthaltes verdrängt wurde. Zwar sind die sogenannten alten Land- oder Strohjunker in England wie allerwärts längst schon außer Mode gekommen; allein wenn man auch den Fortschritt in Bildung, Sitten und Luxus durch den längeren Aufenthalt in größern Städten anerkennen muß, so bleibt es dennoch immer sehr in Frage gestellt, ob bei diesem höheren Aufschwung des bürgerlichen Lebens nicht auch viele häuslichen Tugenden des altenglischen Adels verschwunden sind. Jedenfalls läßt sich nicht läugnen, daß diese Vortheile durch wesentliche Nachtheile aufgewogen werden, die dem Landvolke dadurch zugewachsen sind, daß die Edelleute stolz von ihm sich abwendeten, und den Verschwendungen der Hauptstadt zueilten. Vormals verzehrten diese Herren einen Theil ihres Einkommens auf dem Lande, waren bei allen Streitigkeiten des Landvolkes die Schiedsrichter, erhöhten durch ihre Gegenwart die Fröhlichkeit ländlicher Feste, gaben väterliche Zurechtweisungen bei Fehltritten und hielten den Frieden in der Nachbarschaft aufrecht. Der jetzige Glanz von Brighton und Cheltenham verliert im Auge des Denkers, wenn er an manch altem Landedelsitze vorübergeht, der, einst die Wohnung großen Wohlstandes und heiterer Gastlichkeit, jetzt düster und zerfallen daliegt — der reichgetäfelte Trinksaal ist in eine Käserei verwandelt — die steinerne Halle mit ihrem Stukkaturgewölbe und riesenmäßigen Kamin in einen Keller — die hohen Fenster und Erker mit rohen Steinen und Brettern vermacht — die Schloßkapelle mit Stroh oder Reißig ausgefüllt — den kleinen grasbewachsenen Burghof durchwandern Kühe, und in den dumpfigen Baumgängen und auf den fast unkenntlich gewordenen Terrassen liegen zerbrochene Steinbilder, Vasen und Balustraden umher, die an die vergangene Herrlichkeit früherer Zeiten erinnern.

In einigen Gebäuden aus den Tagen der letzten Heinriche bemerkt man bereits leise Spuren des italienischen Styles, der unter den folgenden Regierungen noch herrschender wurde, und mit dem Geschmack aus den Zeiten der Tudors sich zu einer zwar unregelmäßigen, aber äußerst reichen und wirkungsvollen Komposition vermischte.

(Fortsetzung folgt.)

Pest, Cholera und Aerzte in Konstantinopel.

(Schluß.)

In Konstantinopel starben mehrere Menschen nach kurzer Krankheit ohne Pestsymptome, aber auch ohne die in die Augen fallendsten Symptome der Cholera, heftiges Brechen und Durchfall. Anfangs wurden diese Zufälle auf Rechnung der Pest geschrieben; als sie aber immer häufiger wurden, auch manchmal die Cholerasymptome bestimmter ausgesprochen waren, überzeugte man sich nach und nach von der Anwesenheit dieser Krankheit, an die die einheimischen Aerzte lange nicht glauben wollten. Es fielen in der Stadt, den Vorstädten und Dörfern umher viele Opfer; anfangs einzeln in weit von einander entfernten Quartieren, nach und nach flossen die einzelnen Punkte zusammen, und die Krankheit verbreitete sich im Frankenquartier Pera, in den Vorstädten Galata und Top-Hana, überzog Konstantinopel selbst und Scutari auf der asiatischen Seite. Nicht zu Gunsten meiner Hypothese, daß der Nordwind den Krankheitsstoff aus den angesteckten Provinzen gebracht habe, sondern nach den zuverlässigen Mittheilungen europäischer Aerzte und eigenen Beobachtungen bemerke ich, daß, ehe die Krankheit sich in der Stadt verbreitete, einzelne Fälle derselben sich in der drei Stunden aufwärts am Bosporus gelegenen kleinen Stadt Bujuk-dere, der Sommerresidenz der meisten europäischen Gesandten, gezeigt hatten, die jedoch gutartig verliefen, den gewöhnlichen Behandlungsweisen wichen, ja selbst homöopatische Behandlung mit einer Gabe von einem Sechsbillion Theil Chamillenpulver, welche Gabe nur in schweren Fällen wiederholt wurde, vertrugen!!! Es starb zu dieser Zeit in Bujuk-dere kein Cholerakranker.

In der Stadt und den Vorstädten wurde inzwischen, Ende Julius und Anfangs August, die Krankheit weiter verbreitet und bösartig. In Pera und Galata starben täglich 20 bis 50 Kranken, was auf eine Gesammtzahl von 60 bis 80 Todten, vielleicht mehr, schließen läßt. Die wesentlichsten Symptome waren: Aeußerst heftiges Kopfweh, Diarrhöe, seltener Erbrechen, Steifheit der Glieder, Kälte der Extremitäten, zuerst der Füße, dann der Hände. Mit Einwärtsschreiten der Kälte trat gewöhnlich Sprachlosigkeit als Vorbote des nahen Todes ein. In den tödtlichen Fällen folgten diese Symptome rasch aufeinander, und der Tod erfolgte in einem Zeitraum von 9 Stunden bis zu drei Tagen. Wer den fünften Tag überlebte, war meistens gerettet, wenn die Krankheit nicht in typhöses Fieber überging, wovon später. In einem selbst beobachteten Fall, in dessen Behandlung ich mich nicht mischen konnte, weil ein englischer Arzt sich für die Rettung des Kranken verbürgt hatte, sah ich die beschriebenen Symptome an einem bis zur Stunde des Erkrankens blühend gesunden jungen Mann schnell aufeinander folgen, und den Tod in der 9ten Stunde eintreten. Der Engländer hatte den Kranken mit Aderlässen und Sinapismen behandelt; was er innerlich gab, weiß ich nicht. Ich konnte meine Beobachtungen in Konstantinopel nur kurze Zeit ununterbrochen fortsetzen, da meine Verhältnisse mich größtentheils in Bujuk-dere hielten und mir den häufigen Umgang mit epidemisch Kranken verboten. Autoptische Beobachtungen und Krankengeschichten in Konstantinopel konnte ich ununterbrochen nur während 10 Tagen, und zu einer Zeit, 19 bis 29 Julius, machen, als die Krankheit noch im Steigen war. Wissenschaftliche Aufschlüsse von andern Aerzten, leider auch von den gebildeteren, waren schwer zu bekommen. Eine sonderbare Eifersucht macht die dortigen Aerzte gegeneinander und selbst gegen fremde Aerzte verschlossen, und kaum konnte ich den einen oder den anderen bereden, mir seine Kranken zu zeigen, oder nur mir genau die Symptome und sein Heilverfahren zu beschreiben. Manche Fälle drangen sich mir jedoch von selbst auf, wovon später. Als die Krankheit zur genannten Zeit in Konstantinopel im Steigen war, war die Temperatur im Durchschnitt im Schatten Morgens 7 Uhr 21 bis 22, Mittags 26 bis 27 (in der Sonne 40 bis 42) Abends und Nachts 23 bis 24° Reaum.

Die Aerzte des Landes lassen ihren Cholerakranken fleißig zur Ader und geben dann oleum menthae, aromatische Kataplasmen auf die Magengegend, Derivantia und Bäder. Engländer und Franzosen lassen noch mehr zur Ader und setzen Blutigel. Die Italiener schwören zum Theil zur Blutfahne, zum Theil rufen sie Calomel, Rheum und abführende Salze zu Hülfe, oder wenden innerlich Diaphoretica, äußerlich Frictionen von flüchtigen oder leicht kaustischen Mitteln an. Alle diese Methoden werden mannichfaltig mit einander verbunden, was auf die Verschiedenheit der Symptome schließen läßt, mit welchen die Krankheit auftritt. Wismuth war meines Wissens zu dieser Zeit in Konstantinopel noch nicht versucht werden, und als ich ihn selbst anwenden wollte, konnte ich keinen bekommen. Mit Opium ist man im Allgemeinen sehr sparsam, vielleicht zu sehr, obgleich dessen unzeitiger und unverhältnißmäßiger Gebrauch den Uebergang der Krankheit ins Adynamische zu begünstigen scheint. Hartnäckige Verstopfungen treten nach der Diarrhöe auch ohne Opium ein, und sind nicht bedenklich. Auch ein paar Homöopathiker heilen auf ihre Weise mit Glück. Hofrath B. rühmt gegen Nichtärzte sein homöopathisches Verfahren als unfehlbar, theilt dieß aber den nicht in die Homöopathie eingeweihten Aerzten nicht mit, noch läßt er sie seine Kranken sehen.

Ueberhaupt wurden die leichten Fälle nach allen Methoden geheilt, und die schweren starben unter jeder Behandlung. Immer ist strenge Diät

eine Hauptsache und muß auch während der Rekonvaleszenz nebst dem übrigen passenden Verhalten lang und genau fortgesetzt werden.

Häufig verschwanden in den ersten Tagen unter einer oder der anderen Behandlungsweise die Cholerasymptome, der Kranke fühlte sich vollkommen gesund und besonders grosen Appetit; doch dauerte das Fieber mit kleinem, schnellen, harten Puls fort, und nach einigen Tagen trat adynamisch-gastrisches Fieber, febris nervosa gastrica, typhus abdominalis, ein, welches manchmal schnell tödtlichen Verlauf nahm. Manche solche Fälle mußte ich vor ihrer Krise verlassen, deren Prognose ich nach ihrer Individualität nicht gerade ungünstig, aber des herrschenden Charakters wegen immer höchst zweifelhaft stellen mußte. Ich selbst verlor auf diese Weise einen Kranken, bei dem am 5ten Tag die intensiven Symptome der Cholera verschwunden waren, und der am 9ten Tag, dem 6ten meiner Behandlung starb. Seine Krankheitsgeschichte an einem anderen Orte. Diätfehler und Verkältung, denen sich die Kranken gern aussetzen, wenn sie die dringende Gefahr der ersten Tage verschwunden sehen, geben häufig Anlaß zu diesem Uebergang ins Adynamische. Gewiß aber noch mehr die häufig unpassenden Behandlungen. So Blutentziehungen, die weder zu den individuellen noch den klimatischen Verhältnissen passen, in Verbindung mit gleichzeitig oder unmittelbar darauf angewandten Reizmitteln. Blutentziehung den Aromaticis und dem Opium gegenüber sind gewiß die Scilla und Charybdis an welchen so Viele scheitern. Auch kamen, und mehr vielleicht als beobachtet wurde, da man jeder Krankheit mit gastrischen Symptomen im panischen Schrecken oder im Triumphe glücklicher Behandlung sogleich den Namen Cholera zu geben geneigt war, viele anfangs einfache gastrische Fieber vor, die später ins Adynamische übergingen. Hierin sprach sich wohl der Character regnans der Jahreszeit aus und theilte der Cholera seine Bösartigkeit mit.

Auf diese Weise wurde behandelt, geheilt und begraben. Die Krankheit war bei meiner Abreise von Konstantinopel den 7 August stark im Zunehmen, und hatte mehr Bestürzung erregt als die Pest, die neben der Cholera einen langsamen, gemessenen Schritt fortging. Die Cholera raffte besonders eine Menge Menschen aus der niederen Volksklasse weg Spitäler für Cholera existiren nicht; die Pestspitäler nahmen die Cholerakranken nicht auf, und sie waren auf diese Weise hülfloser als die Pestkranken ihrem Schicksal überlassen.

Vorsichts- oder Absonderungsmaßregeln wurden gegen die Cholera ebenfalls so wenig als gegen die Pest getroffen.

Ich weiß nicht, wie die Krankheit im Verlaufe des Monats August zu- oder abgenommen hat. An den Donaumündungen und stromaufwärts bis Ibrailow, wo ich mich gegenwärtig den 28 August befinde, fand ich sie verschwunden. In allen Uferstädten herrscht vollkommene Gesundheit, und alle Nachrichten aus den früher angesteckten Provinzen lauten durchaus günstig. Doch soll in Bucharest die Krankheit sich neuerdings wieder gezeigt haben. Der Wind hat gewechselt, es herrscht anhaltender Südwind, und begierig sehe ich Nachrichten aus Konstantinopel entgegen. Ich hoffe fernere Beobachtungen mittheilen zu können; für jetzt nur noch einen Blick auf die Aerzte in Konstantinopel.

Die eigentlichen einheimischen Aerzte sind Türken oder Juden, bei denen natürlich von systematischer oder überhaupt nur wissenschaftlicher Bildung keine Rede ist. Sie haben sich hier und in anderen orientalischen Städten Routine erworben, und in der Zeitlänge ihrer Praxis besteht ihre Erfahrung, wie in der Maßlänge ihres Bartes ihr Ansehen. Sie lassen zur Ader, geben Drastica und heilen viel mit wunderlichen Manipulationen, Streichen und Kneten der Glieder mit den Händen, welche Manipulationen manchmal auf offener Straße gemacht werden, (wären unsere Magnetiseurs doch alle eben so wenig lichtscheu!) und treiben, je gelehrter sie sind, desto mehr von dem wunderlichen und abenteuerlichen Zeug der alten arabischen Aerzte, von dem uns die Geschichte berichtet. Die Kinder- zum Theil auch Weiber-Praxis ist in den Händen der Hebammen, die ihre Kunst beiläufig auf dieselbe Weise treiben. Auf jüdische Aerzte haben die Türken im Ganzen mehr Vertrauen als auf ihre Glaubensgenossen. An fremden Aerzten, fast aller Nationen, ist kein Mangel. Am zahlreichsten sind die Italiener; diese haben meistens ihre Studien in hiesigen oder italienischen Apotheken absolvirt, waren oder sind noch selbst Apotheker, und ahmen in ihrem Heilverfahren die Aerzte nach, die die meisten Rezepte in ihre Apotheke schicken. Sie stehen bei den Türken, die die Apotheke für die alleinige Quelle des Heils halten, troz ihrer Unwissenheit oft in großem Ansehen. Die gebildeten Aerzte sind Engländer, Franzosen und Deutsche. Drei oder vier englische Aerzte stehen in großem Ruf, besonders bei den Franken, und sollen am meisten zu thun haben. Sie lassen auf englisch zur Ader, geben englische Dosen von Calomel oder Opium und richten viel Unheil dadurch an, daß sie die Grundsäze ihrer Schule nicht nach der klimatischen Verschiedenheit und anderen verändernden Umständen modifiziren. Die Franzosen scheinen lauter Missionäre Broussais zu seyn, und haben in ihrer Behandlungsweise mehr oder weniger Glück oder Unglück, je nachdem die Jahreszeit und der herrschende Krankheitscharakter den Antigastroentericismus verträgt oder nicht. Sie richten um so mehr Unheil an, als sie den unwissenden Italienern gewöhnlich zum Muster dienen. Einige Deutsche sizen auf dem altehrwürdigen Stuhle des Antigastricismus, dessen Lehne jedoch etwas zerbrochen ist. Zwei deutsche Aerzte, Meister und Lehrling, haben die Homöopathie umarmt. Diese Lehre wird jedoch mit dem besten Willen und den ausgebreitetsten Kenntnissen ihrer Verehrer, in der Türkei wenigere Fortschritte machen als in Deutschland, und die hiesigen homöopathischen Aerzte bringen gewiß eher ihre Kranken zum Schweigen als ihre Gegner, besonders die Apotheker. Die Militär-Aerzte sind meistens Italiener von der obenbeschriebenen Art, und ihre Spitäler im erbärmlichsten Zustande. Fremden Aerzten, die sich hier niederlassen wollen, sollen die Intriken der Italiener und Franzosen die Praxis sehr erschweren, wenn sie nicht durch besondere Empfehlungen gleich in grossen, türkischen Häusern Eingang finden, wo sie dann, wenn ihnen Anfangs einige Fälle glücken, schnell steigen können. Militär- sowohl als Civil-Spitäler verdienen kaum diesen Namen. Der Sultan sieht dieß Uebel ein, und sucht unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen fremde Aerzte zur Verbesserung und Einrichtung der Spitäler zu gewinnen. Wer ungestört und mit Erfolg in Spitälern beobachten und Erfahrungen sammeln will, muß sich schlechterdings zu kaiserlich-türkischen Diensten bequemen. Der Fremde, selbst mit den besten Empfehlungen versehen, kann kaum sehen, vielweniger mehr, und findet von Seite der einheimischen Aerzte eben soviel Verschlossenheit und Zurückhaltung, als in civilisirten Ländern Offenheit und freundliche Mittheilung.

Diese Umstände erschwerten auch mir die Beobachtungen. Nur wenig konnte ich sehen und erfahren, dessen Mittheilung um so mehr der Nachsicht bedarf, als kurzer Aufenthalt in Konstantinopel, Unkenntniß der türkischen Sprache und Verhältnisse, durch die ich mich mit den ansteckenden Krankheiten nicht zu vertraut machen durfte, drei wesentliche Hindernisse waren, etwas Genaueres und Ausführlicheres liefern zu können.

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten Nachrichten über das vulkanische Eiland im mittelländischen Meere enthält „der Semaphore," dem zufolge die Ausbrüche nachgelassen haben. Der Krater ist jezt mit siedendem Wasser gefüllt, aus welchem Schwefeldämpfe aufsteigen. Die Insel besteht größtentheils aus löcheriger Lava und Puzzolan. Der Rand des Kraters mißt an den niedrigsten Seiten dreißig Fuß in der Höhe, an andern achtzig und in der Mitte zweihundert Fuß. Man kann ganz bequem und gefahrlos an der südwestlichen Seite landen. An verschiedenen Stellen des Meeres um die Insel steigen Rauchwolken auf.

*

In der Regentstreet erblickte man in Bezug auf die Verwerfung der Reformbill im Oberhause eine mit schwarzem Rande eingefaßte Inschrift am Hause eines Handwerkers, die nichts als folgende Zahlen enthielt:

„21.000.000"

„199"

eine Anspielung auf die Bevölkerung Englands und die 199 Torry-Pairs.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 304. 31 Oktober 1831.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Chlopizki wollte nach seinem Systeme der Legalität den Reichstag selbst eröffnen, den Reichsmarschall (Präsidenten) ernennen und dann seine Gewalt niederlegen, aber in dem Ausschreiben, worin der Reichstag zusammenberufen wurde, gab er sein Vorhaben mit keinem Worte zu erkennen. Die provisorische Regierung rieth ihm den 21 Dezember als den Tag der Eröffnung anzusetzen, dessenungeachtet überließ er es den in der Hauptstadt versammelten Repräsentanten den Tag selbst zu bestimmen. Man wird später sehen, welche Verwirrung aus dieser einfachen Erwähnung des 21 Dezembers entstand.

Am 18 Dezember, gegen fünf Uhr Abends, versammelten sich die beiden Kammern in ihren gewöhnlichen Sitzungssälen; das Volk drängte sich auf den Tribünen und der Alterspräsident Walchnowski, der den Vorsitz eingenommen hatte, wurde durch Wladislas Ostrowski ersetzt, der einstimmig zum Reichstagsmarschall ausgerufen wurde. Dieser ernannte den Sekretär, und der Reichstag, auf solche Weise unter dem Zurufe des Volkes konstituirt, begann seine Arbeiten mit der Erklärung, daß er die Revolution des 29 und 30 November als das Werk der Nation annehme und anerkenne; daß er Polens Freiheit und Unabhängigkeit wolle, und daß er mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharre, wo er die Abgeordneten Lithauens in seiner Mitte ihre Plätze einnehmen und gemeinschaftlich die Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Vaterlandes in Berathung ziehen sehen werde. Die beiden Kammern legten an demselben Tage vereint noch einmal diese Erklärung ab, und die Sitzung wurde geschlossen.

Da sich der Präsident des Senats Czartoryski erinnerte, daß die Rede davon gewesen war, den Reichstag am 21 Dezember zu eröffnen, so nahm er den damals gemachten Vorschlag als eine definitive Entscheidung an, und erklärte wiederholt, die Eröffnung des Reichstages werde erst am 21 stattfinden, obgleich derselbe bereits am 18 durch die Ernennung eines Marschalles und durch seine Erklärung sich faktisch konstituirt hatte. Obgleich diese Worte an sich keinen Sinn hatten, so verbreiteten sie doch Verwirrung in die Gemüther. Lelewel und Chlopizki allein theilten diesen Irrthum nicht.

Einige Stunden darnach sendete Chlopizki seine Abdankung ein, indem er dabei laut erklärte, der Reichstag habe eine Gegenrevolution begonnen. Der Marschall Ostrowski und der Präsident Czartoryski schrieben, in der Ueberzeugung, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, an den General und baten ihn, die Diktatur bis zum 21 Dezember zu behalten. Chlopizki weigerte sich, ihre Schreiben zu öffnen, und bewilligte ihnen nur ungern eine Audienz, der zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, der Senator Dembowski und Lelewel, beiwohnten. Der General wiederholte in ihrer Gegenwart, daß die Schritte des Reichstages auf eine Gegenrevolution losgingen; allein die beiden Häupter des Reichstages beharrten auf ihrer Behauptung, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, was erst am 21 Dezember geschehen werde. „Ich muß offenherzig gestehen," sagte bei dieser Gelegenheit Lelewel, „daß ich nicht begreife, was unter Eröffnung des Reichstages verstanden wird." — „Du hast Recht;" rief Chlopizki voll Freude, beurlaubte alle Anwesenden und blieb mit Lelewel allein. Indeß blieben beide doch über einen Punkt verschiedener Meinung: Chlopizki blieb der Meinung, der Gang des Reichstages sey gegenrevolutionär, und Lelewel behauptete, er sey legal, und wenn es irgend ein konterevolutionäres Prinzip gebe, so sey dieß mehr in der usurpirten Diktatur zu suchen. Uebrigens zeigte Chlopizki kein Verlangen, die diktatorische Gewalt wieder zu erlangen, und da er zu vergessen schien, daß die Diktatur und der Oberbefehl des Heeres zwei verschiedene Gewalten seyen, so sagte er auch, seine Funktionen als General hätten somit ihr Ende erreicht; er drang darauf, daß ein Kriegsrath ernannt würde, wozu er die fähigsten Offiziere des Heeres, wie Klizki, Koß und Prondzynski vorschlug. Er entwickelte hiebei seinen Plan eines Vertheidigungskrieges, indem er sich mit der gewissen Zuversicht schmeichelte, die Russen würden geschlagen werden, wozu er alle seine Talente und militärischen Erfahrungen dem Vaterlande zu widmen versprach. Die Ansicht Lelewels war damals gleichfalls für die Diktatur, jedoch verlangte er, man müsse es den Nationalrepräsentanten überlassen, diese wichtige Maßregel vor den Augen des Volkes gut zu heißen.

Indeß wurde die Unruhe allgemein, und die Bestürzung bemächtigte sich sogar der Romantiker. Auch die provisorische Regierung ließ sich überreden, daß der Reichstag noch nicht eröffnet sey, und nachdem sie den von Chlopizki vorgeschlagenen Kriegsrath ernannt hatte, entwarf sie das Programm zur vermeintlichen

eigentlichen Eröffnung des Reichstages. Allein der Marschall Ostrowski veränderte es, im Einverständniße mit Chlopizki, ganz eigenmächtig, und unterdrückte darin namentlich den Artikel, der sich auf die Dauer der Diktatur bezog. Am folgenden Tage, den 20 Dezember, ließ er das auf diese Art von ihm allein entworfene Programm, das von dem der provisorischen Regierung völlig verschieden war, in der Landbotenkamer vertheilen. Er schlug vor, den Reichstag sogleich zu eröffnen, und mit der Ernennung des Diktators zu beginnen, anstatt damit zu schließen, wie es das Programm der Regierung ausgesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Ihre Tänze waren zahlreich und mannichfaltig. Es tanzten Weiber und Männer mit einander, in einigen Gegenden jedoch die Geschlechter von einander abgesondert. Ihre Bewegungen dabei waren langsam, aber genau und regelmäßig, und es kamen dabei eben sowohl die Arme als Beine ins Spiel. Trommel und Flöte spielten dazu auf, auch wurden die Tänze gewöhnlich von Gesängen und Balladen begleitet. Der Name für Tanz überhaupt ist Ori, doch hatte jede Art desselben ihre eigene Benennung. Einer der unschuldigsten war der Hura, welches der nämliche zu seyn scheint, den Kapitän Cook auf Huaheine sah. Der Hura war manchmal eine pantomimische Vorstellung, deren Zwischenräume durch Tanz ausgefüllt wurden; doch bei weitem am züchtigsten ging es bei jedem Hura her, wobei nur getanzt wurde. Er wurde aus einem Beweggrunde angestellt, den man vielleicht unter Wilden nicht suchen würde. Es wurden nämlich stäts die angesehensten Häuptlinge aus der Nachbarschaft eingeladen, dem Hura beizuwohnen. Diese erschienen denn auch meist in ihrem besten Putze, und von zahlreichem Gefolge umgeben, und brachten ihre Töchter mit, in der Absicht, dieselben jungen Männern von gleichem Ansehen und Vermögen sehen zu lassen, die dann bezaubert durch ihre im Tanz entwickelten Reize eine oder die andere zur Gemahlin erkiesen konnten.

Die Töchter der Häuptlinge, die bei diesen Gelegenheiten als Tänzerinnen auftraten, erscheinen in seltsamen, aber reizendem Putze. Der Kopf war mit einem Taman, mit schönen und kunstreich geflochtenen Zöpfen aus Menschenhaaren umwunden, die wie ein Turban anzusehen waren. Ein dreifaches Geflecht von scharlachrothen, weißen und gelben Blumen, die von der Auta oder brennendrothen Gardenia, dem Capjasmin, und der Beslaria laurifolia genommen waren, schlang sich geschmackvoll durch den wunderlichen Haarputz. Die Tahema, ein weites Jäckchen von gefärbtem Tuch umhüllte den untern Theil der Brust, die Tibi, von feinem weißen Tuch, manchmal mit einem scharlachrothen Streifen eingefaßt und wie eine Halskrause gefältelt, fing unter den Armen an und reichte bis auf die Hüfte; während die Araitihi, gleichfalls von schönem feinen Tuch, mit einem Band oder einer Schärpe um die Lenden befestigt, bis zu den Füßen hinabreichte. Ihre Brüste waren mit Regenbogenfarbenschillernder Perlenmutter geschmückt oder mit einem Pii, einem sehr kunstreich aus Federn geflochtenen Netzwerke bedeckt.

Die Musik des Hura wurde von der großen und kleinen Trommel aufgespielt, wozu bisweilen auch die Flöte kam. Außer den Musikanten war bei diesem Tanze die wichtigste Person der Haapii, Tanzmeister oder Aufseher, der mit drei oder vier schön gekrausten Matten bekleidet, nahe bei der Matte stand oder saß, auf welcher der Tanz aufgeführt wurde. Sein Geschäft bestand darin, durch Winke seines Gesichtes oder durch Bewegung seiner Hände den Tanz zu leiten, der nicht belebt und leichtfüßig, aber von natürlicher Grazie begleitet war. Die Tänzerinnen versäumten hiebei natürlich nicht, ihre Reize in das günstigste Licht zu stellen. Außer diesen Mädchen von höherem Range tanzten bei dem Hura auch noch Männer, Fuata genannt, vier an der Zahl, die mit gekrausten Matten um die Hüfte bekleidet waren, und die lustige Person vorstellten. Sie tanzten in den Zwischenräumen des Hura zur Ergötzlichkeit der Zuschauer unter den grotteskesten Sprüngen und Gliederverrenkungen. Man nannte sie deßhalb auch Atarae na te mataitai — die Ursache des Gelächters der Zuschauer. Ein anderer Tanz Tiaraau genannt, war gleichfalls noch anständig; die meisten übrigen aber so unsittlicher und obscöner Art, daß sich davon keine Beschreibung geben läßt. Diese Tänze wurden zwar manchmal unter freiem Himmel gehalten, größtentheils aber in Gebäuden, die in den meisten Bezirken eigens für öffentliche Vergnügungen dieser Art errichtet waren. Solche Gebäude waren sehr geräumig und bestanden aus einem Dache, das von Säulen getragen wurde und keine Seitenwände hatte. Nur ein niederes Geländer schloß diesen Tanzsaal ein, dessen Boden mit Matten belegt war, auf denen die Zuschauer saßen und die Tänzer tanzten. Gewöhnlich folgten diese Bälle am Abende, wenn die athletischen Spiele vorüber waren, und dauerten oft bis zur Morgendämmerung des folgenden Tages. Es gab eigene Götter des Tanzes, denen die unzüchtigen Gebärden desselben galten.

Ein anderes und besonders heiliges Festspiel war das Bogenschießen, Heiva te-a genannt. Bogen, Pfeile, Köcher und selbst die Kleidung, welche die Schützen trugen, waren geweiht und standen unter der Obhut gewisser Personen, die sie aufzubewahren hatten. Man betrachtete diese Uebung als eine Ergötzlichkeit, die sehr ehrenvoll für den Gast war, dem zu Liebe man sie anstellte. Der Ort hiezu war gewöhnlich am Fuß eines Berges oder am Seegestade. Bevor die Uebung begann, erschienen die Schützen in dem Marae, wo sie verschiedene Ceremonien zu begehen hatten, dann legten sie die heiligen Gewänder an, und begaben sich auf den Schießplatz. Man schoß nicht nach dem Ziele, sondern es war eine bloße Kraftübung. Bloß in der Richtung, wohin man die Pfeile sendete, waren zwei kleine weiße Fahnen in einiger Entfernung von einander aufgesteckt, zwischen die man hinschoß.

Die Bogen waren von dem leichten zähen Holz des Purau, und waren unangezogen vollkommen gerade, und ungefähr fünf Fuß lang, in der Mitte ein und einen Viertel Zoll dick, gegen das Ende aber dünner. Man polirte sie äußerst sauber und verzierte sie bisweilen mit schön geflochtenem Menschenhaar, oder umwand in von einander abstehenden Ringen die Enden des Bogens mit Fasern der Kokusnußschaale. Die Sehne war von Romaha oder ein-

heimischem Flachs; die Pfeile bestanden aus sehr dünnen, ungemein leichten und dauerhaften Bambusrohren und waren an der Spitze mit einem Stück Eisenholz versehen, aber unbefiedert. Um sie auf der angezogenen Bogensehne fest zu halten, waren sie am Hintertheil mit Harz von dem Brodfruchtbaum versehen. Die Länge dieser Pfeile war von zwei einem halben Fuß bis zu drei Fuß. Der Ort, von wo aus man schoß, wurde als heilig betrachtet, und bestand aus einem steinernen Pfeiler von drei oder vier Fuß Höhe, der dreiseitig behauen war. Wenn die Vorbereitungen getroffen waren, stieg der Schütze auf diese Plattform, kniete auf einem Knie nieder und zog die Sehne mit der rechten Hand so lange an, bis die Enden des Bogens im Mittelpunkte sich berührten, wozu eine ungemeine Kraftanstrengung nöthig war. Oft riß die Sehne, und der Bogen fiel, wenn der Pfeil entsendet war, dem Schützen aus der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Holyrood.

(Aus dem Hofjournal.)

Das erste Mal sah ich Karl X in der Kathedrale zu Rheims, die Krone Frankreichs auf seinem Haupt, an seiner Seite den glanzvollen Adel dieses Reiches. Ich war damals noch jung und befand mich im Gefolge des Herzogs von Northumberland, dessen prächtige Auffahrt die französischen Augen blendete, während der Diamantenschmuck der Herzogin den Neid des ganzen schönen Geschlechtes der Hofwelt auf sich zog. Die katholische Priesterschaft in ihren reichen Gewändern umgab den Thron, der Kardinal Erzbischof von Paris, Latile, stand am Altare, während ein Prinz von Geblüt das Schwert von Frankreich hielt. Wer hätte damals an jetzt gedacht?

Dann sah ich Karl X am Frohnleichnamsfeste zu Paris. Der Priesterkönig ging in der Prozession durch die Straßen, die geweihte Kerze in der Hand. Ich belächelte den Umschwung der Zeiten und dachte an Heinrich IV. Das gute Volk von Paris ergötzte sich an dem glänzenden Schauspiel; nur wenige jener politischen Cyniker, wie Talleyrand, zuckten die Achseln. Aber der Thron Karls X schien fest zu stehen.

Endlich sah ich ihn das letzte Mal zu Holyrood. Die Gemäldegallerie daselbst ist zu einer Hauskapelle eingerichtet. Durch die Güte des Herzogs von Hamilton, des erblichen Besitzers von Holyrood, erhielt ich die Erlaubniß, die Gemächer der unglücklichen Maria von Schottland zu besuchen, die durch einen Gang mit der Gallerie in Verbindung stehen. Der Hausaltar war nahe bei dem Bildnisse des Regenten Murray aufgerichtet. Der Kardinal Latile, der Gefährte des verbannten Königs, stand davor, er hob eben die Hostie auf. Der entthronte Monarch, umgeben von seiner Familie, lag auf den Knien, der junge Herzog von Bordeaux dicht neben seinem Großvater.

Die Scene hatte eine düstere Feierlichkeit. Viele, viele Jahre schon ist es her, seit nicht mehr katholischer Gottesdienst in diesen Mauern gehalten worden. John Knox (der schottische Reformator) war hier und seine unbarmherzige Hand hat alle Spuren des katholischen Kultus verwischt in der jetzt verfallenen Kapelle. In dem Gemache, wo der wilde Ruthven und der blöde Darnley den Rizzio ermordeten, steht noch ein Heiligenschrein mit einem Gemälde Parmegiano's auf Marmor, allein auch verstümmelt von den bilderstürmerischen Händen der Reformatoren.

Bei unserer Abreise hörten wir, die Halskette und der Ring, welche der Kardinal von York aus Dankbarkeit für seine Pension Georg IV hinterlassen hatte, sollten mit dem übrigen königlichen Geschmeide der unglücklichen Stuarts auf dem Schlosse zu Edinburg niedergelegt werden. Wir verschafften uns die Erlaubniß, dieser Feierlichkeit beiwohnen zu dürfen. Der eiserne Schrein, der gleich einer Glasglocke die Tafel einfaßt, auf welcher Krone und Szepter liegen, wurde geöffnet; es mußte aber der Vorschrift zufolge hiebei ein Baron der schottischen Schatzkammer zugegen seyn. Hier lag der alte Goldreif vor uns, der einst die Schläfe Bruce's, des tapferen Jakob V, seiner liebreizenden Tochter und ihres pedantischen Sohnes schmückte. Einer von unserer Gesellschaft, ein junger schottischer Herr, nahm die Krone in die Hand; sie wog schwer. Der mißtrauische Wächter konnte sich kaum halten bei einer solchen Entweihung, wie ihm Dieß vorkam. Als aber der junge Lord die Krone auf sein Haupt setzte, da brach der ganze Unwille des hitzigen Schotten los. Kirchenraub würde in seinen Augen als kein größeres Verbrechen gegolten haben. „Herunter mit der Krone, Mylord," schrie er in seiner scharfen schottischen Mundart, ich bin nicht hier, um der unabhängigen Krone von Schottland eine Schmach anthun zu lassen. Sie kennen wohl die Zeit, wo ein Kopf nicht mehr sicher gestanden hätte, der so etwas sich angemaßt."

Der goldene Reif wurde mit schuldiger Verehrung wieder auf die Tafel gelegt. Das Gitter wurde geschlossen und die gewaltigen Riegel vorgeschoben.

Hochzeitsgebräuche der Georgier.

(Aus dem Journal asiatique, Augustheft.)

Die Ceremonien, unter denen die Georgier vormals ihre Heirathen vollzogen, waren, wie dieß bei den Russen der Fall ist, eine Mischung verschiedener, von fremden Nationen entlehnter Gebräuche.

Einer in Georgien seit undenklichen Zeiten bestehenden Gewohnheit gemäß verloben die Eltern ihre Kinder mit einander, ohne ihre Neigungen zu Rathe zu ziehen, und es geschieht häufig, daß die mit einander Versprochenen sich nie gesehen haben. Noch jetzt kommen, so wie früher, Beispiele vor, daß Eltern, theils um gewisse Plane zu verfolgen, theils um die verschiedenen Familienverbindungen noch fester zu knüpfen, gegenseitig ihre noch nicht einmal gebornen Kinder mit einander verloben. *) Solche Verbindlichkeiten wurden als heilig betrachtet; Niemand wagte sie, ohne höchst wichtige Gründe, zu brechen, und dann unterlag der Wortbrüchige einer Geldbuße, welche das Blutgeld **) genannt wurde.

Häufig genug kommt indeß der Fall vor, daß die Eltern des Mädchens selbst nach gegebener Einwilligung zur Heirath die Hochzeit wegen der Unterhandlungen über die Mitgabe, welche von Seite des Bräutigams von Priestern und andern angesehenen Personen betrieben werden, noch einige Zeit verzögern, bei welcher Gelegenheit sich beide Parteien sehr oft gegenseitig ihr Wort zurückgeben, wenn sie sich über die Bedingungen des Heirathskontraktes nicht vereinigen können. Ist hingegen Alles in Ordnung, so folgt die Verlobung sogleich, nach derselben erhält die Braut vom Bräutigam Geschenke, die seinem Vermögen angemessen sind, und Leckereien; an der Stelle der letztern oft auch nur ein Zuckerbrod, welches ihr auf einem Teller überreicht wird; wahrscheinlich als Sinnbild des Ehestandes. Zu gleicher Zeit laden die Eltern des Bräutigams ihre Familie zu sich, und bewirthen sie mit Früchten und Konfituren. Am Abende des Verlobungstages begibt sich der Bräutigam, von seinen vertrautesten Freunden oder nächsten Verwandten begleitet, zur Braut, um sie anzusehen; diese Sitte nennen die Georgier Piris nakhua, was sich ungefähr durch Brautschau ***) übersetzen läßt.

Sobald der Bräutigam die Wohnung seiner Zukünftigen betreten hat, geht er, in Begleitung ihrer nächsten Verwandten, nach dem Zimmer, das sie bewohnt, und setzt sich ihr gegenüber, um die Schönheit seiner

---

*) Diese Gewohnheit besteht noch heutigen Tags bei mehrern Völkern des Kaukasus, besonders bei den Inguschen.

**) Zweierlei Geldstrafen wurden in Georgien ehemals mit diesem Namen belegt, erstens: diejenige, welche ein Mörder den Verwandten des Erschlagenen bezahlen mußte, wenn der Letztere von höherem Range war als der Erstere, und zweitens nannte man die Geldsumme so, welche der Bräutigam an die Braut bezahlen mußte, wenn er nach vollzogener Verlobung sein Wort ohne triftige Gründe zurücknahm.

***) Derselbe Gebrauch war auch bei den Russen üblich, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Liebhaber seine Zukünftige in Begleitung der Unterhändlerin, welche die Heirath geschlossen hatte, oder eines ihrer Verwandten besuchte, sobald beide Parteien einig waren; der Verlobungstag wurde erst bestimmt, wenn die beiden jungen Leute bei dieser Zusammenkunft gegenseitig Gefallen an einander gefunden hatten.

künftigen Lebensgefährten zu betrachten; sodann nähert er sich ihr, überreicht ihr einen Türkisring nebst einem vergelbeten Apfel,*) und bleibt zum Nachtessen. Nach der Mahlzeit wickelt er seine Zukünftige in ein Stück neue Leinwand ein und kehrt nach Hause zurück. Am andern Morgen übersendet ihm seine Schwiegermutter ein Geschenk, wofür er seinen Dank auf der Stelle persönlich abstatten muß, und nun wird von den beiderseitigen Eltern der Hochzeittag bestimmt.

Am Abende vor dem Hochzeittage begibt sich in Tiflis die Braut, von ihren Gefährtinnen begleitet, nach den für die Frauen bestimmten Mineralbädern; in den Provinzen aber, wo es in der Regel keine öffentlichen Bäder gibt, badet sie in ihrer Behausung.**)

Die Hochzeit wird gewöhnlich des Abends oder in der Nacht vollzogen. Vor der Ceremonie begibt sich der Bräutigam im Staate und von allen seinen Verwandten, Freunden und Gästen begleitet, welche sämmtlich brennende Wachskerzen tragen, nach dem Hause der Braut, um sie abzuholen.***) Musikanten eröffnen den Zug, und nachdem man die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat oder einige Minuten, bevor man am Hause der Braut anlangt, wird ein Bote abgefertigt, den der Vater oder Bruder der Zukünftigen empfängt und ihn mit Wein in einem silbernen Becher bewirthet, der ihm dann als Erkenntlichkeit für die gute Nachricht, deren Ueberbringer er ist, überlassen wird, und wozu man noch einen Shawl oder ein Stück Stoff fügt, je nachdem es das Vermögen der Braut erlaubt. Diese hat sich indeß gekleidet und gleicht nun den ganzen Tag hindurch mehr einer Puppe als einem lebenden Wesen. Es ist fast unglaublich, bis zu welchem Grade man durch weiße und rothe Schminke und einen durchsichtigen Firniß, den man künstlich unterlegt, ein jugendliches Gesicht jedes Ausdrucks von Leben beraubt. Schon vom Morgen an von ihren Freundinnen geschmückt, setzt sie sich nun auf einen erhabenen, reich in orientalischem Geschmack verzierten Sessel; ihr Kopf ist von einem drei bis vier Finger breiten, mit mehreren Reihen Perlen, Smaragden und Rubinen besetzten und einem kleinen diademähnlichen †) Bande umschlossen. Ein sehr feiner Gazeschleier bedeckte ihr Gesicht, und ihren blendend weißen Hals umgibt ein Halsband, von welchem Dukaten und andere Goldstücke herabhängen. Die Kaba oder die an der Brust weit ausgeschnittene Robe mit langer Taille ist gewöhnlich von Atlas oder einem andern Stoffe aus weißer Seide ganz einfach verfertigt, und wied um die Mitte mit einem reichen Gürtel oder kostbaren Shawl befestigt. Der Busen ist mit einem rothen oder rosenfarbenen, mit Perlen oder Granaten gezierten Halshemdchen (ulispice) bedeckt; ein hellrother Kotibo (Halbpelz) wird über die Hochzeitrobe geworfen, und die Füße sind mit kleinen hellrothen mit Gold und Perlen gestickten Sammtpantoffeln ††) bekleidet.

Sobald der Bräutigam das Haus seines künftigen Schwiegervaters betreten hat, verschleiert man ihn und führt ihn nach dem Versammlungssaal, wo er sich schweigend zur Rechten seiner Braut niederläßt. Einer der ältern Verwandten derselben nähert sich einige Minuten später dem Brautpaare, legt die rechte Hand des Mädchens in die des Jünglings und hält diesem eine Rede, in welcher er ihm mit den übertriebensten Ausdrücken alle die herrlichen Eigenschaften schildert, welche seine künftige Gefährtin besitzt und nicht besitzt; hier ein Pröbchen dieser Art Lobreden: „Ich übergebe Dir hiemit für immer meine theure Verwandte, welche die herrlichsten Eigenschaften zieren; sie ist rein und unbefleckt an Leib und Seele, klug, gut, sanft wie ein Lamm, eine treffliche Wirthin und wohl erfahren in allen Arbeiten ihres Geschlechts; ich hoffe, daß die heißeste, bis an das Ende Eurer Tage dauernde Liebe Eure Herzen entzünden wird. Ich bitte zugleich den Allmächtigen, daß er Euch viele Jahre hindurch erhalten und durch seine unaussprechliche Gnade segnen möge, wie er Isaak und Jakob gesegnet hat, und daß Eure Familie wachsen und sich ausbreiten möge, gleichwie Gott den Stamm jener Erzväter vermehrte, zur Ehre seines heiligen Namens. Amen."

(Schluß folgt.)

*) Der Gebrauch, der Braut einen Ring zu geben, stammt von den Griechen und ist ein Beweis der freien Einwilligung. Was den vergoldeten Apfel betrifft, so ist dieß eine uralte Sitte. Die mehr gegen Osten wohnenden türkischen Stämme geben ihren Verlobten einen ähnlichen Apfel als Beweis des Vorzugs, den sie ihren Verdiensten zugestehen.

**) Bei den Russen begab sich ehemals die Braut am Abende vor dem Hochzeittage ebenfalls ins Bad; dort wurde sie von ihren Freundinnen entkleidet, wodurch diese den feierlichen Abschied, den sie nunmehr von ihr nehmen, bezeichneten. Später wurde diese Ceremonie Dievitschnik, Braut- oder Polterabend, genannt.

***) Auch in Rußland bestand früher derselbe Gebrauch.

†) Dieses Band, welches ein unentbehrliches Schmuckstück für eine Georgierin ist, besteht gewöhnlich aus einer eigenen Kattunleinwand, oder aus Sammt mit Gold und Silber gestickt.

††) Es versteht sich, daß hier nur die Rede von der Heirath einer reichen Georgierin ist.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Witterung in dem verflossenen Sommer wird aus Moskau geschrieben: „Es scheint, daß die Bewohner Moskaus verurtheilt waren, dieses Jahr keinen Sommer zu haben. Größtentheils war der Himmel am Morgen heiter, aber bald darauf bedeckte er sich stets mit Wolken; ein heftiger Wind erhob sich und wurde gegen Abend immer kälter, so daß die Nacht über ein empfindlicher Frost herrschte. Diese Witterung dauerte gewöhnlich zwei, drei Tage, worauf eben so viele, ja sogar ganze Wochen hindurch ein mit empfindlicher Kälte verbundener Regen folgte; dann stellten sich wieder die heitern Morgen, die Wolken, der Wind und der Frost ein. Dieser Witterungswechsel hielt sich fortwährend gleich in den Monaten Mai, Junius und Julius. Der August, der dort schon den Herbst beginnt, bot gleichfalls nur wenige schöne Tage. Man hatte nicht zehn wirklich schöne Sommertage. Auch ist zu bemerken, daß man in dieser ganzen Jahrszeit nur zwei Gewitter hatte, und daß, wenn der Himmel nicht umwölkt war, die Sonne sich hinter Nebel verbarg, die ihr allen Strahlenglanz entzogen und sie mit bloßem Auge anblicken ließen. Ueberhaupt war den ganzen Sommer hindurch die Atmosphäre mit nebligen Dünsten erfüllt."

•

X Zu Paris sind gegenwärtig eine Menge Blutegelprozesse anhängig. Bekanntlich machen die französischen Aerzte seit dem therapeutischen System Broussais einen sehr häufigen Gebrauch von Blutegeln, die man wagenweise aus Ungern bezog. Dieser seltsame aber sehr einträgliche Handel ist durch den Ausbruch der Cholera in Oesterreich und die deßhalb angeordneten Gränzsperren ungemein erschwert worden, so daß jetzt in Paris das Tausend Blutegel von dem gewöhnlichen Preise von 25 Fr. auf 125 und 150 Fr. gestiegen ist. Die Blutegellieferanten können nun ihre Versprechungen nicht halten, und es sind deßhalb gegen mehrere derselben Prozesse eingeleitet worden; so bringt ein Arzt gegen den Blutegelhändler Laurence auf eine Entschädigung von 160,000 Fr., da dieser 1,500,000 Blutegel, die er ihm verkauft hat, nicht liefern kann; ein anderer fordert von einem andern 85,000 Blutegel u. s. w. Man kann sich die Angst und Noth der armen Leute denken, die solche Legionen von Blutsaugern auftreiben sollen, und dazu keine andern nehmen dürfen — als ungerische.

•

Chantrey's kolossale Statue Georgs IV, die zum Gedächtnisse des Besuchs dieses Königs in Edinburg dort aufgerichtet werden soll, ist vollendet und wird demnächst nach Schottland geführt werden. Diese Bildsäule mißt 12 Fuß in der Höhe und stellt den König mit dem königlichen Mantel angethan vor, an welchem die schottische Distel nicht vergessen ist. In der Hand hält er das schottische Szepter. Das Piedestal ist von einem einzigen Granitblocke. — Eine Reuterstatue von Bronze, die zu Ehren Georgs III in London errichtet werden soll, ist Herrn Wyatt zur Ausführung übertragen worden.

•

Sir Robert Peel hat wegen seines zweideutigen Benehmens bei der Abstimmung über die Reformfrage im Oberhause von seinen Gegnern den Spottnamen Sir Robert Halfway (Halbweg) erhalten, was ungefähr gleichbedeutend ist mit Justemilieu.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 305. 1 November 1831.

Die neue Briseis.

(Erzählung aus Smyrna im New Monthly Magazine, Septemberheft.)

Schon oft hat man zwischen den alten Hellenen und den neuen Griechen Vergleichungen angestellt, und ungeachtet des tiefen Abgrundes von Jahrhunderten und Ereignissen, der sich zwischen ihnen aufgethan, in ihren guten wie in ihren bösen Eigenschaften sprechende Aehnlichkeiten gefunden, so daß es wohl keinen stärkern Beweis für die Unverwüstlichkeit der moralischen Natur des Menschen geben kann als dieses Volk, das in die tiefste Entartung versunken, mißhandelt, zertreten und als politisch todt in der Geschichte eingetragen, mit Einemmale wieder aufersteht, und durch seine Thaten wie durch seine innere Zwietracht, durch seine geistige und körperliche Schönheit wie durch seine wilden Leidenschaften, durch seinen Wankelmuth wie durch seine Arglist die schönsten und schlimmsten Zeiten des alten Griechenlands zu wiederholen scheint. Die folgende Geschichte, die sich zu Smyrna im Monat Mai dieses Jahres zutrug, ruft lebhaft das Andenken an Begebenheiten ins Gedächtniß, die vor fünf und zwanzig hundert Jahren sich ereigneten, und der Kampf um eine griechische Dienerin mag wohl an den Zorn des Peliden um die entführte Briseis erinnern.

Lady S**, eine Katholikin aus Konstantinopel und an einen englischen Kaufmann von Smyrna vermählt, hatte ein griechisches Mädchen, eine Eingeborne von der Insel Cerigo, in Dienst genommen. Das Mädchen war jung und schön und besaß all die natürliche Anmuth, die dem griechischen Volke selbst bis zu den untersten Ständen hinab eigen ist; überdieß war sie voll Verstand, gehorsam und ehrerbietig und hatte sich durch einen mehrmonatlichen Dienst die volle Neigung ihrer Gebieterin zu erwerben gewußt, einer der liebenswürdigsten Frauen von der Welt.

Geschäfte riefen ihren Gemahl nach Konstantinopel zurück, und er hatte bereits Anstalten getroffen, mit seiner Familie sich einzuschiffen, als eines Tages die schöne Cerigotin, die bereits schon früher ihre Gebieterin von den Verfolgungen ihrer Verwandten in Kenntniß gesetzt hatte, die ihr einen Mann aufdringen wollten, den sie nicht liebte, sich vor ihr auf die Knie warf und mit Thränen und in der wildesten Aufregung sie beschwor, sie möchte sie mit nach Konstantinopel nehmen, und nicht hier zu einer Heirath zwingen lassen, die sie verabscheue. Als Lady S** Dieß verweigern zu wollen schien, gab sich die junge Griechin der rasendsten Verzweiflung hin; sie zerschlug sich ihr schönes Gesicht, raufte sich die Haare aus und vermaß sich hoch und theuer, sie werde sich hinter dem Schiffe, das ihre Herrschaft aus dem Hafen von Smyrna führe, in die See stürzen; denn Dieß sey der einzige Weg, auf dem sie dem verhaßten Zwange entgehen könne.

Lady S** that endlich, was jede gefühlvolle Frau an ihrer Stelle gethan haben würde, und versprach mit Einwilligung ihres Gemahles der schönen Katinko — so hieß das Mädchen — sie nach der Hauptstadt des türkischen Reiches mitzunehmen. Die Freude und Dankbarkeit der jungen Griechin äußerte sich nun in eben so heftigem Ungestüm, als vorher ihr Gram; sie küßte ihrer Gebieterin Hände und Füße, und schwur, ihr bis zum letzten Hauche ihres Lebens mit Liebe und Gehorsam zugethan zu bleiben.

Ein englisches oder deutsches Mädchen von etwas heißem Blute würde bei ähnlicher Gelegenheit nun freilich wohl auch dieselben Worte gebraucht, und sich eben so gebärdet haben, allein sicherlich hinter der schönen Cerigotin in der stürmischen Heftigkeit und wenn ich so sagen darf, in der Anmuth der Leidenschaft weit zurückgeblieben seyn. Während meines langen Aufenthaltes in der Levante hatte ich mehr als Einmal Gelegenheit, die leidenschaftliche Gluth in den Seelen der Griechinnen zu beobachten. Ich sah den Ungestüm ihres Schmerzens, die Raserei ihrer Verzweiflung und im schnellem Absprunge den Uebergang zur Extase der Freude und Hoffnung; und in allen diesen Abstufungen der Gefühle ward ich in Erstaunen gesetzt über die Lebendigkeit, in der die griechische Seele auflodern kann, obgleich ich auch das Volk des südlichen Italiens und Siziliens kennen gelernt hatte, dem Niemand Phlegma vorwerfen wird. Bei allen Aeußerungen ihrer Leidenschaft war es indeß vorzüglich die plastische, oder um mich eines andern Wortes zu bedienen, die klassische Schönheit in jeder Bewegung und Stellung, was mich bezauberte. Eine der gewöhnlichsten Bewegungen ihres Schmerzes war, die in einander geschlungenen Hände über dem Kopfe zu erheben und in dieser Stellung zu bleiben, gerade so wie wir auf alten Basreliefs und Vasen die Frauen bei Leichenbegängnissen und dergleichen abgebildet sehen. Ich sah in dem griechischen Quartier von Smyrna eine Gruppe Weiber über den Tod eines Kindes Klage erheben, mit Gebärden und Worten, die, obgleich diese Weiber dem gemeinsten Volke angehörten, mich mächtig an Homer und die griechischen Trauerspieldichter erinnerten; und auf dem kleinen Eilande Milo wohnte ich einmal einem Leichenbe-

gängnisse bei, das nicht nur von allen Ceremonien begleitet war, wie sie uns die Alterthumskunde berichtet, sondern die wehklagenden Gestalten des Zuges bildeten wahrhaft Gruppen, die ein klassischer Meißel geschaffen, und dann durch den prometheischen Funken mit Leben und Bewegung beseelt zu haben schien. Nichts wird den Eindruck verlöschen, den insbesondere die gedungenen Klageweiber auf meine Seele machten, die der mit Blumen bekränzten Leiche voranschritten, indem sie auf ihre Brüste schlugen und das Haar zerrauften und den Namen des Verstorbenen riefen; über alle Beschreibung erhaben und rührend aber waren jene letzten Augenblicke, bevor die Leiche dem Schoße der mütterlichen Erde zurückgegeben wurde: da faßten die Verwandten noch einmal die theure Hülle des Entseelten, schlossen sie in ihre Arme und weinten und schwiegen gleich Andromache in dem Uebermaße des Schmerzes — ich sah das homerische „Ἵμερος γόοιο" — Aber selbst im leidenschaftslosen Zustande ist die Haltung und das Wort der griechischen Frauen voll Leben und Beredsamkeit, man kann auf sie anwenden, was Gibbon von Petrarca sagte: „in ihrer Brust wird jedes Gefühl zur Leidenschaft," und unbedingt darf man die folgende Stelle eines Engländers unterschreiben, der mehr als je eine brittische Seele, die das Land der Myrthen und Cypressen betrat, von klassischem Geiste durchdrungen war: „Der Ausdruck der Lebhaftigkeit verläßt nie die griechischen Mädchen. Das Feuer des Genius und der Natur ersetzt bei ihnen die Erziehung. Die Spuren der Eloquenz in der Unterredung, durch welche die Alten so berühmt waren, finden sich noch am meisten bei den Weibern, und die zärtlichen Liebkosungen ihrer Worte, die stets auf ihren Lippen schweben, geben selbst ihren trivialsten Unterhaltungen Leben und Interesse. „Meine Augen," „mein Herz," „meine Seele," sind bei ihnen nichts weiter als die gewöhnlichen Ausdrücke eines warmen und gefühlvollen Herzens." *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Fred. Sylv. North Douglas in seinem Werke: Essay on certain Points of Resemblance between the Ancient and Modern Greeks." Der Verfasser setzt obiger Stelle noch bei: „Auch die Heftigkeit ihrer Liebe ist von dieser Art. Man erzählte mir von einem schönen Mädchen in Athen, das seine Haare, die lange Zeit der Neid und die Bewunderung der Stadt waren, abschnitt, und dieselben ihrem Geliebten in dem Augenblicke zuschickte, wo ihn ein Schiff aus dem Hafen Piräeus forttragen sollte. Der Vorwurf, der hierin lag, traf ihn so tief, daß er zurückkehrte. Da er etwas später in schon vorgerückter Jahreszeit seine Reise wieder antrat, scheiterte sein Schiff an den Felsen von San Giorgio, und er kam fast vor den Augen seiner Geliebten um."

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Zwanzig Redner bewiesen in langen Reden die Nothwendigkeit der Diktatur. Der Landbote von Kalisz, Theophil Morawski, allein wagte es einen andern Vorschlag zu machen, indem er behauptete, die Gewalt des Staatsoberhauptes dürfe nicht die von der Charte dem Könige zugestandene Macht überschreiten. Allein dieser Antrag wurde nur von Wisniewski unterstützt, da der Marschall alle Diskussion niederschlug.

„Wem steht die Initiative des Gesetzes zu," sagte bei dieser Verhandlung Wisniewski, „der Regierung oder dem Reichstage? Wenn dem Reichstage, so muß der Vorschlag Sr. Excellenz *) von Kalisz der Diskussion unterworfen werden; und wenn uns die Regierung einen andern Antrag zu Gunsten der Diktatur macht, warum beweisen die Minister uns nicht erst ihre Nothwendigkeit?" Allein der Marschall vergaß so sehr seine Pflicht und den erhabenen Charakter einer Nationalrepräsentation, daß er einem einzelnen Bürger den Einfluß einer Staatsgewalt zugestand, und die unbedingte Annahme oder Verwerfung des Vorschlages forderte; „denn," fügte er hinzu, „so ist es Chlopizki's Wille." Swidzinski und Biernazki drangen darauf, daß man wenigstens über jeden einzelnen Artikel abstimme; allein sie wurden nicht gehört.

Die Stellung Lelewels war ungemein schwierig, er wollte als Minister reden, hatte aber als solcher nur das Recht Erwiederungen zu geben; er nahm deßhalb seinen Platz als Landbote von Zelechow ein, konnte aber nur als der dreißigste auf der Rednerliste eingetragen werden. Endlich auf Verlangen des Landboten von Sandomir, Swidzinski, forderte der Marschall den Dembowski auf, über die Lage des Landes Vortrag zu erstatten. Der lakonische Bericht desselben stellte die Frage, statt die Kammer aufzuklären, noch mehr in's Dunkel. In diesem Augenblicke war es, wo Lelewel zu großer Ueberraschung Aller seinen Platz als Landbote verließ, und die Rednerbühne bestieg, um zu erklären, daß die Verhandlung der Würde einer Nationalrepräsentation entbehre. Was den Marschall Ostrowski betrifft, so ließ er sich zu weit von seinem patriotischen Enthusiasmus hinreißen, und er erniedrigte die Kammer durch seine Uebereilung, indem er auf den Antrag eines Deputirten Chlopizki durch eigens dazu ernannte Abgeordnete demüthig ersuchen ließ, er möge erlauben, daß die Macht der Kommission, die ernannt war, die Schritte der Diktatur zu bewachen, vermehrt werde. Diese Maßregel war an sich nicht übel, da die ernannte Kommission das Recht hatte, dem General Chlopizki die Diktatur abzunehmen; allein immer doch muß an dem Marschall sein eigenmächtiges Verfahren getadelt werden, denn es gibt keinen Gesetzesvorschlag, der sich nicht durchsetzen ließe, wenn auf diese Weise die Diskussion beschränkt wird. Endlich nach sehr weitläufigen und oft bizarren Reden kam es zur Abstimmung; die in Polen mit lauter Stimme durch die zwei lateinischen Worte: „affirmativo" und „negativo" vor sich geht. Eine einzige Stimme, die des Landboten Morawski, war negativ. Hundert stimmten unbedingt, und vierzehn, unter denen sich der Marschall befand, mit

*) In Polen führt einem alten Gebrauch zufolge jeder Landbote und jeder Deputirte den Titel Excellenz, und statt ein Mitglied bei Namen zu nennen, sagt man Excellence von Kalisz, von Warschau u. s. w. Es begibt sich daher oft, daß ein Kaufmann oder Weinhändler in seiner Eigenschaft als Deputirter den Titel Excellenz führt. Denselben Titel haben die Marschälle der Diätinen (Präsidenten der Wahlkollegien), die Mitglieder der Wojewodschaftsräthe, die Friedensrichter, kurz alle Beamten, deren Autorität vom Volke ausgeht und wählbar ist. Anm. d. Verf.

dem Zusatze: „in Betracht der Nothwendigkeit." Lelewel selbst erklärte zwar, daß diese Diskussion eine von jenen sey, bei denen er nicht gern seine Ansicht gebe, stimmte aber affirmativ. So hatte also die doktrinäre Partei einen neuen Triumph errungen. „Ohne Diktator," sagten sie, „ist die Anarchie zu fürchten, und Chlopizki allein ist fähig Diktator zu seyn."

Wie wenig Grund diese Meinung hatte, bewies der Verlauf der Revolution. Länger als sechs Monate blieb sie später ohne Diktatur, und weder im Heere noch unter dem Volke zeigte sich eine Spur von Anarchie, und die Schlachten im Monate Februar, wo Fürst Radziwil den Oberbefehl in Chlopizki's Hände niederlegte, bewiesen, daß der vormalige Diktator bei all seiner heldenmüthigen Unerschrockenheit doch eben so wenig fähig sey, den Oberbefehl eines Heeres, als allein die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu führen.

Noch an demselben Tage nahm man die üblen Folgen der begangenen Uebereilung wahr; es handelte sich davon das Manifest des polnischen Volkes zu entwerfen. „Hiezu ist jetzt nicht mehr Zeit," bemerkte Lelewel, „mit der Ernennung des Diktators hat die Macht des Reichstages aufgehört." Diese unerwarteten Worte fielen wie ein Blitzstrahl in die Versammlung; glücklicherweise fand man noch eine Auskunft, den Schaden wieder gut zu machen. Es wurde beschlossen, daß sich die Kammer der Landboten nicht eher mit der Kammer des Senates vereinigen sollte, um gemeinschaftlich zur Ernennung des Diktators zu schreiten, bis zuerst zwei Kommissionen des Reichstags ernannt seyen, die eine zur Beaufsichtigung der Diktatur, die andere, um gemäß der in den Verhandlungen ausgesprochenen Prinzipien, das Manifest des polnischen Volkes zu entwerfen und sogleich der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Am Tage nach seiner Ernennung löste Chlopizki die provisorische Regierung auf, und setzte dafür einen obersten Staatsrath ein, in welchem die Minister nur eine berathende Stimme hatten. Dieß war der Anfang von Lelewels Ungnade, dessen Namen, eben so populär wie der Chlopizki's, nun auf Einmal durch schmachvolle Intriken verdunkelt wurde.

Die absolute Gewalt des Diktators vereinigte um ihn alle Personen, die während der fünfzehnjährigen grausamen Herrschaft Konstantins allein von einer Macht gelebt hatten, der die ganze Nation zum Opfer diente. Allerdings bestand der größte Theil derselben aus ehrlichen Männern, aber ihre gesellschaftliche Stellung mußte sie schon allein unter einer Bevölkerung, die sich erhoben hatte, ihre Rechte wieder zu erringen, passiv und furchtsam machen. Da sie unter russischer Herrschaft ihre politische Laufbahn betreten hatten, und dieser Alles verdankten; da sie ferne dem Mittelpunkte standen, von dem alle Ungerechtigkeiten ausgingen, und nur als blinde Werkzeuge zur Verletzung der Charte dienten, so muß man sie mit Nachsicht und Mitleid beurtheilen. Uebrigens blieben sie mit den Agenten und Spionen der russischen Administration in Verbindung, und hatten für sie dieselbe Nachsicht, die sie bei der revolutionären Regierung fanden, die ihre Verbrechen rechtfertigten; und sich dadurch auf den Fall einer Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge ihre Erkenntlichkeit erkaufen wollte. Alle diese Menschen hatten ihren Vereinigungspunkt in den aristokratischen Koterien, die in der letzten Revolution eine zu wichtige Rolle gespielt haben, als daß sie hier mit Stillschweigen übergangen werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Liberia, or the early history signal preservation of the American Colony of free Negroes on the Coast of Africa. By W. Innes 12. pp. 152. Edinburgh 1831.

Ueber die Gründung dieser Kolonie von freien Negern an der Küste von Afrika im Jahre 1821, die Schwierigkeiten, die ihr Anfangs die Feindseligkeiten der Eingebornen und des Klima's entgegenstellten, ist bereits in dem zweiten Jahrgange des Auslandes (1829 S. 1084. 1089. 1257. 1261) berichtet worden. Es bleiben uns somit aus dem oben angeführten Werke nur die Berichte über den Zustand und das Aufblühen der Kolonie in der jüngsten Zeit zu entheben übrig.

Von dem Jahre 1827 an hatte die Kolonie, Hrn. Innes zufolge, mit den umliegenden Volksstämmen zu kämpfen, wodurch sie mit ihrem Unterhalte bloß auf die Zufuhr europäischer Schiffe angewiesen blieb und deßhalb nicht selten mit dem größten Mangel, ja sogar mit völliger Auflösung bedroht war. Endlich aber wurde durch die Dazwischenkunft amerikanischer Schiffe der Frieden vermittelt, und von dieser Zeit an genoß die Kolonie eines von Jahr zu Jahr zunehmenden Gedeihens. Der amerikanische Schiffslieutenant Norris, der die Kolonie im Jahre 1827 besuchte, bot Alles auf, das gute Vernehmen zwischen den Kolonisten und Häuptlingen der benachbarten Stämme zu befestigen. In seinem Berichte schildert er den Zustand der Kolonie als sehr blühend, ihre Einwohner gesund, zufrieden und unter sich im besten Einverständnisse lebend.

In demselben Jahre landete die Doris von Virginia mit 95 Auswanderern, denen man Cadwell am St. Paul anwies. Im August kam der Norfolk und brachte 142 den Sklavenhändlern abgenommene Neger, welche unter den Kolonisten eingetheilt wurden. Zu dieser Zeit belief sich die Bevölkerung der Kolonie, die eben erwähnten Auswanderer einbegriffen auf 1200 Seelen, von denen 555 im Jahre 1827 angekommen waren.

Im Januar 1828 landeten 6 Fahrzeuge mit 209 Passagiers und 88 von ihren Herren freigegebenen Negern. Während der Ueberfahrt war nur Eine ältliche Person gestorben, allein bald nach der Ankunft wurden 24 von Krankheiten hingerafft. *)

Spätere, mit dem vorhergehenden übereinstimmende Berichte sagen, daß Boden und Klima sich sehr für die Erzeugung von Mais, Sorgo oder indianischer Hirse, Reiß, Baumwolle, Zucker und Kaffee eigne und hinreiche, um eine Bevölkerung von mehreren Tausenden zu unterhalten. Der Handel der Kolonie sowohl nach dem Innern des Landes als nach den Vereinigten Staaten und fremden Ländern ist bedeutend und steigt fortwährend. Die Ausfuhr beträgt nicht weniger als 50,000 Dollars jährlich, und die Kolonisten, die sich mit dem Handel beschäftigen, sind unternehmend, erfahren und glücklich in ihren Geschäften; mehrere unter ihnen haben durch ihre Betriebsamkeit bereits ein bedeutendes Vermögen erworben. Alle, die ihre Arbeit und Erfahrung irgend einer regelmäßigen Beschäftigung widmen, finden ein reichliches Auskommen; denn gemeine Arbeiter verdienen täglich 90 Cents und Handwerker zwei Dollars.

Das Land enthält große Strecken fruchtbaren Bodens, fähig alle die mannichfaltigen und reichen Erzeugnisse der tropischen Länder hervorzubringen; es besitzt nebst anderen Vortheilen für den Handel eine aus-

---

*) „In den Sklaven enthaltenden Staaten von Amerika," bemerkt hiebei Hr. Innes, „ist den Sklavenbesitzern vom Gesetz verboten, irgend einen Sklaven freizugeben, wenn er ihn nicht unmittelbar nach seiner Freilassung in die Kolonien sendet. Die Ursache hievon ist, daß solche freie Neger für die Gemeinden häufig eine große Last werden, indem sie sich meist von Räubereien ernähren. Dieser Umstand hat sich für die Kolonisations-Gesellschaft so weit günstig erwiesen, daß sich jetzt Mehrere finden, welche einige ihrer Neger freigeben, wenn die Gesellschaft nur die Transportkosten nach Afrika übernimmt."

gedehnte Küste von 150 bis 200 Meilen und erfreut sich eines Klima's, welches der Konstitution der Neger sehr gut zusagt, und der der Weißen nicht nachtheiliger ist als manche stark bevölkerte Gegenden der Vereinigten Staaten.

Gegenwärtig befinden sich eine Baptisten- und Methodisten-Gesellschaft daselbst, die jede einen Prediger haben; die Missionsgesellschaft von Basel unterhält fünf Missionäre in der Kolonie. Die Gesellschaft für einheimische und fremde Missionen der protestantischen bischöflichen Kirche in den Vereinigten Staaten steht ebenfalls im Begriffe, eine Mission zu errichten.

„Die Kolonie hat bereits ein periodisches Blatt, der Herald of Liberia betitelt, was die schnellen Fortschritte beweist, welche die Civilisation macht. Aus der Marineliste (heißt es in den Notizen des Herald) kann man sehen, daß unser Hafen während der letzten Regenzeit stärker besucht war als gewöhnlich, und wir hatten 5 große ausgerüstete Schiffe zu gleicher Zeit im Hafen, drei englische, ein französisches und ein amerikanisches."

Der jüngste Bericht über diese interessante Kolonie ist in einer amerikanischen Zeitung enthalten und lautet wie folgt: „Das Schiff Carolinian, die Brigg Valador und der Schooner Zembuca, welche von Liberia zurückkamen, haben von der Kolonie Depeschen bis zum 1 Februar mitgebracht. Der Kolonialagent schreibt, daß er bei seiner Rückkehr nach Afrika die Angelegenheiten der Kolonie in einem weit günstigern Zustand gefunden habe, als er es zu hoffen wagte; daß mehr als 25 dauerhafte steinerne oder Fachgebäude während seiner Abwesenheit in Monrovia bereits vollendet worden und mehrere andere noch im Bau wären, daß ein Streben nach Vervollkommnung alle Klassen belebe, daß der Ackerbau mit mehr Aufmerksamkeit betrieben werde, und daß die Kolonisten entschlossen seyen, alle Hülfsquellen des Landes zu kultiviren. Zwei der Kolonisten, die Herren Franz Taylor und Friedrich James, waren eben im Begriff, eine Entdeckungsreise nach dem Innern des Landes zu unternehmen, und werden wahrscheinlich 6 bis 8 Monate abwesend seyn. Einer der eingebornen Häuptlinge hatte sich und seine Untergebenen unter den Schutz der Kolonie gestellt; zwei andere suchten um die nämliche Bewilligung nach und waren bereit, sich den Gesetzen der Kolonie zu unterwerfen; sie achten die Erlaubniß, sich Amerikaner nennen zu dürfen, für eine große Begünstigung. Vorkehrungen sind bereits getroffen, um in allen Niederlassungen Schulen zu errichten, und die Kolonisten scheinen sehr eifrig und bereitwillig mit ihren Beiträgen zu seyn. Eintracht und Friede herrschen unter den Ansiedlern, und der feste Wille durch ihren Gewerbfleiß, ihren Unternehmungs- und Gemeingeist die Hoffnungen und Erwartungen ihrer Freunde in Amerika zu erfüllen."

Zum Schlusse noch einige, den Berichten der französischen geographischen Gesellschaft entnommene, allgemeine Bemerkungen.

„Durch die Errichtung einer Kolonie zu Kap Palmas, welches der Quai der ganzen südlichen afrikanischen Küste und des angränzenden Landes ist, das sich östlich nach dem Eingang von Biafra erstreckt, gewinnt man binnen wenigen Jahren durch den Handel mit den östlich wohnenden Völkerschaften einen bedeutenden Stapelplatz. Von Kap Palmas aus, oder nördlich von demselben ist es zu allen Jahreszeiten leicht nach dem grünen Kap und von da nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren; südlich hingegen ist die Fahrt höchst gefährlich. Eine Niederlassung an diesem Kap würde, so wie Monrovia, ein Markt für die benachbarten Völkerschaften werden, den die Kaufleute, selbst mit Aussicht auf größern Nutzen, jedem mehr östlich gelegenen Platz vorziehen möchten. Außer diesen kommerziellen Vortheilen bietet Kap Palmas auch noch den sichersten Ankerplatz auf der Straße zwischen Montserado und Boltu. Das Land aufwärts ist hügelig, fruchtbar und von zahllosen Strömen durchschnitten, an denen man Mühlen anlegen könnte. Die äußerste südliche Spitze der südwestlichen Küste würde dem Reiche, das wir in Afrika entstehen zu sehen hoffen, eine natürliche Schutzwehr gewähren."

„Ein anderer vortheilhafter Punkt ist die Insel Bulama, 17 Meilen lang und 9 breit. Sie steigt vom Ufer aus allmählich aufwärts und bildet im Mittelpunkt eine beträchtliche Höhe. Ihre Straße ist eine der besten an der ganzen Küste und die Höhe der Erde ist der Anlage von Mühlen äußerst günstig. Die Nebel sind nicht so dicht als auf dem niederen Land, und die Regenzeit hält nicht so lange an als zu Montserado.

„Im Jahre 1793 ward diese Insel von einer Gesellschaft englischer Kaufleute in Besitz genommen; allein Krankheiten, welche sie sich durch eigene Schuld zuzogen, nöthigten sie bald die Insel wieder zu verlassen, und seit dieser Zeit blieb sie herrenlos. Sie liegt an der Mündung des Rio Grande, dessen Gewässer die reichsten, fruchtbarsten Theile von Afrika und auch die von Mungo Park besuchten und beschriebenen Gegenden durchströmen. Seine Quellen sind nur wenige Tagereisen von denen des Senegal, Gambia und St. Paul entfernt, und es ist nunmehr außer Zweifel, daß der Ursprung des mysteriösen Flusses von Afrika sich innerhalb einer kleinen Entfernung von dem des Rio Grande befindet. Schiffe, welche aus Amerika kommen, berühren auf ihrer Reise nach Liberia das grüne Kap und Kap Roxo. Die Reise von den vereinigten Staaten nach den afrikanischen Kolonien würde durch eine Niederlassung auf Bulama kürzer und weniger gefährlich werden, und das Klima, welches dem der Vereinigten Staaten ähnlich ist, würde für diejenigen, welche aus den nördlichen Gegenden von Potomac auswandern, viel zuträglicher seyn."

„Zwischen Bulama und Liberia liegt die Kolonie Sierra Leone, welche die Engländer nur mit großen Opfern von Menschenleben erhalten können, und die sich daher, wenn jene Pflanzungen an Ausdehnung gewinnen, nothwendig mit ihnen vereinigen müßte. Hat einmal eine Niederlassung an den Ufern des Rio Grande festen Fuß gefaßt, so würde die Gesellschaft bald im Besitz der Kolonien am Senegal und Gambia seyn; die Stämme, welche nächst den Quellen des Niger wohnen, würden mit ihnen Handel treiben, und ist der Lauf des St. Paul, so wie man ihn vermuthet, so wäre eine bequeme Kommunikation zwischen dem Innern des Landes und der Hauptstadt der Kolonie offen. Auf diese Art würden dann ihre Gränzen die Quellen des Gambia, des Rio Grande, Nunez, Pongos, Sierra Leone, Kap Mount, Liberia und die Stämme der Krus umfassen."

Vermischte Nachrichten.

Die „Revue encyclopédique" gibt in ihrem neuesten Hefte eine Abhandlung über die finanzielle Lage der europäischen Staaten, der eine tabellarische Uebersicht des Einkommens und der Schulden aller Länder beigefügt ist. Dieser zufolge hat

		Fr. Einkünfte.	Fr. Schulden.
Frankreich .	bei	987,620,000	5,900,000,000
Oesterreich .	—	446,000,000	1,700,000,000
Rußland . .	—	454,000.000	1,575,000,000
Polen . .	—	54,000,000	135,000,000
England . .	—	1,585,000.000	20,545,000,000
Spanien . .	—	178,600,000	4,000,000,000
Portugal . .	—	54,096,000	160,000,000
Belgien . .	—	90,000,000	849,000,000
Holland . .	—	85,000,000	2,858,000,000
Sizilien . .	—	84,000,000	500,000,009
Sardinien .	—	70,000,000	100,000,000 ?
Kirchenstaat .	—	45,000,000	550,000,000
Dänemark .	—	55,000,000	150,000,000
Schweden .	—	41,000,000	81,000,000
Norwegen .	—	8,500,000	27,000,000
Griechenland .	—	6,000,000 ?	70,000,000

Es gibt in England einen Mann, der gewöhnlich zwanzig bis vier und zwanzig Stunden an einem Tage arbeitet, in den Sitzungen des Oberhauses und des obersten Gerichtshofes den Vorsitz führt, dem Staatsrathe beiwohnt, die Anfragen der Advokaten der beiden Königreiche beantwortet, und doch noch Zeit übrig behält, um vollständige Abhandlungen über staatsrechtliche und juridische Gegenstände für die Edinburger Revue, und Werke für den Elementarunterricht zu schreiben, während er zugleich über zehn Associationen, welche die Aufklärung und den Unterricht der arbeitenden Klassen zum Ziele haben, die Leitung führt. Dieser Mann ist Brougham.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 306. 2 November 1831.

Bilder aus Südamerika.*)

Südamerika ist von dem Tage an, wo der kühne Seefahrer zum ersten Male seine Küsten erblickte, für die alte Welt stets ein Wunderland geblieben, zu dem sich ihre Bewohner wie durch einen geheimen Zauber unwiderstehlich hingezogen fühlten. Was nur irgend Abenteuerliches und Wunderbares von der glühendsten Phantasie ersonnen werden konnte, wurde dorthin versetzt; und jedes kühne Herz, und jeder unternehmende Geist fühlte sich getrieben, die Eroberung des Eldorado's zu versuchen, in welchem die Träume der morgenländischen Feenwelt von dem Westen in riesenhaftem Maßstabe verwirklicht schienen. Aber alle diese glänzenden Gebilde einer romantischen Phantasie sind verstoben, sind dahin mit den Tagen eines poetischen Zeitalters, und dennoch zieht es noch immer den Geist des Abendländers nach jenem Lande der unermeßlichen Savannen, der Riesenwälder und gigantischen Gebirge und der endlosen Ströme, freilich nicht mehr in der dichterischen Jugendlust nach kühnen Abenteuern, sondern im männlichen Ernste des Forschens und der Untersuchungen, dem hier noch ein weites unbetretenes Feld vorliegt. In dieser Beziehung bieten uns die vorliegenden „Feldzüge und Kreuzerfahrten in Venezuela und Neu Granada" eine Fülle köstlicher Bilder von der Natur, den Menschen, und insbesondere von den geschichtlichen Begebenheiten und Männern der neuesten Zeit, auf die das Gepräge der wilden Abenteuerlichkeit von der Natur übergegangen zu seyn scheint. Ein dreizehnjähriger Aufenthalt in jenen Ländern gab dem Verfasser dieses Werkes einen unermeßlichen Stoff, den er zu einem Buche verarbeitete, von dem Auszüge einen richtigern Begriff geben als alle Bemerkungen. Wir beginnen daher vorerst mit einigen Landschaftsgemälden aus jener großartigen Natur, deren gigantische Schönheit kaum von einer Beschreibung erreicht werden dürfte.

1. Die Ufer des Orinoco.

Die Szenerie der Ufer dieses Flusses ist von bezaubernder Wirkung und von dem Verdecke eines Schiffes aus betrachtet, das langsam über das sanfte Gewässer hingleitet, bietet sie ein stets wechselndes Panorama von höchster Pracht. Die Ufer zu beiden Seiten sind mit undurchdringlichen Waldungen majestätischer Bäume bedeckt, die mit einander durch den „Bejuco," die gigantische Schlingpflanze Südamerika's, verkettet sind. Diese uralten Bäume, wenn sie durch die Länge der Jahre abgestorben sind (denn die Axt des Menschen hat nie in diesen Wildnissen widerhallt), werden von jenen riesenhaften Pflanzen noch aufrecht gehalten, die mit ihren ungeheuern Windungen die gigantischen Seeschlangen überbieten zu wollen scheinen, die in den Tiefen des Abgrundes hausen sollen. Man erblickt hier aber auch noch andere Schmarotzerpflanzen, welche mit Blumen von mannichfaltig schimmernden Farben Guirlanden von Baum zu Baum bilden. Zwischen den Aesten gaukeln Affen jeder Art und folgen dem Schiffe, sich von Ast zu Ast, mittelst jener Bejuco schwingend, die deßhalb von den Indianern den Namen „Affenleitern" erhalten haben. Die am meisten bemerkenswerthe Art dieser Baumbevölkerung ist der Aragnato, ein großer rother Affe, den man meistens heerdenweise erblickt, wobei die Jungen auf den Schultern ihrer Mütter hängen. Diese Aragnatos sind für die Pflanzungen, die sie heimsuchen, äußerst verderblich, da sie mehr Wurzeln und Früchte zerstören, als sie verzehren. Ihr Geheul während der Nachtzeit ist weit lauter, als man in Betracht der Größe des Thieres glauben sollte; so zwar, daß man sich geneigter fühlt, dieses furchtbare Geschrei Panthern oder andern großen reißenden Thieren zuzuschreiben. Drei englische Soldaten, die mit dem Heere Angostura verlassen hatten, und in der Nacht, während die Truppen gelandet waren, um zu kochen, desertirten, in der Absicht zu Lande nach der Stadt zurückzukehren, wurden durch das Geheul dieser Affen so in Schrecken gesetzt, daß sie den Booten, die im Flusse Anker geworfen hatten, zuriefen und dringend baten, wieder an Bord genommen zu werden, da sie nicht anders glaubten, als von tausend Tigern umringt zu seyn.

Papagaien, Maccanos, Tucans und andere Vögel von prachtvollem Gefieder vollenden dieses schimmernde Gemälde und erfüllen die Luft mit ihrem mißtönigen Geschrei, das in gemessenen Zwischenräumen von dem Metalltone des Darra oder Glockenvogels erwiedert wird, den man bald dicht am Ohre zu vernehmen glaubt, und dann im nächsten Augenblicke fernhin ersterben hört. In den kleinen Buchten, die meist mit prachtvollem Immergrün ganz überlaubt sind, erblickt man Pelikane, Löffelgänse und Garzons oder riesenhafte Kraniche die emsig mit dem Fisch-

*) Aus dem in diesem Jahre zu London in drei Bänden erschienenen Werke: Campaignes and Cruises in Venesuela and New Grenada and in the Pacific Ocean from 1817 to 1830 etc.; also Tales of Venesuela, illustrations of revolutionary Men, Manners and Incidents.

fang beschäftigt sind. Denkt man sich hiezu noch den Tyrannen des Stromes, den Alligator, der plötzlich hier und dort auftaucht und im Bewußtseyn seiner Uebermacht sich dahin treiben läßt zwischen den klumpigen Manatis und den beweglichern Tonios, die unaufhörlich haufenweise auf- und untertauchen, so kann man sich ungefähr ein Bild dieser Gegenden machen, das aber weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt.

2. Die Andes.

Die Schneegipfel der Andes kamen nun häufig zum Vorschein, je nachdem sich die niederern Berge, die zu ihnen führen, öffneten; sie schienen als eine unübersteigliche Mauer Neu-Granada zu verbollwerken. Je mehr ein Fremder sie betrachtet, desto weniger kann er die Möglichkeit denken, sie zu übersteigen. Die schmalen Pfade, die zu den Paramos geleiten, winden sich zwischen wilden Bergen hin, die völlig unbewohnt und mit unermeßlichen Waldungen bedeckt sind, die über den Weg herabhängen, und kaum einen Strahl des Tageslichtes durchbrechen lassen. Die Bäume sind von ungeheurer Größe, und werden unaufhörlich von den Wolken bewässert, die auf ihrem Zuge angehalten, stets über ihnen schweben, und fortwährend einen feinen Regen verursachen. Hiedurch werden die Wege schlüpferig, was den Uebergang ausserordentlich gefahrvoll macht, und noch mehr für die wenigen auf den Tod ermüdeten Maulthiere und Büffel, welche die Beschwerlichkeiten des Weges und den gänzlichen Mangel des Futters überlebten, denn in der ewigen Nacht dieser Waldungen wächst nichts als Ephen, Flechten und Moos. An manchen Stellen rauschten die Waldströme, die von Fels zu Fels toben, in fast senkrechter Tiefe neben unsrem schmalen Pfade hin und zwar in Abgründen, aus denen kaum ihr Gebrülle heraufstönte, und wenn die erschöpften Thiere hinabstürzten konnte man ihrem Falle nachhorchen an den unter ihnen brechenden Gebüschen, die aus den Klüften dieser furchtbaren Abgründe hervorwachsen, bis man sie endlich in dem schäumenden Strom dahin treiben sah.

Der Anblick der Andes von den höhern Gebirgszügen aus ist von einer wilden Pracht. Obgleich sie, von den tiefergelegenen Bergen aus gesehen, völlig mit Schnee bedeckt scheinen, so ist doch in den Paramos außer dem unter Felsenvorsprüngen gesammelten, wenig davon zu sehen; denn die unaufhörlichen Windstöße, die durch diese traurigen Gegenden streichen, lassen ihn nicht anlagern. Auch sind an den Seiten einiger der höchsten Spitzen senkrecht abfallende Felswände, an denen kein Schnee haften kann; im Ganzen erscheint das Gebirge auf dieser Höhe wie mit Eis überzogen, das an manchen Stellen sich gespalten hat, und fortwährende Kaskaden herabstürzen läßt. Hier hört jede Spur eines gebahnten Weges auf, denn der Boden ist nackter Fels ohne die geringste Vegetation, einige dunkelfarbige Moose ausgenommen, nur hier und dort ist er mit gefrornen Strecken von Schnee bedeckt. Dessenungeachtet ist der Weg leicht zu finden, da er mit Knochen von Menschen und Thieren bezeichnet ist, die hier in dem Versuche, bei ungünstigem Wetter die Paramos zu übersteigen, zu Grunde gingen. In den Felsen erblickt man eine Menge Kreuze, die daran von frommen Händen zur Erinnerung an Wanderer, die hier verunglückten, befestigt wurden, und längs des Weges findet man Stücke von Satteizeug, Koffern und andern Dingen, die zurückgelassen wurden, so daß man glaubt, der Spur eines geschlagenen Heeres zu folgen.

Ueber vielen Stellen des Weges hängen ungeheure Granitfelsen die zu wanken scheinen und jeden Augenblick auf den kühnen Wanderer herabzustürzen drohen, während ihm zur Seite Abgründe gähnen, in denen der Blick sich schwindelnd verliert. Ein Gefühl der entsetzlichsten Verlassenheit und Hülflosigkeit, das noch durch die Grabesstille umher verstärkt wird, bemächtigt sich der Seele; kein Laut ist zu vernehmen, nur bisweilen läßt der Condor sein heiseres Gekreische vernehmen, oder ein ferner Wasserfall sein eintöniges Gemurmel. Fortwährend ziehen Wolken vorüber, die so dicht sind, daß die tiefer gelegenen Wälder und Bergkuppen gänzlich davon verhüllt werden, und oft verdunkeln sie den Pfad an Stellen, wo man nur mit Schaudern daran denken kann, ihn zu verlieren, oder einen Fehltritt zu thun. Oft muß man sich auf den platten Leib niederwerfen, um den heftigen Windstößen zu entgehen, die hier mit unbeschreiblichem Ungestüm daherfahren. Das Himmelsgewölbe ist ein ununterbrochenes Tiefblau, und scheint dem Auge wirklich näher, als unten im Thale, aber obgleich der Sonnenball in völlig wolkenlosem Himmel schwimmt, so scheinen doch seine Strahlen alle wärmende Kraft verloren zu haben, und geben nur ein kränklich blasses Licht, das dem Vollmondschimmer gleicht.

In der Nacht scheint der Himmel tief dunkelblau; die Zahl der Sterne ist entweder wirklich vermehrt, oder scheint wenigstens so, jedenfalls aber funkeln sie mit weit stärkerem Glanze. Auch der Mond erscheint viel erhabener und kugelförmiger, und leuchtet in einem metallischen Glanze; die dunkeln Flecken hatten für das bloße Auge nicht die Tiefe, wie weiter unten betrachtet. Auf unsrem Zuge erblickten wir große Sternschnuppen, an denen sich jedoch keine besondere Verschiedenheit von den gewöhnlichen bemerken ließ, nur viel länger schien ihr Lauf zu dauern und ihre Schnelligkeit weit größer zu seyn.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Entfernung, in welcher man schoß, war verschieden, doch gewöhnlich dreihundert Ellen (engl. zu 3 Fuß.) Eine Anzahl Männer mit kleinen weißen Fahnen in der Hand, war aufgestellt, um den Fall der Pfeile zu beobachten. Wenn die Geschosse der einen Partie weiter flogen, als die andern, so wehten sie mit den Fahnen, um davon die übertroffene Partie in Kenntniß zu setzen. Fielen die Pfeile zu kurz, so senkten sie ihre Fahnen, streckten aber das Bein aus, und riefen nau pau, d. h. geschlagen.

Dieses Spiel stand im höchsten Ansehen, und gewöhnlich wohnten der König und die Häuptlinge dieser Uebung als Zuschauer bei. Sobald es zu Ende war, wurde der Bogen und Köcher samt den Pfeilen einer eigens dazu bestellten Person in Verwahrung gegeben; die Schützen begaben sich wieder in den Marae, wo sie ihre Kleidung ablegen und baden mußten, bevor sie eine Speise anrühren und sich in ihre Wohnungen begeben durften. Wie Kriege,

Arbeit und Vergnügungen jeder Art unter dem Schirm einer besondern Gottheit standen, so hatten auch die Bogenschützen ihren Gott, Parnatetavae genannt.

Auf den Gesellschaftsinseln bedient man sich der Bogen und Pfeile nur zu Vergnügungen, deßhalb sind ihre Pfeile, obwohl mit einer Spitze versehen, doch unbefiedert und deßhalb schießen sie vielleicht auch nicht nach einem Ziele, was sie im Speerwerfen und Schleudern thun, da sie letztere Waffen im Kampfe gebrauchen. Auch auf den Sandwichinseln bedient man sich ihrer nur zur Unterhaltung, vorzüglich bei Rattenjagden, keineswegs aber im Kriege was jedoch auf den Freundschaftsinseln der Fall ist. Auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln sind mit dem Heidenthume diese einst so hoch verehrten Spiele außer Uebung gekommen.

Eines der ältesten Spiele unter den Taheitern war das Faatito naa moa, wörtlich: Kampferregung unter Vögeln, oder das Hahnengefecht. Die Sagen des Volkes erzählten, die Vögel seyen auf den Inseln einheimisch, seit es dort Menschen gebe; bei der Einwanderung der ersten Ansiedler, die diese Inseln bevölkerten, seyen die Vögel mitgekommen. Nach andern mythischen Ueberlieferungen sind die Vögel zu gleicher Zeit mit den Menschen von Taaroa geschaffen worden.

Lange bevor noch fremde Schiffe an den Ufern dieser Eilande gesehen wurden, war bei ihnen schon der Gebrauch, Vögel zum Kampfe zu erziehen, einheimisch. Die zu dergleichen Gefechten bestimmten Thiere, wurden mit großer Sorgfalt gefüttert; ein mit schönem Schnitzwerk versehener Stand war im Hause für sie aufgerichtet. Der Vogel war daran mit einem breiten Bande befestigt, um sich nicht am Beine wehe zu thun. Sein Futter war gestoßene Brodfrucht, die in der Hand zu einem Teige geknetet, und in kleinen Stücken gegeben wurde. Der Vogel war abgerichtet, den Schnabel aufzusperren und Futter und Trank aus der Hand seines Herrn zu empfangen. Von Zeit zu Zeit besprengte man ihn auch zur Erfrischung mit Wasser.

Die Eingebornen waren fast überall diesem Spiel leidenschaftlich zugethan. Die Bewohner einzelner Bezirke stellten oft Kämpfe zwischen ihren Hähnen an. Ohne einen besondern Werth auf eine bestimmte Farbe zu legen, hielten sie es für sehr schön, wenn die Kampfhähne starke Schwingen, befiederte Hälse und lange Schweife aufzuweisen hatten. Denselben Sporen oder andere künstliche Waffen anzulegen war nicht im Brauche. Die Kämpfe wurden bei frühem Morgen angestellt, gleich nach Tagesanbruch, wo die Luft noch kühl, und der Hahn noch frisch und nicht von der Sonnenhitze abgemattet war.

Selten ließ man mehr als ein Paar den Kampf zugleich beginnen; sobald einer wich, wurde er für besiegt erklärt und ein neues Paar auf den Kampfplatz gebracht. Diese Unterhaltung wurde oft mehrere Tage hintereinander fortgesetzt, und hatte gleichfalls ihre Schutzgottheit. Ruaifaatoa, der Gott der Hahnengefechte, erscheint unter den ältesten ihrer untern Gottheiten.

(Schluß folgt.)

Napoleon auf einem Balle.

(Aus den noch ungedruckten Memoiren eines Gefangenen.)

Napoleon war mit Marie Louise in Brüssel angekommen. Einige Tage darauf wurde er von den Einwohnern zu einem großen Balle eingeladen. Das Stadthaus von Brüssel, dieses prachtvolle gothische Gebäude, war der Ort, wo das Fest gegeben wurde. Die Treppe, die zu dem herrlichen Saale führt, ist wenigstens sechzehn Fuß breit; allein der Kaiser wollte dem Feste nicht beiwohnen, wenn nicht noch eine Stiege erbaut würde. Da die Einrichtung des Gebäudes kaum eine solche Veränderung zuließ, so waren der Maire und die Stadtbehörden in nicht geringer Verlegenheit. Endlich entschloß man sich zwei Fenster der Vorderseite des Hauses in einen Eingang zu verwandeln. Ein hölzernes Stiegenhaus wurde sofort in acht und vierzig Stunden verfertigt; es war mit Tapeten ausgeschlagen, die Balustraden waren prächtig mit künstlichen Blumen und Musselinbehängen geschmückt und das Ganze ungemein glanzvoll beleuchtet. Dieser hölzerne Palast strahlte als eine blendende Lichtmasse. Der Kaiser und die Kaiserin kamen um acht Uhr mit zahlreichem Gefolge von dem Palaste Lacken an. Gegen fünfhundert Personen wohnten dem Feste bei, und ich hatte das Glück, unter ihrer Anzahl zu seyn. Die Kaiserin trat an die Spitze der Kolonne eines Contretanzes und tanzte so mit wenigstens hundert Personen, deren jeder sie mit größter Anmuth die Hand reichte. Sie stand damals in voller Jugendblüthe, und obgleich ihr Gesicht nicht schön genannt werden konnte, so bezauberte sie doch das Auge durch ihr majestätische Miene und ihre schöne Gestalt. Sie schien am Tanze so viel Freude zu finden, als irgend Jemand, der zugegen war. Der Kaiser schien keinen Theil an der Unterhaltung zu nehmen; ich bemerkte, daß er die ganze Zeit über mit nicht mehr als etwa sechs Personen sich unterhielt und den Damen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Zu einer derselben hörte ich ihn mit eigenen Ohren in seiner gewohnten Kürze sagen: „Sie sind verheirathet?“ — „Ja, Ew. Maj.“ — „Ist Ihr Gemahl beim Heere?“ — „Nein, Sire, er ist ein Kaufmann.“ — Der Kaiser that keine Frage mehr, sondern kehrte sich kurzweg um und ging nach einer andern Seite des Saales. Er nahm auch keine Erfrischungen an.

Kaum war der zweite Contretanz zu Ende, als ungefähr zwanzig Grenadiere der französischen Garde mit aufgepflanztem Bajonette in den Saal stürzten und im Doppelschritt mitten durch die Tänzer bis zum anderen Ende des Saales eilten, wo sich der Kaiser und die Kaiserin zunächst der Thüre befanden, vor welcher man, als sie geöffnet wurde, eine zweite Kompagnie Grenadiere gewahr wurde, die den Ausgang besetzt hielten. Im ersten Augenblicke glaubte die Gesellschaft, eine Militärverschwörung sey ausgebrochen; aber noch ehe man Zeit hatte, darüber nachzudenken, hörte man von allen Seiten das Geschrei: Feuer! Feuer! Unsere Bestürzung war furchtbar; beide Ausgänge des Saales waren mit Soldaten verstopft, die Niemand, was immer auch sein Rang seyn mochte, wenigstens drei Minuten lang durchließen. Erst nachdem der Kaiser und die Kaiserin ihren Wagen erreicht hatten, wurden die beiden Treppen von den Soldaten geräumt, und die Gesellschaft stieg etwas eilfertiger hinab, als sie wenige Stunden zuvor heraufgekommen war. Es war ein Glück, daß von dem diensthabenden Personale so gute Vorkehrungen getroffen worden waren, ohne welche Unglücksfälle unvermeidlich geworden seyn würden. Man hörte nicht von einem Einzigen. Bald war man überzeugt, daß der Feuerlärm nur entstanden sey, weil einige Musselinvorhänge und künstliche Blumen mit den Lampen in zu nahe Berührung gekommen seyen. Die Flamme verbreitete sich nicht weiter; eine große Menge Personen kehrte nach dem Saale zurück, und der Tanz dauerte bis zum Anbruch des Morgens.

Hochzeitgebräuche der Georgier.

(Schluß.)

Nach geendigter Anrede erheben sich Braut und Bräutigam, der Hochzeitvater *) tritt zu ihnen, überreicht ihnen zwei brennende Wachskerzen,

*) In Georgien haben Braut und Bräutigam nur Einen Hochzeitvater (Natliya), dem sie unbegränztes Vertrauen und Achtung beweisen, und der in der Folge der Pathe ihrer Kinder ist.

stellt sich hierauf hinter das Brautpaar und gibt mit einem Säbel das Zeichen zum Aufbruche nach der Kirche.

Auf dieses Zeichen setzt sich die ganze Gesellschaft unter Gesang, Musik und dem Donner von Gewehrsalven *) in Bewegung.

Während Jeder in der Kirche seinen Platz einnimmt, verfertigen der Priester und der Hochzeitvater zwei dünne Schnüre aus weißen Seidenfaden, welche der erstere auf dem Altare niederlegt, und zu gleicher Zeit wird ein prächtiger persischer Teppich auf die Erde gebreitet. Sobald das Brautpaar diesen Teppich betritt, um den Segen zu empfangen, legt der Hochzeitvater seinen Säbel **) vor ihnen nieder, nimmt hierauf ein Kreuz, welches ihm der Priester überreicht, und hält es während der ganzen Ceremonie über das junge Paar. Hat man diesem die Kränze ***) aufgesetzt, so schlingt der Priester eine der beiden Schnüre um den Hals des Bräutigams, vereinigt die beiden auf die Brust herabhängenden Enden mit Wachs, und hängt statt eines Siegels das vom Hochzeitvater gehaltene Kreuz daran; auf dieselbe Weise befestigt er die zweite Schnur um den Hals der Braut.

Gewöhnlich erst nach dem dritten oder vierten Tage erfolgt die Erlaubniß, diese Schnüre zu lösen, und bis dahin muß des junge Paar auch Enthaltsamkeit beobachten. Diese Gewohnheit stammt von den Griechen, bei denen sie, besonders bei gemeinern Leuten, noch im Gebrauch ist, und wie ein Glaubensartikel gehalten wird.

Die Ceremonie des Ablösens jener bedeutungsvollen Schnüre ist der lezte Akt der Hochzeitfeier; ist dieser vorüber, so überreicht der junge Mann seiner Gattin ein seidenes Schnupftuch, das diese in die rechte Hand nimmt, worauf sie ihrem Gatten mit langsamen Schritten nach seiner Behausung folgt, wohin sich auch unter Gesang und Musik alle Gäste begeben. Sobald die jungen Eheleute eintreten, gibt die Mutter des Mannes Jedem ein Stück Zucker als Symbol eines zufriedenen und von allen Bitterkeiten freien Lebens, worauf man sie nach dem prächtig geschmückten und beleuchteten Dorbas †) begleitet, wo sie sich auf einen eigens für sie bereiteten erhabenen Sitz, ohne Baldachin, niederlassen. Hier empfangen sie nun die Glückwünsche der Gäste, von denen jeder ein seinem Vermögen angemessenes Geschenk überreicht, welches zuweilen aus mancherlei modischen Kleinigkeiten besteht. Jede Gabe wird von dem Priester oder dem Hochzeitvater auf einer silbernen Schüssel in Empfang genommen, und dabei von diesem Namen und Stand des Gebers, so wie des Geschenks, laut genannt.

Dieser Gebrauch schreibt sich, zufolge der Tradition, von den alten georgischen Königen her, welche bei ihrer Thronbesteigung die Glückwünsche ihrer Unterthanen auf ähnliche Weise empfingen. Eine ähnliche Gewohnheit findet man auch bei den asiatischen Muselmännern.

Sobald Namen und Geschenke aller Gäste verkündet sind, beginnt der Tanz, an welchem vorzugsweise die Frauen allein Theil nehmen. Die Männer begnügen sich theils am Zuschauen, wobei sie die jungen Mädchen mit Gold- und Silbermünzen beschenken, die von diesen zwischen die Lippen genommen werden; theils spielen sie in den anstoßenden Gemächern Schach oder unterhalten sich auf andere Weise. Spiel und Tanz dauern bis zum Nachtessen, bei welchem der Hochzeitvater die Honneurs macht. Die Männer speisen abgesondert von den Weibern in verschiedenen Sälen, wobei häufig auf die Gesundheit des neuen Paares getrunken wird. Die junge Frau hält sich während des Mahles zu den Frauen oder bleibt bei ihrem Gatten auf dem erhabenen Sitze, wo sie vom Hochzeitvater mit Speisen und Früchten auf Silber bedient werden. Nach einer alten unveränderlichen Sitte darf die junge Frau kein Gericht berühren.

Die Gäste werden drei Tage hindurch im Hause der jungen Eheleute, die man während dieser Zeit König und Königin nennt, bewirthet. Am dritten Tage, nach dem Nachtessen oder wenige Augenblicke vor dessen Ende, löst der Priester feierlich das erwähnte Siegel, bei welcher Gelegenheit der beste Redner unter den Verwandten dem jungen Paar eine Lobrede hält. Hierauf tritt der Hochzeitvater vor, hebt mit seinem Säbel den Schleier der jungen Frau und liest die lange Liste der Hochzeitsgeschenke ab, womit sich der lezte Hochzeitstag schließt.

Diese Gebräuche werden gegenwärtig nur noch von den ältern Georgiern befolgt; mit der Zeit und durch Annahme der weit einfachern europäischen Sitten wird bald jede Spur dieser alten Ceremonien verschwinden.

*) Zur Zeit der Könige ward in Georgien bei Vermählung angesehener Personen auch mit Kanonen gefeuert.

**) Bei jeder Thüre, an welcher das Brautpaar, auf dem Zuge nach der Kirche und wieder zurück, vorübergeht, hält der Hochzeitvater seinen Säbel über dasselbe; dieser Gebrauch sowohl als das Niederlegen des Säbels zu dessen Füßen während des Segens soll andeuten, daß diese Waffe stets zu seinen Diensten sey, und daß der Besitzer derselben sich verpflichte, das Brautpaar sein ganzes Leben hindurch zu schützen wie seine eigenen Kinder.

***) Die Hochzeitkränze sind von Goldpapier und sehr leicht; eine Quantität Goldflittern hängt von denselben an Schnüren bis auf die Schultern herab. Das ganze Hochzeitfest hindurch, welches zwei bis drei Tage dauert, darf das junge Paar diese Kränze nicht ablegen.

†) Der Dorbas ist ein großer sehr hoher Sommersaal, dessen rundes, kegelförmig gewölbtes Dach über das des Hauses emporragt. Die Bauart dieser Säle gleicht ganz den Filzhütten oder Jurten der Kalmucken; ihre bedeutende Höhe eignet sie während des Sommers besonders zu Speisesälen.

Vermischte Nachrichten.

Bei den lezten Hinrichtungen zu Lissabon am 24 September, wo der Legitimität Don Miguels abermals ein und zwanzig Opfer fielen, war jeder von den Verurtheilten, als man sie zum Richtplatz führte, von zwei Mönchen begleitet, um ihnen ein seliges Sterbstündlein zu bereiten und sie von Herzensgrund bereuen zu lassen, daß sie gegen den Gesalbten des Herrn, den guten König Miguel, so schwer sich vergehen konnten. Einer dieser abscheulichen Verbrecher, ein Tambour seines Zeichens, der troz allen tröstlichen und salbungsreichen Reden seines Beichtvaters keine rechte Lust daran finden konnte, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln, ging in seiner ruchlosen Verstocktheit so weit, daß er wiederholt ausrief, man möge ihm, da nun doch einmal gestorben seyn müsse, nicht mit unnöthigen Redensarten seine lezten Augenblicke verbittern; ja als ihm der fromme Vater mit Gott und dem ewigen Feuer drohte, erwiederte der verzweifelte Trommelschläger, wenn es einen Gott gäbe, so würde er nicht so ungerechter Weise sterben müssen. Der eine Mönch gab nun alle Hoffnung auf, den grundverstockten Bösewicht bekehren zu können; der andere aber ließ nicht ab, zu bitten und beschwören, der Trommelschläger möge doch um seines eigenen Seelenheiles willen seinen Verrath gegen Don Miguel bereuen, und sich so Verzeihung seines Verbrechens und die ewige Glückseligkeit in der andern Welt zu erkaufen. Allein er predigte tauben Ohren. So langte der Zug auf dem verhängnißvollen Platze seiner Bestimmung an. Auch jezt noch blieb der Trommler ungerührt, und der Mönch ließ nicht ab, ihm die Hölle so heiß als möglich zu machen. Schon waren die Verurtheilten in eine Reihe gestellt und die Mannschaft bereit das tödtliche Feuer zu geben; schon hatten sich alle Mönche zurückgezogen, nur der des gottlosen Trommlers fuhr fort, an der Bekehrung des armen Sünders zu arbeiten. Da erfaßte diesen auf einmal die äußerste Verzweiflung. „Da Du mir denn so große Glückseligkeit verheißest," rief er, und umfaßte dabei den Mönch mit beiden Armen, „so komm und genieße sie mit mir." Der Mönch fiel vor Schrecken um und riß den Tambour mit sich zu Boden. In demselben Augenblicke krachten die Flinten und streckten ihre Scheiben zu Boden. Nur der Mönch und der Trommler blieben unversehrt. Indeß zog man diesen unter der Kutte hervor und that ihm sein Recht an. Aber auch der Mönch wurde halbtodt von Schreck in sein Kloster getragen und starb am folgenden Tage.

•

Die Times berechnen: „Der Klerus von England und Ireland hat gegen 6,400,000 Seelen unter seiner geistlichen Obhut, und bezieht davon ein jährliches Einkommen von 8,852,000 Pf. St. Die Dissenters in England und Ireland belaufen sich auf 14,600,000 Seelen und zahlen dafür ihren geistlichen Hirten jährlich nur 1,024,600 Pf. St. Der Klerus der ganzen Christenheit, England und Ireland ausgenommen, verwaltet die Seelsorge über ungefähr 188,728,000 Seelen und hat ein Einkommen von nicht mehr als 8,852,000 Pf.; so daß also die gesammte Geistlichkeit von allen Sekten in England und Ireland bei einer Bevölkerung von nur 21,000,000 Menschen mehr bezieht als die Geistlichkeit der ganzen christlichen Welt."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 307. 3 November 1831.

Der russische Gilblas.

Petersburg und Moskau.

Eine Reihe von Abenteuern hat Wischnigin in den kirgisischen Steppen, unter Schauspielerinnen im Gefängnisse, mit falschen Spielern, verrätherischen Freunden, und der Verdorbenheit der höchsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft bestanden, als ihn endlich sein Schicksal nach Petersburg führt, von dem er folgende interessante Schilderung entwirft:

„Ich kam des Nachts in Petersburg an, und stieg in einem Gasthause ab, welches im Mittelpunkte der Stadt und dicht an der ungeheuern Straße lag, welche die Newsky-Perspektive heißt, weil sie sich von der Newa und Admiralität, bis zur Brücke des Palastes Anitschkof, ja bis zum Kloster des heiligen Alexander Newsky erstreckt.

„Den Tag darauf machte ich eine Spazierfahrt in der Stadt, um mich in den Straßen zu orientiren, die ich bloß aus einem Plane der Stadt kannte. Die allgemeine Sauberkeit, die Ordnung, ich weiß nicht, welche anmuthige Einfachheit, selbst im Prächtigen, machten auf mich einen angenehmen Eindruck, und brachten mir eine hohe Idee von der Bildung einer solchen Stadt bei. Ich sah hier nicht die antiken Equipagen, nicht die Hanswurstlivreen Moskaus; ich fand keine kleinen schmuzigen Straßen, keine buntscheckigen Häuser, geziert, oder besser verunstaltet, mit abscheulichen Bildhauerarbeiten; keine kleinen garstigen Boutiquen, verpesteten Kellern ähnlich, und keine halbeingefallenen Hütten neben prächtigen und öden Palästen. Ich hatte bisher noch nicht gewußt, was eine europäische Stadt war, und sah bald ein, warum die Einwohner von Petersburg Moskau das große Dorf nannten. Indessen wird Moskau wegen seiner Lage, seiner Alterthümer, seiner geschichtlichen Denkwürdigkeiten immer den Vorrang vor der neuen Hauptstadt behalten. Wenn Petersburg das Haupt Rußlands ist, bleibt Moskau sein Herz. Moskau ist für die Russen das, was Rom für die Abkömmlinge der Besieger der Welt war, als Konstantin der Große den Siz des Kaiserthums an das prächtige Ufer des Bosporus verpflanzte. Moskau ist die Wiege der ältesten russischen Familien, und der Stüzpunkt der Macht des Reichs. Welche Reize auch Petersburg, dieses Denkmal der Größe Peters des Ersten und seiner Nachfolger, einem Russen darbieten kann, das Herz wird ihm stets beim bloßen Gedanken an Moskau stärker schlagen. Gleich wie dem Mahomedaner der Islamismus zum Geseze macht, wenigstens einmal in seinem Leben Mekka zu besuchen, macht sich's der Russe zur heiligen Pflicht, Moskau mindestens einmal zu sehen. Der Anblick des Kreml's und der heiligen Tempel, wo sich die Wünsche, die Hoffnungen, die Freuden und Besorgnisse unserer Vorfahren vereinigten, erhebt die Seele und nährt die Vaterlandsliebe."

(Schluß folgt.)

Die neue Briseis.

(Fortsezung.)

Die schöne Cerigotin verbarg ihr Vorhaben, Smyrna zu verlassen, sorgfältig vor ihrer Familie, die auch nichts davon erfuhr, bis einige Hausgenossen ausplauderten, Lady S. werde nach Konstantinopel gehen, und Katinko mit sich nehmen. Die Mutter des armen Mädchens rannte auf diese Nachricht in die Wohnung der Lady S. und verlangte unter Worten und Drohungen einer Furie ihr ungehorsames Kind. Die gutherzige Lady würde gern eingewilligt, und Katinko entlassen haben, wenn ihre Mutter das feierliche Versprechen gegeben hätte, ihre Tochter nicht mehr mit der Heirath zu verfolgen; allein die grimmige Alte bestand darauf ihre Tochter zu haben, und vermaß sich hoch und theuer, sie müsse den ihr von der Familie zugedachten Mann heirathen. Dieß bestärkte natürlich Lady S. in ihrem Entschlusse, das in Thränen aufgelößte und verzweiflungsvolle Mädchen nicht zu verlassen; man gebot der Alten das Haus zu verlassen. Sie ging, aber ehe sie die Wohnung verließ, wendete sie sich mit ihrem bleichen, hagern Gesichte gegen die Frau des Hauses und ihre Tochter, erhob ihre krallenartigen Hände und stieß, wie eine wahnsinnige Cassandra anzuschauen, die gräulichsten Flüche über sie aus, so daß die übrigen griechischen Diener des Hauses mit Speichel sich die Brust benezten, damit nichts von den schrecklichen Verwünschungen an ihnen haften bleibe.

Von diesem Augenblicke an durfte Katinko nicht mehr das Haus verlassen, wo sie sich wie in einem Asyle sicher halten konnte; denn die Wohnungen der reichen Franken werden in der ganzen Levante von Türken und Jedermann mit einer gewissen heiligen Achtung betrachtet. Endlich kam der Tag der Abreise; Alles Reisegeräthe war bereits eingeschifft; Lady S. befand sich mit ihren

Kindern bei einem Besuche in der Nachbarschaft; ihr Gemahl und drei französische Herren waren in dem ausgeräumten Hause in einem Gespräche begriffen, und Katinko und die übrige Dienerschaft harrten nur des Winkes, um an Bord des englischen Schiffes zu gehen, das ganz nahe in der Bay vor Anker lag. Plötzlich wurde die Unterredung durch ein langes schrillendes Geschrei unterbrochen, sie sahen Katinko an ihnen mit den Worten vorüberstürzen: „Mein Bruder! Meine Verwandten! Sie besetzen das Haus!" Dann flog sie die Stiege hinab, und schloß die Thüre, worauf sie unter Händeringen und Thränen flehte, sie in Schutz zu nehmen.

Die fränkischen Häuser in Smyrna sind fast alle auf dieselbe Weise gebaut; ein Doppelthor, das bei Tage stets offen bleibt, führt von der Straße in einen Hof, längs welchem sich die Wohnung hinzieht, eine zweite Thüre, die bei Tage gleichfalls offen steht — denn so fremdartig gemischt auch die dortige Bevölkerung ist, so hört man doch selten von Einbrüchen — führt zu einer Stiege, auf der man in einen Corridor gelangt, in welchem die Zimmer neben einander liegen, mit der Thüre auf den Gang heraus wie die Zellen in einem Kloster. Ein Blick durch das Gitterwerk des Corridors zeigte Herrn S. und seinen Freunden den Hof mit Cerigoten gefüllt, die alle wohl bewaffnet waren, und Einlaß oder die Auslieferung der Katinko verlangten. Ohne viel Redens zu machen, gingen die wüthenden Insulaner daran, die Hausthüre einzubrechen, aber da sich diese nach Außen öffnete, und zufällig stärker war, als es in Smyrna gewöhnlich ist, so kamen sie damit nicht so leicht zu Stande. Plötzlich aber tritt ein griechisches Mädchen, die Tochter von Lady S. Amme, die nichts von dem ganzen Vorgange wußte, mit einem Kinde, ihrer Schwester, auf dem Arme in den Hof. Sogleich stürzt sich auf sie einer der Cerigoten wie ein Tiger auf seine Beute, entreißt ihr das Kind, hebt es mit der einen Hand in die Höhe, zuckt mit der andern einen breiten Dolch und schwört, das Kind augenblicklich zu durchbohren, wenn nicht geöffnet werde. Dieß war ein Anblick, den ein Mutterherz nicht zu ertragen vermochte, und die Mutter der beiden Kinder, die Dieß vom Hause aus ansah, stürzte nach der Thüre und öffnete sie.

Gegen dreißig Männer mit wilden Gesichtern drängten sich herein, jeder bewaffnet mit einem Dolch oder Yataghan; die Arme nackt, die Köpfe unbedeckt von dem Kalpak oder Feß, ihr schwarzes Haar wie Mähnen schüttelnd vor Wuth, auf dem Munde Schaum stürzten sie in den Korridor, wo der Engländer und seine Freunde sich befanden. Kein Stuhl, kein Tisch war mehr im Hause, so völlig war es ausgeräumt, nicht einmal ein Stock war zur Hand, um sich zu vertheidigen, so erwarteten sie die eingedrungenen Griechen, eben nicht mit dem erfreulichsten Gefühle.

Im nächsten Augenblicke befanden sie sich unter den Fäusten dieser verzweifelten Gesellen, die ihnen den Dolch auf die Brust setzten, und schworen, sie auf der Stelle niederzustechen, wenn sie nicht Katinko herausgäben. Es war nicht Zeit, sich zu besinnen, oder zu wehren, die Zimmer standen offen, und Herr S. hieß sie gehen und das Mädchen suchen, drohte ihnen aber zugleich auch mit den Folgen, die für sie eine so unerhörte Verletzung des Hausfriedens haben würde. Ohne seine letzten Worte abzuwarten, ließen die Cerigoten die Franken los, und vertheilten sich durch das Haus, um das arme Mädchen zu suchen, das sich versteckt hatte, wobei sie ihre Waffen schwangen und die furchtbarsten Verwünschungen ausstießen.

Während sie so nach ihrem Opfer umher schnaubten, eilten die beiden Freunde des Herrn S. die Stiege hinab, in der Absicht, auf der Straße Hülfe zu suchen; als sie dem Hofthore sich näherten, sahen sie eben so funkelnde und breite Dolche ihnen entgegen blitzen, als erst vor einem Augenblick auf ihre Brust gezückt waren, und ein Haufe Cerigoten, der den Eingang besetzt hielt, wies sie unter einem Strome von Drohungen und Flüchen zurück, woran das romaische Wörterbuch an sich schon reich genug ist, aber noch durch die „Kiopeks" — „Pezavinks" und „Karatas" ihrer guten Freunde der Türken Zuwachs erhielt, die den Griechen — wenn irgendworin — in obscönen Flüchen bei weitem überlegen sind.

Inzwischen hatten die Cerigoten, die das ganze Haus durchstöberten, die verzweifelnde Katinko in einem Winkel gefunden, und ihr Wuth schnaubender Bruder wollte sie im ersten Augenblicke niederstechen, woran ihn aber seine Gefährten hinderten. Als die beiden Franzosen von ihrem unfreundlichen Empfang an der Hofthüre wieder heraufkamen, begegneten sie dem unglücklichen Mädchen, das von den Cerigoten hinweggeschleppt wurde. Der Anblick war herzzerreißend, die rohen Insulaner hatten ihre zarte Gestalt gepackt, als wäre sie gefühlloses Eisen, und höhnten sie mit allen gehässigen Vorwürfen, die ihnen ihre beredte Wuth eingab; das Mädchen selbst wand sich unter ihren ehernen Griffen mit konvulsivischen Anstrengungen, während ihr langes schwarzes Haar über ihr Gesicht und die sehnigen Arme ihrer Landsleute aufgelöst herabfiel; ihre schrillende Stimme ließ die schneidendsten Töne und Klagen hören, und ihre Augen schossen durch ihre Thränen Blicke, die Blitzen hinter Strömen von Regen zu vergleichen waren.

Als sie den beiden Franzosen begegnete, flehte sie mit den rührendsten Worten, sie aus den Händen dieser rohen Männer, ihrer grausamen Verwandten, zu retten, und mit der Kraft der Verzweiflung sich losreißend, stürzte sie sich zwischen beide; umklammerte mit krampfhaften Händen den Arm des Einen und beschwor sie um Gottes Barmherzigkeit willen, bei der Panagia und allen Heiligen im Himmel, sie nicht ihrem verhaßten Liebhaber zuführen zu lassen. Allein so ritterlich auch das Herz der beiden Franken schlagen mochte für das unglückliche Mädchen, ihr zu helfen mußten sie Waffen, mußten sie vor Allem die Kraft der ritterlichen Riesenbändiger und Baumausswurzler der alten Zeit besitzen. Da sie weder Eines noch das Andere hatten, so mußten sie die Entführung geschehen lassen.

Die kühnen Cerigoten schleppten das Mädchen ohne Widerstand hinweg und führten sie zu dem griechischen Erzbischof von Smyrna, dessen geistlichen Beistand sie gegen die widerspenstige Jungfrau anrufen wollten. Die Familie und der von ihr erkorene Bräutigam der Katinko betheuerten, es sey die Absicht von Lady S. gewesen, nicht bloß das verblendete Mädchen ihren natürlichen und rechtgläubigen Beschützern zu entführen, sondern auch sie mit einem Manne von ihrem Glauben zu verbinden. An wenig Orten herrscht ein so tiefeingewurzelter Haß als zwischen den katholischen und griechischen Gemeinden in Smyrna; die falsche Angabe von Lady S. Absichten hatte viele Cerigoten bewaffnet und bewirkte, daß

jetzt auch viele andere Griechen sich den Verwandten der Katinko und ihrem Bräutigam anschlossen.

Wenn wir vorhin die Cerigoten kühn nannten, so mag vielleicht Manchen das Unternehmen, ein Mädchen zu entführen, eine Amme zu schrecken und vier waffenlose Franken zu überwältigen, keine Heldenthat scheinen, die den Namen kühn verdient; allein es ist zu bemerken, daß Alles dieß bei hellem Tage, in der Frankenstraße zu Smyrna vorging, wo sie leicht einen zahlreichen Widerstand finden konnten; daß die Wohnung der Lady S. dicht am Bazar und am türkischen Quartiere lag, wo zwei oder dreihundert Türken, die sich nur allzuglücklich fühlen, ihre Yataghans gegen Griechen ziehen zu können, bis an die Zähne bewaffnet herbeieilen konnten, und endlich daß die Cerigoten zwar wohl mit Dolchen versehen waren, aber keine Pistolen oder Flinten mit sich führten, wie sie den Türken nicht gefehlt haben würden.

(Schluß folgt.)

Religiöse Statistik der Vereinigten Staaten im Jahre 1830.

Da über den Stand der verschiedenen Kulte in den Vereinigten Staaten bis jetzt noch nichts zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist, so dürften die nachstehenden Notizen, die man einem jungen französischen Missionär in Neu-Orleans verdankt, um so willkommener seyn.

Die amerikanische Union bestand anfänglich nur aus englischen Kolonien; erst im Jahre 1805 wurde Luisiana, welches bis dahin Frankreich gehörte, damit vereinigt und Florida, welches abwechselnd die Franzosen, Engländer und Spanier im Besitz hatten, wurde erst im Jahre 1820 der Union einverleibt. Die Bewohner beider Länder waren Katholiken, die der übrigen Vereinigten Staaten Protestanten.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Vereinigten Staaten beträgt mehr als 12 Millionen, die wilden Völkerschaften ungerechnet, deren Zahl sich auf 500,000 Seelen beläuft, von denen der Freistaat Michigan allein 50,000 enthält. Die Bevölkerung der englischen Kolonien, welche das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt hatten, betrug im Jahre 1783 nur 3 Millionen.

Zuvörderst hier einige Bemerkungen über die Zeit der Gründung einiger dieser Kolonien und der damals bestehenden Gesetze, denen dann eine kurze Andeutung über den Katholizismus und die verschiedenen protestantischen Sekten in den Vereinigten Staaten folgen soll.

Virginien wurde von Engländern bevölkert, welche sich im Jahre 1610 unter Leitung des Lord Delaware und unter Befolgung der bürgerlichen und religiösen Gesetze ihres Vaterlandes daselbst niederließen. — Neu-York und Neu-Jersey waren im Jahre 1614 von Holländern bewohnt, welche im Jahre 1664 von den Engländern unterjocht wurden. — Im Jahre 1623 ließen sich die Engländer in Neu-Hampshire und im Jahre 1628 im Massachussets nieder; im Jahre 1627 nahmen sie Delaware den Holländern ab und führten ihre Gesetze und Religion daselbst ein. — Im Jahre 1632 führte Lord Baltimore eine Kolonie nach dem Gebiete von Maryland, welches ihm Karl I überlassen hatte; er bewilligte dort Glaubensfreiheit, allein im Jahre 1654 ließ Cromwel die Katholiken vertreiben. — Connecticut wurde im Jahre 1635 dem Grafen Warwick überlassen; Puritaner ließen sich dort nieder und setzten die Verordnungen gegen die Katholiken in Kraft. — Im nämlichen Jahre ließ William Roger, ein puritanischer Geistlicher, sich auf Rhode-Island nieder. Carolina fiel Karl II zu, der es im Jahre 1662 dem Lord Clarendon überließ, dem er zwei Jahre später auch noch Georgien gab; Engländer waren die ersten Bewohner dieser Kolonien. — Im Jahre 1681 verlieh Karl II dem Wilhelm Penn Pennsylvanien, der sich mit einer Gesellschaft von Quäkern, deren Haupt er war, daselbst niederließ und Glaubensfreiheit gestattete. — Die Staaten im Innern, als: Kentucky, Tennessee und Ohio, wurden erst seit der Unabhängigkeitserklärung, also unter dem Einflusse der Glaubensfreiheit, bevölkert. Die katholische Religion wurde nur in Pennsylvanien und Maryland geduldet. Die Kolonien hatten das Recht ihre Verwaltung unter Aufsicht der Regierung selbst zu besorgen, die Katholiken waren jedoch von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Wir sagen nichts von Florida; denn als es im Jahre 1820 den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, wanderte mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung nach der Insel Cuba aus, und es behielt kaum 4 bis 5000 Einwohner. Da Luisiana Spanien und Frankreich gehört hatte, so waren alle seine Bewohner Katholiken; allein sobald es den Vereinigten Staaten einverleibt war, wurde es von einer Menge Auswanderer aus den übrigen Provinzen der Union überschwemmt.

In den Vereinigten Staaten leben etwas mehr als 500,000 Katholiken; indeß kann keine der dort bestehenden Religionssekten sich einer so großen Anzahl von Proselyten rühmen. Seit zwanzig Jahren sind bereits eilf Diöcesen errichtet worden, und ihre Anzahl steigt, wie nachstehende Uebersicht beweist, fortwährend.

1) Das Bisthum Baltimore wurde im Jahre 1789 durch ein Breve Pius VI errichtet und von Pius VII im Jahre 1808 zum Erzbisthum erhoben; es begreift Maryland und den Distrikt von Columbien, wo die Stadt Washington liegt, und hat 80,000 Katholiken mit 52 Priestern. 2) Das Bisthum Neu-Orleans, unter Pius VII errichtet, umfaßt die Staaten von Luisiana und am Missisipi, und das Bisthum St. Louis, welches davon getrennt wurde; es zählt 100,000 Katholiken mit 80 Priestern. 3) Das Bisthum Neu-York, errichtet im Jahre 1808; es besteht aus Neu-York und der Hälfte von Neu-Jersey, und zählt ungefähr 180,000 Katholiken mit 20 Priestern. 4) Das Bisthum Boston, im Jahre 1808 errichtet, begreift die Staaten von Massachussets, Connecticut, Rhode-Island, Vermont, Neu-Hampshire und Maine; es hat 15,000 Katholiken mit 8 Priestern.

In Massachussets hat die Regierung eine eigene Auflage ausgeschrieben, wovon die Geistlichen aller Kulte nach dem Verhältnisse der Zahl ihrer Anhänger bezahlt werden.

5) Die Diöcese Philadelphia, im Jahre 1808 errichtet, begreift Pennsylvanien, Delaware und die Hälfte von Neu-Jersey; sie zählt 35,000 Katholiken mit 18 Priestern. 6) Das Bisthum Bardstown, errichtet im Jahre 1808, besteht aus den Staaten von Kentucky, Tennessee, Indiana und Illinois; es zählt 30,000 Katholiken mit 21 Priestern. 7) Das Bisthum Charlestown, im Jahre 1820 errichtet und aus den beiden Karolinen und Georgien bestehend, mit 110,000 Katholiken und 10 Priestern. 8) Die Diöcese Cincinnati, im Jahre 1821 errichtet, besteht aus dem Staat Ohio, aus Michigan und dem Nordwesten mit 50,000 Katholiken und 18 Priestern. 9) Die Diöcese Mobile unter Leo XII, im Jahre 1829 errichtet, besteht aus Alabama und Florida; sie zählt 8000 Katholiken mit 10 Priestern. Die beiden noch übrigen Bisthümer sind St. Louis und Michigan, welche von den Bischöfen von Neu-Orleans und Cincinnati mit verwaltet werden. Die Zahl sämmtlicher Katholiken beträgt also: 508,000 und die der Priester 257.

Die Protestanten der Vereinigten Staaten theilen sich nach dem Prinzip der absoluten Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft in eine Menge von Sekten, von denen sich in Folge jener Doctrinen täglich viele Unterabtheilungen bilden. Die bedeutendsten derselben sind: die eigentlichen und die bischöflichen Lutheraner, Quäker, Presbyterianer, Unitarier, Universalisten, Sakramentalisten, Adamiten, Präadamiten, Methodisten, Swedenborgianer, Wiedertäufer, Schakers, Generationisten, mährische Brüder, Irvaner, Jumper, Junker, Calvinisten, Antipresbyterianer, Antiprädestinatisten, Wiedertäufer des Sabbaths und des Sonntags, mährische Ikonoklasten oder Bilderstürmer und mährische Brüder, welche Bilder verehren ꝛc.

In Neu-York gibt es für mehr als 50,000 Katholiken nur vier Kirchen und für 160,000 Protestanten oder Sektirer 90 Tempel; denn eine Zahl von 1000 Personen einer Sekte ist hinreichend, um die Erlaubniß zu einem Kirchenbaue zu erhalten.

Die Amerikaner betrachten die Religion als einen Gegenstand der Mode und der Konvenienz, so daß es eigene Sekten für die höheren Klassen, für die Bürger, für das Volk und selbst für die gemeinste Klasse gibt; die Neger und Mulatten z. B. sind alle Methodisten. Von jedem Wohlhabenden, jedem Manne von Erziehung, oder der ein angesehenes Amt bekleidet, kann man voraussetzen, daß er der bischöflichen Kirche angehört.

oder daß er wenigstens Presbyterianer, Quäker oder Unitarier ist. Es würde ein Armer eben so wenig Equipage und Bedienten halten können, als einer der den höheren Ständen vorbehaltenen Sekten angehören; der hohe Preis, zu welchem die Stühle in den bischöflichen, presbyterianischen und anderen solchen Kirchen vermiethet werden, hält ohnehin die Aermeren aus ihnen fern; die sich überdieß nicht unter Leute von Stand wagen würden. Die Sekte der Methodisten ist die populärste und zahlreichste.

Vermischte Nachrichten.

Elementarschulwesen in Frankreich.

Die Zahl der Elementarschulen von 38,135 Gemeinden in Frankreich beläuft sich, einem im Moniteur enthaltenen Berichte an den König zufolge, auf 30,796, von welchen 19,618 den Katholiken, 904 den Protestanten und 62 den Israeliten angehören; 804 derselben haben den wechselseitigen Unterricht eingeführt. Man zählt in diesen Schulen den Winter über 1,372,206, im Sommer 681,005 Schüler. Die Zahl der Kinder männlichen Geschlechts, von fünf bis zwölf Jahren, beläuft sich hiebei auf 2,401,178; junge Leute von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren zählt man nach den vorhergängigen Schullisten 282,985; von diesen können lesen 13,159; lesen und schreiben 112,563; weder lesen noch schreiben 149,824; von 7659 konnte der Grad ihrer Schulbildung nicht ermittelt werden. — Unter den einzelnen Schulbezirken (Académies) hat der von Paris mit 3407 Gemeinden 3471 Schulen; ihm zunächst kommt die Akademie von Amiens mit 2431 Gemeinden und 2357 Schulen; Caën mit 2089 Gemeinden, aber nur 1014 Schulen; Dijon 1899 Gemeinden mit 1510 Schulen; Nancy mit 1850 Gemeinden und 1842 Schulen; Besançon mit 1788 Gemeinden, 1584 Schulen; Bordeaux mit 1617 Gemeinden und 1136 Schulen, Rouen mit 1585 Gemeinden und 1524 Schulen; Montpellier mit 1573 Gemeinden und 1274 Schulen; Douai mit 1569 Gemeinden und 1985 Schulen; Toulouse dagegen bei 1499 Gemeinden nur 922 Schulen, und Poitiers bei 1491 Gemeinden 1100 Schulen; Pau bei 1488 Gemeinden 1512 Schulen; Rennes 1475 Gemeinden und 832 Schulen; Clermont mit 1518 Gemeinden und 463 Schulen; Cahors 1184 Gemeinden und 845 Schulen; Grenoble 1114 Gemeinden und 615 Schulen; Angers 1060 Gemeinden und 610 Schulen; Straßburg 1032 Gemeinden und 1501 Schulen, darunter 587 protestantische, die meisten von ganz Frankreich und Metz 1093 Gemeinden mit 1296 Schulen; Lyon mit 1009 Gemeinden und 798 Schulen; Orleans 959 Gemeinden und 510 Schulen; Aix 944 Gemeinden und 916 Schulen; Bourges 872 Gemeinden und 255 Schulen; Limoges mit 785 Gemeinden und 266 Schulen. — Außer den Straßburger Schulbezirken bestehen auch noch protestantische Schulen 168 in denen von Nimes, 89 Besançon, 72 Poitiers, 50 Toulouse, 32 Bordeaux, 23 Grenoble, 16 Montpellier, 15 Nancy, Cahors, Pau, Rouen, überall 8, u. s. w.

•

Dem Kongreß von Mexiko wurden über den gegenwärtigen Stand des Bergbaues offizielle Berichte vorgelegt, aus denen wir Folgendes entheben: Unter den seit einigen Jahren gebildeten Bergbaugesellschaften zahlen einige gegenwärtig schon ansehnliche Dividenden; bei andern sind einstweilen die Kosten der Bearbeitung gedeckt, und man sieht bedeutenden Verbesserungen entgegen. Alles zeigt an, daß die Ausbeute von Gold und Silber in Kurzem eben so ergiebig ausfallen wird als in den ergiebigsten frühern Jahren. Zu Guanajuato erhielt man im Jahre 1828 873 Mark 6 Unzen Gold und 176,073 Mark 5 Unzen Silber; im Jahre 1829 hingegen schon 1177 M. 3 U. Gold und 255,574 M. 4 U. Silber. Man hofft den Ertrag im Jahre 1830 noch gesteigert zu sehen. — Auch im Staate Zacatecas stehen die Minen sehr blühend und man bemerkt sowohl in den Privatbergbauen als in denen der europäischen Gesellschaften erfreuliche Fortschritte. — Die vereinigte Bergbaukompagnie hat in der Nähe von Durango Eisenhämmer angelegt, deren erste Produkte in England geprüft und vorzüglicher als das englische Eisen befunden wurden. Aehnliche Versuche hat man in den Eisenminen des Staates Michoacan gemacht.

•

Im Messager des Chambres findet man folgende Berechnung, aus der hervorgeht, daß die Restauration der bourbonischen Familie im Verlaufe von sechzehn Jahren Frankreich mehr als fünf Milliarden gekostet hat! Hierunter werden freilich in die Rechnung aufgenommen 500,000,000 Franken für zwei und zwanzig Linienschiffe, 11,000 Kanonen, eine Menge Arsenale, feste Plätze, Kriegsmunition jeder Art, die im Jahre 1814 den Alliirten durch einen einzigen Federzug des Grafen von Artois ohne Zustimmung des Königs und der Kammern abgetreten wurden, um die Wiedereinsetzung der bourbonischen Familie zu erlangen. Indeß bleiben noch immer ungeheure Summen, die das Haus Bourbon in einer so kurzen Zeit verschlang. Dahin gehören die Schulden Ludwigs XVIII und

der Prinzen, die Frankreich zu bezahlen übernahm, mit	50,000,000 Fr.
Für die ersten neun Monate 1814	19,510,000 —
Für 1815	30,700,000 —
Für 1816	25,000,000 —
Für 1817	29,000,000 —
Für 1818	31,800,000 —
Für die folgenden Jahre bis 1824, und dieses mit einbegriffen, für jedes 34 Millionen gerechnet .	204,000,000 —
Von 1824 bis 1829, jedes Jahr 32 Millionen .	160,000,000 —
Für sieben Monate des Jahres 1830	18,870,000 —
Ertrag der Titelverleihungen von 1814 bis 1828, wo wiederholte Klagen die Civillisten zwangen, diese Einkünfte aufzugeben	4,200,000 —
Verlust, den die Münze erlitt durch den auf königliche Ordonnanz vom August 1815 geschehenen Ankauf der zu Gent während der hundert Tage geprägten falschen Louisd'or	250,000 —
Vergütungen der Emigrirten im Jahre 1814 . .	800,000,000 —
Unterstützungen derselben im Jahre 1816 und 1817	1,800,000 —
Verschleuderung der außerordentlichen Domänen, deren Ertrag sich aus Grundeigenthum und Waldungen auf zehn Millionen belief. Die Bourbons hatten sich ihrer ohne legislative Einwilligung bemächtigt, und als sie im Jahre 1817 gezwungen wurden, diese Domänen wieder herauszugeben, war ihr Ertrag auf 1,100,000 Fr. herabgesunken. Das übrige Kapital war in zwei Jahren aufgezehrt worden, was ein Defizit gibt von	263,383,334 —
Kriegskontribution bis zur Befreiung des französischen Gebietes	700,000,000 —
Okkupationskosten für drei Jahre, für jedes 150 Millionen gerechnet	450,000,000 —
Gezwungenes Anlehn im Jahre 1815	100,000,000 —
Einkünfte von den Krongütern während 16 Jahren	635,980,000 —
Der spanische Krieg	400,000,000 —
Entschädigung der Emigrirten durch das deplorable Ministerium und die deplorable Kammer bewilligt	1,000,000,000 —
Sold für die königlichen Garden, die eigentlich von der Civilliste hätten unterhalten werden sollen .	48,670,000 —
Vermählung des Herzogs von Berry	1,500,000 —
Erbauung eines neuen Opernhauses zur einen Hälfte auf Kosten des Staates, zur andern auf Kosten von Paris, in Folge der Ermordung des Herzogs von Berry	6,000,000 —
Leichenbegängniß Ludwigs XVIII	6,000,000 —
Krönung Karls X	10,000,000 —
Reise des Königs von Neapel	554,128 —
Geld, das unter die Schweizer und königlichen Truppen vertheilt wurde während der Juliustage . .	371,054 —
Abreise Karls X von Cherbourg, wo man dem Exkönige 600,000 Fr. in Gold mitgab	600,000 —
Verschiedene Ausgaben für Posten, Unterhalt, Truppensold auf dem Wege nach Cherbourg . . .	687,209 —
Im Ganzen also	5,467,725,722 Fr.

Diese ungeheure Summe, die nicht einmal hinreichte, alle Bedürfnisse einiger Individuen zu befriedigen, da dieselben bei ihrer Vertreibung aus Frankreich noch Schulden hinterließen, beträgt gerade so viel als die Einkünfte Frankreichs in fünf Jahren zusammengenommen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 308. 4 November 1831.

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

Die Göttlichkeit des Christenthums tritt vielleicht am glorreichsten hervor dem furchtbaren Gräuel und Elend gegenüber, in die das Heidenthum in seiner äußersten Entartung das menschliche Geschlecht zu stürzen vermochte. In keinem Theile der Welt aber hat der Götzendienst das Ebenbild Gottes so verfälscht und herabgewürdigt, als in dem Südseearchipel, dessen paradiesische Inseln geschaffen schienen, von den glücklichsten Völkern der Erde bewohnt zu werden. Die verabscheuungswürdigsten Laster, deren Namen die Sittlichkeit nur zu nennen verbietet, der gröbste Fetischdienst, die tiefste Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes, Menschenfraß und Menschenopfer, hatten die Bevölkerung dieser herrlichen Eilande in einer Jahrhunderte langen Abgeschiedenheit von der übrigen civilisirten Welt in einen Abgrund von Verwilderung gestürzt, die kurz vor Entdeckung des Südseearchipels durch die Europäer die tiefste Stufe erreicht zu haben schien. Keines aber von allen unnatürlichen Lastern, die dort einheimisch geworden waren, ist so unerhörter und furchtbarer Art, als der zu einer Art von Volkssitte gewordene **Kindermord**, der der obenerwähnten **Areoi** oder **Kindermördergesellschaft** sogar eine religiöse Bedeutung gegeben hatte. Es möge daher erlaubt seyn, bevor wir auf diese Gesellschaft selbst übergehen, hier einige Worte über den auf den Südseeinseln allgemein herrschenden unmenschlichen Gebrauch des Kindermordes vorauszusenden.

Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Heidenthums ist die von ihm in allen seinen Formen ausgesprochene Geringschätzung, ja Verachtung des einzelnen Menschen, der das Christenthum die Idee der Nächstenliebe siegreich entgegengestellt hat. Heidenthum und Despotismus sind daher innig verwebt, und selbst die freiesten Staaten des heidnischen Alterthums gründeten sich auf die verabscheuungswürdigste Erniedrigung der Menschenwürde, auf Sklaverei; auch muß wohl der Kampf der Civilisation in unserem Jahrhundert gegen den Despotismus mehr aus dem Grundgedanken des Christenthums abgeleitet werden, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Menschenopfer und Kindermord finden sich als der eigentliche Ausfluß des Heidenthums oder der Verachtung des menschlichen Wesens unter allen heidnischen Völkern der alten und neuen Welt, unter civilisirten wie barbarischen Nationen; nirgends aber wurde er wohl in solcher Ausdehnung und mit so unmenschlicher Barbarei ausgeübt als auf den Südseeinseln. Doch hat es allen Anschein, daß diese gräuelvolle Sitte erst in der äußersten Entartung des Heidenthums und in den letzten fünfzig Jahren vor dessen Sturz durch das Christenthum ihr höchstes Maß der Unmenschlichkeit erfüllt habe; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bevölkerung so zahlreich geblieben seyn würde, als die Europäer sie fanden, wäre der Kindermord schon früher in so zerstörendem Umfange geübt worden, als einige Generationen vor Entdeckung der Inseln des stillen Ozeans.

Schon Cook wurde durch die häufig vorgekommenen Kindermorde auf diese Barbarei aufmerksam gemacht und versuchte bei den Königen und Häuptlingen durch Vorstellungen dagegen zu wirken. Als die ersten Missionäre in Taheiti landeten (1797), empörte gleich Anfangs nichts so sehr ihr Gefühl als diese blutigen Verbrechen. Oft wurden Erwachsene gemordet, Viele im Kriege erschlagen, und während ihres Aufenthaltes in den ersten Jahren zahlreiche Menschenopfer in den Tempeln geschlachtet. Doch Alles dieß raffte nicht so viele Menschenleben hinweg als der Kindermord allein. Kein Funke von einem Gefühl der Unschlüssigkeit oder des Abscheues schien in der Brust der Eltern aufzuglimmen, die mit der größten Kaltblütigkeit vor der Geburt eines Kindes zu Rathe gingen, ob sie es umbringen oder leben lassen wollten.

Oft kamen sie in die Wohnungen der Missionäre, wo sie mit völliger Gemüthsruhe von ihrem grausamen Vorhaben sprachen. Vergebens suchte man sie davon abwendig zu machen, vergebens die elterliche Liebe für das dem Verderben geweihte unschuldige Opfer anzuregen, vergebens bot man sich an, die Sorge für Erziehung und Unterhalt des Kindes zu übernehmen. Die einzige Antwort, die man erhalten konnte, war, es sey nun einmal so Landessitte. Oft kamen die mörderischen Eltern, nachdem sie kaum noch das Blut der Neugebornen von den Händen gewischt, und sprachen mit mehr als viehischer Gleichgültigkeit von der vollbrachten That, oder äußerten sich selbstzufrieden über den Triumph, den ihre Sitten über die Ueberredung ihrer neuen Lehrer gewonnen hatten.

Das Zahlenverhältniß zwischen den umgebrachten und bei Leben erhaltenen Kindern war wirklich schaudererregend. Zwar konnte es nicht genau ermittelt werden, aber nach der Meinung der ersten Missionäre waren es zwei Drittheile der Kinder, die von ihren

unbarmherzigen Eltern ermordet wurden. Die drei erstgebornen Kinder brachte man gewöhnlich um; von Zwillingen ließ man selten beide leben. Die zahlreichsten Familien hatten selten mehr als zwei oder drei Kinder, während die Zahl der ermordeten unglaublich war. Gerade diese Sitte, ihre Kinder zu tödten, machte ihre Fruchtbarkeit größer, als es ohne sie der Fall gewesen seyn würde. Es gab Eltern, die sechs, acht, zehn und oft noch mehr dieser hülflosen Geschöpfe vernichtet hatten. Im Jahre 1829 noch unterredete sich der Missionär Williams in seiner Wohnung auf der Insel Raiatea mit einigen Freunden über diesen Gegenstand. Drei Weiber von Eingebornen saßen dabei im Zimmer; die älteste derselben war nicht über vierzig Jahre alt. Im Laufe des Gespräches bemerkte er: „Vielleicht haben sich auch einige von diesen Weibern des Verbrechens schuldig gemacht." Man befragte sie und zu nicht geringem Entsetzen der Gesellschaft erfuhr man, daß keine einzige derselben unbefleckt vom Blute ihrer Kinder war, und alle drei zusammen nicht weniger als ein und zwanzig Kinder umgebracht hatten. Eine hatte neun, die andere sieben und eine fünf ermordet.

Die verschiedenen Arten, wie man bei diesem furchtbaren Geschäft zu Werke ging, lassen sich nicht wohl alle mittheilen, so gräuelhafter Art sind sie. Auf den Gesellschaftsinseln scheint man die Kinder nicht lebendig begraben zu haben, wie es auf den Sandwichinseln der Fall war. Hier grub man gewöhnlich ein Loch in dem Vorplatz des Hauses, verstopfte dem Kinde mit einem Stücke Tuch den Mund und trat dann mit den Füßen die Erde auf dem unglücklichen Geschöpfe fest. Doch tödtete man die Kinder unmittelbar nach der Geburt; hatten sie nur eine Zeit lang gelebt, so blieben sie fürder verschont. Die Kinder, die dem Tode geweiht wurden, hießen Tamarii huifia und uumihea — Kinder, die man mit einem gespitzten Bambusrohre durchstochen, oder mit dem Daumen auf der Kehle erwürgt hatte, oder Tamarii tahihia, Kinder, die man eingestampft hatte.

Wenn die schreckliche That nicht, wie gesagt, im Augenblicke der Geburt vorgenommen wurde, und der Neugeborne durch Aufschub irgend einer Art nur zehn Minuten am Leben blieb, so war er gerettet; sey es nun, daß die Gesetze des Volkes es so bestimmten, oder daß das Muttergefühl Zeit hatte zu erwachen, und der kleine Fremdling statt des mörderischen Tigergriffes ein Mutterliebkosen und Mutterlächeln fand. Fortan wurde dem Säugling alle Liebe und Sorgfalt zugewendet und er mit Zärtlichkeit gepflegt und erzogen.

Die Ursachen eines so unmenschlichen Verfahrens sind mannichfaltig, alle aber schändlich und verbrecherisch. Die Gesellschaft der Areoi, von der gleich die Rede seyn wird, trug nicht wenig dazu bei, diesen barbarischen Gebrauch zu erhalten. Eine andere Ursache war die leichte Auflösbarkeit der ehelichen Bande. So oft es einem der Eheleute höheren Ranges gefiel, sich zu trennen, nahm der Mann andere Weiber, und das Weib andere Männer. Eheliche Treue war äußerst selten, gewöhnlich wählten sich solche Männer und Weiber ihre Liebhaber aus den niederem Volke. Die Sprößlinge solcher Verbindungen waren ohne Ausnahme der Vernichtung bestimmt; denn entweder mordeten die Eltern selbst die Kinder, oder es thaten dieß die Verwandten von höherem Range, um nicht ihre Familie durch Nachkommen von gemeinerem Blute beflecken zu lassen.

Die Raatiras oder Häuptlinge von untergeordnetem Range ließen sich theils durch das Beispiel der Vornehmern, theils durch eine schmähliche Liebe zur Trägheit bestimmen, ihre Kinder zu ermorden, obgleich der Reichthum des Bodens so unerschöpflich ist, daß nur die geringste Arbeit ausreicht, die Lebensbedürfnisse zu gewinnen. Das Klima ist so warm, daß man Kleidung und Nahrung ohne die mindeste Anstrengung finden konnte, und doch hielt man die Mühe, mehrere Kinder zu erziehen, für eine schwere Bürde. Einen Mann mit drei oder vier Kindern, was ein seltener Fall war, nannte man einen Taata taubuu buu, einen Mann mit einer schweren Last. Zuweilen hörte man auch die Gründe eines Malthus aus dem Munde dieser Barbaren: wenn man alle Kinder, die geboren würden, am Leben ließe, meinten sie, so würden die Inseln bald nicht mehr im Stande seyn, die übermäßige Bevölkerung zu ernähren. Die Weiber überhaupt waren ihr ganzes Leben hindurch zu einer solchen Erniedrigung herabgewürdigt, daß ihr Geschlecht allein oft Grund genug schien, sie bei der Geburt zu vernichten. Wenn man die Eingebornen befragte, warum sie einen so ungerechten Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Geburten vorwalten ließen, so erwiederten sie: die Fischerei, der Dienst in den Tempeln und besonders der Krieg sey es allein, derenthalben man sich eine Nachkommenschaft wünschen könne; zu diesen Zwecken seyen Weiber nutzlos, und deßhalb wurden sie auch größtentheils gleich nach der Geburt ermordet. Das Mißverhältniß in der Zahl beider Geschlechter war daher auch auffallend. Die ersten Missionäre fanden, daß vier oder fünf Männer auf ein Weib kamen. Dasselbe Mißverhältniß zeigte sich auch bei der ersten Annahme des Christenthums in allen Schulen, die seitdem eingeführt wurden. Außer diesen Ursachen wirkten auch noch andere gleich unnatürliche Gewohnheiten mit, die durch die Lehren ihrer Priester und durch das Beispiel ihrer Götter selbst geheiligt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Gilblas.

Petersburg und Moskau.

(Schluß)

„Im Allgemeinen ist der Ton in St. Petersburg bei Weitem zurückhaltender als in Moskau, es giebt kein Haus, in dem man sich nicht den Gebräuchen und der Etiquette des Hofes zu nähern suchte. Die Gegenwart der fremden Gesandten theilt den gesellschaftlichen Kreisen den Charakter diplomatischer Wichtigkeit und ein gewisses zurückhaltendes Wesen mit, welches dem Betragen der Männer große Fesseln anlegt. Man liebt weder die Schwätzer noch die Spaßmacher, noch alle diejenigen, welche durch ihre Talente in der Gesellschaft den Ton angeben, und die in Moskau viel Beifall und Ehre finden würden. In Petersburg soll jeder abgemessen sprechen, planmäßig kommen und gehen, und in jedem Hause nur zur bestimmten Zeit erscheinen, wie in der Komödie. Jede Bekanntschaft ist ein Gegenstand der Berechnung, und man wägt Ei-

genschaften, Geburt des Individuums und dessen anderweitige Bekanntschaften dabei ab. Jeder sieht in den ihm befreundeten Personen Stufen, die er vereinigt, um eine bequeme Treppe zu bilden, und er nimmt wo möglich nichts dazu, was ihm nicht zur Erreichung seiner Wünsche und Hoffnungen dienen kann. Man empfängt die Einen, weil man ihrer bedarf, die Andern, weil sie denen angenehm sind, die man nöthig hat. Das vornehmste Vergnügen ist das Kartenspiel; daraus folgt, daß der, welcher im Stande ist, doch zu spielen, zur vornehmen Gesellschaft gezogen wird, um hohen Personen die Partie voll zu machen. Petersburg gilt für eine Stadt, welche die Musik leidenschaftlich liebt; in der That singt man dort viel und spielt eine Menge Instrumente; hieraus aber darf man nicht schließen, daß diese Stadt eine große Zahl wahrer Dilettanten enthalte. Man spielt Karte, um weniger zu sprechen, und aus demselben Grunde wirft man sich zum Liebhaber der Musik auf. Beim Mittagsmahle wird fast nur über Wetter und Regen geplaudert; man liebt die Unterhaltung nicht, weil jede Person immer etwas hofft und zu erlangen sucht, und daher fürchtet sich in Gegenwart der Uebrigen zu weit darüber auszulassen. Das natürliche Betragen, das Ungezwungene, die altrussische Gastfreundschaft die sich noch in Moskau findet, gelten hier für ungeschliffenes Wesen der alten Zeit.

„Man ladet hier nicht wie in Moskau, gleich anfangs auf jeden Tag zum Mittagsessen und zur Abendgesellschaft ein, sondern eine Einladung ist eine Art von Gunstbezeugung, denn in dieser Hauptstadt, wo alle Menschen mit wichtigen, oder unwichtigen Dingen beschäftigt sind, kann man seine Bekannten nur an gewissen Tagen, zur bestimmten Stunde und Minute sehen. In Moskau hat sich in den Salons eine seltsame, halb französische, halb russische Mundart gebildet; in Petersburg hört man kaum ein russisches Wort, und man muß so rein französisch sprechen wie in Paris selbst. Gegen die Regeln der französischen Sprache fehlen, wird als ein Zeichen von Unwissenheit betrachtet. In Moskau unterhält man sich manchmal über die russische Literatur, über Zeitungen und russische Schriftsteller, was in Petersburg für schlechten Ton gelten würde. Hier zeigt sich die gute Erziehung in Gesprächen über französische Literatur nach la Harpe und dem Journal des Débats und im Lesen englischer Romane im Originale. In keine vornehme Gesellschaft nimmt man einen achtungswerthen Schriftsteller, einen schon berühmten russischen Künstler auf, wofern er nicht der besondern Gunst einer ausgezeichneten Person genießt. Von dieser Regel gibt es nur eine einzige Ausnahme, die von der Achtung herrührt, welche man vor den in Moskau geknüpften Verbindungen hat; der Herr oder die Dame vom Hause stellen einen unbedeutenden noch unbekannten Menschen ihrer Gesellschaft mit der Entschuldigung vor, er sey ihnen von Moskau her bekannt. Die Jugend von Petersburg gewöhnt sich von Kindesbeinen an ein frostiges Wesen, welches öfters langweilig und manchmal unerträglich wird. Die jungen Leute berücksichtigen bei ihren Verbindungen weder Neigung, noch Charakter, sondern die Verwandtschaft und den Standpunkt, welchen die Väter in der Welt einnehmen. Jeder, der nichts für sie thun kann, der nicht im Stande ist, sie durch sein persönliches Ansehn, oder durch seine Verbindungen vorwärts zu bringen, ist in ihren Augen eine Null für die Gesellschaft; man spricht mit ihm, aber in einem kalten Tone, und man gibt sich keine Mühe, ihn für sich zu gewinnen. Die Frauen sind in Petersburg liebenswürdig, wie überall, wenn sie gut und anmuthig sind; allein sie stehen hier wie die Männer unter dem Einflusse eines allgemeinen Geistes der Kabale und Berechnung. Sie sind höflich und kalt, bescheiden und gefallsüchtig, wenigstens dem Scheine nach. Gut und mitleidig zu scheinen ist eine beständigere Mode als die der Hüte. Die Damen in Moskau zanken sich, zürnen; aber sie sind zu helfen bereit, und das mit Herz und Seele; hier seufzt man, spricht über Moral und Gefühl mit vieler Beredsamkeit, und nimmt zu der Lotterie seine Zuflucht, um sich in die Gunst der Armen zu setzen, wenn die Wohlthätigkeit nicht etwa gar nur ein bloßer Vorwand ist. Ein Ball in Petersburg scheint von einem Konseil geleitet zu werden, das aus einem französischen Balletmeister, einem chinesischen Ceremonienmeister, einem deutschen Ritter von der traurigen Gestalt, und einem italienischen Dekorateur zusammengesetzt seyn muß. Alles ist an seinem bestimmten Orte; von Allem ist genug, sogar von einer Sache zu viel da, nämlich von der Langweile. In Moskau im Gegentheil, tanzt man manchmal gegen den Takt, manchmal sind die Instrumente nicht gestimmt, manchmal Talglichter unter den Wachslichtern zu bemerken; die Dielen knarren unter den Füßen der Tänzer; manchmal fließt bei einem reichen Souper der Champagner unnützerweise in Strömen, und es ist auf einem Balle zuweilen mehr Lärm, als auf dem Rothen=Platze; aber man vergnügt sich doch dabei, nicht aus Konvenienz, sondern in Wahrheit; man hält sich einzig darum in der Stadt auf, um zu tanzen und sich lustig zu machen.“

Der Herzog von Aremberg.

(Aus den noch ungedruckten Memoiren eines Gefangenen.)

Als ich im Jahre 1816 in Brüssel war, wurde ich zu einem Mittagsmahle bei dem verstorbenen Herzog von Aremberg eingeladen. Der Herzog, vor der Revolution souveräner Fürst, war von Napoleon gezwungen worden, zu Gunsten seines ältesten Sohnes abzudanken, damit dieser mit Mademoiselle Tascher, der Nichte Josephinens, vermählt werden konnte. Als diese Vermählung statt fand, befand ich mich gerade in Belgien und konnte das seltsame Gefühl bemerken, das unter der Bevölkerung darüber laut wurde. Der alte Herzog wurde zum Senator und Grafen ernannt, und sein Sohn in das Herzogthum eingesetzt. Es kam mir ein Brief zu Gesichte, der an den ersteren boshafter Weise überschrieben war: „A Monsieur le Comte et Sénateur, ci-devant Duc d'Aremberg.“ Doch zur Zeit, von der ich rede, hatte Napoleons Herrschaft schon ein Ende und Vater und Sohn waren wieder Herzoge.

Bekanntlich war dieser ehrwürdige und geachtete Greis völlig blind und zwar länger als vierzig Jahre her. Lord Georg Gordon hatte das Unglück, die Schuld davon zu tragen. Von dem Herzoge eingeladen, auf dem Schlosse Enghien eine Zeit lang zu verweilen, schoß er bei einer Jagdpartie, in der Meinung ein Wild bemerkt zu haben, dem Herzog ins Gesicht und in die Augen. Völlige Erblindung war die Folge davon. Vielleicht liest man folgende Anekdoten von dem liebenswürdigen Manne nicht ohne Interesse. Obgleich in einem Zustande gänzlicher Blindheit, was aller Welt sehr gut bekannt war, schien der alte Herzog doch ein Vergnügen daran zu haben, Fremde glauben zu machen, daß er nicht blind sey. Einmal besuchte er Herrn Vandervelde, einen reichen Bankier, mit dem er nicht bekannt war; da aber der Herzog hörte, daß er sich ein Wohnhaus von ungewöhnlicher Pracht hatte bauen lassen, so ließ er ihn um die Erlaubniß bitten, es ansehen zu dürfen. Ich war zugegen, als er durch die Gemächer wanderte, deren innere Einrichtung, Tapeten, Teppiche und Fenstervorhänge er lobte und bewunderte; sogar Gemälde kritisirte er, unter

andern eines von David, dessen Charakter er verabscheute. Ein anderes Mal machte ich bei ihm meine Aufwartung, als eben ein Bedienter wie aus Versehen eine Wachskerze auslöschte und den Befehl erhielt, sie wieder anzuzünden. Einige Augenblicke darnach rief der Herzog in ärgerlichem Tone: „John, warum wird das Wachslicht auf dem Kamin nicht angezündet?“ Das Mittagmahl, dem ich beiwohnte, war prachtvoll, was jedoch alle Tage der Fall war. Da der Herzog wußte, wie viele Speisen auf die Tafel kamen, und genau davon unterrichtet war, wo sie aufgestellt waren, so pflege er zuweilen einem seiner Gäste zuzurufen: „bedienen sie sich doch von dieser oder jener Speise,“ wie sie gerade vor ihm stand. Nach dem Mahle wurden die Spieltische gebracht, und ich hatte die Ehre einer von den Vieren zu seyn, die des Herzogs Partie machten. Obgleich blind, war er dennoch ein vortrefflicher Whistspieler; aber höchst reizbar, wenn ein Fehler gemacht wurde, den seine Gegner nicht begingen. Bei dieser Gelegenheit verlor ich nicht allein mein Geld, sondern gab auch dem Herzog Gelegenheit genug, über meine Böcke zu lachen. Es wurde ihm auf folgende Art möglich, zu spielen. Wenn die Karten ausgegeben waren, so ordnete sie der Sekretär des Herzogs, der ihm zur Seite saß, nach einem verabredeten Plane, worauf ein Mahagonitäfelchen mit zwei und fünfzig Stiften besteckt, welche die 52 Karten vorstellten, unter dem Spieltische angeschraubt wurde; dreizehn Stifte, welche die erhaltenen Karten andeuteten, wurden nun von dem Sekretär weggenommen, so daß der Herzog, indem er mit den Fingern die leeren Löcher der Stifte betastete, in wenig Augenblicken wußte, was für Karten er erhalten hatte. Abbé Maldeghem sein Spielfreund erhielt wegen schlechten Spieles zwei oder drei derbe Lektionen, und vielleicht that ich ihm unrecht, wenn ich glaubte, daß er absichtlich einigemal leichte Fehler beging, um dem Herzog Gelegenheit zu geben, seine größere Geschicklichkeit und Kenntniß des Spieles an den Tag zu legen. — Als ich dem Herzog von Aremberg zum ersten Male vorgestellt wurde, war er noch ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit; er hatte etwas sehr Anziehendes und Majestätisches und einige Züge, die stark an die königliche Familie von Frankreich erinnerten. Er war auch stets bei Damen sehr beliebt, denen er seinerseits die zartesten Aufmerksamkeiten erwies. Oft beneidete ich ihn um das Vergnügen, das er genießen mußte, wenn ihm eine schöne Frau vorgestellt wurde. Gewöhnlich bat er dann um die Erlaubniß, mit seiner Hand ihr Gesicht berühren zu dürfen, um sich zu überzeugen, ob die Bewunderer ihrer Schönheit ihm die Wahrheit berichtet hätten. Manch schönes Gesicht sah ich mie Schamröthe übergossen so die Fingerprobe bestehen. Keine würde es gewagt haben, dem Herzog seine Bitte abzuschlagen. Wenn ihm eine Dame besonders wohlgefiel, so bat er sie um die Erlaubniß, ihr ein Andenken verehren zu dürfen: dieß bestand gewöhnlich in einem werthvollen Buche, einer Uhr, einem Ringe, manchmal auch aus seinem in Brillanten gefaßten Portrait. Miß P., die dem Herzoge auf dem Schlosse Enghien vorgestellt wurde, hatte das Glück dem Herzog ungemein zu gefallen. Als sie das Schloß verließ, bat er sie, ein Andenken von ihm anzunehmen, und drückte ihr ein Fünffrankenstück mit den Worten in die Hand: „Nehmen Sie dieß, meine liebenswürdige Miß, zum Andenken an einen Freund.“ Das anmuthige Mädchen erröthete, als sie ein so ungewöhnliches Geschenk, wie ein Geldstück empfing; allein die Etikette würde nicht erlaubt haben, es zurückzuweisen.

„Ach, rief der Herzog, ihre süßen aufgeworfenen Lippen verrathen mir, daß Sie verdrießlich sind; aber ich schmeichle mir, daß manche holde Dame hier Sie um Ihr kleines Geschenk beneiden wird.“ Hiebei sang er folgende Zeilen aus einer Lieblingsarie Gretry's:

Ne juges pas sur l'apparence,
Tout est ici illusion;
Les bonnes ou mauvaises actions
Ont partout leur récompense.“

Als Miß P. ihr Fünffrankenstück genauer besichtigte, bemerkte sie, daß am Rand ein kleiner Diamant befestigt war, sie berührte ihn und siehe da, die Münze theilte sich in zwei Hälften und enthielt innen ein sehr schönes Porträt des Herzogs, als er ein und zwanzig Jahre alt war, von Isabey gemalt.

Die Familie des Herzogs sching seinem Vaterherzen manche tiefe Wunde. Sein ältester Sohn, von Napoleon gezwungen, eine Gemahlin zu nehmen, die er haßte, übernahm den Befehl eines Regiments, das in Spanien von dem Marquis von Anglesea gefangen genommen wurde. Sein anderer Sohn, Prinz Paul, war blödsinnig; der jüngste, Philipp, kam durch einen Sturz vom Pferde um, und seine Tochter, die Fürstin von Schwarzenberg, büßte ihr Leben in den Flammen ein.

Neue Erziehungsanstalt zu Brüssel.

Seit zwei Jahren besteht zu Brüssel eine Erziehungsanstalt, die wegen ihres vorzüglichen Unterrichts und der ausgezeichneten Resultate, die sie ungeachtet der einem solchen Unternehmen höchst ungünstigen, politischen Ereignisse lieferte, eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Um allen Unordnungen vorzubeugen, welche aus einer Vereinigung von jungen Leuten verschiedenen Alters zu entstehen pflegen, sind diese, nach ihrem Alter und ihren Kenntnissen, in vier verschiedenen, jedoch mit dem Hauptgebäude zusammenhängenden Lokalen vertheilt. Hier erhalten sie den angemessenen Unterricht, und erlernen nach und nach durch den Gebrauch die nöthigsten der lebenden Sprachen. Der junge Mensch, der seine Studien im Innern der Anstalt vollendet, kommt zuerst in das holländische und deutsche Haus; die belgischen Zöglinge treten in die erste Abtheilung, wo ihnen nur Holländisch zu sprechen erlaubt ist; der Hofmeister und die Dienstleute sind von dieser Nation. In die zweite Abtheilung kommen die fremden Zöglinge, welche das Holländische nicht lernen wollen, und hier wird nur Deutsch gesprochen; der Hofmeister und die Dienstleute sind Deutsche. Der Unterricht in Sprachen, im Rechnen, Schreiben, Zeichnen und der Vokalmusik wird nach der Pestalozzischen Methode ertheilt; die übrige Zeit wird durch gymnastische Uebungen, Tanzen, Wettlaufen und Spazierengehen ausgefüllt; die gewöhnlichen Erholungen der übrigen Anstalten sind hier verbannt. Nach Verlauf von höchstens einem und einem halben Jahre tritt der Zögling in das französische Haus über, wo er einen ungefähr gleichen Zeitraum damit zubringt, den bereits erhaltenen Unterricht fortzusetzen und zu erweitern, und die Anfangsgründe der alten Sprachen, der Geometrie und Himmelskunde zu erlernen. Der Zögling bleibt hierauf noch drei Jahre im „englischen Haus,“ wo während des ersten Jahres Englisch gelehrt und gesprochen wird; während der beiden übrigen Jahre spricht der Zögling abwechselnd jede Woche eine der Sprachen, welche er bereits gelernt hat, und seine Hauptstudien sind dann die lateinische und griechische Sprache, Geographie und Geschichte. Unter den Leibesübungen erhält er hier, statt dem Tanzen, Unterricht im Fechten; die Spaziergänge, die gymnastischen Uebungen und Wettläufe werden fortgesetzt. Im Hause „der schönen Wissenschaften“ beschließt endlich der Zögling die acht Jahre, welche er in der Anstalt zubringt; hier fährt er fort, seine Sprachstudien zu erweitern, zu denen noch die Anfangsgründe der italienischen und spanischen Sprache, der Logik, der höhern Mathematik, der Physik, der Chemie und der Naturgeschichte kommen. Der Leibesübungen, unter denen hier die Reitkunst gelehrt wird, sind in dieser Abtheilung weniger. Dieser umfassende Plan, den wir hier nur summarisch andeuten können, fordert den Verein einer großen Anzahl von unterrichteten Männern; auch hat Herr Gaggia, der ihn entwarf und in allen seinen Abstufungen mit lobenswürdiger Uneigennützigkeit auszuführen sucht, nichts gescheut, um sich mit Männern von allgemein anerkanntem Verdienste zu verbinden. So wird der Kursus der französischen Literatur und der Logik von Herrn Raoul vorgetragen, der sich durch seine Uebersetzungen des Horaz, Persius und Juvenal einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, und der vor der Zerrüttung des Unterrichts, in den Niederlanden, an der Universität Gent die nämlichen Gegenstände vortrug. Unterricht in der Physik, Chemie und Mathematik ertheilt Herr Plateau, dem man interessante Untersuchungen über den Farbenwechsel und die Dauer der Empfindung des Sehens verdankt.

Von drei und zwanzig Professoren, unter die sich der Unterricht in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten der geselligen Unterhaltung vertheilt, wohnen zwölf in dem Gebäude der Anstalt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 309. 5 November 1831.

Die neue Briseis.

(Schluß.)

Sobald sich die unwillkommenen Gäste entfernt hatten, eilten Herr S. und seine Freunde zu dem brittischen Konsul, um sich über die erfahrene Verletzung des Hausfriedens zu beschweren. Bevor jedoch dieser etwas unternahm, was die Griechen in unangenehme Berührung mit den Türken bringen mußte, sendete er einen Unterdragoman des Konsulats an den Erzbischof, um die Zurückgabe des Mädchens zu verlangen. Allein dieser Abgesandte, der sich in seinem Auftrage und in seiner Würde als brittischer Botschafter nicht wenig wußte, (obgleich ihn die Engländer wegen einer gewissen schwärzlichen Gesichtsfarbe „schwarzer Hans" — Black John zu nennen pflegten) kam bald darauf nicht blaß, sondern gelb vor Wuth zurück, und berichtete, der griechische Erzbischof habe sich nicht allein geweigert, Katinko wieder herauszugeben, sondern sich sogar so weit vergessen, seine geweihte rechte Hand zu einer Faust geballt, ihm — dem sogenannten Schwarzhans — Impiegato di sua Maestà Britannica — ins Gesicht zu schleudern. Nun legte der Konsul sein Staatskleid an, umgab sich mit seinen Dragomans, und alle zusammen machten sich auf den Weg, Klage zu erheben vor Tahir-Bey, dem Mutsellim oder Gouverneur von Smyrna.

Der Türke empfing sie mit würdiger Höflichkeit, Pfeifen und Kaffee, als ihm aber durch den Dragoman der böse Handel auseinander gesetzt wurde, entgegnete er mit einem Lächeln, das aus Spott und Vorwurf zusammengesetzt schien: „Maschallah, was habe ich mit dieser Geschichte zu thun? Sind nicht die Cerigoten eure Unterthanen und brittische Unterthanen von meiner Gerichtsbarkeit befreit? Wahrhaftig, es ist bedauerlich, daß ihr sie nicht besser in Zucht halten könnt!"

Nun beruhten die Worte Tahir-Bey's allerdings auf gutem Fug und Grund, denn die Malteser und die zahlreich in der Türkei und namentlich in Smyrna sich aufhaltenden Griechen der jonischen Inseln, zu denen Cerigo gehört, genießen alle Rechte brittischer Unterthanen und sind als solche dem furchtbaren Drucke und dem summarischen Verfahren der türkischen Gesetze entzogen und stehen unmittelbar unter dem brittischen Konsul. Dieser konnte nun im vorliegenden Falle freilich nichts anderes thun, als gestehen, daß er unter den obwaltenden Umständen, da kein englisches Schiff im Hafen liege, nicht im Stande sey, die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Auf dieses hin gebot denn endlich der Mutsellim seinem kleinen Hadschi-Bey sich aufzumachen, um die Sache in Ordnung zu bringen, vor allen Dingen aber das Mädchen herbeizuschaffen, die wie eine neue Helena ein neues Troja in Feuer und Flammen zu setzen drohte.

Hadschi-Bey — oder Hatchet Bey (Hackenbey), wie ihn die Engländer wegen seiner hermaphroditischen Waffe von Hammer und Axt, die er stets in der Hand führt, mit einem Wortspiele zu nennen pflegten — war Polizeichef von Smyrna; er ist ein verständiger würdiger Mann, obgleich seine Breite seine Höhe eher übersteigen, als hinter ihr zurückbleiben mag; er ist in seiner Art ein Ausbund von Stutzer; stets erblickt man ihn zu Pferde, und sein Pferd ist von den Ohren bis zum Schweife, und von der Kruppe bis zum Kniebug herab, stets aufgeputzt wie ein Schlittenroß, und wenn er (Hadschi) in seinem Berufe dahinzieht, so summt aus seinem Munde stets eine türkische Weise, sey es nun, Jemand die Fußsohlen mit der Bastonade aufschlitzen und mit Salz einreiben zu lassen, oder daß er einigen Schurken die Köpfe abhauen läßt. Man hält ihn für einen großen Witzbold, und allerlei artige Schnurren und Schwänke weiß man von ihm zu erzählen, wenn ein Paar Fußsohlen in der Luft mit der Peitsche gekitzelt, oder ein Hals mit einer Bogensehne gerieffelt, oder ein Kopf seinem Eigenthümer unter den Arm gegeben wurde als Klapphut. Gegen fränkische und griechische Damen legt er die höchste Courtoisie an den Tag, obgleich er sich nicht genug über ihre Männer wundern kann, die ihre Weiber so mit unbedecktem Gesicht herumlaufen, und mit andern Männern tanzen lassen können, gerade als ob bei diesem Händefassen und Händedrücken — oder „bei diesem Tätschelwerk" — wie sich Hadschi auszudrücken pflegte, nichts herauskomme. Für das Geld hat er eine so innige Zuneigung wie alle Türken, und man hat noch nie gehört, daß er es einem übel genommen, der ihn mit einem vollen Beutel in die Rippen gestoßen, obgleich ein Mann, der auf diese Weise zu seinem guten Rechte zu kommen gedachte, nicht immer sicher darauf bauen konnte, es zu erlangen, wenn die Piaster einmal in Hadschi's Beutel klangen. Die wahren Eigenschaften aber, die ihm in der Verwaltung der Osmanlis eine so hohe Stellung verschafft haben, sind seine feste und prompte Entschlossenheit, seine kühne und unermüdliche Thätigkeit. Kein Geschäft kommt ihm quer über den Weg, jedes findet ihn zu jeder Stunde bereit, und deßhalb machte er sich denn auch auf

des Mutsellims Befehl unverzüglich auf den Weg; zweihundert Türken, Taktiker, Albanesen und andere nacktbeinige Irreguläre folgten ihm auf der Ferse, entschlossen sich des strittig gewordenen Mädchens um jeden Preis zu bemächtigen.

Die griechische Hauptkirche und des Erzbischofs Wohngebäude liegen beide in der Frankenstraße von Smyrna, und sind samt einem weiten gepflasterten Hofraum, der zum Theil als Kirchhof dient, von hohen Mauern umschlossen. Als Hadschi und sein Gefolge an dem Thor ankamen, fand er es verrammelt, und sah durch eine Spalte, daß der Hof mit einem Haufen von Griechen erfüllt war, die höchst toll und bereit schienen Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

„Wir müssen den Pezavinks," murmelte Hadschi, „gute Worte geben, oder sie lassen uns eine harte Speise kosten, die manchem von uns unverdaut im Magen liegen bleibt, bevor wir dieses Kätzchen von einem Mädchen heraus kriegen." Von dieser Ansicht ausgehend, näherte er sich mit freundlichem Gesichte dem Thore, um mit den Griechen zu unterhandeln. Es ist zu bedauern, daß ich hier nicht eine Probe von des Bey's Beredsamkeit geben kann; nur so viel diene zu wissen, daß er bewies, die Franken hätten entschieden Unrecht — sie wären eine verfluchte Race unruhiger Köpfe von Caracas, die Smyrna stets wegen einer oder der andern Grille in kochendes Wasser stürzten — die Griechen hätten ganz Recht, zu nehmen was ihnen gehöre; aber es sey der Ordnung und des Friedens wegen besser, wenn die Palikaren die Ursache von all dem Teufelslärm in seine, ihres Freundes Hadschi, Hände übergeben, er werde sie dann zu dem Mutsellim führen, der bloß allen Recht gethan wissen wolle, und somit Ende gut Alles gut.

Die Griechen, die freilich nicht den guten Worten Hadschi's hätten trauen sollen, da sie schon manches Pröbchen davon erfahren hatten, gingen an den Köder, und die schöne Katinko wurde in allem Frieden dem würdigen Polizeirichter ausgeliefert, der den Kopf seines Rosses wieder nach dem Konak des Gouverneurs wendete, während ihm das Mädchen mit aufgelösten Haaren folgte und ihre Verwandten und Landsleute neben den trotzigen Türken hergingen. Als sich der Zug dem Konak näherte, sendete Hadschi das weinende Subjekt all des Haders und Zankes voraus, und nicht sobald war er innerhalb der starken Pallisaden, die den Palast des Gouverneurs umgeben, als er den Griechen die Zähne wies, diejenigen, die mit ihm hineingedrungen waren, hinausjagte, und das schwere Thor verriegeln ließ. Dann grinsete er sie mit höhnischem Lächeln durch die Gitter an, that auf ihre Mütter und Großmütter einen kernhaften Fluch, stieg von seinem Pferde, und ging mit Katinko in das Haus.

Die Bestürzung des armen Kindes mitten unter diesen wildblickenden, bewaffneten Türken war unbeschreiblich; sie wußte nicht, was mit ihr geschehen sollte; aber ungemessen war auch ihre Freude, als sie die Freunde ihrer gütigen Gebieterin vor dem Richterstuhle des Mutsellims traf, der den Ausspruch that, daß sie ihrem Herrn zurückgegeben werden solle, der bereits nach Konstantinopel abgesegelt war, sobald er gesehen hatte, daß die Sache in gutem Gange war. Der Konsul zeigte sich bereitwillig, der schönen Cerigotin unter seinem eigenen Dache Schutz zu verleihen, bis ein anderes Schiff nach der Hauptstadt unter Segel gehe, und es wurde beschlossen, daß die Zurückgabe mit aller Feierlichkeit vor sich gehen solle, theils um die beleidigten Franken zu versöhnen, theils die geärgerten Griechen noch mehr zu ärgern.

Bei Annäherung des lieblichen Abends an demselben Tage, zur Zeit, wo die ganze Bevölkerung Smyrna's auf den Spaziergängen wogt, oder die Gazebos der christlichen Wohnungen mit schwarzäugigen Mädchen angefüllt sind, die mit den Vorübergehenden kokettiren oder von den lärmenden Austritten des Morgens plaudern — ritt Hadschi in seinem karmoisinrothen Sammtkleide, seinem prächtigsten Turban auf dem Kopf und im schönsten und überladensten Sattel, die kleine schöne Griechin Katinko hinter sich auf der Kruppe und eine Schaar Taktiker, Albanesen und Straßengesindel im Gefolge, aus dem türkischen ins fränkische Quartier, langsam und feierlichen Schrittes die enge Straße hinab, bis er vor der Thüre des brittischen Konsuls anlangte, wo er seine etwas erröthende Last absetzte.

Einige Tage darauf nahm ein englischer Kaufmann die schöne Katinko an Bord seines Schiffes und führte sie nach Konstantinopel zu ihrer theuren Gebieterin, wo aller ihrer Noth ein Ende war. Nicht so gut wurde es den Griechen in Smyrna; der Bruder der Cerigotin erhielt die Bastonade, eine Menge Griechen wurden ins Gefängniß geworfen und der Erzbischof und seine Kirche wegen Unterstützung eines so gefährlichen Auflaufes zu fünfzigtausend türkischen Piastern verurtheilt. Der Handel in Smyrna ging um diese Zeit schlecht, die Einkünfte von den Douanen waren dem Mutsellim viel zu gering, und ärgerlich darüber kam ihm eine Gelegenheit den Griechen eine tüchtige Avaniah aufzulegen, nicht unerwünscht.

Musik, Dichtkunst und Feste auf den Südseeinseln.

(Schluß.)

Gleich den Einwohnern der meisten Inseln des stillen Ozeans sind die Taheiter große Freunde des Badens und verlieren alle Furcht davor, noch ehe sie alt genug sind die Gefahr zu bemessen, der sie sich auszusetzen scheinen. Sie gehören zu den besten Tauchern in der Welt und bringen einen großen Theil ihrer Zeit im Wasser zu, nicht allein während des Fischfanges und anderer Beschäftigungen, sondern auch bloß zum Vergnügen. Eines ihrer beliebtesten Wasserspiele ist das Horue oder Faahee, das Schwimmen in der Brandung, wenn die Wogen besonders hoch gehen und die Wasser zu Schaum gepeitscht über die Riffe wegstürzen. Menschen von allen Ständen und Altern und von beiden Geschlechtern sieht man dann mit wahrer Leidenschaft diesem Zeitvertreibe folgen. Gewöhnlich wählen sie dazu die Oeffnungen in den Riffen oder den Eingang einer Bucht, wo die langen schwarzen Wogen des Ozeans in ununterbrochenen majestätischen Massen gegen die Klippen oder das Ufer heranrollen. Sie bedienen sich eines kleinen Bretes, mittelst dem sie auf beträchtliche Entfernungen, oft meilenweit, in die offene See hinausschwimmen und dort das Anschwellen der Wogen abwarten; wenn diese sie erreichen, so legen sie sich mit der Brust auf das kleine flache Bret, und lassen sich auf den Spitzen der Wellen unter Schaum und Flugwasser nach dem Gestade zurücktragen. Kommen sie diesem nahe, so gleiten sie von dem Brete

herab, daß sie mit den Händen festhalten, und rutschen entweder hinter der Woge herab oder stürzen sich vor ihr weg in die Tiefe und lassen den Wasserschwall über sich weggehen. Oft ereignet es sich hiebei, daß sie mit Riesengewalt auf das Ufer oder an die Riffe geschleudert werden, obgleich sie so auf dem Wasser einheimisch sind, daß nur selten ein Unglücksfall sich ereignet. Oft sah ich längs dem Saume der Riffe, die sich vor dem Hafen von Huaheine hinziehen, fünfzig bis hundert Menschen von jedem Alter, die wie eben so viele Delphine in der Brandung spielten, manchmal sich auf die Spitze der Wogen erhoben und stets von Schaum umhüllt dann wieder unter die Fluthen tauchten, die sich wie Berge über sie hinwegwälzten; dabei scherzten und jauchzten und ermunterten sie sich gegenseitig, und machten einen Lärm, der das Brüllen der See und das Klatschen der Brandung beinahe zum Schweigen brachte. In diesen Unterhaltungen werden sie nur durch einen Störenfried unterbrochen, und dieß ist der Haifisch. Das Geschrei: „ein Mano," ist das schrecklichste Wort, das es für sie gibt, und der Lärm, den sie während des Schwimmens erheben, ist meistentheils darauf berechnet dieses Ungeheuer aus der Nähe zu verscheuchen. Manches Unglück wurde schon von diesem gefräßigen Raubthiere angerichtet. Wir schließen hier mit der Erzählung eines solchen, das erst vor einigen Jahren auf den Sandwichinseln sich ereignete, wie es der Missionär Richards in dem „amerikanischen Missions Herold" mittheilt:

„Es war am 14 Junius 1826 Morgens neun Uhr, als ich am Schreibtische sitzend, von hundert Stimmen zugleich das kreischende Geschrei: Pau i ka mano! Pau i ka mano! — Vom Haifisch zerrissen! vom Haifisch zerrissen! — hörte. Das Ufer war sogleich von Hunderten der Einwohnern besetzt, von denen einige der entschlossensten ein großes Kanoe ins Wasser brachten, und ohne Furcht vor dem Haifisch oder der Brandung, ihrem Gefährten zu Hülfe eilten. Es war zu spät. Der Haifisch hatte sich bereits seiner Beute bemächtigt. Das schreckliche Schauspiel ereignete sich nur wenige Ruthen weit von meiner Thüre, und als ich angstvoll den Ausgang abwartete, füllte eine große Woge fast das Boot, und zu gleicher Zeit erblickte man ein Stück des verstümmelten Leibes neben dem Kanoe schwimmen, hinter dem der Haifisch gierig herschwamm. Allein da der Wogenschwall sich verlief, so wurde das Wasser für den Haifisch zu seicht, um zu schwimmen, und die Ueberbleibsel des Verunglückten wurden in das Kanoe gebracht und ans Ufer geführt. Das Wasser war so mit Blut gefärbt, daß wir an allen schäumenden Wogen, die ans Gestade schlugen, eine röthliche Färbung bemerkten. Der Unglückliche war ein munterer Knabe von vierzehn Jahren, der kaum eine halbe Stunde vor dem traurigen Vorfalle bei mir gewesen war. Ich sah seine Mutter in der Verzweiflung ihres Jammers ins Meer stürzen und nach der Stelle schwimmen, wo sich das schreckliche Ereigniß zugetragen hatte. Mehr als hundert Menschen schwammen gerade zu dieser Zeit in der Brandung, die damals höher ging als gewöhnlich. Die dem verunglückten Knaben zunächst waren, hörten seinen Schrei, und sahen, wie er mit dem rechten Arme um sich schlug, den gleich darauf der Haifisch packte. Dann folgte das Geschrei, welches ich gehört hatte, und das von einem Ende Lahaina's bis zum andern widerhallte. Alle die im Wasser spielten, flüchteten sich so eilig als möglich ans Ufer, von wo aus sie das Schwimmbrett des Verunglückten allein auf den Wogen treiben sahen. Als die Leute im Boote die Stelle erreicht hatten, sahen sie nichts mehr als einen großen Blutfleck, der das Wasser röthete, und der ihnen die Spur zu den Ueberbleibseln des Leichnams zeigte. Der Leib war von dem Haifische gerade ober der Hüfte mitten entzwei gebissen worden, den untern Theil samt dem rechten Arme hatte er verschlungen. Manche von dem Volke glauben noch immer an einen Zusammenhang dieser Todesfälle mit ihrem früheren Aberglauben, und hegen noch immer eine abgöttische Verehrung gegen den Haifisch, die durch solche Ereignisse mehr bestärkt als vermindert wird. Erst einige Monate vorher kam auch ein Mann zu Manihi an der östlichen Seite der Insel auf gleiche Art ums Leben. Indeß behauptet man, es ereigneten sich seit neuerer Zeit weniger solche Unglücksfälle; wahrscheinlich weil das Volk die Haifische nicht mehr so fleißig füttert, und diese deßhalb nicht mehr so häufig das Ufer besuchen."

Der Hobart-Town-Almanach für das Jahr 1831. *)

Ein ordentlicher deutscher Leser mag sich hart genug arbeiten, wenn er in zwölf spannenlangen Tagsstunden, die wie besessen davon rennen, als ein Mann, der mit seiner Zeit fortschreitet, bestehen will, und doch auch für seines armen Leibes Nothdurft sorgen soll. Jeder weiß, wie viel ihm übrig bleibt, wenn er neun Stunden auf der Amtsstube zugebracht, zwei oder drei Freunde oder Verwandte besucht, seinen Bart geschoren, mit seiner Frau um das Stadtthor gegangen, einige Pfeifen Tabak geraucht und dreimal des Tags seine vorgeschriebenen Mahlzeiten eingenommen hat. Und nun soll er noch zwei oder drei Lesezirkel besuchen, mehrere Dutzend politische Zeitungen in allen Sprachen, das endlose Papier der Landtagsverhandlungen, sechs oder sieben gelehrte Journale und zuletzt die für jede Tags- und Jahrszeit geschriebenen Almanache lesen. Aber der arme, gehetzte Mann tröste sich mit seinen Leidensbrüdern jenseits des Kanals. Müssen diese nicht wahre Folianten der Tagsliteratur durcharbeiten, während er es verhältnißmäßig doch nur mit Duodezausgaben zu thun hat? Kann er mit seinem Blättchen in der Hand klagen, während ein englischer Leser, seine Riesenzeitungen mit ausgespannten Armen haltend, wie ein Schiff mit vollen Segeln, den Zeitstrom hinabgerissen wird? Es ist wahr, unsre Almanachsliteratur ist eine dreimähdige Wiese, deren Heu ein Heuboden, der nicht größer ist als ein Menschenkopf, unmöglich fassen kann. Allein was soll erst der Engländer machen, den nicht bloß seine Forget me not und Winter's Wreath auf allen Wegen und Stegen anhalten, mit der bescheidenen Bitte, gekauft und gelesen zu werden, sondern dem bereits auch seine Kolonien ihre Almanache schicken? Wie lange wird es dauern, und er wird ein hottentottisches Vergißmeinnicht, eine kalkuttische Urania, ein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen am Schwanenflusse, afrikanischen Scherz und Ernst, ein neuseeländisches Frauentaschenbuch lesen müssen, wie er bereits seinen neuholländischen Almanach vor sich liegen hat. Doch Scherz bei Seite, wir müssen gestehen, daß wir den Hobart-Town-Almanach mit nicht geringer Neugier geöffnet und fast mit eben so großem Vergnügen gelesen haben als irgend eines unsrer in Goldschnitt prangenden Taschenbücher. Wie wunderlich wird Einem nur zu Muthe, wenn man darin liest: „Gestern" — am 24 September nämlich — „ist die Sonne in das Sternbild der Wage getreten: Frühlingsäquinoktium," oder wo bei unsern Kalendern zu lesen ist: „Gut Heu machen," in dem Anniversary von Van Diemens Land: „Expedition gegen die Schwarzen" u. s. w.

An einem solchen Taschenbuche ist Alles Kern und Saft für uns Leser auf der andern Hemisphäre wenigstens, während unsre einheimischen Gewächse dieser Art größtentheils für uns nichts haben als Titelblatt und

*) The Van Diemen's Land Anniversary and Hobart-Town Almanack for the Year 1831. J. Ross.

Einband. Selbst die Vorrede — und Wer würde diese an irgend einem unsrer Almanache lesen — ist merkwürdig.

„Wenn man bedenkt," sagt der Herausgeber darin, „daß das Manuscript geschrieben, gesetzt, unter die Presse gelegt, gedruckt, die Platten gravirt und geäzt, abgezogen, und endlich das Ganze geheftet und eingebunden wurde — nicht nur unter demselben Dache, sondern fast innerhalb der Wände einer und derselben Stube; so dürfte man wohl so kühn seyn, zu glauben, daß die Palme der Verlagsmühseligkeit den Antipoden zuerkannt werden müsse. Das schriftstellerische Miethpferd zu London hat bloß das Verlangen seines Buchhändlers zu befriedigen, und kümmert sich um Anderes nicht das mindeste; aber der Hobart-Town-Verfasser, der zugleich Buchdrucker und Eigenthümer — kurz ein vielgestaltiges Proteuswesen in jedem Betrachte ist — muß nicht allein die Feder, sondern auch den Preßbengel führen, nicht bloß denken, sondern auch setzen. Gleich dem zur Tretmühle Verurtheilten setzt er in Bewegung und wird zu gleicher Zeit selbst in Bewegung gesetzt."

Man sieht wohl, daß der jezt gewählte Vergleich ein klein wenig nach Landessitte und Brauch riecht. Wie natürlich gibt sich dieß Bild in der Hobart-Towner Spitzbubenkolonie an die Hand! —

Unser würdiger Herausgeber ist aber keineswegs wie ein Mann in der Tretmühle, sondern im Gegentheile ein sehr fleißiger, geschickter und unermüdlicher Schriftsteller, Verleger und Drucker, der unter hundert Schwierigkeiten ein ganz stattliches Taschenbuch für das Antipodenvolk zu Stande gebracht; auch verspricht er nebenbei für künftige Zeiten neue Lettern, besseres Papier und tausenderlei Verbesserungen gerade so, wie wir, seine Gegenfüßler, es auch machen.

Als Probe von neuholländischer Almanachs-Literatur hier einige Stellen:

„Die Krankheiten, denen in Van Diemens Land die Kinder unterworfen sind, sind im Allgemeinen weder so zahlreich noch so gefährlich als in England. Keuchhusten wurde vor ungefähr drei Jahren durch ein Weib von einem Gefangenenschiffe in die Kolonie gebracht; aber obgleich er fast die ganze Bevölkerung ergriff, so erschien er doch durchaus unter milder Form, und wir wissen kein einziges Beispiel, wo er tödtlich geworden wäre. Erwachsene zwar und ältliche Leute, die davon nicht in ihren frühern Jahren heimgesucht worden waren, litten heftiger darunter. Blattern und Masern sind zum Glücke unter uns noch unbekannt. Gegen dieses günstige Verhältniß des Gesundheitszustandes, das man hauptsächlich dem Klima und andern Einflüssen der Kolonie verdankt, müssen wir zu unserm Bedauern ein furchtbares Gewicht in die andere Wagschale legen; wir meinen die beklagenswerthen Verwüstungen, die in der Kolonie durch Trunkliebe angerichtet werden. Die Quantität der geistigen Getränke und gebrannten Wasser, die jährlich in der Kolonie verzehrt wird, kann in mäßigem Anschlage auf hunderttausend Gallonen berechnet werden, was im Verhältnisse zur Bevölkerung auf jede Person, jung und alt, männliche und weibliche, die ungeheure Masse von fünf Gallonen gibt. Eine so erstaunliche Thatsache läßt auf den ersten Blick erkennen, in welchem furchtbaren Zustande Einige der Gemeinde versunken seyn müssen. Allein so schrecklich Dieß auch ist, so muß man doch das tröstliche Zeugniß geben, daß das Laster der Trunkliebe im Vergleiche mit der frühern Zeit bedeutend in Abnahme ist. Eine große Menge von jenen Ansiedlern, die zuerst ihren Fuß an das Ufer des Derwent setzten, waren, obgleich sie zu den angeseheneren und ehrwürdigeren Klassen der Bevölkerung gehörten, ausgemachte Trunkenbolde, und starben in der Blüthe ihres Alters. Ihrem schlechten Beispiele darf man größtentheils die Ausschweifungen zuschreiben, die so lange der Kolonie zur Schmach und zum Schaden gereichten."

An einer andern Stelle sagt das Taschenbuch:

„Die Pflichten eines Geistlichen in Hobart-Town sind in der That höchst beschwerlich. Gestellt wie er ist in den wahren Strudel der Sünde, mitten in das Aufnahmsbehältniß aller menschlichen Verworfenheit, muß er nothwendig „den Büffel recht eigentlich bei den Hörnern fassen" und an der untersten Höllenpforte anpochen, will er anders Seelen retten, die kopfüber ihrem Verderben entgegen stürzen. Die Pflichten eines Seelenhirten sind in allen Theilen der Welt von höchster Wichtigkeit und so schwer als sie nur irgend ein Mensch übernehmen kann; aber in dieser Strafkolonie ist es um das Tausendfache mehr als irgendwo anders der Fall. Hier befindet er sich mit dem Feinde im Handgemenge, Gesicht an Gesicht, Fuß an Fuß, und muß sich zur höchsten Anstrengung gürten. Fruchtet eine Art der Ermahnung nicht, so muß er eine andere versuchen, und seine Seele muß unaufhörlich sich abmühen, die besten Mittel zu finden, um wenigstens einen Theil seines großen Berufes zu erfüllen. Vor Allem aber muß er die starke Lehre des Beispiels anwenden, und obgleich seine eigenen Arbeiten von so in sich selbst gelehrter und tief ergründender Natur sind, daß er sich von einem häufigen Umgange mit seiner Heerde zurückzuziehen genöthigt ist, so darf er doch nicht allein von der Kanzel aus auf seine Gemeinde wirken, sondern auch an andern Orten und bei andern Gelegenheiten durch persönlichen Verkehr. Das große Werk der Besserung muß er in sich selbst beginnen" u. s. w.

Wenn so, meint das Taschenbuch, „der Seelenhirt den Stier recht bei den Hörnern packt," so wird eine *aufklärende Presse* das Uebrige thun. Wer möchte noch an dem Werthe und endlichen Siege der Presse zweifeln, wenn selbst sie bis zu den Hottentoten hinüber Anerkennung findet?

„Wenn," fährt der Verfasser fort, „auf dem Felde der Religion, wo der ungeheuern Menge des Unkrautes wegen die Arbeit verhältnißmäßig am größten ist, noch wenig geschehen konnte, so muß jeder Freund der Kolonie mit inniger Freude sehen, was die *Dienerin der Religion*, die *Presse*, bereits geleistet hat, und nichts beweißt vielleicht so handgreiflich die Zunahme der moralischen Bildung unter dem Volke als die Aufmunterung, welche die Presse bei ihm gefunden hat. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint der Zustand der Kolonie in einem glänzenden Lichte; denn selbst der mächtige Strom der gewaltigen amerikanischen Presse konnte bis jezt nicht den Geschmack an literarischen Erzeugnissen und die Nachfrage darnach befriedigen. In Van Diemens Land haben wir bis auf diesen Tag nicht weniger als *vier Druckereien*, nämlich drei in Hobart-Town, und eine in Launceston; jede derselben liefert wöchentlich regelmäßig ein periodisches Journal, das hinsichtlich der Größe mit jeder Londoner Zeitung vor ungefähr zwanzig Jahren sich würde messen können."

So erwartet Ihr denn dort hinten im äußersten Winkel der Welt Euer Heil von der Presse, arme Neuholländer, und wißt nicht, daß es bei Euern civilisirten Brüdern Leute die Menge gibt, die aus ihr nichts als Unglück und Zerrüttung prophezeyen!

Schließlich gibt der Verfasser noch den Gesammtwerth des Eigenthums auf der Insel auf 2,289,845 Pf. St. an, wovon 500,000 Pf. ungefähr in Handelswaaren bestehen, 40,000 in umlaufendem Gelde, 25,000 in Schiffen, das Uebrige in Ländereien, Häusern u. s. w. Die Bevölkerung beläuft sich auf 21,125 Seelen; im Korrektionshause von Hobart-Town befinden sich 761 männliche und 245 weibliche Verbrecher; in Georg-Town 19 weibliche; auf den Herzogs York Hulk 79 männliche, Kettensträflinge in verschiedenen Orten 183, im Ganzen 1287; freilich ein sehr trauriges Verhältniß der Bevölkerung. Das Militär der Kolonie zählt 998 Köpfe; Eingeborne, die sich ansässig gemacht, 400 Seelen.

Der Dey von Algier und Herr Sebastiani.

Der Dey von Algier hat Paris verlassen und wird sich nach Nizza begeben, wo er mit seiner Familie den Winter zubringen will. Er verließ Paris sehr unzufrieden, wie es heißt, mit den Ministern, bei denen er auf Erfüllung des mit ihm bei der Uebergabe von Algier geschlossenen Vertrags gedrungen haben soll, ohne auch nur eine Antwort erhalten zu können. Vorzüglich soll eine Unart Sebastiani's die Abreise des Deys beschleunigt haben. Der Pascha war von dem Könige der Franzosen eingeladen worden, einen Abend in den Tuilerien zuzubringen. Hussein, der Herrn Sebastiani eintreten sah, erhob sich, ohne jedoch dem Minister entgegen zu gehen, der sich stellte, als ob er ihn nicht sähe. Ein anderes Mal ging Herr Sebastiani an ihm vorbei und wendete sein Gesicht zur Seite, wenigstens glaubte der Pascha Dieß zu bemerken, der bei dieser Gelegenheit sagte: „Nun fühle ich zum ersten Male, seit ich von meinem Throne gestürzt wurde, daß ich nicht mehr Dey bin. Der König von Frankreich und Jedermann zu Paris ließen mich durch ihre zarte und unendliche Güte mein Unglück vergessen; Herr Sebastiani aber läßt mich grausam fühlen, daß ich ein armer Greis ohne Macht und ohne Vermögen bin."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 310. 6 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt. *)

Die Missionsgesellschaft in London, die zwar aus Christen von verschiedenen Kulten besteht, welche aber nur Einen Zweck im Auge haben: die Verbreitung der christlichen Lehre unter den heidnischen Völkern, sendete im Jahre 1821 zwei ihrer Mitglieder, die Herrn Daniel Tyermann und Georg Bennet ab, um die verschiedenen Missionen im großen Ozean und im Oriente zu besuchen. Es war ihr Auftrag, sorgfältig den Zustand der Missionsanstalten und Inseln zu erforschen, Plane zu überbringen und wo möglich in Ausführung zu sehen, durch welche die Verbreitung des Evangeliums gefördert und unter den Eingebornen civilisirte Lebensart und Beschäftigung eingeführt werden möchte. Die beiden Abgeordneten traten ihre schwierige, interessante und gefahrvolle Reise im Mai des Jahres 1821 an, besuchten die verschiedenen Inseln des großen Ozeans, Neuholland, Java, Sincapur, China das Innere von Bengalen, die Ost- und Westküste Hindustans, die Mauritiusinsel und Madagaskar, wo Herr Tyermann starb; Herr Bennet kam im Monate Junius 1829 glücklich wieder in England an, und hatte also als Missionär die erste Reise um die Welt vollendet. Abgesehen davon, daß diese Reise einen authentischen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen Missionen gibt, enthält er auch interessante Beschreibungen von Ländern und Völkern, Sitten und Gebräuchen, naturhistorischen Gegenständen u. s. w. Die Form eines Tagebuches allein, welche der Herausgeber dieser Reiseberichte beibehalten zu müssen glaubte, erschwert dem Leser die Uebersicht, die bei weitem das Interesse erhöht haben würde, wenn das ganze Werk bei den nöthigen und wünschenswerthen Abkürzungen nicht in einen Band zusammengedrängt worden wäre. Vieles, was die Maraes, Menschenopfer und andere alte Aberglauben der Südseeinsulaner betrifft, hätte auf diese Weise bedeutend verkürzt werden können. Bei weitem am interessantesten sind die Berichte über die in jenem entlegenen Theile der Welt aufblühende Civilisation, die um so eigenthümlicher und merkwürdiger sich entwickeln wird, als sie unmittelbar von dem Christenthum ausgeht, während die übrige civilisirte Welt ihre Bildung nicht bloß aus dem Christenthum schöpfte, sondern auch auf den Trümmern mehrerer untergegangener Civilisationen des Heidenthums gründete.

Der beträchtlichste Theil der zwei Bände, aus denen das Tagebuch der Missionäre besteht, ist den Inseln der Südsee gewidmet. Mit Freuden ersieht daraus der Menschenfreund die Fortschritte, welche dort die Bevölkerung im Christenthume sowohl, als in der übrigen Bildung des civilisirten Lebens gemacht hat. „Nicht bloß ihre Tempel (Maraes) haben die Eingebornen niedergerissen und dafür christliche Kirchen erbaut,“ sagt das Journal der Missionäre, „sondern das Evangelium hat auch durchaus ihre Herzen verändert, ihre Gemüthsart gemildert und ihren Geist erleuchtet. Nachdem sie einmal zur Einsicht gekommen waren, daß ihre Religion falsch war, argwöhnten sie auch, daß Alles, was sie bis dahin auszuüben gewohnt waren, ihre Sitten, Gebräuche und Gesetze schlecht gewesen seyen. Je mehr wir diese Veränderung betrachten, desto wunderbarer kommt sie uns vor. Wild, grausam, unmenschlich und von den häßlichsten Lastern befleckt, wie sie einst waren, sind sie jetzt mild, edelmüthig und zu Vergebung geneigt. Ein Mann wurde an uns gesendet, um uns einige Geschenke zu bringen. In der Unterredung mit ihm, geriethen wir in das höchste Erstaunen über seine Demuth, Güte und Frömmigkeit, von der er ganz durchdrungen schien. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, daß er einer der wildesten und unbarmherzigsten Menschen seines Volkes als Heide und Krieger war. Als er einst von König Pomare abgeschickt wurde, einen seiner Feinde zu tödten, überfiel er denselben, schnitt ihm lebendig den Leib auf und ließ ihn mit herausgerissenen Eingeweiden liegen, ohne die Barmherzigkeit auszuüben, ihm den letzten Todesstreich zu versetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Journal of voyages and travels by the Rev. Daniel Tyerman and George Bennet Esq. deputed from the London missionary society to visit their various stations in the South Sea Islands, China, India etc.; between the years 1821 and 1829. Compiled from original documents by James Montgomery. London 1831 2 vol. in 8vo.

Bilder aus Südamerika.

3. Eine Flucht nach der Niederlage von La Puerta.

Mein Pferd war an seinen Wunden verblutet und ich setzte die Flucht zu Fuße so lange fort, als meine Kräfte es erlaubten, obgleich ich einsah, daß es eine Unmöglichkeit sey, in einer so hügeligen Gegend, mit schweren Reiterstiefeln und einem Säbel be-

lastet mir ich war, der Verfolgung zu entkommen. Ganz erschöpft durch die Anstrengungen des Tages und durch einen seit einigen Tagen in Eilmärschen fortgesetzten Rückzug, wobei keine Lebensmittel mehr unter die Truppen vertheilt worden waren, warf ich mich endlich in einem Gebüsche nieder, jeden Augenblick gewärtig von den Bajonnetten des Feindes gefunden zu werden. Erst als mehrere Soldaten vorübergegangen waren, ohne mich zu bemerken, fing ich an die Hoffnung zu schöpfen, wieder zu unserm Heere stoßen zu können. Ich kroch daher tiefer in das Gebüsch und erreichte den Gipfel eines Felsen, von wo aus ich das ganze Gefilde überschauen konnte. Es war weithin mit Leichen besäet, vorzüglich in dem Defilée, das nach Los Morros führt, wo Männer und Pferde haufenweise durcheinander lagen.

Unser Heer war gänzlich verschwunden, nur einige Nachzügler erblickte man noch, die wegen Unebenheit des Bodens nicht fortkommen konnten, und vom Feinde umringt und niedergeschossen wurden, da dieser nicht Lust zu haben schien, sich mit Gefangenen zu beladen. Ein spanischer General, der mir Morillo zu seyn schien, und sein Stab hielten auf einer Anhöhe, die zuvor das Heer der Patrioten besetzt hatte. Einige Gefangene, Offiziere wie es schien, wurden herbeigebracht; ich sah, wie er ihnen Vorwürfe machte und drohte, dann wurden sie bei Seite geführt und erschossen. Die Nacht brach herein, und nach der langen Feuerlinie zu schließen, hatte sich der größere Theil des spanischen Heeres auf dem Schlachtfelde gelagert. Gegen Mitternacht verließ ich mein Versteck und erreichte den kleinen Fluß, an welchem der Kampf am hitzigsten getobt hatte. Die Ufer waren mit Leichen bedeckt, manche derselben lagen in dem seichten Wasser; und die Geier und wilden Hunde hatten bereits ihre Mahlzeit begonnen.

Indeß blieb mir nicht viel Zeit übrig, mich umzusehen. Nachdem ich nach Herzenslust meinen Durst aus dem Flußwasser gestillt hatte, setzte ich mit größter Vorsicht meinen Weg das Ufer aufwärts fort, da ich von dem Buschwerke verdeckt wurde, und nach dieser Seite hin am wenigsten spanischen Runden zu begegnen fürchten durfte. Gegen Tagesanbruch war ich eine gute Strecke das Thal entlang gekommen, und da ich Hahnengeschrei vernahm, so wagte ich es auf gut Glück hin, mich einer Bauernhütte zu nähern, die ich von Zuckerrohr- und Pisangpflanzungen umgeben, unfern von mir liegen sah. Die Einwohner, ein alter ehrwürdiger Indianer, sein Weib und seine vier Töchter, kamen heraus, und hießen mich mit großer Förmlichkeit willkommen, da sie aus meiner Farbe und Kleidung schlossen, daß ich ein Spanier sey. Aus meiner gebrochenen Sprache erriethen sie bald ihren Irrthum, und da sie hörten, daß ich einer der Engländer sey, die sich, wie bekannt war, im Gefolge Bolivars befanden; so versicherten sie mir, ich hätte durchaus nicht zu befürchten, daß sie mich verrathen würden, denn auch sie seyen Patrioten, wie es denn auch wirklich bei den meisten Indianern dieser Gegend der Fall war. Der alte Mann deutete mir mit wenigen Worten an, wie gefährlich es sey, wenn ich von spanischen Nachzüglern, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Thal heraufkommen würden, um Pisang oder andere Früchte zu suchen und zu plündern, was nicht niet- und nagelfest sey, in seiner Hütte gefunden würde. Er gab mir daher eine seiner Töchter mit, um mir ein Versteck in einem dichten Strauchwerk hinter seiner Pflanzung anzuweisen. Sie breitete hier für mich eine Binsenmatte aus, um darauf zu ruhen, und nachdem sie mir Wasser meine Füße zu waschen gebracht hatte, setzte sie mir auf hölzernem Teller ein köstliches Frühstück von gebratenem Geflügel, Eiern, geröstetem Pisang und andern Früchten vor. Am Abende kam eines der jüngsten Kinder und brachte mir in einem Korbe gleichfalls Lebensmittel; es sagte mir, einige spanische Soldaten seyen in der Hütte und harrten auf eine Mahlzeit, die ihnen seine Mutter bereite. Einige Tage blieb ich in diesem Verstecke, während denen mich der alte Mann nur selten besuchte, aus Furcht beobachtet zu werden, was meine Entdeckung zur Folge haben konnte. Auch würde das Wagstück, einen Offizier der Insurgenten bei sich verborgen gehalten zu haben, ihm unfehlbar das Leben gekostet haben. Indeß wurde ich fortwährend reichlich mit Lebensmitteln versehn und zwar durch die Töchter, deren Abwesenheit nicht so sehr auffiel. Allein es beängstigte mich, diese guten Leute wegen meiner so großer Gefahr ausgesetzt zu sehen; zumal ich jeden Augenblick fürchten mußte entdeckt zu werden, da den Tag über, wie ich sehr gut von meinem Verstecke aus sehen konnte, zahlreiche Soldatenabtheilungen in der Nähe umherstreiften, um Flüchtlinge aufzuspüren, wie sie denn auch wirklich in der Nachbarschaft mehrere fanden und erschossen. Ich entschloß mich daher, in die Waldungen oberhalb des Thales zu entfliehen; vielleicht gelang es mir dort einen oder den andern meiner Unglücksgefährten zu treffen, und in seiner Gesellschaft den Weg zu Bolivars Lager zu finden. Mein edler Wirth suchte mir dieses Vorhaben auszureden, indem er versicherte, es sey durchaus keine Entdeckung zu fürchten. Da er mich aber entschlossen fand, ihn nicht länger der Gefahr bloßzustellen, so sagte er und seine Familie mir unter manchen herzlichen Umarmungen und Glückwünschen Lebewohl. Sie versahen mich noch mit einem Korb voll gerösteter Pisangfrüchte und gedörrtem Fleische. Der alte Mann gab mir beim Abschiede noch Stahl und Stein und ein Rohr, das *Yesca* (eine Art Zunder aus getrocknetem Schwamm bereitet) enthielt, und eine indianische *Churumbela* mit Tabak, den ich in den dumpfigen Wäldern, wo ich mich eine Zeit lang verborgen halten mußte, höchst werthvoll fand. Die Bäume in diesen Gebirgsforsten bestehen größtentheils aus *Caoba* oder Mahogani, die eine majestätische Größe erreichen und köstlichen Schatten bieten. Es gibt hier auch viele verschiedene Arten von wilden Fruchtbäumen, welche die Araguatos unter sich vertheilt haben. Auch Panther bewohnen diese wilden Einöden; oft zwar hörte ich ihr Geheul, doch kamen sie mir nie so nahe, um von ihnen ernstliche Gefahr befürchten zu müssen. Als meine Lebensmittel aufgezehrt waren, schlich ich nach der Abenddämmerung vorsichtig an den äußersten Saum der Pflanzungen herab, um Zuckerrohr abzuschneiden, was bekanntlich nahrhaft genug ist, das Leben eine geraume Zeit ohne andere Speise zu erhalten. Gelegentlich wagte ich mich auch bei Pflanzungen, wo ich keine Hunde hörte, so weit hinan, um reife Pisangfrüchte holen zu können. Es kostete mir nicht geringe Mühe, meine auf diese Weise gesammelten und in meinen Korb gepackten Vorräthe vor den räuberischen Affen zu verwahren, die sie mir weghaschten, sobald ich nur das Auge verwendete. Die Berge sind voll von Schlangen und Insekten, die ich oft unter dem dürren Laub entdeckte, auf welchem ich geschlafen

hatte. Erstere waren meist harmlos, wenn man sie nicht neckte, und ich mußte daher beim Aufstehen alle Vorsicht anwenden, um sie nicht zu berühren, wodurch sie zum Bisse gereizt worden seyn würden. Die Wälder sind des Nachts prachtvoll von den Cucuis oder Laternkäfern beleuchtet, die von Baum zu Baum fliegen und wie Feuerbrände anzusehen sind. Dieses Insekt ist ein kleines schwarzes Thier, das sein grünliches Phosphorlicht am Hintertheile trägt, was nur im Fliegen sichtbar ist, da es außerdem von den Flügeln bedeckt wird. In die Länge fand ich aber dieses einsame Leben so unausstehlich, daß ich schon alles Ernstes daran dachte, mich auf jede Gefahr hin lieber den Spaniern zu überliefern, als so geächtet in diesen wilden Bergen herum zu schweifen, als mich mein guter Stern einen Leidensgefährten finden ließ, der mir auf jede Weise abrieth, Dieß zu thun, und mir die Mittel zeigte, durch die wir Bolivars Lager erreichten konnten. In einer Nacht, da ich wie gewöhnlich Zuckerrohr einsammelte, gewahrte ich im Mondscheine dicht neben mir einen Eingebornen, der sehr emsig in demselben Geschäfte begriffen war. Anfangs wagten wir nicht, uns zu nähern, als er aber bald merkte, daß er es mit einem Engländer zu thun habe, sagte er mir, er sey ein Alfarez, der zu Zaraza's Reitern gehöre, und nach der Niederlage von Puerta in diese Wälder geflüchtet sey. Wir freuten uns wie sich denken läßt nicht wenig über unsere zufällige Begegnung, und beschlossen unter gegenseitigem Beistande unsere Wanderung fortzusetzen. Diese Gesellschaft war für mich ein wahres Glück, da mein neuer Gefährte, Namens Vicente Artaona das Land gut kannte und ein kräftiger junger Kreole war, dessen Beistand ich im Sammeln der Lebensmittel und wenn wir, wie nachher geschah, über Flüsse setzen mußten, von großem Nutzen fand. Auch verstrichen mir die Tage weit angenehmer als in meiner frühern Einsamkeit, da Vicente mehrere sichere Verstecke in den Bergen bekannt waren. So erreichten wir endlich Bolivars Lager.

Statistik von Norwegen.

(Aus dem neuesten Hefte der Revue encyclopédique.)

1. Konstitution.

Norwegen, obgleich mit Schweden vereinigt und von dem nämlichen Regenten beherrscht, ist frei und unabhängig. Seine schon vor der Vereinigung mit Schweden verfaßte Konstitution wurde in der zu Eidswold am 17 Mai 1814 gehaltenen Nationalversammlung proklamirt; sie hat zwar einige leichte Veränderungen erfahren, jedoch nichts von jenem liberalen Charakter verloren, welcher sie zu einer der besten Charten erhebt, deren die europäischen Nationen sich rühmen können. Eine von dem Storthing Norwegens und den schwedischen Staaten am 6 August gemeinschaftlich entworfene Akte stellt die Grundsätze fest, nach welchen die Vereinigung beider Länder besteht, bestätigt aber zugleich deren Trennung in Hinsicht auf Gesetze und Einrichtungen.

Norwegen ist eine gemäßigte oder konstitutionelle Monarchie, deren Thron in der männlichen Linie erblich ist. Die herrschende Religion ist die lutherische; der König wird mit dem achtzehnten Jahre majorenn, muß jedoch, ehe er den Thron besteigt, den Eid leisten, das Land der Charte und den Gesetzen gemäß zu regieren.

Die ausübende Gewalt besitzt der König, allein die Verantwortlichkeit ruht auf dem aus einem Minister und sieben Räthen bestehenden Staatsrathe. Der Minister und zwei Räthe, welche jedes Jahr durch andere ersetzt werden, haben ihren Aufenthalt in Stockholm bei dem Könige; der Vicekönig, wenn er in Christiania residirt, oder der Gouverneur des Königsreichs und die übrigen Räthe, verwalten in Abwesenheit des Königs die Regierung; indeß müssen alle Angelegenheiten, nachdem sie von der Regentschaft eingeleitet worden sind, dem Könige vorgelegt werden, welcher in Gegenwart des in seiner Nähe befindlichen Ministers und der beiden Räthe darüber entscheidet.

Der König hat das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und Allianzen zu schließen und wieder aufzuheben; er versammelt und befehligt die Land- und Seemacht, darf sie jedoch nur zu einem Vertheidigungskriege verwenden, wofern der Storthing nicht seine vorläufige Einwilligung gegeben hat, und kann nur die Linientruppen über die Gränze führen. Er ernennt alle Civil- und Militärbeamte, welche geborne Norweger oder solche seyn müssen, die vom Storthing das Indigenat erhalten haben, mit Ausnahme der Professoren, der Aerzte und der Konsuln. Die Beamten bei den Departementen der Regierung sind entsetzbar; höhere Civil- und Militärbeamte hingegen unentsetzbar.

2. Verwaltung und Rechtspflege.

Von den in Norwegen residirenden fünf Räthen, unter welche sämmtliche Regierungsgeschäfte vertheilt sind, steht jeder einem Departement vor; sie bilden die Regierung, deren Kanzlei von einem Staatssekretär geleitet wird. Die fünf Departemente des Königreichs sind: 1) Das des öffentlichen Unterrichts und der kirchlichen Angelegenheiten; 2) der Rechtspflege und der Polizei; 3) der Finanzen, des Handels und der Douanen; 4) des Kriegs oder der Landtruppen; 5) der Marine.

Die gesetzgebende Macht ist zwischen dem Könige und dem Volke getheilt; sie wird von ungefähr achtzig durch die Bürger und Landeigenthümer gewählten Deputirten repräsentirt. Diese Wahlen finden alle drei Jahre statt; die Provinzen ernennen zwei und die Städte ein Drittel der Deputirten; die Versammlung derselben wird Storthing genannt, kommt alle drei Jahre zusammen und theilt sich in zwei Sektionen. Die erste derselben, Lagthing genannt, besteht aus einem Viertheile, und die zweite, Odelsthing genannt, aus den übrigen drei Viertheilen der Deputirten.

Jeder Gesetzesentwurf wird dem Odelsthing vorgelegt, der ihn billigt oder verwirft; im erstern Falle stellt er ihn dem Lagthing zur Prüfung zu, und wird er angenommen, so legt man ihn dem Könige vor, der ihn bestätigt oder zurückweist. Nach diesen Prüfungen wird der Entwurf zum Gesetze erhoben und promulgirt; jedes Gesetz, welches der Vorschrift gemäß von zwei nacheinander folgenden Storthings angenommen wurde, erhält wenn es dem Könige von einem dritten Storthing vorgelegt wird, ungeachtet der Verweigerung der königlichen Bestätigung, Rechtskraft.

Der Storthing stimmt über Auflagen und Anleihen; bewilligt das Budget, beaufsichtigt die Verwaltung der Bank und der Finanzen, revidirt alle Rechnungen der öffentlichen Beamten und ertheilt den Fremden, die sich im Königreiche niederlassen wollen, das Bürgerrecht.

Während der Zeit zwischen jedem Storthing schlichtet der König durch provisorische Ordonnanzen alle Handels-, Zoll-, Polizei-, kirchlichen und Zunftangelegenheiten. Er verleiht Orden, aber er kann nicht, wie in Schweden, irgend Jemand einen Titel verleihen, der kein diesem Titel entsprechendes Amt bekleidet. *) In Norwegen gibt es keinen Adel.

Die richterliche Gewalt wird ausgeübt: 1) Vom königlichen Gerichtshofe (Rigsretten); dieser besteht aus Mitgliedern des Lagthing und zur Hälfte aus Mitgliedern des obersten Gerichtshofes, und entscheidet über Amtsverbrechen der Glieder des Staatsraths und des obersten Gerichtshofs so wie über die Angelegenheiten, welche ihm vom Storthing zugewiesen werden. 2) Vom obersten Gerichtshofe (Höjeste Retten), der über alle öffentlichen und Privatangelegenheiten in letzter Instanz entscheidet; gegen seine Entscheidungen findet keine Appellation mehr statt. Der König hat das Begnadigungsrecht; es steht aber dem Angeklagten frei, diese Gnade zu benutzen oder sich dem Urtheile des obersten Gerichtshofs zu unterwerfen. 3) Von den Provinzialgerichtshöfen (Stifts-Overretten). Es gibt deren vier; für jede Abtheilung des Königreichs, die im Norwegischen Stift genannt wird, einen. Sie haben ihren Sitz in den Hauptstädten der Stifts und sind Appellationsgerichtshöfe zweiter Instanz. 4) Von untergeordneten

---

*) In Schweden kann der König einem Kapitän den Titel Major, einem Major den Titel eines Obristlieutenants, einem Assessor den Titel eines Raths u. s. w. als bloße Ehrentitel geben, allein in Norwegen nicht.

Gerichtshöfen (Underretten); sie bestehen in den Städten unter dem Vorsitze der Schultheiße (Byfogde) und in den Dörfern unter dem der Unterrichter (Soren Skrivere). Jedes dieser Tribunale hat acht Beisitzer (Langrettesmend), welche aus dem Volke gewählt werden.

Kirchliche Angelegenheiten gehören vor ein eigenes Tribunal, welches in erster Instanz über dieselben entscheidet. Dieses Tribunal, das Prosteretten genannt wird, besteht aus einem Propste, welcher den Vorsitz führt, und aus einer gewissen Anzahl von Geistlichen. Alle von diesem Tribunal geschöpften Erkenntnisse gehen in zweiter Instanz an das in jeder Provinzhauptstadt befindliche Konsistorium, und von da in letzter Instanz an den obersten Gerichtshof.

Ueber Militärangelegenheiten wird in erster Instanz von einem Militärgerichtshofe (Krigsretten) entschieden; zur Appellation gehen sie an den Overkrigsretten und zur Entscheidung in letzter Instanz an den obersten Gerichtshof. Für Verwaltungsangelegenheiten gibt es nur zwei Behörden: die Regierungspräfekten (Stifts-Amtmend oder Amtmend) und für geistliche Angelegenheiten die Bischöfe. Die Appellation geht an die Regentschaft.

Die übrigen Verwaltungsbeamten sind: 1) Der Kongensfoged oder Oberrichter des Königs, Einnehmer aller Auflagen und Abgaben in jedem Distrikt, zugleich öffentlicher Ankläger und mit der Vollziehung der Beschlüsse u. s. w. beauftragt. 2) Der Sorenskrivere oder Richter erster Instanz; dieser ordnet die Erbschaftsangelegenheiten, leitet die öffentlichen Verkäufe und versieht die Verrichtungen eines Notars in seinem Distrikt (Sorenskriverie). Diese Distrikte sind wieder in Finglangs unterabgetheilt, welche in den Gouvernements Stavanger und Bergenhuus Skibreder genannt werden. Bei diesen Unterabtheilungen sind untergeordnete Beamte (Lensmand) angestellt, welche von den Präfekten ernannt werden, die Sorenskriveres in ihren Berufsarbeiten zu unterstützen haben, und zugleich die Stelle der Polizeiagenten vertreten. 3) Der Byfogde oder Schultheiß, welcher in der Stadt dieselben Verrichtungen zu versehen hat, wie die Sorenskriveres in ihren Distrikten.

Zur Geschichte der nordamerikanischen Indianer-Stämme.

In Washington befindet sich im Departement der indianischen Angelegenheiten eine höchst sonderbare Sammlung von Porträten rother Männer, welche im Jahre 1821 gegründet und seitdem unter Aufsicht der Staatsbehörden sorgfältig fortgesetzt worden ist. Diese interessante Galerie, deren Wichtigkeit für die physische Geschichte des Menschengeschlechts nicht zu bezweifeln ist, hat stets eine große Menge einheimischer und fremder Besuche angezogen. Jetzt geht man damit um, diese Sammlung in treuen Abbildungen herauszugeben; die Größe der Originale, die man fast alle dem Talent des Herrn King zu Washington verdankt, wird bei den Kopien genau beibehalten werden, und die Namen der mit dieser Arbeit beauftragten Zeichner sind sichere Bürgen für die genaue Aehnlichkeit des Stichs. Diese Sammlung, der man noch einige in andern Häusern zerstreute Porträte beifügen wird, umfaßt achtzehn Stämme. Um diesen authentischen Dokumenten von einem Volke, das wahrscheinlich nicht gar zu lange mehr bestehen dürfte, noch höhern Werth zu geben, hat der Oberst M'Kenney, der vermöge seiner Anstellung bei der amerikanischen Regierung lange Zeit hindurch mit den letzten Resten der rothen Völkerstämme in Verbindung stand, die Redaktion eines historischen und biographischen Textes übernommen, der nebst einem allgemeinen Versuche über die Geschichte und Sitten dieser interessanten Nation, auch noch ein Wörterverzeichniß ihrer verschiedenen Mundarten, besondere Notizen über die vorzüglichsten Originale zu diesen Porträten, nebst einigen auf sie bezüglichen Anekdoten enthalten wird. Außerdem wird noch eine Karte beigefügt, welche die von jedem der achtzehn Stämme bewohnten Gegenden angibt. Diese Sammlung, welche bereits den Beifall und die Aufmunterung der aufgeklärtesten und ausgezeichnetsten Männer der Vereinigten Staaten erhalten hat, wird aus zwanzig Lieferungen, jede zum Preise von sechs Dollars (dreißig Franken ungefähr) bestehen. Man hat vor, eine gleichzeitige Ausgabe in Europa zu veranstalten, wo die Erwartung wegen der Unbekanntschaft, in welcher man bis jetzt über Alles, was die alte Bevölkerung von Nordamerika betrifft, geblieben war, doppelt gespannt seyn wird.

Der Volksstamm der Kru's.

Das Schiff „Aetna," unter Kapitän Belcher, ist unlängst von der Küste von Afrika in Portsmouth angelangt und hat einige Kru's mit sich nach England gebracht. Diese Kru's oder Krumen, wie sie die Engländer nennen, sind eine zahlreiche am Meere wohnende Nation nahe dem Kap Palmas; sie selbst nennen ihr Land Settra Kru, und unterscheiden sich von den übrigen zahlreichen afrikanischen Stämmen, von denen sie umgeben sind, eben sowohl durch Sprache als Charakter. Die Kru's sind ein dauerhafter, an Abhärtung gewöhnter und thätiger Schlag Menschen, und unterziehen sich den Strapazen der Matrosen mit einer Ausdauer, die kein europäischer Körper ertragen könnte. Gleich allen andern afrikanischen Stämmen haben auch sie ihre eigenthümlichen Gewohnheiten; so zerstreuen sie sich in kleinen Gruppen längs der Küste, wo immer nur ein Ankerplatz oder eine Rhede ist, an welchen Schiffe des Handels wegen ankommen. Ihre vornehmsten Häuptlinge und die Aeltesten allein ausgenommen, haben alle diese Gewohnheit, wodurch sie insgesammt eine Nation von Küstenpiloten geworden sind; meist werden sie auch als solche von den englischen Schiffen benützt, die an der afrikanischen Küste ihre Station haben. Im Falle eines Kriegs werden sie aufgefordert, in ihre Heimath zurückzukehren; ist Dieß aber nicht der Fall, so bleiben sie oft acht bis zehn Jahre in ihren kleinen Kolonien an der Küste, bis sie sich durch ihren Fleiß ein kleines Vermögen erworben haben, worauf sie nach Hause zurückkehren, während Andere ihrer Landsleute ihre Stelle einnehmen. Es sind verständige und unternehmende Leute, und was Muskelkraft und Körperverhältnisse anbelangt, so gibt es kein Volk in der Welt, das sie überträfe. Ihr Kriegstanz, mit welchem sie zuweilen in den langweiligen Stunden einer Windstille, was an der afrikanischen Küste so häufig ist, das Schiffsvolk unterhalten, soll ein sehr imposantes Schauspiel bieten.

Vermischte Nachrichten.

Die französische Armee hat abermals einen ihrer alten Generale verloren. Der Generallieutenant Graf Charpentier, Großoffizier der Ehrenlegion, ist am 14 Oktober auf seinem Landgute Oigny im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens verschieden. Der General Charpentier nahm im Jahre 1791 als Kapitän des ersten Bataillons der Aisne die Waffen. In den ersten Feldzügen der Revolution zeichnete er sich durch seinen Muth und seine Fähigkeiten aus, und stieg in kurzer Zeit bis zum Brigadegeneral. Als solcher wurde er im Jahre 1799 durch einen Schuß in den Unterleib verwundet und verzichtete schon auf sein Leben. Im Jahre 1804 zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabs der italienischen Armee ernannt, bekleidete er diese wichtigen Funktionen acht Jahre und erwarb sich nicht bloß die Achtung, sondern auch die Freundschaft des Prinzen Eugen, des damaligen Vizekönigs von Italien. Noch im Anfange des russischen Feldzugs 1812 befand sich der General Charpentier in der Eigenschaft als Chef des Generalstabs im Gefolge des Prinzen Eugen. Erst nach der Einnahme von Witepsk und Smolensk ließ Napoleon, der die eroberten russischen Provinzen organisiren wollte, den General Charpentier mit dem Titel eines Generalgouverneurs dort zurück. Der unglückliche Rückzug erfolgte. Charpentier machte ihn mit als Chef des Generalstabs des Fürsten von Eckmühl und übernahm später das Kommando einer Infanterie-Division des eilften Korps, die sich rühmlich in den Schlachten von Lützen, Bautzen und Hanau auszeichnete. Im Feldzuge von 1814 übergab Napoleon dem General den Befehl über eine Division der jungen Garde, an deren Spitze Charpentier unter den Mauern von Paris noch einen ruhmvollen Widerstand leistete. Charpentier lebte seitdem in Zurückgezogenheit; seine Freunde rühmen seine Rechtschaffenheit, seinen freimüthigen Charakter, seine Herzensgüte und freundliche Gesprächigkeit.

•

Der berühmte Nadir Schah sagte, als man ihm die Nachricht brachte, die Türken seyen an der Gränze seines Landes! „Laßt uns darüber unbesorgt seyn; die Osmanlis haben bloß zwei Hände, die eine brauchen sie, um ihren Turban, die andere, um ihre Hosen zu halten; hätten sie noch eine dritte, so würden sie damit ihre Pfeife halten."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 311. 7 November 1831.

Die Ruinen von Palenque.*)

Diese Ruinen, welche den dem alten Amerika gemachten Vorwurf der Barbarei entkräften, nehmen eine Strecke von mehr als zwanzig (engl.) Meilen längs dem Gipfel des Gebirgsgrates ein, welcher das in dem Distrikt Peten gelegene Land der wilden Maya-Indianer von dem Staate Chiapas trennt, und müssen vor Alters eine Stadt sammt Vorstädten gewesen seyn. Die vorzüglichsten Gebäude befinden sich an den hervorragendsten Punkten, und an mehreren derselben, wo nicht an allen, waren Treppen angebracht. Die untern Räume, die Treppen, so wie Alles, was die Unbild der Zeit noch verschont hat, bestehen aus Stein und Gyps.

Das vorzüglichste Gebäude, welches ich entdeckt und Palast genannt habe, besteht aus mehreren Quadraten, und seine Haupthallen oder Galerien laufen von NNO nach SSW. Der Abweichung des Kompasses gemäß, welche hier 9° östl. beträgt, ist diese Richtung und ihre Perpendikularlinie bei allen Gebäuden, die ich untersuchte, ihre Lage mochte auch seyn, welche sie wollte, genau beobachtet worden, was um so merkwürdiger ist, da dieser Umstand seinen Grund nicht in der Anlage der Straßen hat, denn es gibt hier keine solchen regelmäßigen Verbindungen zwischen den Häusern. Diese bestehen aus acht Fuß breiten Galerien, welche durch Mauern von drei Fuß Dicke getrennt sind, und zwei Reihen solcher Galerien bilden ein vollständiges Haus. Die Höhe der Mauern bis zur Dachrinne beträgt 9 Fuß und von da bis zur Spitze, auf welcher das mit Fußbreiten horizontalen Steinen bedeckte Dach ruht, abermals 9 Fuß. Der Raum zwischen den innern Dächern der beiden Galerien war ursprünglich ausgefüllt, enthielt jedoch breite Nischen, welche jetzt meist mit Gebüsch und Bäumen überwachsen sind.

Die Steine, aus denen alle Gebäude bestehen, sind ungefähr 18 Zoll lang, 9 breit und 2 dick, und mit Mörtel zusammengefügt; sie laufen schräg, wenn sie ein Dach bilden, außerdem aber liegen sie horizontal. Die äußern Dachrinnen werden von großen, ungefähr zwei Fuß weit hervorragenden Steinen getragen; in den Hallen befinden sich eine Menge Thüren, und die Stellen, wo die Balken des Dachstuhls ruhten, sind noch zu sehen, das Holzwerk aber gänzlich verschwunden. Wenn die Thüren von Holz und geschlossen waren, so müssen alle diese Wohnungen sehr dunkel gewesen seyn, denn die, obschon zahlreichen Fenster bestehen nur aus kleinen, ohne besondere Ordnung angebrachten, runden und viereckigen Oeffnungen; überhaupt scheinen die Architekten nicht aus Unwissenheit, sondern vorsätzlich jede Symmetrie vermieden zu haben. Außer jenen Nischen in den Dächern und den Fenstern sieht man in den Mauern noch viele Oeffnungen von zwei Fuß Breite, ungefähr von der Gestalt eines römischen T, die aber, obgleich sie ganz durch die Mauern gehen, doch in der Mitte durch eine Scheidewand von Stuck getrennt sind; ihren Zweck kann ich mir nicht erklären.

In mehreren Höhlungen in den Mauern findet man steinerne Pfeiler von 6 Zoll bis zu einem Fuß Höhe; einige sind so stark, daß man das stärkste Thier an sie fesseln könnte, andere dagegen wieder außerordentlich zart; man findet sie hoch und niedrig angebracht, und nicht immer stehen sie einander gegenüber.

Die Fronte des Palastes hat fünf hohe und breite Thüren, wie man sie an allen Gebäuden sieht; an jedem der Pfeiler, welcher sie von einander trennt, befindet sich eine aufrechtstehende menschliche Figur in erhobener Arbeit, von denen es aber fast überall schwer zu bestimmen ist, ob sie Männer oder Frauen vorstellen sollen, da ihre Kleidung fast dieselbe zu seyn scheint. Das Haupt ist mit hohen Federn, die bloße Brust mit einem Halsbande, zuweilen auch mit einem Palatin und die nackten Arme mit Armbändern geziert; die Hüften sind von einem mit Zierrathen besäten Tuch umgürtet, dessen fein gearbeitete Enden zwischen den Schenkeln herabhängen, die, so wie die Füße, ebenfalls nackt sind. Einige dieser Figuren zeichnen sich durch die unverhältnißmäßige Höhe ihres Hauptschmuckes und das unnatürliche horizontale Hervorragen der Schleifen und Enden der Schärpe aus, welche das Tuch festhält; alle Köpfe sind im Profil, und viele von den Figuren halten lange Stäbe in den Händen, welche statt der Knöpfe mit Gegenständen geziert sind, deren Bedeutung nicht zu entziffern ist. Waffen bemerkt man auf diesen Basreliefs nicht; auch hat man nie andere gefunden als Pfeil und Lanzenspitzen von Feuerstein, denen ähnlich und größer, welcher sich die wilden Indianer noch jetzt bedienen. Auch findet man Figuren, welche auf den Fersen sitzend dargestellt sind,

*) Die obenstehende Notiz über die Ruinen von Palenque, von denen bis jetzt noch die Geographie und Alterthumskunde von Mittelamerika eine genaue Beschreibung vermißte, rührt von dem Obristlieutenant Galindo, dem Kommandanten der Provinz Peten her, der von seinem Besuche dieser merkwürdigen Ruinen in der Literary Gazette vom 15 Oktober d. J. Nachricht gab. A. d. R.

und die der gemeinen Volksklasse anzugehören scheinen; sie haben Tücher ohne Zierrathen und tragen keinen Hauptschmuck. Die Schärpen u. dergl., so wie auch viele der Schriftzüge, waren allem Anscheine nach gemalt.

Der große, zirkelförmig gewölbte Haupteingang des Palastes, der die beiden Frontgalerien mit einander verbindet, und unter welchem ich übernachtete, hatte nie eine Thüre; hinter der zweiten Galerie führen Stufen nach einem innern Hofraume hinab, an denen sich auf jeder Seite auf eingemauerten Steinen drei kolossale Büsten in erhobener Arbeit befinden. In einem andern Hofraume sieht man die Ruinen eines viereckigen Thurmes, die noch jetzt, nachdem ihre Spitze eingefallen ist, 160 Fuß Höhe haben; die Stufen, welche im Innern des Thurmes aufwärts führen, sind rechtwinkelig, und eine Reihe von Thüren und Fenstern sind regelrecht angebracht. In einer der Galerien des Palastes befindet sich eine Art Gemälde auf einem eirunden Steine von ungefähr 6 Fuß Durchmesser; die Figuren sind in erhobener Arbeit, und tragen noch Spuren, daß sie einst bemalt waren. Eine Frau, so gekleidet wie die oben beschriebenen Bilder, sitzt mit gekreuzten Füßen auf einem Sessel oder Sopha, eben groß genug für sie, das auf jeder Seite mit einem Thierkopf, der ein Halsband trägt, geziert ist; eine andere Figur, dem Anscheine nach ein altes Weib, bekleidet mit Schärpe und Tuch, das einem Plaid oder schottischen Mantel von gestreiftem Zeug ähnlich ist, überreicht der sitzenden Frau knieend ein menschliches Haupt mit einem dicken Federstrauß geschmückt. Die Rückseite des Hauptes ist gegen die Frau gekehrt, die es ernst betrachtet, Trauer und Schrecken sind auf ihrem Gesichte sehr gut ausgedrückt; ihre rechte Hand hat sie auf das Herz gelegt, und die linke ruht auf dem Schenkel.

Im obern Theile des Gemäldes befinden sich einige viereckige beschriebene Täfelchen; die Wand umher ist von verschiedener Farbe, und in dem Karnieß oberhalb sieht man eine Inschrift, welche auf zwei horizontalen Reihen kleiner, viereckiger Täfelchen gemalt ist. Hier befindet sich der Haupteingang zu den Gewölben, welche unter dem Palaste hinlaufen; ich untersuchte sie bei Fackelschein, wurde aber dabei von den großen Fledermäusen, die diese Ruinen bewohnen, sehr beunruhigt. Ueber diesem Haupteingang sieht man, ebenfalls in erhobener Arbeit, auf einer Seite ein Kaninchen und auf der andern eine mißgestaltete menschliche Figur, beide mit Filigranverzierungen, welche wahrscheinlich Zweige und Federn vorstellen, umgeben. Die Bauart dieser unterirdischen Gewölbe gleicht der der Gebäude über der Erde. Ein weiblicher Kopf über einem der Eingänge, aus dessen Nase ein Schmuck herabhängt, scheint den Schmerz oder den Schlaf vorzustellen; dieser Umstand, und daß jene Gewölbe eine Anzahl von Steinen in Gestalt von Ruhebetten enthalten, läßt vermuthen, daß sie zu Schlafgemächern dienten.

(Schluß folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Kindermord, Polygamie und andere dergleichen barbarische Sitten sind seit der Einführung des Christenthums verschwunden, obgleich die von den Neubekehrten von Zeit zu Zeit erhobenen Bedenklichkeiten und Anfragen, noch die Neigung ihres Geistes zum Aberglauben beurkunden. Diese Anfragen sind manchmal von einer Art, die „von Seite der Kasuisten große Behutsamkeit und Kenntniß des Denk- und Gefühlvermögens der Eingebornen erfordern, um ihnen befriedigende Antworten zu geben.“ Solche Anfragen waren z. B. folgende: Darf man von einem Fische essen, der mit einem Netze gefangen worden ist, das ein das Gesetz übertretender Mann verfertigt hat? Entheiligt man den Sabbath, wenn man einige Steine ins Wasser trägt, um die Fische nicht entkommen zu lassen? u. dgl. mehr.

Besonders interessant ist die neue Gesetzgebung, und die auf den Inseln, wie in Raiatea eingeführten Geschwornengerichte und Gerichtsverhandlungen.*) Bei allen diesen Tribunalen ist die Gerechtigkeit schnell, die Strafe gewiß. Die meisten Verbrechen, die hier zur Entscheidung kommen, sind Rückfälle in den alten heidnischen Aberglauben; doch kommen häufig auch andere Fälle vor. Einen solchen Gerichtshof beschreibt das Tagebuch der Missionäre, wie folgt:

„So eben wohnten wir hier einer gerichtlichen Sitzung bei. Dicht an der Kapelle steht ein prächtiger Puran-Baum; um ihn herum und unter seinem weit verbreiteten Schatten sind Bänke als Sitze aufgeschlagen, die ungefähr fünf und zwanzig Fuß in der Breite einnehmen. Man hat sich nicht die Mühe genommen, den Boden zu ebnen, der mit Gestein bestreut ist. Die Richter nahmen ihren Sitz auf den Bänken. Die meisten derselben waren einst Häuptlinge zweiten Ranges, die von höherem standen unter Pomare zu Taheiti. Sie waren hübsch in Puran-Matten und einheimisches Tuch gekleidet, trugen Strohhüte und hatten ein sehr würdiges Ansehn. Es waren ihrer dreißig, unter ihnen führte einer Namens Tapuni den Vorsitz, und war deßhalb durch ein Büschel schwarzer und rother Federn auf seinem Hute vor den übrigen ausgezeichnet. Hunderte von dem Volke umringten das Viereck, innerhalb dessen die Richter saßen. Nun wurden zwei junge Leute hereingeführt, die sich ruhig am Fuße des Baumes niedersetzten. Dieß waren die Angeklagten; man beschuldigte sie, einige Brodfrüchte gestohlen zu haben. Schweigen und Ernst herrschte unter der Versammlung. Tapuni erhob sich nun und befahl den Jünglingen aufzustehen, was sie auch unverzüglich thaten. Nachdem er ihnen ihr Verbrechen vorgehalten hatte, was nicht zu läugnen war, da sie auf frischer That ergriffen worden waren; so bemerkte er ihnen, daß sie sich einer Empörung schuldig gemacht, indem sie das Gesetz gebrochen, die Autorität des Königs verachtet und ihrem Vaterlande eine Schmach angethan. Einer der jungen Leute gestand hierauf aus freiem Antriebe, er habe den Diebstahl begangen und seinen Gefährten überredet, mit ihm die Beute zu theilen. Zeugen werden bei solchen Fällen selten vernommen, da die Angeklagten meist freiwillig ihre Schuld bekennen und der Gerechtigkeit des Gerichtshofes unbedingt vertrauen. Dieß ist ein merkwürdiger Umstand, und wir erhielten die Versicherung, daß diese Aufrichtigkeit einen Zug ihres Nationalcharakters bildet. Hier-

*) Das neue Gesetzbuch von Huaheine wird das Ausland in einem spätern Artikel mittheilen. A. d. R.

auf erfolgte eine kurze Unterredung der Richter in Betreff des Utua oder der Strafe, da sie Faabapa oder schuldig befunden wurden. Der Richtspruch wurde durch den Mund des Vorsitzers ausgesprochen und die Angeklagten verurtheilt, daß jeder vier Faden an einer Mauer bauen sollte, die man gerade um ein Feld zog, das dem Könige gehörte. Die Verurtheilten haben in solchen Fällen die Erlaubniß, sich die gelegenste Zeit zur Erstehung ihrer Strafe auszuwählen, und gewöhnlich helfen ihnen ihre Freunde, die jedoch dazu um Erlaubniß nachsuchen müssen, bei ihrer Strafarbeit. Wir sahen einen alten Vater, der seinem Sohn auf diese Art bei einer Arbeit half, die jedoch zur Zufriedenheit eines dazu bestellten Aufsehers ausfallen muß. Bemerkenswerth ist auch bei diesem Rechtsverfahren, daß der Verurtheilte nach Ausspruch des Urtheils befragt wird, ob er damit einverstanden sey, worauf man meistens bejahend antwortet. Man wird nicht läugnen, daß in der einfachen Feierlichkeit dieser gerichtlichen Verhandlungen etwas sehr Patriarchalisches liegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Fälle von Menschenfresserei auf Neuseeland.

Eine Zeitung von Van Diemens Land, „der Tasmanian“ vom 28 Januar d. J. enthält die Erzählung von einer Reihe auf dem Südende des nördlichen Neuseelands vorgefallener Gräuelthaten, die nur allzusehr beweisen, daß die Einwohner dieser Insel noch fortwährend in der tiefsten Verwilderung leben. Auf der oben bezeichneten Seite der Insel beherrschen gegenwärtig zwei Häuptlinge, Hecho und Roboloh genannt, einen Landstrich, dessen Bevölkerung häufig mit andern Stämmen und den benachbarten Inseln in Krieg verwickelt ist. Die Veranlassung dazu theilte Kapitän Briggs der obenerwähnten Zeitung in folgendem Berichte mit.

Hecho wird von dem Kapitän als ein ausgezeichnet schöner junger Mann von kaum fünf und zwanzig Jahren beschrieben. Sein Vater, Namens Paie, war vor einigen Jahren in England gewesen, und hatte hier eine so gute Aufnahme gefunden, daß er bei seiner Rückkehr sich als einen Feind von allen Denen erklärte, die ein englisches Schiff angreifen oder einem Engländer Leides thun würden. Bald darauf hatte ein Häuptling an der südöstlichen Küste den Kapitän Downie und die Mannschaft der Brigg „Samuel,“ die hier gegen Flinten, Pulver und Eisenwerk Flachs und andere neuseeländische Produkte einhandeln wollten, zu Gefangenen gemacht und gefressen. Derselbe Volksstamm hatte auch einen Bootsmann und die Bemannung eines Boots des königlichen Schiffs „Warspite“ erschlagen und gefressen. Um diese an Engländern verübten Gewaltthätigkeiten zu rächen, war Paie mit seinen Verbündeten und dem Klan des Häuptlings Robulloh im Jahre 1822 ausgezogen, hatte den feindlichen Stamm überfallen, Alles, was Widerstand leistete, niedergemacht und die Gefangenen gleichfalls aufgefressen. Nicht damit zufrieden, waren hierauf die Sieger von Blutdurst trunken auch auf Bank's Eiland in gleichfeindlicher Absicht gelandet, fanden aber den Häuptling desselben, Mareinewie, so gut zum Widerstande gerüstet, daß Paie völlig geschlagen, gefangen genommen und sammt einem Engländer, Namens Smith, der dem Streifzuge sich angeschlossen hatte, gleichfalls gefressen wurde. Robulloh entkam und dürstete nun mit dem Sohne des gefressenen Paie, dem obengenannten Hecho, nach Rache. So standen die Sachen, als Kapitän Briggs auf dem Schiffe „der Drache“ an der Küste des Gebietes dieser Häuptlinge landete. Anfangs versuchten diese, den Kapitän zu bewegen, ihnen sein Schiff zu einem Zuge gegen Mareinewie zu leihen, und versprachen ihm dafür eine ganze Ladung Flachs zum Lohne. Bei den dabei entstandenen Unterhandlungen zeigten sie sich gar nicht als ungeschickte Diplomaten; sie stellten dem Kapitän vor, Paie sey in England und der Freund der Engländer gewesen; Mareinewie habe ihn getödtet und gefressen, und allein so vielen Weißen dasselbe Schicksal bereitet, als alle Neuseeländer insgesammt; es sey somit die Pflicht des Kapitäns, ihnen Beistand zu leisten. Indeß lehnte Kapitän Briggs die Zumuthung ab; nicht so der Kapitän eines andern Schiffes, den Briggs vor der Hand und bis zur eingeleiteten Untersuchung nicht öffentlich nennen zu dürfen glaubte. Es war dieß eine schöne Brigg von zweihundert Tonnen, und die Häuptlinge kamen mit dem Kapitän derselben überein, daß er sie und ihre Mannschaft nach Mareinewie übersetzen sollte, wo sie einen Vertilgungskrieg zu führen vorhatten. Am 22 Oktober des vergangenen Jahres ging die Expedition wirklich auch unter Segel; die zwei Häuptlinge mit ungefähr hundert bewaffneten Kriegern waren am Bord des englischen Schiffes, das von einer ansehnlichen Flotte von Kriegskanoe's begleitet wurde. Kapitän Briggs blieb inzwischen an der Insel vor Anker und setzte seinen Tauschhandel mit den Eingebornen fort. Am 11 November sah er die Expedition siegreich zurückkehren. Mareinewie war überfallen und mit seinem Weibe und seiner Tochter, einem schönen Mädchen von fünfzehn Jahren, gefangen worden, während Alles, was von seinem Volke nicht durch die Flucht entging, niedergemacht wurde. Der Kapitän des englischen Fahrzeugs erzählte nun dem Kapitän Briggs, bei ihrer Ankunft in dem Hafen von Bank's Eiland habe Hecho und Robulloh ihre Mannschaft zwischen den Klippen der Insel verbergen lassen und sich selbst in dem Schiffsraume versteckt. Mareinewie habe sogleich an die Europäer, die seiner Meinung nach nur des Handels wegen gekommen schienen, gesendet, um Handelsverbindungen mit ihnen zu eröffnen. Für die Erlaubniß, mit seinem Volke Handel zu treiben, verlangte er von den Fremden ein Doppelgewehr als Tribut, was ihm auch bewilligt wurde. Der Handel begann und Mareinewie, ohne etwas von dem Schicksal zu ahnen, das seiner am Bord des englischen Schiffes harrte, war dahin zu einem Besuche gekommen. Kaum hatte er sich aber in der Kajüte niedergesetzt, als Hecho und Robulloh aus ihrem Verstecke sich auf ihn stürzten, während ihre Begleiter sein Gefolge angriffen. Mareinewie, der zu spät den Verrath einsah, wurde überwältigt und gefangen.

Nun gingen die Neuseeländer unter dem Schutze der Nacht ans Land, nahmen Mareinewie's Weib und Tochter gefangen und sendeten sie an Bord. Dann begann eine Scene von Blutbad, die sich nicht beschreiben läßt. Die ganze Bevölkerung des Ortes wurde niedergemacht, nur Wenigen gelang es, durch die Flucht zu entkommen. Fünfzig ungefähr ließ man nur deßhalb leben, um sie bei dem Feste, das der Sieger bei ihrer Rückkehr harrte, im Triumphe aufzuführen. Bei Tagesanbruch sah man vom Schiffe aus die Neuseeländer am Ufer beschäftigt, die Leichname der Erschlagenen förmlich auszuweiden, in Stücke zu hauen und in Körbe einzupacken. Das englische Schiffsvolk konnte nicht genug das Grauenvolle dieses Anblickes schildern. Der ganze Tag wurde mit Einsalzen und Einpacken der Köpfe und Körper zugebracht. Unter den Erschlagenen befand sich auch eine schöne junge Frau, die nahe ihrer Entbindung war; die Unmenschen schnitten ihr den Leib auf und warfen das Kind und den Leib den Schweinen vor; ihr Kopf wurde eingesalzen.

Am 11 November landete die Brigg mit ihrer Ladung von lebendigem und todtem Menschenfleisch an Neuseeland, und nun begannen die Vorbereitungen zum Siegesfeste. Die Gefangenen wurden ans Land gebracht und mußten sich in einer Reihe am Ufer niedersetzen. Dann wurden die Körbe mit dem eingesalzenen Menschenfleisch, die gerade groß genug waren, einen in Stücken gehauenen Leib zu fassen, ans Ufer gebracht. Kapitän Briggs zählte solcher Körbe ein Hundert. Dann begann der Kriegstanz, die furchtbarste Art, sich zu freuen, die ein Mensch sich denken kann. Die Krieger völlig nackt, ihr schwarzes Haar in der Luft fliegend, in der Linken einen Menschenkopf, in der Rechten eine Flinte mit Bajonnett, die sie in der Mitte des Laufes gefaßt hielten, sprangen unter einem Gesange, würdig ihrer wilden Bewegungen und Gliederverrenkungen um die Gefangenen her, die sie jeden Augenblick zu durchbohren drohten. Allein es geschah denselben weiter nichts zu Leide; kein Einziger wurde getödtet, und Alle als Gefangene unter die Häuptlinge vertheilt. Nur ein alter Mann und ein Knabe wurden ausgesucht, um ihrem Rachedämon geopfert zu werden. Nun machte man Anstalten zum Feste, bei welchem diese beiden Unglücklichen geopfert und gefressen werden sollten. Zum Schmause, der hiemit verbunden war, wurden gegen hundert Körbe mit Kartoffeln und einer Art grünem Kraute von vortrefflichem Geruche und eben so viele Körbe mit Menschenfleisch herbeigebracht. Nun führte man den alten Mann zur Hinrichtung vor, wobei ihm der Kopf seines Sohnes, dessen Leib sich unter den Gegenständen der höllischen Mahlzeit befand, um den Hals gebunden war. Hier

erschienen auch zum ersten Male einige Weiber, die diesen Scheußlichkeiten bis jezt noch fern geblieben waren. Wahrscheinlich waren Söhne und Männer derselben vordem gleichfalls von dem feindlichen Stamme erschlagen und gefressen worden; sie rauften dem wehrlosen alten Manne Haupt- und Barthaar, stachen ihn mit einem Fischzahn und thaten ihm alle erdenkliche Martern an. Kapitän Briggs, der Zeuge dieser Szene war, bot Alles auf, dem alten Manne und dem Knaben das Leben zu retten. Schon hatte aber ein Wilder die Streitaxt erhoben, um dem Knaben den Kopf zu spalten, als Kapitän Briggs unwiderstehlich sich getrieben fühlte, den Arm des Unmenschen aufzufangen — ein Wagstück, vor dem ihm selbst nachher schauderte. Durch Bitten und Drohungen gelang es endlich, den Knaben gänzlich aus ihren Händen zu retten; den Greis schonte man noch vorläufig. Allein am andern Tage führten sie ihn nach einer anderen Gegend der Insel, wo sein schreckliches Loos entschieden wurde. Der Knabe lebt noch gegenwärtig zu Hobart Town voll Dankbarkeit gegen seinen Retter. Kapitän Briggs kaufte ihn durch Flinten und Schießpulver los. Die Scheußlichkeit des Mahles selbst übergehen wir billig mit Stillschweigen, nur soviel sey gesagt, daß Hecho, Robulloh und ihre Leute den ganzen Inhalt der Körbe verzehrten, obgleich er bei der heißesten Jahreszeit, die damals gerade herrschte, größtentheils schon in Fäulniß übergegangen war.

Während dieser grauenvollen Vorfälle war Mareinewie auf der englischen Brigg, die ihn so verrätherisch in die Hände seiner Feinde gelockt hatte, gefesselt zurückgeblieben. Während der Ueberfahrt von der Bank's Insel hatte dieser Häuptling und sein Weib, wohl wissend, welches Schicksal sie erwarte, ihre Tochter erwürgt, um ihr die Martern zu ersparen, denen sie entgegen sahen. Der Kapitän legte daher den Häuptling und sein Weib in Fesseln, um sie am Selbstmorde zu hindern. Am 12 November wurden sie von Robulloh an's Ufer gebracht und in's Innere des Landes geführt. Kapitän Briggs konnte nichts von ihrem endlichen Schicksale erfahren; aller Wahrscheinlichkeit nach aber wurden sie auf die bei diesen Wilden gebräuchliche Weise, unter allen möglichen Qualen umgebracht. Kapitän Briggs hörte nur noch, man werde Mareinewie's Herz der Mutter Hecho's, der Wittwe Pale's, zu essen schicken, da dieser von Mareinewie gefressen worden war; Robulloh sollte das Gehirn, Hecho die Augen, Hecho's Schwester die Zunge des Häuptlings erhalten und der übrige Leib als Geschenk an befreundete Häuptlinge im Innern des Landes vertheilt werden.

Nottingham-Schloß.

(Aus dem Hofjournal.)

Die Umgebung von Nottingham, wenn man sich dem Schlosse auf dem Wege von Oakham nähert, ist ungemein malerisch und schön. Die Brücke, auf der man über den Fluß geht, welcher sich wie eine silberne Schlange in grünemaillirtem Felde hinwindet, führt nach Mary's Hill, ein Dorf, dessen Häuser sich an Felsen anlehnen und zum Theile davon überhangen werden. Diese Felsen ziehen sich links um die Ortschaft hin und umgeben sie auf dieser einen Seite mit einem natürlichen Walle, und zuhöchst auf demselben, in gebieterischer Lage, stand Nottingham-Schloß, der Siz des Herzogs von Newcastle. Wenige Burgen haben in der englischen Geschichte einen so berühmten Namen als dieses alte Gebäude, das jezt durch die Hand des ergrimmten Volkes in einen Schutthaufen verwandelt liegt. Könige verweilten in seinen Mauern, hielten hier ihren Hof, ihre Feste und Turniere. Hier lebten der verbrecherische Mortimer, Earl von March, und die ausschweifende Gemahlin Königs Eduard II offen in ehebrecherischer Gemeinschaft, bis endlich ihr Sohn, unterstüzt von den Lords Moiens, Clifford, Sir John Neville, Sir Eduard Bohun und Andern, es unternahmen, England von dem Joche des übermüthigen und raubsüchtigen Ministers zu befreien. Die Art, wie sie ihr Vorhaben ausführten, klingt fast etwas romantisch. Das Schloß stand in guter Hut, und die Schlüssel des Thores wurden alle Nacht in das Schlafgemach der verwitweten Königin gebracht. Es mußte daher erst Jemand im Innern des Schlosses gewonnen werden. Der Kastellan Sir William Eland hatte einen unterirdischen halb verfallenen Gang entdeckt, durch den er den König und sein Gefolge einließ; der Verräther wurde sodann in einem an das Gemach der Königin stoßenden Zimmer ergriffen und nach kurzem Prozesse zu Elmes an den Galgen gehängt. Dieser unterirdische Gang besteht noch und wird bis auf diese Stunde noch „Mortimers Höhle" genannt. Das jüngst zerstörte Wohngebäude gehört einer spätern Zeit an; nur wenig von der alten Burg war davon noch zu sehen. Sein Eigenthümer, der Herzog von Newcastle, hielt sich hier nur selten auf, obgleich die Umgebungen höchst anmuthig sind. Die innere Einrichtung des Schlosses war noch aus dem vorigen Jahrhunderte, aber prachtvoll. Die Gemächer waren von edlen Dimensionen und mit Geräthe von halbmodernem Geschmacke versehen. Im Gesellschaftssaale, der eine weite Aussicht darbot, gab es schwere Sammtvorhänge und Kabinette aus der Zeit Ludwigs XIV. Der Speisesaal und die daran anstoßenden Zimmer waren vielleicht die ältesten des Hauses und mit einigen guten Familiengemälden ausgeschmückt, die in Rahmen von schwerem Schnizwerke hingen. Im ganzen Schlosse herrschte Oede und Verlassenheit. Es bot noch den Anblick Dessen, was das Landhaus eines englischen Edelmannes in frühern Zeiten war.

Der Mortimers-Gang ist schon Jahrhunderte lang mehr als zu zwei Drittheilen verschüttet. Unsre Führerin erzählte uns, sie habe etwas von einem unterirdischen Gange gehört, allein was das Wahre an der Sache sey, wisse nur der Herzog und sein Haushofmeister. Später hörte ich, daß ein früherer Besizer des Schlosses ein geheimes Gemach eingerichtet habe, zu dem aus des Herzogs Schlafgemach eine Thüre führte, um sich daraus im Falle einer Feuersgefahr oder eines Angriffs ins Freie flüchten zu können. Leztere Gefahr hatte man auch wirklich im Jahre 1745 zu fürchten, wo die Rebellen bereits bis Derby vorgerückt waren.

Die schönen Säle und Gemächer liegen jezt in Trümmern, und werden fortan nur als Ruine dem Alterthumsforscher oder Künstler bezeichnen, wo Nottingham-Schloß stand.

Vermischte Nachrichten.

Die Bestienkomödie im Drury Lane Theater zu London verfehlt nicht, eine ungeheure Zuschauermenge anzuziehen. Heider Ali oder die Löwen von Meisur ist dort wiederholt mit großem Glanze gegeben worden. „Der Dialog dieses Spektakelstücks vom größten Maßstabe," sagt hierüber „der Courier," „ist so schlecht als sich nur denken läßt, und wenn nicht die darin auftretenden Schauspieler, die unerhörtesten, die wohl je eine Bühne betraten, wenn nicht die reißenden Thiere durch das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung anzögen, so wäre es nicht auszuhalten. Herr Martin entwickelt eine große Geschicklichkeit, seine reißende Schauspielerbande zu dirigiren. In einer Scene sieht man ihn neben einer Löwin schlafen, und in einer andern wird er von einem Löwen und einer Löwin gegen einen Trupp feindlicher Soldaten vertheidigt. Er übt eine unbedingte Herrschaft über seine Bestien aus, die so zahm und gehorsam scheinen als nur irgend ein Hausthier. Auch ein Pelikan tritt auf, ohne jedoch die hochtragische Scene, wie er mit dem Blute seiner aufgerissenen Brust seine Kinder säugt, zum Besten zu geben. Zwei Boa Constrictors umwinden mit ihren riesenhaften Ringen die Kinder des Herrn Martin, der aber glücklicher als Laokoon sie alsbald aus dem Gewinde der Ungeheuer befreit. Endlich wird Herr Martin noch in einen Löwenzwinger geworfen, allein zum großen Erstaunen seiner Feinde schmiegt sich das brüllende Thier gehorsam zu seinen Füßen. Im Verlaufe des Stücks treten auch ein Lama und ein Tiger auf. Der Glanzpunkt des Ganzen aber ist in der lezten Scene Heider Ali's Einzug in Meisur, wobei zwei Elephanten von der größten Schönheit zu sehen sind."

Bei einer neuerlich gehaltenen Versammlung der Londoner „Litterary and scientific Institution" wurde über die Beschränkung der Presse in England verhandelt und dabei herausgestellt, daß in Nordamerika, wo die Zeitungen keiner Taxe unterworfen sind, acht Blätter zu New-York jährlich 1,555,416 Ankündigungen enthielten, während 600 englische und irländische Zeitungen in gleichem Zeitraume nur 1,105,000 Advertissements aufnehmen konnten; ferner, daß die Ankündigungen aller Blätter von Nordamerika jährlich sich auf 10,000 Piaster belaufen, während in Großbritannien kaum auf ein Zehntheil dieser Zahl. Ankündigungen, die in England mit 17 Dollars bezahlt werden müssen, betragen in Amerika nur 1 Dollar 50 Cent. Einrückungsgebühren. Ein Artikel, welcher in den Vereinigten Staaten jährlich 28 Dollars einzurücken kostet, muß in England mit 900 bezahlt werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 312. 8 November 1831.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Während in England und in dem nördlichen Europa überhaupt die verdorbene römische Baukunst des im Untergang begriffenen Kaiserreiches sich unter Sachsen, Normannen und Lombarden zu jenem prachtvollen und großartigen Style ausgebildet hatte, den man gewöhnlich mit dem Namen des gothischen bezeichnet; während Künstler von einem Genius beseelt, der jede Krone der Unsterblichkeit verdiente — wiewohl eine seltsame Laune des Geschickes fast alle ihre Namen verlöscht hat — in diesen Ländern die ganze unerschöpfliche Kraft ihrer Erfindungskraft walten ließen und Werke schufen von unendlicher Neuheit, von kühnen und prachtvollen Conceptionen — hatten sich die Baukünstler Italiens nicht aus der ihnen von dem Alterthume vorgezeichneten Bahn zu entfernen gewagt; vielmehr fuhren sie mit mühseliger Beharrlichkeit fort, die Ordnungen, die ihnen ihre Vorfahren als Muster hinterlassen hatten, nachzuahmen, durcheinander zu mischen und zu versetzen. Mit dem Sitze des Kaiserthums waren auch die Künste nach Konstantinopel gewandert, und als Padua und Venedig ihren neuerworbenen Reichthum in Erbauung großer Kathedralen glänzen lassen wollten, mußten sie in der Hauptstadt des morgenländischen Reiches, wo die Sophienkirche bereits für die östliche Welt Gegenstand der Bewunderung war, nach geschickten Baukünstlern suchen. Als aber die altrömische Baukunst wieder auflebte, als ihre Denkmale unter dem Schutte hervorgegraben, als die Handschriften des Vitruvius entziffert wurden, da fing man an die östliche, oder in Italien sogenannte lombardische Architektur nach den klassischen Originalen zu regeln. Brunelleschi, berühmt, zuerst die Kuppelwölbung am Dom von Florenz versucht zu haben — Bramante, der ursprünglich den Riß zur Peterskirche entwarf — Michel Angelo, der ihn vollendete, und alle Baukünstler jener Zeit hingen dem Vitruvischen Systeme an, obgleich sie es nach ihren eigenen Erfindungen und Phantasien gestalteten, bis endlich Palladio zur einfachen und korrekten Schönheit des Alterthumes zurückführte.

Um diese Zeit war der Verkehr zwischen den verschiedenen europäischen Staaten vielfältiger geworden, und der Ruf der italienischen Baukünstler erregte große Aufmerksamkeit in England, wo die Baulust nicht minder groß und allgemein war als in Italien selbst. Unter der glorreichen Herrschaft der Königin Elisabeth wetteiferte der englische Adel und die fürstlichen Eigenthümer mehr als je in der Pracht ihrer Wohnungen mit einander. Die mächtigen Häuser aus der Tudor Zeit mit ihren Mauerzinnen, Erkervorsprüngen laubwerkverzierten Fenstern, Tuffsteinskulpturen, Gibelzacken und gewundenen Kaminschäften genügten, so reich und kostbar sie an sich waren, nicht mehr. Viele, um die Bewunderung ihrer Landsleute zu erregen, gaben den einheimischen Baustyl auf und ließen aus der Fremde Zeichnungen und sogar Künstler kommen. Italienische Architekur wurde allmählich Mode, und selbst wenn man de vaterländischen Baukunst noch im Ganzen treu blieb, so wurden dennoch Verzierungen von der italienischen geborgt. Vor Allem wurde das Portal oder der Thorweg, als der am meisten ins Auge fallende Theil des Hauses, mit den exotischen Neuerungen zu beiden Seiten des Eingangs verziert, und manchmal ein zweites und drittes Stockwerk mit Pilastern, die den verschiedenen griechischen Ordnungen angehörten, errichtet; das niedrig gesprengte Tonnengewölbe aus der Tudor Zeit, der tiefe, zierliche und leichtschwebende gothische Bogen wich dem Vitruvianischen Architrav, der von den vorspringenden Tragebalgen ungeschickt durchschnitten wurde. Das Portal der Milton Abtei, das zu Heinrichs VIII Zeit erbaut wurde, ist eine der ersten Neuerungen dieser Art, Unter-Marneyhall in Esser eine zweite. Dieses Gebände besteht aus einem regelmäßig angelegten Viereck von Backsteinen. Der Thorthurm ist zu beiden Seiten von hohen schlanken achteckigen Thürmchen mit eng aneinander stehenden Fenstern umgeben, oben aber statt der Zinnen mit Laubwerk von Lotusblättern und Rollen versehen, während die Gesimse der hohen Fenster oben in verfälschten jonischen Kapitälern enden; alle diese Verzierungen sind aus Backsteinen gearbeitet. Zunächst wurden die Kuppeln eingeführt, die in Italien so großen Lärm erregten. Die Land-Edelleute beeiferten sich um die Wette, Miniaturkuppeln an ihren Häusern anbringen zu lassen. Man bediente sich ihrer zur Bedachung der hohen Thürme, die den Eingang des Gebäudes bildeten oder an seinen Ecken standen, sie mochten nun rund, viereckig oder polygon seyn; darüber errichtete man vergoldete Wetterhähne. Die Brustwehren oder dem Portale und an den hervorspringenden Fenstererkern wurden zu gleicher Zeit gegen Gesimsverzierungen ausgetauscht, und Büsten der zwölf Cäsaren und ähnliche Sinnbilder traten an die Stelle der alten heraldischen Thiere und Schilde. Dann wurden alle gezackten Zinnen entfernt und die Parapete in

allerhand fantastische Kerben und Rollen ausgeschnitten, oder mit eiförmigen Oeffnungen durchbrochen, und mit Obelisken, Kugeln, Büsten, Statuen und andern seltsamen Verzierungen ausstaffirt. Dergleichen Zierrathen liefen nun auch oft an den Seiten der Giebeldächer hinauf, die manchmal ganz der horizontalen Balustrade weichen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Palenque.

(Schluß.)

In der Nachbarschaft des Palastes liegt auf einem höhern Hügel als dieser, zu dem ein sehr steiler Aufgang führt, ein Gebäude, welches ich die Schule genannt habe; es hat fünf Eingänge, an denen noch Spuren vorhanden, daß sie ehemals mit hölzernen Thüren versehen waren. An den Pfeilern oder Mauern, die sie von einander trennen; befinden sich ganze Figuren von ungefähr sechs Fuß Höhe, von denen eine mit einem, am Busen mit Franzen gezierten, und kaum bis an die Knöchel reichenden Weiberunterrock bekleidet ist; sie trägt eben so wie noch eine andere Figur ein nacktes Kind, aber nicht wie die neuern indianischen Frauen aufgehockt sondern auf dem rechten Arm. In den innern Mauern dieses Gebäudes stößt man auf drei große Quadrate von Stein, welche durch eingeschnittene Linien in 240 gleiche, ungefähr 6 Zoll in's Gevierte haltende Felder getheilt sind; zwölf laufen von Oben nach Unten und zwanzig von einer Seite nach der andern. Diese Felder enthalten verschiedene Charaktere in erhobener Arbeit z. B. ein gleichschenkeliges Kreuz von einer doppelten achteckigen Einfassung umgeben, eine Arabeske fast ganz von der Gestalt der Lilien in dem französischen Wappen u. s. w.; die nämlichen Charaktere findet man nur sehr selten wiederholt.

In der Nähe dieser eben erwähnten Gebäude, aber auf einem noch höhern Hügel, steht ein anderes, welches wahrscheinlich für religiöse Zwecke bestimmt war. Zwei Galerien bilden seinen Grund; die eine Fronte nimmt die ganze Länge desselben ein, die Rückseite ist in drei Gemächer getheilt. Das östliche gleicht einem Kerker, obschon der sehr schmale Eingang keine Spur einer Thür verräth, das westliche ist ein einfaches Zimmer und der mittlere Raum ist ebenfalls ohne Thüre, doch lassen die in den Wänden, bereits beschriebenen, eingemauerten Pfeiler vermuthen, daß hier Vorhänge waren. In diesem Raume steht eine kleine Kapelle mit flachem Dach; die Rückseite der Kapelle und die aus zwei Steinplatten bestehende Vorderseite, zwischen denen der Eingang sich befindet, sind mit schöner erhabener Arbeit bedeckt. Auf dem westlichen Stein stellt sich dem Beschauer ein Mann dar, der nach dem Eingang sieht; sein Kopf ist mit Federn und Zweigen geschmückt, auf deren einem ein kleiner Kranich mit einem Fisch im Schnabel sitzt. Er trägt einen Palatin, weite, bis über die halben Schenkel herabgehende Beinkleider, Bänder um die Waden, und eine Art Stiefel ohne Sohlen, welche nur den hintern Theil des Fußes bedecken, hinter dem Mann, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, kauert eine schreckliche Figur, deren Beine in einem Schweife auslaufen. Die zweite Steinplatte zeigt das Bild eines scheußlichen alten Mannes mit einem Ast im Munde.

Diesen beiden Figuren gegenüber, näher der Flur und mehr aufwärts, stehen einige der erwähnten steinernen Pfeiler, an denen wohl Opfer oder Verbrecher getödtet wurden. An der hintern Mauer innerhalb der Kapelle sind zwei kleine menschliche Figuren von denen die größere beschäftigt ist, den mit Federn geschmückten Kopf eines Mannes auf der Spitze eines Kreuzes völlig von der nämlichen Gestalt wie es bei den Christen üblich ist, zu befestigen. Die zweite Figur stellt ein Kind vor; beide sehen nach dem Kopfe, sind baarfuß und ihre Knöchel mit Zierrathen geschmückt; hinter jeder Figur befindet sich eine Reihe viereckiger Täfelchen, welche sehr nett ausgeführte Charaktere enthalten. Die Annahme, daß dies kleine Gebäude eine Kapelle gewesen sey, in welcher Menschenopfer geschlachtet wurden, ist vielleicht ein Irrthum, denn solche Opfer wurden in Gegenwart großer Volksversammlungen verrichtet, welche diese Kapelle nicht fassen konnte, daher möchte sie eher eine Art Gerichtshof gewesen seyn, wo Magistratspersonen sich mit der Rechtspflege beschäftigten. Oberhalb dieser Abtheilungen laufen zwei parallele Mauern dicht neben einander vom Boden auf bis zu einer Höhe von 80 Fuß empor; sie sind mit viereckigen Oeffnungen versehen, und zwischen beiden steigt man auf hervorragenden Steinen bis zum Gipfel empor, von wo man einer weiten Aussicht auf die nördlichen Ebenen genießt.

Ungefähr 600 Fuß unterhalb des Palastes entspringt ein klarer Bach; er quillt aus den Felsen hervor, von denen er auf eine Strecke von mehr als 300 Fuß, von seiner Quelle aus, wie von einem bedeckten Gang überwölbt ist, der seinen Krümmungen folgt. Da wo dieser Gang endet, sind augenscheinliche Spuren einer Reihe von Gebäuden, welche noch ungefähr 150 Fuß stromabwärts laufen; das Ganze ist ein seltsames Bauwerk.

Nicht weit von hier am Rande eines ungeheuren Abgrundes befindet sich ein Gefängniß, legte man einen Stein auf die Oeffnung desselben, so war es dem Gefangenen unmöglich zu entkommen, obgleich sehr hohe, in der Wand des Abgrundes angebrachte Fenster, Licht und eine weite Aussicht zuließen.

Diese ganze Masse von Ruinen ist jetzt von dichten Waldungen umgeben, und Monate möchten leicht mit deren Durchsuchung verstreichen. Meine Zeit war unglücklicher Weise sehr beschränkt, allein ich habe genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß ihre frühern Bewohner nicht nur einen hohen Grad von Civilisation, sondern auch die Kunst besaßen, Worte durch Zeichen auszudrücken, deren ich bis jetzt die Amerikaner vor der Eroberung ihres Landes nicht fähig glaubte.

Das benachbarte Land enthält auf viele Meilen weit im Umkreise noch Ueberreste der Baukunst seiner Bewohner, als: Brücken, Wasserbehälter, Denkmäler mit Inschriften, unterirdische Gebäude u. s. w. allein jene Ruinen waren unstreitig die Hauptstadt, deren Lage man für ein civilisirtes, handeltreibendes, großes Volk nicht besser wählen konnte, da sie auf ihrer Höhe einer herrlichen Temperatur genoß, hinter sich eine Gegend hatte, deren kältere Lage solchen Produkten günstig war, die unter einer wärmeren Sonne nicht gedeihen, und im Vordergrunde die ausgedehnten heißen Flächen von Tabasco und Yucatan beherrschte, von denen ersteres als

nächstes Nachbarland von großen, tiefen und schiffbaren Flüssen durchschnitten war, deren unzählige Strömungen nach dem Meere alle Hülfsmittel zu dem ausgedehntesten Handel boten. Höchst merkwürdig ist die Aehnlichkeit in der Lage dieses Landes für die neue Welt mit der Situation, welche Aegypten in der alten einnahm, beide sind an Vereinigung nördlicher und südlicher Kontinente gelegen, beide haben ein Mittelmeer, ein Delta und einen Isthmus. Alles zeugt, daß dieß wunderbare Volk von den jetzigen Indianern nicht physisch verschieden war, daß aber ihre Civilisation die der Peruaner und Merikaner bei Weitem überstieg. Sie müssen lange vor dem vierzehnten Jahrhundert existirt haben, denn sonst würden die erstern, welche ihre Nachbarn gewesen wären, und nicht ohne Talent und Unternehmungsgeist waren, gewiß die Schreibkunst von ihnen gelernt haben.

Ich möchte fast behaupten, daß diese Nation durch einen Einfall nordwestlicher Barbaren aufgerieben wurde, und dieß gäbe ihrem, weit über die Gründung von Meriko hinausreichenden, Alter eine Wahrscheinlichkeit mehr, weil, wie bekannt, lange vor dieser Periode kein solcher Einfall statt hatte.

So vermuthe ich auch, daß die Mayasprache von ihnen herstammt; sie wird noch jetzt von allen Indianern und selbst von den meisten Bewohnern Yucatas, des Distriktes Peten und des östlichen Theiles von Tabasco gesprochen. Das Puctune, ein nur wenig abweichender Dialekt der erstern, ist die Sprache der unmittelbaren Nachbarschaft jener Länder und des Südwestens fast bis zum stillen Meere. Warum diese Ursprache in der Nähe der alten Hauptstadt des Reichs mehr ausgeartet seyn sollte, als in den entferntern Provinzen, ist eben so wenig zu erklären als die größere Aehnlichkeit, welche das Portugiesische mit dem Latein, als das Italienische hat. Die folgenden sind Worte der Maya und Puctunesprache: King, Sonne; uh, Mond; ek, Sterne; ha, Wasser; Kak, Feuer. Zwischen diesen beiden Sprachen und denen, welche weiter nach dem Süden, durch ganz Guatemala, gesprochen werden, herrscht, besonders was die Zahlen betrifft, eine große Aehnlichkeit. Die Benennung derselben ist in dem Puctune, von dem die Mayasprache hierin nur wenig abweicht, folgende: 1, humpel; 2, chapel; 3, uschpel; 4, chumpel; 5, hopel, 6, wokpel; 7, hukpel; 8, waschakpel; 9, bolompel; 10, lakumpel.

Was die gegenwärtigen Bewohner dieser Gegenden betrifft, so sind die wilden Indianer des Süden, welche einen unermeßlichen Strich Landes im Innern des Kontinents einnehmen, ein uncivilisirtes und feiges Volk; auch die unterjochten Indianer, welche die Staaten von Chiapas und Tabasco bewohnen, stehen noch auf einer niedern Stufe der Bildung. Fragt man sie wer jene Gebäude errichtet habe, so ist ihre Antwort: „Der Teufel.“ Einem artigen Dorf, Palenque genannt, welches vor ungefähr einem Jahrhundert 6 Meilen nordöstlich gebaut wurde, ward die Ehre zu Theil, seinen Namen mit jenen Ruinen zu theilen. Die ungewöhnliche Lebensdauer seiner Bewohner, und die Schönheit ihrer Frauen sind Beweise seines trefflichen Klima's. Ich fragte den Priester und Alkalden des Dorfs, welche die Orakel von Palenque sind, wer wohl ihrer Meinung nach jene alten Gebäude errichtet habe? Der Priester schüttelte den Kopf und meinte, sie seyen schon vor der Sündfluth erbaut worden! Der Alkalde aber behauptete steif und fest, sie müßten von einer spanischen Kolonie, noch vor Entdeckung des Landes errichtet worden seyn!!!

Statistik von Norwegen.

3. Budget

Die jährlichen Staatsausgaben von Norwegen belaufen sich auf ungefähr 1.500.000 Speciesthaler; sie werden durch die von dem Storthing für die je drei Jahre zwischen jeder Sitzung bewilligten Zölle, Auflagen und Abgaben gedeckt.

Die hauptsächlichsten Ausgaben sind: Civilliste, 96.000 Speciesthaler; Storthing, 20.000; Civilverwaltung, 270.000; Justiz und Polizei, 50.000; Universität, 30.000; Schutz und Strafanstalten, 25.000; Bergwerke und Fabriken zu Kongsberg, 25.000; Pensions- und Quiescenz-Gehalte, 170.000; Staatsschuldinteressen, 40.000; auswärtige Angelegenheiten, 50.000; Landtruppen, 500.000; Marine, 150.000. Zusammen 1.456.000 Speciesthaler. Die vorzüglichsten Einnahmen sind: Zölle; ungefähr 700.000; städtische Abgaben, 100.000; Abgaben der Landleute, 440.000; Stempel, 70.000; Abgaben von Branntweinbrennereien, 50.000; Einkünfte von Staatsgütern und Grundsteuer, 50.000; Posten, 50.000; Renten, 30.000; verschiedene Einkünfte, 20.000; Mahlsteuer, 15.000, wozu noch einige von geringerm Ertrage kommen; zusammen 1.505.000 Speciesthaler, wornach also die Einnahme die Ausgabe um 79.000 Speciesthaler übersteigt.

4. Die Bank.

Die Einrichtung der norwegischen Hauptbank ist musterhaft; sie zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich: in die Leihbank, Girobank und Depot- und Konsignationsbank. Sie ward im Jahre 1816 mit einem Kapital von zwei Millionen Speciesthalern in Münze (ungefähr acht Millionen Franken) gegründet, welche die reichen Bürger des Landes zusammenschossen. Die Centralanstalt derselben ist zu Trondheim, und sie unterhält in den Hauptstädten der Stifte noch besondere Kassen; die Verwaltung wird von Mitgliedern besorgt, welche der Storthing ernennt. Die landüblichen Münzen bestehen aus ganzen, halben und Fünftelspecies in Silber zu 10⅔ Deniers, aus Silberstücken von 8 Schilling zu 6 Deniers und andern kleinen Münzen, welche nach dem Münzfuß von 9¼ Species auf die Mark feinen Silbers ausgeprägt werden. Ueberdieß hat Norwegen auch noch Papiergeld, welches aus Banknoten von 100, 50, 10, 5 und 1 Speciesthaler besteht; diese Noten sind zur leichtern Unterscheidung von rothem, grünem, gelbem, blauem und weißem Papier, und man kann sich einen Begriff von dem Kredit machen, in dem sie stehen, wenn man erfährt, daß die Bank im Jahre 1830 zu ihrem Umsatze in Silber nur einer Summe von 5040 Speciesthalern 44 Schilling (12.162 Franken) bedurfte.

Die Dividende der Aktionäre betrug im Jahre 1830 sieben Prozent.

5. Land- und Seemacht.

Die Militärmacht des Landes besteht aus einer Armee von 12.000 Mann Linientruppen, von denen 2000 Mann der rekrutirten und 10.000 Mann der Nationalarmee angehören; eine Anzahl von 500 Offizieren und 1796 Unteroffizieren, Musikpersonal und Arbeiter ungerechnet. Die Nationalarmee besteht aus: 1 Brigade Kavallerie oder Jäger zu Pferde von 1070 Mann, 1 Brigade Artillerie von 1288 Mann und 5 Brigaden Infanterie, zusammen aus 9642 Mann bestehend, worunter 2000 Schützen. Die Brigaden sind in Korps und diese wiederum in Kompagnien abgetheilt; im Nothfalle kann diese Armee bedeutend vergrößert werden.

Die Marine ist noch im Entstehen; sie zählt eine Fregatte, einige Brigantinen und kleinere Schiffe, nebst einer kleinen Anzahl von Schaluppen und Kanonierbooten. Die Hauptstation derselben ist zu Fredriksvaern. Die Seemacht besteht aus 25.602 Mann, worunter 555 Rekrutirte; die übrigen, welche einregistrirte Seeleute genannt werden, treten nur in Dienst, wenn sie einberufen werden. Der Offiziersstand dieser Marine, welche ungeachtet ihrer Unbedeutenheit zur Vertheidigung des Königreichs

hinreicht, zählt nur 5 Stabsoffiziere, 12 Kapitäns, 17 Kapitänlieutenants, 24 Ober- und 24 Unterlieutenants.

Stimmen über Capodistrias.

Die gegenwärtig in Paris lebenden Griechen haben in dem „Courrier français“ Folgendes bekannt gemacht:

„Mit tiefem Schmerz haben die in Paris lebenden Griechen bemerkt, daß viele achtbare Männer das Benehmen des Präsidenten Capodistrias zu rechtfertigen und alle Schuld auf die Opposition zu legen geneigt sind. Sie können dieses ungerechte Vorurtheil nur zwei Umständen zuschreiben: 1) den wichtigen politischen Verhältnissen, die mit einem Male den Zustand von Europa umgestalteten, und den wahren Gesichtspunkt, aus dem die Schritte des Präsidenten zu beurtheilen waren, verrückten; 2) dem großen Rufe, dessen der Präsident genoß, bevor er die Leitung des griechischen Staates übernahm. Die Griechen selbst waren weit entfernt, in die allgemein anerkannten Eigenschaften des Grafen Capodistrias Mißtrauen zu setzen; als sie ihn zu ihrem Präsidenten ernannten, glaubten sie die Staatsgewalt in keine reineren und fähigeren Hände legen zu können. Wie sehr sie in ihren Hoffnungen getäuscht wurden, wie sehr die Zukunft ihres Vaterlandes gefährdet wurde, möge die Aufzählung nachstehender Thatsachen beweisen, die unläugbar sind, und von den Unterzeichneten gegen Jedermann vertreten werden sollen.“

„Mehrere Städte Griechenlands des provisorischen Zustandes müde wollten Petitionen an den Prinzen Leopold schicken, um ihn zu bitten, seine Ankunft in Griechenland zu beschleunigen. Der Präsident bot Alles auf, dieß zu hindern, und Kolokotroni durchreiste den Peloponnes, und ließ — was kaum glaublich scheinen wird — mehrere hundert Menschen ins Gefängniß werfen, weil sie jene Adresse unterzeichnet hatten.“

„Er hat eine Art schwarzes Kabinet eingerichtet, wo alle Briefe erbrochen wurden, und aus dieser unreinen Quelle schöpfte er oft die Mittel, Anklagen einzuleiten. Dieß war z. B. mit Pharmacides, einem griechischen Priester voll Patriotismus und Gelehrsamkeit, der Fall.“

„Er verletzte die Unabhängigkeit der Tribunale, und ein Gerichtshof, der ein Urtheil zu Gunsten eines auf seine Veranlassung Angeklagten aussprach, durfte sicher seyn, seinen Ausspruch am folgenden Tage auf die gehässigste Weise umgewandelt zu sehen.“

„Ein Mann von ausgezeichneter Bildung wollte ein Journal gründen. Im Vertrauen auf die von der Nationalversammlung ausgesprochene Freiheit der Presse unterzog er sich beträchtlichen Kosten: er kaufte eine Druckerei, und Alles, was dazu gehörte; kaum aber war die erste Numer seines Blattes erschienen, als auf Befehl des Präsidenten die bewaffnete Macht in seine Wohnung eindrang, die Pressen zerbrach und die Lettern vernichten ließ, ohne einen Grund angeben oder zuvor eine gerichtliche Untersuchung einleiten zu lassen. Es ist aber zu wissen, daß die erste Numer Nichts als Neuigkeiten und eine Art raisonnirenden Artikel enthielt. Dasselbe Journal erscheint jetzt auf der Insel Hydra, und wir, die wir regelmäßig den „Apollo“ lesen, können beweisen, daß er weder Familienangelegenheiten verletzt, noch die Religion, wie man glauben machen wollte, sondern bloß die Mißbräuche in der Verwaltung des Präsidenten und seiner Brüder an's Licht zieht und zwar in so gemäßigten Ausdrücken, als etwa das Journal des Debats zur Zeit Karl X. Man hat gesagt, die größere Anzahl der Griechen könne nicht lesen, und ein Journal würde, statt sie aufzuklären, nur dazu beitragen, Unordnungen zu erregen. Ein seltsamer Widerspruch, da ein Journal in einem Lande, wo nur wenige Menschen lesen können, auch nur geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben kann. Allein zur Ehre unseres Vaterlandes können wir einer so irrigen Ansicht bestimmt widersprechen. Es gibt im Verhältnisse in Griechenland eben so viele Menschen, die lesen und schreiben können, als in den civilisirtesten Ländern. Nur die höhere Bildung ist noch selten.“

„Um die Augen der europäischen Menschenfreunde zu blenden, die eine so lebhafte Theilnahme für die Wiedergeburt unseres Vaterlandes aussprachen, stellte sich der Präsident, als ob er den Elementarunterricht begünstige, während er doch die Philosophen und Redner des Alterthums in den Schulen zu lesen verbot, und Plato und Demosthenes in dem nämlichen Lande, dem sie ihre Abkunft verdankten, auf den Index der verbotenen Schriften setzten. Man muß bekennen, daß selbst unter dem Joche der Ottomanen die Unterdrückung nicht so weit getrieben wurde; auf der schönen Akademie der unglücklichen Insel Scio und an mehreren andern Orten bestand damals wenigstens doch völlige Lehrfreiheit.“

„Auf der Insel Syra hatte sich eine Versicherungsanstalt gebildet. Die Theilnehmer waren übereingekommen, den zehnten Theil ihres Gewinnes zur Gründung eines Kollegiums zu verwenden, worin die klassischen Schriftsteller, Philosophie und andere Wissenschaften gelehrt werden sollten. Da die Gesellschaft in ihrem Unternehmen glücklich gewesen war; so legte sie ihren Plan dem Präsidenten vor, um seine Genehmigung einzuholen. Wer sollte es glauben, daß er diese unter dem Vorwande, der Plan sey zu ausgedehnt, verweigerte? Und doch hatte man nicht die mindeste Geldunterstützung hiezu von ihm verlangt.“

„Der Präsident und seine Brüder schenkten unbekannten Menschen mehrere Morgen Landes, wozu sie kein Recht hatten, da dieses Land zu den Nationaldomänen gehörte, über die nur die Nationalversammlung zu verfügen hatte.“

„Er führte unter den eingebornen Griechen und denen, die es nicht waren, Kategorien ein, dem alten Grundsatz zufolge divide et impera.“

„Während der Graf Capodistrias an der Spitze der Regierung steht, d. h. seit drei Jahren, hat er mehr Geld verschwendet, als während des ganzen Krieges, also in sieben Jahren erforderlich war, wobei er die Summen, welche das edelmüthige Frankreich spendete, dazu anwendete, um sich Kreaturen zu schaffen.“

„Er ließ Mauromichalis, einen der ausgezeichnetsten Männer Griechenlands, der sowohl wegen seiner Opfer, als seines Patriotismus die höchste Anerkennung sich erworben hatte und zwei seiner Söhne und mehrere Anverwandte im Kampfe für das Vaterland fallen sah, in Anklagstand setzen und ernannte zur Untersuchung eine Kommission, an deren Spitze sein eigener Bruder stand. Und so weit ging er in seiner Ungerechtigkeit, daß er als Kläger und Richter zugleich auftrat.“

„Der tugendhafte, der tapfere Ypsilanti wurde halb sterbend aus seinem Bette gerissen und aus dem Lande verwiesen, nicht durch den Ausspruch eines Gerichtshofes, sondern bloß durch den Mund des Präsidenten.“

„Die beiden Residenten Frankreichs und Englands boten Alles auf, um den Präsidenten zu bewegen, daß er den Kongreß in einer der von französischen Truppen besetzten Städte zusammenrufen möchte; wodurch jede Widersetzlichkeit gegen die Beschlüsse dieser souveränen Versammlung sowohl von Seite des Präsidenten, als von Seite der Opposition, so wie jede unheilvolle Kollision vermieden worden seyn würde. Der Präsident verwarf die weisen Rathschläge der Repräsentanten beider Mächte, und berief den Kongreß nach Argos.“

„Da er das Resultat der Wahlen fürchtete, so wendete er überall die bewaffnete Macht an, um die sehr schwache Partei seiner Anhänger zu unterstützen, und Kolokotroni, der das Heer befehligte, scheute sich nicht, die größten Abscheulichkeiten zu begehen, indem er auf öffentlichen Plätzen Leute prügeln und peitschen ließ, die es gewagt hatten, anderer Meinung als er zu seyn.“

„Wer kennt endlich nicht die finsteren Umtriebe, die der Präsident bei den Gesandten der fremden Mächte anwendete, um für Griechenland einen unmündigen Prinzen zum Könige ernennen zu lassen, wodurch er seine Gewalt noch länger behalten konnte. Allein wir haben die feste Ueberzeugung, daß die Mächte in Kurzem unsere Unabhängigkeit befestigen werden, indem sie uns aus dem provisorischen Zustande befreien und ihr Ohr den treulosen Einflüsterungen der von dem Präsidenten besoldeten Agenten verschließen werden.“

G. A. Maurokordatos, Negris,
Demetrius Buduri,
P. N. S. Delviani, Georgos,
Nikolaus Maurokordatos,
Perikles Argyropulo,
Gerasimus, Alcibiades Argyropulo, Johann Argyropulo ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 313. 9 November 1831.

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Um nicht weiter auf diese empörende Verwilderung des menschlichen Geschlechtes einzugehen, die jedes fühlende Herz zerreißen muß, kann man mit Einem Wort behaupten, daß die ganze Bevölkerung der Südseeinseln in einer Nation von Mördern bestand. Erfreulich aber muß es erscheinen, wenn man in der neuesten Zeit durch Einführung des Christenthums diesen entehrenden Flecken in der Geschichte der Menschheit verlöscht sieht, und nicht genug Preis verdienen jene Männer, die mit der größten Selbstverläugnung und heldenmüthiger Verachtung aller Gefahren das Licht der bessern Erkenntniß in jene gräuelvollen Stätten des Heidenthums trugen. Das edlere Menschengefühl ist überall, wohin die Lehre des Christenthums drang, wieder aufgelebt, und mit Abscheu wenden sich die jetzigen Generationen hinweg von den blutigen Erinnerungen ihrer Vorfahren. Nicht ohne Rührung kann man hierüber einzelne Berichte der Heidenbekehrer lesen. In einer Volksversammlung zu Raiatea im Jahre 1829 stand ein alter ehrwürdiger Häuptling auf, und sprach zu dem Volke: „Ich war ein mächtiger Häuptling; der Ort, an dem wir hier versammelt sind, war für mich und meine Familie geweiht. Groß war meine Familie, aber ich allein bin übrig geblieben: alle meine Kinder starben im Dienste des Teufels — sie kannten nicht das gute Wort, das ich zu sehen aufbehalten wurde; mein Herz verlangt nach ihnen, und oft sagt es in mir: daß sie nicht so frühzeitig dahingegangen wären! Groß sind meine Verbrechen, ich war der Vater von neunzehn Kindern, und alle wurden gemordet. Nun verlangt mein Herz nach ihnen. Wären sie am Leben erhalten worden, so würden sie Männer und Frauen geworden seyn, und gelernt und erkannt haben das Wort des wahren Gottes. Aber da ich sie mordete, hielt Niemand meine Hand zurück, nicht einmal mein eigener Vetter — hier zeigte er auf den König Tamatoa, der den Vorsitz in der Versammlung führte — oder sagte: Schone ihrer. Niemand sagte mir: das gute Wort, das wahre Wort ist gekommen, schone deiner Kinder; und nun jammert mein Herz um sie, weint um sie!"

Von der Lust an öffentlichen Vergnügungen und Zeitvertreiben der Bevölkerung der Südseeinseln ist jüngst in diesen Blättern die Rede gewesen. Eine wahre Nationalunterhaltung dieser Art bildete die Gesellschaft der Areoi, die den Inseln des stillen Ozeans insbesondere eigenthümlich angehört. Viele von den gesellschaftlichen Bestimmungen dieser Körperschaft, und von ihren Gebräuchen können ohne Verletzung aller Sittlichkeit nicht angeführt werden; indeß verdient, was darüber mitgetheilt werden kann, doch einer besondern Aufmerksamkeit. Es ist nicht wohl zu glauben, daß diese Gesellschaft auf die Gruppe der Gesellschaftsinseln beschränkt geblieben sey; indeß hat man doch auch keinen Nachweis, daß sie auf den Marquesas oder Sandwichinseln einheimisch gewesen. Jesuitische Missionäre fanden auf den Carolinen oder Ladronen-Inseln eine privilegirte Brüderschaft, die in manchem Betracht große Aehnlichkeit mit den Areoi der südlichen Inseln hat. Die Jesuiten nennen sie Uritoi, was mit Auslassung des t dem Areoi ganz ähnlich lautet.

Wie lange diese Gesellschaft auf den Südseeinseln bestand, konnte nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden. Den Ueberlieferungen zufolge, die sich unter dem Volke erhalten haben, muß sie so alt seyn als das unsittliche und schändliche System obszöner Gebräuche, mit denen sie innig verflochten war; nach denselben Volkssagen bestanden die Areoi, seitdem es Menschen gibt. Es wird ihr ein mythischer Ursprung angewiesen, was an sich schon von ihrem hohen Alterthume zeugt. Oro, der Sohn Taaroas,*) so erzählt die Sage, verlangte nach einer der Töchter Taata's, des ersten Menschen und sendete seine zwei Brüder Tufarapainuu und Tufarapairai, um unter den Menschentöchtern ihm eine würdige Genossin zu erkiesen; diese durchsuchten nun alle Inseln von Taheiti bis Borabora, fanden aber keine die sie Oro's würdig hielten, bis sie nach Borabora kamen. Hier am Fuß des Mouatahuhuura, des rothrückigen Berges, erblickten sie Vairaumati und sogleich sprachen sie zu einander: „Siehe, dieses herrliche Weib ist unsers Bruders würdig." Hierauf eilten sie in den Himmel zurück und verkündigten Oro, was sie gesehen

*) Taaroa war nach der taheitischen Mythologie der Vater der Götter, und ging aus der Nacht hervor, eben so sein Weib, die von den einen Hina, von andern Ofeufeumaiterai genannt wird. Oro war ihr Sohn, und das große Nationalidol von Taheiti, Raiatea, Eimeo und mehreren anderen Inseln, die um den Besitz seines Bildnisses oft blutige Fehden führten. Taaroa umarmte der Mythologie zufolge einen Fels, der dann Erde und Meer gebar. König Pomare wußte auch noch von einer Obergottheit, die er Rumia nannte, und die über Taaroa und alle andern Götter erhaben war. Die Missionäre konnten jedoch hierüber von den Priestern nichts Genaueres erfahren.

halten. Dieser spannte nun den Regenbogen aus, dessen eines Ende im Thale des rothrückigen Berges aufstand, während das andere in den Wolken blieb, wodurch er sich einen Weg nach der Erde bahnte. Vairaumati wurde Oro's Weib und jeden Abend stieg er auf dem Regenbogen zu ihr herab, und am Morgen kehrte er nach seiner himmlischen Wohnung zurück. Sein Weib gebahr ihm endlich einen Sohn, den er Hoa tabu i te rai, Freund der dem Himmel geweiht, nannte und der ein mächtiger König unter den Menschen wurde. Die oftmalige Abwesenheit Oro's von seinen himmlischen Gefährten während der häufigen Besuche in dem Thale von Boraboea, veranlaßte endlich zwei seiner jüngern Brüder Oeotetefa und Urutetefa ihre Wohnung in den Wolken zu verlassen, und ihn aufzusuchen. Da sie auf dem Regenbogen herabstiegen, den Oro stehen gelassen hatte, so kamen sie bald in das Thal des rothrückigen Berges, wo sie ihren Bruder und sein Weib in der irdischen Wohnung fanden. Aus Scham, ihren Bruder und seine Braut ohne Geschenk begrüßen zu müssen, verwandelte sich der Eine in ein Schwein und ein Bund von Uru oder rothen Federn. Dieses Geschenk wurde nun den beiden Liebenden überreicht. Oro und sein Weib bezeigten dafür ihre Dankbarkeit, das Schwein und die Federn blieben, der Bruder des Gottes aber nahm seine vorige Gestalt wieder an. Oro, der über so viele Liebe gerührt war, erhob seine Brüder zu Göttern, und setzte die Areois ein, indem er sagte: „Ei Areoi Orua i te ao, ia noaa ta orua tubaa" d. h. Seid zwei Areois in der Welt, auf daß ihr euern Theil Herrschaft daran habet. Zum Andenken an diese Fabel opferten die Areoi bei allen Taupiti's und öffentlichen Festen im Tempel ein junges Schwein, das sie erdrosselten, und einen Bund rother Federn, der den Namen „Uru maru no te Areo," — schattige Rothfedern der Areoi, führten.

Die Brüder Oro's, die so zu Göttern und Königen der Areois gemacht worden waren, lebten unbeweibt, und hatten daher keine Nachkommen, und deßhalb war es den Areoi, obgleich Eheloſigkeit nicht zu ihren Gelübden gehörte, verboten, Kinder zu haben. Daher war es nun auch eine stehende Vorschrift ihre Kinder zu ermorden. Die erste Gesellschaft solcher Art wurde auf Oro's Geheiß von seinen Brüdern ernannt, und bestand aus mehreren Männern der verschiedenen Inseln.

Die über sie von Oro gesetzten Götter gaben die Erlaubniß, alle aufzunehmen, die in die Ermordung ihrer Kinder willigen würden. Die Namen der ersten Begründer der Gesellschaft waren Huatua von Taheiti; Taneaatua von Murea oder Eimeo; Temaiatea von Sanders Eiland; Tetoa und Atae von Huaheine; Taramanini und Reipa von Raiatea; Mutaha von Tahaa; Bunarun von Borabora und Marore von Maurua. Die Namen dieser ersten Areoi übertrugen sich auf ihre Nachfolger in jeder Insel und wurden beibehalten bis das Christenthum dem Heidenthum sammt den Areois ein Ende machte. Viele der Häupter dieser Gesellschaft die noch diese Namen trugen, und früher zu allen Verbrechen und Lastern, die dieser Innung anklebten, ermunterten und anleiteten, haben sich in der neueren Zeit nach ihrer Bekehrung zum Christenthum durch thätige Nächstenliebe, sittliches und erbauliches Leben ausgezeichnet.

Auna, einer der ersten Diakone der Kirche zu Huaheine, einer der ersten Lehrer, die von hier aus zur Bekehrung der Heiden abgesendet wurden, und der endlich Prediger der Kirche auf der Sir Charles Sanders Insel wurde, ein unermüdlicher, biederer, verständiger und nützlicher Mann, wie sich nur irgend einer unter den Missionären der Südseeinseln befindet, war der vornehmste Areoi von Raiatea. Er war der Taramanini dieser Insel, bis er sich zum Christenthum bekehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits gesagt worden, daß der polnische Adel keine eigentliche Aristokratie wie in andern europäischen Ländern bildete; allein mit dem Sturze Polens wurde die ganze politische Ordnung umgekehrt. Preußen und vor Allem Oesterreich beeiferten sich, den reichen Familien die Feudaltitel von Grafen und Baronen zu ertheilen, mit und ohne Majorate, die an sich durch das polnische Staatsgesetz verboten waren. *) Diese Familien stürzten sich mit Begier auf die vorgeworfene Lockspeise, mehr als dreihundert derselben erhielten den Grafentitel. Aber es gab damals keine Starostien **) mehr, um sie zu unterhalten. Täglich mehr und mehr verarmend wurden sie zum Gespötte der Ausländer, und sie hatten daher neuen Grund, das Schicksal ihres Vaterlandes zu beklagen.

Die französische Revolution, und insbesondere die von den Jakobinern ausgesprochene Freiheit und Gleichheit, ließen den mächtigen polnischen Familien die Ungleichheit der englischen Aristokratie weit wünschenswerther erscheinen; durch die politischen Theorien fremder Länder irre geleitet, und ohne Kenntniß ihrer vaterländischen Geschichte, glaubten sie, die Anarchie Polens während der letzten zwei Jahrhunderte sey nicht das natürliche Resultat von dem Streben der Reichen gegen die aristokratischen Prinzipien, sondern die Wirkung eines entgegengesetzten Prinzipes. So blieb ihr Gewissen und ihr Patriotismus fleckenlos, während nur ihre Ansichten falsch waren. Die große patriotische Gesellschaft die nach dem Sturze Polens gebildet wurde, war größtentheils aus Männern zusammengesetzt, die sich zu diesen Ansichten bekannten, und deren hohe gesellschaftliche Stellung sie in den Stand setzte, an der Wiederherstellung des Vaterlandes mit mehr Erfolg zu arbeiten als arme und einflußlose Menschen.

Inzwischen kam Napoleon an die Ufer der Weichsel (1806) und errichtete das Herzogthum Warschau. Die ausgezeichnetsten und

*) Nur vier oder fünf Majorate waren zu Gunsten einiger Familien durch Ausnahmsgesetze eingeführt. Anm. d. B.

**) Eine Art lebenslänglicher Lehen, um die Bürger zu belohnen, die sich um das Vaterland verdient gemacht. Nur der König hatte das Recht, sie zu vertheilen, und nie durfte eines unbesetzt bleiben. Dieß war ein treffliches Mittel, den armen Adel zu bereichern, allein unglücklicherweise wurden fast nur Reiche Starosten, und ein Radziwill oder Zamoyski besaßen oft zehn bis fünfzehn der schönsten Starostien. Anm. d. Verf.

durch ihren Patriotismus am meisten berühmten Männer des alten Polens, die zusammenberufen worden waren, um mit ihm die Verfassung des neuen Staates zu entwerfen, erschöpften alle ihre Beredsamkeit, um dem Sohne der französischen Republik zu beweisen, daß die polnischen Bauern Sklaven bleiben müßten, und daß die demagogischen Ideen Polen in die hellloseste Anarchie stürzen würden. Napoleon indeß legte ihnen Stillschweigen auf, und entwarf selbst folgenden Artikel der Charte des Herzogthums Warschau: „Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, alle Menschen sind gleich vor dem Gesetze.“ Nach dem Sturze von Polens Wohltdäter kam das Herzogthum Warschau, mit Ausnahme der Städte Bromberg, Thorn, Kulm und Krakau, unter die Herrschaft des Kaisers Alexander; es handelte sich davon, dem Lande eine neue Konstitution zu geben; die Koterie der Doktrinäre, an deren Spitze sich damals Czartoryski befand, der nämliche, der unter der gegenwärtigen Revolution Präsident der Nationalregierung war, und der Graf Ludwig Plater (während der letzten Zeit polnischer Bevollmächtigter zu Paris) legten einen durchaus aristokratischen Entwurf vor. Allein Alexander zerriß ihn, und gab eine Charte, die freisinniger war als selbst die französische von 1815. Dieselben Doktrinäre sahen wir in der letzten Bewegung bemüht, durch Unterhandlungen zum Ziele zu kommen; denn nur mittelst der Ausländer hofften sie die Erblichkeit des Senats und vielleicht die Vertheilung der Nationalgüter zu ihren Gunsten durchzusetzen.

Allein wir müssen Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen: Czartoryski war nicht in die Intriken der Doktrinäre eingeweiht. Ein Abkömmling des jagellonischen Herrscherstammes, Eigenthümer unermeßlicher Besitzungen, und im Genusse aller Ehren, die seine Redlichkeit und sein Patriotismus verdienen, ist er nur aus irrigen Ansichten Aristokrat *) und hatte diese größtentheils aufgegeben. Was den Grafen Ludwig Plater betrifft, so gehört er einer Familie an, die durch ihren Patriotismus oftmals die Verfolgung der Russen auf sich gezogen hatte, deren Gunstbezeugungen sie stets zurückgewiesen. Da er aber selbst nur ein mittelmäßiges Vermögen besaß, so sah er sich gezwungen in russische Dienste zu treten, und mit den Russen kam er im Jahre 1815 nach Warschau zurück. Zum Staatsrathe und Direktor der Generalkontrole und des Forstwesens ernannt, während die polnische Nation unter russischer Botmäßigkeit seufzte, bezog er eine Vermehrung seines Gehaltes, und dreimal ungeheure Summen unter dem Titel Gratifikationen. Endlich erhielt er die Stelle eines Senatorkastellans, obgleich dadurch eine dreifache Verletzung der Charte begangen wurde; denn erstens zahlte er nicht die vorgeschriebene Steuer von 2000 Gulden, zweitens war er ein vom Staate besoldeter Beamter und endlich war die Zahl der Senatoren durch die Charte bestimmt; so daß er nur überzähliger Senator seyn konnte.

*) Die königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau beauftragte ihn, eine Geschichte Polens unter der Herrschaft der Jagellonen zu schreiben. Man versicherte, er habe mehrere Male sein Manuskript verbrannt, da er immer fand, daß ihm Etwas fehlte; denn er suchte stets und vergeblich a priori zu beweisen, daß nach dem Beispiele Englands oder der französischen Republik dem polnischen Staate eine konstituirte Aristokratie nöthig sey.

Anm. d. Verf.

(Schluß folgt.)

Statistik von Norwegen.

6. Oeffentlicher Unterricht.

Die Kinder der Freiheit, Fortschritte und Aufklärung, haben auch in Norwegen kräftig gewirkt; betrachtet man dieses von ungefähr 950.000 Einwohnern bevölkerte Land, so muß man über die Anzahl Derer erstaunen, welche in den Anstalten für öffentlichen Unterricht, von denen hier ein kurzes Verzeichniß folgt, ihre Bildung empfangen.

Christiania, der Mittelpunkt des Unterrichts für das Land, hat eine im Jahre 1811 errichtete Universität, an welcher siebzehn Professoren und einige Lektoren in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und in den alten und neuen Sprachen Unterricht ertheilen. Unter diesen Professoren befinden sich mehrere berühmte Gelehrte, von denen der Astronom Hansteen und der Geolog Kielhau einen großen Ruf erworben haben. Diese Universität wird jedes Jahr von sechshundert bis sechshundert und fünfzig Studirenden besucht, welche in zwei Klassen getheilt werden, nämlich in die eigentlichen Studenten, ungefähr vierhundert an der Zahl, die, nachdem sie in den Kollegien oder sonst wo einen guten Grund in den Wissenschaften gelegt haben, sich nun den Brodstudien widmen, nach deren Vollendung sie ein lateinisches Examen bestehen und dann das Recht haben, sich um eine wissenschaftliche oder richterliche Anstellung zu bewerben, von wo aus ihnen der Uebertritt in die höhere Verwaltung offen steht; und in die Präliminaristen, ungefähr 250 an der Zahl, welche ohne Rücksicht auf ihre frühern Studien ein Examen über die norwegische Sprache zu bestehen haben, um als untergeordnete Beamte bei der Verwaltung angestellt zu werden. Die Universität besitzt eine aus ungefähr hundert und dreißigtausend Bänden bestehende Bibliothek, welche alle Jahre vermehrt wird, einen botanischen Garten und ein Museum, welches kostbare Exemplare aus dem Gebiete der Naturgeschichte, der Alterthums- und Münzkunde enthält.

Ferner bestehen in Christiania noch: 1) ein Kollegium (Loerd Skole), welches zwei Bibliotheken, eine von sieben- bis achttausend, die andere von fünfzehn- bis sechzehntausend Bänden, nebst einer Sammlung von Natur- und Kunstprodukten besitzt; es wird von ungefähr hundert und zwanzig Zöglingen besucht. Besonders in solchen Kollegien, welche in drei bis vier Klassen getheilt sind, erhalten die jungen Leute den nöthigen Unterricht, der sie für den Uebertritt auf die Universität befähigt. 2) Eine Bürgerschule; 3) eine Sonntagsschule für Handwerksgesellen und Kommis; 4) eine Zeichenschule, wo auch Architektur gelehrt wird, und 5) eine Handlungs- und Seeschule. Außer diesen gibt es in Christiania auch noch andere wissenschaftliche und industrielle Anstalten, wie z. B. die Militär- und geologische Gesellschaft; die Gesellschaft für das öffentliche Wohl Norwegens (Selskab for Norges vel), und eine Gesellschaft für Aufmunterung des Ackerbaues und der Industrie; auch erscheinen in Christiania eilf Journale, worunter sieben wissenschaftliche.

Kollegien oder Loerde Skoler gibt es auch in den Stiftshauptstädten Christiansond, Trondheim und Bergen, und zu Drammen, Fredrikstadt und Sitien, auf welche man ungefähr vierhundert Zöglinge rechnen kann. In den drei ersten Städten findet man auch bedeutende Bibliotheken und Museen, unter denen die zu Bergen besonders beachtenswerth sind. Zu Trondheim ist noch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu bemerken.

Die meisten der übrigen Städte haben Elementarschulen (Middelskoler), wo die Zöglinge die beiden ersten Unterrichtsgrade der Kollegien empfangen; die Zahl der Zöglinge mag sich auf hundert und fünfzig bis zweihundert belaufen.

Außer den erwähnten Schulen gibt es noch in den Städten: 21 Bürgerschulen; 55 Schulen für die Handwerker, zusammen 76. Auf dem Lande: 185 permanente und 1160 Wandelschulen; zusammen 1795.

Diese Schulen sind in folgender Anzahl besucht: Die Bürgerschulen von 1079 Zöglingen; die Schulen der Handwerker von 6602 Z.; die permanenten Landschulen von 15.695 Z., und die Wandelschulen von 152.562 Z.; zusammen also von 155.756 Zöglingen.

In den Landschulen wird Lesen, Religion, biblische Geschichte, Psalmengesang, Schreiben, Rechnen und in einigen der permanenten Schulen auch Geographie und Grammatik gelehrt. Die Zöglinge der Bürgerschulen erhalten außer diesen Gegenständen auch noch Unterricht in der Geschichte, Mathematik, in der französischen, englischen, deutschen und zuweilen auch in der dänischen Sprache. In Christiania, Drammen,

Kongsberg, Laurwig Fredrikstad, Christiansund, Osterrisoer, Bergen und Trondheim ist der gegenseitige Unterricht eingeführt. Fast in allen Kirchspielen auf dem Lande gibt es Gemeindebibliotheken, welche von den Bauern begründet wurden, und von der Gesellschaft für das öffentliche Wohl unterhalten werden.

Vermischte Nachrichten.

Die Hofchargen unter Karl X.

Unter dem Kaiserreiche war der Civilliste auf das große Buch eine Rente von 500,000 Franken zur Besoldung der höchsten Hofämter angewiesen. Von diesen 500,000 Franken erhielten ein Großalmosenier, ein Großhofmeister, ein Großkammerherr, ein Großstallmeister, jeder 100,000 Franken; vier erste Kammerherren 60,000 Fr., und ein Großmeister der Garderobe 20,000 Fr. Von der Civilliste erhielt außerdem der Großhofmeister noch eine Zulage von 40.000 und jeder erste Kammerherr noch 20.000 Fr. Die 500,000 Fr. zahlte der französische Staat bis zum Jahre 1821, wo diese Summe in den allgemeinen Schmelztiegel der Civilliste geworfen wurde. Nun wurden auch noch königliche Vorleser und ein Heer von Kämmerern angestellt, wodurch das Departement des Großkämmerers gebildet wurde und eine Ausgabe von 988,000 Fr. entstand. Man hatte einen Großkämmerer mit einer Besoldung von 100,000 Fr.; vier erste Kammerherren, jeder mit 40,000 Fr., zwei und dreißig Kammerherren, jeder mit 6000 Fr.; einen Requetenmeister und Kabinetssekretär mit 8000 Fr.; einen Direktor der Feste und Schauspiele mit 6000 Fr.; fünfzehn dienstthuende Kammerherren, jeder mit 6000 Fr.; zehn supernumeräre Kammerherren mit einer Besoldung von 1000 bis 5000 Fr.; vier Vorleser des Königs, jeder mit 5000 Fr.; einen Vorleser mit Wartgeld von 5000 Fr.; fünf erste Kammerdiener, jeder mit 12,000 Fr.; einen Kammersekretär mit 6000 Fr.; einen Sekretär, der dem Inspektor der Feste und Theater beigegeben war, mit 5000 Fr. Hiezu kam noch das Dienstpersonal zweiten Ranges, sechzehn Kammerdiener, mit Besoldungen von 3000 bis 6000 Fr., zusammen 72,000 Fr.; zwanzig Kammerhuissiers, die insgesammt eine Besoldung von 107,000 Fr. in Anspruch nahmen; ein Huissier mit Wartgeld von 3500 Fr. Das übrige Dienstpersonal bestand aus fünf Toilettendienern (garçons de toilette), jeder mit 3000 Fr.; zwei Barbierern, jeder mit 2500 Fr.; einem Coiffeur mit 2000 Fr.; vier Tapezierern mit 8000 Fr.; zwei Uhrmachern mit 5000 Fr., sechs Hofgeschirrmachern (Faïenciers) von 600 bis 1000 Fr., zusammen 5200 Fr.; einem Kabinets- und Hoftheatermaler mit 6000 Fr.; einem Hofballetmeister mit 2000 Fr.; drei Kammerkommis mit 7900 Fr. Bei Hof angestellt waren außerdem noch ein Schweizer für den ersten Kammerherrn mit 1500 Fr.; zwei Bureandiener mit 2400 Fr.; ein Huissier des Hofballets mit 1200 Fr. u. s. w. Für das Material wurden verrechnet 7400 Fr. für Kosten des Bureau's des ersten Kammerherrn; 12,000 Fr. für die Hofschauspiele; 16000 Fr. für Werke der Kunst und Literatur; 50,000 Fr. für Geschenke, die auf Befehl des Königs gemacht wurden; 1200 Fr. für unvorhergesehene Ausgaben.

Es ist nun die Frage, wird der Bürgerkönig Ludwig Philipp seinen von republikanischen Institutionen umringten Thron auch mit einem solchen byzantischen Hofstaate umgeben bleiben lassen? Braucht er einen Großkämmerer, vier erste Kammerherren, zwei und dreißig Kammerherren zweiten Ranges, vier Vorleser, sechzehn erste Kammerdiener, zwanzig Kammerhuissiers, und so und so viel Toilettendiener, Barbiere u. s. w.?

Zu den oben angeführten Ausgaben für den Kammerdienst kamen noch die Besoldungen für Das, was man Service de l'hôtel nannte. Der Adel aus der Provinz drängte sich nach den Tuilerien, um den Glanz der Restauration feiern zu helfen. Man konnte nicht genug Stellen erdenken, und stellte daher eine Menge Edelleute mit Wartgeldern an. Gewöhnlich pflegt man die enormen Civillisten durch den gleißnerischen Vorwand in Schutz zu nehmen, daß eine Civilliste nicht allein dazu diene, den Glanz des Throns zu erhalten, sondern auch Künste und Wissenschaften zu ermuntern, der arbeitenden Bevölkerung Verdienst zu geben u. s. w. Nichts aber kann diese Scheingründe schlagender entkräften, als wenn man das nachstehende Verzeichniß dagegen hält, aus dem man ersieht, welche ungeheuern Summen von einigen Menschen verschlungen wurden, und wie das Mark des Landes vergeudet wurde, um den faullenzenden Adel zu mästen. Für den Palastdienst oder Service de l'hôtel, der unter dem alten Regime auch Service de la bouche genannt wurde, bestanden: ein Großmeister von Frankreich mit 140,000 Fr.; ein Maitre de l'Hôtel mit 60,000 Franken; vier Kammerherren des Hôtels, jeder mit 10,000 Franken; neun Maitres de l'Hôtel mit 72,000 Franken zusammen; ein Maitre de l'Hôtel mit Wartgeld 4000 Franken; ein dito mit 4000 Franken; ein dito mit 5000 Franken; ein dito mit 2000; vier Quartiers-Maitres de l'Hôtel zusammen mit 20,000 Fr.; ein Sekretär des Großmeisters mit 6000 Fr.; ein Kontrôleur, Oberstzahlmeister, mit 7000 Fr.; vier Kommis des Kontrolbureau's mit 8400 Fr.; ein Bureandiener mit 1000 Fr.; zwei Unterquartiermeister des Hôtels mit 8000 Fr.; fünf Huissiers mit 10,000; ein Kontrôleur mit 5000 Fr.; sechs dienstthuende Chefs, jeder mit 2700 Fr., zusammen mit 16,200 Fr.; zwei die Oberaufsicht führende Chefs, jeder mit 5000 Fr.; drei Unterchefs, die mit der Oberaufsicht beauftragt, mit 7200 Fr.; drei Gehülfen (Aides), jeder mit 1800 Fr., und drei Untergehülfen, jeder mit 1200 Fr.; zwei Eleven, jeder mit 600 Franken; zwei Eleven mit Wartgeldern, jeder mit 200 Franken; drei Diener (Garçons), jeder mit 1000 Franken; ein Wäscher mit 800 Fr.; ein Zimmerreiniger (Éplucheur) mit 800 Fr.; ein Aufseher des Porzellans 5000 Fr.; ein Diener desselben 1000 Fr.; ein Kellermeister 3000 Fr.; ein Kellermeistergehülfe 2000 Fr.; ein Kontrôleur des Kelleramtes 5000 Fr.; ein Unterkontrôleur desselben 4000 Fr.; vier arbeitende Chefs, jeder mit 3000 Fr.; ein Vorsteher des Fischkaufes mit 5000 Fr.; zehn Gehülfen desselben zusammen mit 20,000 Fr.; zwei Untergehülfen, jeder mit 1500 Fr.; drei Eleven, jeder mit 800 Fr.; vier kleine Laufbuben (petits garçons), jeder mit 100 Fr; drei supernumeräre Eleven, jeder mit 200 Fr.; ein Haushaltungsdiener (Garçon de garde menage) mit 1600 Fr.; sechs Arbeiter (hommes de force), jeder mit 1000 Fr.; ein Leinwandaufseher 1200 Fr.; ein Oberaufseher des Kupfergeschirres (Surveillant de la batterie) 1500 Fr.; ein Ofenheizer 1200 Fr.; ein Tafelgeschirraufseher 4000 Fr.; ein Gehülfe desselben 1800 Fr.; vier Untergehülfen, jeder mit 1200 Fr.; vier Wäscher, jeder mit 1000 Fr.; ein Stallmeister 4000 Fr.; vier Tafeldiener, jeder mit 2400 Fr.; vier Tafeldecker, jeder mit 1800 Fr.; sechs und zwanzig dienende Garçons, jeder mit 1000 Fr., thut 26,000 Fr.; Entschädigungen für Kost, Postgelder, Reisegelder u. s. w., 42,000 Fr.; Gratifikationen 6000 Fr.; für das Material wurden in Rechnung gebracht: 24,000 Fr. für Bureaukosten, 245,000 Fr. Hofbäckerei (office gobelet), 585,000 Fr. Hofküche (bouche), 172,000 Fr. Keller, 60,000 Fr. Kohlen, 42,000 Fr. unvorhergesehene Ausgaben. Der ganze Palastdienst erforderte sonach 1,697,700 Fr.!

Eine Kommission, die von der französischen Regierung zur Untersuchung der vulkanischen Insel im mittelländischen Meere abgeschickt wurde, hat jetzt über ihre angestellten Beobachtungen Bericht erstattet. „Die Insel,“ heißt es in demselben, „ist rund und besteht aus pulverartigen Stoffen, die sich gegen Norden zu einem Hügel angehäuft haben, der jedoch keine konische Gestalt hat, wie einige Zeichnungen angegeben haben. Von diesem Punkte aus senkt sich die Insel gegen Süden, wo ihr äußerstes Ende nur fünfzehn bis zwanzig Mètres über die Meeresfläche erhaben ist. Hier befindet sich der Krater, der von einem gelblichen, sehr heißen, schwefeligen und mit Salztheilen geschwängerten Wasser angefüllt ist und hundert und vierzig Fuß im Durchmesser hat. Ein sehr starker Geruch von schwefelsaurem Gas verbreitet sich aus dem Krater, und letzteres bildet einen steten weißen Dunst, der bisweilen mit einem dichten schwarzen Rauche vermischt ist und sich in einer dreihundert Fuß hohen Säule erhebt. Die Landung auf der Insel ist nicht durch Klippen gefährdet; dagegen ist die Meeresströmung umher sehr heftig und führt gerade auf die Stelle zu, wo der Krater mit dem Meere in Verbindung steht. Die Insel hat nur siebenhundert Mètres im Umfange; ihre höchste Spitze 69,860 Mètres. Der Boden ist so heiß wie das Wasser des Kraters. Dieses hatte auf seiner Oberfläche 85 Grade, einen Zoll tiefer 96. Die Hitze verliert sich, je weiter man von den ersten Anlagerungen sich entfernt; einen Fuß davon ist sie nur noch 75 Grade. Das Meer um die Insel hat seine gewöhnliche Temperatur. Die Kommission besuchte die Insel zweimal, am 26 und 29 September. Man hält dafür, daß die Insel in Kurzem wieder verschwinden und dann eine Bank unter dem Meeresspiegel bilden werde. Bereits sind an einigen Stellen der Insel die Ränder weggewaschen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 314. 10 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Eine betrübende Schilderung entwirft das Tagebuch der Missionäre von dem Betragen der in den Südseeinseln ankommenden Europäer.

„Nur allzu viele Seeleute, die diese Inseln berühren, in der Hoffnung, sich wie vormals allen Arten von Ausschweifungen ergeben zu können und sich in ihren lasterhaften Absichten getäuscht sehend, verbreiteten die abscheulichsten Verläumdungen gegen die Bevölkerung sowohl, als ihre christlichen Lehrer, die ihren ganzen Einfluß aufbieten, um die Frauen vom Besuch auf Schiffen abzuhalten. Ein gewisser Kapitän P* des Schiffes W*, das vor Huaheine vor Anker lag, wurde darüber so ergrimmt, daß er drohte bei seiner Abreise die Insel zu beschießen, weil ihre Einwohner tugendhafter waren als er, und er ging in seiner Unverschämtheit so weit, zu erklären, daß wenn bei dieser Gelegenheit Menschenleben geopfert würden, so seyen es die Missionäre allein, welchen die Schuld davon beizumessen sey . . . Der entehrende Handel, den die weiblichen Bewohner von Hawai öffentlich und ohne Scham auf den Schiffen und zu Lande mit den Seeleuten treiben, ist so sittenloser Art, daß wir nicht mitzutheilen wagen, was wir davon gesehen und gehört haben. Deßhalb muß die Abschaffung dieser Abscheulichkeiten auf den christlichen Inseln des stillen Ozeans als der höchste Triumph des Christenthums über menschliche Verkehrtheit betrachtet werden, von dem die Geschichte irgend eines Jahrhunderts und irgend eines Theils der Welt zu erzählen weiß.“

Die Missionäre schildern auf der andern Seite mit erfreulichen Farben den Kontrast, den die Inselbewohner, wie sie gegenwärtig sind, ihrem frühern Zustande gegenüber bilden. „Ueberall,“ sagen sie, „haben Industrie, Civilisation und Moral in dem Charakter, den Sitten, Vergnügungen und Arbeiten des Volkes eine völlige Veränderung zuwege gebracht.“ Bei Gelegenheit eines öffentlichen Gastmahles, zu dem sie von einem taheitischen Häuptlinge eingeladen waren, machen die Missionäre folgende Bemerkung: „In den Zeiten der Unwissenheit waren die öffentlichen Feste häufig, allein nur die Männer durften dabei erscheinen; niemals hatten die Weiber, weder öffentlich noch zu Hause, die Erlaubniß neben ihren Männern zu sitzen oder an ihrer Seite zu speisen. Die Männer waren die eigentlichen Tyrannen des weiblichen Geschlechtes. Uebermaß in Speise und Trank, Zank, Mord und Todtschlag waren die Würze ihrer Gelage. Gegenwärtig hört man bei diesen Gelegenheiten nichts mehr von Streit, Trunkenheit und frechen Reden; statt dessen erblickt man Mäßigkeit, fröhliche Unterhaltung und allgemeine Harmonie.“

Unter den Polynesiern, namentlich unter den Taheitern und den Bewohnern der Sandwichinseln, zeigt sich eine große Vorliebe für wissenschaftliche Beschäftigungen. Mit Hülfe der Missionäre erlangten sie eine Schriftsprache, in die schon mehrere Bücher übersetzt sind. Ihre Sprache, die nur mit geringen Abweichungen fast auf allen Inseln der Südsee gesprochen wird, ist ungemein sanft und wohlklingend. „Als wir das erste Mal,“ bemerkt hierüber das Tagebuch, „die Eingebornen mit einander sprechen hörten, war es uns kaum möglich zu glauben, daß dieß Töne einer Sprache seyen; die Worte waren so sanft, so voll von Vokalen, so geründet daß sie uns wie ein unverständliches Gemurmel der Luft schienen, die uns umgab. Es schien uns, eben so leicht könne das Summen der Bienen an einem blühenden Lindenbaum in Worte aufgelöst werden, als das Geflüster, das wir von den Lippen ausgehen hörten, auf die wir unsere Augen gerichtet hielten, und doch war an den belebten Blicken, an den anmuthigen Bewegungen, die diesen verworrenen Wohllaut begleiteten, abzunehmen, daß jeder Ton seine Beugung und seinen Sinn hatte. Ueberhaupt ist die Sprache und besonders der Gesang der Bewohner dieser so weit gegen Osten entlegenen Inseln so weich und anmuthig für das Ohr, daß wir ihre Eigenthümlichkeit nicht anders bezeichnen konnten, als indem wir sie das Italienisch der Barbaren nannten.“

„Obgleich ihnen früher Schriftsprache völlig unbekannt, und deßhalb ein geordneter Unterricht unmöglich war, so beweist doch die Fülle, Abwechslung, Bündigkeit und Reinheit ihrer Sprache, sammt einem ausgedehnten Zahlensysteme, daß sie auch vordem schon nicht geringe geistige Fähigkeiten besaßen. Obgleich unbekannt mit dem Kompaß hatten sie doch Namen für die vier Weltgegenden. Den Nord nannten sie Apatoa, den Süd Apatoerau, den Ost Te hitia o te ra, Aufgang der Sonne, und den West Tooa o te ra, das Fallen oder den Untergang der Sonne. Genealogie und chronologische Ueberlieferungen findet man mit der größten Genauigkeit bei den Bewohnern von Hawai aufbewahrt; einige dieser geschichtlichen Traditionen gehen bis auf dreißig, ja auf hundert Generationen zurück. Auch in Eintheilung der Zeit waren

sie so genau, als ihre nördlichen Nachbarn und vielleicht noch mehr als diese. Eine Art der Zeitberechnung geschah nach Ui oder Generationen; die gewöhnliche aber nach dem Jahre, das sie Matahiti nannten, und in zwölf oder dreizehn Mond-Monate eintheilten. Diese Monate zerfielen wieder in das Tau oder Matarii, Jahrszeit oder Halbjahr, und der Monat in dreißig Tage.

„Sie hatten für jeden Monat einzelne Benennungen, aber wenn sie gleich in der Länge des Jahres übereinstimmten, so war Dieß doch nicht der Fall in Rücksicht des Anfanges desselben oder der Monatsnamen. Jede Insel hatte darin ihre eigenen Jahresanfänge und Monatbenennungen. Folgende Jahreseintheilung ist aus einem kleinen arithmetischen Buche entlehnt, das im Jahre 1819 auf Huaheine gedruckt wurde. Dieser Berechnung bediente sich der König Pomare und die regierende Familie.

„1. Avarehu, der Neumond, der gegen das Sommersolstitium zu Taheiti erscheint, und den letzten zehn Tagen unseres Dezembers oder dem Anfange Januars entspricht. 2. Faaahu, Januar und ein Theil des Februars. Der Monat des Ueberflusses. 3. Pipiri, Februar und ein Theil des März. 4. Taaoa, März und ein Theil des Aprils. Der Monat der Dürftigkeit. 5. Aununu, April und ein Theil des Mais. 6. Apaapa, Mai und ein Theil des Junius. 7. Paroro mua, Junius und ein Theil des Julius. 8. Paroro muri, Julius und ein Theil des Augusts. 9. Muriaha, August und ein Theil des Septembers. 10. Hiaia, September und ein Theil des Oktobers. 11. Tama, Oktober und ein Theil des Novembers. 12. Te eri, der übrige November, wo die Uru oder junge Brodfrucht zu blühen beginnt. 13. Te tai, der Dezember, wo die Uru oder Brodfrucht fast reif ist. — Nach einer andern Rechnung beginnt das Jahr mit dem Monate Apaapa, in der Mitte Mais. Das Jahr zerfiel in zwei Hälften: Matarii, die Plejaden; die erste hieß Matarii nia, die Plejaden oben; sie begann, wenn diese Sterne gleich nach Sonnenuntergang ober dem Horizont erschienen. Die andere Hälfte des Jahres, während welcher die Plejaden unsichtbar waren, hieß Matarii i raro, die Plejaden unten.

„Außerdem hatten die Insulaner noch drei Jahrszeiten. Die erste hieß Tetau, Herbst oder Jahrszeit der Fülle, wo die Brodfrucht geerntet wurde; sie begann mit dem Monat Tetai, Dezember und dauerte bis zum Faahu. Dieß ist aber nicht bloß der Herbst, sondern auch der Sommer der Südseeinseln. In dieser Zeit fällt auch der meisten Regen. Die andere Jahrszeit hieß Te tau miti rahi, die Zeit der hohen See: sie begann im November und dauerte bis Januar; die dritte und längste nannten sie Te tau Poai, der Winter, die Zeit der Trockenheit und Dürftigkeit; sie begann im Julius und dauerte bis Oktober.

„Auch dreißig Namen für die Tage des Monates kannten sie; indeß zählten sie nicht nach Tagen, sondern Nächten, und wenn sie fragen wollten; wie viele Tage sind es? — sagten sie: Rui hia aenei? wie viel Nächte? — Die siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Nächte, unmittelbar nach dem Vollmonde, wurden als die Zeit angesehen, wo die Geister mehr als in andern Tagen umherwandelten; auch waren diese dunkeln Nächte am meisten den Dieben günstig. Die Eintheilung der Tage in Stunden, oder der Tage in Wochen war ihnen unbekannt, obgleich sie für einzelne Zeittheile des Tages Benennungen hatten. Um ihren Handelsverkehr mit der civilisirten Welt zu erleichtern, haben die Missionäre die Monatsnamen und Wochentage, wie sie in England üblich sind, eingeführt. Das Wort Hebedoma wurde zur Bezeichnung der Woche in ihre Sprache aufgenommen; doch bedient sich das Volk hiezu lieber des Wortes Sabbath. Wenn ein Eingeborner sagen will, daß er eine Reise von sechs Wochen gemacht habe, so wird er gewöhnlich sechs Sabbathe oder einen Monat und zwei Sabbathe sagen.

„Wenn man den uncivilisirten Zustand dieser Völkerschaften und ihren Mangel an Schriftsprache erwägt; so muß man über diese Berechnungen billig in Erstaunen gerathen, und man kann nicht umhin anzunehmen, daß sie vor vielen Jahrhunderten als eine Nation bestanden haben mußten, um es zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen. Noch mehr überrascht ihr ausgedehntes Zahlensystem. Die Taheiter rechneten nicht wie die Mexikaner oder Sandwichinsulaner nach vierzigen, sondern hatten eine Art von Dezimalsystem. Ihre Zahlen waren Atahi eins, Arua zwei, Atoru drei, Amaha vier, Arima fünf, Aono sechs, Ahitu sieben, Avaru acht, Aiva neun, Ahuru zehn. Elf war Ahuru matahi zehn und eins und so fort bis zwanzig, was ganz einfach Erua ahuru, zwei Zehner hieß; so zählten sie bis hundert, was sie Rau nannten, und so ging es wieder fort bis zehnhundert, was Mano oder Tausend hieß. Mit Hülfe der Grundzahlen zählten sie in den Manos zehntausend, die sie Manotini nannten, und auf gleiche Weise bis hunderttausend, Rehu genannt. Zehn Rehus oder eine Million nannten sie Iu. Weiter zählten sie nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Der Graf Ludwig Plater war der Sekretär des Diktators gewesen. Man kann ihn daher als das eigentliche Oberhaupt der aristokratischen Koterie betrachten, die durch das Phantom der Anarchie die Alten und die Jugend, die in den Straßen von Warschau die Freiheit erkämpft hatte, in Schrecken setzte und durch dieses Mittel aller Civil- und Militärstellen sich bemächtigte. Der Fürst Czartoryski und der ehrwürdige Niemcewicz wurden durch diese Koterie nur hintergangen, ebenso viele andere gute Bürger, welche die Eitelkeit mit dem leeren Grafentitel vermummt hatte.

So wurden also die russischen Spione von der einen und die Aristokraten von der andern Seite die Stützen der Diktatur. Diese letztere Partei, vermehrt noch durch alle furchtsamen Menschen, bildete ein Justemilieu zwischen Nikolaus und der polnischen Nation. Dieses Justemilieu in Polen aber bestand nur aus unwissenden oder flachköpfigen Menschen, während der gelehrte Lelewel, der erste Geschichtschreiber Polens, das Haupt der nationalen Partei blieb, deren Herz die aufgeklärte Jugend bildete. Gezwungen das ganze Personal des Kultus und des Unterrichtes umzuschmelzen, brachte Lelewel die moskowitische Partei gegen sich in Harnisch und

seine ausgesprochene Ansicht für einen Angriffskrieg und für die Unabhängigkeit Polens entfremdete ihn auch überdieß völlig dem Diktator. „Ich weiß zuverlässig," sagte dieser eines Tags zu Wladislas Ostrowski, „daß Lelewel nach der Diktatur strebt."

Die Grafen Lubienski dagegen hatten sich durch ihre Thätigkeit und ihren Haß der Anarchie das volle Vertrauen des Diktators erworben, sie waren es auch, die dem ehemaligen Vizepräsidenten der Polizei Lubowidzki zur Flucht behülflich waren, einem Manne, der eben so sehr bei Konstantin beliebt, als von der Nation verabscheut war. Der Unwille des Publikums sprach sich darüber laut aus, und die Ehrengarde des Diktators, die aus den Studenten der Universität bestand, ging so weit, in das Kloster der Nonnen vom h. Sakramente einzudringen, wo sich die Gemahlin und die Kinder des geflüchteten Lubowidzki befanden. Der Diktator sah sich genöthigt, den vier Brüdern Lubienski ihre Entlassung zu geben. Inzwischen verbreiteten gewisse Individuen unter dem Publikum, Lelewel sey es, der Lubowidzki zu seiner Flucht behülflich gewesen; man sah sogar Zusammenrottungen trunkenen Pöbels die Vorstädte zur Plünderung der Franziskaner Gasse, wo die reichen Juden wohnen, aufwiegeln und zwar im Namen Lelewels; andere Banden des gemeinsten Volkes durchrannten die Straßen mit dem Geschrei: „es lebe Lelewel! es lebe Ludwig Mochnazki!" während andere Geld und Waffen vertheilten. Mochnazki zog sich in die Provinz zurück, um diesen skandalösen Auftritten jeden Vorwand zu nehmen. Lelewel fuhr in seiner gewohnten Lebensweise fort; er ging nur aus, um sich in die Bureaus zu begeben, oder den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen.

Der Kuryer Polski, ein Journal, das bis zum Monate Januar von den Romantikern redigirt wurde, und an die Spitze seiner Redakteurs den Namen Lelewel gesetzt hatte, fing um diese Zeit an, das Justemilien und Chlopizki in Entrüstung zu versetzen. Dieß war die Stimmung der Gemüther nach dem Erscheinen des Manifestes des polnischen Volkes.

Dem Beschlusse des Reichstages zufolge, sollte es von den zwei Deputationen unterzeichnet werden. Lelewel befand sich unter jener, die mit dieser Arbeit beauftragt war, und von ihm wurde Alles redigirt, was darin Bezug auf Lithauen hat; die ganze Bearbeitung aber ist von dem Landboten Swidzinski. Es wurde am Abende des 2 Januars 1831 vollendet, und der Deputation, die mit der Beaufsichtigung der diktatorischen Gewalt beauftragt war, zugeschickt; diese genehmigte es mit einer tadelnswerthen Eilfertigkeit. Dieses Manifest beruhte auf den in der Sitzung vom 28 Dezember ausgesprochenen Prinzipien; es war darin nirgends davon die Rede, mit dem Kaiser Nikolaus zu brechen, und sein ganzer Inhalt hinderte nicht durch ein Wort den Diktator mit dem Czar in Korrespondenz zu treten. Dennoch beschwerte sich Chlopizki bitterlich, daß er nicht zu Rathe gezogen worden sey, und in seinem Zorne drohte er, durch ein Gegenmanifest die Bekanntmachung dieser gegenrevolutionären Urkunde zu hindern. Indeß that er Dieß nicht, und schwieg zuletzt ganz.

O'Connells Empfang in Dublin.

O'Connells Rückkehr nach Irland gab der Bevölkerung von Dublin das Schauspiel einer großen Feierlichkeit. O'Connell war mit seiner Familie zu Howth gelandet, wo er von einer zahlreichen Versammlung seiner Freunde aus Dublin und der Nachbarschaft empfangen wurde. Als er in der Nähe der Hauptstadt anlangte, wurde er von dem entgegenströmenden Volke erkannt, das nun mit enthusiastischem Geschrei hinter seinem Wagen herlief. Zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags versammelten sich die Mitglieder „der politischen Union der Gewerbe" und zogen in Prozession vor O'Connells Wohnung auf dem Merrion Square, um ihm eine Adresse und das Ehrenpatent der Union zu überreichen. Von jedem Gewerbe, deren neun und siebenzig sind, wurden drei Abgeordnete an ihn gesendet; jeder von ihnen trug eine blaue Schärpe vo irländischem Tabinet und eine O'Connells-Denkmünze um den Hals. An der Spitze dieser Deputation befand sich der Präsident der Union, Marcus Costelloe Esq., die Vizepräsidenten, Sekretäre und das Komité der Gesellschaft, das aus ein und zwanzig Personen bestand. Vor ihnen her wurde ein großes grünes Panier getragen mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: „Jura et leges equales," und: „Die politische Union der Gewerbe von Dublin." In dem Augenblicke, wo O'Connell auf dem Balkone erschien, empfing ihn der Jubelruf von mehr als zwanzigtausend Menschen, die vor seiner Wohnung versammelt waren. Herr Costelloe las hierauf die Adresse vor, der ein neues Freudengeschrei folgte. Zuletzt wurde O'Connell das blaue Band der Union angelegt, worauf er an die Versammlung eine Rede hielt, die allzusehr diesen Volksmann und die Gewandtheit seiner populären Beredsamkeit bezeichnet, als daß wir hier nicht einen Theil derselben wiedergeben sollten.

Zuerst küßte er die überreichte Adresse, und nachdem sich das Beifallsgeschrei allmählich gelegt hatte, begann er mit folgenden Worten:

„Keine Zunge vermag die Gefühle der Dankbarkeit und des Entzückens auszusprechen, die ich über diese Adresse empfinde. (Hört! Hört!) Ich bin jetzt gegen zwölf Monate aus meinem Heimathlande entfernt gewesen; denn an dem nämlichen Tage ging ich zu dem Parlamente ab, das seitdem fast jeden Tag unter einer oder der andern Form Sitzungen hielt. Vielleicht hat meine Zunge seitdem etwas von der reichen Anmuth des irischen Accentes verloren. (Gelächter.) Mag es seyn; aber ich kann Euch versichern, daß mein Herz nichts von der Wärme seiner Liebe für Irland verloren hat. (Hört! und Beifall.) Ich erkenne in dieser Adresse mehr die Liebe als die richtige Beurtheilung meiner Landsleute, und ich bin stolzer auf Eure Liebe, als ich es vielleicht auf die Billigung Eures Urtheiles seyn würde. Ihr beurtheilt mich viel zu gütig. Ich verdiene nicht das Lob, das Ihr mir spendet. (Geschrei: „Ja, Sie verdienen es!") Nein, sage ich, ich verdiene nicht das Lob, das Ihr mir spendet; aber ich besitze ein Herz, das der Gelegenheit entgegenpochte, es zu verdienen. (Beifall.) In der That, Ihr habt die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen für wirkliche Dienste genommen, und Ihr legtet mir Verdienste und Leistungen bei, während an mir nur ein ewiges und unüberwindliches Streben für das Glück und die Freiheit Irlands zu erkennen war. (Lauter Beifall.) Ihr schriebet mir den glücklichen Erfolg in der Sache der religiösen Freiheit zu — einer Sache, in der ich nur mit schwachen Kräften kämpfte und ein bloßes Werkzeug war. Nicht ich war es, es war das biedere und tugendhafte Volk von Irland, das in dieser glorreichen Sache den Sieg davon trug; ich war nur ein Strohhalm auf der Oberfläche eines Stroms; ich hatte weder die Kraft, ihm entgegen zu schwimmen, noch seine Gewalt zu leiten; ich konnte bloß seinen Lauf andeuten, und ich wurde mit diesem unwiderstehlichen Strome fortgerissen, der in einem Augenblicke die Dämme niederriß, die von einem schändlichen Despotismus aufgeworfen worden waren. (Hört! und Beifall.) Es war das Volk von Irland — es waren die liberalen Protestanten und Katholiken — es war die vereinte Anstrengung beider, die den Dissenters ihre Emancipation gaben und den Katholiken Alles sicherten wornach sie strebten: Gleichheit der bürgerlichen Rechte. (Beifall.) Es war die vereinte Kraft der Freien, der Biedern, der Hochgesinnten und der Guten, die alles Dieß vollbrachte — es war der feste Entschluß des Volkes, dem Gesetze zu gehorchen; aber auch zugleich der Entschluß, ewig ungerechter Unterdrückung sich zu widersetzen. (Hört!) Eine solche vereinte Kraftanstrengung war es, die den Erfolg herbeiführte und der übrigen Welt eine Lehre gab, wenn sie lernen wollte.

wie die Freiheit zu erringen ist. Glaubt Ihr, daß Frankreich so glücklich Widerstand geleistet haben würde, wäre die katholische Assoziation nicht in Ireland bestanden? Glaubt Ihr, daß in Belgien das blutige Feld für die Freiheit des Landes behauptet worden wäre, hätten nicht die Belgier einsehen gelernt, daß die vereinte Kraft des Volkes endlich unwiderstehlich werden müsse; und glaubt Ihr, daß die Sache der Parlamentsreform der Fortschritte, die sie machte, sich zu erfreuen gehabt haben würde, wenn wir nicht religiöse Gleichheit zur Basis der repräsentativen Basis gemacht hätten? (Beifall.) Zwölf Monate, sagte ich, war ich von meiner Heimath und meinen Geschäften entfernt; ich bereue es nicht. Ich kämpfte für Das, was dem biedersten Könige, den noch dieses Reich sah, den Thron sichern muß — ich kämpfte für einen König, dessen Liebe zur Freiheit keine so vorübergehende Aufwallung ist, um heute die Freiheit aufzumuntern und morgen im Stiche zu lassen. (Hört! und Beifall) Nein — unser nennen wir einen König, Gott segne ihn! der bei seinem Volke stehen wird, und sein Volk, Das kann ich ihm sicherlich verheißen, wird bei seinem Könige stehen. (Lauter Beifall.) Unser König ist ins Feld gerückt gegen die verächtliche Aristokratie, die seine Prärogative mißbraucht und die Privilegien des Volkes weggemaußt hat (filched away). Ich stand in diesem Kampfe an seiner Seite, und freut Ihr Euch nicht, meine Landsleute, daß ich so that? (Hört, hört!) Wo, frage ich, sind die loyalen Männer? (Geschrei: „Hier sind wir.") Wo sind die, frage ich, die sich selbst die loyalen nannten? Ich finde hier nicht die elenden Wichte der Wucherer-Corporation — ich finde hier nicht die zertretende und unterdrückende Faktion, die sich „ausschließlich loyal" nannte. (Hört und Beifall.) Solchen Menschen läugne ich ihre Loyalität in's Gesicht ab. (Beifall.) Sie sind die Rebellen. (Hört und Beifall.) Ja, sie sind die Rebellen gegen ihren König jetzt, wie sie stets Rebellen gegen ihr Vaterland waren. (Lauter Beifall.) Sie waren stets Rebellen gegen Ireland, sie sind es jetzt gegen ihren König und gegen England. Ihnen drückt das Brandmal der Rebellen auf — ihnen, die unter dem Begriffe von Loyalität stets nichts Anderes verstanden, als das Recht, ihre Finger in die Tasche ihrer Nachbarn zu stecken, da sie in der ihrigen blutwenig gefunden haben würden. (Beifall und Gelächter.)

Nachdem hierauf der Redner dem Eifer der gegenwärtigen Minister das gebührende Lob ertheilt und hervorgehoben hat, wie Ireland zu allen Zeiten treu und kräftig England zur Seite gestanden in seinen Feldschlachten und Parlamentskämpfen, fährt er mit einer Lobrede auf sein Vaterland fort, die an Volksschmeichelei ihres Gleichen sucht:

„Ließ Gott je seine Sonne über ein lieblicheres Land scheinen, als Ireland? Wo schuf er auf Erden ein Land, dessen Boden mehr mit größerer Fruchtbarkeit, mit reicherem Ueberflusse gesegnet ist? Ihr möget Schottland aus der Reihe der Länder streichen — Ihr möget die Schotten ihres Fleißes, ihrer Intelligenz und Industrie berauben und eine einzige Grafschaft in Ireland würde sie insgesammt füttern und mästen können. Ihr möget auf England den Fluch der Unfruchtbarkeit legen, und zwei oder drei Grafschaften von Ireland würden hinreichen, John Bull bis zum Halse vollzustopfen. (Hört und Beifall.) Und will man mir sagen, Ireland solle nicht Gerechtigkeit widerfahren? Was ist aber dazu der erste Schritt? (Eine Stimme aus dem Volke ruft hier: „die Union.") Nun ich bin ein besserer Handwerksmann als dieser dort, denn er würde seine Arbeit mit dem Ende anfangen; ich aber will bei dem Beginne beginnen. Bei meinem Handwerk gehe ich allzeit Schritt für Schritt zu Werke. Zuerst richtete ich meinen Blick auf die katholische Emanzipation. Ich ließ damals die Parlamentsreform aus dem Spiele; ich hatte sie in meinem Aermel. Nun verlange ich aber Parlamentsreform; wollt ihr mir beistehen, sie durchzusetzen, und ist dieß geschehen, braucht mein Vaterland noch andere Opfer und Anstrengungen, so schreibt, wenn sie nicht gemacht werden, auf mein Grab: Verräther. (Unermeßlicher Beifall.) Was soll zuerst vorgenommen werden, wenn die Reformbill durchgesetzt ist? Ich wünschte, Ihr sähet die Dubliner Corporation einen Tag nach der Durchsetzung der Reformbill. Nie sahet Ihr wohl ein Nest voll gebrühter Ratten, wenn sie mit heißem Wasser begossen den Hunden, die auf sie lauern, in den Rachen laufen, so elend und erbärmlich aussehen, als die armen Korporationsmänner dann aussehen werden. (Beifall und langes Gelächter.) Wir wollen einen Vertrag mit ihnen machen; wir wollen es machen wie jener Mann, der ein Mädchen reich zu machen versprach, indem er ihr die Hälfte dessen vermachen wolle, was sie auf der Welt besitze. Nach seiner Heirath mit ihr nämlich, meinte er. (Hört, Hört und Gelächter.) Wir müssen England ein Beispiel geben. Unsere politische Gewerbsunion, der anzugehören ich stolz bin, bildet eine große Grundlage, auf der wir eine Batterie errichten können, welche die ganze Gewalt der oligarchischen Faktion in Ireland über den Haufen werfen wird. Das Volk bildet stets die große Grundlage jenes Dammes von politischer Gewalt, den keine Faktion je zu erschüttern vermag. Kein Name, als ein schlechter, keiner, der nicht wünscht, das Land zu plündern, und sich selbst zu bereichern, wird jetzt die Religion zum Feldgeschrei machen und kirchliche Spaltungen befördern wollen. Wir haben unsere politischen Rechte errungen und also von Seite der Religion nichts mehr zu verlangen Also keine religiösen Streitigkeiten mehr; denn wir haben, was wir bedürfen. (Hört, hört.) Ich habe gesagt, daß es kein fruchtbareres Land gibt als Ireland. Warum ist es nun die armselige, verachtete Hütte geworden, in der jeder fremde Abenteurer nehmen kann, was ihm beliebt? Weil das Volk getheilt und durch Uneinigkeit geschwächt war. (Hört.) Was haben wir also zu thun? Hand und Herz zu vereinigen für Alt-Ireland und zu kämpfen dafür, daß ihm Gerechtigkeit werde. (Hört und Beifall.) Ich will, daß der Arbeiter Taglohn finde, um seine Familie zu ernähren; ich will, daß der gewerbfleißige Mann nicht müßig stehe, daß er nicht länger auf Beschäftigung warte, und nicht wisse, wo er sie finden soll; ich will, daß sich der Weberstuhl in Bewegung setze, und in der Schmiede der Hammer erklinge; daß des Manufakturisten Hand sich rühre und sein Herz fröhlich sey, wenn er auf seine Kinder blickt und sieht, daß sein Fleiß hinreicht, sie zu ernähren und glücklich zu machen. (Beifall.).... Was mich an das Daseyn bindet, was in meinem Herzen schlägt, ist das Verlangen, Gutes zu wirken für das Volk, seine Wohlfahrt zu fördern, und unsere bürgerlichen Rechte zu begründen, wie unsere religiöse Freiheit bereits gesichert ist. Deßhalb wünsche ich herzliches Zusammenwirken von Protestanten und Katholiken. (Hört.) Ich wünsche Aufhebung aller Parteizwiste. (Hört.) Nie gab es ein Volk, das so bereitwillig war, Unbilden zu verzeihen als das Volk von Ireland. Wir haben jetzt eine neue Aera begonnen, und begierig sehe ich denen entgegen, die sich mit uns zu dem guten Werke der Reform vereinigen werden. (Hört.) Doch auch meinen Rath muß ich Euch geben. (Hört.) Das Volk von England hat sich zu Tumulten hinreißen lassen. Wir wollen dieß nicht thun; aber werden wir deßhalb minder stark vereinigt und entschlossen seyn? O nein. (Hört und Beifall.) Erinnert Euch, daß die Minister England viel Gutes gethan haben; sie haben versprochen Vieles auch für Ireland zu thun. Der König ist dem Volke treu, so laßt auch das Volk dem Könige treu seyn. (Beifall.) Und nun, meine Freunde, sage ich Euch Lebewohl. Ich bin zu Euch zurückgekehrt. (Stimmen: „Und Sie sind willkommen.") Mein Betragen in dem Kampfe, der nun vorüber ist, liegt vor Euch; Ihr wißt, was ich gethan habe; und ich bin so frei zu sagen, daß keine Handlung, kein Wort von mir nicht im Einklange gestanden wäre mit der Liebe, die ich für Euch hege. (Hört, hört und lauter Beifall.) Nehmt meinen Rath und laßt ihn durch das Land bekannt werden: nie werden Euch gute Tage kommen, bis ihr im Parlamente vertreten seyd, und bis keine Personen mehr von Euch Steuern erheben können, die ihre Stelle gekauft und den Kaufschilling durch den Verkauf des Volkes wieder zu lösen trachten. (Hört und Beifall.) Vereint jetzt mit mir Herz und Hand — drei Monate laßt noch Reform das Losungswort und Feldgeschrei seyn. Zeigt der Welt abermals, daß Ihr die Freiheit verdient. Mit Füßen aber tretet den Mann, der einen Irländer von dem andern trennen will, den Mann, der Euch jetzt von religiösen Zwistigkeiten reden will, schlagt in die Zähne, und dem, der Protestanten gegen Katholiken erbittern will, sagt, daß er kein Christ ist. (Hört, hört.) Stehet alle für Einen für die Reform, für den König und die Minister. Thut dieß und ihr handelt vereint für den Frieden, die Freiheit und die Wohlfahrt Irelands." (Hört, hört und lang andauernder Beifall.)

Bei dem Abschiede, den hierauf O'Connell nahm, zog die ganze Versammlung ihre Hüte vom Kopf und ließ ein dreimaliges Hoch! dem König und der Reform ertönen. Dreimaliges Hoch! wurde dann auch O'Connel gebracht, und in zehn Minuten hatte sich die unermeßliche Versammlung nach allen Richtungen hin friedlich zerstreut.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 315. 11 November 1831.

Der Bravo.*)

Coopers neuester Roman.

Wenn die europäische Welt mit immer neuem Interesse den Gemälden des nordamerikanischen Dichters entgegen sah, die mit so frischen und treuen Farben das Leben und die Natur des transatlantischen Kontinentes schilderten, so muß es nicht minder für sie anziehend seyn, von der Feder eines Republikaners, in welchem sich die Ideen der Freiheit und des Vernunftstaates in Saft und Blut verwandelt haben, ein Bild aus ihrer eigenen Mitte entworfen zu sehen. Neu zwar scheint der Boden, auf dem Cooper sich bewegt. Es sind nicht mehr die majestätischen Urwälder seiner Heimath, nicht mehr die unabsehbaren Steppen oder der abenteuervolle Ozean den er schildert; es sind nicht mehr die jugendkräftigen Söhne der Freiheit, wie sie mit tiefem Abscheu gegen den Gesetzzwang in den Wildnissen umherirren, oder unter der Herrschaft der Vernunft in geordneten Staaten leben; es ist nicht mehr der Kampf der alten und neuen Bevölkerung Amerika's, der gesetzlosen und gesetzmäßigen Freiheit, die er uns vorführt. Allein bald mußte der Dichter sich heimisch fühlen, unter den neuen Umgebungen, in die er sich versetzte: es ist eine zweite Atlantis, die er betrat, das hesperische Italien, das Amerika Europa's, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Hier findet er eine Natur, die mit seiner heimathlichen in Pracht und Größe wetteifert; hier findet er Leidenschaften so wild und ungestüm, als bei seinen rothen Männern, die in den Urwäldern Amerika's umherirren; auch hier findet er eine Art Wilde im Kriege mit den Gesetzen der Gesellschaft; auch hier findet er Freistaaten, die zu ihrer Zeit eben so gewaltig auf das übrige Europa zurückwirkten, als in unsern Tagen das Vorbild Nordamerika's. Sonderbar genug mußte sich freilich der Sohn und Dichter der transatlantischen Freiheit angeregt fühlen durch den Widerspruch einen Freistaat zu sehen, der wie der venetianische jener Zeit, in die er sich zurückversetzt, unter der blutigen Herrschaft einer rücksichtslosen Aristokratie seufzt, und nicht Wunder kann es uns daher nehmen, wenn er in der Vorrede sagt, „daß er es versuchte, seinen Landsleuten in diesem Buche ein Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes von einer sogenannten Republik der andern Hemisphäre zu geben. Nicht historische Charaktere zu konterfeien, sey seine Aufgabe gewesen, die ohnedieß unter der Hand der Poesie stets etwas Hinzugedichtetes annehmen, sondern nur das innere Getriebe der venetianischen Politik habe er darlegen wollen; wenn er dabei zwar für Mängel um Entschuldigung bitten müsse, so könne er doch in Betreff ihrer Aehnlichkeit auf Daru's wohlbekanntes Werk verweisen.“

Es scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen, daß die von dem Dichter in eben dieser Vorrede ausgesprochenen Ansichten über die Staatsverhältnisse der alten Welt, die ihm von vorn herein fehlerhaft begonnen scheinen, bei Denen großen Widerspruch finden werden, die alles Heil der Völker von materiellen Einrichtungen hoffen, und den Staat für nichts als einen Körper halten, der nichts mehr zu verlangen habe, wenn das Gleichgewicht seiner thierischen Funktionen in Ordnung sey.

Da wir uns hier nicht mit Coopers politischen Ansichten befassen wollen, was schon an einem andern Orte in diesen Blättern geschehen ist, so wollen wir hier bloß sein Gedicht in's Auge fassen, das wir unbedenklich den schönsten Werken an die Seite stellen, mit denen dieser fruchtbare Genius die Welt bereichert hat. Es liegt dabei aber nicht in unsrer Absicht dem Genusse des deutschen Lesers durch eine voreilige Entwicklung des Ganzen vorzugreifen, und das dramatische Interesse durch Auflösung des kunstreichen Gewebes in seine einzelnen Theile zu zerstören. Nur so viel sey erlaubt zu sagen, daß „der Bravo" eine Novelle ist, in der jedes Begebniß und jeder Charakter tief aus den eigenthümlichen Staatsverhältnissen Venedigs während des Verfalles dieser einst so hochgerühmten Republik hervorgegangen ist, wobei dem denkenden Kopfe nicht entgehen wird, wie stets Ursache und Wirkung in innigster Wechselverbindung stehen, und in Bildern von höchster Lebensfrische hervortreten.

Einige Stellen aus diesem Gedichte, das wie alle Werke Coopers so reizvoll ist durch die lebendigste Realität, mögen demnach hier die deutsche Lesewelt auf den Genuß vorbereiten, den ihr wahrscheinlich bald eine Uebersetzung bieten wird.

1. Ein Abend auf der Piazza San Marco.

Die Sonne war hinabgesunken hinter den Spitzen der Alpenkette von Tyrol und der Mond bereits heraufgestiegen über dem

*) The Bravo: a Venetian Story. By the Author of the „Pilot," the „Water Witch." the „Borderers" etc. 3 vol. 12mo. London 1831.

niedern Damm des Lido. Hunderte von Fußgängern strömten hervor aus den engen Gassen von Venedig auf den Platz des heiligen Markus, gleich Wassergüssen aus den Röhren eines Aquädukts, die in ein weites sprudelndes Becken fallen. Zierliche Cavallieri und ernsthafte Cittadini, Soldaten von Dalmatien und Matrosen der Galeeren, vornehme Damen und Mädchen von minder strengen Sitten, Juweliere des Rialto und Kaufleute aus der Levante, Juden, Türken und Christen, der Reisende, der Abenteurer, der Podesta, der Diener, der Avvocato wie der Gondoliere nahmen ihre Richtung nach dem Mittelpunkte der Unterhaltung. Der eilfertige Geschäftsgang und das keinen Seitenblick verlierende Auge, der gemessene Schritt und der eifersüchtige Blick, Scherz und Gelächter, der Gesang einer Cantatrice, und die Melodie einer Flöte, die Grimasse des Buffone und das tragische Stirnrunzeln des Improvisatoren, die Pyramide von Grotesktänzern und das melancholische Lächeln des Harfenspielers, Geschrei von Wasserverkäufern, Mönchskutten, Federbüsche von Soldaten, Gesumme von Stimmen und die allgemeine Bewegung und das bunte Getümmel neben den übrigen schweigsam und ernst dastehenden Gegenständen der Piazza, machten diese Scene zu einer der merkwürdigsten in der Christenheit.

An der äußersten Linie, die das westliche von dem östlichen Europa scheidet, und mit letzterem in ununterbrochenem Verkehre, besaß Venedig eine buntere Mischung von Charakteren und Kostümen, als irgend ein anderer von den zahlreichen Seehäfen dieser Gegend. Noch bis auf diese Stunde nimmt man einen Nachglanz dieser Eigenthümlichkeit unter dem gesunkenen Reichthum dieser Stadt wahr; aber zur Zeit unsrer Erzählung war die Inselstadt, obgleich nicht mehr Beherrscherin des mittelländischen oder auch nur adriatischen Meeres, doch noch reich und mächtig. Ihr Einfluß machte sich noch geltend in dem hohen Rath der civilisirten Welt, und ihr Handel, zwar in Abnahme begriffen, war doch noch hinreichend, die unermeßlichen Besitzungen jener Familien aufrecht zu halten, deren Vorfahren reich geworden waren in den Tagen, wo Venedigs Macht noch blühte. Auf ihren Inseln lebte das Volk in jenem Zustande von beginnender Lethargie, der den Fortgang auf abwärtsführender Bahn bezeichnet, sowohl da, wo die moralische als wo die physische Kraft ihrer Auflösung sich nähert.

Zur Stunde, von der wir sprachen, war das ungeheure Parallelogramm der Piazza vollgedrängt von Menschen, die Kaffeehäuser und Casinos innerhalb der Portikus, die drei Seiten der Piazza einfassen, waren bereits angefüllt mit Gesellschaft. Während unter den Bogengängen Alles in Lust und Licht sich bewegte unter den flackernden Lichtern der Fackeln und Lampen, schlummerten die mächtigen Reihen von Gebäuden, Prokuratorien genannt, der massive Block des herzoglichen Palastes, und die älteste christliche Kirche, die Granitsäulen der Piazzetta, die als Siegeszeichen aufgerichteten Mastbäume des großen Viereckes und die schwindelnde Höhe des Thurmes des Campanile in dem milderen Lichte des Mondes.

Mit der Vorderseite gegen die weite Fläche des großen Viereckes zugewendet, stand die zierliche und ehrwürdige Kathedrale von San Marco. Ein Tempel von Trophäen, der zugleich den Stolz und die Frömmigkeit seiner Gründer verkündet, erhebt sich dieser merkwürdige Bau über die andern Gebäudemassen des Platzes wie ein Denkmal von dem Alterthum und der Größe der Republik. Seine sarazenische Architektur, die Reihen herrlicher, aber nutzloser kleiner Säulen, mit denen seine Fronte überladen ist, die niedern asiatischen Dome, die auf seinen Mauern in tausendjähriger Ruhe lasten, die rohen und geschmacklos prächtigen Mosaiken, und vor Allem die eroberten Rosse von Korinth, die aus der düstern Masse — ein glorreiches Denkmal griechischer Kunst — hervorspringen, erhielten von dem feierlichen und ganz dazu stimmenden Lichte einen schwermüthigen und geheimnißvollen Anstrich, der ganz im Einklange stand mit den zahllosen Erinnerungen, die sich der Seele aufdringen, wenn das Auge hinschaut auf diese kostbare Hinterlassenschaft der Vergangenheit.

Als würdige Gefährten dieses Gebäudes standen die übrigen eigenthümlichen Zierden der Piazza umher. Der untere Theil des Campanile lag im Schatten, aber einige hundert Fuß seiner grauen Spitze empfingen den vollen Strahlenerguß des Mondes auf der Ostseite. Die Mastbäume, bestimmt die eroberten Fahnen von Kandia, Konstantinopel und Morea zu tragen, durchschnitten die Luft mit dunklen und zauberhaften Linien, während auf der äußersten Seite der Piazetta näher am Rande des Meeres die Formen des geflügelten Löwen und des Schutzheiligen der Stadt, jeder auf seiner Granitsäule, in scharfen Umrissen auf dem azurnen Gewölbe sich abzeichneten.

Am Fuß der ersteren dieser massiven Steinblöcke war es, wo ein Mann stand, der auf das lebensvolle und überraschende Bild dieser Szenerie mit der Achtlosigkeit und Gleichgültigkeit der Uebersättigung hinblickte. Ein Haufe Menschen, einige Masken und andere, die sich weniger daraus machten, erkannt zu werden, waren dem Damm entlang an ihm vorbei nach der Piazetta geströmt, ohne daß dieser Mann auch nur einen Blick auf sie geworfen, oder aus Ermüdung die Stellung eines Beines gewechselt hätte. Seine Stellung war die eines geduldigen und oft beschäftigten Menschen, der gewohnt ist, zu Anderer Dienst und Willen bereit, gehorsam zu warten. Mit übereinandergeschlagenen Armen, den Leib auf einem Beine ruhen lassend, mit gedankenleerem, aber gutmüthigem Auge vor sich hinblickend, schien er erst eines Winkes von Gebieterhand zu gewärtigen, bevor er seinen Ort verließ. Eine seidene Jacke, deren Stoff mit Blumen von den lebhaftesten Farben durchwoben war, das Scharlachkoller, das über seine Schultern fiel, die Sammetmütze, auf der vorn ein Wappen gestickt war, ließen in ihm einen Gondoliere im Privatdienste erkennen.

Endlich überdrüssig der Sprünge einer fernen Seiltänzergruppe auf deren Pyramide von Körpern sein Aug eine Zeit lang verweilt hatte, kehrte er sich um und wendete sein Angesicht nach dem schimmernden Wasserspiegel des Meeres hinaus. Aber in demselben Augenblicke überflog auch die Freude das Erwartete endlich zu sehen seine Züge, und alsbald befand er sich auch Arm in Arm geschlungen mit einem dunkelgebräunten Matrosen, dessen weiter Anzug und phrygische Mütze den Mann von seinem Berufe erkennen ließ. Der Gondoliere begann zuerst zu sprechen, wobei ihm die Worte in dem sanften Accente seiner heimathlichen Insel von den Lippen strömten.

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

So wurden die charakteristischen Züge des alten Styles, mit dessen steilen Giebeln und spitzigen Zinnen durch die einförmige Horizontallinie des neuen verdrängt. Zuletzt wurde das ganze Gebäude mit Säulen oder Pilastern von den vier Ordnungen, Reihe über Reihe, oft bis zum Uebermaße, umgeben — offene Arkaden bildeten den Eingang, und nichts blieb von dem alten Tudorstyle, als hohe Fensterbögen, die oft allein noch hinreichten, dem ganzen Gebäude einen malerischen und alterthümlichen Anstrich zu geben.

Indeß erhielt sich trotz alles Italienisirens immer noch etwas eigenthümlich Englisches, das nicht von dem korrekten Palladio verdrängt werden konnte, und auch in dem vorausgegangenen gothischen Style, den damals Frankreich und Deutschland mit England gemein hatten, nicht untergegangen war. Es ist uns kein Gebäude auf dem Kontinente bekannt, das eine Aehnlichkeit mit einem Landhause aus der Königin Elisabeth Zeiten trüge. Offenbar mußten sich die italienischen Zeichnungen dem Klima und Geschmack Englands fügen. Fast möchten wir die reiche Irregularität der Gebäude aus der elisabethischen Zeit, mit ihrer riesenhaften Pracht und ihren niedlichen und fantastischen Verzierungen, mit den glänzenden Gebilden vergleichen, die der Imagination des großen Dichters jener Zeit, dem göttlichen Shakespeare, vorschwebten. Gleich den Baukünstlern seiner Zeit — wenn es anders erlaubt ist, diesen Vergleich fortzusetzen — borgte auch er von dem Auslande, aber er verschmolz das Entnommene völlig in seine englische Eigenthümlichkeit. Sein Genie verschmähte eben so sehr die pedantische Trense, mit der die klassischen Dramatiker ihren Pegasus aufzäumten, als seine baukünstlerischen Zeitgenossen die reine Ordnung der antiken Architektur. Und gerade wie den klassischen Puristen des Kontinentes vor der Verletzung der dramatischen Einheit, seinen fantastischen Streiflichtern und anmuthigen Schnörkelwerk graute; so möchte es wohl auch der Fall seyn bei den orthodoxen Anhängern des Vitruv — den Männern, die der Schönheit das Maß mit der Elle nehmen, und unsere Gefühle nach dem Richtscheit stellen wollen, in dem festen Glauben, die menschliche Natur habe ein instinktartiges Bewußtseyn von dem Verhältniß des Diameters einer Säule zu ihrer Höhe und der Tiefe einer Sparre zu ihrem Kopfe; wobei sie in ihrer kleinlichen Aengstlichkeit über das genaue Maß der Einzelnheiten geringschätzig auf den großen Eindruck herabblicken, den die alten Bauwerke auf das Gemüth hervorbringen.

Symmetrie blieb allerdings in den elisabethischen Gebäuden ein wesentliches Element, obgleich sie im ganzen Umrisse große Unregelmäßigkeiten zuließ. Wo der italienische Styl vorherrschte, wie in Longleat und Audley End ist die Form regelmäßig, die Dachlinie horizontal, die Seiten flach und sich wiederholend. Allein trotz ihrer Größe und Schönheit haben diese herrlichen Gebäude doch eine gewisse Monotonie und stehen an Reichthum jenen nach, die gleich Burleigh, Charlton und Cobham, einen symmetrischen Plan mit einer Dachlinie verbinden, die durch zahlreiche und wunderlich verzierte Giebel und Kuppeln unterbrochen ist, während ihre vorspringenden Thürme und Seitenflügel Abwechslung in dem äußern Umriß, und eine große Mannichfaltigkeit von Licht und Schatten hervorbringen.

Die architektonischen Gärten, welche mit diesem Style von Gebäuden stets verbunden waren, trugen nicht wenig zu ihrer Schönheit bei. Noch ergötzt man sich an ihren breiten und hohen Terrassen, die mit reichen steinernen Ballustraden geschmückt waren, so wie diese wieder mit Vasen und Statuen untereinander durch breite steinerne Treppen in Verbindung standen; an ihren geschnittenen immergrünen Hecken, ihren Laubgewölben von Alleen, ihren steifen, aber doch kunstvoll verschlungenen Gartenbeeten voll von seltsamen Blumenknoten, an ihren anmuthigen und musikalischen Springbrunnen, an ihren steilen Abhängen von sammetweichen Rasen, und an den Irrgärten und Labyrinthen, die daran anstießen, den Garten schlossen und zu der äußeren unkultivirten Szenerie den Uebergang bildeten. Sehr zu bedauern sind die von den Gartenkünstlern, wie Kent, Brown und Repton, in dem letztvergangenen halben Jahrhundert unter den zierlichen und ehrwürdigen Lustgärten (Plaisances) angerichteten Verwüstungen; als man ärgerlich über die ausschweifende Steifheit und die grotesken Narrheiten der damals in Schwung gekommenen holländischen Gartenkunst zu dem entgegengesetzten Extrem übersprang, und etwas dareinsetzte, den Garten ganz zur Natur zu machen, wobei man jede Spur von Kunst verbannte, die wilde Szenerie eines Forstes vor die Fenster einer Wohnstube pflanzte, und das Haus so ohne allen Uebergang unmittelbar aus der grasigen Wiese aufsteigen ließ, als wäre es ein arabisches Zelt, bestimmt am andern Tage wieder abgebrochen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Satyre.

„Die Russen,“ bemerkt ein Reisender, „haben eine sinnreiche Art, ihre Staatsmänner zu kritisiren. Folgende Satyre, die vor ungefähr vierzig Jahren geschrieben wurde, und die militärischen Talente des Fürsten P. im Gegensatze zu denen des Grafen R. durch die kritische Hechel zieht, fiel mir in die Hände:

„„Der heilige Nikolaus machte im himmlischen Palaste ein Schläfchen, als ein großer Lärm im Himmel entstand. Der Heilige wachte darüber auf und rief dem Engel Gabriel: „Was gibt es denn, Gabriel?“ — „Die Russen haben Krieg mit den Türken angefangen,“ erwiederte der Engel. — „Und Wer führt die Russen an?“ fragte der Heilige weiter. — „Graf R.,“ war die Antwort des Engels. — „Nun dann ists gut,“ sagte der heilige Nikolaus, und legte sich wieder aufs Ohr. — Doch siehe da, ein noch grösseres Getümmel erhob sich im Himmel, und der heilige Nikolaus wurde wieder aufgeweckt und rief laut: „Gabriel, Gabriel! was gibt es denn schon wieder?“ — „Die Russen und die Türken haben abermals Krieg mit einander.“ — „Und Wer führt die Russen jetzt an?“ fragte der Heilige. — „Fürst P.“ erwiederte der Engel. — „Fürst P.?“ rief der Heilige. „Geschwind, Gabriel, meine Stiefeln her; da muß ich selbst gehen!“““

Vermischte Nachrichten.

Als ein Beispiel von der ausgezeichneten Disziplin, Entschlossenheit und dem Muthe und Gehorsam der brittischen Seeleute erzählt der „Courier“ folgenden Vorfall: „Gegen Mitte Augusts d. J. kreuzte „der Ma-

dagaskar" auf der Höhe von Hydra. Kapitän Lyons, dem außerordentlich daran gelegen war, einen von den kleinern englischen Kreuzern zu treffen, den er mit einigen Depeschen von höchster Wichtigkeit abfertigen könnte, entsendete ein getackeltes Boot mit zwölf Mann unter dem Befehle der Herren Otto und Elliot, um an der äußern Seite von Hydra zu kreuzen, während der Madagaskar zwischen der Insel und dem festen Lande blieb. Nach Sonnenuntergang wurde die Fregatte nach der Richtung zu getrieben, die das Boot genommen hatte, und deßhalb brannte sie gegen neun Uhr eine Rakete ab, um zu erfahren, wo das Boot sich befände. Ein Mann wurde von diesem auf den Mast geschickt, um das Signal zu erwiedern. Da die Funken der Rakete auf das Schiffsvolk unten fielen, so drängten sich alle nach einer Seite und das Boot schlug um. Herr Otto fragte nun, ob alle schwimmen könnten, und versicherte sie zu gleicher Zeit, daß er sie alle retten werde, wenn sie die Disziplin beobachten und seinen Befehlen gehorchen wollten. Einen Mann, der nicht schwimmen konnte, nahm Herr Otto unter den einen Arm, und hielt ihn so lange über dem Wasser, bis er sich am Boote anklammern konnte, das jetzt kieloben im Meere lag. Nun tauchte Herr Otto unter das Boot, haspelte den Mast ab und häkelte die Ketten des Tackelwerkes aus; da das Boot so entladen worden war, wurde es bald wieder aufgerichtet. Der Mann, der nicht schwimmen konnte, und ein anderer, der es nicht gut konnte, wurden in den Spiegel des Bootes gehoben. Man befand sich jetzt vier Meilen vom Ufer, und die Matrosen, genau den Befehlen ihres Vorgesetzten nachkommend, spannten sich jetzt an die Fanglinie und bugsirten das Boot nach dem Ufer zu, das sie erreichten, nachdem sie sechs und eine halbe Stunde im Wasser zugebracht hatten. Völlig nackt wie sie waren, kam ihnen eine Ruine sehr willkommen, die sie am Ufer fanden, und in der sie den Anbruch des Tages erwarteten. Dann schöpften sie das Boot aus, fanden aber, daß von Allem, was sich an Bord befand, nichts als ein einziges Ruder übrig geblieben war. Erfindung verläßt die Muthigen nicht; sie brachen die Dielen der innern Bootswand aus und verwandelten sie in Ruder; dann machten sie sich getrost auf den Weg, ihr Schiff aufzusuchen. Nach einigen Stunden wurden sie von einem griechischen Schooner aufgenommen und gütig behandelt; auf diesem segelten sie nach Spezzia, wo sie glücklich ihre Fregatte wieder fanden. Kapitän Lyons war entzückt von dem entschlossenen Benehmen dieser Leute; er dankte ihnen mit den ehrenvollsten Worten und sagte: „Nur brittische Theerjacken konnten so etwas thun.'""

•

Der Doktor Junod hat der medizinischen Gesellschaft zu Lausanne folgende Krankheitsgeschichte eingesendet: „Eine Bäuerin von Mezery, in der Nähe von Lausanne, Namens Louise Blanchard, ein und dreißig Jahre alt und von kräftigem Körperbau, glaubte vor ungefähr vier Jahren mit einem Trunke aus einem schlammigem Wasser ein Gewürm verschluckt zu haben; seit dieser Zeit nämlich schwoll ihr der Unterleib auf; sie bekam Uebelkeiten, und empfand heftige Schmerzen und gewaltsame Bewegungen in der Bauchgegend, so daß man Anfangs ihren Zustand für Schwangerschaft hielt. Wenn sie eine Tasse Milch trank, verschwanden diese Anfälle augenblicklich; konnte sie keine Milch haben, so bemerkte man sichtlich das Schwellen und die Bewegungen des Unterleibes; Blässe, Uebelkeit, Ohnmacht, Verschwinden des Pulses traten ein. Dieser Zustand, der gewöhnlich acht bis zehn Minuten dauerte, endigte mit Erbrechen von mehr oder minder Blut und großer Schwäche. Die Kranke, die schon auf verschiedene Weise behandelt worden war, nahm am 22 August 1831 meine Hülfe in Anspruch; sie hatte das Ansehen einer im neunten Monate der Schwangerschaft stehenden Person. Ich überzeugte mich bald, daß Dieß nicht der Fall war, und verordnete Mittel, die geeignet schienen, den fremden Körper zu entfernen, den sie in ihrem Leibe zu spüren vermeinte. Nach acht Tagen gab sie durch Erbrechen einen Wurm von der Art der Erdwürmer von sich. Von diesem Augenblicke an traten die oben erwähnten Symptome mit noch größerer Heftigkeit ein; ich glaubte noch wirksamere Mittel anwenden zu müssen. Erbrechungen traten ein, Ohnmachten erfolgten, und eine heftige Krisis schien sich des ganzen Organismus zu bemächtigen. Endlich am 5 September erbrach die Kranke in Gegenwart vieler Zeugen den Schweif eines Reptiles von beträchtlicher Länge und vier andere kleine Reptilien von drei bis vier Zoll Länge; letztere waren jedoch todt. Von diesem Augenblicke an verminderten sich die Symptome. Indeß blieb noch Beängstigung, und der üble Geruch des Athems und das ausgeworfene Schweifstück bewiesen, daß die Kranke noch nicht völlig von ihrem Uebel befreit war. Die bisher angewandten Mittel wurden fortgesetzt, und am folgenden Tage brach die Kranke noch einen Kopf und zwei andere Stücke einer Schlange, die zur Gattung der Blindschleiche zu gehören schien. Diese Stücke maßen mit dem zuerst ausgebrochenen Schweife zwölf bis vierzehn Zoll. Außerdem gab sie noch vier kleine Reptilien von zwei bis drei Zoll Länge von sich. Seitdem verschwanden die bisherigen Zufälle gänzlich, nur die Schwäche dauerte noch einige Tage; endlich stellte sich Appetit ein, und die Frau kehrte völlig wiederhergestellt nach Hause zurück."

•

Ueber den S. 1200 des Auslandes erwähnten Orkan auf Haiti gibt „der Telegraph," eine zu Porte au Prince erscheinende Zeitung, noch folgenden nähern Bericht: „Die Stadt Cayes ist in der Nacht vom 12 auf den 13 August durch einen furchtbaren Orkan, der von zwei bis halb sechs Uhr Morgens anhielt, fast völlig vernichtet worden. Von 2500 Häusern, welche diese Stadt vor dem über sie hereingebrochenen Unglücke zählte, stehen kaum zwanzig noch, und auch diese sind alle mehr oder minder beschädigt. Während der Wind mit fürchterlichem Getöse die Dächer der Häuser mit sich fortriß, stürzte das wüthende Meer die Mauern ein und wühlte bis auf den tiefen Grund ihre Fundamente aus. Es überdeckte mit seinen Wogen die ganze Stadt. In den am weitesten vom Ufer entlegenen Magazinen und Gebäuden stand das Wasser fünf bis sechs Fuß hoch. Die Erde bebte, die Luft war ununterbrochen von Blitzen entflammt; alle Elemente schienen verschworen zum Untergange der unglücklichen Stadt. Endlich gegen halb sechs Uhr des Morgens legte sich der Sturm, und man konnte nun die Größe des Elendes in ihrem ganzen Umfange sehen. Der Nationalpalast, das Theater, das Arsenal, das Gefängniß, die Douanengebäude, alle einheimischen und fremden Magazine lagen in Trümmern, und die wenigen Menschen, die mit dem Leben davon gekommen, sahen sich an den Bettelstab gebracht. Eine Menge Menschen wurde unter den Trümmern erschlagen gefunden. Auf den Feldern hat der Orkan alle Bäume entwurzelt, alle Saaten vernichtet. Die Schiffe, die sich auf der Rhede befanden, gingen mit Menschen und Gütern zu Grunde. Bis jetzt gelang es, gegen sechshundert Leichen unter den Trümmern hervorzuziehen, die umgekommenen Kinder ungerechnet. Auch die Bevölkerung des Flachlandes ist von Allem entblößt und ohne Lebensmittel. Allerorten sind in der Republik Subscriptionen eröffnet worden, um den unglücklichen Bewohnern Hülfe zu bringen. — Auch die Stadt Jeremine fühlte die Wuth des Orkans. Glücklicher Weise brach er jedoch bei Tage los, so daß die Einwohner Zeit hatten, die Flucht zu ergreifen. Man zählt dort nur zwei Todte und einige Verwundete; dagegen sind über zweihundert Häuser zerstört worden. Viele sind nicht mehr bewohnbar. Die Felder gleichen einer Wüste."

•

Auch aus der Kapstadt laufen traurige Berichte über dort statt gefundene Orkane ein. „Am 16 Junius," sagt „der südafrikanische Handelsanzeiger," wurde die Tafelbai von einem heftigen Sturmwinde aus Nordwest heimgesucht, der die Nacht und den folgenden Tag und die folgende Nacht mit gleicher Wuth fortdauerte und die furchtbar angeschwollene See vor sich her rollte, die gleich beim Beginnen des Sturms jede Kommunikation der vor Anker liegenden Schiffe mit dem Ufer durch Boote unmöglich machte. Mit Anbruch des 17 Julius bot die Bai einen höchst traurigen Anblick; ihre ganze Oberfläche war mit schäumenden Wogen bedeckt, und die Schiffe, zehn an der Zahl, sowohl am innern als äußern Ankerplatze, wurden mit solcher Gewalt umhergeworfen, daß man alle Hoffnung auf ihre Rettung verloren gab. Bald darauf sah man drei Briggs am Ufer stranden, und zwei andere Handelsschiffe gleichfalls von ihren Ankern gerissen und ans Gestade getrieben. Nachmittags scheiterte abermals ein Schiff, so daß der ganze Verlust, der hiedurch erlitten wurde, auf 40,000 Pf. St. angeschlagen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 316. 12 November 1831.

Abenteuer am Columbia-Strome. *)

Obgleich seit den Jahren 1811 bis 1817, wo diese Begebenheiten sich zutrugen, ein ziemlicher Zeitraum verstrichen ist, so sind sie doch, gering gesagt, so wunderbar, daß ihre Erzählung zu keiner Zeit unangenehm seyn kann. Der Verfasser kündigt sich als einen Handelsmann an, der mit der nordwestlichen oder Hudsonsbaykompagnie in Verbindung steht, der den Columbiafluß acht oder neunmal stromauf- und abwärts befahren, an dessen und den Ufern der sich in ihn ergießenden Flüsse mit den Eingebornen überwintert, den Kontinent durchkreuzt und die Lebensweise der Indianer beobachtet hat. Seine Erzählungen sind abenteuerlich genug, um es mit den wunderbarsten Historien alter und neuer Reisebeschreiber aufnehmen zu können; um dieß zu belegen, mag hier ein Auszug seines Berichtes über die Gefahren folgen, welche er durch 14 Tage zu bestehen hatte, als ihm einst geschah, daß er von seinen Gefährten getrennt wurde.

„Nachdem wir acht Stunden theils gegangen, theils geritten waren, nahmen wir ein tüchtiges Frühstück ein; als es verzehrt war, ging ich eine Strecke längs den Ufern eines Bachs, um Kirschen zu suchen, und kam zu einer angenehmen aus Sumach und Kirschbäumen geformten Laube. Ich pflückte von den Früchten und ließ mich in der Laube nieder, um die erquickende Kühle zu genießen; es war ein herrliches Plätzchen und am jenseitigen Ufer bot sich dem Auge eine köstliche Wildniß von Hagedorn, Geißblatt, wilden Rosen und Johannisbeeren dar. Ihre Aehnlichkeit mit dem Sommeraufenthalt eines Freundes, wo ich viele glückliche Tage verlebt hatte, versetzte mich in meine Heimath, rief mir theure Erinnerungen zurück, und meine zerstreuten Gedanken beschäftigten sich mit der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft. Diese angenehmen Träume, nebst der Ermüdung von den Beschwerden des Morgens schlossen nach und nach meine Augen, und meine Lage ganz vergessend, sank ich dem Schlaf in die Arme. Man stelle sich meine Ueberraschung vor, als ich, der sinkenden Sonne nach zu schließen, ungefähr Abends gegen 5 Uhr erwachte. Es war ruhig und still um mich her, wie ein Grab. Ich eilte nach dem Platze, wo wir gefrühstückt hatten, er war leer; ich lief dem Orte zu, wo die Männer Feuer gemacht hatten, Alle waren fort und im ganzen Thal war keine Spur von Menschen und Pferden zu sehen. Fast schwanden mir die Sinne; vergebens rief ich nach allen Himmelsgegenden, bis ich heiser wurde, ich konnte mir nicht länger die schreckliche Wahrheit verhehlen, ich war allein in einer unbewohnten Wildniß, ohne Pferd, Waffen und Obdach. Da mir jetzt nichts übrig blieb, als die Richtung zu erforschen, welche meine Gefährten genommen hatten, so untersuchte ich den Boden, und entdeckte endlich am nordöstlichen Ende des Thales eine Spur von Pferdehufen; ich verfolgte sie einige Zeit, aber sie führte mich nach einer kleinen Hügelkette mit felsigem, kiesigem Grunde, wo die Hufe keinen Eindruck mehr zurückgelassen hatten. Da ich nun jede Spur verloren sah, so erstieg ich den höchsten der Hügel, von dem ich eine weite Aussicht auf mehrere Meilen in die Runde hatte, erblickte aber weder meine Gefährten noch die geringste Spur von Menschen. Der Abend war jetzt fast hereingebrochen, und mit Eintritt der Nacht fiel ein starker Thau. Meine ganze Kleidung bestand in einem baumwollenen Hemd, Nankinbeinkleidern und einem Paar sehr abgetragener Moccassinen von leichtem Leder; meinen Rock hatte ich der Hitze wegen ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück auf eines der Packpferde geworfen, um ihn erst in der Kühle des Abends wieder anzuziehen, und meine Vogelflinte hatte einer unsrer Leute getragen. Auch ohne Hut war ich, denn ich hatte ihn in meiner Aufregung beim Erwachen vergessen, und war jetzt zu weit entfernt, um ihn zu holen. In einiger Entfernung zu meiner Linken bemerkte ich eine mit hohem, starkem Gras bewachsene Stelle, und nachdem ich davon, soviel zu meinem Lager und meiner Bedeckung hinreichte, ausgerauft hatte, empfahl ich mich dem Schutz des Allmächtigen und schlief ein, die Nacht hindurch durch verwirrte Träume von warmen Häusern, Federbetten, vergifteten Pfeilen, stacheligem Kaktus und Klapperschlangen beunruhigt."

Wir folgen dem verirrten Wanderer nicht Tag für Tag in seinen Wanderungen und Abenteuern, sondern wir heben hier nur die außerordentlichsten Ereignisse aus.

„Am meisten litt ich durch den Mangel an Wasser; den ganzen Tag hindurch war ich nur zweimal auf warme, ekelhafte, stehende Pfühle gestoßen, die durch die Hitze fast aufgetrocknet waren. Gegen Sonnenuntergang kam ich an einen kleinen Strom, an dessen

*) The Columbia River; or Scenes and Adventures during a Residence of six years on the Western Side of the Rocky Mountains, among various Tribes of Indians hitherto unknown: together with a Journey across the American Continents. By Ross Cox. 2 Vol. 8vo. London 1831.

Ufer ich mein Nachtlager aufschlug. Es fiel ein starker Thau, allein ich war zu ermüdet, als daß ich hätte Rinde von den Bäumen abschälen können, um mich zu bedecken, und hätte ich es auch thun wollen, so würde mich das Heulen der Wölfe von dem gefährlichen Versuch zurückgeschreckt haben. Es mußte sich eine eigene Pflanzschule jener Thiere an diesem Orte befinden, denn umgeben von dem schrillenden Geschrei der Jungen und dem gräßlichen Geheul der Alten, hoffte ich nicht den Platz lebend zu verlassen. Ich konnte nicht schlafen; meine einzigen Waffen waren ein Haufe Steine und ein Stock, und alle Augenblicke näherten sich mir einige der kühnsten von diesen Raubthieren. Ich schlug mit dem Stock wie mit einer Flinte an, worauf sie sich zurückzogen, ein Geheul ausstießen, wieder etwas weiter vorwärts gingen, und nachdem sie mich einige Zeit mit ihren durchdringenden, feurigen Augen, denen der Mondsschimmer noch ein ganz besonderes unheimliches Ansehen gab, beobachtet hatten, verschwanden sie im Walde. In diesem aufgeregten Zustande brachte ich die Nacht hin, allein so bald der Tag anbrach, behauptete die Natur ihr Recht, und ich fiel in einen tiefen Schlaf, von dem ich, dem Stand der Sonne nach zu urtheilen erst zwischen 8 und 9 Uhr Morgens am 25 erwachte. Da meine Fußbekleidung abgenützt war, so sah ich mich genöthigt, die Beinkleider bis an die Knie abzureißen um die Füße zu umwickeln, und nachdem ich aus dem Fluß einen tüchtigen Trunk zum Frühstück gethan hatte, trat ich meine traurige Reise wieder an; ich nahm meine Richtung nach NNO und traf den ganzen Tag hindurch weder Wasser noch wilde Kirschen. Leichte Spuren menschlicher Fußtritte, und einige wenige ältere von Pferdehufen liefen über meinen Weg; dieß bewies zum mindesten, daß dieser Theil des Landes zuweilen von menschlichen Wesen besucht werde, und dieser Gedanke belebte meinen sinkenden Muth auf einige Augenblicke. Gegen die Abenddämmerung stürzte aus einem dichten Gebüsche nahe am Fußweg ein ungeheurer Wolf hervor, pflanzte sich in einer drohenden Stellung gerade vor mich hin, und schien entschlossen mir das Weitergehen streitig zu machen. Er stand nicht mehr als 20 Fuß entfernt mir gegenüber; meine Lage war entsetzlich, und da ich wohl wußte, daß die leiseste Aeußerung von Furcht das Zeichen zum Angriff seyn würde, so schlug ich den Stock an, und schoß mit dem Munde so laut, als meine schwache Stimme es zuließ. Der Wolf schien etwas erschrocken, und zog sich einige Schritte zurück, seine durchdringenden Augen starr auf mich geheftet. Ich ging nun etwas vorwärts, worauf er schrecklich zu heulen anfing; da ich glaubte, dieß sey ein Zeichen für seine Gefährten, die er auf meinen halbverhungerten Leichnam zum Nachmittagsschmause einladen wolle, so verdoppelte ich mein Geschrei und rief so lange alle nur möglichen Namen, die mir eben beifielen, bis ich nicht mehr schreien konnte, um so in meiner Angst dem Wolf glauben zu machen, ich sey nicht allein. Ein alter und ein junger Luchs rannten dicht an mir vorüber, hielten sich aber nicht auf; der Wolf behauptete seine Stellung ungefähr 15 Minuten; ob nun durch mein Geschrei verscheucht, weiß ich nicht, kurz seine Kameraden blieben aus, und da er mich entschlossen sah nicht zu weichen, so zog er sich endlich zurück, und verschwand im Dunkel des Waldes. Die Nacht war fast eingebrochen, als ich eine grüne, von kleinen Bäumen umschlossene, und ganz mit Binsen bedeckte Stelle fand; hier hoffte ich Wasser zu finden, sah mich aber nach angestellter Untersuchung bitter getäuscht. Ein seichter See oder Teich war früher hier gewesen, den die Hitze jetzt ausgetrocknet hatte. Ich begnügte mich also, eine Menge Binsen auszuraufen, und an einem Stein aufzubreiten, den ich zu meinem Kopfpolster ausersehen hatte; allein kaum war ich hiermit zu Ende und eben im Begriff mich auf das Lager zu werfen, so erblickte ich hinter dem Steine eine zusammengeringelte Klapperschlange, die mit aufgerichtetem Kopfe, die pfeilförmige Zunge in Schauder erregender oscillirender Bewegung, mich anstarrte. Ich prallte einige Schritte zurück, ermuthigte mich jedoch bald wieder, und verjagte sie mit meinem Stocke. Als ich den Ort, wo sie gelegen, genauer untersuchte entdeckte ich ein ganzes Nest, welches ich sogleich zerstörte. Kaum war dieß geschehen, so ließen sich aufwärts wohl ein Dutzend Schlangen von verschiedener Gattung sehen, meist dunkelbraun, blau und grün; sie waren in ihren Bewegungen weit schneller als ihre klappernden Schwestern, und ich konnte nur wenige von ihnen tödten. Das waren Augenblicke voll Seelenangst; seit dem vergangenen Tag hatte ich keinen Bissen gegessen; nach einer beschwerlichen Tagereise in brennender Sonnenhitze fand ich nicht einen Tropfen Wasser um meinen fieberhaften Durst zu löschen, war noch dazu von Schlangen und Raubthieren umgeben, und hatte nicht einmal den Trost zu wissen, wann dieses Elend enden werde. Ich konnte mit dem König David sagen: „Die Schlingen des Todes umstellen mich überall.“ Nachdem ich andere Binsen ausgerauft, die ich in einiger Entfernung von dem Ort ausbreitete, wo ich die Schlangen getödtet hatte, legte ich mich nieder und genoß die Nacht hindurch einer ungestörten Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

5. Bolivar und seine Offiziere.

Die Schicksale und Thaten Bolivars sind zu bekannt, als daß ich mich hier nicht darauf beschränken sollte, zu bemerken, daß der Libertador damals, wo ich ihn zum ersten Male sah, ungefähr fünf und dreißig Jahre zählte, aber einem Manne von tief in die Vierzig gleichsah. Er war von kleinem Körperbau, über fünf Fuß hoch, aber sehr proportionirt und voll Lebendigkeit. Sein Gesicht war mager und trug die Spuren schwerer Sorgenlast, sprach aber auch Ausdauer im Mißgeschicke aus, wovon er vorher und später so große Proben ablegte; nur sein feuriges Temperament mag manchmal damit in Widerspruch gekommen seyn. Seine Manieren verriethen den Mann von höherer Bildung, nicht bloß weil er von Männern umgeben war, die an Geburt und Erziehung tief unter ihm standen, sondern er war es wirklich; er hatte in seiner Jugend, während eines Aufenthaltes zu Madrid, und zu einer Zeit, wo in Spanien das größte Vorurtheil gegen die Kreolen der unruhigen Kolonien herrschte, das Glück, die Neigung der Tochter des Marquese von Ustaroz zu erwerben und ihre Hand zu erhalten. Die Kleidung, die er und sein Gefolge trug, entsprach ganz den kärglichen Hülfsquellen des Patriotenheeres. Seine Kopfbedeckung bestand aus einem Helm, wie ihn damals gewöhnlich die gemeinen leichten Dragoner trugen;

er hatte ihn von einem Kaufmann aus Trinidad als Muster erhalten, der auf Spekulation einige Reiterequipirungen aus London bezogen, und dieselben nachher bei Eintritt des Friedens verkauft hatte. Ein einfaches rundes Koller von blauem Tuch mit rothen Aufschlägen und drei Reihen vergoldeter Zuckerhutknöpfe, Beinkleider von grobem blauem Tuch und Alpargates oder Sandalen (Sohlen aus Aloegeflecht) bildeten seinen übrigen Anzug. In seiner Hand führte er eine leichte Lanze mit einem schwarzen Fähnchen, worauf ein weißer Todtenkopf mit kreuzweise unterlegten Knochen und die Inschrift: „Muerte o Libertad“ gestickt war.

Die eingebornen Offiziere, die ihn umgaben, waren meist farbige Männer von lichterer oder dunklerer Schattirung; nur seine beiden Generale Paez und Urdaneta waren Weiße. Nur wenige von ihnen hatten ein Wamms an. Ihr gewöhnlicher Anzug bestand aus einem Hemde, das aus verschiedenfarbigen Tüchern zusammengesetzt war, meist von gewürfelten Mustern; es hatte einen sehr geräumigen Schnitt und weite Aermel. Ueber demselben trugen sie weite weiße Hosen, die bis an die Kniee reichten, auf dem Kopf einen Hut von Cogollo oder Palmblätterbast, mit Federbüschen von bunten Farben. Fast alle waren barfuß, jedweder aber hatte große Sporen von Silber oder Messing angeschnallt, mit Rädern von wenigstens vier Zoll im Durchmesser und darüber. Unter den Hüten trugen sie gewöhnlich seidene oder baumwollene Taschentücher, um ihr Gesicht gegen den Sonnenstich zu beschatten, obgleich allem Anscheine nach ihre aufgespannten Sombreros oder Sonnenschirme so dunklen Gesichtern einen bessern Schutz gewähren mochten. Indeß fanden wir später, daß sie Alle, so dunkel auch ihre Hautfarbe war (und einige waren ganz schwarz), die heiße Sonne weit weniger aushalten konnten als die meisten Engländer. Ein Reiteroffizier, Paez Liebling, der Obrist Juan Gomez trug einen Helm, der ihm von seinem General zum Geschenk gemacht worden war; der Kopf dieses Helmes bestand aus geschlagenem Gold, das rohe Werk eines inländischen Künstlers. Ein anderer, der die Leibgarde befehligte, der Obrist Jose Carbajal, hatte einen silbernen Helm, und viele Offiziere und ausgezeichnete Soldaten führten Säbel mit silbernen Griffen, silberne Steigbügel und schwere Verzierungen von demselben Metall an ihrem Pferdegeschirre.

6. Morillos Grausamkeit.

Bolivar's Herz war längst empört gegen die kaltblütigen Metzeleien, die von den Spaniern unter dem Namen „guerra à la muerte“ begonnen, und von beiden Seiten zur Wiedervergeltung viele Jahre hindurch verübt wurden. Der Libertador bot Alles auf diesen Gräuelthaten ein Ende zu machen. Es ist unnöthig — und vielleicht auch unmöglich — mit Gewißheit herzustellen, ob er dazu aus Menschlichkeit getrieben wurde, oder ob er bloß von seiner Sache einen Schandfleck abwenden wollte, der sie, wie er wohl einsah, in den Augen der Engländer entwürdigen mußte, von deren hülfreicher Freundschaft oder Vermittlung er Alles zu hoffen hatte. So viel ist gewiß, daß er Alles versuchte, um Morillo zu einer Lange oder Auswechslung der Gefangenen zu bestimmen; allein der stolze Spanier verwarf unbeugsam alle Anträge als Beleidigungen; wie er denn überhaupt alle Unterhandlungen über diese und andere Gegenstände von sich wies, als beflecke sich ein Royalist, wenn er einem Insurgenten irgendwo die Hand böte. Er ließ auf alle Friedensfahnen feuern, und Priester und sogar Weiber wurden erschossen, die mit dem weißen Banner in der Hand sich sehen ließen. Dennoch ließ sich Bolivar, obgleich sichtlich entrüstet, nicht zu Unmenschlichkeiten hinreißen. Von der Stadt Calbozo aus entließ er in der letzten Zeit einen spanischen General sammt zwölf royalistischen Offizieren und einigen zwanzig Soldaten, welche die Patrioten so eben zu Gefangenen gemacht hatten, und gab ihnen ein Schreiben mit, worin er Morillo im Namen der civilisirten Welt, zu der er gehöre, beschwor, in die Auswechslung der Gefangenen zu willigen. Man wird kaum glauben, wie dieser Antrag erwidert wurde. Gegen Abend des folgenden Tages, als wir ungefähr eine Meile außerhalb Rastro angekommen waren, durch welche Stadt Morillo seinen Rückzug genommen hatte, machte die Vorhut plötzlich Halt. Bolivar ritt an die Fronte, um die Ursache dieser Verzögerung zu erfahren, und sah hier den traurigen Anblick von zwölf Offizieren und zwanzig Soldaten des Patriotenheeres, die Morillos Gefangene gewesen waren, und quer über die Straße lagen die wir zu ziehen hatten; alle waren von dem unmenschlichen Feind gemordet worden. Ein solches Verfahren braucht keine weitere Bemerkung. Sicherlich muß es alle Bolivar Schuld gegebene Strenge gegen Gefangene rechtfertigen. Seine eigenen Truppen würden ihn in Stücke gehauen haben, hätte er nicht eingewilligt, im vollsten Umfange Wiedervergeltung zu üben. Auch ließ er in Gegenwart aller Hauptleute der Kompagnien unverzüglich den gemessensten Befehl an Sherwood ergehn, alle spanischen Gefangenen in der Stadt, die wir so eben verlassen hatten, unverzüglich umzubringen. Und an derselben Stelle, wo wir die Leichen gefunden hatten, ließ er so lange Halt machen, bis ihm von seinem Adjutanten, dem jungen Tovar, die Meldung zurückgebracht wurde, daß der Befehl pünktlich vollzogen worden sey. — —

Borneo.

Das Singapore Chronicle enthält einen Aufsatz des Herrn Dalton unter dem Titel: „Bemerkungen über Coti“ *), welchem wir die nachstehenden interessanten Bemerkungen über die Malayen von Coti, unter denen der Verfasser 11 Monate lebte, entheben.

„Am 30 Oktober 1827 verließ ich Singapore und ging an Bord eines kleinen, dem Sultan von Coti gehörigen, nach diesem Platz bestimmten Fahrzeuges. Coti liegt südöstlich von Borneo unter 1° 30′ S. Breite und 125° O. Länge. Wenige Europäer hatten bis jetzt so weit nach dem Osten der Insel Handel getrieben; der letzte, Major Mullen, in holländischen Diensten, wurde vor ungefähr zwei Jahren von dem Eingebornen ermordet.

„Am Morgen des 15 Oktobers segelten wir an einer Menge kleiner Inseln vorüber, welche längs der südöstlichen Küste von Borneo liegen, und gegen Mittag hatten wir das Festland von Banjermassin im Gesicht. Die Ansicht der Küste ist wild und bergig, keine der Inseln ist bewohnt, auch werden sie, weil die Landung sehr gefährlich ist, selbst von Seeräubern nur selten besucht. Alle sind von scharfen, unter Wasser stehenden Klippen umgeben, zwischen denen Haifische der größten Gattung sich beständig umhertreiben. Noch giebt es hier mehrere andere Arten von Fischen, die augenscheinlich nicht zum Geschlecht der Haifische gehören, aber fast eben so gefräßig sind; wir fingen zwei, deren Köpfe fast wie Fuchsköpfe gestaltet, und deren Rachen mit ungewöhnlich langen Zähnen

---

*) Einer der Seeräuberstaaten von Borneo.

besetzt waren. Der größte maß 11 Fuß, und das Schiffsvolk versicherte, eine so ganz besondere Gattung von Fischen sey noch nirgend gefangen worden. Am 15 gingen wir am Festland vor Anker; hier waren die Bugis ganz heimisch, denn es gab keinen Punkt, keinen Pfad im Lande, den sie nicht genau kannten. Am Morgen wurde der d'Iragon oder Capitain ertappt, wie er eine Kiste mit Franzbranntwein erbrach und einige Bouteillen stahl; als er des Diebstahls überwiesen wurde, gerieth er in die fürchterlichste Wuth, und drohte mich sammt meinem Gefährten zu ermorden. Diese Drohung wurde indeß so verächtlich aufgenommen, daß das ganze Schiffsvolk in ein lautes Gelächter ausbrach; da ich aber den rachsüchtigen Charakter dieses Mannes kannte, so trug ich dem Schiffsvolke auf ihn zu beobachten, um während des Schlafs gegen seinen Anfall sicher zu seyn. Wachend fürchtete ich ihn nicht, da ich gut bewaffnet und mit den besten unter dem Schiffsvolk in gutem Einverständniß war; ich hätte im Fall eines Angriffs den d'Iragon nebst zwei oder drei der Verwegensten erschossen, wodurch die Ruhe bald wieder hergestellt worden wäre. Der Europäer, wenn er bei solchen Vorfällen zaudert, oder sich furchtsam benimmt, ist gewiß verloren; in sämmtlichen Staaten von Borneo bestehen für solche Fälle fast gar keine Gesetze; es bleibt daher nichts übrig als Selbsthülfe, und ist man so glücklich einen oder zwei zu tödten, so unterwerfen die Uebrigen sich sogleich. Man darf sich nicht damit begnügen einen Bugis bloß zu verwunden, denn auch die leichteste Wunde entflammt seine Rachsucht so sehr, daß er seinen Feind durch die ganze Welt verfolgt, und nicht eher abläßt, bis er ihn ermordet hat.

„Die Behandlung welche ich während meines Aufenthalts unter den Bewohnern von Coti erfuhr, ist fast nicht zu beschreiben. Kaum bedeckt von einem Bambusdach, in welchem giftige Schlangen nisteten, die gar oft, während ich schrieb auf das Papier herabfielen, keine andere Nahrung als Reiß und getrocknete Fische, schlammiges Wasser zum Getränk, durch den Sultan selbst ganz ausgeplündert, sogar meiner Jacke beraubt, ging selten eine Nacht vorüber, wo nicht ein Angriff auf mein Leben gemacht worden wäre. Hieraus schloß ich also, daß es um mich geschehen sey, wenn es mir nicht gelänge den Sultan zu überzeugen, daß er mehr Gewinn davon habe, wenn er mein Leben schone, als wenn er mich tödten würde; ich strengte also meinen Scharfsinn an und fand die Sache nicht so schwierig. Durch einige Kleinigkeiten, die mir noch geblieben waren, bestach ich einige der Favoritinnen des Sultans, nebst einem oder zwei seiner vertrautesten Sklaven, und erfuhr nun bald, welche Rolle ich zu spielen habe. Mehrere Berathungen waren bereits gehalten worden, in denen der Sultan nebst seinen Brüdern dafür stimmte, mich und meinen Gefährten aus dem Wege zu räumen. Einer der Volkshäuptlinge aber, Namens Inchi Gandel, gab ihnen zu bedenken, daß das Gouvernement von Singapore von meiner Anwesenheit im Lande gar wohl unterrichtet sey, und im Fall ich nicht zurückkehre, auf alle Schiffe von Coti Beschlag legen würde. Im Monat März kam noch der d'Iragon eines Fahrzeugs von Sambas an, der dem Sultan berichtete, daß ich, so viel ihm bekannt sey, sehr reich, einer der angesehensten Männer in Penang und mit dem Gouverneur daselbst verwandt sey. Ich konnte mich nicht erinnern jenen d'Iragon je gesehen zu haben, indeß ermangelte ich nicht seinen Bericht sammt allen Reichthümern, die er mir beilegte, zu bestätigen, und schlug nun dem Sultan vor, einen Kontrakt mit ihm zu schließen, durch den ich mich verbindlich machte, ihm von Singapore aus Geld und Waaren zu senden, so viel er verlangen würde, wofür ich zu einer andern Zeit Landesprodukte an Zahlungsstatt entgegen nehmen wollte. Dieß war es, was der Sultan schon oft gewünscht hatte, während ich wohl wußte, daß ich den Vertrag nicht würde halten können; doch jetzt war Alles möglich, denn es war mein einziger Wunsch das Land zu verlassen. Said Abdullah, der Bandarre, unternahm es, das Interesse des Sultans bei diesem Geschäft zu wahren. Dieser Mann, der schlechteste Mensch im ganzen Lande, hatte früher unter den Engländern zu Banjermassin gelebt, und wurde von seinem Herrn als ein Ungeheuer betrachtet; er war so wohl von diesem Ort als auch aus Java wegen Verbrechen entflohen, die ihn sicher an den Galgen gebracht hätten. Er war es, der den Mord des Majors Mullen, der unglücklicher Weise sein Vertrauen auf ihn setzte, vorbereitete, indem er ihn nach und nach seinem Untergang entgegenführte, und unter den verschiedensten Vorwänden aller Hülfsmittel beraubte. Said Abdullah ist der Agent der Waffen- und Pulverlieferungen für die Bugis zu Makassar und das Haupt der Opposition gegen die europäischen Mächte.

(Schluß folgt.)

Koloniewesen in Rußland.

Folgenden Bericht über Kolonien und neue Ansiedlungen in Rußland finden wir in dem russischen Merkur: In Folge des am 2 September 1829 zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossenen Traktates zu Adrianopel wanderten im Jahre 1830 aus der Bulgarei und Rumelien nach Bessarabien fünfzigtausend Christen beiderlei Geschlechts ein, nebst ihrer ganzen Habe, bestehend in vielem Hausvieh, türkischem Geld und Waaren, welche zollfrei die Gränze passirten. Diese Ansiedler lassen sich auf eigene Kosten in Bessarabien unter den dort wohnenden Bulgaren nieder, von denen jede Familie freiwillig sich erboten hat, zehn Dessätinen Landes abzutreten. Außerdem sind diesen Kolonisten gegen hundert und neunzig Dessätinen freier Ländereien in den Umgegenden der bulgarischen Kolonien in Bessarabien eingeräumt worden. — In Bessarabien unweit Akjerman siedeln sich **Weinbauer aus der Schweiz** an. Da ihre Hauptbeschäftigung im Garten- und Weinbaue besteht, so erhalten sie Ländereien von den Weingärten der Krone, und außerdem sechzig Dessätinen Land für jede Familie. Bis jetzt haben sich in Bessarabien sechs und zwanzig solcher Familien, bestehend in acht und sechzig Personen männlichen und neun und fünfzig weiblichen Geschlechts, niedergelassen. Im Jahre 1829 bereiteten sie 5480 Eimer Wein, welchen sie nach Abzug ihres eigenen Hausbedarfs für 15,920 Rubel verkauften. — Im Jahre 1830 ist die Ansiedlung der in den Jahren 1822 und 1823 aus Weißrußland nach Neurußland eingewanderten Juden, um daselbst Ackerbauer zu werden, gänzlich beendigt worden. Es siedelten sich derselben dreihundert und vier Familien von zweitausend und zwei Personen beiderlei Geschlechts an. Sie sind größtentheils in den frühern Kolonien ihrer Glaubensgenossen vertheilt, welche seit dem Jahre 1807 im Gouvernement Cherson begannen; zwei und siebenzig Familien haben eine eigene Kolonie gegründet. Für die Kosten der Ansiedelung ist eine Summe vorgeschossen worden, welche nach einer Verordnung des Finanzministeriums von den in Weißrußland wohnenden Juden zurückgezahlt werden muß. Von der vorgeschossenen Summe sind etwas mehr als 84,000 Rubel so verwendet worden, daß die Einrichtung jeder Familie im Durchschnitte 269 R. 61¾ Kop. kostete. — Gegenwärtig befinden sich in Neurußland neun jüdische Kolonien mit 1023 Familien oder 6835 Personen beiderlei Geschlechts. — Die um Zarskoje-Selo wohnenden, aus dem Herzogthum Berg eingewanderten Kolonisten bilden dreizehn Familien und sind sämmtlich Fabrikanten, welche Bänder und andere Arbeiten liefern. Im Jahre 1830 verfertigten sie 900,000 Arschinen Band, 1200 Arschinen Battist und 3000 Arschinen farbige Leinwand, ferner Taschentücher, Servietten u. s. w.; auch gerbten sie 400 Häute; aus diesen Fabrikaten erlösten sie 40,839 Rubel. — In Grusien haben die deutschen Kolonisten acht Ansiedelungen angelegt, deren zehnjährige Steuerfreiheit bereits abgelaufen ist.

Nachlese aus dem Figaro.

Herr Sebastiani vertraute gestern einem Freunde, Belgien sey dem Untergange geweiht. — Der Constitutionnel berichtet, daß Herr von Bourmont sich als Unterthan des Königs von Spanien habe naturalisiren lassen. Was liegt daran, daß Herr von Bourmont zum Ueberflusse noch Spanier wird? Franzose war er schon nicht mehr seit 1815. — Der Exkönig Karl X will seinen Enkel den Herzog von Bordeaux zu dem Herzog von Modena schicken, um ihm Unterricht in der Amnestie geben zu lassen. — König Ferdinand VII hat eine Amnestie ergehen lassen. Spanien zittert vor seinem Glücke. — Man hat eine feierliche Sitzung der Pairskammer auf den 2 November angekündigt. Es ist der Festtag aller Verstorbenen. — Es erscheinen zu London Zeitungen auf Leinwand gedruckt, unter dem Titel: Politisches Taschentuch — Political Handkerchief. — Die Leser dieser Zeitung können sich jetzt mit den Londoner Konferenzprotokollen die Nase putzen. — Herr von Quelen ist zum Kardinal ernannt worden. Diesen Lohn verdiente er für seine Anhänglichkeit an Karl X.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 317. 13 November 1831.

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 26 stand ich ziemlich gestärkt wieder auf, und setzte meinen Weg in nördlicher Richtung fort, wobei ich mich zuweilen etwas östlich hielt. Oft ließ ich mich diesen Tag über durch den Anblick von Binsen, in deren Nachbarschaft ich Seen vermuthete, verleiten den Fußpfad zu verlassen, fand mich aber stets in meiner Hoffnung getäuscht; es gab kein Wasser, und ich marterte mich vergebens ab, einige Feuchtigkeit aus den Binsen zu saugen. Stechende Dornen und kleine scharfe Steine vermehrten die Qualen meiner wunden Füße, und nöthigten mich zu neuen Angriffen auf meine Beinkleider, um Bandagen zu verfertigen. Der Mangel an Wasser hatte mich in einen so fieberhaften Zustand versetzt, und so abgemattet, daß ich bereits jede Hoffnung gerettet zu werden aufgab, als mich ungefähr gegen halb vier oder fünf Uhr der Fußweg vom Wiesengrund nach einem in östlicher Richtung liegenden, mit dichtem Gehölz besetzten Landstrich führte. Noch war ich hier keine halbe Meile vorwärts geschritten als ich plötzlich ein Geräusch wie von einem Wasserfall hörte, dem ich mit wankenden Schritten so schnell als möglich zueilte, und zu meiner größten Freude nach wenig Minuten am Ufer eines tiefen schmalen Flusses stand, der sich hier über große Steine, welche seinen Lauf hemmten, einen Weg bahnte. Nach kurzem Dankgebet für diese Hülfe in der höchsten Noth stürzte ich mich, meinen erschöpften Zustand ganz vergessend, ins Wasser, was mir beinahe übel bekommen wäre, denn meine schwache Kraft konnte dem reißenden Strom nicht widerstehen, und ich wurde eine Strecke weit fortgerissen, als ich zum Glück über mir den Ast eines Baumes erblickte, mit dessen Hülfe ich das Ufer wieder gewann. Hier gab es Hagebutten und Kirschen die Fülle, von denen ich nebst dem Wasser eine herrliche Mahlzeit hielt. Indem ich mich nach einer Schlafstelle umsah, bemerkte ich den hohlen Stamm einer großen Fichte am Boden liegen, die der Blitz umgestürzt hatte; ich verkroch mich in diese Höhlung und nachdem ich mich mit losgerissener Rinde ganz bedeckt hatte, fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine Ruhe war nicht von langer Dauer denn nach ungefähr zwei Stunden wurde ich durch das Brummen eines Bären aufgeweckt, der bereits einen Theil der mich bedeckenden Rinde weggeräumt hatte, die Schnauze über mich gebeugt dalehnte, und eben über die Mittel mit sich zu Rathe zu gehen schien, wie er mich am besten herausziehen könnte, da die enge Gränze, welche der Fichtenstamm zwischen mir und ihm zog, ihn verhinderte einen Angriff zu machen. Ich sprang sogleich auf, ergriff meinen Stock, und stieß ein lautes Geschrei aus, worüber er erschrack, und einige Schritte zurückwich, bald aber wieder still stand und zu überlegen schien, ob er angreifen solle. Er entschloß sich zum Kampf; da ich nun zu diesem gegen einen so überlegenen Feind nicht Kräfte genug besaß, so hielt ich es für das Klügste auf den Rückzug zu denken und kletterte auf den nächsten Baum. Meine Flucht gab ihm neuen Muth, und er fing an hinter mir drein zu steigen. Ich war indeß so glücklich, einen Ast zu erreichen, der mir einen entschiedenen Vortheil über ihn gewährte, denn von hier aus konnte ich seine Schnauze und Klauen mit meinem Stock so tüchtig bearbeiten, daß er vom Verfolgen abstehen mußte. Nachdem er aus Zorn über sein Mißgeschick einige Zeit lang die Rinde des Baumes abgerissen hatte, gab er sein Unternehmen auf, und zog sich nach meiner Schlafstelle zurück, die er in Besitz nahm. Die Furcht, ich könnte, wenn der Schlaf mich übermannen sollte, vom Baum herabfallen, bewog mich zu mehreren Versuchen herabzusteigen; allein bei jedem solchen Versuch erhob sich meine zottige Schildwache und nach vielen vergeblichen Bemühungen sah ich mich genöthigt die Nacht über zu bleiben wo ich war. Ich setzte mich also in dem Theil des Stammes fest, von welchem aus sich die Hauptäste verzweigten, die mich während meines unruhigen Schlummers vor dem Herabfallen schützen konnten. Am Morgen des 27, bald nach Sonnenaufgang, verließ der Bär seinen Baumstamm, schüttelte sich, und nachdem er einen langen, verdrüßlichen Blick auf mich gerichtet hatte, verschwand er um sein Frühstück zu suchen. Ich wartete noch einige Zeit, aus Furcht, er möchte zurückkehren, dann stieg ich herab, und setzte meine Reise in nordnordöstlicher Richtung durch die Wälder fort."

Nach Verlauf von 14 Tagen, reich an ähnlichen Ereignissen, stieß der Verfasser auf einige Indianer, die ihn freundschaftlich behandelten, und zu seinen weißen Freunden brachten. Der nächste Winter wurde unter den Indianern zugebracht, welche „Flachköpfe" genannt werden.

„Eine große Anzahl von Kriegern der Flachköpfe," erzählt der Verfasser, „lagerten um das Fort. Sie waren kürzlich aus dem Büffelland zurückgekehrt, wo sie ihre Niederlage vom vergangenen Jahr durch einen vollständigen Sieg über ihre Feinde „die Schwarz-

füßlee" gerächt hatten, von denen sie mehrere Krieger sammt deren Weibern zu Gefangenen gemacht hatten. M'Millan's Tabak und Vorrath von Handelsgegenständen war bereits vor meiner Ankunft gänzlich vergriffen worden, und die Indianer hatten Schießbedarf u. drgl. höchst nöthig. Meine Ankunft, oder vielmehr die Waaren, die ich mitbrachte, verursachten daher bei beiden Parteien große Freude. Die Eingebornen schmauchten das so beliebte Kraut mehrere Tage unausgesetzt; unsre Jäger schossen einige Gebirgsschafe und ich brachte einen Ballen Mehl, einen Ballen Reiß, Thee und Kaffee im Ueberfluß, einige Pfeilwurzeln und 15 Gallonen Rum von bester Sorte. In einem warmen Zimmer um ein prasselndes Feuer gelagert, brachten wir einen glücklichen Weihnachtstag zu, und vergaßen die Leiden, welche wir auf unserer traurigen Wanderung durch die Wälder ausgestanden hatten. Unsere Freude wurde jedoch durch die unglücklichen Schwarzfüßler, welche von den Flachköpfen gefangen worden waren, gestört. Da ich erfahren hatte, daß einer der Gefangenen getödtet werden sollte, so ging ich nach dem Lager, um Zeuge des traurigen Schauspiels zu seyn. Der Mann wurde an einen Baum gebunden, und dann ein alter Flintenlauf rothglühend gemacht, mit dem sie ihn auf die Schienbeine, Schenkel, Hals, Wangen und auf den Bauch brannten. Dann lösten sie das Fleisch von den Nägeln, die sie ausrissen, und hierauf schnitten sie die Finger Glied um Glied von der Hand ab. Während dieser Martern gab der unglückliche Gefangene kein Zeichen des Schmerzens von sich, und statt um Erbarmen zu bitten, suchte er durch beleidigende Reden, die unser Dolmetscher uns zum Theil übersetzte, die Grausamkeit seiner Henker noch zu steigern. „Mein Herz ist stark," sagte der Unglückliche, „Ihr thut mir nicht weh; Ihr könnt mir gar nicht weh thun. Ihr seyd Thoren. Ihr versteht es nicht wie man martern muß. Versucht es besser, bis jetzt fühle ich nicht den geringsten Schmerz. Wir quälen Eure Freunde weit besser. Wir machen sie schreien wie kleine Kinder. Ihr seyd keine tapferen Männer; Ihr habt kleine Herzen, und bebt zurück vor dem Kampfe." Dann wandte er sich zu Einem besonders und sagte: „Durch meinen Pfeil verlorst du dein Auge," worauf der Flachkopf auf ihn losstürzte und ihm in einem Augenblick mit einem Messer ein Auge ausstach, und das Nasenbein quer durchschnitt. Auch Dieß brachte den Unglücklichen noch nicht zum Schweigen; mit dem noch übrigen Auge blickte er zornig auf einen Andern und sagte: „Ich war's, der deinen Bruder tödtete und den alten Raven, deinen Vater skalpirte." Der Krieger, zu dem er Dieß sagte, sprang sogleich auf ihn los und schund ihm die Kopfhaut ab; eben wollte er ihm auch sein Messer ins Herz stoßen, woran er aber vom Häuptling gehindert wurde. Mit der entblößten Hirnschale, der blutigen Augenhöhle und der verstümmelten Nase gewährte der Unglückliche nun einen gräßlichen Anblick, änderte aber seine Sprache nicht im geringsten. „Ich war es," sagte er zum Häuptling, „der beim letzten Einfalle dein Weib gefangen nahm; wir stachen ihr die Augen aus, rissen ihr die Zunge aus dem Halse und behandelten sie wie eine Hündin. Vierzig unserer jungen Krieger" — Der Anführer, der beim Namen seines Weibes in die höchste Wuth gerieth, ergriff hier seine Flinte und ehe der Unglückliche noch ausgeredet hatte, fuhr die Kugel durch sein Herz und endete die schrecklichen Qualen dieses indianischen Scävola.

So empörend auch dieß schreckliche Schauspiel war, so wurde es doch noch weit von den Gräueln übertroffen, die man an den weiblichen Gefangenen verübte, und bei Denen, es thut mir Leid es sagen zu müssen, die Frauen der Flachköpfe weit zügelloser sich bewiesen als die Männer. Nur zum Theil war ich Zeuge von Dem, was eine unglückliche junge Frau litt; eine nähere Beschreibung ihrer Martern würde den Leser zu sehr empören. Wir machten ihnen Vorstellungen wegen dieser unerhörten Grausamkeiten, allein sie erwiederten: die Schwarzfüßler behandelten ihre Angehörigen auf dieselbe Weise, es sey unter den rothen Kriegern einmal so üblich, und sie könnten wegen des thörichten und weibischen Mitleidens der Weißen den Genuß ihrer Rache nicht aufgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

7. Ein spanisches Hauptquartier.

Die Generale verließen so eben den Kriegsrath und zerstreuten sich nach ihren verschiedenen Quartieren, um ihren Divisionen die beschlossene Marschordre mitzutheilen. Der gefaßte Beschluß hatte sich wie ein Flugfeuer verbreitet; auf der „Plazza" und dem Paradefeld an den Ufern des Apurito hatten sich Gruppen von Offizieren zusammengedrängt, die mit der Freimüthigkeit des Lebens im Felde die Maßregeln durch die Hechel zogen. Der junge La Torre, der sehr wohl seines Vaters, des Generals Meinung kannte, daß man nämlich zu Achaguas überwintern solle und von ganzem Herzen damit einverstanden war, konnte sich nicht enthalten, seinem Unwillen Luft zu machen. „In der That, wir werden herrliche Geschichten von unserm glorreichen Feldzuge zu erzählen haben, wenn wir nach Carracas zurückkommen! Welchen neuen Glanz haben sich die Waffen Sr. Majestät durch diesen Besuch in den Llanos erworben! Ja mit Recht kann der spruchreiche Sancho Pansa sagen:

Do quieren los Reyes
Van las Leyes?

Wir haben also wohl nichts weiter zu thun, als aufzuzäumen und uns davon zu machen. Doch — Voto a tal! Hätte ich ein Wort mitzureden gehabt, so wären wir hier wenigstens bis zum Frühlinge geblieben." Hier wurde La Torre von seinem Sergeanten unterbrochen, der ihm das Befehlbuch überreichte. „Schon gut, Rodriguez, nehmt es nur wieder mit, ich weiß schon so ungefähr seinen Inhalt. Wir brechen morgen nach Norden auf?" — Der Sergeant nickte mit dem Kopfe, bemerkte aber zugleich, daß die Ordre ausdrücklich an „Su merced Don Pedro" gerichtet sey. — „So laßt mich denn sehen! da haben wir's! — Die erste Schwadron der Lanceros del Infante wird die Plazza von Achaguas zwei Stunden noch besetzt halten, nachdem die Arriergarde der Infanterie sie verlassen hat. Ha, gewiß man will mir noch zu guter Letzt Gelegenheit geben, mich auszuzeichnen, oder abermals die Hände müßig in den Schooß zu legen; doch ich fürchte, die Hoffnung kommt für mich zu spät, in diesem Feldzuge noch die Epauletten mit den „Galones" vertauschen zu können. Rodriguez, lies die Ordre der Schwadron vor und sage meinem Bedienten, daß er diese Nacht meine Pferde gut in Obacht nehme."

Der Sergeant fand seine Schwadron abgestiegen und längs der Mauer einer kleinen niedlichen Dorfkirche aufgestellt, die den Soldaten einstweilen als Barracke gedient hatte. Mit der pünktlichen Genauigkeit im spanischen Dienst rief er zuerst die übrigen Sergeanten und Korporale der Schwadron zusammen, um ihnen die Neuigkeit mitzutheilen, die sie bereits selbst schon gehört oder geahnet hatten. Dann erst wendete sich Rodriguez an die gemeinen Soldaten und las ihnen mit der starken Stimme, der sie schon so oft schweigend gehorcht hatten, den Tagsbefehl vor. Als er angekündigt hatte, was morgen der Dienst der Schwadron sey, brachen einige alte „Vigotones,“ nachdem sie den Sergeanten um Erlaubniß dazu ersucht hatten, in das Geschrei: „Viva Morillo! — Viva nuestro Capitan la Torre!“ aus. Rodriguez ließ es eine Weile geschehen mit einem Lächeln mürrischer Zufriedenheit, das einen Augenblick seine strengen gallizischen Gesichtszüge aufheiterte, bald aber mischte sich in diese herablassende Freundlichkeit wieder der ernste Befehlshaberblick; er winkte mit der Hand zu schweigen, und auf der Stelle wurde das Zeichen befolgt. Nun ging er drei Schritte von der Fronte geradeaus vorwärts, machte dann kehrt euch und begann gegen die Soldaten zugewendet die „Oracion a la Virgen,“ dem löblichen spanischen Gebrauch zufolge, nach welchem der älteste Sergeant einer jeden Schwadron oder Kompagnie bei Sonnenuntergang mit dem Rosenkranz in der Hand zwischen den Reihen seiner Kameraden auf und abzugehen und vorzubeten gehalten ist: „Salud Maria! Reyna eres del ceilo etc.“ was die Soldaten in ihrer feierlichen hochtönenden kastilianischen Sprache nachbeteten.

Dann begann die „Retreta“ unter Morillos Balkon und ging rund um die Stadt, während wie gewöhnlich die große Regimentslaterne, an eine Stange befestigt, vorausgetragen wurde. Trommler und Pfeifer wechselten mit einer vollständigen Musikbande, die jene lebhaften und doch zugleich klagenden spanischen Melodien aufspielte, die so geeignet scheinen zum Wiegenlied eines Lagers, und so genau stimmen zu den Wechselfällen des unstäten Soldatenlebens. Die Truppen drängten sich nun nach ihren Barraken, und zum Theil im Mondlicht unter den Corridors ausgestreckt, dachten sie bald nicht mehr an den Marsch, den sie am folgenden Morgen antreten sollten.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenlitteratur.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quatre volumes in 8vo. Paris 1831.

Der politische Geschichtsforscher wird in den vorliegenden Memoiren wenig neue Ausbeute finden; um so reicher aber sind sie an Anekdoten und Charakterzügen aus dem Privatleben jener Männer, die auf der Weltbühne dieses Jahrhunderts auftraten und verschwanden. Wer die Macht von ihrem Strahlenglanze entkleidet, Wer den Jupiter tonans mit abgelegten Donnerkeilen im vertrauten Kreise zu sehen liebt, Wer nicht bloß die Thaten, sondern auch den Menschen kennen lernen will, wird die vier Bände dieser Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Ohne uns hier in kritische Erörterungen einzulassen über die historische Basis, von der die Herzogin von Abrantes ausgeht; ohne von ihr die gründlichsten Nachweise zu verlangen über ihre Behauptung, daß die Familien der Komnene und Buonaparte nur zwei Aeste desselben Stammes seyen, lassen wir diese romantische Abkunft getrost auf ihrem Grund oder Ungrund bestehen. Es ist uns unverbesserlichen plebejischen Seelen einmal eigen, bei einem Manne mehr nach einem rühmlichen Leben und Tode als nach einer glanzvollen Geburt zu fragen, und Napoleon selbst war zu einer Zeit, die eben nicht seine schlechteste genannt werden kann, der sehr ungenealogischen Meinung, daß sein Geschlecht von Montenotte herstamme. Indeß mag hier nur so viel gesagt werden, daß die Herzogin von Abrantes mütterlicher Seite (ihr Vater war ein Franzose, Herr von Permon) von dem vertriebenen Kaiserhause der Komnene abzustammen behauptet, die unter der Herrschaft der Republik Genua mit einem griechischen Stamme auf Corsica sich niedergelassen, von wo aus ein Zweig dieser Familie, Kalomeros genannt, nach Italien ausgewandert, sich mit dem italienischen Namen Buonaparte (die wörtliche Uebersetzung des griechischen Kalomeros) umgetauft und von dort wieder nach Corsica zurückgekehrt sey. Zuverlässiger ist, daß die Familien Buonaparte und Permon in sehr vertrauten Verhältnissen standen, und daß die Verfasserin und der junge Napoleon gleichsam mit einander aufwuchsen. Manchen interessanten Zug bewahrt sie uns in dieser Beziehung aus ihrer Jugendzeit auf. Folgende Anekdote aus dem siebenten Jahre Napoleons scheint uns nicht unwichtig: Der Knabe wurde eines Tags von einer seiner Schwestern angeklagt, einen Korb voll Trauben und Feigen weggenascht zu haben. Nun ist in Corsica in allen Ständen noch die löbliche Sitte, jeden Fehltritt eines Kindes mittelst der Ruthe einem Theile entgelten zu lassen, der in seiner untergeordneten Stellung gewiß am unschuldigsten ist an Allem, was Hand und Mund oben verbrechen. Seine Frau zu schlagen, ist dort wie überall unter rohen Menschen Sitte; sein Kind zu peitschen aber gehört in Corsica zur guten Erziehung. So wurde denn auch der kleine Näscher einer strengen Züchtigung unterworfen. Man verlangte von ihm, er solle um schönes Wetter bitten, allein er betheuerte seine Unschuld und wollte nichts von Gnade wissen. Zur Strafe dieser Hartnäckigkeit bekam er drei Tage nichts als Brod und Käse zu essen. Keine Thräne kam aus dem Auge des Kindes; es war niedergeschlagen, klagte aber nicht. Endlich am vierten Tage gestand ein Mädchen, die Freundin von Marianne Buonaparte, daß sie mit dieser die Früchte gegessen. Man fragte Napoleon warum er seine Schwester nicht verrathen habe; er antwortete, er habe es nicht gewußt und zwar es geahnt, aber aus Schonung für die kleine Freundin, die an der Lüge seiner Schwester keinen Theil genommen, geschwiegen. — „Napoleon,“ so erzählt seine Amme an einer andern Stelle, „war nie ein schönes Kind, wie sein Bruder Joseph; sein Kopf war unverhältnißmäßig groß gegen seinen übrigen Körper; ein Fehler, der in der Buonaparte'schen Familie erblich war. Diese Art von Mißbildung,“ fügt die Verfasserin hinzu, „wird von Einigen für ein Zeichen großer geistiger Ueberlegenheit über Andere gehalten. Allein Wer hatte einen kleinern Kopf als Voltaire? Und ich selbst habe ein Heer von Vettern und Nichten mit wahren Goliathsköpfen auf Pygmäenleibern, allein es läßt sich davon nichts weiter abnehmen, als daß ein großer Kopf auf einem kleinen Rumpfe sitzt.“

„Was an Napoleon, als jungem Menschen, eigentlich bezauberte, war sein Blick, und vorzüglich der sanfte Ausdruck, den er seinem Auge in einer Anwandlung von Wohlwollen zu geben vermochte. Ein Sturm dagegen auf diesem Gesichte war wirklich furchtbar; und so sehr ich an Soldatenköpfe gewohnt war, so konnte ich doch nicht diese wunderbare Physiognomie, wenn sie im Zorn war, ohne Schauder ansehen. Sein Lächeln war gleichfalls hinreißend, so wie eine verächtliche Bewegung dieses Mundes zittern machte. Aber von allem Dem, von dieser Stirne, welche die Kronen einer Welt zu tragen geschaffen war, von diesen Händen, mit denen sich das kokettefte Weib gebrüstet haben würde, und deren weiße Haut Muskeln von Stahl und Knochen von Diamant bedeckte — von allem Dem war an dem Kinde Napoleon nichts zu sehen; erst an dem Manne gewahrte man es.“

Aus Napoleons späterer Jugend hat die Verfasserin folgende Züge aufbewahrt: „Eines Tags befand er sich aus der Militärschule von Paris auf Besuch bei der Familie Permon, die sich damals in der Hauptstadt aufhielt. Im Laufe des Gesprächs äußerte er sich mit großer Bitterkeit über die schlechten Anstalten, wie die Militärschule zu Saint-Cyr und überhaupt. Der Oheim der Verfasserin, der Fürst Demetrius Komnene, der zugegen war, verwies ihm Dieß und gebot ihm zu schweigen. Allein

da Napoleon dennoch fortfuhr, sich darüber auszulassen, sagte der alte Mann im höchsten Zorne: „Schweig, es geziemt sich nicht für einen jungen Menschen, der von der Milde des Königs erzogen wird, in diesem Tone von seinen Anstalten zu sprechen.“ Napoleon schien bersten zu wollen; in einem Augenblicke wurde er blaß und blutroth; dann sagte er mit zitternder Stimme: „Ich bin nicht ein Zögling des Königs, ich bin ein Zögling des Staats.“ — „Ei, eine scharfsinnige Unterscheidung,“ erwiederte der Oheim. „Ob Du Zögling des Königs oder des Staats bist, gleichviel; und ist der König nicht der Staat? Kurz und gut, ich will nicht, daß Du in meiner Gegenwart so von Deinem Wohlthäter sprichst.“ — „Wenn es Ihnen mißfällt, Herr von Komnene,“ erwiederte der junge Mensch, „so werde ich nicht mehr davon sprechen; nur so viel erlauben Sie mir noch zu sagen, daß wenn ich der Herr wäre, die Statuten für diese Anstalten zu entwerfen, so würden sie ganz anders und zum Besten Aller seyn.“ — An dieses: „Wenn ich der Herr wäre,“ dachte wohl Napoleon, als er später eine völlige Umgestaltung der Militärschulen vornahm.

„Uebrigens war Napoleon in der Militärschule zu Paris nicht sonderlich beliebt. Einige Chefs der Anstalt, die mit meinem Vater bekannt waren, sagten ihm damals, der junge Napoleon Bonaparte habe einen Charakter, den man nicht einmal umgänglich machen könne. Er runzelte über Alles die Stirne, tadelte Alles laut und mit einem schneidenden Tone, der den alten Köpfen, die in ihm nichts als einen jungen Grillenfänger sahen, nicht behagen wollte. Die Folge seines Benehmens war, daß man seiner sobald als möglich los zu werden suchte; es war nur eine Stimme, durch die man seine Entfernung aus der Anstalt beschleunigte. Er wurde bald darauf Unterlieutenant in einem Artillerieregimente.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Herzogin von Saint-Leu zu Paris.

Ueber den jüngsten Aufenthalt der Herzogin von Saint-Leu und ihres Sohnes zu Paris hatten sich eine Menge Gerüchte verbreitet, die das Geheimnißvolle ihrer Ankunft in der französischen Hauptstadt nur noch bedeutsamer machten. Man sah darin schon wichtige politische Zwecke, sprach von einem Anleben, das auf das Unterpfand eines reichen Schmuckes gemacht worden sey u. s. w. Man las unlängst in französischen Blättern ein Schreiben des Herrn Louis Belmontet, das die ganze Dunkelheit zerreißt, von welcher diese Geschichte umhüllt war. Folgendes ist der wesentliche Inhalt desselben: „Es ist nicht wahr, daß der Sohn der Herzogin von Saint-Leu, wie Herr Perier der Deputirtenkamer glauben machen wollte, nur ein Kind sey. Dieser junge Mann zählt drei und zwanzig Jahre, und wurde von einem der besten Professoren der Pariser Universität und von einem Artillerieobersten der alten Garde erzogen. Ein Neffe Napoleons und des Prinzen Eugen, ist er mehr als Jemand Franzose. Keiner ein größerer Patriot als er, und wie die ganze französische Jugend athmet auch er nur Enthusiasmus für die Sache der Völker. Ueberdieß hat er die Schule des Unglücks durchlaufen. In die italienischen Angelegenheiten verwickelt, wo er an der Seite seines Bruders für den Triumph der Freiheit kämpfte, und nachdem er eben diesem angebeteten Bruder auf dem Sterbebette die Augen geschlossen, nachdem er durch den Verrath der Diplomatie eine Sache zu Grunde gehen gesehen hatte, die des glücklichsten Erfolges gewiß schien; verfolgt endlich wie ein wildes Thier von der österreichischen und päpstlichen Polizei, die ihm mehr als jedem Andern nachstellten, entkam er allen Gefahren und Schlingen, die ihn umringten, nur unter einer Verkleidung, die er an der Gränze Frankreichs ablegte, dem einzigen Asyle, das seiner Flucht offen blieb, obgleich er hier durch ein unmenschliches Gesetz der Restauration geächtet war.

„Als Bedienter verkleidet entkam er aus Italien auf dem Kutschersitze des Wagens seiner unglücklichen Mutter, die zwischen der Bahre ihres ersten Sohnes und den Gefahren ihres zweiten mitten inne stand, und gezwungen war, ihre tiefe Verzweiflung zu bergen, um für die Rettung ihres einzigen übriggebliebenen Sohnes zu sorgen. Nun betreten sie Frankreich auf der Brücke des Var, durcheilen das südliche Gebiet mit möglichster Schnelligkeit, um sich nach England zu begeben; denn unter dem Schutze eines englischen Passes reisten sie. Nach so vielen ausgestandenen Beschwerden und Leiden, untröstlich über den Verlust seines Bruders und das Unglück der italienischen Freiheit, nach so vielen qualvollen Gemüthsbewegungen fällt der junge Fürst in eine gefährliche Krankheit. Genöthigt in Paris zu verweilen, um ihrem Sohne die nöthige Pflege zu widmen, schrieb die Herzogin von Saint-Leu unverzüglich an den König, um ihm ihre Ankunft anzuzeigen, die von der französischen Polizei noch bei weitem nicht geahnet wurde. Die Regierung schwebte darüber in so völliger Unwissenheit, daß Herr Sebastiani an demselben Tage, wo der König den Brief der Herzogin erhalten hatte, im versammelten Staatsrathe sagte: „Sire, ich habe bestimmte Nachrichten über die Herzogin von Saint-Leu; man meldet mir, daß sie sich nach Corfu eingeschifft hat.“ Herr Perier war das einzige Mitglied des Kabinettes, dem man das Geheimniß einer so unerwarteten Ankunft vertraute. Der Minister machte den erlauchten Verbannten im Namen des Königs seine Aufwartung, mit höchst wohlwollenden Instruktionen versehen. Die Herzogin sagte zu ihm: „Herr Minister, ich bin Mutter, ich hatte zur Rettung meines Sohnes nur Ein Mittel; ich ergriff es, ich kam nach Frankreich. Ich weiß, daß ein uns mit Tod bedrohendes Gesetz in Ihren Händen ist; Sie haben das Recht für sich, machen Sie davon Gebrauch.“ Der Minister erwiederte durch die freundschaftlichsten Versicherungen; er bezeugte die lebendigste und ehrfurchtsvollste Theilnahme für die Mutter und ihr Kind. Auch sein übriges Benehmen war voll zarter Aufmerksamkeiten. Ein Aufenthalt von einer Woche wurde zur Wiederherstellung der Gesundheit des Fürsten bewilligt, jedoch unter der Bedingung des strengsten Inkognito und des tiefsten Stillschweigens. Das Geheimniß wurde von der Herzogin von Saint-Leu und ihrem Sohne gewissenhaft bewahrt. Ihre ältesten Freunde, so wenige ihrer freilich sind, erhielten keine Nachricht von ihrem Aufenthalte, den sie erst durch die Journale erfuhren. Auch empfingen sie keinen andern Besuch als den des Herrn Perier, der nicht aufhörte, sie mit der ehrfurchtvollsten Rücksicht zu behandeln. Aber bald änderte sich die Scene. Der 5 Mai war erschienen. Die Vendomesäule wurde mit Blumen bekränzt. Das Volk sprach laut seine Sympathie mit den glorreichsten Erinnerungen seiner Geschichte aus. Die Regierung gerieth darüber in Schrecken. Die Vendomesäule wurde der Huldigungen beraubt, die ihr das Volk geweiht hatte; daher die Tumulte auf dem Vendomeplatze. Die Anwesenheit der erlauchten Verbannten schien Gefahr zu drohen. Das Geschrei, womit man den großen Feldherrn feierte, drang zu den Ohren des bettlägerigen Prinzen. Er wohnte nur fünfzig Schritte von der Säule. Die Erbitterung des Volks über die Beleidigungen, welche das Nationaldenkmal von Seite der Regierung erfuhr, stieg mehr und mehr. Man erinnerte sich an Napoleon.

„Der Minister, von lebhaften, aber jedenfalls übertriebenen Besorgnissen gedrängt, eilte zur Herzogin und beschwor sie, augenblicklich abzureisen. Allein ihr Sohn war mit Blutegeln bedeckt, und das Fieber hatte ihn noch nicht verlassen. Der Arzt wurde demnach gerufen, um anzugeben, ob eine schnelle Abreise möglich sey. Man fragte ihn, ob das Leben des Kranken durch eine augenblickliche Reise nicht gefährdet werde. Auf seine Antwort wurde die Abreise beschlossen. Der Kranke wurde so zu sagen eingewindelt in seinen Wagen gebracht. Am folgenden Tage begannen die Reiterangriffe auf das am Vendomeplatze versammelte Volk.

„So war also der junge Fürst gezwungen, in einem beklagenswerthen Leidenszustande, von dem er noch nicht völlig hergestellt ist, abzureisen, ungeachtet des loyalen Benehmens seiner Mutter, weil es einem Minister gefiel, sich in Schrecken setzen zu lassen.“

Anekdote.

Das englische Journal, „der Anzeiger von Pertshire,“ erzählt folgende Anekdote: „Vor einigen Tagen fand bei einer Jagdpartie eine Unterredung zwischen Karl X und Lord Eldon statt. „Die Pairskammer,“ sagte jener, „muß die Reformbill annehmen.“ — „Wie!“ rief Lord Eldon, „man sollte den Drohungen des Pöbels nachgeben! Nie und nimmermehr!“ — „Wenn Ihre Herrlichkeiten,“ erwiederte der alte König mit Ruhe, „ihren Rang und ihr Eigenthum behalten wollen, so werden sie nachgeben. Erinnern Sie sich, Mylord, daß ein Rath dieser Art aus meinem Munde der Rath einer unglücklichen Erfahrung ist.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 318. 14 November 1831.

Der Brand von Pera.

Von einem Augenzeugen.

Der Stadtbezirk Pera liegt auf einem halbinselartigen Vorgebirg, das sich an der Seite des Konstantinopel gegenüber liegenden Hafens erhebt und von den Griechen des morgenländischen Kaiserthums eben deßhalb Πέρα — jenseits — genannt wurde. Dieser Erdvorsprung wird von dem Bosporus und dem Hafen gebildet, die seinen Fuß bespülen, und über die er sich zu einem hohen Bergrücken erhebt. Auf dem Grate desselben lauft die große Hauptstraße hin, die man vorzugsweise „die Perastraße" heißt. An den Abhängen zu beiden Seiten derselben führen mehrere enge und steile Gäßchen hinab, die an manchen Stellen zu schmalen Treppen oder Stiegen gebildet sind, auf denen keine Art von Fuhrwerk hin und hergehen kann, wohl aber steigen daran häufig Pferde hinauf, und täglich Hummals oder Lastträger, die schwere Lasten aus den unten am Ufer gelandeten Schiffen oder Booten hinaufschleppen. Diese engen Treppengäßchen führen nach Top-Hana, Galata, Tersanha oder an das Arsenal, und an viele andere wichtige und volkreiche Plätze, die hier am Gewässer des Bosporus, dort am Hafen gelegen sind. An dem einen äußersten Ende der Halbinsel ist das Thal von Dolma Baktsche, durch das die Türken bei der Belagerung von Konstantinopel ihre Schiffe zogen, und oberhalb demselben befinden sich die großen Begräbnißfelder verschiedener Nationen, wo Völker von allen Gegenden und Glaubensmeinungen friedlich neben einander ruhen; diese Begräbnisse nehmen den breiten Isthmus ein, der die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet. An andern Ende derselben liegt die Genuesenstadt Galata, die noch von einem alten Wall umfangen ist, der die enge halbkreisförmige Stadt einschließt. *)

Von den Begräbnißfeldern bis Galata erstreckt sich ununterbrochen eine Stadt von drei Meilen (engl.) in die Länge, durch deren Mittelpunkt die Perastraße mit geringen Abweichungen in gerader Linie hinläuft. Da die Aussicht von dieser hochgelegenen Straße sehr schön und ausgedehnt ist, so haben hier alle reichen Franken ihre Stadtwohnungen, und alle Gesandten ihre Paläste. Deßhalb prangt dieselbe auch mit größeren und besseren Gebäuden, als irgend eine Stadt des türkischen Reiches aufzuweisen hat. Der übrige Theil der Stadt hingegen ist eng und schmutzig, und besteht aus hölzernen Häusern, die in Gäßchen zusammengedrängt und mit Einwohnern überfüllt sind. Die ganze Bevölkerung von Pera wird auf 200,000 Seelen und die Zahl der Häuser auf 30,000 angeschlagen.

Von allen Gebäuden, mit denen Pera geschmückt ist, war bei Weitem das prachtvollste der brittische Palast. Die erste Wohnung des englischen Gesandten zu Pera war ein kleines Haus nahe dem Serai von Galata. Als aber England durch die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten der Pforte einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte, bewiesen die Türken ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie dem Gesandten des brittischen Reiches den schönsten Palast einräumten. Derselbe stand auf dem höchsten Punkte der Stadt, auf einem freien Platze, über welchen nur einige kleine hölzerne Häuser zerstreut lagen. Auch diese räumten die Türken weg, umgaben den Platz mit einer massiven Mauer, und legten, während der Gesandtschaft des Lords Elgin, im Mittelpunkte den Grund zu einem weitläufigen Palaste, den sie einige Klafter aus behauenen Steinen aufführten, dann aber den Engländern nach ihrem eigenen Geschmack auszubauen überließen. Die vormalige levantische Kompagnie steuerte dazu 10,000 Pf., und die übrigen Kosten gab die brittische Regierung her, so daß der Palast in würdiger Pracht ausgeführt werden konnte. Als er vollendet war, sendeten die Türken an dem Tage, wo ihn der englische Gesandte bezog, eine Anzahl Sklaven dahin, die zur Feier der Eröffnung ihre Freiheit erhielten. Das Gebäude stand wie gesagt in der Mitte des von den Straßen durch eine hohe und massive Mauer abgesonderten Raumes, der noch Alleen und einen Garten von ungefähr vier Morgen Landes einschloß. Es bildete ein längliches Viereck, über dessen Dach sich eine hohe Kiosk oder viereckige Kuppel erhob, die eine weite Aussicht auf den Bosporus, das Mare di Marmora Konstantinopel und die umliegende Gegend gewährte. Durch diese Kuppel fiel das Licht in einen großen Saal, an dessen einem Ende der brittische Thron aufgerichtet stand. An seinen Stufen sah man oft die unglückliche Königin Karoline, während ihres Aufenthalts in Konstantinopel, sitzen und Thränen vergießen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergleiche hiezu die im Auslande 1828 S. 868 beigefügte Karte der Umgegend von Konstantinopel.

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

„Während Uebermuth, Politik, Ehrgeiz, Selbsterhaltung und Herrschsucht die civilisirte Welt so oft mit Strömen christlichen Blutes überschwemmten, ist die einzige Ursache, welche die Eingebornen, von denen ich hier erzähle, für ihre beständigen Kriege vorschützen, die Begierde nach Büffelfleisch. Im Osten der Gebirge gibt es ausgedehnte Flächen, welche während der Sommer- und Herbstmonate von zahllosen Büffelheerden besucht werden. Hierher begeben sich die eifersüchtigen Stämme, um diese Thiere zu jagen und sich für die folgende Jahreszeit mit Fleisch zu versehen. Bei diesen Ausflügen treffen sie oft aufeinander, und dann finden gewöhnlich blutige Gefechte statt. Die Schwarzfüßler sprechen alles Land an, das unmittelbar am Fuße der Gebirge liegt, und von den Büffeln am häufigsten besucht wird; kommen nun die Flachköpfe auch dorthin, um zu jagen, so werden sie von jenen als gewaltsam eingedrungene Feinde betrachtet, zu deren Vertreibung ihnen alles Recht zustehe. Die Flachköpfe dagegen behaupten, daß schon ihre Aeltervàter das Jagdrecht auf diesem streitigen Revier besessen und ausgeübt, und daß sie es nie aufgeben würden, so lange noch ein Krieger am Leben sey. Die Folgen dieser ewigen Kriege sind für die Flachköpfe besonders traurig, da diese, als die Schwächern an Zahl, gewöhnlich unterliegen.

„Die Flachköpfe glauben an die Existenz eines guten und eines bösen Geistes, und folglich auch an künftigen Lohn und Strafe. Sie glauben, daß der gute Indianer nach seinem Tode in ein Land komme, wo ein ewiger Sommer herrscht, wo er sein Weib und seine Kinder wieder findet, wo die Flüsse voller Fische und die Ebenen voll von den so sehr geliebten Büffeln sind; wo er seine Zeit mit Jagen und Fischen hinbringen und von allen Schrecken des Krieges, des Hungers und der Kälte befreit seyn werde. Der schlechte Mensch, glauben sie, werde an einen Ort versetzt, mit ewigem Schnee bedeckt, dort werde er stets vor Kälte zittern, von Ferne werde er Feuer erblicken, welches er nicht erreichen, Wasser, welches er nicht schöpfen kann, um seinen Durst zu löschen, und Büffel und Wild, das er nicht zu erlegen im Stande sey, um seinen Hunger zu stillen. Ein undurchdringlicher Wald voll Wölfe, Panther und Schlangen trenne diese „bebenden Sklaven des Winters“ von ihren glücklichen Brüdern auf „den Auen des Vergnügens.“ Ihre Strafen dauern indeß nicht ewig, sondern ihren Verbrechen angemessen, länger oder kürzer, und nach Verlauf der bestimmten Zeit dürfen sie sich zu ihren Freunden in die elysäischen Felder begeben. Ihr Moralgesez, obgleich kurz, ist dennoch inhaltschwer, es sagt: daß Ehrlichkeit, Tapferkeit, Liebe und Treue, Achtung gegen die Eltern, Gehorsam gegen Vorgesetzte und Zuneigung gegen die Witwen und Kinder, die Haupttugenden seyen, welche Anspruch auf den Ort der Glückseligkeit gäben, da hingegen die entgegengesetzten Laster an den Ort des Elends führten. Rücksichtlich der Biber herrscht eine sonderbare Tradition unter ihnen; sie glauben nämlich fest, daß diese Thiere eine gefallene Klasse von Indianern seyen, die den guten Geist durch ihre Gottlosigkeit erzürnt, und von diesem zu ihrer jetzigen Gestalt verdammt worden seyen, daß sie aber nach einer gewissen Zeit ihre menschliche Gestalt wieder erhalten würden. Sie behaupten auch, daß die Biber sprechen können, und daß man sie oft untereinander schwatzen gehört und gesehen habe, wie sie über einen Schuldigen aus ihrer Mitte zu Gericht gesessen. Die Naturforscher sind bereits mit dem Scharfsinne dieser bewundernswürdigen Thiere, mit ihrer Geschicklichkeit im Fällen der Bäume, dem Bauen ihrer Häuser u. s. w. bekannt, aber ich glaube, nur Wenige werden von einer unter ihnen herrschenden merkwürdigen Gewohnheit unterrichtet seyn, welche die Indianer, mehr als alle übrigen in dem Glauben bestärkt, daß die Biber ein gefallenes Menschengeschlecht seyen. Gegen Ende des Herbstes versammelt sich nämlich eine Anzahl von 20 bis 30 Bibern, um die Winterwohnungen zu bauen. Sie machen sich sogleich an das Fällen der Bäume, und es kann nichts Bewundernswertheres geben, als die Klugheit und Geduld, welche sie bei dieser mühsamen Arbeit an den Tag legen; wie sie sorgsam aufwärts schauen wenn der Stamm schon fast durchschnitten ist und wie sie seine Neigung beobachten, wenn sein Krachen den nahen Fall verkündet, und wie sie endlich davon laufen um nicht zerschmettert zu werden. Ist der Baum gefällt, so entledigen sie ihn sogleich der Zweige und theilen ihn dann mit ihren scharfen Zähnen in verschiedene Stücke von gleicher Länge, welche sie nach dem Fluß hinrollen, wo sie ihre Wohnung aufzuschlagen gedenken. Zwei oder drei der ältern beaufsichtigen gewöhnlich das Uebrige, und nicht selten sieht man, wie sie die trägen Arbeiter durch Bisse zur Thätigkeit antreiben. Sollte einer, aller Züchtigungen ungeachtet, dennoch sich weigern zu arbeiten, so wird er einmüthig von der ganzen Gesellschaft davongejagt und muß sich anderswo Obdach und Nahrung suchen. Solche Verstoßene bringen dann ihren Winter elend hin; halb erstarrt liegen sie in den Höhlen am Ufer des Flusses, wo sie leicht gefangen werden. Die Indianer nennen diese „faule Biber,“ und ihr Pelz ist nicht halb so viel werth als der der übrigen, welche durch Fleiß und Klugheit sich Nahrung und Obdach gegen die Strenge des Winters zu verschaffen wußten.

„Noch haben die Indianer eine Tradition über den Ursprung des Menschengeschlechtes welche dem Wesentlichen nach in Folgendem besteht: Der Mensch ward zuerst von einer Gottheit, Etalapas genannt, erschaffen, aber er war ursprünglich unvollkommen. Sein Mund war nicht gespalten, seine Augen geschlossen, und Hände und Füße waren unbeweglich; kurz er war mehr eine Statue von Fleisch als ein menschliches Wesen. Eine zweite Gottheit, Namens Ecamum, weniger mächtig als Etalapas, aber wohlwollender, sah den Menschen in diesem unvollkommenen Zustand; sie hatte Mitleid mit ihm und öffnete seinen Mund mit einem scharfen Stein, that seine Augen auf und theilte seinen Händen und Füßen Beweglichkeit mit. Nicht zufrieden mit diesen Gaben, ertheilte die mitleidige Gottheit den Menschen auch noch Unterricht, Canoes, Ruder, Netze, und alles Hausgeräthe zu verfertigen. Auch stürzte sie die Felsen um, welche in den Flüssen dem Fischfang im Wege waren, und setzte den Menschen in den Stand, sich seinen Bedarf zu verschaffen. — Wir bemerkten keine Götzenbilder bei ihnen, einige kleine, aus Holz geschnitzte, groteske aussehende Figuren abgerechnet, denen sie indeß keine Achtung bewiesen und die sie oft gegen Kleinigkeiten vertauschten. Selbst civilisirte Länder sind nicht frei von Aberglauben, es ist daher wohl nicht zu verwundern, wenn man ihn bei ununterrichteten Wilden findet. Sie glauben, daß wenn der Lachs kreuz-

weis gelegt werde, so sey die Fischerei unergiebig und eine Hungersnoth werde folgen. Im Sommer des Jahres 1811 brachten sie den Leuten, welche das Fort bauten, nur eine kleine Quantität dieser Fische, und als Herr M'Dougall, der wohl wußte daß es deren genug gab, ihnen deßhalb Vorwürfe machte, entschuldigten sie sich mit ihrer Furcht, das weiße Volk möchte sie auf eine für sie ungünstige Weise zerschneiden. Herr M'Dougall versprach ihrer Anweisung zu folgen, und nun lieferten sie eine große Menge, aber alle geröstet, die unsre Leute, um nicht ihr Mißfallen zu erregen, alle Tage vor Sonnenuntergang verzehren mußten."

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand an Beranger.

In Erwiederung des von Beranger an Chateaubriand gerichteten schmeichelhaften Gedichtes (Ausl. S. 1124) liest man von Letzterm in französischer Sprache folgendes Sendschreiben aus Genf vom 24 Sept. 1831:

„Mein Herr! Wenn Ihre Talente minder seltener Art wären, wenn Ihre Gemälde nicht mit Korrektheit der Zeichnung Glanz und Anmuth des Kolorites vereinigten, so würde ich mich, obgleich tief gerührt von Ihrem Wohlwollen, begnügen, Ihnen für die Ode zu danken, die Sie an mich zu richten die Güte hatten; mein gekitzelter Stolz würde in eben dieser Ode Grund genug finden, meinen Enthusiasmus aufs höchste zu steigern. Aber es ist nicht der Zoll eitler Dankbarkeit, den ich Ihnen entrichte, es ist der Tribut einer aufrichtigen Bewunderung. Ein großer Dichter, unter welcher Form er auch seine Ideen verhülle, ist stets ein Schriftsteller von Genie; Peter von Beranger beliebt es, sich den Namen „Chansonnier" beizulegen, wie Johann de la Fontaine sich „Fablier" nannte, und hat dieser nicht unter unsern volksthümlichen Unsterblichkeiten eine Stelle errungen? Ich sage Ihnen voraus, mein Herr, daß Ihr Ruhm, der schon jetzt keinen Nebenbuhler hat, noch an Glanz gewinnen wird. Nur wenige Richter gibt es heut zu Tage, die fähig wären zu beurtheilen, welche Vollendung in Ihren Versen liegt; nur wenige Ohren werden fein genug seyn, ihren Wohlklang zu kosten. Die sorgfältigste Ausarbeitung verbirgt sich da unter der liebenswürdigsten Natürlichkeit.

„Uebrigens habe ich in der Vorrede zu meinen „Studien," indem ich Sie von meiner Stellung als Geschichtsforscher aus betrachtete, die Bemerkung gemacht, daß folgende Strophe eines Tacitus würdig sey, der auch dichtete:

„Un conquérant dans sa fortune altière
Se fit un jeu des sceptres et des lois,
Et de ses pieds on peut voir la poussière
Empreinte encore sur le bandeau des rois."

„Als Sie das Lob anstimmten des Königs von Yvetot oder die Hymne an den Dickbauch; als Sie den Marquis von Carabas und die Mirmidonen feierten; als Sie das prophetische Schreiben eines kleinen Königs an einen kleinen Herzog entwarfen; als Sie zu meinem großen Bedauern die Gerontokratie verlachten, waren Sie ein Politiker wie Catull, Horaz, Juvenal. Und verzeihen Sie einem der Widersprüche der menschlichen Natur in mir, wenn ich sage: obgleich stets ein Bewunderer und Lobredner der Jugend, bin ich doch noch immer sehr den Barbons anhänglich. Sie haben gegen dieselben vor dem Stuhle der Gerechtigkeit einen Prozeß verloren; möchte ich doch für sie einen gewinnen am hohen Gerichtshofe Ihrer Muse.

„Sie rollen in Ihrem Gedichte ein Gemälde meines literarischen und politischen Lebens auf; allein mein Schriftstellerdünkel muß gestehen, daß in den schönen Metaphern der ersten Strophe mehr Artigkeit als Wahrheit enthalten ist.*) Ich habe an dem Himmel nie meinen Stern gesehen — einen Nebelstern, der dem Auge entgeht — aber ich habe daran eine Lyra gesehen, wiewohl ich nicht weiß, ob sie eine von

*) Beranger läßt in dem erwähnten Gedichte St. 4 von Frankreich ausrufen: „Mon beau ciel pleure une *étoile* de moins."
A. d. R.

jenen Lyren ist, die wie Sie sagen, mein Vaterland mir verdankt. Sollte ich einigen Einfluß auf die Ihrige gehabt haben? Dann würde ich in der That den Trunk aus reiner Quelle *) verdienen, den mir der mitleidige Dichter bietet. Wie groß ist die Zauberkraft des Talentes! Sie wiederholen meine Reisen in Amerika, in Griechenland, in Jonien, nach Sion, und machen mir dadurch meine Wanderungen erst werthvoll; meine Eigenliebe, indem sie vergißt, daß nicht ich es bin, der reist, sondern Sie, der es für mich thut, blickt mit Entzücken auf meine Erzählungen davon. Vor Zeiten schlossen sich die Minnesänger den Wallfahrten der Pilgrime an, jene sangen, diese wanderten, und nur jene ließen eine Spur von sich zurück. Ich würde höchstens in den Augen des Volkes Ihr Orest seyn, jener ewige Jude, der keine Hoffnung Ruhe zu finden hat, als am Ende der Welt, der mit seinen ermüdeten Wünschen täglich die letzte Sonne verbeiziehen möchte und täglich wieder sie aufgehen sieht, der in der Mühseligkeit seiner ewigen Flucht ausruft:

Toujours, Tours
Tourne la terre où moi je cours. **)

„Von dem Orte aus, wo ich Ihnen schreibe, erblicke ich das Landhaus, das einst Lord Byron bewohnte; ich erblicke das Dach des Schlosses der Frau von Staël: wo ist der Sänger des Child Harold? Wo ist die Dichterin der Corinna? Mein allzulanges Leben gleicht jenen römischen Heerstraßen, die mit Grabdenkmälern besäumt sind; ich habe fast alle Gestirne meines Jahrhunderts untergehen sehen; ich sah dahin wandeln die großen Begebenheiten und die großen Menschen: die Revolution schläft in ihrem ungeheuern Grabe, und die Wogen des Ozeans sind der Sargdeckel ihres riesenhaften Sohnes. Es ist nicht mehr die Zeit des großen Schwertes, wir tragen heutzutage so kurze Stoßdegen, daß wir damit nicht einmal das Haupt unsrer Freunde schirmen können. Wenn Sie in mich dringen, auf den heimathlichen Boden zurückzukehren, so frage ich mich: Wer bin ich, daß ich Ihre Theilnahme zu erregen vermag? Der Staub eines Napoleon kann durch sein Gewicht dort, wo er liegt, die Wagschale des Erdkreises niederziehen; aber die Asche eines Wesens meiner Art ist leicht, der Wind des Vaterlandes und der Wüste verstaubt sie bald.

„Ich komme nun, mein Herr, auf die politischen Stellen Ihres Chansons. Ich werde mich wohl hüten, den glänzenden Schwingen Ihrer Muse, das Bleigewicht der Controverse anzuhängen. Meine Antwort wird in den Betrachtungen über Frankreichs Angelegenheiten, die ich in kurzem bekannt machen zu können hoffe,***) enthalten seyn. Hier nur zwei Worte.

„Es ist wahr, daß die Freiheit mir die unentbehrliche Stütze der Legitimität schien: denn ich kenne keine legitime Gewalt ohne Freiheit. Aber wenn die Fackel, die ich den Bourbonen reichte, die der Treue war; so löschten sie dieselbe nicht aus, indem sie meinen Ruhm anhauchten, wie Sie in Ihrer herrlichen Sprache sagen. Wenn sie glaubten, es sey lichter Tag, ist die Nacht nicht wieder zurückgekehrt? Und würden Sie mir rathen, den Schiffbrüchigen in der Nacht zu verlassen? Doch ich erinnere mich, mein Herr: Sie waren damals schon von Rührung begeistert für den verbannten Ruhm, weil Sie für ihn geschaffen sind; ich, ich opfere auf dem Altar der Schwäche und des Unglücks, weil ich sie an meinem Herde finde. Doch rühmen wir uns gegenseitig nicht zu sehr: es liegt vielleicht zu viel Eigenliebe in unsrer Tugend.

D'une terre chérie,
C'est un fils desolé;
Rendons une patrie
Une patrie
Au pauvre exilé
De rivage en rivage
Que sert de le bannir?

„Sie sind es, mein Herr, der dieses sagt.

„Sie beschwören mich, dem Volke mich anzuschließen, das als Barrikadensieger mich auf seinen Armen trug? Ja, dieß war die glorreichste Stunde meines Lebens! Ja, eben diesem Volke werde ich stets dienen;

*) De son pays qui lui doit tant de lyres. S. das Gedicht S. 1124.

**) Im Juif errant, einem noch nicht im Drucke erschienenen Gedichte Berangers.
A. d. R.

***) Dieselben sind bereits erschienen.
A. d. R.

dieses Volk ist es, für dessen Ehre, für dessen Glück, für dessen Freiheit ich meine Stimme der Krone eines Kindes gab, als ich für meine Person Gebrauch von der individuellen Freiheit machte. Aber dieses Volk, wo ist es? Ist es seine Stimme, die ich höre, die hochherzige Stimme, die an dem Orte meines Triumphes erscholl neben der Grube, in der Sieger und Besiegte lagen, während ein Diener des Gottes des Friedens mit der Stola um den Nacken und mit entblößtem Haupte ihre dem Schoß der Erde übergebenen Gebeine segnete? Kann ich diese Stimme wieder erkennen in dem schwachen Laut der Ritter der Furcht, auf deren Haupt die blutbefleckten Trümmer Warschau's zurückfallen? Nein, dieß ist nicht das Volk! Niemals werde ich mich Menschen nähern, die zu ihrem Vortheile die Revolution des Julius jener Schmarotzerpflanzen des Ruhmes, des Muthes und des Genies, beraubten.

„Es bleibt mir noch übrig, mich über die Hauptsache zu erklären, die ihrem schönen Gedichte, dessen Held zu seyn ich stolz bin, den Text gegeben hat.

„Ich hatte den Entschluß gefaßt mein Leben zu beschließen, wie ich es begonnen, auf der großen Heerstraße der Welt: denn da ich der gegenwärtigen Ordnung der Dinge meine Zustimmung verweigerte, war ich nichts mehr als ein Helote zu Lacedämon. Aber um mein Vorhaben ganz zu erfüllen, suchte ich für einige kleine Bäume, die ich gepflanzt hatte, einen neuen Herrn; ich stellte meine armen Kinder auf dem Markte aus, aber Niemand wollte sie; hiedurch gezwungen, einen Augenblick von meinem Berge herabzusteigen, sah ich Frankreich wieder. Sein trauriges Antlitz verwundete mein Herz. Gerührt und aufgeregt von seinen Leiden, glaubte ich, es würde mir stets erlaubt seyn es zu verlassen, wenn es glücklich wäre.

„Oftmals schrieb ich: „Wenn der Krieg hereinbreche, würde ich es für Pflicht halten, meine letzten Tage dem Vaterlande zu weihen.“ Ungeachtet der Kniebeugungen unsrer Diplomaten und ihrer bettelnden Hände halte ich es doch nicht für sehr gewiß, daß man uns das Almosen des Friedens schenken wird.

„Auch ein erneuter Angriff auf das alte Königshaus belehrte mich, daß mein Kampf noch nicht zu Ende sey. Während der Juliustage dachte ich nicht an Reaktionen; das Volk herrschte: besänftigt durch den Sieg, durch Erfahrungen belehrt, durch eine zunehmende Civilisation aufgeklärt, hörte es nicht auf, großmüthig zu seyn. Allein das Volk herrscht nicht mehr; eine jähzornige Koterie, ohne Würde, ohne Erhabenheit, riß die Macht des Volkes an sich und wird, um sich zu halten, die Maßregeln zu seiner eigenen Wohlfahrt, von denen das bourbonische Verbannungsgesetz nur eine untergeordnete ist, auch auf andere Klassen der Bürger ausdehnen müssen. Diese bevorstehenden Gewaltschritte lassen sich logisch voraussehen, sie entwickeln sich natürlich aus dem neuen Vorschlage, der dem des Herrn Baude folgte; noch einmal also wird meine Anwesenheit in Paris nöthig seyn, wenn ich vor der letzten Instanz für eine Sache sprechen werde, die ich schon einmal vertheidigte und nicht wieder vertheidigen zu müssen hoffte. Ein Mann von Ehre verbirgt sich nie; er flüchtet sich nie hinter die Mauer; er spricht nicht in der Ferne gegen seine Gegner aus, was er sich nicht scheuen würde, ihnen in's Gesicht zu sagen.

„Endlich, mein Herr, haben die Organe der öffentlichen Meinung, fast alle Journale über meine Entfernung eine Theilnahme bezeigt, durch die ich mich höchlich geehrt fühle. Eine verschwenderische Fee, Ihre Beredsamkeit, schmückte mit Blumen und Diamanten nicht meinen alten Thron, denn ich besitze keinen, sondern meinen alten Pilgerstab: sollte ich gegen die Schmeichelei einer Muse unverwundbar seyn, die es verschmähte, Königen zu schmeicheln? Wenn mich diese Muse zu einer schnellen Rückkehr auffordert, so fühle ich mich sehr bereitwillig, ihr in ihren Tempel — d. h. in mein Vaterland — zu folgen.“

„Chateaubriand.“

„In dieser Zeit der großen Begebenheiten und der kleinen Menschen, bemerkt hiezu der Constitutionnel, ist es vielleicht nur Chateaubriand gegeben, die Aufmerksamkeit der Welt für seine Person in Anspruch zu nehmen. Es lebt wohl kein Mensch, der so viel und mit solchem Wohlwollen, selbst von Seite seiner Gegner, von sich reden machte. Dieß ist ein Privilegium, das er seinem Genie und seinem hohen Rufe verdankt. Jede Handlung seines Lebens weiß er zu einem Staatsereignisse zu machen. Als er Frankreich verließ, wurde Frankreich durch eine beredte Schrift davon benachrichtigt. Er wurde eingeladen, aufgefordert von dem volksthümlichsten unsrer Dichter, in den Schoß seines Vaterlandes zurückzukehren, und ein Schreiben aus Genf verkündet Frankreich, daß er nicht taub sey gegen den bezaubernden Zuruf:

„N'entends - tu pas la France qui te crie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?“

„Aber Herr von Chateaubriand wird wieder zurückkehren, um noch einmal die Bourbone zu vertheidigen und vielleicht auch Theil zu nehmen an den Verfolgungen, die er voraussieht. Wir sehen darin zu viel Ergebenheit oder Liebe zum Ruhme. Ohne Zweifel würde die Martyrkrone als würdiger Preis das Ziel einer Laufbahn bilden, die mit so edlen Arbeiten bezeichnet ist; aber Herr von Chateaubriand verzichte immerhin auf diese verführerische Vorspiegelung. Er wird nicht auf dem Schaffotte sein bourbonisches Glaubensbekenntniß besiegeln. Er wird für eine hundertmal verlorne Sache seine Stimme erheben in beredten Blättern, die Niemand nützen werden als dem Ruhm des Schriftstellers; er wird Tausende von Lesern finden, ohne seinem undankbaren Herren einen Freund mehr zu gewinnen, ja ohne sich selbst einen Feind zu machen. Und wenn selbst allem Anschein entgegen die Verfolgung gegen ihn ihre Hand erheben würde, so lebt noch das Barrikaden-Volk, um ihn abermals auf seinen Armen zu erheben.“

Vermischte Nachrichten.

Ganz Aegypten ist von der Cholera angesteckt, die in allen Hauptstädten Verwüstungen anrichtet, wie man sie niemals von der Pest gesehen hat. Zu Kairo sterben täglich sechshundert bis achthundert Personen. Die Vizekonsuln von Sardinien und Oesterreich fielen in dieser Stadt als Opfer der Seuche. Auch der spanische Konsul, der in Alexandrien von ihr befallen wurde, unterlag ihr, obgleich dort die Krankheit weniger wüthet, als in Kairo. Der Vizekönig und sein Minister Boghos haben sich auf einer ägyptischen Fregatte eingeschifft, und kreuzen jetzt an der Küste, um der Krankheit zu entgehen, die seine Unterthanen wegrafft; er hat seine Familie und den größten Theil seines Harems bei sich an Bord. Der Schrecken ist allgemein: Wer nur immer kann, schifft sich auf das Meer ein oder flüchtet auf Nilschiffe oder in die Wüste. Die Städte sind von ihren Einwohnern verlassen; selbst die Aerzte wagten nicht, dem Uebel die Stirne zu bieten; nur die europäischen Aerzte blieben auf ihrem Posten. Es gibt keine Regierung mehr; die Sanitätsmaßregeln, welche die Konsuln der verschiedenen Nationen ergriffen, bilden allein die Polizeibehörde. Aller Handel hat aufgehört; mehrere Schiffe sind nach Osten gesegelt, viele ohne ihre Ladung zu vervollständigen. Einzelne europäische Schiffe, die in den letzten Tagen ankamen, gingen ohne zu landen sogleich wieder unter Segel und flüchteten sich zum Theil nach Candia.

•

Aus dem Gouvernement Irkutsch wird im August geschrieben, daß im verflossenen Winter in Ssibirien durch die heftige Kälte und durch den tiefen Schnee eine große Seuche unter dem Vieh veranlaßt wurde. Man zählt 2947 Pferde, 4859 Stücke Hornvieh, 35,717 Schafe und 112 Kamele, die zu Grunde gingen, und schlägt den Schaden auf 423,578 R. an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 319. 15 November 1831.

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Nach Jal's Mittheilungen in der Revue de Paris.)

Hussein wurde im Februar 1768 geboren. Unter den Mährchen, mit denen man sich über diesen Mann trug, fand eines bei vielen Leuten Glauben. Man sagte nämlich, der Dey von Algier sey ein italienischer Renegat, der von Livorno entflohen sey, um sein Glück unter den Türken zu suchen, wie es bei Beginn des griechischen Kampfes etwa der französische Offizier Selve machte, der bekanntlich gegenwärtig unter dem Namen Soliman Bey, im Dienste des Vizekönigs von Aegypten steht. Hussein ist Türke und der Sohn eines Türken. Sein Vater wohnte in einer kleinen Stadt von Kleinasien, Sandukly, drei Tagreisen von Kutahije (dem alten Kotiäum). Seine ganze Familie war wohlhabend und besaß hinlängliches Grundeigenthum, um anständig zu leben. Hussein konnte daher auch eine gewisse Erziehung erhalten. Zwar wurde er nicht auf eine jener Hochschulen geschickt, die, von Frömmigkeit oder Liebe zur Poesie gestiftet, die Namen einiger Wohlthäter der ärmeren Volksklassen durch den ganzen Orient berühmt gemacht haben, und ohne alle Beisteuer der Regierung bloß durch fromme Vermächtnisse unterstützt, Kinder unentgeitlich aufnehmen, nähren, kleiden und unterrichten; allein sein Vater ließ ihm in seiner Geburtsstadt Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilen.

Mit vier und zwanzig Jahren ging Hussein nach Konstantinopel, um sich anwerben zu lassen; er nahm unter den Toptschis und Gombaradjis (Kanonieren und Bombardieren) Dienst, in welchem er drei Jahre blieb. Aus dieser Zeit trägt er als Denkzeichen seines Muthes an seiner linken Hand die Narbe einer tiefen Wunde, die ihm das Brandrohr einer Bombe versetzte, welches er in dem Augenblicke herausriß, wo das Wurfgeschoß zerplatzen wollte.

Von Konstantinopel wurde Hussein nach Algier versetzt, wo er, unter das Heer der Regentschaft eingereiht, allmählich durch den Dey Omer Pascha, dem er fast unmittelbar in der Herrschaft folgte, von Stufe zu Stufe im Rang befördert wurde. Omer Pasche wird daher noch immer von Hussein, der sein Andenken dankbar verehrt, sein Herr und Gönner genannt und wahrhaft rührend waren oft die herzlichen Lobesergießungen, mit denen der alte, unglückliche Mann den Wohlthäter seiner Jugend segnete. Manchem wird es freilich lächerlich vorkommen, wenn sie von dem gefühlvollen Herzen eines alten Türken, von seiner Dankbarkeit und Gutmüthigkeit reden hören. Allein unter vielen Zeugen dafür brauche ich bloß den Tripolitaner Sidi Hassuna D'ghies anzuführen, der durch häufige Reisen vollkommen europäisirt und bewandert in Allem, was Civilisation und Politik betrifft, mir öfters sagte: „Ich bin weder ein Algierer noch ein Freund Husseins; aber so lange er Dey war, hatte ich öfters Gelegenheit, mit ihm in Staatsangelegenheiten und Handelsgeschäften in Berührung zu kommen, und ich muß gestehen, daß ich ihn durchaus als einen redlichen und verständigen Mann kennen lernte. Nie war Algier so glücklich als unter seiner Regierung.“ — Ich erinnere mich auch, daß der Pascha eines Tages, wo die Rede auf den Scherz eines Journales kam, das ihn als einen Fürsten schilderte, der mit dem Schwerte in der Hand kurzen Prozeß zu machen gewohnt gewesen sey, sagte: „Es würde sich übel für mich schicken, wenn ich mein eigener Lobredner seyn wollte, und überdieß würden Sie mir auch nicht glauben. Aber Sie haben Freunde unter dem französischen Heere in Algier; schreiben Sie ihnen, und lassen Sie durch sie über meine Regierung nachfragen. Wenn man dort einen Einzigen von meinen Unterthanen findet, der rechtmäßige Klagen gegen mich erheben kann, so will ich Ihrer Freundschaft verlustig seyn.“

Doch ich komme auf Omer Pascha zurück. Dieser Dey zeichnete Hussein auf alle Weise aus. Hussein hatte sich durch eine besondere Vorliebe für das Studium in Religionssachen zu Algier bemerklich gemacht. Außerdem hatte er sich das Vertrauen und die Achtung vieler Einwohner erworben, denen er über eine bessere Verwaltung ihrer Güter und eine vortheilhaftere Benützung ihres Vermögens mit Rath an die Hand ging. Man gab ihm den Beinamen Khodja, woraus man folgern wollte, daß Hussein ein Tabakshändler gewesen sey. Allein Khodja bedeutet nicht einen Kaufmann, wie man glaubte, sondern entspricht ungefähr der Bedeutung von Meister, wie man sonst auch gelehrte Männer zu nennen pflegte. Ali Pascha, Dey von Algier, hatte gleichfalls den Beinamen Khodja, war aber eben so wenig jemals Kaufmann als Hussein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand von Pera.

(Fortsetzung.)

Pera, wie andere türkische Städte, hatte häufig unter Feuersbrünsten zu leiden. Die leicht entzündlichen Häuser der Moslimen, die unbegreifliche Unvorsichtigkeit des Volkes, seine fatalistischen Ansichten, ein heißes Klima und heftige Winde veranlassen in Konstantinopel häufigere und verwüstendere Feuersgefahren, als in irgend einer Stadt in der Welt. Im Verlaufe von zehn Jahren wurde Pera von fünf furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht, die nach und nach fast jedes Gebäude von Pera in Asche legten. Im März 1822 ließ ein Weib, während sie zur Moschee ging, eine Lampe brennen, und als sie zurückkehrte, fand sie ihre Wohnung in Flammen, die sich von da aus verwüstend über ganz Tophana und Fudekli ausbreiteten, so daß kein Haus von Galata bis Dolma Baktsche unversehrt blieb, und die gegen den Bosporus zugewendete Stadt in einer Länge von drei Meilen nur in ein ungeheures Feuermeer verwandelt wurde. Dreizehntausend Häuser sollen dabei zu Grunde gegangen seyn. Bald darauf folgte der Brand von Casim Pascha, auf der andern Seite der Halbinsel nach dem Hafen zu. Die Flammen theilten sich den Schiffen am Arsenale mit, und ein großes Kriegsschiff trieb in Feuer gesetzt dem Fanal zu, und setzte beinahe Konstantinopel in Brand. Bei dieser Gelegenheit wurden an 6000 Häuser zerstört. Man maß die Schuld davon den Griechen bei, die, wie man sagte, in der Absicht die türkische Flotte zu zerstören — was auch wirklich beinahe geschehen wäre — das Feuer angelegt hätten. Eine dritte Feuersbrunst brach in Galata nach der Seite von Tophana zu aus, die alle Häuser innerhalb des Molo am Ende dieser Stadt in Schutthaufen verwandelte. Bald darauf folgte hier noch ein Brand, der von einem eigenen Phänomen begleitet war. In dieser Stadt befindet sich ein hohes Gebäude, der Thurm von Galata genannt. Auf diesem stand eine große Trommel, die von der dazu bestellten Schildwache angeschlagen wurde, sobald von dem Luginsland aus Feuer gesehen wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die Trommel nicht gerührt, und viele Leute sahen die Spitze des Thurmes von einer mächtigen Flamme umlodert, woraus sie abnahmen, daß irgendwo unten in der Stadt Feuer ausgebrochen seyn müsse. Es ereignet sich nämlich häufig, daß das Feuer weit von den anfänglich in Brand gerathenen Häusern ausbricht. Die Türken schreiben diese sonderbare Erscheinung den rothglühenden Nägeln zu, die ihrer Meinung nach aus dem brennenden Holze wegfliegen und irgendwo anders in leicht entzündlichen Stoffen haften bleiben, wodurch diese in Brand gerathen und das Feuer auf beträchtliche Entfernungen mitgetheilt werde. Bei dem oben angeführten Brande konnten wirklich die Häuser, wo das Feuer ausgebrochen war, von dem Thurme aus, den sie anzünden, nicht gesehen werden. Was von dem vorhergegangenen Brande noch verschont geblieben war, ging nun in Feuer auf, so daß ganz Galata mit Ausnahme weniger Häuser in Asche verwandelt wurde, und noch heut zu Tage viele große Lücken bemerken läßt, die nicht mehr mit Gebäuden ausgefüllt worden waren.

Bis jetzt war indeß das eigentliche Pera auf dem Rücken des Hügels noch verschont geblieben, und man lebte in der festen Zuversicht, daß seine steinernen Gebäude des Feuers spotten könnten, das die hölzernen Wohnungen zu verzehren pflegte. Allein die Zeit kam, wo man aus dieser Täuschung furchtbar erwachen sollte. Am zweiten August dieses Jahres bemerkte ein Engländer im Garten des britischen Palastes gegen zehn Uhr Morgens, daß einiges dürres Gras zu rauchen anfing; er zeigte es einigen Leuten, die mit größter Angst darauf losstürzten und es auslöschten, worauf sie ihm versicherten, es müsse irgendwo in der Stadt Feuer ausgebrochen und ein rothglühender Nagel hieher geflogen seyn, der das dürre Gras angezündet habe. Sogleich ging er nun, um sich nach dem Feuer umzusehen, wo er denn fand, daß einige Häuser an einem Platze, Sakiz Achaß genannt, in einem tiefen Thale zwischen den Begräbnißfeldern und dem Dorfe St. Demetri, in Feuer standen. Der Ort dieser Feuersbrunst lag zu entfernt und das Feuer selbst schien so unbedeutend, daß er unmöglich glauben konnte, es werde der Stadt gefährlich werden. Indeß fiel ihm doch die Entfernung auf, in der sich das Feuer mitgetheilt hatte. Der Garten des britischen Palastes nämlich, wo das Gras sich entzündet hatte, war auf dem höchsten Hügel mehr als eine halbe Meile weit von den brennenden Häusern entfernt.

Der Wind, der zu dieser Jahrszeit herrschte war der sogenannte „Patlimjam Melltem:“ es wächst nämlich dort eine Art Solanum, „Patlimjam“ genannt, das man häufig in die Suppen schneidet, und gewöhnlich hört der erwähnte Wind gerade um die Zeit auf, wo man dieses Kraut zu Markt bringt. Der Patlimjam Wind weht sehr heftig aus NO, und hält drei bis vier Wochen an, wobei er alle brennbaren Stoffe ungemein ausdorrt, leicht entzündbar macht, und die Flammen in einem Augenblick weithin verbreitet. Der Raum zwischen dem Feuer und dem brittischen Palaste bestand aus einem steilen Hügel, der mit hölzernen Häusern wie mit einem Holzstoß bedeckt war. Gegen diese wurde das Feuer angetrieben und lief mit unglaublicher Schnelligkeit die Anhöhe hinauf. Viele Menschen, die auf dem Rücken des Hügels oberhalb des Feuers als Zuschauer standen, und die Flammen mit solcher Schnelligkeit auf Pera hereinbrechen sahen, wo sie wohnten, eilten nun nach Hause; aber bei ihrer Rückkehr waren die Gassen mit einem solchen Gedränge von Leuten, die ihre Habseligkeiten zu flüchten suchten, angefüllt, daß sie nur langsam vorwärts zu kommen vermochten, und das Feuer so schnell hinter sich kommen sahen, als sie selbst forteilten; schon war es bis an die Mauer des britischen Palastes gelangt, und mit den Flüchtlingen zu gleicher Zeit an die Perastraße eingedrungen.

Man hatte allgemein geglaubt, der britische Palast werde in seiner Abgeschlossenheit mitten auf einem mit einer Mauer umfangenen Platze nicht vom Feuer erreicht werden; aber in kurzer Zeit hatte sich die Flamme rings um ihn her verbreitet. Die Häuser auf allen Seiten der Gartenmauer standen in Flammen, und der ganze Hofraum lag unter einem Gewölbe von Rauch und Flammen. Viele Leute hatten ihre Habseligkeiten und Geräthschaften in den Palast geflüchtet, wo sie sie geborgen glaubten; allein die Luft war so erhitzt und mit Feuertheilen erfüllt, daß Alles, was im Hofe und Garten lag in Brand gerieth. Nun fingen auch die Bäume zu brennen an, und der Wind, der bis jetzt unaufhörlich geweht hatte, schwoll zu einem Orkane an, der die ganze Flammensäule gegen das Gebäude wälzte. Wenige Minuten darnach sah man große Rauchwirbel dar-

aus aufsteigen, Flammen leckten aus den Fenstern, und in ungefähr zwanzig Minuten stürzte das Gewölbe ein, und von dem ganzen herrlichen Palaste und Allem, was er enthielt, blieb nichts als geschwärzte Mauern und ein rauchender Schutthaufen übrig.

Von hier aus nahm das Feuer seine Richtung nach Pera, indem es Alles, was ihm im Wege stand, mit unwiderstehlicher Gewalt verzehrte; die feuerfesten steinernen Häuser hielten es nun eben so wenig mehr auf, als hölzerne Hütten. Die Paläste der französischen, holländischen, sardinischen, russischen und preußischen Gesandten und alle Kaufmannshäuser waren in einem Zeitraum von sechs Stunden von dem Feuermeer verschlungen; nur das österreichische und schwedische Gesandtschaftshotel blieben verschont, da sie nicht in der geraden Richtung lagen, die das Feuer einschlug. Das letztere war ohnedieß vorher schon abgebrannt, und es stand davon wenig mehr als das untere Stockwerk; das erstere gehörte vormals den Venetianern und steht schon seit der Zeit der Kreuzzüge; die Flamme wendete sich von ihm ab, als wenn sie seine Unverbrennbarkeit schon aus alter Erfahrung wüßte. Das Feuer verbreitete sich noch fortwährend nach allen Richtungen, und namentlich abwärts gegen Casim Pascha bis gegen acht oder neun Uhr Abends, wo der Wind sich legte, und den weitern Fortschritten der Flammen Einhalt gethan wurde, nachdem sie in einem Umkreise von drei Meilen (engl.) Alles verzehrt hatten, was durch die frühern Feuersbrünste noch verschont geblieben war. Der folgende Morgen bot ein klägliches Schauspiel dar. Die Volksmenge, die aus ihren Häusern vertrieben worden war, hatte keinen andern Zufluchtsort, als das Begräbnißfeld; hier sah man sie zu Tausenden ausgestreckt, ohne irgend eine andere Bedeckung als das Himmelsgewölbe, ohne irgend ein Bette als das Gras. Der Sultan ordnete unverzüglich an, daß für sie Barraken und andere größere Gebäude aufgerichtet würden, und vertheilte unter sie 100,000 Piaster. In dem an ihn hierüber erstatteten Berichte wird die Zahl der Einwohner, die aus ihren Häusern vertrieben wurden, auf 80,000 Köpfe angeschlagen. Wenn diese Zählung richtig ist, so können, da die Bevölkerung sehr gedrängt aufeinander wohnte, und für jedes Haus acht Einwohner gerechnet werden dürfen, ungefähr 10,000 Gebäude in Rauch aufgegangen seyn.

Was aber diese Feuersbrunst vor allen früheren Unglücksfällen dieser Art auszeichnet, ist der ungeheure Verlust von Eigenthum. Bei jedem früheren Brande entgingen die steinernen Gebäude der Verwüstung, und Jedermann, der zwischen dem Feuer und seiner hölzernen Wohnung ein steinernes Haus wußte, hielt sich hinter einer solchen Vormauer geborgen. Daher fiel es bei dem Beginne des Feuers Niemanden, der ein steinernes Gebäude bewohnte, ein, seine Habe zu flüchten. Deßgleichen befanden sich in jedem solchen Hause, feuerfeste Magazingewölbe unter der Erde, und wenn wegen naher Feuersgefahr die Einwohner der obern Stockwerke sich flüchteten, so schafften sie ihre Habseligkeiten nur in diese unterirdischen Gewölbe. Aber so ungeheuer war die Gewalt dieses Feuers, daß weder eiserne noch steinerne Wände Widerstand leisten konnten, und alles in die Sicherheitsorte geflüchtete Gut ging zu Grunde. Ein Herr Calatro, einer der Dragomans der englischen Gesandtschaft, hatte ein Gewölbe dieser Art, zu welchem siebzehn steinerne Staffeln hinabführten. Dahin flüchtete er sein und seines Bruders Habe; am folgenden Tage aber fand er die eiserne Fallthüre geschmolzen, und Alles was im Gewölbe war, in Asche verwandelt, so daß beiden nichts übrig blieb als die Benichas oder weiten Ueberröcke, die sie auf dem Leibe trugen. Es traf sich auch gerade, daß alle Familien der Gesandten ihren Sommeraufenthalt zu Therapea oder Bujukdere bezogen hatten, so daß Niemand in den Palästen zurückgeblieben war, um die fahrende Habe zu retten, und also Alles dem Feuer zur Beute wurde.

(Schluß folgt.)

Borneo.

(Schluß.)

Ich sah mich bald im Stand Said Abdullah, durch das Versprechen des Darlehns einer Summe Geldes, meinen Zwecken geneigt zu machen. Das Aufsetzen des Kontraktes zwischen mir und dem Sultan geschah von meiner Seite mit all der Vorsicht, als ob ich gesonnen sey ihn zu halten, und von der andern mit allen möglichen Versuchen mich zu betrügen; endlich kamen wir mit diesem Geschäft in Marpow zu Ende, wo wir einen Vertrag unterzeichneten und besiegelten, durch den ich mich verbindlich machte, dem Sultan für 40,000 Dollars Waaren, und ungefähr die Hälfte dieser Summe in baarem Gelde zu senden. Hier pachtete ich auch auf Said Abdullah's Rath ein Gebirg Bale Papang genannt, auf welchem eßbare schwarze Vogelnester gefunden werden, und für welches bereits ein jährlicher Pachtschilling von 500 Dollars geboten worden war; ich behauptete Niemand habe sich noch auf den Werth dieser Pachtung verstanden, und verpflichtete mich jährlich zu 5000 Dollars, welche bei Rückkehr des Schiffs von Singapore vorausbezahlt werden sollten. Nachdem man darüber einig war, hielt ich mich für geborgen, und so war es auch, denn der Sultan stellte Leute auf, welche für mich sorgen mußten, und ich wurde mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Dieß dauerte bis zu meiner Rückkehr nach der Hauptstadt Tongarron, wo Vermuthungen sich zu äußern begannen, daß ich dem Schicksal des Majors Mullen nachforsche, wodurch ich mich auf einmal in einer gefährlichern Lage als je befand, denn der leiseste Verdacht in dieser Hinsicht würde mir sehr nachtheilig gewesen seyn, und durch eigene Unvorsichtigkeit wurde ich in einen Vorfall verwickelt, der mein Leben in die Gewalt Anderer gab. Der d'Iragon eines Schiffes aus Sambas, Namens Mesmile hatte dem Sultan ungefähr 1500 Dollars gegeben, wofür er Wachs erhalten sollte. Er war mit mir zu gleicher Zeit in Marpow, konnte aber nicht für einen Pfennig Werths erhalten, und war endlich genöthigt abzureisen ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Dieser stattliche und sehr verschlagene Mann, der früher Seeräuber gewesen war, kam eines Morgens zu mir, im heftigsten Zorn gegen den Sultan und mehr noch gegen Said Abdullah, der diesem nicht nur gerathen habe, ihm nichts zu geben und sich seines Schiffs zu bemächtigen, sondern der ihm auch noch selbst 1000 Dollars abgenommen habe, und sich weigere sie zurückzubezahlen. Ich wußte wohl, daß er damit umging sich des Schiffes zu bemächtigen, und gab Mesmile einen Wink davon, als wir in Marpow waren. Ich rieth ihm, schnell an Bord zu gehen und den Fluß hinabzusegeln, wo er sicher sey, daß keiner von des Sultans Leuten ihm folgen werde, da er gut bewaffnet und als ein entschlossener Mann bekannt sey. Er versprach dieß zu thun, und bat mich nur noch ihm ein Zeugniß zu geben, welches er den Residenten zu Singapore und Rhio vorlegen könne, um wo möglich einige Genugthuung zu erhalten, was ich ihm auch bewilligte. Nachdem er sich hierauf sorgfältig umgesehen hatte, schloß er die Thüre des Zimmers, in dem wir uns befanden, und fragte mich mit geheimnißvoller Miene, wessen Eigenthum das Chronometer sey, das eben auf meinem Bett lag. Ich erwiederte, es gehöre dem Sultan, der es mir übergeben habe, um es ausbessern zu lassen. Hierauf fragte er mich, wo der letzte Resident von Sambas ermordet worden sey. Meine Antwort war: „Allen Nachrichten zufolge nicht weit von Pontiana.“ „Sagt mir doch, versetzte Mesmile, da Ihr so weit im Lande herum und sogar bis Marpow gekommen seyd, hörtet Ihr nie, daß der Major an diesem Ort gewesen sey?“ Ich entgegnete, es unterläge keinem

Zweifel, daß er weit von da getödtet worden sey. „Doch, sagte Mesmile, ich sage Euch, Herr, daß Ihr im Irrthum seyd, wenn Ihr das glaubt; Ihr seyd ein Engländer, und ich bin von Sambas, das unter holländischer Flagge steht. Mein Sultan ist ein guter Mann, und der Sultan von Coti ist schlechter als ein Seeräuber. Major Mullen war ein Freund meines Sultans, und ich glaube Ihr wißt so gut als ich, daß er in diesem Lande getödtet wurde, und daß dieses Chronometer ihm gehörte, denn er hatte es in Sambas bei sich." Hier beging ich nun den großen Fehler, daß ich, statt diese Behauptungen zu bestreiten, und mein Erstaunen zu erkennen zu geben, wie er es nur wagen könne sie zu äußern, ihn zu meinem Freund und Vertrauten machte, und ihm Alles entdeckte, worüber er, da er schon vorher so viel wußte, nicht erstaunte. Ich machte nun ein Paket für den Residenten von Rhio fertig, das alle Einzelnheiten enthielt, und welches Mesmile zu überliefern versprach. Unter den heiligsten Versprechungen die Sache geheim zu halten, trennten wir uns, und als ich nun Muße hatte reiflicher zu überlegen und einzusehen, daß ich eine Unbesonnenheit begangen habe, da nun mein Leben von der Willkür eines Menschen abhänge, der, obwohl gegen den Sultan aufgebracht, doch ein Malaye war, der Seeräuber gewesen und im Verdachte stand, es noch zu seyn, deßhalb gegen Bezahlung gar leicht mit dem Sultan Freundschaft schließen und mein Geheimniß verrathen konnte, da sank mir der Muth. Ich that die ganze Nacht kein Auge zu, und ging am andern Morgen sogleich zu ihm, um ihm zu sagen, daß sein und mein Leben in Gefahr sey, wenn er ein Wort verriethe, worauf er mir erwiederte, daß er das wohl wisse und ich nichts zu fürchten habe. Einige Tage später ging Mesmile 70 Meilen den Fluß hinab nach Semerinden, ich war so in Angst, daß ich ihm in einem kleinen Kanoe folgte. In Semerinden, wo ich um Mitternacht ankam, erfuhr ich, daß er sich nach der Ausmündung des Flusses begeben habe, um in See zu gehen. Ich folgte ihm sogleich und legte nach 8 Stunden schon den Weg von 40 Meilen bis ins offene Meer zurück; die Strömung trug uns wenigstens 5 Meilen in einer Stunde. Das Schiff war nirgends zu erblicken, aber wir holten ein zurückkehrendes Boot ein, welches einen Bugishäuptling trug, der es auf der offenen See gesehen hatte. Ich stellte mir nun vor, wie leicht es möglich sey, daß Mesmile, da er sich vor der Gewalt des Sultans sicher wußte, das Geheimniß seinen Freunden und alten Bekannten, den Bugis, mitgetheilt habe, wo es denn so viel als gewiß war, daß der Sultan von der ganzen Sache unterrichtet wurde. Während dieser Zeit blieb ich zu Semerinden sieben Tage am Bord des Schiffes; ich hatte allen Grund zu glauben, daß alles entdeckt sey, denn in den Häusern Said Abdullah's und des Bugishäuptlings hielt man nächtliche Zusammenkünfte; Boote wurden bei Nacht aufwärts ins Land abgeschickt, kein Mensch wußte, zu welchem Zweck, und unser eigner d'Iragon, welcher krank war, erhielt eines Nachts um 11 Uhr vom Oberpriester und demselben Bugis einen Besuch, worauf er unmittelbar in einem Eilboote nach dem obern Land abreiste. Ich war in diesem Augenblick so fest überzeugt, binnen wenigen Stunden ermordet zu werden, daß ich Pulver auf die Pfanne meiner Flinte schüttete, entschlossen, mich entweder zu erschießen oder in den Fluß zu stürzen, wenn die gefürchtete Gefahr wirklich hereinbrechen sollte. Was mich in meiner verzweifelten Lage noch einigermaßen beruhigte, war, daß ich alle Papiere bereits abgeschickt hatte, so daß auch im Fall meines Todes meine Landsleute von allen Thatsachen unterrichtet wurden, ohne des Berichts zu gedenken, den Mesmile überbringen wollte. Diese Gedanken beruhigten mich, und ich war bereits ganz außer Sorgen, als unser d'Iragon zurückkehrte, und der Zweck jener Zusammenkünfte sich aufklärte. Der erstere war nach Tongarron gegangen, um von seiner Frau Abschied zu nehmen, und die Berathungen betrafen den Nachlaß eines reichen Bugis, der ohne Testament gestorben war, was unter seinen Verwandten große Streitigkeiten veranlaßte. Jetzt war meine Furcht vorüber, denn ich war überzeugt, daß Mesmile das Geheimniß wohl bewahrt hatte. Ich war noch nicht 24 Stunden an Bord des Schiffes, als mir von einem von des Sultans Leuten eine holländische Drehbasse gezeigt wurde, die dem Major Mullen gehört habe. Ich erkannte sie auf der Stelle, denn ich hatte die andere im Boot des Sultans aufgepflanzt gesehen. Der Major hatte mehrere Drehbassen von Palembang und ein Paar europäische mitgebracht; es befanden sich noch mehrere Gegenstände an Bord, welche ihm gehört hatten. In Semerinden sagte mir Said Abdullah, ich möchte mich wohl hüten das Chronometer einem Holländer zu zeigen, dieß sey der besondere Wunsch des Sultans.

„Während meines Aufenthalts zu Semerinden konnte ich mehr Nachrichten sammeln, als zu Campang, wo der Sultan mir nicht gestattete, mit den Bugis umzugehen. Die Masse der Bugis ist gegen den Sultan wegen der neuen Steuern, mit denen er ihren Handel auf dem Fluß belegt hat, und ihr Haß gegen Abdullah hat sich wo möglich noch vermehrt, weil sie glauben, der Sultan habe hierin auf seinen Rath gehandelt, was auch leicht möglich ist. Mehrere der Bugis sprachen sehr frei; sie sagten mir: „Ihr wißt alle Umstände bei dem Morde des Majors durch den Sultan so gut als wir; der Sultan hat die That begangen, und er muß auch die Folgen tragen." Ich erwiederte, der Sultan habe mir selbst erzählt, daß Mullen von den Diaks getödtet worden, daß der Sultan mein Freund sey, und daß ich sonst Niemand glauben werde. Jedermann setzte voraus, ich müßte von allen einzelnen Umständen unterrichtet seyn, weil sie jeder Sklave des Landes kannte, wo sie den Gegenstand der täglichen Unterhaltung ausmachten. Die Bugis sagten mir auch, sie seyen, sobald sie erfahren hätten, ich sey landaufwärts bis Marpow vorgedrungen, fest überzeugt gewesen, ich werde nie zurückkehren, daß sie unter sich beschlossen hätten der englischen Regierung die Wahrheit zu berichten, damit die Schande nicht auf sie fallen möge. Der Pangerang Rato, der Vater Sa Jarrings, der den Major eigenhändig getödtet hatte, schrieb dem Sultan, da ich seinen Sohn gesehen habe, so sey mein Tod unumgänglich nöthig, und man könnte dann berichten, ich sey von einer Schlange gebissen oder von einem Alligator gefressen worden. Ich kannte meine gefährliche Lage sehr wohl, meine Rettung hing aber von des Sultans Begierde ab, die große Geldsumme und die Waaren zu erhalten, die ich versprochen hatte ihm zu senden, was nebst meiner verstellten Unwissenheit über die Hauptsache allein mein Leben rettete. Nicht nur die Bugis zu Semerinden, sondern auch die Bewohner von Tongarron waren erstaunt über meine Rückkehr, da sie nichts von dem Vertrage wußten, der auf des Sultans Begehren geheim gehalten wurde, damit Niemand von den werthvollen Dingen erführe, die er bald zu erhalten hoffte.

Neue Wurfgeschütze in Frankreich.

Zu Vincennes wurden in Gegenwart des Königs der Franzosen, Don Pedro's und des Kriegsministers Versuche mit einer neuen Wallhakenbüchse (fusil de rempart) angestellt, die mit großer Sicherheit sechshundert Mètres weit eine Kugel von zwei Unzen schießt und noch viel weiter trägt. Diese Waffe verspricht bei der Vertheidigung von festen Plätzen und Stellungen und auch im Felde große Vortheile. Auch eine tragbare Feldschmiede für Artillerie und Reiterei wurde probirt, die sammt den Werkzeugen von einem einzigen Packpferde leicht von der Stelle geschafft wird. Endlich wurden auch Versuche mit der Kanone des Obersten Paixhans angestellt, deren hohles Wurfgeschoß mit vier Pfund Pulver angefüllt mit großer Genauigkeit in einer Entfernung von 550 Mètres auf eine Erdwand geschleudert wurde, wo es zersprang und große Lücken verursachte. Hierauf schoß dieselbe Kanone auch Traubenschüsse in einer Entfernung von 600, 800 und 1000 Mètres auf eine Wand, die Linientruppen vorstellte. Diese Waffe, die ihr achtzig Pfund schweres Wurfgeschoß sehr weit trägt, wirft 1000 bis 1200 Mètres weit 160 eiserne Kugeln von einem halben Pfunde und in einer Entfernung von sechs- bis achthundert Mètres achthundert Kugeln von zwei Unzen. Diese Geschütze können indeß wegen ihrer Schwere und der Masse ihres Geschosses nur schwer von der Stelle bewegt werden, und dürften daher nicht beim Angriffe, sondern bloß bei der Vertheidigung von Nutzen seyn. Man wird mit diesen Feuerschlünden die Befestigungsarbeiten von Paris besetzen, wohin bereits eine Anzahl derselben gebracht worden ist.

Berichtigung.

Nro 318 S. 1271 Z. 15 v. o. lies in französischen Blättern statt in französische Sprache.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 320. 16 November 1831.

Der Bravo.

Es folgt hier eine Scene aus den Vorbereitungen zur Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere: die Preisbewerber im Gondelwettrennen melden sich vor der Signoria, dieses Bild ist voll Leben und Bewegung, und führt dem Leser die Hauptcharaktere vor, ohne gerade in das innere Gewebe der Verwicklung blicken zu lassen. Das geübte Auge wird nicht verkennen, wie frisch und kräftig der Dichter Zeit und Ort aufzufassen gewußt hat. Wir überschreiben dieses Kapitel:

2. Die Gondoliere.

Der Erste, welcher aus dem Gedränge von Gondeln hervorruderte, das den für die Preisbewerber leergelassenen Raum im Kreise umschloß, war ein Gondolier von der großen Treppe, allgemein bekannt auf dem Kanal durch seine geschickte Handhabung des Ruders und seinen Gesang. „Wie heißest Du, und in wessen Namen stellst Du dich?" fragte der Herold des Wasserwettrennens. „Jedermann kennt mich als Bartolomeo, der zwischen der Piazetta und dem Lido wohnt, und wie jeder loyale Venetianer stelle ich mich unter den Schirm von San Theodoro," war die Antwort. „Da bist Du wohl beschirmt, nimm Deinen Platz ein und sieh zu, wie das Glück Dir will." Der Schiffer im Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit strich das Wasser mit einem Rückschlag seines Ruderblattes, und die leichte Gondel wirbelte hinweg, in die Mitte des leergelassenen Raumes. „Und wer bist Du?" fragte der Beamte den Nächsten, der herankam. „Ich nenne mich Enrico von Fusina. Ich komme mein Ruder zu messen mit den Prahlhänsen des Kanals." — „Und wer ist Dein Schutzpatron?" — „San Antonio von Padua." — „Du wirst seiner Hülfe bedürfen, obgleich wir Deinen Muth loben. Tritt ein und nimm Deinen Platz." „Und wer bist Du?" — fragte er einen Dritten, nachdem der Zweite die behende Geschicklichkeit des Ersten nachgeahmt hatte. „Ich heiße Gino von Calabrien, und bin Gondolier im Privatdienst." — „Und welchem Nobili dienst Du?" — „Dem erlauchten und hochgeehrten Don Camillo Montforte, Duca und Herrn von Sant'Agata in Napoli und von Rechts wegen Senator von Venedig." — „Du hättest von Padua kommen sollen, wie Du so trefflich bewandert bist in dem was Rechtens. Ist Dein Herr vielleicht auch Dein Schutzpatron?" — Bei der Antwort Gino's ward eine Bewegung unter den Senatoren sichtbar, und der halberschrockene Diener glaubte auf mehr als Einer Stirn mißfällig die Brauen sich runzeln zu sehen. Er blickte umher nach dem Herrn, den er so hoch gerühmt, als wollte er von ihm Beistand suchen. „Willst Du deinen Schutzheiligen nennen in diesem großen Wettkampf der Stärke?" fragte der Herold wieder. „Mein Herr," stotterte der erschrockene Gino, „ist St. Jannarius und St. Markus." „Da hast Du einen guten Hort. Sollten die zwei letztern Dich im Stiche lassen, so magst Du immerhin auf den ersten zählen." — „Signore Montforte ist ein hochberühmter Name, und stets willkommen bei unsern Festspielen in Venedig," bemerkte der Doge mit einer leichten Beugung des Hauptes gegen den jungen kalabresischen Nobile, der unfern von ihm in einer Staatsgondel stand, und mit gespanntem Blick die Scene betrachtete. Diese Worte, durch die der vorsichtige Doge den Scherz des Heroldes unterbrach, wurden mit einer tiefen Verbeugung erwiedert, und das Verhör fortgesetzt. „Stelle Dich in die Reihen Gino von Calabrien, und das Glück möge Dir hold seyn," setzte der Herold hinzu; „doch wer bist Du da?" fuhr er zu einem Andern gewendet, mit Ueberraschung in Blick und Stimme fort. „Ich komme, die Schnelligkeit meiner Gondel zu versuchen." — „Du bist alt, und von ungleicher Kraft zu diesem Kampfe; spare Deine Sehnen für die tägliche Arbeit. Ein mißleiteter Ehrgeiz hat Dich zu diesem nutzlosen Wettstreit verlockt." — Der neue Bewerber führte eine gewöhnliche Fischergondel von nicht übler Form und ziemlicher Leichtigkeit, aber sie trug alle gemeinen Spuren des täglichen Gebrauches unter der Gallerie des Bucentoro. Der Mann, an den der Vorwurf des Heroldes gerichtet war, nahm die Zurückweisung bescheiden hin, und wollte eben sein Boot beiseite lenken, obwohl mit einem kummervollen Blick über die erfahrene Kränkung, als ein Wink des Dogen seinem Arme Halt gebot. „Frage ihn, wie es Brauch," versetzte der Fürst. „Wie nennst Du dich?" fuhr mit einigem Widerstreben der Herold fort, der gleich allen Beamten untergeordneten Ranges sorgfältiger bedacht war für den Glanz und die Würde des Spieles, das seiner Leitung anvertraut war, als seine Oberen. „Ich nenne mich Antonio, ein Fischer in der Lagunen." — „Du bist alt." — „Niemand, Signore, weiß Dieß besser als ich. Sechzig Sommer sind es, seit ich zum Erstenmale Netz oder Angelschnur in das Wasser warf." — Auch hast Du kein festlich Gewand an, wie es Einem gebührt, der vor den hohen Rath von Venedig tritt in einer Regatta." — „Ich bin hier im Besten, das ich habe. Möge Der, welcher den Edlen grö-

sere Ehre beweisen will, in einem bessern erscheinen." — „Deine Beine sind unbedeckt, Deine Brust bloß, Deine Sehnen schwach, hebe Dich weg; Du thust nicht wohl daran, durch solche Armseligkeit die Vergnügungen der Nobili zu stören." Abermals würde Antonio zurückgebebt seyn vor den zehntausend Augen, die auf ihn gerichtet waren, wenn ihm nicht noch einmal die sanfte Stimme des Dogen zu Hülfe gekommen wäre. „Der Kampfplatz ist für alle geöffnet," sagte der Fürst; doch würde ich dem alten armen Manne rathen, sich zu bedenken. Gieb ihm Geld, denn wahrscheinlich treibt Noth ihn zu solch hoffnungslosem Versuch." — „Du hörst, man bietet Dir Almosen, aber mache Denen Platz, die stärker sind als Du, und besser geeignet zum Kampfspiele." — „Ich werde gehorchen, wie Jedem geziemt, der in Armuth geboren, und gealtert ist. Sie sagten, der Wettlauf sey für Alle geöffnet, und ich flehe demüthig die Edlen um Vergebung an, da ich ihnen keine Unehre zu erweisen dachte." — „Gerechtigkeit im Palaste und Gerechtigkeit in den Kanälen," fiel hier der Doge rasch ein, will er darauf beharren, so hat er dazu sein Recht. Es ist der Stolz des heiligen Markus, daß seine Wage mit gleicher Hand gehalten wird." — Ein beifälliges Gemurmel folgte diesem hochtönenden Spruche; denn die Gewaltigen heucheln selten die edle Eigenschaft der Gerechtigkeit, so beschränkt auch ihre Wirkung seyn mag, ohne daß nicht ihre Worte ein Echo auf den Zungen der Selbstsüchtigen finden. — „Du hörst es, Seine Hoheit, der die Stimme eines mächtigen Staates ist, erlaubt Dir zu bleiben, obgleich Dir auch gerathen wird, Dich zu entfernen." — „So will ich denn sehen, wie viel Kraft noch in diesen nackten Armen übrig ist," erwiederte Antonio, indem er einen kummervollen Blick, aber auch einen, der nicht frei war von der geheimen Eitelkeit des Menschen, auf sein dürftiges und fadenkahles Gewand warf. „Die Narben sind tief genug, aber die Ungläubigen, denk' ich, haben doch noch so viel übrig gelassen, als ich brauche." — „Auf welchen Heiligen setzest Du dein Vertrauen?" — „Gelobt sey der heilige Antonius von dem wunderthätigen Fischzug!" — „Tritt in die Reihe. — Doch siehe da, hier kommt Einer, der unerkannt bleiben will! Wie steht es mit Dir, der Du ein so falsches Gesicht trägst?" — „Nenne mich Maske." — „Ein so netter und hübscher Arm und Fuß sollten nicht ihren Gefährten, das Gesicht, verstecken. Geliebt es Eurer Hoheit, daß ein Vermummter zum Wettkampf zugelassen werde?" — „Unbedenklich. Eine Maske ist in Venedig heilig. Es ist der Ruhm unsrer trefflichen und weisen Gesetze, daß derjenige, welcher in der Zurückgezogenheit seiner eigenen Gedanken leben und die Neugier von sich fern halten will, indem er sein Antlitz verhüllt, unsere Straßen und Kanäle durchwandern kann, als ob er im sichern Schirm seines eigenen Hauses wohnte. Dieß sind die hohen Vorrechte der Freiheit und solche Bedeutung hat es, der Bürger eines edelmüthigen, hochherzigen und freien Staates zu seyn;" Tausende nickten diesem Ausspruche ihren Beifall zu, und ein Gemurmel lief von Mund zu Mund, ein junger Nobile sey gesonnen, seine Kraft zu versuchen in der Regatta, dem launenhaften Eigensinn irgend einer Schönen zu gefallen. „Das ist Gerechtigkeit!" rief der Herold mit lauter Stimme, als überwältige in dem Eifer des Augenblicks Bewunderung seine Ehrfurcht. „Glücklich ist wer in Venedig geboren, und beneidenswerth das Volk, in dessen Rathsversammlungen Weisheit und Gnade, wie zwei liebliche und gütige Schwestern, den Vorsitz führen! — Auf Wen setzest Du dein Vertrauen?" — „Auf meinen eigenen Arm." — „Ha, das ist gottlos! Kein solcher Uebermüthiger darf zu diesen Spielen zugelassen werden." — Dem lauten Ausruf des Heroldes folgte ein Lärm, wie ihn eine plötzliche und heftige Anregung unter einer Volksversammlung hervor zu bringen pflegt. „Die Kinder der Republik sind von gleicher Hand beschirmt," sagte der ehrwürdige Doge. „Es ist unser gerechter Stolz, und der gnadenreiche heilige Markus möge verhüten, daß Etwas gesprochen werde, das eitler Ruhmredigkeit gleicht! Aber wir sind wahrhaft darauf stolz, daß wir keinen Unterschied kennen zwischen den Unterthanen der Inseln und der Küste Dalmatiens, keinen zwischen Padua und Kandia, Korfu oder San Giorgio. Indeß ist es doch Niemand erlaubt, den Schutz eines Heiligen zu verschmähen." — „Nenne Deinen Patron oder verlaß den Platz," fuhr der Herold fort. Der Fremde schwieg, als sinne er in sich hinein, und erwiederte endlich: „St. Johannes in der Wüste." — „Du nennest einen hochbelobten Heiligen." — „Ich nenne ihn, auf daß er mir gnädig seyn möge in dieser lebendigen Wüste." — „Die Stimmung Deines Gemüthes mußt am besten Du selbst kennen; aber diese ehrwürdige Reihe von Patriziern, jener glänzende Himmel von Schönheiten und dieses gute Volk verdienen wohl einen andern Namen. Reihe Dich ein!"

Eine Menge Boote mit vornehmen unmaskirten Damen die von Cavallieren im reichsten Anzug begleitet waren, wirbelten hier und dort umher, aber manch schwarzes glanzvolles Auge blitzte aus seidenen Masken hervor, die wohl Gesichter bergen mochten, zu jung, um sie bei einem solchen Volksfeste unverhüllt so vielen Blicken auszusetzen. Eine Gondel besonders zog die Augen auf sich, durch die Anmuth und Schönheit einer Gestalt, die sie trug — Eigenschaften, die selbst durch die halbe Verkleidung eines einfachen Anzuges sichtbar wurden. Das Boot, die Diener und die Damen — es waren nämlich ihrer zwei — trugen insgesammt das Gepräge jener strengen, aber niedlichen Einfachheit, die öfters hohe Eigenschaften und guten Geschmack verräth, als ein noch so verschwenderischer Aufwand gemeinen Prunkes. Ein Karmelite, dessen Gesicht in seiner Kapuze versteckt war, diente zum Beweis, daß sie vornehmen Standes seyen, und lieh durch seinen ehrwürdigen Schutz ihrem Erscheinen noch mehr Würde. Hundert Gondeln näherten sich dieser Gesellschaft und glitten wieder nach manchem fruchtlosen Versuch in die Verkleidung einzudringen, hinweg, während Geflüster und Fragen von Mund zu Mund gingen, um Namen und Stand der jugendlichen Schönheit zu erforschen. Endlich drängte sich eine geschmückte Barke, mit Ruderern in glänzenden Livreen, und mit ausgesuchter Pracht ausgestattet, in den kleinen Kreis, den die Neugier um die unbekannten Damen gezogen hatte. Der einzige Cavalliere, der den Sitz einnahm, erhob sich und grüßte die maskirten Damen mit der ungezwungenen Sicherheit eines Mannes, der sich vorzustellen gewohnt ist, aber auch mit der Zurückhaltung einer tiefen Ehrfurcht. „Ich habe bei diesem Wettrennen meinen Lieblingsschiffer," sagte er mit verbindlicher Artigkeit, „einen Menschen, auf dessen Geschicklichkeit und Kraft ich großes Vertrauen setze. Vergeblich suchte ich bis jetzt eine Dame von solcher Schönheit und so seltenem Verdienst, um mir die Erlaubniß zu gewähren, auf

ihr Lächeln sein Glück sehen zu können. Doch ich suche nicht weiter." — „Sie sind mit einem sehr scharfen Gesicht begabt, Signore, wenn Sie unter diesen Masken alles das entdecken, was Sie suchen," erwiederte die eine der beiden Frauen, während ihr Gefährte, der Karmelite, dankbar für die Artigkeit sich verbeugte, was nach dem Brauch bei solcher Gelegenheit anzudeuten schien, daß man sich das Erbieten gefallen lasse. „Es gibt andere Mittel des Erkennens als die Augen, und andere Ursachen zur Bewunderung als die Sinne, meine Dame. Verbergen Sie sich, so viel Sie wollen, ich weiß, daß ich hier dem schönsten Antlitz, dem wärmsten Herzen und der reinsten Seele von Venedig nahe bin. — „Dieß ist eine kühne Vermuthung, Signore," erwiederte die Dame, die offenbar die ältere von beiden war, indem sie einen Seitenblick auf ihre Gefährtin fallen ließ, als wollte sie erspähen, welche Wirkung bei ihr diese Artigkeiten hervorgebracht. „Venedig hat Namen für seine Schönheiten, und manch edles Herz erwärmt Italiens Sonne." — „Besser, daß so edle Gaben dem Dienst des Schöpfers geweiht werden als dem seiner Kreatur," murmelte der Mönch. — „Es gibt Gemüther, hochwürdiger Vater, die für beides Bewunderung haben. Und Dieß, muß ich hoffen, ist das glückliche Loos derer, die von einem so weisen und tugendhaften Manne, wie Sie, berathen ist. Hier setze ich mein Glück daran, und möge folgen was da will; wie gerne wollte ich, es wäre mir erlaubt, Höheres daran zu wagen." Mit diesen Worten überreichte der Cavaliere der stummen Schönen einen Strauß der duftigsten Blumen, unter denen sich jene befanden, welche Gewohnheit und Dichter als Sinnbilder der Beständigkeit und Liebe gewählt haben.

Abenteuer am Columbia-Strome.

(Fortsetzung.)

„Haiqua, das ich so oft erwähnte, ist eine weiße runde Muschel, von außerordentlicher Härte, von einem bis zu vier Zoll Dicke, und von drei Achtel, bis zu einem halben Zoll Umfang. Sie ist hohl, leicht gekrümmt und läuft gegen beide Enden spitzig zu. Diese Muscheln werden sehr hoch geschätzt, die längsten stehen im Werth am höchsten. Sie werden in der Nachbarschaft von Nutka gefunden und sind ein wichtiger Artikel des Binnenhandels. Die Indianer bestimmen die Preise ihrer verschiedenen Artikel nach Haiquas; ein Faden oder 6 Fuß Länge von der besten Gattung ist an Werth zehn guten Biberfellen gleich. Die aufgeklärtesten Nationen haben Charlatans die Menge, man darf sich also nicht wundern, wenn sie unter rohen Barbaren in Ansehn stehen. Jedes indianische Dorf hat seinen Quacksalber oder wie sie ihn nennen: „den starken Mann der Arznei." Sobald einer der Eingebornen sich unpäßlich fühlt, die Krankheit mag seyn welche sie wolle, so wird sogleich nach dem Arzte gesendet, der seine Operationen damit beginnt, daß er den Kranken auf den Rücken legt, während eine Anzahl seiner Verwandten und Freunde sich um ihn herstellt, von denen jeder mit einem langen und einem kurzen Stock versehen ist, mit denen er zu einem traurigen Gesang, den der Doktor anstimmt und der in Zwischenräumen vom ganzen Chor begleitet wird, den Takt schlägt. Zuweilen wird auch ein Sklave auf das Dach des Hauses geschickt, welches er mit seinen Trommelstöcken auf eine energische Weise bearbeiten und zugleich mit lauter Stimme den Chor im Innern des Hauses verstärken muß. Der Doktor kniet hierauf nieder und preßt seine beiden Fäuste mit aller Gewalt auf den Magen des Patienten. Der von den Schmerzen dieser gewaltigen Operation gepeinigte Unglückliche stößt ein durchdringendes Geschrei aus, allein seine Stimme wird von dem Doktor und seinen Assistenten übertäubt, welche den mächtigen „Gesang der Heilkunst" lauter und immer lauter fortsetzen. Nach jeder Stanze ergreift der Doktor die Hände des Patienten, vereinigt sie, bläst darauf und fährt so abwechselnd mit dem Pressen und Blasen fort, bis ein weißer Stein, den er vorher dem Kranken in den Mund gelegt hatte, herausgetrieben ist. Diesen zeigt er nun mit triumphirender Miene den Umstehenden und versichert sie mit aller Unverschämtheit und dem Wortgepränge unserer Quacksalber, daß die Krankheit gehoben sey und der Kranke unfehlbar genesen müsse. Franchère versichert, er habe oft gesehen, daß einige der Kranken diesen Stein, den sie die „Quelle des Uebels" nennen, sorgfältig in ein Stück Cederrinde wickeln und ins Feuer werfen. Es geschieht häufig, daß ein Mann, der vielleicht durch die einfachste Arznei geheilt worden wäre, unter dieser abscheulichen Behandlung zu Grund geht; allein der Erfolg mag nun Genesung oder Tod seyn, der Quaksalber wird immer gleich belohnt."

Wir übergehen den Bericht über das Verfahren der Indianer bei Beraubung der Handelsleute, ob er gleich tragisch genug ist, und führen hier nur die verschiedenen Stämme, welche in jenem Theil des Landes wohnen, und einen ihrer seltsamsten Gebräuche an.

„Sie unterscheiden sich in Gesetzen, Sitten und Gebräuchen nur wenig von einander; müßte ich einen Unterschied angeben, so würde ich sagen, die Cathlamahs sind die ruhigsten, die Killymucks die rohesten, die Clatsops die höflichsten, und die Chinucks die unmäßigsten. Die Chilts, ein kleiner Stamm, welcher die nördliche Küste des Kaps Disappointment bewohnt, vereinigen in gewissem Grad alle diese verschiedenen Eigenschaften. Die häßliche Gewohnheit, die Köpfe flach zu drücken, herrscht unter Allen. Unmittelbar nach der Geburt wird das Kind in eine längliche Wiege gelegt, die fast wie ein Trog gestaltet und auf dem Boden mit Moos belegt ist. Das obere Ende, wo der Kopf ruht, ist höher als das untere; auf die Stirne wird ein Stück Cedernrinde und auf diese ein flaches Bret gelegt, und mittelst mehrerer Schnüre, welche durch kleine Löcher in der Wiege gezogen sind, wird das Bret gegen den Kopf des Kindes gepreßt. So bleibt es oft ein Jahr lang liegen, doch ist, wie ich glaube, diese Operation nicht mit großen Schmerzen verbunden Der Anblick eines Kindes, während es in dieser Presse liegt, ist indeß entsetzlich, und seine kleinen schwarzen Augen welche durch den Druck hervorgetrieben werden, gleichen denen einer Maus, welche in einer Schlinge erstickte. Wenn das Kind aus diesem unmenschlichen Zustande erlöst wird, so ist sein Kopf vollkommen flach, und am obern Theile selten stärker als ein Zoll; nie erhält er seine vorige Runde wieder. Sie halten ihre Flachköpfe für eine große Schönheit, und die treusten Anhänger Karls I von England, können keinen größern Abscheu vor einem Rundkopf gehabt haben als diese Wilden. Zur Entschuldigung dieser Gewohnheit geben sie an, daß alle ihre Sklaven runde Köpfe hätten, und

daß folglich jedes Kind eines solchen, welches nicht im Stamm aufgenommen sey, nicht nur des Vaters Erniedrigung, sondern auch seinen runden Schädel erbe. Für diese Häßlichkeit sind sie auch nicht durch die geringste Schönheit, weder der Gesichtszüge noch der Gestalt entschädigt. Die Größe der Männer ist zwischen fünf Fuß und fünf Fuß sechs Zoll; die der Weiber beträgt gewöhnlich sechs bis acht Zoll weniger. Die Nase ist flach, die Nasenlöcher weit, und der selten geschlossene Mund zeigt zwei Reihen abscheulicher kleiner, verdorbener und unregelmäßiger Zähne. Die Gliedmaßen der Männer sind in der Regel gut geformt, allein die Weiber haben, wegen der dicken Binden, welche sie am untern Theile des Fußes tragen, fast ganz schiefe Beine mit dicken Knöcheln und breitem Vorfuß. Sie haben schlappe, herabhängende Brüste, gespaltene Ohren und durchbohrte Nasen, was nebst einem fettigen Kopf und einem wohl mit Fischthran gesalbten Leib den ganzen Inbegriff ihrer Reize ausmacht. Der guten Eigenschaften dieser Indianer sind wenige, der Laster aber viele. Industrie, Geduld, Nüchternheit und Aufrichtigkeit ist fast Alles, was man unter die erstern rechnen kann, während man man unter die Letztern Dieberei, Lügen, Unmäßigkeit, Betrug und Grausamkeit zählen muß; auch sind sie ausgelernte Heuchler."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse D'ABRANTÈS, ou Souvenirs historiques sur NAPOLÉON, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quatre volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Vor seinem Abgange zum Regimente besuchte Napoleon noch einmal die Familie Permon. „Meine Schwester war damals im Kloster zur Erziehung, aber sie kam häufig zu unsern Eltern auf Besuch und traf Napoleon gerade an diesem Tage, wo er das erste Mal seine Uniform trug, und wie alle jungen Leute bei dieser Gelegenheit ungemein aufgeräumt war. Aber er hatte in seinem Anzuge Etwas, was ihm ein besonders lächerliches Aussehen gab; Dieß waren seine Stiefeln, die von so gewaltigem Umfange waren, daß seine kurzen und damals noch sehr magern Beine ganz darin verschwanden. Man weiß, daß das Lächerliche von Niemand so gut aufgefaßt wird als von der Jugend. Kaum sahen daher ich und meine Schwester ihn mit dergestalt verschanzten Beinen eintreten, so konnten wir uns nicht mehr halten und lachten wie Närrinnen. Napoleon vertrug damals, wie auch später, keinen Scherz, und sobald er bemerkte, daß er der Gegenstand unsrer Fröhlichkeit sey, wurde er ungehalten. Meine Schwester, die älter war als ich, sagte ihm, da er nun den Degen angelegt habe, müsse er der Ritter der Damen seyn, und sich glücklich fühlen, daß sie mit ihm scherzten.

„„Man sieht wohl," bemerkte Napoleon mit einer verächtlichen Miene, „daß Sie nur eine kleine Pensionärin sind." — Meine Schwester zählte damals zwölf oder dreizehn Jahre und man kann sich denken, wie sie dieses Wort verwundete. Sie war sonst sanft; aber wir Weiber hören auf, es zu seyn, wenn unsre Eitelkeit dabei ins Spiel kommt. Cäcilie fühlte sich aufs bitterste gekränkt durch die kleine Pensionärin. „Und Sie," antwortete sie Bonaparte, „Sie sind ein gestiefelter Kater." Alles lachte; der Hieb hatte getroffen. Es wäre mir nicht möglich, den Zorn zu schildern, in den Napoleon gerieth. Er schwieg und that daran wohl. Selbst meine Mutter fand diese Bezeichnung gestiefelter Kater allerliebst, und lachte herzlich. Napoleon, obgleich er damals noch wenig Welt besaß, hatte doch zu viel richtiges Gefühl, um nicht zu begreifen, daß er schweigen müsse, wo es auf Persönlichkeiten hinausgehe und sein Gegner ein Weib sey. Obgleich durch diesen unglücklichen Witz meiner Schwester tief verletzt, stellte er sich doch später, als denke er nicht mehr daran, ausgenommen wenn er selbst darüber scherzte, und um zu beweisen, daß er sich nichts daraus mache, ließ er ein ganz artiges Kinderspielzeug machen, das den gestiefelten Kater vorstellte, wie er vor dem Wagen des Herrn Marquis von Carabas herläuft.*) Diese Kleinigkeit war sehr hübsch und war ihm wahrscheinlich theuer zu stehen gekommen; wenigstens stand die Ausgabe nicht im Verhältnisse mit seinen damaligen Finanzen. Er fügte dazu noch eine allerliebste kleine Ausgabe von der Erzählung des gestiefelten Katers, und bat meine Schwester, Dieß als ein Andenken von ihm anzunehmen. „Das Buch ist zu viel, Napoleon," sagte meine Mutter, „wäre es nur bei dem Spielzeuge geblieben, gut; aber die Erzählung, die Sie Cäcilien schenken, beweist, daß Sie gegen sie noch empfindlich sind." Napoleon gab sein Wort, daß er es nicht sey. Allein ich glaube, wie meine Mutter, daß er darüber empfindlich blieb und zwar sehr. Ein viel später erfolgter Vorfall gab mir den Beweis davon. Der erste Konsul war eines Tags äußerst gut gelaunt. Man war zu Malmaison, wo man unter den großen Bäumen speiste, die den kleinen Hügel zur Linken der Wiese vor dem Schlosse bekränzen. Josephine hatte an diesem Tage das erste Mal versucht, Puder aufzulegen, was ihr sehr gut stand. Allein der erste Konsul lachte darüber unaufhörlich und sagte, sie könne die Gräfin von Escarbagnas spielen. Der Witz schien ihr nicht sehr zu gefallen, und sie verzog darüber das Mäulchen; der erste Konsul bemerkte es und sagte: „Wie? fürchtest Du keinen Ritter zu finden? Hier ist der Herr Marquis von Carabas," fuhr er fort, indem er dabei auf Junot**) wies; „er wird Dir seinen Arm geben." Nun ist aber zu wissen, daß der erste Konsul schon öfters Junot und Marmont so genannt hatte, aber immer im muntern und unschuldigen Scherze, und zwar, wie er zu sagen pflegte, „wegen ihrer Vorliebe für das Hofwesen." Beide lachten aber bloß darüber, wie es denn auch nichts Anderes als ein Scherz war. Madame Bonaparte nahm die Sache nicht so und zeigte ein verdrießliches Gesicht. Das war nicht die Art, Bonaparte zu gefallen; seine Stirn runzelte sich den Augenblick. Er nahm das Glas, und indem er seine Gemahlin ansah, verneigte er sich gegen sie und trank mit den Worten: „Auf das Wohl der Frau Gräfin von Escarpagnas!" Die Fortsetzung dieses Scherzes trieb Madame Bonaparte Thränen ins Auge. Napoleon sah es, und es that ihm Leid, wie ich glaube, es so weit getrieben zu haben. Um es wieder gut zu machen, nahm er noch einmal sein Glas, verneigte sich gegen mich, und indem er mir mit den Augen zublinzte, sagte er: „Auf das Wohlseyn der Frau Marquisin von Carabas!" Wir Alle lachten und Madame Bonaparte auch; allein sie hatte gut lachen; ich war erst sechzehn Jahre alt und sie vierzig.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die ärgerlichen Auftritte bei Gelegenheit des Todes des Abbé Gregoire haben sich unlängst in Frankreich erneuert. Der Abbé Deletier, vormaliger konstitutioneller Bischof starb, ohne seine Meinungen abzuschwören und in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, wie es der Erzbischof von Paris verlangte. Die Geistlichkeit des Pfarrsprengels (St. Louis-en-l'Ile) weigerte sich demnach die kirchlichen Leichenfeierlichkeiten vorzunehmen, und mußte auf Befehl der Regierung ihre Kirche den sogenannten schismatischen Priestern zu dem gewöhnlichen Gottesdienste einräumen.

*

Nordamerikanische Journale berichten, daß die Einkünfte der Vereinigten Staaten im heurigen Jahre acht Millionen mehr betrugen, als der Voranschlag gemacht worden. Man hatte sie auf zwei und zwanzig Millionen Dollars angesetzt, und es zeigt sich jetzt, daß sie sich bis über dreißig Mill. Dollars belaufen werden.

---

*) Das allerliebste Mährchen vom gestiefelten Kater ist wohl allen unsern Lesern aus der Kinderstube und aus Tiecks köstlicher Bearbeitung bekannt. A. d. R.

**) Junot, damals schon der Gemahl der Herzogin von Abrantes, worauf später. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 321. 17 November 1831.

Spanien, wie es ist.

(Nach dem Foreign Quarterly Review.)

Die Frage: Wie sind Spaniens innerere Verhältnisse beschaffen? ist in der neuesten Zeit wiederholt aufgeworfen, aber unseres Wissens noch in keinem Journal befriedigend gelöst worden. Wir versuchen deßhalb hier eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Halbinsel zu entwerfen und den Einfluß zu entwickeln, den physische, moralische, politische und religiöse Ursachen auf seine Institutionen ausüben. Vielleicht gelingt es uns an der Hand der Schriftsteller, *) die in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand sich verbreitet haben, eine richtige Idee von den Verbesserungen und Fortschritten zu geben, deren dieses Land fähig ist.

Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind nicht gering, da es sich darum handelt, ein ungeheures Bild mit all seinen vielverzweigten Einzelnheiten auf so beschränkten Raum zusammen zu drängen. Allein mit Hülfe einer methodischen Behandlung und möglichster Kürze hoffen wir den Lesern eine Masse von Beobachtungen vorlegen zu können, die von nicht geringem Interesse seyn dürften; jedenfalls aber wird dadurch neues Licht über die inneren Verhältnisse eines Staates verbreitet werden, der zwar in seinem Ruhm gesunken, und von dem Gipfel seiner Größe herabgestiegen ist, aber alle großen Elemente zu einer nationalen Wiedergeburt umfaßt.

1. Spaniens physische Verhältnisse.

Die iberische Haldinsel, die von den Alten mit einem ausgespannten Stierfelle verglichen worden ist, nimmt das südwestliche Ende Europa's ein. Der atlantische Ozean und das mittelländische Meer umschließen es von allen Seiten, bis auf seine nordöstliche Gränze gegen Frankreich hin, die durch die Gebirgskette der Pyrenäen gebildet wird. Den eigenthümlichsten Zug in der Physiognomie dieses Landes bilden dessen Gebirgszüge. Aus der Kette der Pyrenäen, die fast in gerader Linie von Osten nach Westen fortläuft, entspringt eine Menge von Gebirgsästen zweiten Ranges, die gegen Süden und Westen hin sich ausdehnen, und ein großartiges Netz über die ganze Halbinsel spannen. Die vorzüglichsten dieser Gebirgszüge sind: der asturische und gallizische, der als eine Fortsetzung der pyrenäischen Gebirgskette betrachtet werden kann; der Gebirgszweig Guadarrama, den der Geograph Antillon den iberischen Gebirgszug nannte; die Sierra Morena und ihre furchtbaren Klüfte; die Gebirge von Grenada und Ronda, welche die höchsten Gruppen der Berge zweiten Ranges bilden, von denen die Küste des mittelländischen Meeres umgürtet wird. Oft bilden sie so kühne Vorsprünge, daß sie mit Mariana zu reden, „an manchen Stellen die See durchschneiden, und den Meeresabgrund zwischen Europa und Afrika ausfüllen zu wollen scheinen.“ Durch dieses Gebirgsnetz wird Spanien in zwei ungleiche, aber scharf von einander abgesonderte Hälften getheilt, deren eine Mittelspanien, die andere das Küstenland bildet. Das ganze Innere des Landes kann in der That als ein einziger ungeheurer Berg betrachtet werden; denn obgleich es größtentheils aus weiten Ebenen besteht, die von Bergrücken durchschnitten werden, so bilden doch diese Flächen, selbst ein Plateau oder eine Hochebene, die sich abwechselnd von achtzehnhundert bis zweitausend Fuß über die Meeresfläche erhebt, und einen Theil der Gebirgsformation des Centrallandes bildet, das in der erwähnten Höhe über das Küstenland emporsteigt. „Als ich Spanien betrat, sagt der Verfasser des Werkes: Ein Jahr in Spanien (Th. 2. S. 279.) und die östliche Küste desselben längs dem mittelländischen Meere durchwanderte, sah ich zu meinem Erstaunen den westlichen Horizont gänzlich von hohen Gebirgen umschlossen, aber meine Ueberraschung wurde noch größer, als ich von Valencia aus das Meer verlassen, und die landeinwärts gelegenen Berge erklommen hatte, und nun statt eines Thales eine sonnenverbrannte, einförmige Ebene erblickte, die in gleicher Höhe mit dem Gipfel des erstiegenen Gebirges in unabsehbarer Ferne sich verlor. Wirklich legte ich auch mehr als hundert Meilen auf dieser unermeßlichen Ebene zurück, bevor ich an die Sierra Morena kam, wo ich mit einem Male durch den Paß von Despeña Perros nach Andalusien hinabstieg.“

Eine solche Gebirgsformation muß natürlich schließen lassen, daß sie einer verhältnißmäßigen Anzahl von Flüssen und Strömen unversiegbare Nahrung gebe. Verschiedenen Ursachen aber, insbeson-

*) Benützt wurden zu diesem Artikel außer den frühern Schriftstellern Antillon, Mariana, Laborde, Minaño (1826) Bory de St. Vincent, auch die neuesten über Spanien erschienenen und bereits auch in der literarischen Chronik des Auslandes angeführten Werke: A Year in Spain 1831 und Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses Pouvoirs Religieux et Monarchiques par Dr. Favre. Paris 1831.

dere der Nacktheit des Bodens, dem durchgehends Waldungen fehlen, um die Wolken anzuziehen, und die Feuchtigkeit zu sammeln, so wie der daraus entspringenden Trockenheit der Luft während des größeren Theils des Jahres, ist es zuzuschreiben, daß die Zahl und Größe der Flüsse auf der Halbinsel in solchem Mißverhältniß zu ihren vielen und hohen Gebirgen steht. Die Hauptflüsse sind der Ebro, der Douro, der Tajo, der Guadiana und Guadalquivir. Der Ebro entspringt in den Gebirgen von Navarra, nimmt seinen Lauf östlich zwischen der Hauptkette und einem Seitenzweige der Pyrenäen hin, und fällt oberhalb Tortosa in das mittelländische Meer. Der Douro entströmt dem nördlichen Guadarrama-Zweig, schwillt allmählich auf seinem Laufe an, durchschneidet Portugal, und ergießt sich bei Oporto in den Ozean. Der Tajo, welcher mit Recht der Fürst der spanischen Flüsse genannt wird, hat seinen Ursprung gleichfalls in dem Guadarramas-Gebirgszweig, nur auf der entgegengesetzten Seite desselben, bewässert die Gärten und Lustwälder von Aranjuez, umfaßt in einem Halbbogen Toledo, nimmt in seinen Schoß eine Menge zinsbarer Gebirgswasser auf, und erschließt sich zu einer weiten Seebucht, in der die Hauptstadt Portugals sich spiegelt. Der Guadiana quillt aus den Sümpfen von Ruidosa hervor, von wo aus er zu einem beträchtlichen Strome anschwillt, durch herrliche Wiesengründe sich windet, auf denen zahlreiche Schaf- und Rindviehherden weiden, und endlich im Golf von Huelva vom Ozean aufgenommen wird. Der Guadalquivir endlich hat seine Quelle zwischen der Sierra Morena und der Sierra Nevada, wird durch Zuflüsse von beiden Gebirgszweigen genährt, und zieht in anmuthigen Windungen dem Ozean zu, nachdem er die Mauern von Cordova und Sevilla bespült, und Fruchtbarkeit über den schönsten Theil von Andalusien verbreitet hat. Dieß sind die Hauptströme Spaniens, die Schlagadern des Landes gleichsam, die zwar wahrscheinlich kein größeres Wasservolumen als die Ströme Frankreichs führen, und jedenfalls nicht auf so weite Strecken schiffbar sind, wegen der beträchtlichen Höhe des spanischen Centrallandes und ihres daraus folgenden stärkeren Falles, aber doch wegen ihres fast geraden Laufes in den Thälern Kanalbauten ungemein erleichtern, und die fast unberechenbare Ausdehnung eines verbesserten Kultursystemes zulassen.

Die Flüsse Spaniens könnten, wie die Aegyptens, unerschöpfliche Quellen der Fruchtbarkeit werden, wenn den Menschen Ermunterung oder auch nur die Erlaubniß zu Theil würde, der großen Vortheile Herr zu werden, die Natur und Vorsehung ihnen unter die Hand legten. Seen von Bedeutung hat das Land keine.

Der Boden der Halbinsel bietet natürlich große Verschiedenheiten dar. Das Centralland besteht größtentheils aus dürren, schattenlosen Ebenen, die von hohen Bergen durchschnitten sind, an denen die versengende Hitze des Sommers bis zum Unerträglichen gesteigert zurückprallt, und die strenge Kälte des Winters sich verdoppelt. Die Küstengegend, weniger hochgelegen als die Ebenen im Innern des Landes, ist durch abwechselnde Thäler und Berge unterbrochen, was eine ungemein reizende Mannichfaltigkeit und einen anmuthigen Kontrast mit den dürren und unfruchtbaren Hochebenen bildet, aus denen Mittelspanien besteht. Ueberall herrscht dort üppige Fruchtbarkeit, oder es kann diese durch Bewässerung hervorgerufen werden. Was das Klima betrifft, so sind seine Verschiedenheiten durch die geologische Gestaltung des Landes bedingt.

Die Temperatur der Luft, die überall an den Seegestaden stets minder wechselt als im Innern des Landes, bleibt sich an den Küsten Spaniens mehr gleich, als in den entlegenen Gegenden des Königreiches. An der nördlichen und westlichen Küste wehen die vorherrschenden Winde von Westen, und mit den nassen Dünsten beladen, die sie auf ihrem Striche über das atlantische Meer aufsaugen, übergießen sie das Land im Winter und Frühlinge mit reichhaltigen Regengüssen. Die Atmosphäre ist am ruhigsten an der Küste des mittelländischen Meeres, wo die Ostwinde, die dort am häufigsten sind, nie zu der Gewalt sich steigern, die ihnen am äußersten Ende der Halbinsel namentlich zu Cadiz eigen ist. So erfreut sich die Küste von Catalonien, und von den Königreichen Valencia, Murcia und Grenada einer milden Temperatur, die selten unter 32° fällt und meistentheils sich über 57° Fahrenheit hält. Der Winter ist an einer Küste, die durch das Hochland des Innern geschützt, und von den Strahlen einer fast nie umwölkten Sonne erwärmt wird, unbekannt. Auf der Hochebene von Castilien, deren mittlere Höhe achtzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel beträgt, nimmt die Hitze minder schnell zu; erst mit Beginn des Julius, wo die Atmosphäre ruhiger wird, hält sie sich zwischen 57 und 68°, oder steigt bis zu 77° Fahrenheit. Im Monat August verliert sich die Kühle der Nächte, wie es gegen Morgen geht und macht sich Abends gleich nach Sonnenuntergang wieder fühlbar; hiedurch wird die Hitze des Tages sehr gemildert. Die nördlichen Provinzen ausgenommen zeichnet sich das Klima Spaniens überall durch seine Trockenheit aus. Vorzüge desselben, auf die man zuverlässig rechnen kann, sind völliger Mangel von Regen und Nebel, ein wolkenloser und durchsichtiger Himmel. Doch diese Trockenheit steigert sich bisweilen bis zum höchsten Grade und artet dann in eine versengende Dürre aus, durch die alle Bäche vollkommen versiegen, die Pflanzenwelt erstirbt und Menschen und Thiere verschmachten.

(Fortsetzung folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Hussein-Khodja wurde bald darauf Imam, oder Lehrer des wahren Glaubens. Diese geistliche Würde gab ihm größern Einfluß. Omer Pascha erhob ihn später zum Geheimschreiber der Regentschaft, und vertraute ihm die Oberaufsicht über alle Staatsdomänen. Die Prätorianergewalt, die in Algier den Dey auf den Thron hob, stürzte ihn eben so bald wieder, wenn äußere oder innere Verhältnisse ihre Unzufriedenheit gegen ihn erweckten. Jede glänzende Genugthuung oder eine mißfällige Bewilligung, die der Dey einer europäischen Macht zu geben gezwungen wurde, gaben nicht selten Veranlassung zu seinem Sturze. Die glückliche Expedition des Lords Exmouth gegen Algier hatte großes Mißvergnügen unter den Mitgliedern der Regierung und den Einwohnern der Stadt hervorgerufen; ihr Verdruß über das Unglück der türkischen Waffen richtete sich gegen Omer, eine Verschwörung entspann sich, und der Dey

wurde im Jahre 1817 ermordet. *) Man hatte es sorgfältig vermieden, Hussein ins Komplot zu ziehen, da man nicht ohne Grund befürchtete, er würde den Anschlag gegen das Leben seines Gönners entdecken. Der Imam erfuhr deßhalb nicht eher etwas von der Verschwörung, als bis der Schlag gefallen war. Einer der Verschwornen, der die blutige That am meisten betrieben hatte, Ali, wurde durch den Divan zum Dey ausgerufen, und als solcher vom Volke anerkannt.

Ali Pascha war ein verworfener Mensch, der von allen Lastern befleckt und ein Spiel der heftigsten Leidenschaften war. Die Bewohner von Algier nannten ihn den „tollen Pascha,“ weil sie sich seine schändlichen Gelüste und den Unsinn seiner Politik nur aus der Tollheit erklären konnten. Einst ließ Ali eine junge und schöne Christin, eine Genueserin von Geburt, entführen, und machte sie mit Gewalt zu einer seiner Beischläferinnen. Alle Bemühungen ihrer Familie waren vergebens, Ali ließ seine Beute nicht los; allein die Bevölkerung von Algier wurde durch diese Ruchlosigkeit empört — abermals ein Beweis, daß auch unter den Türken gesetzwidrige Handlungen in der öffentlichen Meinung eine Gegnerin finden, und daß Entführungen, Nothzucht und andere brutale Gewaltthätigkeiten nicht, wie man bisher zu glauben schien, zu den gewöhnlichen Vorfällen, wenn nicht gar zum türkischen Staatsrecht, gehören. Ali Pascha folgte in dieser gefährlichen Krise den Eingebungen seines unbeugsamen Sinnes und der Furcht zugleich: er gab das Mädchen nicht heraus, verließ aber seinen Palast und schloß sich in der Kassaba **) ein. Hier fand er Sicherheit gegen die Wuth des Volkes; allein schon im sechsten Monate seiner Herrschaft rief ihn der Tod ab. Die Pest befreite Algier von diesem Fürsten, der ein verabscheutes Andenken hinterlassen hat.

Durch einen der seltsamen Widersprüche in der menschlichen Natur geschah es, daß Ali auf dem Todbette durch sein Vermächtniß Hussein als den einzigen Mann bezeichnete, welcher der Nachfolge würdig sey. Die Mitglieder des Divans gaben ihre Einwilligung, einen wegen seiner Frömmigkeit bekannten Mann auf den Thron zu setzen, der durch die Ausschweifungen des tollen Pascha befleckt worden war. Man befolgte die letztwillige Bestimmung Ali's vorzüglich aus zwei Gründen: erstens war Hussein gut, fromm, der Verwaltung kundig und konnte am besten und schnellsten die Tyrannei seines Vorgängers in Vergessenheit bringen; zweitens glaubte man, daß die arabischen Stämme am liebsten Hussein-Khodja anerkennen würden, da er in häufigen Verbindungen mit ihnen gestanden war. Diese Verbindungen waren mannichfaltig: als Geheimschreiber der Regentschaft und als Oberaufseher der Staatsdomänen war Hussein mit der Stadt und den Pächtern der Staatsgüter in stäte Berührung gekommen; als Imam war er der Weg, auf dem alle Gnaden des Paschas, der ihn liebte, an die Bittsteller ergingen; als Einnehmer der Naturalienabgaben stand er in täglichem Verkehr mit den Gültbauern des Deylicks, mit allen Einwohnern der Provinzen, die in die Magazine der Regentschaft Getreide, Heu und alle Arten von Feldfrüchten lieferten; als Mir-Akhor (Großstallmeister oder Connetable des Reichs) führte er den Oberbefehl über die Reiterei und begleitete dadurch eine so wichtige Stelle als der Aga (Kriegsminister). Diese Eigenschaften gaben ihm in den Augen des Divans ein so großes Gewicht, daß sich fast alle Stimmen für ihn vereinigten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist kein Zweifel, daß auch Hussein Pascha, wäre es ihm auch gelungen, durch Verträge mit Frankreich die Regentschaft zu behalten, das Loos seines Wohlthäters getheilt haben würde. Sicherlich wäre er auch unter den Dolchen seiner Prätorianer gefallen, wenn er in Frankreichs Forderungen vor Ausbruch des Krieges gewilligt hätte. Anm. d. Verf.

**) Kassaba ist nicht, wie man behaupten wollte, eine Zusammenziehung aus Casa alba (weißes Haus), sondern ein arabisches Wort, das ein festes hochgelegenes Schloß bezeichnet. Anm. d. Verf.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

„Bis dahin schien die Geschichte mich nichts anzugehen; aber nun die Folge. Unter den Kameraden Junots und den Uebrigen, die damals den ersten Konsul umgaben, gab es gar mancherlei Köpfe. Die Tapferkeit war die einzige Tugend, die ihnen gemeinsam war. Nun befand sich unter dieser Schaar von Frankreichs guten und tapfern Söhnen mancher, dessen Sache eben nicht das Denken war. Einer davon fand den Witz des Konsuls so köstlich, daß er ihn anderwärts wiederholen zu müssen glaubte. Dieß ging zu weit. Junot konnte etwas davon hören, und der Scherz hätte einen tragischen Ausgang nehmen können. Ich beschloß der Sache ein Ende zu machen und zog darüber meine Mutter zu Rathe. Sie hörte mich mit Aufmerksamkeit an, dann gab sie mir meine Instruktion und ich kehrte nach Malmaison zurück, wo wir damals einige Tage verweilten.

„Am folgenden Tage fand sich Junot, der damals Kommandant von Paris war und nicht alle Tage kommen konnte, nicht beim Mittagmahle ein; allein er stellte sich dazu am folgenden Tage ein, und mit ihm fehlte auch nicht der Herr Marquis von Carabas. Man befand sich damals gerade auf der Brücke, die in den Garten führt; der Konsul saß auf der Brustlehne. „Mein Freund,“ sagte ich zu Junot, „sobald wir das erste Mal auf Deine Güter *) gehen, mußt Du eine Sache nicht vergessen, die ganz und gar unentbehrlich ist in Deinem Gefolge; oder ich werde nicht mitgehen; Dieß sey Dir nur einstweilen vorausgesagt, und ich bin überzeugt, daß mir der General Recht geben wird.“ — „Und Was wäre Das?“ fragte der erste Konsul. — „Ein gestiefelter Kater als Vorläufer.“ — Alles lachte; aber ich werde in meinem Leben nicht die Gestalt des ersten Konsuls vergessen; sie war zum Malen. Ich fuhr mit großem Ernste fort. „Ich besitze noch ein Jonjon, das man mir als Kind geschenkt hat, wenn Du ein Modell brauchst, kannst Du es haben.“

„Man lachte noch mehr, und dabei blieb es diesen Tag. Aber mein Same war auf guten Boden gefallen und mußte Früchte tragen. Einige Tage später nach dem Diner befanden wir uns in der Galerie zur Seite des Salons; der obenerwähnte Witznachbeter des Konsuls fing wieder von dem Marquisate zu sprechen an. Ich sah nichts an als den Konsul; er wendete sich zu seinem Sosias und sagte ihm ganz trocken: „Wenn Sie thun und sprechen wollen wie ich, so suchen Sie sich besser Ihren Gegenstand aus. Mich däuchte, man könnte mich in andern Dingen nachahmen.“ Eine Viertelstunde darnach näherte er sich mir, nahm mich bei der Nase und kneipte mich, daß ich hätte schreien mögen: „Sie sind gescheidt, kleine Hexe (petite peste),“ sagte er, „aber boshaft. Seyen Sie es nicht mehr. Eine Frau verliert alle ihre Reize, wenn sie sich fürchten macht.“

*) Madame Junot meint: Dieß bloß scherzweise. Die Güter waren damals noch nicht so wie der goldene Regen in den Schoß der Generale Bonaparte's gefallen. A. d. R.

„Die Folge von dem Ganzen war, daß ich nicht mehr von dem Marquisate reden hörte. Meine Mutter, die mich über den Ausgang unsers Planes befragte und wahrscheinlich auch mehr Bosheit darein gelegt hatte als ich, lachte unendlich über die Wirkung, die es gemacht. „Ich war dessen sicher,“ sagte sie.“

Die folgende Laufbahn des gestiefelten Katers ist zu bekannt, und die Angelegenheiten und Verhältnisse der Familie Permon von zu wenig öffentlichem Interesse, als daß wir ihnen an dem Faden der Erzählung der Herzogin von Abrantes folgen könnten. Erst die räthselhafte Verhaftung des Generals Bonaparte unter der Schreckensregierung auf Betrieb seines Landsmanns, des Korsen und Konventsmitglieds, Salicetti, so wie das Geheimniß, das auf diesem Vorfalle ruht, nehmen wieder unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Bonaparte vermied in seinen Denkwürdigkeiten auf St. Helena davon zu sprechen; leicht begreiflich, wie die Verfasserin meint, weil er dann von seinen frühern Ansichten hätte reden und ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen müssen. Die Memoiren der Frau von Bourienne, die über mehrere ihrer Angaben in den vorliegenden Denkwürdigkeiten Berichtigung erhalten, behaupteten, Bonaparte sey nicht verhaftet und gefangen gehalten worden, da er den Ideen der Terroristen anhängig gewesen sey. Allein die Thatsache ist unleugbar; die Herzogin muß Dieß wissen; ihr Bruder, damals Sekretär bei Salicetti; Junot, späterhin ihr Gemahl, der vertrauteste Freund Bonaparte's bevor er noch sein Adjutant wurde, und Salicetti selbst, der nach dem Sturze der Schreckensregierung geächtet, durch die Familie Permon verborgen und von dem Schaffotte gerettet wurde, sprachen stets von Bonaparte's Verhaftung; letzterer suchte sich wegen des Antheiles, den er daran genommen, in den Augen seiner korsischen Freunde zu entschuldigen. Genug, der General wurde auf Betrieb Salicetti's von einem andern Korsen, dem Generaladjutanten Arena, verhaftet, und seine Papiere wurden in Beschlag genommen. Als sich Madame Permon durch ihren Sohn bei Salicetti für Bonaparte verwendete, gab der Volksrepräsentant zur Antwort: „Antworte der Bürgerin Permon, daß es mir Leid thut, ihren Wünschen nicht entsprechen zu können. Aber Du siehst selbst, daß es mir unmöglich ist. Die Berichte, die aus Corsica eingegangen sind, würden mir dieß Verfahren vorschreiben, wenn dieß nicht schon durch die Ereignisse von Genua geschehen wäre. Bist Du nicht meiner Meinung, Permon?“ — Sein Sekretär war es keineswegs. Wegen jakobinischer Ansichten konnte ihn Salicetti am wenigsten verhaften lassen; wegen des Gegentheils auch nicht, da Bonaparte früher während seines Aufenthalts in Corsica, wohin er sich im Frühjahre 1793, kurz bevor er die Belagerung von Toulon übernahm, begeben hatte, in einem Jakobinerklub öfters als einer der heftigsten Redner aufgetreten war. Zwar deutete Napoleon in seinen Denkwürdigkeiten darauf hin, daß man ihn in dieser Beziehung mit seinem Bruder Lucian verwechsle; allein Lucian war damals noch zu jung, und die Herzogin von Abrantes will aus sicherer Quelle wissen, daß Bonaparte wegen seiner heftigen Reden in Corsica von der gemäßigten Partei verfolgt nur als Matrose verkleidet in einem Boote ihren Nachstellungen habe entgehen können. Napoleon stand, wie Junot, auf vertrautem Fuße mit dem jüngern Robespierre, und war überhaupt als glühender Patriot bekannt. Der Meinung der Herzogin von Abrantes nach scheint zwischen Salicetti und Bonaparte die Eifersucht ins Spiel gekommen zu seyn; wahrscheinlich berührten sich ihre Neigungen in einem Gegenstande, und Bonaparte hatte ungeachtet seiner Jugend oder vielmehr eben wegen seiner Jugend das Glück, erhört zu werden, wofür sich der leidenschaftliche Corse rächte, indem er seinen Nebenbuhler als der Spionerie verdächtig ins Gefängniß brachte. Nach der Meinung Permons, seines Sekretärs, verdankte Bonaparte sein Leben einer Sache, der Niemand noch auf den Grund gesehen hat. Salicetti erhielt von Bonaparte einen Brief, der auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen schien. Die Papiere Bonaparte's waren in den Händen des Volksrepräsentanten, der sie mit Aufmerksamkeit durchlesen und dann mit sichtbarem Unwillen von sich gestoßen hatte; nun aber nach Empfang des Briefs nahm er sie noch einmal vor und las sie. Permon bot sich an, zu helfen, was Salicetti ablehnte. So viel ist jedenfalls gewiß, wäre Bonaparte nach Paris geführt und vor den Wohlfahrtsausschuß gestellt werden, so würde wahrscheinlich der Freund des jungen Robespierre bei Billaud-Varennes und Collot d'Herbois nicht mit dem Kopfe davon gekommen seyn.

„Als Bonaparte verhaftet worden war,“ so erzählt die Verfasserin in Bezug auf diese Geschichte weiter, „wollte Junot, der ihn zärtlich und mit ganzer Hingebung liebte, ihn entweder durch List oder Gewalt befreien. Die Hinrichtungen der Schreckenszeit hatten noch nicht aufgehört, und die lebhaftesten Besorgnisse wurden wach, sobald Jemand angeklagt war, mochte es auch seyn, weßhalb es wollte. Allein Bonaparte wies jede gewaltthätige Handlung zurück. „Ich bin unschuldig,“ sagte er, „und darf den Gesetzen vertrauen.“ Aus seinem Gefängnisse schrieb er an Junot folgenden Brief, der sicherlich von seiner eigenen Hand ist da er damals noch keinen Sekretär hatte:

„Ich erkenne Deine ganze Freundschaft, mein lieber Junot, in dem Vorschlage, den Du mir machst, und die meinige kennst Du schon langher; und ich hoffe, daß Du darauf zählest.

„Die Menschen können gegen mich ungerecht seyn, mein lieber Junot; allein es genügt, sich schuldlos zu wissen; mein Gewissen ist das Tribunal, vor welches ich mein Betragen stelle.

„Dieß Gewissen ist ruhig, wenn ich es frage; deßhalb unternimm nichts, Du würdest mir nur Verlegenheiten bereiten.

„Adieu, mein lieber Junot.

„Gruß und Freundschaft.

„Bonaparte.“

„Dieser Brief war die Antwort auf ich weiß nicht welche Vorschläge, die Junot in den ersten vier und zwanzig Stunden der Verhaftung des Generals durch einen Soldaten an ihn hatten gelangen lassen, und die nur in einem jungen überspannten Kopfe wie dem seinigen entspringen konnten.

„Es genüge über dieses räthselhafte Ereigniß hier nur noch anzuführen, was Bonaparte in seiner Vertheidigung an die Volksrepräsentanten durch Junots Hand schreiben ließ: „Einen Patrioten als verdächtig erklären,“ sagte er, „heißt ihm das Kostbarste rauben, was er besitzt: das Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger.“ Der Patriot also, nicht der Mensch, mußte es seyn, den man angriff.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Journal sucht eine Analogie zwischen dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs und dem des römischen Reiches kurz vor seinem Verfalle zu finden: „Alle Institutionen,“ bemerkt es, „alle öffentlichen Vergnügungen und Sitten bieten zwischen beiden Perioden eine auffallende Aehnlichkeit dar. Zur Zeit, wo das Christenthum auftrat, zog das Volk die blutigen Spiele des Circus dem Pompe der heidnischen Ceremonien vor, die seinem Heißhunger nach neuen Schauspielen nicht mehr genügen konnten. In unsern Tagen, wo fast Niemand mehr — einige alte Weiber und Kinder ausgenommen — sich vor den christlichen Altären einfindet, wo Racine und Corneille von den Romantikern den Spottnamen „alte Perrüken“ erhalten; wo unsre Landsleute nach dem Schauspielhause sich drängen, das in schauderhaften dramatischen Würggeschichten das menschliche Elend in seiner nacktesten Abscheulichkeit vorführt — in dieser Zeit, wo die Schriftsteller in ihrer Erschöpfung sich geistiger Diabolinis bedienen müssen, und vergebens nach dem Unerhörtesten und Neuesten haschen; wo dem abgestumpften Geschmack des Publikums nichts mehr zusagt, als die fürchterlichsten und übertriebensten Geburten einer überspannten Phantasie — in dieser Zeit finden wir uns in einem Zustande, der jenem des römischen Reiches ungemein ähnlich sieht, und wir wundern uns nicht im mindesten, wenn wir das Volk mit wahrer Manie einem Schauspiele zuströmen sehen, wo Löwen, Boa's, Känguru's, Schaguars und Elephanten auftreten.“ — Es dünkt uns, es ließen sich wohl auch noch höhere Vergleichungspunkte finden.

Nachrichten aus Calcutta vom 28 Mai zufolge hat das Benehmen des Radschah Rundschit Sing die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich gezogen. Die Eifersucht, welche der Fürst von Lahore gegen die Engländer hegte, zeigte sich kürzlich darin, daß er dem Kapitän Bim die Erlaubniß verweigerte, den Indus hinaufzufahren. Die englische Regierung scheint Kenntniß von Unterhandlungen zu haben, in welche Rundschit Sing mit Rußland getreten seyn soll. In Calcutta hat Dieß große Aufmerksamkeit erregt, und man vermuthet, daß die indische Armee während des kühlen Wetters Beschäftigung finden werde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 322. — 18 November 1831.

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Die Areoi waren eine Art wandernder Schauspielergesellschaft oder privilegirter Müßiggänger, die von Insel zu Insel, von Bezirk zu Bezirk zogen, pantomimische Vorstellungen gaben, und eine wahre moralische Seuche unter der Bevölkerung verbreiteten. Es waren grosse Vorbereitungen nöthig, bevor die Mareva oder Gesellschaft auszog. Schweine wurden geschlachtet, und dem Oro geopfert; eben so brachte man ihm eine Menge Pisang und Bananen und andere Früchte auf seinen Altären zum Opfer. Hiezu waren mehrere Wochen nöthig, während dessen man auch am Bord ihrer Kanoe zwei Maraen oder Tempel für Orotetefa und seinen Bruder, die Schutzgottheiten der Gesellschaft errichtete. Die Anwesenheit dieser Götter wurde gewöhnlich nur durch ein Symbol bezeichnet, durch einen Stein für jeden von dem Oro's-Tempel und durch einige rothe Federn von seinem Bilde. In diese Symbole, glaubte man, stiegen die Götter herab, wenn der Priester ein kurzes Ubu oder Gebet, vor Abfahrt der Flotte, darüber ausgesprochen. Die Anzahl dieser Genossenschaft, und die Größe von einigen ihrer Wanderzüge kann aus Cooks Zeugniß abgenommen werden, der bei einer solchen Gelegenheit zu Huaheine siebzig Kanoes mit Areoi gefüllt auslaufen sah.

Waren sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, so begaben sie sich nach dem Wohnsitze des Königs oder Häuptlings, und überreichten ihre Marotai oder Geschenke; eine gleiche Gabe wurde in den Tempeln an die Gottheiten geschickt, als dankbare Anerkennung für die ihnen verliehene glückliche Fahrt. Nun wurden die Vorbereitungen zu ihren öffentlichen Tänzen und Vorstellungen getroffen. Bei diesen Gelegenheiten erschienen sie meist ganz nackt, ihre Leiber waren mit Holzkohlen gefärbt, und ihre Gesichter mit der Mati, einer scharlachrothen Farbe. Manchmal trugen sie einen Gürtel von gelben Ti-Blättern, der den Federschürzen der Peruaner und anderer südamerikanischer Stämme glich. Zu andern Zeiten waren sie mit einer Weste von welken gelben Pisangblättern bekleidet, während ihre Köpfe mit den glänzendgelben und scharlachrothen Blättern der Hutu, oder Barringtonia, ausgepuzt waren; größtentheils aber waren sie völlig nackt.

Eine ihrer Vorstellungen hieß Upaupa, bei welcher sie in einem Kreise auf dem Boden saßen, und eine Sage oder einen Gesang zum Lobe einer ihrer Gottheiten, oder eines berühmten Areoi mit vereinten Stimmen absangen. Der Anführer der Gesellschaft stand in der Mitte des Kreises, und leitete die Aufführung durch eine Art Prolog ein; dann begannen die am Boden saßen unter einer Menge fantastischer Bewegungen ihren Gesang mit leiser und langsamer Stimme, die aber allmählich stieg und zunahm, bis daraus ein vollkommenes Geschrei von unverständlicher Schnelligkeit wurde. In gleichem Maße verdoppelten sich auch die Bewegungen der Arme und Hände, bis sie zur wildesten Grimasse geworden und darin fuhren sie fort, bis sie athemlos und erschöpft genöthigt waren, ihrer Vorstellung ein Ende zu machen.

Häufig unterhielten sie auch das Volk, indem sie Reden vortrugen, die sie mit allen erdenklichen Stellungen und Bewegungen begleiteten; dann wurden ihre Vorstellungen eine Art Schauspiel. Ohne Scheu wurden darin Priester und andere Leute lächerlich gemacht, und scherzhafte Anspielungen auf öffentliche Ereignisse an gelegenem Orte angebracht. Bei den Taupitis traten sie zuweilen als Ringer auf, niemals aber im Faustkampfe, durch den sie sich für erniedrigt gehalten haben würden. Indeß scheint Tanz ihr eigentliches und beliebtestes Spiel gewesen zu seyn. Stets führte ihr Oberhaupt dabei die Leitung. Mit Holzkohle geschwärzt und mit dem Mati-Scharlach gefärbt boten sie einen abscheulichen Anblick. Diese Tänze dauerten den größten Theil der Nacht hindurch, und wurden von Gesang, Flöte und Trommel begleitet. Mehrere Tage und Nächte lang wurden diese öffentlichen Darstellungen an einem und demselben Orte fortgesetzt, dann wurde das Upaupa hui, geschlossen, und die Gesellschaft wanderte nach einem andern Bezirk, wo dieselben Tänze, Gesänge und pantomimischen Vorstellungen wiederholt wurden.

In mehreren Bezirken der meisten Inseln waren für die Areoi, sowohl zu ihrer Bequemlichkeit als zu ihren Aufführungen, besondere dauerhaft gebaute, weitläufige und manchmal auf alle ersinnliche Weise geschmückte Gebäude errichtet. Manchmal fingen sie ihre Vorstellungen schon in den Kanoes an, indem sie sich dem Lande näherten. Dieß geschah vorzüglich, wenn sie den König der Insel oder einen vornehmen Häuptling an Bord ihrer Flotte hatten. Wenn eine dieser Gesellschaften auf solche Weise dem Ufer sich näherte, wobei ihre Flaggen im Winde wehten, ihre Flöten und Trommeln erklangen, und die Areoi unter Leitung ihres Führers

auf einer eigens dazu auf den Kanoes errichteten Bühne unter wilden Gliederverrenkungen, possenhaftem Gesichterschneiden, und mit bemalten Leibern auftraten, während ihre schreienden Gesänge mit Flöten und Trommeln gemischt durch das Klatschen der Wogen und das rasselnde Getöse der Brandung unterbrochen wurden, so mußte Dieß ein seltsam aus Posse und Erhabenheit gemischtes Schauspiel gegeben haben, von dem wir uns nicht leicht eine Vorstellung machen können.

Die oben angeführten Spiele bildeten die vornehmste Beschäftigung der Areoi und mit steter Wiederholung dieser oft höchst unsittlichen Vorstellungen brachten sie ihr Leben hin, von einem Häuptling zum andern ziehend, oder unter den verschiedenen Inseln umhersegelnd. Das gemeine Volk, das Feldbau trieb, machte sich wenig aus ihnen; bei den Häuptlingen und anderen dem Müßiggang und Vergnügen ergebenen Leuten aber standen sie in hoher Achtung; man bewirthete sie verschwenderisch, und Nichts schien zu kostbar, durch das man sich ihre Gefälligkeit erkaufen konnte. Hiedurch wurden oft höchst ungerechte und grausame Gewaltthätigkeiten gegen die armen Landleute veranlaßt. Wenn eine Gesellschaft von Areoi bei einem Häuptling angekommen war, und ihr Unterhalt, wie sich denken läßt, großen Aufwand erheischte, so schickte er gewöhnlich seine Diener in die zunächst gelegenen Pflanzungen, wo ohne Umstände geplündert und weggenommen wurde, was man brauchen konnte. Diese Räubereien wurden alle Tage wiederholt, so lange sich die Areoi in dem Bezirke aufhielten, und wenn sie weiter zogen, boten die Pflanzungen bloß noch ein Bild von Verwüstung dar, die von Seite des Häuptlings Dem, der sie veranlaßt hätte, eine furchtbare Rache zugezogen haben würde. *)

Es gab unter den Areoi bestimmte Rangabtheilungen, die sich durch die Art und Weise, wie sie tatauirt waren, unterschieden. Die erste und höchste Klasse hieß Avae parai, gemalte Beine; da ihr Bein vom Knie bis zum Fuße hinab, völlig schwarz gefärbt war. Die zweite Stufe nahmen die Otiore ein, deren Arme von den Fingern bis zur Schulter tatauirt waren. Die dritte Abtheilung wurde Harotea genannt; beide Seiten des Leibes von der Achselgrube an abwärts waren in dieser mit dem Tatau **) bezeichnet. Die vierte Klasse hieß Hua und hatte bloß zwei oder drei kleine Figuren auf jeder Schulter eingeätzt; die fünfte, Atoro genannt, trug auf der linken Seite einen schmalen tatauirten Streif. Jeder von der sechsten Klasse, die Ohemara hieß, trug auf jedem Knöchel einen kleinen Ring eingestochen. Im siebenten und letzten Range standen die Poo, worunter alle Novizen der Gesellschaft begriffen wurden. Man nannte sie auch Poo faarearaa, die lustig machende Abtheilung, weil sie den mühsamsten Theil der pantomimischen Darstellungen und Tänze zu besorgen hatte; die vornehmeren Areoi, obgleich sie mit Kohle und Scharlachfarbe übertüncht waren, gaben sich nicht sonderliche Mühe, sich zum allgemeinen Vergnügen abzumühen. Zu diesen sieben Rangstufen kam noch eine gute Anzahl von andern Individuen beiderlei Geschlechts, die sich dieser zügellosen Strolchenbrüderschaft anschlossen, für Zubereitung ihrer Nahrung und Kleidung sorgten, und auf den Reisen sie bedienten, um ihre Spiele mit ansehen, oder an ihren Gelagen Theil nehmen zu dürfen. Man nannte diese Fanaunau, weil sie ihre Kinder umzubringen nicht gehalten waren, wozu sich die eigentlichen Areoi bei ihrer Aufnahme verbindlich machen mußten.

Obgleich jeder Art sinnlicher Ausschweifung ergeben, hatte jeder Areoi doch sein Weib, das gleichfalls als Mitglied der Gesellschaft betrachtet wurde, und so eifersüchtig waren die Männer in dieser Beziehung, daß nicht selten Buhlschaft mit der Frau eines Areoi an dem Frevler mit dem Tod bestraft wurde, er mochte nun der Gesellschaft angehören oder nicht.

Diese wandernde Brüderschaft wurde von den Häuptlingen des Landes, so seltsam Dieß auch scheinen mag, in hohen Ehren gehalten; die Vorsteher der Gesellschaft, wahre Ungeheuer in jeder Art von Ausschweifung, wurden als übermenschliche Wesen betrachtet, und genossen dem zu Folge der tiefsten Verehrung. Uebrigens stand die Brüderschaft nicht bloß einem besondern Range der Bevölkerung zur Aufnahme offen, sie bestand vielmehr aus Leuten von jedem Stande. Die Aufnahme aber war mit einer Menge Ceremonien verbunden, dann folgte ein langes Noviziat und nur langsam rückte man in den höhern Rang der Gesellschaft vor. Man hielt dafür, daß Jeder, der sich dazu meldete, von einer Gottheit zu diesem Entschlusse angetrieben werde. Wenn Jemand aufgenommen zu werden wünschte, so erschien er bei einer öffentlichen Vorstellung der Areoi in einer Art wahnsinnigen Aufzuges. Gewöhnlich trug er dann eine Schürze von gelben Pisangblättern um seine Lenden; sein Gesicht war scharlachroth gefärbt, seine Stirne mit einem Kranz seltsam geflochtener Kokosnußblätter bedeckt; sein Haar mit duftigem Oele gesalbt, und mit einer Menge wohlriechender Blumen aufgeputzt. So geschmückt und entstellt rannte er durch die versammelte Volksmenge einige Mal um das Haus, wo die Vorstellungen gegeben wurden, sprang dann mitten in den Kreis der Areoi und mischte sich mit den Gebärden eines wilden Wahnsinns unter den Tanz oder die Pantomime, und verweilte dabei bis zu ihrem Schlusse. Dieß wurde als die Willenserklärung der Gesellschaft einverleibt zu werden, angesehen; hielt man den Gemeldeten für würdig, so wurde er einem der vornehmsten Areoi als Diener beigegeben.

(Schluß folgt.)

Der Brand von Pera.

(Schluß.)

Das einzige Haus, das den Flammen wirklich entging, war die britische Kanzlei. Es hatte eine gewölbte Kammer, die aus gebrannten und behauenen Steinen durcheinander gebaut, und mit eisernen Fensterstöcken versehen ist; diese verstopfte das Dienstpersonal eilig mit Lehm, als das Feuer heranprasselte und rannte dann über Hals und Kopf davon. Am folgenden Tag stand dieß Gewölbe noch, aber da es rothglühend geworden war, so fürchtete man nicht ohne Grund, die Papiere möchten wie die herkulanischen Manuskripte

*) Eine ähnliche Art seine Gäste mit Lebensmitteln zu versorgen, werden sich unsere Leser aus dem russischen Gilblas, bei Gelegenheit des großen Festgelages des Herrn von Gologordewski erinnern.
Anm. d. R.

**) Tatau nicht tätowiren oder tätuiren nennen die Eingebornen die Sitte, sich verschiedene Figuren auf die Haut einzustechen. Es gab eigene Meister in dieser Kunst, die Tahua hießen.

verkohlt worden seyn. Mehrere Tage lang wagte man es nicht, die Thüren zu öffnen, weil man besorgte, die eindringende Luft möchte die höchst entzündbaren Stoffe darin zur Flamme anfachen; endlich aber öffnete man denn doch und fand Alles unversehrt. Neben der Kanzlei war ein großes und festes Gebäude, das sein frommer Gründer unter einen Gewahrsam gestellt hatte, der mehr Sicherheit zu versprechen schien, als alle steinernen Gewölbe und eisernen Läden. Man las über der Thüre auf einer marmornen Tafel folgende Inschrift: Mariae et Josepho Protectoribus hanc Domum et omnia Sua credidit Fredericus Chiricho. A. D. 1708. Ungeachtet dieser klugen Vorsicht brannte das Haus bis auf den Grund nieder, und nichts blieb davon stehen, als die Frontmauer mit der Marmortafel daran.

Die Spuren von den frühern Straßen in Pera wurden so vollkommen verwischt, daß die meisten Menschen sich nicht mehr unter den Trümmern zurecht finden konnten. Nicht so wie in andern europäischen Ländern, wo bei einer Feuersbrunst zwar die Dächer einstürzen und ein Theil des Hauses verzehrt wird, aber doch noch die Seitenwände stehen bleiben, um die Straßenrichtung zu bezeichnen, wurde hier Alles bis auf den Grund vom Feuer verzehrt, und der Boden liegt bis auf einige Unebenheiten wie ein nacktes Flachland da. Ein Engländer, der nur kurze Zeit in Pera verweilt hatte und in Geschäften nach Odessa verreist war, kam ungefähr vierzehn Tage nach dem Brande zurück. Als er zu Tophana gelandet war, nahm er seinen Reisesack und stieg nach Josephinas Locuda in der Perastraße hinauf, wo er gewohnt hatte. Ohne etwas von dem Feuer gehört zu haben, nahm er seinen Weg nach dem Orte, wo seine Wohnung gelegen war; fand aber Nichts als einen offenen Raum mit einigem Schutte bedeckt. In der Meinung sich verirrt zu haben, kehrte er zu einem Freunde in Galata zurück, wo er erst die Nachricht von dem Unglücke vernahm.

Es wird sich vielleicht hier die Frage aufdringen: gibt es denn hier, wo fast jedes Jahr so viele Menschenleben und so viel Eigenthum durch Feuersbrünste zu Grunde gehen, keine Löschanstalten? Zur Antwort hierauf diene, daß hier ein zahlreiches Korps von Löschmännern, Trompadschis genannt, besteht, die thätigsten und geschicktesten Leute dieser Art von der Welt. Man sieht sie bis auf die Hüften nackt und ein kupfernes Becken auf den Kopf gestürzt mit ihren Feuerspritzen in die brennenden Straßen vordringen, wo sie mit einer Unerschrockenheit, Geschicklichkeit und Körperkraft arbeiten, die ihres Gleichen sucht. Ich sah einmal eine Anzahl derselben ihre Schläuche von einem brennenden Hause aus auf ein anderes richten, das sie zu retten sich vorgenommen hatten, während eine andere Abtheilung von ihnen auf sie Ströme von Wasser aus ihren Feuerspritzen goß, um sie mitten unter den Flammen naß zu erhalten. Wenn diese Leute einer guten Leitung unterworfen wären, müßten sie die besten Dienste von der Welt leisten; so aber ist nur ihr eigener Wille oder Eifer ihr Gesetz. Müßig sieht man sie ihre nackten Arme übereinander geschlagen auf ihren Spritzen, deren Röhren mit Blumen aufgeputzt sind, sitzen, und wenn man ihnen kein Geld bietet, so werden sie gelassen mitten im Feuer bleiben, ohne eine Hand zu rühren. Ich sah einmal einen Mann, der äußerst besorgt war, sein Haus zu retten, alle Bitten umsonst verschwenden, um ihre Spritzen in Bewegung zu setzen. Gefühllos und unbeugsam hörten sie ihn an; endlich flüsterte Einer ihm Etwas ins Ohr, worauf er eben so erwiederte, und nun stürzten sie sich mit einer Art von Wuth ins Feuer und dämpften es in kurzer Zeit. Der Mann hatte ihnen zehntausend Piaster versprochen. Man glaubt, wären ähnliche Versprechungen bei dem letzten Brande gemacht worden, so hätten alle Gesandtschaftspaläste gerettet werden können; aber unglücklicherweise befand sich Niemand in Pera, der den Trompadschis Zusicherungen geben konnte, und so zeigten sie sich nicht geneigt, nur einen Löffel voll Wasser zur Rettung der fränkischen Paläste zu verschwenden. Ueberhaupt hält man dafür, daß die Türken nicht ungern die Zerstörung des fränkischen Eigenthums sahen. Man sah keinen Türken eine Hand rühren, um zur Löschung des Feuers beizutragen. Der Seraskier und Effendi von Galata, als Amtspersonen, sahen ganz gelassen dem Brande zu und ritten mit großer Gemüthsruhe umher. In dem englischen Palaste angekommen, sahen sie den Garten im Brand und entfernten sich sogleich wieder. Dann besuchten sie noch mehrere Frankenhäuser in der Perastraße, wo sie sich niederließen, Kaffee tranken und Tabak rauchten, bis das Feuer sie austrieb und keine Bitte der Eigenthümer konnte sie bewegen, den Trompadschi's die Anwendung ihrer Löschgeräthe zu gebieten.

Durch die Griechen und Jonier, die früher Seeräuberei getrieben und seit dem Ende der griechischen Revolution zahlreich in Pera und andern Städten des Reiches sich aufhalten, wurden viele Plünderungen verübt.*) Indeß kamen doch auch Beispiele von edler Uneigennützigkeit vor. Ein Freund von mir gab einem Hummal eine Kasse, die mit Geld und andern Sachen von Werth angefüllt war, der Türke verschwand damit. Nach vielen fruchtlosen Nachforschungen gab er schon seine Sachen verloren, als einige Tage darauf ein Türke ihn auf der Straße anhielt und nach einem Hause führte, wo er ihm seine Kasse zeigte; er sey durch das Gedränge von seiner Seite gerissen worden, sagte der ehrliche Mann, und habe schon einige Tage ihn gesucht.

Der Anblick, den Pera gegenwärtig bietet, ist über alle Beschreibung traurig. Es ist kaum zu hoffen, daß die prächtige Perastraße jemals wieder in ihrer frühern Schönheit sich erheben werde, und wahrscheinlich wird sie künftig nur aus hölzernen Häusern bestehen, die man zwischen den Ruinen der steinernen Gebäude anlegen wird.

*) Siehe Ausland S. 1146.

Die britische Nationalunion.

Nirgends wohl erscheint die wahre politische Kraft eines Volks in so unzweideutigem Lichte, als wo sie hervortritt den Kampf zu beginnen gegen das alte Unrecht vieljähriger Unterdrückung, gegen die Waffe der Gewalt und gegen Anmaßung, Herrschsucht und Egoismus einzelner Geschlechter, um von ihnen die verjährende Rechte des Menschen zurückzufordern. Wo das Volk lange in Unmündigkeit erhalten durch einen plötzlichen Anstoß zum Bewußtseyn seiner Kraft erwacht, wird es die ergriffenen Waffen wie ein Kind gebrauchen, zum Schaden Anderer und zu seinem eigenen; es wird zerbrechen und zertrümmern, was ihm kurz vorher noch ein erfreuliches Spielzeug war; wo aber eine Nation nicht bloß in dem Staate aufgewachsen, sondern auch mit ihm groß geworden ist; wo eine Nation durch eine vieljährige politische Erziehung in der Schule der öffentlichen Angelegenheiten herangebildet in allen ihren Gliedern des Staatszweckes mehr oder minder lebendig sich bewußt geworden; da werden einze-

schlichene Mißbräuche — Unkraut, das in dem sorgfältigst angelegten Garten bei vernachlässigter Aufsicht leicht sich einnistet — zwar nicht durch Kanonendonner und Hagel von Pflastersteinen ausgemerzt, aber durch die Gedankeneinheit Aller überwältigt. Es ist ein erhabener Anblick, ein tapferes Volk sich den Speer in die Brust drücken zu sehen, um der Freiheit eine Gasse zu bahnen; es dünkt uns aber nicht minder groß und der Menschheit würdig, durch die Kraft des Geistes und der Gesetze, Fesseln wie von einem himmlischen Strahl berührt, abfallen zu sehen.

England bietet in diesem Augenblicke das Schauspiel eines solchen geistigen Widerstandes. Der scheinbare und von der europäischen Aristokratie etwas zu früh gefeierte Sieg des Oberhauses über das im ganzen Volke lebendig gewordene Gefühl eines Reformbedürfnisses hat die britische Nation herausgefordert, ihre Wünsche noch energischer auszusprechen. England hat sich in wenigen Tagen mit politischen Unionen bedeckt, und eine Masse des Willens und Gedankens aufgestellt, die in dichtgeschlossenen Gliedern mit gemessenem, aber unaufhaltsamem Schritte vorrückend, den Pygmäenphalanx einer egoistischen Oligarchie vor sich herschieben oder spurlos zermalmen wird. Nach dem Vorbilde der Birminghamer Union wurde auch zu London am 31 Oktober eine Volksversammlung gehalten, um einen Verein in noch größerm Maßstabe zu bilden — eine allgemeine Nationalunion. Der Saal der Kron- und Ankertaverne war als Versammlungsort bestimmt worden. Da aber der weite Raum die hinzuströmende Menge nicht fassen konnte, so wurde die in und außer dem Hause versammelte Volksmasse nach dem freien Platze von Lincolns-Inn beschieden, wo die Redner von dem Balkone des Green-Hotels zur Versammlung sprechen wollten. Die Eigenthümer dieses Hotels weigerten sich jedoch, es zu öffnen, und so wurde Anfangs eine Miethkutsche, dann aber ein anderes Haus dieses Platzes zur Rednerbühne erkoren. Gegen zwei Uhr erschien endlich Sir Francis Burdett, begleitet von dem Obersten Evans, dem Obersten Jones, den Herren Hume, Thelwall, Fox und einer dichten Schaar von Gentlemen, die sich durch das Gedränge von mehr als zehntausend Menschen hindurcharbeiteten, um die Versammlung zu eröffnen. Was dieser ein besonderes Gewicht gab, war die Anwesenheit des Repräsentanten von Westminster, Sir Francis Burdett, eines der besten Redner im Unterhause, eines Mannes, dessen Popularität eben so unermeßlich als sein fleckenloser Charakter von Freunden und Gegnern gleich geachtet ist. Außerdem wurde auch bemerkt, daß diese wichtige Versammlung sich hauptsächlich aus den angesehensten Bürgern des Mittelstandes gebildet hatte, und nur wenige Handwerksleute aus der niedern Volksklasse erblicken ließ. Der Repräsentant von Westminster, der den Vorsitz der Versammlung führte, begann mit einer eben so launigen als geistvollen Rede, worin er sagte: „Der Zweck der gegenwärtigen Zusammenkunft sey die Berathung über die dienlichsten Mittel, den Erfolg der Parlamentsreform zu sichern. Unter diesen Mitteln scheine keines so wirksam und ausführbar, als eine große Nationalunion, die allein zum Zwecke habe, eine gute Regierung und die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese Versammlung habe daher keine andere Absicht, als alle guten Bürger und Vaterlandsfreunde zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen, um das große Ziel zu erreichen, ohne das weder eine gute Regierung, noch eine dauerhafte gesellschaftliche Ordnung bestehen könne — nämlich eine volle und wahre Vertretung des Volkes im Unterhause. (Hört! Hört!) Er sage, eine Nationalunion und spreche vom Volke überhaupt, da er keinen Unterschied der Stände, in sofern es politische Rechte betreffe, anerkennen könne, und hier sey nur Ein Stand — die Nation; nur Eine Gewalt — die Regierung — die das allgemeine Wohl der Nation zu fördern; und kein anderes Recht, weder ein bürgerliches noch politisches, das die Konstitution verleihe, als dasjenige, welches das Heil der Nation zum Ziele habe. (Beifall.) Unsre Feinde," fuhr er fort, „können nur durch Festigkeit und Einigkeit besiegt werden; und besiegt werden sie werden und noch dazu nachdrücklich und bald. Wie, der patriotische Souverän selbst, der sich unsrer Wohlfahrt geweiht, unterstützt die Sache seines Volks, eine große Majorität im Hause der Gemeinen hatte sich so bestimmt über einen ausgedehnten Reformplan ausgesprochen, während die öffentliche Meinung laut dafür sich erklärte, hätte man da wohl nur einen Augenblick glauben können, daß eine Faktion, die ich lange zuvor schon als die boroughmäklerische gebrandmarkt hatte, darauf bestehen sollte, das Volk seiner konstitutionellen Rechte zu berauben? (Hört!) Fühlte man denn nicht, daß diese Faktion nur auf Kosten des Volkes bestand; daß sie eine monströse politische Anomalie in unsrer Konstitution bildete, indem sie allein über dem Gesetze und unter der Kontrole des Volkes stehen wollte? (Hört!) Fühlte man denn nicht, daß es eine Faktion war, die durch lang angewöhnte Ordnung — oder um es besser zu sagen durch eine grobe Unordnung — in so geiler Fruchtbarkeit emporgewuchert war, daß es selbst einem wahrhaft aus der Volkswahl hervorgegangenen Unterhause schwer wurde, gegen sie anzukämpfen? In der That, ich weiß nicht, wie ich diese Menschen beschreiben soll. Da ich nicht sonderlich in der Schädellehre bewandert bin, so weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen, was für Organe an ihren Schädeln hervorragen; nur so viel möchte ich versichern, daß die Buckeln der Beobachtung oder des Nachdenkens nicht daran zu finden seyn dürften; vielmehr fühle ich mich sehr geneigt zu glauben, daß ihre Cranien innerlich und äußerlich so gegen jeden Eindruck verpanzert sind, daß man sie nicht eher fühlen lehren wird, als bis ihnen die Köpfe gebrochen werden." (Hört und Gelächter.) — Nachdem Sir Francis noch dem Betragen des Herzogs von Norfolk und des Marquis von Cleveland, die beide Boroughseigenthümer, der letztere im Betrage von einer halben Million Pf. St., so edelmüthig ihre Privatinteressen dem öffentlichen Wohle geopfert, das gebührende Lob ertheilt, schließt er mit der Bemerkung, daß der unmittelbare Gegenstand der heutigen Versammlung ganz einfach darin bestehe, „die Nutzbarkeit eines wohl organisirten und umfassenden Volksvereins" auszusprechen; die einzelnen Theile des Planes sollten bei einer andern geeignetern Gelegenheit besprochen werden.]

(Schluß folgt.)

Die unbekannte Sprache.

Seit einiger Zeit treibt sich in Schottland eine Miß Campbell herum, die einen eigenen Glauben predigt und unter Anderem auch behauptet, wie die ersten Apostel die Gabe der Zungen erhalten zu haben. Indeß ist in der Sprachmeisterschaft unserer Miß Campbell nur der Unterschied von der apostolischen Polyglottie, daß ihr Rothwälsch nur von ihr und ihren Anhängern verstanden wird. Diese Ketzerei, die eine Zeit lang an den Ufern des Tweed blühte, ist nun mit einem Sprung nach London gekommen, wo sie jüngst an einem Sonntage in der schottischen Nationalkirche zu folgender Szene Veranlassung gab. Hier predigte nämlich Morgens ein Geistlicher Herr Irving über diese wunderbare Zungengabe, an die er zu glauben schien. Mitten in seiner Predigt wurde er unterbrochen durch die Ausbrüche einer Miß Hall, die sich von einer plötzlichen höhern Eingebung ergriffen fühlte; man mußte sie in die Sakristei führen, wo sie nicht mehr an sich halten konnte und eine Zeit lang in der unbekannten Sprache redete zu großem Erstaunen aller Anwesenden. Der würdige Geistliche predigte Nachmittags über denselben Gegenstand und sprach seinen Zweifel aus, ob er des Morgens Recht gethan habe, die Ausübung der Zungengabe in der Kirche zu verhindern, indem er die Sprecherin nach der Sakristei verwies. Hier erhob sich ein Herr Taylor, ein Schullehrer, (!) der eine Lehranstalt in Castlestreet hält, von seinem Sitze und begann eine gewaltige Rede in der unbekannten Sprache. Die Verwirrung, die daraus unter der Versammlung entstand, war größer als die seines Kopfes und seines Rothwälsches. Die ganze Gemeinde sprang von einem innern Entsetzen ergriffen von ihren Sitzen auf; einige Frauen kreischten laut, andere rannten nach der Thüre. Die hintersten glaubten, die Kirche wolle einstürzen, andere, es sey eine Mordthat geschehen oder auf der Emporkirche der Versuch dazu gemacht worden. Die Kirche war zu beiden Zeiten dieses Tages übervoll und die Verwirrung dadurch um so größer. „Es war aber auch, sagt hiebei eine kleine englische Zeitung, in dieser seltsamen, unirdischen und ungewöhnlichen Kraft der Stimme genug, was das härteste Herz erschüttern konnte." Ein großer Theil der Versammlung stand um besser zu sehen auf den Stühlen, der Prediger mit ausgebreiteten Armen auf der Kanzel und bat von Zeit zu Zeit um Stillschweigen, während der wahnsinnige Schulmeister wie ein Besessener schrie und tobte. Endlich erschöpft setzte er sich nieder, und der Hochwürdige hielt den Gottesdienst zu Ende. Späterhin ließ Herr Irving bekannt machen, er und die neuen Propheten wollten in seinem Hause eine Disputation halten, wobei jedoch nur solche Personen, die sich von der Gabe ihrer Prophezeihung überzeugen wollten, zugelassen, Vorwitzige und Spötter aber gebeten werden sollten, zu Hause zu bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 323. 19 November 1831.

Spanien, wie es ist.

I. Spaniens physische Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Jahrbücher Spaniens bewahren viele Beispiele von einer solchen Dürre und ihrer tödtlichen Wirkung auf vegetabilisches und animalisches Leben auf. Auf dem hochgelegenen Becken, in welchem die Hauptstadt des Landes erbaut ist, steigt die Hitze des Sommers so sehr, daß ein spanisches Sprüchwort sagt: „Madrid hat neun Monate Winter, und drei Monate Hölle." (nueve meses d'invierno y tres d'infierno.) Die Regierung hat indeß in ihrer Weisheit nicht versäumt, der Natur in dieser gewaltigen Wirkung dergestalt nachzuhelfen, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß für den größern Theil der Bewohner der Hauptstadt das ganze Jahr aus zwölf Monaten Hölle besteht! Viele Berge Spaniens, die sich über die Schneelinie in diesem Lande erheben, sind auf ihren Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckt; während die hochgelegenen und unbeschirmten Ebenen des Innern im Winter von eisigen Winden durchstrichen, und im Sommer von einer heißen und nie umwölkten Sonne versengt werden. Dieß rührt vorzüglich von dem Mangel an Holz her, womit Spanien kärglicher versehen ist als irgend ein anderes Land Europa's. Von Bayonne bis Cadiz ist kein einziger Wald zu sehen, und einige kleine Strecken in Biscaya und die Lustwälder und Baumgänge in Aranjuez, so wie einige Thäler oder vielmehr Schluchten von Andalusien ausgenommen, die mit ziemlich dicken Bäumen ausgefüllt sind, bietet das übrige Königreich in dieser Richtung den Anblick einer weißlich dürren Kahlheit, die das Auge ermüdet und die Seele in trübe Stimmung versetzt. Die Berge von Vegetation entblößt, ziehen keine Feuchtigkeit an, die zur Nahrung der Pflanzenwelt in den Thälern und Ebenen nöthig wäre; die Flüsse sind, wie gesagt, auf dem größten Theil ihres reißend-schnellen Laufes unbeträchtlich; und da deßhalb die niedriger gelegenen Landstriche gleichfalls völlig nackt und schattenlos, so wie die höhern Gegenden den heftigsten Witterungsabsprüngen unterworfen sind, so entstehn dadurch jene schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, die sich eben so nachtheilig für die Fruchtbarkeit des Bodens als für die Gesundheit seiner Bewohner erweisen. Indeß darf man darum nicht glauben, daß diese Nacktheit des Bodens einzig seiner Unfruchtbarkeit zugeschrieben werden muß, oder daß die Bäume durchaus unter diesem Himmelsstriche nicht fortkommen. Valencia mit seinen üppigen Waldungen und Saatfeldern beweist, daß Spanien auch hierin mit allen Ländern Europa's wetteifern, oder vielleicht gar sie überbieten könnte. Allein das Volk hat im Allgemeinen ein tief eingewurzeltes Vorurtheil gegen Bäume, die ohne Gnade umgehauen oder sonst vernichtet werden, ehe sie noch eine gewisse Höhe erreicht haben; und diese seltsame Baumfrevlerwuth ist in Mittelspanien so groß, daß die größte Wachsamkeit und die strengsten Gesetze kaum hinreichen, die Wälder und Alleen von Aranjuez vor zerstörenden Händen zu sichern.

Spanien hat einen Reichthum von mannichfaltigen Produkten. Seine Gold- und Silberbergwerke, die den Alten ihre Schätze lieferten, sind freilich, mit Ausnahme derer von Guadalcanal, *) erschöpft, oder verlassen worden, allein Eisen von vorzüglicher Güte, Blei, Zinn, Kupfer, Quecksilber und fast alle Arten werthvoller Metalle finden sich in den verschiedenen Theilen der Halbinsel. Kohlen- **) und Salzbergwerke werden in beiden Asturien, Aragon und in der Mancha bearbeitet, aber keineswegs in dem Umfange, als es unter einer besseren Regierung und einem vernünftigeren Systeme geschehen würde; kostbare Steine werden an verschiedenen Orten des Königreiches gefunden; Granit, Jaspis, Alabaster und Marmorblöcke von der größten Schönheit und Mannichfaltigkeit können fast aus jedem Berge gewonnen werden.

Die meisten Provinzen bringen Weizen von der vorzüglichsten Güte hervor, und Jeder, der spanisches Brod gekostet hat, wird seine Vortrefflichkeit loben. In einigen Provinzen aber wird nicht soviel gebaut, als zum eigenen Bedarfe hinreicht; der Mangel hierin wird durch Einfuhr oder den Ueberfluß der benachbarten Provinzen ausgeglichen. Der Weinstock ist in wuchernder Fülle über ganz Spanien ausgebreitet; und von dem reichen Ertrag der Weinlesen an den Küstenstrichen werden große Ladungen in alle Theile der Welt versendet. „Die besten und edelsten Weine aber," sagt der

*) Spanischer Flecken in der Provinz Estremadura.

**) Ein Kohlenlager wurde unlängst nahe bei Sevilla einen Büchsenschuß weit von dem Guadalquivir entdeckt, allein man baute sie nicht an, der Menge des Schwefels wegen, die es enthielt. Dieß werthvolle Mineral wird in großem Ueberflusse in Catalonien gefunden, wo es mehrere Gruben gibt, von denen sich die reichsten zu Montanola, im Herzogthume Vique befinden. Allein keine derselben wurde bis jetzt noch in einer Art bearbeitet, die der Rede werth wäre. Minen von derselben Art finden sich auch in Arragonien, namentlich in den Thälern der Pyrenäen. Faure a. a. O.

Verfasser des Werkes: Ein Jahr in Spanien, „findet man in den hochgelegenen und dürren Gegenden des Innern; obgleich man daraus bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen des Landes kaum die Transportkosten erlösen würde; sie werden deßhalb größtentheils an Ort und Stelle verzehrt, wo sie gewachsen sind.“ Die Richtigkeit dieser Angabe mag indeß in Zweifel gezogen werden; denn mit Ausnahme des Gewächses von Valdepeñas, dessen ausgezeichnete Güte allgemein bekannt ist, weiß man von keinen andern Weinen Spaniens, denen ein Kennergaumen den Vorzug über den Traubensaft von Xeres, Rota, Malaga, Alicante und Malvoisie einräumen würde. Die übrigen Haupterzeugnisse des Bodens sind Haber, Gerste, Mais, Reiß, Oel, Honig, Zucker, Hanf, Flachs, Esparto eine dem Lande eigenthümliche Art Rietgras, Kork, Baumwolle, Seide, Sumach und Barilla oder Potaschenkraut, der Wolle gar nicht zu erwähnen, deren Vortrefflichkeit allgemein bekannt ist. Die Waldungen, von denen einige der höhern Berge bedeckt sind, wohin die schon erwähnte Baumfrevlerwuth des Volkes nicht reichen konnte, liefern die Holzkohle, die das vorzüglichste Brennmaterial des Landes bildet, deßgleichen Schiffbauholz. Blumen und Arzneikräuter wachsen wild an allen Bergen und erfüllen zur Nachtzeit die Luft mit einem Gewölk von Wohlgerüchen. Kein Land übertrifft außerdem Spanien an Reichthum und Mannichfaltigkeit der köstlichsten Baumfrüchte. Neben den verschiedenen Arten derselben, die dem gemäßigten Himmelsstriche angehören, findet man viele, die ihre Heimath in den Tropenländern haben, und neben den Feigen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien und Citronen finden Datteln, Pisang und Bananen in einigen Theilen der Halbinsel ihren heimathlichen Boden und Himmel wieder. Ein französischer Schriftsteller, in Staunen gesetzt über diese Fülle der Bodenerzeugnisse, hat daher versucht zu beweisen, daß die verschiedenen Gegenden Spaniens in Betreff auf Klima und Produkte den ihnen gegenüberliegenden Ländern der Erde analog entsprechen; so hat er Biscaya, beide Asturien und Gallizien mit den benachbarten Länderstrichen Europa's — Portugal dem ihm ähnlichen Amerika — Andalusien der gegenüberliegenden Küste Afrika's, und Valencia den gleichköstlichen Gegenden des Morgenlandes verglichen. Doch die Reichthümer Spaniens sind nicht bloß auf seine Bodenerzeugnisse beschränkt; das atlantische und mittelländische Meer, die eine fast gleich große Küstenstrecke der Halbinsel bespülen, liefern einen Ueberfluß von Fischen und bilden den natürlichen Verbindungsweg fast aller Gegenden des Landes mit allen Theilen der Welt. Mit einem Worte, die Natur scheint ihre Güte erschöpft zu haben, das Land zu beglücken, und hätten nicht die undankbaren Menschen in ihrer nur allzu erfolgreichen Verkehrtheit Alles aufgeboten, den verliehenen Wohlthaten entgegen zu arbeiten, so müßte Spanien, anstatt jetzt das ärmste und am tiefsten gesunkene Land zu seyn, als das reichste, glücklichste und fruchtbarste von Europa gepriesen werden.

Unter den Thieren, welche Spanien erzeugt, verdienen vorzüglich seine Pferde eine Erwähnung. Als die Araber in Besitz des Landes waren, verpflanzten sie dahin ihre edelsten Pferderacen und obgleich diese, wie alle andern Dinge, jetzt ausgeartet sind, so tragen sie doch noch unverkennbare Spuren ihrer edlen Abkunft. „Die Pferde, die man gegenwärtig noch in Spanien und besonders in Andalusien sieht, sind offenbar von arabischem Stamme, und übertreffen die englischen weit an Schönheit, Anmuth und Gelehrigkeit,“ sagt der junge Amerikaner in seinem Jahre in Spanien. „In Andalusien, fügt Dr. Faure hinzu, scheinen die Racepferde die Granden des Landes nachzuahmen, indem sie ihr Leben in einer entnervenden Unthätigkeit zubringen, und wenn sie nicht gebraucht werden, um unter dem Fenster einer Schönen Liebesparade zu machen, so haben sie nur noch das einzige Verdienst, ihre verführerische Form, auf den öffentlichen Plätzen oder Spaziergängen zur Schau zu tragen; schwere Arbeit ist nicht für sie gemacht, und wehe Dem, der sich in den Tagen der Gefahr auf ihre Ausdauer verlassen wollte.“ —

Die übrigen Hausthiere bestehen aus Eseln, Maulthieren, Hornvieh, Schweinen in zahlloser Menge, Schafen, die man millionenweise zählt. Auch an wilden Thieren ist kein Mangel; Bären, Füchse, Wölfe, Eber befinden sich jetzt im ungestörten Besitze von Gegenden, die durch die spanische Faulheit verwildert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Civilbaukunst in England.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Gärten aus den Zeiten der Elisabeth sind leider den Verwüstungen dieser raschen Neuerer entgangen. Die von Lievens in Westmoreland und die von Haddonhall in Derbyshire sind die noch am besten erhaltenen Exemplare, die wir aus jener Zeit kennen; und da auch die dazu gehörigen Wohngebäude noch aus jenen Tagen herrühren, und die damaligen Geräthschaften durch den guten Geschmack ihrer Besitzer durchaus beibehalten worden sind, so fühlt man sich unwiderstehlich in das Jahrhundert der Königin Beß zurückversetzt, wenn man zwischen den geschniegelten Blumenbeeten und unter den geräumigen Baumgängen hinwandelt, jeden Augenblick gewärtig, die jungfräuliche Königin mit ihrem Gefolge von ritterlichen Hofleuten und stattlichen Damen hinter einer der dicken Taxushecken hervorkommen, oder in einem ehrwürdigen Bankettsaale einen Galliard (ein muntrer Tanz jener Zeit) aufführen zu sehen.

Die Gartenkunst kam mit den schon erwähnten Veränderungen, die der italienische Baustyl in der bürgerlichen Architektur bewirkte, aus Italien. „Es war Sir John Danvers aus Chelsea,“ sagt Aubrey, der uns zuerst die italienischen Gärten anlegen lehrte. „Er war lange in Italien und Frankreich gereist und hatte gute Beobachtungen angestellt. Er hatte eine feine Phantasie, die er besonders in Gärten und Gebäuden sehen ließ. Die Gärten zu Lavington in Wilts, und eben so zu Chelsea sind Denkmäler seiner Geschicklichkeit. Er war der innigste Freund und Günstling des Lordkanzlers Bacon, der großes Vergnügen fand an den zierlichen Gärten von Chelsea. Der Garten zu Wilton war der dritte dieser Art, der nach italienischem Geschmacke angelegt wurde.“ Lord Bacon selbst hat in seinen „Versuchen!“ Anweisungen zu Gartenanlagen in dem Geschmacke jener Zeit niedergelegt. Ob er diese Vorschriften zu Gorhambury in's Werk setzte, wissen wir nicht; der Garten zu Chelsea aber, den Aubrey genau beschreibt, war keineswegs in einem so prachtvollen Maßstabe ausgeführt. Er umfaßte im Ganzen nicht mehr als drei-

zig Morgen Landes und hatte einen kleinen geschornen Grasplatz (Lawn) von vier Morgen, eine Wildniß von sechs, während schattige Baumgänge und Gesträuch vier Morgen, und der Obstgarten und eigentliche Garten den übrigen Raum einnahmen. Man kann diese Beschreibung der verschiedenen einzelnen Theile, der Säulen, Statuen, Springbrunnen, Vogelhäuser und Banketsäle, die als Verschönerungen angebracht waren, nicht lesen, ohne zu begreifen, daß ein solcher Garten aller unnöthigen Ueberladungen ungeachtet vortrefflich zu einem glänzenden Gebäude stehen, und zum Vergnügen sowohl als zur Körperbewegung vollkommen geeignet seyn mußte. Die neueren englischen Landschaftsgärtner und Baukünstler scheinen vergessen zu haben, daß Nutzen und Bequemlichkeit zwei reiche Nahrungsquellen der Schönheit sind, und erstere haben, indem sie aus ihren künstlichen Wildnissen jeden Frucht- und Baumgarten verbannten, einen eben so großen Fehler begangen, als letztere, die kein Wohnhaus mehr bauen wollen, das nicht einem griechischen Tempel gleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die britische Nationalunion.

(Schluß.)

Nach Sir Francis Burdett sprach Herr Thelwall, der schon im Jahre 1794 mit Horne Toote u. a. wegen Reformversammlungen des Hochverraths angeklagt worden war. Herr Murphi las einen Statutenentwurf der Union vor, und Herr Fox, ein Prediger der Unitarier, hielt eine Rede, worin er unter Anderm sagte: „Er habe alles Zutrauen auf die Minister, und könne Zweifeln, die man neuerdings in ihre Absichten zu setzen gesucht habe, kein Gehör schenken; er halte sie für verständige und ehrliche Männer, und sollten solche Männer die Last des Fluchs und der Schande sich aufladen wollen, die auf sie fallen würde, wenn sie sich aus der Stellung, die sie eingenommen, zurückzögen? Würden die Minister das Land in der Stunde der Noth verlassen, so würden sie von der öffentlichen Verachtung mit Füßen getreten werden, und der Ruhm, das große Werk zu vollbringen, würde auf das gemeine Volk übergehen, das dann selbst für sein Wohl oder Wehe sorgen müßte. „Endlich," setzte er hinzu, „muß ich doch noch einige Fragen an Diejenigen stellen, welche behaupten, das Volk kenne seine Interessen nicht. Irrte je das Volk so gröblich als Manche von den höhern Klassen, in Betreff dessen, was sie als ihr Interesse betrachteten? Machte es je eine so unheilvolle Fehlrechnung, wie der letzte König von Frankreich, als er die berüchtigten Ordonnanzen erließ? (Beifall.) Schoß es je so erbärmlich fehl als das letzte Ministerium, das sich unumwunden gegen alle Reform erklärte? (Neuer Beifall.) War es je so übel berathen, als das Haus der Lords, als sie die Bill verwarfen? (Ungeheurer Beifall.) Oder gab es je ein so schlagendes Beispiel von Verstandesblindheit, als die Bank der Bischöfe bei dieser Gelegenheit? Kannten die Bischöfe ihr Interesse? (Zischen und Hohngeschrei, das mehrere Minuten anhält.) Der Redner ging sodann auf die Erörterungen der Folgen über, die aus der Reformbill hervorgehen würden. „Es war stets mein Wunsch, sagte er hierüber, daß Jedermann das Stimmrecht auszuüben das Recht haben sollte, und die Durchsetzung der in Frage stehenden Maßregel würde geradenwegs zur Erfüllung meines Wunsches führen, denn sie bezweckt, jeden Mann zu dem Privilegium der Freiheit zu befähigen, indem sie die Gemeinden mit den Elementen der Intelligenz versieht. Man hat in den der Versammlung gemachten Vorschlägen der arbeitenden Klassen erwähnt. Ich hätte gewünscht, daß dieser Ausdruck vermieden worden wäre. Dieser Klassenunterschied ist der Fluch unsres Landes gewesen. Dadurch wurden Alle in getrennten und feindlichen Interessen von einander gerissen, wobei Jeder nur darauf bedacht war, für sich einen Bissen zu erhaschen, unbekümmert, wie es seinem Nachbar erging. Es ist Zeit, daß diese äffischen Possen abgethan werden." (Beifall.) Am Schlusse seiner Rede, die durchaus von lautem Beifall begleitet wurde, brachte Herr Fox in Vorschlag, die Versammlung möchte durch Beschluß erklären: „Daß die Interessen des Volkes am wirksamsten durch wohlorganisirte und umfassende Assoziationen gewahrt werden." Herr Detrosier, ein Handwerksmann von Manchester erhob sich, diesen Vorschlag zu unterstützen. „Die Geschichte, sagte er, weiß von keiner Zeit zu erzählen, die für England von so hoher Wichtigkeit gewesen wäre als die gegenwärtige." Hier wurde der Redner durch Geschrei und Zischen der unten versammelten Volksmenge unterbrochen, die mit diesen Zeichen ihres Unwillens den vorüberfahrenden Wagen eines geistlichen Lords begrüßte. Es war aber der Wagen des Bischofs von Chichester, und als das Volk erfuhr, daß dieser ein Reformprälat sey, verwandelten sich die Aeußerungen seines Unmuthes in langanhaltenden Beifall. — „Bei einer weit minderwichtigen Gelegenheit als die gegenwärtige, fuhr Herr Detrosier fort," wurde gesagt: „England erwarte, daß Jedermann seine Pflicht thue." Wenn wir Dieß jetzt thun, wie wir es bei jeder andern Gelegenheit thun müßten, so wird die Erwartung gerechtfertigt werden. Als ein Glied der arbeitenden Klasse kann ich nicht anders als erfreut seyn, daß endlich dieser von dem Mittelstande der Hauptstadt freundlich die Hand geboten wird. Lange zwar wurde diese freundschaftliche Einigung hinausgeschoben, obgleich man bereits das glänzende Beispiel von Birmingham vor Augen hatte. (Beifall.) Freilich hätte dieser Bund früher errichtet werden sollen; aber es ist besser spät als gar nicht. Sicherlich, die angebotene Hand würde nicht zurückgestoßen worden seyn. Einige haben behauptet, Furcht allein sey der Beweggrund, der den Mittelstand bestimme, eine Verbindung zu suchen. Ich muß darauf erwiedern, daß solch ein Motiv keiner von beiden Partrien in den Busen geschoben werden sollte, denn nichts würde ein so schlimmes Licht auf unsere gemeinschaftliche Sache werfen, als wenn man damit anfinge einander als von so elendem Einfluß geleitet verdächtigen zu wollen. Ich habe das Vergnügen, ein Mitglied der ersten politischen Union von Manchester zu seyn, und ich lasse nur den Gesinnungen ihres Ausschusses und ihrer Mitglieder Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich sage, daß sie bereit sind, mit Herz und Hand für den Erfolg dieser großen Sache den Reformern von London sich anzuschließen. (Beifall.) Wenn das Volk so vereint in seiner Majestät von Zahl und Intelligenz sich erhebt, wird es erhalten, was weder die Boroughmäkler noch die Bischöfe jemals gutwillig hergeben werden. (Geschrei des Unwillens.) Ich schlage daher vor, die Unionen aller Handwerksleute in die Nationalunion aufzunehmen." (Beifall.)

Der Vorschlag wird nun von dem Stuhlherrn zur Abstimmung gebracht und angenommen.

Herr Boyer bringt in Antrag, daß durch einen Beschluß der Versammlung anerkannt werde, wie wünschenswerth eine Union aller Reformer sey, die den Mittelstand und die arbeitenden Klassen durch eine wirkliche Repräsentation vertreten zu sehen wünschen.

Der Obrist Jones unterstützte diesen Vorschlag, indem er sagte: „Um so mehr erfreut sey er, einen Antrag dieser Art zu unterstützen, als er von einem Mann herrühre, der zwar nicht eigentlich der arbeitenden Klasse angehöre, aber doch mit diesem achtbaren Theile der Bevölkerung in genauer Verbindung stehe. Der Vorschlag hebe jeden gehässigen Unterschied in der Gesellschaft und Dieß mit Recht. Es sollte keine Unterscheidung bestehen, als die des Talentes und des Charakters. (Hört!) Wenn Talent und Charakter Hand in Hand gehen mit Reichthum und öffentlicher Stellung, so werde jeder redliche Mann über eine solche Vereinigung sich freuen, die so viele Mittel enthalte, für das öffentliche Beste zu wirken. Das englische Volk habe stets Eigenthum und Stellung geachtet, und werde sie stets achten, so lange dieselben nicht gegen die allgemeine Wohlfahrt gerichtet sind. Brauchte es eines Beweises dafür, fuhr er fort, so wurde er vor wenig Augenblicken erst von der gegenwärtigen Versammlung gegeben, die auf so ehrfurchtsvolle Weise den erleuchteten Prälaten begrüßte, der für die Reformbill stimmte. (Hört!) Erst legtet ihr Eueren Unmuth an den Tag — und Dieß mit Recht — als Ihr glaubtet, es sey ein der Reform feindlich gesinnter Bischof, und Ihr hattet nicht sobald Euren Irrthum erkannt, als Ihr weislich Euren Beifall zu erkennen gabt. So sollte es immer seyn, und ich hege das feste Vertrauen, daß es stets so seyn wird. In der That, ich bin überzeugt, daß keiner von den Handwerksleuten, die mich hier hören, seine Hand aufheben würde gegen einen Feind der Reform

— selbst wenn es ein Bischof wäre (Gelächter), es müßte denn seyn, daß der Bischof zuerst dem Handwerksmann Unrecht zu thun gesucht hätte; und in diesem Fall würde ich keinen Grund sehen, warum das große Gesetz der Natur, das die Selbstvertheidigung heiligt, nicht in Anwendung gebracht werden sollte.“ (Beifall.)

Der Obrist bemerkte hierauf, die Union, über die sich jezt ihre Berathungen verbreiteten, werde nicht allein für die Nation und für die arbeitenden Klassen und Reformfreunde wohlthätig seyn, sondern selbst für ihre Gegner, die von der Nation weise zu seyn lernen würden. Zwar sey er mit der von Lord Russel eingebrachten Bill nicht ganz zufrieden gewesen, da er das Stimmrecht gern noch weiter ausgedehnt gesehen hätte, allein er habe es für ein Verbrechen gehalten, das Prinzip der Reform selbst in Gefahr zu bringen, wenn er auf eine weitere Ausdehnung desselben gedrungen hätte.

Nachdem noch mehrere Vorschläge dieser Art in Antrag gebracht und theils angenommen, theils verworfen worden waren, bei welcher Gelegenheit ein Herr Cleave, als einer „von Hunts Rotte“ durch allseitiges Geschrei des Unmuthes gezwungen wurde, die bestiegene Rednerbühne zu verlassen, wurde am Ende der Antrag eines Herrn Potter angenommen, des Inhaltes: „Daß es, um die Unionen so weit als möglich auszudehnen, zweckmäßig sey, daß jeder Präsident der Nebenunionen, sobald er Mitglied der politischen National-Union geworden, als Mitglied des Ausschusses derselben aufgenommen werde.“.

Die Versammlung votirte schlüßlich noch eine Danksagung an den Eigenthümer des Hauses, der es ihren Sprechern geöffnet und an Sir Francis Burdet für sein Benehmen als Stuhlherr. Gegen fünf Uhr ging sie hierauf auseinander.

Vermischte Nachrichten.

In Persien fanden im vorigen Jahre Unruhen statt, welche ungefähr schliessen lassen, was nach Feth Ali's Tode sich ereignen wird: „Hassan Ali Mirza, Gouverneur von Kerman und Sohn derselben Mutter, wie der Prinz von Schiras, belagerte die Citadelle von Yezd, welche Abdul Rozak Chan, erbliches Oberhaupt der Provinz, inne hatte. Dieser hatte vor zwei Jahren einen von des Schahs Söhnen die Regierung des Landes mit Gewalt abgenommen, und seitdem sich in einer Art von halber Unabhängigkeit behauptet, gelegentlich Geschenke an den Schah gesandt, aber das regelmäßige Einkommen der Provinz nicht bezahlt, und den königlichen Fermans keine Folge geleistet. Hassan Ali Mirza marschirte aus Kerman herbei, um den widerspenstigen Häuptling zur Unterwerfung zu zwingen, was ihm jedoch nicht gelang; der Schah ward durch Hassan Ali's Benehmen, welcher die Absicht andeutete, sobald Yezd gefallen, gegen Ispahan zu marschiren, in Unruhe versezt, und forderte Abbas Mirza auf, mit einer Armee nach Irak zu marschiren, angeblich um Yezd zu bezwingen, in der That aber, wie man behauptet, um seinen Bruder im Schach zu halten. Hassan Ali erklärte, wenn der Kronprinz gegen Yezd marschire, so werde er sich ihm widersetzen, denn er betrachte Yezd als sein Eigenthum. Der Häuptling von Yezd in der Meinung, daß Abbas Mirza keinen so weiten Zug mit seinem Heere thun könne, versprach nun sich ihm aber sonst Niemandem zu unterwerfen. Hassan Ali ist sehr populair in Irak, und man vermuthet, daß die Stämme dieser Provinz, so wie die von Fars und Kerman ihn ermunterten, sich dem Kronprinzen zu widersetzen, indem sie ihm Unterstützung versprachen, wenn er gegen Ispahan marschiren sollte. Abbas versammelte seine Truppen bei Dschingan auf dem Wege nach Tehran, und hatte im Sinne auf Kune zu marschiren, wo seine ferneren Bewegungen von Umständen abhängen sollten. Der Schah wird, wie es heißt, keinen Theil an der Sache nehmen, und überläßt es Abbas Mirza, als dem künftigen Thronerben, seine Ansprüche zu vertheidigen, und Abdul Rozak Khan, wenn er es für rathsam hält, zu unterstützen. Diesen Auftrag kann der Prinz nicht unberücksichtigt lassen, ohne von seinem Rufe sehr zu verlieren, und sein Feind ist ein Mann von Muth und Unternehmungsgeist, der zu viel Vertrauen in sich selbst sezt, um ohne Kampf sich zurückzuziehen. Man erwartet deßhalb einen Bürgerkrieg, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß man die Sache zu vermitteln suchen wird. Inzwischen ist man mit Vorbereitungen zu einem Feldzuge sehr geschäftig, aber es fehlt an Geld, obgleich jeder, der welches hatte, bis aufs Blut ausgesaugt, und alle Distriktsgouvernements im Aufstreich ausgeboten wurden. 5000 Mann Infanterie, 5000 Mann Kavallerie, zwei Schaaren reitender Artillerie und ein Duzend schwere metallene Kanonen, wird man inzwischen zusammenbringen, und wenn sie gehörig kommandirt und bezahlt werden, was in Persien nicht wahrscheinlich ist, so sind sie im Stande, jeden Rivalen, der in diesem Augenblick gegen dem Kronprinzen aufstehen könnte, zu unterdrücken. Man wird aber alles falsch angreifen, und das Resultat wird dem Zufall überlassen werden. Wenn es zwischen den Parteien zum Kampfe kommt, so wird es die guten Folgen haben, die Frage über die Thronfolge zu entscheiden, ehe der Thron erledigt wird. Sollte Abbas Mirza in den ersten Gefechten unterliegen, so wird er sich ohne Zweifel nach Rußland um Unterstützung wenden.

(Auszug aus einem Privatschreiben.)

Das „Morning Chronicle“ enthält über die Volksbildung in England folgende merkwürdige Stelle: „Einer der Hauptgründe für das Bestehen der englischen Kirche ist der Unterricht des Volkes. Man könnte daher schliessen, daß, wo die meisten Geistlichen seyen, auch das Volk am besten unterrichtet sey. Dieß ist gerade das Gegentheil. Man wird finden, daß dort Unwissenheit und Entartung der arbeitenden Klassen durchgehends am größten ist, wo die meiste Geistlichkeit ist, und daß das Volk sehr aufgeklärt und von unabhängiger Meinung ist, wo es am wenigsten Geistliche gibt. Norfolk und Suffolk z. B. sind die wahren Pfarrer-Provinzen: Norfolk hat 731 und Suffolk 510 Pfarreien. Nun ist uns aber aus sehr zuverlässiger Quelle bekannt, daß das Landvolk dieser Provinzen, was den Unterricht betrifft, fast so unwissend ist, als die wilden Indianer. Dieß findet sich durchgehends bewährt. Essex hat 406, Buckingham 202, Beekshire 151, Oxford 217. Werfen wir aber einen Blick auf das nördliche England, wo der allgemeinen Annahme zufolge das Volk am besten unterrichtet und aufgeklärt ist, und im Allgemeinen auch am sittlichsten und religiösesten. Cumberland hat 104 Pfarreien, Durham 75, Northumberland 88, Westmoreland 32, Lancashire 70, der westliche Strich von Yorkshire 193, Chester 90. Norfolk hat also allein eine Menge Pfarreien mehr, als diese nördlichen Distrikte zusammengenommen, die ungefähr ein Drittheil der Bevölkerung des Königreiches enthalten. Jede von den kleinen Grafschaften Buckingham und Oxford hat mehr Klerus, als die Distrikte von Lancaster, Westmoreland und Northumberland zusammen, und die Rechtskundigen halten eine gewöhnliche Jury von Lancashire für eben so gut als eine Spezialjury in den meisten Grafschaften; so weit ist dort die Intelligenz des Volkes fortgeschritten, und doch bestehen für anderthalb Millionen Menschen daselbst nur 70 Pfarreien. Eine Erörterung dieser Art gibt über mancherlei Licht. Es ist klar, daß wegen der ausgedehnten Pfarrsprengel in Nordengland verhältnißmäßig nur wenige Leute mit den Pfarrern in nähere Berührung kommen. Allein sie halten sich dort selbst Religionslehrer, die ihnen besseren religiösen Unterricht beizubringen wissen, als das Volk genießt, das Pfarrklerus in Ueberfluß hat. Daraus geht hervor, daß sowohl in England als in Amerika der Mangel an einer bestehenden Kirche nicht eben auch Mangel an religiösen Unterricht nach sich zieht. Die Entartung des Volkes, das am meisten Geistlichkeit hat, beweist im Gegentheil, daß die englische Kirche für das Bedürfniß des Volkes sehr schlecht sorgt. Wir sagen das Bedürfniß des Volkes, weil das Bedürfniß der Kirche und das des Volkes himmelweit verschieden sind. Das Bedürfniß der Kirche nämlich besteht darin, den möglich größten Theil des Eigenthums des Volkes für die möglich geringste Mühe zu erhalten; das Bedürfniß des Volkes aber den möglich wirksamsten, moralischen und religiösen Unterricht zu empfangen. Die Kirche von England ist schon oft beschuldigt worden, der Aufklärung des Volkes feindselig gesinnt zu seyn. So viel ist gewiß, daß es keine protestantische Kirche gibt, die so systematisch die untern Volksklassen vernachlässigt hat. Es gibt sogar viele Personen, die eine Verbreitung der Kenntnisse unter dem Volke für ein großes Uebel halten. Es ist natürlich, daß solch ein Volk der Kirche am meisten anhängig ist; denn offenbar ist die Zahl der Pfarrer in jenem Distrikte am größten, wo das Volk am unwissendsten und unsittlichsten ist; hieraus folgt der unumstößliche Schluß, daß das wirksamste Mittel die Herrschaft der Unwissenheit zu erhalten darin besteht, das Vermögen der bestehenden Kirche zu vermehren.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 324. 20 November 1831.

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Hussein-Khodja, der neugewählte Dey befand sich bei Ali's Tode nicht in der Cassaba, wohin ihn der Divan rufen ließ, sobald der letzte Wille des verstorbenen Pascha's eröffnet worden war. Husseins Erstaunen läßt sich kaum schildern: wie hätte er auch ahnen können, von einem Fürsten zum Nachfolger auersehen zu werden, dessen Sinnesart der seinigen völlig entgegengesetzt war. Die ersten Worte, welche ihn seine Ueberraschung finden ließ, sprachen den Willen aus, die zugedachte Ehre abzulehnen. „Die Wahl Ali's, unsers Herrn, ist für mich höchst ehrenvoll," sagte er, „aber ich muß gestehen, daß ich ihrer nicht würdig bin. Es sitzen hier im Divan zwei Männer, die vor mir Ansprüche auf den Thron haben; wählet Einen von ihnen, und ich werde mit Freuden mich als seinen Unterthan bekennen."

Der Divan beharrte auf seinem Beschlusse, und Hussein konnte nicht länger widersprechen. „Es handelte sich um meinen Kopf," sagte mir Hussein, als er von seiner Wahl zum Dey von Algier, sprach, „alle Mitglieder des Divans, die mir ihre Stimmen gegeben hatten, würden durch meine Weigerung meine Feinde geworden seyn, weil sie von meiner Seite darin eine beleidigende Verachtung ihrer Wünsche gesehen, und sich dem Hasse meiner Mitbewerber bloßgestellt haben würden, über die ich durch ihre Hülfe den Sieg davon getragen hatte. Auf der andern Seite würde jeder Andere, der statt meiner auf den Thron gelangt wäre, nichts so eilig zu thun gehabt haben, als einen Menschen aus dem Wege zu räumen, der die Gunst des Volkes besaß, dem man nicht leicht verbergen konnte, daß ich durch das Testament des Paschas zum Nachfolger ernannt, und dem zu Folge von dem Divan erwählt worden sey. Ich mußte also einerseits einem neuen Dey gefährlich scheinen, während meine Wähler keine andere Hoffnung hatten als mich; so war ich also genöthigt, einzuwilligen."

Als daher Hussein erklärte, daß er sich in den Willen Gottes ergebe, der so deutlich durch zwei Stimmen sich ausgesprochen, durch den Mund eines Sterbenden und der Mitglieder des Divans, bekleidete man ihn mit dem Kaftan, dem Zeichen der höchsten Staatsgewalt, worauf er sich in großem Gefolge in die Kasernen begab. Die Proklamation des Divans wurde von den Einwohnern der Stadt, wie von den Truppen mit Freude aufgenommen. Als einen besonderen Umstand bemerkte man, daß bei dieser Gelegenheit die gewöhnlich das Zeichen zum Ausbruche des Parteihasses gab, kein Tropfen Blutes vergossen wurde — ein Beweis wie einmüthig die Wahl Husseins aufgenommen wurde. Nach beendigten Feierlichkeiten stieg der neue Dey wieder in die Cassaba hinauf, wo er sich einschloß, um daraus nicht eher wieder als nach dreizehn Jahren hervorzugehen — seiner Macht und Würden entsetzt.

Diese selbst gewählte Gefangenschaft in der Cassaba, der sich Hussein Pascha während seiner langen Herrschaft nur ein einziges Mal auf einige Stunden zu entziehen wagte, bedarf einer Erklärung. Ali war aus Furcht vor dem Volke hinter die Mauern des festen Schlosses geflüchtet; Hussein hatte nichts von den Einwohnern Algiers zu befürchten, bei denen er in großer Achtung stand, um so mehr aber von den Intriken einflußreicher Männer, die stets nach der höchsten Gewalt trachteten. Verschwörungen, die gewöhnlich mit einem Dolchstoß endeten und deren Opfer auch Omer Pascha geworden war, konnten ihm in seinem Palaste in der Stadt jeden Augenblick verderblich werden; in der Cassaba hatte er Alle und Alles unter seinen Augen; er konnte gegen jede äußere Gefahr auf der Hut seyn, wenn anders die Diener seines Hauses ihm treu blieben. Deßhalb hielt sich Hussein hinter den Mauern seines Bergschlosses und sicherte dadurch sowohl sich das Leben, als der Regentschaft eine lange Ruhe, die bei der gewaltsamen Absetzung eines Deys gewöhnlich durch revolutionäre Bewegungen gestört wurde.

Diese einförmige Abgeschiedenheit, zu der Hussein verdammt war, würde jedem Andern vielleicht ein zu hoher Preis für eine Krone geschienen haben. Allein Husseins lange Gewohnheit an ein stilles und gleichförmiges Leben machte ihm die Gefangenschaft weniger unerträglich. Gewöhnlich stand er jeden Morgen gegen halb drei Uhr vor Sonnenaufgang auf, um die vom Gesetz vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Dann begab er sich in sein Harem, *) um nachzusehen, ob hier Jedermann genau gethan, was seines Dienstes. Von dem obersten Stockwerk des Schlosses aus, konnte er Alles bemerken, was im Divan vorging; er hatte seine Minister und Offiziere, denen er nicht die geringste Vernachlässigung im Dienste nachsah, unmittelbar unter den Augen. Wenn er das Harem verließ, stieg er in die Versammlung der obersten Regierungsmitglie-

*) Häufig verwechselt man Harem und Serail. Das Serail ist der Palast, das Harem die Frauenwohnung. Anm. d. R.

der herab, wo er sich über alle innern und äußern Angelegenheiten des Staates Bericht erstatten ließ. Mittags wurde die Schatzkammer geschlossen und ihm die Schlüssel gebracht. Zwei Tage in der Woche war der Schatz geschlossen und leistete keine Zahlungen; brauchte die Regentschaft während dieser Zeit Geld, so schoß es der Pascha aus seiner Privatkasse vor und glich sich dann am nächsten Tage mit dem Schatzmeister des Reiches aus. Fremde empfing Hussein gewöhnlich nach dem Abendgebete, nach welchem er sich in den Kreis seiner Familie zurückzog, und nicht mehr mit Staatsangelegenheiten beschäftigte. Zwei Stunden, die dem Mahle folgten, waren Spaziergängen im Garten oder in den Höfen der Cassaba gewidmet, oder auch dem Lesen von Abhandlungen über Politik, Verwaltung, Sitten europäischer Völker und Geschichte verschiedener Staaten. Auch die Schriften der Dichter wurden von Hussein mit Liebe gelesen. Während seines Aufenthaltes in Paris lieh er aus der Bibliothek des Königs mehrere Manuskripte, die ihm zu verschiedenen handschriftlichen Bemerkungen Anlaß gaben. Wie alle Orientalen ging Hussein frühzeitig zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

IV.

Der Diktator von der Aristokratie beherrscht. — Vorgeschützte Verschwörung. — Lelewels Verhaftung. — Gerichtliche Untersuchung. — Jezierski's Ankunft von Petersburg. — Des Diktators Geisteskrankheit und Sturz.

Die verleumderischen Gerüchte, die über Lelewels angebliche Plane in Umlauf gebracht, und durch russische Spione verbreitet worden waren, hatten die unglücklichsten Folgen. Die Aristokraten, und vorzüglich die österreichischen und preußischen Grafen — wir nennen sie absichtlich so, weil sie diese Titel von den genannten Regierungen erst erhalten hatten — hielten sich für die wärmsten Vertheidiger der Nationalrechte, wenn sie den Diktator mit dem Phantom der Anarchie in Schrecken setzten. Wirklich träumte er auch nichts als Mord, Plünderung und Brand, und wagte nicht die Hauptstadt zu verlassen; nur ein einziges Mal und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, die Festung Modlin, einige Meilen von Warschau, in Augenschein zu nehmen. Die Deputirtenzusammenkünfte des Reichstages erregten seine Besorgnisse: er sah überall nichts als Feinde, und insbesondere war ihm Lelewel verdächtig. Vorzüglich erbittert war er gegen Letztern, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Sache Lithauens zu vertheidigen, weil er die Errichtung einer lithauischen Legion in Antrag brachte.

Am 7 Januar kam der Obristlieutenant Wylezynski von Petersburg zurück, wohin er von dem Diktator gesendet worden war; allein die Antwort des Czars ließ ihm keine Aussicht auf Versöhnung und diente nur die Schwierigkeiten seiner Stellung zu vermehren. Mitten unter diesen Befürchtungen und kindischen Schreckbildern, die von der absoluten Gewalt unzertrennlich sind, rief er den Reichstag auf den 17 Januar zusammen. Vergebens suchte man nach der Ursache dieser Zusammenberufung. Niemand, selbst nicht der oberste Staatsrath wußte der öffentlichen Neugier darüber Genüge zu leisten. Die Journale griffen das Benehmen des Diktators an; die einen sprachen von der Nothwendigkeit einer Gegenrevolution, die Andern glaubten, nur der Charakter einer Diktatur brauche geändert zu werden, die ganz und gar der eigentlichen Revolution entgegengesetzt sey. „Der Diktator," sagte man, „erwartet die Rückkehr des Johann Jezierski von Petersburg, als wenn der Czar nicht noch vier Tage vor der Abreise Wylezynski's in seinem Manifeste an die russische Nation die Polen als Rebellen behandelt hätte." Endlich ließ man auch, wiewohl in gemäßigten Ausdrücken, die großen Nachtheile durchblicken, die aus der Vereinigung so unbeschränkter Gewalten in der Hand eines einzigen Mannes, dessen Talente nicht sehr großes Zutrauen einflößten, entspringen müßten. Seine Ehrengarde selbst, die ihm außerdem so innig ergeben war, begann kälter gegen ihn zu werden und fühlte sich verletzt durch den Namen: Prätorianer, den man ihr im Publikum beilegte.

Am 11 Januar ließ der Obristlieutenant Dobrzanski unter der Artillerie und den Sapeurs, die sich damals in der Hauptstadt befanden, Lärm schlagen; er befahl dem General der Artillerie, Bontems, im Namen des Diktators alle gegen einen Handstreich nöthigen Maßregeln zu ergreifen, Patronen unter das Heer zu vertheilen, denn an demselben Tage noch sollte ein Aufstand ausbrechen. Gegen Abend legte er in die Hände Chlopizki's eine Anklageakte gegen Lelewel, Xaver Bronikowski und den Journalisten Boleslas Ostrowski nieder, worin alle des Hochverrathes beschuldigt und als Zeugen Franz Grzymala, ein Gelehrter, und die Offiziere Mieszkocin, Wierogorski und der Graf Stanislas Rzewuski aufgeführt wurden.

Lelewel von Allem unterrichtet, lächelte mitleidig darüber: „Warum hat man heute die Schildwachen verdoppelt?" fragte der Graf Gustav Malachowski ihn im Staatsrathe. — „Wahrscheinlich auf Befehl des Diktators," erwiederte Lelewel, denn man hat mir gesagt, daß heute eine schreckliche Empörung ausbrechen soll." — „Wenn Lelewel davon unterrichtet ist," entgegnete der Graf, „so können wir ruhig seyn."

Diese vorgebliche Verschwörung, die in Europa so großes Aufsehen machte, war nichts mehr und nichts minder als eine Koterieintrike. Wir würden ihrer hier kaum erwähnt haben, wenn das Justemilieu nicht so großes Geschrei darüber erhoben und für sich einen Entschuldigungsgrund darin gesucht hätte.

Lelewel begab sich zu dem Diktator. — „Man hat mir gesagt, daß Sie mich zu sehen wünschen." — „Ja, aber wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, so theilen Sie mir es in Gegenwart dieser Herren mit," antwortete Chlopizki, indem er auf die Generale zeigte, die ihn umgaben, „wir können nicht allein sprechen." — „Es scheint, daß man mich bei dem Diktator verdächtig zu machen gesucht hat." — „Ich habe gegen Sie eine förmliche Anklage in Händen und ich kündige Ihnen hiemit an, daß Sie verhaftet sind." — „Wenn Dieß der Wille des Diktators ist, so unterwerfe ich mich." — Die Unterredung verbreitete sich hierauf über andere Gegenstände. „Die Klubs," bemerkte Lelewel, „die dem Diktator so sehr mißfallen, und deren einer mich zu seinem Präsidenten ernannt hat,

sind in einer Revolution von großem Nutzen, hätten sie auch weiter keine andere Wirkung, als das Volk gegen geheime Umtriebe zu warnen. Erst heute legte mir der Abbé Pulaski eine lange Petition zur Unterschrift vor, worin man den Diktator um die Erlaubniß bittet, die Gesellschaften wieder eröffnen zu dürfen.“ — „Und Sie haben unterzeichnet?“ — „Ja, denn der Diktator hat wohl das Recht, die Klubs zu schließen, keineswegs aber zu verbieten, daß man ihre Wiedereröffnung verlange. Uebrigens habe ich dem Abbé Pulaski zum Voraus angedeutet, daß man ihm sein Gesuch abschlagen würde.“ — „Aber warum haben Sie denn unterzeichnet?“ fragte Chlopizki unwillig. — „Weil in diesem Schritte nichts Gesetzwidriges liegt. Uebrigens scheint mir das Ganze nichts als eine Mystifikation, wie die meiner angeblichen Reise zum vierten Regiment.“ — „Sie waren also nicht dort?“ — „Seit einem Jahre bin ich nicht über das Weichbild der Stadt hinausgekommen. Dergleichen lächerliche Gerüchte haben ihre Quelle nur in Ihren Vorzimmern. Ich kenne die gegen mich gerichtete Anklage nicht, wahrscheinlich aber beruht sie ebenfalls auf dergleichen Erfindungen.“ — Der Diktator that einige Schritte zurück, indem er halblaut vor sich hin sagte: „Vielleicht ist er doch unschuldig. Gebe Gott, daß er es sey!“

(Fortsetzung folgt.)

Das todte Meer *).

Nachdem man einen Landstrich durchwandert hat, dessen Anblick sich durchgängig gleich bleibt: ein weißer Staub bedeckt den Boden, weder Bäume noch Gras und Kräuter, ja nicht einmal Moos ist zu sehen, führt endlich der Weg über eine niedere Ebene nach dem Felsensaum, welcher das Thal des Jordan begränzt, und nun sieht der Wanderer nach einer beschwerlichen Tagereise von 10 bis 12 Stunden das todte Meer, und den Fluß vor seinen Blicken sich ausbreiten. Die Scenerie, welche man von hier aus übersieht, obgleich großartig, ist nicht mit einer europäischen zu vergleichen, denn vom Gebirg des untern Palästina erblickt das Auge keine wogenden Kornfelder und keine Ebenen mit üppigen Weiden bedeckt. Man stelle sich zwei lange Gebirgsketten vor, welche in paralleler Richtung von N. nach S. laufen, ohne Abschnitte und wellenförmige Gipfel. Die östliche oder arabische Kette ist die höchste, und sieht man sie in einer Entfernung von 8 bis 10 Stunden, so sollte man sie für eine ungeheure senkrechte Mauer halten, dem Jura ähnlich, mit dem sie auch in Gestalt und der azurnen Farbe Aehnlichkeit hat. Nicht einen einzigen Gipfel, nicht die kleinste Spitze bemerkt man, nur leichte Beugungen sind hie und da zu sehen, als ob die Hand des Malers, die diese wagerechte Linie am Horizont zog, an einigen Stellen gezittert hätte.

Die Gebirge von Judäa bilden die Kette, auf welcher der Wanderer steht, wenn er nach dem todten Meer hinabblickt. Weniger hoch und mehr ungleich als die östliche Kette, unterscheidet sie sich von dieser auch dem Wesen nach; sie stellt Massen von Kalkstein und Sand dar, deren Formen, wie man sagt, Aehnlichkeit mit Waffentrophäen, wehenden Standarten oder den Zelten eines in einer Ebene aufgeschlagenen Lagers haben. Die arabische Kette hingegen besteht aus nichts als schwarzen, steilen Felsen, welche ihre langen Schatten auf den Spiegel des todten Meeres werfen. Der kleinste Vogel unter dem Himmel würde zwischen diesen Klippen auch nicht ein einziges Hälmchen Gras zu seiner Nahrung finden; Alles, was man erblickt, deutet auf das Land eines verstoßenen Volkes, und auf die ewige Dauer der gegen Ammon und Moab ausgesprochenen Strafe.

Der Boden des Thals, welches durch diese beiden Gebirgsketten gebildet wird, gleicht dem Grund eines ausgetrockneten See's, ist mit Salz, trockenem Schlamm und Flugsand bedeckt, und auf der Oberfläche wellenförmig gefurcht. Hie und da steht verkümmertes Gesträuch, welches sich nur mit Mühe auf diesem unwirthlichen Boden erhält, dessen Blätter mit Salz bedeckt sind, und dessen Rinde einen räucherigen Geruch und Geschmack hat; statt der Dörfer, sieht man nur die Ruinen einiger Thürme. In der Mitte dieses Thals fließt ein schmutziger Fluß, der sich zögernd in den verpesteten See ergießt, von dem er verschlungen wird. Seinen Lauf kann man nur nach den Weiden und dem Schilf beurtheilen, die ihn begränzen, und unter denen die Araber im Hinterhalt liegen, um den Reisenden anzufallen und den Pilger zu tödten.

Herr von Chateaubriand bemerkt, wenn man in Judäa reise, so fühle man sich anfänglich düster und melancholisch gestimmt; wenn man aber so von Einöde zu Einöde komme, so öffnen sich dem Wanderer endlose Räume, jene Stimmung verschwinde nach und nach, und man empfinde eine tiefe Wehmuth, die, weit entfernt den Geist niederzudrücken, ihn vielmehr belebe und erhebe. Ueberall verkünden außerordentliche Erscheinungen das Land der Wunder. Die brennende Sonne, der himmelsanfliegende Adler, der unfruchtbare Feigenbaum, alle diese poetischen Bilder der heiligen Schrift sind hier; jeder Name erinnert an eine Mysterie, jede Grotte verkündet eine Weissagung, jeder Hügel widerhallt von den Sprüchen eines Propheten. Gott selbst hat hier gesprochen, Flüsse ausgetrocknet, Felsen gespalten, und die Gräber geöffnet. „Noch ist die Wüste vor Schrecken verstummt; wer auch hätt' es gewagt das Schweigen zu brechen, seit die ehrfurchtgebietende Stimme des Ew'gen ertönte.“

Der berühmte See, welcher die Stelle einnimmt, wo das alte Sodom und Gomorrha lag, wird in der heil. Schrift das todte Meer genannt; unter den Griechen und Lateinern ist er unter dem Namen Asphaltites bekannt, und die Araber nennen ihn Bahar Loth oder Loth-See. Herr von Chateaubriand stimmt denen, welche glauben, er sey der Krater eines Vulkans, nicht bei, denn er hatte am Vesuv, Solfatara, dem Pik der Azoren und den erloschenen Vulkanen in Auvergne, überall denselben Charakter bemerkt, nämlich ausgehöhlte Berge in Form eines Schornsteins, und Lava nebst Asche, welche die unwiderleglichen Zeugen von der Wirkung des Feuers sind. Dieser Salzsee hingegen ist lang, wie ein Bogen gekrümmt, und liegt zwischen zwei Gebirgsketten, welche weder rücksichtlich der Gestalt noch der Bestandtheile einander ähnlich sind, und durchaus in keinem Zusammenhang stehen. Sie stoßen an den beiden Enden des Sees nicht zusammen, sondern während die eine das Thal des Jordans fortwährend begränzt, und nordwärts bis Tiberias läuft, erstreckt sich die andere gen Süden, bis sie sich in den Sandebenen von Yemen verliert. Zwar gibt es hier heiße Quellen, Erdharz, Schwefel, und Asphalt in Menge, doch reicht dieß nicht hin, um die frühere Existenz eines Vulkans zu beweisen. Was die verschütteten Städte betrifft, so muß es, wenn wir die Idee Büschings und Michaelis annehmen, den Naturkundigen überlassen bleiben, jene Katastrophen zu erklären, ohne den biblischen Traditionen zu nahe zu treten. Nach ihren Ansichten stand Sodom auf einer Ader von Erdharz, eine Thatsache, welche durch das Zeugniß Mosis und des Josephus bestätigt wird, welche von Naphthaquellen im Thal Siddim sprechen. Blitze entzündeten die brennbare Masse, und die verbrecherischen Städte sanken in die unterirdischen Flammen. Sehr scharfsinnig fügt Malte Brun noch hinzu, Sodom und Gomorrha seyen wahrscheinlich von bituminösen Steinen gebaut gewesen, und von dem Feuer vom Himmel in Flammen gesetzt worden.

Strabo zufolge wurden 13 Städte vom asphaltischen See verschlungen; Stephan von Byzanz zählt deren acht; das erste Buch Mosis nennt fünf Städte, welche im Thal Siddim gelegen waren, berichtet aber nur die Zerstörung von zweien; im fünften Buch Mosis werden vier, und im Jesus Sirach fünf angegeben. Mehrere Reisende, und unter ihnen D'Arvieux, versichern, sie hätten Ruinen von Mauern und Gebäuden im todten Meere bemerkt, Maundrell selbst war nicht so glücklich, und zwar, wie er vermuthet, wegen der Höhe des Wassers; allein er erzählt, der Pater Guardian und der Prokurator von Jerusalem, beide zuverlässige und einsichtsvolle Männer, hätten ihn versichert, daß sie diese Ruinen einst wirklich gesehen. Sie wären ganz nahe am Ufer und der See so seicht gewesen, daß sie in Gesellschaft einiger Franzosen es wagen konnten, hineinzusteigen, und so hätten sie mehrere Pfeiler und andere Fragmente von Gebäuden gefunden. Die Alten sprechen in dieser Hinsicht be-

---

*) Aus Michaels Russel's Palestine. Edinburgh 1831. Vgl. hiezu, was über denselben Gegenstand Ausland (Jahrg. 1829 S. 1416) bereits mitgetheilt wurde.

stimmter; Josephus, der sich eines poetischen Ausdrucks bedient, sagt, er habe am Ufer des todten Meeres die Schatten der versunkenen Städte gesehen. Strabo gibt den Ruinen von Sodom, deren auch Tacitus gedenkt, einen Umfang von 60 Stadien.

Man muß sich billig wundern, daß noch keiner der neuern Reisenden sich Mühe gab, nähere Aufklärung über diesen interessanten Gegenstand zu erhalten oder wenigstens zu erforschen, ob nicht das periodische Steigen und Fallen des See's Mittel an die Hand geben könne, sich von der Genauigkeit der alten Geographen und Geschichtschreiber zu versichern. Sollten die Türken es je erlauben, und würde es thunlich gefunden von Jaffa aus ein Schiff nach diesem Binnensee zu senden, so ständen gewiß höchst interessante Entdeckungen zu erwarten. Ist es nicht höchst sonderbar, daß ungeachtet aller Unternehmungen, zu denen die Liebe zu den Wissenschaften in unsern Tagen begeisterte, die Alten mit den Eigenschaften, ja selbst mit der Ausdehnung des asphaltischen Sees, dennoch weit besser bekannt waren, als die aufgeklärtesten Nationen der gegenwärtigen Zeit? Er ward von Aristoteles, Strabo, Diodorus Siculus, Plinius, Tacitus, Solinus, Josephus, Galen und Dioscorides beschrieben. Der Abt von St. Saba ist seit vielen Jahrhunderten der Einzige, der die Fahrt auf dem todten See gemacht hat; aus seinen Berichten erfahren wir durch den Pater Nau, daß er an seinem äußersten Ende gleichsam in zwei Theile getheilt ist, und daß hier ein Weg durch ihn führt, den man, wenigstens im Sommer, durchschreiten kann, ohne daß das Wasser bis über den halben Schenkel geht; daß dort das Land aufwärts steigt, und einen andern kleinen See von runder oder vielmehr ovaler Gestalt einschließt, der mit Flächen und Hügeln von Salz umgeben ist, und daß die benachbarten Gegenden stark von Arabern bevölkert sind.

Bekanntlich ergießen sich sieben bedeutende Flüsse in sein Bassin, und es ist deßhalb schon seit lange angenommen, daß er sein überflüssiges Wasser durch unterirdische Kanäle ins mittelländische oder ins rothe Meer ausströme. Von dieser Meinung ist man jedoch jetzt, in Folge der von Dr. Halley vor mehreren Jahren bekannt gemachten Beobachtungen über die Wirkungen der Ausdünstung in einem heißen Klima, gänzlich zurückgekommen. Dr. Shaw gibt zwar die Richtigkeit dieser Beobachtungen zu, allein er berechnet zugleich, daß der Jordan allein täglich mehr als 6 Millionen Tonnen Wasser in den See trägt. Noch ist bemerkenswerth, daß die arabischen Philosophen dem Dr. Halley mit jener Theorie über die absorbirende Kraft einer trockenen Atmosphäre zuvorgekommen sind.

Die wunderbaren Eigenschaften welche dem todten See von ältern Reisenden beigelegt wurden, haben sich bei genauerer Untersuchung als fabelhaft erwiesen. Man weiß jetzt, daß Körper nach Verhältniß ihrer specifischen Schwere auf ihm schwimmen oder untersinken, und daß er also, obgleich sein Wasser so dicht ist, als es zum Schwimmen nöthig, doch keine Sicherheit gegen den gewöhnlichen Zufall des Ertrinkens bietet. Josephus erzählt, daß Vespasian, um diese dem See beigelegte Eigenschaft zu erproben, eine Anzahl Sklaven mit gebundenen Händen und Füßen, in eine seiner größten Tiefen haben werfen lassen, und daß jeder, weit entfernt zu ertrinken, auf seinem Platz geblieben sey, bis es dem Kaiser gefallen habe, ihn herausziehen zu lassen. Obgleich diese Anekdote mit der Wahrheit übereinstimmt, so rechtfertigt sie doch keineswegs die Schlüsse, welche aus ihr gezogen wurden. „Um den Versuch zu machen, sagt Maundrell, ging ich hinein, und fand, daß mein Körper im Schwimmen mit ungewöhnlicher Gewalt empor getragen ward; daß aber, dem Bericht einiger Reisenden gemäß, ein Mensch, der bis über die Mitte seines Körpers in den See wate, wie ein Stück Kork oben schwimme, fand ich, nach angestelltem Versuche, unwahr."

Vermischte Nachrichten.

England wird von politischen Unionen bedeckt, die sich alle nach der großen Birminghamer Assoziation formen. Ein abgedruckter Bericht eines Komite's der Abgeordneten der Pfarrspiele Londons stellt als Zweck dieser politischen National-Union fest: eine volle, freie und wirksame Repräsentation des Volkes im Hause der Gemeinen durchzusetzen; alle Freunde des Vaterlandes vom Reichsten bis zum Aermsten zum Verfolg eines solchen Unternehmens zu vereinigen, Frieden und Ordnung im Lande aufrecht zu halten, damit nicht durch Unruhen den Feinden der Freiheit Waffen in die Hand gegeben werden, für eine Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen zu sorgen u. s. w. — Die Birminghamer Union selbst hat an ihre Mitglieder eine Adresse erlassen, worin es heißt: „Freunde, Landsleute und Brüder! Unser Weg ist klar. Unser Entschluß gefaßt. Wir wollen bei Lord Grey stehen. Dieser erleuchtete Staatsmann hat erklärt, daß die Reformbill zum Gesetz erhoben werden soll in allen ihren wesentlichen Punkten und Bestimmungen. Die ganze Geschichte seines Lebens verbietet uns, seinem Worte zu mißtrauen. Die Kraft einer vereinigten Nation, die er lenkt, verbietet uns Mißtrauen in seine Macht zu setzen. Deßhalb wollen wir bei Lord Grey stehen. Und wenn es je möglich wäre, daß er von seiner Stelle verdrängt würde, so wollen wir ihn auf unseren Schultern wieder dahin zurückführen. Freunde und Mitbürger! der König, die Minister, das Haus der Gemeinen und das Volk sind alle einig. Alle haben einen Beweis gegeben, daß sie der Sache der Freiheit treu, und entschlossen sind, die Reformbill in ein Gesetz zu verwandeln. Dieser heilige Bund ist unüberwindlich. Nichts kann seine Macht erschüttern, wenn nicht Zwietracht oder Uneinigkeit unter ihnen selbst entstehen. Zwietracht müßt ihr also als die einzige Klippe scheuen, an der eure Hoffnungen scheitern können. Zwietracht würde euren Feinden das einzige Mittel an die Hand geben, den Sieg über euch zu erlangen. Laßt nur keine Uneinigkeit unter euch aufkommen, und nichts kann den Fall dieser schändlichen Oligarchie aufhalten, die so lange die Freiheit und das Glück des Landes mit Füßen getreten hat. Freunde und Mitbürger! während wir unser Vertrauen auf den König und seine Minister an den Tag legen und den festen Entschluß zeigen, das Gesetz zu erhalten, laßt uns keine Furchtsamkeit, keine Schwäche, keine Lauigkeit in der Sache der Freiheit verrathen. Laßt uns alle wie ein Mann vereint stehen in der enthusiastischen und festentschlossenen Unterstützung dieser großen, dieser heiligen Sache. Betreibt unverzüglich in allen Städten, in allen Bezirken, in jedem Dorfe, und überall wo noch keine bestehen, die Bildung politischer Unionen. Die Nation soll in ihrer ganzen Kraft hervortreten und mit gebieterischer Majestät ihren Willen aussprechen, und dieser Wille wird sicherlich das Gesetz des Landes werden. Freunde und Mitbürger! Seyd geduldig, seyd friedfertig, seyd stark, seyd einig, seyd entschlossen! Setzt euer Vertrauen auf den König und seine Minister; bis diese euch hintergeben, habt Ihr für Englands Freiheit nichts zu befürchten. — Freunde und Mitbürger und Brüder! Hört auf uns! das Schwert soll nicht in England gezogen werden, die furchtbare Sturmglocke soll nicht ertönen. Nicht die Thränen von Wittwen und Waisen sollen unsre Bahn bezeichnen. Dieß sind die letzten Hülfsmittel einer unterdrückten Nation. Der Einfluß der Oligarchie hat, unterstützt von einer verdorbenen und entarteten Bank von Bischöfen, einen augenblicklichen Sieg im Oberhause errungen. Durch die Kraft des Königs und des Gesetzes wollen wir die Oligarchie bis in den Staub herab demüthigen. Unsere tapferen Nachbarn, die Franzosen, bewirkten eine glorreiche Revolution hinter Barrikaden, die sie mit ihrem besten Blute verkitteten. Wir brauchen keine Barrikaden. Ohne Blut, ohne Anarchie, ohne Verletzung des Gesetzes, werden wir die glorreichste Reformation vollbringen, deren in der Weltgeschichte gedacht wird. Gott segne den König!"

*

Seit mehreren Tagen werden an verschiedenen Orten in London Stöcke verkauft, wie die neue Polizei sie gewöhnlich führt, nur daß sie mit den drei Farben bezeichnet sind; sie kosten nur drei oder vier Pence, und die Weber von Spitalfieldt sollen eine Menge derselben gekauft haben.

*

Man meldet aus Calcutta vom Ende Mais, daß ein Regiment Europäer gegen Ludiena gesendet worden, und Rundschit Singh auf diese Nachricht ein beträchtliches Truppenkorps gegen denselben Ort beordert habe.

*

In der letzten Grafschaftsversammlung von York wurden Adressen an den König, an Graf Grey und die Minister, und eine Petition an das Unterhaus votirt. Jede davon hat zwischen hundert und vierzig- und hundert und fünfzigtausend Unterschriften; alle drei mit einander messen sechzehnhundert englische Ellen, und wiegen zwischen vier und fünf Centner.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 325. 21 November 1831.

Spanien, wie es ist.

I. Spaniens physische Verhältnisse.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den Krankheiten, die in Spanien herrschen, sind einige diesem Lande eigenthümlich, andere hat es mit andern Ländern gemein. Zu den erstern gehören das gelbe Fieber, das zu verschiedenen Zeiten die Küstenstriche mit schrecklichen Verwüstungen heimsuchte, und jene eigenthümliche Augenkrankheit, die in Mittelspanien so häufig vorkommt, und gewöhnlich mit völligem Erblinden endigt. Das gelbe Fieber ist schon vielfach in gelehrten Schriften abgehandelt worden, und gehört eigentlich einer andern Weltgegend an, so daß eine nähere Erörterung darüber hier billig unterlassen wird. Was aber die erwähnte Augenkrankheit betrifft, so ist dieselbe eine wahre Landplage des Centralspaniens, namentlich der Hauptstadt, und keineswegs bloß auf die unteren Volksklassen beschränkt, da auch die höhern Stände nicht davon verschont bleiben. „Ich war erstaunt über die Menge von Blinden in Madrid," sagt der Amerikaner in seinem Werke: Ein Jahr in Spanien, „und konnte dafür keinen andern Grund finden, als die brennende Strahlenkraft der Sonne an einem fast stets unumwölkten Himmel, verbunden mit der Kahlheit und Schattenlosigkeit des Landes." Peyron schreibt dieses Uebel den unmäßig angewendeten Aderlässen zu, die mit dem Blute der heutigen Spanier fast noch eben so verschwenderisch umgehen, als zu des hochbelobten Doktors Sangrado Zeiten, wenn man von der Menge der kunstfertigen Blutsauger, die mit dem Schnepper umzugehen wissen, so schließen darf; jede Straße einer jeden Stadt in Spanien hat einen oder mehrere Barbiere, und jeder dieser Barbiere gibt sich mit Aderlassen ab.

Dr. Faure gibt dieser Ophthalmie eine ganz verschiedene und wissenschaftlichere Begründung: „Madrid," sagt er, „liegt auf einer Hochebene, die mehr als 1800 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, und hat unter allen Gegenden Spaniens die strengste Luft. Der Wind, der dort fast das ganze Jahr von den Guadarrama-Bergen herweht, und dessen unheilvolle Wirkungen zu einer Menge Sprichwörter Anlaß gegeben haben, bringt eine unerträglich scharfe Kälte mit sich, die von der stärksten Lunge nicht ertragen werden könnte, wenn man nicht den Mund durch einen Zipfel des über die Schulter geworfenen Mantels dagegen verwahrte; die Kälte mit den übrigen Einflüssen des Klima's vereint, bewirkt bei den meisten Fremden auch die schmerzhaftesten Koliken. Eben dieser dort so häufige und vom Monate Februar bis zum Mai oft sehr ungestüme Wind erfüllt auch unablässig die Luft mit Wirbeln eines salpeterhaltigen Staubes, der die Augen einer ohnehin mit scrophulösen und syphilitischen Uebeln behafteten Bevölkerung entzündet, und den Grund zu jenen Ophthalmien legt, die das Zurückprallen der heißen Sonnenstrahlen und die Kälte der Nächte späterhin ungemein gefährlich macht. Aber nicht allein Madrid ist von diesen Leiden heimgesucht; Augenkrankheiten und Erblinden herrschen in ganz Spanien, wenn man von dem, was man bis Cadiz sieht, so schließen darf; auch ist die irritirende Atmosphäre der Halbinsel größtentheils sehr in Bewegung, und der blendende Glanz der Sonnenstralen wird selten durch grünes Land gemildert, das manchen Gegenden gänzlich fehlt."

Kurz die Augenkrankheiten in Spanien können also derselben Ursache, wie die in Aegypten zugeschrieben werden, jenem unsichtbaren Salpeterstaub *) nämlich, der sich in den Augen festsetzt und Entzündungen verursacht, die sich bei dem stäten Wechsel von sengender Hitze am Tage, und beißender Kälte während der Nächte außerordentlich verschlimmern. Die Koliken von Madrid sind den Fremden stets gefährlich und nicht selten tödtlich. Die Blatternseuche ist im Sommer immer gefährlicher, als im Winter, vorzüglich in den Centralgegenden Spaniens, indeß hat die nun fast durchgängig im Königreiche eingeführte Kuhpockenimpfung größerem Umsichgreifen dieser Krankheit gesteuert. Scharlachfieber sind selten und nicht gefährlich. Aber eine ähnliche Krankheit, die von den Spaniern „garrotillo" genannt wird, und den Aerzten unter dem Namen „häutige Bräune" bekannt ist, nimmt zuweilen einen seuchenartigen Charakter an, und richtet dann zu gewissen Jahreszeiten so große Verheerungen als eine Pest an. **) „Diese Krankheit,

*) Man darf behaupten, sagt Minaño, daß ein Drittheil des großen spanischen Gebietes, und der Staub auf den östlichen und westlichen Straßen des Königreiches die ganze Welt mit Salpeter versorgen könnten, wenn es der Wille Gottes wäre, in keinem Theile des Erdbodens mehr Salpeter wachsen zu lassen. Mignaño, Diccionario Geografico. Vol. I. Madrid 1826.

**) Außer den epidemischen Krankheiten, die Spanien seinen Verbindungen mit dem Morgenlande, mit Afrika und Amerika, so wie den zerstörenden Kriegen, deren Schauplatz es war, verdankt, wird es häufig auch durch Seuchen heimgesucht, die sich im Lande selbst durch Dürre, Hungersnoth und schlimme Jahrszeiten erzeu-

sagt Faure, ist auf der Halbinsel häufig, und aus den ärztlichen Annalen ersieht man, daß sie seit Jahrhunderten schon dort einheimisch ist, ungeachtet der Reinheit und Trockenheit der Luft oder vielleicht gerade aus dieser Ursache."

Eine andere gangrenöse Krankheit, die zu Madrid und in andern Provinzen, namentlich in Andalusien und Catalonien, häufig vorkommt, ist „das Spitalfieber," das wenn nicht als endemisch doch als unvermeidlich in den Spitälern betrachtet werden kann, vorzüglich, wenn es gegen Ende des Sommers geht. Um diese Zeit werden die geringfügigsten Wunden gefährliche und oft tödtliche Geschwüre. Eben so sind akute und chronische Lungenentzündungen häufig, und entwickeln sich vorzüglich in der Hauptstadt mit reißender Schnelligkeit zu einer Krisis. Lungensucht ist ebenfalls eine Krankheit, deren Keime in mehreren Theilen Spaniens stets wurzeln; als merkwürdig aber kann in Rücksicht der Trockenheit der Luft betrachtet werden, daß die Wechselfieber meist im Anfang Junius auftreten, wo die Hitze am höchsten gestiegen ist. Scrophulöse Krankheiten sind in Spanien so häufig als in Rußland, und vielleicht noch häufiger; auch ist es nichts Seltenes Bettlern zu begegnen, die an einem oder beiden Beinen mit Elephantiasis behaftet sind. Epileptische Fälle sind gleichfalls nicht selten, während Hysterien und Veitstänze zahlreich im Süden vorkommen, wo die Hitze am heftigsten ist. „Gemüthskrankheiten und Wahnsinn finden sich hier verhältnißmäßig in größerer Anzahl vor, als irgend wo anders; dazu trägt theils die heftige Wirkung der Sonne auf den Kopf bei, theils der Mangel an ordentlicher Beschäftigung, während die Regierung durch den unablässig ausgeübten Geistesdruck die Bevölkerung in einer steten fieberhaften Aufregung erhält," bemerkt Faure. Leider ist diese Annahme nur allzu sehr begründet. Man kann aber noch hinzufügen, daß der religiöse Fanatismus der Spanier dem dort vorkommenden Wahnsinn einen düstern Charakter leiht, der gern in Raserei ausartet. Man hat für Geisteskranke auf der Halbinsel drei Anstalten: eine zu Toledo, die andere zu Valencia, die dritte zu Saragossa. Eine vierte bestand zu Cordova, ist aber seit einiger Zeit aufgehoben.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Fortsetzung.)

Auf dieses Gespräch erfolgte die Verhaftung Lelewels. Die Veranlassung dazu war folgende: Da der Diktator die heftigen Reden in den Klubs nicht leiden konnte, so schloß er auf Anrathen des Justemilieu die Gesellschaften ganz und gar. Die Mitglieder derselben, die selbst die Ueberspannung mancher ihrer Redner tadelten, waren weit entfernt durch diese Maßregel beleidigt zu werden; im Gegentheile begrüßten sie mit Enthusiasmus die zweite Diktatur; allein das zweideutige Verhalten Chlopizki's gegen Rußland, die Intriken der Grafen und des Justemilieu ließen sie auf einen neuen Zusammentritt denken, und sie bildeten eine Gesellschaft, die öffentlich ihre Versammlungen im Kafferhause Honoratka's hielt, wobei der Landbote Tymowski den Vorsitz führte. Aber auch diese Gesellschaft wurde von dem Diktator aufgelöst, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Pulaski Lelewel die Petition zur Unterschrift vorlegte, von der oben die Rede war. Man hatte das Gerücht ausgestreut, die Weigerung Chlopizki's, den Klub wieder eröffnen zu lassen, werde das Zeichen zum Aufstande seyn; die Artillerie und die Sapeurs, so wie die Generallieutenants Szembek und Krukowiezki seyen in das Komplot verwickelt; man habe nicht bloß das vierte Linienregiment aufgewiegelt, sondern auch mehr als zweihundert Mann von Chlopizkis Ehrengarde in's Einverständniß gezogen u. s. w. Ohne Zweifel waren es die russischen Spione, die diese Gerüchte in Umlauf brachten, wodurch viele Personen so außer sich kamen, daß der Graf Leo Rzewuski Lelewel eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, um wie er sagte das Vaterland von einem solchen Ungeheuer zu befreien. Man wollte Lelewel unverzüglich den Prozeß machen, und der Justizminister Bonaventura Niemoiowski wurde mit der Untersuchung beauftragt; allein er lehnte Dieß ab, weil er die Ehre achtungswerther, aber von einer blinden Furcht vor Anarchie eingenommener Männer nicht bloßstellen wollte.

Das Gerücht von Lelewels Verhaftung machte großen Eindruck in der Hauptstadt; eine Menge bestürzter Menschen füllte die Vorzimmer des Diktators, der nun die Gesinnung des Volkes kennen lernen konnte. Eine große Anzahl seiner Ehrengarde, an ihrer Spitze Adam Gurowski und Nabielak, ließen sich ihm melden. In einer Rede voll Feuer und Nachdruck bot Gurowski seiner und seiner Waffenbrüder Kopf zum Pfande für Lelewels Befreiung. Endlich kamen auch noch die Mitglieder des obersten Nationalkonseils, die sich durch die Verhaftung eines ihrer Kollegen äußerst verletzt glaubten, und boten Ihre Entlassung an.

Das redliche Herz des Diktators wurde bei diesem Anblick gerührt; er begriff, wiewohl zu spät, daß er das Spielzeug schändlicher Intriken gewesen sey. Freundlich hörte er die harten Worte Gurowski's und Nabielak's an, und versicherte die Mitglieder des obersten Nationalkonseils, daß er selbst die Diktatur niederlegen werde, wenn sie auf ihrem Entschluß beharren würden, zugleich gab er Befehl, Lelewel frei zu lassen, dessen Haft drei oder vier Stunden gedauert hatte. Xaver Bronikowski und Boleslas Ostrowski, die gleichfalls verhaftet worden waren, erhielten schon nach einer Stunde ihre Freiheit wieder. Man ließ einen Bericht des ganzen Vorfalles bekannt machen, und mit Staunen sah man die Namen der ehrenwerthesten Männer in dieser niedrigen Intrike gröblich angetastet. Die sich als die erbittertsten Gegner Lelewels benommen hatten, selbst seine Ankläger schworen ihm Freundschaft und baten ihn, das Geschehene zu vergessen. Indeß nahm doch die gerichtliche Untersuchung ihren Lauf; zwanzig Individuen wurden darin als Zeugen vernommen und sagten aus: Lelewel habe mit Moriz Mochnazki und Xaver Bronikowski oder mit diesem und Boleslas Ostrowski ein Triumvirat oder Konsulat zu bilden vorgehabt, und strebe nach der Diktatur. Alles Dieß wurde mit großem Ernst vor den Grafen Gustav Malachowski, Titus Dzialynski, Rzewuski, Zaluski verhandelt; denn Grafen allein spielten in dieser Vorfallenheit eine Rolle. Allein das Tribunal konnte unmöglich bei diesen seltsamen Aussagen seine Ernsthaftigkeit behalten und hob die Unter-

---

gen. „Los años de sequedad, de hambre y de mordandad." die Jahre der Dürre, Hungersnoth und großen Sterblichkeit — sind in seinen Annalen sehr häufig. Faure a. a. O.

suchung auf, da es einen so schimpflichen Prozeß nicht zu Ende führen wollte. Der Diktator jedoch, gedemüthigt in der öffentlichen Meinung, wollte sich das Ansehn eines tiefen Politikers geben und wiederholte öfters: „Hütet Euch vor Lelewel; das ist ein zweiter Doktor Francia.“

Lelewel blieb die Wahl zwischen einer gerichtlichen Verfolgung seiner Ankläger, oder der Verachtung so grober Verläumdungen. Er wählte das Letztere und verlangte bloß, daß man in den Journalen die Grundlosigkeit dieser Anklage bekannt mache. Was die aristokratischen Koterien betrifft, so hielten sie sich eine Zeit lang ruhig, um später ihre Intriken von Neuem beginnen zu können.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Der Ausgang dieses Prozesses ist bekannt; Bonaparte wurde freigelassen, und in dem Erkenntnisse, durch das er vorläufig auf freien Fuß gestellt wurde, sprach man sich sogar günstig für ihn aus; „es geschehe Dieß,“ hieß es darin, „in Betracht des Nutzens, den der General Bonaparte der Republik leisten könne.“ Indeß strich ihn der Wohlfahrtsausschuß aus der Liste der Generale.

„Damals war es, wo Bonaparte, höchst unglücklich geworden, nach Paris kam, um zu versuchen, ob er Gerechtigkeit finden könne, oder um eines seiner tausend Projekte auszuführen, die er täglich, wie er uns sagte, beim Schlafengehen entwarf. Er hatte nur einen Adjutanten, nur einen Freund, den das Unglück nur noch stärker an ihn kettete: es war Junot. Junot war es, der ihm von dem Augenblicke an Proben seiner thätigen Anhänglichkeit gab, die nur mit seinem Leben aufhörte; Duroc war damals noch nicht mit Bonaparte bekannt, und man hat stets irriger Weise geglaubt, daß er schon in Toulon ihn kennen gelernt. Herr von Bourrienne, der sehr gut von Allem unterrichtet ist, und die Wahrheit sagt, wenn nicht Leidenschaft sein Urtheil verdunkelt, stellte die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte dar; nur täuscht er sich, wenn er von Verbindungen zwischen Salicetti und Bonaparte nach der Eroberung von Toulon spricht. Beide liebten sich nicht, und es wird weiter unten gesagt werden, wie Salicetti seinen jungen Landsmann fürchtete, den er zu Grunde richten wollte. Er war nie sein Vertrauter; Bonaparte konnte der seinige seyn; Dieß ist ein großer Unterschied. Aber während aller Stürme des Prairials hütete sich Bonaparte sehr, einen gefährlichen Schritt zu thun; er war damals stets bei meiner Mutter, und diese Augenblicke seines Lebens kenne ich so gut, als ob sie einen Theil meines eigenen ausmachten.“

Die Schilderung, welche die Herzogin von Napoleon aus dieser Zeit entwirft, ist sehr interessant.

„Meine Mutter sah viele Korsen schon vor der Revolution bei sich. Obgleich ihre Meinungen nicht die ihrigen waren, so versammelte sie dieselben doch um sich. Als sie damals nach Paris zurückkam, besuchten sie Alle wieder. Moltedo, der Abbé Arrighi, den man nur Brillen-Arrighi (Arrighi Lunettes) nannte, Arena, Salicetti, Chiappi, vorzüglich aber Bonaparte. Damals war es, wo ich Bonaparte eigentlich kennen lernte; ich erinnere mich seiner wohl, nur etwas undeutlich. Als er das erste Mal kam, um uns zu besuchen, fiel mir seine Gestalt auf, ohne daß ich mir zu sagen wußte, warum, aber so, daß ich sie nie vergessen habe. Napoleon war um diese Zeit häßlich. Später ging an ihm eine völlige Veränderung vor. Ich spreche hier nicht von dem vorbedeutungsvollen Strahlenglanze seines Ruhmes; ich meine bloß die Veränderung seiner körperlichen Beschaffenheit, die später allmählich im Verlaufe von sieben Jahren eintrat. Alles was damals an ihm knöcherig, gelb und selbst kränklich aussehend war, wurde gerändet, durchsichtig und schön. Seine Züge, die fast eckig und scharf waren, nahmen Ründe an, als sie sich mit Fleisch füllten, das ihm damals fast gänzlich abging. Nur sein Blick und sein Lächeln blieben stets bewunderungswürdig; auch seine übrige Person wurde durchaus umgestaltet. Seine Gesichtsfarbe war damals so gelb, und er vernachlässigte sich so sehr, daß seine übelgekämmten, schlecht gepuderten Haare ihm ein wahrhaft unangenehmes Aussehen gaben. Selbst seine kleinen Hände erfuhren diese Metamorphose; sie waren damals mager, lang und schwarz. Man weiß wie eitel er auf letztere später wurde, und das mit Recht. Kurz, wenn ich mir Napoleon vorstelle, wie er im Jahre 1795 durch den Hof unsrer Wohnung ging, mit so linkischen und unsichern Schritten, einen elenden runden Hut tief in die Augen gedrückt, während seine beiden Hundsohren *) schlecht gepudert auf dem Kragen jenes eisengrauen Ueberrockes herabhiengen, der seitdem ein Siegspanier wurde, wenigstens eben so gut als der weiße Helmbusch Heinrichs IV; wenn ich mir ihn denke ohne Handschuhe, die, wie er sagte, eine unnütze Ausgabe seyen, in schlecht gemachten, schlecht gewichsten Stiefeln, und dazu den Ausdruck der Kränklichkeit, der von seiner Magerkeit, seiner gelben Hautfarbe über sein ganzes Wesen sich ausbreitete; wenn ich mir sein Bild aus jener Epoche ins Gedächtniß rief, und ihn mit dem verglich, wie ich ihn später sah, so konnte ich kaum glauben, einen und denselben Menschen vor mir zu sehen.“

„Meine Mutter, die beste und natürlichste der Frauen, drückte ihm das Vergnügen aus, ihn wieder zu sehen, wie sie es auch wirklich empfand. Sie sprach mit ihm über Salicetti, und machte ihm kein Geheimniß daraus, wie sehr sie sein Betragen gegen ihn getadelt habe. Ein unbeschreibliches Lächeln überflog Bonaparte's Lippen: „er wollte mir schaden,“ antwortete er, aber mein Stern erlaubte es ihm nicht. Indeß darf ich mir nicht sehr viel auf diesen Stern zu Gute thun, denn was wird endlich mein Schicksal seyn?“ — Ich werde nie den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er diese letzten Worte aussprach; er war tief ergriffen. Meine Mutter versuchte es, ihn zu beruhigen, was ihr besser gelang, als ich glaubte. Zu meinem größten Erstaunen sah ich am folgenden Tage Salicetti und Bonaparte zu uns zu Tische kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Herausgabe der neuen Staatszeitung in Konstantinopel enthält der österreichische Beobachter folgende Notiz:

„Herr Blacque, ehemaliger Redakteur des Courrier de Smyrne, welcher von der Pforte mit der Redaktion einer Zeitung in Konstantinopel beauftragt worden, ist von Smyrna, wohin er sich, um einige Vorkehrungen in Bezug auf dieses Unternehmen zu treffen, begeben hatte, wieder in Konstantinopel eingetroffen. Der Prospektus dieser Zeitung, von der im Laufe des Novembers die ersten Nummern erscheinen sollen, ist zu Konstantinopel in türkischer Sprache im Druck erschienen, und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Die erhabene Wissenschaft, die man gemeiniglich Geschichte nennt, besteht in der chronologischen Aufzeichnung und Bekanntmachung der Weltereignisse. Sie ist gleichsam ein Andenken und Vermächtniß der Vorwelt an die Nachkommen, und gewährt den mannichfaltigsten Nutzen. Viele Gelehrte haben sogar die Geschichte, in sofern sie auf die Gesetze der Staaten und die Verfassungen der Völker wesentlich einfließt, als eine unentbehrliche Wissenschaft dargestellt. Der berühmte Safidi, Commentator des Werkes Lamil, erzählt folgende wahre Begebenheit, die als ein deutlicher Beweis für die Unentbehrlichkeit des Geschichtstudiums hier einen Platz finden möge:

„Im Jahre 422 der Hegira unter dem Chalifen Kaim aus dem

---

*) Oreilles de chien, damals eine Coiffüre der jungen Leute zu Paris, die man Muscadins nannte. Sie trugen graue Röcke mit schwarzen Krägen und grünen Westen; ihre Haare waren nicht als Titus geschnitten, wie bei den übrigen jungen Leuten, sondern geflochten, gepudert und aufgesteckt: zu beiden Seiten des Kopfes hingen Haarlocken herab, die man oreilles de chien nannte. Da man sie als Royalistischgesinnte in Paris häufig angriff, so trugen sie große Stöcke, aber nicht bloß immer zu ihrer Vertheidigung.

Hause der Abassiden, behaupteten einige Juden aus der Stadt Chaiber, *) daß ihre Voreltern schon seit Eroberung dieser Stadt von der Entrichtung der Kopfsteuer befreit gewesen wären. Um die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen, und ihre eigenen Ansprüche auf dieselbe Steuerfreiheit zu unterstützen, wiesen sie ein mit dem verfälschten Namenszuge Ali el Murtaza's versehenes Dokument vor, unter welchem die ehrwürdigen Gefährten des Propheten, Saad ben Moaz und Moavia als Zeugen unterschrieben waren. Der Chalife schien geneigt, ihrem Gesuche zu willfahren, allein sein erster Staatssekretär Abulkassim schöpfte Verdacht und zeigte das Dokument dem damaligen Reichshistoriographen und Prediger von Bagdad. Dieser erklärte es sogleich für unächt, weil die Eroberung der Festung Chaiber in das fünfte, Moavia's Uebertritt auf die Seite des Propheten aber in das neunte Jahr der Hegira fiele, und Saad schon im fünften Jahre dieser Zeitrechnung gestorben sey. Durch diese sich widersprechenden Angaben bewies er, daß besagtes Dokument keinen Glauben verdiente, und zwang die hiedurch überraschten Juden zum Geständnisse, daß sie selbes verfälscht hätten.

„Ueberzeugt von dem Nutzen der Geschichte, widmeten ihr alle islamitischen sowohl als fremde Regierungen von jeher ihre Aufmerksamkeit, und die geistreichen und trefflichen Geschichtschreiber Ibn Kessir, Imam Suyuti, Ibn Dschewsi, Kasi Beisawi und Andere verfaßten zu diesem Ende ihre Werke. Vorzüglich widmete die hohe Pforte diesem Gegenstande immer die größte Sorgfalt und ernannte eigene Reichshistoriographen, die man in den ersten Zeiten Schechname-chon und später Wakaj-nüwis nannte. Alle im Verlaufe von acht und zwanzig bis dreißig Jahren gesammelten Begebenheiten wurden, einem alten Gebrauche gemäß, durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, und so entstanden die Werke von Naima, Raschid, Subhi, Izzi und Wassif. Wenn jedoch die täglichen Begebenheiten der Gegenwart nicht zur Zeit ihres Geschehens öffentlich kund gemacht werden, und somit ihre wahren Ursachen verborgen bleiben, so pflegen die Menschen, nach dem Sprüchworte: „der Mensch ist Feind Dessen, was er nicht kennt," Allem, dessen Veranlassung und Zusammenhang sie nicht begreifen, zu widerstreben. Und so geschah es bisher auch, daß das Volk alle innern und auswärtigen Angelegenheiten, Amtsveränderungen und andere Verfügungen der hohen Pforte, gleichsam als räthselhaft betrachtend, ihnen oft einen von der eigentlichen Absicht der Regierung ganz verschiedenen Sinn unterlegte.

„Wiewohl nun hierin das Volk einer allen Menschen angebornen Neigung folgt, und daher gewissermaßen Entschuldigung verdient, so macht doch dieses eitle Gerede den Unwissenden zuvörderst seine Urheber verdächtig und strafwürdig erscheinend, und kann überdieß die Gemüthsruhe und Richtigkeit der Ansichten der Unterthanen der hohen Pforte gefährden. Es ist demnach der innigste Wunsch Sr. Hoheit, unsers gnädigen, erhabenen, durch alle trefflichen Eigenschaften ausgezeichneten Monarchen und Herrn, auch in diesem Stücke die allgemeine Ruhe zu sichern, und sein Volk von dem grundlosen Argwohn und den bangen Zweifeln zu befreien, die bisher durch falsche Gerüchte und eitles Gerede veranlaßt wurden.

„Zu diesem Ende wurde vorliegender Gegenstand in der hiezu versammelten Konferenz in Berathung genommen und beschlossen, durch schnelle öffentliche Bekanntmachung aller auf die innern und äußern Angelegenheiten der hohen Pforte sich beziehenden Ereignisse, und durch Angabe ihrer wahren Ursachen und sonstigen Erfordernisse, dem Volke eine richtige Ansicht von denselben zu verschaffen, und es zugleich vor jener Unruhe zu sichern, in die es bisher durch willkürliche Auslegungen und falsche Gerüchte versetzt zu werden pflegte.

„Da aber nebstdem auch Alles, was auf neue Erfindungen, schöne Künste, Preise der Lebensmittel und Waaren und den Handel überhaupt Bezug hat, zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll, so liefert dieses gemeinnützige, für Stadt und Volk gleich ersprießliche Unternehmen einen neuen und sprechenden Beweis der Milde, Gerechtigkeit und weisen Fürsorge unsers erhabenen Beherrschers, und seines ernsten Strebens, die allgemeine Wohlfahrt und Zufriedenheit zu befördern.

„In Betracht jedoch, daß es schwierig wäre, alle dergleichen Nachrichten schriftlich bekannt zu machen, fand man es angemessen, einen eigenen Druckverlag zu bestimmen, in welchem eine neue Zeitung in verschiedenen Sprachen erscheinen wird. Da nämlich unser großmüthiger und erhabener Monarch nicht nur ein milder und gnädiger Herrscher gegen seine Unterthanen, sondern auch ein aufrichtiger Freund aller mit der hohen Pforte in friedlichen Verhältnissen stehenden Mächte ist, so ist es wünschenswerth, die Herausgabe dieses Blattes durch Beidruckung anderer Sprachen noch gemeinnütziger zu machen, zu welchem Ende auch ein der fremden Sprachen kundiger, sehr erfahrner Europäer angestellt worden ist.

*) Kleine Stadt und Festung, sechs Tagereisen nordöstlich von Medina. Sie wurde vom Chalifen Ali, Sohne Abutalebs, erobert im fünften Jahre der Hegira.

„Dieser Plan wurde Sr. Hoheit unserm gnädigen Monarchen unterlegt, der denselben in weiser Berücksichtigung des hieraus erwachsenden allgemeinen Nutzens, allergnädigst zu genehmigen geruhte. In Folge dieser allerhöchsten Entschließung wurde in der Nähe des Seriaskeriats *) eine eigene Druckerei unter dem Namen „kaiserliches Zeitungsbureau" eingerichtet, zu deren Vorsteher der gewesene Molla von Mekka und dermaliger Reichshistoriograph, Scheitzade Esseid Mehmed Essaad Efendi, ernannt ist.

„Ihm werden alle Nachrichten und zwar die politischen von Seite der Pforte, die auf das Militärwesen aber sich beziehenden vom Seriaskeriat täglich mitgetheilt werden. Zu diesen Mittheilungen sind, ohne jedoch aus ihrem bisherigen amtlichen Wirkungskreise zu treten, der Chodscha der kleinen Stiftungen, Sarim Efendi, aus dem Ameddschi Kalemi **) und der dem Seriaskeriat zugetheilte Said Bey, Sohn des Oberst-hofmeisters der Sultanin Mutter, beauftragt und ernannt worden.

„Die Zeitung erscheint in zwei Abtheilungen, deren eine alle auf innere Regierungsangelegenheiten sich beziehenden amtlichen Nachrichten enthalten wird; die andere soll die nicht offiziellen und das Ausland betreffenden Artikel, dann Alles, was auf Kultur, Wissenschaften, Künste und Handel Bezug hat, und überhaupt alles Neue und Interessante liefern. Dieses Blatt erscheint wöchentlich einmal, und um die damit verbundenen Kosten zu decken, ist der Preis eines Jahrgangs auf 120 Piaster festgesetzt. — Wer sich demnach darauf zu pränumeriren wünscht, hat diese Summe auf einmal zu erlegen, und seinen Namen im Zeitungsbureau einregistriren zu lassen, wofür er dann durch ein ganzes Jahr ein Exemplar jedes erscheinenden Blattes erhält."

•

In London wurden kürzlich gewissermaßen vier Lord-Mayors gewählt, indem die Stimmenzahl, die jeder hatte, wenig von der der andern verschieden war. In Beziehung auf diese Wahl und die neue Prophetin Miß Campbell, von der neulich in diesen Blättern die Rede war, enthält der Atlas Nachstehendes: „Unser hochwürdiger Herr Irving und noch weniger unsre Aldermänner Key, Laurie, Thorpe Thompson und Farebrother lassen sich wohl nicht träumen, daß im Rathe der Geschicke schon vor mehr als tausend Jahren ihrer gedacht wurde. Unter den merkwürdigen Manuscripten, welche John Duns Scotus im zwölften Jahrhundert besaß, befand sich eine Kopie der Inschriften auf Merlins Grabe zu Drummelzier; eine davon ist in einer Kopie vom Jahre 1516 auf folgende Weise wiedergegeben:

„Ouhen Lunndu sal hef Lordis Mayoris foure
Ouhen folke sal parle in speche unknowne
Yen sal be weir and syknece sore
Yen Englondis glorie is agone;"

welches in gutem Englisch so lautet:

„When London shall have Lord Mayors four,
When folks shall speak in tongues unknown,
Then shall be war and sickness sore,
Then Englands' glory shall be gone;"

und ins Deutsche übertragen ungefähr so:

Wenn London wird vier Bürgermeister wählen;
Wenn Leute reden unbekannte Sprachen:
Dann wird nicht Krieg und böse Krankheit fehlen;
Dann wird man Englands Ruhm zu Grabe tragen."

*) Palast des Seriaskers.

**) Sekretariat des Reis-Efendi.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 326. 22 November 1831.

Bilder aus Südamerika.

8. Caraccas und seine Alameda.

Der Vorabend des „Jueves Santo“ (Himmelfahrtstag) zu Caraccas war einer der zaubervollsten Abende, die dem tropischen Himmel eigenthümlich sind. Die Stunde des Sonnenunterganges wird dort von allen lebendigen Wesen als die ersehnte Zeit begrüßt, in der man sich von der sengenden Hitze des Tages erholen und erfrischen kann. Obgleich das Zwielicht dort so schnell vorübergeht, daß es kaum bemerklich ist, so ersetzte doch an diesem Abende der eigenthümliche Glanz des Mondes und der Gestirne hinlänglich die Sonne, die hinter den Bergen von Marocay in dem mildschimmernden Lichte unterging, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann. Die ganze Bevölkerung von Caraccas begann nun in dichten Massen aus der Stadt hervorzudrängen, und sich in den verschiedenen Baumgängen, die auf das Land hinausführen zu vertheilen, während die öffentlichen Spaziergänge mit Gruppen lachender Kreolen angefüllt waren, die ihre Fröhlichkeit bis auf diese Stunden verspart zu haben schienen. Der Tag war ungewöhnlich heiß und mit einer erstickenden Schwüle erfüllt gewesen, so daß jetzt die einzelnen Gruppen von Freunden und Bekannten, die einander begegneten, nicht selten stillstanden, um sich bemerklich zu machen, die kühle Bergluft sey nie mit solchen Düften erfüllt von den benachbarten Pflanzungen hereingeströmt. Die Zweige der längs den Vorstädten gepflanzten „Alamos“ (Pappelbäume) funkelten von zahllosen Glühwürmern, die, indem sie von Baum zu Baum schwirrten, fast mit den kaum glänzenderen Luftmeteoren verwechselt werden konnten, die in den stillen Nächten, welche den heißen Sommertagen unter der Linie vorausgehen oder folgen, von allen Gegenden des Himmels herabzufallen scheinen. Die schrillenden Töne des Spottvogels und die virginische Nachtigall ließen sich deutlich vernehmen über dem dumpfen Gesumme der Menge, während in Zwischenräumen das Klingeln der Maulthierglocken gehört wurde, wenn ein „Machos“ auf seinem Weg nach den Savannen mit einem großen Trupp dieser Thiere schläfrig nickend vorüberzog, während die Maulthiertreiber ihm folgten, ihre Llanero-Gesänge in dem monotonen Rezitativ der Niederungen singend oder dann und wann nachlässig eine Saite ihrer „Vihuelas“ anschlagend, indem sie langsam den Weg dahin ritten.

An dem untern Ende der Hauptpromenade, die wegen ihrer höhern und schönern Pappeln, von denen sie eingefaßt ist, vorzugsweise „La Alameda“ heißt, befindet sich ein großes Halbrund, das mit marmornen Sitzen umgeben ist, die wie Sofa's und Ottomanen ausgehauen sind. Hier traf man — wie an Sommerabenden gewöhnlich — zwei Musikbanden aufgestellt, die sich in der Aufführung solcher nationaler und patriotischer Stücke ablösten, welche bereits in Venezuela komponirt oder von ausländischer Musik entliehen waren. Die Volksmasse, die von dieser Musik angezogen hieher zusammenströmte, war daher größer als an irgend einem andern Orte der Alameda, und da die Marmorsitze ausschließlich von Müttern und Töchtern der ersten Familien eingenommen waren, so näherten sich nur Wenige dem Halbrunde, ohne wenigstens einige Minuten stehen zu bleiben und einen Blick voll Entzücken auf die reizenden „Caracqueñas“ zu werfen.

Die „Saya“ und „Basquina,“ in denen die Kreolinnen stets erscheinen, wenn sie ausgehen, bilden einen Anzug, der ausnehmend wohl geeignet ist, die fehlerlose Symmetrie ihrer schönen Formen blicken zu lassen; auch wissen sie gar wohl, wie gut die dunklen Farben, in die sie sich zu kleiden lieben, ihren schönen brünetten Gesichtern stehen. Das milde Klima Südamerika's erlaubt den Frauen beim Ausgange stets mit unbedecktem Haupte zu bleiben; sie zeichnen sich daher durch das niedliche und einfache Geflecht ihrer glänzend schwarzen Haare aus, die meist keinen andern Schmuck tragen, als eine Nelke oder Rosenknospe.

Die „Ciudadanos,“ die zwischen den Pappelgängen hinschlenderten, trugen eine weit buntere und sogar gesuchtere Kleidung. Ein eigentlicher Mittelstand war dazumal in Venezuela unbekannt. Ein solcher bildete sich zu einiger Bedeutung erst mehrere Jahre nachher, als die Unabhängigkeit dem Lande, das bis dahin zwischen Herren und Sklaven keine Mittelstufe gekannt hatte, erlaubte, eine liberalere Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse einzuschlagen. Das sogenannte „Pueblo,“ unter welchem man in der Zeit, von der wir sprechen, Alle begriff, die nicht durch Geburt, Reichthum, oder Rang befähigt waren, als „Cavaleros“ betrachtet zu werden, durfte sich auf diesen öffentlichen Spaziergängen einzudrängen nicht wagen. Dagegen fühlten sich diese Leute eben so glücklich, wo nicht glücklicher auf dem „Arrayan“ oder den verschiedenen Boulevards der Vorstädte, wo aus dem dichten Gedränge der Fandangos und den weiten offnen Schuppen, die für die Musik und die Tänze der

Chinganeras *) eingerichtet waren, Vihuelas und Guitarren wiederhallten. Inzwischen sah man auf der Alameda die wohlgenährten und stattlichen Würdeträger der Kirche in ihren seltsamen Gewändern laut und ernst die Tagespolitik abhandelnd auf- und abgehen. Unter sie erblickte man Offiziere gemischt, die zu den verschiedenen Abtheilungen des Patriotenheeres gehörten, und in jeder erdenklichen Mannichfaltigkeit eines glänzenden und theatralischen Putzes prangten — denn Uniform konnte man ihren Anzug nicht nennen, den jeder nach seinem Geschmacke ausgewählt hatte, damals nämlich, ehe noch wiederholte und blutige Niederlagen den Geist der republikanischen Soldaten ernüchtert, und die Reichsten des Landes in Armuth und Elend gestürzt hatten. Diese und einige ausgezeichnete Civilianos, die bei der neuen Regierung die höchsten Stellen bekleideten, oder darnach trachteten, nahmen den eigentlichen Hauptspaziergang ein, während in den Seitengängen Mönche von den verschiedenen Klöstern auf- und niederwandelten, in den weißen und grauen Kutten des Franziskaner- oder Dominikanerordens, oder in dem dunkeln Gewand, das die Brüder des heiligen Augustin oder des San Juan de Dios tragen.

9. Der Himmelfahrtstag und das Erdbeben.

Der Morgen des Himmelfahrtstages war heiter und wolkenlos und verkündigte einen der heißesten Sommertage des Tropenlandes. Die schweren Nebel, die sich langsam von den Kakaopflanzungen erhoben hatten, zogen sich in weißen Streifen an den benachbarten Hügeln hin, und kein Lufthauch rührte sich, sie zu zerstreuen, bis sie endlich allmählich unter dem gewaltigen Strahle der Sonne wegschmolzen. Caraccas bot ein Bild der heitersten Aufregung und Fröhlichkeit. Den Anbruch des Tages begrüßte Geschützesdonner, um die Jahresfeier des Tages zu verkünden, der Venezuela auf immer von Spanien losgerissen hatte, und die Glocken der zahlreichen Kirchen und Klöster, die auf dieses Zeichen zu läuten anfingen, hörten nicht einen Augenblick auf, um den fröhlichen Paukenwirbeln und Trompetenstößen Raum zu lassen, die aus allen Schalllöchern der Thürme erklangen.

Die Straßen der Stadt waren gedrängt voll von Bürgern in feiertäglichem Anzuge, unter die sich „Campezanos" aus den Thälern von Aragoa, und Indianer verschiedener Stämme in ihren lieblichen bunten „Ponchos" und „Ruanas" mischten. Alle diese saßen auf ihren kleinen, aber zartgebauten inländischen Pferden, die noch von der andalusischen Race stammten, welche von den ersten spanischen Ansiedlern mit in's Land gebracht worden war. Der Putz und das Sattelzeug dieser Pferde waren eben so verschieden als die Trachten ihrer Reiter. Die „Serranos" oder Gebirgsbewohner ließen sich schon aus ihren starken und rüstigen Kleppern erkennen, deren vorstehende Hufe ganz dazu geschaffen schienen, die Kordilleren zu erklettern; ihre hohen Sättel waren mit Panther oder Schaguarfellen bedeckt, und ihre breiten Steigbügel von Holz oder getriebenem Bronze waren so gemacht, um bei engen Felsenpässen den Fuß zu schützen. Die „Llanneros" oder Bewohner der Savannen ritten flinke, schöngeschweifte Renner, die durch Wuchs und Schönheit weit vor den kleinen struppigen Gebirgskleppern ausgezeichnet waren. Diese Leute bedienten sich eines leichten „Fuste," der mit einem Husarensattel Aehnlichkeit hat, und mit einer Pelzschabrake aus der Haut des großen rothen Pavians oder eines wilden Eselsfüllen bedeckt war, das pechschwarz und mit einer silberweißen Borde eingefaßt ist. Ihre dreieckigen Steigbügel von Stahl oder Silber waren kaum breit genug, um mit der Sandale am Fuße darin stehen zu können.

Als die Stunde des Hochamtes in den verschiedenen Kirchen herannahte, hörten die lärmenden Freudenmusiken auf den Thürmen allmählich auf, und das feierliche Summen der größeren Kirchenglocken ermahnte die Einwohner an die herrannahende Stunde des Gottesdienstes. Ein Zug von Generalen und Offizieren ritt die Straße heran, die, nachdem sie von den Pferden gestiegen und diese ihren Ordonnanzen übergeben hatten, die marmornen Stufen hinaufschritten, die zu dem Haupteingange der Kathedrale führten. Nur Carlos Sepulveda benützte das Gedräng des Volkes, um unbemerkt seinem Generale zu entwischen, dem er als Adjutant zur Seite zu bleiben hatte; er eilte die Straße hinab, die in das Kloster der heiligen Clara führte. Das Hochamt hatte hier bereits angefangen, als er in die kleine, aber reich geschmückte Kirche trat; langsam ging er in den Seitensäulengang vor, bis er an dem Gitter, das den Hochaltar umschloß, diesem so nahe stand, daß er deutlich Alles wahrnehmen konnte, was hinter dem Gitterwerk rechts von der Kanzel vorging, das die verschleierten Nonnen des Klosters von dem Volke im Kirchenschiff trennte. Die Menge von Wachskerzen, mit denen der innere Chor beleuchtet war, ließ ihm die stattliche Gestalt der „Madre Abadeza" erkennen, die vor der Reihe ihrer Ordensschwestern auf einer Art reichgeschmückten Throne saß, während zu ihren Füßen auf Polstern vier junge Novizinnen knieten, die an diesem Tag den Schleier nehmen wollten.

Nahe dem Gitter und allen Zuschauern sichtbar erhob sich eine Todtenbahre mit schwarzem Sammt bedeckt, auf welche sich eine Novize um die andere, während das Miserere gesungen wurde, legen mußte; ihr selbst und allen Anwesenden anzudeuten, daß sie fortan als abgestorben den Freuden und Neigungen der Welt zu betrachten sey. Die vier Carraqueñas waren gleich liebenswürdig und prachtvoll geputzt; Carlos indeß hielt seinen Blick nur auf Eine gerichtet, die blaß wie eine marmorne Bildsäule anzusehen war, und bewußtlos den feierlichen Tönen der Orgel, und dem melodischen Gesang der frommen Schwestern zu horchen schien, in deren Mitte sie bald auf ewig eintreten sollte. Nur dann und wann perlte eine Thräne über ihre Wange.

Das Hochamt war fast zu Ende und die Einweihung der jungen Nonnen sollte eben vor sich gehen. Sepulveda's Herz schlug hörbar, als er die Aebtissin aufstehn, und Maria del Rosario zum „Atahnd" führen sah. Die Armbänder, die Halskette und all ihr Schmuck wurden Stück für Stück dem Mädchen abgenommen, und als ein Opfer für den Kirchenschatz der heiligen Clara beiseite gelegt; ihr Haar wurde losgebunden, und fiel in üppig wallenden Locken über ihren marmorweißen Nacken. Carlos starrte athemlos auf diese seidenen Ringel, nach denen die Aebtissin eben die Hand mit der Scheere ausstreckte, als ein dumpfes Getöse, wie das des fernen Donners dem verhängnißvollen Schnitt Halt gebot. Das

*) Ueber diese Art Bänkelsänger in einem der nächsten Artikel. Anm. d. R.

seltsame Brausen wälzte sich näher heran, und nun starrte Alles mit Entsetzen im Blicke einander an, denn nur zu wohl war Jedermann dieser Vorbote eines nahen Erdbebens bekannt.

Die versammelte Menge war von dem plötzlichen Schrecken so gelähmt, daß die ersten wellenähnlichen Erschütterungen schon deutlich wahrgenommen wurden, ehe man daran dachte, aus der Kirche zu flüchten. Dann aber stürzte Alles in wilder Unordnung nach der Kirchthüre, wobei Alte und Schwache und auch solche, die noch in Andacht versunken knieten, zu Boden getreten wurden. Doch so schnell war das schreckliche Naturereigniß zu seinem vollen Ausbruch gekommen, daß die Mauern zu wanken und das Gewölbe einzustürzen begannen, bevor noch Alle das Freie erreicht hatten. Mitten unter dem Angstgeschrei der Andächtigen, das von den Nonnen im Chor wiederholt wurde, mitten im Gebrülle des unterirdischen Donners und dem Gekrache der einstürzenden Thürme, dachte Sepulveda nur an die, welche er vor einigen Augenblicken noch auf ewig verlieren sollte. Mit der Kraft der Verzweiflung ergriff und zerbrach er das Gitter, faßte die ohnmächtige Novize, die besinnungslos auf dem Atahud lag, und stürzte mit ihr durch die winkeligen Klostergänge fort, während der schwankende Boden unter seinen Tritten sich hob und senkte. Eben hatte er den Klostergarten erreicht, als die Kirche in einen großen Schutthaufen zusammenbrach. Das furchtbare Getöse dauerte noch immer fort, es war als wollten die Wasser des Abgrundes brausend aus den Eingeweiden der Erde emporsteigen; Krach auf Krach erfolgte wie die höchsten Gebäude nach und nach zusammenstürzten, während das Wehklagen von Tausenden der Verwundeten und Sterbenden, gemischt mit dem Angstgeschrei der Lebendgebliebenen die Luft erfüllte. Die Atmosphäre war von dunstigem Gewölk und von dem Rauche verdunkelt, der aus den in Brand gerathenen Strohhütten emporstieg, die das Schicksal der Kirchen und Paläste getheilt hatten.

Die Erdstöße ließen einen Augenblick in ihrer anfänglichen Heftigkeit nach, und Sepulveda nahm seine holde Last wieder auf, die ihre Augen aufschlug, aber nur um wieder vor Schrecken in eine noch tiefere Ohnmacht zu fallen. Als er seinen gefahrvollen Weg nach dem Hause seiner Mutter fortsetzte, das auf einem freien Platze nahe der Alameda lag, gerann ihm oft das Blut vor Entsetzen bei den Schreckensscenen, an denen er bei jedem Schritte vorüber eilte. Nicht ein einziges Gebäude war unbeschädigt geblieben, und neben jeder Kirche und jedem Kloster lagen Leichen oder im Todeskampf ringende Verwundete haufenweise übereinander. Gruppen von Menschen jedes Alters und Geschlechtes hatten sich in der Mitte der Straßen und „Plazuelas" angstvoll zusammengedrängt, oder flohen ohne zu wissen wohin im Wahnsinn der Verzweiflung und rannten zwischen den schwankenden Mauern, die der leiseste Stoß vollends einstürzte, dem Verderben entgegen, dem sie entfliehen wollten.

Schilderungen aus Norwegen.

1. Sitten der norwegischen Bauern.

Wir waren bis in das Herz Norwegens vorgedrungen, und schickten uns an den Dovre-Field, den St. Gotthard der skandinavischen Alpen, zu ersteigen. Dort konnten wir den Charakter der norwegischen Bauern, dieser langsamen und kraftvollen, dieser einfachen und stolzen, dieser rauhen und gastfreundlichen Menschen in seiner ganzen Reinheit beobachten. Von dieser Langsamkeit ihrer körperlichen und geistigen Bewegungen, scheint der Grund in ihrer Organisation und ihrem Klima [gesucht werden zu müssen. Ihre von Natur aus stärkern Fibern als die der mittägigen Nationen sind von der Kälte gesteift und haben zwar weder Rührigkeit noch Geschmeidigkeit, dagegen aber Ausdauer und Kraft. Wenn man sie anredet, so verstreichen immer erst einige Minuten, bevor sie den Inhalt der an sie gerichteten Worte völlig gefaßt, und selten antworten sie auf die erste Frage, als brauchten sie erst einige Zeit, sich die Sache zu überlegen. Was sie indeß einmal überdacht haben, begreifen sie gründlich und dann antworten sie mit erstaunlicher Richtigkeit und Bestimmtheit. Zu den einfachsten Rechnungen, die sie täglich zu machen haben, bedürfen sie unverhältnißmäßig viele Zeit, irren sich dann aber auch so wenig als eine Rechnenmaschine. Der Reisende, der vor der Thüre eines Gasthauses hält und sich nach Ruhe und Labung sehnt, würde sich kaum des Aergers erwehren können, wenn er diese großen, unbeweglichen Gestalten, mit übereinander geschlagenen Armen, ihre Pfeife mit der größten Gemüthsruhe rauchend unter der Thüre des Hauses stehen sieht. Man ist unruhig, ungeduldig, man fragt sie, sie fahren mit der größten Gleichgültigkeit fort zu rauchen und betrachten den Fragenden starr, ohne ihn, wie es scheint, zu verstehen. Hat indeß der nämliche Mann, der so viele Zeit brauchte sich zu überzeugen, daß man wirklich da und vor seinen Augen sey, und daß man seiner bedürfe, dieß Alles nur erst recht gefaßt, so setzt er sich auch, doch ohne sich zu übereilen, sogleich in Bewegung, um gewissenhaft Alles herbeizuschaffen, was er vermag. Betäubt man ihn nur nicht mit Fragen, gibt man ihm nicht zwei Aufträge zu gleicher Zeit und hat Geduld, so geschieht gewiß Alles, zwar ohne Aufhebens und ohne Eilfertigkeit, aber mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und mit der größten und oft uneigennützigsten Pünktlichkeit.

Sie sind eben so stolz als rechtlich; treu haben sie aus der Sitte der Heidenzeit das trauliche Du bewahrt, und sie reden Jedermann ohne Unterschied so an, ihre Hirten sowohl als den Fremden, dem eine so vertrauliche Sprache anfänglich auffällt.]

Das Gefühl ihrer Unabhängigkeit und ihre wahrhaft republikanische Konstitution, erhöhen, wie man leicht denken kann, diesen angebornen Stolz. Von ihrer politischen Lage, Schweden gegenüber, haben sie eine recht artige Ansicht; einer von ihnen sagte uns: „Die Norwegen haben nichts mit den Schweden gemein; sie haben denselben König, das ist Alles." Auf dem ganzen Weg von Christiania nach Drontheim begegneten wir Bauern, welche dem eben geendigten Storthing beigewohnt hatten; und in Lumpen gehüllte Greise eilten aus ihren Hütten auf uns zu, um sich zu erkundigen, ob die Sitzung geschlossen sey.

Die Mauromichali.

Unter den griechischen Häuptlingen, die sich im Freiheitskampfe ihres Vaterlandes hervorgethan, erwähnen die Annalen Griechenlands mit besonderer Auszeichnung der Mainottenfamilie Mauromichali. Das unglückliche Ende des Grafen Capo d'Istrias, in dessen Blut Zwei dieser Familie ihre Hände tauchten, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf

den Namen Mauromichali getrennt. Konstantin und Georg Mauromichali, welche die Geschichte neben Harmodios und Aristogiton nennen oder als die Mörder des Wohlthäters ihres Vaterlandes brandmarken wird — noch schwebt ihr Prozeß vor dem Tribunal der Zeitgenossen — sind der Bruder und Sohn Petro Mauromichali's, der vor der griechischen Revolution Petro Bey genannt wurde und bei dem Ausbruche derselben türkischer Statthalter von Maina war. Die Pforte hatte ihm den Titel Bey und diese Würde kraft alter Verträge ertheilt, und dafür gleichfalls nach altem Brauche einen seiner Söhne als Geisel erhalten. Obgleich so Petro einen seiner Söhne in den Händen der Türken zu Konstantinopel und einen zweiten in Tripolitza unter gleicher Gefahr wußte, zögerte er dennoch keinen Augenblick, die Fahne der Freiheit in den Gebirgen von Maina zu erheben und sich, Einer der ersten, jenen tapfern Männern anzuschließen, die im Jahre 1821 den Kampf gegen das ottomanische Reich zu beginnen wagten. In demselben Jahre belagerte er vereint mit den Generalen Kanelo Delyani und Theodor Kolokotroni Tripolitza, und wurde bald darauf von dem Senate zu Kaltezies als Oberfeldherr ernannt. Zu gleicher Zeit hielten zwei seiner Brüder, Johann genannt Katzis und Kyriakulis, die Festung von Malvasia eingeschlossen, die sich bald darauf, so wie Navarin, ergab.

Nach der Einnahme von Tripolitza, zu der Petro Bey hauptsächlich mitgewirkt hatte, ehrte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger dadurch, daß sie ihn nacheinander zum Abgeordneten der Versammlung in Astros, zum Präsidenten derselben, und endlich zum Chef der exekutiven Gewalt ernannten. Damals bedeckte sich einer seiner Söhne, der tapfere Elias Mauromichali, auf der Insel Negroponte mit Ruhm. An demselben Tage, wo ihn die Regierung zum Oberbefehlshaber jener Expedition ernannte, fiel er jedoch unter den Mauern von Karystos. Kurze Zeit darauf starb auch Kyriakulis im westlichen Griechenland auf dem Felde der Ehre.

Petro Bey war noch Präsident der Nationalversammlung zu Epidaurus, und wurde abermals an die Spitze der exekutiven Gewalt gestellt. Er befand sich später auch unter den heldenmüthigen Vertheidigern von Missolunghi gegen Omer Vrione. Im Jahre 1825 wurde er wieder zum Abgeordneten der Versammlung zu Epidaurus ernannt und Mitglied der allgemeinen Regierungskommission. Damals fiel Missolunghi, weniger glücklich als bei seiner ersten Belagerung, in die Hände Ibrahims. Bald darauf hatte Petro den Schmerz, seinen Sohn Johann zu verlieren, der in einem Treffen bei Navarin umkam, und zugleich traf ihn die betrübende Nachricht, daß sein anderer Sohn Georg (derselbe, der die blutige That an dem Präsidenten von Griechenland verübte) Ibrahims Gefangener geworden sey.

Im Jahre 1827 erwählten ihn seine Mitbürger das vierte Mal zum Abgeordneten des Kongresses von Trözene, von welchem der Graf Capo d'Istrias zur Regierung Griechenlands berufen wurde. Sein Sohn Georg wurde damals zu einem der drei Mitglieder der provisorischen Regierung ernannt.

Nach der Ankunft des Präsidenten führte Petro Bey als Mitglied des Panhellenions den Vorsitz im Departement des Kriegswesens und verwahrte sich mit seinen übrigen Kollegen gegen die willkürlichen Maßregeln Capo d'Istrias. Von diesem zurückgesetzt und vielseitig gedrückt, läßt es sich denken, daß Petro Bey, nachdem er seine Söhne, einen Bruder und eine große Anzahl seiner Verwandten im Kampfe für die griechische Freiheit verloren hatte, einen tödtlichen Haß gegen den Präsidenten faßte, der in seinen Augen nur als der Unterdrücker seines Vaterlandes und das Werkzeug des russischen Einflusses erscheinen mußte. Er wollte sich, wahrscheinlich nicht in der freundschaftlichsten Absicht, nach Maina begeben, als er auf Befehl des Präsidenten verhaftet und in ein Gefängniß des Palamidi geworfen wurde. Mag nun Capo d'Istrias Verfahren gegen die griechischen Häuptlinge durch die wilde, unruhige und gefährliche Sinnesart dieser in einer langen bürgerlichen Verwirrung aufgewachsenen Männer entschuldigt werden können, so verdient doch auch von eben diesem Gesichtspunkte aus betrachtet die Blutrache der barbarischen Mainotten eine andere Beurtheilung, als ein Mord ähnlicher Art in civilisirten Staaten erfahren muß. Was die Mörder des Präsidenten noch insbesondere anbelangt, so war der Bruder des Petro Bey, Konstantin Mauromichali, unter der Präsidentschaft Conduriotti's Mitglied des vollziehenden Körpers, und hatte sich in den vorhergegangenen Feldzügen durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, so daß ihm der Oberbefehl über die Vertheidigung der Insel Hydra gegen Ibrahim anvertraut wurde. Georg Mauromichali, Petro Bey's Sohn, befand sich im Augenblicke des griechischen Aufstandes als Geisel in der türkischen Hauptstadt, aus der ihm jedoch zu entkommen gelang. Er wohnte später der Einnahme von Tripolitza bei, und war Einer der drei Abgeordneten, die von Griechenland an den Kongreß von Verona gesendet wurden, um den Schutz der dort versammelten Könige für Griechenland anzurufen. Nach seiner Rückkehr machte er mehrere Feldzüge gegen Ibrahim mit, und focht namentlich in dem Treffen von Navarin, wo er in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auswechslung wurde er Mitglied der provisorischen Regierung und blieb es bis zur Ankunft des Präsidenten.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Aerzte, die jüngst aus Warschau bei uns eingetroffen sind, behaupten, von zuverlässigen Zeugen und selbst im Vertrauen von russischen Offizieren, die zur Einsicht der Todtenlisten gelangten, vernommen zu haben, daß sich der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten bei Einnahme von Warschau auf dreißigtausend sechshundert und vierzig Mann belaufen habe. Aus derselben Quelle wird der Verlust der Russen im ganzen Feldzuge auf hundert und achtzigtausend Mann angegeben. — Die letzten Unfälle der polnischen Waffen werden einstimmig Krukowiezki's Verrätherei zugeschrieben, der für seine den Russen geleisteten Dienste mit einer Million Rubel gelohnt worden seyn soll. So sehr sich jedes edlere Gemüth dagegen empört, einen Mann mit grauen Haaren, in dessen Verdienste seine Nation so großes Zutrauen setzte, auf solche Weise befleckt zu sehen, so machen die Entsendung Romarino's mit dem Kerne des Heeres, während der Feind der Hauptstadt sich näherte, die schwache Besetzung der Schanze von Wola, die Unterhandlungen Krukowiezki's mit Paskewitsch, und selbst seine Vertheidigung in den polnischen Blättern, wo natürlich keine Erwiederung erscheinen kann, die Sache mehr als wahrscheinlich. — Unsre Landsleute geben uns schauderhafte Schilderungen von den durch die Russen, namentlich durch die Kosaken, verübten Gräuelthaten, und den von den Polen als Repressalien begangenen Grausamkeiten. Die Kosaken schnitten Weibern die Brüste ab und erstachen Säuglinge in ihren Armen. Ein Major des Krakusenregiments ließ hierauf so viele Kosaken als möglich zusammenfangen, und ihnen zur Wiedervergeltung an beiden Armen vom Handgelenke an eine Handbreit die Haut aufwärts bis zu den Schultern abschinden und dann am Genicke die beiden Streifen zusammenbinden. In diesem kläglichen Zustande wurden sie zu ihren Kameraden zurückgeschickt, um ihnen anzusagen, daß so gegen Alle verfahren werden würde, die sich neue Frevel gegen wehrlose Weiber und Kinder zu Schulden kommen ließen.

Ein englisches radicales Blatt gibt folgende Eintheilung und Uebersicht der Bevölkerung von England, die mit Ausschluß Schottlands und Irelands sich auf ungefähr zwölf Millionen beläuft.

Unnütze Klasse.	Köpfe.
Das Königthum (der König, die Prinzen und ihre Familie)	300
Der hohe Adel	13,620
Die Rentiers	402,555
Die Staatspensionäre	92,000
Die Armen; Heimathlosen, Diebe u. s. w.	1,548,500
Zusammen . . .	2,056,955
Zum Theile nützliche Klassen.	
Angestellte	114,500
Advokaten und Rechtsgelehrte	95,000
Die Geistlichkeit (vom Bischofe bis zum Küster herab) . .	116,000
Zusammen . . .	325,500
Klassen, die zum Theile auf Kosten der Bedürfnisse Aller leben.	
Aerzte, Wundärzte u. s. w.	90,000
Ackerbauende Bevölkerung	2,975,000
Kaufleute	1,172,000
Zusammen . . .	4,237,000
Handwerker und Taglöhner	7,497,531

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 327. 23 November 1831.

Schilderungen aus Norwegen.

2. Wandernde Schullehrer.

Man wird sich über die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften in Norwegen weniger wundern, wenn man weiß, daß alle Bauern ohne Ausnahme lesen und schreiben können. Nur jene werden zur Konfirmation zugelassen, die diesen Elementarunterricht, der auch zu Ausübung bürgerlicher Rechte als bedingende Eigenschaft durchaus erforderlich ist, genossen haben, und aus diesen beiden Ursachen schließt keiner sich davon aus. In einem Lande, wo die Wohnungen isolirt und oft 7 bis 8 Stunden von einander entfernt liegen, hat der Schulbesuch natürlich seine Schwierigkeiten. Diesen hat man nun durch wandernde Schullehrer abgeholfen, von denen sich einer auf einem gewissen Punkt niederläßt, und die Kinder der nicht zu weit entfernten Wohnungen eine Zeit lang unterrichtet. Ist Dieß geschehen, so bricht er sein Zelt ab, und verlegt seinen nomadischen Unterricht an einen andern Ort. Ungeachtet dieser Erleichterung müssen die Schüler doch noch bedeutende Strecken Weges zurücklegen, und mit einem norwegischen Kopf, der nicht so geschwind begreift, muß ein Bauernknabe, bis er nur lesen lernt, Wanderungen unternehmen, die, zusammengerechnet, einer bedeutenden Reise gleichkommen würden.

Jeder Bauer hat seine Bibel, in der er am Sonntag liest, und oft auch noch andere Bücher. Die Kopenhagner Buchhändler verkaufen eine, im Verhältniß, viel größere Anzahl von Büchern nach Norwegen als in Dänemark, und zwar nicht allein in den Städten, welche ohnehin nicht zahlreich sind, sondern im Innern des Landes. Reisende wollen behaupten, bei einem norwegischen Gebirgsbauer einen Euklides gefunden zu haben, den der Familienvater von Anfang bis zu Ende durchstudirt hatte; bei einem andern fanden sie einige Schriften von Kant, und bei einem dritten einen Band von Rousseau.

In Christiania erzählte man mir, daß ein anderer Reisender, der vor Jahren mit physikalischen Instrumenten nach einem entlegenen Thale Norwegens gekommen war, um die Höhen der Gebirge zu messen, unter den dortigen Bauern ein Staunen erregt habe, das fast von verdrießlichen Folgen für ihn gewesen sey. Man hielt ihn für einen Zauberer und rief den Geistlichen herbei, um ihn zu exorcisiren. Dieses Abenteuer gleicht nun freilich vielen andern; was mir aber die Norweger besonders zu charakterisiren scheint ist Folgendes: Indem der Reisende sich vertheidigte, erklärte er den Bauern den Zweck, und so viel als möglich den Gebrauch seiner Instrumente; nun verwandelte sich ihr Argwohn in Bewunderung, sie ließen sich die Höhen aller Gebirge ihrer Nachbarschaft angeben, schrieben sie sich gut ins Gedächtniß und theilten sie auch ihren Kindern mit. Seitdem haben andere Reisende, welche diesen entlegenen Winkel besuchten, sich nicht wenig gewundert, dort so gute, von der Höhe ihrer Gebirge so wohl unterrichtete Leute zu finden, die sich nicht wenig darauf zu Gute thun, einigen Begriff von der Trigonometrie zu haben.

Diesem verbreiteten Volksunterricht hat man es ohne Zweifel auch zu danken, daß so wenige Verbrechen und Verurtheilungen statt finden; die Todesstrafe ist fast gänzlich unbekannt. Vor einigen Jahren begingen indeß doch fünf Männer einen Mord an Kaufleuten, die so unvorsichtig gewesen waren, die Habsucht ihrer Mörder dadurch zu reizen, daß sie die bedeutenden Summen, welche sie mit sich führten, sehen ließen. Der Mord war aber für die Mörder etwas so Neues, ihnen so Fremdes, und machte sie so bestürzt, daß sie sich bald verriethen, schon beim ersten Verhör alles eingestanden, und nach der alten Sitte des Landes mit dem Beil hingerichtet wurden.

3. Sonderbare Duelle.

Zuweilen fallen die norwegischen Bauern durch kurze Ausbrüche einer wilden Fröhlichkeit, durch Zorn oder Trunkenheit, aus der ihnen angebornen Ruhe und oft ist dieß Anlaß zu ernsten Kämpfen, wobei ihre Waffe ein Messer ist, welches in einer Scheide stets an ihrem Gürtel hängt. Doch soll sich, wie man sagt, selbst in der größten Wuth des Kampfes das ihnen eigenthümliche kalte Blut nicht verläugnen. Man versichert, daß Jeder, ehe er sich schlägt, sein Messer nach einem Tische wirft, und daß Ehrgefühl und Kampfgesetz ihm verbieten, diese Waffe in den Leib seines Gegners zu stoßen, bevor sie nicht in's Holz gedrungen. Man kann die Treuherzigkeit einer solchen Uebereinkunft und die große Rechtlichkeit mit der sie beobachtet wird, nicht genug bewundern.

Noch ist eine andere Art von Zweikampf bei ihnen üblich. Jeder der beiden Kämpfer nimmt sein furchtbares Messer in die rechte Hand und mit der linken hält er das rechte Handgelenk seines Gegners fest, indem jeder in dieser Stellung sich bemüht den Stoß des Gegners abzuwehren, und ihm den seinigen beizubringen. Dieser

Zweikampf, welcher viele Aehnlichkeit mit dem Ringen hat, läßt sich bei Gebirgsbewohnern, bei denen körperliche Stärke und Behendigkeit Haupteigenschaften sind, sehr begreiflich finden.

Spanien, wie es ist.

II. Bevölkerung des Landes.

Die Bevölkerung von keinem Lande in Europa hat in so gewaltigem Schwanken hin und her gewogt, als die von Spanien, keine eine so auffallende Verminderung erfahren. Diese Abnahme muß einer unzähligen Menge von Ursachen zugeschrieben werden und nur wenige hätten hingereicht, sie wieder zu heben. Die Eroberung des Landes durch die Mauren ist mit Recht als die erste Ursache davon zu betrachten. Die verheerenden Fieber und Seuchen, von denen die mittäglichen Provinzen zu verschiedenen Zeiten heimgesucht wurden; die innerlichen Kriege zwischen Mauren und Christen, eine Folge blutiger Kämpfe, die dieses Land vom neunten Jahrhundert bis zur Wiedereroberung Grenada's gegen Ende des fünfzehnten zerrütteten; die Vertreibung von drei Millionen Juden und Mauren; der herabgekommene Ackerbau; die schlecht geleiteten Handelsunternehmungen seit der Entdeckung Amerika's; der giftige Einfluß einer abscheulichen Regierung und einer die menschliche Vernunft mit Füßen tretenden Priesterschaft, beide bewaffnet mit einem zur Unterdrückung des menschlichen Geistes so wirksamen Werkzeuge als die Inquisition; die Raubzüge der afrikanischen Korsaren, die namentlich so viel dazu beitrugen, die südlichen Küsten zu entvölkern; endlich die Institutionen der Mesta, der Mayorazgos und Presidios, die, wie später gezeigt werden soll, so mächtig darauf hinwirkten, die Uebel, welche die Grundlagen der Nationalindustrie untergruben und jede Möglichkeit der Verbesserung und des Fortschreitens ausschließen, zu befestigen und zu erhalten — Dieß sind einige von den Ursachen, die eine solche Abnahme der Bevölkerung herbeigeführt zu haben scheinen. Die vorzüglichsten derselben sind bis auf diese Stunde noch nicht gehoben, obgleich im Laufe der Zeiten theilweise einige Keime des Uebels erstickt wurden, und nur eine gründliche Reform der Gesetze, der Regierung und der Politik kann Spanien abhalten, in den tiefsten Abgrund des Elends und der Verworfenheit hinabzustürzen, in den eine Nation möglicherweise versinken kann. Die folgenden Angaben seiner Bevölkerung in verschiedenen Perioden der Monarchie, werden ihr außerordentliches Schwanken darthun, wobei der Leser durch eine Vergleichung der steten Verminderung mit den oben angeführten Ursachen sich selbst in Stand gesetzt sehen wird, die Art und Weise, wie sie geschah, zu würdigen.

Der allgemein angenommenen Meinung zufolge zählte Spanien unter den Römern 40,000,000 Einwohner; aber es soll zugegeben werden, daß diese Annahme höchst übertrieben ist, und die Bevölkerung nur halb so viel, nämlich 20,000,000 betragen hat. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand die Bevölkerung Spaniens, wenn man mehrern spanischen Schriftstellern glauben darf, wie folgt: in den Staaten von Castillien 11,000,000; in den Staaten von Aragonien 7,700,000; im Königreich Grenada 3,000,800; im Ganzen also 21,700,800. Allein auch diese Schätzung ist vielleicht wie die vorangegangene übertrieben, und wir nehmen daher mit Laborde an, daß die Seelenzahl in der genannten Zeit nicht mehr als 16,000,000 betrug. Unter Ferdinand und Isabella, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts belief sich die Bevölkerung Spaniens, denselben Quellen zufolge, auf 20,000,000; wahrscheinlicher jedoch nur auf 15,000,000. Im Jahre 1688 war sie 10,000,000; im Jahre 1700 bei dem Tode Karls II 8,000,000; im Jahre 1715 unter Philipp V 6,000,000; im Jahre 1768 unter Karl III, 9,307,804; im Jahre 1786 und 1787, den letzten Jahren Karls III, 10,143,975. Aus den in den Jahren 1797 und 1798 angestellten Zählungen geht hervor, daß die Bevölkerung 12,000,000 überstieg. Es folgt daher, daß seit der Römerzeit bis 1715 die Bevölkerung Spaniens fortwährend in Abnahme begriffen war, nämlich von den Römern bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in einer Periode von ungefähr tausend Jahren, um 4,000,000; vom Ende des vierzehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also in hundert Jahren um 1,500,000; vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1688, also in nicht vollen zweihundert Jahren um beinahe 5,000,000; vom Jahr 1688 bis 1700, folglich in zwölf Jahren um 2,000,000; und von 1700 bis 1715, also in fünfzehn Jahren abermals um 2,000,000. Dagegen nahm die Seelenzahl von 1715 bis 1768, in einem Zeitraume von drei und fünfzig Jahren um 3,307,804 zu, von 1768 bis 1788, also in zwanzig Jahren um 836,171; dann vom letztgenannten Jahre bis 1806 um mehr als 2,000,000, was im Ganzen vom Jahre 1715 bis 1806 einen Zuwachs von 6,000,000 Seelen gibt. Minano schätzt die spanische Bevölkerung im Jahre 1826 auf 13,732,172, was von 1715, also in einem Zeitraum von hundert und eilf Jahren eine Zunahme von 7,732,172 Seelen gäbe; doch auch diese Angabe kann als übertrieben angesehen werden. Die Zählung von 1826 aber auch als die der Wahrheit zunächst kommende angenommen, zeigt die Bevölkerung Spaniens im Verhältniß zu dem Flächeninhalt des Landes (145,100 Quadrat-Meilen) betrachtet, ungefähr $90^1/_2$ Einwohner für die Quadrat-Meile, oder wenig mehr als die Hälfte der Zahl, die auf gleichem Raume in Frankreich oder England wohnt, in Ländern, die an Fruchtbarkeit des Bodens, Klima und andern Segnungen der Natur weit hinter Spanien zurückstehen müssen. *)

Hinsichtlich der Eintheilung der Bevölkerung, eine der Hauptursachen des Verfalles der spanischen Industrie, zählt eine im Jahre 1802 bekannt gemachte Schrift, auf die sich Laborde als ein glaubwürdiges Zeugniß beruft, unter der damaligen Bevölkerung Spaniens von 10,409,879 Individuen 5,204,187 männliche und 5,205,692 weibliche, so daß also beide Geschlechter so ziemlich sich die Wage hielten. Von den Männern waren 3,257,022 Wittwer, Jünglinge und Geistliche, von den Weibern, 3,262,196 Nonnen, Wittwen und Jungfrauen; so daß also der Ueberrest aus 3,890,661 Individuen bestehend, verheirathet war.

---

*) Die Bevölkerung Portugals wurde im Jahre 1826 auf 3,683,400 angegeben, der Flächeninhalt auf 26,200 □Meilen; also $104^1/_2$ Einwohner auf die □Meile; demnach betrug im genannten Jahre die Bevölkerung der ganzen Halbinsel gegen siebzehn eine halbe Million; und wenn sie in gleichem Verhältnisse bis jetzt zunahm, so kann sie gegenwärtig nicht unter zwanzig Millionen seyn.
Anm. des Verf.

Hieraus ergiebt sich, daß damals Spanien 6,519,218, Individuen zählte, die zur Bevölkerung nichts beitrugen, wenigstens läßt sich Dieß im Allgemeinen annehmen. Auf die Zahl der Geistlichen werden wir weiter unten zu reden kommen. Vorläufig soll nur noch bemerkt werden, daß Spanien außer einem Viertheil seiner Bevölkerung, das aus Individuen besteht, die von ihrem Vermögen leben, ohne irgend etwas zu thun, nach dem Census von 1797 noch 100,000 Menschen hat, die als Schmuggler, Räuber und Piraten leben, oder aus Gefängnissen und Garnisonen entsprungen sind; dann ungefähr 40,000 Beamte und Gerichtsdiener, die dazu bestellt sind, sie einzufangen, aber größtentheils mit ihnen im besten Einverständnisse leben; ferner nahe an 300,000 Dienstboten, von denen mehr als 100,000 ohne Beschäftigung auf ihre eigene Faust leben; 60,000 Studenten, von denen die meisten unter dem Vorwande Bücher kaufen zu müssen, des Nachts Almosen betteln oder vielmehr erpressen. Wenn wir zu diesem unerfreulichen Verzeichniß noch 100,000 Bettler hinzufügen, die von 60,000 Mönchen an den Klosterthüren gefüttert werden, so ergibt sich, daß in der erwähnten Periode in Spanien nahe an 600,000 Menschen lebten, die als vollkommene Müßiggänger weder im Ackerbau noch mechanischen Künsten irgend etwas leisteten, und nur der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich waren. Wenn man diese und andere, die aus Alter oder Krankheit und andern Verhältnissen der Arbeit entzogen werden, von der Gesammteinwohnerzahl abzieht, so bleiben 964,571 Taglöhner 917,197 Bauern, 310,739 Künstler und Manufakturisten und endlich 34,339 Kaufleute, um durch ihren Fleiß eilf Millionen Einwohner zu erhalten.

Diese Resultate, die noch eben so gut für heute auf Spanien passen, wie damals, nur in verändertem Maßstabe, weisen auf eine so durchaus verdorbene und tiefgesunkene Gesellschaft hin, daß man fast alle Hoffnung zu einer Wiedergeburt derselben aufzugeben geneigt wird. Faulheit ist ohnehin die Nationalsünde der Spanier — und eine Bevölkerung mit unüberwindlicher Abneigung gegen Arbeit und stetem Hang, ihren Unterhalt lieber auf jede andere Art, als durch ein ehrliches Gewerbe zu suchen, eine Regierung ferner, die alle Mittel, die in ihrer Gewalt sind, aufbietet, das Werk der moralischen Verwilderung zu vollenden, eine Regierung die allmächtig im Schlechten und schwach wie ein Kind im Guten ist; endlich ein Heuschreckenschwarm von Priesterschaft, die in jeder Straße, in jedem Dorfe, in jeder Hütte des Königreiches herumlungert, und mitten im allgemeinen Elend sich vom Mark des Landes mästet, das sie dafür in geistiger Knechtschaft und Verfinsterung erhält — welche große und mächtige Elemente wären hier umzuschaffen, wie viele Uebel zu paralysiren, welch ein Gewebe von Laster, Verdorbenheit, Dummheit und Vorurtheilen zu zerreißen! Welcher Arzt wäre kühn genug, das Messer zu setzen an diese Krebsschäden, die sich täglich tiefer und tiefer in die Lebenskraft des unglücklichen Spaniens einfressen! Gelinde Mittel sind in der That nicht mehr anwendbar, und gewaltsame, die allein noch den verzweifelten Kranken zu heilen vermöchten, müssen nothwendig eine Krisis herbeiführen, auf die man nur mit Schaudern blickt.

Stimmen über Capodistrias.

Das unglückliche Ende des Präsidenten von Griechenland hat in französischen Blättern zu einem öffentlichen Schriftenwechsel Anlaß gegeben, der vorläufig die Einleitung zu den Verhandlungen bildet, die über jenes blutige Ereigniß vor dem Richterstuhle der Geschichte werden geführt werden. Als solche theilen wir unsern Lesern zu den bereits im Auslande (S. 1248) gegebenen „Stimmen über Capodistrias“ folgende Reihe von Briefen mit, die zwischen dem Philhellenen Herrn Eynard und den zu Paris lebenden Griechen gewechselt wurden:

I.

„Paris den 26 Oktober 1831.

„Der Graf Capodistrias ist ermordet worden. Niedergebeugt von Schmerz, schreibe ich diese Worte nieder; dieser edle Mann, der Alles seinem Vaterlande aufopferte, ist als Opfer einer Privatrache gefallen. Noch kennt man die nähern Umstände dieser entsetzlichen That nicht, welche Griechenland seines größten Bürgers und seiner eigentlichen Stütze bei den Mächten beraubte.

„Die Griechen aller Parteien werden nur zu spät den unendlichen Verlust einsehen, den sie erfahren haben; bald werden sie empfinden, daß Graf Capodistrias unersetzlich ist, und wenn sie Alles, was er für sein Vaterland that, genau untersuchen, so werden sie ihn als den besten der Menschen bedauern.

„Der Präsident von Griechenland war ein Mann von altem Schrot und Korn, streng, ernst und von einer Rechtschaffenheit ohne Gleichen suchte er nie sich geltend zu machen, verachtete den Tadel, wenn er ungerecht war, verwendete sein ganzes Vermögen für Griechenland, und verfolgte seine Entwürfe für die Civilisation seines Vaterlands mit Beharrlichkeit. Nicht leicht besaß je ein Mann so herrliche Eigenschaften; voll Geist, sehr unterrichtet, ein unermüdeter Arbeiter, von seltener Rechtlichkeit, einfachen Sitten, ohne Stolz auf seine Würde und ohne alle Förmlichkeit verband er mit allen diesen Tugenden ein gänzliches Vertrauen auf die Vorsehung. Die meisten seiner Briefe, in denen er stets von seiner Sorge für Griechenland sprach, schlossen mit den Worten: „Ich setze mein ganzes Vertrauen auf die Zukunft; Gott hat Griechenland so sichtbar beschützt, daß er es auch bei dieser Gelegenheit in seinen Schutz nehmen wird.“

„Die Korrespondenz des Grafen ist ein Muster von Klugheit, Talent und Scharfsinn; man kann Das, was er für Griechenland und für die Erziehung der Jugend, „der einzigen und alleinigen Hoffnung Griechenlands,“ wie er sie nannte, thun wollte, kaum fassen. Seine Bescheidenheit und Selbstverleugnung waren so groß, und er hatte eine solche Abneigung gegen alle Ruhmredigkeit, daß er mir immer verbot, irgend einige seiner Briefe in die Journale einrücken zu lassen, so wie er mir wegen aller jener, die ich schon vor jenem bestimmten Verbote der Oeffentlichkeit übergeben hatte, Vorwürfe machte. Wären diese Briefe bekannt, so würde man über die ausgezeichneten Eigenschaften dieses edeln Mannes erstaunen.

„Unglücklicher Weise wurde Griechenland über den Ereignissen, welche sich in Europa aufeinander drängten, nur zu lange vergessen. Die Mächte werden es bitter beklagen, daß sie jenes fatale Provisorium, die Quelle alles jetzigen Uebels, so lange bestehen ließen. Seit einem Jahre ward ich von den tiefsten Besorgnissen gequält; ich sah die Verlegenheit meines Freundes; allein was vermochten alle meine Anstrengungen gegen so viele Hemmnisse!

„Der Tod des Präsidenten ist ein beklagenswerthes Ereigniß für Griechenland; er ist, ich scheue mich nicht, es zu sagen, ein europäisches Unglück, denn Capodistrias war das Band zwischen dem civilisirten Europa und Griechenland. Glaube man doch ja nicht den verleumderischen Artikeln einiger Journale; der Graf hatte die Mehrheit der Bevölkerung Griechenlands für sich; er war geliebt und geehrt von allen Bewohnern des innern Landes; ja ich darf behaupten, ohne Furcht von Denen, welche das Land durchreisten, Lügen gestraft zu werden, daß er dort wie ein Vater geliebt war, und daß die Nachricht seines Todes eine allgemeine Trauer verbreiten wird.

„Auch die Feinde des Grafen Capodistrias, selbst jene, welche den Aufstand in Hydra erregten, werden ihn, die Folge wird es lehren, bald genug beklagen.

„Der Präsident war nach der vollen Bedeutung des Wortes ein ausgezeichneter Mann, und als Staatsmann betrachtet, waren selbst seine Fehler Tugenden. Er hatte einen solchen Abscheu vor jeder Unredlichkeit oder gesetzwidrigen Handlung, daß er die Intrikanten und Verschwender der Staatsgelder nicht genug schonte; folglich mußte er wohl Feinde haben.

„Darf man sich übrigens noch wundern, daß dieses erhabene Opfer verleumdet wurde, wenn man sieht, daß kaum nach Verlauf eines Jahres selbst in Frankreich Männer, welche seit fünfzehn Jahren unwiderlegliche Beweise ihres Patriotismus und ihrer Hingebung für die Sache einer geregelten Freiheit gegeben haben, jetzt von ihren ältern Freunden täglich eben so bittere Angriffe erfahren, als einige Griechen sich gegen den Grafen Capodistrias erlaubten?

„Ich schließe diesen Brief, indem ich als Beweis der Anhänglichkeit der Griechen an ihren unglücklichen Präsidenten eine der vielen Adressen hier anführe, welche er nach den Ereignissen zu Poros erhielt; sie ist im offiziellen Theile des Courrier de la Grèce vom 27 September enthalten."

Protestation des Generalchefs und aller Chefs des Peloponnes.

„Die Militärs des Peloponnes sprechen vor Gott und Menschen die Gefühle des tiefsten Kummers und Unmuthes über den traurigen Zustand aus, welchem verwegene Intrikanten das Vaterland entgegen führen, um fluchwürdige persönliche Interessen zu befördern.

„Die griechische Nation stand auf dem Punkte, vernichtet zu werden, als sie, von göttlicher Eingebung geleitet, die Führung des Staatsschiffes in die Hände eines weisen und fähigen Mannes legte, um es unter der schützenden Aegide der verbündeten Mächte zu retten.

„Die Gewandtheit dieses Mannes, seine Gerechtigkeit und seine väterliche Regierung unterdrückten gleich im Anfange die Unordnungen, welche auf dem Lande, und die Seeräubereien, welche auf dem Meere begangen wurden. Die zerstreuten, umherirrenden, unglücklichen und verzweifelnden Griechen kehrten an ihren Herd zurück; die Nation hat angefangen, sich moralisch und politisch zu bilden, und geht mit Riesenschritten ihrer politischen Wiedergeburt und einer gesellschaftlichen Civilisation entgegen.

„Allein Menschen, welche nur den griechischen Boden betreten haben, um gehässige, herrschsüchtige Plane durchzusetzen, wäre es auch auf den Ruinen des Vaterlandes, nahmen, als der Graf Capodistrias ihre Entwürfe vereitelte, zu Schmähungen und Verleumdungen gegen seine väterliche Regierung ihre Zuflucht, um schwache Menschen zu verführen und mit deren Hülfe ihre Plane zum Ziele zu bringen u. s. w. (Hier folgt der Bericht über die Verbrennung der Flotte.)

„Empfindlich verletzt von diesem Unglücke, verwahren sich die Soldaten des Peloponnes feierlichst gegen jene Verräther, Wer sie auch seyn mögen, und fordern im Angesichte Gottes, der drei großen Mächte und der ganzen Welt, daß man Recht über sie spreche u. s. w.

„Diese feierliche Protestation ist an die Regierung gerichtet, mit der Bitte, ihren Druck zu befehlen, damit sie als Zeugniß für die Unschuld des griechischen Volkes sprechen und dazu beitragen möge, ihm das hohe Wohlwollen der drei großen Mächte zu erwerben, die es beschützen. Tripolizza, den 3 (15) August 1831. Th. Kolokotroni, D. Rabutas, M. Anastasopulos, A. Papatsoris, M. Petrokas, G. Geliotis, Ch. J Markelos" u. s. w. (folgen hundert Unterschriften).

„Ehe ich schließe kann ich nicht umhin, einige Stellen aus dem letzten Briefe des herrlichen Mannes, den ich beweine, hier anzuführen.

„Nauplia, den 26 September 1831.

„Mehrere Personen und Journale sind mit der Regierung von Griechenland wenig zufrieden, was mich, wenn ich ihre politischen Meinungen berücksichtige, gar nicht wundert. Das Zeugniß, welches mir das einzige unwiderlegliche scheint, ist die That, und diese beweist, daß die Regierung nur jene von den öffentlichen Angelegenheiten und aus dem Dienste entfernte, welche sich Veruntreuungen oder Intriken gegen die jetzt bestehende Ordnung der Dinge zu Schulden kommen ließen und sie umzustürzen trachteten. Der General Schneider, welcher in Frankreich angekommen ist, wird, wie ich hoffe, Nachweisungen geben, welche für die griechische Regierung nicht ungünstig lauten werden."

„Indem der Präsident von den vorgefallenen Ereignissen spricht, fügt er noch hinzu: „Weder die Furcht vor Intriken noch vor Intrikanten, noch vor den langen Spalten einiger Journale wird mich von meinem Wege abbringen, Man mag sagen und schreiben, was man will; am Ende werden die Menschen ja doch nicht nach Dem beurtheilt, was man über ihre Handlungen sagt und schreibt, sondern nach den Folgen dieser Handlungen selbst. Durch diese Ueberzeugung gestärkt, habe ich meinen Grundsätzen getreu bis zur Neige meines Daseyns in der Welt gelebt und mich wohl dabei befunden; jetzt ist es mir nicht mehr möglich, mich zu ändern; ich werde thun, Was ich muß, entstehe auch daraus, Was da wolle" ꝛc.

„J. H. Eynard."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei der großen Friedensliebe der Regierungen in unsrer Zeit ist es fast unbegreiflich, daß noch immer müßige Köpfe sich damit abgeben, auf Verbesserung der Kriegskunst und der Zerstörungswaffen zu denken. So hat neulich ein Engländer in London Versuche mit einem Kavalleriepistol angestellt, das zehnmal in einer Minute geladen und abgefeuert werden kann, und jedesmal zwölf Kugeln auf eine horizontale Linie in der Breite von zwölf bis achtzehn Fuß in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Klaftern schießt. Wenn diese Erfindung sich bewährt, überhaupt keine Windbüchse ist, mit der uns die englischen Blätter einen blauen Dunst vormachen wollen, so würde ein einziger Mensch jede Minute 120 Kugeln abfeuern können, und 100 Menschen in 10 Minuten 120,000, wodurch im Durchschnitte jede Minute 1200 Menschen kampfunfähig gemacht werden könnten; sonach würde ein einziges Hundert solcher Riesenpistolen in einem zwelfstündigen Kampfe mit 144,000 Mann fertig werden.

•

Nach der von dem Polenverein in Paris gestellten Rechnung über seine Einnahmen und Ausgaben geht hervor, daß sich erstere auf 145,298 Fr. 5 C.; letztere auf 143,813 Fr. 80 C. beliefen, so daß also noch ein Ueberschuß von 29,484 Fr. 5 C. bleibt, wozu noch 80,000 Fr. kommen, die zu Gegenständen verwendet wurden, die bei der Expedition von Havre benützt werden sollten, so wie die Ausrüstung einer Brigg in Havre mit 146,000 Fr. Für 49 Aerzte, die das Comité nach Polen schickte, verwendete man 75,000 Fr.; jeder Arzt erhielt nämlich 1500 Fr. für Reisekosten und Equipirung; außerdem wurde zur Unterstützung dieser Aerzte und der im polnischen Heere dienenden Franzosen noch 60,000 Fr. abgesendet. Die polnischen Abgeordneten in Paris erhielten 102,700 Fr. für Ankauf von Waffen u. s. w.

•

Bei einer Reformversammlung zu Newcastle sah man an den Fenstern mehrerer Häuser, Fahnen ausgesteckt, von denen eine vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie stellte den Tod in kolossaler Größe auf weißem Grund gemalt dar; derselbe trug in der rechten Hand eine Lanze mit dreifarbigen Bändern umschlungen, in der linken drei blutige Köpfe: den des Herzogs von Wellington, des Herzogs von Cumberland und des Lord Eldon. Mit dem rechten Fuß zertrat der Knochenmann Herzogshüte und Bischofsmützen. Als Inschrift las man die Worte: „den 199 geweiht." Unten stand ein Psalmspruch. Die Fahne wurde nach einiger Zeit auf Befehl des Stadtmayors weggenommen.

•

Kaiser Nikolaus läßt auf dem Platze des Winterpalastes zu Petersburg zum Andenken seines Bruders Alexander eine Granitsäule errichten, die 84 Fuß Höhe und 12 im Durchmesser mißt und aus den Sienitfelsen zu Peterslax in Finland aus einem Stück gehauen ist. Eben daselbst wurden früher auch die ungeheuren Säulen, zur Isaakskirche in Petersburg ausgehauen. An der Alexanderssäule haben 600 Arbeiter seit zwei Jahren gearbeitet. Die Masse, aus der man den Säulenschaft erhielt, maß 98 Fuß in der Länge und 22 Fuß in der Breite. Das Gewicht desselben kann auf 9,576,000 Pfund angeschlagen werden. Am 19 September wurde diese Säule bis zur Einschiffung gebracht, wozu ein eigenes Schiff erbaut ist, um sie nach Petersburg zu bringen, wobei es von einigen Dampfschiffen in's Schlepptau genommen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 328. 24 November 1831.

Schilderungen aus Norwegen.

1. Der Gebirgspaß vor Dofre Field.

Wir hatten den berühmten Paß von Dofre Field fast überstiegen, ohne es zu bemerken. Ich wartete immer auf einen steilen Gipfel, den wir zu erklettern hätten; allein nachdem wir fünfzig Stunden unmerklich aufwärts gehend zurückgelegt hatten, waren wir unvermuthet auf dem Gipfel angelangt, und nach kleinen Auf- und Abwegen befanden wir uns auf der andern Seite.

Uebrigens kann es nichts Traurigeres geben als diese Höhen, deren Boden aus Torf, Steinen und Moor, mit Moos überkleidet besteht. Man begreift nicht, wie es auf dieser Höhe Wasser geben könne, das man hier auf allen Seiten hervorquellen sieht. Durch den Nebel, der uns umgab, bemerkten wir nur kleine Seen und Thäler, Höhlungen, in denen noch Ueberreste von zurückgebliebenem Schnee lagen, verkrüppelte ungestaltete Birken, und lange, geründete, mit Moos bedeckte Gebirge, auf denen Rennthiere weiden. Im Ganzen gleicht dieses Land in Vielem dem der Lappen, je höher man steigt, je mehr Aehnlichkeit mit den Gegenden des höhern Nordens findet man. Die mittlern Höhen der Schweizeralpen geben einen Begriff von den Ebenen in Schweden, und hier auf den Gipfeln der norwegischen Gebirge hatte ich einen Vorschmack von den Sümpfen Lapplands.

Eine herrliche Ueberraschung erwartete uns auf der Rückseite von Dofre Field. Mit gesenktem Haupte ging ich nach dem Eingange eines Thals, welches in die Gebirge führt; plötzlich durch ein wildes Getöse aufgeschreckt, erhebe ich die Augen, und bemerke ganz in meiner Nähe drei Wasserfälle, wovon der eine aus den ziemlich tief herabhängenden Wolken, die ob unsern Häuptern trieben, herabzustürzen schien; ein Raubvogel schwebte in Kreisen um ihn herum und streifte ihn zuweilen mit dem Flügel. Die Beschreibungen der Wasserfälle, welche man eigens aufsucht, langweilen mich fast immer; allein hier entzückte mich das Unerwartete der Erscheinung, und gewährte mir eine Ueberraschung, die sich von nun an mit jedem Schritt erneute. Ich glaubte mich bei Ossian in dem Thal der hundert Ströme, in der engen und widerhallenden Schlucht von Cona. Nur in Norwegen nach mehrern Regentagen kann man einen solchen Ueberfluß von Quellwasser und Wasserfällen finden. Jeder Felsen hatte seinen eigenen, und alle waren in Gestalt, Ansicht und malerischer Wirkung verschieden. Die einen fielen zu meiner Rechten von den Höhen herab, welche die Straße begränzten; andere schäumten zu meiner Linken von der entgegengesetzten Wand des Thales hernieder, und wieder andere toseten gleich unterirdischen Donnern in unsichtbaren Tiefen. Bald glichen sie von Weitem einem Netz von Silberschaum, das über schwarzen Grund sich hinschlängelte, bald einem Silberband, welches von einem Gipfel herabfallend sich in den Lüften entrollte. Bald schlichen sie ohne Geräusch längs den Abhängen herab, bald stürzten sie aus einer einzigen Oeffnung in ein enges und tiefes Thal, wo sie gleich einem Fluß dahin strömten oder sich in tausend Bäche theilten. Einer stürzte auf der Hälfte des Abhangs in eine große Höhle, aus welcher er in Gestalt eines ungeheuern Kegels hervorkam, der von einem Abgrund verschlungen wurde; ein anderer bedeckte mit seinem großen durchsichtigen Schleier die ganze Seite eines Felsens. Zwei besondere, welche neben einander herabstürzten, bildeten den auffallendsten Kontrast des Anmuthigen und Schrecklichen: der erstere glich einem Silberband, welches eine unsichtbare Hand über die Gipfel der Tannen und Birken flattern ließ, den zweiten hätte man einer ungeheuren, verwundeten Schlange vergleichen können, die sich krümmend an der Wand des Felsens hinzog, und in ihrem Schaum sich wälzte.

Ich weiß, daß es verlorne Worte sind, solche Naturscenen beschreiben zu wollen, und daß der Leser die fruchtlose Mühe bedauert, indeß muß man doch einem Mann, der einige hundert Wasserfälle gesehen, es Dank wissen, wenn er sich damit begnügt, nur ein halb Dutzend zu beschreiben.

Hat man Dofre Field im Rücken, so nimmt die Umgebung einen noch imposanteren Charakter von Größe und Einsamkeit an; die Gebirge thürmen sich noch kühner empor, die Thäler erweitern sich, und man erblickt jenen unermeßlichen Horizont, den ich nirgends als in Norwegen gesehen habe. Je weiter man nach dem Norden vordringt, je mehr Frische gewinnt das Grün, welches der eigentliche Schmuck jener Gegenden ist; fortwährend wird das Auge davon entzückt, man könnte fast sagen, geblendet, so lebhaft und glänzend ist es. Dieses immerwährende Grün bekleidet alle Gebirge, umkränzt alle Seen, und schmückt die Ufer aller Flüsse, steigt bis zu den steilsten Abhängen der Felsen empor, und krönt ihre spitzesten Gipfel. Auch die Dächer der Hütten grünen gleich Wiesen und der Hafer wächst auf ihnen in solchem Ueberflusse, daß man ihn mähen und ernten könnte; Sprossen des Vogelbeerbaumes treiben sogar

zuweilen auf ihnen empor, und dann könnte man sagen, daß diese Dächer Baumgärten tragen. Die Schönheit der norwegischen Tannen ist berühmt; diese Bäume scheinen um so schöner zu werden, je mehr sie sich dem Breitegrad nähern, jenseit welchem ihr Wuchs verkümmert; es ist derselbe Fall mit den hochgewachsenen Norwegern, die man nur verläßt um den kleinen Lappen zu begegnen. Es scheint, daß die Kälte, bis auf einen gewissen Grad, der Entwicklung der menschlichen, und der Organisation gewisser Vegetabilien günstig sey; daß aber über diesen Grad hinaus, der Fortschritt der Entwicklung gewaltsam unterbrochen werde. Die Birke, welche sich nebst der Tanne in diese grünen Wüsten theilt, ist hier auch bedeutender als in unserm Klima; ihre Gestalt ist majestätischer, ihre hängenden Zweige geben ihr oft das Ansehen der Thränenweide, und ihr blasses, zartes Laub verschlingt sich anmuthig mit den dunkeln Nadeln der Tannen, deren melancholische Färbung es etwas erheitert.

Polens Aufstand und Untergang in den Jahren 1830 und 1831.

(Schluß.)

Chlopizki begann mehr und mehr der Diktatur überdrüssig zu werden. Sein Mißtrauen erhielt tagtäglich neue Nahrung. Man rieth ihm strenge Maßregeln zu nehmen, allein er wagte nicht sie zu ergreifen, aus Furcht, die Gemüther noch mehr aufzubringen. Indeß nahm er dem Professor Lach-Szyrma den Befehl der Ehrengarde, ohne Rücksicht auf dessen patriotische Gesinnungen und die [illegible] der Revolution geleistet hatte. Auch ein von der Ehrengarde herausgegebenes Journal unterdrückte er, und die Censur sogar wollte er eingeführt wissen, worüber er Vorstellungen an das oberste Staatskonseil gelangen ließ. Allein alle diese Maßregeln bewirkten nichts weiter, als daß sie die Ungewißheit eines bald niedergeschlagenen und furchtsamen, bald stolzen und kühnen Geistes vertrieben. Chlopizki selbst konnte sich nicht verbergen, daß er täglich mehr von seinem Einfluß verliere.

Inzwischen kam der Graf Jezierski, den er mit so viel Ungeduld erwartete, von Petersburg mit einem Schreiben des Kaisers an, das zwar sehr höflich lautete, aber keine Hoffnung zur Ausgleichung gewährte. Auf der andern Seite wollten auch keine günstigen Nachrichten aus England und Frankreich einlaufen, und doch hatte er auf diese Mächte am meisten gezählt. Am 16 Jänner lud er die beiden Deputationen des Reichstages zu sich ein. Mit dem Verzeichnisse des Armeebestandes in der Hand erklärte er, daß er nicht mehr als 37,000 Mann Infanterie und Reiterei den 150,000 Russen entgegen zu setzen habe, die Polen zu überziehen drohten. „Ich weiß,“ fügte er hinzu, daß man mit schwächeren Streitkräften einen mächtigen Feind zu bekämpfen im Stande ist; allein die unsrigen reichen nicht einmal hin, den Russen die Spitze zu bieten, und wir haben nur auf zwölf Tage Lebensmittel.“ Hierauf las er das von Jezierski überbrachte kaiserliche Schreiben vor, und fragte die Deputationen, ob man den Krieg ankündigen oder sich unterwerfen solle?

„Ich weiß nicht,“ nahm hier Dembowski das Wort, „ob der Mangel an Lebensmitteln so groß ist; unsre Wojewodschaft allein hat bedeutende Lieferungen nach Modlin gesendet, und ich selbst von meinem kleinen Dorfe allein fünf Zentner Zwieback.“ — „Ich weiß es,“ erwiederte Chlopizki, „man hat mir oft genug schon von diesen fünf Zentnern Zwieback gesagt, wenn also Dembowski glaubt, daß man genug Lebensmittel hat, so mag er meinetwegen Diktator seyn, denn ich will es nicht mehr seyn.“ — Dieser Ausfall brachte keine geringe Bestürzung unter den Deputationen hervor, indeß gelang es dem Landboten Roman Soltyk durch einige schmeichelhafte Worte, in denen er Chlopizki bat, die Sache des Vaterlandes nicht zu verlassen, den aufgebrachten Diktator zu besänftigen. Allein stets kam Chlopizki wieder auf die Unzulänglichkeit der polnischen Streitkräfte und auf den Mangel an Lebensmitteln und Pferdefutter zurück. „Wenn ich den Feldzug eröffnete,“ sagte er, „und geschlagen würde, so würde man über Nichts als Verrath schreien; denn ich weiß wohl, daß der Fürst Poniatowski und viele Andere diesem Vorwurfe nicht entgingen. Kosziusko selbst würde man einen Verräther gescholten haben, wäre er nicht bei Maciejowice gefangen worden.“ — „Die Armee,“ bemerkte Wisniewski, „könnte sehr verstärkt werden, wenn man in die dritte Linie die Sensenmänner aufstellte.“ — „Du kannst mit deinen Sensenmännern selbst den Krieg führen,“ erwiederte Chlopizki, „ich für meinen Theil will nichts davon wissen.“

Johann Ledochowski machte ihm bemerklich, er habe selbst von der Nation die Diktatur verlangt, und müsse sie also behalten und seine Pflicht thun; es sey seines Charakters unwürdig, fügte er hinzu, abdanken zu wollen, nachdem er so viele Zeit verloren, und hiedurch das Land in eine so schwierige und verwickelte Lage gebracht habe. „Mit einer so kleinen Armee,“ erwiederte Chlopizki im höchsten Zorne, „kann ich keinen Krieg führen. Ich werde augenblicklich die Diktatur niederlegen, und will weder Diktator, noch General, noch Offizier, noch Soldat seyn.“ — Wenn die Nation Dir befiehlt,“ entgegnete Ledochowski, „so ist es Deine Pflicht zu gehorchen. Wenn Du weder Diktator, noch General, noch Offizier seyn willst, so sey Soldat.“ — „Gut,“ rief Chlopizki hitzig aus, „ich werde gemeiner Soldat seyn, aber nichts weiter, und an Deiner Seite fechten.“

Bei diesen Worten stieß er mit Heftigkeit die Thüre seines Kabinetes auf, stürzte hinein, kam aber bald darauf wieder heraus und schrie in der höchsten Wuth: „Das sind meine Mörder! Ich will nicht länger Diktator seyn!“ Kochanowski versuchte ihn zu besänftigen. „Geht mir mit Eurer Beredsamkeit,“ unterbrach er ihn mit Ungestüm. Endlich verlangte Czartoryski das Wort, und der Diktator schwieg. „Wenn die Diktatur Dir zur Last ist,“ sagte er, „so lege sie nieder, aber behalte den Oberbefehl über das Heer.“ — „Ich will nichts mehr hören von allem diesem Wortschwall,“ fiel ihm der Diktator in die Rede, „ich will Niemand mehr hören, und entlasse Euch.“

Nach dieser sonderbaren Unterredung zogen sich beide Deputationen zurück, um zu berathen, was nun zu thun sey. Man beschloß zuvörderst dem Volke den ganzen Vorgang zu verheimlichen; indeß verbreiteten sich doch bald Gerüchte von den vorgefallenen Mißverständnissen, und man sagte sogar, man wolle Chlopizki die Diktatur abnehmen. Eine große Anzahl Patrioten, welche fürchte-

ten, die mit der Beaufsichtigung der Diktatur beauftragte Kommission möchte sich nicht stark genug glauben, einen solchen Schritt zu thun, beeilten sich, derselben ihren Beistand anzubieten. Andrerseits behandelten die Anhänger der Diktatur, die sich nicht überreden konnten, daß Chlopizki selbst der gefährlichste Gegner der Revolution sey, die Gerüchte, welche über des Diktators Unterredung mit den Deputationen in Umlauf waren, als Verläumdungen; und da sie sich einbildeten, daß nur eine Faktion den Diktator bedrohe, so schoben sie ohne Weiteres die Schuld davon auf Lelewel, den sie als das Haupt derselben bezeichneten; schon war die Rede davon, sein Haus zu schleifen, und ihn zum Wohl des Vaterlandes umzubringen. Einer dieser Wahnsinnigen bedachte sich sogar nicht, sein Leben zu opfern, indem er Gift in den Thee warf, den er mit Moriz Mochnazki und Adam Gurowski trank, die er für die überspanntesten Romantiker hielt. So stand man also am Vorabende eines Bürgerkrieges. Glücklicherweise hatten diese Zerwürfnisse keine so ernsthaften Folgen.

Noch an demselben Abende des 16 Jänners gestand der Doktor Wolf, der Leibarzt und vertraute Freund des Diktators, öffentlich, daß ihm Chlopizki in Folge der heftigen Gemühtsbewegungen völlig geistesabwesend scheine. Indeß behielt der Diktator doch noch immer seine Würde, schien aber ungeachtet seiner vorher gemachten Aeußerungen geneigt, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen. Diese Auftritte aber hatten alle Umgebungen des Diktators gegen ihn kaltsinnig gemacht, und als die Deputation beschloß, ihm die höchste Gewalt zu nehmen, sah sich Chlopizki mit einem Male von Allen verlassen.

Am 18 Jänner stand er fast ganz allein, alle Generale, alle Mitglieder der Regierung, alle seine Adjutanten hatten ihn verlassen. Dennoch zögerte die Deputation noch, ihm seine Entlassung zu senden, indem sie ihm Gelegenheit lassen wollte, selbst zurückzutreten. Diese ergriff auch Chlopizki und legte noch an demselben Tage seine Diktatur nieder.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Auf die von Herrn Eynard den Manen des unglücklichen Präsidenten von Griechenland öffentlich dargebrachte Huldigung ließen die in Paris lebenden Griechen folgendes Schreiben im Constitutionnel und Courrier einrücken:

II.

„Nur sehr ungern entschließen wir uns, Herrn Eynard zu antworten; tausend widerstreitende Gefühle beunruhigen unsre bewegten Herzen, und wenn wir auf der einen Seite einem der eifrigsten Griechenfreunde Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind, so haben wir dagegen auf der andern eine heilige Pflicht zu erfüllen; eine Pflicht, welche der reinste Patriotismus und die Liebe zur Wahrheit uns auferlegen. Herr Eynard möge es wissen: alle Die, welche diesen Brief unterzeichnen, gehörten unter die wärmsten Anhänger seines Freundes; nur die unwiderleglichsten Beweise öffneten uns die Augen, und deßhalb beschwören wir alle unparteiischen Männer, welche das griechische Volk näher kennen werden, ihre Bemerkungen vor dem hohen Tribunal der öffentlichen Meinung niederzulegen. Nur Thatsachen konnten unsre Ueberzeugung ändern, und nur Thatsachen zwingen uns jetzt, das Schreiben des Herrn Eynard zu widerlegen. Wir ehren seinen Schmerz, aber es sey uns erlaubt zu glauben, daß wenn er seinem freundschaftlichen Gefühle Schweigen gebieten und ein unparteiisches strenges Urtheil über die Handlungen des Herrn Capodistrias fällen könnte, so würde er den Tugenden seines Freundes keine Lobrede gehalten haben.

„Was hat der Präsident seit seiner Ankunft in Griechenland gethan? Herr Eynard möge doch Thatsachen anführen. Wir kennen fast nicht Eine, die ihm Ehre machte, sondern viele, die sein Andenken auf immer verdunkeln werden. Herr Eynard verwirft die vierzehn Punkte, welche wir im Courrier français vom 25 Oktober anführten; *) für jeden, den er in Zweifel zieht, können wir eine Menge anderer aufstellen, die hier anzuführen zu weitläufig seyn würde.

„Will man sich überzeugen, daß Herr Eynard aus Freundschaft irrt; daß er die Angelegenheiten Griechenlands nur durch das trügerische Prisma seiner Zuneigung sieht, so darf man nur die Quellen erwägen, aus denen er seine stärksten Beweise schöpfte: die Privatkorrespondenz und das offizielle Journal seines Freundes. Aus dem Bruchstücke eines Briefes, das Herr Eynard anführt, erkennen wir einen jener Männer von abgeschlossenen Grundsätzen und fixen Ideen, die er gegen uns aufstellen wollte, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Ideen, diese Grundsätze den Bedürfnissen, den Sitten und herrschenden Ideen des Landes, das er regieren will, angemessen sind. Die Worte: „geschehe, was da wolle," erinnern uns an die Antwort, welche Capodistrias dem französischen Residenten gab, als dieser ihm rieth, den gesetzlichen Wünschen der Opposition beizutreten. „Lieber will ich es," sagte er, „zum Aeußersten kommen lassen, ehe ich den Kongreß zusammenberufe."

„Seit wann sucht man endlich den Beweis, daß ein Volk seiner Regierung geneigt sey in den Spalten ihres offiziellen Journals? Wer sind übrigens die Unterzeichner der Adresse, von der Herr Eynard spricht? Offiziere im Dienst, Kolokotroni an der Spitze, der am wenigsten achtungswerthe Mann in ganz Griechenland, der allezeit fertige Vollstrecker der willkürlichsten Befehle.

„Wahrscheinlich durch ähnliche Adressen getäuscht, behauptet Herr Eynard, die große Majorität des griechischen Volkes sey „für den Präsidenten gewesen." Wir verwahren uns feierlich gegen diese Behauptung. Es scheint, Herr Eynard hat keine Kenntniß von den Petitionen und Protestationen aller Inseln, eines großen Theils des Kontinents und aller jener Provinzen des Peloponnes, wo die Gewalt der Regierung nicht stark genug war, die öffentliche Meinung zu unterdrücken. Wir haben eine große Menge jener, mit Tausenden von Unterschriften bedeckten Petitionen gesehen. — Welchen überzeugendern Beweis kann es übrigens geben, als das Zeugniß der vierzigtausend Bewohner von Syra, einer ganz industriellen und handeltreibenden Insel, der an der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung doch am meisten gelegen seyn muß?

„„Der Tod des Präsidenten," sagt Herr Eynard, „ist ein Unglück für Griechenland;" ist Dieß der Fall, so muß man gestehen, daß sein Leben seit einiger Zeit eine ununterbrochene Folge von Unordnungen und Zerstörungen war. Man fürchtet, Griechenland werde wieder in einen Zustand verderblicher Anarchie fallen, und, guter Gott, während welchem Zeitpunkt seiner Revolution war es in größere Anarchie versenkt, als während der letzten Monate der Präsidentschaft des Grafen Capodistrias!

„Es ist leicht, die Männer der Opposition Intrikanten und Verschwender der öffentlichen Gelder zu nennen; man hat uns aber keine Beweise gegeben, und wir weisen deßhalb solche Anschuldigungen zurück. Was würde Herr Eynard sagen, wenn er die einstimmigen schrecklichen Verwünschungen beider Parteien gegen einen der Brüder des Präsidenten hörte?

„Herr Eynard vergleicht den Präsidenten und die griechische Opposition mit der französischen Regierung und Opposition. Wir wollen uns hier nicht zu Richtern zwischen Männern aufwerfen, welche gleiche Rechte auf unsre Dankbarkeit haben; allein diese Vergleichung scheint uns beleidigend für die französische Regierung, denn nie kann man diese mit Capodistrias in Parallele setzen, der das Vertrauen der Nation verrieth, der die Konstitution in allen Punkten verletzte, ganz willkürlich handelte, und stets darauf bedacht war, das Volk dem unerträglichsten Despotismus zu unterwerfen. Durch die gehässigsten Maßregeln hat er die Nation gezwungen, aus ihrem Gleichmuth herauszutreten, gesetzlich die Souveränität zurückzunehmen und ihm den Theil der Gewalt, den sie ihm provisorisch anvertraut hatte, und von dem er einen so beklagenswerthen Gebrauch machte, wieder

---

*) S. Ausland, S. 1243.

abzufordern, denn er mißkannte die Wünsche der Nation, war ihnen entgegen und wollte sie gegen ihren Willen beherrschen. Das Volk sieht, daß die Opfer, welche es brachte, nutzlos sind; es ist aufgebracht, entrüstet, und da es keinen Akt der Majorität ausüben kann, so bleibt ihm nichts übrig als seine Kraft anzuwenden, um den Willen zu brechen, der sich ihm entgegen stemmt. Da der Präsident sah, daß er allein den Sturm nicht beschwören konnte, war er unpatriotisch genug, Fremde zu seiner Unterstützung herbeizurufen; Fremde sollten ihm beistehen, seine Nation zu unterdrücken, die ihm so viel Zutrauen bewiesen, die ihn als den Anker des Heils betrachtet hatte. Sie kennen die Ereignisse, welche seit Kurzem in Griechenland aufeinander folgten; Sie kennen die Verbrennung des schönsten Theils unsrer Flotte, durch einen unsrer edelsten Mitbürger, der genöthigt war, der Freiheit seines Landes dieses ungeheure Opfer zu bringen; die Verbannung mehrerer Tausenden von Bürgern, die ihren Familien entrissen wurden, und die Plünderung von Poros durch die Truppen des Präsidenten. Durch die fast einhellige Stimme der Nation nachzugeben genöthigt, entschließt er sich endlich, den Kongreß zusammenzurufen; aber er nimmt seine Maßregeln: um jeden Preis will er eine Majorität haben; für sie ist ihm nichts zu kostbar; Einkerkerung und Torturen erwarten die Wähler, die nach ihrem Gewissen stimmen wollen. So wäre denn einem Manne erlaubt, alle Verbrechen zu begehen, alle Gesetze mit Füßen zu treten, aus dem einzigen Grunde, weil er im Besitze der Macht ist? Nein, weit entfernt, Dieß zu glauben, sind wir auch der Ueberzeugung, daß Niemand sich finden wird, der so Etwas zu behaupten wagte.

„Die Unterzeichneten erklären frei heraus, und ohne Furcht widerlegt zu werden: Unser Vaterland wird den Tod des Grafen Capodistrias nicht beklagen, wohl aber wird es sich lange noch an die Uebel erinnern, die er ihm zugefügt. P. G. A. Delyani, T. Negris, T. Dossios, T. Lazaros, C. F. Rally, G. A. Maurocordatos, Platys, Perikles Argyropulo, C. G. Galatty, C. Isay, G. Belisaire, Komnene, D. Buduris, Alcibiades Argyropulo, M. Themistokles, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bevölkerung von London und Paris.

Folgendes ist die kurze Uebersicht einer von dem „Bulletin der französischen Gesellschaft für allgemeine Statistik" in vielen Tabellen entworfenen Vergleichung der Bevölkerung von Paris und London nach den offiziellen Zählungen von 1821 Das Departement der Seine hat eine Oberfläche von 478.965.509 Quadratmetres, davon kommen 84.596.800 auf Paris, intra muros, 239.150.584 auf den Bezirk von Sceaux, und 200.188.125 für den von St. Denis. Die Gesammtbevölkerung des Departements beträgt 832.052 Seelen, von denen 725.365 auf Paris kommen. Wenn man davon 57.558 Individuen, welche die wechselnde Bevölkerung des Departements bilden, abzieht, so bleiben 774.894, von denen 160.524 männliche und 113.670 weiblichen Geschlechtes sind. — Wenn man die Gesammtzahl der Bevölkerung mit dem Flächeninhalte vergleicht, den sie bewohnt, so ergeben sich 17. 59 auf die Hektare, nämlich 21.027 für Paris und 2.5 für das Weichbild. Diese 855.052 Menschen sind in 27.759 Häusern vertheilt, von denen 24,161 auf Paris kommen. Miethwohnungen sind 225.688, darunter auf Paris 196.451. — London und sein Weichbild begreifen einen Flächeninhalt von 526.169.234 Quadratmetres mit 1.274.800 Seelen Bevölkerung, wovon 49.106 der wandelnden Bevölkerung angehören, so daß 2.422 Individuen auf eine Hektare kommen. Von der fixen Bevölkerung, die 1.225.694 Seelen beträgt, sind 570.256 männlichen, und 655.458 weiblichen Geschlechtes. Die ganze Bevölkerung hat 164.681 Häuser inne; 8246 andere Gebäude waren zu vermiethen, und 3299 in Bau begriffen, so daß die Gesammtzahl der Wohnungen auf 176.226 angeschlagen werden kann. — Zu London zählt man auf 1000 Individuen 455.2552 männliche und 534.7668 weibliche, zu Paris in gleichem Verhältniß 465.6578 männliche und 534.5235 weibliche Personen; so daß also in ersterer Stadt auf ein Tausend 69, in zweiter 68 Weiber zur Ehelosigkeit bestimmt sind. In Paris ist das Verhältniß der Geburten zur Einwohnerzahl $^{1}/_{29}$ und der Gestorbnen $^{1}/_{[illegible]}$. In London gelangt mehr als ein Drittheil der Gebornen und Gestorbenen nicht zur obrigkeitlichen Kenntniß. Im Jahre 1820 zählte man in London 12.750 Heirathen, in Paris nur 6876, woraus sich schließen ließe, daß die Zahl der ungesetzlichen Verbindungen in Paris die von London um ein Fünftheil übersteigt. Hinsichtlich der Lebensdauer unter den Bevölkerungen beider Städte bemerkt man, daß auf eine gleiche Anzahl von Individuen zu London mehr Personen von der Kindheit bis zum vierzigsten Jahre kommen, als in Paris, während hier mehr Individuen von 40 bis 90 Jahren. — Die Bevölkerung von London blieb während der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts fast stationär; es zählte mit fünf dazu gehörigen Distrikten im Jahre 1700: 674.350 Seelen, im Jahre 1750: 676.250, im Jahre 1801: 900.000, im Jahre 1811: 1.050.000, im Jahre 1821: 1.274.000. Daraus geht hervor, daß sie sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts um 33.087 % oder 0.66177 für das einzelne Jahr vermehrte; von 1801 bis 1811 um 16.666 oder 1.6566 auf das Jahr, und in der letzten zehnjährigen Periode von 1811 bis 1821 in einer fast dreifachen Proportion nämlich um 55.087 Prozent oder 3.5087 auf das Jahr. — Paris zählte im Jahre 1790 (nach Lavoisier) 595.070 Einwohner, im Jahr 1803 hingegen 650.000, im Jahre 1817 (nach Chabrol) 713.966 und im Jahr 1821: 725.565. Die Zunahme seiner Bevölkerung in einer dreizehnjährigen Periode (von 1790 bis 1803) war also nur 9.5592 auf das Hundert oder jährlich 0.7585. In der folgenden vierjährigen Periode (1803 bis 1807) betrug der Zuwachs 9.8409 auf das Hundert oder 0.7029 auf das Jahr; in den vier letzten Jahren (1817 bis 1821) 1.5162 oder 0.3291 auf das Jahr. Zieht man diesen Kalkül vom Anfang dieses Jahrhunderts an, d. h. für London seit 1801 und für Paris seit 1803, so findet man, daß die Bevölkerungszunahme für London jährlich 2.0822 auf das Hundert betrug, für Paris aber nur 0.6272; folglich, daß der Zuwachs von London mehr als dreifach so stark war als der von Paris — Diese große Zunahme der Bevölkerung verdankt aber London nicht sowohl der eigentlichen City in und außerhalb der Mauern, als seinen Pfarrspielen in den Grafschaften Surrey und Middlesex, die London einverleibt sind. Dieß ergibt sich anschaulich aus folgender Tabelle.

	1801	1811	1821
London intra muros	78,000	57,700	58,400
In seiner nächsten Umgebung extra muros	56,300	68,000	72,000
Westminster und Vorstädte (Liberties)	165,000	168,600	189,400
Kirchspiele in Middlesex	125,000	162,000	224,500
Kirchspiele in Surrey	477,700	595,700	750,700
Im Ganzen	900,000	1,050,000	1.274,600

Londons drei erste Abtheilungen sind also so zu sagen, gar nicht in der Bevölkerung fortgeschritten, während die äußeren Kirchspiele in einem außerordentlichen Verhältniß Zuwachs erhielten. Dieß muß hinwieder der eben so schnellen Zunahme des Seehandels zugeschrieben werden. Der in den Hafen von London eingelaufenen Schiffe waren im Jahre 1801 nur 10.400, im Jahre 1811 bereits 15.500, und von 1817 bis 1821 jedes Jahrs gegen 17.000. Dieselben dem Meere zugelegenen Kirchspiele, so wie die übrigen äußeren Stadttheile Londons verdanken ihr Wachsthum aber auch noch einer andern Ursache. Die City, die innere wie die äußere, mit den 49 Korporationen, die ihre Bürgerschaft (Livery) ausmachen, sind fast nur auf den bloßen Consumtionsverkehr beschränkt, die äußern Kirchspiele aber wurden der Sitz einer Manufaktur und Industrie, deren Erzeugnisse dem Welthandel angehören. So ist es zu London die Handel und Manufaktur treibende Stadt, die gleich Manchester, Birmingham, Whalley, Halifax und andern vormals unbedeutenden Kirchspielen, welchen bescheidenen Namen sie noch heutzutage führen, in wenig Jahren zu einer solchen ungeheuern Bevölkerung angewachsen ist.

•

Belgischen Blättern zufolge würde der dem Großherzogthum verbleibende Theil von Luxemburg 152.558 Seelen und 196.558 Fr. Einkünfte haben; der an Belgien abzutretende Theil würde eine Bevölkerung von 158.887 Einwohnern zählen, und 194.725 Fr. Einkünfte.

•

Eine wohlthätige Gesellschaft zu London, die zum Zwecke hat, die kleinen Schulden armer Schuldner zu bezahlen, und dadurch vom Gefängniß zu retten, hat im verflossenen Jahre 1786 wegen Schulden Verhafteter ausgelöst, und im Durchschnitt für jeden zwei Pf. Sterl. erlegt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 329. 25 November 1831.

Spanien, wie es ist.

III. Agrikultur und Grundeigenthumsverhältnisse.

Kein Land in Europa ist mit solcher Fruchtbarkeit gesegnet wie Spanien; keines könnte in allen Jahrszeiten von seinem Boden so reichen Ertrag ziehen; und doch ist nirgendswo der Ackerbau so tief gesunken und so weit zurück als dort. Mancherlei Ursachen haben ohne Zweifel zu diesen ungünstigen Verhältnissen mitgewirkt; allein die am nachtheiligsten wirkende bleibt die in diesem Lande eigenthümliche Vertheilung des Grundeigenthumes. Drei Viertheile des ganzen Flächeninhaltes von Spanien mit Einschluß der liegenden Kirchengüter sind untheilbar, und bestehen aus unveräußerlichen Mayorazgos. *)

Dieses Wort, das von Mayor, Erstgeborner, abgeleitet ist, bedeutet eigentlich das Recht des Erstgebornen eines Geschlechtes gewisses Eigenthum zu erben, mit der Verbindlichkeit dasselbe ganz und ungeschmälert seinem rechtmäßigen Nachfolger zu überliefern. Allein die Gewohnheit hat diesen Begriff von Mayorazgos oder Majorat sehr ausgedehnt; denn obgleich dieses eigentlich nur die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in einem Fideikommiß bedeutet, so versteht man doch gegenwärtig auch darunter die Ursache, die dieses zufällige Recht der Geburt begründet, das Besitzthum, das auf diese Weise vererbt wird, den wirklichen Besitzer des Majorates, und die Person auf die es zunächst übergeht.

Es gibt fünferlei Arten solcher Majorate in Spanien. Die erste, Agnacion rigorosa genannt, beschränkt die Erbfolge bloß auf männliche Nachkommen in gerader Linie, mit Ausschluß der weiblichen; die zweite, Agnacion artificiosa, nach ihr folgen zuerst die männlichen Erben in gerader Linie, und wenn diese ausgestorben sind, die männlichen Glieder von der nächsten weiblichen Linie; die dritte Agnacion masculinidad bestimmt die Erbfolge nur für männliche und weibliche Nachkommen der geraden Linie; die vierte La regulare genannt, räumt die Nachfolge von beiden Geschlechtern ein, doch den männlichen Familiengliedern vor den weiblichen, so daß zuerst die Söhne nach ihrer Geburtsfolge kommen, dann die Töchter, dann die männlichen Seitenlinien im nächsten Grade, dann die weiblichen von demselben Grade u. s. w.; die fünfte Art der Majorate endlich heißt Saltuario und gestattet Denen, die in ihrer Person alle zur Gründung eines Mayorazgo nöthigen Eigenschaften besitzen, ohne Rücksicht auf Descendenz, die Erbfolge. Der größte Theil der Majorate ist zwar zu Gunsten der Erstgebornen bestellt, indeß werden solche auch auf nachgeborne Söhne übertragen, und es gibt in einigen Familien erste und zweite Mayorazgos. Jene gehen stets nur auf den Erstgebornen über, diese können nie mit dem Erstgebornen in einer Person vereinigt werden, und vererben also auf den nachgebornen Sohn, der dann wenn sein älterer Bruder mit Tode abgeht, das Hauptmayorazgo antritt, und dafür sein bis dahin besessenes an den dritten Sohn, oder den nächsten im Erbfolgerecht überläßt.

Das in diesen Mayorazgos begriffene Eigenthum kann ebenso wie bei unsern Fideikommissen weder veräußert noch vertheilt oder von dem jeweiligen Besitzer darüber zu Gunsten der Frau oder der Kinder verfügt werden. Gewöhnlich ist jedoch ein Vindedad, oder Wittwengehalt, der dem sechsten Theil des reinen Einkommens gleichsteht, für die Wittwen von Majoratsbesitzern, oder die Wittwer von Frauen, welche Mayorazgos besaßen, ausgesetzt, hört aber bei einer neuen Verehelichung wieder auf, und gibt bei den schwankenden Gesetzen darüber zu häufigen und langwierigen Prozessen Anlaß. Allen Streitigkeiten kann aber schon vornherein vorgebeugt werden, wenn der Besitzer des Mayorazgo eine förmliche Willenserklärung über das Vindedad niederlegt, der dann der Rath von Castilien durch einen eigenen Beschluß Gültigkeit verleiht. Es kann sich zuweilen ereignen, daß ein Mayorazgo mit zwei oder sogar drei Vindedades belastet ist. Man nehme z. B. an, daß eine Frau, die Besitzerin eines Mayorazgo, stirbt, und dieses geht an ihren nächsten Erben über, so hat der überlebende Gatte Ansprüche auf ein Vindedad; wenn nun der neue Besitzer oder die neue Besitzerin stirbt, und ebenfalls eine Wittwe oder einen Wittwer hinterläßt, so haben letztere ein Recht auf Wittwengehalt und so fort in der folgenden Succession. In solchen Fällen erhält der zum ersten Vindedad berechtigte ein Sechstheil von den Einkünften, der Zweite ein Sechstheil von dem noch Uebrigen und der Dritte abermals ein Sechstheil von dem, was nach Abzug der beiden vorigen übrig geblieben ist; so daß drei Vindedades fünf Zwölftheile des ganzen Einkommens eines Mayorazgo verschlingen. Wenn der Besitzer des ersten Vindedad stirbt, oder wieder heirathet, so fällt sein Theil dem Zweiten zu,

*) „Schriftsteller von der höchsten Glaubwürdigkeit schätzen das Grundeigenthum von Staat und Kirche in todter Hand auf drei Viertheile des ganzen spanischen Landes“ (Foy, Guerre de la Péninsule Tom II. p. 139.)

der denselben sammt dem bisher genossenen fortbezieht, bis er gleichfalls stirbt, oder eine neue Ehe eingeht.

Es wurden in Spanien so viele dergleichen Mayorazgos seit der Zeit ihrer ersten Einführung begründet, daß nur wenige Familien ohne solche sind, und kaum irgend ein Landgut frei von den Fesseln dieser Fideikommisse ist. Entstanden durch den Wunsch einiger großen Häuser, ihren Namen und demselben gebührenden Rang und Glanz zu erhalten, wurden die Majorate schnell von dem übrigen Adel nachgeahmt, und da dieser wie fast in allen Ländern die Mode angibt, so wurde diese verderbliche Einrichtung auch von solchen angenommen, die keine Würde des Namens zu vererben hatten, und selbst der Mittelstand huldigte einer so sinnlosen und lächerlichen Eitelkeit auf Kosten der Natur, des gesunden Menschenverstandes und seiner jüngern Kinder. (Laborde, Jovellanos.)

Die Nachtheile, die aus den Majoraten hervorgehen, sind so groß, daß es nicht hinreicht, bloß ihren Fortgang einzuschränken, und dagegen weit durchgreifendere Mittel angewendet werden müßten. Selbst jene Familien, zu deren Gunsten die Majorate ursprünglich errichtet wurden, leiden jetzt unter den nachtheiligen und schwerlastenden Folgen derselben; insbesondere hat man gefunden, daß dieses Fideikommißsystem, anstatt seinem ursprünglichen Zwecke zu genügen, und den Glanz großer Familien zu erhalten, gerade das Gegentheil bewirkt, und mächtig zum Erlöschen desselben beigetragen habe. Denn wenn für einen Grad oder eine Generation männliche Nachkommen fehlten, so ging das Familieneigenthum durch weibliche Deszendenz auf völlig fremde Geschlechter über, während die Seitenlinien in Dunkelheit und Armuth versanken und zuletzt in Vergessenheit geriethen und erloschen. „Wenn solchen hohen Familien nur Töchter geboren worden sind," sagt Faure, „so können sich diese insgesammt enterbt, und die Güter ihres Vaters oder ihrer Mutter, in die Hände eines Neffen oder Vetters, und manchmal auch eines noch weitläufigeren Seitenverwandten übergeben sehen, von dem man sich verspricht, daß er die Ehre ihres Namens mit ihrem Gelde fortpflanzen wird, was ihrem Stolz unendlich schmeicheln muß."

Auch bei den ganz gewöhnlichen Fällen, wo das ganze Eigenthum an den ältesten Sohn fällt, sehen sich die nachgebornen Brüder und Schwestern zu einer höchst armseligen Alimentation verurtheilt, die das Gesetz auf ungefähr sechs Louisd'or festgesetzt hat, und so können sie, wie groß auch immer das Vermögen ihrer Familie seyn mag, zu Bettlern herabsinken; der Adel, da er erblich und unerlöschlich ist, vertheilt, verzweigt, vervielfältigt sich, und entartet, und sinkt endlich so weit herab, daß man unter den niedrigsten Volksklassen wie Asturische Wasserverkäufer und Gallego Lastträger Abkömmlinge von Familien mit historischen Namen finden kann, und der Elende, der wie ein Hund auf dem Pflaster schläft, kann im Nothfalle unumstößliche Beweise von seiner hohen und glänzenden Abkunft geben.

Ferner sind aber auch diese Fideikommisse, durch die Häuser und Grundeigenthum untheilbar in einer Hand erhalten werden, dem Ackerbau höchst nachtheilig. Der kinderlose Besitzer von Mayorazgos kann nur wenig Sorge für Güter haben, die er nur auf Lebenszeit besitzt, und die dann vielleicht auf weitläufige Verwandte übergehen, die noch außerdem meist in üblem Vernehmen mit ihm leben. Es ist daher der einzige Zweck des jeweiligen Besitzers aus seinem Besitzthume, so lange er lebt, so viel als nur immer möglich Vortheil zu ziehen, und selbst durch alle in seiner Macht liegenden Mittel das Erbgut herabzubringen und zu verschlechtern, wenn der legitime, aber weitläufig verwandte Erbe seinen Unwillen auf sich gezogen hat. Hieraus erklärt sich, warum alle Domainen, die unter dem Titel von Majoraten besessen werden, nur aus halb verfallenen Gebäuden und äußerst schlecht angebauten Ländereien bestehen. „Von der Bidassoa bis Cadiz," bemerkt der Amerikaner, „findet man nicht ein einziges schönes Herrengut. In Andalusien erbaut man mitten in den Feldern eine Art Schupfen (cortijo), der nicht den Namen Haus verdient; seine Wände, weiß angestrichen, um den Strahl einer brennendheißen Sonne zurückzustoßen, sind von keinem Baum beschattet, von keinem handgroßen Grasplatz umgeben, auf dem das Auge sich erlaben könnte. Man kann sich denken wie viel Mühe Diejenigen, die so wenig für ihre nächste Umgebung thun, erst auf entlegene Grundstücke verwenden, die zu bearbeiten wären.

(Schluß folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Auch die Fortschritte in den Künsten, obgleich noch in den ersten unbehülflichen Versuchen begriffen, zeugen von einer bedeutenden Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten bei den Bewohnern der Südseeinseln. Bekanntlich besaßen sie schon vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern bereits eine erstaunliche Geschicklichkeit in Verfertigung von einer Art Tuch, das von den Taheitern Aha genannt wurde. Das Tagebuch unsrer Missionäre gibt über diese Gegenstände der frühern Industrie auf den Südseeinseln nur sehr beschränkte Mittheilungen, und wir glauben unsre Leser nicht unangenehm zu unterhalten, wenn wir den Bericht eines andern Missionärs *) davon hier einschalten.

„Die Kleidung der Insulaner," sagt Ellis, „war mannichfaltig sowohl in Hinsicht des Gewebes, als der Farbe und Form. Sie war weder beschwerlich noch kostbar, sondern stets leicht und weit und zwar seltsam aber nicht geschmacklos. Wolle, Baumwolle oder Seide war ihnen früher unbekannt. Die Häuptlinge und das gemeine Volk, der Krieger wie der üppige Müßiggänger, waren in Gewänder von demselben Stoffe gekleidet. Das Haupt trugen sie meist unbedeckt und nur mit einigen Blumen geschmückt, nur die Stirne beschatteten sie zuweilen mit einem leichten Schirm von Kokosnuß-Blättern. Die Kleidung beider Geschlechter war nur wenig verschieden; sie trugen beide den Pareu, ein faltiges Gewand um die Hüfte. Die Männer waren indeß noch mit dem Maro oder Gürtel und dem Tiputa oder Poncho angethan, während die Weiber über den Schultern die leichte Ahapu oder Ahutiapano, eine Art Weste, oder auch in Gestalt einer weiten Schärpe oder eines Shawls trugen.

„Vor der Einführung des fremden Tuches bereiteten sie diese Kleidung aus Baumrinde, und die Verfertigung war vorzüg-

*) William Ellis Polynesian Researches. London 1831. Vol. 1. p. 178.

lich das Geschäft der Weiber. Die Einwohner der Südseeinseln verarbeiteten mehrere Arten von Rinden, als die der nördlicher gelegenen Inselgruppen. Letztere bedienten sich dazu größtentheils nur der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, (morus papyrifera) den sie Auti nennen, erstere aber auch der Rinde des Brodfruchtbaumes und der Aoa, eine Art Banane. Man ging dabei auf folgende Weise zu Werke. Wenn man sich der Rinde des Brodfruchtbaumes bediente, wurde die äußere grüne oder braune Rinde mit einer Muschel abgeschält, dann schlug man sie leicht und ließ sie im Wasser rösten oder sonst eine Gährung durchmachen. Dann legte man einen starken Balken von zwanzig bis dreißig Fuß Länge und etwa neun Zoll im Viereck auf den Boden, breitete darauf die Rinde aus und schlug sie mit einem schweren Hammer von Casuarina oder Eisenholz. Dieser Hammer war gewöhnlich fünfzehn oder achtzehn Zoll lang und zwei Zoll im Viereck, nur an der Handhabe gerundet. Die Seiten des Hammers waren mit Rinnen durchzogen, auf einer Seite mit sehr rauhen und breiten, auf der andern mit sehr feinen. Die dritte Seite war gewöhnlich in viereckige Felder ausgeschnitten und die vierte flach oder gerippt. Die so aufgelegte Rinde wurde Anfangs mit der rauhen Hammerseite, dann mit der feinen geschlagen. Vegetabilisches Gummi wurde dazu selten verwendet, die harzigen Theile, die ohnehin in der Rinde enthalten sind, reichten hinlänglich aus, die Fasern zu verbinden. Durch das Schlagen mit der rauhern oder schachbretartigen Seite des Hammers wurden die Fasern der Rinde, ordentlich in einander gewoben und wenn das Stück fertig war, sah es oft wie feines glattes Tuch aus, während die Unebenheiten, die durch die feingerippte oder schachbretartige Hammerfläche hervorgebracht wurden, ihm das Ansehen gewobenen Zeuges gaben. Während dieser Zubereitung wurde der Stoff stets naß gehalten und sorgfältig in dicke grüne Baumblätter eingeschlagen, so oft die Weberinnen ihre Arbeit unterbrachen. Sobald man es aber tüchtig verarbeitet hatte, breitete man es zum Trocknen an die Sonne, und bleichte es je nach dem Zwecke, zu dem es bestimmt war. Das Ore, oder Tuch aus der Aoarinde ist gewöhnlich dünn, und von sehr dunkelbrauner Farbe; das aus der Rinde des Brodfruchtbaumes und einem Zusatz von Auti bereitete lichtbraun oder falb; das feinste und geschätzteste aber wurde hauptsächlich und manchmal ganz aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes verfertigt, und bis zu einer schönen Weiße gebleicht. Vorzüglich die Kleidung der Weiber bestand aus dieser letztern Art von Tuch."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat', l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Das Verderben, das Salicetti seinem Landsmanne bereiten wollte, brach bald darauf über ihn selbst herein. Der Konvent hatte ihn nach dem 1 Prairial (18 Mai 1795), sammt Romme, Bourbotte, Soubrani, Duroi, Duquesnoi u. a. m. geächtet. Er flüchtete zu Madame Permon, deren Gemahl sich damals zu Bordeaux aufhielt, und flehte sie an, ihn zu verbergen. Die edelmüthige Frau nahm ihn, ungeachtet der Gefahr, der sie sich und ihre Familie durch diesen Schritt aussetzte, in ihre Wohnung auf. Bonaparte schien, ungeachtet sie den leisesten Verdacht abzuwenden bemüht war, es zu ahnen, daß sein Feind bei der Familie Permon verborgen gehalten werde. Wenige Tage darnach machte er bei dieser einen Besuch. „Er trug einen großen Veilchenstrauß in der Hand," erzählt die Herzogin von Abrantes, den er meiner Mutter bei seinem Eintritte in das Zimmer überreichte. Diese Galanterie war an ihm etwas so Ungewöhnliches, daß wir nicht umhin konnten, darüber zu lachen. — „Es scheint," sagte er, indem er mit uns lachte, „daß ich mich meiner Pflicht als Cavaliere servente nicht sonderlich gut entledigt habe." Im Laufe des Gesprächs bemerkte er: „So ist denn jetzt die Reihe an Salicetti gekommen, die Bitterkeit der Verhaftung zu kosten. Diese Frucht mag ihm um so unangenehmer schmecken, da sie auf dem Baume gewachsen ist, den er und seine Freunde gepflanzt haben." — „Wie!" rief meine Mutter, indem sie die Erstaunte spielte und mir ein Zeichen gab, die Thüre des Salons zu schließen — „Salicetti ist verhaftet?" — „Wie, Sie wissen es noch nicht," war die Antwort, „daß gestern seine Anklage im Konvent beschlossen wurde? Ich hätte fest geglaubt, daß Sie Dieß sehr gut wissen müßten, da ich ihn bei niemand Anderm als bei Ihnen verborgen geglaubt hätte." — „Bei mir!" rief meine Mutter: „in der That, Napoleon, Sie sind nicht recht klug; mein liebes Kind! bei mir! Wie Sie nur so etwas denken können! Aber, mein lieber General, ich bitte Sie, nirgendwo anders diesen Scherz zu wiederholen. Was that ich Ihnen denn, daß Sie sich das Vergnügen machen, um meinen Kopf zu scherzen? Denn um nicht weniger handelt es sich hier." — Bonaparte stand auf, stellte sich mit übereinander geschlagenen Armen vor meine Mutter und betrachtete sie mit Stillschweigen. Meine Mutter verzog kein Gesicht und schlug nicht Einmal vor dem Blitze seines Adlerauges den Blick nieder. „Madame Permon," sagte er endlich, „Salicetti ist bei Ihnen verborgen; unterbrechen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht zuverlässig; aber ich sage, er ist bei Ihnen verborgen; denn man sah ihn gestern auf dem Boulevard mit Gauthier sprechen, der ihm den Rath gab, nicht in den Konvent zu gehen. Salicetti nahm nach dieser Gegend seine Richtung. Man weiß, daß er hier nirgend eine so genaue Bekanntschaft hat, die ihre und ihrer Familie Sicherheit aufs Spiel setzen würde, als die Ihrige. Er war nicht im Palais Egalité; er hat sich also zu Ihnen geflüchtet."

„Meine Mutter hatte alle ihre Fassung wieder gewonnen. „Und mit welchem Rechte," fragte sie, „würde wohl Salicetti bei mir ein Asyl verlangen können? Er weiß, daß wir nicht einmal an ihn denken, und ich stand im Begriffe abzureisen; da ich mich einem Briefe meines Mannes zufolge morgen nach der Gascogne auf den Weg machen wollte." — „Mit welchem Rechte er zu Ihnen gekommen ist! Da haben Sie den eigentlichen Punkt, Madame Permon. Zu einer hülflosen Frau kommen, die in die größte Gefahr gerathen kann, weil sie einen Geächteten, der sein Schicksal verdient, ein Paar Stunden aufbehalten hat, ist eine Niederträchtigkeit, deren sich kein Anderer schuldig gemacht haben würde. Sie sind ihm Verbindlichkeiten schuldig. Es ist ein Wechselbrief, den Sie zu bezahlen haben, und er hat den Stadtgerichtsdiener gemacht, um die Bezahlung selbst einzukassiren. Ist es nicht so, Fräulein Loulou?" sagte er, rasch zu mir sich umwendend.

„Ich war eben in einem Fensterbogen mit einer Arbeit beschäftigt und that, als sähe ich nach einem Blumentopfe und hörte nicht seine Frage. Meine Mutter, die mich verstand, sagte: „Laurette, der General spricht mit Dir, mein Kind." Nun wendete ich mich um, und der Rest meiner Verwirrung mochte vielleicht für den Anfang der Verlegenheit gelten, die ein Mädchen empfindet, wenn sie auch gegen ihren Willen eine Unschicklichkeit begangen hat. Er faßte mich bei der Hand, schloß sie mit seinen beiden Händen ein und sagte zu meiner Mutter: „Ich bitte Sie um Vergebung; ich hatte Unrecht. Ihre Tochter hat mir eine Lehre gegeben." — Endlich sprach er mit gerührter Stimme: „Madame Permon, Sie sind eine überaus gute Frau, und dieser Mensch ist ein Schurke. Sie konnten ihm Ihre Thüre nicht verschließen. Das wußte er . . . Und Sie so in Gefahr bringen und dieses Kind!... Ich liebte ihn nie, aber jetzt verachte ich ihn . . . Er hat mir sehr viel Uebles gethan; nun, er hatte dazu seine Gründe. Sie kennen sie doch?" — Meine Mutter gab ein verneinendes Zeichen. „Wie, so hat Ihr Sohn Ihnen nichts davon gesagt?

— Das befremdet mich. Gut, ich werde es Ihnen eines Tages erzählen. Welche Niederträchtigkeit und Grausamkeit lag darin im Uebergewichte seiner steigenden Gunst, mich in die Tiefe des Wassers zurückstoßen zu wollen? Er hat mich Verbrechen angeklagt; denn ist es nicht ein Verbrechen, an seinem Vaterlande ein verrätherischer Sohn zu seyn? Salicetti benahm sich wie ein Elender. Junot wollte ihn umbringen: ich hielt ihn zurück. Dieser junge Mann, voll von Feuer, und besonders voll Freundschaft gegen mich, wollte ihn fordern, und wenn er es ausschlüge zum Fenster hinauswerfen. Nun ist Salicetti geächtet. Nun mag er den ganzen Umfang eines Unglückes ermessen, wie das einer zerstörten, zu Grunde gerichteten Bestimmung!" — (Forts. f.)

Vermischte Nachrichten.

Die Nachricht von den Predigten des hochwürdigen Herrn Irving in der schottischen Nationalkirche zu London und den dabei in einer unbekannten Sprache gehaltenen Reden, wovon neulich schon in diesen Blättern Erwähnung geschah, verfehlte nicht, jeden Tag eine unzählige Menge Neugieriger herbeizuziehen. An einem Montage war die Kirche vollgesteckt von Leuten, die etwas von „den Offenbarungen des Geistes" hören wollten, wie sich Herr Irving über diese rothwälschenden Apostel auszudrücken pflegte. Zwar fing der Gottesdienst schon Morgens halb sieben Uhr an, und der Morgen war kalt und neblich; dennoch füllten schon vor der bestimmten Zeit angesehene Personen beiderlei Geschlechts die Kirche. Während Herr Irving ein Kapitel aus der Apostelgeschichte zu lesen begann, erhob sich plötzlich ein Mann und hielt an die Versammlung eine Rede in der unbekannten Sprache, die er aber auch zugleich seinen Zuhörern übersetzte. Dann predigte auch in dieser Sprache ein Weib, und gab noch eine Stylprobe „von den Wirkungen des Geistes." Ein anderer Mann hielt eine lange Rede englisch, ersparte sich also die Mühe, sie auch noch übersetzen zu müssen, worin er die Spötter ermahnte, vorwitzige Bemerkungen zu unterlassen, denn während sie sich über die menschliche Kreatur lustig machten, sey sehr zu fürchten, daß sie nicht den heiligen Geist selbst verspotteten. Gegen Ende des Gottesdienstes hielt auch eine Miß Cardden noch eine Rede in der unbekannten Sprache, von der folgende Worte verstanden und nachgeschrieben wurden: „O netetention a honos kolo O do nomas kahelion Omano terdeus kalion." Die Uebersetzung dieser und der folgenden Stellen, deren Erläuterung wir billig den Prevorster Grammatikern überlassen, wurde von der Predigerin unmittelbar darauf nachgeliefert und lautet wie folgt: „O widerstehet nicht der Liebe Jesu! O Ihr bezweifelt sie! O Ihr bezweifelt sie! O es ist jammervoll, daß Ihr seine Liebe bezweifelt! Er ist Liebe! O schmiegt Euch an ihn, schmiegt Euch an ihn: Eures Vaters Arme sind aufgethan — Eures Vaters Arme sind aufgethan! Er wird Euch aufnehmen. Er gedenkt der Schwachheit seiner Kreatur; er weiß, daß Ihr bloß Staub seyd." Es lag in den Tönen, mit welchen Dieß gesprochen oder gerufen wurde, nichts Gespenstiges, wie man sich zuvor eingebildet hatte; aber die Stimme war voll, wohlklingend, und hallte in der ganzen Kirche wider. Die der Versammlung beiwohnenden Weiber waren offenbar sehr ergriffen und jeder Ton der Rede schien sie mit Schrecken zu durchrieseln. — Am folgenden Tage war die Kirche gleichfalls wieder überfüllt. Im Verlaufe des Gottesdienstes erhob Miß Cardden abermals ihre Stimme: „Coartona ruramun porhah chamlele mentona tsan" — waren die ersten Worte, die sie in ihrem prophetischen Rothwälsch aussprach. Ein Theil ihrer Rede lautete in der Uebersetzung so: „Ihr bedürft es, Ihr bedürft es, Ihr bedürft den Trost des Wortes Gottes; denn es ist eine Zeit der Verkehrtheit. Er ist im Begriffe, sich zu erheben, und wird furchtbar mit den Völkern sprechen. — Er wird sich erheben — er wird sich erheben — er wird sein starkes Werk vollbringen! Die Schlechten sollen nicht stets im Glücke leben. Freuet Euch! Freuet Euch! Euer König kommt! Fürchtet Euch, die Ihr das Auge Gottes nicht ertragen könnt! Täuscht Euch nicht, täuscht Euch nicht! Er kann nicht Ungerechtigkeit ertragen. Er strecket seine Hand aus" u. s. w. — Hierauf hielt Miß Hall eine Rede, die verdollmetscht folgenden Inhalt gab: „O verschmäht es nicht, o verschmäht es nicht, auf seine Stimme zu hören! Hütet Euch, Ihr Spötter, hütet Euch, das Werk des Herrn zu verachten! Kehrt zurück zum Herrn, er wird Gnade mit Euch haben" u. s. w. — Es ist noch zu bemerken, daß Herr Irving schon seit mehreren Monaten diese angeblichen „Offenbarungen" zum Gegenstande seiner Vorträge gemacht hat, und man sieht, daß seine Worte nicht auf dürren Boden gefallen sind: zu einem herrlichen Gehirn- und Zungen-Babel ist der Grund gelegt. Sonderbar ist es, daß der würdige Irving, der so glücklich darin ist, für Andere die Gaben der Polyglottie zu erhalten; es in der himmlischen Grammatik noch zu gar Nichts gebracht hat.

*

„Fünfmalhunderttausend Franken des Monats ist die höchste Summe, die eine Nation ihrem Oberhaupte zugestehen kann," sagte der Generallieutenant des Königreiches im Jahre 1830 zu dem damaligen Polizeipräfekten Bavoux. Aus der nachstehenden Civilliste von 18.000.000, die das Ministerium Perier zur Aufrechthaltung des Glanzes des Julius-Königthums verlangt, ersieht man, wie kurz das Gedächtniß gewisser Leute ist und wie königlich Ludwig Philipp zu fordern weiß.

Ausgaben für den persönlichen Dienst.		
Für den König persönlich	400.000	Fr.
Für die Königin	1.000.000	—
Militärdienst; Adjutanten	360.000	—
Generalintendanz und Archive	455,500	—
Privatschatzbesoldungen	320.000	—
Kabinetsdienst	60.000	—
Für Hofmedizinalwesen	80.000	—
Für die Kapelle	40.000	—
Kammerdienst	250.000	—
Lakaien und Dienerschaft	650.000	—
Livreen derselben	260.000	—
Küche	780.000	—
Keller	180.000	—
Stallmeisteramt 500 Pferde, das Pferd 3000 Fr. zu unterhalten gerechnet	900.000	—
Heizung	250.000	—
Beleuchtung	570.000	—
Wäsche	160.000	—
Domänen und Gebäude des Königs.		
Gebäude	3.050.000	—
Reservefonds dafür	200.000	—
Unterhalt des Mobiliars	1.200.000	—
Forstdienst	1.100.000	—
Kleine Vergnügungen des Königs.		
Musik, Theaterlogen ꝛc.	500.000	—
Schöne Künste, Museen ꝛc.	450.000	—
Kunstgegenstände	500.000	—
Bibliotheken und Subscriptionen	250.000	—
Münzen und Medaillen	406.000	—
Königliche Manufakturen	692.000	—
Feste und Hofceremonien	400.000	—
Geschenke	150.000	—
Stuterei zu Meudon	120.000	—
Reisekosten	1.000.000	—
Pensionen, Veteranenbesoldungen	2.360.000	—
Unvorhergesehene Ausgaben	100.000	—
Im Ganzen also	18.694.500	Fr.

Und die Nutzanwendung davon? daß die neuen Könige von Volksgnaden nicht wohlfeiler sind, als die alten von Gottesgnaden.

*

Die holländischen Streitkräfte werden auf 62 Bataillone Infanterie, jedes zu 800 Mann, also im Ganzen auf 49,000, auf 8 Regimenter Kavallerie, vier Regimenter Kürassiere und vier leichte Reiterei, mit 4800 Pferden; auf 80 Kompagnien Artillerie mit 150 Geschützen und 5000 Mann; 6 Kompagnien Sapeurs mit 750 Mann und 54 Bataillons Bürgergarden mit 12.000 Mann angeschlagen. Die Gesammtmacht der holländischen Streitkräfte zu Land würde also 69.550 Mann betragen; zur See hat Holland, 1 Kriegsschiff zu 90 Kanonen, 5 Fregatten zu 56, 5 Schaluppen zu 28, 2 Bombarden zu 22, 5 Briggs zu 20, 12 und 10 und 5 Dampfschiffe mit 20, 8 und 4 Kanonen. Die Bemannung dieser Schiffe beläuft sich auf 3102 Mann, die ganze Heeresmacht zu Wasser und zu Land also auf 71,632 Mann.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 330. 26 November 1831.

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

„Man wird staunen, wenn man hört, daß bei einer so einfachen Zubereitungsart Ballen Tuches manchmal von zweihun e Ellen Länge und vier Ellen Breite verfertigt wurden, wozu man Rindenstreifen von nur vier oder fünf Fuß Länge und kaum anderthalb Zoll Breite verwenden konnte, und bloß durch so einfaches Schlagen wurden diese kleinen Bänder zu einem so gewaltigen Tuch in einander verwebt, das, nachdem es hinlänglich getrocknet und gebleicht war, nach seiner ganzen Länge zusammen geschlagen, zu Ballen aufgerollt, und in ein Stück Matten eingewickelt, an der Stubendecke aufgehangen wurde. Den Reichthum eines Häuptlings schätzte man manchmal nach dem Besitze solcher Ballen. Seit die Inseln mit dem europäischen Tuche bekannt geworden sind, verloren diese inländischen Stoffe zwar beträchtlich an Werth, indeß bedient sich ihrer das gemeine Volk noch immer, und die Hausmutter führt stets noch rührig den Eisenholzhammer, um Putz und Kleidung für sich und ihre Kinder zu verfertigen.

„Auch kleinere Stücke Tuch verfertigten sie, unter denen die Tiputa das werthvollste war. Man bereitete es, indem man mehrere Lagen gewöhnlichen Tuches auf einander schlug, nachdem man zuvor die innern Seiten mit geriebener Pfeilwurz bestreut hatte. Diese Tiputa entspricht ganz dem Poncho der Südamerikaner, nur ist sie etwas länger, doch wird sie auf ganz gleiche Weise getragen. Ein Loch ist mitten in ein solches viereckiges Stück Tuch geschnitten und der Kopf hindurch gesteckt, die beiden Seiten fallen dann über Brust und Rücken wie ein Meßgewand hinab und reichen bis an die Knie. Außer der Tiputa ist ein gewöhnliches Kleidungsstück die Ahuafara, die viereckig zugeschnitten, wie ein Shawl oder länglich einer Schärpe ähnlich ist. Zuweilen gleicht sie aber mehr einer gesteppten Bettdecke als einem Shawl, jedesmal aber ist sie glänzend gefärbt.

„Die Bewohner der Gesellschaftsinseln besaßen nämlich schon frühzeitig die Kunst zu färben, wobei sie jedoch mehr Geschmack in Auswahl der Muster als der Farben entwickelten. Das meiste gewöhnliche Tuch färbten sie mit der Rinde des Aito (casuarina) oder Tiari (aleurites) dunkelroth, wodurch man zugleich dem Stoffe größere Dauerhaftigkeit zu geben vermeinte. Die beliebtesten Farben aber blieben glänzend gelb und roth. Letzteres, das sie Mati nennen, bereiteten sie aus einer Mischung des milchigen Saftes der kleinen Beere des Mati (ficus prolixa) mit den Blättern des Tou (einer Art cordia). Es gibt Dieß ein herrliches Scharlachroth, das mit einem Gummifirniß überstrichen, seine volle Farbe behält, so lange das Tuch dauert. Die Gelbfarbe bereitete man aus den Fasern der Nonowurzel (morinda citrifolia), und obgleich minder dauerhaft als der Scharlach des Mati, war sie doch ungemein lebhaft. Das Roth wurde mittelst eines Binsenrohres auf das Tuch gegossen, Zeuge, welche gelb gefärbt werden sollten, wurden in den Aufguß der Nonowurzel gelegt, und so lange darin gelassen, bis sie gesättigt waren, dann an der Sonne getrocknet. Die Muster werden mit Scharlach auf gelben Grund aufgetragen, und obgleich nicht regelmäßig oder gleichförmig, verrathen sie dennoch Geschmack. Die Natur gibt dazu die Model. Sie nehmen eines der zartesten und schönsten Farrenkräuter oder Hibiskusblumen, die man sorgfältig auf der einen Seite in die Farbe taucht, und dann allmählich auf das Tuch überdruckt. Nimmt man das Blatt oder die Blume weg, so findet man oft einen schönen und reinen Abdruck. Allein nur die Schärpen oder Shawls wurden auf diese Weise zubereitet, und schwerlich kann man sich einen Begriff von dem schimmernden und wahrhaft prachtvollen Anblick eines solchen Kleides denken, wenn es in weiten schweren Falten um die schöne Gestalt eines Häuptlings geworfen war, der es ganz gut verstand, sich darin so vortheilhaft als möglich auszunehmen. Noch gegenwärtig bedienen sich die Eingebornen dieser schöngefärbten Tücher in ihren Häusern als Bettdecken oder Fenstervorhänge u. s. w."

„Zwar waren diese aus Baumrinde bereiteten Tücher in Vergleich mit den europäischen äußerst undauerhaft, gaben aber, so lange sie noch neu waren, eine leichte weite Kleidung, die dem Klima völlig angemessen war. Die Dauer eines taheitischen Kleides hing von dem Stoffe ab, aus dem es verfertigt war, die Aoatücher hielt man für die dauerhaftesten. Nur die stark gefirnißten waren wasserdicht. Der Regen verwischte schnell alle Farben und gemalten Zierrathen und lösete eben so das Gewebe auf, das nur aus in einander geschlagenen Fasern bestand. Indeß hielt eine Tiputa oder ein gutes starkes Pareu, wenn man es vor Nässe bewahrte, immer einige Monate.

„Außer dieser Tuchbereitung verstanden die Südseeinsulaner auch sehr schöne und dauerhafte Matten zu flechten, wozu man sich keines andern Werkzeuges als der bloßen Hand bediente. Man ver-

fertigte daraus Segel und Betten. Die gewöhnlichen Matten waren sechs Fuß breit und neun oder zwölf Fuß lang; es gab aber auch welche von zwölf Fuß Breite und sechzig oder achtzig, ja sogar hundert Ellen Länge. Matten von solcher Größe aber waren nur für vornehme Häuptlinge, und zu ihrer Verfertigung wurden vielleicht die Weiber von mehreren Bezirken versammelt. Man bewahrte sie aufgerollt in einem Theile der Wohnung des Häuptlings auf, mehr um dessen Reichthum und die Zahl der von ihm abhängigen Einwohner zur Schau zu stellen, als zum wirklichen Gebrauche.

„Die Verfertigung des Tuches betrieben die Weiber von jedem Range, und die Königin und die Weiber der vornehmsten Häuptlinge wetteiferten in ihrem Bezirke sich durch die zierlichsten Muster und die glänzendsten Farben auszuzeichnen. Da sie sehr gesellschaftlich und umgänglich sind, so versammelten sie sich in offnen, eigens zu diesem Zweck errichteten Häusern, und arbeiteten gemeinschaftlich. Ich besuchte ein solches Haus zu Eimeo, wo ich sechzehn oder zwanzig Frauen in dieser Beschäftigung beisammen fand. Die Königin saß in der Mitte, umgeben von den Weibern der vornehmsten Häuptlinge, alle beschäftigt, mit dem Eisenholzhammer in der Hand die vor ihnen ausgebreitete Rinde zu schlagen. Die Königin arbeitete so schön und fleißig als irgend ein anderes Weib. Da der viereckige Block, auf dem die Rinde geschlagen wird, unten ausgehöhlt ist, so verursachte jeder Schlag einen lauten Schall und der so durch einige zwanzig Hämmer hervorgebrachte Lärm war wahrhaft betäubend. Die Königin und ihre Freundinnen schienen aber daran Wohlgefallen zu finden. Auch klingt der Tuch schlagende Hammer, von der Ferne gehört, wie etwa in einem der einsamen Thäler, nicht unangenehm, da er andeutet, daß hier Industrie und friedliches Gewerbe im Gange ist; nur in den Tuchmachereien selbst kann man ihn kaum ertragen.

„Da die Weiber und Töchter der Häuptlinge einen Stolz darein setzen, Tuch von vorzüglicherer Eigenschaft zu verfertigen, so würde oft die Königin ihre Würde verletzt geglaubt haben, wenn ein anderes Weib auf der Insel besseres Tuch zu bereiten verstanden hätte als sie. Ich erinnere mich, daß ich auf der Insel Huaheine ein Weib, als ein Mann in einer schönen Ahufara vorüberging, sagen hörte: „Wie schön gemalt ist dieses Tuch! Die Figuren darauf sind so schön, wie die Arbeit der Königin!" Dieß Streben unter Personen von höherem Range, sich durch Geschicklichkeit auszuzeichnen, bewunderten wir an den Eingebornen stets. Dieß Gefühl bestimmte wahrscheinlich auch König Pomare, sich so eifrig einer schönen Handschrift zu befleißen, und der König der Sandwichinseln bat uns dringend, keinem von seinem Volke Unterricht zu geben, bis er selbst vollkommen schreiben und lesen gelernt habe."

Mit der Einführung des Christenthums trug sich auch eine große Veränderung in der Industrie und Kleidertracht des Landes zu. Noch ehe die Missionäre sich völlig mit der Landessprache bekannt gemacht hatten, war es bereits ihren Frauen gelungen, den eingebornen Weibern einige Kenntnisse in weiblichen Handarbeiten beizubringen. So gern aber letztere zu lernen sich bemühten, so waren sie doch Anfangs über die Beweggründe, die ihre Lehrer haben konnten, sich des Unterrichtes mit so viel Eifer anzunehmen, nicht recht im Klaren. „Ein Mädchen," erzählt Ellis, „die bei seiner Frau nähen gelernt hatte, stellte sich am Sonnabende mit den übrigen eingebornen Dienstboten des Hauses ein, und verlangte ihren Lohn für das Lernen. Madame Ellis sagte: „Wie, Du willst bezahlt seyn? In unserm Lande ist es gerade umgekehrt, dort zahlt man die Lehrer." Das Mädchen erwiederte: „Du batest mich zu kommen, ich bin lange hier gewesen und habe gelernt. Du mußtest irgend einen Vortheil davon gehabt haben, sonst würdest Du dir nicht so viele Mühe gegeben haben. Ich that, was Du verlangtest und will aber auch dafür bezahlt seyn." Man belehrte sie nun, daß der Unterricht unentgeltlich gewesen, daß aller Vortheil, der daraus entspringe, nur ihr zu Gute komme, und daß man sie künftig für ihre Handarbeiten, die sie jetzt verfertigen könne, bezahlen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Norwegen.

5. Drontheim.

Wir näherten uns jetzt Drontheim, dieser alten Residenz der norwegischen Könige. allein nichts verkündete die Nähe einer Stadt mit 10,000 Einwohnern. Immer dieselbe Einöde, ungeheure Wälder und ein unermeßlicher Horizont, aber keine Menschen; unermeßliche Gebirgsmassen hintereinander aufgethürmt, und weite grüne Ebenen oder Wasserflächen. Zu all diesem denke sich der Leser noch einen grauen Himmel, ein Tageslicht, so trübe und düster, daß es gar nicht von der Sonne zu kommen schien, eine unendliche Trauer und ein tiefes Schweigen der Natur.

Hat man den letzten Tannenwald und einige Einöden von Grasplätzen, ähnlich den schon durchwanderten, hinter sich, so gelangt man auf eine Anhöhe, von welcher aus man nur neue Wüsten zu erblicken erwartet; allein plötzlich wird man am Fuße des Hügels die rothen Dächer von Drontheim gewahr. Drontheim im Gesicht, ist es fast unmöglich nicht an Christiania zu denken; beide Städte liegen im Hintergrund eines jener Fiords oder zahllosen Meerarme, welche sich in's Innere von Norwegen erstrecken und tief in dasselbe einschneiden; der Fiord von Drontheim nimmt eine Fläche von 30 Stunden ein. Bis zum offenen Meere ist er ein Labyrinth von Inseln, Inselchen und Vorgebirgen; allein vor Drontheim ist der Golf frei, eine halbzirkelförmige Wand von spitzen Felsen scheint die Stadt von allen Seiten zu umschließen. Die kleine Insel Munth-Holm, eine halbe Viertelstunde von der Küste und der Hauptstraße von Drontheim gegenüber, erhebt sich ganz allein aus der Mitte dieses unermeßlichen Bassins. Zwei Felsenmassen ragen gleich gigantischen Bastionen zu beiden Seiten der Stadt hervor; auf einer von ihnen lag der Tradition zufolge das Schloß des letzten heidnischen Königs von Norwegen, der, wie die Sage sagt, seinen eigenen Sohn den alten Göttern opferte. Auf diesen Felsen, im Angesichte des Meeres und des Himmels, ist die blutige Erzählung der Saga an ihrem Platz.

Wenn die Lage von Drontheim an jene von Christiania erinnert, so macht dagegen der Anblick beider Städte einen höchst verschiedenen Eindruck. In Christiania befindet man sich, ungeachtet des traurigen aber großartigen Charakters seiner Küste, doch

immer noch in dem, wenn man es so nennen darf, anmuthigen Norwegen; zu Drontheim ist man im eigentlichen, im rauhen Norwegen. Hier ist das Meer der wahre traurige Ocean des Nordens: keine Weichheit der Conturen mehr, keine gerundeten Formen, nur gerade Linien, spitze Felsen und Klippen. In Christiania bedeckt eine üppige Vegetation die Inseln und Ufer des Meeres, in Drontheim ist man fast am Ende aller Vegetation. Das Grün ist immer schön, allein die Bäume stehen dünn, man achtet auf sie, man zählt, man vermißt den Abgang von einem derselben; die Zweige selbst sind dichter und düsterer; man fühlt sich ferner von der bewohnten Welt, den äußersten Grenzen der Erde näher.

Drontheim ist ganz von Holz erbaut; die Hauptkirche ist das einzige steinerne Gebäude der Stadt. Die Straßen sind breit, nach rechten Winkeln durchschnitten und mit rothen, gelben und grauen Häusern besetzt, deren buntscheckige Mischung zwar nichts Imposantes hat, aber einen heitern, lebhaften Anblick gewährt, der dem Auge nicht mißfällt. Ungeachtet der Einfachheit des Materials zeigt sich doch in der äußern Verzierung dieser Wohnungen Luxus; es gibt Häuser in Drontheim, das des Gouverneurs z. B., die für ein Hotel oder einen hölzernen Palast gelten könnten. — Nicht selten ist der Eingang mit einem eleganten Portal verziert; korinthische Säulen tragen ein klassisches Frontispiz, und so schreitet man durch einen prächtigen Eingang in ein Haus, dessen innere Mauern aus Fichtenstämmen zusammengesetzt sind, die man, wie bei den Gaards der fernen Gebirge, einen über den andern gelegt hat.

Trost in Choleranöthen.

Unter den vielen Verwahrungsmitteln, mit denen die öffentlichen Blätter uns gegen den neuen Erbfeind der Christenheit, der aus dem Oriente hereingebrochen ist, verbauen und verbollwerken wollen, ist schon wiederholt Eines empfohlen worden, das zwar Jedermann bei der Hand haben kann, das man aber gewöhnlich am leichtesten vergißt — es ist das Eisenkraut des Muthes — das wahre Universalmittel in unserer Hausapotheke gegen Leiden überhaupt. Es liegt aber einmal in dem Egoismus der menschlichen Natur, daß sie bei großen Widerwärtigkeiten sich leichter tröstet und aufrichtet, wenn sie ihr eigenes Unglück gegen fremdes messen kann, wobei sie denn gewöhnlich wahrnimmt, daß die Leiden Anderer den ihrigen um ein Ziemliches über den Kopf gewachsen sind. Es wird daher in unsrer leidigen Choleranoth gerathen seyn, einen Blick von dieser Weltseuche auf andere ihrer verhängnißvollen Schwestern zu werfen, wo wir bei angestelltem Vergleiche nicht umhin können werden, Gott zu danken, daß er uns vor der Hand nur mit einem so gelinden Emeticum aus der Offizin seiner Strafgerichte bedroht hat. Wir brauchen nicht bis zu den Pestnöthen und dem schwarzen Tod des Mittelalters zurückzugehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Cholera auf ihrer Wanderschaft durch weite Länderstrecken und große Städte mehr einer bescheidenen Pilgerin gleicht, die sich eine kleine Wegzehrung von Menschenleben zusammenbettelt, während die alten Weltseuchen wie verheerende Mongolenhorden über die Völker hinzogen und ihre Fußstapfen durch verödete Länder bezeichneten. Wir brauchen, wie gesagt, nicht so weit zurückzugehen, und wollen hier geängstigten Gemüthern nur ein Paar Szenen aus den Tagen des gelben Fiebers in Gibraltar zum Besten geben.

Es ist erwiesen, daß viele der jetzigen Bewohner von Gibraltar ihre großen Reichthümer nur durch die häufige Wiederkehr epidemischer Krankheiten aufhäuften. Gegenwärtig, wo man sich besser auf ihre Behandlung versteht, und seit man sich nicht mehr durch die Furcht, dem bösartigsten aller ansteckenden Fieber, verleiten läßt, alle polizeilichen Anordnungen zu vernachlässigen, kommen solche Fälle bei weitem weniger vor, auch Umstand, daß jetzt alles Grundeigenthum gerichtlich eingetragen ist, verhütet, daß irgend Jemand auf vorgebliche Ansprüche hin, sich in den Besitz von Häusern oder Ländereien setzen könne, deren rechtmäßige Eigenthümer Opfer der Krankheit werden. Im Jahre 1804 wurde, während das gelbe Fieber wüthete, aus den Häusern kranker Personen am hellen Tag, Alles geraubt, was nur irgend von Werth war. Eine portugiesische Dame, deren Angehörige von der Epidemie dahingerafft, und nach und nach zu Grabe getragen worden waren, lag ganz allein, von Allen verlassen im Bett, und hatte eben noch so viel Besinnung zu sehen, was um sie her vorging. Eine Nachbarin, welche wußte, daß Niemand sich bei der Dame befinde, ging zu ihr, und da sie ohne Zeugen zu seyn glaubte, so nahm sie einige Kästchen mit werthvollen Juwelen und entfernte sich. Gegen alle Erwartung genas die Dame, und sobald sie im Stande war auszugehen, erwiederte sie den Besuch der Nachbarin, um ihr den Diebstahl vorzuhalten; allein der Tod hatte bereits die Schuldige mit seiner kalten Hand berührt, ihr Leichnam lag auf der Flur des Hauses. Bei diesen Umständen glaubte die Dame berechtigt zu seyn, sich ihres Eigenthums wieder zu bemächtigen; allein in diesem Augenblick trat die Polizei in das Haus, um den Leichnam fortzuschaffen, und traf die Dame eben, als sie im Begriff war, sich mit ihren Juwelen zu entfernen. Vergebens sprach sie ihr Eigenthum an; man glaubte ihren Betheuerungen nicht, führte sie ins Gefängniß, und sobald das Fieber nachgelassen hatte, wurde sie zur Untersuchung gezogen. Glücklicherweise waren Jene, von denen die Dame den Schmuck gekauft hatte, noch am Leben; ihr Zeugniß gab der Vertheidigung der Angeklagten Glaubwürdigkeit, und da der Besitz so werthvoller Juwelen mit der bekannten Armuth der Verstorbenen im Widerspruch stand, so erkannte man die Dame unschuldig.

Zu jener Zeit reichten die Lebenden kaum hin, um die Todten zu begraben; Verbrechern, sogar solchen, welche zum Tode verurtheilt waren, wurde die Freiheit unter der Bedingung zugesichert, sich diesem Geschäft zu unterziehen. Vier Soldaten eines irländischen Regiments der Garnison waren beim Ausbruch der Epidemie wegen Meuterei verurtheilt erschossen zu werden. Am Morgen der Exekution hatten sie bereits Abschied von ihren Weibern und Kindern genommen, und man führte sie nun nach dem Ufer der Bai um das Urtheil des Militärgerichts an ihnen zu vollstrecken. Ihre Augen waren schon verbunden, sie knieten nieder, und eben war die Exekutionsmannschaft des Kommandoworts „Feuer" gewärtig, als der Platzmajor zu den Verurtheilten trat und ihnen ankündigte, daß Se. Excellenz der Herr Gouverneur sie begnadige, wenn sie sich während der Dauer der Epidemie der Pflege der Kranken und dem Begraben der Todten unterziehen wollten. Die armen Teufel, schon halbtodt vor Furcht, konnten den Vorschlag kaum fassen, als sie indeß wieder zu sich gekommen waren, willigten sie mit Freuden ein. Sobald sie in Freiheit gesetzt waren, lieh ihnen die Freude Flügel, sie liefen um die Wette nach dem Kasernenhof, um ihren Weibern und Kindern, welche dort, in Gesellschaft aller Weiber der verschiedenen Regimenter, das bei den gemeinen Irländern gewöhnliche Klaggeschrei angestimmt hatten, die fröhliche Nachricht zu verkünden. Mit dem wilden Freudengeschrei, welches ihrem Volk eigen ist, mit verkehrt angezogenen Jacken, die Binden, mit denen ihre Augen geschlossen waren, noch um den Hals geschlungen, stürzten die vier Männer zum größten Schrecken und Staunen ihrer Weiber und Kinder, die eben noch in der festen Ueberzeugung waren, daß die Verurtheilten ihre Rechnung mit der Welt bereits geschlossen hätten, in den Kasernenhof. Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich der Anwesenden, deren Aberglaube ihnen in den Begnadigten Gespenster sehen ließ und Alles schrie: „Geister." Mehrere der Weiber rannten schreiend hin und her, während die kühnern schweigend und zitternd den allgemeinen Schrecken theilten. Auf drei von den vier Frauen der Verurtheilten machte das plötzliche Wiedererscheinen ihrer Männer eine traurige Wirkung; sie wurden von heftigen Krämpfen befallen, und die Begnadigung ihrer Männer war ihr Todesstreich, denn sie erholten sich nicht mehr von der heftigen Erschütterung jenes unverhofften Anblicks. Die vier Soldaten hingegen trotzten dem Fieber in seinen fürchterlichsten Gestalten, und alle, bis auf einen, überlebten seine Schrecken.

Ein Drittel der Garnison wurde damals weggerafft. Protestanten, Katholiken, Juden und Muhammedaner, alles ward in Ein gemeinschaft-

liches Grab geworfen. Das Geschrei der Kranken und Sterbenden ertönte aus Häusern und Schiffen; das dumpfe Gerassel des Todtenwagens hallte fortwährend in den Straßen. Särge von unbehobelten Brettern lagen pyramidenförmig aufgehäuft auf den Marktplätzen. Das allgemeine Elend hatte eine Höhe erreicht, die sich nicht beschreiben läßt, aber man kann sich einen Begriff von den schrecklichen Wirkungen dieser Geißel der Vorsehung machen, wenn man bedenkt, daß jedes Band gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit gelöst, daß Jeder nur auf seine eigene Sicherheit bedacht war, und daß man dem Tod auf einer Seite entfloh, um ihm auf der andern in die Arme zu fallen.

Die Gefahr, welche unter diesem heißen Klima jeder Leichnam bringen mußte, der nicht sogleich beerdigt wurde, gab Veranlassung zu einigen tragikomischen Vorfällen, die über dieses düstere Gemälde ein einigermaßen erheiterndes Licht verbreiten.

Ein genuesischer Kapitain hatte kaum ausgeathmet, als er in den Sarg gelegt wurde; die Abendkanone verkündete eben den Schluß des Garnisonsthores, außerhalb dessen die Begräbnißstätte lag, und man war daher genöthigt, den Leichnam bis zum folgenden Morgen in dem Zimmer zu lassen, wo er lag. Der Unterschiffer des Schiffes, welches dem Kapitain gehörte, fragte im Hause desselben nach seinem Befinden, und hörte, daß der Kapitain gestorben sey, und bereits im Sarg liege. Der Unterschiffer erinnerte sich, daß der Kapitain goldene Ohrringe trage, und da er glaubte, es sey schade, wenn diese mit dem Leichnam beerdigt werden sollten, so ergriff er einen günstigen Augenblick, stahl sich die Treppe hinauf in das Zimmer, wo der Leichnam lag, hob den Deckel vom Sarg, und machte sich daran, die Ohrringe abzunehmen. Da der eine dieser Ohrringe nur schwer loszumachen war, und der Matrose in diesem Augenblicke Fußtritte auf der Treppe zu hören glaubte, so brauchte er Gewalt und zerriß das Ohrläppchen. Blut floß sogleich aus der Wunde, und mit einem tiefen Seufzer erhob sich der Kapitain aus seinem engen Bett! Der Unterschiffer war außer sich vor Entsetzen, fiel auf die Knie und rief alle Heiligen des Kalenders an, ihm diese Entweihung des Todten zu vergeben, wobei er erklärte, er sey nicht gemeint gewesen, irgend Jemand Schaden zu thun. Nachdem das gegenseitige Erstaunen sich so weit gelegt hatte, daß eine Erklärung möglich wurde, so entdeckte sichs, daß der Kapitain zu früh in den Sarg gelegt worden sey; er umarmte seinen Retter, und bat den Himmel ihn zu belohnen statt zu bestrafen, denn nur der Riß ins Ohr hatte ihn von dem schrecklichen Loos gerettet, lebendig begraben zu werden.

Benito Soto, dem Seeräuber, der während der Epidemie des Jahres 1828 in Gibraltar gefangen saß, wäre es beinahe gelungen zu entkommen, indem er sich das Gesicht mit gelbem Ocker, und die Zunge mit Dinte färbte. In diesem Zustande ward er vom Kerkermeister auf dem Boden seiner Zelle ausgestreckt liegend gefunden; sein Aussehen war so schrecklich, daß selbst Jene, welche sich Mühe gegeben hatten, sich die Krankheit zu inokuliren, ihm zu nahen gefürchtet haben würden. Nach einiger Betrachtung über die sich gewöhnlich bei dieser Krankheit äußernden Symptome, fing man indeß an zu argwöhnen, daß hier eine List verborgen sey; der Pirat wurde also genau bewacht, und sein Betrug entdeckt. Statt, wie er erwartet hatte, nach dem Hospital gebracht zu werden, wo es ihm leicht gewesen wäre zu entkommen, wurde er enger eingeschlossen als vorher; jetzt versuchte er sich selbst zu entleiben, woran er indeß durch die Vorsicht seiner Wächter verhindert wurde.

Die übermäßige Bevölkerung von Gibraltar machte während der letzten Epidemie den dortigen Sinekuristen, die ihre Einkünfte so lange in Ruhe verzehrt hatten, gerechte Besorgnisse; sie sahen leicht ein, daß die Aufmerksamkeit der Regierung zunächst auf den Zustand der Bevölkerung in der Festung gerichtet seyn werde, sie thaten also Alles, um diese zu vermindern und unter Anderm wurde auch den spanischen Auswanderern, welche während der Dauer der Krankheit auf neutralem Gebiet gelebt hatten, die Rückkehr verboten, zu welchem Ende die Aufseher an den verschiedenen Thoren die strengsten Befehle erhielten. Dieß ermunterte nun den Scharfsinn der Ausgeschlossenen auf Mittel zu denken, der Wachsamkeit der Thorwächter zu entgehen. Die Todtenwägen, welche man wegen ihrer regelmäßigen Hin- und Herfahrt mit Postwägen verglichen, und ihnen Spottnamen: als z. B. der Schwan, die Defiance, der schwarze Speier u. s. w. gegeben hatte, wurden, da man sich gut in ihnen verbergen konnte, als Mittel zum Zweck ausersehen; einige jener Verstoßenen unterhandelten mit dem Führer eines solchen Wagens, verbargen sich in denselben, und wurden glücklich, ohne entdeckt zu werden, in die Festung gebracht. Kaum hatten sie aber diesen verpesteten Käfig verlassen, als sie auch schon von den stärksten Symptomen des gelben Fiebers ergriffen wurden, bald darauf, ganz gegen ihre Erwartung, als Opfer ihrer Verwegenheit fielen, und auf demselben Wagen zu Grabe gefahren wurden.

Die fürchterlichen Verwüstungen, welche diese Krankheit im Jahr 1825 zu Barcelona anrichtete, hatte den Spaniern die größte Furcht gegen dieselbe eingeflößt. Als sie im Jahre 1828 zu Gibraltar ausbrach, wurden spanische Aerzte von Algesiras abgeschickt, um die Spitäler von Gibraltar zu besuchen. Nachdem sie die Krankheit untersucht hatten, erklärten sie sie für nichts weiter als ein galliges Wechselfieber, eine Meinung, welche einige gelehrte englische Mediziner für kurze Zeit höchlich erfreute, und die frohlockend berichteten, daß die spanischen Aerzte nur ihre eigenen Ideen über die Natur des Uebels bestätigt hätten. Nach wenigen Stunden aber wurden sie die wahre Meinung der spanischen Doctoren inne. Kaum waren diese nämlich auf ihrer Rückkehr nach Algesiras, an der spanischen Gränze angelangt, so unterrichteten sie den Kommandanten, daß ein gelbes Fieber der bösartigsten Gattung in der Garnison herrsche. Alle Kommunikation wurde sogleich aufgehoben, und ein Militairkordon gegen die Landzunge gezogen, welche Gibraltar mit Spanien verbindet, um so jeden Eintritt der Engländer in das benachbarte Land zu verhindern. Sowohl Vögel als vierfüßige Thiere, welche während jener Zeit den Kordon zufällig überschritten, wurden verfolgt und erschossen. Den Spaniern wurde verboten Fische zu essen, weil es hieß, die Engländer seyen gewohnt, ihre Todten ins Meer zu werfen, und so könnten die Fische vergiftet und die Ansteckung verbreitet werden. Den Bewohnern der Festung war eben so bei Todesstrafe verboten, längs dem spanischen Ufer hinzufahren, ein Verbot, welches mir selbst beinahe übel bekommen wäre. Ein Boot, in dem ich mich befand, wurde durch einen plötzlichen Windstoß gehindert, zu rechter Zeit zu landen, und gegen einen als Gränzzeichen aufgestellten Pfahl hingetrieben. Eine Musketensalve, welche das Segel durchlöcherte, zeigte gar bald, daß hier nur die Wahl zwischen Ertrinken oder Erschießen sey; ich wählte das Erstere, und das Boot verlassend, welches vor dem Winde trieb, sprang ich über Bord, und bemühte mich das englische Gebiet schwimmend zu erreichen. Ehe ich jedoch an mein Ziel gelangte, war meine Kraft erschöpft, und ich schon von den seltsamen Empfindungen ergriffen, welche dem Untersinken vorher zu gehen pflegen, und die nur Jener zu würdigen weiß, der in ähnlicher Lage war. Eben hatte ich noch so viel Besinnung, die Strahlen der untergehenden Sonne zu bemerken, die auf dem Meer zu schwimmen schien, und deren Glanz mir ins Gesicht fiel; schon glaubte ich sie zum letztenmal zu sehen, und ihr auf ewig Lebewohl sagen zu müssen, als ich mich von starker Hand ergriffen fühlte, die ein edler Mensch ohne Rücksicht auf Gefahr die Wellen durchschneidend nach mir ausstreckte, und so den sinkenden Schwimmer ans Ufer zog.

Neue Volkszählung in Warschau.

Die russische Polizei in Warschau hat eine genaue Zählung der Einwohnerschaft dieser Stadt vorgenommen, und aus den hierüber bekannt gewordenen offiziellen Ermittlungen geht hervor, daß sich in der polnischen Hauptstadt gegenwärtig ein Achttheil mehr Frauen als Männer befindet. Die ganze Bevölkerung beträgt 115,955 Individuen, darunter 53,265 männlichen, und 60,688 weiblichen Geschlechtes. Da nach den vor der Revolution angestellten Zählungen Warschau 150,000 Einwohner hatte, so ergibt sich, daß der Krieg die Bevölkerung um 55,000 Seelen ungefähr vermindert hat. Man berechnet, daß von diesen 55,000 gegen 10,000 von Cholera, Spitalfiebern und andern Krankheiten aufgerieben worden, 5000 auf dem Feld der Ehre geblieben, und die übrigen unter den verschiedenen polnischen Korps zerstreut auf fremdes Gebiet geflüchtet sind. — Die Juden machen von Warschau's Bevölkerung ein Fünftheil aus: man zählte nämlich unter der oben angeführten Gesammtbevölkerung von 115,955 Seelen, 84,720 Christen und 29,235 Juden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 331. 27 November 1831.

Eine Gesandtschaftsreise von Konstantinopel nach Paris. *)

Am Montag den 4 Zilhidsche im Jahre 1132 gingen wir zu Konstantinopel an Bord eines Kaufartheyschiffes, das uns von dem französischen Gesandten angewiesen worden war. Am Freitag Morgens, den 20 des Moharrem 1133 kamen wir an einem Ort, Toulon genannt, an, und nachdem wir im Hafen des Lazareths Anker geworfen hatten, begrüßten wir das Fort mit eilf Kanonenschüssen, der Gruß wurde von den verschiedenen Wällen, die den Hafen umgeben, erwiedert. Bald darauf näherte sich ein Offizier in einem kleinen Boote, grüßte uns, und erkundigte sich im Namen des Hafengouverneurs nach unsrer Gesundheit. Auch drückte er seine Freude über unsre Ankunft aus, indem er uns willkommen hieß, und uns sagte, daß man schon längst unsre Ankunft erwartet habe. Wenn in diesem Lande die Pest herrscht, so will dieses Volk eine Zeit lang mit solchen, die von auswärtigen Ländern kommen, nicht in Berührung treten, man spricht mit den Fremden, aber ohne sie anzurühren. Zur Zeit unsrer Ankunft war durch göttliche Zulassung in Marseille eine fürchterliche Pest ausgebrochen, durch die (Gott möge uns gnädig vor solchem Unglück bewahren) 80,000 Menschen ums Leben kamen. Die Seuche ließ sich auch in der Provence blicken, und da Toulon in dieser Provinz liegt, so waren sie in großer Furcht vor Ansteckung, und wollten sich Fremden nicht eher als erst nach Verlauf von fünfundzwanzig oder dreißig Tagen nähern. Die Tage dieser Trennung nennen sie Lazareth oder Quarantäne. Deßhalb wollten sie auch nicht zu uns an Bord kommen, sondern ließen sich entschuldigen, sendeten uns aber gegen Abend alle Arten von Früchten, Zuckerwerk, Lebensmittel u. s. w.

Am folgenden Tage kam ein Mann, den man den Intendanten nennt, und der über die Flotte und was dazu gehört, gesetzt ist, an unser Schiff. Als er an der Seite desselben angekommen war, entschuldigte er sich, daß er nicht an Bord kommen könne, und bat zugleich um Verzeihung, daß er uns früher nicht besucht habe, woran ihn der Sturm gehindert. Auch machte er uns bekannt, daß des Königs Garten, der nächst der Stadt liege, für uns eingerichtet, und ihm das Geschäft eines Mehmandars übertragen sey. Nachdem er Dieß gesagt hatte, ging er nach dem Ufer zurück, bestieg sein Pferd und sendete uns die vergoldete Barke, in der er zu uns gekommen war. Nachmittags fuhren wir in dieser Barke nach der Stadt zu, und landeten am Hafen. Hier hatten sich die Schiffskapitäne in eine Reihe aufgestellt, kamen uns entgegen und erzeigten uns viele Höflichkeit. Da zwei Pferde bereit standen, so bestieg ich das eine und mein Sohn das andere, so ritten wir von unserer Dienerschaft begleitet nach dem Garten.

Zu unsern beiden Seiten waren Truppen in ihren Waffen aufgestellt, um uns zu begrüßen; und von Zeit zu Zeit ließen die Musikbanden auf ihren Instrumenten ihre sonderbaren Weisen hören. Wir kamen im Garten unter der Begleitung von mehreren tausend Menschen an, die zu unserer rechten und linken hergingen. Hier feuerten sie noch einmal eine Gewehrsalve ab. Als wir in den Palast traten, wurden wir am Fuß der Treppe von dem Intendanten empfangen, der uns sehr viele Aufmerksamkeit bewies; aber ohne uns zu berühren. Wir begaben uns dann in unsere Gemächer, während er seinen Weg nach Hause nahm.

Da am folgenden Tag die Rede auf unsere Reise nach Paris kam, so wurde es für gut gehalten, zu Wasser dahin zu gehen. Man bereitete daher für uns sieben Fahrzeuge, die sie Tartanen heißen. In dem Fahrzeuge das wir bestiegen, war eine obere Kajüte eigens für uns eingerichtet und köstlich ausgeschmückt; ein erfahrener Kapitän war uns beigegeben worden. Am Dienstag den 10 des Monats Seffer gingen wir an Bord und empfahlen uns Gottes Schutz. Wir mußten diese Nacht und bis zum Donnerstage Abends im Hafen liegen bleiben, wo denn endlich der Wind günstig wurde, und wir um Mitternacht dem Ort unserer Bestimmung zusegeln konnten. Am folgenden Nachmittage ankerten wir in dem Hafen eines Forts, Buka genannt, und da der Wind sich gedreht hatte, so mußten wir vier Tage hier bleiben.

Am Montag Abends blies der Wind wieder günstig, wir spannten die Segel auf, und langten mit der Hülfe Gottes Nachmittags in dem Hafen der Stadt Cette an. Bald darauf kam der Intendant dieser Stadt an unser Schiff heran und wünschte uns Glück zu unserer Ankunft. Er sagte: „Eure Wohnung ist bereitet. Diese Nacht wollen wir die Fahrzeuge herrichten, und Morgen bei Tages Anbruch könnt Ihr euch wieder einschiffen.“ Der Ort, den sie für

*) Der türkische Gesandte Mohammed Effendi, der im Jahre 1133 bis 34 der Hegira, 1720 bis 21 unsrer Zeitrechnung, von dem Sultan an den Hof von Frankreich geschickt worden war, hinterließ in einem türkischen Werke „Tarikh Wasif,“ von welchem sich eine Kopie im britischen Museum befindet, eine Reisebeschreibung, von der hier die Uebersetzung folgt.

uns eingerichtet hatten, war eine alte verfallene Kirche auf einer kleinen Insel der Stadt Montpellier gegenüber, von der sie drei Meilen entfernt liegen mag. Am folgenden Morgen bei Tages Anbruch bestiegen wir die uns zugesendeten Schiffe, und erreichten Nachmittags unsere Wohnung. Da die Leute dort zu Land die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest nehmen, und dieß ein abgelegener Ort war, dem Niemand nahe kam, so hatte man ihn als den tauglichsten ausgesucht, um daselbst unsere Quarantäne zu halten. Da wir arglos in diese Falle gegangen waren, und umzukehren unmöglich war, so sahen wir keinen bessern Ausweg, als uns in Geduld zu fügen. Kurz, so gut auch unsre Gesundheit war, wir mußten hier vierzig Tage aushalten. Unsre Quarantaine war zu Ende, und der Hofherr, der uns zu geleiten den Auftrag hatte, noch nicht angekommen; indeß erhielten wir von ihm folgende Zuschrift: „Ich bin beauftragt, Euch zu geleiten und im Namen unsers Königs Euch bei Eurer Ankunft willkommen zu heißen. Wenn es dem Allerhöchsten gefallen wird, so werdet Ihr Euch Morgen an Bord eines Fahrzeugs einschiffen und bei der Stadt Frontignan anhalten, um Erfrischungen zu nehmen. Hiezu ist ein eigener Ort ausdrücklich zubereitet worden und dort werden wir uns treffen. Da es bei uns Sitte ist, diejenigen, welche von fremden Königen Grüße an den unsrigen zu bringen haben, feierlich zu empfangen, so bitten wir, Euch in diesen Brauch zu fügen." Wir versprachen Dieß zu thun, so viel uns möglich, und mit Tages Anbruch, am 26 des Rabi-ul-avul, gingen wir wieder an Bord und setzten unsre Reise fort. Bei unsrer Ankunft am bestimmten Orte, verließen wir die Boote, stiegen in einen Wagen und begaben uns nach dem Hause, das für uns zubereitet war. Nachdem wir hier eine kurze Zeit gewartet hatten, erschien der Intendant in seiner Ceremonienkleidung und wir, um so viel möglich ihrer Sitte nachzukommen, setzten uns ihm gerade gegenüber auf Stühle. Der Hofherr begann hierauf zu sprechen und sagte: „Der König von Frankreich, mein erhabener Herr, hat bei der Nachricht von Eurer Exzellenz glücklicher Ankunft auf seinem Gebiete, in höchster Freude mich, seinen Diener, einen Weg von dreißig Poststationen vorausgeschickt, um Eure erlauchte Herrlichkeit zu empfangen. Gewiß wird die Gelegenheit die Freundschaft und das gute Einverständniß, die zwischen beiden Höfen so lange schon bestanden, noch mehr befestigen, vorzüglich da Eure Exzellenz zum Gesandten ausersehn und gesendet wurde, und wenn es dem Allerhöchsten gefällt, so werde ich Eurer Exzellenz beweisen, daß ich mit Herz und Seele, so viel in meinen Kräften steht, mich bemühen werde, den Pflichten meines Auftrages nachzukommen." Mit diesen Worten endigte er seine Rede. Inzwischen war die Tafel gedeckt und mit Süßigkeiten beladen worden. Nachdem wir ein wenig davon genossen hatten, kam der Konsul und der Adel der Stadt, uns zu unsrer Ankunft Glück zu wünschen; sie brachten als Geschenke alle Arten von Früchten und Zuckerwerk mit und sagten uns die längsten Komplimente vor. Nachdem sie sich wieder weggegeben hatten, kehrten wir nach Cette zurück. Als wir aus dem Boote stiegen, setzten wir uns in den Wagen des Herzogs von Roquelaure, der uns denselben von Montpellier entgegengesendet hatte. Zum Zeichen ihrer Freude feuerten sie in der Stadt alle ihre Kanonen ab, und alle Soldaten mit ihren Offizieren, ihren Musikbanden und Waffen waren zu beiden Seiten in doppelter Reihe aufgestellt bis an das Haus, wo wir bleiben sollten. Ein großer Zusammenlauf von Männern, und vorzüglich eine unzählige Menge von Weibern strömte herbei, um uns zu sehen, und so langten wir in unsrer Wohnung an.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Südamerika.

10. Feste in Bogota.

Die ganze Charwoche hindurch sieht man jede Nacht Prozessionen seltsamer und imposanter Art bei Fackelschein durch die Straßen ziehn. Man trägt dabei lebensgroße Bilder des Heilands und seiner Apostel, der Jungfrau Maria und verschiedener Engel umher. Pontius Pilatus, Juden und römische Soldaten, alle in ihre eigenthümlichen Trachten gekleidet, sind in Gruppen zusammengestellt und werden auf beweglichen Gestellen dahinter hergeführt. Diese Bilder gehören den Klöstern, und stellen die meisten jener Szenen vor, die in der Leidenswoche sich ereignet haben sollen. Leute, die sich freiwillig dazu anbieten, setzen diese schweren Bilder und Gestelle in Bewegung, was keine geringe Arbeit ist, aber für höchst verdienstvoll gehalten wird. Diese Männer werden den Augen des Publikums durch große schwarze Vorhänge entzogen, die auf beiden Seiten der Gestelle herabhängen. Das letzte Abendmahl, das ein Eigenthum der Franziskaner von Bogota ist, bildet die größte und glanzvollste dieser Bildergruppen. Auf einer Plattform steht eine lange Tafel mit silbernen Tellern und andern Gefäßen von demselben Metall besetzt, und mit den schönsten und köstlichsten wirklichen Früchten, die zu haben sind, überladen. An dieser Tafel sitzen der Heiland und die zwölf Apostel in verschiedenen Stellungen und in den Gewändern, die man gewöhnlich auf Gemälden an ihnen sieht. Die Schwere dieser Anda zwingt die Träger oft, Halt zu machen, und bei dieser Gelegenheit pflegen dann Frauen, die ein besonderes Gelüste nach einer oder der andern Frucht auf der Tafel des Heilands zu verspüren vorgeben, oder wirklich verspüren, ihre Bitten anzubringen, wobei sie überzeugt seyn können, daß sie ihnen nicht abgeschlagen wird. Die Engel, die auf diesen verschiedenen Bildern vorkommen, werden gewöhnlich von kleinen Kindern vorgestellt, deren Mütter sich nicht wenig darauf zu Gute thun, ihre Sprößlinge zu so hohen Ehren gefördert zu sehen, und die Kinder selbst brüsten sich oft noch ihr ganzes Leben damit, einstmals Engel gewesen zu seyn. Die Fackelträger, die man Los Judeos nennt, werden von allen Kindern und auch von manchem Erwachsenen aus dem Pöbel mit einer abergläubischen Furcht betrachtet, wie bei uns der Knecht Rupprecht; es sind meist junge Leute von Stand, die ein Gefallen daran finden, sich in scheußliche Larven zu vermummen, wozu sie weite schwarzseidene Gewänder „Sayas" und hohe spitzige Kappen „Corozzos" anhaben, wie sie sonst die Opfer der Inquisition bei einem Autodafe zu tragen pflegten. Ihrer Fackeln bedienen sie sich nicht allein, um die Prozession zu beleuchten, sondern auch um ihr Bahn zu machen.

Am Corpus Christifeste gibt es in allen Städten Aufzüge lustigerer Art und wahrscheinlich von hohem Alter. Dieselben werden von sogenannten Catimbabos gebildet, die sich in höchst fantastische

Masken vermummt haben. Einige derselben stellen Indianer in ihren alten Landestrachten vor, andere ahmen die Tracht der Catalonier nach, wobei sie enge weiße Beinkleider und seidene Strümpfe, schöne weiße Hemden mit weiten Aermeln, die mit Bänderbüschcln bedeckt sind, und hohe pappendeckelne Mützen, die gleichfalls mit Bändern, Flittergold und Spiegelgläsern aufgeputzt sind, anhaben. Diese Masken gehen nun von Musik begleitet von Haus zu Haus, und auf alle öffentlichen Plätze, wo sie mit breiten Schwertern in den Händen einen anmuthigen und sehr verwickelten Tanz aufführen. An ihrer Spitze steht ein Mann, der ihren Alkalde vorstellt, und als Zeichen seiner Würde einen Stab mit goldenem Knopfe trägt. Eine Art Hanswurst, als Teufel verkleidet, mit Hörnern und Schweif, El Matagallinas genannt, begleitet sie. Er führt eine lange Peitsche in der Hand, um den Tänzern freie Bahn zu halten, und obgleich er den schaulustigen Pöbel reichlich mit Hieben bedient, so muß sie doch Jedermann als bloßen Scherz gutwillig hinnehmen. Die Catimbados sind lauter schöne junge Kreolen, die ihre Gesichter geschminkt haben, und in der Hand ein parfümirtes weißes Sacktuch tragen.

Ursprung und Gebrauch des Laso.

Des Laso und seiner Einführung bei der Reiterei in England ist bereits in diesen Blättern (S. 960) kurz erwähnt worden. Es möchte daher nicht ohne Interesse seyn, folgende Bemerkungen über diese seltsame Waffe zu lesen.

Alle britischen Offiziere, welche in der patriotischen Armee von Südamerika gedient haben, alle Reisenden, welche die Llanos von Columbia, das Flachland von Peru, die weiten Thäler von Chili oder die Pampas des Rio de la Plata besuchten, sprechen mit der lebhaftesten Bewunderung von der Geschicklichkeit, welche die Eingebornen jener Länder beim Gebrauch des Laso entwickeln, und viele gingen in ihrem Enthusiasmus und ihrer Vorliebe für diese Waffe so weit, ihre Einführung bei den europäischen Heeren ernstlich zu empfehlen.

Sonderbar ist es, daß diese Wurfwaffe — wenn man diese Benennung auf den Laso anwenden darf — jetzt als den Eingebornen von Südamerika eigenthümlich angesehen wird. Die ältesten Ueberlieferungen lehren uns, daß die Bedürfnisse des Menschen im gesellschaftlichen Zustand immer die nämlichen, und eben so die Mittel, die er zu deren Abhülfe ergriff, überall gleich waren. Unter einem Hirtenvolk mußte in frühern Zeiten der Gebrauch des Laso eben so wichtig seyn, als es der Bogen für die auf einer niederern Stufe der Civilisation stehenden Stämme war, welche ihre unsichere Existenz durch den Ertrag der Jagd fristeten. So erfahren wir auch, daß der Gebrauch des Laso den nomadischen Stämmen von Mittelasien seit undenklichen Zeiten bekannt war, und auch jetzt noch findet man ihn bei den wandernden Stämmen in der Ukraine, der Moldau und Wallachei, ja selbst in Ungarn *), wo indeß der vorgerücktere Stand der Civilisation seinen Gebrauch sehr beschränkt hat.

Um das Alter des Laso zu belegen, dürfen wir nur auf Herodot verweisen; in seinem Verzeichniß der verschiedenen Völker, welche die unter Xerxes in Griechenland einfallende Armee bildeten, gedenkt dieser Geschichtschreiber auch der Sargatier, welche 8000 Mann Reiterei ins Feld stellten, und den Persern angeschlossen waren, die den Kern der Armee ausmachten.

*) In Ungarn beschränkt sich der Gebrauch dieses Instruments jetzt nur noch auf das Einfangen der Wildfänge, d. h. der auf den großen Pusten oder Weiden wild aufwachsenden Pferde. Die Szikos oder Viehhüter zeigen bei diesem Geschäft eine bewundernswerthe Gewandtheit: eine lange, leicht zusammengerollte Leine in der Hand, an deren Ende sich eine Schlinge befindet, nähern sie sich vorsichtig dem sehr scheuen Thier bis auf ungefähr 20 bis 30 Schritt, und werfen denn die Schlinge so geschickt, daß sie dem Pferd plötzlich um den Hals sitzt, worauf es dann zu Boden geworfen, gehörig gefesselt und dem Käufer übergeben wird.

„Es ist ein nomadisches Volk, die Sargatier genannt, den Persern unterworfen, deren Sprache sie auch sprechen; sie haben indeß einen Gebrauch, den sie zugleich mit den Persern und Pactyäern theilen. Sie tragen keine Waffen, weder von Kupfer noch Eisen, Dolche ausgenommen; allein sie bedienen sich langer Schnüre aus gedrehten Riemen von Häuten, welche am äußern Ende mit auf und zugehenden Schlingen versehen sind, die sie im Gefechte nach dem Feind werfen. Die Schlinge mag nun auf Pferd oder Mann fallen, der Sargatier zieht sein Opfer an sich, und tödtet es."

Obiger, 450 Jahre vor Chr. Geb. geschriebene Bericht paßt buchstäblich auf die heutigen Guachos, die Bewohner eines Landes, dessen Existenz zu den Zeiten Herodots und viele Jahrhunderte später noch nicht bekannt war. Es gibt zwei Gattungen dieser Wurfwaffe: den Bolas und den eigentlichen sogenannten Laso. Der Erstere besteht aus drei Kugeln von Blei, welche an drei verschiedenen Riemen, jeder von ungefähr 3 Fuß Länge befestigt werden, die oben miteinander verbunden sind; er wird gewöhnlich geworfen, und ist von sehr sicherer Wirkung. Wenn der Guacho ein Wild verfolgt, schwingt er, sobald er noch ungefähr 90 Fuß von demselben entfernt ist, den Bolas horizontal um den Kopf herum; hat er ihm nun so die nöthige Kraft gegeben, so läßt er die Waffe los, welche ihr Ziel nie fehlend sich um die Füße des fliehenden Thieres schlingt, und es zu Boden reißt.

Auf diese Weise wurde General Paz, der Führer der unitarischen Partei, neuerlich in den Pampas gefangen. Obgleich von einer Abtheilung Kavallerie von Buenos Ayres überfallen, hatte der General doch noch Zeit, ein schnelles Pferd zu besteigen, und würde in jedem andern Lande wahrscheinlich entkommen seyn; allein ein Guacho setzte ihm nach, warf seinen nie fehlenden Bolas dem Renner des Generals um die Füße, daß er stürzte, und nahm den Reiter gefangen.

Der Laso hingegen besteht aus mehrern sehr dünnen Lederstreifen, welche, wie die Schnur einer Peitsche zusammengeflochten sind. An dem einen Ende befindet sich ein kleiner eiserner Ring, durch welchen, wenn der Laso geworfen werden soll, das andere Ende der Schnur durchgezogen, und so eine Schlinge gebildet wird. Die Länge beträgt, je nachdem er nun zu Fuß oder zu Pferde angewendet wird, zwischen 24 und 50 Fuß. Im letztern Fall ist er am Sattel gut befestigt, und wird, eben so wie der Bolas, vor dem Wurf horizontal um den Kopf geschwungen. Das Pferd muß so gut dressirt seyn, daß es, so wie der Laso seinen Gegenstand gefaßt hat, sich wendet, um die Schlinge zuzuziehen. Ein kräftiger Arm, ein schneller und sicherer Blick sind unerläßliche Eigenschaften für den wirksamen Gebrauch des Laso, und diese können nur durch lange Uebung von frühester Jugend an erlangt werden. Deßhalb ist auch nicht wohl zu glauben, daß seine Einführung in den europäischen Armeen zweckmäßig und von Nutzen seyn dürfte. In Europa ist gewiß keine Gegend, wo ihre Einführung einigen Nutzen gewährte, da hingegen die ganze Lebensweise der Eingebornen von Südamerika den Laso zu einem höchst nöthigen Instrument erhebt. Sobald der Gauchoknabe gehen kann, sieht man ihn schon mit seinem Bolas nach den Bewohnern des Hühnerhofes zielen, während die Erwachsenen mit ihrem Laso gegen die zahlreichen Schwärme von Wasservögeln zu Felde ziehen, die an den Ufern der Flüsse des Landes ihre Nahrung suchen.

Das Lasogeschirr, dessen sich die Artillerie in Buenos Ayres bedient, und das in England vorzugsweise nachgeahmt wurde, hat den Vorzug der höchsten Einfachheit. Ob die am Gurt, der die Stelle des Kummets vertritt, befestigten Zugleinen nicht vielleicht die Zugkraft vermindern, wollen wir nicht entscheiden; der große Vorzug dieses Geschirrs besteht darin, daß man schnell und ohne anzuhalten, ja selbst ohne langsamer zu fahren, ein ermüdetes Pferd von der Kanone ab- und ein frisches anspannen kann. Allein hierbei ist wohl zu bedenken, daß in Südamerika jede Kanone, so wie jedes Kavallerieregiment von einer großen Anzahl überzähliger Pferde begleitet wird, was bei den regulären europäischen Armeen nie der Fall seyn kann.

General Millers treffliches Werk über den Krieg in Südamerika enthält viele interessante Anekdoten von den Guachos, allein weder der General noch Kapitain Head, der auch über diesen Gegenstand schrieb, erzählen die folgende:

Als die aus 5000 Mann bestehende portugiesische Armee unter General Le Cor im Jahre 1817 von Rio Grande do Sul nach Montevideo

vorrückte, wurde sie auf ihrem Marsch über die Ebene der Banda Oriental förmlich von den Guachos belagert. Mehrere der berittenen Offiziere an der Spitze und in den Flanken der Kolonnen wurden durch Lasos gefangen, und ohne die Hülfe einer Abtheilung Kavallerie von Rio grande, welche an diese Art Krieg gewöhnt war, hätte das ganze Korps eine rückgängige Bewegung machen müssen. Die Portugiesen, obgleich Herren von Montevideo, konnten dennoch nicht mehr von dem Land behaupten als ihre Kanonen bestrichen, denn die Guachos machten Ueberfälle bis an die Thore der Festung, und nöthigten die Portugiesen, alle ihre Bedürfnisse zur See zu beziehen. In Colonia del Sacramento, welches diese gleichfalls inne hatten, fand man mehrere Morgen hintereinander von einem Posten auf einem Wall von Erde mit Schießscharten für die Kanonen, beim Ablösen die Schildwache desertirt. Der Kommandant war gänzlich außer Stand, Rechenschaft über diesen Umstand zu geben, um so mehr, da durchaus kein Desertionsgeist unter seinen Truppen herrschte; er wählte also einen Caçador von bewährter Tapferkeit und erprobter Treue zur Schildwache auf diesen Posten, und gab ihm den strengen Befehl auf Alles, Feuer zu geben, was sich ihm nähern würde. Kaum graute der Morgen, so sah die Schildwache nicht weit von ihrem Posten ein lediges Pferd grasen, und bemerkte zugleich, daß es sich dem Posten immer mehr nähere; dem Befehl zufolge gab er also Feuer und streckte es zu Boden. Der Soldat lud sein Gewehr wieder, und indem er gegen das getödtete Thier hinblickte, schien es ihm, als bewege sich etwas am Boden; um seiner Sache gewiß zu werden, sah er genauer hin, und nun bemerkte er einen Mann der auf der Erde fortkroch. Er schoß aufs Neue, und ein Schrei sagte ihm, daß er getroffen habe. Jetzt war das Geheimniß aufgeklärt; der getödtete Guacho hatte sich jeden Morgen, unter den Bauch des Pferdes geschmiegt dem Posten genähert; war er nahe genug, so sprang er plötzlich auf den Rücken des Thieres, wartete bis die Schildwache an einer der Schießscharten vorüberkam, warf seinen Laso, zog den Soldaten an sich und führte ihn gefangen fort.

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften hielt Hr. Dureau de Lamalle einen Vortrag über **eine neue Varietät der Menschenracen.** Schon Winckelmann hatte bemerkt, daß die Ohren an den ägyptischen Statuen höher stehen, als bei den griechischen. „Das Außerordentlichste der ägyptischen Bildung würden die Ohren seyn, sagte er in seiner Geschichte der Kunst, wenn dieselben wirklich so hoch an dem Haupte gestanden, wie man sie an den meisten ihrer Figuren sieht, wo oft das Ohrläppchen in gleicher Linie mit dem Auge steht.“ — Mit Bezug auf diese Stelle sagte nun Hr. Dureau: „Als ich im Mai 1851 das Museum von Turin besuchte, das seit der Erwerbung der Drovetti'schen Sammlung so reich an ägyptischen Denkmälern ist, bemerkte ich diese eigenthümliche Lage des Ohres an allen Bildsäulen des Phta, Möris, Osymandias, Rhamsinit und Sesostris, die unbestreitbar der arabischen oder ägyptisch-kaukasischen Race angehören. Da man zu gleicher Zeit mehr als ein halbdutzend Mumien aufwickelte, die aus den Gräbern von Oberägypten hergekommen waren, so wollte ich mich überzeugen, ob sich diese ungewöhnliche Höhe des Gehörloches wirklich an den Schädeln der ägyptischen Bevölkerung gefunden, und ob die Künstler jenes Landes die Natur nachgeahmt oder entstellt. Ich war höchlich überrascht, an mehr als dreißig Mumienköpfen, deren Gesichtswinkel dem der europäischen Race gleich war, das Gehörloch, das sich bei uns in gleicher Linie mit dem unteren Theil der Nase befindet, an den ägyptischen Schädeln mit der Durchschnittslinie des Auges in gleicher Höhe zu sehen. Der Kopf ist in der Gegend der Schläfe bei diesen Mumien stets viel niedriger, als bei unsrer Race, was ich eben dieser höhern Lage des Gehörloches zuschreibe. Diese betrug an den Mumienköpfen anderthalb bis zwei Zoll mehr, als an europäischen Schädeln. Mein erster Gedanke war, daß diese merkwürdige Menschenvarietät oder wenn ich so sagen darf, diese neue kaukasische Menschenrace im Laufe von zwanzig oder vier und zwanzig Jahrhunderten, aus welcher Zeit die mir vorliegenden Mumienköpfe waren, von der Erde verschwunden sey. Allein ich glaube behaupten zu können, daß diese durch ihre ungewöhnliche Schläfebildung und Gehörlage merkwürdige Race in Aegypten noch besteht, und ich wundere mich nur, daß diese Bemerkung den Gelehrten und Reisenden so lange entgehen konnte. Als das auffallendste Beispiel dieser seltsamen Schädelbildung, die man als den ägyptischen Typus betrachten kann, führe ich hier nur den Elias Boctor an, der unter uns als Lehrer der arabischen Sprache zwanzig Jahre lebte. Ich kannte ihn sehr genau und sah ihn nie, ohne mich über seine hochstehenden Ohren zu verwundern, die sich wie zwei kleine Hörner an seinem Kopfe erhoben, und mich an den Moses des Michelangelo erinnerten, dem vielleicht der Künstler nur darum zwei kleine Hörner aufsetzte, weil er die hochstehenden Ohren als dieser Race eigenthümlich erkannt hatte. Ich muß es den Anatomen darzuthun überlassen, welchen Einfluß diese Knochenbildung des Schädels auf das Gehirn der Aegypter haben mußte. Nur so viel bemerke ich, daß die jüdische Race hierin große Aehnlichkeit mit der ägyptischen hat, wovon ich mich gleichfalls durch Augenschein überzeugte. Ich glaube daher, daß diese eigenthümliche Schädelbildung in der kaukasischen Race eine neue Varietät oder Unterabtheilung bilde und die ägyptische genannt werden könne, deren nächste Zweige die hebräischen, phönizischen und arabischen Varietäten ausmachen.

•

In derselben französischen Akademie legte Herr Roulin einen wegen seiner Größe wie wegen seiner Krystallform merkwürdigen Smaragd vor, der in den Minen von Muzo, 30 Stunden nördlich von Bogota gefunden wurde. Ein diesem Krystalle beigefügter Bericht enthält, daß die Minen von Muzo und Somondoco, die beiläufig unter gleicher Breite nur etwas östlicher liegt, die größten der Smaragde geliefert haben, die gegenwärtig Europa und selbst der Orient besitzt, denn im 16 und 17 Jahrhunderte bezog Asien beträchtliche Sendungen von Smaragden aus Spanien, dessen Gallionen alljährlich neue Vorräthe in ungeheuern Massen aus Amerika brachten. Der Pater Acosta, ein sehr glaubwürdiger Zeuge, wo es sich von Dingen handelt, die er mit eigenen Augen gesehen hat, erzählt, daß sich auf der Flotte, mit der er im Jahre 1587 nach Spanien zurücksegelte, zwei Kisten befanden, von denen jede mehr als einen spanischen Zentner (vier Arrobas) Smaragde enthielt. Diese Steine waren im Handel gewöhnlich unter dem Namen peruanische Smaragde bekannt, obgleich Muzo eigentlich zu Neu-Grenada gehört. — Neu-Grenada wurde im Jahre 1557 entdeckt und schon vier Monate darnach, als die Spanier auf dem Plateau von Bogota angelangt waren, hatten sie auch schon die Smaragdminen von Somondoco ausfindig gemacht, so große Mühe sich auch die Eingebornen gaben, sie zu verbergen. Indeß wurde diese Mine wegen des Wassermangels nie mit großem Erfolg gebaut, und die meisten Smaragde, die nach Spanien wanderten, waren den Indianern genommen, die damit reichlich versehen waren. Diese Quelle, wie sich denken läßt, ward indeß um so eher erschöpft, je größer die Habgier der Eroberer war; zum Glück entdeckte man durch einen Zufall am 9 August 1564 eine neue Mine, eine halbe Meile von Muzo, und obgleich das Land noch nicht völlig unterjocht war, so machten sich doch die Spanier mit Eifer an den neuen Bergbau, „die Hacke in der einen, das Schwert in der andern Hand,“ wie eine alte Chronik sagt. Man beutete Smaragden aus, von denen zwei würdig gehalten wurden Karl V. angeboten zu werden, der sie um 24,000 Goldgulden kaufte. Man weiß nicht, wie groß dieselben waren. Um sich einen Begriff von der Menge Smaragden zu machen, die man aus den Minen von Muzo gewann, genügt zu wissen, daß im Jahre 1620, also 56 Jahre nach ihrer Entdeckung diese Mine 300,000 Piaster (den fünften Theil des Werthes) als Staatsabgabe entrichtete, ohne zu rechnen, was durch Unterschleife durchgeschwärzt wurde. Da der Betrag täglich größer wurde, so beschloß die spanische Regierung im 18 Jahrhunderte, den Bau auf eigene Rechnung zu betreiben; allein statt daß die Veruntreuungen aufgehört hätten, nahmen sie dergestalt zu, daß die Kosten der Arbeit nicht gedeckt wurden und die Regierung den Bau ganz einzustellen für gut fand. In diesem Zustand blieben die Sachen bis zur Revolution. Nach wiederhergestellter Ordnung erhielt eine Gesellschaft von der Regierung die Erlaubniß die Minen wieder zu eröffnen. Seitdem hat man wieder reiche Ausbeuten von Steinen gemacht, die sich entweder durch ihr Wasser und ihre Farbe, oder durch Größe und Reinheit der Krystallformen auszeichnen. Der von Herrn Roulin der Akademie vorgelegte Smaragd ist ein sechsseitiges Prisma von 46 Millimètres Durchmesser und 50 Millimeter Höhe. Seine Farbe ist sehr dunkel; unglücklicher Weise ist nur eine Fläche desselben ohne Risse.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 332. 28 November 1831.

Louis Domeny de Rienzi. *)

Louis Domeny Rienzi stammt in gerader Linie von dem ersten Carbonaro Italiens, von jenem kühnen Volkstribun des Mittelalters Nicolo Rienzi, der vor ungefähr fünfhundert Jahren schon an Das dachte, was seinen Landsleuten erst im vorigen Sommer wieder einzufallen schien. Ein wilder feuriger Romulus wollte er dem ehelosen Rom durch einen kühnen Sabinerraub die Freiheit zum Weibe holen. Mit seiner heißen Seele entflammte er sein ganzes Volk, daß es fast hinlief, um auf dem Kapitol wieder dem Jupiter zu opfern, die Janusthüren aufzureißen und noch einmal zur Eroberung der Welt die Adler aufzustecken. Doch zuletzt erging es ihm wie dem jungen Königssohn im Mährchen mit der alten Hexe, das Volk sog ihm seine beste Kraft aus, ohne sich verjüngen zu können, er wurde kalt und verdrüßlich, das Volk noch mehr, am Ende stachen sie ihn todt, schleppten ihn durch die Straßen, und hängten ihn an einen Galgen. Der Fluch der auf Italien lag war noch nicht gelöst, auch Masaniello, der dreihundert Jahre später sein Schiksal theilte, löste ihn nicht. Dreimal muß die alte Sibylle mit ihren wunderbaren Büchern kommen, die Niemand kaufen will; zweimal war sie da, das wissen wir gewiß, sollte sie vielleicht schon im vorigen Jahre zum drittenmal da gewesen seyn? Aber immer blieb dieser Rienzi ein schöner Name, der durch Italiens Geschichte in frischer Jugend fortlebte. Louis Domeny erbte ihn und mit ihm die heiße Seele, den kühnen unternehmenden abenteuerlichen Geist des römischen Volkstribunen. Es war eine schöne Zeit, in die seine Jugend fiel.

Wenn der neue Kalender der französischen Revolution die Flegeljahre der europäischen Menschheit bezeichnet, so waren die folgenden Napoleonischen Jahre ihre Wanderjahre. Ein junger Feldherr mit seinen jungen Soldaten, zog mit klingendem Spiele durch die Welt, die munteren Pilger mit Tornister und Flinten auf dem Rücken und die Marseillaise im Munde, wallfahrteten nach Afrika hinüber, dann fuhren sie mit ihren brummigen Kanonen wie muthwillige Knaben die Rutschberge des St. Gotthard hinunter, endlich sezten sie den eisernen Wanderstab in das heilige römische Reich. Das war damals ein gutes altes Haus, Küche und Keller darin wohl bestellt, die junge wilde Jagd ließ sich darin wohl seyn. Zulezt ging es nach Norden hinauf, um vielleicht einen Weg nach Indien oder China zu suchen. Aber der Winter kam, man fror erbärmlich und war müde von der langen Reise. Alles was noch konnte lief nach Hause, um den warmen Ofen zu suchen, die Kosaken gaben das Geleite. Napoleon konnte die müden Völker von der Ofenwärme nicht mehr ins Feuer bringen. Napoleon war auch ein Rienzi.

Louis Domeny hatte frühzeitig sein Bündel geschnürt zu der abenteuerlichen Wanderfahrt. Aegypten, Italien, mehr als das halbe Europa hatte er in den Reihen der neuen Völkerwanderung durchzogen. Es war eine wohlfeile Art zu reisen mit diesem Kaiser, und man machte die Reisen nicht bloß als Soldat, auch als fleißiger Sammler und Antikenkenner. Man kam nicht nach Hause, ohne die besten Bibliotheken und Museen mitzunehmen, Fahnen, Lorbeern, Königskronen ungerechnet. Dann aber kamen fünfzehn lange Philisterjahre, man saß im Schlafrock und Pantoffel in der Stube, las Zeitungen, kannegießerte, erzählte von den langen beschwerlichen Reisen seinen Kindern und machte die Faust in der Tasche. Es gab in Europa nichts mehr zu sehen, nur zu lesen und zu hören. Einigen der alten Zugvögel behagte der enge Käfiz des neuen Spießbürgerthums nicht, sie suchten Afrika wieder auf, wie einen verlornen Jugendtraum. In den ägyptischen Wüsten hörten sie vom Sultan Kebir wie von einem alten Mährchen erzählen, und exerzirten die Araber. Auch Rienzi machte sich von Neuem auf die Wanderschaft, die neue Welt war so klein und eng geworden, er suchte die alte auf mit ihren gigantischen Trümmern und Erinnerungen. An der Seite des gelehrten Hellenen Ariston durchstreifte er die Länder am kaspischen Meere und am Kaukasus, kirgisische Steppen, Kleinasien, Georgien, Armenien, Syrien, Palästina. Nachdem sie auch Samos besucht, das Vaterland Aristons, und Creta, kam Rienzi nach Frankreich zurück, ohne seinen Freund und Gefährten, der in Konstantinopel zurückgeblieben war, wo er später im Jahre 1820 in dem großen Brande ums Leben kam.

Rienzi erkannte Frankreich nicht mehr, das von den Fremden einem dicken König in Pacht gegeben war, der wieder nach dem alten Hauskalender das Feld bestellen ließ, und seine Heerde zur gehörigen Zeit schor und zur Bewegung ins Freie trieb, z. B. nach Spanien. Die Adler der Legionen waren zahmes Federvieh geworden und die blasse, schmächtige Lilie, und das Missionskreuz standen auf dem Grabe des Ruhmes. Rienzi richtete seinen Blick weiter nach Westen. Er war der alten und neuen Ruinen müde, dort

*) Eine kleinere Notiz von diesem merkwürdigen Manne gab das Ausland S. 702.

jenseits des Ozeans erwartete ihn die neue Welt, eine Welt mit der Geschichte eines Kindes, und mit der Reife des ernsten Mannes auf der einen Seite, mit chaotischer Gährung auf der andern. Dort in den Vereinigten Staaten Alles klar, verständig, geradlinig und kanalgerecht, hier Columbien, Mexico, Peru voll Naturwunder, Empörungen und wilden Leidenschaften. In jener Hemisphäre wo man so wenig begriff, daß Jemand bloß reise, um zu reisen, als daß Einer dichte, bloß weil ihn der Geist dazu treibt, konnte Rienzi nicht mehr bloß Reisender seyn, er mußte sich bequemen auch etwas Wirkliches zu seyn. Der Kapitän des französischen Kaiserreiches wurde Husarenobrist im Dienste Columbiens, und Adjutant des Libertadors. Es war eine wunderliche Schule die des kleinen Schul- und Zuchtmeisters von Europa. Unter seiner eisernen Ruthe wuchsen alle jene Männer auf, die später in allen Theilen der Welt die Freiheit predigten und verfochten.

Im Jahre 1821 finden wir Rienzi zu Rom wieder. Es waren die Tage des römischen Volkstribuns wiedergekommen. Die feurigen Zungen seiner Begeisterung fielen auf das schöne dumme Italien, das nicht wußte, was es damit anfangen sollte. Die klassischen Reden der neapolitanischen Volkstribunen gingen wie das Evangelium der Freiheit durch die Welt. Aber auch die diokletianischen Verfolgungen blieben nicht aus. Die kühnen Apostel wurden den Bestien vorgeworfen. Evviva la Costituzione! rief der Carbonaro mit dem blitzenden Dolch und Auge. Evviva la Costipazione! jubelten die lumpigen Lazzaroni ihm nach, und schleppten einige Tage darnach die Rienzi durch die Straßen, und hängten sie an den Galgen. Die Freiheit wurde wieder eingesargt, man zog ihr die rothe Mütze als Kapuze über den Kopf, und wünschte ihr die ewige Ruhe. Da stand zum Schrecken der europäischen Todtengräber ein scheintodtes Volk auf, und mit ihm die kaum erst erschlagene Freiheit. Und welches Volk war es, das aufstand! Abermals ein klassisches Volk, das man uns von Kindesbeinen an allerhöchsten Schulordnungen zu Folge als das unvergleichlichste, schönste, herrlichste gepriesen hatte, weil es todt war, das wir in unsern Schulriemen getragen, übersetzt, nachgeahmt, als die frischeste Jugenderinnerung durch unser ganzes mattes, dürftiges Stubenleben bewahrt hatten, in dessen nationaler und geistiger Herrlichkeit wir unsere eigene Armuth an Volksthümlichkeit und Selbstständigkeit vergessen, verträumen durften. Es wäre doch zu unbarmherzig gewesen, unsren alten, theuren Lehrmeistern von dem türkischen Szimetar die Kehle abschneiden zu lassen. So sagten wir also: Es thut uns leid, daß Ihr nur scheintodt gewesen, aber ins Grab wollen wir Euch doch nicht zurückstoßen! Selbst Könige sangen und tanzten vor der Arche der neugriechischen Freiheit. Rienzi war Einer der ersten Philhellenen. Er war lange zuvor, ehe wir a nf angen hatten, Almosen zu sammeln für jenes Hellas, das noch mit seinen Statuentrümmern unsre Museen, mit seinen halbvermoderten Pergamenten unsre Geister zu bereichern im Stande war, dem klassischen Boden zugeeilt. Selbst Lord Byron ruhte damals noch zu Venedig in den Armen der Fornarina oder machte Gedichte an die göttliche Gräfin Guccioli. Der kolumbische Husarenobrist wurde bald griechischer Stratarch, er befehligte die Artillerie von Athen unter Gura, und hatte nur das Unglück bei Marathon verwundet zu werden, und deßhalb Griechenland verlassen zu müssen, ehe noch unsere Zeitungen nicht mehr von einer griechischen Insurrektion, sondern von einem Freiheitskampfe zu reden wagten, in welchem Der und Jener heldenmüthig sein Blut vergossen. Rienzi würde außerdem unfehlbar neben Byron, Normann, Fabvier, Heidegg genannt worden seyn. Krank verließ Rienzi Griechenland, er suchte seine Gesundheit wieder herzustellen auf dem blühenden Inselkranz des griechischen Archipels. Er besuchte Smyrna, Chios, Naros; seine frühesten Erinnerungen zogen ihn endlich wieder nach Aegypten. Mehemet Ali hatte dort einige Trümmer der großen Armee um sich versammelt.

Französische Offiziere trieben hier das alte Kriegshandwerk nicht mehr aus Enthusiasmus, sondern um zu leben, als Handwerk, das sich nicht so leicht verlernen läßt. Mehemet bot ihm Dienste an. Das rothe Narbenband, das er sich auf den marathonischen Gefilden geholt, verbot ihm, die magern Araber abzurichten, die später den Oelbaum des Peloponneses verbrannten. Rienzi durchzog Arabien, Nubien, Abyssinien, die Stämme der Somalis, ohne Furcht durch alle Gefahren und Schwierigkeiten hinschreitend, wie ein von Volk zu Volk wandernder Gedanke. Durch Chaldäa, Persien schlug er den Weg nach Indien ein, den vielleicht der junge Republikanergeneral zu nehmen gedachte, als er noch von dem Aufgange seines Glücksgestirnes im Orient träumte. Rienzi drang selbst bis ins mittägliche Pegu vor. China endlich wurde der Mittelpunkt, von dem aus er die Philippinnen, Sumatra, Bali, Passir und Surakarta, Neu-Guinea, einige der molukkischen Inseln und die Salomons-Eilande Polynesiens besuchte. Immer kehrte er wieder nach China zurück. Zu Macao (das der Reisende in seiner Statistik von China, aus der wir nächstens einige Auszüge mitzutheilen hoffen können, Ngao Men nennt) sah er die Grotte des Dichters der Lusiade. Der arme Camoens! Hier soll er von seinem Vaterlande ausgestoßen, verbannt, das Auge von einem marokkanischen Pfeile ausgebohrt, sein herrliches Epos gedichtet haben voll so glühender Liebe zu eben diesem undankbaren Vaterlande — Camoens, der nichts aus dem Schiffbruche rettete als das nackte Leben und sein Gedicht, seine Unsterblichkeit, um endlich im Hospital zu sterben, einer der wenigen Glücklichen, die man verhungern läßt, um sie schneller heilig sprechen zu können. Rienzi faßte den Entschluß dem Andenken des herrlichen Mannes in dieser Grotte ein Denkmal zu errichten. Er stellte die lorbeergekrönte Büste des Dichters in einer eigens hiezu im Felsen ausgehauenen Nische von sechs Fuß Höhe und fünf Fuß Breite auf, von einer chinesischen Inschrift umgeben, deren wörtliche Uebersetzung also lautet:

„Dem Dichter. Die Gaben des Geistes und Herzens erhoben ihn über den größten Theil der Menschen; weise Männer haben ihn gepriesen und verehrt, aber der Neid stürzte ihn ins Elend. Seine erhabenen Dichtungen sind auf der ganzen Welt verbreitet. Dieß Denkmal wurde errichtet, der Nachkommenschaft sein Andenken ins Gedächtniß zu rufen."

Eine französische Inschrift hiezu lautete:

Au grand Louis de Camoens.
Portugais, d'origine castillane.
L'humble Louis de Rienzi.
Français, d'origine romaine.

25 Août 1828.

Endlich schifft sich Rienzi zu Macao mit reichen Sammlungen von Statuen, Gemälden, Kostümen, Waffen, Münzen, geschnittenen Steinen, Büchern und Manuskripten auf dem Schiffe O Durado nach Indien ein, voll der stolzen Hoffnung, sein Vaterland mit dem kostbarsten Schatz, der noch dem Oriente von Europäern entführt wurde, beschenken zu können. Es war ihm das Schicksal Camoens und der reichen Sammlungen des Sir Stamford Raffles bestimmt. Fast an demselben Orte, wo diese beiden Schiffbruch gelitten, verschlang das chinesische Meer, mißgünstig wie die Chinesen selbst, den mühevoll erworbenen Reichthum. Nahe bei Singapur litt Rienzi Schiffbruch, wie Camoens rettete er nichts als das Leben und seinen Degen, und wenn er nicht so glücklich war wie der portugiesische Homer eine Lusiade zu retten, so gelang es ihm doch das Leben seines Freundes, Don Joachim d'Eça e Castro, eines Nachkömmlings der schönen und unglücklichen Ines, den Wogen zu entreißen.

Am meisten beklagte Rienzi den Verlust seines Journales, die vollständige Geschichte seines gelehrten Nomadenlebens, ungerechnet zwölf Bände in Oktav mit den Untersuchungen und Entdeckungen des Reisenden angefüllt, ungerechnet einen unschätzbaren Atlas von vierhundert Karten und Originalzeichnungen, so wie eine Geschichte des Tribunen Rienzi und ein Trauerspiel von gleichem Namen, außerdem noch mehrere unvollendete dramatische Arbeiten und eine wörtliche Uebersetzung der Lusiade in französischen Oktavreimen. Nichts wurde von allen diesen Kostbarkeiten gerettet, als eine silberne Statue von herrlicher Arbeit, eine Inschrift auf Bronze in einer unbekannten Sprache, eine blecherne Büchse, die einige Papiere und werthvolle Gegenstände enthielt — und der Muth des Reisenden. Untröstlich mit leeren Händen in sein Vaterland zurückkehren zu müssen, begann er gleich Sir Stamford sein Werk von Neuem. Drei Jahre noch verzichtete er freiwillig auf den Genuß, den heimischen Boden wieder zu sehen, und suchte während dieser Zeit, freilich mit geringern Hülfsmitteln, aber mit nicht geringerer Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit den Verlust möglichst zu ergänzen. Ungeachtet der unersetzlichen Einbuße vieler merkwürdiger Gegenstände, gelang es ihm dennoch, immer noch eine werthvolle Sammlung von antidiluvianischen Fossilen, offizinellen Samen und Pflanzen, orientalischen Manuskripten, Münzen, Alterthümern, Inschriften, Waffen, naturgeschichtlichen Gegenständen zu Stande zu bringen, und mit ihr sein Vaterland wieder zu sehen.

Schon kurz nach seinem Schiffbruche hat Rienzi zu Singapur und auf der Insel Bourbon einige Bruchstücke seiner Untersuchungen über die ägyptischen Hieroglyphen bekannt gemacht. Während des Jahres 1823 bearbeitete er in Aegypten diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde, als zu gleicher Zeit Young in England und Champollion in Frankreich gleiches Ziel verfolgten. Eben daselbst gab er ein hieratisches Alphabet heraus, indem er zu beweisen suchte, daß die ägyptischen so wie die ausländischen Namen in phonetischen Hieroglyphen geschrieben seyen, was bekanntlich Champollion widersprach. Endlich will Rienzi auch noch ein Schriftsystem entdeckt haben, das er Mystoglyphik nennt, und das dazu dienen soll, die sogenannte hochgerühmte Weisheit und Wissenschaft der Aegypter zu enthüllen. Auf gleiche Weise machte er damals eine Erklärung der Keilschrift und mehrerer Inschriften, die er auf den Ruinen von Babylon, Bagistana und Persepolis entdeckte, bekannt. Doch die Würdigung seiner Entdeckungen gehört der reinen Wissenschaft an, und wir hatten es hier nur mit dem Reisenden Louis Domeny de Rienzi zu thun.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Napoleon ließ sich endlich damit zufrieden stellen, daß Salicetti allerdings da gewesen sey und Schutz gesucht, aber auf die ihm gemachten Vorstellungen sich entfernt habe. Der Prozeß gegen die im Prairial in Anklage gesetzten Konventsmitglieder wurde indeß mit Eifer betrieben. „Salicetti," bemerken hier die Memoiren, „wurde eifrig gesucht. Salicetti war von seinen Kollegen nicht geliebt. Er hatte Geist, großes Vermögen, einen noch größern Ehrgeiz, und seine Entwürfe waren von der Art, daß sie auf ihn die ganze Strenge der Strafe gezogen hätten, sobald sie bekannt geworden wären. Romme, eines der verhafteten Konventsmitglieder, war ein ausgezeichneter Mathematiker: Goujon, der sich seit Eröffnung des Konvents durch Privattugenden und republikanische Gesinnungen ausgezeichnet hatte, war eben so, wie Soubrani, Duquesnoi, Duroi und Bourbette im Gefängniß. Alle waren sowohl durch ihre persönlichen Tugenden als durch ihre Talente als Staatsmänner ausgezeichnet." Ihr Ende ist bekannt. Zum Tode verurtheilt, zog Romme ein Messer und stieß es sich ins Herz. Mit sterbender Hand reichte er es Goujon, der sich gleichfalls durchstach und es Duquesnoi gab. Alle Drei blieben todt auf der Stelle. Die Uebrigen, die minder sicher gezielt hatten, wurden verwundet auf das Blutgerüste geschleppt und hingerichtet. Salicetti vernahm in seinem Verstecke ihr Schicksal. „Sein Herz schien bei der Erzählung dieser schauderhaften und erhabenen Tragödie vor Freude zu schwellen." Indeß machte diese Nachricht doch einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in ein Fieber verfiel, in dem er von den schrecklichsten Phantasien gequält wurde. Nach drei Tagen genaß er jedoch wieder, und entkam endlich in der Kleidung und mit den Pässen eines Bedienten mit Permon aus Paris in das südliche Frankreich, wo er sich nach Genua einschiffte. Auf der ersten Poststation von Paris erhielt Frau von Permon einen Brief ohne Unterschrift von fremder Hand (späterhin erfuhr die Herzogin von Abrantes, daß ihn Junot geschrieben hatte). „Dieser Brief verdient um so mehr bekannt gemacht zu werden," sagen hievon die Memoiren, „als er den Charakter Napoleons in ein Licht stellt, das seine Feinde oft zu verdunkeln suchten. Dieß war der Inhalt des erwähnten Schreibens:

„„Ich möchte nie im Scheine stehen, als habe ich mich zum Besten halten lassen; so würde ich aber in Ihren Augen erscheinen, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß ich seit zwanzig Tagen von Salicetti's Aufenthalt in Ihrer Wohnung wußte. Erinnern Sie sich meiner Worte am 1 Prairial selbst, Madame Permon. Ich hatte damals schon fast die moralische Ueberzeugung davon. Du siehst, Salicetti, ich hätte Dir das Schlimme vergelten können, das Du mir angethan, und ich würde mich dabei nur gerächt haben, während Du mir Schaden zufügtest, ohne daß ich Dich beleidigt hatte. Wer spielte da die schönste Rolle, Du oder ich? Ja, ich konnte mich rächen, und ich that es nicht. Vielleicht wirst Du sagen, daß Deine Wohlthäterin Dich schützte. Es ist wahr, diese Betrachtung wog schwer. Aber allein, waffenlos und geächtet wie Du warst, war Dein Haupt mir verfallen. So gehe denn und suche im Frieden ein Asyl, wo Du zu bessern Gefühlen für Dein Vaterland zurückkehren kannst. Mein Mund wird Deinem Namen verschlossen bleiben und nie sich öffnen. Bereue Dich und vor Allem würdige meine Gründe; ich verdiene es, denn sie waren edel und großmüthig. — Madame Permon, meine Wünsche begleiten Sie und Ihre Tochter. Sie sind zwei schwache Wesen ohne Vertheidigung. Mögen die Vorsehung und die Gebete eines Freundes Sie ge-

leiten. Seyen Sie vorsichtig und halten Sie sich niemals in den großen Städten auf. Leben Sie wohl. Genehmigen Sie meine Freundschaft.'"

Eine neue Lebensepoche hatte für Bonaparte mit dem 13 Vendemière begonnen. Wie durch einen Zauberschlag war er aus der Vergessenheit, in die ihn Salicetti's Ränke und sein Mißgeschick verstoßen zu haben schienen, wieder hervorgetreten. Aus dieser Zeit erwähnt die Herzogin von Abrantes eines Einfalles des Generals, der, so sonderbar er auch auf den ersten Blick erscheint, doch sehr wohl sich aus der Natur dieses wunderbaren Menschen erklären läßt, in dessen Kopf damals die Keime seiner künftigen Riesengedanken in wilder Gährung begriffen zu abenteuerlichen und monströsen Ideen aufschossen, wie das alte Chaos seine ersten Schöpfungsversuche in ungeschlachten titanischen Wesen anstellte.

„Bonaparte," so erzählt die Herzogin von Abrantes, „trug sich damals mit dem Gedanken, meinen Bruder mit seiner Schwester Pauline zu verbinden, die in ihrer Familie und von ihren Freunden nur la jolie Paulette genannt wurde. Mich selbst hatte er einem seiner Brüder, Louis oder Jérome, zugedacht. „Jérome ist jünger als Laurette," erwiederte meine Mutter lachend auf die Vorschläge, die ihr der General eines Tages in dieser Beziehung machte. „In der That, mein lieber Napoleon, Sie gefallen sich heute darin, den Hohenpriester zu machen; Sie verheirathen die ganze Welt, selbst Kinder." Bonaparte lächelte auch, aber mit einiger Verlegenheit. „Es müsse ihn," meinte er, „diesen Morgen, als er aufstand, ein Heirathswind angeweht haben; zum Beweise davon." fügte er hinzu, indem er meiner Mutter die Hand küßte, „sey er entschlossen, sie zu bitten, die Verbindung beider Familien durch eine Heirath zwischen ihm und ihr zu beginnen, sobald die gewöhnliche Trauerzeit vorüber sey." *)

„Meine Mutter erzählte mir oft diese sonderbare Szene, die ich so gut kenne, als ob ich dabei gewesen. Sie sah Bonaparte einige Minuten lang an sprachlos vor Ueberraschung und Erstaunen; dann aber brach sie in ein Gelächter aus, das wir im nächsten Zimmer hören konnten, wo wir zu drei oder vier versammelt waren. Bonaparte war Anfangs etwas betroffen über die Art, wie man seinen Antrag aufnahm, der ihm ganz natürlich schien. Meine Mutter, die Dieß bemerkte, eilte, sich ihm darüber zu erklären, und sagte, daß eigentlich sie es sey, die wenigstens in seinen Augen die lächerliche Rolle spiele. „Mein lieber Napoleon," fügte sie hinzu, nachdem sie aufgehört zu lachen, „lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Sie glauben mein Alter zu kennen. Nein, Sie kennen es nicht. Ich werde es Ihnen auch nicht sagen; denn Das ist eine kleine Schwachheit von mir. Ich will Ihnen bloß bemerken, daß ich nicht nur Ihre, sondern auch Josephs Mutter seyn könnte. Lassen wir diesen Scherz; es betrübt mich, daß er von Ihnen kommt." Bonaparte wiederholte, daß es ihm nach seiner Art zu sehen vollkommen Ernst sey; daß ihm das Alter der Frau, die er heirathe, gleichgültig sey, wenn sie nur, wie sie, nicht über dreißig Jahre scheine, daß er reiflich darüber nachgedacht über Das, was er ihr sagen wolle, und endlich fügte er folgende merkwürdige Worte hinzu: „Ich will heirathen. Man will mir eine Frau geben, die liebenswürdig, gut, angenehm ist, und in der Vorstadt St. Germain wohnt. Meine Freunde zu Paris wünschen diese Heirath. Meine alten Freunde rathen mir ab. Ich selbst will heirathen, und Das, was ich Ihnen vorschlage, sagt mir aus vielen Rücksichten sehr zu. Denken Sie darüber nach." Meine Mutter brach das Gespräch ab, indem sie lächelnd sagte, ihr Entschluß sey hierin schon gefaßt, was meinen Bruder betreffe, so wolle sie ihn darüber sprechen und nächster Tage seine Antwort geben. Sie reichte Bonaparte die Hand und wiederholte unter stetem Lachen, daß sie zwar noch Ansprüche mache, die aber nicht so weit gingen, noch ein sechsundzwanzigjähriges Herz erobern zu wollen. Uebrigens hoffe sie, daß durch diese kleine Angelegenheit ihre Freundschaft nicht getrübt werden würde. „Ueberlegen Sie es wenigstens," fügte Bonaparte hinzu. „Wohlan, ich will es thun," erwiederte meine Mutter mit ihrem anmuthigen Lächeln.

„Ich war damals noch zu jung, als daß man mir diese Unterredung mitgetheilt hätte. Erst nach meiner Vermählung erfuhr ich sie aus dem Munde meiner Mutter. Als Junot es hörte, sagte er, daß ihm Dieß nicht so unnatürlich vorkomme, als uns. Bonaparte hatte gegen den 13 Vendemiaire es dahin gebracht, einem gewissen Kriegskomité beigesellt zu werden; ich weiß nicht, worin dieses bestand, sicherlich aber war es von keiner Bedeutung. Seine Entwürfe hatten damals nur Ein Ziel im Auge, den Orient. Der Name Komnene mochte für eine so fruchtbare Phantasie wie die seinige großes Interesse haben; der Name Kalomeros, mit dem der Komnenen vereint, konnte ihm von großem Nutzen scheinen. „Der Schlüssel zu diesem sonderbaren Heirathsvorschlage," glaubte Junot, liege allein in diesem Gedanken."

*) Madame Permon war nämlich einige Tage nach dem 13 Vendemiär Witwe geworden.

Bald darauf entzweite sich Frau von Permon mit Bonaparte wegen eines Korsen, den sie dem General empfohlen hatte, und dessen Anstellung dieser verschob. Bonaparte besuchte sie nicht mehr und vermählte sich nicht lange darnach mit Josephinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Närrin des Palais de Justice zu Paris.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Die unter dem Namen Folle de Palais de Justice bekannte Frau, erscheint jeden Morgen, den Gott gibt, im Saal der Pas-perdus; ihr Schritt ist langsam und unsicher, ihr Rücken gekrümmt; Alter und Leiden haben ihn gebeugt, ihr Gesicht ist blaß und runzelig, ihre stets von Thränen befeuchteten Augen beweinen den Verlust eines Prozesses, der sie zu Grund gerichtet und um ihren Verstand gebracht hat. Das Palais de Justice war der Schauplatz, wo ihr Unglück entschieden wurde, und hier findet auch ihre Narrheit täglich neue Nahrung. Sie ist die erste Person, die im Verhörsaale erscheint und glaubt bei jedem Rechtsstreite, der aufgenommen wird, betheiligt zu seyn. Verlangt eine Partei einen Aufschub von acht Tagen, so erhebt sie sich auf die Fußspitzen und winkt dem Präsidenten, es nicht zu thun; wird eine Verlängerung des Termines bewilligt, so zuckt sie die Achseln und kann ihren Verdruß nicht bergen.

Am lebhaftesten aber wird ihre Theilnahme angesprochen, wenn zwei Advokaten ihre Reden für und wider eine Sache halten. Man könnte vielleicht denken, daß sie bei dem Glauben, in alle Prozesse verwickelt zu seyn, bisweilen das eingebildete Glück genieße, gewonnen zu haben; aber so gut wird es ihr nicht; sie bildet sich in ihrer Narrheit ein, stets die verlierende Partei zu seyn, und kaum ist das Urtheil gesprochen, so fließen ihre Thränen in Strömen und ihre Seufzer und Wehklagen könnten Jeden, der sie nicht kennt, zu dem Glauben verleiten, daß sie wirklich einen Prozeß verloren habe.

Oft stellt sie sich hinter den plädirenden Advokaten, gestikulirt und unterbricht seinen Vortrag. Handelt es sich von Geld, das der Anwalt als unbezahlt anspricht, so ruft sie dazwischen und behauptet die Zahlung gesehen zu haben. Der Advokat, der sie nicht kennt, wird ungehalten über diese freche Unterbrechung; er hält sie für eine zur Gegenpartei gehörige Person, und will gerade sich ungemein darüber ereifern, als ihm sein Kollege die nöthige Aufklärung gibt, und der Huissier die arme Närrin hinaustreibt.

Vor dem Verluste ihres Prozesses besaß sie Renten auf das große Buch und fordert sie jetzt unaufhörlich zurück. „Meine Renten will ich wieder;" sagt sie stets zu den Advokaten, die ihr aufstoßen. Seit einiger Zeit aber ist es besonders Einer, den sie verfolgt. Zwar hatte er kurz zuvor in einem Rentenprozesse gewonnen; allein die arme Frau glaubte auch dießmal verloren zu haben, und als sie einige Tage nachher diesem Advokaten begegnete, hielt sie ihm einen Fetzen Papier vor und sagte: „Hier, meine Ansprüche sind klar, Du mußt mir jetzt meine Renten herausgeben," und somit läßt sie ihr Papier an den Advokaten des Königs gelangen.

Wenn die Gerichtssitzungen zu Ende sind, seufzt sie: „Schon wieder zu Ende und meine Renten!" der Saaldiener ermahnt sie, zu gehen: „Ich habe Hunger, erwiedert sie, aber heute werden sie mir meine Renten doch nicht mehr auszahlen." Nun macht sie sich nach einem andern Gerichtssaal auf den Weg, ohne Zweifel in der Hoffnung, dort glücklicher zu seyn. Von der ersten Instanz geht sie an den Kassationshof, dessen Thüre aber heute geschlossen ist, da keine Sitzungen sind; auch die andern Kammern sind bereits geschlossen. So flüchtet sie endlich in den Referentensaal. Aber wie viele Ursachen zum Schmerz findet sie hier! In einem Nu hat sie ein hundert Prozesse verloren. Ihre Thränen fließen unaufhörlich. Wenn sie endlich im ganzen Palaste keine Thüre mehr offen findet, macht sie sich nach Hause auf den Weg, langsam wandelt sie dahin und plaudert noch immer von ihren Renten und den heute verlornen Prozessen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 333. 29 November 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X et de sa famille, ou suite de mon dernier Écrit: De la Restauration et de la Monarchie élective, par M. De Chateaubriand. Paris. 1831. 72 p.

Zum zweitenmale seit der Julinsrevolution ist Herr von Chateaubriand hervorgetreten, das Gewicht seines Charakters, seines Talentes und seiner Beredsamkeit in die Wagschale der öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs zu legen. Seine erste Abhandlung: „über die Wahlmonarchie“ war allzu sehr Parteischrift und Schutzrede für Heinrich V, allzusehr Eingebung eines augenblicklichen Gefühldranges und individueller Ueberzeugung, als daß daraus richtige Folgerungen über den Stand der damaligen Verhältnisse Frankreichs gezogen werden konnten, weßhald es damals außer unsrem Zwecke zu liegen schien, die wohlgemeinten, aber unpraktischen Ansichten des gefeierten Ritters der Legitimität in den Bereich dieser Blätter zu ziehen. Sehr gewandt hingegen wußte der gelehrte Staatsmann in vorliegender Schrift die Sache seines Schützlings in den Hintergrund zu stellen, und mit dem Gesetzvorschlag der ewigen Verbannung der Bourbone zum Text, den trügerischen Schimmer wegzureißen von dem trostlosen Zustande, in den sein Vaterland durch die Schwäche und die Intriken eines Justimilien gestürzt wurde, das seit fünfzehn Monaten, weit entfernt die öffentliche Wohlfahrt im Innern zu befestigen und die Ehre Frankreichs nach Außen zu wahren, sein einziges Heil darin findet, angstvoll an die Trümmer des Schiffbruches der vorigen Regierung geklammert sich auf der gewaltigen Wogenbrandung der Zeit zu schaukeln. Die französischen Blätter nennen diese Schrift ein Ereigniß, wir möchten sie lieber die Krankheitsgeschichte des französischen Staatskörpers nennen, der einer furchtbaren Auflösung entgegengeht. Sie ist aber auch zugleich ein wahres Glüheisen, die faule Wunde bis auf das Mark zu brennen, und ein höchst trauriges Symptom rettungslos gesunkener Lebenskraft würde es seyn, wenn davon nicht wenigstens einige Zuckungen in den gelähmten Gliedern sichtbar würden. Dieß scheint aber wirklich nicht der Fall zu seyn. Die Journale des Krämerministeriums, stets fertig mit ihren hohlen Phrasen von Kraft, entgegneten mit keinem Worte, und ganz im Geiste des heillosen Justemilien scheinen sie zu hoffen, durch völliges Stillschweigen die Wirkung dieser gewaltigen Philippika um so eher einschläfern zu können. Was auch der Erfolg dieser Schrift seyn mag, immer bleibt sie ein historisches Dokument von Ehre, Muth und Patriotismus geschrieben, mit dem in der Hand sein edler Verfasser der Nachwelt entgegentreten kann, so wie dieselbe durch die schneidende Schärfe des Urtheils, das Feuer der Darstellung und die zermalmende Stärke der Beredsamkeit würdig in die Reihe der glanzvollen Werke Chateaubriands tritt, der „Republikaner aus Instinkt, Monarchist aus Grundsätzen und Bourbonist aus Ehrgefühl,“ durch die unbefleckte Ehrenhaftigkeit seines Charakters mehr als irgend Jemand berufen war, das Todesurtheil auf das unmoralische und unpolitische System des Justimilieu zu schleudern. Freilich muß man hiebei über die einseitige Ansicht wegblicken, in der Chateaubriand unerlösbar befangen alles Heil Frankreichs von dem unter den Leviten erzogenenen Joas der bourbonischen Familie erwartet, dessen künftige Krone die reiche Phantasie des poetischen Staatsmannes mit den glorreichsten Brillanten verzieren mag, ohne darum einem eben so schlimmen Justemilieu entgehen zu können, als seine Vorgänger. Es ist leicht begreiflich, daß die konstitutionelle Legitimität des von Chateaubriand für Heinrich V erbauten Thrones nur den von Lafayette mit republikanischen Institutionen umringten Baldachin des Bürgerkönigs wiederholen würde. Der einzige Unterschied zwischen Chateaubriand und dem Justemilieu in dieser Beziehung bestände bloß darin, daß er die Legitimität mit glänzenden Worten zurückruft, während sie das Justemilieu durch entehrende Handlungen auf Frankreichs Boden zurückzuführen droht. Frankreich würde bei dem Einen so schlimm, als dem Andern fahren.

„In meiner letzten Schrift „„über die Restauration und die Wahlmonarchie,““ sagt Chateaubriand in der Einleitung, schloß ich mit folgenden Worten: „Meine Stimme wird vielleicht lästig fallen, man tröste sich, man hört sie zum letzten Male in öffentlichen Angelegenheiten, wenn alle Sachen bleiben, wie sie sind... Zu Gunsten einiger Häupter, die man proskribiren will, erhebe ich meine Stimme. Im Monat August (1830) verlangte ich für den Herzog von Bordeaux eine Krone; ich bitte heute (März 1831) für ihn um nichts, als um die Hoffnung, ein Grab in seinem Vaterlande zu finden: ist Dieß zu viel?“ — Alle Sachen sind nicht geblieben wie sie waren; ein Vorschlag von noch größerer Härte als der

schon von mir bekämpfte, ruft mich auf aus meinem Stillschweigen und meiner Zurückgezogenheit. Auf derselben Erde, wo ich für den Waisen die Hoffnung eines Grabes erflehen wollte, würde ihm jetzt die Gewißheit desselben werden. Wir alle sind dem Gebot einer Nothwendigkeit unterthan; die Einen weihen ihr Leben dem Glücke, die Andern dem Unglücke. So oft man Handlungen der Gewaltthätigkeit gegen die abgesetzte Familie erneuern wird, so oft werde ich mich gegen diese Handlungen erheben. An meinen Protestationen wird euch wenig gelegen seyn, ich weiß es; aber desto mehr ist mir daran gelegen, wobei ich übrigens von euch weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten habe. Könntet Ihr euch über mich beklagen? Weit entfernt den bestehenden oder erst entstehenden Gesetzen mich entziehen zu wollen, komme ich (ganz in die Hand eures Systemes gegeben) mich ihnen zu überliefern, verdanke ich ihnen doch wenigstens, daß sie mich mein Vaterland wieder sehen ließen."

Der Verfasser stellt sich nun als Aufgabe seiner Abhandlung folgende vier Fragen:

1) Welche Staatsverfassung konnte man in den Juliustagen wählen?

2) Nachdem die Wahlmonarchie Ludwig Philipps gegründet war, folgte man dann den daraus hervorgehenden Folgerungen des Prinzipes dieser Monarchie und wie wurde die Verwaltung nach Innen und Außen geführt?

3) Nachdem die Wahlmonarchie die zwei Grundbedingungen ihrer Existenz: öffentliche Wohlfahrt im Innern, Ehre und Sicherheit nach Außen, nicht erfüllt hatte; mußte dieser Kraftlosigkeit nicht durch die Entscheidung einer Nationalversammlung abgeholfen werden, die diese Monarchie gegründet hatte?

4) Wenn die gegenwärtige Regierung im Julius 1830 in einen Stand von Nothwehr versetzt, tödten und proskribiren konnte, kann sie Dieß auch noch im Oktober 1831, wo sie nicht angegriffen ist, wo ihre politische Vollmacht weder durch die Souveränität des Ruhmes, noch des Volkes, noch der Zeit verlängert worden ist?"

Der Verfasser schreitet nun zur Lösung der ersten Frage: „Welche Staatsverfassung konnte man in den Juliustagen wählen?" und beantwortet sie in Folgendem: „Man hatte die Wahl unter fünf Dingen: man konnte eine Republik errichten; die Form der Monarchie erhalten, indem man ein ganz neues Herrschergeschlecht auf den Thron rief; die Dynastie Napoleons in der Person des Herzogs von Reichstadt wieder einsetzen, oder die des heiligen Ludwig in dem Herzog von Bordeaux beibehalten; endlich die Regierung auf die jüngere Linie des Hauses Bourbon übertragen."

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Norwegen.

6. Alterthümer.

Der Tag nach unsrer Ankunft war ein Sonntag; wir gingen also nach der Kirche. Die Hauptkirche von Drontheim wird für das älteste Denkmal der Baukunst in ganz Skandinavien gehalten; sie ist indeß mehrere Male abgebrannt, und es ist schwer zu bestimmen, was noch vom Urban übrig. In dieser Kirche wurden die alten Könige Norwegens gesalbt, und auch jetzt soll der Konstitution gemäß diese Feierlichkeit hier vollzogen werden.

Als wir aus der Kirche gingen, wurden wir durch den Anblick eines rothen Staatswagens mit erhobener Vergoldung überrascht, dessen Gestalt so veraltet war, daß man einen ähnlichen kaum anderswo als auf einem niederländischen Gemälde aus dem Zeitalter Karls V finden würde. Durch die tyrannische Mode von Land zu Land verjagt, hatte dieser gothische Staatswagen endlich ein Asyl in dieser fern entlegenen Stadt gefunden, wo man noch in der Vergangenheit lebt, weil die Gegenwart noch nicht Zeit hatte dahin zu gelangen.

Wir kehrten während des Tages mit einigen Einwohnern von Drontheim nach der Hauptkirche zurück, um sie genauer zu besichtigen. Ich war sehr erfreut mich hier auf dem klassischen Boden der alten skandinavischen Traditionen zu befinden, und erwartete eine reiche Ausbeute von abenteuerlichen Erzählungen und poetischen Legenden. Einer meiner Gefährten, der sich förmlich auf diesen Gegenstand vorbereitet hatte, richtete an unsern Führer einige Fragen, den heiligen Olaf und Olaf Trygvason betreffend, welche die guten Leute nicht wenig verwirrten. Statt aller Antwort führten sie uns nach einem kleinen Gemache, wo ihrer Versicherung nach St. Olaf eingeschlossen gewesen war, wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor Erbauung der Kirche. Wir fragten, ob sie noch einige Merkwürdigkeiten enthielte; die Antwort war: O gewiß, und nun zeigte man uns die neue Orgel, auf der ein kleiner Knabe uns etwas vorspielte. Wir fragten ferner, ob es keine Alterthümer gäbe, und unter bejahender Versicherung führte man uns zu dem Leichnam eines Knaben, der, wie uns gesagt wurde, vor mehr als fünfzig Jahren einbalsamirt worden sey.

Die Bibliothek von Drontheim schien mir merkwürdige Exemplare zu besitzen, allein sie war in der größten Unordnung; Eigenschaften, die man nicht so weit zu suchen braucht. Indeß befremdete mich diese Unordnung weit weniger, als ich hörte, daß der Bibliothekar auch zugleich Organist ist, oder vielmehr, daß der Organist es ist, der nebenbei auch das Amt eines Bibliothekars versieht.

Er gab uns einen höchst ergötzlichen Beweis seiner Unwissenheit. „Hier, meine Herren," sagte er, indem er uns ein arabisches Manuskript gab, „ist der Alkoran auf Chinesisch." Ich bemühte mich, ihm zu beweisen, daß Mohammed Arabisch geschrieben habe, allein meine Bemühungen wurden sehr übel aufgenommen und waren gänzlich fruchtlos. Er beharrte auf seiner Meinung, und ist wahrscheinlich noch jetzt überzeugt, daß der Verfasser des Korans ein Landsmann des Konfuzius war.

7. Lebensart in Drontheim.

Bei unserm kurzen Aufenthalt in Drontheim hatten wir nicht Zeit genug, uns mit den Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen des Landes bekannt zu machen. Man erzählte uns von einigen bedeutenden Handelshäusern, von einem Hause in Drontheim, welches vier Millionen und vierzehn Schiffe besäße, und deren dreißig gehabt habe. Eine Erörterung, von der wir Zeugen waren, verrieth uns die geringen Hülfsquellen, auf welche die gesellschaftliche Unterhaltung beschränkt ist. Es gab nämlich früher eine Art von Oper,

welche von Liebhabern gesungen wurde, allein aus Mangel an Sängern mußte man sie aufgeben. Bälle und Konzerte sind die einzigen Winterunterhaltungen; hiezu kommen noch die Freuden der Tafel, welche seit den Heldenzeiten im Norden eine große Rolle spielen, besonders das Zechgelage, denn so viel ich bemerkte, ißt man in Skandinavien weniger als in Deutschland. Allein die strenge Kälte, welche, wenn sie auf einen gewissen Punkt steigt, vielleicht den Appetit mäßigt, erregt das Verlangen nach geistigen Getränken, die auch in Norwegen sehr üblich sind. Bei den gewöhnlichen Zusammenkünften werden Gläser mit Punsch eben so umher gegeben, wie bei uns Gerstenschleim oder Zuckerwasser. Das Wasser ist bei Mahlzeiten streng verbannt, und da ich mich nicht daran gewöhnen konnte, es zu entbehren, so hatte ich den Verdruß meine Wirthe kränken zu müssen, wenn ich welches begehrte; sie konnten meinen sonderbaren Geschmack nicht begreifen, und fragten mich immer, ob mir ihr Wein nicht schmecke. Drontheim hat alle Unannehmlichkeiten von seiner Lage; seine Bewohner sind von aller Welt weit entfernt. Hamburg und Koppenhagen sind ihr Paris; aber auch die alten norwegischen Sitten haben sich hier mehr als irgend anderswo erhalten, und unter Allen welche diese Reise gemacht haben, herrscht nur Eine Stimme über die Gastfreundschaft und antike Herzlichkeit der Bewohner Drontheims.

Die Szenerie der Umgebungen Drontheims hat keinen Charakter, fast keine Bäume, niedere Hügel ohne malerische Formen, überall nichts als jenes bewundernswerthe Grün, und am Horizont das von allen Seiten von hohen Felsengebirgen umschlossene herrliche Meer. Diese Ansicht gewinnt, wenn man sie in der Dämmerung betrachtet. Ungeachtet wir schon im 19 August waren, so war doch der Tag, mehrere Stunden nach Sonnenuntergang noch immer sehr hell. Wir hatten in Drontheim Gelegenheit, jene ganz eigene Klarheit, jenen Tag ohne Schatten, man möchte fast sagen, ohne Licht, zu beobachten, der einer andern Welt anzugehören scheint; man glaubt die entferntern Conturen sehr deutlich unterscheiden zu können; blickt man aber ganz genau hin, so wird man gewahr, daß sie verschwimmen, und daß man sie nicht würde zeichnen können. Blickt man dagegen plötzlich neben sich, so ist man über die Reinheit erstaunt, mit welcher die nähern Gegenstände aus diesem schwankenden Schimmer heraustreten.

Ein solcher mysteriöser Tag ist ein wahrer Tag des Nordens; er verschmelzt die scharfen Umrisse, hebt die unbestimmten heraus, und verbreitet über Alles eine gewisse Unsicherheit, welche herrlich zu dem Charakter der nordischen Natur paßt.

Ehe ich Drontheim verließ, wollte ich dem Ocean des Nordens ein Lebewohl sagen. Ich setzte mich in einiger Entfernung von der Stadt am Meeresufer nieder, und hier prägte ich mir noch einmal alle Bilder tief ins Gedächtniß, die ich in dieser traurigen und düstern Natur gesammelt hatte. Die Gebirge waren von einem dichten Nebel bedeckt, der Himmel und Meer mit einander zu verschmelzen schien, und durch welchen ein mattes Licht schräg auf die Wogen fiel. Diese bleifarbigen Wellen brachen sich unaufhörlich an den schwarzen und gelben Klippen, schaukelten noch einige Zeit ihren Schaum, und stürzten sich dann in die Tiefe um neue Wogen zu bilden.

Das Meer glich einer Wüste; nur ein einziges Schiff fuhr schnell an der Küste hin. Der Abend brach herein, die Bewegung der Wellen verschmolz sich mit der Ebbe, und unvermerkt folgte die Dämmerung dem bleichen und lang anhaltenden Sonnenuntergang. Bald vergaß ich, durch das Rauschen der Wellen, das Geheul der Nordwinde und das magische Licht der Dämmerung in eine Art von poetischem Traume versenkt, das heutige Drontheim mit allen seinen Kaufleuten, Läden und Alltäglichkeiten, und fühlte mich auf einen Augenblick in die Zeiten der Seekönige, der Skalden und der Helden und Götter der Edda versetzt. Der Traum war, wie man denken kann, nur kurz, ich kam bald wieder zu mir selbst, und fühlend, daß ich kein Held, nicht einmal ein Skalde sey, ging ich nach meinem Gasthause zurück.

Proben aus noch ungedruckten russischen Romanen.

1. Die Tochter des Kaufmannes Scholoboff.
2. Die Strelizen.

Die folgenden Bruchstücke aus zwei noch nicht im Drucke erschienenen Romanen sind aus der nordischen Biene übersetzt. Der erstgenannte: Die Tochter des Kaufmanns Scholoboff, ist von Herrn Kalaschnikoff verfaßt und aus Ueberlieferungen gezogen, die unter den Einwohnern von Irkutzk sich erhalten haben. Der Verfasser hatte bei der Abfassung die Absicht, seine Leser mit der sibirischen Natur und den Sitten der dortigen Einwohner bekannt zu machen. An den Orten, die er beschreibt, ist er selbst gewesen, und seine Beschreibungen haben daher den Vorzug naturgetreuer Nachbildungen. Die Begebenheit, die dem Roman zu Grunde liegt, ist eine wahre; alle Einwohner von Irkutzk kennen das traurige Lebensende des Kaufmanns Scholoboff. So weit uns aus dem gegebenen Fragmente klar wurde, dreht sich die Erzählung um die einfache Begebenheit, daß der reiche Kaufmann Scholoboff seine Tochter einem jungen Manne, Alexei, der in einem Gouvernement angestellt worden war, verlobt hatte. Alexei's Feinde wußten ihm aber wichtige Papiere zu entwenden, wodurch er in eine Untersuchung verwickelt und seiner Stelle entsetzt, durch die Gunst des Gouverneurs aber nicht nach Esiberien verbannt, sondern bloß nach Nertschinsk geschickt wurde, um dort eine andere Stelle anzutreten. Vater und Tochter hatten ihn bis nach Kultuk am Baikalsee begleitet. Hier beginnt das vorliegende Fragment:

„An dem östlichen Ufer des Baikalsees liegt das kleine Dorf Kultuk in einem engen Thale, mitten zwischen Bergen, die, wenn man am Ufer des Sees von Osten nach Westen geht, sich allmählich nähern, und endlich einen Winkel bilden, was in burätischer Sprache Kultuk heißt; er wird der Unglückswinkel genannt, weil die auf dem Baikalsee herrschenden Stürme sich größtentheils in dieser trichterförmigen Ecke bilden. An einem von den Herbsttagen, wo der Baikal anfängt, sich mit einem grauen Nebel zu bedecken, verließ fast mit Tagesanbruch ein unbekannter Mann das obengenannte Dorf und setzte sich auf einen Stein nahe am Ufer des Sees. Rings um ihn war tiefe Stille, unterbrochen nur durch die leicht am Ufer anschlagenden Wellen, und hie und da durch das Geschrei des Hahns, der den Landmann zur Arbeit aufweckte. Seiner Kleidung nach zu schließen, war dieser Mann ein Reisender. Tiefer Kummer lag auf seinem Gesichte; seine Augen, auf den Nebel gerichtet, schienen ohne Sehkraft; lange blieb er versunken in dieses gedankenlose Hinbrüten. Inzwischen wurde es heller und heller; der Nebel begann dünner zu werden und sich gleich einem Vorhange zu erheben, indem er allmählich den Blicken des Reisenden die vorherbedeckten Gegenstände enthüllte. Allmählich zeigten sich die nähern Vorgebirge, und endlich begannen auch die entferntern, das kablinische, postolische und andere, die in blauer Ferne lagern, aus dem Meere aufzutauchen. Der Nebel stieg nun über die Gipfel der Berge und theilte sich in Wolkengruppen, unwillig sich zurückziehend vor der nahenden Königin der Natur, die, aus der Tiefe des Sees sich erhebend, sie mit ihren milden Strahlen vergoldete. Ueber die ganze unermeßliche Fläche des Baikalsees dehnte sich nun das goldene Gewebe aus, und die Spitzen der auf-

rauschenden Wogen schimmerten gleich Tausenden von Brillanten. Von den Bergen stieg, wie von unermeßlichen Altären, der Dampf empor; die Vögel begannen ihr Lied, und die ganze Natur schien ihre Ankunft zu bewillkommnen.

Wie das Gemälde sich allmählich erhellte, erhellte sich auch das Gesicht des Reisenden. Statt der Trauer und Verzweiflung zeigte es eine stille Freude, der sich das Herz in jenen schnell verfliegenden Augenblicken hingibt, wenn mitten in der Nacht des Elends ein erquickender Hoffnungsstrahl aufblitzt. „O Du," so rief er, seine Blicke gen Himmel richtend, — „o Du, der Du dieses leuchtende Gestirn in den Abgrund versenkst und wieder emporhebst zum Himmel! allmächtiger Schöpfer des Weltalls! Deine milde Hand allein vermag es, auch mich herauszuheben aus dem Abgrunde des Elends. Du allein vermagst den Nebel des Unglücks zu zerstreuen, der mir Alles verbirgt, was meinem Herzen theuer ist." Thränen rollten hier aus den Augen des Unbekannten, und die Stimme versagte ihm.

Mit den ersten Strahlen der Sonne war auch schon das ganze Dorf in Bewegung. Die Schornsteine begannen zu rauchen, die jungen Bursche trieben das Vieh auf die Weide, und jeder Bauer legte Hand an seine Arbeit. Der Besitzer des Hauses, in welchem der oben beschriebene Reisende übernachtet hatte, war ein Jäger. Er nahm die Büchse von der Wand, setzte sich vor den eingeheizten Ofen und schraubte das Schloß ab, besichtigte es sorgfältig, schmierte es mit Oel ein und begann nun den Lauf zu putzen. Inzwischen buck seine Frau die Aladja (eine Art Buttergebackenes), stellte den Theekessel mit Wasser und das Kasserol mit Pelzmenen*) in den Ofen. „Wie viel Kistchen Thee hast Du auch schon in Deinem Leben verkocht, Bruder?" fragte der Wirth den Kosaken, der sich neben ihn gesetzt hatte. „Ich bin schon mit manchem Hundert fertig geworden! Aber die Reihe kommt auch an den Vierziger." **) — „Die Wahrheit zu sagen," fiel die Frau ein, — „der Teufel hat Dir diese verwünschte Jagd eingegeben. Denk dran, der Toptuigin ***) ist nicht Dein Bruder." — „Stille mit dem einfältigen Gewäsche; zwei Todte wirds nicht geben, und Einer wird davon kommen. Waska Botus hat schon mit dem vierundvierzigsten angebunden." — „Und was ist nun daraus abzunehmen, Tributbarer?" †) sagte der Kosak. „Ja!" erwiederte die Bäuerin, welche ihren Mann nicht antworten ließ, „glücklich, Was seinen Händen entging; aber erinnere Dich, wie letzten Sommer der Vierziger den Antiva Goremuiku wie eine Fliege verschlang, so groß er auch war." — „Was wahr ist, ist wahr," sagte ihr Mann zum Kosaken, „er war ein großer, starker Bursche; seine Büchse fehlte selten, aber wenns eben trifft, da hat man keinen Probeschuß. Er wirft das Gewehr hin, geht mit den bloßen Händen auf den Toptuigin los, packt ihn an den Ohren und der ihn auch, und die Sache ist zu Ende." — „Ich kannte auch einen jungen Menschen," sagte der Kosak," er hieß Sergei Gromylo. Der konnte mit einer Hand fünfzehn Pud (sechs Centner) aufheben, war aber nicht sehr groß. Ich lernte ihn auf der Reise nach Jaschiwersk kennen. Du glaubst, das sey eine Stadt: Du, mein Gott, da ist man wie auf einer Galeere." — „Nun, was gibts denn dort, Herr?" ††) fragte die Bäuerin. — „Was es dort gibt, Muhme? Daß die Sonne Einem niemals warm macht und der Boden kaum auf eine halbe Arschine aufthaut, bis der Frost wiederkommt und daß Schneestürme einfallen, daß man davor den Tag des Herrn nicht mehr sieht." — „Guter Gott," sagte die Bäuerin voll Erstaunen, „Was muß Das seyn, wenn Einen ein solcher Sturm auf dem Wege trifft!" — „Auf dem Wege! — schöne Wege dort: man fährt, wohin die Augen sehen und die Hunde Einen führen." — „Wie das? fährt man denn dort mit Hunden?" — „Mit Hunden allein kann man fortkommen, wo auf tausend Werste weit kein Haus und kein Hof zu sehen ist; nur hie und da stehen Jurten von Jakuten, aber auch diese werden, wenn der Sturm sich erhebt, von Grund aus fortgerissen, daß man keine Spur mehr davon findet." — „Ach Du mein Gott, wie kann man denn da reisen?" — „Ja, da läßt der Reisende die Hunde laufen, wie Gott will, und die laufen und laufen; sobald sie aber durch den Geruch erkennen, daß die Gegend bewohnt ist, so halten sie an. Dann steigt der Reisende aus und gräbt im Schnee; denn dort ist gewiß eine Jurte. Manchmal geschieht es auch, daß sie ohne Weiteres den Schnee auseinander scharren, ihr Feuerchen anmachen, ein Gebet sprechen und sich schlafen legen. Das heißt, sein Quartier nehmen." — „Das ist wunderbar; und ist dieses Land weit von hier?" — „Von Irkuzk mag es ungefähr zweitausend und fünfhundert Werste seyn." — „Und macht man den ganzen Weg mit Hunden? — „Nicht ganz! bis Jakuzk geht man zu Schiffe auf der Lena oder am Ufer zu Pferde; aber von Jakuzk an bis ans ladjänische Meer kann man mit Hunden reisen." — „Bis ans ladjänische Meer? Sonderbar! Gibt es denn dort keinen Sommer? ist es das ganze Jahr durch Winter?" — „Es gibt wohl einen Sommer, aber er ist sehr kurz, höchstens zwei Monate lang, so daß kaum das Gras hervor sticht; das Getreide aber kommt nicht zum Schneiden." — „Wovon leben denn aber die Leute?" — „Ja, Gott ist wunderbar. Brod haben sie keins, aber Fische haben sie genug. Der Herbst kommt, und da fängt man sie mit den Händen. Und man nimmt sie Niemand weg als den Bären. Diese verfluchten Thiere sind manchmal recht unverschämt. Man hebt die Fische in großen Gruben auf. Einmal kommt Sergei Gromylo, von dem ich eben sprach, in so eine Grube und sieht, daß der Deckel offen ist. Er überlegt ein wenig und sagt endlich zu seinem Knechte: „höre, Philska, in unsrer Grube ist ein Dieb." Nun trat er an die Thüre und öffnete sie: da sprang der Bär heraus. Gromylo packte ihn aber an den Ohren und drückte ihn an die Erde, daß er sich nicht rühren konnte. „Stich ihn todt!" schrie Gromylo dem Knechte zu; dieser aber zitterte, ließ seinen Herrn im Stiche und stieg auf einen Baum. Während Gromylo, welcher den Knecht nicht mehr sah, nach ihm umherblickte, strengte sich der Bär aufs Aeußerste an, so daß er sich eines seiner Ohren an der Wurzel abriß. Gromylo verlor auch da den Muth nicht; er drückte ihn mit dem Knie an den Boden und schrie dem Arbeiter: „höre Du, Spitzbube, laß mich nur mit dem Bären fertig seyn, so komme ich noch an einen; Du kommst dann mit dem Leben nicht davon." Der Arbeiter fürchtete ihn noch mehr als den Bären, und wußte, daß Gromylo dem Petz gewachsen sey. Mochte er wollen oder nicht, er mußte herabsteigen, um dem Bären mit dem Beile Eines zu versetzen, daß er; . . . . „Sieh doch, Soldat," sagte der Wirth, indem er sich gegen das Fenster wandte, — „ist Das nicht Dein Herr Alexei, der dort am Ufer auf einem Steine sitzt?" — „Ja, er ists." — „Um so schneller muß man sich rühren," sagte der Wirth zu seiner Frau." — „Laß nicht warten." — „Ei was, schläft er denn gar nicht?" brummte die Frau; „der Tag ist ja noch nicht einmal recht da." — „Man sieht, daß er nicht schläft!" sagte der Wirth — „er ist sehr traurig!" Du weißt ja — seht: er wischt sich die Thränen ab." — „Das sind unglückliche Leute, daß Gott erbarm! Der Alte geht wie eine Schildwache die ganze Nacht im Zimmer auf und ab, und nur gegen Morgen schläft er ein; die Tochter aber scheints macht kein Auge zu." — „O weh, da geht er schon!" fuhr der Kosak fort; „gebt mir nur geschwind Buttergebackenes und rückt den Theekessel her." Unter diesem Gespräche kam Alexei ins Haus zurück und begann sich zur Reise zu rüsten. Der Weg war bis Kultuk fahrbar, verwandelte sich aber nach und nach in einen bloßen Fußpfad, auf dem nur ein Reiter fortkommen konnte. Dieß war namentlich in der damaligen Zeit der Fall, und jetzt noch nach so manchen bedeutenden Anstrengungen zur Verbesserung jenes Wegs kann man ihn noch nicht ganz mit Wagen befahren; denn von diesem Kultuk aus führt der Weg auf hohe Berge an himmelanstrebenden Zacken und tiefen Abgründen vorbei, wo keine menschliche Kraft durch die Granitmassen einen breitern Weg sich bahnen kann. Man kann nicht ohne Bewunderung sehen, wie die menschliche Hand sich bestrebte, den unzugänglichen Chamar Daban *) gleichsam ihrem Willen zu unterwerfen. Der Weg, der an ihm hinführt, scheint in der Luft zu hängen; er ist durch ein Gerüst an den Berg befestigt und geht in unaufhörlichen Krümmungen fort, da das fast senkrechte Aufsteigen des Berges die gerade Führung unmöglich machte.

(Schluß folgt.)

*) Dieß sind kleine Rindfleischpastetchen, die im Wasser gekocht werden und gewöhnlich allen reisenden Sibiriern statt der Suppe dienen.

**) Unter den sibirischen Jägern herrscht der Glaube, daß immer der vierzigste Bär den Jäger auffrißt. Die Bärenfelle dienen sehr häufig zum Austausche gegen Thee.

***) So nennen die Sibirier im Scherze den Bären, und setzen auch noch manchmal seinen und seines Vaters Namen dazu Michael Iwanowitsch.

†) So nennt man in Sibirien gewöhnlich die getauften Burjäten, welche den Tribut (Jasak) an Pelzwerk zahlen, und daher Jasaschnoi heißen.

††) Das russische Wort, das hier gebraucht ist, bedeutet eigentlich Wohlthäter, Verpfleger.

*) Der höchste der sajanischen Berge, die den Baikal umgeben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 334. 30 November 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

(Fortsezung.)

1. Die Republik.

Unter allen Ministerien und in allen Staatsverfassungen hat man eine Redensart in Bereitschaft, hinter die man sich mit seiner Majorität verschanzt. Diese Redensart gibt gewöhnlich eine theoretische Wahrheit zu, läugnet aber ihre praktische Möglichkeit. Durch diesen Kunstgriff glaubt man seinen Gegner zu entwaffnen und Sieger zu bleiben. So pflegte man Anfangs der Restauration, als man Ausnahmsgesetze vorschlug, zu sagen: „Die Preßfreiheit ist eine herrliche Sache, ein unschätzbares Kleinod, das Bollwerk aller andern Freiheiten; aber wir verlangen die Einführung der Censur der Umstände wegen."

Heutzutage ist es das Hirngespinnst der Republik, was an die Stelle der Umstände getreten ist. Daraus folgert man, wenn man sich zur Tafel setzt, daß die Wahlmonarchie, wie sie die Furchtsamen geschaffen haben, der Wissenschaft und Vernunft gemäß ist.

Warum aber sollte die Republik ein Hirngespinnst seyn? Seit die repräsentative Regierungsform erfunden worden ist, bewährte es sich, daß die Repräsentation sich auf ein großes Volk in republikanischer wie in monarchischer Form anwenden läßt. Die republikanische Regierung hat unbestreitbare Vortheile; sie ist wohlfeil, sie ist sehr edel, sie weist den Intelligenzen ihren natürlichen Rang an. Gott selbst befiehlt in der heiligen Schrift Samuel, den Israeliten ihr Vorhaben, sich einen König zu machen, zu widerrathen. Der Prophet sagte zu dem Volke: „Das wird des Königs Recht seyn, der über euch herrschen wird. Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Salben bereiten, Köchinnen und Bäckerinnen seyn. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelberge wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von euren Saaten und Weinbergen wird er den Zehenten nehmen, und seinen Kämmerlingen und Knechten geben."

„Wenn die republikanische Regierung aus der Juliusrevolution hervorgegangen wäre, so würden dadurch viele Gewissen beschwichtigt worden seyn. Man hätte keinen Verrath begangen, wenn man ihr den Eid geleistet hätte; es wäre keine Usurpation, sondern nur eine andere Ordnung der Dinge vorhanden gewesen seyn. Was mich betrifft, der ich Republikaner von Natur, Monarchist aus Vernunft und Bourbonist aus Ehrgefühl bin, so würde ich, wenn ich die legitime Monarchie nicht hätte erhalten können, meine Uebereinkunft besser mit der Demokratie getroffen haben, als mit einer Bastardmonarchie, die von ich weiß nicht Wem oktroyirt wurde.

Es ist nicht wahr, daß die Republik im eigentlichen Sinne des Wortes eine Chimäre ist; wahr scheint nur, daß Frankreich nach den Juliustagen die Republik nicht angenommen haben würde, noch mehr wahr scheint, daß Sitten und Sinnesart von uns sie nicht aufrecht erhalten haben würden. Die Lobreden des Schreckens und der Schreckensmänner hatten die Gemüther mit schauderhaften Erinnerungen erfüllt; unsere gemordeten Vorfahren stiegen auf aus ihren Gräbern und fragten uns, ob wir zum Andenken ihrer Henker trinken wollten. Allerdings hat Frankreich während der sechszehn Jahre der Restauration Fortschritte im politischen Leben gemacht, aber wir hätten noch dreißig oder vierzig Jahre einer konstitutionellen Regierung ohne Revolution bedurft, um für den nüchternen Gebrauch der Freiheiten heranzureifen. Die alte Generation würde ausgestorben seyn; das junge Geschlecht, unter der Charte geboren, würde an der gesetzlichen Ordnung Geschmack gewonnen haben. Allmählich würde das Königthum von seiner Höhe herabgestiegen seyn und sich in eine Art königlicher Präsidentschaft verwandelt haben.

Während dieser Zeit der Erziehung zur Freiheit unter der Vormundschaft der Legitimität würde unser Beispiel den andern Völkern zu analogen Veränderungen ihrer Institutionen vorgeleuchtet haben. Europa bildet nur eine einzige Völkerfamilie; Europa war zu einer und derselben Zeit christlich und mittelalterlich; die Monarchien mit den Generalstaaten bildeten sich in demselben Momente; sie fielen gleichmäßig der absoluten Gewalt heim; England allein bewahrte seine Freiheiten mit Hülfe seiner Aristokratie. Europa wird sich in der neuen Zeit auf gleiche Weise nivelliren, wie im Mittelalter. Frankreich wird nicht im socialen Widerspruche mit seinen Nachbarstaaten beharren können; diese Vereinzelung ist nicht möglich: sie wäre der politische Tod für uns oder für unsere Nachbarn.

Wenn Europa auf diesem langsamen Wege durch die konstitutionell legitimen Monarchien hindurch seiner Zukunft entgegengeführt worden wäre, so würde es republikanisch geworden seyn. In die Bahn der Revolutionen zurück geworfen, ist es wahrscheinlich, daß

wir der Freiheit einen rückwärts bewegenden Stoß versetzt haben. Man schmeichelt sich die Zeit verkürzt, von der Wahlmonarchie erhalten zu haben, was man der erblichen nicht in zwölf Jahren abgerungen haben würde: Man irrt. Man hat schneller die Macht der Krone vermindert, aber eben dadurch hat man sich von dem wohlgeordneten republikanischen Staate entfernt, denn man ist noch mit Denkart und Sitten hinter dem so geschaffenen Zustand der Dinge zurück. In dem Kampfe, der schon zwischen den allzu plötzlich erweiterten volksthümlichen Elementen und zwischen den allzurasch beschränkten, monarchischen anhebt, läuft man Gefahr, sich in den Abgrund einer Demokratie von einigen Tagen, oder in den Rachen einer Tyrannei von wenigen Stunden zu stürzen, denen beiden die Anarchie auf dem Fuße folgt.

Da man nach den Juliustagen die Republik verwarf, so war zunächst eine völlige Veränderung des Herrscherhauses an die Hand gegeben. Viele Gründe sprachen zu Gunsten dieser Meinung.

2. Völlige Veränderung des Herrscherhauses.

Der Ansicht von Einigen zufolge hat eine Revolution, die in einem monarchischen Staate Alles umgewälzt hat, weder festen Grund noch Ende, wenn sie nicht auch das ganze Herrscherhaus verändert. Das Volk wählt in solchem Falle einen neuen König, der dem vorgegangenen völlig fremd geblieben ist; einen König, dem die Parteien keinen Vorwurf zu machen haben; einen König, der auf dem Thron weder Bande der Verwandtschaft, noch Vorurtheile, noch Groll mitbringt; einen König, der nichts zu belohnen, nichts zu rächen hat, den nicht der Ruin eines Andern erbittert oder anklagt. Aber darf man ihm eine strenge Machtausübung gegen Verhältnisse und Anhänger der alten politischen Ordnung anvertrauen? Wohl, denn es liegt in dieser Gewalt keine Gehässigkeit: man verwischt ohne Anomalie, ohne ehrenhafte Gefühle zu verwunden, was Alles an die gestürzte Dynastie erinnert, die so nur noch ein historisches Interesse bietet. Aber, wirft man ferner ein, hat dieser Monarch nicht bloß ein engeingegränztes Königthum? Wohl, aber er beklagt sich nicht darüber, denn er kann nicht vorschützen, daß er früher ein vollständigeres Königthum besessen habe, es stand ihm ja frei, Was man ihm anbot zurückzuweisen.

Alles ist demnach in der Wahl eines neuen Herrscherhauses ausgeglichen; eine solche Wahl ist wie die Annahme einer Republik eine vollständige Maßregel. Nach den Juliustagen konnte man dazu greifen; aber da stellte sich die Schwierigkeit in der Wahl des neuen Herrschers selbst dar. Konnte man im Innern eine Familie finden, die geachtet genug war, um Gehorsam zu erlangen? Konnte man von Außen einen König entlehnen? Selbst wenn dieser Souverän Frankreich wünschenswerthe Gränzen als Mitgift zugebracht hätte, so würde doch französisches Blut nie der Herrschaft fremden Blutes sich unterworfen haben.

3. Der Herzog von Reichstadt.

Wies man die Republik zurück, berief man kein neues Herrscherhaus zur Krone, so blieb noch die Wahl zwischen zwei Arten von Legitimitäten: Der Herzog von Bordeaux, der Erbe eines großen Herrscherstammes; der Herzog von Reichstadt, der Erbe eines großen Mannes. Diese beiden Legitimitäten, obgleich aus verschiedenen Zeiträumen stammend, entsprangen doch aus gleicher Quelle — der Volkswahl, und konnten so Frankreich gleich zusagen. Was dem Herzog von Bordeaux das graue Alterthum lieh, schöpfte sich der Herzog von Reichstadt aus dem Strahlenmeere seines väterlichen Namens. Napoleon schritt rascher fort als ein ganzer Königsstamm, mit seinen Riesenbeinen genügten ihm zehn Jahre um eben so viele Jahrhunderte hinter sich zurückzulassen.

Der Herzog von Reichstadt bot überdieß Religionsmännern, und solchen, die sich von dem Vorurtheile des Geblüts beherrschen lassen, genug, was ihren Ideen schmeichelte: eine Salbung von Papstes Hand, den Adel einer Cäsarentochter. Ich habe es schon anderswo bemerkt; seine Mutter begabte ihn mit der Vergangenheit, sein Vater mit der Zukunft. Ganz Frankreich war noch erfüllt von Geschlechtern, die durch die Anerkennung Napoleons II nur zu den Eiden zurückgekehrt wären, die sie Napoleon I geschworen. Mit Stolz würde das Heer den Abkömmling der Siege aufgenommen haben.

Die Wahlmonarchie hat bis zur Stunde der Fahne, mit der sie sich schmückt, noch wenig Ehre gemacht; noch nirgends anderswo wehte sie als vor den Thüren der Gesandten und unter den Mauern von Lissabon, noch wurde sie von nichts Anderm zerrissen als vom Winde; der Regen verwäscht ihren Purpur und ihren Azur, es bleibt von ihr nichts als eine schmutzig weiße Flagge, die wahre Grundfarbe der Quasilegitimität. So stand es nicht um sie als sie an der republikanischen Pike flatterte: unter dem Herzog von Reichstadt würde sie von Neuem emporgetragen worden seyn von den Adlern, die ob so vielen Schlachtfeldern schwebten, und die ihre Klauen und Schwingen nicht mehr dem entweihten Paniere leihen. Das Königreich wäre zum Kaiserthum geworden, hätte eine mächtige Familienverbindung in Deutschland und nützliche Seitenverwandtschaften in Italien gefunden. Aber die Erziehung des Herzogs von Reichstadt im Auslande, die Grundsätze des Absolutismus, die er zu Wien einsaugen mußte, zogen eine Schranke zwischen ihm und der Nation; immer hätte man nur den Deutschen auf französischem Thron gesehen, immer ein österreichisches Kabinet im Hintergrund des Kabinets der Tuilerien geargwohnt: man würde in dem Sohne weniger den Erben des Ruhmes als des Despotismus seines Vaters gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionsreise um die Welt.

(Fortsetzung.)

„Sobald die Eingebornen die Bequemlichkeit der europäischen Kleidung einsehen lernten, stieg ihr Verlangen darnach, und die weite inländische Kleidung wurde bald nur als Alltagsgewand getragen, während die von feinerem Tuche nach europäischem Schnitt gefertigte für feierliche Gelegenheiten aufgespart wurde. Allmählich sah man Halstücher um den Nacken, Kappen auf den Köpfen, Schuhe und Strümpfe. Diese Veränderung im Anzug des Volkes gab zu manchem lächerlichen Auftritt Anlaß. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, wo die Königin von Huaheine und ein Halbdutzend Weiber der

vornehmsten Häuptlinge zum erstenmal öffentlich mit Hauben auf den Köpfen erschienen, die ihnen von einigen Damen in England als Geschenke übersendet worden waren. Es war kurze Zeit nach Annahme der englischen Kleidertracht. Als sie zuerst mit den Hüten darüber erschienen, machte man daraus noch nicht so viel; als sie aber die Hüte ablegten und die Hauben darunter zum Vorschein kamen, sahen die Frauen selbst eine Zeit lang sprachlos einander an, als wollte jede vergleichen, ob der neue Kopfputz ihrer Nachbarin dem ihrigen ähnlich sey. Das Gefolge enthielt sich dabei keineswegs der Bemerkungen. Einige hielten dafür, diese Hauben seyen bestimmt, den Kopf kühl zu halten, andere ihn zu erwärmen, noch andere sahen das Ding für ein Netz an, um die Fliegen und Musquitos abzuhalten. Alle aber kamen darin überein, daß ihnen der neue Kopfputz wunderlich zu Gesicht stehe, selbst die Häuptlinge schüttelten darüber den Kopf; indeß man war überzeugt, daß die Frauen in England gerade solche Hauben tragen, und so wurden dem Despotismus der Mode auch hier alle kleinern Bedenklichkeiten geopfert.

„Das Verlangen nach englischen Kleidungen wurde nun täglich größer, und sobald man nur eines Stückes habhaft werden konnte, zog man es an, ohne einen vollständigen Anzug abzuwarten. Hiedurch erschienen sie denn nicht selten einem europäischen Auge in den lächerlichsten Aufzügen. Die Weiber allein, und zwar die Weiber von allen Ständen beobachteten hierin noch am meisten das Schickliche, und die einzigen Mißgriffe, die sie sich zu Schulden kommen ließen, bestanden darin, daß eine Frau manchmal den Rock oder die Jacke ihres Mannes oder Bruders anzog. Die Männer hingegen zerbrachen sich über die Art und Weise, die Kleidung anzulegen, wenig den Kopf, und manchmal sah ich einen Strumpf am Bein und darauf wieder am Arm; Vormittags hatte Einer ein Paar Beinkleider, wie es sich gehört, an, Nachmittags trug er sie über den Schultern, indem er die Arme durch die Hosenbeine steckte, und den Bund über die Brust zuknöpfte. Nicht minder ergötzlich war zuweilen ein Einwohner der Gesellschaftsinseln zu sehen, der als Sansculotte ohne Weste oder Hemd, bloß mit dem faltigen Pareu um die Hüfte einen modernen schwarzen Frack auf dem Rücken trug. Die Männer sind meist über Mittelgröße und im Verhältniß stark gebaut, so daß ihnen nur wenige Röcke, die meist Kapitänen oder Offizieren der Schiffe, die an den Inseln landeten, zugehört hatten, gerecht waren. Konnten sie aber nur auf irgend eine Weise ihre muskulösen Arme durch die engen Aermel bringen, so hielten sie das Kleidungsstück wie für angegossen. Ungeachtet der Wärme des Klima's trugen sie doch gern den Rock zugeknöpft und da war es denn wirklich oft ein Jammer zu sehen, wie die Arme eines solchen stutzerischen Insulaners aus ihrer engen Haft sich in Freiheit zu arbeiten strebten, während dem armen Menschen der Schweiß am ganzen Leibe ausbrach und genügend die Pein und Drangsal verrieth, die der gezwickte Inwohner, eingepreßt wie eine Auster in ihrer Schale, auszustehen hatte. Nicht selten sah man einen baumstarken Mann mit Hut und Schuhe ohne Strümpfe, in einem schwarzen Ueberrocke, dessen Aermel bis an den Ellenbogen hinaufgeschrumpft waren, den Kragen aufwärts geschlagen und eingeknöpft bis ans Kinn, während er darüber ein weißes gefälteltes Hemd trug, das an der Brust offen stand und wie ein Chorrock das schwarze Untergewand hervorsehen ließ. Selbst Häuptlinge erblickte man damals in solchen verkehrten Anzügen, und wenn man sie um die Ursache fragte, so erwiederten sie, das kurze Hemd würde man ja unter dem weiten Ueberrock nicht gesehen haben. Gegenwärtig sieht man so etwas nirgends mehr. Fast Alle, die sich auf Bereitung von Pfeilwurz oder Kokosnußöl verlegen, oder Schweine mästen, haben sich von den fremden Schiffen vollständige Anzüge eingehandelt. Hiedurch wurde für England ein neuer Markt für seine Waaren eröffnet, der auf den Inseln, die das Evangelium angenommen haben, nicht unbedeutend zu werden verspricht. Man hat berechnet, daß der Handel, den amerikanische Schiffe auf den Sandwichinseln allein treiben, jährlich bis zu hunderttausend Dollars gestiegen ist. Dieser Verkehr wird natürlich zunehmen, je mehr Industrie die Produkte der Inseln vermehrt, und in diesem Verhältniß auch das Vermögen der Einwohner. Auch Dieß ist ein Vortheil, wiewohl noch der geringste, den man der Umschaffung des gesellschaftlichen Zustandes in den verschiedenen Theilen der Welt durch die Missionäre verdankt, nicht bloß auf den Inseln des stillen Ozeans, sondern namentlich auch in Afrika und Madagaskar.

„Gegen das Jahr 1820 trat eine in ihren Folgen vielleicht noch wichtigere Veränderung in der Kleidertracht der Bewohner der Gesellschaftsinseln ein, wodurch nicht bloß ihr äußerer Anzug, sondern auch ihre physischen Eigenschaften umgewandelt werden dürften. Dieß war die Einführung von Hüten und Hauben. Wenn die Schädel von Nationen, die keine Kopfbedeckung tragen, viel dicker als bei solchen gefunden werden, die das Haupt zu bedecken gewohnt sind; so werden die Cranien der Taheiter in wenigen Generationen viel dünner werden, als sie vorher waren, da sie seit undenklichen Zeiten baarhaupt gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

Eine Anklage wegen Religionsverspottung.

Der folgende Prozeß scheint uns kein unwichtiger Beitrag zur Bezeichnung der Sinnesrichtung der gegenwärtigen Regierung in Frankreich, wie des dort herrschenden öffentlichen Geistes. Man ersieht überdieß aus dem Ausgang dieser Anklage, daß überall, wo diese beiden Gewalten zusammenstoßen, erstere den Kürzern zieht.

Ein Herr Feutré hatte eine Schrift bekannt gemacht unter dem Titel: „Aufruf an alle Patrioten, die des Joches des Absolutismus müde sind; oder von der Nothwendigkeit, die Jesuiten aus dem konstitutionellen Europa zu verjagen, und den Anmaßungen der katholischen Geistlichkeit einen starken und schnellen Zügel anzulegen; ein vollständiges Gemälde aller ihrer Ränke und Schwänke, allen Wählern gewidmet."

Diese Schrift wurde auf Verlangen des Ministeriums mit Beschlag belegt und der Verfasser angeklagt, in einer Menge Stellen seines Werkes die katholische Religion verunglimpft und zum Hasse gegen die katholische Geistlichkeit aufgereizt zu haben. Die dem Assisengerichtshofe der Seine daraus als strafbar bezeichneten Stellen waren folgende:

„Was ist ein Priester? — Ein Mensch, der aus der Religion ein Handwerk und einen Handel macht. Er ist meiner Meinung nach heutzutage das verächtlichste von allen Geschöpfen.

„Wenn die bürgerlichen Behörden im Namen der Gerechtigkeit nur den zwanzigsten Theil von Dem thun würden, was die Geistlichen im Namen der Religion sich herausnehmen, so würde die Gerechtigkeit bald der Gegenstand des allgemeinen Abscheus werden.

„Was ist der heilige Geist? Ein Gott, der in einer Zeit gekommen ist, die nicht mehr die unsrige ist.

„Warum lassen sich unsre Weihwasserverkäufer, die uns bei Strafe der Verdammniß lehren, daß drei Gottheiten Einen Gott ausmachen, nicht dahin bringen zu glauben, daß Ein Frank so viel als drei ist? Gewiß, man kann ein rechtschaffener Mann seyn, ohne an einen dreifachen und einzigen Gott zu glauben!

„Wer möchte an die Marktschreiereien und den lächerlichen Hokuspokus der römischen Kirche glauben; Wer möchte glauben, daß sich Gottvater zur linken Hand seines Sohnes gesezt hat, oder daß Gott heiliger Geist wie eine Taube ausgesehen oder in Gestalt feuriger Zungen vom Himmel gefallen!!! Die Absurdität eines Tages, wie die Absurdität eines Jahrtausends muß von einem freien Volke zerstört werden. In der That, die Augsburger Konfession, der Kalvinismus und das Judenthum sind besser als diese römische Religion, welche die Inquisition schuf, die für alle Verbrechen Vergebung nach einem bestimmten Tarif verkauft, und die noch bis auf diese Stunde unverschämterweise die Völker zwingt, ihre Knie zu beugen vor dem zahlreichen Hofstaate von tonsurirten Cölibatären, von denen die meisten Königsmord und Empörung predigen?

„Gestehen wir unumwunden, daß die römische Kirche das wahre Goldbergwerk eines Haufens geschickter und listiger Diebe ist, die den zahlreichen Maulaffen des Pöbels wie die Kaze der Maus, wie die Spinne der Fliege auflauern.

„Wozu dieses Geplärre von Kirchengesängen, diese Mummereien der Priester, diese Possenreißereien (jocrisseries) der Pfarrer, dieses Gekrächze von Chorknaben? Die Geistlichen verkaufen täglich ihre Gebete und Messen an einige müßige Dummköpfe und alte Simpel. Unsern Weibern und Enkelinnen machen sie den Hof, hören sie Beicht, ködern sie, führen sie an, und alles Dieß aus Liebe zu Gott.

„Gestehen wir, daß es für die Angelus- und Oremus-Beter keine wahre Religion gibt, als die ihnen den Kragen und Beutel fülle mit reichen Spenden.

„Ja, dieser Prediger, der von der Kanzel herab mit ewiger Verdammniß Alle bedroht, die nicht zur Beichte gehen, ist offenbar ein Narr, den die Wuth in ein wildes Thier verwandelt hat. Eben so ist ein Geistlicher, der sich anmaßt, die Theater zu proscribiren, die Schauspieler in Bann zu thun und Die zu verdammen, welche zum Tanze gehen, ein Narr, dessen Zunge von Wahnsinn und Wuth in Bewegung gesezt wird.

„Sind diese Geistlichen nicht aus der Schule jener lasterhaften Priester hervorgegangen, die man damals wie heute noch mit dem Titel Stellvertreter Gottes geehrt hat? Sind nicht die Hinrichtung des Augustin de Thou, des Marschalls von Marillac, des jungen de la Barre, die Ermordung des Marschalls d'Ancre und die Verbrennung seiner Frau als Hexe u. s. w. von jenen verwegenen und grausamen Priestern vollbracht worden, deren Nachfolger auf Frankreich nur darum lasten, um es auszufangen, zu erniedrigen, in die unzerbrechlichen Fesseln der Theokratie und des Absolutismus zu schmieden?

„Man liest jedes Jahr in dieser Hauptstadt sechsmalhunderttausend Messen, jede zu einem Frank, als wenn die Gebete, die man selbst an Gott richtet, nicht eben so viel werth wären, als die der Priester!!! Muß man da nicht diese Beutelschneider als Menschen von seltener Uneigennützigkeit und beispielloser Gefälligkeit betrachten! Zwanzig Sous eine elende Messe! In der That, um diesen Preis kann man wohl Jedermann zu Dienste stehen."

Wegen dieser Stellen vorzüglich wurde also Herr Feutré, so wie der Buchhändler und Drucker vor Gericht gestellt.

Der Generaladvokat Delapalme führte die Anklage; der Advokat Mermilliod die Vertheidigung. Nach anderthalbstündiger Berathung sprachen die Geschwornen das: **Nichtschuldig** aus.

Vermischte Nachrichten.

Bei einer kürzlichen Volksversammlung in Warwickshire wurden Birminghamer Unions-Medaillen sehr allgemein getragen. Die eine Seite enthält vier Porträte: — „Seine allergnädigste Majestät William IV," „Grafen Grey," „Lordkanzler Brougham" und „Lord John Russell." — Die Bildnisse sind nicht sehr ähnlich, das des Königs und Grey's Stirne abgerechnet. Sie sind durch einen Anker verbunden, über welchem eine Rolle schwebt mit der Inschrift „Die Zuversicht des Volks." Auf der andern Seite sind Rollen mit folgenden Inschriften: „Der Wunsch des Volks;" „Die Reformbill;" unter dieser Rolle befindet sich das rothe dreiblätterige Kleeblatt und eine Distel (die Insignien von Ireland und Schottland); „Keine unverdienten Pensionen;" „Keine Zehnten;" „Keine Korngesetze;" „Keine Wildgesetze;" „Keine Stempeltaxen;" „Kein ostindisches Monopol;" „Keine Kolonialsklaverei."

*

Ein englischer Prozeß. Ein Herr Small hatte von einem H. Attwood Eisenwerke um 600,000 Pf. St. gekauft. Ersterer wollte später die ganze Summe nicht zahlen, weil die Eisenwerke jene Summe nicht werth gewesen seyen, und der Verkauf in Folge trügerischer Angaben abgeschlossen worden sey. Das Verlesen der Klage und der Einreden nahm am ersten Tage sechs Stunden weg. Die größte Neugier herrschte, einige Einsicht in die Akten dieses wichtigen Prozesses zu erhalten. Der Gerichtshof war gedrängt voll, und ein Jeder suchte einen Blick in die Schriften der Advokaten zu thun. Diese Schriften und andere Urkunden waren aber auch in der That höchst erstaunenswerth. Nach einer Ueberschlagsberechnung möchten sie wohl eine mäßige Wagenladung zusammen ausmachen. Die Zeugenaussagen allein, welche hübsch eingebunden sind, betragen nahe an 6000 Folios. Jeder Advokat hatte eine ungeheure zinnerne Büchse mit seinem Namen darauf, worin die voluminösen Papiere lagen, und die Advokatensporteln machen eine kaum glaubliche Summe aus. Sir Edward Sugden, Advokat H. Attwoods erhielt für seine Eingaben 5000 Guineen; H. Jervis 2000; H. Knight 1000.. Die Bezahlung einer großen Anzahl jüngerer Advokaten ungerechnet.

*

Große Bestürzung wurde unter dem Londoner Publikum durch die Entdeckung verbreitet, daß es auch in London Ungeheuer wie der schottische Burke gebe, der bekanntlich Menschen erwürgte, um die Leichen an Anatomen zu verkaufen. Schon seit einiger Zeit werden viele Weiber und Kinder vermißt, und man fürchtet sehr, daß sie in die Hände einer solchen Mordbande gerathen sind. Eine Frau wurde in der Nacht in einer entlegenen Straße von zwei Männern angefallen, die sie zu Boden warfen und ihr den Mund mit einem Pflaster zu verkleben suchten. Es gelang ihr jedoch sich loszumachen und zu entkommen. Wahrscheinlich war ihr das Loos bestimmt, der Anatomie verkauft zu werden. Auf eine bestimmte Spur aber kamen die Gerichte erst durch die Leiche eines italienischen Knaben, die von zwei bekannten Leichendieben oder sogenannten Auferstehungsmännern dem Kingskollege zum Verkaufe angeboten wurde. Die Aerzte glaubten an dem Körper gewaltsame Verletzungen wahrzunehmen, und obgleich er mit Erde bestreut war, um ihm das Aussehen zu geben, als sey er eben erst ausgegraben worden, so schöpften sie doch, da die Leiche fast noch warm war, Verdacht und ließen die vier Resurrektionsmänner, die den Leichnam zum Verkaufe gebracht hatten, verhaften. Die gerichtliche Leichenöffnung ergab, daß man den Knaben durch Brechen des Genickes oder Umdrehung des Halses getödtet hatte. Gegenwärtig ist bereits die weitere Untersuchung eingeleitet.

*

Man bestahl die Kaiserin Katharina II so gut wie Napoleon und so gut, als man alle Könige bestehlen wird. Indeß hielt die russische Kaiserin ein scharfes Auge auf alle Veruntreuungen ihrer Hofbeamten und strafte den geringsten Betrug auf das Strengste. Einmal fand sie unter den Rechnungen einen Ansaz von 28,000 Fr. für Talglichter, obgleich sie streng verboten hatte, sich solcher im kaiserlichen Hause zu bedienen. Sie forschte weiter nach und siehe da, es ergab sich, daß die Summe von 28,000 Fr. für ein einziges Talglicht ausgegeben worden war, das der Großfürst Alexander sich hatte kommen lassen, weil man ihm gerathen hatte, zur Heilung seiner gesprungenen Lippen etwas Unschlitt aufzustreichen. Der Lakai, der die Talgkerze gekauft, hatte dafür 28 Fr. angesezt, der Kontroleur zwei Nullen und der Intendant noch eine hinzugefügt. — Ludwig XVIII, der gleichfalls die Rechnungen seines Hauses durchzusehen gewohnt war, brachte im Jahre 1822 bei Abschluß derselben heraus, daß er jedes Ei, das auf seine Tafel gesezt wurde, mit 50 Fr. bezahlt hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 335. 1 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

Bekanntlich hatten sich alle Celebritäten der heutigen französischen Literatur verbunden, eine Monatschrift unter dem Titel: „Der hinkende Teufel zu Paris" herauszugeben, deren Ertrag dem Pariser Buchhändler Ladvocat zufallen sollte, der seit fünfzehn Jahren mit allen Gelehrten Frankreichs in Verbindung, durch die Liberalität iner literarischen Unternehmungen auf die Erkenntlichkeit Vieler Anspruch zu machen hatte, seit der Julius revolution aber durch die eingetretene Stockung des Verkehres in große Verluste gerathen, dem völligen Verfalle seines Geschäftes entgegensehen mußte. Man entschloß sich später, den Titel „der hinkende Teufel," in den obenstehenden zu verwandeln. „Der Zweck dieses Buches," sagt die Vorrede desselben, „ist einfach. Man will ein Bild des modernen Paris der Lesewelt vorführen; man will es in fantastischem Dämmerlichte zeigen, in seinem zornigen Ungestüm, in seiner Armuth, in seiner Langenweile, nach Kunst und Rührung begierig, aber schwer zu rühren, oft abgeschmackt, manchmal erhaben. Paris soll dargestellt werden, wie es Mercier zu seiner Zeit darstellte, nur mit dem Unterschiede, daß die Gemälde der heutigen Sitten selten auf dem Straßenecksteine entworfen seyn werden. Das Paris unserer Tage ist weniger Pöbel, weniger dem Kneipenleben, der groben Genußsucht ergeben, seine Gelehrsamkeit weniger todte Stubenweisheit als zu Merciers Zeiten. Das heutige Paris duftet in Ambra und Moschus, sein Bart ist sorgfältig geschoren, sein Haar frisirt, seine Nägel sind mit Kunst geschnitten. Um das heutige Paris zu malen, bedarf es einer andern Feder, als der Merciers. Welcher Schriftsteller wäre im Stande, dieses ewig wechselnde unendliche Prisma von Paris zu fassen! Welche Feder wäre von solchem Umfang, um seine kleinen Reize, seine zornigen Aufregungen seine jähen Leidenschaften zu schildern — die Leidenschaften der Greise, die Leidenschaften der jungen Leute, die Leidenschaften der Weiber, die Leidenschaften der Helden? Paris zittert hier, dort droht es, jetzt ruft es zu den Waffen, will an die Grenze dem Feind entgegenstürzen, jetzt in Ruhe und Frieden bleiben, heute möchte es vor Lachen platzen, morgen heult und schluchzt es. Paris als Justemilieu, Paris als äußerste Linke, Paris als äußerste Rechte — welcher Schriftsteller wollte sich mit diesem Ungeheuer abgeben? Wohlan, so verzichte man denn darauf, ein so vielfältiges Gemälde von einer Hand gemalt zu sehen; man rufe alle zeitgenössigen Imaginationen mit ihren so mannichfachen Farbentöpfen zu Hülfe. Jede Imagination unsrer Schriftsteller, sey sie leichtfüßig oder ernst gemessen, freudig oder traurig, gutmüthig oder bissig, skeptisch oder gläubig — jede wird in diesem Buche eine Stelle finden; sie wird einen Augenblick des Asmodäus Mantel umhängen und überall hingehen — das arme schöne Kind — wohin ein furchtloser Mann geht: in die Oper, ins Hospital, ins Palais Royal, nach Bicetre, in die Pairskammer und ins Gebärhaus, in das verfallende Kloster und ins Boudoir, das seine rosenfarbigen Vorhänge öffnen muß, zu dem Künstler, der seine Geige verkauft, um sein letztes Mittagessen zu bezahlen. Laßt sie nur gewähren, die französische Imagination! Sie wird auf alle diese Ruinen ihren glänzenden Flügelstaub schütteln, sie wird sie in ihrer ersten Jugendfrische wieder aufleben lassen, sie wird euch jetzt ein Lächeln, dann eine Thräne abnöthigen!"

Und so wollen denn auch wir von Zeit zu Zeit uns dieser fantastischen Führerin wohlgemuth vertrauen, wie der wißbegierige Student dem Krükenteufelchen der Flasche: möge sie ihr Versprechen halten und uns gut geleiten durch das große neue Babylon!

1. Das Palais Royal.

Von E. Roch.

Man kann auf seinen Wanderungen durch die Hauptstädte Europa's keine gothischen Kathedralen, keine Gärten und Paläste anstaunen, denen nicht auch Paris Denkmäler derselben Art entgegenzustellen hätte; man mag in das graue Alterthum zurückblicken, man mag sich auf Anacharsis Schiff nach Griechenland entführen lassen, nach dem Griechenland in seiner glanzvollsten Zeit, und dort die Propyläen, den Theseustempel und das Parthenon bewundert haben, das neue Athen wird daneben auf sein Pantheon, sein Louvre seine Börse, seine Kirche der h. Magdalena hinweisen können; nirgends aber wird man ein Palais Royal, nirgends Etwas finden, das mit ihm zu vergleichen wäre.

Sieht man es zum ersten Male und will man es in seiner ganzen Herrlichkeit sehen, so muß man in der Mitte eines schönen Julius abendes dieses Feenschloß besuchen. Die Hitze hat die Alleen mit Spaziergängern, und alle Steinbänke mit täglichen Gästen besetzt, die allzu sparsam sind, als daß sie die Kühlung anderswo als

auf unbesteuerten Ruhesitzen einathmen möchten. Gegenüber stehen Sesselreihen, die ungeachtet des kleinen Miethzeides, das man für sie zu entrichten hat, alle besetzt sind, mit der Lehne gegen die Gitter der zwei Rechtwinkel gekehrt, von denen jeder einen von keines Menschen Fuß entweihten Grasplatz, von Blumen umrändert, einschließt. Man hat diesen Gärten von den in ihrer Mitte aufgestellten Bildsäulen den Namen des Apollo- und Dianen-Parterres gegeben. Andere Sessel im Kreise umhergestellt umfangen das Wasserbecken, das zwischen beiden Parterres liegt, und aus dem sich eine beträchtliche Wassergarbe erhebt, und in erst jüngster Zeit proskribirten Lilien herabfällt. Hieher kommen um den feinen Regenstaub einzuschlürfen, Alle, deren heißen Athem abzukühlen die Luft nicht kühl genug war; indeß man am andern Ende des einen Viereckes in kräftigeren Zügen nicht sowohl mit wesenlosen Wasserdünsten die heißen Kehlen badet.

Hier bieten eine Menge grüner Gueridons den umhergereihten Gästen beiderlei Geschlechtes Platten mit verschiedenfarbigen Gletscherpyramiden von Eis bedeckt, auf die der silberne Löffel ohne Unterlaß neue Bergspitzen thürmt, um sie eben so schnell wieder zu zerstören, bis selbst die Basis derselben zu verschwinden scheint. Die mancherlei Stellungen, das lärmende Geplauder und Gelächter der Leckermäuler, das Geschrei und die Hast der Aufwärter, die blühenden Gesträuche, die in Töpfen aufgestellt die Seiten des Erfrischungssaales begränzen, der glanzvolle Widerschein der Rotonde, die man mit einem orientalischen Kiosk vergleichen möchte, die unaufhörliche Bewegung der hier mehr als irgendwo anders zusammengedrängten Menge, die kommt, geht, sich stößt, und in jedem Sinne des Wortes durcheinander wogt, gewähren ein eben so malerisches als lebensvolles Bild. Bei dem ersten Anhauche der Abendkühle verschwindet all dieß geschäftige Treiben, oder vielmehr es wandert bloß anderswohin, man findet es jetzt in den Galerien. Die Vorhalle eines königlichen Theaters bietet im Zwischenakte einer zum erstenmal gegebenen Vorstellung keinen Anblick eines solchen Wogens als die Galerie Orleans, die mit ihrem unermeßlichen Krystallgewölbe eine Welt von Spaziergängern bedeckt. . . . Inzwischen ruht schon seit ganzen Stunden die arbeitende Bevölkerung der Vorstädte im Arme des Schlafes; die mehr im Innern der Stadt gelegenen Straßen sind der Stille und dem hellen Schein der Laternen überlassen; schon möchte man glauben, die ganze Stadt sey in Ruhe begraben, als Aug und Ohr- dem Palais Royal sich nähernd stutzt, die schon halb und halb eingeschlummerten Sinne wachen wieder auf und in seinen Höfen angekommen findet man noch Alles voll von Leben und strahlendem Lichte: es ist das Herz von Paris, das noch lange warm bleibt, wenn längst schon die äußeren Gliedmaßen erstarrt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Drama.

London d. 24 October.

Es soll nächstens hier beim orientalischen Komité die Uebersetzung eines chinesischen Melodrama's erscheinen, die von dem bekannten französischen Sinologen Julien gemacht worden ist. Das Stück ist aus mehreren Rücksichten sehr interessant, nicht nur als ein neuer Beitrag zu unseren bis jetzt noch so unvollkommenen Kenntnissen der Entwicklung der dramatischen Literatur bei den Chinesen, und als ein originales Sittengemälde, sondern noch besonders wegen der sonderbaren Aehnlichkeit, welche das Thema mit dem einer bekannten Anekdote aus der biblischen Geschichte hat. Der Faden der Intrigue ist ungefähr folgender: Ein reicher Mann heurathet als zweite Frau eine junge Person, die vorher einen etwas bedenklichen Lebenswandel geführt hatte, allein so bald sie seine Frau ist, sich ihrer Pflichten aufs beste entledigt, und ihm einen Sohn gebärt. Die erste Frau des Mannes, die als solche die eigentliche Herrin im Hause war, wird eifersüchtig auf die Mutter des Kindes, indem diese dadurch, daß sie einen Sohn hat, eine größere Autorität im Hause erhält, und Ansprüche auf die Erbschaft bekommt, welche dem Interesse der ersten Frau, welche selbst kinderlos ist, entzogen sind. Sie selbst hatte schon von früher her eine Intrigue mit einem Assessor des Tribunals, und verabredet mit ihm, daß sie ihren Mann vergiften, sich die Erbschaft zueignen und diesen heurathen wolle. Er gibt ihr Gift dazu. In diesem Augenblicke kommt der Bruder der jüngeren Frau, mit der er sich früher über ihren schlechten Lebenswandel veruneinigt, und daher das Haus seiner Mutter verlassen hattte, um zu studiren; er war in das größte Elend gesunken, und da er seine Schwester an den reichen Mann verheurathet findet, so bittet er sie um Unterstützung; die Schwester entschuldigt sich, daß sie nichts Eigenes habe, alles gehöre ihrem Gatten, und sie könne nichts aus dem Hause weggeben, aber die erste Frau ermahnt und autorisirt sie, ihm ihr Ohrgehänge und andern Schmuck zu geben. Er entfernt sich, und der Hausherr kommt gerade zurück, die erste Frau klagt nun die zweite an, daß sie einem alten Liebhaber ihren Schmuck geschenkt habe, der Mann erkrankt aus Kummer, und verlangt einen stärkenden Trank, den die erste Frau bereitet, vergiftet, und der jüngern gibt, um ihn dem Manne zu reichen. Der Mann stirbt, und die erste Frau klagt die jüngere an, daß sie den Mann vergiftet habe, und läßt ihr die Wahl ihr entweder ihren Sohn zu überlassen, und das Haus zu räumen, oder eine Klage beim Gericht, daß sie ihren gemeinschaftlichen Gatten vergiftet habe, zu gewärtigen. Die junge Frau erbietet sich die Erbschaft aufzugeben, will aber ihr Kind nicht abtreten, an dem jedoch der ältern Frau Alles liegt, indem der Sohn immer Rechte behielte, welche ihr den ungestörten Besitz der Erbschaft nicht erlauben würden. Sie streiten sich, und die ältere Frau klagt die jüngere vor dem Tribunal, bei dem ihr Liebhaber Assessor ist, an, bringt falsche Zeugen, und läßt mit Hülfe ihres Freundes dik jüngere Frau verurtheilen. Das Kind wird der ältern zugesprochen, und die jüngere in die Hauptstadt geschickt, um hingerichtet zu werden. Unterwegs kehren die Gendarmen, welche die Frau führen, in ein Gasthaus ein, um zu trinken, und zufällig kommt der Bruder der Verurtheilten, der indessen Sekretär des hohern Tribunales geworden ist, desselben Wegs, und hört die Geschichte aus dem Munde seiner Schwester. Während dieses Gesprächs kommt auch die ältere Frau mit ihrem Geliebten, dem Assessor an, sie begeben sich auch an den Ort des hohen Tribunals, um die Hinrichtung der Verurtheilten zu sichern. Der Bruder läßt sie arretiren, und führt die Klage vor dem Tribunal. Der Richter weiß sich nicht aus den widersprechenden Zeugnissen zu ziehen, und läßt

mit Kreide einen Kreis um die Frauen und das Kind auf dem Boden ziehen, hierauf erklärt er, daß er nicht entscheiden könne; er werde das Kind derjenigen zuerkennen, welche es aus dem Kreis herausziehen werde, beide Frauen ergreifen nun das Kind, die wahre Mutter zieht aber weit sanfter, und die falsche reißt es an sich. Der Richter läßt die Probe wiederholen, aber mit demselben Erfolg, und erklärt, daß er es der zusprechen werde, die es an sich gerissen habe, die junge Frau sagt weinend, daß wenn sie sich weniger heftig bemüht habe, so sey es, weil sie lieber wolle, daß ihr Kind der andern bleibe, als daß es durch ihr Zerren zu Schaden komme. Hierauf wird sie als die wahre Mutter anerkannt, und die böse Frau mit ihrem Liebhaber zum Tode verurtheilt. — Die Aehnlichkeit der Entwicklung mit dem Urtheile Salomons springt in die Augen, und da das chinesische Stück aus dem 14 Jahrhundert ist, so ist klar, daß wenn die Geschichte von einem Volk zum andern übergegangen ist, sie von Palästina nach China gewandert seyn muß, was keineswegs unmöglich ist, da sehr frühe jüdische Kolonien in China einwanderten. Es ist sehr denkbar, daß der Verfasser ein Nachkomme einer jüdischen chinesischen Familie war, und so durch Familientradition die Bibel kannte, wie man in China manche Beispiele von jüdischen zu andern Religionen übergegangenen Familien hat, welche noch lange Zeit jüdische Bücher besaßen. Wie es damit seyn mag, so ist es eine interessante Erscheinung, und der Uebersetzer hat sich ein Verdienst um die Literatur erworben, um so mehr, als er alle poetischen Theile des Stücks, welche in den wenigen bisher übersetzten chinesischen Dramen immer wegen ihrer großen Schwierigkeit ausgelassen worden waren, übersetzt hat, wodurch er uns einen weit vollständigeren Begriff von der chinesischen dramatischen Kunst gibt, als man bisher hatte. Möchte er seine große Kenntniß des Chinesischen anwenden, uns eine Reihe von chinesischen Dramen zu übersetzen. Seitdem Wilson, Jones und Taylor das indische Theater zugänglich gemacht haben, bleibt nur noch das chinesische übrig, damit der Kritik alle Elemente vorliegen, die vollständige Entwicklung dieses Theils der Poesie in der Menschheit zu beurtheilen.

Proben aus noch ungedruckten russischen Romanen.

1 Die Tochter des Kaufmannes Scholoboff.

(Schluß.)

Die Pferde standen schon vor dem Hause. Eines war für Alexei, das zweite für den Kosaken, das dritte für den burjätischen Fuhrmann, und das vierte für den Wirth des Hauses, welcher auf die Jagd gehen wollte, und sich entschloß, bis zum Chamar Daban zu reiten und die beiden Felleisen Alexei's mit aufs Pferd zu nehmen. Lange zögerte Alexei. Der Burjäte steckte seine Pfeife an, und der Kosak begann mit dem Wirthe wieder sein Gespräch über die Bären. „Was machen sie denn?" fragte der letztere seine Frau, die eben aus der Thüre trat. „Sie können sich nicht satt sprechen," antwortete die Frau; „das Mädchen, siehst Du, weint bitterlich, und der Herr nicht weniger. Möge Gott Alles zum Besten wenden! Wenn ich sie nur ansehe, so muß ich weinen." — „Die Wahrheit zu sagen," fiel der Kosak ein, „wir haben einen weiten Weg! Und dazu Koth, Sümpfe, Wälder und wilde Thiere. Auch kann man noch obendrein in die Hände von Räubern fallen. Man darf sie in der That beklagen." *) — „Nun,

*) Wegen der granzenlosen Unordnung, die damals in jenen Gegenden herrschte, hielt man eine Reise von Irkutsk nach Nertschinsk für schlimmer als jetzt eine nach Petersburg oder Moskau, und alle, die nach Nertschinsk oder von da nach Irkutsk reisten, wurden wie Sterbende betrauert.

Gott sey Dank, sie kommen endlich," sagte der Wirth und setzte sich zu Pferde. Die Karawane zog Einer hinter dem Andern gegen den Berg. Der thränenvolle Blick Nataliens hing unverwandt an Dem, der ihr ganzes Glück mit sich nahm, und ohne den ihr die Welt zur Einöde wurde. Die Karawane verbarg sich bald im Walde, bald, wo die Bäume lichter standen, zeigte sie sich wieder; endlich erschien sie noch einmal am Abhange des Bergs: „lebt wohl auf ewig!" sagte Natalie und sank in die Arme ihres Vaters. Nach wenigen Minuten saßen Scholoboff und seine Tochter im Wagen; der Fuhrmann schwang die Peitsche, die Pferde flogen dahin, wie ein Pfeil, und bald befanden sie sich in einsamen Bergen. Nicht weit von dem Wege, der von Kultuk nach Irkutsk führt, blickt schwarz aus den Bergen hervor der sogenannte schamanische Stein. Dort brachten zuweilen die schamanischen Burjäten ihren Göttern ein Opfer dar, und bis auf die jetzige Zeit betrachteten die Burjäten, obwohl sie die lamaische Religion angenommen haben, jene Stelle mit Ehrfurcht. Rings um ihn ist ein dichter Wald, der von Feuersbrünsten furchtbar verwüstet wurde. Schwarz blickten in weitem Abstande von einander gleich Gespenstern die verbrannten Bäume her, als deuteten sie die Herrschaft böser Geister an. Als sie in die Mitte dieses Orts kamen, wandelte Natalien ein unwillkürliches Zittern an; auch Scholoboff war nicht fern von dem Glauben an Volkssagen. Aber in der Furcht vor einer eingebildeten Gefahr dachten sie nicht an die wirkliche. Plötzlich hielt der Fuhrmann die Pferde an, wandte sich zu Scholoboff um und sagte mit zitternder Stimme: „es ist nicht richtig, Herr." — „Was ist Das?" fragte Scholoboff eilig; richtete sich im Wagen auf und sah aus dem Walde heraus nach dem Wege eine Anzahl mit Flinten bewaffnete Leute traben, deren wildes Aeußere schon ihr Gewerbe andeutete. „Darauf los," rief er dem Fuhrmanne zu. Dieser schlug auf die Pferde los, welche eiligst fortrannten; aber die Räuber verrannten ihnen den Weg und packten die Zügel. „Halt!" schrie Einer von ihnen mit donnernder Stimme. Scholoboff, der in allen Gefahren die Gegenwart des Geistes zu behalten wußte, stieg aus dem Wagen, übergab dem die Pferde aufhaltenden Räuber seinen Tulun *) mit Kupfergeld und sagte: „hier, nehmt Alles, was ich bei mir habe; ich begleitete bloß meinen Verwandten nach Kultuk, und nahm nur dieses Geld zur Reise mit. Mehr habe ich nicht bei mir, auch nicht eine Kopeke." — „Wir wollen sehen!" sagte der von den Räubern, welcher der Anführer der Bande zu seyn schien. „Burschen, zieht den Wagen in den Wald und macht Birkenreiser zurecht; an seinem Barte sehe ich, daß er ein Kaufmann, und ohne Birken bekommen wir von dem kein Geld." Die Räuber zogen den Wagen in den Wald. Starr vor Schrecken saß Natalie noch darin, als begriffe sie nicht, was um sie her vorging. Als aber die Räuber Feuer anmachten, Baumharz aufschütteten, um das Birkenholz anzuzünden und ihren Vater zu entkleiden anfingen, erwachte sie aus ihrer Erstarrung, sprang aus dem Wagen, stürzte auf ihren Vater zu und schrie: „Bösewichter, martert mich, nur schont meinen Vater!" — „Gut, wir wollen ihn schonen!" sagte der Räuber. — „Binde sie, Korowlin, und nimm sie mit Dir aufs Pferd, den besten Antheil wollen wir dem Ataman bringen!" — „Rühre sie nicht an, Verruchter!" schrie der verzweifelte Vater, entriß dem neben ihm stehenden Räuber das Messer, und sprang zu seiner Tochter, um sie zu schützen. „Der erste, der sich ihr naht, ist des Todes." — „Nun, Korowlin," schrie der Anführer der Rotte, „fürchte Dich nicht und gib ihm Eins mit der Büchse!" Aber Korowlin, der noch ein Neuling in dem furchtbaren Räuberhandwerke war, erhob die Büchse mit sichtbarem Widerwillen. Endlich zielte er auf Scholoboff; schon hing das Leben des letztern an einem Haare, und ein Augenblick nur trennte ihn noch von der Ewigkeit — als plötzlich der Räuber mit Entsetzen das Gewehr aus der Hand warf und rief: „mein Gott, Ihr seyd es, Andrei Iwanowitsch! Vergebt mir die Sünde, ich erkannte Euch nicht. Ach! der Bösewicht Grusdew hat mich verführt; aber ich erinnere mich noch der guten Leute und habe Eure Gastfreiheit noch nicht vergessen." — „Schieße, Spitzbube, oder ich jage Dir selbst eine Kugel durchs Hirn!" — „Thue mit mir, was Du willst, aber ich hebe die Hand nicht gegen ihn auf. Das ist der Kaufmann Scholoboff, der Vater aller Bedürftigen. Manchen Tag hat er auch mich verpflegt, wenn ich als müßiger Bettler in der Stadt umherwanderte, bis ich endlich mit Euch in der verfluchten Branntweinschenke zusammen-

*) Ein Sack aus dem Felle eines wilden Thiers

traf. Wenn Ihr ihn umbringen wollt, so schlagt auch mich zugleich mit todt, ihn allein aber lasse ich nicht umbringen." — „So sterbt Ihr Beide!" schrie der Räuber, und spannte den Hahn. — „Esaub," sagte leise einer seiner Gesellen zu ihm, „sieh zu, daß Busa Dir nicht selbst mit einer Kugel dankt, wenn Du Korowlin umbringst! Du weißt, daß er, obgleich ein Neuling, es mit zehn aufnimmt; einen solchen Burschen zu verlieren ist kein Spaß." Esaub hörte Dieß, bedachte sich einen Augenblick und ließ dann das Gewehr sinken. „Nun," sagte er, sich zu Korowlin wendend, „wenn der Kerl so gut ist, so mag er leben. Bursche! durchsucht den Wagen! Den Kaufmann bindet Ihr am Wege an einen Baum und die Tochter auf ein Pferd. Nun, marsch, vorwärts!" Einige Leute warfen sich sogleich auf Scholoboff, entwaffneten ihn, banden ihn zugleich mit dem Fuhrmanne an einen Baum und durchsuchten den Wagen, worauf dann die ganze Schaar eilig in den Wald hineinritt. Lange schlug das Klagegeschrei Nataliens in Scholoboffs Ohr und zerriß ihm das Herz; allmählich wurden die Töne schwächer, endlich erstarben sie ganz in der Tiefe der Wälder, und die Todtenstille der Einöde umgab den unglücklichen Märtyrer.

Vermischte Nachrichten.

Paris, 14 Nov.

Man hat Briefe von dem bekannten französischen Reisenden und Naturforscher Jacquemont aus Lahore erhalten. Er hatte von Lord William Bentink Briefe an Runschit Singh den Chef der Sikhs mitgebracht, und dieser schickte ihm an die Grenze seines Gebiets eine Escorte mit einem Mihmendar, d. h. einen Offizier, der einen Fremden, der als Gast des Fürsten betrachtet ist, begleitet, und im Namen des Fürsten Gastfreundschaft gegen ihn übt. Der Mihmendar hatte Auftrag, ihm täglich 100 Rupien zu bezahlen, und als er in Lahore ankam, wurde er mit großer Festlichkeit empfangen, erhielt täglich 500 Rupien von Runschit Singh, und beim Abschied ein großes Geschenk an Edelsteinen, Shwals, und ein Ehrenkleid aus Kaschemiren gemacht. Er setzte hierauf seine Reise gegen Kaschmir fort, von wo er den Hindukusch übersteigen, über den Drus setzen, und durch Afghanistan nach Persien durchbringen will. Die französischen Offiziere im Dienst von Runschit Singh haben seiner Armee die dreifarbige Fahne gegeben.

Der deutsche Mahler und Reisende Rugendas ist in Verakruz angekommen, und war beim Abgang der Briefe in Begriff, nach Mexiko überzusetzen.

•

Der französische „Moniteur" gibt einen sehr interessanten statistischen Bericht über die Verwaltung der Civiljustiz in Frankreich, während der letztverflossenen zehn Jahre (von 1820/21 bis 1829/30), aus dem wir folgende Bemerkungen entheben.

Die Zahl aller seit zehn Jahren vor den Tribunalen erster Instanz anhängig gewordenen Rechtsstreite ist 1,210,556. Wenn man damit die Bevölkerung Frankreichs vergleicht, die 31,858,594 Seelen zählt, so ergibt sich ein Verhältniß von 1 zu 26, d. h. daß innerhalb zehn Jahren auf 26 Personen 1 Prozeß kommt. Dieses Verhältniß bleibt sich aber nicht gleich in den einzelnen Provinzen; bei dem königlichen Gerichtshof in Bordeaux ist es 1 zu 25; in Toulouse 1 zu 25; in Grenoble und Nimes nur 1 zu 15 u. s. w. Dagegen befindet sich bei den Gerichtshöfen zu Aix z. B. das Verhältniß wie 1 zu 28, zu Metz wie 1 zu 34, zu Nanci und Orleans wie 1 zu 55, zu Douais wie 1 zu 60, zu Angers wie 1 zu 66, zu Rennes nur wie 1 zu 95, und doch nimmt letztgenannter Gerichtssprengel in Hinsicht der Bevölkerung den zweiten Rang ein. Auch hinsichtlich des Flächeninhaltes bietet sich zwischen den Prozessen an den verschiedenen Gerichtshöfen kein gleiches Verhältniß dar. Der Gerichtssprengel von Paris umfaßt 5,980,059 Hektaren Landes; der von Rennes 5,507,425, und doch sind zu Paris in erster Instanz 159,517 und zu Rennes nur 26,558 Prozesse anhängig gewesen. — Die Zahl der bei dem Kassationshofe eingereichten Appellationen belief sich auf 5919, von dem Ende Augusts 1830 bei der Section de requêts 5260 erledigt, aber nur 2010 zulässig befunden worden waren. Die Section civile erließ 1664 Arrêts, wobei die Zahl der auf Kassation entscheidenden Arrêts die Abweisungen um ein Fünftheil überstieg. Hieraus geht hervor, daß ein wenig mehr als ein Siebentheil der zur Appellation gebrachten Aussprüche erster Instanz kassirt worden ist.

•

Die in der Nacht vom 5 auf den 6 November aus der königlichen Bibliothek durch Einbruch geraubten alterthümlichen Gegenstände des Münzkabinettes, in dessen Sammlungen dieser Raub eine unersetzliche Lücke gerissen hat, bestehen: 1) in goldenen Gefäßen; nämlich in einer goldenen Schüssel oder einem großen Becher von sechs Zoll Durchmesser; auf dem Boden desselben befindet sich ein Basrelief und am Rande sind römische Münzen inkrustirt — ein mit Gold ausgelegter Becher, mit der Büste eines sassanidischen Königs in Relief — mehrere Zierrathen, die im Grabe Chilberichs gefunden wurden, wie goldene Bienen, ein goldener gravirter Ring u. s. w.; ferner das goldene Siegel Ludwigs XII, eine alte goldene Bulle, eine große goldene Medaille von Ludwig XIV, die Façade des Louvre's darstellend. 2) Griechische und römische Münzen von Gold — goldene Münzen von Syrakus, drei und fünfzig Stücke an der Zahl; drei goldene Münzen von Königen von Epirus; ein Neoptolem und zwei Pyrrhus; die Folgereihe der Kaisermünzen von Gold; die Münzen von Sextus Pompejus bis auf Justin II, im Ganzen 5192 Goldstücke. 3) Neue goldene Münzen; die Münzen der Könige von Frankreich, von Karl VII bis Ludwig XIII, sieben und dreißig Stücke — goldene Münzen von Ludwig XIV, hundert und fünf und zwanzig Stücke — napoleonische Münzen, fünf und siebenzig Stücke — vier Stücke von Münzen Ludwigs XVIII und Karls X — die großen Männer Frankreichs, zwanzig Stücke — die Folgereihe von Münzen Ludwigs XIV und Ludwigs XV, vierhundert vier und fünfzig Stücke; die Folge von Päpsten, in fünf und sechzig Goldstücken. — Der materielle Werth aller dieser geraubten Gegenstände wird auf fünfmalhunderttausend Franken angeschlagen.

•

Der zu Washington offiziell bekannt gemachte Census der nordamerikanischen Freistaaten von 1830 gibt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 12,856,407 Seelen an; unter dieser Zahl befinden sich 10,526,568 Weiße, 319,467 freie Schwarze und 2,010,572 schwarze Sklaven. Dem Census von 1820 zufolge befanden sich dort nur 7,856,269 Weiße, 233,400 freie Schwarze und 1,531,436 schwarze Sklaven, was in zehn Jahren für die Weißen eine Vermehrung von 2,670,099 oder von 34 Prozent ergibt, für die freien Schwarzen von 86,067 oder 37 Prozent und für die Sklaven von 479,136 oder 31 Prozent. Die Gesammtzahl des Zuwachses beträgt 3,235,802 Seelen oder 33⅓ Prozent.

•

Ein englischer Sattler hat Schuhe für Pferde erfunden. Dieselben werden an die Hufe mit Riemen befestigt und sollen die Stelle der aufgenagelten Eisen vertreten. Man kann sie in weniger als einer Minute dem Pferde anlegen oder abnehmen, je nachdem der Reiter es wünscht oder die Gelegenheit es fordert. Der Reisende kann diese Roßsandalen auch anwenden, wenn das Pferd ein Eisen verloren hat, und dann seinen Weg fortsetzen ohne einen Aufenthalt machen, oder für sein Pferd schlimme Folgen befürchten zu müssen. Die Leichtigkeit dieser Schuhe, die kaum halb so schwer sind als ein Hufeisen, und so tragbar, daß man sie in der Tasche oder im Mantelsacke mit sich führen kann, bietet große Bequemlichkeit.

•

Eine von Bauverständigen an der neuen Londonbrücke vorgenommene Untersuchung hat ergeben, daß fast die ganze östliche Seite der Bogen sich sechs und an manchen Orten acht Zoll gesenkt hat. Man glaubt, daß die Brücke gesperrt werden müsse, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, die sich nicht unter fünfzig= oder sechzigtausend Pf. St. belaufen dürften. So ist man denn in dem werkmeisterlichen England eben so wie bei uns noch nicht so weit gekommen, an das Sprüchwort zu denken: „Erst gebaut und dann geschaut, hat schon manchem Mann gegraut."

•

Zu Silly in Frankreich, nahe bei Argentan, im Departement der Orne, wurden unlängst gegen fünftausend römische Münzen, im Gewichte von sechs und dreißig Pfund, in der Erde gefunden. Der Anlaß zu diesem Funde war sonderbar. Einige Arbeiter bemerkten zwei oder drei Silbermünzen, die von Maulwürfen zu Tag gefördert worden waren; Dieß brachte sie auf den Gedanken, nachzugraben, und kaum einen Fuß tief unter der Erde stießen sie auf eine zerbrochene Urne von rothem Thon, die den Schatz enthielt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch= Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 336.

2 Dezember 1831.

Paris

oder

das Buch von Hundert und Einem.

1. Das Palais Royal.

(Fortsetzung.)

Seit man erfunden hat, der Flamme eine unsichtbare Flüssigkeit zur Nahrung zu geben, und das Gas wie Seinewasser durch Röhren zu leiten, so daß seine leuchtenden Strömungen bis zum Gipfel der Gebäude hinauf verbreitet werden können, seitdem hat das Palais Royal einen neuen Glanz erhalten, mit dem seine frühere Beleuchtung nicht in Vergleich gestellt werden kann. Aus mehr als zweihundert Röhrenmündungen strahlt dieses Licht in eben so großer [illegible] gleichmäßiger und lebhafter als sein alter unedler Nebenbuhler, an den Gewölben von eben so vielen Arkaden wieder, und gießt Tageshelle über die Säulengänge. In diese Lichtfülle mischt sich die Beleuchtung der Magazine, die aus noch zehnmal mehr Oeffnungen quillt und über die ausgelegten Waaren hingleitet, auf ihnen sich ausbreitet und widerstrahlt auf Stoffen, die aus lauter Stahl, Gold, Seide, Silber, Krystall oder kostbaren Steinen bestehen; tausend Feuer hüpfen und zucken auf den glatten Flächen des polirten Akajouholzes oder an den Wänden von Spiegeltafeln; denn die Zahl der Spiegel, die die Wandbekleidung des Palais Royal in allen Stockwerken ausmachen, ist nicht zu berechnen. Der Fremde steht geblendet da, und fragt sich erstaunt, ob denn das Palais Royal vom Erdgeschoß bis zum Dachsparren hinauf nichts als ein einziger Bazar sey, und ob es wohl einen geheimen und unsichtbaren Theil des Gebäudes gebe, wo die inwohnende Bevölkerung die Süßigkeit des Schlafes genießen könne.

In der That hat auch die Industrie den ganzen Palast in Besitz genommen: ober den Waarenlagern nehmen die Säle zu Bädern und Spielen, Restaurationen, Kaffeehäuser, Tabagien, Lesezimmer Vorstellungen jeder Art den ersten Stock ein; die obern Stockwerke scheinen nur Künstlern von allen Fächern, Malern, Kupferstechern, Zahnärzten, Haarkräuslern u. s. w., und einer gewissen Anzahl von Sultaninnen anzugehören, welche die gefühllose Polizei zwingt, den Tag über das Feld ihrer Eroberungen nur vom Fenster aus zu betrachten. Keine bürgerliche Familie möchte sich hier häuslich niederlassen wollen; man bewohnt das Palais Royal nicht wie ein anderes Haus, man bewohnt es nicht, wenn man nicht Kaufmann ist, und hier besteht fast Alles aus Kaufleuten; wer ein Bewohner dieses Palastes werden will, verzichtet auf die häuslichen Bequemlichkeiten und Genüsse, auf die süßen Annehmlichkeiten des Familienlebens und das Vergnügen innerhalb seiner vier Pfähle zu seyn; im Gegentheile das Publikum ist hier zu Hause, man zwängt sich ein, drückt sich zusammen, verdünnt sich so zu sagen, um den Waaren und Käufern mehr Platz zu lassen; man ist hier nicht um zu leben, sondern um zu verkaufen. Wie geizt man aber auch darnach, nur eine Handbreit Raum zu gewinnen! Das einzige Recht, im Garten Stühle zu vermiethen, trägt dem Bürgerkönig und Eigenthümer jährlich zweiunddreißigtausend Franken.

Alle Waarenlager in diesem reichen Bazar sind Gegenständen des Luxus und jenen glänzenden Nebendingen geweiht, die nicht zum Möbeln und Geräthe des täglichen Haushalts [illegible] allein würden sie zu große Räume einnehmen, sondern das Palais Royal ist überhaupt nicht der Bazar der Pariser; man würde mit Unrecht den Miethsleuten dieses Gebäudes den Namen Einwohner geben, die bloße Dienstleute desselben sind; scheint es doch fast, als seyen sie von ihren Mitbürgern beauftragt, den Augen der Fremden das Schmackhafteste zur Schau zu legen, was das Kochkunstgenie erdacht hat, das Schönste, das Ausgesuchteste, das Anmuthigste, was die grübelnde Verfeinerung hervorbringt, das Vollkommenste, was die Künste jeder Art erschaffen. Der Handel, die Mode, die Jahrszeiten und selbst die Stunden laufen hier unablässig von Waarenlagern zu Waarenlagern, um die Neuheit unter allen Formen dort niederzulegen, und das Palais Royal bleibt zu jedem Augenblicke die Geschmacksschule für die übrigen Kaufleute der Hauptstadt.

Was aber Einen am meisten überraschen möchte, ist die Vereinigung so vieler Notabilitäten, und fast möchte ich sagen europäischer Namen auf so engem Raume. „Sie sind groß wie die Welt,“ sagte Kleber zu Bonaparte, womit wollte man denn aber das Palais Royal vergleichen, dessen Schoß mit so vielen Sternen ersten Ranges erfüllt ist? Es mag nun der Gastronom mit leerer Tasche sein durch das Fasten geschärftes Geruchswerkzeug, das es mit der feinsten Witterung des besten Jagdhundes aufnimmt, in den Ausflüssen jener ausgesuchten Leckerbissen lustwandeln lassen, an deren Duft der Vorübergehende unentgeltlich sich erlaben kann; oder es mag

der reiche Gourmand seinem Gaumen die Mora setzen mit jenen köstlichen Jüs, die man siedheiß serviren und eben so verschlingen muß; oder mag endlich das steinreiche Weltkind wie mit einem Zauberstab den Luxus mit allen seinen Proteusverwandlungen und Verführungen um sich her versammeln; überall erblickt man Vollendung, Genie und große Männer. Wie viele Blätter nähme jede einzelne dieser Celebritäten ein? Vielleicht gestatten es einst Zeit und Raum sie die Musterung passiren zu lassen; bis dahin begnüge man sich zu wissen, daß jedes Magazin des Palais Royal ein berühmter Name ist. Allerdings gibt es auch außerhalb desselben Glanzpunkte und beneidenswerthe Namen, aber wie viele moderne Schlösser man auch in der Umgegend von Paris bewundern mag, das Palais Royal schließt in seinen Mauern allein eine Stadt von Palästen ein.

Sollte mir wohl eine Art aristokratischen Schamgefühles verbieten, der Civilisation zu folgen, wohin auch immer sie eine neue Bahn zu nehmen beliebt, sollte ich die Schwelle der Restaurationen überspringen, wo man zu zwei Franken per Kopf speist? Könnte ich meinen Lesern ein betrachtungswürdigeres Schauspiel zeigen, als in reich geschmückten Sälen zweihundert Gäste, deren sichtbarer Appetit im Kampfe liegt mit den zu wählenden vier Schüsseln, denen die Suppe vorausgegangen ist, und die ein Nachtisch krönen soll? Nicht selten werden sie diesen Appetit, wie den Zorn oder das Gerücht, im Fortgang zunehmen, sich in nachträgliche Ergänzungen verirren und durch Zwischennäschereien von Zuckerwerk und feinen Weinen weiter und weiter verlockt sehen, bis endlich diese anmuthigen Nebenschnörkel eines solchen ökonomischen Mittagessens allein ein Mahl nach der Karte des Rocher de Cancal bezahlen [illegible] strömt nun auch größtentheils jene Masse rühriger Spaziergänger aus, die man gegen sieben Uhr die Kaffeehäuser überschwemmen sieht, oder die sich im Bestreben das Sauerstoffgas ihrer Lunge nach einer etwas mehr als vollständigen Mahlzeit wieder zu ersetzen, vor der Rotonde herumtummeln, und die große Streitfrage abhandeln, wo sie heute ihren Abend vollends zubringen sollen. Dieser Mittelpunkt erlaubt ihnen auch in der That alle Richtungen einzuschlagen und führt in ihre Nähe alle übrigen Spaziergänge und Unterhaltungsorte. In diesem Augenblicke betrachtet ergeben sie sich vorläufig der vom Verdauungstrieb gebotenen Bewegung und würdigen so wenig, als die übrigen Menschen, die sich unter ihnen mit politischen Angelegenheiten oder industriellen Spekulationen beschäftigt umhertreiben, den auf einer drei- oder vierfachen Sesselreihe aufgerückten Phalanx der schönen Welt einer Aufmerksamkeit. Auch sind die Frauen, von ihren Männern begleitet, wirklich größtentheils nur gekommen, nicht sowohl um an einem Orte, wo die Männer so vollauf zu thun haben, deren Huldigungen entgegen zu nehmen, als um Kühle zu suchen, und die Erholung des Ausruhens zu genießen. Deßhalb sieht man auch hier weder Stutzerinnen von Handwerk noch die Fashionables des alten Boulevard von Gent hier in ihrem Staate prunken.

Die eigenthümliche Physiognomie des Palais Royal bildet sich somit nicht allein aus dem glänzenden Schatze von Reichthümern, die in ihm aufgehäuft sind, sondern auch aus der Art Publikum, das sie anziehen und für das sie geschaffen sind. Die eigentlichen Einwohner des Palais Royal — man muß es endlich einmal sagen — bestehen ausschließlich aus Menschen, die nicht schlafen, denen dieser Feenpalast alle Vergnügungen anbieten kann, nur kein still abgelegenes Schlafgemach; wenigstens gibt es dort keine Gasthöfe im engern Sinne des Wortes. Alles was zu Paris sich nicht in dem abgeschlossenen Kreise eines regelmäßigen und stätigen Lebens bewegt, eilt sich in das Spezialpublikum des Palais Royal zu mischen.

Das Auge des Beobachters erblickt dort im bunten Gemische die Fremden aus allen Ländern, die Reisenden aus allen Provinzen, die Hagestolze, die Studenten, die geflüchteten Italiener und Spanier, die verabschiedeten oder auf halben Sold gesetzten Offiziere, die Intrikanten, die politischen Umtreiber, endlich die ganze Sippe von Leuten, die von Zufall oder einer Begegnung, die ihr gutes Gestirn ihnen in den Wurf bringt, ein Abendessen, einen Eintritt in's Theater, oder überhaupt einen angenehmen Abend zu erhaschen hoffen. Man kann sich leicht denken, wie oft die Rotonde der Schauplatz der unvorhergesehensten und seltsamsten Begegnungen werden muß. Wie oft sah man unter dem Kaiserreiche und selbst unter der Restauration Waffenbrüder, der Eine aus Spanien, der Andere aus Moskau zurückkommend, in der Rotonde sich die Hand drücken, während Thränen an ihren Augenliedern hingen. Ich könnte zwei Freunde nennen, die im Augenblicke, wo sie zu Pondichery Abschied von einander nahmen, auf drei Jahre später zu bestimmter Tageszeit und Stunde in der Rotonde eine Zusammenkunft unter sich verabredeten, und das Glück hatten, genau an dem ausgemachten Tag und der Stunde einander in die Arme zu fliegen. Man reist ab, man reist um die Welt und findet sich in der Rotonde wieder. Wie viele tausend Menschen würden, wenn die Rotonde nicht wäre, in dem Augenblicke, wo man sie um den Ort eines Zusammentreffens befragte, mit offenem Munde dastehend die Antwort schuldig bleiben!

Ein Dilettant in dem schweren Handwerk, das man Leben heißt, der acht Jahre hindurch in den Galerien des Palais Royal seinen Lust- und Freudenkursus durchgemacht hatte, und durch eine Reihe von Unglücksfällen genöthigt worden war, sich an den Fuß der Pyrenäen zu flüchten, wurde eines Tags von einem Vorübergehenden gefragt, wohin die Straße führe, auf der er wandere? „Ins Palais Royal“ war seine naive Antwort. Und er sagte die Wahrheit; denn dort münden alle Heerstraßen aus allen Hauptstädten Europas ein, und möchte man so aufrichtig seyn, seinen Herzens Grund dem Gendarmen aufzuschließen, der, wenn man den Fuß auf französischen Boden setzt, Einen fragt, wohin man zu gehen gedenke — gewiß man würde vor Allem das Palais Royal nennen, den Brennpunkt der gespanntesten Erwartungen.

(Fortsetzung folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Es war früher von dem Schatze des Deys die Rede, worüber ich einige vielleicht noch unbekannte Bemerkungen hinzufügen muß. Gewöhnlich denkt man sich einen türkischen Souverän als den unbeschränkten Gebieter über Habe und Leben seiner Unterthanen,

dessen bon plaisir alle Rechnungen abschließt, und in Rechtssachen *) als höchstes Gesetz gilt. Dieß war in Algier durchaus nicht der Fall. Der Dey hatte zwar die Schlüssel des Schatzes in seiner Hand, konnte aber keine Thüre allein öffnen, dieß war ihm ausdrücklich durch das Staatsgesetz verboten. Für die Finanzen waren alle mit diesem Verwaltungszweige beauftragten Beamten verantwortlich. Der Dey konnte nach Belieben über sein Privatvermögen verfügen, aber von der Schatzkammer nicht einmal Vorschüsse entnehmen, der er zuweilen selbst lieh. Hussein hielt ein sehr wachsames Auge auf die Einkünfte und Ausgaben des Staats, und trieb hierin die Ordnung so weit, daß er nicht den geringsten Rückstand in den Rechnungsabschlüssen duldete. „So," sagte er eines Tages zu mir, „bin ich Niemanden etwas schuldig, und Niemand schuldet mir. Meine Rechnung als Hausvater ist so rein, wie das Verzeichniß, welches Bourmont in der Kassaba fand. Ordnung ist mir Gewohnheit und Bedürfniß geworden, und beherrscht mich so, daß ich hier in Paris, wie zu Livorno und Algier alle Abende, bevor ich mich niederlege, Alles bezahle, was ich schuldig bin. Ich könnte kein Auge zuthun, wenn ich noch eine Rechnung unausgeglichen wüßte." Vor Hussein befanden sich die Finanzen in großer Zerrüttung; er brachte sie, so wie die ganze übrige Verwaltung und das Münzwesen in Ordnung.

Diese einzelnen Angaben habe ich aus Husseins eigenem Munde, der sie in Gegenwart des Admirals de la Bretonnière mittheilte. Der Admiral hatte wie bekannt im Jahre 1829 als Gesandter Frankreichs an den Dey die letzten kategorischen Forderungen seiner Regierung nach Algier überbracht, und bei seiner Abfahrt aus dem Hafen, war von den Forts auf das unter Parlamentärflagge segelnde Schiff des Admirals gefeuert worden. Hussein kam auf dieses unglückliche Zwischenereigniß zu sprechen. „Dieser Vorfall," sagte er, „fehlte noch, um mich um den Verstand zu bringen. Als ich nach unserm Abschiede die Kanonen hörte, begriff ich nicht, was Dieß bedeuten sollte. Ich eilte, nach den Seebatterien hinaus zu sehen, und da ich bemerkte, was vorging, sendete ich Achmet, den Sie fragen können, da er hier zugegen ist, sogleich ab, um das so unklug begonnene Feuern einzustellen. Wie lange kam mir Achmets Weg dahin vor! Und doch war es nur eine kurze Straße, die er zu durchlaufen hatte und Achmet lief sehr schnell, mein treuer alter Diener! Während er hinflog, schlug ich mich an Hüfte und Kopf! Wehe uns, sagte ich, welche Schande, auf ein Parlamentärschiff zu feuern! O die Unglücklichen, Gott beschütze sie vor meinem Zorn! Endlich hörte das Feuern auf; eine Last fiel mir vom Herzen, ich sah das Schiff sich entfernen, und es freute mich, daß meine Kanoniere so schlecht gezielt hatten. Wie gern hätte ich mit meinem Fernrohre auf dem Verdeck der Provence erspähen mögen, ob die Schurken auch Jemand getödtet oder verwundet. Nachher erhielt ich nähern Bericht, woraus ich ersah, daß die Offiziere der Batterie, die das Schiff dem Molo sich nähern sahen, geglaubt hatten, Sie wollten sie angreifen."

„Es war der Meerstrom," bemerkte der Admiral, „der uns gegen unsern Willen den Batterien zuführte."

„Ich erfuhr es nachher; allein ich strafte den Kommandanten des Forts, wie er es verdiente; ich setzte ihn ab. Mein Gewissen sagt mir, daß ich in diesem Falle Alles that, was in meinen Kräften stand, um den Verdacht eines so niederträchtigen Angriffs von mir abzuwälzen. Einer der europäischen Konsuln übernahm es, Ihnen den Zusammenhang des Geschehenen und meinen Unmuth darüber wissen zu lassen."

„Unsere Matrosen waren wüthend, und man konnte sie nur durch die schärfsten Drohungen abhalten, den Forts zu erwiedern. Hätte ich die Bay von Algier Abends zuvor verlassen, wie ich es konnte, so wäre vielleicht so etwas nicht vorgefallen. Allein ich wollte Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit lassen, um über die Vorschläge nachzudenken, die ich Eurer Hoheit zu überbringen die Ehre hatte."

„Ach, Herr Admiral, darin that ich eben Unrecht. Sie verlangten, daß ich einen Gesandten nach Paris schicken sollte, um an den Stufen des Thrones Ihres Königs die Mißhelligkeiten ausgleichen zu lassen. Ich beharrte darauf, keinen zu schicken. Ich folgte bösem Rathe, es war dort oben beschlossen! Ich wollte keinen Gesandten nach Paris schicken und bin nun selbst hier! Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „es ist kein Unglück ohne Glück, die schlimmste Sache hat ihre gute Seite." — Hier nahm er des Admirals Hand und die meine — „wäre ich klüger gewesen, so hätte ich heute nicht das Vergnügen, Ihnen die Hand zu drücken."

(Fortsetzung folgt.)

*) Die türkische Justiz ist nicht durchaus so schlimm, als sie gewöhnlich verschrien ist. Die Willkür des Richters oder die Launen des Staatsoberhauptes kommen dabei nicht öfter ins Spiel als bei uns civilisirten Nationen. Wenn sie etwas rasch durchgreift, so geschieht damit dem Kläger wie dem Beklagten ein Gutes; man kennt dort nicht Prozesse, über denen ganze Geschlechter aussterben, oder Verhaftungen, die durch ihre langwierige Dauer den Gefangenen um seine Gesundheit bringen, und zuletzt mit seiner Freisprechung endigen. Die Rechtspflege ist durchaus unentgeldlich. Algier hatte drei Gerichtshöfe: in dem erster Instanz sprach der Cadi; dann folgte eine Art Appellationsgerichtshof, und endlich stand den Partelen frei, ihre Sache noch vor den Dey selbst zu bringen, wenn sie mit dem Ausspruch der beiden vorausgegangenen Tribunale nicht zufrieden waren. Hinsichtlich der Parteien wurde nicht der mindeste Unterschied gemacht. Hiezu als Beleg folgende Anekdote: Der Sohn eines Dey hatte einen Rechtsstreit mit einer jüdischen Familie. Kläger und Beklagter stellten sich vor dem Richter. Dem Gesetz zufolge hatte der Jude vor dem Thore der Moschee seine Schuhe abgelegt, der Sohn des Dey aber die seinigen anbehalten. Der Richter bemerkte Dieß und sagte: „Mache Deine Schultern gleich mit denen deines Gegners. Die Gerechtigkeit kennt nur Gleiche." Anm. d. Verf.

Der Kanal zwischen dem mittelländischen Meere und dem Ozean.

Der große Plan von Ludwig XIV, das mittelländische Meer mit dem Ozean durch einen für Seeschiffe schiffbaren Kanal zu verbinden, wurde bekanntlich nur halb ausgeführt. Der Kanal von Languedoc geht vom mittelländischen Meere bis Toulouse, wo er sich in der Garonne endigt; allein diese ist zu seicht, um die Schiffe, welche den Kanal befahren, zu tragen, so daß in Toulouse umgeladen werden muß, damit die Waaren auf kleinen Booten nach Bordeaux gebracht werden können. Auch so ist der Kanal von einem unschätzbaren Werthe für Südfrankreich; hat den Preis des Landes der umliegenden Provinzen verdreifacht und setzt jährlich einen

Handel von fünfzig Millionen Franken Werth in Bewegung. Allein diese Vortheile stehen in keinem Verhältnisse mit denen, welche zu erwarten wären, wenn der Kanal den Ozean erreichte; und schon Vauban hatte einen Plan entworfen, ihn weiter in der Garonne hin bis Moissac zu führen, wo die Tam sich in jene ergießt und sie für beträchtliche Schiffe fahrbar macht. Allein das Elend von Frankreich gegen Ende des Lebens von Ludwig XIV erlaubte die Ausführung des Planes nicht, so wie die unzähligen Plane, die im Laufe des letzten Jahrhunderts zur Ausführung dieser Idee gemacht wurden, theils in den wirklichen Schwierigkeiten der Ausführung, theils am Mangel an Kapital scheiterten. Endlich scheint aber der Zeitpunkt gekommen, wo diese große Unternehmung, die nicht nur Frankreich, sondern alle seefahrenden Nationen in hohem Grade interessirt, zu ihrer Reife gekommen ist. Ein reicher und unternehmender Mann, Oberst Galabert, arbeitet seit zehn Jahren an einem Projekt, den Kanal von Languedoc bei Toulouse aufzunehmen, und statt ihn durch das Thal der Garonne hinab fortzusetzen, ihn an dem obern Theile der Garonne hin gegen die Pyrenäen zu führen, bis an den Punkt, wo der Fluß Neste in die Garonne fällt, mit diesem den höchsten Punkt des Kanals zu alimentiren, bei der Wasserscheide zwischen der Garonne und der Adour in Labarthe einen Berg zu durchschneiden und dann den Kanal an den Fluß Arros hin zu führen, bis zur Einmündung von diesem in die Adour, neben welcher der Kanal hinläuft bis zum Bec du Gave, zwölf Stunden oberhalb Bayonne, wo er sich mit der Garonne vereinigt, die von dort an Schiffe von 500 Tonnen trägt. Der Grund, warum sich Galabert von dem alten Plane, das Thal der Garonne von Toulouse abwärts zum Bette seines Kanals zu machen, entfernt hat, liegt darin, daß die Garonne durch Weingegenden fließt, welchen die Flußschifffahrt vollkommen hinreichend ist, und welche durch einen Kanal nichts gewonnen hätten, während die Provinzen der Pyrenäen, durch welche der Kanal laufen soll, an Bergwerken aller Art reich sind, welche aus Mangel an Transportmitteln bisher entweder ganz ungebaut geblieben sind, oder wenigstens keineswegs so bebaut werden konnten, wie es ihnen die Errichtung eines Kanals möglich machen wird; es liegen am Kanal hin über vierhundert Bergwerke in Gold, Silber, Alaun, Kupfer, Blei, Zink, Ocher u. s. w., so wie zahlreiche Marmor-, Schiefer-, Feuersteinbrüche, Steinkohlenlager; kurz größere mineralische Reichthümer als irgend eine Provinz von Frankreich besitzt. Man hat seit wenigen Jahren angefangen, die Marmorbrüche zu bearbeiten; sie enthalten alle Arten gefärbten Marmors, der den großen Verbrauch von Frankreich vollkommen befriedigen würde. Das Gebirg von Basserre, in der Nähe der Kanallinie, besteht aus dem vortrefflichsten Schiefer, der nur gebrochen werden darf. Die Vortheile des Plans für die umliegende Gegend sind so groß, daß viele Landbesitzer der Kanalgesellschaft das nöthige Terrain umsonst, und die meisten sich durch Aktien bezahlen zu lassen sich anbieten, und in drei Monaten sind in den Orten, an denen er hinlaufen soll, sieben Millionen Franken für seine Ausführung unterschrieben worden. Die Kosten der Ausführung sind auf acht und zwanzig Millionen Franken angeschlagen, wozu noch 12 Millionen Franken für unvorhergesehene Fälle und Zinsen bis zur Vollendung des Ganzen kommen; also vierzig Millionen Franken im Ganzen. Die Handelskammern von Toulouse, Marseille, Montpellier und Bayonne haben seit fünf Jahren alle Ministerien ersucht, den Plan zu befördern. Die Direktion des Ponts et Chaussées hat ihn untersucht und ausführbar gefunden. Alle Vorbereitungen sind gemacht und die Arbeiter können anfangen, sobald die administrativen Formen im Reinen sind. Der Tarif der Zölle, welche die Gesellschaft für die Benutzung des Kanals erheben darf, ist derselbe, wie im Kanal von Languedoc. Ihr Ertrag ist auf acht Millionen Franken jährlich berechnet, wobei jedoch der Durchgang der Seeschiffe vom mittelländischen Meere zum Ozean nicht berechnet ist. Er ist auf Schiffe von 130 bis 150 Tonnen berechnet, und es leidet keinen Zweifel, daß ein großer Theil der 12000 Schiffe, welche jährlich die Meerenge von Gibraltar passiren, diesen sichern, kürzern und wohlfeilern Weg ergreifen wird; denn die Dimensionen des Kanals sind mehr als hinreichend für die größere Hälfte der Schiffe, welche den Handel im mittelländischen Meere betreiben. Der englische Handel in diesem Meere beschäftigte im Jahre 1825 6173 Schiffe, welche 518,676 Tonnen trugen, d. h. 85 Tonnen im Durchschnitte. Der französische Handel in demselben Meere und demselben Jahre beschäftigte 6584 Schiffe, mit 510,994 Tonnen, d. h. 77 Tonnen im Durchschnitte; die französische Küstenschifffahrt vom mittelländischen Meere in den Ozean und umgekehrt beschäftigte 2718 Schiffe von 103 Tonnen im Durchschnitte. Da der Kanal Schiffe bis 150 Tonnen trägt, so ist klar, daß wenigstens drei Viertheile der Schiffe, welche gegenwärtig die Meerenge von Gibraltar passiren, den Kanal befahren können. Der Kanal wird von dem Wasser des Flusses Neste reichlich alimentirt, ohne daß es nöthig wäre, das Wasser der Adour zu Hülfe zu nehmen, das zu den Bewässerungen des Adourthales nothwendig ist, während die Neste von keinem Gebrauche ist; ehemals wurde ein unbedeutender Floßhandel mit Tannen darauf betrieben, der aber längst aufgehört hat und ohnehin auch auf dem Kanal statt haben könnte; die größte Schwierigkeit eines Kanals besteht bekanntlich darin, hinlänglich Wasser auf der Wasserscheide zu finden, und darin ist dieser Kanal ganz besonders begünstigt. Die Neste gibt täglich 900,000 Kubikmètres Wasser, und da auf dem Kanal von Languedoc, der gleiche Dimensionen hat, jedes Schiff 900 Kubikmètres erfordert, so ist klar, daß der neue Kanal täglich 900 Schiffe tragen könnte, was natürlich weit über alles denkbare Bedürfniß ist. Der höchste Punkt des Kanals liegt 422 Mètres über Toulouse und 543 über dem Punkt der Adour, wo er sich in diese ergießen soll; seine Länge beträgt im Ganzen 339,944 Mètres, und er soll 274 Schleußen enthalten, jede von drei und einem halben Mètres Fall und acht und dreißig Mètres Länge; der Ueberfluß an Wasser wird erlauben, jede Schleuße in fünf Minuten zu durchschiffen, so daß sie alle zusammen nur einen Verzug von drei und zwanzig Stunden verursachen; das System der Schleußen ist dasselbe wie in dem Kanal, der die Forth und Clyde in Schottland vereinigt. Die unterirdische Galerie, welche auf dem Scheidepunkt die Höhe von Pinas durchschneidet, soll 3666 Mètres Länge erhalten. Der Plan dieses Kanals zeichnet sich noch in anderer Hinsicht vor allen Kanalprojekten, welche gegenwärtig in Frankreich in Ausführung sind dadurch aus, daß er ausschließlich auf Kosten und Risiko einer Aktiengesellschaft unternommen wird, während bei allen übrigen der Staat die Garantie der Zinsen und des Kapitals übernahm, und das durch Subscriptionen nicht gedeckte Kapital zuschoß, so daß ihm die seit der Restauration angefangenen Kanäle zweihundert Millionen kosten, ohne alle Aussicht auf direkte Zurückbezahlung irgend eines Theils dieser Summe. Der neue Kanal soll „Canal royal des Pyrenées" heißen.

Die Einkünfte der Reformgegner im Oberhause.

Unter dem Titel: „Das schwarze Buch oder Verzeichniß der Pairs und ihrer Familien, die am 8 Oktober 1831 im Oberhause gegen die Reformbill gestimmt haben," ist in London eine Flugschrift erschienen, die begierig gelesen wird. Man findet darin folgende Stelle über die Staatsbesoldungen der Bischöfe und anderer Mitglieder des Oberhauses:

Bischöfe: Der Erzbischof von Canterbury, 1,750,000 Franken; Llandaff, 338,800 Fr.; Winchester, 1,000,000 Fr.; Lincoln, 450,000 Fr.; Rochester, 925,000 Fr.; Bristol, 375,000 Fr.; Bath, 455,250 Fr.; Exeter, 400,000 Fr.; Salisbury, 600,000 Fr.; Lichfield, 554,750 Fr.; Oxford, 325,000 Fr.; Tuam (Ireland), 400,000 Fr.; Bangor, 375,000 Fr.; Saint-Asaph, 375,000 Fr.; Cork, 150,000 Fr.; Peterborough, 116,550 Fr.; Durham, 2,275,000 Fr.; Carlisle, 1,207,350 Fr.; Leighlin, 250,000 Fr.; Cloyne, 190,000 Fr.; Kenyon, 156,850 Fr. — Herzoge: Cumberland, 1,000,000 Fr.; Glocester, 1,000,000 Fr.; Marlborough, 200,000 Fr.; Northumberland, 750,000 Fr.; Buckingham, 595,000 Fr.; Wellington, 1,858,275 Fr.; Beaufort, 1,215,000 Fr.; Newcastle, 267,500 Fr.; Rutland, 87,500 Fr.; Dorset, 1,000,000 Fr. u. s. w. — Hierauf folgen die Namen von eilf Marquis, die Besoldungen von 1,500,000, und 750,000 bis zu 500,000 und 250,000 Fr. beziehen. Endlich wird noch ein Verzeichniß von 194 Grafen, Viscounts und Lords gegeben, die alle mehr oder minder einträgliche Sinecuren genießen. Die Gesammtsumme aller dieser Bezüge ist auf 54,046,726 Franken angeschlagen; und doch ist es nur die Hälfte der Pairie, die diese ungeheure Summe verschlingt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 337. 3 Dezember 1831.

Blicke in Afrika's Zukunft und das Reich der Möglichkeiten.

Landers Entdeckung der Nigermündungen hat das öffentliche Interesse abermals auf Afrika gelenkt, und jezt ist wenigstens eine gegründete Hoffnung vorhanden, nützliche Verbindungen mit den Völkern im Innern zu eröffnen, und vielleicht den gesellschaftlichen Zustand dieser Millionen Menschen zu verbessern, welche seit Jahrtausenden die Opfer ihrer eigenen Unwissenheit und der Habsucht anderer Völker waren. Centralafrika, der eigentliche Sudan, liegt nun ganz unbestreitbar offen da, und man mag die Hand der Vorsehung darin erkennen, daß die Entdeckung der Nigermündung zu einer Zeit geschah, wo die hohe Vervollkommnung der Dampfboote gestattet, diese Entdeckung in ihrem ganzen Umfange zu benützen. So ward auch Amerika nicht eher entdeckt, als bis der friedliche Zustand Europa's, die Handelsthätigkeit der Völker und die festere Gründung der Regierungen es möglich machte, diese herrliche Entdeckung zu benützen. Es ist bemerkenswerth, daß der leztern keine auffallende Verbesserung der Schiffe oder der Schifffahrt voranging. Europäische Schiffe und Seeleute waren Jahrhunderte vorher nicht schlechter gewesen als diejenigen, welche zuerst Amerika erreichten. Wäre die Entdeckung zur Zeit des römischen Reichs gemacht worden, so hätte dieß kriegssüchtige Volk, das den Handel verachtete und die See haßte, sie wahrscheinlich vernachlässigt. Dasselbe wäre ihr Loos gewesen in den finstern Zeiten des Mittelalters unter den steten Fehden der kleinen europäischen Mächte, welche die Kosten ferner Expeditionen nicht zu tragen vermocht hätten. Als aber die Kreuzzüge die Städte vom Druck der Tyrannei der Baronen befreit hatten, als das rasche Aufblühen Venedigs, eine Folge seines Verkehres in der Levante, der Welt den Werth des Handels kennen lehrte, als Ferdinand, einer der ersten Souveräne Europa's, der Beherrscher der ritterlichsten und kühnsten Nation des fünfzehnten Jahrhunderts, die furchtbare Last der maurischen Kriege sich vom Halse geschafft hatte, da ward die mächtige Gränzscheide überschritten, welche so lange Amerika vor den Augen der übrigen Welt verschlossen hielt.

Wenn Afrika, so lange bekannt und den civilisirtesten Ländern der Welt so nahe, bis auf diesen Tag kaum minder verschlossen blieb, als Amerika, so können wir wohl fragen, wie konnte Europa hoffen, die Schätze dieses Landes sich eröffnet zu sehen, so lange es sich des Sklavenhandels schuldig machte, so lange das Eindringen in die verborgenen Reichthümer dieses weiten Theils der Erde nur dazu gedient hätte, mehr Elend zu verbreiten, mehr Blut zu vergießen, ihm die moralische Pest des verderblichsten aller Handelszweige mitzutheilen, noch mehr wilde Stämme zu Blut und Mord zu entflammen, und noch mehr menschliche Wesen aus ihrem Vaterlande fortzuschleppen, um sie fern von ihrer Heimath umkommen zu lassen? Die Zeit ist gekommen, wo dieser teuflische Handel seinen Todesstoß, wenigstens in England, erhalten hat, und vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo die Mahnung an England ergeht, seine ganze Nationalkraft anzustrengen, um die Schätze Afrika's zu erschließen. Die Größe Afrika's überwältigt den Geist. Es ist über fünftausend Quadratmeilen groß; der Aequator durchschneidet es fast in der Mitte, und die Sonne wirft stets ihre Strahlen senkrecht auf dieses Land. Die wichtigste Frage der Humanität ist, wie dieser mächtige Kontinent civilisirt, glücklich gemacht werden, und selbst zu der allgemeinen Wohlfahrt beitragen kann. Nichts ist umsonst vorhanden; der Schöpfer hat kein Land erschaffen, bloß damit es der Thätigkeit und dem Scharfsinne der Menschen trotzen solle. Alles kann zu etwas Gutem benüzt werden, wenn der Mensch nur die rechten Mittel verwendet. Die Hoffnung Afrika zu civilisiren, hängt davon ab, daß man es in den Stand sezt, civilisirten Gesellschaften Unterhalt zu geben, was es in seinen jezigen Verhältnissen nicht vermag, denn ein großer Theil desselben ist mit dürrem Sande bedeckt, und ein anderer abwechselnd durch Regen und Flüsse in einen Morast, und durch die Wirkung der Sonne auf diesen ungeheuren Morast in eine gifthauchende Hölle verwandelt. Zwischen den Tropenländern regnet es stets irgendwo. Die heißen Winde folgen stets der Sonne von Wendekreis zu Wendekreis, und die Dünste, die sie erzeugen, werden, wenn dieselben die höheren Regionen der Atmosphäre erreichen, stets in Regen niedergeschlagen. Ein Landstrich von 1000 Meilen nördlich und südlich von der Linie ist also fortwährend in einem Zustande übermäßiger Bewässerung, und in Folge derselben einer eben so übermäßigen Fruchtbarkeit während einem oder zwei Monaten, wo der Erdboden trocknet, und Hitze und Feuchtigkeit in gleich außerordentlichem Grade zusammenwirken. Aber während des Restes der trockenen Jahreszeit ist das Land ein Abgrund von Pestilenz, so tödtlich durch seine Miasmen, und so quälend durch die Schwärme von Insekten, welche die Hitze erzeugt, daß Menschen und kleinere

Thiere in großer Anzahl umkommen, oder in die Wüste fliehen, und sich lieber den versengenden Strahlen der Sonne aussetzen, als den tödtlichen Schmerzen der zahllosen Insektenstiche. Das Land ist bedeckt mit unermeßlichen Marschen und dickem, mannshohem Grase, die wuchernde Vegetation hemmt den Durchzug der Luft, und alles ist Fieber und Tod.

(Schluß folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Fortsetzung.)

Der Befehlshaber des Forts, von dem in diesem Gespräche die Rede war, und der von dem Dey seiner Stelle entsetzt wurde, hieß Ibrahim, früher Weckil-Hardj der Wollenlieferungen, später Weckil-Hardj (Minister) des Seewesens. Nach Ibrahim erhielt Sidi Mustapha, Husseins Schwiegersohn und Finanzminister, den Oberbefehl in den Batterien. Sidi Mustapha hatte eine Tochter des Deys geheirathet, die von ihrem früheren Gemahl geschieden worden war. Hussein hatte diese Tochter an den Neffen eines gewissen Yahia vermählt, der von ihm zur Würde eines Aga erhoben worden war, als nach Ali's Tod der Dey sein neues Ministerium bildete, und die höchsten Stellen des Serails besetzte. Allein später wurde der Aga aus politischen Gründen seiner Würde entsetzt und nach Belida verbannt, wo er eine Verschwörung anspann, von der Hussein sichere Beweise zu haben glaubte. Der Aga wurde auf Husseins Befehl erdrosselt. Yahia's Neffe wollte nicht mehr mit der Familie Dessen, der die Hinrichtung seines Oheims befohlen, in Verbindung stehen, und ließ sich von Husseins Tochter scheiden, worauf er, da er hiedurch dem Dey eine offene Feindschaft anzukündigen schien, nach Tunis verwiesen wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hussein triftige Gründe hatte, mit solcher Strenge gegen den Oheim seines Eidams zu verfahren. Vorsätzliche Grausamkeit lag nicht im Charakter des Dey's. Hussein regierte dreizehn Jahre, und die Hinrichtung des Aga, war die einzige Lebensstrafe, die er während einer so langen und schwierigen Regierung verhängte. Auch liebte er Gerechtigkeit zu sehr und suchte jedes ihm angezeigte Unrecht schleunig wieder gut zu machen. Hievon gab er gleich nach seiner Thronbesteigung einen Beweis. Das genuesische Mädchen, das sein Vorgänger Ali hatte entführen lassen, befand sich noch in seinem Harem, als der neue Dey Besitz vom Serail nahm. Hussein beeilte sich, sie ihren Angehörigen zurückzugeben, und ihr für das widerfahrene Unrecht eine Aussteuer von Zehntausend schweren Piastern zu geben.

Die Kolonisation Algiers durch Frankreich schien den Dey sehr zu interessiren. Mit großer Sorgfalt erkundigte er sich über Alles, was in seinem vormaligen Deylick vorging, und mit Vergnügen nahm er Alle auf, die von Algier kamen. Ungünstige Nachrichten über die dortigen Ereignisse betrübten ihn sehr; unter ungünstige Nachrichten aber zählte er vorzüglich Mißgriffe, die dort von den französischen Agenten begangen wurden. Eines Tages sagte er zu mir, nachdem er durch Hussana D'ghies einen Artikel über die Kolonisation Algiers aus einem Journale sich hatte übersetzen lassen: „Wie glauben Sie, daß man zu Werke gehen müsse, um Algier mit Erfolg zu kolonisiren?" Ich antwortete: „Zwei Maßregeln scheinen mir hiezu vor Allem unerläßlich. Erstens muß man sich aufrichtig und fest gegen die Araber benehmen, gut bezahlen, was man von ihnen empfängt und sich Achtung zu verschaffen wissen, wenn sie betrügen wollen, d. h. man muß Geld in der Tasche und die Waffen in der Hand haben. Zweitens ist es nöthig, daß wir unsern Charakter verläugnen, der überall Alles französiren will. Diese leichtsinnige Aufgeblasenheit würde uns Die zu Feinden machen, die wir unterwerfen wollen. Meiner Ansicht nach müssen wir den dortigen Einwohnern die Hälfte unsrer Sitten und Lebensweise abtreten, und dafür die Hälfte von den ihrigen annehmen. Hiedurch wird man sich allein ihre Zuneigung erwerben."

„Sie haben Recht," erwiederte Hussein. „Vorzüglich darf man nicht Hand an die Moscheen legen, und nicht die Wakufs *) einziehen. Sehen Sie, was daraus erfolgte, seit man den Fehler beging, unsern Glauben so ins Gesicht zu verhöhnen. Brand und Mord verfolgt jetzt die Christen, die unsre Religion verachtet haben. Diese mußte vor Allem geachtet werden. Es wird lange hergehen, es wird vieler für die muselmännischen Interessen günstiger Schritte bedürfen, bevor man sie diese gewaltthätigen Eingriffe in unsre Vorurtheile, wie man es hier zu Lande heißt, vergessen machen wird. Sultan Mahmud ist sehr stark und mächtig, aber seyen Sie überzeugt, daß er ein Opfer seiner Kühnheit werden würde, wenn er Hand an die Wakufs zu legen wagen sollte. Hiemit wird man sich wenig Gunst im Lande erwerben."

„Eure Hoheit sprechen wie ich glaube ganz für die Ansicht, daß man sich die Neigung der Bevölkerung erwerben, nicht ihr durch Anmaßung zu imponiren suchen müssen."

„Durchaus. Ich erinnere mich einer Geschichte, die man auf die Unternehmung Frankreichs in Betreff Algiers anwenden könnte. Ein Sultan hatte einen häßlichen übelgewachsenen Bart von garstiger Farbe, und kam daher auf den Gedanken, seinen Unterthanen das Tragen der Bärte zu untersagen, um sich seines eigenen mit desto weniger Aufsehen entledigen zu können. Der Vezier, der ein kluger Mann war, suchte ihm die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens darzustellen. „Du wirst," sagte er, „hiedurch Jedermann aufbringen. Der Bart ist eine Gewohnheit, ein Theil der Tracht, er gehört zu unsern Sitten, und man tastet Sitten nicht an, ohne zu zittern, wenn man klug ist. Ich weiß, daß man Dir gehorchen

---

*) Die Wakufs sind die Gaben und Opfer der Gläubigen, für gewisse religiöse Zwecke und namentlich für Mekka. Die französische Regierung beging einen großen Fehler, daß sie nicht gleich Anfangs Leute nach Algier schickte, die durch langen Aufenthalt im Oriente mit Sitte und Denkart des Volkes bekannt waren und nicht nöthig hatten, sich ein Vermögen zu erwerben. Was die Moschee anbelangt, auf die Hussein im Laufe des Gespräches anspielt, so wurde sie niedergerissen, unter dem Vorwande einen freien Platz zu gewinnen. Was aber noch schlimmer war, ist der Umstand, daß das Einreißen der Moschee begonnen und nicht vollendet wurde, wodurch dieser Tempel eine Ruine blieb, die jedes muselmännische Herz empören mußte. Um das Maß der Mißgriffe voll zu machen, wurde die Moschee noch zu einem unreinen Gebrauch bestimmt, und in eine christliche Senkgrube verwandelt. In der That, Herr Jal bezeichnet diese leichtsinnige Aufgeblasenheit der Franzosen, mit der sie von jeher keck in alle Nationalitäten eingriffen, noch zu gelinde.
A. d. R.

muß und daß Du keinen Entschluß gefaßt hast, ohne zuvor reiflich ihn überlegt zu haben; allein vor Allem ist es nöthig Zeit zu gewinnen. Was Du jetzt ohne einen Aufruhr zu erregen und das Blut deiner Unterthanen vergießen zu müssen, nicht bewirken kannst, wirst Du mit Geduld erlangen. Ich bedinge mir nur drei Jahre aus, um deinen Wunsch in Erfüllung zu setzen." Der Sultan willigte ein. Nun begann der Vezier damit, daß er den jungen unbärtigen Leuten rieth, sie sollten sich keinen Bart mehr wachsen lassen, er entstelle das Gesicht, sey unnöthig und lästig; überhaupt wünsche der Sultan künftig alle jungen Leute seiner Staaten mit glattem Kinne zu sehen. Es kostete ihm wenig Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ein Bart dem Mann viele Aehnlichkeit mit einem Bock gebe. Mit Freuden opferte man den geliebten Bart. Nach zwei Jahren waren mehr als drei Viertheile der Unterthanen des Sultans geschoren, und im folgenden Jahre gehörte es unter die Lächerlichkeiten einen Bart zu tragen. Der Vezier hatte das Rechte getroffen. Möchten die französischen Veziers in Algier sich Dieß zur Lehre nehmen."

(Schluß folgt.)

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

Auf die vorausgegangene Erklärung der Griechen zu Paris ließ Herr Eynard folgendes neue Schreiben vom 19 November d. J. in den Blättern einrücken.

III.

„Höchst schmerzlich ist es für mich, jenen großen und tugendhaften Bürger sogar noch vertheidigen zu müssen; allein man greift ihn mit so viel Undankbarkeit und Erbitterung an, daß seine Vertheidigung eine Pflicht für mich wird, der ich mich hiermit entledige.

Ich hoffe von Ihrer Unpartheilichkeit und Billigkeit, daß Sie mein Schreiben in Ihr Blatt aufnehmen werden; vielleicht lenkt meine Darstellung die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem auf das nur zu lange vergessene Griechenland, und geschähe dieß, so würde ich mir Glück wünschen. Das Verbrechen Einiger darf nicht der ganzen Nation zur Last gelegt werden; diese verdient noch immer das Wohlwollen Europa's und die ganze Liebe, welche der Präsident für sie hegte. Gelingt es mir, das Interesse für jenes herrliche Land wieder zu erwecken, so wird der Schatten meines Freundes versöhnt seyn, denn das Glück seines Vaterlandes war ja sein einziger Gedanke. Einst schrieb er mir: „Ich habe diesem Lande Alles geopfert, was ich besaß, jetzt werde ich auch das zu verkaufen suchen was mir in Corfu noch blieb; meine Gesundheit unterliegt den Beschwerden, aber freudig gebe ich mein Leben für Griechenland hin." Der Unglückliche hat leider wahr gesprochen!

In einem der Briefe, auf welche ich antworte, wagt man zu sagen: „Was hat denn der Präsident seit seiner Ankunft in Griechenland gethan? Herr Eynard führe doch Thatsachen an; wir kennen fast nicht eine, die ihm Ehre macht."

„Hier meine Antwort: Während seiner kurzen Verwaltung hat er, von tausend Schwierigkeiten umringt, in allen Gegenden des Landes Schulen des gegenseitigen Unterrichtes gegründet. Im Peloponnes allein wurden 111 Schulen errichtet; in Nauplia eine Militärschule, in Poros ein Seminarium; Aegina enthält so zu sagen Keime für alle Arten von Schulen: man findet dort ein Waisenhaus, in welchem mehr als 500 Kinder versorgt werden, zwei Normalschulen, eine für den gegenseitigen Unterricht, die andere für die hellenische Sprache, die Philologie, die Elemente der eigentlichen Wissenschaften, Zeichnen, Musik u. s. w.; eine große griechische Druckerei unterstützt die Schulen durch den Druck der nöthigen Unterrichtsbücher; auf dieser einzigen kleinen Insel werden mehr als 1500 Zöglinge in diesen verschiedenen Anstalten gebildet. Ferner hat der Präsident, durch Beiträge von seinen Freunden unterstützt, eine Bibliothek begründet; eine Töchterschule und ein Museum gestiftet, welches die in Griechenland gefundenen Alterthümer bewahrt, unter denen sich bereits mehr als 1500 Vasen, Lampen und Opferschalen befinden. Zu Thyrinth ist eine Musterlandwirthschaft zu Beförderung des Ackerbaues errichtet worden; zwischen Nauplia und Argos ward eine große fahrbare Straße angelegt, kurz alle Zweige der Verwaltung wurden verbessert, und die öffentlichen Einkünfte, die vor Ankunft des Präsidenten, bekanntlich so gut als nichts waren, belaufen sich gegenwärtig auf mehr als 4 Millionen Franken. Der General Schneider, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, hat gegen einen glaubwürdigen Mann geäußert: „Der Ackerbau hat in Messenien, Dank der Sorgfalt des Präsidenten, sich so gehoben, daß der Reisende sich nach Toscana an die fruchtbaren Ufer des Arno versetzt glaubt."

Herr J. Argiropulos verneint in seinem an mich gerichteten Schreiben, meine Behauptung „daß der Graf Capodistrias das einzige Band zwischen Griechenland und dem civilisirten Europa und seine eigentliche Stütze bei den Mächten gewesen sey" Ich wiederhole diese Worte mit voller Ueberzeugung, und wage zu behaupten, daß keine der großen Mächte mir widersprechen wird. Hr. Argiropulos beschuldigt ferner den Präsidenten Griechenland beschimpft zu haben, weil dieser rücksichtlich seiner Sorgfalt für die Erziehung der Jugend äußerte, „daß sie die einzige und wahre Hoffnung Griechenlands sey." Diese Meinung, ich bestätige es noch einmal, theilen alle wahren Freunde Griechenlands eben sowohl als auch die meisten der Griechen, mit denen ich in Berührung stand. Man kann die glorreichen Thaten, welche den Muth und die Hingebung der neuern Griechen verewigen werden, auf das höchste bewundern, und dennoch, ohne jener Bewunderung zu nahe zu treten, glauben, daß sie nach dreihundertjähriger Sklaverei wohl einer neuen Erziehung bedürfen möchten, um die Wohlthaten der Civilisation und der Freiheit mit Erfolg genießen zu können.

„Ich habe es gesagt und wiederhole es noch einmal, ohne Furcht von der Majorität des griechischen Volkes Lügen gestraft zu werden, der Präsident war geehrt und geliebt wie ein Wohlthäter. Ich stütze diese Behauptung auf die authentischsten Berichte, und kann versichern, daß alle Jene, welche das Innere des Landes, nicht bloß die Inseln Hydra und Syra durchreisten, einmüthig aussagen, daß man den Grafen Capodistrias dort wie einen Vater liebte, daß seit seiner Regierung das Volk von Morea glücklich war, und seine gerechte und väterliche Verwaltung segnete. Unter den vielen Reisenden, welche die Güte hatten, mir so günstige Nachrichten über den Grafen Capodistrias mitzutheilen, führe ich nur Herrn Ferino, Generalzahlmeister der französischen Armee, die Herren Feburier, Bory de Saint Vincent, E. Guinet, den Marschall Maison, den Grafen Ribeaupierre, den Marquis von Beaufort, den Obersten Heidegger, den Doktor Gosse und Betant aus Genf an.

„Ich habe eben sehr achtungswerthe Männer genannt, und bin gewiß, daß keiner mir widersprechen wird. Ich fordere nun die Feinde des Präsidenten auf einen einzigen Fremden von Ruf zu nennen (ich sage Fremden, denn unter den Griechen herrscht Parteigeist), der das Innere Griechenlands bereist hat, und der den Inhalt der beiden Briefe, auf die ich hier antworte, bestätigen, oder auch nur billigen würde.

„Ich habe eine Menge von Dokumenten erhalten, welche Alles, was ich über die Verwaltung des Präsidenten behaupte, beweisen; ich will sie dem alten griechischen Comité zu Paris zustellen lassen. Ich hoffe, daß dieses die Güte haben wird sie bekannt zu machen; dieß wäre eine Huldigung den Manen des bewunderuswerthen Mannes gebracht, den Griechenland durch einen feigen Meuchelmord verlor. Wenn man diese Berichte lesen wird, so wird man sich überzeugen, daß er es war, dem sein Vaterland den größten Theil jener Institutionen verdankt, die es einst in die Reihe der civilisirten Länder erheben werden, und der Leser möge dann richten, ob ich Unrecht hatte, die Eigenschaften, Talente und Tugenden dieses edeln Mannes zu rühmen.

„Ehe ich schließe muß ich noch bemerken, daß Herr Argiropulos sagt, „ich kenne Griechenland nur aus der Korrespondenz, die ich mit dem Präsidenten unterhielt." Die Journale, welche jene Angriffe publicirten, sagten ebenfalls, doch mit mehr Wohlwollen gegen mich: „Die Aufrichtigkeit des edeln Griechenfreundes wird Niemand in Zweifel ziehen, wohl aber muß man fürchten, er sey nicht hinlänglich unterrichtet." Hier die Bemerkung, die ich mir hiegegen erlaube: Herr J. Argiropulos war während des ganzen glorreichen Kampfes der Griechen im Innern Asiens; erst seit un-

gefähr anderthalb Jahren ist er nach Griechenland zurückgekehrt, und hat sich kaum drei bis vier Monate dort aufgehalten. Die Griechen, welche im Constitutionnel und im Courrier auftraten, sind sämmtlich junge Leute von 18 bis 25 Jahren; in diesem Alter ist man von Muth und Ehrgefühl beseelt, allein die Erfahrung mangelt, und man urtheilt leidenschaftlich; ich bin überzeugt, es wird einst die Zeit kommen, wo diese jungen Männer Reue über ihre Anklage fühlen werden. Ich glaube besser unterrichtet zu seyn als jene Herren, und zwar aus folgenden Gründen: Mehrere Jahre vor der Präsidentschaft des Grafen widmete ich mich ausschließlich den Angelegenheiten Griechenlands, und ich war fortwährend mit diesem Lande in Verbindung; ich unterhielt ferner einen ununterbrochenen Briefwechsel mit mehreren Fremden und Griechen; als Mitglied fast aller Comités hatten beinahe alle Reisenden, welche von Morea kamen, die Güte, mir Nachrichten zu bringen, folglich glaube ich in Europa einer von denen zu seyn, welche die genauesten Berichte über Griechenland haben.

„Dieser Brief ist schon zu lang, und doch habe ich nur zum Theil das berührt, was den Präsidenten am meisten ehrt; ich behalte mir vor, in einer Ihrer nächsten Nummern die übrigen Angriffe zu beantworten. Ich werde dann neue Nachweisungen und Bruchstücke aus dem Briefwechsel des Grafen vorlegen; Alles was dazu dient ihn kennen zu lernen, wird für Griechenland von Nutzen seyn. Indem ich seine Lobrede schreibe, schreibe ich auch die der Nation, für die er ein Opfer wurde; wenn ich aufführe, was er über sie sagte, so wird man sehen, ich wiederhole es, daß sie noch das Wohlwollen ihrer alten Freunde verdient, und daß das in ihrer Mitte begangene Verbrechen ein Gegenstand des Abscheus ist u. s. w.

Nachschrift. In diesem Augenblick lese ich das Schreiben, das der Generallieutenant Schneider im Temps abdrucken ließ. Der ehrenwerthe General, der die französische Armee in Griechenland durch drei Jahre en Chef kommandirte, ist gegen die Briefe, die ich bekämpfe, eine wichtige Autorität. Das Zeugniß eines so „achteten Namens ist für den Grafen Capodistrias eine Lobrede, und spricht laut gegen seine Lästerer. *)

„Der folgende Brief den ich über diesen schändlichen Meuchelmord erhielt, enthält authentische Einzelnheiten, welche die Liebe des Volks zum Präsidenten, und den Haß gegen seine Feinde beweisen. Was wird man wohl gegen diese Thatsachen erwiedern können?

Nauplia, 11 Oktober.

„Ein gräßliches Verbrechen ist gestern Morgen an der Thüre der Kirche St. Spiridion begangen worden. Konstantin Mauromichali und sein Neffe erwarteten dort den Präsidenten; als er kam, grüßten sie ihn, traten hinter seinen Rücken, schossen ihn mit einer Pistole durch den Kopf, und stießen ihm zu gleicher Zeit den Dolch in die Seite. Beide Verwundungen waren tödtlich, und der Präsident lebte nicht eine Minute, auch sprach er kein Wort mehr. Georgi der Einarmige und Demetri verfolgten die Mörder; Georgi's Pistolen versagten, doch erreichte er den einen und verwundete ihn in die Schulter, worauf das Volk herbei lief und ihn vollends tödtet; der andere hatte Zeit, sich in das Haus des französischen Residenten zu flüchten, aber noch in der Nacht wurde er ausgeliefert, und nach dem Fort Burdzi abgeführt. Von meinem Bedienten benachrichtigt, eile ich nach dem Ort des Entsetzens, und das gräßlichste Schauspiel bot sich meinen Augen: der Präsident lag auf dem Boden ausgestreckt, in seinem Blut gebadet. Diese Scene zu beschreiben ist unmöglich; das Geschrei, die Thränen, das Schluchzen, die Verzweiflung der Anwesenden, als man den Körper forttrug, würden seinen grausamsten Feinden, den direkten oder indirekten Urhebern seines Todes, das Herz gebrochen haben.

„Die Erbitterung des Volkes übersteigt alle Gränzen; man fürchtet die Erneuerung blutiger Scenen, Plünderungen und Rache. Der Körper des Mörders wurde bei den Füßen durch die Straßen geschleift, und auf den Schindanger geworfen. Man fürchtete einen Augenblick für das Haus des französischen Residenten; das Volk war wüthend darüber, daß er den Mörder einige Zeit in demselben geduldet hatte u. s. w. **)

*) Dieses Schreiben des Generals Schneider s. weiter unten.

**) Es braucht hier kaum erwähnt zu werden, daß solche Anwandlungen eines augenblicklichen Schmerzes und Rachegefühls bei einem Volke nicht immer der sicherste Beweis für seine Liebe zu dem ist, den es beweint. Wenn es den Mörder des Präsidenten auf den Schindanger schleppte, so haben wir in der neuen und alten Geschichte tausend Beispiele, daß man eine Leiche heute auf den Mist warf, und morgen prächtig zur Erde bestattete, und umgekehrt. A. d. R.

„Dieser Bericht ist aus der Feder eines jungen Schweizers, der seit drei Jahren in Nauplia wohnt.

„Ich schließe mit der Versicherung, daß der, den man der Tyrannei beschuldigt, im Gegentheil der Feind aller jener kleinen Tyrannen war, und daß ihn stets der Gedanke beseelte, das Glück der ärmern Klassen zu befördern, und ihnen den Genuß wahrer Freiheit zu verschaffen.

„Der General Schneider sagt mehr, als mein ganzer Brief durch die Worte: „Im Namen der Freiheit hat ihn die Aristokratie gemordet, die nur an Privilegien für sich und an Bedrückung des Volkes dachte.“

(Fortsetzung folgt.)

Cherokesische Kultur.

Der nordamerikanische Staat Georgien ist seit einigen Jahren in Streit mit der indischen Nation der Cherokesen, die ehemals Besitzer des ganzen Gebiets von Georgien waren, nach und nach aber durch die Eingriffe der Europäer bis auf einen kleinen Theil ihres ehemaligen Besitzes, und auf eine Population von 15.000 Seelen herabgekommen sind. Sie haben sich seit vielen Jahren der Agrikultur ergeben, und machen schnelle Fortschritte in aller Art von Kultur. Es ist das einzige Beispiel, daß eine indische Nation sich eine gewisse Bildung aneignen will; sie haben eine republikanische Organisation, besitzen Schulen und Kirchen, und ein Alphabet, das einer ihrer Mitbrüder, Namens Boudinot, erfunden hat, und in dem ein Cherokesisches Journal, der Phönix, erscheint. Man hätte hoffen können, daß die Freistaaten, wo nicht aus wirklicher Liberalität, was man von ihnen nicht erwarten kann, doch aus Hypokrisie und politischer Heuchelei diese angehende indische Civilisation tolerirt hätten, es hätte eine so glänzende Entschuldigung ihres „liberalen“ Betragens gegen die übrigen Indier gegeben, und die gutmüthige Welt so vollkommen überzeugt, daß, wenn die Mittel, deren man sich zur Vertilgung der wilden, d. h. keine baumwollenen Kleider tragenden Indier bedient, nicht immer die allerbesten sind, doch der Zweck dabei nur die Civilisation der Welt ist, und der kleine Fleck, den man den Cherokesen gelassen hätte, würde reichliche Früchte im Innern getragen haben. Allein so weit ging ihre Politik nicht, sie scheinen vielmehr offen darlegen zu wollen, welch eine gerechte, humane und freiheitsliebende Nation sie sind. Der Staat von Georgien erklärte das cherokesische Gebiet für inklavirt in seine Grenzen, verlangte daher, daß sie ihre Verfassung aufheben, sich dem Staate Georgien unterwerfen, oder auswandern sollten, bis jenseits des Missuri, in die Wüste, wo man sich versprach in einem Jahrzehent dieselbe Procedur wieder vorzunehmen, wenn ihre Arbeit das Land so weit urbar gemacht hätte, daß es den Weißen der Mühe werth wäre, es wegzunehmen. Die Cherokesen appellirten an den Kongreß, der sich für inkompetent erklärte, da er sich nicht in die innern Angelegenheiten der Staaten mischen könne; in Georgien drohte man den Cherokesen mit Krieg, wenn sie sich nicht unterwürfen. Diese weigern sich, bestehen auf ihrer Nationalität, und vertheidigen sich bis jetzt in ihrem Journal, und die Argumentation scheint bis dahin nicht auf Seite der Georgier zu seyn, wie sich aus folgendem kleinen Zufall schließen läßt. Der Oberst der Truppen des Staats Georgien drohte dem indischen Zeitungsschreiber, demselben, der das Alphabet erfunden hat, wenn er sich noch einmal erlaube, gegen den Staat Georgien und die Armee desselben zu schreiben, so werde er ihn an einen Baum binden und peitschen lassen. Der wilde Zeitungsschreiber antwortet in seinem Blatt vom 12 August: „Wir haben unseres Wissens den Staat Georgien und seine Armee nicht verläumdet; wenn man jedoch behauptet, daß es so sey, so scheint es ein schlechtes Mittel, die Welt von unserm Irrthum zu überzeugen, wenn man uns peitscht. Diese Art ihre Unschuld zu beweisen, wird Niemand überzeugen. Wir haben uns vorgenommen die Wahrheit zu sagen, und werden diesem Vorsatz getreu bleiben, wenn aber der Oberst Nelson glaubt, daß wir verläumderische Artikel geschrieben haben, so muß er angeben können, worin die Verläumdung liegt. Welche Schwierigkeit könnte es haben, die Lügen zu beweisen, die man uns vorwirft!“ Allein leider wird es den armen Cherokesen wenig dienen Recht zu haben, und sie werden zu ihrem Verderben erfahren, daß wenn die Gründe nicht auf Seiten ihrer Gegner sind, doch wenigstens die ultima ratio regum auch Republiken zu Gebot steht.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 338. 4 Dezember 1831.

Bilder aus Südamerika.

11. Die Chinganera.

Sepulveda setzte sich auf denselben Felsblock, wo drei Nächte zuvor seine Mutter und die Novize gesessen waren; er hätte Welten darum gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, dafür jenen Abend zurückzukaufen, und da ihm gerade das Lied einer indianischen Minstrell einfiel, so sang er vor sich hin die Schlußzeile:

„No me olvides nunca! No me olvides, no!"

Kaum hatte er diese Worte gesungen, als er dicht hinter sich in der nämlichen traurigklagenden Weise dieselben Töne des Liedes auf einer Guitarre spielen hörte. Rasch umgewendet sah er die Chinganera vor sich stehen, die am verflossenen Abend so großen Antheil an ihm genommen zu haben schien. Sie war in den groben schwarzen Poncho und den blauen Justan ihrer Zunft gekleidet.

Es gab nichts Gewöhnlicheres als solche fahrende Sängerinnen zu allen Zeiten und auf allen öffentlichen Plätzen zu sehen, und es war bekannt, daß sie gern geheimnißvollerweise sich in die Angelegenheiten Derjenigen zu mischen pflegten, die sie wohlwollend gegen sie gesinnt glaubten. Ihr unstetes Wanderleben und ihre Neugierde halfen ihnen auf die Spur von manchen Dingen, und diese Kenntniß benützten sie dann zum Wahrsagen oder um ihrem Günstling ihre launenhaften Gefälligkeiten zu beweisen. Sepulveda konnte sich daher bei ihrem Anblick nicht des Gedankens erwehren, daß sie ausdrücklich hieher gekommen sey, ihm etwas Besonderes mitzutheilen und in der Erwartung, was sie sagen würde, schwieg er einige Augenblicke. Da sie aber stumm und schweigsam vor ihm stehen blieb, redete er sie an, indem er auf ihre Vorhersagung des Erdbebens anspielte, die sie einige Tage zuvor gegeben hatte.

„Solche Warnungen sind leicht zu geben, Hermano," erwiederte sie. „Jedes Kind in meinem Stamme weiß was stilles schwüles Wetter, und ein plötzliches Ausbleiben der Springbrunnen zu bedeuten haben. Aber Niemand will dem Worte eines Indianers glauben, und doch nehmen eure weisesten Männer, wenn sie von der Calentura befallen oder vom Zahn der Klapperschlange gebissen werden, zu uns unbedenklich ihre Zuflucht. Aber ist das Erdbeben vorübergerollt, und man denkt nicht mehr daran, ist das Fieber geheilt und das Gift entfernt, so ist der Indianer vergessen. Und doch ist Dieß nicht unsre einzige Geschicklichkeit. Wollt Ihr eine Probe davon haben, Carlos Sepulveda? Ich kenne sie, an die Ihr in diesem Augenblick gedacht, und weiß, wo sie sich befindet."

„Mit meinem Namen wenigstens scheinst Du gut bekannt. Allein wenn Du etwas von Donna — ich meine von irgend Jemand weißt, der mich wie Du glaubst interessirt, so sage mir Alles, was Du weißt, auf einmal."

„Glaubst, sagt Ihr? Ich weiß es gewiß, Hermano. Oder hätte ich Eure Blicke umsonst beobachtet, an jenem Abende, wo Ihr unter der Alameda lehntet? Und dann als ich die Diepedida sang, mußte ich nicht sehen, auf Wen Ihr jedes Wort bezoget? Noch mehr: Ihr sahet mich nicht in der Kirche der Monjas Claras, obgleich ich neben Euch an demselben Pfeiler kniete; ich sah Euch, wie Ihr durch das Gitter brachet, und die Novize rettetet. Ich entrann dem Tode, indem ich Euch auf dem Fuße folgte, und ich verlor sie nicht mehr aus dem Auge, so lange ihr Fuß den vaterländischen Boden betrat."

„Himmel, so hat sie Venezuela verlassen? Wo sahst Du sie zuletzt, und mit Wem."

„Ihr Vater überhob Eure Mutter der Sorge für sie. Ich folgte ihnen bis Quebrada del Tucuqueri. Lebet wohl." —

„Du gehst, Chiganera! Nur noch ein Wort bevor wir scheiden; woher kommt es, daß Du so viel Theil nimmst an dem Schicksal von mir und —"

„Maria del Rosario Pennuela, wollt Ihr sagen. Ich weiß, es ist weißen Menschen unbegreiflich, daß sich Indianer an Wohlthaten erinnern, und doch wundern sie sich nicht über die Dankbarkeit ihrer Hunde. Das Almosen, das Ihr mir vergangenen Abend reichtet, war nicht das erste aus Eurer Hand, und als mich Eure Mutter am Abende des Erdbebens unter den Bäumen ihres Gartens liegend fand, ließ sie mich nicht hinauswerfen, wie Andere gethan haben würden. Und nun, Hermano, lebt wohl. Wenn ich Euch wiedersehe, wird es geschehen, Euch zu warnen, daß Ihr ein Wanderer werden müßt, gleich mir. Vergangene Nacht verdunkelte der Mond auf seiner Bahn einen glänzenden Stern, und wann ward Dieß gesehen, ohne daß in Coquibacoa eine Revolution folgte?"

12. Der Indianerschatz.

Zu Lima erzählt man eine Anekdote, die mit der Geschichte einer kleinen Kirche der Stadt in Verbindung steht. Vor ungefähr fünfzig Jahren nämlich soll einer der Gebirgsindianer, der gewöhnlich

in einem kleinen Dorf im Gebirge unfern der Hauptstadt, Messe zu hören und gelegentlich zu beichten pflegte, zu dem dortigen „Padre Cura,“ der ihn während eines gefährlichen Anfalles von Blatternkrankheit gewartet, eine solche Zuneigung gefaßt haben, daß er ihm zum Lohne für seinen Liebesdienst einige Stücke gediegenen Goldes zum Geschenke machte. Hiedurch wurde die Neugierde des Padre höchlich gereizt, und er fragte den Indianer, wie er zu diesem kostbaren Metall gekommen; da gestand denn endlich dieser unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit, er habe einen Huaco gefunden, d. h. einen Ort, wo Schätze wahrscheinlich von den Eingebornen zur Zeit der spanischen Eroberung verborgen wurden. Dergleichen Orte sind in Südamerika vorzüglich in Peru nicht selten. Viele derselben sind den Indianern wohl bekannt, die jedoch von den Reichthümern, die auf solche Art vergraben sind, nur äußerst selten Gebrauch machen. Zuversichtlich nämlich glauben sie, daß eines Tags die Incas wieder zur Macht ihrer Vorfahren gelangen werden, weßhalb sie ihren rechtmäßigen Herrschern den Hort aufbewahren, bis die Zeit des neuen Reiches kommen wird. Der Padre war, wie sich denken läßt, von diesem Geständniß nicht wenig überrascht, und der Indianer fuhr fort, ihm nach und nach noch manches gutes Stück Gold zu bringen, wodurch der Pfarrer sich in den Stand gesetzt sah, einen Kirchenbau zu beginnen, was längst sein sehnlichster Wunsch gewesen war. Als er bei dem Erzbischof von Lima um Erlaubniß dazu anhielt, mußte er gestehen, wie er zu den Mitteln, einen solchen Bau zu führen, gekommen sey, worauf ihm der Prälat einschärfte, allen Fleiß anzuwenden, um die Lage des Huaco dem Indianer zu entlocken, der gehobene Schatz solle dann zur Verschönerung aller Kirchen im Lande angewendet werden. Nach langem Zureden willigte endlich der Indianer ein, den Pfarrer des Nachts an Ort und Stelle zu führen, in eine kleine Höhle nämlich, die von Buschwerk versteckt in der Mitte eines tiefen Forstes lag. Auf dem Heimwege soll nun der Pfarrer von jedem Baum, an dem sie vorübergingen, ein Stück Rinde abzuschälen gesucht haben, um dadurch seinen Weg selbst zu dem Huaco finden zu können. Allein dem schlauen Indianer, der schon in dem Ungestüm, mit dem sein Beichtvater darauf drang, den Schatz zu sehen, böse Absicht gewittert hatte, entging die List des Padre nicht, und kaum hatten sie einander verlassen, als der Indianer so viel Bäume des Forstes als möglich nach allen Richtungen hin auf gleiche Weise zeichnete. Es braucht kaum hinzu gefügt zu werden, daß der Indianer sich nicht mehr in der Dorfkirche sehen ließ.

Blicke in Afrika's Zukunft und das Reich der Möglichkeiten.

(Schluß.)

Die ganze Frage hängt also von der Wasservertheilung ab; zu viel Wasser und zu wenig macht das Unglück Afrika's, und das einzige Hülfsmittel gegen die Uebel, welche den reichsten Boden der Welt in ein weites Grab, oder in ein Nest voll Schlangen verwandeln, beruht auf der gleichmäßigen Vertheilung dieser Naturgabe. Man kann nicht zweifeln, daß ein großer Theil der Wildniße Afrika's Feldfrüchte erzeugen könnte, wenn er Wasser hätte. Wo nur eine Quelle ist, finden wir auch im Herzen der Wüste Vegetation, und eine kleine Kolonie, umgeben von Wäldern und reichen Gefilden, wo nur immer eine regelmäßige Bewässerung statt findet.

Die große Aufgabe wäre demnach, den Ueberfluß der tropischen Regen aus den unzähligen Strömen, und unermeßlichen Seen von Centralafrika nach den Gegenden zu leiten, die jetzt zu ewiger Dürre verdammt sind. Der Erfolg wäre, die tiefen Moräste in fruchtbaren Boden umzuwandeln, und den brennenden Sand zu bewässern und gleichfalls fruchtbar zu machen. Zu diesem Ende bietet der eigenthümliche Bau dieses Kontinents nicht gewöhnliche Vortheile dar. Centralafrika liegt so hoch, daß es nach beiden Seiten seine Ströme in großer Fülle und Stärke durch den Kontinent ergießt. Denham berechnet, daß der See Tschad, einer der großen Wasserbehälter dieser Ströme, 1200 Fuß über der Meeresfläche liegt, und daß jenseits des Sees gegen Süden der Boden immer noch aufsteigt. Bruce berechnet, daß er ungefähr eine Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere erreicht habe, und wahrscheinlich ist auch Dieß noch bei weitem nicht die ganze Erhöhung. Der Major Head sagt: „Wenn es wahr ist, daß die Natur einer Reihe mächtiger Seen und Wasserbehälter einen Platz anwies über den dürstenden Wüsten-Afrika's, deren Stagnation und schnelle Ausdünstung jetzt die Luft verpesten; wenn ferner eine bedeutende Anzahl großer Flüsse aus dem Innern Afrika's nach dem Ocean strömt, wäre es nicht für Reisende eine würdige Aufgabe, durch wissenschaftliche Nachforschungen zu bestimmen, welche Schwierigkeiten dem weiter verbreiteten Erguß dieser ungeheuern Wasseradern im Wege stehen? So schwer auch die Ausführung dieser Idee seyn mag; so ist sie doch ein der Nachforschung in der That würdiger Gegenstand, und mehr werth, als all das müßige Umherziehen unserer Dilettanten in Aegypten.“

Diese Idee ist gigantisch, aber sie liegt nicht außer dem Reich der Möglichkeiten. In diesem Lande der Wunder und Schrecken ist Alles gigantisch, selbst die Gedanken darüber müssen es werden. Gedanken solcher Art aber auszuführen, wäre freilich nicht das Werk einer Nation. Aber ließe sich nicht eine Zukunft denken, wo sich bei verhältnißmäßig fortgeschrittener Entwicklung der Chemie und Mechanik die Völker ganzer Welttheile zu einem solchen Werke verbänden? Die Zeit ist ein unendlich lang gesponnener Faden, und die Völker werden längst aufgehört haben, einander die Hälse zu brechen über die einfache Frage: ist es besser von Vernunft oder Unsinn beherrscht zu werden? und die alte Erde wird noch immer nicht zerbröckelt seyn, und womit dann die Zeit ausfüllen? Doch vielleicht suchen wir das Reich der Möglichkeit in einer fernen Unmöglichkeit, und es liegt uns weit näher.

Das Wasser von einem Theile der Tropenländer fließt bereits in dem merkwürdigen Nilstrome durch die Sandwüsten Nubiens und befruchtet Aegypten. In Aegypten selbst, dem wahren Lande des Sands und der Sonnenhitze, sind Kanäle und Dämme nach einem ungeheuern Maßstabe angelegt, denen das Land seine fortdauernde ungewöhnliche Fruchtbarkeit verdankt. In der abyssinischen Geschichte ist der Drohung eines Königs erwähnt, den Nil von seinem Laufe abzuwenden, und so die Quelle zu verstopfen, aus der Aegypten trinkt. Eine Drohung von so scheinbar unmöglicher Art, wurde

zum Theil ausgeführt, als König Lailbala im Jahre 1200 den Lauf zweier Zuflüsse des Nils in den indischen Ozean ablenkte.

Es ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, bei den Nachforschungen in fremden Ländern einen bestimmten Zweck von unverkanntem Nutzen zu haben. Bis jetzt hatte man keinen solchen, als höchstens die Mündung des Nigers. Unsere Reisenden alle sind der Stadt Tunbuktu nachgerannt, ohne daß aus der Entdeckung derselben irgend besondere Vortheile hätten hervorgehen können. Aber irgend ein fabelnder Maure hatte ausgesagt, Tunbuctu sey ein zweites Paris oder London, nur mit dem Unterschiede, daß die Straßen mit Gold gepflastert seyen. Eine Menge thätiger und geschickter Männer ging für ihr Vaterland verloren auf dieser Wildgänsejagd nach einem Eldorado, das endlich nichts Anderes als ein Haufe elender Hütten in einer Wüste war. Eine Expedition, um die Mittel zu entdecken, die Einöden fruchtbar, und die tropischen Gegenden Afrika's zu einem gesunden Aufenthalt zu machen, wäre eine der edelsten Unternehmungen, welche den Ehrgeiz des Menschen entflammen könnte.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

IV.

Schreiben des Generallieutenants Schneiber über Capodistrias Tod.

Bitche, 30 Oktober 1831.

„In dem Augenblick, wo das an dem Grafen Capodistrias begangene Verbrechen eine Menge von Urtheilen über diesen Staatsmann hervorruft, wo vielleicht seine Mörder selbst es wagen werden, ihre ruhmwürdige Hingebung zu rühmen, ist es Pflicht des rechtlichen Mannes seinem Andenken die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und den Freunden der Freiheit zu zeigen, welchen Mißbrauch man in der Ferne mit ihrer edeln Begeisterung treibt.

„Der Graf Capodistrias war zwar von einem ungemessenen Ehrgeiz beseelt, aber in Griechenland war dieser Ehrgeiz Patriotismus, und eine um so aufrichtigere Hingebung, als nur er allein fähig war die Bedürfnisse des Landes einzusehen, und es vor Anarchie zu bewahren.

„Er hat regiert, wie er glaubte, es zu thun zu müssen, indem er ununterbrochen zum Nutzen des Volkes gegen die Anmaßungen einiger Personen und Familien kämpfte. Im Namen der Freiheit hat er die Aristokratie getödtet, die nur Privilegien für sich und Bedrückung des Volkes wollte.

„Die englische Politik war seinen Feinden nützlich, denn England fürchtete die Befestigung und die wachsende Macht des griechischen Staates.

„Unstreitig war der Graf Capodistrias genöthigt, viele Interessen, und besonders viele Anmaßungen zu verletzen, denn er hatte die Emancipation des ganzen Volkes, auf das allein er sich stützte, im Auge; man erwäge aber, welchen Anmaßungen und welchen Interessen er gegenüber stand!

„In einem, vor kurzen noch in der schmählichsten Sklaverei schmachtenden Lande war er oft genöthigt zu despotischen Mitteln und Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, aber man bedenke doch die Umstände und seine Absichten.

„Der Präsident von Griechenland lebte von seinem eigenen Vermögen; nie hat er das Schärflein der Wittwe durch Pracht und Schaustellung vergeudet, noch einen seiner kostbaren Augenblicke durch Beobachtung von Förmlichkeiten verloren; und um den Muth seiner Meuchelmörder gehörig zu würdigen, so wisse man, daß seine Person nie, weder von Wachen noch von den mindesten Vorsichtsmaßregeln umgeben war. Ich habe ihn in Morea gesehen, wie er sich mitten durch Haufen bewaffneter Männer drängte, nur von zwei oder drei Civilbeamten begleitet.

„Als Abgeordneter einer fremden Regierung, hielt ich es oft für Pflicht, seiner Politik zu mißtrauen; allein ich bin auch schuldig, seinem edeln Betragen und seinen ausgezeichneten Tugenden, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Der Generallieutenant Schneiber.

(Fortsetzung folgt.)

Syrische Kirche in Indien.

(Aus dem Missionary Register.)

Ein englischer Geistlicher, J. W. Doran, Mitglied der Missionsgesellschaft, hat kürzlich die syrischen Kirchen von Travancore und Malabar besucht, die er als in die tiefste Unwissenheit versunken schildert. Ein Charakterzug, der eben nicht zum Vortheile dieser syrischen Christen spricht, ist ihre außerordentliche Gleichgültigkeit gegen die Erziehung der Jugend. Die Metrans und Catanars oder die Geistlichen sind wenig unterrichtet, jedoch nicht intolerant. Herr Doran erhielt die Erlaubniß, in den Kirchen zu predigen, und wurde vom Volke, besonders zu Cranganor, mit vieler Aufmerksamkeit gehört. Die Kirche dieses Orts ist eine der ältesten in Indien; sie ist von Granit gebaut, und man berechnet ihr Alter auf fast ein Jahrtausend.

„Auf meiner ganzen Reise im Nordwesten von Coltavam,“ sagt Doran's Bericht, „fand ich nur in einer einzigen Gegend eine einer Schule ähnliche Anstalt, welche von Syriern selbst gehalten wurde; ein Umstand, der um so beklagenswerther erscheint, wenn man den Reichthum und die Sicherheit bedenkt, deren sie jetzt genießen. In den meisten Orten, die ich besuchte, sprach ich in Gegenwart des Volkes mit den Catanars frei über diesen Gegenstand, und überall wurden meine Reden gut aufgenommen. Ich bemühte mich, ihnen zu zeigen, daß, da jetzt ihre Personen und Güter durch die Gegenwart und den indirekten Einfluß einer großen christlichen Macht gesichert seyen, so wäre es ihre Pflicht, den Unterricht der Jugend, auf den das Wort Gottes so ausdrücklich hinweise, nicht länger zu vernachlässigen.

Im Südwesten, zu Uimani, fand Herr Doran während der Osterwoche die Kirche mit Leuten angefüllt, die gekommen waren, um die Kreuzigung zu feiern. Zwei Personen lasen eine malavische Uebersetzung des Evangeliums St. Matthäi, die ein gelehrter Bramine, der zum Christenthum übergetreten war, vor einigen Jahren bearbeitet hatte, mit lauter Stimme vor; allein sie war dermaßen mit sanskritischen Worten untermischt, daß sie nur von einer kleinen Anzahl Gläubigen verstanden werden konnte, obgleich Alle den Lesern sehr aufmerksam zuhörten. Ihre Andacht bestand hauptsächlich darin, daß sie die Erde küßten und sich bekreuzigten.

Wie es scheint, so fehlt es diesen Christen hauptsächlich an Büchern, und ihre Manuscripte vermindern sich. „Im ganzen Lande,“ sagt Herr Doran, „sind Bücher Das, was man am sehnlichsten wünscht.“

Herr Doran bestätigt, was vor ihm schon von mehreren Reisenden erzählt wurde, daß viele Hindus der niedern Klasse der syrischen Kirche Opfer bringen, in der Meinung, von dem „Siwami“ der Christen Wohlthaten zu erhalten.

„Zu Raunl,“ sagt er, „erfuhr ich etwas mir ganz Neues, nämlich daß die Bewohner dieses und noch zweier oder dreier Kirchspiele, da sie sich für die ächten Nachkommen der ein und siebenzig Familien halten, welche im fünften Jahrhundert dem heiligen Thomas aus Bagdad in dieses Land gefolgt seyen, sich nicht mit den andern Syriern verheirathen wollen. Der einzige überzeugende Beweis, den sie für diesen Vorzug, dessen sie sich rühmen, jetzt anführen können, ist die weißere Farbe der Haut, die sie vor den übrigen Bewohnern auszeichnet.“

Durch Armuth und die Cholera ist die syrische Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen.

Die Mühe, welche sich die Missionäre der Gesellschaft gegeben haben, um die Lehren der h. Schrift unter den syrischen Christen zu verbreiten, waren von großem Erfolg; indeß bleibt noch viel zu thun übrig. Man hat das Zutrauen der Metrans und der Geistlichkeit gewonnen; die jungen Syrier, welche in die geweihten Orden treten, werden im Kollegium zu Coltayam von den Missionären der Gesellschaft auf ihren heiligen Beruf vorbereitet; das Neue Testament ist ins Malavische übersetzt worden und jetzt unter dem Volke verbreitet. Den Missionären ist gestattet, in den syrischen Kirchen Malavisch zu predigen; das Volk erhält in seiner Sprache Unterricht in der Liturgie der anglikanischen Kirche; unter Leitung der Mission werden in den Kirchspielen ihren Mitteln angemessene Schulen er-

richtet, und die Presse der Mission beschäftigt sich damit, Schriften zu verbreiten, welche darauf berechnet sind, der heranwachsenden Jugend gesunde Begriffe von der Religion und die für sie nützlichen Kenntnisse beizubringen.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 14 November las Herr Arago einen Bericht des Herrn Warden, über die Reise des amerikanischen Schiffes Antarctik im stillen Ozean, und einige dort neuentdeckte Inseln vor. Die Goelette Antarctic segelte mit Pelzwerkhandel beauftragt im September 1828 von New-York nach der Südsee ab. Nachdem sie auf ihrer Fahrt die Inseln des grünen Vorgebirgs berührt hatte, führte sie ihr Kapitän Morell im Monate Oktober nach Neuseeland, wo er seine Ladung nicht umsetzen konnte, und daher seinen Reiseplan änderte und nach Manilla zu gehen beschloß. Auf dieser Fahrt befand er sich (am 23 Februar 1830) im Angesicht einer Gruppe von sechs Inseln, die noch auf keiner Karte angemerkt sind. Er nannte sie die Westerfieldgruppe. Diese Inseln sind klein, und durch Riffe unter sich verbunden. Am folgenden Tage entdeckte er abermals eine neue Insel, die sich von Nord nach Süd in einem Umfang von 75 Meilen erstreckte, und der er den Namen „Berggruppe“ gab. Am 28 erblickte er abermals eine neue Insel, die er „Livingston-Insel“ nannte; sie schien mit Kokosbäumen bedeckt, aber unbewohnt. Am 9 März zu Manilla angelangt, ging Kapitän Morell am 12 April nach den Fidschi-Inseln (Inselgruppe im stillen Meere) unter Segel, in der Absicht, eine Ladung Schildkrötenschalen an Bord zu nehmen. Nachdem er die Inseln Ivao und Ballace vorübergesegelt war, berührte er die Los Matieas Inseln, deren Einwohner gerne Handel getrieben hätten; da sie aber keine Gegenstände von Werth hatten, so wurde der Verkehr bald abgebrochen. Von hier nahm er eine nördliche Richtung, und erblickte die Inseln Juma, Jam, Young, Williams und Mondversand, auf denen man jedoch weiter nichts als Brodfrüchte und Kokosnüsse einhandeln konnte. Der Kapitän konnte in dem geringen Verkehr, den er mit den Einwohnern hatte, nur ihre friedfertigen Gesinnungen loben; er beschreibt sie als groß, sehr kraftvoll gebaut, bemerkte aber keine Kriegsgeräthe an ihnen. — Am 25 Mai entdeckte man sechs kleine Inseln, die durch Felsenbänke verbunden waren, durch die jedoch in Abständen kleine Kanäle von etwa hundert Ruthen in der Breite hindurchführen. Der Ueberfluß einer Fischgattung, Beach-lemar genannt, die bei den Chinesen sehr theuer bezahlt wird, veranlaßte ihn hier, Anker zu werfen. Er ging an's Land und ließ eine Hütte bauen. Die Einwohner näherten sich dem Schiffe in großen Kanoes, die mit Kokosnüssen und Muscheln beladen waren. Sie waren von schwarzer Farbe, hochwüchsig und schienen sehr behend. Ihre Vorstellungen und Begriffe waren indeß blos auf die Inselgruppe beschränkt, die sie bewohnten; doch hatten sie auch einige Kenntniß von einer andern benachbarten Inselgruppe, von woher, wie sie glaubten, die Goëlette gekommen sey. Die Schaluppe hatte die Schmiede an's Land gebracht, die sich sofort in Thätigkeit setzte. Die Indianer durch dieses nie gesehene Schauspiel herbeigelockt, hatten mehrere Geräthschaften gestohlen, der Kapitän schickte jedoch eine Abtheilung wohlbewaffneter Matrosen ab, welche die Diebe zwangen, das Entwendete herauszugeben. Dieser Vorfall hatte einige feindliche Demonstrationen von Seite der Wilden veranlaßt, weßhalb der Kapitän einige von ihnen und den vornehmsten Häuptling gefangen nehmen und an Bord der Goelette bringen ließ. Abends sprang dieser jedoch über Bord und erreichte schwimmend das Ufer, während der Nacht folgten auch die Uebrigen seinem Beispiel. Am folgenden Morgen gingen die Arbeiter wie gewöhnlich an's Land. Gegen acht Uhr machten sie Anstalt, sich nach dem Schiff zu begeben, um ihr Frühstück zu nehmen, und ließen ihr Handwerkzeug unter der Hut von drei ihrer Kameraden zurück, die sich bald darauf von einigen 30 Indianern umringt und feindlich bedroht sahen. Da diese jedoch die Schaluppe vom Schiff abstoßen sahen, um den Angegriffenen zu Hülfe zu kommen, so entfernten sie sich. Dieser Umstand und die Ankunft von einer großen Anzahl von Kähnen aus den andern Inseln bestimmten den Kapitän seine an's Land geschickte Mannschaft zu verstärken, so daß sich endlich 21 Mann des Schiffsvolkes auf der Insel befanden. Obgleich er dem Offiziere, der diese Leute befehligte, eingeschärft hatte, auf seiner Hut zu seyn, so ließ dieser sich doch von den Wilden, die mit einem Mal aus dem Wald hervorstürzten, überrumpeln. Zwei Matrosen, die sich in kleinen Booten befanden, hatten kaum noch Zeit die offene See zu gewinnen, und nahmen dann noch drei ihrer Kameraden, die sich ins Meer gestürzt hatten, auf. Noch zwei andere retteten sich im Fischerboote, alle andern kamen ums Leben bis auf noch Einen, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Mit seiner so geschwächten Mannschaft konnte Morell nichts weiter unternehmen, und sah sich gezwungen, nach Manilla zurückzukehren, und Verstärkung zu holen. Am 25 Juni langte er zu Manilla an, das er mit 14 neu angeworbenen Matrosen am 8 August wieder verließ, worauf er am 14 September das ungastfreundliche Land wieder erblickte, das er die „Massacre-Insel“ nannte. Das Schiff hatte kaum noch Anker geworfen, als es die Eingebornen in ihren Kanoes anzugreifen versuchten. Allein eine wohlgezielte Ladung jagte sie alsbald in die Flucht. Kurz nachher stieß ein kleines Kanoe von der Küste ab, und ruderte nach der Goelette zu, deren Mannschaft einen ihrer Kameraden, Leonhard Shaw, in dem Kanoeführer erkannte. Dieser Matrose hatte sich, während die übrigen Europäer niedergemetzelt wurden, in den Wald geflüchtet, und sich darin gegen vierzehn Tage verborgen gehalten, und von Kokosnüssen genährt, endlich aber wurde er doch auch von den Wilden entdeckt und grausam mißhandelt. Shaw erzählte, daß die Köpfe von 13 ihrer getödteten Kameraden an der Thüre des Häuptlings aufgehangen seyen, und daß er selbst getödtet und gefressen worden wäre, wenn nicht einige der vornehmsten Eingebornen gerade von der Insel entfernt gewesen wären. Indeß hatten sie ihn jetzt doch nach dem Schiffe zurückkehren lassen, wahrscheinlich um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. — Während seiner Gefangenschaft auf der Insel mußte Shaw Messer aus dem Eisen verfertigen, das die Wilden vom Schiff erbeutet hatten. Seiner Angabe zufolge ist diese Inselgruppe einem einzigen Häuptling unterworfen, jede Insel aber hat gleichfalls ein Oberhaupt, dem wieder mehrere andere unterthan sind. Shaw bemerkte keine Spur von Religion oder Gottesdienst unter ihnen. Die Vielweiberei scheint den Häuptlingen erlaubt zu seyn, das übrige Volk begnügt sich mit einer Frau. Die Weiber leben keusch und eingezogen, der geringste Verdacht der Untreue kostet ihnen das Leben. Shaw glaubt, daß sie alle ihre Kinder bis auf die des Häuptlings umbringen, da er nirgends unter ihnen welche bemerkte. Die Hütten sind von Bambusrohr gebaut und mit Kokosblättern gedeckt. Die Frucht dieses Baumes und der Bananen, so wie Fische, machen die einzige Nahrung der Bevölkerung aus. — Um die Arbeiten seiner Leute zu schützen, ließ der Kapitän auf zwei großen Bäume, ungefähr 40 Fuß vom Boden eine Art Batterie errichten, und vier Stücke dahin bringen, denen sechzehn Mann mit Gewehren und Lebensmitteln versehen beigegeben waren. Die Eingebornen erschienen in großer Anzahl, zogen sich aber bei dem Feuer dieser Luftbatterie zurück. Aller Mühe ungeachtet gelangte Morell doch nicht dazu, diesem Volke friedliche Gesinnung einzuflößen, und er war gezwungen, ohne die beabsichtigte Ladung von Fischen wieder unter Segel zu gehen. Er führte zwei Wilde mit sich fort, mit denen er nach einiger Zeit wieder zurückzukehren gedenkt, und dann durch sie eine bessere Aufnahme unter ihren Landsleuten zu finden hofft. — Kapitän Morell wird seinen ausführlichen Reisebericht in Kurzem bekannt machen.

Folgende Anekdote von Chateaubriand ist von dem Verleger seiner Werke zur Kenntniß des Publikums gebracht worden: Vor einiger Zeit vereinigten sich einige Pariser Buchhändler, dem Vicomte das Verlagsrecht seiner Schriften abzukaufen, wofür sie ihm eine halbe Million Franken boten. Das Anerbieten wurde angenommen, und die Käufer händigten Chateaubriand die volle Summe in Staatspapieren und Anweisungen auf verschiedene Zeitpunkte ein. Als bereits 500,000 Franken flüssig geworden waren, sahen die Buchhändler ein, daß sie sich in ihrer Spekulation höchlich verrechnet und einen großen Verlust zu gewärtigen hatten. Ein eigennütziger Mann würde nun freilich gesagt haben: „Das ist Eure Sache, wie Ihr zurecht kommt.“ Chateaubriand hingegen gab ihnen unverzüglich die noch in seiner Hand liegenden Assignationen von 200,000 Fr. unaufgefordert zurück.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 339. 5 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

(Fortsetzung.)

4. Der Herzog von Bordeaux.

Nachdem man die Republik, ein neues Herrscherhaus und den Erben Napoleons ausgeschlossen hatte, stand zunächst der Herzog von Bordeaux. Die Vortheile dieser Wahl lagen auf flacher Hand. Diese Wahl hieß jede Furcht vor innerm oder äußerm Kriege schweigen. Während der Minderjährigkeit Heinrichs V würden die Volksrechte unter dem Schutze der Legitimität ungefährdet ihre natürliche Ausdehnung erlangt haben, während die Ausdehnung derselben Rechte unter einer schwachen Wahlmonarchie uns stürzen kann. Das Scepter des jungen Heinrichs, emporgehalten durch die Hände des jungen Frankreichs würde für die Ruhe eben dieses Frankreichs und selbst für das Glück Dessen, der regiert, unendlich mehr werth gewesen seyn, als eine in einen Pflasterstein gehüllte und aus dem Fenster geworfene Krone — eine Krone, die zu leicht ist, wenn sie sich vom Gewicht ihrer Hülle losschälen will, zu schwer, wenn sie darin befestigt bleibt. Gewiß ist es, daß Niemand am 26 Julius das Werk des 27 wollte, daß man am 26 in Freudengeschrei ausgebrochen seyn würde, wären die Zurücknahme der Ordonnanzen, der Wechsel des Ministeriums und die damit unausbleiblich zusammenhängenden Verbesserungen bewilligt worden. Am 30 begnügte man sich schon nicht mehr mit zwei Abdankungen, und man sagte zu einem unschuldigen Kinde: „Bist Du es nicht, so ist es doch Dein Vater.“ Es konnte antworten: „Ich habe keinen.“ Kurz man übereilte, man machte einen zu großen Sprung, man überflog einen zu weiten Raum: die Stelle, worauf man jetzt fußt, ist nur eine Klippe; man sprang nur zwischen zwei Abgründen.

Wenn ich sagte, es habe Niemand, einige Männer voll Feuer und edler Gesinnungen, aber ohne Erfahrung, ausgenommen, am 26 gewollt, was sich am 27 ereignete, so behaupte ich hiemit Nichts, was nicht Jedermann wüßte, und wovon ich nicht durch mich selbst Zeugniß ablegen könnte. „Das siegreiche Volk trug mich auf seinen Armen auf die Barrikaden,“ sagte ein großer Dichter. Diese Schaar, die meist aus jungen Leuten bestand und von ihrem Triumph begeistert war, rief: „es lebe die Charte!“ Mehrmals erwiderte ich: „Ja, meine Herrn, es lebe die Charte und es lebe der König!“ Und man ließ mich darüber nicht in's Meer fallen, wie der Dauphin den Affen, den er auf seinen Rücken genommen hatte, in der Meinung einen Menschen zu retten. Man sah in mir nichts als den Vertheidiger der Preßfreiheit und lohnte mir dafür mit einigen Huldigungen. Wäre ich zu einer andern Zeit in den Gassen von Paris unsern ersten Revolutionsmännern begegnet, ohne Umstände würden sie mit dem Aristokraten — der Laterne zugeeilt seyn; sie glichen nicht diesen Kindern der wahren Freiheit, die einen Royalisten in die erbliche Kammer führten. Diese jungen Soldaten boten Alles auf, den Sieg durch Alles zu verschönern, was die Ehre vom Edelmuth der Tapferkeit beilegt. Dieß ging am 29 vor. Hätte Jedermann seine Pflicht gethan, so wäre es noch immer Zeit gewesen, die Interessen zu vereinigen; ich schweige hierüber für jetzt; ich werde nicht immer schweigen. Es blieb mir von diesem für mich so glorreichen Tage nur das Gefühl einer ewigen Dankbarkeit und die schönen Verse, in denen Beranger das Ereigniß feierte, welches mein politisches Leben krönt.

Es war eitel Geschwätze, wenn man sagte, die Annahme des Kindes sey unmöglich, die Volksmassen stießen es zurück, die Proletarien würden die Eigenthümer, die Diener ihre Herren, die Arbeitsleute die Chefs der Werkstätten erwürgen und wie all die schönen Sachen heißen, die man damals aus *Klugheit* wiederholte. — Nichts von Allem dem würde geschehen seyn, die ländliche Bevölkerung und die Städte würden nicht gewankt haben. Heinrich V, von der Regierung mit dem in der Charte nothwendigen Veränderungen zum Könige ausgerufen, würde in ganz Frankreich anerkannt worden seyn. Die Nationalgarde von Paris würde jeder Republik aus dem Stegreife ein Ende gemacht, der Freund Washington's einen fruchtlosen Versuch nicht unterstützt haben, denn unter diesen Verhältnissen erwartete ihn eine schönere und seines Namens würdigere Rolle. Eine Schaar von Zitterern, einige hungerige Ehrgeizige täuschten die Großmuth Ludwig Philipps; er glaubte Frankreich von einer Gefahr zu retten, die nicht vorhanden war; er warf sich ins Königthum, um uns der Anarchie zu entreißen, die nirgends bestand als in den Köpfen einiger Memmen. Hätte Ludwig Philipp darauf beharrt, einfacher Bürger zu bleiben, so würde Heinrich V den Thron bestiegen haben, den Feiglingen zum Trotz, obgleich sie durch ihre Furcht hindurch, nur wenn diese siegte, Ehre, Besoldungen und Stellen erblickten.

(Schluß folgt.)

Spanien, wie es ist.

III. Agrikultur und Grundeigenthumsverhältnisse.

(Schluß.)

Eine aus den römischen Gesetzen abgeleitete, und von allen spanischen Rechtsgelehrten angenommene Lehre trug gleichfalls nicht wenig dazu bei, den Verfall des Ackerbaues zu beschleunigen und die den Mayorazgos anhängigen Nachtheile noch mehr zu befestigen. Dieser adoptirten Lehre zufolge ist nämlich der Besitzer eines Majorates nicht gehalten, die von seinem Vorgeher eingegangenen Pachtverträge anzuerkennen; denn, sagen die spanischen Gesetzmänner, da er nicht Erbe ist, so können frühere übernommene Verpflichtungen für ihn keine bindende Kraft haben, und daher ist der Grundsatz, daß Pachtungen mit dem Ableben des Pachtherrn zu Ende gehen, seit langer Zeit schon in Spanien zum Gesetz geworden. Die Folge davon ist, daß Pachtverträge selten auf längere Zeit als vier Jahre eingegangen werden; aber auch selbst diese kurze Frist gibt keine Sicherheit, da der Tod des Verpächters jeden Augenblick den Pächter aus den Besitz vertreiben, oder wenigstens zwingen kann, mit dem nachfolgenden Majoratsherrn neue Verträge zu schließen. Unter einem solchen Systeme kann es freilich nicht Wunder nehmen daß die Agrikultur auf der niedrigsten Stufe steht, vielmehr muß man erstaunen, daß nur irgend ein Stück Landes noch angebaut wird, insbesondere, wenn man den Druck einer willkürlichen Regierung, die völlige Kraftlosigkeit der Gesetze und die daraus entspringende Unsicherheit des Eigenthums und vor Allem die unerschwingliche Besteurung in Erwägung zieht. Das allgemeine Wohl erheischt, wie schon vorlängst Jovellanos bemerkte, daß die Besitzer der Mayorazgos Befugniß haben sollten, Pachtverträge auf lange Zeit, etwa emphyteutischer Art, einzugehen. Dieß wäre das Heilmittel, welches zuerst angewendet werden sollte, und ist das einzige, das dem Landbau Capital verschaffen, der Industrie einen Aufschwung geben und den Weg zu jenen Verbesserungen bahnen würde, deren dieses schöne Reich so fähig ist.

Endlich sind die Mayorazgo's eben so sehr dem moralischen Charakter der Bevölkerung nachtheilig als der Wohlfahrt des Staates; es wird durch sie die Faulheit gefördert, die ohnehin die Nationalsünde der Spanier und die Hauptursache der Entartung und Stumpfsinnigkeit ist, die sich im Allgemeinen an den höhern Ständen wahrnehmen läßt. Ein Sohn, welcher weiß, daß er das Besitzthum seines Vaters erben muß, ein Bruder oder Neffe, der auf die Nachfolge in den Gütern seines Bruders oder Oheims so zuverlässig rechnen kann, fühlt sich in der Zwischenzeit wenig aufgelegt, durch eigene Anstrengung sich Unabhängigkeit zu erwerben; im Gegentheil bringt er seine Tage in stumpfsinnigem Müßiggang hin, indem er Schulden macht, die er niemals wieder zu bezahlen gesonnen ist, oder indem er das verdrüßliche Einerlei seines langweiligen Daseyns durch lasterhafte und erniedrigende Zeitvertreibe zu würzen sucht, durch die er zuletzt in einen Zustand von Verstandesschwäche geräth, welche ihn zu nichts mehr fähig macht, als zu einem Werkzeug in der Hand schlauer Priester. So hat dieses System der Mayorazgos leicht die Folge, in jeder Familie wenigstens einen Blödsinnigen hervorzubringen, und wenn man bedenkt, daß dieser Blödsinnige gesetzlicher Weise das ganze Eigenthum antritt, während seine Brüder und Schwestern bei dem Tode ihres Vaters in die Welt hinausgestoßen werden mit einem Erbtheil, das oft kaum hinreicht ihnen kümmerlich das Leben zu fristen; so wird es wohl keines weitern Beweises bedürfen, um darzuthun, daß ein solches System eben so sehr dem Glück der Familien, als den Prinzipien des Naturrechtes und der Wohlfahrt des Landes überhaupt schnurstracks zuwider läuft. Den jüngern Gliedern einer Familie muß der älteste Sohn als ein unheilbringendes Geschöpf, als ein Räuber ihres Lebensglückes, zum Gegenstand des Neides, wenn nicht des Hasses werden, und wenn dieses abscheuliche Gesetz anders noch einen Funken von natürlicher Zuneigung übrig gelassen, so wird ihn bald die traurige Wirklichkeit einer hoffnungslosen Lage vollends ersticken. Offenbar hat sich also das Institut der Mayorazgos unter jedem Gesichtspunkt betrachtet verderblich erwiesen; es hat die Familien zu Grunde gerichtet, denen es Glanz und Fortdauer verleihen sollte; es hat den Ackerbau in einem Lande vernichtet, wo der Boden von Fruchtbarkeit wuchert; es hat das Nationallaster — Trägheit, begünstigt und jene Gefühle ausgerottet, die das Glück der Familien ausmachen, wie sie die Ehre der Natur und die Schutzwache der Gesellschaft bilden.

Ein anderer Fluch der auf Spaniens Boden lastet, ist die sogenannte Mesta, unter welcher man eine Gesellschaft von Eigenthümern wandernder Schafheerden versteht, die eine Menge, dem Ackerbau höchst nachtheiliger Privilegien genießt. Die „Mesta" verdankt ihren Ursprung einer Verbindung, die im Jahre 1556 zwischen den Berg- und Thalbewohnern in der Absicht geschlossen wurde, ihre Schaf- und Rinderheerden unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Im Laufe der Zeit erlangte diese Gesellschaft theils durch fortgesetzte Bittgesuche, theils durch allmähliche Anmaßungen nicht allein das ausschließliche Besitzrecht alles Weidelandes im Königreich, sondern auch das Monopol das beste Ackerland in Triften zu verwandeln, wodurch nicht allein der ständigen Viehzucht, sondern auch der Agrikultur und Bevölkerung des Landes ein Todesstreich versetzt wurde. Diese monströse Gesellschaft besteht aus Adelichen, hohen Staatsbeamten, reichen Klosterprälaten und Stiftsherren, die kraft ihrer angemaßten Privilegien das Recht ansprechen und ausüben, ihre Heerden auf allen Weidegründen des Königreiches, und zwar fast kostenfrei und ohne allen Ersatz für abgehütete Triften weiden zu lassen. Die Gesellschaft wußte es sogar dahin zu bringen, daß ihre Privilegien zu einem eigenen Gesetzbuch erhoben wurden, das den Titel führt: „Leyes y Ordenanzas de la Mesta;" sie errichtete aus ihrer Mitte Tribunale, um jeden Eingriff in ihre vorgeblichen Rechte nach Gutdünken zu bestrafen, und wirklich genießt sie auch das unbeschränkte Monopol der Hutgerechtigkeit und demnach auch des Wollhandels in Spanien. Die Zahl der dieser Gesellschaft zugehörigen wandernden Schafheerden blieb sich nicht zu allen Zeiten gleich. Im sechszehnten Jahrhunderte wurde sie auf sieben Millionen angeschlagen; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war sie auf zwei und eine halbe Million herabgesunken, aber zu Ende desselben Jahrhunderts wieder zu vier Millionen gestiegen. Während des achtzehnten Jahrhunderts nahm man die Zahl der Schafe zwischen vier und fünf Millionen an, und gegenwärtig beläuft sie sich auf fünf Millionen, also fast auf die Hälfte aller Schafe von Spanien! Vergeblich wird man die Geschichte

der Monopole selbst von jenen Ländern, wo dieselben am meisten begünstigt und ermuntert wurden, durchblättern, ohne ein ähnliches Beispiel von so ungeheurer und betrügerischer Usurpation der Rechte und des Eigenthums einer ganzen Nation zu finden; auch ist in der That — um die Wahrheit zu sagen — die öffentliche Meinung in Spanien heftig gegen die Mesta erbittert, was wohl nicht anders möglich ist, da jeder Grundbesitzer ihren Verheerungen ausgesetzt ist und sich gern dafür rächen würde, wenn er dürfte.

Die dagegen erhobenen Beschwerden sind zahlreich und gewichtvoll. Erstens bedürfen diese unermeßlichen Heerden eines Personales, das nach Umständen aus vierzig, fünfzig, ja sechzigtausend Menschen besteht, die größtentheils aus den Provinzen gezogen sind, wo es dem Anbau des Bodens an Händen fehlt, so daß also auf diese Weise, in Betracht der Agrikultur und Population, dem Staate eben so viele Unterthanen entzogen werden, und zwar gerade dort, wo man ihrer am nothwendigsten bedürfte. Zweitens: eine ungeheure Strecke des besten Landes, ist durch die Mesta in Viehweiden verwandelt worden, und bringt daher verhältnißmäßig gar nichts hervor; weßhalb die Einwohner solcher Gegenden aus Mangel an Beschäftigung und Unterhalt genöthigt sind, Schmuggler und Straßenräuber zu werden, oder auf andern ungesetzlichen Wegen ihr kümmerliches Daseyn zu fristen. Drittens ist das angebaute Land zunächst den Straßen, welche die Heerden, jede meistens nicht unter zehntausend Stücke zählend, auf ihrem Wege von oder nach den Gebirgen zu nehmen pflegen, steten Verletzungen ausgesetzt, die überdieß immer ungestraft hingehen, da die Grundeigenthümer wohl wissen, daß sie gegen die mächtigen und einflußreichen Mitglieder der Mesta vergeblich auf Schadenersatz klagen würden. Viertens: auf gleiche Weise werden die an der Straße liegenden Weidegründe zur Zeit dieser Heerdenwanderungen verwüstet, so daß die Heerden der andern Eigenthümer dort, wo die Mesta vorübergezogen ist, nur noch kahlen Boden finden. Fünftens: auch der Agrikultur dienen die der Gesellschaft angehörigen Heerden nicht, da sie nie auf angebauten Feldgründen eingepferchet werden, und daher nichts zur Fruchtbarmachung des Bodens beitragen. Endlich werden die Aufseher und Schäfer der Mesta in den Orten, wo sie ihren Durchzug nehmen, ärger gefürchtet als Räuber, da sie überall mit der unerträglichsten Willkür verfahren, gestützt auf ihr Privilegium Jedermann, den sie drücken und plagen wollen, vor den Gerichtshof der Gesellschaft ziehen zu können, dessen Aussprüche fast unveränderlich zu Gunsten der Gesellschaftsbeamten ausfallen. Diese Bedrückungen haben schon seit undenklichen Zeiten von allen Seiten die heftigsten Klagen hervorgerufen, und in einer im Jahre 1795 an den Rath von Castilien von einem seiner Mitglieder, Don Gaspar Melchior de Jovellanos gerichteten Vorstellung wurden diese Mißbräuche mit einer Schärfe des Urtheils und mit einem Gewichte von Gründen dargestellt, die überall anders als in Spanien unwiderstehlich gewesen seyn würden. „Genugsam ist dieser Gegenstand besprochen worden, heißt es in diesem Berichte, und die Sache liegt so auf flacher Hand, daß ihr unmöglich einen schnellen Ausspruch verweigern könnt, durch den diese mächtige Gesellschaft aufgelöst, ihre mißbrauchten Privilegien abgeschafft, ihre ungerechten Statuten annullirt und ihre tyrannischen Gerichtshöfe aufgehoben werden. Dann wird für immer dieser Bund von Adeligen und Mönchen aufhören, die sich in Schäfer verwandelt haben, und unter dem ehrwürdigen Scheine einer Staatsbehörde einen unwürdigen Handel treiben. Dann werden sie aufhören unsere zu Grund gerichteten Ackersleute zu schrecken, und mit ihnen würde auch das ganze Heer von Alkalden, Entregadors, Quadrilliers und Achagueros *) verschwinden, die im Namen der Gesellschaft die Pächter überall und allzeit drücken und scheeren. Hiedurch würde für die ständige Viehzucht Futter gewonnen, dem Landbau die Freiheit zurückgegeben, das Eigenthum in seine Rechte wieder eingesetzt werden, und Vernunft und Gerechtigkeit wieder ihr Amt ausüben können."

Eine andere Ursache, durch die der Landbau gefesselt und die Industrie gelähmt wird, besteht in den Gütern in todter Hand, die ungeachtet aller Bemühungen aufgeklärter Männer unaufhörlich Zuwachs erhalten. Durch sie und die Majorate wird ungeheures Eigenthum in den Händen Weniger aufgehäuft, die den Anderen nichts als das Monopol des Elendes lassen; durch sie wird ferner jene Ungleichheit des Reichthumes verewigt, die ein immerwährender Gegenstand des Neides und der Zwietracht, die unerschöpfliche Quelle aller Laster und Uebel wird, welche die Gesellschaft aufzehren. Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen die Gesetze, welche die Unveräußerlichkeit des Eigenthumes begünstigen, als die dem Zwecke einer guten Gesetzgebung widersprechendsten und nachtheiligsten. Allein die Unveräußerlichkeit des Eigenthumes zieht eine wo möglich noch verderblichere Folge nach sich: während sie die Industrie entmuthigt und lähmt, treibt sie den Preis der Grundstücke in die Höhe, vermindert die Zahl der Ländereien, die noch nicht in todte Hand gekommen sind, und erschwert so durch eine seltsame Anomalie ihre Erwerbung genau in dem Verhältnisse als sie ihren Werth vermindert.

Daher wird in Spanien der Preis der Grundstücke unerschwinglich, weil er jeden andern Käufer ausschließt, außer jenem, der von blindem Eifer getrieben nur sein Majorat vergrößern will, und keine Rücksicht darauf nimmt, ob der Ertrag des Bodens dem Kaufpreise entspricht. Unter solchen Verhältnissen wird die Masse des unangelegten Kapitals gezwungen, eine vortheilhaftere Verwendung zu suchen, als sie das Grundeigenthum bietet; Geschicklichkeit und Fleiß werden andern Unternehmungen zugewendet, der Ackerbau erlahmt und die Uebel dieses Systems werden zunehmen, bis endlich todte Hand aller veräußerlichen Güter, großer und kleiner, sich bemächtigt hat, und der Triumph der Fideikommisse, aber auch der Ruin des Landes vollständig ist. Dieselben Bemerkungen lassen sich auf die geistlichen Besitzungen in todter Hand anwenden, nur mit dem Unterschiede, daß sie meistentheils weit besser angebaut sind, als andere Grundstücke in Spanien, und daß ihr Ertrag größtentheils von einer nicht produzirenden Klasse verschlungen wird, da man damit an den Klosterthüren jene Horden von Landstreichern und Bettlern füttert, die das Land überschwemmen.

*) Namen von Beamten der Mesta.

Stimmen über Capodistrias.
(Fortsetzung.)

V.

Schreiben des vormaligen Agenten der amerikanischen Philhellenen-Vereine, Samuel Howe, an Herrn Eynard.

„Die Entfernung, in der ich lebe, hat mich bis jetzt gehindert, den Brief, den Sie in die Journale rücken ließen, öffentlich zu beantworten. Da aber ein zweiter Brief dem ersten zur Unterstützung folgte, so kann ich diesen nicht unbeantwortet lassen.

„Sie sagen: „Ich fordere jetzt die Feinde des Präsidenten auf, einen einzigen bekannten Fremden zu nennen, der das Innere Griechenlands besucht hat, und der den Inhalt der beiden Briefe, auf die ich antworte, bestätigen oder billigen könnte.

„Dieß bezieht sich auf jene von mehreren Griechen unterzeichneten Briefe. Wie konnten Sie einen solchen Aufruf an die Philhellenen ergehen lassen, da Sie doch wissen mußten, daß das Zeugniß einer großen Anzahl derselben sehr unzweideutig ausfallen würde; oder hat die Meinung des Generals Church, des Obersten Gordon, des Generals Fabvier, des Doktors Bailly und der Herren Finlay, Hane, Dutrone u. A. kein Gewicht?

„War der aufrührerische und widersetzliche Charakter der Griechen Schuld an den Unruhen der letzten Monate der Regierung des Präsidenten? Oder war es nicht von Seite des Volkes ein gesetzmäßiger Widerstand gegen ein fast eben so unerträgliches Unterdrückungssystem als das Joch der Türken? Das ist die Frage; Sie sind der erstern Meinung, ich der letztern; in einigen Monaten wollen wir sehen, Wer von uns Beiden Recht hat.

„Sie vertheidigen Ihren Freund, indem Sie ihn mit Lobsprüchen überschütten, und die große Masse und alle jene, welche sie als seine Feinde ansahen, leidenschaftlich anklagen. Da Sie, wie es scheint, Ihre Behauptungen als Glaubensartikel betrachten, so will ich mich gegen Sie derselben Beweisführung bedienen. Sie behaupten, Capodistrias sey von der Mehrheit der Nation geliebt worden, und ich sage Ihnen, er wurde verabscheut. Hätten Sie in diesem Punkte Recht und ich irrte mich, so würde ich Sie fragen: warum war denn Capodistrias genöthigt, die Russen herbeizurufen, um ihn gegen eine Partei zu schützen, die, nach Ihrer Meinung, doch nur aus einer sehr kleinen Minorität bestand? Sie behaupten ferner, daß die aufgeklärtesten Griechen ihn als die einzige Hoffnung Griechenlands betrachteten; und ich sage Ihnen, daß er für eine Geißel des Landes gehalten wurde. Sie versichern, daß seine Politik zum Zwecke hatte, sittliche Bildung, Freiheit und Civilisation zu befördern; und ich bin der ganz entgegengesetzten Meinung. Sie sagen, daß Sie Griechenland und die Griechen kennen müßten, weil Sie mit einer großen Anzahl derselben in Briefwechsel stehen und stets an der Wohlfahrt des Landes regen Antheil genommen haben; Sie heben Ihre Beglaubigungen mit so viel Zuversicht heraus, und verkünden Ihre genaue Bekanntschaft mit Griechenland und Ihre unbegränzte Liebe für Griechenland so laut, daß Sie mich zwingen, meinen Kreditbrief ebenfalls aufzuzeigen. Auch ich kenne Griechenland, ich habe ihm zu Land und Meer durch sechs Jahre seines glorreichen Widerstandes gedient. Ich weiß den Charakter der Hellenen zu würdigen, und darf sagen, daß ich ihr Vertrauen gewann, weil ich ihr thätiges Leben theilte und ihre Sprache rede.

„In Was bestand denn die Politik Ihres Freundes? In gänzlicher Zerstörung der Freiheit der Presse. Um Dieß zu bewerkstelligen, nahm er seine Zuflucht zur Bestechung; schlug Dieß fehl, so schritt er zu roher Gewalt, und doch war selbst während der stürmischsten Zeit der Revolution die Presse frei. Er hatte ein gehässiges Spionirsystem eingeführt, das in den Straßen und Kaffeehäusern lauerte, ja sogar bis in den Schoß der Familien drang. Er verletzte das Briefgeheimniß, indem er Diejenigen, welche so niederträchtig waren, Briefe zwischen Fremden aufzufangen, mit Anstellungen belohnte. Nicht genug, er nahm Denjenigen ihre Aemter, die ihr Blut für die Unabhängigkeit des Landes vergossen hatten, und ersetzte sie durch Corfioten von niedrigem Charakter, die während des Kriegs die Gefahr flohen und nach dem Frieden wie Harpyien über den Schatz Griechenlands herfielen, um ihn zu verschlingen.

„Er schickte Bürger in den Kerker, ohne ihnen die geringste Kommunikation mit ihren Freunden zu erlauben, und verweigerte ihnen sogar die Abschrift der Anklageakte; sah er sich genöthigt, sie wieder in Freiheit zu setzen, so vermied er jede Erklärung. Er übte Einfluß auf die Berathungen der Nationalversammlung, indem er sie mit einer Bande bewaffneter Räuber umstellte; er machte die Richter durch Versprechungen oder Drohungen von sich abhängig. Ich müßte ganze Bände schreiben, wenn ich die Liste der tyrannischen Handlungen des Präsidenten fortsetzen oder meine Behauptungen mit Thatsachen belegen wollte; aber ich erbiete mich, für Alles, was ich sagte, Beweise zu liefern.

„Sehen wir jetzt, ob Sie mit Dem, was Sie zu Unterstützung Ihrer Lobrede auf Capodistrias rücksichtlich Dessen anführen, was er für den öffentlichen Unterricht gethan hat, glücklicher sind. Ach, mein Herr, auch ich war lange der Meinung, daß er die Wohlthat des Unterrichts über ganz Griechenland verbreiten wolle; aber ich wurde endlich enttäuscht durch die Art, mit der er die halboffizielle Anerbietung des amerikanischen Komite's, in Griechenland eine Universität zu errichten, aufnahm. Capodistrias, indem er sich stellte, als begünstige er den Unterricht, that nichts weiter, als daß er wider seinen Willen den Wünschen der ganzen Nation nachgab. Hat er Sie, mein Herr, überreden wollen, daß seine Schule zu Aegina mit den Kollegien zu vergleichen sey, welche die Griechen vor der Revolution in Scio, Smyrna und Janina hatten, so hat er Sie getäuscht. Ja, der Tyrann Griechenlands, prunkte mit seiner Aufmunterung der Schulen; aber nie hat er etwas für die Erziehung gethan.

„Es wirft ein häßliches Licht auf Den, der das Andenken eines Todten angreift, und man könnte leicht glauben, es sey Undankbarkeit oder Rohheit von mir, denn der Präsident hat mich stets mit Auszeichnung behandelt; aber — Wahrheit über Alles! Ich habe Capodistrias so gut gekannt wie Sie; ich habe seine Mäßigkeit und seine unermüdliche Thätigkeit bewundert; ich habe seinen Charakter, seine häuslichen Tugenden und die Geschliffenheit seiner Sitten gewürdigt; aber seine guten Eigenschaften machen mich nicht blind gegen seine schlechten, und endlich halte ich mich nicht an das Andenken des Menschen, sondern an das des Präsidenten: nicht an das Gedächtniß des Johann Capodistrias, sondern an das des Tyrannen von Griechenland. Erschrecken Sie nicht über dieses Wort; wenn Sie die Griechen besser kennten und wenn Sie wüßten, welche Benennungen er nicht nur von der Partei der Faktiosen und Mißvergnügten, sondern auch von der großen Majorität, ja ich möchte fast sagen von allen Aufgeklärten und patriotischen Männern Griechenlands erhielt, so würden Sie den Ausdruck Tyrann noch gelind finden.

„Sie haben die Meinung der Philhellenen, welche den Zustand Griechenlands kennen, aufgefordert; hier ist die meinige und die einiger Freunde.

„Ich habe die Ehre u. s. w.

„Samuel G. Howe,

„vormaliger Agent des philhellenischen Komite's Amerika's.

„9 November 1831.

„Ich nebst dem größten Theile der Philhellenen meiner Bekanntschaft theilen die hier von Herrn Howe ausgedrückten Meinungen vollkommen.

„„J. Hane,

„„vormaliger Gouverneur von Carabusa und der Insel Kreta.""

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notiz.

In einem französischen Blatte wird das Verhältniß Derer, die Schulunterricht genossen haben, der Verbrecher und Geisteskranken, in England, Schottland und Ireland in folgenden Zahlen angegeben:

	Unterrichtete.	Verbrecher.	Geisteskranke.
in England .	1 auf 20	1 auf 900	1 auf 785
— Schottland	1 auf 17	1 auf 5095	1 auf 652
— Ireland .	1 auf 35	1 auf 468	1 auf 811

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 340. 6 Dezember 1831.

Meriko.

Mit besonderem Bezug auf seine kommerziellen Verhältnisse.

(Aus Briefen eines Deutschen in Meriko.)

Hat man die Verwaltung und Einrichtungen in Meriko kennen gelernt und fragt sich dann, was wohl an denselben für andere Länder der Nachahmung würdig seyn möchte, so kann bei strenger Wahrheitsliebe die Antwort keine andere seyn als: „Nichts, durchaus Nichts;" denn ein Land, wo das persönliche Interesse der Abgott ist, dem Habsucht oder Unwissenheit die allgemeine Wohlfahrt zum Opfer bringen, kann wohl den europäischen Nationen, selbst denen die noch am weitesten zurück sind, nichts bieten, was ihnen als Vorbild dienen könnte. Die Natur hat Meriko reich begabt, nur zu reich, wenn es wahr ist, daß dieser Ueberfluß Schuld an der außerordentlichen Faulheit seiner Bewohner ist. Das Getreide gibt dreißig- und fünfzig-, der Mais fünfhundert- und sogar tausendfältigen Ertrag der Saat; die Minen aller Arten werfen überflüssige Ausbeute ab, und es gibt wohl auf der Oberfläche der Erde kein Klima, das man in Meriko nicht fände, nicht eine Gattung von Kultur, die sich nicht mit Erfolg dorthin verpflanzen ließe. Aber alle diese Segnungen des Himmels haben früher die spanische Regierung durch ihre barbarische Politik, und nach ihr die merikanischen Gesetzgeber durch ihre Sorglosigkeit, ihren Egoismus und ihre gänzliche Unfähigkeit in ein unwillenerregendes Elend zu verkehren gewußt.

Kaum sollte man es glauben, und doch ist es eine Thatsache, welche alle Reisenden, die Meriko und die übrigen spanischen Kolonien, die sich alle unter einander auf erstaunenswerthe Weise gleichen, bestätigen werden — dieses Land, von dem Herr von Humboldt mit Recht ein so verführerisches Gemälde entwarf, weil er es so schilderte, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorging, dieses Nachbarland der Vereinigten Staaten, die von der Natur weit weniger begünstigt, dennoch binnen wenigen Jahren ungeheure Fortschritte machten, dieses Land, in welchem 150 Millionen Menschen behaglich leben könnten, wenn seine Regierung es nur gestatten wollte, hat jetzt nicht mehr als sieben Millionen Einwohner, von denen man bei uns sechs zu den Dürftigen rechnen, ja wohl gar mit den Benennungen Bettler, Landstreicher und Diebe belegen würde. Der Fremde kann sich kaum von seinem Erstaunen erholen, wenn er Städte mit einer Bevölkerung von 20 bis 30,000 Seelen betritt, und sie mit Ausnahme von etwa 20, höchstens 30 Familien, von halbbekleideten, müßigen, mit allen Lastern vertrauten, mit Einem Worte abscheulichen Menschen bewohnt sieht, die wegen der Krankheit, der sie als Folge ihrer Unsauberkeit und ihrer Lebensart unterworfen, unter dem Namen „Leperos" (Aussätzige) bekannt sind. In der Hauptstadt zählt man mehr als 30,000 dieser Elenden; sie waren es, die im Dezember des Jahres 1828, freilich unter Leitung und zum Theil auch für Rechnung höherer Personen, die schreckliche Plünderung vollzogen, und sie warten nur auf Gelegenheit diese Gräuelscenen zu erneuern.

Das Gemälde, welches die Abkömmlinge der alten Merikaner bieten, ist etwas weniger zurückstoßend; sie beschäftigen sich in ihren Dörfern größtentheils mit dem Anbau ihrer Felder, und man findet bei ihnen weniger Laster, aber desto mehr Aberglauben und Vorurtheile aller Art; ihre Dummheit ist so groß, daß sie nur der Gestalt nach zu den Menschen gerechnet werden können. Dieser Theil der Bevölkerung vermehrt sich indeß zusehends, was man in einer Gegend, wo die Nahrungsmittel so zu sagen von selbst wachsen und wo, wenn die Ernte ergiebig war, auf dem Lande 8 bis 10 Pfennige für den täglichen Unterhalt eines Tagewerkers hinreichen, leicht begreiflich finden wird. Ist es aber wohl ein Vortheil für das Land mit so elenden, untüchtigen Menschen überschwemmt zu werden, die von dem Gedanken beseelt, daß Meriko einst ihnen gehörte, sich über kurz oder lang durch einen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung der Dinge leicht wieder in Besitz des Landes zu setzen suchen könnten, ein Uebel, dem die Regierung bei den Grundsätzen, die sie bis jetzt befolgte, wohl nicht vorzubeugen im Stande seyn dürfte.

Was jene Million Merikaner betrifft, die in ihren Sitten und Gewohnheiten sich mehr den Europäern nähern, so ist sie, mit Ausnahme einer Anzahl von Grundeigenthümern, Landwirthen, Kaufleuten, Künstlern und Bergleuten, mit Einem Wort nützlichen Geschäftsmännern, ihrem Vaterland weit mehr zur Last, als die übrigen sechs Millionen, denen man, trotz ihrer Laster, ihrem Elend und ihrer Dummheit, wenigstens zugestehen muß, daß sie folgsam und nicht schwer zu leiten sind. Diese Million besteht größtentheils aus ungebildeten oder wenigstens aus Menschen ohne eigentliche Kenntnisse, aber voller Dünkel über ihre eingebildeten Verdienste, die sich dem Müßiggang, dem Spiel und der Intrike hingeben,

und in deren Augen es nur Eine Hülfsquelle gibt, nämlich öffentliche Aemter, in denen sie Gelegenheit finden, ihren Stolz, ihre Faulheit und Habsucht zugleich zu befriedigen. Dieser Theil der Nation, von dem Mexiko Glanz und Wohlfahrt zu erwarten berechtigt wäre, ist in Faktionen getheilt, die sich mit Erbitterung bekämpfen, einander wechselseitig mit den Waffen in der Hand Macht und Einkünfte entreißen und so ihr Vaterland in eine fortlaufende Kette von Revolutionen verwickeln, die das Vermögen des Staates und das seiner Bürger verschlingen. Man muß indeß ehrenwerthe Ausnahmen nicht unerwähnt lassen; jetzt zum Beispiel (gegen Ende d. J. 1830) befindet sich die Regierung in den Händen achtungswerther, von den besten Gesinnungen beseelter Männer; da aber diese Männer meistens weder vom Kongreß, noch von den Verwaltungen, noch von dem einflußreichen Theil jener Million unterstützt werden, so stehen sie verlassen inmitten der Parteien, und es mangelt ihnen folglich die nöthige Kraft, um die dringendsten Verbesserungen einzuführen, und die schreiendsten Mißbräuche abzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

4. Der Herzog von Bordeaux.

(Schluß.)

Wenn die Legitimität nichts war, wenn es nichts war, ein Kind zu verbannen; wenn ganz Frankreich nichts mehr mit dem ältern Zweig des Hauses Bourbon zu schaffen haben wollte; wie kommt es denn, daß mehr als ein Viertheil der Departemente von Euch selbst als karlistisch gesinnt erklärt worden, aller karlistischen Individuen, die noch in den andern Departements vertheilt sind, gar nicht zu erwähnen. Wie kommt es dann, daß man das mittägliche Frankreich mit 30,000 Mann bewachen muß, die Bretagne und Vendée mit 50,000, gerade so wie Belgien, hier um einen englischen König auf dem Thron zu erhalten, dort um einen französischen abzusetzen? Wie kommt es, daß von 130,000 eingeschriebenen Wählern nur 80,000 sich zum Stimmen einfanden? Städte von 120,000 Einwohnern, wie Marseille, sahen Deputirte durch 38 Stimmen ernannt; zu Bordeaux erschienen bei den letzten Wahlen von 550 Wählern nur 150, 74 Stimmen reichten hin, einer Stadt, die so wichtige Interessen zu verfechten hat, einen Vertreter zu geben. Wie kommt es, daß man 96 Pairs gewaltsam aus der erblichen Kammer stieß, und daß 52 andere die Huldigung verweigerten? Wie kommt es, daß in der Deputirtenkammer, wo doch die **Bewegung** ihren Sitz aufgeschlagen hatte, mehrere Deputirte den Eid verweigerten, und andere ihn nur unter gewissen Vorbehalten und Erklärungen leisteten? Wie kommt es, daß eine so große Anzahl von Staatsbeamten noch immer denselben Eid verweigert? Wie kommt es, daß man fast allen Friedensrichtern, so vielen Präfekten, Unterpräfekten, so vielen Verwaltungsbeamten jeder Art, großen und kleinen, wegen ihrer Meinung ihre Stellen nehmen mußte, und daß man dieser Purifikation ungeachtet noch immer behauptet, daß sie voll von Karlisten seyen? Wie kommt es, daß ganze Militärkorps aufgelöst wurden, daß so viele Offiziere ihre Entlassung genommen haben? Wie kommt es, daß in einem beträchtlichen Theil von Frankreich die Munizipalwahlen eingestellt wurden, aus Furcht, Karlisten dazu gelangen zu sehen? Wie kommt es endlich, daß man aus gleicher Furcht an mehrern Orten die Organisation der Nationalgarden verschoben hat? Könnt ihr sagen, daß eine Meinung, die ihr selbst mehrern Millionen Individuen zuschreibt, keine Wurzel habe? Könnt ihr fortwährend noch darauf bestehen, daß man diese Meinung nicht zählen, nicht wiegen dürfe; daß man sie unterdrücken, fesseln müsse, ihr, die ihr doch selbst die Souveränetät des Volkes, und folglich auch die Unabhängigkeit der Meinung und des Votums eines jeden Franzosen anerkannt habt?

Das Werk ward vollbracht, Heinrich V. verbannt; aber wo sind nun die Gewalten der Gesellschaft, und wer könnte sie wieder herstellen? Die Legitimität war der einzige Haltpunkt an dem jähen Abhang, an den die Gesellschaft gedrängt wurde. Nachdem die Legitimität zerstört ist, um welchen Stamm wollt ihr jetzt die Theile, aus denen die Gesellschaft besteht, anreihen? Welche Bedeutung hat es jetzt, Präfekt, Generaldirektor, Minister, Marschall von Frankreich und selbst König zu seyn? Alle Autoritäten sind degradirt, und die Freiheit fristet ihr Daseyn nur dadurch noch, daß sie sich in einem Ueberreste individueller Vernunft fortschleppt. Die Angriffe auf das Eigenthum werden nicht lange ausbleiben, in allen Ländern ist das Eigenthum mit der Erblichkeit der Krone gefallen; diese Erblichkeit ist das wichtigste Eigenthum, wird dieses angetastet, so sind auch alle andern Arten von Eigenthum bedroht. Nur homogene Elemente fügen sich zusammen, wenn man das Königthum einmal so und ein andersmal so nehmen, theilen und unterabtheilen kann, so läßt sich kein Grund absehen, warum nicht auch das Eigenthum (das ebenfalls ein Königthum oder eine Souveränität ist) so und so gewendet, getheilt und unterabgetheilt werde.

Die menschliche Gesellschaft geht nicht zu Grunde, wohl aber die Gesellschaften; die Schätze unsers Wissens und unsrer Aufklärung werden auf die Nachwelt übergehen, und das menschliche Geschlecht wird daraus Nutzen ziehen, aber es ist möglich, daß wir selbst, als Nation in die Tage unsrer Altersschwäche eintreten. Alles scheint abgenützt; Künste, Literatur, Sitten, Leidenschaften, Alles neigt sich dem Verfalle zu. An die Stelle der edelsten Erholungen des Geistes sind rohe Spektakelstücke getreten; könnte man die Gladiatoren wieder aufleben lassen, so würden sie mit einem Beifall aufgenommen werden, dessen sich die Meisterwerke eines Voltaire, Racine, Corneille, Molière nicht mehr zu erfreuen haben; auch Griechenland lief hinweg von seinem Aeschylus, Sophokles, Euripides und Menander, um die Gaukler und Seiltänzer und die Pferde des Circus zu bewundern. Dieselbe Neigung nach abwärts nehmen wir in der Politik wahr. Man sah die Freiheit in republikanischer Form unter dem Konvent; man sah sie unter monarchischer Form unter der Legitimität; man erfreute sich des Despotismus unter der Herrschaft des Ruhmes; und an nichts konnte man festhalten. Man glaubt jetzt weder an die Freiheit noch an die Tyrannei mehr, oder vielmehr weder die eine noch die andere scheint mehr möglich. Der schlimmste Zeitraum, den wir durchlaufen haben, scheint der zu seyn, in welchem wir uns befinden, denn Anarchie herrscht in der Vernunft, in der Moral, in der Erkenntniß. Das Leben der Na-

tionen dauert länger als das der Individuen; ein schlaggelähmter Mensch liegt oft Jahre lang auf seinen Polstern, bis er aufgelöst wird; eine sieche Nation liegt lange darnieder, bis sie stirbt. Wenn von der Gegenwart die Rede ist, so sagt Jedermann: „Dieß kann nicht mehr so gehen." Der Ausspruch wäre richtig, wenn sich's vom Leben handelte, aber wie wenn das, was man für Leben hält, Todeskampf, langsame Auszehrung wäre? Es geht noch, weil der letzte Augenblick noch nicht gekommen ist: das morgenländische Kaiserthum brauchte vier Jahrhunderte zu sterben.

Die vierzig Jahre der französischen Revolution zerfallen in drei Abtheilungen, die fast von gleicher Länge sind, die Republik mit ihren auf einander folgenden Phasen durchlief zehn Jahre, das Kaiserreich eilf, die Restauration sechzehn. Die politische Lebenskraft der Franzosen dehnt sich also, seitdem sie ihre Regierung geschaffen und wieder zerstört, nicht viel über ein Viertel Jahrhundert aus. Der gegenwärtige Zustand wird im besten Falle und wenn er nicht durch einen Zufall umgeschaffen wird, nicht so lange hinsiechen. Die Theorien-, Interessen- und Eides-Menschen können auf dieses hin nur ihre Rechnung machen und einstweilen darauf sinnen, wie sie die am Boden liegende Monarchie mit Füßen treten wollen, der sie, als sie noch aufrecht stand, geräuchert haben.

Wie dem auch seyn mag, Diejenigen, welche sich in der Bewegung des Julius befanden, glaubten nicht zu einer Republik, nicht zu einer völligen Veränderung des Herrscherhauses schreiten, nicht bei der Legitimität des Herzogs von Reichstadt oder des Herzogs von Bordeaux stehen bleiben zu dürfen; man mußte also zu Dem kommen, was gegenwärtig besteht.

Stimmen über Capodistrias.

(Fortsetzung.)

VI.

Erwiederung der Griechen auf Herrn Eynards zweites Schreiben.

„Indem wir uns beeilen, den zweiten Brief des Herrn Eynard zu beantworten, wollen wir keineswegs eine Polemik über das politische Benehmen des Grafen Capodistrias eröffnen; auch hegen wir durchaus nicht die etwas sonderbare Absicht, das Interesse für die Griechen wieder zu erwecken, sondern wir glauben nur, daß es nöthig sey, die öffentliche Meinung über die antinationale Verwaltung des Präsidenten aufzuklären.

„Herr Eynard hat unsre gemäßigte und herzliche Sprache nicht zu würdigen gewußt; er beschuldigt uns der Undankbarkeit und der Erbitterung; uns, die wir aus Achtung gegen seinen kaum erblaßten Freund die Entrüstung, die uns zu übermannen drohte, in unsre Herzen zurückgedrängt hatten; uns, die wir unumwunden die Anhänglichkeit bekannten, die wir früher gegen den Präsidenten hegten. Er sucht bei der Nachwelt ein Asyl für das Andenken seines „von seinen Zeitgenossen verkannten" Freundes; er fordert es von der Unparteilichkeit der Jugend, deren Zeugniß er doch geringschätzig verwirft, indem er das unsrige zurückweist.

„Herr Eynard, der den Eindruck, den unsre Briefe auf das Publikum machen möchten, zu fürchten scheint, will uns durch den Taufschein schlagen. In dem Jahrhundert, in welchem wir leben, das so fruchtbar an politischen Ereignissen ist, braucht man eben nicht vom Alter gebleicht zu seyn, um die Lage der Dinge richtig beurtheilen zu können; ein redliches Herz und einige Bildung reichen hin. Entfernt von unserm Vaterlande, geschützt gegen seine politischen Bewegungen, die allein Einfluß auf unser Urtheil haben konnten, sprechen wir hier ohne Vorurtheil und mit voller Ueberzeugung, die nichts zu erschüttern vermag.

„Obgleich Herr Eynard alle politischen Handlungen des Herrn Capodistrias mit Stillschweigen übergeht und das Feld verläßt, auf das wir ihn gerufen hatten; so wollen wir ihm doch nach jenem folgen, auf dem er sich festsetzt. Seine Antwort beginnt: „Während seiner kurzen Verwaltung von tausend Schwierigkeiten umringt." Wir machen zuerst darauf aufmerksam, daß ein Zeitraum von drei Jahren wohl hinreicht, um viel Gutes zu wirken, und zweitens, wo waren denn die tausend Schwierigkeiten, welche es der Einbildungskraft des Herrn Eynard zu sehen beliebt? Der Präsident kam nach der Schlacht von Navarin nach Griechenland, als der furchtbarste Feind bereits vernichtet war; er fand alle Griechen um sich versammelt und alle bereit seine Autorität zu unterstützen. Ach, sie glaubten damals nicht, daß ihr Vertrauen so grausam getäuscht werden würde!

„Herr Eynard, der ferner Das anführen will, was dem Präsidenten die größte Ehre macht, zählt uns triumphirend den Aufschwung des Ackerbaues, die Gründung mehrerer Schulen, einer Druckerei, einer Bibliothek, eines Museums, einer Musterwirthschaft und endlich die Anlegung einer fahrbaren Straße auf.

„Wie leicht findet man doch die Wirklichkeit, wo nur Luftgebilde sind; wie eifrig hascht man doch nach Allem, was einer Lieblingsmeinung schmeichelt, von der der Geist ganz eingenommen ist! Der Präsident selbst proklamirte sich als den Wiederhersteller Griechenlands; dienstfertige Echos wiederholten es lange in Europa, und auch die Briefe, die wir beantworten, sind noch der treue und letzte Wiederhall jener die griechische Nation beschimpfenden Proklamation.

„Man täuscht sich, wenn man behauptet, die Verwaltung Capodistrias allein habe jene in Griechenland eingeführten Verbesserungen hervorgerufen; sie waren nur das Resultat von Umständen, die nicht von seinem Willen abhingen. Mit Ende des Kampfes verschwand auch die Unordnung; von dem Augenblicke an, wo Jeder seines Lebens und seiner Felder sicher war, kehrten auch die umherirrenden Griechen wieder zu ihrem Herde zurück; das Bedürfniß der Arbeit ward fühlbar; man fing an, die Gränzen seines Eigenthums wieder zu erkennen, und betrieb den Ackerbau mit jenem Eifer, den Niemand unsrer Nation streitig machen wird. Es ist wahr, unsre Felder wurden zum Theil wieder urbar gemacht, und die Spuren der Verwüstung verschwanden nach und nach durch den Beistand einer fruchtbaren und kräftigen Natur; die Regierung hingegen, weit entfernt, den Ackerbau zu ermuntern, verhinderte vielmehr die zu seiner größern Verbreitung projektirten Anleihen, und durchkreuzte die Bemühungen des edeln Doktors Howe, einen Theil des Isthmus von Korinth zu kolonisiren. Was die Musterwirthschaft betrifft, die übrigens, im Vorbeigehen gesagt, auf Kosten der schönen Ruinen von Tyrinth errichtet wurde, so scheint Herr Eynard nicht zu wissen, daß ihr Gründer sie wieder verlassen hat, unwillig darüber, daß der Präsident Befehl gegeben hatte, die einigen Obstgärten beigelegten Namen, als: Bozzaris, Karaiskaki u. s. w. durch Nummern zu ersetzen; hauptsächlich aber aus Entrüstung, weil man ein Werkzeug der Bestechung und Spionerie aus ihm machen wollte. Wir finden diese Nachrichten in einem Briefe des Gründers, des Herrn Paläologo selbst, dessen Worten man um so mehr glauben darf, da seine Anhänglichkeit an die Person des Präsidenten sich nie verläugnete.

„Kommen wir jetzt auf die Gründung der Schulen, von denen, wie wir zuvörderst bemerken müssen, bereits vor unsrer Revolution eine große Anzahl bestanden hatte. Das Streben der Nation nach Unterricht hat sich trotz der Hindernisse des Kriegs nie vermindert, und wenn es nach Ankunft des Präsidenten einen erhöhten Aufschwung nahm, so ist die Ursache hievon nur der Rückkehr des Friedens zuzuschreiben; die Ehre bleibt den Anstrengungen der Nation. Das offizielle Journal selbst sagt es, daß die Gemeinden es waren, die auf ihre Kosten jene Primärschulen errichteten, von denen Herr Eynard spricht; die Regierung, um sich ein ausschließliches Verdienst zu erwerben, leistete nur einen geringen Zuschuß, behielt sich aber die Ernennung der Lehrer und die Aenderung des Schulplans nach ihrer Phantasie vor. Die vom Präsidenten errichtete Normalschule ist eine erbärmliche Anstalt; sie hatte im Ganzen nur zwei Professoren, von denen einer abgesetzt wurde, weil er die klassischen Dichter und den Gorgias des Plato erklären wollte, und als die unzufriedenen Schüler mit großem Tumult ihren Professor zurückverlangten, so drohte ihnen der Präsident, „einen Stall aus ihrer Schule zu machen." Die Stellen in der Militär-

schule, die nur nach vorhergegangener Prüfung den Würdigsten gegeben werden sollten, wurden nach Gunst vertheilt, und in allen Schulen hatten die Lehrer die bestimmte Weisung, die Schüler zu bespioniren, und ihnen vor Allem blinden Gehorsam gegen den Präsidenten einzuprägen.

„Die Bibliothek ist nicht mit den „Geschenken der Freunde des Präsidenten," wohl aber von den der Nation durch die Patrioten Zosimus, Coray, Cakelarius, Moster, Codrikas und A. gegebenen Büchern gegründet worden. Uebrigens ist der Zweck, den diese großmüthigen Bürger beabsichtigten, nicht erreicht worden, denn sie blieb stets verschlossen. Was das Museum betriffe, so wissen wir, daß der Präsident sich kein Gewissen daraus machte, die schönsten Alterthümer aus demselben zu nehmen, Fremde, die er sich verbindlich machen wollte, damit zu beschenken, und so offenbar das Dekret der Nationalversammlung zu verletzen, die jede Ausfuhr verboten hatte.

„Man darf sich nicht wundern, daß er eine Druckerei unterhielt, denn sie war ihm für die Bedürfnisse der Regierung und hauptsächlich zu Verbreitung seines eigenen Lobes, durchaus nöthig; aber hat sie wohl, Dank sey es jenen Beschränkungen, dem öffentlichen Unterrichte auch nur den geringsten Nutzen geleistet? Herr Eynard hat ohne Zweifel vergessen, uns zu sagen, daß nur diese einzige Druckerei in ganz Griechenland existirte; die Regierung war stets bemüht, die Errichtung jeder andern ähnlichen Anstalt zu hintertreiben, was jene achtungswerthen Amerikaner bezeugen mögen, denen der unentgeltliche Druck der Elementarbücher verboten wurde. Was endlich die fahrbare Straße von Nauplia nach Argos betrifft, so ist sie höchstens eine Stunde lang und kaum zu brauchen. Diese „Verbesserungen" der Verwaltung, von denen Herr Eynard spricht, sollen wir sie vielleicht in der Errichtung des schwarzen Kabinets, in der Organisation der Prevotalgerichtshöfe und in dem traurigen Zustande unsrer Finanzen suchen?

„Herr Eynard beharrt darauf, zu wiederholen, daß der Präsident wie ein „Wohlthäter" geehrt und geliebt war; wir unsrerseits bestehen ebenfalls darauf, aus allen Kräften das Gegentheil zu behaupten. Wenn es wahr wäre, daß die große Majorität der Nation den Präsidenten liebte, warum konnte sie denn nicht jene schwache Minorität, die seinem Willen entgegen war, unterwerfen? Warum war er denn genöthigt, sich fremder Waffen zu bedienen? Warum baten denn die Bewohner von Kalamata die Franzosen, sie nicht den Truppen des Präsidenten bloßzustellen? Warum sträubte er sich denn endlich so lange gegen die Zusammenberufung des Kongresses, die doch beständig von allen Seiten gefordert wurde?

„Wir begreifen nicht, wie Herr Eynard es wagen kann, uns aufzufordern, „einen einzigen bekannten Fremden zu nennen, der unsre Meinung theile. Scheinen ihm die Namen: General Fabvier, Doktor Bailly, General Church, Obrist Gordon, Doktor Howe, Doktor Blondau, die Herren Duthrone, Reybeau, Gresset, Mollière, Mondésir, nicht die achtungswerther und bekannter Männer zu seyn? Herr Eynard setzt uns zwar nicht minder ehrenwerthe Männer entgegen; allein wir kennen deren Meinung über die Verwaltung des Präsidenten nicht; wir wissen bloß, daß mehrere von ihnen nur damals in Griechenland waren, als der Präsident noch die Achtung seiner Mitbürger besaß; es sey uns also erlaubt, Zweifel zu hegen; aber nicht ohne Staunen bemerken wir unter jenen Namen auch den des Herrn von Ribeaupierre, der seine Erhebung dem Kredit des Präsidenten verdankt.

„Was den furchtbaren Brief des Herrn Schneider betrifft, so wissen wir, daß ausgezeichnete und sehr bekannte Personen sich vorgenommen haben, ihm zu antworten. Wir wollen ihn nur fragen, was er in Griechenland unter Aristokratie versteht, wenn er sagt, daß sie es sey, die den Präsidenten ermordet habe. Versteht er vielleicht eine von jenen Feudalaristokratien darunter, wie es deren in mehreren Ländern Europa's gibt? Wir antworten ihm, daß eine solche Aristokratie in Griechenland niemals existirt hat. Gibt er diesen Namen einigen Familien, die sogar unter dem Joche der Türken sich eines größern Wohlstandes und eines bessern Unterrichts erfreuten, als ihre übrigen Mitbürger, so antworten wir ihm, daß eine solche Aristokratie der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß, bei allen Völkern der Erde besteht; wir antworten, daß diese Familien, unter deren Zahl auch die Mauromichalis gehören, es waren, die unsre Revolution begannen und durchführten, und die den Einfluß, den sie auf ihre Mitbürger ausüben, mit Strömen von Blut bezahlten. Ja, wir gehen noch weiter, wir sagen Herrn Schneider, daß er sich gewaltig irrt, wenn er glaubt, daß der Präsident das, was er Aristokratie nennt, zum „Besten des Volks" vernichten wollte, nein, er wollte nur jene Familien unterdrücken, deren wir bereits gedachten, um seine Günstlinge an ihre Stellen zu schieben, jene Menschen, die den Tag nach seiner Ankunft ans Land stiegen. Er wollte sich eine Aristokratie nach seinem Sinne bilden, gefällig, servil, und eine solche konnte er unter den Männern unsrer Revolution nicht finden. Verlangt man übrigens ein Pröbchen von dem aristokratischen Geiste des Präsidenten, so darf man sich nur an jene gehässigen Projekte erinnern, die das ganze handeltreibende Griechenland in Unruhe setzten; jenen Entwürfen zufolge sollten die Handelsleute in eine gewisse Anzahl von Klassen getheilt werden, deren jede eigene Privilegien hatte.

„Das war der Mann, den Herr Eynard „den großen, den tugendhaften, den bewunderungswerthen Bürger" nennt. Wir nennen ihn einen Despoten, der seinen Willen an die Stelle des Gesetzes setzen wollte; wir nennen ihn meineidig, weil er die Konstitution, die er zu halten geschworen hatte, unter seine Füße trat, indem er die Freiheit der Presse unterdrückte, seinen gefälligen Dienern Ländereien aus dem Nationaleigenthum verlieh, die eingebornen und nicht eingebornen Griechen in zwei Kategorien theilte, und also das Fundamentalgesetz unsrer Konstitution verletzte, welches ausdrücklich sagt, daß alle Griechen gleiche Rechte haben sollen. Wir würden ihn einen Verräther nennen, weil er, da er die Leidenschaften erregte, Murzines gegen Mauromichalis, Kanaris gegen Miaulis, die Bevölkerung gegen die Primaten, die ackerbautreibende gegen die Handelsklasse aufreizte, die Uneinigkeit unterhielt; Verräther würden wir ihn besonders nennen, weil er Fremde herbeirief, um seinen wankenden Despotismus aufrecht zu erhalten, ein Verbrechen, das wir ihm nie verzeihen werden; jeder Franzose wird die Entrüstung, die wir darüber fühlen, begreifen."

Folgen die Unterschriften.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die gegenwärtige Kaiserin Mutter von China ist nicht die Mutter des regierenden Fürsten, hat aber selbst zwei Söhne, die bei dem Tode ihres Vaters über zwanzig Jahre alt waren. Ihrem körperlichen Aussehen nach sind sie ihrem Stiefbruder, dem Kaiser, überlegen, der mager und zahnlos ist; auch ist der jüngere ziemlich gut erzogen, der ältere hingegen ein Trunkenbold. Jener führt aber einen höchst unsittlichen Lebenswandel, ist ein leidenschaftlicher Spieler und hält sich dazu eine Gesellschaft junger Leute. Obgleich ihr Vater in seiner Person alle Laster dieser seiner beiden Söhne vereinigte, so bestimmte er doch den gegenwärtigen Beherrscher von China, als den tugendhaftesten von seinen Söhnen, zum Nachfolger. Einige schreiben jedoch diesen Vorzug seinem tapfern Verhalten in der Empörung von 1813 zu, wo er mit einer Flinte zwei bis drei Rebellen erlegte, und die übrigen, die bereits in die Höfe des Palastes eingedrungen waren, zurücktrieb, weßhalb er auch von seinem Vater in den öffentlichen Ausschreiben höchlich belobt wurde. (Padre Serra's Nachrichten von China in den Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft.)

*

Die Zeitung von Neapel kündigt eine der kostbarsten Entdeckungen an, die seit langer Zeit in den pompejanischen Nachgrabungen gemacht wurden. Man fand nämlich am 24 Oktober in dem Triclinium des sogenannten Hauses des Faun's ein Mosaikgemälde von einer, wie die erwähnte Zeitung sagt, ans Wunderbare gränzenden Arbeit. Dieses Gemälde ist gegen zwanzig Spannen breit und zehn hoch. Die darauf vorkommenden Figuren sind von halber Lebensgröße. Es scheint darauf eine Szene aus der Iliade, der Kampf des Sarpedon, dargestellt zu seyn. Unglücklicherweise hat die Zeit einige Theile des Gemäldes zerstört, allein was noch übrig ist, reicht hin, es zu einem der kostbarsten Schätze des Alterthums zu machen, sowohl in Betracht des Ausdrucks der Figuren, als der Vollendung der Zeichnung und der ausgezeichneten Ausführung. Die Zeitung von Neapel verspricht eine nähere Beschreibung dieser Mosaik, auf die wir dann zurückkommen werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 341. 7 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

1. Das Palais Royal.

(Fortsezung und Schluß.)

Die Spielsäle, die im Palais Royal noch bestehen und die leichtfertigen Schönen, die man daraus verwies, trugen vielleicht nicht wenig zu seinem Glanze bei, und mußten lange die Fremden anziehen, wenn auch nur aus Neugierde. Wie viele Unglückliche fallen noch bis auf diese Stunde als Opfer der verderblichsten aller Lockspeisen, einer Lockspeise, die das Budget gegen die Moral in Schuz nimmt! Es gibt im Palais Royal keine Waffenhändler, aber Lepage wohnt ganz in der Nähe. Oft kommt zu ihm ein verzweifelter Spieler, der seinen lezten Hoffnungsanker auf dem grünen Tisch zu wagen im Begriffe steht, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, bevor er nach „Hundert dreizehn" *) hinaufsteigt; entschlossen macht er nun seinen Einsaz, und ein bald darauf erfolgender Knall verkündigt der Nachbarschaft das Ende der Partie. Vorigen Winter war ich auf Besuch bei einem Freunde, der im Palais Royal wohnt; ein Pistolenschuß fiel, und ich schrack zusammen. „Sey ruhig," sagte mein Freund, „es ist Nichts, wahrscheinlich ist nur der Urtheilsspruch eines „Rouge ou Noir" vollzogen worden." Ich öffnete das Fenster, und seine Vermuthung bestätigte sich. Ein junger Mensch, der aus einem Spielhause kam, war über das Gitter eines der Parterres gestiegen und hatte sich auf dem Rasen eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Ein Besiz aus unvordenklicher Zeit schien die Existenz der Bajaderen von Paris und das Palais Royal innig mit einander verschwistert zu haben. Seltsame Widersprüche: man warf dem Herzog von Chartres vor, daß er mit dem Laster Wucher treibe, und die gegenwärtigen Kaufleute beschweren sich — wenigstens behauptet man es — daß sein Sohn es vertrieben hat. Wie sonderbar, wenn man sich in unsern Tagen die verlornen Kinder so vorstellt, wie sie unsre Väter gesehen haben: die gekräuselten Haare mit großen kattunenen weitfaltigen Hauben bedekt, in Caraccos, kleinen Ueberwürfen und Reifröcken. Wie manche anmuthige Gestalt mochte unter diesem seltsamen Aufzuge steken! Wir sahen sie zu unsrer Zeit in der reizenden Einfachheit der modernen Tracht im Kaffeehause Montansier, dessen Stelle jezt ein kleines Theater eingenommen hat, im Café des Aveugles, das seitdem verödet steht, damals aber durch die Kaisergarde sein Leben erhielt und im Caveau du Sauvage, *) aus dem das Tamburin unaufhörlich heraustönt und das Ohr des Vorübergehenden betäubt, und wo Borel nach Fiz James dem Bauch eine Zunge lieh; endlich an allen Eingängen des Palais Royal. Sie belebten Alles und liehen Allem durch ihre Gegenwart einen wollüstigen Schimmer, der freilich sehr verschieden war von dem anmuthvollen Lächeln züchtig verschämter Liebe, aber mit dem Charakter der meisten Einwohner vollkommen in Einklang stand, und den Fremden als der hervorstechendste Zug in der Physiognomie des Palais Royal ins Auge fiel. Die eigentlichen Sultaninnen dieses öffentlichen Serails aber hielten sich unter den steinernen Bogengängen auf, wo sie die Blicke durch den buhlerischen Glanz ihres Puzes, und durch die Entblößung ihrer Reize auf sich zogen, die von Frauen der großen Welt nur auf den Bällen oder in der Oper so zur Schau getragen werden. Sie erregten selbst unter gewissen Klassen ihres eigenen Geschlechtes zuweilen eine lebhafte Neugier, was die Gemahle gewöhnlich sehr übel zu nehmen pflegten. Die ausschließliche Herrschaft im Palais Royal wurde endlich den ehrbaren Frauen wieder eingeräumt, die von den Venustöchtern lange verdrängt worden waren, und ehedem sich begnügt hatten, es mit ihnen zu theilen. Diese Veränderung trat vor zwei oder drei Jahren ein, und hat dem Palais Royal einen sittsameren mehr bürgerlichen Anstrich gegeben; man verläßt es jezt viel frühzeitiger und schließt die Buden und legt sich schlafen zur ordentlichen Stunde. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Sitten dadurch gewonnen haben. Es geht uns nichts an, was anderwärts geschieht. Bleiben wir im Palais Royal.

Ich habe das Palais Royal unter dem Zauber der Beleuchtung geschildert, von der es jeden Abend übergossen ist; es ließe sich weniger von ihm sagen, wenn man es am nüchternen Morgen betritt, wo es den Schulknaben, den Kindern und Kindsmägden eingeräumt ist. Gegen zehn Uhr indeß fängt es bereits an, belebt zu werden. Die Zeitungsleser langen an und ziehen sich um jene

*) Die Nummer eines Spielsaales. Die Nummern der Spielsäle sind des Nachts transparent beleuchtet.

*) Das Kaffeehaus der Blinden und der Keller des Wildenmannes. — wie wir den Caveau du Sauvage nennen würden — sind Souterrains im Palais Royal.

kleinen Pavillons mit vergoldeten Dächern zusammen, in deren einem Pernstault sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, von wo aus er jeden Augenblick von Neuem die Runde macht, um Leser, die sich ein wenig zu weit seitab begeben haben, wenn er durch einen Seitenblick auf die Blätter in ihren Händen seinen Stempel erkennt, höflich zu ersuchen, sich mehr um seinen Kiosk zu konzentriren. Auch die Kaffeehäuser füllen sich allmählich, während die Restaurationen, denen sie das Vorrecht der Dejeuners à la fourchette völlig aus der Hand gewunden haben, noch leer stehen. Bald durchsteuern auch die Handlungsdiener und Geschäftsleute die Alleen nach allen Richtungen; schon deuten auch die müßigen Dämmerer *) und ein täglicher Auflauf von drei- oder vierhundert Personen nach einem bestimmten Punkte auf Mittag zu. Wollte Gott, daß die Kanonen der ganzen Welt den Feuerschlünden des Palais Royal glichen, und daß ihr Krachen nie anderes Unheil angerichtet hätte, als das leise Zusammenschrecken der Ladenjungfern und einiger allzufeinfühlenden Kaufmannsfrauen, die ungeachtet der langen Gewohnheit sich noch nicht des Schreckens entwöhnen konnten. Fünf Minuten ehe der Schuß erfolgt, haben die meisten hier stehenden Menschen ihre Uhr zur berichtigenden Vergleichung herausgezogen und wer keine hat, guckt auf die seines Nachbars — ein Augenblick feierlicher Erwartung folgt — man scheint manchmal zu zweifeln, ob der Kanonier des Palais Royal seine Schuldigkeit thun werde. . . . Es kracht und alsbald richten die Einen ihren Uhrzeiger vor- oder rückwärts; Andere mit einem Ausdruck der Selbstzufriedenheit ergießen sich laut in Lob über ihren Uhrmacher; man geht und beeilt sich überall auf seinem Wege die offizielle Stunde mitzutheilen und die Gruppe würde sich ganz verlaufen, wenn nicht noch einige Maulaffenländler zurückblieben, die gekommen waren, um zu sehen wie sich die Sonne beim Entzünden des Pulvers benimmt, während noch einige andere Kostgänger Gottes sich eine Viertelstunde lang das Geschäft machen, Jedermann, der daherkommt, zu benachrichtigen, daß die Kanone bereits losgegangen ist. Es wäre überflüßig das Viereck zu bezeichnen, wo diese Kanone steht; natürlich kann es nirgend anders seyn, als im Parterre des Apollo, da dieser Gott eben der Kanonier ist.

Ich kann nicht schließen, ohne noch zu bemerken, daß das Palais Royal stets der Mittelpunkt der politischen Volksbewegung war und auch stets bleiben muß — eine natürliche Folge seiner Lage und der Beschaffenheit seiner Einwohner. So empfiehlt sich der größte Theil seiner Kaffeehäuser den Gästen durch eine oder die andere geschichtliche Erinnerung: wie das „Café Foi" durch die Reden Camille Desmoulins, der mit so gewaltiger Kraft die Gemüther des Volkes entflammte; das „Café de Chartres" durch die wilden Kämpfe zwischen den grünen und weißen Kokarden, und später der Gironde und das Café Montansier, durch die patriotischen Orgien der hundert Tage, und die Rache nach der Rückkehr von Gent; so das „Café Lemblin" durch das immerwährende Zusammenströmen der liberalen Jugend und der ausgestoßenen Soldaten während der Restauration; endlich das „Café Valois," das Allerheiligste der ewig von Puder beschneiten Köpfe der alten Regierung.

Vor Kurzem war ein Greis, der schon unter den Schweizergarden Ludwig XV gedient hatte, in der Hauptstadt angekommen, um Paris wiederzusehen, das erstemal wieder zu sehen seit 1780; ich war sein Begleiter, und wir näherten uns dem Palais Royal. „So wollen wir denn gleich," sagte er, „unter dem „„Krakauer Baum,"" die Zeitungen lesen, es soll mich freuen, Nachrichten von den Polen zu hören, dort wo mein Herz vor sechzig Jahren schon für sie schlug." — Aber der Krakauer Baum war schon einige Jahre nach der Theilung Polens umgehauen worden, und mit ihm die Kastanienallee, die der Kardinal Richelieu nach der ganzen Länge des Gartens gepflanzt hatte; sie war die schönste von allen, und durch ihr breites Laubdach bemerkenswerth. Um diesen Baum versammelten sich damals die Leser des Courrier de l'Europe oder der Leydener-Zeitung, fast die einzigen Journale jener Zeit, und mein guter Alter zeigte mir die Stelle dem Café Foy gegenüber. Noch andere Bäume breiteten hier ihre Zweige aus, unter denen man andere Zeitungen las.

Die Veränderungen in dem Bau des Palais Royal oder vielmehr der Masse von Gebäuden, aus denen es gebildet wird, würden Stoff zu einer weitläufigen Geschichte geben; ich begnüge mich zu bemerken, daß es von zwei Baukünstlern, die aus einer und derselben Stadt gebürtig waren, angefangen und vollendet wurde, von dem Baumeister des Kardinals Richelieu, Jakob Lemercier, und dem Architekten des Hauses Orleans, Herrn Fontaine, beide aus Pontoise. Wie oft schon hat man letztern und seinen königlichen Herren lebhaft auf den Dächern verhandeln sehen, oder auf einem Giebel, von wo der Fürst schwerlich gewünscht haben würde herabzuspazieren. Uebrigens will ich, um gewisse Leser zufrieden zu stellen, hier nur noch in Kürze die Einwohner dieses Palastes seit der Erbauung desselben anführen; diese waren nach dem Kardinal Richelieu, der es unter dem Namen „Palais Kardinal" fortsehen ließ, Anna von Oesterreich, Ludwigs XIV Mutter, die damals fünf Jahre alt war und eines Tags in das Bassin des kleinen Gartens fiel, der Jardin des princes genannt wurde; nach ihr bezog das Palais Henriette von England; dann Philipp von Orleans, der Stammvater der Linie dieses Zweiges und Bruder Ludwigs XIV; dann Philipp der Regent während Ludwigs XV Minderjährigkeit; Ludwig Herzog von Orleans sein Sohn; dann Ludwig Philipp, und bei dem Ausbruche der französischen Revolution Ludwig Philipp Joseph, jener der Großvater, dieser der Vater des gegenwärtigen Bürgerkönigs. Während der Republik hatte ihn das Tribunal inne; unter dem Kaiserreich wußte man nicht was damit anzufangen, und die Börse und das Handelstribunal, deren unzertrennlicher Satellit, wurden vorläufig ins Erdgeschoß der großen Stiege gegenüber eingewiesen, während man die beiden schönsten Gebäude der modernen Architektur errichtete. Nach der Rückkehr der Bourbonen nahm die Familie Orleans wieder Besitz von dem Palais Royal, das ihre Apanage ausmachte; während der hundert Tage bezog es Lucian, und nachdem es zuletzt fünfzehn Jahre der Restauration hindurch der Seitenlinie des Hauses Bourbon zum Aufenthalte gedient hatte, blieb es anderthalb Jahre die vorläufige Wohnung des einfachen Bürgerkönigthums. Allein ein Thron zwischen Waarenlagern schien denselben allzu sehr zu verdunkeln, und den Geschäfts- und Nichtgeschäftsleuten war es höchlich unbequem auf ihrem Weg einen König zu finden.

*) Man wird die Uebersetzung der Flaneurs durch diesen Studentenausdruck entschuldigen. Anm. d. R.

Ludwig Philipp hat seitdem bekanntlich die Tuilerien bezogen, wo noch kein Glücklicher gewohnt.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

5. Die Monarchie des jüngern bourbonischen Zweiges.

Es gibt keine politische Form, die nicht eines glücklichen Erfolges gewiß seyn dürfte, wenn man nur die Dinge und Menschen ihr anpaßt. Der neu gewählte König besaß Eigenschaften, denen ich alle Anerkennung werden ließ: Erfahrung, Erziehung durch Unglück, Geschmack an Arbeit, Leichtigkeit sich auszudrücken, Kenntniß der Zeitbedürfnisse, sanftmüthigen Charakter, Abneigung gegen Blutvergießen, Reactionen und Rache. Seine edle und schöne Familie umgibt diese herrlichen Eigenschaften, die mächtig darauf hinwirken konnten, den Charakter einer Organisation zu neutralisiren, deren Gebrechen am Tage liegen, mit anmuthvollen Reizen.

Das was man jetzt besitzt, ist ich weiß nicht was, weder Republik, noch Monarchie, noch Legitimität noch Illegitimität, ein Quasiding, das Etwas von Allem und von Nichts ist, das nicht lebt, das nicht stirbt, eine Usurpation ohne Usurpator, ein Tag ohne Gestern und Morgen. Als die Republik hervorbrach, sah man voraus, daß sie am Despotismus zerschellen würde; als das Kaiserreich aufstieg, ahnete man, daß es im Siege und dann in der Restauration untergehen würde; als die Legitimität wieder ans Ruder kam, wahrsagte man, daß sie durch die Ideen des Jahrhunderts gestürzt werden würde, wenn sie nicht mit ihnen umzugehen verstände. Allein was kann man hier voraussehen? Wo ist die Zukunft? Welche Gestalt wird sie haben? Wie weit ist sie entfernt?

Besser wäre es gewesen in der Person Ludwig Philipps eine reine Wahlmonarchie zu schaffen, weil man denn doch schnell einen Kopf brauchte, um die Kronenhöhlung auszustopfen. Nach Philipp hätte man dann einen Fürsten aus einer ganz neuen Dynastie wählen, und zu den Prinzipien der völligen Veränderung des Herrscherhauses zurückkehren können. Allein die Erblichkeit mit der Wahlmonarchie zu verbinden, gegen die legitime Succession zu Felde ziehen und unmittelbar darauf wieder eine andere legitime Succession schaffen, ist eine erbärmliche Inkonsequenz. Man hat aber das Prinzip des Wahlrechtes gewonnen! Allerdings, aber auf eine Stunde. Herrliche Eroberung! eben so gut wäre es gewesen, zu behalten was man hatte.

Die vier übrigen politischen Kombinationen (die Republik, der Wechsel des Herrscherhauses, der Herzog von Reichstadt, der Herzog von Bordeaux) sagten doch wenigstens mehr oder minder beträchtlichen Volksmassen, bekannten Meinungen zu. Die quasilegitime Monarchie, was und wen spricht sie an?

Alles ist in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge Widerspruch, Schwierigkeit, Verlegenheit. Man verstößt den ältern Zweig der Bourbonen und vermählt sich mit dem jüngern: es geht so weit, daß man gegen die vorige Regierung kein Wort sagen, kein Gesetz machen kann, das nicht bleischwer auf die gegenwärtige zurückfällt. Man schreit gegen eine verbannte Familie, und eben diese Familie sitzt auf dem Throne, man zertrümmert die Lilien und diese Lilien sind das Wappen des Wahlkönigs. Man hat alle Nachtheile der Legitimität und keinen einzigen ihrer Vortheile.

Allein diese Monarchie, die aus der Hand des Zufalls hervorging, wie ein Atout durch die umgeschlagene Karte, konnte im Staate zur Kraft gedeihen: 1) durch die persönlichen Eigenschaften des Königs; 2) durch eine Taufe des Ruhmes; 3) durch eine nationale Sanktion nach Erlangung der Krone; diese beiden letzten Bedingungen haben gefehlt. Die Verwaltung benahm sich nach Innen und Außen völlig so, um die Juliusregierung zu paralysiren. Dieß führt uns auf unsere zweite Frage:

„Nachdem die Wahlmonarchie gegründet war, fügte man sich in das Prinzip dieser Monarchie? Wie benahm sich die Regierung nach Innen und Außen?“

Die Statuten der Birminghamer Union.

In einer der letzten Unionsversammlungen zu Birmingham, die so zahlreich als irgend eine frühere besucht war, kam der Organisationsentwurf der Union zur Vorlage, der bei der gegenwärtigen Volksaufregung in England von um so größerer Wichtigkeit erscheint, als er allen andern Reformvereinen zum Vorbilde dienen und die bis jetzt noch einzeln wirkenden Kräfte zu einem großen und furchtbaren Bunde sammeln kann. Der Präsident der Birminghamer Union, Herr Attwood, leitete die Verhandlungen mit einer Rede ein, worin er zuvörderst dem allgemein verbreiteten Gerüchte, als habe das Komité der Assoziation die Bewaffnung der Mitglieder in Vorschlag gebracht, widersprach und dann die gegenwärtige Lage Englands so klar auseinandersetzte, daß wir daraus folgende Stelle wiederzugeben für angemessen halten:

„Es ist allerdings möglich, daß eine Zeit komme, wo die Gesetze in England ihre Kraft verlieren und dem Volke nicht mehr Schutz verleihen können; dann würde es nöthig, dann würde es verfassungsmäßig seyn, daß das Volk sich selbst mit den Waffen in der Hand beschütze. Doch Dieß ist das letzte Mittel, wozu ein guter Unterthan und Bürger seine Zuflucht nehmen muß. (Hört!) Vor allen Dingen muß das Volk die Gerechtigkeit auf seiner Seite haben — mit einer guten Sache ist eine mißhandelte Nation ihres Triumphes sicher — die Pflastersteine selbst werden sich dann zu seiner Vertheidigung erheben. (Beifall.) Als unsre tapfern Nachbarn, die Franzosen, Jahr um Jahr mißhandelt und mit Füßen getreten wurden von den stumpfsinnigen und blutdürstigen Anhängern der bourbonischen Dynastie, duldete es das französische Volk viele leidensvolle Jahre hindurch, bis seine Feinde im höchsten Uebermaße ihres Hochmuthes und ihrer trügerischen Tyrannei wahnsinnigerweise dem Schutze der Gesetze sich entzogen. Dann erst stand das französische Volk auf. So auch wartete Julius Cäsar, als er seine Waffen gegen die Oligarchie seines Vaterlandes erhob, bis die Oligarchen durch die Verletzung der Gesetze sich selbst in Anklagezustand versetzt hatten; dann rief er seinen Soldaten zu: „Laßt uns gehen, wohin uns die Götter und die Ungerechtigkeit unsrer Feinde rufen.“ Wenn ein Mann gleich diesem es für nothwendig hielt, Gerechtigkeit und Gesetz auf seiner Seite zu haben, um wie viel mehr ist eine solche Vorsicht in England nöthig! Möge daher das englische Volk so lange strengen Gehorsam beweisen und die Gesetze unterstützen, so lange Gesetze bestehen. Inzwischen möge es sich zu einem friedlichen und gesetzlichen Bunde vereinigen, und erst wenn der englische Polignac auferstehen wird, in der sträflichen Absicht, den König, das Unterhaus und die Nation in Knechtschaft zu stürzen: dann erst werden wir in Stand gesetzt seyn, gegen ihn zu handeln. Ich sprach neulich in der Versammlung zu Berwick die Furcht aus, die Reformbill möchte von dem Oberhause abermals verworfen werden. Dieß kann nur geschehen, wenn die vollziehende Gewalt es versäumt, die nöthige Anzahl von Pairs zu ernennen. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß Lord Grey diese große Pflicht hintansetzen wird. Es wäre Wahnsinn von ihm, so zu handeln. Er führte den Staat an den Rand eines Abgrunds,

von dem kein Rückschritt möglich ist, und wäre es denkbar, daß er in einem solchen Augenblicke sagen könnte: „Ueberspringt ihn ohne Beistand und Leitung, denn die Regierung wird Euch verlassen!“ — Sollte Lord Grey wirklich so handeln, so würde sein Fall in der That groß seyn. Anstatt den größten Namen in der englischen Geschichte zurückzulassen, wozu meiner Ansicht nach Lord Grey bestimmt ist, würde er seinen Namen auf ewig beflecken; würde er der Necker Englands statt dessen Erretter seyn. (Beifall.) Doch ich kann nicht glauben, daß sich die Regierung einer so groben und gefahrvollen Fahrlässigkeit schuldig machen wird; aber wenn sie es auch thun würde, so ist dennoch dem Volke der Weg deutlich, gesetzlich und sicher vorgezeichnet. Wir haben im Unterhause eine Majorität von 109 und 151 Stimmen für uns, und diese Majorität besteht aus ehrenwerthen und muthigen Männern. Wenn daher die Regierung ihre Pflicht vergessen sollte, so würde sie das Unterhaus zurechtweisen; das Unterhaus würde die Abgaben verweigern und hiedurch die Regierung zwingen, die Anzahl von Pairs zu ernennen, welche nöthig ist, das Oberhaus zu seiner Pflicht zurückzuführen. Durch einen solchen Schritt würde jeder Soldat unbezahlt bleiben, die Dividenden der Nationalschuld würden aufhören, die Civilliste des Königs selbst nicht länger flüssig seyn und so die Regierung entweder genöthigt werden, sich aufzulösen oder augenblicklich ihre Obliegenheit zu erfüllen. Wenn ferner das Unterhaus die Aufruhrakte verwerfen wird — was höchst wahrscheinlich ist — so wird die herrliche Armee, die jetzt mächtig zum Schutze des Landes und zur Bekämpfung auswärtiger Feinde dient, augenblicklich der Regierung aus der Hand geschlagen werden und diese Waffe gegen die Freiheiten des Volkes plötzlich wie ein Dunstgebild verstauben. Allein selbst, wenn das Unterhaus seine Pflicht zu thun verweigern würde, so blieben dennoch dem Volke friedliche und gesetzliche Mittel, sich selbst zu helfen. Dann brauchten wir bloß den Rath Herrn Edmonds zu befolgen, der streng gesetzlich und verfassungsmäßig ist, nämlich nach dem System der Quäker zu handeln und unser Eigenthum zur Bezahlung der Steuern der Auspfändung zu unterwerfen; dann würden dem Hause der Gemeinen augenblicklich die Augen über seine Stellung aufgehen. Auf solche Weise würde das Volk gesetzlich auf das Unterhaus wirken, das Unterhaus auf die Regierung, die Regierung hiedurch zu seiner Obliegenheit gezwungen werden und Alles gut gehen.

„Es war ein großes Glück, daß das Reformwerk von Carl Grey zu einer Zeit in Anregung gebracht wurde, wo die Konstitution noch genug von ihrer alten Kraft besitzt, um ihre Regeneration auf gesetzlichem Wege bewerkstelligen zu können. Wäre dieses große Werk noch einige Jahre hinausgeschoben worden, bis die Oligarchen noch einige fünfzig Boroughs mehr in ihre Gewalt gebracht hätten, so wäre das Volk verloren gewesen — ein patriotischer König würde nicht mehr im Stande gewesen seyn, es zu retten, da er auf sein Anrufen der Nationalunterstützung keine Antwort erhalten haben würde. Der Tag der politischen Gnade, wie er jetzt vorhanden ist, würde vorübergegangen und das Land in eine Lage gebracht worden seyn, wo es entweder einer ewigen Knechtschaft anheimfallen oder selbst seine Rettung in Strömen von Blut und Thränen suchen mußte. Es war also ein Glück, daß Carl Grey zur rechten Zeit mit seiner Reformbill hervortrat; es war aber auch ein Glück, daß er diese gerechte, billige, kluge und wirksame Reformmaßregel wählte, die alle Interessen zu ihrer Unterstützung vereinigte und ihren Erfolg sicherte. Wäre er in der Reformbill noch weiter gegangen, so ist es völlig gewiß daß er auf jeden Erfolg verzichten mußte. Das oligarchische System wurzelt schon seit so vielen Jahren in den Gewohnheiten, gesellschaftlichen Verhältnissen, Gewalten und Interessen des gemeinen Wesens, daß es fast unmöglich gewesen wäre, die Oligarchie zu überwältigen, ohne eine Erschütterung hervorzubringen, die das ganze Staatsgebäude auf unsre Häupter herabstürzen mußte. Es ist daher unrecht, Lord Grey zu tadeln, daß er dem Volke nicht mehr einräumte, als die Reformbill verspricht. Umgeben von solchen Elementen und solchen Feinden, wie er, war es Alles, was in menschlichen Kräften zu gewähren stand. Es war hier nicht die Frage, ob die Reformbill besser sey als eine umfassendere Maßregel, sondern es handelte sich darum, ob wir die Reformbill — oder Nichts haben sollten; ob das englische Volk noch ferner bis zum Zustande Irelands herab zertreten und Ireland ins Grab gestürzt werden, oder ob das englische Volk seine Rechte, seine Freiheit und seine Wohlfahrt durch verständige und wirksame Mittel erlangen sollte. Ich sage kein Wort gegen das allgemeine Stimmrecht, so wenig als zu dessen Gunsten. Ich will nur so viel bemerken, daß allgemeines Stimmrecht noch in keinem Lande der Welt bestand und daß es selbst in keinem Staate von Nordamerika ohne Beschränkungen bestehe. Denn Soldaten z. B., Arme, die schwarze Bevölkerung, Fremde, Verbrecher und viele Andere haben in den Vereinigten Staaten kein Stimmrecht. Wenn nun von den Amerikanern selbst ein unbeschränktes Stimmrecht nicht für heilsam angesehen wurde, so darf man sich um so weniger wundern, wenn in England die höhern Klassen im Allgemeinen es für nachtheilig halten. In Amerika sind neun Menschen Eigenthümer und nur Einer Arbeiter. In England ist es gerade der umgekehrte Fall. Hier leben neun Menschen vom Verkaufe ihrer Arbeit gegen Einen, der für die Erhaltung des Grundbesitzes interessirt ist. Daher muß man nicht erstaunen, daß unbeschränktes Stimmrecht in einem gesellschaftlichen Zustande, wie in England nachtheilig scheint, wo das Eigenthum in ungeheuern Massen aufgehäuft ist, und die äusserste Armuth so auf Leidenschaften und Bedürfnisse des Volkes wirken, und es zu Maßregeln hindrängen kann, die gleich zerstörend auf die Interessen und die Wohlfahrt Aller wirken. Ich halte eine ideale und theoretische Freiheit für nichts, die am Ende dem armen Manne wahrscheinlich keine andere Wahl läßt als zwischen Arbeitshaus, Gefängniß oder Grab; was ich verlange, ist eine wirkliche Freiheit von Kraft und Saft, die den Handwerksmann so frei macht als seinen Herrn, und die jeden ehrbaren Arbeiter in England in den Stand setzt, für sich und seine Familie durch seine Hände die nöthigen Lebensbedürfnisse zu erschwingen.“.

Nach dem hierauf der Versammlung vorgelegten Organisationsentwurfe soll die Stadt Birmingham in sieben Abtheilungen oder Bezirke getheilt und Nr. 1 die rothe Abtheilung, Nr. 2 die nelkenfarbige, Nr. 3 die orangenfarbige, Nr. 4 die weiße, Nr. 5 die grüne, Nr. 6 die blaue, Nr. 7 die purpurfarbige Abtheilung genannt werden. Jede dieser Abtheilungen soll in eben so viele Unterabtheilungen getheilt werden, und jede Unterabtheilung ihr Versammlungshaus haben. An einem bestimmten Tage werden sich hier alle zur Unterabtheilung gehörigen Männer versammeln und je zehn Mann einen Vorsteher über sich wählen, „der Zehner“ (Tythingman) genannt; zehn dieser Zehner wählen unter sich einen „Constable über Hundert,“ fünf solcher Constables wählen einen „Marschall der Unterabtheilung.“ Je ein Mitglied des Unionsrathes ist bestimmt, über alle Marschälle eines jeden Bezirkes die Oberaufsicht zu führen, und diese sieben Männer aus dem Rathe werden Aldermänner genannt. Jeder dieser Aldermänner wird ein Verzeichniß von allen Namen der Marschälle, der Constables, der Zehner und der übrigen Unionsmitglieder seines Bezirkes entwerfen und dasselbe dem Stuhlherrn des Unionsrathes übergeben. Der Zehner hat das Geschäft, wöchentlich von seinen neun Männern die Beiträge einzusammeln, die er dem Constable übergibt; eine genaue Liste seiner Untergebenen zu führen; seinen Constable jederzeit unverzüglich in Kenntniß zu setzen von jedem Aufruhr oder Tumulte, der sich in seiner Unterabtheilung erhebt; in einem solchen Falle hat er endlich auch seine neun Untermänner herbeizurufen und Alles aufzubieten, den Aufruhr zu dämpfen. — Der Constable hat darauf zu sehen, daß die Zehner ihre Schuldigkeit erfüllen; er hat von ihnen alle vierzehn Tage ihre Beiträge einzusammeln und dem Marschall zu übergeben u. s. w. Dieselben Pflichten haben aufwärts auch die höhern Beamten des Bezirkes. — Jedes Mitglied der Union trägt bei allen Versammlungen als Abzeichen an seinem Hute die Farbe seines Bezirkes und die Numer des Hunderts, zu dem er gehört; deßgleichen seine eigene Numer. Jeder Zehner trägt bei solchen Gelegenheiten auf seinem Hute die Farbe seines Bezirks, die Numer seines Hunderts und seine eigene, sammt einem Unionswappen; jeder Constable führt außer den Farben und Zahlen zwei solcher Wappen, jeder Marschall drei, und jeder Alderman trägt über der linken Schulter eine Binde von der Farbe seines Bezirkes; eine solche Binde ist drei und einen halben Zoll breit und dazu bestimmt, den Constablestab zu tragen.

Bekanntlich hat der König von England diese Volksgesellschaften in einem jüngstergangenen Ausschreiben (21 November) als ungesetzlich verboten und alle Unterthanen ermahnt, sich des Eintrittes in diese Verbindungen zu enthalten. Es steht nun zu erwarten, was die Assoziationen thun werden; die Birminghamer soll Wetherell ihr Reglement vorgelegt und dieser es als gesetzmäßig anerkannt haben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 342. 8 Dezember 1831.

Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die ersten Kongresse, ganz geblendet von dem glänzenden Gemälde, welches Herr von Humboldt von Mexiko entworfen hatte, und außer sich über die Dienstfertigkeit, mit welcher England Millionen von Piastern, theils unter dem Titel einer Anleihe, theils für Benutzung von Minen, oder für Ankäufe von Ländereien oder für Eröffnung neuer Straßen anbot, glaubten nichts in der Welt käme dem Reichthum Mexiko's gleich, und sie hätten die Schlüssel zu einem unerschöpflichen Schatz in den Händen, von dem sie jene ihrer Mitbürger und besonders ihrer Freunde, denen aus langer Gewohnheit Arbeit zu beschwerlich war, schwelgen lassen könnten, da diese zu bequem sich selbst nach Erwerbsquellen umzusehen, es natürlich angenehmer finden mußten, ihre Tage auf Kosten Englands und jenes kleinen Theils der Nation, der der Arbeit noch nicht entwöhnt ist, in süßem Nichtsthun und in Ueppigkeit hinzubringen.

Man hat also eine Menge sogenannter nützlicher Aemter geschaffen und mit reicher Besoldung versehen. Wenn man auf der einen Seite, um sich das Ansehen freier und eifriger Republikaner zu geben, den Adel, der dem Staate keinen Heller kostete, abschaffte, so machte man auf der andern, unter dem Vorwand einer Entschädigung, Jeden, der es nur seyn wollte, zum Kapitän, Major oder Obersten, und da alle diese Leute sehr gut bezahlt waren, so gab es ihrer natürlich bald mehr als Soldaten. Die Armee figurirt mit 10 bis 12 Millionen Piastern auf dem Budget und zählt in der Wirklichkeit höchstens 10 bis 12,000 Mann, wenn man jene Unzahl von Offizieren nicht rechnet, deren ganzer Dienst darin besteht, das Staatsvermögen zu verschlingen und der Nation zur Last zu fallen. So viel es aber auch solcher Stellen und Pensionen gibt, so reichen sie doch bei weitem nicht hin, um die Menge von denen, die darauf lauern, zu befriedigen, und dieß war die Quelle aller Verschwörungen, Aufstände und Unordnungen der letzten Jahre. Die Regierung war nicht im Stande ihnen durch Befriedigung der Habsüchtigen vorzubeugen, denn die Staatsausgaben von zwei oder drei Jahren betrugen das Doppelte dessen, was unter spanischer Herrschaft erforderlich war. Ein eben so ärgerliches Unwesen herrscht bei den Einnahmen; da es Sitte ist, jede nützliche und einträgliche Beschäftigung zu vernachlässigen, um nach Aemtern zu jagen; da ferner die meisten Stellen der Verwaltung mit untüchtigen Beamten besetzt sind, so herrscht überall Verwirrung und Unordnung; endlich haben die Beamten, besonders die der Douanen, nicht ermangelt sich einen bedeutenden Theil der eingehenden Gelder zuzueignen, so daß die Einkünfte kaum mehr die Hälfte der unter den Vicekönigen eingehenden Summe betragen. Unter solchen Umständen mußte nun dem öffentlichen Schatz, selbst ohne jene den Engländern schuldigen Summen sammt Interessen, auf deren Erstattung diese schon lange warten, in Rechnung zu bringen, nothwendig ein beträchtliches Deficit erwachsen, von dem das gegenwärtige Ministerium nicht weiß, wie es zu decken seyn möchte, denn das Land ist im Verhältniß bei weitem mehr mit Abgaben und Auflagen gedrückt als Frankreich und selbst England, und zudem wollen sich auch die Besoldeten und Aspiranten, in deren Händen, der bestehenden Ordnung der Dinge zufolge, alle Gewalt und Kraft ruht, nicht zu dem geringsten Opfer verstehen. Einige gutgesinnte Deputirte haben es kürzlich gewagt, ein Gesetz zu Reduktion der Besoldungen vorzuschlagen; sie wurden mit Beschimpfungen überhäuft, und das Ministerium, um die Unterstützung des furchtbaren Korps der Angestellten nicht zu verlieren, war so schwach sich zu stellen, als habe die Verwerfung des Vorschlags seinen ganzen Beifall. Was nützt es aber wohl Feuer und Flamme zu sprühen um die Integrität der Besoldungen zu behaupten, wenn in der Staatskasse das Geld selten und immer seltner wird? Je trauriger übrigens der Stand des öffentlichen Schatzes wird, um so hitziger scheint der Streit der Parteien um die Trümmer desselben zu werden; seit sechs Monaten schon brennt die Flamme des verderblichsten Bürgerkriegs im Süden von Guadalarara, Valladolid, Mexiko und Puebla und fast scheint es, es werde der Verwüstung des Landes nicht eher ein Ziel gesetzt werden, bis nicht das Glück darüber entschieden hat, wem die traurige Ehre zu Theil werden soll, den letzten Piaster zu verschlingen, den die eiendeste der Nationen mit unsäglicher Mühe erworben hat.

Bei einer so traurigen Lage, in welche die neuen Republiken durch ihre eigenen Kinder, die sogar die Spanier an Grausamkeit noch übertreffen, versetzt wurden, ist natürlicherweise an das Aufblühen philanthropischer Anstalten, die nur unter dem Schutze der Ordnung und Ruhe gedeihen können, nicht zu denken. Zwar gibt es in Mexiko einige Schulen und Hospitäler, auch hat man mit vieler Ruhmredigkeit die Gründung noch mehrerer anderer angekün-

digt; denn obgleich der bei weitem größere Theil der Mexikaner keine wahre Liebe für das öffentliche Wohl im Herzen trägt, so treibt doch ihr ungemessener Nationalstolz sie unaufhörlich an, es in Allem den civilisirten Nationen der alten Welt gleich zu thun. Fonds sind in den verschiedenen Staaten votirt worden, um den öffentlichen Unterricht zu verbessern, Aufklärung zu verbreiten, und die Welt in Erstaunen zu setzen, denn alles das kostet ja auf dem Papiere so wenig. Handelte es sich darum diese Fonds zu erheben, so gingen die Senatoren und Deputirten, die sich so gute Gehalte zugetheilt hatten, die Tausende von Obersten und Offizieren, deren Anweisungen auf den öffentlichen Schatz eben so viele Panisbriefe für den Müßiggang sind, und jener Schwarm von Beamten, der allein schon hinreichte, gegen alle, die es wagen würden, ihnen den Lebensunterhalt beschneiden zu wollen, eine Revolution zu erregen, der Jugend, den Unglücklichen, ja der Nation selbst vor, der man zwar viel versprochen, aber nichts gehalten hatte, weil man sie nicht, wie es nur zu häufig selbst auch in Republiken geschieht, unter den Schutz von Männern stellte, die gleiche Rechte mit ihr zu vertheidigen haben. Die Kongresse sind hauptsächlich aus Aerzten, Soldaten, Priestern und besonders aus Advokaten zusammengesetzt; Advokaten! der schrecklichsten aller Geißeln, welche auf einem Lande, das nach der unentwirrbaren Masse spanischer Gesetze verwaltet wird, lasten kann.

Der größte Theil der beabsichtigten Anstalten ist daher noch nicht einmal ins Leben getreten, und andere wurden bald wieder geschlossen. Was diejenigen betrifft, welche noch fortdauern, so bestehen die herrlichsten Verordnungen für ihre Verwaltung, in denen alles vorausgesehen und vorausbestimmt ist; wie es scheint, wollte man auch nicht den kleinsten Umstand der Willkür überlassen; allein so bald das erste Feuer verraucht war, folgte eine tödtliche Apathie, eine Menge von Mißbräuchen schlich sich ein, und jene Combinationen, die theoretisch so originell, gelehrt und scharfsinnig schienen, zeigten sich auf der Kapelle der Erfahrung als unzusammenhängend, widersprechend und unausführbar. Die Verwirrung wurde immer ärger, Niemand hatte Rechnung abzulegen, denn da die Gewalt über Alles verfügte, so hatte sie auch die Verantwortung auf sich genommen, und die öffentliche Meinung ist noch nicht gebildet genug, um säumige, anmaßende und ungeschickte Gesetzgeber mit Verachtung zu brandmarken.

Die Bekanntschaft mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und der Verwaltung Mexiko's kann nur in so fern von Interesse seyn, als dort alles in der schlechtesten Verfassung ist. Die Mißbräuche gehen ins Unendliche, und das Uebel, welches aus ihnen entsteht, ist so in die Augen fallend, daß viele Fehler, welche in andern Ländern unbemerkt hingehen, weil die Gewandtheit der Regierung die Folgen zu verschleiern weiß, den Fremden gleich bei seiner Ankunft in Amerika höchst unangenehm berühren, und ihn sogleich auf die Mittel zur Abhülfe führen, deren Nothwendigkeit in Europa gewiß auf der Stelle gefühlt werden würde, wenn man dort nicht an ein Schauspiel gewöhnt wäre, das man immer vor Augen gehabt hat.

Die Mängel dieser gesellschaftlichen Verhältnisse springen um so schärfer in's Auge, als man Vergleichungen zur Hand hat zwischen Dem, was in den Vereinigten Staaten vorgeht, welche nach weit vorzüglichern Grundsätzen regiert werden, als die europäischen Monarchien, und zwischen den neuen Republiken, die in Hinsicht der Verwaltung selbst gegen Spanien noch weit zurück sind. Jeder, der noch so sehr an der guten alten Zeit hängt, wird sich gewiß höchst unbehaglich fühlen, wenn er sich in Mexiko, in vielen Rücksichten, in das 13 und 14 Jahrhundert zurückversetzt sieht, und mit eignen Augen sich von dem jammervollen Zustand, der entsetzlichen Dummheit und dem krassen Aberglauben überzeugt, in die man diese Nation versenkt hat, indem man einen Theil der zeitlichen Gewalt in die Hände der Geistlichkeit gab, die nun sich aller Fesseln entledigte, und sich Bedrückungen und Ungesetzlichkeiten die Menge erlaubte. *) Der Zehnte, **) unmäßige Tauf-, Trauungs- und Beerdigungsgebühren u. s. w. drücken das Volk mit schwerer Last. Es gibt ganze Gemeinden der allerbigottesten Indianer, die nichts destoweniger im offenen Konkubinat leben, weil sie die Gebühren der gesetzmäßigen Verehelichung nicht zu entrichten vermögen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Fortsetzung.)

Nach einer langen Prüfung der Eigenschaften und Fähigkeiten des Neophyten wurde er endlich, wenn er in seinem Entschlusse, Areoi zu werden beharrte, durch eine feierliche Weihe aufgenommen, die bei einem Taupiti oder sonst einer großen Versammlung der Brüderschaft vor sich ging. Hier wurde er in einem Ahu haio, einer seltsam gefärbten Art inländischen Tuches, dem Unterscheidungszeichen der Areoi, gekleidet, von einem Vorsteher der Gesellschaft den versammelten Genossen vorgestellt und erhielt zugleich einen besondern Namen. Zuerst forderte man von ihm die Ermordung seiner Kinder, wozu sich die Meisten nur allzu gern verstanden. Dann hieß man ihn, seinen linken Arm krümmen und mit seiner rechten Hand auf den Ellenbogen desselben schlagen, bis er die Weiche berührte, und zu gleicher Zeit sang der Neophyte ein Lied, dessen wörtliche Uebersetzung hier folgt: „Der Berg oben Moua tabu, ***) der geheiligte Berg. Das Feld unten Tampapua, †) die vorspringende Spitze in den See. Mannnu mit der stolz erhabenen Königsstirne. Tearilitaria, ††) der Glanz der Wolken.

*) Zur Steuer der Wahrheit muß man bekennen, daß besonders in Rücksicht auf die Moralität so wohl hier als auch unter den Advokaten Ausnahmen statt finden; allein es ist hier von den Massen und nicht von Einzelnen die Rede. Der beklagenswerthe Zustand, in dem die vormaligen spanischen Kolonien sich befinden, zeigt zur Genüge wie von Grund aus die Nationen, welche sie bewohnen, verderbt seyn müssen; von welch unendlich verschiedenem Charakter war die Emancipation der Vereinigten Staaten!

**) Er beträgt 10 Prozent vom Brutto- und 35 Przt. und darüber vom reinen Ertrag; jedoch fließt kaum die Hälfte davon in den Schatz, der Rest wird von den Einnehmern u. s. w. unterschlagen.

***) Ein kegelförmiger Berg am See Maeva auf Huaheine.

†) Ein Bezirk am Ufer des Sees, am Fuße des Berges.

††) Der erbliche Name des Königs oder obersten Häuptlings von Huaheine.

Ich bin einer" — hier nannte er seinen Areoi-Namen — „von dem Berge Huruhuru." Hierauf mußte er das Kleid berühren, das die Frau des obersten Vorstehers getragen hatte und wurde dann als Mitglied der siebenten Klasse betrachtet. Das Vorrücken in einen höhern Rang der Genossenschaft war gleichfalls von Feierlichkeiten begleitet; die bei einem öffentlichen Feste, wo die Mitglieder von allen Inseln versammelt waren, vorgenommen wurden. Jedes Mitglied, dem diese hohe Ehre zu Theil werden sollte, erschien im vollen Putze des Ordens. Die Feierlichkeit wurde von einem Oberhaupte der Areoi eröffnet, der eine Anrufung an das geheiligte Ferkel und an die heilige Genossenschaft des Tabutabuatea (der Nationaltempel zu Raiatea), der unter dem Taramarini, dem Areoi-Oberhaupte dieser Insel, stand, voraussendete. Dann erhob sich ein Anderer der Gesellschaft und rief: „Gib uns diesen . . . (hier wurde der Name des für den höhern Rang bestimmten Areoi genannt) zum Bruder." Hierauf wurde die Stirne des Neueinzuweihenden von allen Anwesenden mit wohlriechenden Oelen besprengt, und das heilige Ferkel, in das Hahu oder Ordenskleid eingewickelt, in seine Hand gelegt und von ihm den Göttern zum Opfer dargebracht. Das Thier wurde entweder geschlachtet und auf dem Altar verbrannt, oder wenn man es leben ließ, an den Ohren mit der heiligen Quaste von Kokosnußfasern bezeichnet und freigelassen. Man betrachtete es dann als der Gottheit geweiht, und ließ es unangetastet bis zu seinem Tode im Lande umherlaufen.

Nach diesen Ceremonien erschien der Priester oder Tataumeister, der die Zeichen des Ranges mit unvertilgbaren Zügen der Haut des Neuaufgenommenen einstach. Da dieß mit großen Schmerzen verbunden war, so wurde die Operation gewöhnlich bis zum Ende des Schmauses aufgeschoben, der nun mit übermäßiger Verschwendung gehalten wurde. Auffallend ist es, daß bei diesen den Weibern, denen außerdem bei Todesstrafe verboten war, Fleisch von Opferthieren zu essen, neben ihren Männern von den Schweinen und andern Lebensmitteln, die als geweiht betrachtet wurden, zu essen erlaubt war. Musik, Tanz und Pantomimen folgten und wurden oft mehrere Tage fortgesetzt.

(Schluß folgt.)

Der Pöbel in London.

(Aus Wackefield's Flugschrift: Householders in Danger from the Populace.)

Die großen Volksversammlungen, die seit der Verwerfung der Reformbill durch das Oberhaus in England statt gefunden haben, die furchtbaren Ausschweifungen, die der Pöbel in Bristol beging, und die bedrohlichen Zeichen, die in mehrern andern Städten und selbst in London auf einen Ausbruch gefährlicher Unruhen hinwiesen, gaben dem bereits durch eine Schrift „über Verbrechen und Todesstrafen in London" bekannten Herrn Wackefield Anlaß, durch eine neue Flugschrift: „Gefahren, die den Bürger von dem Pöbel drohen," auf die in London befindliche Pöbelmasse aufmerksam zu machen und gegen die Gefahren zu warnen, die in diesem Augenblicke der Gährung die Hauptstadt bedrohen. Der Verfasser sammelte seine Erfahrungen während eines dreijährigen Gefängnißaufenthaltes in Newgate, und scheint eine Art Vidocq in alle Umtriebe und Schliche der Diebs- und Gaunerbanden eingeweiht. Wir geben hier aus dieser Flugschrift folgende Auszüge, die den Beweis liefern werden, welche schauderhafte moralische Fäulniß in so volkreichen Städten wie London sich eingefressen hat, und wie vulkanischer Art der Boden ist, auf welchem die gegenwärtige Lage der Dinge in England ruht.

„Die Klasse," sagt der Verfasser „die ich aus Mangel eines bessern Wortes „Pöbel" genannt habe und die, wie ich hier zu zeigen suchen werde, Anarchie und hiedurch Plünderung und gänzliche Zerstörung aller Eigenthumsrechte beabsichtigt, kann in drei Klassen getheilt werden. Die erste besteht aus den Dieben von Handwerk, die zweite aus Menschen, die durch äußerste Armuth, fast nie gestillten Hunger und viehische Gelüste eben so lasterhaft sind, als die Diebe und bei Gelegenheit wirklich auch Diebstähle begehen — man könnte sie das Gesindel (rabble) heißen, — die dritte aus Arbeitsleuten, die jedoch nur den kleineren Theil der arbeitenden Bevölkerung bilden. — Schüler Owen's und Anhänger Hunt's, *) die ich die Desperaten nennen will. Wäre London mit einer wirksamen Kriminalpolizei versehen, so könnte man aus der großen Anzahl von Verhafteten in den Gefängnissen der Hauptstadt schließen, daß die Zahl der noch außer Haft befindlichen Verbrecher nur sehr gering seyn müsse. Allein in Wahrheit ist dieß gerade der umgekehrte Fall. Nichts kann so mangelhaft gedacht werden als die Kriminalpolizei in London, und die Gefängnisse sind überfüllt, obgleich man sich kaum die Mühe nimmt, die Verbrecher einzuziehen. Hieraus folgt, daß die Masse von Verbrechern, von denen bei einer so nachlässigen Polizeiverwaltung schon eine so zahlreiche Gefängnißbevölkerung ausgeht, ungeheuer seyn muß. Um diesen Schluß zu bekräftigen, brauche ich nur anzuführen, daß ich in der Nacht des 9 Novembers 1830, wo man erwartete, der König werde in Begleitung Sir Robert Peel's und des Herzogs von Wellington in die Guildhalle kommen, in verschiedenen Theilen der Stadt Diebsbanden versammelt sah, die sich wenigstens auf 7000 Köpfe beliefen. Eben so machte ich während meiner Gefangenschaft in Newgate, wo ich diesem Gegenstand eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, die Berechnung, daß die Zahl der in London sich herumtreibenden Diebe sich auf 30,000 Individuen belaufen müsse.

„Um aber die gegenwärtigen Absichten der Pöbelbevölkerung genauer erwägen zu können, ist es nöthig ihre besondern Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Die Diebe von Handwerk sind größtentheils unbekümmert um eine fernere Zukunft; sie sehen nur wenige Schritte auf ihrem Wege vorwärts und ihre höchsten Wünsche erstrecken sich nicht über einige Wochen hinaus, auch liegt ihnen an wenig mehr, als an dem augenblicklichem Genuß ihrer Plünderung in Müßiggang und groben Ausschweifungen. Man kann überzeugt seyn, daß diese Klasse der Bevölkerung keine weitaussehenden politischen Entwürfe hegt. Diebe von Handwerk pflegen sich nicht allein als eine von der bürgerlichen Gesellschaft abgeschlossene Innung zu betrachten, sondern als die Feinde derselben. Wenn man sie hört, sollte man glauben, das Eigenthum sey nur deßhalb da, um gestohlen zu werden, und die bürgerliche Gesellschaft nur deßhalb eingeführt, um Diebe zu quälen. Gegen die zum Schutze des Lebens und Eigenthums aufgestellten Gesetze hegen sie einen tiefen Abscheu, so daß sie ein Vergnügen daran finden Andern Schaden zuzufügen, auch wenn sie selbst daraus keinen Vortheil ziehen. Es läßt sich daher behaupten, daß sie mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen würden, welche die Stadt nur eine Nacht in ihre Gewalt gäbe, wo sie dann an der Gesellschaft eine furchtbare Rache üben, und nebenbei Verbrechen nur des Verbrechens wegen begehen würden. So viel ist richtig, daß jederzeit, wo sich eine Aussicht auf politische Unordnungen in London zeigte, die Diebe auf dem Sprunge standen, die Stadt zu plündern. Deßhalb lauern sie bloß auf eine Bewegung, durch welche die Gewalt der Regierung getheilt und die Gesetze machtlos würden, sie lauern auf einen Gang der Dinge, durch welchen Eigenthum, Weiber und Töchter der Bürger ihrer Gnade heimfielen; sie wünschen eine Verwirrung, in der sie unter Blut und Flammen einen Augenblick in sinnlichen Genüssen taumeln könnten. Man denke nur an Bristol, wiewohl der Aufruhr in Bristol nicht aus einem verabredeten Plane hervorging; wenigstens befolgten die Verwüster von Bristol nicht einen solchen, wie ihn die Londoner Diebe unter sich längst schon entworfen haben, in der Absicht bei nächster bester Gelegenheit ihn in's Werk zu setzen. Hier einige wohlbegründete Mittheilungen darüber.

---

*) Zwei bekannte Demagogen. Owen predigt bekanntlich völlige Gleichheit des Eigenthums und eine auf dieses Prinzip gegründete Staatseinrichtung, mit der er früher in Schottland und später in Amerika Versuche mit Mustergesellschaften angestellt, die ihm jedoch übel mißrathen sind.

Anm. der Red.

„Wenn im vorigen Jahre der Besuch des Königs in der City statt gefunden hätte, so würden die Straßen sich mit Volk gefüllt haben, und was die Diebe bei dieser Gelegenheit zu thun vorhatten, kann auf die Gefahr hinweisen, die von ihnen künftig droht. Erstens wollten sie das Gesindel zu Hülfe rufen, dann in einen Haufen vereint jene Klassen der arbeitenden Bevölkerung an sich ziehen, die einen Umsturz der Regierung wünschen. Die Rädelsführer dieses Anschlags hatten ausgemacht, daß Anfangs nichts gestohlen werden sollte, sondern die Diebe sollten zuvörderst Hand mit anlegen, die Polizei oder die Soldaten zu überwältigen. Hievon habe ich einen vollen Beweis. Obgleich der König nicht in die City kam, so sah ich doch an diesem Tage bei Temple Bar eine beträchtliche Schaar Diebe versammelt; ich ging mehrmals unter diesen Banden hin und her, und sah, wie sie einander selbst die Taschen ausfingerten und meine eigenen weislich leer gelassenen wurden von den Taschenspielern oftmals untersucht; ich bemerkte, daß diese Leute ungemein gern mit einer Schaar Polizeiwächter auf der andern Seite von Temple Bar ein Gefecht angefangen hätten. — Zweitens waren die gewandtesten Diebe, die in diesem Falle die Anführer gemacht haben würden, vollkommen von der Zweckdienlichkeit der Barrikaden in einem Kampfe des Volkes mit der bewaffneten Macht überzeugt. Verschiedene Geschichten der drei Tage in Paris wurden von ihnen begierig gelesen, und obgleich Viele von ihnen kaum glauben konnten, daß der Pöbel in Paris sich der Gewaltthätigkeiten gegen Privatpersonen und Eigenthum enthalten habe, so waren sie doch entzückt über eine Entdeckung, durch die eine Anzahl entschlossener Männer in einer großen Hauptstadt jede Regierung stürzen kann, die nicht von den Mittelklassen thätig unterstützt wird. In dem Falle, wo der König in die City gekommen wäre, würden die Diebe nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als Barrikaden zu errichten. Natürlich würde man ferner auch nicht gesäumt haben, die innerhalb der Barrikaden gelegenen Gefängnisse zu erbrechen, um durch deren Insassen sich zu verstärken. Endlich hatten die Diebe eine besondere Feindschaft gegen Sir Robert Peel, als den Richter über Kapitalverbrechen in letzter Instanz. An den Herzog von Wellington dachten sie nicht so sehr, nur glaubten sie, würde sein Fall, da er an der Spitze der Regierung stand, nicht wenig dazu beitragen, die allgemeine Verwirrung zu steigern. Ich bin überzeugt, daß sie dem Könige selbst nichts zu Leide gethan haben würden; ich bemerkte unter den Dieben stets ein sklavisches Gefühl von unbegreiflicher Loyalität. Auf jeden Fall hofften die Anführer, wenn die Truppen geschlagen oder mit Hülfe der Barrikaden nutzlos geworden seyen, am nächsten Tage auf die eigentliche Anarchie. Dann würde das Ganze mit einer Plünderung der Stadt durch eine Armee von Räubern geendigt haben.

„Doch um auf den Pöbel im Allgemeinen zurückzukommen, so besteht das oben bezeichnete Gesindel aus einer zahlreichen Klasse Menschen, von denen Leute von Eigenthum und Erziehung kaum einen Begriff haben, am wenigsten aber die vollziehende Gewalt. Man sieht diese Leute in ihrer eigentlichen Vollkommenheit am Sonntage Morgen in den Alleen, die sich auf beiden Seiten der Orchardstreet von Westminster und Whitechapel ausbreiten; und ich begreife darunter Obstböcker, Viehtreiber, Spielzeugverfertiger, Leichenhändler, Hundsfutterverkäufer, Ziegelstreicher, Kaminfeger, Nachtmänner, Gassenkehrer u. s. w. Das Elend, die barbarische Unwissenheit, die äußerste Verwilderung dieser armen Menschen erhält sie in beständigem Verkehre mit den Dieben, und macht sie zu bittern Feinden aller Gesetze und Ordnung. Es sind die Heloten der bürgerlichen Gesellschaft, und ihre Anzahl kann in einem Umkreise von fünf Meilen um St. Paul herum wenigstens auf fünfzigtausend angeschlagen werden. Zu diesen muß man noch zehntausend liederliche Weibspersonen rechnen, die bei Verwirrung und Plünderung sicherlich noch mehr leisten würden, als eine gleiche Anzahl von Männern. Diese zuchtlosen Geschöpfe, die ich unter das Gesindel zähle, verdienen noch einer kleinen Nebenbemerkung. Fremde, die unser Land besuchen, gerathen, von einer Neugier getrieben, die selten unsre höhern Stände ansicht, in Höhlen des Elends und des Lasters, in denen sie Erstaunen und Grauen über die Menge und Verworfenheit einer gewissen Klasse englischer Weiber anwandelt. Sie sollten fast noch mehr über unsre eigene Unkenntniß dieser moralischen Pestbeule erstaunen, da es unbegreiflich scheint, wie unsern Gesetzmachern und Sittenaufsehern ein so heilloses Uebel entgangen seyn kann. Es genüge hier, eine Ursache desselben anzudeuten; wir meinen die Menge Soldaten, die stets in London liegt. Nun ist aber wohl zu bemerken, daß zwischen den gedachten Weibern und unter den sogenannten „Houstwold Troops“ eine höchst vertraute Verbindung besteht. Sollten diese Weiber an einem Tumult Theil nehmen, würden dann wohl die Soldaten auf sie Feuer geben oder sie niederhauen? Wenn nicht, so würden diese elenden Geschöpfe ihren übrigen Freunden, den Dieben und dem Gesindel zum Schilde dienen.

„Die Desperaten endlich können in zwei Klassen getheilt werden, die ich Huntiten und Oweniten nennen will. Wenn man sie von dem Gesindel ausscheidet, das auch manchmal in den Straßen „Hunt für immer“ schreit, so zählen sie nicht über tausend Köpfe. Aber sie sind, wie gleich gezeigt werden soll, ungeachtet ihrer schwachen Zahl, nicht die am mindesten Gefährlichen. Die Huntiten, obgleich zahlreicher als die Oweniten, sind so armselige Geschöpfe, daß es nicht der Mühe verlohnte, von ihnen zu reden, wenn sie sich nicht unter die Andern mischten. Nur wenige von ihnen sind regelmäßige Arbeitsleute; sie arbeiten dann und wann höchst saumselig und verdrossen; sind Branntweinsäufer und Freunde von Klätschereien, und daher äußerst dürftig.

„Die Oweniten, die ihren Blick noch über London und die nächste Gegenwart hinaus richten, sinnen auf nichts so sehr als völlige Vernichtung des Kredits und Handels. Mit diesem Ziele im Auge hatten sie schon zu verschiedenen Zeitpunkten wiederholte Anschläge gemacht: das Posthaus zu zerstören, wodurch die Briefversendung in die Grafschaften unterbrochen und der dortigen Bevölkerung das Zeichen gegeben werden würde, daß die Hauptstadt in Aufruhr sey, deßgleichen die Bank und namentlich die Dividenden Bücher zu vernichten, wodurch sich Lärm und Verwirrung über das ganze Land verbreiten würde; eben so sollten die Gerichtsakten, Pfarrbücher und andere öffentliche Urkunden dem Verderben geweiht werden, da hiedurch am Besten die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums erzielt würde. Um aber mit möglichst geringem Blutvergießen die Vertheilung des Eigenthums herbeizuführen, hatten sie im Sinne, die Weiber und Kinder der Reichen als Geiseln wegzunehmen u. s. w.“

Vermischte Nachrichten.

Wenn man die Anzahl der Journale vergleicht, die in Amerika und England herauskommen, so erstaunt man, wie die Vereinigten Staaten, die eine Bevölkerung von dreizehn Millionen haben, Großbritannien, das dreiundzwanzig Millionen Einwohner zählt, in kurzer Zeit so weit hinter sich zurücklassen konnten. Es bestehen gegenwärtig in England 274 Journale, von denen 19 oder 20 täglich herauskommen; London besitzt deren 14 und Dublin 3 oder 4. Edinburg hat keine tägliche Zeitung, wiewohl Schottland dasjenige Land des Königreiches ist, wo der Unterricht am meisten verbreitet ist. Die ganze Zahl der in England in den letzten sieben Jahren herausgekommenen Tagblätter beläuft sich im Durchschnitte jährlich auf 28,027,000. — In den Vereinigten Staaten gab es im Jahre 1810 schon 564 Journale; im Jahre 1825 war diese Zahl auf 598 angewachsen; im Frühjahre 1830 auf 800. Die jährliche Zahl beläuft sich von 558 Wochenschriften auf 28,000,000; von 200 zwei- oder dreimal in der Woche erscheinenden auf 20,800,000; von 50 Tagblättern 15,600,000; im Ganzen auf 64,400,000.

Die Thurmspitze der Kathedrale von Rouen, die vom Blitze zertrümmert wurde, wird nun unter Leitung des Architekten, Herrn Alawine, von Gußeisen wieder hergestellt, und bereits ist man damit bis zu einer Höhe von vierzig Fuß aufgestiegen. Die ganze Spitze wird eine achtseitige Pyramide von 256 Fuß Höhe bilden, um vier und zwanzig Fuß höher als die alte und zehn bis fünfzehn Fuß mehr vom Boden erhaben seyn, als die des Straßburger Münsters. Dessenungeachtet wird sie von geringerer Schwere seyn als die vorige, und nach dem Bauanschlage nicht mehr als 500,000 Fr. kosten. Ihr Gewicht wird nicht über 500,000 oder 550,000 Kilogrammen seyn. Das Ganze wird aus sieben Stockwerken bestehen, die von einander durch eiserne Fußböden geschieden sind, eine Schneckenstiege von Gußeisen in der Mitte führt in die Spitze, die aus einem geschmackvoll durchbrochenen Thürmchen bestehen wird.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 343. 9 Dezember 1831.

Paris oder das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

Von A. Bazin.

Mitten unter dieser unermeßlichen Bevölkerung, die in den Straßen von Paris wimmelt, sich auf den Trottoirs stößt und drängt, und in den geschickt vertheilten Stubenfächern unserer neuen Wohnhäuser zusammenschichtet, hält es schwer die Züge der ureingebornen Familien herauszufinden. Man hat schon viel gegen die Centralisation geschrieben, und in neuester Zeit erst wieder sind aus der Hauptstadt Kolonien von Publizisten ausgezogen, um sich in den Provinzen niederzulassen, dort örtliche Freiheiten zu fordern und aus der Ferne an der Zerstörung jenes alles verzehrenden Brennpunktes zu arbeiten, aus dem sie selbst ihre Gluth geschöpft haben. Wirklich hat auch die Centralisation zwar den materiellen Interessen von Paris genützt, aber wer möchte sagen, daß der moralische Charakter der Pariser nicht darunter gelitten hat? Wo ist jener klassische nur noch in der Ueberlieferung lebende Einwohner der grosen Altstadt, möchte ich fragen? Ist er nicht untergegangen in diesem Gewühl von Schmarotzergeschöpfen, die das Bedürfniß zu wachsen und zu gedeihen nach Paris verpflanzt hat? Während er ungekannt sein stilles Pflanzenleben hinträumt, schreibt man ihm noch alle Lächerlichkeiten auf den geduldigen Rücken, die ihm die dreiundachtzig Departemente zuschicken. Wäre wohl der Fremde, der übrigens dazu auch sein Schärflein steuert, im Stande, aus dieser chaotischen Mischung von Sitten herauszufinden, was dem Altbürger von Paris angehört, jenem kostbaren Typus, der wie die Münze der alten Monarchie immermehr abgegriffen, völlig verwischt zu werden droht? Retten wir demnach noch aus dem Wogenschwall der Menge, was noch von ihm zu retten ist, geben wir ihm seine Formen und Umrisse wieder, jenes originelle und naive Gepräge, das die Zeit wohl verändern, aber nicht zerstören konnte. Um dahin zu gelangen, dürfen wir uns aber weder zu hoch versteigen, noch zu tief in die Masse hinabgraben. Die beiden Endpunkte des Reichthums, der Civilisation und des Sittenschliffes verlieren sich in ein geheimnißvolles Zwielicht; hier bildet sich eine unentwirrbare Mischung von gefälligen Manieren, feinem Geschmack und aristokratischer Anmaßung, dort von ungehobelten Gewohnheiten stumpfsinniger Genußsucht und rohen und wilden Leidenschaften. Genau in die Mitte von beiden müssen wir uns stellen, hier finden wir den Altbürger von Paris, der die Hand Denen reicht, die unter ihm stehen, aber entartet, so bald er aufwärts steigt.

Der Altbürger von Paris hat seine vierzig Jahre zurückgelegt. Vor diesem Alter erlaubt ihm die Vormundschaft der Aeltern, unter deren Augen er lebt, sein mäßiges Einkommen, die lange Dienstbarkeit der Erziehung, der Lehrjahre, des Noviziates jeder Art, endlich die steten Sorgen und täglichen Anfechtungen seines noch nicht fest begründeten Hausstandes nicht jenen sichern Schritt, jenes Selbstvertrauen, jene Ungezwungenheit der Bewegung, die er sich angeeignet haben muß, um unter den Bürgern der Altstadt seinen Rang einzunehmen. Uebrigens muß der Altbürger von Paris vor allen Dingen erzählen können; Dieß ist eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit für ihn und glücklicherweise auch eine Herzenslust. Seiner Familie, seinen Freunden, seinen Schützlingen verdankt er eine genaue Kenntniß alles Dessen, was sich wenigstens seit dreißig Jahren nicht allein in seinem Stadtviertel, sondern auch im ganzen Bereich der Mauern zugetragen hat, die seine Welt umfassen, und über die hinaus er nichts als befreundete Länder und Nachbarn erblickt, mit denen er seinen Handel und Wandel treibt. Weiß er nichts von der Einnahme der Bastille, von den Tagen des Fructidor, des Thermidor, des Vendemiaire zu berichten; so hält sein Ansehen und seine Würde keinen Stich, und da er bei dem Drang der Geschäfte, die sich mit dem Schlaf in seine Zeit theilen, nicht liest, so ist es wahrlich nothwendig, daß er gelebt hat, daß sich seine vier Gehirnkammern aus den täglichen Eindrücken mit den Thatsachen der Zeitläufte möbliren, und er in dem Verhältniß einen Vorrath von Ereignissen anlegt, als ihm Jahre daraufgehen. Also: der Altbürger von Paris ist nicht unter fünfzig Jahren. Derjenige, der von den Festen im Jahre 1770 bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphin und von den Unglücksfällen dabei, die so sonnenklar das Mißgeschick Ludwigs XVI weissagten, zu erzählen weiß, ist schon ein emeritirter Bürger, ein Notable, eine soziale Superiorität auf drei Häuser weit in der Nachbarschaft.

Der Altbürger von Paris ist mittleren Schlages mit entschiedener Wohlbeleibtheit. Seine Figur hat gewöhnlich etwas Lachendes, und trägt, wenn auch noch so leise angedeutet eine Visa auf Würde. Sein Backenbart krümmt sich leicht am Mundwinkel empor, er ist sauber rasirt, und reinlich gekleidet. Seine Kleidung

ist weit, von guten Stoffen ohne alle Affektation des Zuschnittes, den die Mode von der wetterwendischen Laune borgt. Unwissende Maler legen ihm gewöhnlich einen Regenschirm bei: Dieß ist eins der gröbsten Vorurtheile, die je noch von Bosheit und Parteigeist verbreitet wurden. Das Parapluie gehört den Rentiers, den Angestellten d. h. den Invaliden oder Eunuchen der gewerbtreibenden Bevölkerung an. Der Altbürger von Paris hat sein spanisches Rohr, um sich darauf zu stützen, die Hunde damit zu verjagen, und den Gassenjungen zu drohen. Aber aus schlechtem Wetter macht er sich so viel als nichts; fängt es zu regnen an, so nimmt er einen Fiaker, und weiß sich darauf was zu Gute. Man muß einen Altbürger im Vorbeigehen sagen gehört haben: „Wenn's regnet, nehm' ich einen Fiaker," um die ganze Zufriedenheit und Sicherheit zu begreifen, die ein Mann aus den öffentlichen Bequemlichkeiten schöpft, der die Mittel hat, ihrer zu genießen.

Der Altbürger von Paris ist verheirathet, verheirathet — man mag davon auch sagen, was man will — wie es sein Vater und seine Mutter waren, laut seinem aus den Pfarrbüchern von St. Eustache gezogenen Taufschein. Zu Paris befindet sich ohne Zweifel mehr als irgendwo anders und heutzutage mehr als jemals, ein Heuschreckenschwarm von Hagestolzen, die es aus Geschmack, Vernunft, Temperament, Berechnung oder System sind — eine Art Beduinen, die der friedlichen Karawane der Haushaltung auflauern, die im Raube schwelgen, unter dem Geräusch der großen Welt leben, und einsam sterben. Allein diese ziehen sich von selbst vor den bürgerlichen Notabilitäten zurück. In ihrer Jugend konnten sie angenehme Tänzer, kühne Spieler, leidliche Neuigkeitskrämer und Courmacher abgeben, und zwar oft so weit, daß sie das Glück hatten, Eifersucht zu erregen; altgeworden sind sie nichts mehr als unterthänige Tellerlecker, für die man sich nicht sonderlich durch Aufmerksamkeiten verunköstigt, und die, wenn ihr Glücksstern ganz holdselig lächelt, höchstens von Zeit zu Zeit bei einem alten Freund zum Mittagessen eingeladen werden, um zwischen den zwei Kindern des Altbürgers sitzend die Unglückszahl dreizehn gleich zu machen.

Ich sage zwischen den zwei Kindern, denn der pariser Altbürger hat Kinder, aber nur zwei, nicht mehr. So viele wollte er und „dabei bleibt er stehen," wie er sich auszudrücken pflegt, und es so oft sagt, daß endlich seine Frau sich daran gewöhnt hat. Doch ich muß hier auch ein Wort von seiner Ehehälfte sagen. Sie war niemals schön, ihren Gesichtszügen fehlt es an zusammenstimmender Regelmäßigkeit; allein man ist übereingekommen, sie hübsch zu finden. Man erzählt noch bis auf diese Stunde von dem Eindruck, den sie auf die versammelte Schaar von Neugierigen machte, als sie an der kleinen Pforte der h. Rochuskirche aus dem Wagen stieg. Damals war sie weit schmächtiger, aber nicht minder frisch als jetzt und er, er war jung, aufgeweckt, schlank und frisirt. Es war eine schöne Hochzeit! und erst das goldene Kreuz, die Polster von karmoisinrothem Sammt, die von der Kirchenfabrik aus dem Nachlaß irgend eines verlebten Prinzen erstanden worden! Es vergehen wenige Sonntage, wo nicht der Eheherr in sein Gespräch einige Erinnerungen an jenen glücklichen Tag mischt, mit stets verdoppelter Zärtlichkeit gegen sie, die sich jeden Augenblick glücklich preist, so gut unter die Haube gekommen zu seyn. Der Bürger von Paris verehrt seine Frau aus Instinkt; das tiefste Studium würde ihm keine bessere Anweisung dazu gegeben haben.

Böse Zungen sagen freilich, daß sie eine Kokette war und bei dem Heranrücken der reiferen Jahre Fürsorge getroffen habe, nicht ohne eine süße Erinnerung ins Alter hinüber zu treten. Allein was geht Dieß den Altbürger von Paris an? Ist die Sache wahr, so hat er nichts davon gewußt; sein Leben ist dadurch nicht getrübt worden, nichts in seiner Haushaltung, in seinen Gewohnheiten verändert, er hat deßhalb nie aufgehört die alten Theaterquodlibets auf betrogene Ehemänner zu wiederholen. Seine Frau ist zu Hause, wenn er heimkommt. Trifft er sie nicht an, so sieht er sie mit kleinen Einkäufen heimkehren, unter denen sich stets auch etwas für ihn befindet. Sie schenkt ihm den Kräutertrank ein, wenn er den Husten hat, und schweigt wenn er redet. Außerdem ist die Frau des Altbürgers nicht bloß die Mutter seiner Kinder, sie ist auch seine geheime Räthin in Geschäftsangelegenheiten, seine Associée, seine Buchhalterin; er unternimmt nichts ohne ihren Beirath, sie weiß die Namen seiner Kunden, seiner Schuldner. Ist er aufgeräumten Humors, so ruft er seinen Minister des Innern, und ist er mit sich uneins über die Orthographie eines Worts, so zieht er sie zu Rath; denn sie hat studirt, sie ist in einem Pensionat erzogen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

(Fortsetzung.)

Unsere gewandtesten Staatsmänner würden sich des Lächelns nicht erwehren können, wenn sie sehen sollten, mit welchem Eifer ihr gepriesenes Prohibitivsystem in den spanischen Kolonien gehandhabt wird; erwägen sie aber die traurigen Folgen, die es nach sich zieht, so dürften sie sich zu ernsten Betrachtungen veranlaßt finden. Die mexikanischen Gesetzgeber, deren Einsichten im Ganzen höchst beschränkt sind, und die von Europa nicht viel mehr als die Geschichte Napoleons kennen, hatten kaum in einigen lobpreisenden Werken über diesen großen Mann gelesen, daß die französische Industrie nur seinem Prohibitivsystem den Aufschwung verdanke, den sie genommen habe, als sie nichts Eiligeres zu thun hatten, als ihr Land durch dieses herrliche System zu beglücken, und hörte man sie, so hätte man glauben müssen, Mexiko werde nach Verlauf von zehn Jahren, hinsichtlich seiner Manufakturen selbst mit England rivalisiren. Nur ungern setzten sie den Eingangszoll vieler Waaren nur auf 100 und 200 Prozent vom Werth fest. Der Erfolg war, daß trotz dieser beabsichtigten Aufmunterung die Industrie dennoch eben nicht viele Lebenszeichen von sich gibt, und daß die wenigen Fabrikanten des Landes täglich in dürftigere Umstände gerathen. Gewiß ist es, daß sie von allen zu ihren Gunsten bestehenden Privilegien keine andern Vortheile haben, als etwas weniger und etwas schlechter arbeiten zu dürfen, und sich das Jahr hindurch einige Tage mehr berauschen zu können. Die Nation ihrerseits ist dagegen in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zur Unterstützung der Faulheit und der Ausschweifungen einiger hundert sogenannter Fabrikanten einen Theil ihrer nöthigsten Bedürfnisse doppelt so theuer

bezahlen zu müssen. Diese Bedürfnisse mußten sich daher natürlich bedeutend vermindern, und so wurde sowohl der äußere als der innere Handel des Landes von Gesetzgebern zerstört, die sich einbildeten der Industrie empor zu helfen. Der Ackerbau, ohnehin durch den Zehnten gewaltig gedrückt, leidet ebenfalls durch die Vernichtung des Handels; kurz, Einheimische und Fremde befinden sich in einem Lande, das unerschöpfliche Hülfsquellen bieten würde, wenn man, statt den Lauf der Dinge leiten und zwingen zu wollen, sich auf ein bescheidenes Gehenlassen beschränkte, ohne alle Mittel. Doch Dieß ist noch nicht Alles: das Verbot und die ungeheuern Zölle begünstigen den Schleichhandel außerordentlich, vermindern die Einnahme des Staats und vermehren die Ausgaben bedeutend, weil man, um dem Betrug zu steuern, die Zollbeamten vermehren und sie höher besolden mußte, um sie für die größere Theurung fast aller Lebensbedürfnisse schadlos zu halten. Kurz, da die Stockung im Ackerbau, Handel und der Industrie eine große Zahl von Familien der Mittel zu ihrem Unterhalt beraubte, so sahen die Merikaner bald keinen andern Ausweg für ihre Existenz, als die Staatsämter, und nun wollte Jedermann sich von der Nation füttern lassen, in einem Augenblicke, wo man diese der einzigen Reichthümer, mit denen sie sich selbst erhalten konnte, beraubte. Hierdurch läßt sich auch die Wuth und Erbitterung erklären, mit welcher Tausende von Menschen nach öffentlichen Stellen jagen, und gleichsam um sie kämpfen, da sie Brod für sich und ihre Familien von ihnen hoffen. Statt der hohen Zölle gänzliches Verbot, untersagte Ausfuhr des Goldes und Silbers, damit auch die Minen den allgemeinen Verfall theilen, Vertreibung der wenigen Fremden, die noch geblieben sind, damit ihre Thätigkeit die Faulheit der Eingebornen nicht aus dem Schlafe wecke, das ist so ziemlich Alles, was noch fehlt, um das jetzige Elend vollkommen zu machen.

Man kann beim Ueberblicke dieses Elendes sich des Wunsches nicht erwehren, daß es möglich seyn möchte, manche unserer europäischen Gesetzgeber nach Meriko zu versetzen, damit sie sich durch den Augenschein von dem verderblichen Einfluß überzeugen können, den ihr beliebtes Prohibitivsystem auf die Wohlfahrt der Völker hat. Unter der großen Anzahl von Thatsachen, welche für die Wahrheit dieses Satzes sprechen, möge hier nur Eine stehen, die wohl der Beherzigung werth seyn dürfte. Die Diskussion, welche am 20 Mai 1830 im englischen Parlament hinsichtlich Amerika's statt hatte, zeigt, daß Brasilien, dessen Bevölkerung nicht mehr als vier Millionen beträgt, von denen die Hälfte Sklaven sind, bei einem Eingangszoll von nur 15 Prozent am Werth der Waare, im Jahr 1829 für 6 Millionen Pfund Sterling an englischen Waaren bezog, während Meriko, wo das Prohibitivsystem besteht, für seine 7 oder 8 Millionen ganz freier Einwohner, nur für 400,000 Pf. St. einführte. Könnte man nun wohl, um diese enorme Differenz zu erklären, behaupten, daß letzteres Land den Bedarf durch eigene Fabrikate decke? Alle in Meriko wohnenden Fremden werden bezeugen, daß dort nur wenige Gewerbe im Gang sind, die diejenigen, welche sie ausüben, keineswegs bereichern, und daß ihre Zahl, weit entfernt sich zu vermehren, vielmehr zusehends abnimmt. Das Verbot, und die ungeheuern Zölle, haben den Erfolg, den der größte Theil der europäischen Gesetzgeber noch jetzt dadurch zu erreichen glaubt, die Nation zu Erzeugung dessen zu nöthigen, was sie früher durch Tauschhandel gegen eigene Produkte erhielt, und noch erhalten könnte, durchaus nicht gehabt; dieses Verbot hemmte vielmehr die Konsumtion, d. h., es beraubte die Nation der Mittel ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und verminderte die Ausfuhr und Industrie. In Meriko, wo das Klima mild und die Lebensmittel wohlfeil sind, läßt sich's das Volk gefallen, halb nackt zu gehen, und sich mit der einfachsten Nahrung zu begnügen; aber die Regierung hat durch ihr System, welches alle jene Gegenstände, die den Geschmack der Nation am Vertrieb neuer Bedürfnisse hätte wecken können, unmäßig vertheuert, nichts bezweckt, als das Volk von der Arbeit zu entwöhnen, ohne daß den Fabrikanten der mindeste Vortheil erwüchse.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

8) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon; la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Bei der genauen persönlichen Bekanntschaft mit der Familie Bonaparte gibt die Herzogin von Abrantes manche interessante Bemerkung über dieselbe. Hier mögen ihre Schilderungen der Brüder Napoleons eine Stelle finden:

Lucian Bonaparte.

„Zur Zeit, von der ich spreche (1797), konnte Lucian zwei oder drei und zwanzig Jahre zählen; er war groß, aber übel gewachsen; denn er hatte Beine und Arme, die der langfüßigen Holzspinne glichen, und einen kleinen Kopf, was mit seinem hohen Wuchse vereint ihn den übrigen Brüdern unähnlich gemacht haben würde, wenn nicht sein Gesicht den Typus getragen hätte, nach welchem alle acht Kinder so zu sagen wie eine Münze ausgeprägt waren. Lucian hatte ein sehr kurzes Gesicht, weßhalb er mit den Augen blinzte und den Kopf gesenkt hielt. Dieser Fehler würde das Unangenehme seines Aeußern noch vermehrt haben, wenn nicht sein Lächeln, das stets mit seinem Blicke übereinstimmte, seiner Physiognomie etwas Anmuthiges verliehen hätte. Obgleich er so mehr häßlich als das Gegentheil war, so gefiel er doch allgemein. Er machte ausgezeichnetes Glück selbst bei ausgezeichneten Frauen, und zwar lange zuvor schon, ehe sein Bruder so hoch gestiegen war. Lucian hatte viele und mannichfaltige Talente. In seiner ganzen ersten Jugend verwandelte er jede Frage, die ihm vorkam und gefiel, in sich und verschmolz mit ihr in Eines; dann lebte er in einer metaphysischen Welt, in einer ganz andern als dieser armseligen, die wir mit unsern fünf Sinnen wahrnehmen. So irrte er in seinem achtzehnten Jahre mit Plutarch auf dem Forum und im Pyräus umher; er war Grieche mit Demosthenes, Römer mit Cicero; er schloß sich allen ruhmvollen Momenten des Alterthums an, und war trunken von denen seines Vaterlandes. Diejenigen, die diese Wärme, diese Schwärmerei des Herzens nicht kennen, behaupteten, Lucian sey auf seinen Bruder eifersüchtig gewesen, und sind damit entweder in die unwürdigste Lüge oder den gröbsten Irrthum verfallen. Das ist eine Wahrheit, die ich verbürgen kann, wobei ich jedoch für seine Gesinnung zu eben jener Zeit, wo Bonaparte in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den ersten Stein zum Tempel seiner Unsterblichkeit legte, nicht gut stehen will. Napoleon, von Natur aus durch sein unermeßliches Genie wenig dazu geschaffen, die Dinge unter einem phantastischen Lichte zu betrachten, und sich stets nur an die Wirklichkeit haltend, ging mit festem und sicherm Schritte geradezu auf sein Ziel los. Deßhalb hatte er auch eine sehr geringschätzige Meinung von Denen, die, wie er zu sagen pflegte, stets im Reiche der Narren wanderten. Dieser schroffen Beurtheilung der Menschen von heißer Einbildungskraft zufolge, läßt sich leicht denken, daß Lucian von ihm manchen nachdrücklichen Verweis erhalten haben mag, wenn Napoleon etwas von den philippischen oder catilinarischen Reden des jungen Griechen

oder jungen Römers zu Ohren kam. Er selbst mochte vergessen haben, daß er damals, wo er in Korsika war, selbst Proben einer ziemlichen Ueberspannung abgelegt hatte.

„Im Jahre 1794 oder 1795 erhielt Lucian die Stelle eines Magazinaufsehers zu Saint-Maximin, einer kleinen Stadt in der Provence. Zu jener Zeit war die Narrheit ein wenig an der Tagsordnung, selbst bei den Gescheidtesten. Man mußte sich der Manie des Augenblickes opfern. Ich sage Dieß nicht, als wollte ich die Thorheiten Lucians dadurch entschuldigen, daß er gezwungen worden; im Gegentheile glaube ich, daß er nicht allein von freien Stücken, sondern auch aus Geschmack, den Namen Brutus annahm, und da er einmal im Zuge war, den Namen Saint-Maximin in Marathon verwandelte. Brutus zu Marathon. Das stand freilich seltsam zusammen; aber die Namen klangen prächtig, und mehr brauchte es nicht.

„Indeß das Oertchen Saint-Marathon-Maximin war nichts weniger als eine prachtvolle Residenz. Lucian Brutus wurde es bald inne, und sicherlich hätte ihn die Langeweile aufgezehrt, wäre ihm nicht die Liebe trösten zu Hülfe gekommen. Lucian Brutus verliebte sich, und bis zum Wahnsinne, in Christine Boyer, deren Vater dem kleinen Gasthofe von Saint-Marathon vorstand. Lucian war damals noch jung, kaum drei und zwanzig Jahre alt; er liebte zum ersten Male, und er liebte einen Engel von Güte, Tugend und Reinheit. Auch sie liebte, wie sie geliebt wurde. Aber nie vergaß sie ihre Pflicht, und Lucian war gezwungen, sie zu heirathen, um glücklich zu werden. Allein er liebte zu sehr, um an alle Unannehmlichkeiten zu denken, die diese Verbindung ihm von Seite seiner Familie selbst zuziehen mußte. Sobald der General Bonaparte diese Heirath erfuhr, gab er sogleich den Bescheid, daß er nie Christine als Gemahlin anerkennen und ihren Gatten nicht wieder sehen würde. Lucian erhielt eine Stelle in Deutschland, und das junge Paar kam nach Paris. Damals war es, wo ich Lucian das erste Mal sah und Christine kennen lernte, um sie sogleich lieb zu gewinnen. Madame Lucian war groß, schön gewachsen, schlank, und hatte in ihrer Haltung und ihrem Gange jene kräftige Nachlässigkeit, jene angeborne Grazie, die der Luft und dem Himmel des südlichen Frankreichs angehören; ihr Gesicht war gebräunt und ein wenig durch Blatternarben gezeichnet; ihre Augen waren nicht groß und ihre Nase ein wenig stark und stumpf; und dennoch gefiel sie, denn ihr Blick war wohlwollend, ihr Lächeln anmuthig wie ihre Stimme; übrigens war sie gut wie ein Engel. Ihre Liebe für ihren Gemahl machte sie verständig und gab ihr den Takt, sich nach den Forderungen des Tages zu richten: in wenigen Wochen wurde sie eine elegante Frau, die zum Bezaubern Alles trug, was aus den kunstfertigen Händen Leroi's und der Madame Germon hervorging."

Joseph Bonaparte.

„Joseph Bonaparte ist von allen Brüdern Napoleons derjenige, der am schlimmsten beurtheilt wurde, und zwar allgemein. Ich habe eine Menge Memoiren gelesen, und überall fand ich eine falsche Maske statt des Mannes, wie er ist, so daß man nach dieser Verwandlung eigentlich nicht ihn beurtheilte. Uebrigens wird Joseph nicht der einzige von Bonaparte's Familie seyn, den ich im wahren Lichte zeige.

„Joseph Bonaparte ist einer der vortrefflichsten Menschen, die man finden kann; er ist gut, geistreich, liebt die italienische und französische Literatur, in der er selbst gelungene Versuche macht, und ist ein Freund der Zurückgezogenheit aus Geschmack, nicht aus Affektation. Ich lebte mit ihm lange Zeit in vertrauten freundschaftlichen Verhältnissen, und in solch einem täglichen Umgange lernt man die Menschen besser kennen, als in einem zwanzigjährigen Leben auf dem gewöhnlichen Fuße der Welt.

„Man hat viel über sein schwaches Benehmen in Neapel und Spanien gesagt. Ich weiß nicht, was er in Neapel that oder was er dort thun konnte; aber ich weiß, daß er in Spanien nicht besser hätte handeln können, denn er befand sich dort nur mit dem größten Widerwillen, und war voll Verzweiflung darüber, nach einem Lande gehen zu müssen, das voll Unruhen und Zwietracht, wo der Dolch und der Musketon stets zu fürchten war; nach einem Lande, wo alles Gute, was er that, und ich bin überzeugt, daß er viel Gutes that, ihm nur als erfüllte Schuldigkeit angerechnet wurde. Nein, ein Mann, der lange Zeit gut, edel und tugendhaft war, ändert sich nicht so schnell, um einen niederträchtigen Charakter anzunehmen.

„Die Figur Josephs war allerliebst; er hatte viel Aehnlichkeit mit Prinzessin Pauline, dieselben feinen Züge, dieselbe Zartheit des Lächelns, denselben einschmeichelnden Blick. Joseph wurde stets in unsrer Familie zärtlich geliebt. Nach dem Tode seines Vaters zu Montpellier, wo derselbe seinen letzten Athem in den Armen meiner Mutter ausgehaucht hatte, zog Joseph und sein Oheim Fesch in das Haus meiner Eltern. Ich erwähne Dieß hier, weil Joseph selbst es nie vergaß; stets sprach er mit Erkenntlichkeit davon, was meine Mutter für ihn gethan. — Madame Joseph Bonaparte war ein Engel von Güte. Man darf nur ihren Namen nennen, und alle Armen, alle Unglücklichen von Paris, Neapel und Madrid werden ihn mit Segnungen wiederholen. Und doch war sie selbst nie zu Madrid, und kannte dieses fremde Land nur aus Berichten, die man ihr davon erstattete. Nie schwankte sie einen Augenblick in der Wahl bei einer Sache, die sie für ihre Pflicht hielt. So wird Madame de Survilliers (der jetzige Name des Prinzen Joseph) von allen angebetet, die in ihrer Nähe sind; ihre unveränderliche Güte, ihre Mildthätigkeit gewinnt ihr Aller Herzen und ließ sie selbst auf dem Boden der Verbannung ein Vaterland finden. Sie und ihre Schwester lieben sich zärtlich. Die Königin von Schweden ist eine gute Frau und wie ich glaube zu arglos, um Jemand mit Willen zu schaden. Aber sie hat einen großen Fehler, der in ihrer gegenwärtigen Stellung fast eine Untugend ist; sie ist eine völlige Null. Ihr Charakter hat keine Farbe. Wenn man sie Jemand schaden lassen will, so kann man es, weil sie die Schwere des Bösen nicht kennt. Ich weiß aus Erfahrung, wie viel ein solcher Charakter Uebles stiften kann. Uebrigens liebt die Königin von Schweden, so viel ich sie kenne, mit Leidenschaft alles Melancholische und Romantische. Damals war dieses Wort noch unbekannt; seitdem man weiß, was es ist, scheint es nicht mehr so thöricht. Als sich Mademoiselle Désiré Clary mit Bernadotte vermählte, hatte sie eine Figur, von der ich nichts sagen kann, weil man zwischen uns beiden große Aehnlichkeit zu finden glaubte. Sie hatte sehr schöne Augen und ein ungemein liebliches Lächeln. Uebrigens war sie noch nicht so wohlbeleibt, wie bei ihrer Abreise nach Schweden. Sie liebte ihren Gatten, wie nicht mehr als billig; aber diese Liebe wurde eine wahre Plage für den armen Bearner, der nichts weniger als ein Romanheld war, und manchmal bei seiner Rolle sehr ins Gedränge kam. Da gab es nichts als unaufhörliche Thränen. War er verreist, so flossen sie, weil er nicht da war; mußte er abreisen, abermals Thränen; kehrte er zurück, so weinte sie, weil er vielleicht in acht Tagen wieder sie verlassen mußte. Uebrigens war Mademoiselle Clary sehr reich, und Bernadotte machte eine gute Partie."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 344. 10 Dezember 1831.

Merixo.

(Fortsezung.)

Während Brasilien, welches den innern Vertrieb und den auswärtigen Handel ermuntert, reißende Fortschritte gemacht, sieht man in Merixo, welches von allem dem das Gegentheil thut, im öffentlichen und Familienleben nichts als Elend. Mögen uns jezt die Schuzredner der Douanen doch die Vortheile zeigen, die jenen Nationen, welche sich mit Zöllen umstellen, erwachsen. Bringen sie wohl den Ländern, gegen welche man sie errichtet, Vortheil? Finden vielleicht die europäischen Produzenten ihre Rechnung dabei, daß die Bewohner des spanischen Amerika's halb nakt gehen, jeder Bequemlichkeit des Lebens beraubt, in Müßiggang, Elend und Stumpfsinn versenkt sind, und bestimmt zehn- oder zwanzigmal weniger ausländische Artikel verbrauchen, als Dieß der Fall wäre, wenn ihre Regierung sich nicht in den Kopf gesezt hätte, die Thorheiten europäischer Gesezgeber nachzuäffen? Man erstaunt mit Recht, daß die amerikanischen Republiken den Erwartungen, die man von ihnen hegte, so wenig entsprechen, aber nur das Prohibitivsystem und seine Beschüzer tragen die Schuld hievon. Diejenigen, welche nur nach dem Schein urtheilen, werden sie freilich den Revolutionen, von denen jene Republiken Schlag auf Schlag heimgesucht werden, beimessen; aber Revolutionen dieser Art werden in Ländern, welche so reiche Hülfsquellen besizen, und wo die Mehrheit der Bevölkerung durch den Wohlstand, dessen sie genießt, an Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe Interesse nimmt, nie statt haben, oder doch sogleich unterdrückt werden. Nur wo Akerbau, Handel und Industrie durch die Last des Zehnten und der Zölle erdrükt sind, wo es der arbeitenden Klasse an jeder Aufmunterung fehlt, wo der Verkehr auf jede nur mögliche Weise gehemmt ist, wird sich die Nation, so wie hier die Merikaner, mit den Waffen in der Hand öffentliche Aemter streitig machen. Erwäge man übrigens die traurigen Folgen, welche der isolirte Zustand, in den das spanische Amerika durch seine Douanen versezt ist, nach sich ziehen muß: Im Anfang dieses Jahrhunderts schäzte Herr v. Humboldt die Zahl der europäischen Spanier, die sich in Merixo niedergelassen hatten, auf 70 bis 80,000; jezt befinden sich dort gewiß nicht mehr als höchstens 10,000 Ausländer, da doch Raum für Millionen wäre, wenn die Regierung ihre Grundsäze ändern wollte. Ueberdieß versinkt das Volk immer tiefer in Vorurtheile, Fanatismus und Faulheit, und geht in der Civilisation rükwärts. Die Douanen sind, da sie jede Berührung mit fremden Nationen erschweren und hindern, ganz geeignet, ein Land in eine wüste Insel, oder in ein barbarisches China umzuwandeln, denn sie sind der schnellen Verbreitung von Aufklärung, wahrer Religion und Freiheit auf dem Erdkreise ein mächtiges Hinderniß.

Würde das spanische Amerika, wie sein eigenes Interesse es fordert, das System der Handelsfreiheit proklamiren, würde es den unermeßlichen Reichthum seines Bodens naturgemäß sich entwikeln lassen, so dürfte es bald jährlich an 500 Millionen Franken von Europa für Landeserzeugnisse zu fordern haben, und diese Summe würde von Jahr zu Jahr steigen, ohne daß man voraus zu bestimmen vermöchte, wo die Verbindungen dieser beiden unermeßlichen Länder, welche die Vorsehung selbst zu einem unbegränzten Handel für einander geschaffen zu haben scheint, und die nur durchaus fehlerhafte Ansichten der Regierungen von einander getrennt halten konnten, ein Ziel finden dürften. Welchen Einfluß hat nicht die Einführung des Prohibitivsystems auf das gegenwärtige und zukünftige Wohl der beiden Kontinente seit dem Beginn ihrer gegenseitigen Verbindung gehabt! Welche Reichthümer wurden nicht von beiden Seiten dem Handel, wie vieler Erwerb nicht den arbeitenden Klassen entzogen! und in der nämlichen Stellung befinden sich alle Nationen der Erde mit ihren Tarifs gegen einander; nicht Eine gibt es, welche nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Rivalen durch dieses System bedeutender Hülfsquellen beraubte, und die Reziprozität, zu welcher eine thörichte Politik schreiten zu müssen glaubt, macht das Uebel noch drükender.

(Schluß folgt.)

Hussein Pascha, Dey von Algier.

(Schluß.)

Ich war begierig, aus Husseins Munde selbst zu vernehmen, wie sich der verhängnißvolle Vorgang mit dem Fächerschlage ereignete, der den Dey vom Throne stürzte. Der Pascha äußerte sich darüber in Folgendem:

„Deval (der vormalige französische Konsul zu Algier) hatte sich bei mir sehr einzuschmeicheln gewußt; er war sehr gewandt, und ich bin nicht mißtrauisch; ich glaubte an die Aufrichtigkeit seiner

Freundschaft. Er stand mit mir auf sehr vertrautem Fuße, und ich erfuhr nachher durch einige meiner Offiziere, daß man sagte, eine solche Vertraulichkeit mit einem Manne seiner Art müsse nothwendig ein nachtheiliges Ende nehmen. Gegen Ende des Ramazan machte Deval mir dem Herkommen zufolge seine offizielle Aufwartung. Ich beklagte mich bei ihm, daß ich auf vier Briefe, die ich an den König von Frankreich geschrieben, keine Antwort erhalten; er antwortete mir — werden Sie es wohl glauben? — „Der König hat wohl Anderes zu thun, als an einen Menschen wie Du zu schreiben.“ Diese grobe Antwort überraschte mich. Die Freundschaft gibt nicht das Recht, ungeschliffen zu seyn. Ich war ein Greis, dem man Achtung schuldig war, und noch war ich Dey. Ich machte Deval bemerklich, daß er sich sehr vergesse, er fuhr fort, mir mit harten und unziemlichen Worten zu erwiedern; ich gebot ihm zu schweigen, er achtete nicht darauf. „Unglücklicher entferne Dich!“ rief ich. Deval trotzte mir und blieb. In diesem Augenblicke war es, wo ich außer mir vor Zorn ihm zum Zeichen meiner Verachtung mit meinem Fliegenwedel einen Schlag in's Gesicht gab. Dieß ist genau die Wahrheit, es gibt noch viele Zeugen dieses Auftrittes, die Ihnen sagen können, wie sehr ich gereizt wurde, und wie viel Geduld ich haben mußte, um alle Schmähungen dieses Konsuls zu ertragen, der das Land entehrte, das er vertrat.“

Der Dey sprach nur einmal mit mir über die Geldangelegenheiten, *) die zu den Mißverständnissen zwischen Algier und Frankreich Anlaß gaben. Es haben sich zu viele erlauchte Hände in dieser unsaubern Sache befleckt, als daß ich hier näher darauf eingehen möchte. Alles was ich davon sagen kann, ist, daß Hussein Pascha, der bei der ganzen Sache nichts zu gewinnen hatte, das Opfer wurde, während Diejenigen, die ihren Kredit und ihr Gewissen verkauften, um eine Ungerechtigkeit zu begehen, gegenwärtig ein Vermögen und ein Ansehen genießen, das sie zu dem ersten Rang in unserer Gesellschaft erhebt.

Es bleibt noch von Husseins Familie zu reden übrig. Seine Mutter, die er mit sich nach Algier nahm, als er in Sandukly seine Aeltern besuchte, ist vor ungefähr zwanzig Jahren gestorben, und in der Nähe der Kassaba beerdigt worden. Hussein vermählte sich mit einem Mädchen aus Algier, die sich vom Propheten abzustammen rühmt. Ihr Vater war zwar nicht reich, allein seine Abkunft diente ihm in den Augen eines so rechtgläubigen Türken wie Hussein als Empfehlung. Das Gesetz erlaubt den Moslemin vier rechtmäßige Weiber zu haben, und so viel Beischläferinnen, als sie unterhalten können. Der letzte Dey von Algier hatte niemals mehr als eine Frau. „Sie war schön, sagte er, wenn er von ihr sprach, sie gebar mir Kinder, ich liebte sie allein. Ich würde ihr Unrecht gethan haben, wenn ich meine Zärtlichkeit, die sie so sehr verdiente, unter mehrere getheilt hätte. Ich verzichtete auf jede andere Verbindung, und glaube daran recht gethan zu haben.“ Die Gemahlin Husseins lebt noch, und befand sich während seines Aufenthaltes zu Paris in Livorno mit seinem ganzen Hause. Dieses besteht aus 63 Personen, worunter 21 männlichen Geschlechtes. Hadschi Mohammed Effendi, Husseins jüngerer Bruder, führt darüber während dessen Abwesenheit die Aufsicht. Hadschi Mohammed ist verheirathet. Sidi Mustapha, einer der vorigen Minister der Regentschaft und Husseins Schwiegersohn, ist nach seinem Schwiegervater und Oheim seiner Frau, der angesehenste dieser kleinen türkischen Kolonie, die das Landhaus der Herrn Bacri am Hafen von Livorno bewohnt. Der Aga Sidi Ibrahim, der andere Schwiegersohn Husseins, war Befehlshaber des Lagers von Sidi Kalef, und hatte die Ruchlosigkeit, Bourmont das Haupt seines Schwiegervaters anzubieten. Sidi Ibrahim wurde deßhalb von Hussein nach Aegypten gesendet. Lala Aische, die älteste Tochter des Dey's wollte ihren Gemahl nicht verlassen, und Hussein erlaubte ihr, ihm zu folgen: „Damit dieser Verräther, wie er sagte, bei seinen Gewissensbissen, die er empfinden müsse, einen Trost habe.“ Lala Hanise, die zweite Tochter des Pascha's ist die Gemahlin Sidi Mustapha's und Mutter Sidi Hassans, eines Kindes, das die Freude seines Großvaters ist. Eine dritte Tochter des Dey's, Lala Emina, ist erst zwölf Jahre alt. Diener verschiedenen Ranges, darunter einige sehr alte, die der Dey nicht verabschieden konnte, georgische Sklavinnen und Negerinnen, die im Harem die Dienste versehen, welche Männer nicht verrichten können, bilden den übrigen Haushalt des Pascha's. Unter seinen treuesten Dienern ist bereits Mustapha erwähnt worden. Achmed, der die Batterien schweigen hieß, welche die „Provence“ beschossen, ist ein Araber, von einigen fünfzig Jahren, von ziemlich hohem Wuchse, aber nicht sehr schöner Gesichtsbildung. Sein schwarzer dünner Bart, nahe liegende, kleine, funkelnde Augen, von schwarzen Augenbrauen beschattet, seine schwarzbraune Farbe, seine etwas aufgestülpte Nase tragen nicht das Gepräge orientalischer Schönheit. Er ist ernst, nachdenkend, und ein Mensch von Geist und Verstand. Hussein zieht ihn stets und bei Allem zu Rath, und so hoch steht er bei seinem Herrn in Achtung, daß ihm selbst der Zutritt in's Harem erlaubt seyn soll. Der Pascha zählt dabei nicht auf seine Dicke, sondern auf seine Rechtschaffenheit. Achmed weiß auch, daß unfehlbarer Tod ihn treffen würde, wenn er seinen Herrn hinterginge. Uebrigens wäre er auch ohne Dieß keines solchen Betruges fähig. Achmed ist ein Mensch, zu dem Hussein sagen dürfte:

*) Ueber diese Geldangelegenheiten berichtet das „Journal eines Offiziers der Armee von Afrika“ (Paris 1831) in Folgendem: Kurze Zeit nach der Errichtung der französischen Republik schloß die Regierung einen Vertrag mit einem Algierischen Kaufmann, Jakob Bacri, einem Juden, wegen Getraidelieferungen nach Toulon. Das Getraide wurde geliefert, aber nicht bezahlt. Der Staat war damals außer Stand seine eingegangenen Verbindlichkeiten zu halten. Erst unter der konstitutionellen Regierung, die den Staatsgläubigern Garantien bot, machte Bacri im Jahre 1816 seine Forderung wieder geltend, die mit den Interessen auf 14 Millionen Fr. sich belaufend anerkannt wurde. Man verstand sich endlich zu 7 Millionen Kapital, das mit 350,000 Fr. Rente auf das große Buch eingeschrieben werden sollte. Nun meldeten sich aber Bacri's Gläubiger, eine Menge Prozesse entstanden, Abzahlungen, die kraft richterlicher Entscheidungen gemacht werden mußten, brachten die Summe auf einige hunderttausend Franken herab. Bacri war unter andern auch Hussein Pascha für Pachtgelder 70,000 Piaster schuldig, wegen deren sich Hussein an die französische Regierung halten wollte, und obgleich Bacri seine Schuld nachher abtrug, so fuhr der Dey doch fort, Reklamationen zu machen, was zu bittern Erörterungen zwischen ihm und Deval Anlaß gab.

Anm. d. Red.

„Gib mir Dein Blut, ich brauche es," und Achmed würde sich augenblicklich mit seinem Yatagan eine Ader öffnen.

Es war schon mehrfach von Husseins Schätzen die Rede; man hat angegeben, daß er fünfzehn Millionen aus Algier mit sich genommen. Ich wage es hierüber nicht zu entscheiden, nur so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß der Dey aus dem Schiffbruche seines Glückes zwölf mit Gold ausgelegte Yatagans, acht dergleichen Säbel, zehn Gewehre, von denen zwei mit Korallen verziert sind, sechzehn goldene Tabacksdosen, mit Steinen ausgelegt, eine in die andere zu 2000 Fr. im Werthe angeschlagen; dreizehn „Saats," Uhren mit Steinen besetzt, zwei Uhren ohne dergleichen und vierzehn Ringe gerettet hat. Um mir einen Begriff zu geben, was man ihm als Privatvermögen gelassen habe, sagte der Pascha: „Sehen Sie hier diesen Rosenkranz, er hat hundert Kugeln: nehmen Sie an, daß Dieß vorstellt, was ich an Häusern, Kleinoden, Möbeln, gemünztem Geld, Stoffen, kostbaren Waffen besaß — Gut! soviel habe ich jetzt." Und mit diesen Worten faßte er mit den Nägeln zweier Finger fünf Kugeln des Rosenkranzes, wahrscheinlich um mir anzudeuten, daß ihm fünf vom Hundert geblieben sey.

Die neuen französischen Pairs.

Statt uns hier auf die Erörterung einzulassen, ob das Ministerium Perier durch die Ernennung von sechs und dreißig neuen Pairs einen Staatsstreich begangen oder nicht, was am Ende doch gleich ist, wenn er nur gelingt, geben wir hier eine flüchtige biographische Skizze der neuen Würdeträger.

Der Graf d'Aubusson de Lafeuillade (Napoleonist) stammt von jenem Herzog von Lafeuillade, der Ludwigs XIV Anbeter 20,000,000 Fr. zur Erbauung des „Place des Victoires" und der erzvergoldeten Statue dieses Fürsten verschwendete, der hier dargestellt war, wie er gefesselte Nationen mit Füßen tritt. Der Graf war Kammerherr der Kaiserin Josephine, Minister am Hofe von Etrurien, Gesandter in Neapel im Jahre 1807 und Pair der hundert Tage. Seit der Restauration lebte er in Zurückgezogenheit, aus der er jetzt hervorgerufen wurde, um gegen die Erblichkeit zu stimmen.

Der Herzog von Bassano, Hugo Bernard Maret, (Napoleonist) ein Gelehrter. Vor der Revolution gründete er das Bulletin der Nationalversammlung, und wurde später einer der vorzüglichsten Herausgeber des Moniteur. In der Folge wurde er Gesandtschaftssekretär zu Hamburg, Chargé d'Affaires in Belgien und Mitglied der Generaldirektion der auswärtigen Angelegenheiten. Bei einer Sendung nach London hatte er mehrere Konferenzen mit Pitt, und erhielt allgemeine Anerkennung seiner diplomatischen Talente. Als er darauf als Plenipotentiär nach Neapel ging, wurde er mit Herrn von Semonville von den Oesterreichern auf neutralem Gebiete festgenommen, und fast drei Jahre in Neapel und Mantua gefangen gehalten. Die Auswechslung der Herzogin von Angoulême setzte alle französischen Gefangenen in Freiheit, und Maret wurde einer der thätigsten Theilnehmer am 18 Brumaire. Am folgenden Tage war er bereits als Generalsekretär bei den Konsuln angestellt, und erwarb sich in wenigen Monaten das volle Vertrauen Bonaparte's. 1806 wurde er mit der Organisation Polens beauftragt; später mit dem Konstitutionsentwurfe für Westphalen und Spanien, und im Jahre 1808 zum Abschlusse des Friedensvertrages mit Oesterreich. Für seine Dienste bei der letzteren Gelegenheit wurde er zum Herzog von Bassano ernannt. Er betrieb vorzüglich die Vermählung Napoleons mit Marie Louise und wurde im folgenden Jahre Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft unterzeichnete er am 24 Februar und 14 März 1812 ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Oesterreich und Preußen gegen Rußland. Er folgte dem Heere nach Wilna, und bemühte sich nach dem unheilvollen Rückzuge der großen Armee vergebens, die Vereinigung zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland gegen Frankreich zu hindern. Später folgte er Napoleon nach Waterloo, wurde deßhalb proskribirt, und kehrte erst im Jahre 1820 nach Frankreich zurück. Der Herzog von Bassano ist ein Mann von großem Geiste und diplomatischer Gewandtheit und bei weitem der wichtigste unter den neu erwählten Pairs.

Der Prinz von Beauveau (Napoleonist), Grande von Spanien erster Klasse, Prinz des Kaiserreiches, Kammerherr Napoleons, Pair der hundert Tage, eine der unbedeutenden Notabilitäten der alten Regierung, aus denen Bonaparte sich eine Art unterthäniger Dienerschaft zu machen beliebte.

Der Marquis von Bizemont ohne politische Farbe, Ultraroyalistischer Deputirter von 1819 und 1821, Mitglied der absoluten Minorität, Ritter des St. Ludwigsordens, von St. Lazarus, von unserer lieben Frau vom Berg Karmel und der Ehrenlegion.

Der Graf Bondy folgt in politischer Beziehung Jedermanns Fahne, er war Kammerherr Napoleons, Präfekt der Rhone, Deputirter der hundert Tage, zu gleicher Zeit Präfekt der Seine, Zeuge in Ney's Prozeß, nachher Deputirter der Linken, Anhänger der Juliusrevolution, aber von den Männern des Widerstandes, ersetzte er Odillon Barrot als Präfekt der Seine.

Der Generallieutenant Graf Bonnet (Napoleonist) erhob sich durch seine Tapferkeit bis zu diesem Range. Er zeichnete sich in Spanien gegen Ballasteros und Marquesito, so wie in den Schlachten von Lützen und Bautzen aus. In den hundert Tagen befehligte er in Dünkirchen und wurde unter der gegenwärtigen Regierung an General Lamarque's Stelle gegen die Chouans der Vendee abgeschickt.

Der Generallieutenant Graf Caffarelli, Bruder des vor Acre gefallenen Caffarelli, ein Edelmann aus Languedoc, der vor der Revolution im sardinischen Heere diente, aber im Jahre 1791 als gemeiner Dragoner in den Dienst seines Vaterlandes trat. Nach dem 18 Brumaire wurde er Adjutant Napoleons und holte im Jahr 1804 den Papst zur Kaiserkrönung aus Rom ab. Bei Austerlitz kommandirte er eine Division. Vom Jahre 1806 bis 1810 war er Kriegsminister des Königreichs Italien, diente mit Auszeichnung im spanischen Kriege und begleitete nach Napoleons Sturz Marie Louise nach Wien. Gegen Ende der hundert Tage führte er den Oberbefehl über die erste Militärdivision, und zog sich unmittelbar darauf in's Privatleben zurück, aus dem er jetzt erst wieder hervortritt.

Der Vicomte Cassini, Enkel des Geographen gleichen Namens, ohne politische Bedeutung.

Der Generallieutenant Graf Cessac. Von ihm weiß man nichts, als daß er ein emigrirter Adeliger ist.

Der Baron Cuvier — ein politisches Chamäleon — übrigens um die Wissenschaft ein doch verdienter Mann. Sein öffentliches Leben würde ihm diesen Ruhm nicht erworben haben. Er war der gefällige Diener aller Regierungen, von Napoleon bezog er einen Jahrgehalt, unter Karl X bekleidete er das verhaßte Censorenamt und gegenwärtig ist er der unterthänige Knecht des Bürgerkönigs. Seinem Stellenhunger nach betrachtet, müßte man den Baron Cuvier zu den antidiluvianischen Geschöpfen zählen; er ist ein wahrer Mammuth und Megatherium von Sinecuren.

Der Generallieutenant Graf Danthouard. (Napoleonist) Kadet der Artillerie im Jahre 1789 hatte er sich im Jahre 1810 zum Brigade-General aufgeschwungen. Er bekleidete die Stelle eines Kommandanten der illyrischen Provinzen, war einige Jahre Inspektor der Artillerie und in den hundert Tagen Präsident des Kriegsgerichtes, das Drouot freisprach.

Der Baron Davillier, ein ehrenwerther Baumwollenfabrikant aus dem Elsaß.

Der Generallieutenant Graf Drouot — Anhänger des Hauses Orleans — bedeckte sich in den letzten Jahren des Kaiserreiches als General der Artillerie mit Ruhm, war Napoleons Gefährte auf Elba, und erhielt von dem Kaiser den Beinamen „des Weisen." Diesen Namen rechtfertigte er durch seine Klugheit, als er am 15 März die ihm gebotene gefährliche Ehre der Pairie ablehnte. Anspruchlos und edel in seinen Sitten, von unbeschränkter Güte und Wohlthätigkeit, ist er die personifizirte Rechtschaffenheit. Seine Kränklichkeit wird ihn nicht viel Antheil an den Staatsgeschäften nehmen lassen.

Der Generallieutenant Graf Mathieu-Dumas, Republikaner — Deputirter der Seine, der in einem Zeitraum von fünfzig Jahren zweimal mit Lafayette die Nationalgarde organisirte. Er befehligte die erste Brigade reitender Artillerie, die in Frankreich errichtet wurde. Dumas war Mitglied des Nationalconvents und der Fünfhundert. Später schloß er sich besonders Joseph Bonaparte an. Generalinspektor der Nationalgarden von Frankreich nach der Julirevolution legte er diese Stelle nieder, als die Intriken der Doktrinäre Lafayette zwangen, seine Entlassung zu nehmen.

Der Viceadmiral Graf Emerian, diente schon im amerikanischen Freiheitskriege; befehligte „den Spartaner“ bei Malta und Abukir, wo er sich Schiff an Schiff mit Nelson schlug. Während der hundert Tage wurde er zum Pair ernannt. Ein tapferer Soldat, ist er der älteste Admiral von allen Seemächten.

Der Generallieutenant Graf d'Erlon. (Napoleonist.) Drouet Graf d'Erlon trat 1792 als gemeiner Soldat in die Reihen der Nationalfreiwilligen, diente mit Lefebvre als Adjutant im Jahre 1795; im Jahre 1805 focht er in der Reihe der heldenmüthigen Sambre- und Maas-Armee und machte die Schlachten von Jena und Friedland mit. Mit der Entwaffnung Tyrols beauftragt wurde er 1809 zur Armee in Spanien gesendet, und diente mit hoher Auszeichnung in dem ganzen Kriege auf der Halbinsel. Nach Napoleons Rückkehr von Elba einer der Ersten, der den alten Adlern wieder zueilte, wurde er aus Frankreich verbannt, und lebte bis zum Ausbruche der Julirevolution als Gutsbesitzer in ländlicher Zurückgezogenheit in Bayern.

Der Generallieutenant Graf Excelmans. (Orleanist.) Offizier der alten Armee, deren Ruhm er in vollem Maaße theilte, wurde er im Jahre 1812 zum Lohne für die zahlreichen Wunden, die er im russischen Feldzuge erhalten hatte, zum Divisionsgeneral erhoben. Im folgenden Jahre zeichnete er sich durch seine Dienste in Sachsen und Schlesien aus. Lange vorher schon und fast bis zum Ende des Feldzuges von 1814 befehligte Excelmans die Kavallerie der Kaisergarde. Nach der Restauration gerieth er durch seine Korrespondenz mit dem König von Neapel in Gefahr, verbarg sich eine Zeitlang, stellte sich jedoch freiwillig vor ein Kriegsgericht, welchem Drouot präsidirte, und wurde einstimmig von seinen Richtern freigesprochen. Am 2 Juni 1815 zum Pair ernannt, machte er an der Spitze der Reiterei die verhängnißvolle Schlacht von Waterloo mit, und führte das unter ihm stehende Korps in bester Ordnung bis unter die Mauern von Paris zurück. Einer der letzten, die den Heeren der Verbündeten noch Widerstand zu leisten fortfuhren, vernichtete er zu Versailles eine zahlreiche Division Preußen, und büßte dafür durch eine lange Verbannung. Es ist zu fürchten, daß er durch die Annahme der ihm jetzt gebotenen Stelle seine alte wohlverdiente Popularität einbüßen dürfte.

(Schluß folgt.)

Fromme Stiftungen zur Verbreitung des Koran.

Es ist bekannt, daß die Mahomedaner Missionsanstalten haben, die ihre Thätigkeit mit einem richtigen Takt, besonders auf ganz uncivilisirte Völker wenden, und nach und nach durch beinahe ganz Afrika gedrungen sind, und fast überall die christlichen Missionen an Thätigkeit und Erfolg übertreffen. Es ist ein weniger bekanntes, aber nicht unwichtiges Faktum, daß sie auch Anstalten haben, welche unseren Bibelgesellschaften entsprechen; es werden nämlich durch Stiftungen an vielen Moscheen Schreiber unterhalten, welche ihr ganzes Leben hindurch Koran schreiben, welche von den Moscheen um einen unbegreiflich niedern Preis verkauft werden, um auch dem ärmsten Gläubigen den Besitz des Buchs möglich zu machen: es ist fast das einzige Buch, das noch in Aegypten und Syrien geschrieben wird. In der berühmten Moschee der Blumen in Cairo ist so ein Etablissement, wo man Koran bis zu einem Thaler herab kaufen kann; und bei dem ungemeinen Aberglauben, den alle Mahomedaner gegen die Zerstörung jedes beschriebenen Papiers, besonders aber eines Koran haben, muß die Masse der Handschriften sehr bedeutend zunehmen, da der Verbrauch nur gering seyn kann. Ueberhaupt ist merkwürdig, wie sehr der Instinkt zu ähnlichen Mitteln zur Erhaltung und Verbreitung der religiösen Bücher führt; in Butan besitzt der Lama die Stereotypen der ganzen Sammlung der buddhistischen religiösen Bücher mit ihren Kommentaren, und läßt sie nach Bedürfniß der buddhistischen Kirche fast ohne Kosten drucken. In China haben alle Klöster ihre Druckereien, durch die die Mönche die Werke ihrer Sekte zu den niedersten Preisen verbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Ein Staatsgefangener in Smyrna war in seinem Gefängnisse dem Hungertode bestimmt worden; acht und zwanzig Tage darnach fand man ihn noch bei Leben. Seine Strafe wurde nun abgeändert, und der unglückliche Mann gestand, daß er sein Leben mit einer Schachtel Oblaten, die auch ein Stückchen Gummi elasticum und Siegelwachs enthielt, so lange gefristet. Nachdem er sparsam davon so lange gelebt hatte, fing er an, auch die pappendeckelne Schachtel zu verzehren. Ein Theil von dem Deckel war noch übrig, als man ihn am achtundzwanzigsten Tage fand.

•

Ueber den Handel zwischen England und Frankreich von 1814 bis 1830 enthalten Parlamentspapiere folgende Angaben:

	Einfuhr in die englischen Häfen.	Ausfuhr aus den englischen Häfen.
1814	17,706,662 Fr.	14,567,569 Fr.
1815	18,859,514 —	7,457,290 —
1816	10,444,571 —	10,192,500 —
1817	15,196,641 —	25,087,145 —
1818	19,060,594 —	9,237,592 —
1819	16,050,292 —	7,487,552 —
1820	19,578,309 —	9,768,612 —
1821	21,640,415 —	10,956,648 —
1822	21,956,819 —	10,926,287 —
1823	27,895,009 —	8,740,905 —
1824	38,918,546 —	8,440,900 —
1825	45,899,616 —	9,017,740 —
1826	51,185,650 —	12,210,940 —
1827	65,645,690 —	11,174,900 —
1828	79,470,629 —	11,475,440 —
1829	52,474,840 —	12,284,704 —
1830	58,212,095 —	14,897,404 —

•

Privatbriefe vom 1 Junius sind in Caen eingetroffen; es geht aus ihnen hervor, daß ein Krieg zwischen der ostindischen Kompagnie und den Radschahs des Nordens unvermeidlich scheint. Man fürchtet auch in den englischen Besitzungen, mit den an Indien gränzenden Volksstämmen, die von auswärtigen Mächten aufgeregt worden zu seyn scheinen, in feindliche Berührung zu kommen. Man trug sich mit dem Gerüchte, vierzigtausend Perser und fünfzehntausend Russen näherten sich dem Indus, unter dem Vorwande, an ihren Gränzen ausgebrochene Unruhen zu dämpfen.

•

Während des Jahres 1831 sind aus den französischen Häfen 521 Schiffe, von 45,036 Tonnen, mit 8174 Mann, auf den Stockfischfang ausgelaufen. Dünkirchen, Granville, Saint Malo, Bayonne u. s. w. sind die hiebei am meisten thätigen Häfen gewesen. Die von diesen Schiffen heimgebrachten Ladungen bestanden in 5,175,618 frischen Stockfischen, die ein Gewicht von 10,400,501 Kilogr. hatten, und in 28,310,194 getrockneten Stockfischen, in einem Gewichte von 15,643,799 Kilogr.; ferner in 1,159,059 Kilogr. Thran, 5102 Kilogr. Fischrogen u. s. w.

•

Die seit der Julirevolution gegen die Journalisten verhängten Gefängnißstrafen belaufen sich zusammengerechnet auf 9 Jahre, 9 Monate und 8 Tage.

•

Der Konsul der Vereinigten Staaten zu Campeachy hat nach New-York einige Körbe stachelloser Bienen aus Yukatan in Mexiko gesendet, um einen Versuch mit Akklimatisirung derselben zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 345. 11 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun auf die Kinder unseres Altbürgers zu sprechen. Ich weiß den Namen seiner Tochter nicht, man kann für sie einen von den wohlklingenden Namen in den Romankatalogen aussuchen. Sie ist aus der Pension zurückgekommen, sie hat ein Piano, sie zeichnet, sie hat Alles gelernt, was sie wieder vergessen muß, wenn sie eine Haushaltung antritt, um die Fortsetzung von dem einfachen und spurlos dahin gegangenen Daseyn ihrer seligen Mutter zu liefern. Sein Sohn heißt Emil, eine Huldigung, die man dem Andenken J. J. Rousseau's brachte. Es wird wenig Familien zu Paris geben, wo man nicht einen Emil findet, der einer Säugamme auf dem Lande übergeben, von einer Bonne spazieren geführt, endlich der hundert zwei und zwanzigste seines Namens einem Kollegium zur Erziehung anvertraut wurde. Emil hat das beste Loos von der Welt, er arbeitet leicht und ist ein aufgeweckter Kopf. Seine Lehrer haben ein Auge auf ihn, und man rechnet darauf, daß er den jährlichen Katalog der Preisträger vermehren wird. Deßhalb wird der junge Mensch auch von seinen Lehrern zärtlich gehegt und gepflegt. Dem Altbürger von Paris erwächst daraus eine neue Freudenblume in seinem Garten. Mit Entzücken sieht er sich in dem Erben seines Namens verjüngt. Mit Vergnügen hört er den kleinen pedantischen Schwätzer plaudern und fühlt sich stolz, ihn nicht zu verstehen. Nur dann erst, wenn der kühne Student sich auf das Feld der Politik verläuft, erinnert sich der Altbürger seiner Vaterwürde. Denn der tolle Junge hat schon den Republikanerkopf aufgesetzt, er liest verstohlens die Journale der Bewegung, wie wir — Kinder des Kaiserreiches — die Romane Lebrun's lasen. Da reifft sich denn der günstige Augenblick, wo er seine väterliche Weisheit und die Geschichte der Schreckenszeit an Mann bringen kann. Hat sich der Sturm dieser widerstreitenden Elemente von Vater und Sohn gelegt, so denkt man an die Zukunft des letztern. Verräth er Geist, so muß man aus ihm einen Taxator machen; steigt es bei ihm bis zum Talent, so schickt man ihn zu einem Advokaten in die Lehre. Das Altbürgerthum erhebt sich mit jeder Generation um eine Staffel; daher kommt es denn auch, daß zuoberst auf der Ehrentreppe ein so gewaltiges Gedränge wird.

Ich spielte vorhin auf die politische Meinung des Altbürgers an. Dieß führt mich auf die Entwicklung seines Hauptcharakterzuges. Vor Allem liebt er die Ordnung, will er die Ordnung; er würde Alles drunter und drüber gehen lassen, nur um Ordnung zu haben, und Ordnung besteht bei ihm darin, daß Wagen und Fußgänger ihren gehörigen und ungehinderten Umlauf in den Straßen haben, daß die Buden ihre Schätze ungestört zur Schau auslegen, und Abends das Pflaster mit ihrem Gasschimmer überstrahlen. Alles was er verlangt ist, daß er auf seinem Wege von keinen andern Gruppen aufgehalten werde, als von solchen, die einen Bänkelsänger umringen, oder die letzten Qualen eines überfahrenen Hundes anstarren; daß sein Ohr nicht von ungewöhnlichem Geschrei von jenem johlenden Zeter raufender Pöbelhaufen beleidigt werde; daß er nicht zu fürchten braucht, eine Straßenlaterne vor seiner Nase herabfallen zu sehen; daß er nicht das Klirren zerschmetterter Scheiben, jenes unheilverkündende Zuschlagen der Ladenthüren, den Trommelschlag zur ungewöhnlichen Stunde, den Hufschlag dahin rennender Pferde hört — wie gesagt, so viel und nicht mehr verlangt er, hat er dieß, so ist er zufrieden, und hat Alles, was er braucht. Nur diese leibliche Ruhe gönne man ihm, und dann mögen Alle, die den öffentlichen Geist in Pacht genommen haben, die den Altbürger für ihre Sache gewinnen wollen, die sein Votum in den Wahlversammlungen oder seine Unterschrift zu einer Petition, seine Stimme bei einer Gerichtssitzung brauchen, nur getrost sich an ihn wenden. Schmäht, schimpft, zerreißt nur wohlgemuth, macht euch kühn daran, die Prinzipien zu untergraben, gute Namen zu verlästern! Er wird euch ohne Zorn anhören. Weiß eure Rede eine geschickte Wendung zu nehmen, so wird er sich davon geehrt fühlen; denn er will gehört werden. Bringt ihr ein treffendes Epigramm an, so wird er damit seinen Gästen aufwarten; hat er doch etwas, worüber man lachen wird. Liefert ihr ihm eine Neuigkeit, so wird er euch auf's Wort folgen; denn das Gedruckte ist für ihn ein Glaubensartikel. Befürchtet nicht, daß er unter dem schwarzen Kleide den Geist der Unordnung erkenne; nur recht vom hohen Pferde herab gesprochen in wohlgedrechselten Perioden und mit wichtigem Gesicht! Er würde da den Teufel selbst für den Adjunkt des Maires nehmen. Die Unordnung, die er kennt, die er fürchtet, gegen die er mit Flinte und Tornister in den Straßen zu Felde

zieht, hat nackte Arme und eine heisergebrüllte Stimme, bricht die Buden auf, und wirft Steine auf die Munizipalgarde.

Aber vor allen Dingen hält der Altbürger von Paris auf die Freiheit. Diese ist sein Kleinod, seine Errungenschaft, sein Gott. Dieses Wort schwellt seine Lippen zum Lächeln und wirft seinen Kopf stolz in den Nacken. Man braucht ihm bloß zu sagen, Dieser oder Jener liebe die Freiheit nicht, und er wird unbedenklich erwiedern, man müsse den Menschen gefangen setzen. Um dieses kostbare Gut zu erhalten, würde er sich in Ketten und Banden schlagen lassen, alle Entbehrungen und Opfer geduldig ertragen. Ueberredet ihn, daß die Freiheit in Gefahr sey, und auf der Stelle werdet ihr ihn sein warmes Nest, sein geschäftiges Stillleben, seine Angelegenheiten, seine Familie verlassen sehen. Um ihretwillen wird er sich den härtesten Frohndiensten unterziehen, wird er sich den Sklavendienst eines Leibwächters, die Tyrannei des Schildwachstehens willig gefallen lassen. Er wird der Erste seyn, der verlangt, daß man die Barrieren schließe, Haussuchungen anstelle, der verdächtigen Menschen sich bemächtige. Er weiß, daß die Freiheit sich nicht von selbst vertheidigen kann, daß hiezu der Beistand der Polizei, die Thätigkeit eines Untersuchungsrichters und Ausnahmsgesetze erforderlich sind, die schnell, scharf und fernhin treffen. Für diese seine Göttin würde er Gendarm, Stadtscherge, Alles werden — nur kein Denunziant. Denn wohlgemerkt Spionerie ist ihm ein Gräuel. In seinem blindesten hitzigsten Ungestüme würde er einen Jesuiten fahren lassen, um einem Polizeispion nachzulaufen.

Unter allen den vielen Revolutionen, die schon so oft den Namen seiner Straße, die Schärpe seines Munizipalbeamten, die Farben der Fahne, die von dem Glockenthurme weht, vor welchem er gewöhnlich seine Sackuhr richtet, und die Kokarde seines Briefträgers und den Schild seines Schnupftabakhändlers verändert haben, bewahrte er sich dennoch stets eine tiefe Verehrung vor seiner Obrigkeit. Nur dann weiß der gute Mann nicht, was er dazu sagen soll, wenn sich an einem schönen Morgen seine Zeitung gegen die Regierung ausspricht, seine Zeitung, die er so hoch schätzt, die ihn unter ihre ältesten Abonnenten zählt, bei der er seine patriotischen Beiträge einliefert, deren Austräger er kennt und bei Namen zu nennen weiß. Das wird ein Tag des Kopfschüttelns und des Mißmuthes für ihn. Indeß findet er es am Ende doch begreiflich, daß die Obrigkeit getäuscht worden seyn kann; der Artikel seiner Zeitung wird ihr unfehlbar ein Licht aufstecken, und in dieser festen Zuversicht legt er sich des Abends aufs Ohr, ausgesöhnt mit den Ministern und mit dem Polizeipräfekten, den er morgen ohne Weiteres abgesetzt zu sehen hofft.

(Fortsetzung folgt.)

M e r i k o.

(Schluß.)

Was sind neben den Milliarden, welche auf diese Weise der Menschheit und besonders den europäischen Nationen jährlich entzogen werden, einige Hospitäler, Zufluchtsorte für Bettler und wohlthätige Anstalten, um das von allen Seiten hereinbrechende Elend zu mildern! Nein, mit so armseligen Mitteln wird man die Last nicht heben, welche die Masse der Bevölkerung zu Boden drückt. Um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, muß man allenthalben Subskriptionen eröffnen, Konkurse und Preise ausschreiben, Nachforschungen veranlassen und bezahlen, Journale gründen, eine Europa und die ganze Erde umfassende Verbindung bilden, und endlich einen wahrhaft christlichen Kreuzzug beginnen, um jen Schranken umzustürzen, die eine engherzige und selbstsüchtige Politik zwischen den Nationen erhob, und die, da sie eine der andern unzugänglich machen, den Fortschritt der Civilisation mehr hemmen, als es je die Türken vermochten, während auf der andern Seite Nationalhaß und Kriege erzeugt werden, wo es so leicht wäre Eintracht und Frieden zu einem allgemeinen Bedürfnisse zu erheben.

Amerika, dessen Führer bis jetzt noch nicht durch eigene Erfahrung sich leiten lassen konnten, das also darauf beschränkt war, Das nachzuahmen, was es bei andern Nationen sah, das irregeleitete Amerika, das von fremden Institutionen diejenigen sich aneignete, die ihm am wenigsten zusagen, wird, ehe es den Produkten der europäischen Nationen freie Einfuhr gestattet, darauf warten müssen, daß diese, als die aufgeklärtern, zuerst dem abgeschmackten Prinzip entsagen, daß jede Nation sich selbst genug sey. Bis dahin werden die unermeßlichen Schätze, welche die neue Welt in ihrem Schooße birgt, der alten wohl so gut als verschlossen bleiben.

Meriko's gesellschaftliche Verhältnisse, sein inneres Leben bieten Scenen wie kein anderes Land der Erde; wollte man, um der Armuth zu helfen, die Verbrecher zu bessern, zu den Mitteln europäischer Regierungen und Philanthropie seine Zuflucht nehmen, so müßte man die Hälfte der Bevölkerung einsperren. Hier bedarf es, um das Uebel zu heben, ganz anderer Mittel: das Elend und die verderbten Sitten müssen durch Arbeit, die Faulheit durch eine unbegränzte Konkurrenz gehoben werden; Unwissenheit und Vorurtheile werden durch vielfachen Verkehr mit fremden Nationen sich verlieren; mit Einem Wort, Thätigkeit, Wohlstand und Aufklärung müssen durch Freiheit des Ackerbaus, der Industrie und besonders des Handels überall sich verbreiten; dadurch allein, und nicht durch thöricht nachgeahmte Einrichtungen, die nur die Anarchie befördern, nicht durch sogenannte Anstalten der Mildthätigkeit, die dem Elend eher Vorschub leisten, als es vertilgen würden, kann das Land einer glücklichern Zukunft entgegen geführt werden. Unglücklicherweise sind die Merikaner und ihre Regierung so schlecht berathen, daß sie bei jeder Gelegenheit sich nur von verderblichen Grundsätzen leiten lassen, ihr Heil nur in Privilegien, Monopolen und in Entfernung der Ausländer zu finden glauben, ohne zu erwägen, daß sie auf diesem Wege der Barbarei geradezu in die Arme laufen. In Europa bedürfte es viel, bis die Sache zu diesem äußersten Punkte getrieben würde, auch fällt hier die eigentliche Tendenz des Prohibitivsystems noch nicht so grell ins Auge; erst in Meriko, mitten in der reichsten und mannichfaltigsten Natur, unter einer armseligen, Mitleid erregenden Bevölkerung, sieht man klar, was ein Land gewinnt, das sich mit Gesetzen und Douanen umstellt und seiner Natur entgegen sich zum Fabrikstaat machen will. Für jene Völker, welche eben die Bahn der Civilisation betreten haben, sind hohe Zolltarifs das sicherste Mittel, jeden Fortschritt zu hemmen und Arbeitsamkeit, Wohlstand, Aufklärung und Freiheit im Keim zu

ersticken. Was nun dem spanischen Amerika so unheilbringend ist, sollte es wohl gebildeteren Nationen vortheilhaft seyn? Dieß ist nicht glaublich, vielmehr scheint in den tausend und aber tausend Douanen Europas eine hinreichende Erklärung des Nothstandes zu liegen, der jetzt so viele Klagen erregt. Gewiß ist es, daß in den Vereinigten Staaten, wo das Prohibitivsystem weit weniger umfassend ist, als in Europa, Wohlstand fast allgemein, Armuth und Bettelei aber fast gar nicht zu finden ist.

Religiöse Gebräuche der Eingebornen der Goldküste von Afrika.

(Mittheilung des Majors Ricketts in der Litterary Gazette.)

In jeder Stadt werden von den Einwohnern aus den ältern Männern Pynins (eine Art Magistrate) gewählt, deren Pflicht es ist, alle Klagen anzuhören und darüber zu entscheiden. Diese Pynins sind also der Rath des Caboeir oder des Häuptlings des Platzes, mit dem sie bei Erörterung von Fragen, die das öffentliche Interesse betreffen, zu Rathe sitzen. Wenn sie ihr Amt versehen, so tragen sie einen ganz besonders geformten Hut von Stroh, dessen Kopf mit einer Weinrebe, als Emblem der Weisheit, umschlungen ist. Mehrere unter den Einwohnern haben viele Beredtsamkeit und entwickeln, wenn sie eine Sache führen, bei der sie interessirt sind, große Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit.

Die Fetischmänner, so genannt, weil man ihnen übernatürliche Kräfte zuschreibt, sind außerordentlich arglistig und betrügerisch; sie verbreiten Aberglauben unter dem Volke, damit man sie bei jeder Gelegenheit um Rath fragen möge. Jeder, der bestohlen oder sonst von einem Unfalle betroffen wird, vertraut sich sogleich einem Fetischmann an, um den Dieb oder die Ursache des Uebels zu entdecken; dieser macht nun Gebrauch von seiner vorgeblichen magischen Kunst, und nachdem er von seinem Fetisch auf die vorgelegten Fragen Antwort erhalten hat, so bezeichnet er unbedenklich irgend einen unglücklichen Menschen als den Dieb oder als Hexe, und ist dieser arm, so kann nichts ihn von der Anschuldigung lossprechen, wenn nicht zufällige Umstände seine Unschuld an den Tag bringen. Die Fetischmänner oder Priester sind leicht zu bestechen; sie nehmen solche Geschenke unter dem Vorwande, daß sie die Gottheit befragt hätten, und diese habe erlaubt, eine gewisse Summe zu nehmen! So fordern sie oft auch nachher noch mehr Geld im Namen des Fetisch, von dem sie dann sagen, er sey noch nicht zufrieden. Die Furcht der Eingebornen, den Fetisch zu erzürnen, ist so groß, daß sie nicht selten ihre eigenen Kinder verpfänden, um nur Mittel zu schaffen, seinen Grimm zu besänftigen, da man überzeugt ist, daß den Ungehorsam die entsetzlichsten Folgen treffen würden; und hat man von dem strafenden Fetisch Vergebung zu erflehen, so ist ein beträchtliches Geschenk nöthig, um ihn zu versöhnen.

Wird Jemand von einer beunruhigenden Krankheit befallen, so sucht er beim Fetischmann Hülfe, und dieser verordnet dann ein beinahe ausgebrütetes Ei oder ein Küchelchen an eine gewisse Stelle der Landstraße zu legen, und so die Krankheit auf Den überzutragen, der unbewußt darauf tritt. Vorübergehende, die solche Zaubermittel auf ihrem Wege bemerken, weichen ihnen mit der größten Scheu aus, und Niemand wagt es, sie aus dem Wege zu werfen.

Auf der Kapküste bringen die Weiber in Masse, bei Gelegenheit des großen Yamsfestes (das Erntefest der Yamswurzel), dem großen Fetisch öffentliche Geschenke; dieser Fetisch ist ein großer Fels, der nahe den Wällen des Kastells liegt, und an dem die Wellen des stets an ihn anschlagenden Meeres sich brechen; der also die Befestigungen gegen die steigende Fluth beschützt. Die Wellen brechen sich hier oft mit solcher Gewalt, daß der Schaum über die Ringmauer spritzt. Einer ihrer andern großen Fetische ist ein Salzteich, ungefähr eine Meile westlich vom Kastell, in dem große und köstliche Barben gefangen werden. Ehe die Opfer, welche gewöhnlich in Yams, Eiern, Palmöl und dem Blute gewisser Thiere bestehen, ihm gebracht werden, durchziehen die Weiber, im Gesichte und am Leibe mit Kreide bemalt, und jede ihre Gabe in einer Kalabasse oder einem irdenen Gefäße tragend, die Stadt; dann besuchen sie den Fels, wo sie ihre Gaben niederlegen und nicht eher fortgehen, bis die Busarde (eine Art Sperber), die wahrscheinlich wissen, was da geschieht, gekommen sind und die Opfer verzehrt haben. Diese Busarde sind so zahm, daß sie kaum Jemand aus dem Wege gehen, und man hält es für eine große Beleidigung gegen den Fetisch, einen zu tödten. Jede Familie hat außerdem noch ihren besondern Fetisch, der zwar in den Häusern verborgen wird, doch seine Gegenwart durch an der Thür angebrachte Zeichen kundgibt.

Ihre Todten begraben sie in ihren Häusern. Der Tod eines Familiengliedes wird durch Musketenschüsse verkündet, worauf die Weiber mit ihren Verwandten dieses Ereigniß öffentlich beklagen. Am Begräbnißtage durchziehen die verschiedenen Zweige der Familie mit ihren Angehörigen, Gesicht und Körper mit Kreide bemalt und mit all ihrem Putz geschmückt, abgesondert die Straßen, unter Vortritt eines jungen Mädchens, welches eine mit einem Stücke Tuch bedeckte Kiste trägt, in der sich Flaschen mit starkem Branntweine befinden. So begibt sich jede Abtheilung der Familie unter Gesang nach dem Begräbnißplatz. Weigern sich einige der Verwandten, etwas zu den Kosten dieser Begräbnißfeierlichkeiten beizutragen, so werden sie für immer verstoßen; daher dieser Schauzug mit Tuch und Branntwein. Das Schauspiel, welches beginnt, nachdem sowohl Männer als Weiber den Branntwein in reichem Maße zu sich genommen haben, ihr Klaggeschrei durch das betäubende Getös der Trommeln verstärkt, die Salven aus meist überladenen Musketen, die schrillenden Stimmen der Sänger, die gegen Bezahlung oft von weit herkommen, um an den Libationen Theil zu nehmen: alles Das läßt sich besser denken als beschreiben. War der Verstorbene von Ansehen, so dauern diese tumultuarischen Szenen wohl eine Woche und werden, wo möglich mit noch mehr Aufwand, alle sieben Jahre wiederholt, so daß oft Familien genöthigt waren, mehrere ihrer Angehörigen zu verpfänden, um nur die Kosten bestreiten zu können. Hausthiere, Schafe, Schweine und Federvieh wird verkauft, und mit Hülfe der Freunde dauert das schwelgerische Fest mehrere Tage.

Die Geburt eines Kindes wird ebenfalls durch Musketenschüsse verkündet; die Weiber hüten nach diesem Ereignisse das Zimmer nicht, sondern gehen wie vorher ihren Geschäften nach.

Wird ein junges Mädchen mannbar, so schmückt sie sich mit so vielen goldenen Zierrathen als ihre Verwandten nur immer auftreiben können, und umgürtet sich mit einer Schnur, von welcher ein Ring mit vielen kleinen silbernen Schlüsseln vorn lang herunterhängt. In diesem Aufzuge wird sie zur Schau um die ganze Stadt geführt, um ihre Mannbarkeit bekannt zu machen. Hierauf besucht sie ihre Verwandten und Freunde, die ihr zu dem glücklichen Ereignisse Glück wünschen und sie beschenken.

Ist eine Frau zum ersten Male schwanger, so wird sie nach dem Ufer des Meeres oder eines andern dem Fetisch geweihten Wassers geführt und untergetaucht. Auf dem Wege dahin werfen ihre Freunde sie mit Koth, was sie geduldig trägt, da es für eine Ehrenbezeugung gilt. Ist die Ceremonie vorüber, so wird sie mit neuen Gewändern bekleidet und unter Glückwünschungsgeschrei nach Hause geführt.

Vermischte Nachrichten.

Die Burkeruntersuchung in England wird mit großer Umsicht geführt und scheint grauenvolle Thatsachen ans Licht bringen zu wollen. Vier „Auferstehungsmänner," Bishop, May und zwei Andere, die des Mordes an einem italienischen Knaben verdächtig eingezogen wurden, scheinen ihr furchtbares Handwerk schon längere Zeit getrieben zu haben. Auch die Weiber der beiden erstern — Bishop hat seine ehemalige Stiefmutter geheirathet — wurden zur Haft gezogen. Von verschiedenen Seiten her erscheinen nun Aeltern vor Gericht und klagen, daß ihre Kinder vor längerer oder kürzerer Zeit auf unbegreifliche Weise verschwunden und wahrscheinlich in die Tigerkrallen dieser Unmenschen gefallen seyen. Nachsuchungen, die man in der gemeinschaftlichen Wohnung Bishops und May's anstellte, gaben zwar keine nähern Aufschlüsse, allein die Nachgrabungen, die man in einem daranstoßenden Garten vornahm, ließen Stücke Menschenfleisch, die Schädelhaut eines Weiberkopfes mit langen braunen Haaren, blutbefleckte Kleidungsstücke u. s. w. finden. — „Das Verbrechen Burkes" — bemerkt hiebei der Courier, „ist nicht von neuem Datum. Burke wurde bekanntlich in sein gräßliches Geschäft zu London eingeweiht, und es ist höchst wahrscheinlich, daß in den letzten zwanzig Jahren in dieser Hauptstadt jährlich fünfzig bis hundert Personen das Opfer dieser ruchlosen Habsucht geworden

sind. Man hegt nur allzugegründeten Verdacht, daß während des Fleetmarktes viele obdachlose arme Leute, die dort unter den Fleischbuden schliefen, erdrosselt und des Nachts fortgeschafft wurden, um an die Hospitäler und Arzneischulen verkauft zu werden. Hoffentlich werden sich die Aerzte Londons vereinigen, keine Leichen mehr von verdächtigen Menschen zu kaufen, ohne dieselben gerichtlich anzuzeigen, und von der Legislatur steht zu erwarten, daß die widersinnigen Gesetze gegen die Leichensektionen abgeschafft werden."

•

Zu Straßburg hat Jemand — man weiß nicht, ob aus Witz oder übler Laune — folgende kuriose Berechnung angestellt: Frankreich zahlt gegenwärtig 1,600,000,000 Abgaben · sage sechszehnhundert Millionen, was in Fünffrankenstücken 320,000,000 Stücke ausmachen würde. Ein Fünffrankenstück hat eine Linie in der Dicke, die angegebene Stückezahl würde somit 2,222,222 Fuß ausmachen. Nun hat der Straßburger Münsterthurm 437 Fuß Höhe, somit würden die auf einander geschichteten Fünffrankenstücke eine 5085mal höhere Säule bilden, als die Kathedrale, oder 1271 1/3mal ihre Höhe in Quadratschuhen übertreffen. In eine einzige Rolle gepackt würden sie eine Länge von 165 1/3 Stunde einnehmen und platt gelegt eine von 2514 3/4 Fuß. Um diese Summe fortzuschaffen, bedürfte man 16,000 Pferde, die Pferdelast zu 10 Centner gerechnet, und 107 Mainzer Schiffe, die Schiffslast zu 1500 Centner angenommen. Unter Napoleon war ein Jahr, wo Frankreich nicht mehr als 400 Millionen zahlte; es zahlt also gegenwärtig viermal mehr.

•

Folgende biographische Notiz der unlängst zu Paris verstorbenen Lady Fitzgerald findet sich in französischen Blättern: „Die Lady Fitzgerald war zuerst als der geliebte Zögling und das Adoptivkind der Frau von Genlis bekannt; von ihrer eigentlichen Herkunft und Verwandtschaft wußte man nichts Gewisses. Der Herzog von Orleans hatte im Jahre 1782 die Erziehung seiner Kinder der Frau von Genlis anvertraut, die, um ihre Zöglinge desto besser in den lebenden Sprachen zu unterrichten, weibliche Domestiken aus England und Italien in Dienst nahm, und außerdem noch ein englisches Mädchen von gleichem Alter mit den Prinzessinnen zu erziehen beschloß. Der Herzog von Chartres stand damals mit einem Herrn Forth in Verbindung, den er ersuchte, ihm ein schönes Mädchen von fünf oder sechs Jahren aus England zu schicken. Herr Forth entledigte sich alsbald seines Auftrages und sendete dem Herzog ein Pferd und das verlangte Mädchen, mit der lakonischen Zuschrift: „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit die schönste Stute und das allerliebste Mädchen von ganz England zu schicken." Dieses Kind war Pamela, nachherige Lady Fitzgerald. Seine Ankunft im Palais Royal gab zu den sonderbarsten Vermuthungen Anlaß. Indeß wurde Pamela mit den Prinzen und Prinzessinnen als Gespielin und Freundin erzogen; sie hatte dieselben Lehrmeister, wurde mit gleich liebender Sorgfalt gepflegt, und zeigte eine so überraschende Aehnlichkeit mit den Kindern des Herzogs, daß man sie für die Schwester derselben gehalten haben würde, wenn sie nicht durch ihren fremdartigen Ac[illegible] ihre ausländische Abkunft verrathen hätte. Während die Erziehung Pamela's und der herzoglichen Kinder in dem herrlichen Lustschlosse Bellechasse vor sich ging, brach die Revolution aus. Der Herzog von Orleans und seine zwei Söhne, die Herzoge von Chartres und Montpensier ergriffen mit Wärme ihre Prinzipien. Frau von Genlis war damals gleichfalls voll Bewunderung für die konstituirende Versammlung, und Pamela theilte ihren Enthusiasmus für die Freiheit. Jeden Sonntag kamen die ausgezeichnetsten Mitglieder der Nationalversammlung in Bellechasse zusammen. Barrere, Petion, David waren stets in diesen Abendzirkeln zu finden, und besprachen hier in Gegenwart der jungen Mädchen die wichtigsten Angelegenheiten des Tages. Pamela, ausgestattet mit allen körperlichen Reizen und glänzenden Geistesfähigkeiten, hatte gerade das fünfzehnte Jahr erreicht und der Herzog von Orleans ihr einen Jahrgehalt von fünfzehnhundert Livres ausgesetzt. Der Geschäftsträger des Herzogs machte ihm bemerklich, die Waise könne diesen Jahresgehalt nicht beziehen, wenn sie nicht einen Vormund habe. „Gut denn," erwiederte der Herzog, „so mag sie sich selbst einen wählen; es kommen genug Deputirte nach Bellechasse, als daß ihr die Wahl schwer werden dürfte." Am folgenden Sonntage berichtete man Pamelen des Herzogs Antwort eben, als die Deputirten wieder versammelt waren. „Ich habe nicht lange Zeit nachzudenken," sagte sie, „allein wenn mir der Bürger Barrere die Gefälligkeit erweisen will, mein Vormund zu werden, so wähle ich ihn." Barrere gab mit Freuden seine Einwilligung. Nachdem die konstituirende Versammlung ihre Arbeiten beendigt hatte machte Frau von Genlis mit Mademoiselle Orleans und Pamela, begleitet von den Deputirten Petion und Voidel, eine Reise nach England. Hier war es, wo Lord Fitzgerald Pamela sah. Der Zauber ihrer Schönheit und ihres Geistes machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Irländer, und als Frau von Genlis, bestürzt über den Gang, den die Dinge in Frankreich nahmen, mit ihren Zöglingen nach Tournay zurückkehrte, wo die Anwesenheit Dumouriez's und des Herzogs von Chartres ihr einen sichern Zufluchtsort zu bieten schien, begleitete sie Lord Fitzgerald, der bald darauf Pamelens Gatte wurde. Von nun an trübten sich die Lebensverhältnisse der Lady Fitzgerald. Ihr Gemahl, empört über das Joch, das Pitt seinem Vaterlande auferlegte, ließ sich in eine Verschwörung ein, und der junge kühne Tory starb im Gefängnisse zu Dublin. Pamela selbst flüchtete nach Hamburg, vermählte sich später an einen Kaufmann, Namens Pitcairn, trennte sich aber wieder von ihm und nahm ihren frühern Namen wieder an. Im Jahre 1812 kam sie nach Paris zurück, wo sie bei einem ihrer alten Freunde, Auber, dem Vater des berühmten Komponisten, eine Aufnahme fand. Aber für sie hatte sich in der Hauptstadt Alles geändert. Frau von Genlis selbst benahm sich kalt gegen sie, und Lady Fitzgerald zog sich nach Montauban zurück, wo sie von ihrem jährlichen Einkommen, das sich auf zehntausend Franken belief, in Zurückgezogenheit lebte. Sie bezog stets ein Jahrgehalt von der Familie Orleans, die sie jedoch nicht sehen wollte. Zu Montauban zeiht man sie mancher lächerlichen Thorheit während ihres Aufenthaltes; sie ging als Schäferin gekleidet und gab so in ihrem fünfzigsten Jahre zu vielen bittern Bemerkungen Anlaß. Nach Paris seit der Thronbesteigung ihres Jugendgenossen zurückgekehrt, starb sie hier nach kurzer Krankheit.

•

„Marat," heißt es in einer Stelle des Buchs von Hunbert und Einem, „wohnte armselig. Drei erbärmliche Zimmer in der Straße der Arzneischule, auf den Hof hinaus mit drei schwerfälligen Schubfenstern und kleinen Scheiben bildeten seine Wohnung. Marat war arm; es wohnte Uneigennützigkeit in dieser bis zum Wahnsinne aufgeregten Seele, die sich in der Wichtigkeit berauschte, welche ihm sein Cynismus gab. Sein Glaube war die Guillotine, sie war der Altar seiner politischen Religion. Ein fanatischer Prediger seiner scheußlichen Freiheit, war er weit mehr der Mann des Schreckens als Robespierre, dem er durch seine wüthenden Ausfälle sehr zu schaffen machte. Marat war das lebendige Geheimniß des Jahres 93; er sagte laut und mit wildem Ungestüm, was Robespierre dachte: „Die Republik müsse alle ihre Feinde tödten, um nicht selbst getödtet zu werden. Es war schrecklich, entsetzlich, aber in ihrem grauenvollen System war es . . . . Krank, das Blut von heißer Fiebergluth siedend, mit einem eiternden Ausschlage bedeckt, denunzirte er damals in seinen Blättern, so daß man sagte: er schreibe sie manchmal mit dem giftigen Eiterausflusse seines Leibes . . . Das kleine Gemach, wo er Charlotte Corday empfing, war mit zwei Schritten zu durchmessen. Marat saß im Bade, den Kopf mit einem Taschentuche umwickelt, die eine Hand außer dem Wasser, indem er auf einem quer über die Badewanne gelegten Brette schrieb." In derselben Erzählung von Charlotte Corday's That wird auch einer Anekdote von dem Maler David erwähnt: „Als die Abgeordneten der Sektion im Trauergewande vor den Schranken des Konvents erschienen, um ihr Beileid über Marats Ermordung auszusprechen, rief ein Redner: „David, noch ein Gemälde!" — David erhob sich und sagte: „Ich werde es machen." Er ging, und auf der Kehrseite des Briefes, den man bei der Corday gefunden hatte, zeichnete er die Skizze von Marats Figur — eine schmutzige, unedle, magere, von den gehässigen Leidenschaften seines Lebens zusammengeschrumpfte Gestalt. Marat und David waren vertraute Freunde. David selbst malte das Bild Marats, während einer seiner Lieblingsschüler, Gérard, das des Lepelletier de Saint Fargeau vollendete. Als ihn Jemand in seinem Atelier besuchte und fragte, warum er Lepelletiers Gemälde der Hand seines Schülers anvertraue, erwiederte der Künstler mit finsterer Stirne: „Er war ein Aristokrat und wird immer gut genug; übrigens hat Gérard Talent; aber Marat!.... Sehen Sie, ich male ihn mit dem Herzen.""

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 346. 12 Dezember 1831.

O'Connell's Sendschreiben an das irelândische Volk die National-Union betreffend.

Liebe Landsleute! Hier erhaltet ihr einen Plan zu einer National-Union. Ich überlasse denselben eurer Berathung und eurem Urtheil.

Der Zweck dieser Union ist:

1) den König und seine Minister gegen eine kleine und eigennützige Faktion zu unterstützen, auf daß die große Maßregel der Parlamentsreform in Vollzug gesetzt werde.

2) Die möglichst praktische und nützliche Ausdehnung der Wahlfreiheit zu erlangen.

3) Alle Vaterlandsfreunde vom Aermsten bis zum Reichsten zur Verfolgung dieses Zieles zu vereinigen.

4) Unverzüglich alles Mögliche aufzubieten, um alle religiösen Zwistigkeiten und Anmaßungen in Ireland auf ewig in Vergessenheit zu begraben und an ihrer Statt gegenseitiges Wohlwollen und unbegrenzte christliche Liebe gegen Alle zu erwecken.

5) Frieden und Ordnung im Lande zu erhalten, und gegen jeden Gesetzesbruch oder gewaltsame Erschütterungen, welche die Feinde des Volkes zu erwecken suchen möchten, strenge zu wachen.

6) Für das Wohl und ein besseres Schicksal der arbeitenden Klassen aus allen Kräften zu arbeiten.

7) Ireland und alle Klassen seiner Bevölkerung, welcher Glaubensmeinung oder wessen Standes sie auch seyn mögen, vom Reichsten bis zum Aermsten, des Wohlergehends, des Schutzes, der politischen Wohlthaten und der väterlichen Sorge theilhaftig zu machen, die möglicher Weise durch eine vaterländische und lokale Gesetzgebung erreicht werden können.

Aus diesem Entwurfe gehen zwei Fragen hervor, die sich eurer Berathung unterstellen:

Erstens: Ist es nützlich oder gerathen eine politische Union zu bilden und ist Dieß so,

Zweitens: Ob der von mir vorgelegte Plan auch der beste ist?

Die zweite Frage schließt alle Arten von Abänderungen in den einzelnen Stücken ein. Niemand kann bereitwilliger seyn, als ich, wenn es darauf ankommt, bessern Rath zu hören, der darauf ausgeht, die Nützlichkeit eines Planes für die Wohlfahrt Irelands zu vermehren oder seine Ausführung zu erleichtern. Die Hauptfrage bleibt immer, ob solch eine politische Vereinigung vernünftiger Weise hoffen läßt, Ireland heilsam zu werden. Und in diesem Betracht muß ich gestehen, daß ich nicht im Mindesten zweifle, daß es rathsam ist, und nicht allein rathsam, sondern auch unabweisbar nothwendig, eine Vereinigung zu stiften, die Jedermann in sich aufnehmen kann ohne Rücksicht, was seine Stellung im Leben oder sein Glaube sey, wenn er nur von warmem Eifer beseelt ist, innere Uneinigkeit und Verwirrung zu verhüten, und politische Verbesserungen auf verfassungsmäßigem und gesetzlichem Wege zu erringen, ohne Aufruhr, Blutvergießen oder die Verletzung eines menschlichen und göttlichen Gesetzes.

Jedermann, der solche Gesinnungen hegt — Jedermann, der herzlich wünscht, unsern religiösen Zwistigkeiten ein Ende zu machen, Jedermann, der von dem Nachtheile der unpolitischen Trennung und Zwietracht Irelands überzeugt ist — jeder Freund der vernünftigen Freiheit — jeder Freund des Friedens, des Glückes und der Freiheit Irelands, soll in diesen Bund treten, um Faktionen zu unterdrücken, schändlichen Einfluß und Monopole zu zerstören, und konstitutionelle Rechte und vollkommenen gesetzlichen Schutz für Jedermann zu erstreben. Eine solche Vereinigung ist wesentlich nothwendig und der gegenwärtige Zeitabschnitt ist durchaus der geeignetste zu ihrer Begründung. Diese Behauptung stütze ich auf folgende Gründe:

Erstens: Das große, hauptsächlichste und riesenhafteste Uebel Irelands war seine religiöse Spaltung. Wir waren politisch und moralisch getheilt, nur um durch diese Theilung ja recht schwach zu werden, und die Feinde unsres Vaterlandes zu verstärken. Diese Theilung war nicht allein — wie unvermeidlich blieb — die Ursache der Schwäche der Nation, sondern auch die fruchtbare Mutter monströser Verbrechen, unchristlichen Hasses, grimmigen Streites, Blutvergießens und Mordes. Religiöse Erörterungen wurden bei uns, fürcht' ich, mehr angeregt durch Parteigeist, als durch christlichen Eifer oder das Verlangen, die Unwissenheit zu erleuchten, und Wahrheit zu verbreiten. Vielleicht geschah es mehr aus Begier, über eine feindliche Sekte zu triumphiren, als aus Eifer, den Glauben aufrecht zu halten, und die Macht und den heiligen Namen Gottes zu verherrlichen. Der Fluch religiöser Zwiespalt lag auf uns, er verzehrte die Kräfte unsres Vaterlandes wie giftiger Mehlthau oder verheerende Pestilenz. Ireland mit mehr natürlichen, physischen und geistigen Hülfsquellen als fünf Sechstheile der unabhängigen Nationen Europa's — Ireland, am besten gelegen,

um des Glückes aller Länder der westlichen Welt fähig und theilhaftig zu werden — mit allen diesen Vorzügen begabt ist Ireland eine erbärmliche Provinz — eine jammervolle Hütte der Absentisten und Fremden — sein Handel geht auf die Neige — seine Bevölkerung verdünnt sich — seine Industrie ist gelähmt — seine Manufakturen liegen darnieder — Armuth greift immer mehr um sich und Hoffnung verschwindet mehr und mehr am politischen Horizont! — Doch die Hoffnung soll nicht, darf nicht schwinden. Wir kennen die Ursache, die Quelle unserer politischen Uebel. Wir alle wissen, daß sie in unsrer religiösen Spaltung liegt. Was ist also die Pflicht eines jeden ehrlichen Irelånders? Diese Ursache wegzuräumen — sie in ewige Vergessenheit zu begraben. Allein die vereinzelt wirkenden Kräfte der Individuen können leicht unterliegen. Dem Kampfe des Einzelnen kann Widerstand geleistet werden. Laßt uns daher zusammentreten: laßt die braven Männer von jeder Sekte und Partei zu einer großen National-Union zusammentreten, die ihren Einfluß über ganz Ireland zu erstrecken und überall und bei allen Gelegenheiten ungeziemliche Zwietracht, Parteigeist und religiöse Anmaßnng zu unterdrücken, und an ihre Stelle durch Wort und Beispiel gegenseitiges Wohlwollen, Versöhnung und guten Willen zu setzen vermag. Dieß soll die erste Pflicht der National-Union seyn, wie es auch der Hauptgrund zu ihrer Errichtung ist.

Zweitens: Die Sache der Reform ist die Sache des Volkes. Der von den Ministern vorgelegte Entwurf wird dem Volke nicht Alles gewähren, was es bedarf und verlangt, allein er wird doch die Macht der Feinde des Volkes zerstören. Merkt es wohl: dieß ist der große und entschiedene Vortheil des ministeriellen Reformplanes, daß er jeden Feind des Volkes zum Krüppel macht — daß er der brutalen und selbstsüchtigen Aristokratie die Fänge beschneidet, und die Zähne ausbricht — daß er den Einfluß des Volkes in demselben Verhältniß vermehren wird, als er die Zwingherrschaft der Aristokratie entkräftet. Die Bill ist nicht Alles, was wir wünschen könnten; aber sie zerstört Viel von dem, was wir mit Recht hassen. Sie entreißt der Herrenhand die Geißel und den Tomahak, und gibt dem Niedern und Unterdrückten vermehrte Kraft und frische Waffen. Die Macht, Mitglieder des Unterhauses zu ernennen — das verwegene Verbrechen die Gewalt zu verkaufen, Gesetze zu machen und Steuern zu erheben — dieses Ungeheuer von Ungerechtigkeit, das nur in der Parlamentsgeschichte dieser Königreiche erhört ist — das entsetzliche Verbrechen, für Geld oder Stellen oder Gehalte die Autorität zu verkaufen, Gesetze über Leben und Tod zu machen und Steuern zu erheben, d. h. die Gewalt zu verkaufen, Leben und Eigenthum nach Willkür zu schonen, oder Raub und Mord zu begehen — denn so weit schweift diese Gewalt aus, wenn sie mißbraucht wird — das fast unbegreifliche Verbrechen, eine solche Gewalt zu verkaufen, wird durch die ministerielle Bill auf immer vernichtet. Ich hege die Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Jugend von Britannien zwei Thatsachen, die ihr die Geschichte erzählen wird, kaum glaublich finden wird — nämlich Erstens, daß es in Britannien so verworfene und freche Bösewichter gab, um einen solchen Handel mit dieser Gewalt zu treiben; und Zweitens, daß es Britten gab, die so zahm, unterwürfig und verstandesberaubt waren, um solche Verbrechen fortbestehen zu lassen. Wenn die jüngste Entscheidung des Hauses der Lords jener Jugend mitgetheilt wird, wie wird ihr Blut von Entrüstung sieden über die Schändlichkeit Derer, welche die Reform verwarfen, und über die Zahmheit Jener, die einer solchen Verwerfung sich beugten. Sie wird unsere knechtische und unterwürfige Gemüthsart eben so wenig, als die Gebote der Pflicht begreiflich finden, die uns ein so ungeheures Uebel ertragen heißen, um nicht durch gewaltsame Erschütterungen vielleicht noch furchtbarere und größere Uebel hervorzurufen.

Das größere Uebel zu vermeiden — die Uebel einer mißarteten Regierung auszurotten — durch friedliche Mittel die Abschaffung aller dieser Mißbräuche zu erlangen, ist der Zweck der ministeriellen Reformmaßregel. Diese Mißbräuche aber werden durch eine wohlorganisirte Macht aufrecht zu erhalten gesucht, die durch lange Erfahrung in alle Kunstgriffe der Unterdrückung und Entzweiung eingeweiht ist. Es kann daher nur durch eine große und kräftige Vereinigung aller treugesinnten Reformer der Macht der Verfälscher Widerstand geleistet werden. Nur durch solch eine Vereinigung können die Raubschlösser der Mißbräuche angegriffen und zerstört werden. In den politischen wie in den militärischen Schlachten muß man — um mit sicherem Erfolg zu wirken — in Massen auftreten und nicht seine Kraft in erbärmliche Einzelnheiten verstückeln.

(Schluß folgt.)

Spanien, wie es ist.

IV. Manufakturen und Handel.

In einem Lande, wo der Ackerbau so tief gesunken ist, wie in Spanien, müssen die Manufakturen, die weniger unmittelbar nothwendig sind, noch tiefer herabgekommen seyn, und Dieß ist auch in dem spanischen Antheil der Halbinsel gegenwärtig der Fall. Dieses Land, das im fünfzehnten Jahrhunderte das ganze übrige Europa mit seinen Tüchern, Seidenzeugen, Damast, Sammt, Handschuhen, Metall- und Messerschmidtwaaren, und einer Menge anderer werthvoller Erzeugnisse seiner Manufakturen versah, ist nun umgekehrt zu derselben Abhängigkeit herabgebracht, und muß von dem Auslande fast jeden Artikel, zu dessen Verfertigung Kapital, Geschicklichkeit, Kunstfleiß und Geschmack erheischt wird, einführen. Mit Ausnahme einiger weniger kostspieliger Etablissements, die der Krone angehören und durch die ihnen verliehenen strengen Privilegien und Monopole der Privatindustrie äußerst verderblich werden, hat Spanien buchstäblich genommen keine Manufakturen, wo Luxusartikel erzeugt werden, und einige wenige rohe Fabriken von Wolle, Baumwolle, Seide, Hanf, Flachs, Papier, Leder und Eisen, bilden Spaniens ganze Manufakturindustrie. Auch der Handel befindet sich in keinem blühenderen Zustande. Der auswärtige Handel des Landes, der sich einst über beide Hemisphären ausdehnte, beschränkt sich jetzt einerseits auf die gelegentliche Ankunft einiger Schiffe aus Cuba, Porto Ricco und den Philippinen — anderseits auf den Tauschhandel roher Lebensbedürfnisse, wie Wolle, Seide, Weine, Feigen, Oel, Rosinen, Mandeln, Salz und Barille, gegen Manufakturartikel des Auslandes. Was den innern Handel betrifft, von dessen freiem und ununterbrochenem Umschwung der wirkliche Reichthum und die Wohlfahrt einer Nation so sehr abhängen, so ist der-

selbe in keinem bessern Zustande und gibt kein Zeichen von Wiederbelebung oder Zunahme von sich. Die Ursachen seines völligen Stillstandes sind verschiedener Art, die Hauptursache aber scheint der elende Zustand der Verbindungswege zu seyn, wo anders solche existiren, so wie daraus hervorgehende Unsicherheit und Kostspieligkeit der Versendungen. Der Mangel an Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen Provinzen — die Verschlechterung und Unsicherheit der wenigen, die es gibt — der völlige Mangel an Kanälen, wenn man einen höchst erbärmlichen und nutzlosen zwischen Saragossa und Tudela ausnimmt — die Ungleichförmigkeit des Maßes, Gewichtes und der Handelsgesetze, welche letztere vornehmlich aus Haß gegen alle Art des Verkehres ausgedacht scheinen — die unverlässige und tyrannische Polizei eines furchtsamen und argwöhnischen Despotismus — die verderblichen Zölle, die nicht bloß nach dem Werth, sondern bei jedem neuen Umsatz erhoben werden, bis die Artikel in die Hände der Konsumenten kommen — die systematischen und gesetzlich angeordneten Bedrückungen und Quälereien der Polizei und Mauthbeamten, die im eigentlichen Sinne des Wortes das ganze Land durchschwärmen, und nicht von ihrem Gehalte, sondern von den Erpressungen leben, die sie ganz ungestraft ausüben können — endlich die unerhörte Ausdehnung, in welcher das Schmuggelhandwerk unter einem System von Gesetzen und Verordnungen getrieben wird, die eigens darauf berechnet scheinen, es zu ermuntern und hiedurch den ehrlichen Kaufmann und das Land zu Grunde zu richten — Dieß sind einige der Ursachen, die dem innern Handel schachmatt bieten, während die südamerikanischen Korsaren, sowohl von Habsucht als Nationalhaß getrieben, jede Küstengegend befehden, in jede Bucht eindringen, den Küstenhandel unterbrechen und die wenigen Schiffe, die sich hinauswagen, zwingen, sich unter fremde Flagge zu flüchten. (Laborde, Ein Jahr in Spanien.)

Mit einem Worte, der Handel jeder Art wird in Spanien, wo Stolz und Armuth, Unwissenheit und Vorurtheil, Faulheit und Elend Hand in Hand gehen, wo die verderblichen Einflüsse einer schlechten Regierung, einer ausgearteten Priesterschaft und eines sozialen Systems, das im Widerspruch mit jeder Vernunft und Erfahrung, die Gefühle sowohl als den Verstand, die Personen wie die Gewissen unterjocht hat, nur mit Geringschätzung betrachtet.

Die neuen französischen Pairs.

(Schluß.)

Der Generallieutenant Graf Flahaut (Orleanist), die wahre Blume der liberalen Aristokratie Frankreichs, und auch durch Bande der Verwandtschaft eng mit der englischen Aristokratie verknüpft. Flahaut befand sich unter dem glänzenden Stabe des Marschalls Berthier, der bekanntlich unter seine ihn zunächst umgebenden Offiziere nur die schönsten jungen Männer der Armee aufnahm. Er wurde wie seine übrigen Waffenbrüder dieses Stabes meist zu solchen diplomatischen Sendungen verwendet, die ihn mit Fürstinnen und den ausgezeichnetsten Frauen des Auslandes in Berührung brachten. Von seiner romantischen Tapferkeit gab Flahaut in den Kriegen des Konsulates wie des Kaiserreiches, namentlich bei Dresden, glänzende Proben. Seine ausgezeichneten Dienste erwarben ihm frühzeitig den Rang eines Divisionsgenerales. Als Adjutant Napoleons wurde er im Jahre 1815 mit einer geheimen Sendung an den Fürsten Talleyrand beauftragt, der sich damals auf dem Wiener Kongresse befand. Allein man ließ ihn seine Reise nicht weiter als bis Stuttgart fortsetzen, worauf er nach Paris zurückkehrte und das Kommando einer Division übernahm, das ihm die provisorische Regierung anvertraute. Pair der hundert Tage verdankte er der alten Freundschaft Talleyrands für seine Familie ein minder hartes Loos, als seine Kollegen nach der zweiten Rückkehr der Bourbone traf. Der Graf machte häufig Reisen in die Schweiz und nach England. Hier gelang es ihm nach langer Bewerbung die Hand der Tochter des Lord Keith zu erlangen, die man als die reichste Erbin der drei Königreiche nennt. Durch die Julirevolution wurde er einer der angesehensten Diplomaten der Quasilegitimität.

Der Graf Français (von Nantes, Orleanist), Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Raths der Fünfhundert, Staatskontroleur während des Konsulates, Generaldirektor der Staatsschuldentilgung unter dem Kaiser, Staatsrath in der Restauration und den hundert Tagen, Deputirter von 1819 — stets mit allen zeitlichen Gütern gesegnet, betritt er jetzt den gefährlichen Weg der neuen Würde, auf dem ihn leicht sein altes Glück im Stiche lassen könnte.

Der Graf Ferdinand Foy, ein junger Mann von siebzehn Jahren, der Sohn eines berühmten Vaters, das Einzige, was man bis jetzt von ihm zu sagen weiß.

Der Generallieutenant Graf Gazan (Orleanist), ein Pair der hundert Tage, einer der 1900 oder 2000 Generale, welche die Kriege der Republik und des Kaiserthums hervorbrachten. „Er hat einen taubstummen Sohn, bemerkt über ihn der Standard, der wenn die Erblichkeit der Pairie durchgesetzt würde, ein gewachsener Pair von Frankreich wäre.“

Der Graf Gilbert de Voisins, ein alter Deputirter und früher Herausgeber des Constitutionnel, Stiefvater der Tänzerin Taglioni. Man muß gestehen, daß der Stoff, aus dem man die Pairs von Frankreich macht, manchmal seltsam gewählt ist.

Der Herzog von Grammont-Caderousse, (Napoleonist), Emigrant und Kammerherr Napoleons, — das Einzige, was die Geschichte von ihm zu berichten weiß.

Der Viceadmiral Jakob (Orleanist), war lange Zeit Marinepräfekt von Toulon, und steht als Seemann und Geschäftsmann in hohem Rufe.

Der Generallieutenant Joseph Lagrange (Orleanist), obgleich schon vor der Revolution in Kriegsdiensten, war er doch nur langsam vorgerückt, erst Napoleon schien seine Talente zu bemerken, und zog ihn hervor. Nach der Rückkehr der Bourbone wurde ihm die Ehre zu Theil, die schwarze Kompagnie zu befehligen, hatte aber das Mißgeschick, von ihr bei dem Aufstande derselben am 20 März in dem königlichen Schlosse zu Bethune fortgejagt und geplündert zu werden. Nach der zweiten Restauration wurde der Oberbefehl über die schwarzen Musketiere einem weniger nachsichtigen General übergeben, und Lagrange durch das Kommando der zwanzigsten Militärdivision entschädigt.

Der Graf Alexander de Larochefaucauld, ein Pair der hundert Tage — ein Abkömmling des Verfassers der Maximen. Er schloß sich der kaiserlichen Regierung an, und wurde nach einander Präfekt der Seine und Marine, und französischer Gesandter bei den Höfen von Dresden, Wien und Haag. Seine Gemahlin war Ehrendame der Kaiserin Josephine und seine Tochter ist an den Prinzen Aldobrandini Borghese, den Schwager von Pauline Bonaparte, verheirathet.

Der Feldmarschall de Lascours, Deputirter des Gardedepartementes, war Mitglied des Rathes der Alten und des gesetzgebenden Körpers. Unter der Restauration verwaltete er die Präfekturen des Lot, der Vienne und des Gers. Er stimmte für die Adresse von 1830. Er besitzt den Orden des Cincinnatus, des h. Ludwigs und der Ehrenlegion, und man kann also sagen, daß er auf seiner Brust die Republik, die Monarchie und das Kaiserthum trägt. Seit der Julirevolution wurde er zum Feldmarschall ernannt, man weiß nicht aus welchem Grunde, wenn nicht etwa seiner Kämpfe mit dem berüchtigten Mordgesellen Graffan, genannt Quatre-Taillons wegen.

Der Präsident Lepoitevin, Präsident der Kammer des königlichen Gerichtshofes zu Paris, ein Mann von so weniger Berühmtheit als der vierte Theil der Akademiker. Man glaubt der Zweck seiner Ernennung sey gewesen, den königlichen Gerichtshof für die bestehende Ordnung der Dinge zu gewinnen.

Der Fürst von der Moskwa. Der Sohn des tapferen und unglücklichen Marschalls Ney und Lafitte's Schwiegersohn. Man glaubte Anfangs, dieser junge Fürst, der kaum noch dreißig Jahre zählt, werde es

ablehnen, sich im Luxemburg in die Reihe Derer zu setzen, die seinen Vater morden ließen. Dagegen hielten Andere dafür, er werde die angebotene Würde annehmen, um in der Pairskammer die Revision des Prozesses seines Vaters desto nachdrücklicher betreiben zu können. Uebrigens ist der Fürst von der Moskwa als einer der ersten Dandy von Paris bekannt.

Der Generallieutenant Pajol. Einer der ältesten und berühmtesten Soldaten der Revolution. Pajol machte seinen ersten Feldzug unter Custine. Im Jahre 1794 erwarb er sich als Adjutant des berühmten Kleber, bei der Belagerung von Mainz den Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit, so wie in vielen andern gefahrvollen Unternehmungen jener Zeit. Im siebenten Jahre der Republik (1796) zum Obrist vorgerückt, zeichnete er sich in den Tagen von Ulm, Leoben, Austerlitz, Friedland, Wagram, Moskau, Leipzig u. s. w. aus. Während er in einer dieser Schlachten an der Spitze seiner Division den Feind angriff, barst unter dem Bauch seines Pferdes eine Haubitze, die den General volle acht Klaftern hoch in die Luft schleuderte, wobei er seinen linken Arm und einige Rippen brach. Dieses außerordentliche Ereigniß gab dem Kaiser Anlaß zu bemerken: „wenn Pajol dißmal davon kömmt, so lebt er ewig.“ Und wirklich ist Pajol gegenwärtig noch der kräftigste und rüstigste Dragoner der ersten Division, wodurch Napoleons Prophezeihung zum Theil gerechtfertigt wäre. Bei Waterloo rieth dieser furchtlose Soldat am Tage nach der Schlacht, wo Alle Alles verloren gaben, mit den 36,000 Mann frischer Truppen unter Grouchy noch einmal anzugreifen, man folgte ihm nicht, und die Uebergabe von Paris hieß ihn in's Privatleben zurückkehren. Man bemerkte von Pajol, daß er sowohl als untergeordneter Offizier, wie als Oberbefehlshaber stets in der Avantgarde war, und zwar oft für todt auf dem Schlachtfeld liegen blieb, niemals aber in Gefangenschaft gerieth. Nach der Restauration erhielt er die Erlaubniß, mit halbem Sold seine Entlassung zu nehmen, und um für die rastlose Thätigkeit seines Geistes Beschäftigung zu finden, ließ er sich in einige Geschäftsspekulationen ein, die aber so unglücklich ausfielen, daß er sehr in Gefahr stand, nach dem traurigen Aufenthalt von Saint Pelagie wandern zu müssen; als glücklicherweise die Juliusrevolution dazwischen kam, und Pajol das Kommando über die erste Division erhielt, wobei denn auch seine Gläubiger ein wenig beugsamer wurden.

Der Graf Perreyaux (Orleanist), Sohn des berühmten Bankiers, der erst der Gönner, später der Associé Jakob Lafitte's wurde. Der Graf wurde 1815 Napoleons Kammerherr, und heirathete in demselben Jahre die Tochter des Marschalls Macdonald, des Herzogs von Tarent. Er ist der Schwager Marmonts, Herzogs von Ragusa, der mit einem Fräulein Perreyaux vermählt war, aber schon viele Jahre von ihr getrennt lebt. In den hundert Tagen wurde der Graf von Napoleon zum Pair ernannt, von den Bourbonen aber dieser Würde entsetzt und nun von dem Bürgerkönig wieder dazu erhoben — „als eine fette Suppenschnitte,“ wie der Standard hiezu bemerkt.

Der Generallieutenant Vicomte Roguiat (Justemilieu). Ingenieurkapitän im Jahre 1800, zeichnete er sich in dem nordischen Kriege aus, erhielt den Rang eines Bataillonschefs im Jahre 1816. Als Obrist hatte er die Werke gegen Saragossa geleitet. Er hat sich nie in einer Art kompromittirt, und ist ein Mann von ganz friedliebenden politischen Ansichten.

Der Generallieutenant Graf Roguet (ministeriell), einer der ehrwürdigsten Veteranen der großen Armee. Gleich Ney, Soult und vielen Andern diente er von der Pike auf, und nun ist seine Brust kaum breit genug, die Menge Orden zu fassen, mit denen sie geziert wurde. Ein hartherziger Mann der Disziplin wurde er von allen Regierungen zum Dienste gewählt. Wir können hier nicht den vierten Theil seiner Thaten und Dienste, oder auch nur die Orte aufzählen, wo er Beförderungen und Auszeichnungen erhielt. Im Jahre 1815 kommandirte er die Grenadiere der Kaisergarde bei Ligny und Waterloo, und blieb von dort an außer Dienst bis 1830, wo die Revolution ihm das Kommando einer Division zu Grenoble gab. Hier machte er sich bemerklich durch die Strenge, mit der er seine Offiziere aus den Lesezimmern und politischen Cirkeln trieb.

Der Generallieutenant Graf Philipp Segur (Orleanist). Soldat und Diplomat, machte er sich zu Anfang dieses Jahrhunderts unter den tapfersten Heeren durch seine wilde Tapferkeit berühmt. In dem Gefechte von Maziell griff er die russische Hinterhut von 4000 Mann mit 90 Dragonern an, was ihm mehrere Wunden und eine Gefangenschaft von einigen Monaten in Sibirien eintrug. In Spanien nahm er an der Spitze von 60 polnischen Jägern den Paß von Somo Sierra, obgleich er von 1400 Mann und 19 Kanonen vertheidigt wurde. Im Jahr 1815 wurde er mit der Vertheidigung des linken Seineufers beauftragt. Die Julinsrevolution erhob ihn zum Divisionsgeneral, und Perier jetzt zum Pair von Frankreich. Graf Segur ist auch als Verfasser der halbromantischen Geschichte der großen Armee und Napoleons im Jahre 1812 rühmlich bekannt. Diese Geschichte verwickelte ihn in einen Streit mit General Gourgaud, der mit einem Duell endigte.

Der Generallieutenant Graf Sulpice, ein Obrist der Kaisergarde, wurde bei Eylau verwundet. Divisionsgeneral im Jahre 1807, Ritter des h. Ludwig, lange außer Dienst gesetzt, wurde er jetzt zur Pairswürde nur wegen seines unbedingten Gehorsams und seiner negativen Eigenschaften erhoben.

Der Graf von Turenne. Man ist dem Moniteur Dank schuldig, daß er die Welt von der Existenz eines Turenne benachrichtigte. Selbst seines berühmten Namens ungeachtet wußte man bis jetzt nichts von ihm, als daß er der Günstling der Frau von Cayla, der Maitresse Ludwigs XVIII war.

Vermischte Nachrichten.

Der „Korsar“ bemerkt: „Wenn ein Abendblatt, z. B. die „Revolution,“ heute eine edle Antwort Napoleons II zum Besten gibt, so kann man mit Gewißheit darauf zählen, daß morgen die „Quotidienne“ eine witzige Bemerkung Heinrichs V auftischt, und einen Tag darnach der „Messager des Chambres“ drei unvergleichliche Repliken des Herzogs von Orleans. Es scheint, daß alle Drei wahre Wundermenschen sind.“

*

Die Redakteurs der patriotischen Journale von Paris, mit mehreren Mitgliedern der Deputirtenkammer, wie Lafayette, Manguin, Odilon-Barrot u. s. w., vereint, gaben den spanischen und polnischen Ausgewanderten, unter denen sich der General Mina, Lelewel, Mochnazki, Gurowski, Chodzko u. a. m. befanden, ein feierliches Gastmahl, bei dem Herr Armand Carel, Redakteur des National, den Vorsitz führte, der in zwei Reden die großherzigen Anstrengungen der Polen, ihr Unglück und ihre Hoffnung der Wiedergeburt der Versammlung schilderte. Lelewel und Gurowski dankten im Namen Polens der patriotischen Presse für ihre edelmüthige Sympathie. Ein Toast wurde auf Marast, den Redakteur der Tribune, den gegenwärtig am meisten verfolgten Journalisten, ausgebracht. Der General Lafayette brachte einen Toast aus: Auf die heilige Allianz der Völker; auf die Wiedergeburt Europa's; auf die Wiederherstellung Polens. Odilon-Barrot sagte nach einigen beredten Worten, die Herr Manguin ausgesprochen hatte: „Die Völker sterben weniger als die Könige! Polen ist todt! Es lebe Polen!“ Herr Cauchois-Lemaire, einer der Redakteurs des Constitutionnel, brachte den Toast aus: „Der Propaganda der europäischen Presse, d. h. der Propaganda der Vernunft!“ — Einen tiefen Eindruck machten auf die Versammlung die ernsten und schmerzumdüsterten Gestalten Lelewels, Mochnazki's, Gurowski's. Herr Viardot brachte im Namen des Generals Mina sein Glas: „Auf die Union aller Völker von Europa; auf Lelewel, auf Mina, und die Union des Nordens und Südens!“

*

Eine adelige Dame der Faubourg Saint-Germain, die unlängst mit Tod abging, hinterließ einen merkwürdigen Beweis von Anhänglichkeit an die gestürzte Monarchie. Seit Karls X Abreise nach Cherbourg verließ diese Dame ihr Haus nicht mehr, dessen Zimmer alle mit schwarzen Tapeten ausgeschlagen und mit Thränen und Lilien von Weißblech verziert waren. Sie und ihre Kammerfrau waren stets in Trauer gekleidet. Alle ihre Hausgeräthe waren schwarz angestrichen, und was so roher Natur war, diese Trauerfarbe nicht anzunehmen, mit schwarzem Flor überzogen. Erst bei der Versteigerung der Hinterlassenschaft der Verewigten sahen die Nachbarn, wie weit die Legitimistin ihren Schmerz getrieben hatte. Unter Andern fand sich ein Käfig mit einem schwarz angezogenen Papagai vor.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 347. 13 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.

(Fortsezung.)

Allein der Bürger von Paris ist auch Wähler; er war es schon vor dem lezten Wahlgesez — diese Bemerkung ist, beiläufig gesagt, aus seinem eigenen Munde. Wenn das Wahlkollegium seines Bezirkes zusammengerufen wird, strekt es ihn um eine gute Elle. In seinem Blik bemerkt man Stolz, aber auch Mißtrauen. Alles was sich ihm auf drei Schritte nähert, scheint ihm auf seine Stimme Jagd zu machen. Aber er hat einen stählernen Wall um sein Gewissen gezogen, an dem sich alle Empfehlungen der Freundschaft, alle Verlockungen der Ränkemacher brechen. Mit Aufmerksamkeit liest er das Glaubensbekenntniß der Kandidaten, notirt sich ihre Ansichten und Verheißungen, um sie mit einander zu vergleichen und seine Wahl treffen zu können. Dann legt er diese sauber überschriebenen und numerirten Bemerkungen in seine Brieftasche. Wenn der Wahltag herankommt, schließt er sich in sein Kabinet ein, dießmal aber ohne seine Frau. Nun zieht er mit großer Andacht alle diese Papiere eins nach dem andern hervor und sagt: „Nro. 1. Herr Peter, Unabhängigkeit der Stellung, ehrenhaft erworbenes Vermögen, glühender Eifer für die öffentlichen Freiheiten, Liebe zur Ordnung, macht sich verbindlich, kein besoldetes Staatsamt anzunehmen." — „Nro. 2. Herr Paul. Ehrenhaft erworbenes Vermögen, unabhängige Stellung, macht sich verbindlich, kein besoldetes Staatsamt anzunehmen, Liebe zur Ordnung, glühender Eifer für die öffentlichen Freiheiten" — und so fort, bis er zu Nro. 13 kommt, welches das lezte ist — Alle lautend Eins wie das Andere, nur daß die Worte anders gestellt sind. Nun begibt er sich zur vorbereitenden Zusammenkunft und kommt noch weit mehr unschlüssig geworden nach Hause. Denn in alle diese politischen Tugenden, in deren Vollglanze ihm Jeder erschienen war, sind ihm hier schrekliche Löcher geschossen worden. Endlich ist der Tag erschienen, und zufrieden kehrt er nach Hause zurük; er ist bis ans Ende seiner Ueberzeugung treu geblieben, er hat nach Gewissen gestimmt — und eine verlorne Stimme in die Wahlurne gelegt.

Allein der Altbürger von Paris ist auch Beisizer des Geschwornengerichtes, ebenfalls ein Akt seiner politischen Religion. Er bereitet sich darauf vor, indem er vierzehn Tage lang die „Gazette des Tribunaux" liest. Und nun endlich sizt er auf seiner Bank, die Angeklagten vor sich. Am ersten Tag ist er voll Mißtrauen gegen den Staatsanwalt und Gerichtspräsidenten, auf beide Ellenbogen vorgelegt sizt er da, um nicht ein Wort von dem Advokaten zu verlieren; er fühlt bereits eine tiefe Rührung für Diebe, schon spricht er in der ersten Anwandlung alle diese Unglüklichen frei, die durch die Noth zum Verbrechen getrieben worden. Am nächsten Tage ist er schon etwas minder zartfühlend, weniger leicht zu rühren. Endlich am lezten Tage ist er Richter geworden, Richter strenger als Diejenigen, die davon ein Handwerk machen, und deren Herz gegen Verbrechen und Strafe gleich stumpf geworden ist. Nach Hause gekommen kauft er sich eine Sicherheitsschraube und schikt seine Magd aus dem Dienst. Gerade umgekehrt ergeht es ihm aber mit den politischen Vergehen. Da sieht er Anfangs den ganzen Staat durch einen hizköpfigen Schriftsteller, durch die Verwegenheit eines Grabstichels um und umgestürzt. Nach und nach gewöhnt er sich daran, zulezt macht es ihm Spaß und am Ende der Sizung trägt er unter dem Arm die vor Gericht gezogene Karrikatur mit nach Hause und hängt sie in seinem Speisezimmer gleich neben den Schlachtenbildern auf.

(Schluß folgt.)

O'Connell's Sendschreiben an das ireländische Volk.

(Schluß.)

Drittens: Die nächste Ursache, die mich veranlaßt, eine National-Union von Ireland vorzuschlagen, besteht darin, daß bereits eine National-Union in England, eine andere in Schottland besteht, und daß diese beiden von einigen der treuesten Freunde der Freiheit in beiden Ländern gegründet und aufrecht erhalten werden. Es steht uns das Vorbild guter Männer vor Augen, um uns zu leiten und zu ermuthigen. In Ireland ist überdieß das Bedürfniß einer National-Union noch weit dringender. England hat eine einheimische Legislatur und die öffentliche Meinung wirkt geradezu und unmittelbar auf die Mitglieder des gesezgebenden Körpers. Gegenwärtig befinden sie sich in einer Stellung, in der ihre Schritte von der öffentlichen Meinung geleitet, wenn nicht gar vorgeschrie-

den werden. Schottland ist im Mitgenuß gleicher Vortheile. Für Ireland aber konnte die Stimme der Oeffentlichkeit, durch innere Trennung geschwächt, wenig mehr thun, als unsere Klagen flüsternd aussprechen. Die Legislatur ist zu weit von uns entfernt. Der irländischen Mitglieder sind zu wenige. Die Regierung selbst ist über den wahren Zustand Irelands nicht genug unterrichtet, und unglücklicher Weise ist der einzige thätige und vermögende Geschäftsmann im irländischen Departement — Herr Stanley — der zur Förderung unserer Angelegenheiten am wenigsten taugliche Mann von der Welt. Alle seine Ansichten, alle seine Vorurtheile, sein ganzer Gedankenvorrath ist gegen Ireland. Er ist von Geburt aus ein Tory von erstem Wasser, ein hoher Kirchenprälat, der an das göttliche Recht der Zehenten, Abgaben und erzwungenen Beisteuern glaubt. In seinen Augen ist ein Zehentpächter ein höchst achtbarer Mann, und von einem verhungernden irländischen Bauern, der Miene machte, sich der Wegnahme seines zehnten Kartoffels zu widersetzen, und von einem Geistlichen deßhalb eingesperrt wurde, hat er nie Etwas gehört oder gesehen — und wenn er eine Ewigkeit lang davon gehört hätte, so würde er erst noch nicht daran glauben. Was kümmert sich Herr Stanley um das Geschrei der hungrigen Familie dieses armen Mannes! Seiner Ansicht nach ist ein Bauer der Mann, der dazu geschaffen ist, das erste Mal eingesperrt und das nächste Mal in dieser Welt transportiert und in der andern auf ewig verdammt zu werden. Laßt mich nur eine Thatsache, eine einzige Thatsache anführen. Lord John Russel ist mit der Einbringung der englischen Reformbill beauftragt. Ein Schottländer, der berühmte Herr Jeffrey, mit der Einbringung der schottischen Reformbill; keinem von beiden Ländern wurde die Unbild angethan, ein so wichtiges Geschäft einem Fremden anvertrauen zu müssen. Aber Stanley, ein Engländer, erhielt den Auftrag, die irländische Bill einzubringen und zu unterstützen, und nun merke man wie die Sache natürlicher Weise ging: Die englische Reformbill erweiterte die Gerechtsame bedeutend, und vermehrete die Zahl der Wähler ungeheuer; die irländische Reformbill hingegen verminderte, ja verminderte die Zahl der Wähler und entkräftete die Gerechtsame. Doch nicht genug — die irländische Reformbill wurde das erste Mal so gut wie die englische und schottische Bill im letzten Parlamente vor seiner Auflösung eingebracht; als das neue Parlament zusammentrat, wurde die englische Bill, wie Jedermann wohl weiß, zum zweiten Male eingebracht, in vielen Stücken sehr verbessert, und in Einzelnheiten noch weit volksthümlicher. Ein Gleiches war mit der schottischen Bill der Fall. Nun komme ich auf die irländische. Wie sah es mit ihr aus? Hier bemerkt den Unterschied! Die irländische Bill wurde zum zweiten Male eingebracht, in den einzelnen Stücken weit verschlechtert und die Gerechtsame noch mehr beschränkt!!! Die irländische war schon von Vornherein schlechter als die englische und schottische. Bei dem zweiten Male wurde sie noch unendlich unwirksamer gemacht, als die englische und schottische, und überdieß noch schlechter — unter allen Vergleich schlechter, als die erste irländische Bill. Nachdem Herr Stanley so gehandelt hat, kann man mich tadeln, wenn ich ihm alle Fähigkeit abspreche, Ireland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

Lebt irgend ein ehrlicher Reformfreund in Ireland, der nicht die Nothwendigkeit einer National-Union einsähe, wäre es auch nur darum, um die volle Wohlthat der Reformbill für Ireland zu erringen? Ohne die Kraft, die aus einer solchen National-Einigung entspringt, können wir nicht einmal darauf rechnen, daß die das dritte Mal eingebrachte Bill so gut seyn wird als die zweite. Diese zweite war schlechter als die erste. Wie nun; könnte die dritte nicht noch schlechter seyn, als die zweite? Wer steht mir gut dafür, daß nicht Herr Stanley gerade jetzt darüber her ist, die irländische Bill noch mehr zu beschneiden? Ich weiß es zwar nicht gewiß, aber so viel weiß ich, daß wenn wir eine National-Union bilden können, wir ganz Ireland auferwecken werden, um alles Ernstes darauf zu bringen, daß Stanley's Schmälerungen verworfen werden und daß Ireland eine so vollständige Reform wie Schottland und England haben wird und muß — ich sage, haben wird und muß; denn gebt mir nur eine National-Union, und es wird und muß eine so vollständige Reform wie England und Schottland haben. Mehr verlangen wir nicht. Es ist gerecht und billig, daß wir eben so viel erhalten, und weniger wollen wir nicht nehmen. Jeder Reformer, der Ireland eben so großen Anspruch auf Gerechtigkeit zuerkennt als Schottland und England, wird daher der National-Union beitreten.

Schottland mit einer Bevölkerung von nur zwei Millionen Seelen hat eine Vermehrung von neun neuen Parlamentsmitgliedern erhalten. Ireland mit einer Bevölkerung von acht Millionen, erhält nach Herrn Stanley's Rathschluß nur fünf neue Mitglieder. In der That, ich sollte sagen nur vier, denn das Kollegium von Dublin — ein einziges Kollegium!!! — das höchstens, selbst nach dem neuen Wahlsysteme, nicht mehr als zweihundert Wähler zählt, hat — man denke sich — den fünften zu wählen, d. h. das Dubliner Kollegium von zweihundert Wählern wird zwei Mitglieder stellen. Ich glaube nichts halb so Verkehrtes und Beleidigendes wurde je in dem Gange der Angelegenheiten eines Landes erträumt, als in denen von Ireland. Das Wahre an der Sache ist, daß es der Moral, den Fortschritten friedlicher Gelehrsamkeit und der Ausrottung der politischen Verworfenheit des Kollegiums am zuträglichsten gewesen wäre, wenn es gar kein Mitglied zu wählen gehabt hätte. Aber ihm auch noch ein zweites zu geben!! Ich getraue mir zu behaupten, daß kein zweites Gehirn auf Gottes weiter Erde, das des Herrn Stanley ausgenommen, auf den Gedanken gefallen seyn dürfte, das fünfte Mitglied dem Kollegium zu geben — so daß also ganz Ireland nur vier, und das Dreieinigkeitskollegium eins wäre!

Doch gebt mir nur eine kräftige National-Union, und ich stehe dafür, daß dieser abgeschmackte und das Volk von Ireland verhöhnende Vorschlag nicht durchgehen soll. Die National-Union wird jede Gegend, jede Stadt, jeden Marktflecken, jedes Kirchspiel Irelands in Bewegung setzen, um zu verhindern, daß die irländische Reformbill auf eine so häßliche Art verstümmelt werde, um darauf zu bringen, daß sie wirksam und vollständig werde. Schottland hat 45 Parlamentsmitglieder — noch ein Fünftel kam hinzu — also 54. Ireland hat 100 Mitglieder, nur ein Zwanzigtheil kam hinzu, also nur 105. Herr Stanley schlägt die Irländer, scheint es, nur auf ein Viertel des Werthes der Schottländer an. Ach, daß wir Niemand haben, der uns eben so hoch hält als die Schotten; dann hätten wir 120 Mitglieder statt 105. Nun schäbe

ich aber die Schotten ganz so hoch als nur irgend ein Volk unter der Sonne. Das irländische Volk ist völlig zufrieden und verlangt es sogar sehr, daß Schottland seine neun neuen Mitglieder erhalte; wir standen ihm darin bei und sind bereit, die Schottländer auch ferner darin zu unterstützen. Aber ich sage Herrn Stanley, daß wir auf gleiche Gerechtigkeit gegen Irland bestehen, und wir verlangen daher für Irland als seinen rechtmäßigen Antheil 120 Mitglieder.

Viertens: Das nächste Bedürfniß, eine National-Union zu bilden, liegt in der Nothwendigkeit, eine öffentliche Körperschaft zu haben, die hinreichend stark genug ist, den antiirländischen Geist in dem Finanzsysteme von England zu überwältigen. Der Handel mit gebrannten Wassern in Irland wird ungerechter Weise gedrückt. Die Seifenmanufakturen in Irland werden ungerechter Weise beeinträchtigt. Die Papierfabriken in Irland sind ihrem Untergange nahe. Im Jahre 1821 wurde von einem englischen Steuerbeamten in Dublin bei dem Finanzministerium in London ein Bericht niedergelegt, worin der Vorschlag gemacht wurde, alle besteuerbaren Manufakturen in Irland zu entmuthigen, und dafür die englischen zu ermuntern, wofür er als Grund angab, daß die Steuereinnahme in England leichter und wohlfeiler sey. Dieser Antrag war so schändlich, daß er zurückgewiesen werden mußte. Er wurde zurückgewiesen, aber nur mit Worten, und ich berufe mich auf jeden besteuerten Manufakturisten in Irland, ob nicht der Plan wirklich und auf höchst unterdrückende Art ausgeführt wurde. Der irländische Papierhandel, ich wiederhole es, ist auf dem Wege, vernichtet zu werden. Hätte die letzte Verwaltung nicht die Besteuerung des Leders aufgehoben, so glaube ich nicht, daß gegenwärtig noch ein Dutzend Gerber in Irland wären. Die Seifenmanufakturen leiden unter dem ungerechten Systeme der Verzollung in England. Die Branntweinbrenner in Irland leiden unter einem ähnlichen Systeme in Schottland. Bereits bilden sie eine reiche und einflußreiche Korporation; aber die National-Union würde über jedes Gewerbe und jede Manufaktur in Irland einen Schild erheben — sie würde die Thatsachen, auf die sich die einzelnen Klagen in jedem Zweige des irländischen Handels beziehen, sammeln und auf einen Punkt hinleiten, und mit einem Nachdruck und einer Wirksamkeit die Abhülfe derselben vom Parlamente verlangen, wie einzelne Klagen nie im Stande sind. Wir brauchen daher eine National-Union, um Irlands Handel und Manufakturen zu beschützen und zu ermuntern.

Es sind noch viele, sehr viele Gründe, die für Irland eine National-Union nöthig machen; viele derselben werden jedem denkenden Manne klar seyn, weßhalb ich hier nicht auf dieselben einzeln eingehen will.

Unglücklicher Weise kann die National-Union in Irland nicht durch einen gewählten Ausschuß handeln, wie die Unionen in England. Wir dürfen keinen solchen Ausschuß bilden, weil es uns durch ein von dem ewig verhaßten Earl Clare durchgesetztes Statut verboten ist. Wir müssen deßhalb als eine, durch uns selbst bestehende Korporation handeln. Es besteht bereits in Dublin eine sehr verdienstliche Korporation: „Die politische Union der Gewerbe.“ Ich hegte die Hoffnung, daß sie sich in eine National-Union umgestalten lassen könnte; allein ich fand Dieß unmöglich, ohne allzu nahe an den Stab des Gesetzes zu greifen, und sich dadurch einer etwas gefährlichen Anklage bloßzustellen. Aber beide können und müssen meiner Meinung nach neben einander bestehen, und die National-Union sollte in ihre Reihen eine solche Anzahl von Mitgliedern der Gewerbe-Union aufnehmen, als nothwendig ist, um die National-Union zu einer Vereinigung aller Klassen der Bevölkerung zu erheben. Wir können aus Rücksicht auf die Gesetze nicht mehr als so viel thun. In der That aber wollen wir die National-Union so umfassend als möglich machen, und ihre Betriebe nicht bloß auf Dublin oder die Gewerbe in Dublin beschränkt seyn lassen, sondern auf die Gewerbe, Manufakturen und ackerbautreibenden Klassen und alle andern Stände in Irland ausdehnen.

Ich habe diesen Entwurf zu einer National-Union nur flüchtig skizzirt, und habe jetzt nicht Zeit auf die einzelnen Stücke einzugehen. Uebrigens bin ich bereit, meine eigenen Ansichten aufzugeben, wenn man mir ein anderes System zeigt, das für Irlands Wohlfahrt ersprießlich ist. Ich hoffe, eine gleiche Gesinnung wird auch meine übrigen Landsleute beseelen, und die Irländer werden endlich einverstanden seyn, alle Eifersucht und schlechte Leidenschaft auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. *)

*) Die erste Unions-Versammlung ist seit der Bekanntmachung dieses Schreibens bereits in Dublin gehalten worden. O'Connell trat dabei ebenfalls als Redner auf, und auf seinen Vorschlag wurde ein Komite ernannt, um die Statuten der Gesellschaft zu entwerfen.

Das gelbe Fieber auf den Antillen.

Bei der Ankunft eines Schiffes auf den Antillen, ist die erste Frage der Offiziere und Schiffsmannschaft an die beiliegenden Piroguen: „Herrscht die Krankheit am Lande?“ Ist die Antwort der Creolen, wie nur zu häufig, bejahend, so verschwindet der Seeleute ganze bisherige Fröhlichkeit. Nur wenige vernehmen, auf Martinique oder Guadeloupe landend, ohne Entsetzen, daß in diesen so gefürchteten Gegenden das gelbe Fieber seinen gräßlichen Sitz aufgeschlagen habe.

Uebrigens gibt sich diese schauderhafte Krankheit vermittelst der durch sie am Lande verbreiteten allgemeinen Unruhe den Ankömmlingen sehr leicht kund, die auf der Rhede liegenden Schiffe scheinen ganz unbemannt. Eines hat seinen Kapitän oder seine Offiziere; — das andere die Hälfte seiner Schiffsmannschaft verloren; nur einige Konvalescenten irren unter den, um sie gegen die Sonnengluth zu schirmen, aufgeschlagenen Zelten, gleich Gespenstern, umher. Alle Hospitäler am Lande sind überfüllt; jedes Haus ist zum Lazarethe geworden. Tag und Nacht sind die Aerzte beschäftigt; ein mit Goldesklang erkaufter ärztlicher Besuch gilt dem Kranken oder Sterbenden als wahre Gunstbezeugung.

Wagt der an diesem verpesteten Gestade kürzlich gelandete Europäer, mitten im allgemeinen Entsetzen, die Frage: Was die von Negern im dumpfen Schweigen durch die Straßen einhergetragenen Hängmatten enthalten? so wird ihm ein ächzendes: „Es sind Todte!“ zur Antwort. Unter den Leichen, deren Namen man ihm nennt, befinden sich Freunde, die er gestern Abend erst verlassen; mit denen er vor nicht zwölf Stunden noch gejubelt und gezecht. Nachdem er seine so schnell hingerafften Landsleute beweint, zittert er für sich selbst, und diese Furcht gerade, die er zu bekämpfen strebt, wird zum Keim eines Todes, dessen gräßliche Idee er von sich abzuwehren sucht. Zuweilen indeß gelingt's noch jugendlichen Europäern, durch Geisteskraft vor todtbringender Furcht sich zu bewahren. Wenige aber nur wissen dem Schauspiele einer Verwüstung, an die Alles ringsumher mahnt, und die jeden Augenblick sie selbst bedroht, mit unerschütterlichem Muthe Trotz zu bieten.

Wie oft sah man nicht Militärs, die zwanzig Jahre hindurch, auf glorreichen Schlachtfeldern dem Tode kühn in's Auge geschaut, beim Anblicke eines, von ihrer Seite hinweggerissenen Kameraden, ihre ganze

Entschlossenheit verlieren! In Europa, in Kraft und Leben blühend, von heitern Gegenständen und unerschöpflichen Genüssen umgeben, wähnt man, an jenen unheilvollen Gestaden einem Uebel, das am Ende ja doch nichts Schlimmeres als den Tod nur bieten kann, noch trotzen zu können; beim Anblicke aller jener ruhmlos, ohne Trost, unter den furchtbarsten Konvulsionen Verscheidenden aber fühlt der Entschlossenste selbst, mit seinen ihm tröstenden Illusionen seine ganze Philosophie schwinden. Ein brennendes Klima erdrückt ihn; in jener Luft, die er gleich einem subtilen Gifte einathmet, verdunsten seine Kräfte. Der Schlaf, den er in diesen gluthschwangeren Nächten vergebens anfleht, flieht ihn, um ihn seinem schauerlichen Hinbrüten ganz anheimzugeben. Jene Nahrung, nach der er sich sehnt, würde ihn tödten; nur mit Gefahr vermag er den ihn verzehrenden Durst zu löschen. Sinnliche Freuden, die er zur Zerstreuung aufsuchen möchte, würden sein bereits decomponirtes Blut entflammen. Selbst einem Schattenbilde gleichend, muß er dem Hinscheiden seiner Freunde beiwohnen, und schleicht er, in die finsterste Melancholie versunken, unter den, vom erstickendem Gluthwinde, den die ewige Blumenfülle dieses unversiegbaren Bodens vergebens würzt, leise bewegten Baumgruppen einher, so saugen auch dort vielleicht seine Lungen den Giftstoff ein.

Die kleinste Unpäßlichkeit nimmt auf den Antillen die Symptome des gelben Fiebers an; wie sinnreich peinigten beim leichtesten Kopfschmerzen, mit Schreckbildern sich die Europäer! Nichts vermag ihre Unruhe, die selbst ein endemisches Uebel scheint, zu lindern. Begegnet man ihnen, so suchen sie in den Augen des ihnen Aufstoßenden den Eindruck ihres Aussehens, das sie entstellt glauben, zu lesen; scheint man sie verlegen, oder selbst nur zerstreut, zu fixiren, so wähnen sie ihr Todesurtheil in unsern Mienen zu lesen.

Selbst mitten unter den gräßlichsten Leiden bleiben die Fieberkranken fast immer bei voller Vernunft. Ewig erinnere ich mich jener bleichen Gesichter, jener kohlenschwarzen Lippen, der gelben Augen von seltsam ergreifendem Ausdrucke, die selbst noch im Begriffe, auf immer sich zu schließen, jede Bewegung des Arztes an ihrem Schmerzenslager belauschen. Und wie oft folgen nicht Arzt und Krankenwärter dem Unglücklichen, den sie behandelt und gepflegt, am Morgen schon in's Grab!

Keine philosophische Stärke vermag den Schrecken des Todes, wenn er in seiner fürchterlichsten Gestalt erscheint, die Spitze zu bieten; das gelbe Fieber aber ist ungezweifelt die gräßlichste Prüfung, der man einen vollendeten Stoicism unterwerfen könnte. Sonst oft sieht man unter den peinlichsten Qualen Kranke mit Ruhe, und die sie entseelende Krankheit noch bemeisternd, verscheiden; nie aber sah man einen, vom gelben Fieber Befallenen, ohne seinen verzweifelten Seelenzustand, und den Schmerz seines Hinscheidens so fern vom Vaterlande anzudeuten, mit vollem Bewußtseyn sterben.

Die, vor jener schrecklichen Epidemie allein gesicherten Creolen sollte man aus Egoism den Leiden der ihr Erliegenden theilnahmlos glauben; sie bewähren sich im Gegentheile gefühlvoller als die Europäer unter sich, und bieten zu deren Pflege und Rettung alles nur Ersinnliche auf. Nichts ungastlicher als das Klima der Antillen; nichts gastlicher und wohlwollender dagegen als ihre Bewohner, es ist, als ob die Natur, um nicht ganz grausam zu erscheinen, und die Menschen, als der ungerechtesten Stiefmutter sich fluchen zu sehn, für diese Vergütung gesorgt hätte!

Der Prozeß des Marschalls Ney.

Herr Dupin hat in der „Gazette des Tribunaux" ein Schreiben einrücken lassen, worin er das Recht und die Nothwendigkeit einer Revision des gegen den Marschall Ney verhängten Prozesses mit all der lichtvollen und gründlichen Darstellungsgabe, die diesem ausgezeichneten Rechtsgelehrten eigen ist, mit schlagenden Gründen darthut. Merkwürdig ist die originelle Gewandtheit, mit welcher der behende Anwalt den Streitpunkt auf ein ganz neues Feld zu spielen und die Revision zu einer Nationalsache zu machen weiß, indem er die Verurtheilung seines Klienten als eine von den Alliirten Frankreich aufgedrungene Maßregel darstelle. Nachdem er die zahlreichen Verstöße gegen die haarklaren Bestimmungen des peinlichen Strafgesetzbuches von Frankreich und gegen die gesetzlosen Formalitäten erörtert hat, sagt Dupin in diesem Schreiben: „Was könnte die Minister bestimmen, diese Revision zu verweigern? Das Recht? Es ist so eben bewiesen worden, daß es auf ihrer Seite ist. Politische Rücksichten? Die Furcht einige Pairs zu verletzen? Es sind nur noch vierzig von den hundert ein und sechzig übrig, die zu Gerichte saßen, und von diesen Vierzigen selbst haben mehrere das Glück gehabt, nicht für den Tod zu stimmen, *) und man kann ihre Ansichten unberührt lassen, während man nur ihre Werke ansieht. Diese wenigen Richter, die jedenfalls der Revision nicht werden beiwohnen wollen und sollen, und die somit auch nicht den Schmerz zu erfahren brauchen, eine Vertheidigung im Jahre 1831 anhören zu müssen, die sie im Jahre 1815 nicht hören wollten — können diese Richter der unermeßlichen Anzahl von Bürgern die Wage halten, die alle gemeinschaftliche Sache mit der Familie des Marschalls Ney machen, und mit lauter und einhelliger Stimme ihren Wunsch für die Kassation seiner Verurtheilung aussprechen?... Politische Rücksichten? Diese sprechen alle zu Gunsten der Revision und Annullirung des Urtheils. Dieses Werk der Ungerechtigkeit und Reaktion annulliren, heißt den Fremden den Prozeß machen. Ja, den Fremden! Denn ihre Gegenwart befleckte unsern Boden! In ihrem Namen wurde die Anklage gestellt, und in ihrem Namen forderte man die Verurtheilung. **) Unter ihrem Einflusse wurde das Urtheil gefällt. Sie wollten eine unsrer militärischen Berühmtheiten zum Opfer. Man opferte ihnen Ney, und das Opfer war gut gewählt; denn es war nicht eine europäische Macht, die an ihm nicht eine Niederlage ihrer Heere und Generale zu rächen hatte. Wellington vor Allen, dessen ganze Armee Ney auf seinem Rückzuge aus Portugal mit vier Regimentern aufgehalten hatte! Wellington, weit entfernt, die Großmuth Gonzaga's gegen Lautrec auszuüben — er, ein Engländer, der selbst in Frankreich Nachsicht für seine Siege hätte finden können, wenn er ein billiger und großmüthiger Sieger gewesen wäre — er, der statt seinen Ruhm darein zu setzen, einen seiner Waffenrivalen zu schützen und den Vertrag aufrecht zu halten, dem er seinen Einzug in Paris verdankte ... er wollte diesen lieber in Bezug auf Personen brechen lassen, um sich einen Vorwand offen zu halten, als er ihn später auch gegen die öffentlichen Denkmäler brach. Von diesem Hauptgesichtspunkte aus betrachtet, muß man auf die Revision dringen; dadurch wird diese zu einer Nationalsache; dadurch unterscheidet sich wesentlich diese Sache von andern ähnlichen, und deßhalb ist es von Wichtigkeit, sie nicht aufzugeben. Es handelt sich nicht darum, von Neuem Thatsachen zu untersuchen und neue gerichtliche Erhebungen zu machen oder etwa noch einmal das Zeugniß des Herrn von Bourmont einzuholen . . . Es genügt zu sagen: „Ein Vertrag, der von hunderttausend Franzosen mit den Waffen in der Hand geschlossen wurde, und die das Schwert in die Scheide zu stecken nur unter der Bedingung einwilligten, daß in ihrem Vaterlande weder blutige Reaktionen gegen Personen, noch Plünderungen des öffentlichen und Privateigenthums statt finden sollten, ist schmachvoll gebrochen worden! Man verweigerte einem Angeklagten, sich auf diesen Vertrag zu berufen; Dieses Rechtsmittel war entscheidend; aber die Vertheidigung war nicht frei und der Angeklagte hat feierlich protestirt. ***) Das Urtheil muß also annullirt werden! Dann wollen wir ins Pantheon gehen, um den Göttern zu danken."

Chinesische Zeitung.

In Canton erscheint gegenwärtig eine Zeitung in chinesischer Sprache, die nur von europäischen Angelegenheiten handelt. Die erste davon erschienene Numer enthält die Nachricht von der Einnahme Algiers, eine kurze Abhandlung über politische Oekonomie, die letzten Revolutionen in Frankreich und Belgien.

*) „Stimmen Sie nicht für den Tod; Sie würden besser thun dabei zu schlafen," sagte der General Coland damals zu Herrn von Fontanes.

**) Das von Herrn von Richelieu in dieser Sache an die Pairskamer gerichtete Requisitorium enthielt Ausdrücke, die einen an bissigen Bemerkungen fruchtbaren Staatsmann damals zu den Worten veranlaßten: „Haben Sie den Ukas des Herrn von Richelieu gelesen?"

***) Die Verwahrung Ney's vom 6 December 1815 lautete: „Je suis accusé contre la foi des traités, et on ne veut pas que je les invoque! . . . J'en appelle à l'Europe et à la postérité.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 348. 14 Dezember 1831.

Spanien, wie es ist.

V. Zustand der Wissenschaften und allgemeinen Kenntnisse.

Es wäre eine unerklärliche Anomalie, wenn in einem Staate, wo Ackerbau, Handel und nützliche Künste so tief gesunken sind, wie in Spanien, Wissenschaft und Literatur nicht gleichfalls in Verfall gerathen wären. Doch Spanien ist in sich selbst konsequent; im ganzen politischen, sozialen und intellektuellen Systeme Spaniens herrscht vollkommene Harmonie, oder vielmehr Einförmigkeit; Alles ist in Erstarrung versunken, es ist eine Art todtes Meer, in welchem Alles, was darin lebt, nur dadurch sein trauriges Daseyn fristet, daß sich seine Natur an das Element der allgemeinen Fäulniß gewöhnt hat. Die Intelligenz einer Nation, die beste Stütze einer guten Regierung, kann nicht lange neben einer schlechten bestehen, die alle geistigen Fortschritte als ihre gefährlichsten Feinde betrachtet, und aus Allem, was wir über Spanien in Erfahrung bringen konnten, geht hervor, daß es außer ihm kein Land in Europa gibt, wo die Stärke dieser Wahrheit so tief gefühlt wird, oder wo wirksamere Vorkehrungen gegen die Gefahren getroffen worden wären, welche die absolute Gewalt von der großen Masse eines Volkes zu fürchten hat, das denken und urtheilen gelernt hat. Dieß leuchtet nur allzu klar aus dem Zustande von Knechtschaft hervor, in dem mit nur kurzer Unterbrechung in diesem Lande die Presse von jeher schmachtete, während zu gleicher Zeit der weltliche Arm sogar von den Glaubenstribunalen Waffen borgte, um den Umlauf irgend eines Werkes, das die allgemeine Aufklärung zu fördern bezweckte, zu unterdrücken. Einiger Unterricht ist freilich nöthig, um die gewöhnlichen Geschäfte in Gang zu erhalten, oder jene Krankheiten zu heilen, die das Erdtheil des Fleisches sind, weil ohne dieß wenige Wissen die große Maschine der Gesellschaft völlig stehen bleiben würde; aber sichtbar ist es, daß die spanische Regierung nur mit Widerwillen selbst diese kleine Erwerbung von Kenntnissen gestattet, da sie weiß, daß der menschliche Verstand, wenn er einmal über einen Gegenstand nachzudenken angefangen hat, auch über andere Gegenstände nachdenkt. Indeß gezwungen der Nothwendigkeit so viel einzuräumen, hat die kluge Regierung doch wenigstens die Absicht oder Hoffnung im Auge behalten, die für sie aus dem gelehrten Studium entspringenden Nachtheile so viel als möglich fern zu halten, indem sie jene rastlosen Geister, die von dem Triebe verbotene Wahrheiten kennen zu lernen, angefeuert werden, in die möglichst engen Schranken einzwängt. Und man muß gestehen, daß es ihr im Ganzen ziemlich gut gelungen ist. In Spanien führen Talente und Kenntnisse durchaus zu Nichts; denn der Erfolg hängt hier nicht von den Diensten ab, die Jemand seinem Vaterlande leistete, sondern von denen, die er der Regierung zu leisten das Glück hatte. Deßhalb ist der Schutz, den man jenen besondern Kenntnissen oder Talenten angedeihen läßt, welche unmittelbar nothwendig sind, mit ängstlicher Sorgfalt nur auf Individuen beschränkt, während die Korporationen oder Stände, denen sie angehören, in den Staub getreten bleiben.

Der Wunsch, für eine Beschützerin der Wissenschaften gehalten zu werden, eben weil sie damit beschäftigt war, sie zu unterdrücken, hat die spanische Regierung veranlaßt, zu Madrid einige bell-lankasterische Schulen für den Elementarunterricht einzuführen, der auch wirklich in Spanien ziemlich verbreitet ist, wo das Volk fast eben so allgemein im Lesen Unterricht erhält als anderswo; aber da man ihm nichts Anderes zu lesen gibt, als was völlig mit den Absichten der Regierung übereinstimmt, so kann diese ziemlich gewiß seyn, daß ihr aus einem solchen Unterricht keine Ungelegenheiten erwachsen. Die besondere Richtung, die dem Schulwesen angewiesen wurde, ist ganz darauf berechnet, jede freie Erörterung und nützliche Kenntniß auszuschließen. Die Erziehung in Spanien beschränkt sich größtentheils nur auf grammatikalischen und buchstäblichen Unterricht. Als vor einiger Zeit die Dominikanermönche von ihren Obern angewiesen wurden, die griechische Sprache zu erlernen, konnte man Niemand auftreiben, der sie zu lehren verstand, und Dr. Faure behauptet, daß außer dem Bereich der öffentlichen Bibliotheken in ganz Madrid und vielleicht in ganz Spanien keine zwölf Exemplare vom Homer zu finden sind; denn obgleich die Jesuiten zu San Issidro vorgeben, das Griechische und Hebräische zu lehren; so sind diese Versuche doch noch zu jung — die Gesellschaft Jesu wurde erst von dem gegenwärtigen Könige wieder eingeführt — auch versichert man, daß die Lehrer dieser Sprache ganz und gar nicht ihrem Berufe gewachsen sind. Reiche Spanier lernen fast gar nie fremde Sprachen, und ungeachtet der Nähe von Frankreich sind sie gewöhnlich doch weniger mit dieser fast allgemein in Europa gesprochenen Sprache bekannt, als die Schweden, Polen und Russen.

Geographie kennen nur jene Spanier, die mit Seefahrten be-

schäftigt sind. Die übrige Nation weiß ungefähr nur so viel, daß Frankreich jenseits der Pyrenäen liegt, und da der Nordwind um so mehr der kälteste in Spanien ist, weil er über meist mit Schnee bedeckte Berge herweht; so glauben sie, daß Frankreich und noch mehr die entfernteren Länder ungemein kalt sind. Die Pyrenäen sind für sie eine Art Vorhang, hinter welchem eine ihnen unbekannte Schaubühne liegt, auf der, wie sie sich einbilden, nichts Angenehmes vorgehen kann. Zu Madrid besteht eine öffentliche Anstalt, wo Physik gelehrt wird, auch in dem Jesuitenkloster von San Isidro werden einige Zweige dieser Wissenschaft behandelt; aber diese Anstalt wird nur von jungen Leuten, nur der vorgeschriebenen Form wegen, besucht.

Während der konstitutionellen Regierung wurden physikalische Vorlesungen in einer Abtheilung des „Calle de los Remedios" eröffnet und hiezu die nöthigen Instrumente aus Frankreich verschrieben; aber bei dem Einrücken der französischen Truppen wurden die Vorträge eingestellt, und das physikalische Kabinet geschlossen. Der Lehrer war ein Schweizer, den Dr. Faure später im tiefsten Elende, mit Lumpen bedeckt und fast von den nöthigsten Lebensbedürfnissen entblößt, antraf. Geologie, bei der so mancherlei Ketzereien mit unterlaufen, ist, wie sich denken läßt, von diesem klassischen Lande des Mönchthums völlig ausgeschlossen; doch wird Mineralogie gelehrt, die zum Unterricht derer nöthig ist, die später zur Direktion des Bergbaues verwendet werden. In Madrid selbst besteht ein gutes mineralogisches Kabinet, das die größten Goldstufen in Europa besitzt. Indeß hat Spanien weder irgend ein klassisches Werk über Mineralogie hervorgebracht, noch kennt es ein einziges Elementarbuch, das den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft angemessen wäre, und was noch mehr zum Erstaunen ist, kein einziges ausländisches Werk dieser Art wurde noch übersetzt. Das mittelmäßige naturgeschichtliche Kabinet befindet sich in dem Gebäude der schönen Künste im „Calle d'Alcala" dessen Versteigerung, im Vorbeigehen gesagt, vor unlängst angekündigt wurde. Es ist „nach dem Systeme des berühmten Cuvier geordnet," wenn man anders einer Inschrift über einem der Eingänge glauben darf, und enthält das vollständige Gerippe eines Mammuths.

(Schluß folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

2. Der Altbürger von Paris.
(Schluß.)

Der Altbürger von Paris ist auch Nationalgardist, bis über die Zähne steckt er in der Uniform des Bürgersoldaten mit der Bärenmütze auf dem Kopf. Allein damit ist ihm noch nicht genug: er will auch seinen Rang. Nach dem eines Kapitäns strebt sein Ehrgeiz nicht. Dieser gebührt von Rechts wegen dem Nachbar Notar; denn noch immer besteht in gewissen Stadtquartieren eine abergläubische Verehrung vor den Notaren. Noch weniger wässert ihm der Zahn nach den höhern Stellen; diese gehören nach Recht und Billigkeit Denen, die das Gesetz vom Dienste befreit, den Stadtbehörden, den Deputirten. Er begnügt sich mit der bescheidenen Stelle eines Sergeantmajors; dieß ist ein Justemilieu zwischen Befehlen und Gehorchen. Der Sergeantmajor schläft in seinem guten Federbett; das ist für ihn keine Kleinigkeit. Dann hat er auch davon das Vergnügen, alle Nachbarn kennen zu lernen, ihre Klagen anzuhören, ihnen Gnaden zu erweisen, ihre Entschuldigungen zu vernehmen, die Widerspenstigen auszuwittern. Nur nicht die Nase gerümpft über den Sergeantmajor; er ist ein Mann von Gewicht, der Kirchenvorsteher der heutigen Zeit.

In den Kreis seines Privatlebens zurückgekehrt, besorgt der Altbürger von Paris seine Geschäfte mit Thätigkeit und Verstand. Er greift sie mit nicht mehr Scharfsinn an, als eben nöthig ist, um nicht für einen Gimpel gehalten zu werden, und der Welt zu zeigen, daß er eben so viel Grütze hat, als die von Rouen und Bordeaux. Uebrigens ist er ein Ehrenmann, pünktlich und von eiserner Rechtschaffenheit. Er hat auch seine Stunde für Vergnügungen übrig, und er genießt in Behaglichkeit, ohne Uebermaß Alles, was der Fremde in Paris sucht. Die öffentlichen Feste insbesondere haben für ihn eine wunderbare Anziehungskraft. Er hat kein so dringendes Geschäft, keine häusliche Plackerei, die ihn der unwiderstehlichen Einladung einer Revue, eines Pferderennens, eines feierlichen Begräbnisses, eines Kunstfeuerwerkes entzöge. Der Lärm, der Staub, die Sonnenhitze, das hin und herwogende Menschengewühl, die Rippenstöße der Soldaten, Alles ist für ihn Freude, Unterhaltungsstoff und eine unerschöpfliche Quelle von Erinnerungen. Ferner legt er allen Figuren, die zu Pferde mit Epauletten und Ordensband an ihm vorüberziehen, gern historische Namen bei. Bei dem letzten Hoffeste sah ich wohl fünfzigmal den General Lafayette vorbeikommen, der nicht von seinem Lehnstuhl aufgestanden war. Unter den Volkshaufen, welche die Schauspieler dieser Feierlichkeiten betrachten, werden große Namen auf mehrere Exemplare übertragen; damit Jeder sie gesehen, sie seinen Kindern gezeigt hat, die davon eines Tags Kindes und Kindes Kindern erzählen werden.

Der Altbürger von Paris ist auch Kunstfreund; er läßt sich malen, und hängt auf der Kunstausstellung. Wer auf der Ausstellung von 1831 zwischen den mit den neuen Vorhängen bedeckten Gemälden Rubens neben den Tigern Delacroix's das Konterfey eines Nationalgardisten gesehen hat, der auf seiner blonden Perrücke den schief aufgesetzten Tschako balancirte, unter dem das lachende Gesicht so jovial hervorblinzte, als beschaue es sich selbst in einem Spiegel — wer Dieß gesehen hat, der hat den Altbürger von Paris gesehen. Ehre und Preis dem Künstler! Jeder Gedanke des Originales sprach sich in seinem Werke aus. Hätte ich eine Kopie dieses trefflichen Gemäldes zur Hand, so würde ich die Schilderung zerreißen, an der ich gerade schreibe, der Pinsel würde Alles sagen.

Man besorge nicht, daß ich unter den Lustbarkeiten des guten Altbürgers die Schauspiele vergesse, obgleich sie in seinen Augen viel von ihrem frühern Werthe verloren haben, seitdem sie mit so vollen Händen ihm unbekannte Rührungen verschwenden, die, wenn sie ernsthaft, für sein Herz zu wunderlich und stark waren,

und seinen gesunden Verstand beleidigten, wenn sie in beißende Anspielungen oder tolle Ausgelassenheit übergingen. Vor Allem suche man ihn nicht in der italienischen Oper; dahin hat er noch nie einen Fuß gesetzt; denn wenn er bezahlt, will er auch etwas von Dem verstehen, was gesprochen wird. Wenn die Opera Comique nicht so oft geschlossen wäre, so würde er sich dort köstlich unterhalten. Dahin begibt er sich alle Jahre viermal mit Familie; das gehört so zu sagen zum Hausgesetz. Dafür entschädigt er sich in den Vaudevilletheatern. „Das Stück will nicht viel heißen, sagt er, aber zu lachen gibt's doch" — und er will lachen. Das Theater des Gymnase allein schreckt ihn ein wenig zurück. Die Leute sind ihm dort zu reich, auch könnte man wirklich sagen, daß die Revolution sich noch nicht über das Boulevart Bonne Nouvelle hinaus erstreckt hat. Hiebei bleibt er stehen, mit dem Melodram muß man ihm vollends gar nicht kommen. Einst, ja da war es Anders; einst wo es so rührend, so populär, so Thränen erpressend war; damals wo die prächtigen Tyrannen im Ritterharnisch, mit gelben Stiefeln, großem Bart und donnernder Stimme noch lebten, wo man entführte Prinzessinnen sah, gefangene Tugendmenschen, Burgverließe, Kerkermeister, Kinder und wunderbare Rettungen. Heutzutage macht ihm das Melodram mit seinen Lumpen, seiner folternden Wahrheit und seinen Galeerennaivitäten übel. Er überläßt es den Liebes-Phaläuen und Fischweibern, den Leuten des Faubourgs und den Stutzern. Nicht bloß sein gesunder Verstand sträubt sich gegen diese Vorstellungen. Unsittlichkeit empört ihn. Er hat gute Sitten und rühmt sich ihrer. Dieß wäre freilich gerade ein Grund, daran zu zweifeln, wenn eine solche Behauptung nicht mit seiner Existenz selbst zusammenhinge, wenn sie nicht einen seiner Titel ausmachte, sein Kapital auf der Bank bürgerlicher Gleichheit. Im Gefühl dieser trefflichen Eigenschaft trägt er kein Bedenken, sich mit den glänzendsten Lebensverhältnissen in Vergleichung zu stellen und sich über alle erhaben zu finden. Der Altbürger sagt: „Ich habe gute Sitten" mit dem nämlichen Selbstgefühl seines Werthes und der nämlichen Geringschätzung Anderer, als der Adelige sagt: „Ich bin von Geblüt" oder der Bankier: „ich habe Batzen" oder der Gelehrte: „Ich habe Nichts."

Wahrscheinlich wird man mich hier fragen, ob der Altbürger von Paris religiös ist? Komische Frage! Als ob er sich nicht in der Kirche vermählen, als ob er nicht seine Kinder taufen ließe! Er findet es sogar sehr in der Ordnung, daß seine Frau alle Sonntag in die Messe geht, es gibt ein gutes Beispiel, und wenn man ihm scharf zu Leibe geht, so wird er sagen: „Die Religion ist wegen des Volkes nöthig." — Noch lange nicht wäre ich mit unsrem Altbürger von Paris fertig. Doch hier mein letztes Wort über ihn. Sucht ihr das Bild eines glühenden, enthusiastischen, jungen, leidenschaftlichen Lebens, das einer hohen Begeisterung für die Tugend oder einer großen Kühnheit für das Verbrechen fähig wäre; wollt ihr jene kühn entworfenen Gestalten mit starken und scharfen Zügen haben, die ein historisches Gemälde beleben, — so fragt anderswo — ich weiß nicht wo — darnach. Sucht in einer Stadt, von der nicht schon Julius Cäsar gesprochen, die von nicht so vielen Revolutionen zu erzählen hat, die nicht heute Namen auf Denkmäler geschrieben und morgen wieder ausgelöscht sieht; sucht in einer Stadt, wo der Mensch nicht den Menschen erstickt, wo seine eigenthümlichen Züge nicht durch beständiges Reiben verschliffen werden. Genügt euch aber an einem sanften, gutmüthigen, vertrauensvollen ehrlichen, einfachen, edelherzigen, gastfreundlichen Menschen, an einer jener friedfertigen und lachenden Physiognomien, die sich so gut in einem Familiengemälde ausnehmen, so kommt zu dem Altbürger von Paris. Vertraut ihm euer Vermögen, eure Tochter, sogar euer Geheimniß; verlangt von ihm einen Dienst, der die Stunde seines Mittagessens nicht zu weit hinausschiebt, und zählt auf ihn. Nur rathe ich euch: macht es eilig und setzt euch nicht bei ihm nieder, wenn ihr zu ihm auf Besuch kommt am Tage nach einer Emeute.

Hagelschauer in Konstantinopel.

(Auszug aus einem Brief von dort vom 11 Oktober.)

Am 5 Oktober ungefähr gegen 7 Uhr, als wir uns eben zu unserm täglichen Spaziergang anschickten, sahen wir, wie schwarze Wolken über den benachbarten Hügeln sich zusammenzogen, und hörten das Murren eines entfernten Donners. Wir gaben deßhalb unsern Spaziergang auf, und beobachteten die Dunkelheit, welche plötzlich den Bosporus überschattete. Höchst erstaunt waren wir, zu sehen, daß das Wasser auf Einmal auf einer besondern Stelle wie in einem Kessel zu sieden anfing, und ehe wir noch mit unsern Vermuthungen zu Ende waren, fiel ein, einem großen Pflasterstein ähnlicher Körper, dem bald noch ein anderer folgte, gerade unter unserm Fenster in die See. Kaum hatten wir uns von unserm Erstaunen erholt, als wir durch eine ganze Ladung solcher Körper erschreckt wurden, die an unsre Fenster schlug und sie bald zertrümmerte. Um den Glassplittern auszuweichen, lief ich nach dem obern Stock, allein hier standen die Sachen eher schlechter als besser: das Dach war eingeschlagen, und ungeheure Eisstücke prallten von einer Mauer gegen die andere. Ungefähr 10 Minuten lang fielen diese großen Eiskugeln, dann wurden sie nach und nach kleiner, bis endlich das ganze Unwetter sich in einen gewöhnlichen Hagelschauer endigte. Die Steine waren schwer genug, um das Dach, das wie ein Sieb aussah, gleich Stückkugeln zu durchlöchern, so daß der Regen, der nun in Strömen folgte, überall hindurchdrang. Wir maßen mehrere dieser Hagelsteine, und fanden deren von 5 bis 6 Zoll Durchmesser; es waren harte Stücke reinen Eises, von denen einige rund, andere eckig waren, als ob mehrere kleine Brocken sich zusammengeballt hätten, und noch andere schienen aus mehrerern Schichten zu bestehen, die gleich den Häuten einer Zwiebel aufeinander lagen. Die Hitze des Tages war höchst drückend gewesen, das Thermometer stand auf 89°, und während des Wetters fiel es auf 66°. Commodore Porter, der Gesandte der Vereinigten Staaten, war in seiner Gondel eben auf dem Weg nach Konstantinopel, um dem Sultan Geschenke zu überbringen, als er von diesem schrecklichen Sturm überfallen wurde. Er versicherte später, er habe Schlachten mitgemacht, Erdbeben erlebt und Gefahren aller Art zu Meer und Land bestanden, aber nie noch habe er sich in einer so schrecklichen Lage befunden. „Es war," sagte er, um seinen eigenen kräftigen Ausdruck zu brauchen, „als ob das Gewölbe des Himmels zusammengefroren, plötzlich geborsten und in großen Eismassen herabgestürzt wäre." Die Hand des einen seiner Ruderer war zerfleischt worden; Alle die in der Gondel waren, erwarteten schweigend ihr Schicksal, glaubten aber doch nicht, daß es der Tod seyn werde.

Die Wolke, die diese Verwüstung in ihrem Schoße barg, zog über Pera und Konstantinopel, wo sie alle Häuser, die von der letzten Feuersbrunst verschont geblieben waren, zertrümmerte. Noch ist zu bemerken, daß diese unglückschwangere Wolke von dem Meer von Marmora, nach dem schwarzen Meere, immer auf einer Seite des Bosporus längs der europäischen Küste hinzog, und Asien nicht berührte. In den Gebirgen oberhalb Bujukdere wurden nur zwei Menschen, die in einem Weinberg arbeiteten, und keinen schützenden Ort erreichen konnten, getödtet; unten in der Stadt war die Zahl der Todten bedeutender. Eine Schaar Gänse ging langsam einher, ehe der Sturm begann; die armen Thiere streckten die Hälse empor und schnatterten, allein, unbekannt mit der Gefahr, beeilten sie sich nicht unter Dach zu kommen, und da die Menschen zu sehr

erschrocken waren, um ihnen zu Hülfe kommen zu können, so fand man sie nach dem Wetter todt.

Haben Sie auch von dem hier stattgefundenen Fest und dessen sonderbaren Ausgang gehört? Des Sultans Sohn und Erbe wurde beschnitten, und eine ganze Woche hindurch war die große Ebene, wo die Pilgrime nach Mekka sich versammeln, mit Zelten bedeckt. Auf einem Platz vor des Sultans Kiosk, sah ich eine Anzahl Leute ein Schauspiel aufführen; der Grasplatz war ihre Schaubühne, auf welcher sich tanzende Mädchen zeigten; ihr langes fliegendes Haar gewährte einen wilden, malerischen Anblick, und ihre Bewegungen waren leicht und anmuthsvoll. Die Zuschauer bildeten einen Kreis um sie, der leicht eine Stunde im Umkreis haben konnte. In derselben Nacht, wo ich Zeuge dieses ergötzlichen Schauspiels war, das selbst Türken aus ihrer Apathie weckte, wurden 300 Menschen strangulirt! Sie waren der Anstiftung der Feuersbrunst von Pera überwiesen. Mehrere von ihnen waren Offiziere der Armee, und zum Sultan in den Kiosk geladen, aus dem sie nicht mehr wiederkehrten; sie wurden im Geheim hingerichtet, und ihre Körper in den Bosporus geworfen. — Die Cholera hat uns von Odessa aus einen Besuch gemacht, ist aber so ziemlich gnädig an Konstantinopel vorübergegangen. Wir hielten uns strenge abgeschlossen, um weder mit Menschen oder Gegenständen auf der Straße in Berührung zu kommen. Wenige Häuser von uns starb eine ganze Familie sammt dem Arzt an dieser Pest. Hört man in der Ferne von solchen Dingen, so erschrickt man, allein wir hier denken nicht daran; wir haben uns so zu sagen mit dem Entsetzen verbrüdert.

Besuch des Tschadir-Dagh.

Die Gebirge der Krimm sind die nordwestliche Fortsetzung der durch den kymmerischen Bosporus unterbrochenen Kette des Kaukasus. Der höchste Gipfel dieser Gebirge, die längs der Küste des schwarzen Meeres hinlaufen, ist der Tschadir-Dagh. Nur durch seinen Fuß hängt er mit dieser Kette zusammen; sein kahles Haupt erhebt sich frei und majestätisch in die Lüfte. Sein Gipfel steigt auf der südwestlichen Seite 1740 Fuß, und auf der nördlichen Seite 1558 Fuß über die Meeresfläche empor. Bei heiterm Himmel sieht man ihn sogar von Perecop aus, und zur See auf eine Entfernung von 70 Meilen. Von seiner platten, mit steilem Rande umgebenen Oberfläche erhielt er von den alten Griechen den Namen Trapezos, und die Tartaren nannten ihn Tschadir-Dagh; dieser letztere Name, welcher so viel heißt als Zeltberg, ist im Russischen durch Palate-Gora übersetzt worden.

Eine zahlreiche Gesellschaft, unter der sich auch einige Damen befanden, war übereingekommen, diesen Riesen der taurischen Alpen zu ersteigen. Am Morgen nach einem fürchterlichen Sturme brachen wir sehr früh zu Pferde aus dem am mittägigen Abhange gelegenen Dorfe Korpetli auf. Anfänglich stiegen wir sehr bequem über einige mit verschiedenen Bäumen sehr dünn besetzte Felder und durch einen Wald von Hagebuchen, wo eine dichte Weite uns einhüllte, aufwärts. Von hier aus wurde der Weg beschwerlicher, und so wie wir den Wald hinter uns hatten, mußten wir zickzack einen sehr steilen Boden, ohne alle Vegetation und mit zersetztem Kalkfelsen bedeckt, erklettern, auf dem unsre herrlichen tartarischen Pferde sich kaum halten konnten. Da wir wegen des dichten Nebels nicht über den Kopf unsrer Thiere hinaus sehen konnten, so waren wir genöthigt, uns einander von Zeit zu Zeit zuzurufen, um uns nicht zu verlieren, und es hatte so ziemlich das Ansehen, als ob jeder von uns einen Luftritt mache. Nachdem wir einige Felsenterrassen erstiegen hatten, kamen wir an einer Quelle mit sehr gutem Wasser vorüber, die der Wanderer auf solcher Höhe nicht zu finden hofft; von hier aus erreichten wir bald den Gipfel des Tschadir-Dagh.

Hier erblickten wir die Sonne und einen heitern Himmel wieder, aber ein Ozean ganz gleicher Wolken von blendender Weiße breitete sich zu unsern Füßen aus und entzog unserm Blicke die untenliegende Welt. Dieser magische Anblick allein lohnte der Mühe des Heransteigens. Ein junges russisches Dienstmädchen, das sich zum ersten Male auf einem Berge befand, wendete das Gesicht ab und fing an zu weinen, weil sie nicht begreifen konnte, wie wir wieder von dieser sonderbaren Insel herabkommen würden. Nach Verlauf einer Stunde erhob sich indeß der Wind, und die Wolken rollten wie Baumwollflocken um den Tschadir-Dagh herum. Die Gipfel einiger umliegenden Gebirge wurden sichtbar und bildeten nach und nach einen kleinen Archipel, der in dem Maße verschwand, als durch die nun von allen Seiten fliehenden Wolken die Ebene unterhalb auftauchte, und uns das Panorama der Krimm und des Pontus Euxinus sehen ließ, dessen Wellen sich an den steilen Ufern brachen.

Auf dem Gipfel des Tschadir-Dagh, dessen Oberfläche von NO nach SO eine Ausdehnung von einer guten Viertelstunde haben mag, findet man eine schwarze Pflanzenerde, die den Heerden des Dorfes Korpetli, welche einen Theil der schönen Jahrszeit hier zubringen, gute Weide bietet. Auch sieht man hier Höhlen, in denen sich der Schnee bis Mitte Mai's hält und dann den Quellen Nahrung gibt. Der Berg läuft in steilen Felsenecken aus; sein westliches Ende bildet ein Plateau höher als die übrigen. Nicht ohne Schauder sieht man von der Höhe dieser spitzen Felsen in das tiefe Thal der Alma hinab, dessen dichtes Gehölz seinen Anblick noch düsterer macht.

Wir stiegen vom Tschadir-Dagh an seinem westlichen Abhange herab, der mir weniger steil als der andere zu seyn schien. Wir fanden hier kurzes Gras, auf dem wir leichter rutschten als gingen, während unsre Pferde, die mit den Schweifen an einander befestigt waren, Mühe hatten, uns zu folgen. Wir betraten später einen Wald, von dem aus wir nach dem Dorfe Ayane kamen, welches an der Quelle des Salghir liegt, die aus einer vom Schneewasser ausgehöhlten Schlucht entspringt.

Vermischte Nachrichten.

Aus jüngst bekannt gemachten Parlamentspapieren geht hervor, daß der Transport eines Verbrechers nach Neu-Süd-Wales im Jahre 1827 im Durchschnitte auf 24 Pf. Sterl. 1 Sch. 6 P. kam, gegenwärtig aber nicht ganz 20 Pf. kostet. Unterhalt und Kleidung eines männlichen Züchtlings erforderte im Jahre 1821 im Durchschnitte 22 Pf. 9 Sch. 8 P., gegenwärtig nur 7 Pf. Sterl. 3 P. Die Gesammtzahl der männlichen Verurtheilten in der Kolonie belief sich am 1 November 1828, mit Einschluß derer, die einzelnen Personen zugetheilt wurden, oder mit Erlaubnißschein ihren eigenen Unterhalt verdienten, auf 14.155, die weiblichen auf 1513, im Ganzen also auf 15.668. Die ganze Ausgabe der Regierung für die Kolonie wird im Jahre 1829 auf 306.439 Pf. 8 Sch. angegeben, wozu die Einkünfte der Kolonie selbst 99.933 Pf. 15 Sch. beisteuerten, so daß der Regierung also noch 206.505 Pf. 13 Sch. zu tragen blieben, und folglich auf den Unterhalt des einzelnen Verbrechers im Durchschnitte jährlich 11 Pf. 5 Sch. 6 P. kommen. Da indeß die letztvergangenen vier Jahre durch Mißwachs bezeichnet waren und man die Getreidvorräthe aus Van Diemensland beziehen mußte, so hofft man in bessern Jahren die Unterhaltungskosten eines Verbrechers auf 9 Pf. 15 Sch. herabsetzen zu können. — Nach einer von Potter Macqueen bekannt gemachten Schrift betrug der Unterhalt eines zu den Hulks Verurtheilten in den Jahren 1819, 1820 und 1821 gegen 34 Pf., eines Gefangenen im Strafhause von Milbank 56 Pf. 16 Sch., am wohlfeilsten im Strafarbeitshause von Worcester 28 Pf. 7 Sch. 2 P. Nun kostet der Transport eines Verbrechers nach Neu-Süd-Wales 20 Pf.; hiezu sind fünf Monate erforderlich, die übrigen sieben Monate beläuft sich sein Unterhalt in der Kolonie jeden Monat auf 1 Pf.; im geringsten Anschlage würde also der Staat an jedem transportirten Verbrecher 1 Pf. 2 Sch. 4 P. ersparen. Hieraus ginge also klar der Vortheil hervor, den das Mutterland von der Transportirung seiner Verbrecher hat, da es ohnehin solchen Mangel an Arbeit hat, daß jede Zuchthausstrafe eines Verbrechers einem halbverhungerten Arbeiter an Beschäftigung entzieht.

*

Hawai, eine der Sandwichinseln, obgleich von sehr beschränktem Umfange, hat dennoch einige Berge von außerordentlicher Höhe. Der Merino Koah ist nicht weniger als 15.889, der Merino Roa 15.870 und der Merino Maurai 10,786 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Der höchste Punkt von Maui, einer andern Sandwichinsel, liegt 10,670 Fuß hoch.

(Athenäum.)

*

Zu Albion, im Staate Neu-York, hat man das Gefängnißgebäude verpachtet, weil man schon längere Zeit Niemand mehr zum Einsperren hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 349. 15 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Erster Artikel.

Die Bewegung, welche die Reform-Angelegenheit in England hervorbrachte, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von der Lage Irelands abgelenkt; zudem ist Ireland und seine Leiden ein so oft besprochenes Thema, daß man sich beinahe mit Widerwillen von den ewigen Wiederholungen der Klagen abwendet. Auch im englischen Unterhause werden die Bänke leer, wenn die Rede auf Ireland kommt, obgleich nichts, was die Wohlfahrt Irelands beeinträchtigt, lange den übrigen Theilen des Reichs gleichgültig bleiben kann. Für das englische Volk ist Ireland, sein Unglück und seine Unruhe ein vollkommenes Räthsel, und wenn Lord Eldon und die alten Ausschließlichen, wie man sie zu nennen pflegt, sich angenehm getäuscht finden, daß der Papst nicht emporgehoben durch papistische Parlamentsglieder in England herrscht, so sind dagegen die Freunde der Emanzipation in England nicht wenig erstaunt, daß diese Maßregel zur Beruhigung des Landes so wenig beitrug. Als der Herzog von Wellington spät die Ueberzeugung gewann, daß das alte System nicht länger fortdauern könne, und die Emanzipation zu einer Kabinetsmaßregel machte, glaubte man, eine neue Aera von Frieden, Ordnung und Ueberfluß stehe nun bevor, und das Parlament beglückwünschte sich selbst, daß es endlich die Klagen Irelands sich vom Halse geschafft habe. Als eine Panacée für alle möglichen Uebel hatte man angekündigt, was doch nur die nöthige gesetzliche Grundlage für die künftige Abschaffung der Uebel seyn konnte; die Emanzipation war eigentlich nur eine Erklärung, daß man in den Angelegenheiten Irelands künftig nach andern Grundsätzen und in einem Geiste der Versöhnung verfahren werde. In diesem Sinne wurde aber gerade die Emanzipationsbill nicht vollzogen. Ob der Herzog von Wellington sein Wort halten wollte, ist jetzt eine Sache von sehr geringer Bedeutung; wahrscheinlich ist es, daß er die ganze Ausdehnung seiner eingegangenen Verpflichtung nicht erkannte, und wenn Andere ihn hierüber belehrt hätten, so wäre er schwerlich geneigt gewesen, dem gemäß zu handeln. Es ist der Fluch der Regierungen, in denen das sogenannte Erhaltungsprinzip vorherrscht, daß die durch die Fortschritte der Gesellschaft nothwendig gewordenen Verbesserungen nur widerstrebend gewährt werden, und somit die rechte Zeit versäumt wird. So ging es auch mit der Emanzipation. Wäre diese unmittelbar mit der Unionsakte gewährt worden, so würde sie zu den Forderungen der Zeit gepaßt haben, und mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen worden seyn; da sie aber hinaus geschoben wurde, bis ein fernerer Aufschub nicht mehr möglich war, so bildeten sich in der Zwischenzeit neue Verwicklungen, neue Bedürfnisse, neue Wünsche entstanden, alte Uebel wurzelten ein, neue erzeugten sich, so daß die Regierung, als sie endlich dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, erst an der Schwelle des Friedenstempels stand, als sie schon in sein innerstes Heiligthum eingedrungen zu seyn wähnte. Im Jahre 1829 war die Emanzipation nur der erste Stein zu einem neuen Gebäude, oder vielmehr das Hinwegräumen des Schuttes, um den Grund legen zu können. So betrachteten es ihre Freunde, und in diesem Sinne war es die Vollendung ihrer Wünsche; diese Hoffnung ward getäuscht, und hierin lag der Saame zu dem neuen Mißvergnügen, das schnell zu einer fruchtbaren Ernte emporschoß.

Die Veränderungen, welche während der langen durch die katholische Frage erzeugten Gährung in der Lage Irelands vorgingen, waren zum Theil geistiger, zum Theil materieller Art. Die Debatten in der Association gaben den Geistern eine demokratische Richtung; sie entwickelten den Verstand und weckten die Energie des Volks; ein System passiven Widerstandes gegen die Gewalt war allmählich organisirt worden, welches so wunderbar kombinirt war, daß die leichteste Berührung sich schnell allenthalben fühlbar machte. Die Nation war in einen Zustand fortdauernder Verschwörung verfallen, der um so gefährlicher war, als er keinen bestimmten und angreifbaren Vereinigungspunkt hatte. Die Association stellte jedes Unrecht ins hellste Licht, und machte die Folgen und Wirkungen desselben auch dem gemeinsten Verstande so begreiflich, daß das Volk dahin kam, keine seiner Beschwerden geduldig zu ertragen. Auf diese Art reifte die politische Erziehung der Irländer mit unglaublicher Schnelligkeit, aber diese Erziehung war unvollkommen und einseitig. Während sie auf eine bewunderungswerthe Weise den Irländer zur Erkämpfung seiner Rechte bildete, ließ sie ihn in völliger Unwissenheit über die Gränzen derselben, so wie über die Pflichten und Interessen des Bürgers eines freien Staates. So erzeugte die Regierung durch ihr Benehmen einen Zustand der Gemüther, welcher mit Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe unverträglich war. Aus dem Unkraut, welches sie gesäet, wucherte eine Schaar Demagogen auf, deren Interesse es war, sich einer guten Regierungsweise zu widersetzen, weil eine

solche sie wieder zur Dunkelheit verdammte, aus welcher nur das Unglück der Zeiten sie hatte emporheben können.

Inzwischen hatten die Folgen des schlechten Systems eine Höhe erreicht, welche der Unzufriedenheit nur allzureichliche Nahrung gab. Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine schlechte Regierung die physische Lage der Regierten verschlimmert, und die in Irrland herrschende Regierungsweise hatte die Gesellschaft völlig desorganisirt, indem sie die natürliche Entwicklung der Industrie und des Reichthums in hohem Grade hinderte. Jedes Jahr, das zu den traurigen Annalen der katholischen Sklaverei hinzukam, vermehrte die Bevölkerung, ohne zugleich die Kapitalien auf eine entsprechende Weise zu vermehren; jedes Jahr sank das Volk in der Wagschale der Civilisation, und war minder im Stande, die ihm zum Vortheil einer langen Liste von Privilegirten aufgelegten Lasten zu tragen. Die mittlern Stände verschwanden beinahe ganz, und das Vermögen häufte sich in große unproduktive Massen, während der arbeitende Arme in regelmäßig wiederkehrenden Perioden dem äußersten Elend preis gegeben war, und Verlegenheit und Mangel sich selbst bis unter die höchsten Klassen verbreiteten. Zur Zeit, als die Emancipation durchging, bedurfte die Staatsgesellschaft einer völligen Umformung. Nicht nur war eine Masse von gesetzlichen Hindernissen aufzuräumen, sondern auch die unseligen Wirkungen derselben, während einer Reihe von Jahren nach und nach zu verwischen. Die Emancipation war unschätzbar als eine Grundbedingung dieser Regeneration, und willkommen, als der Herold einer neuen Aera, aber als das Aeußerste und Letzte, was die Tories gewähren wollten, war sie wenig werth.

Dieß war der Zustand der Meinung und der Zustand des Landes, als die große Maßregel endlich durchging, der Erfüllung der genährten Hoffnungen stand der alte Tory-Sauerteig entgegen, der unbezwungene Haß der bigotten Protestanten, und die rücksichtslose Ungeduld einer Bevölkerung, die zu unglücklich war, um mit Geduld eine bessere Zukunft abzuwarten, da nur von der Zeit und der guten Anwendung derselben eine wahre Verbesserung ihres Zustandes zu hoffen war. Dennoch hätte unter gewöhnlichen Umständen und in einer gewöhnlichen Zeit die große Maßregel noch zuletzt ihren heilsamen Zweck erfüllt, denn Gutes erzeugt Gutes, und Thorheit aufzugeben ist ein bedeutender Schritt zur Weisheit. Es war Boden gewonnen, um fernere Siege zu erringen, und Irland hätte aus den allgemeinen Verbesserungen in der Regierung des Reichs seine Vortheile gezogen; aber der Ausbruch der Juliusrevolution, die ewig denkwürdigen drei Tage in Paris haben auch auf Irland ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Ereignisse schreiten mit reißender Schnelligkeit vorwärts, und neue Resultate müssen aus den neuen Vorfällen hervorgehen, bei denen alle frühern Berechnungen sich als sehr trügerisch ausgewiesen haben.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

6. Wie benahm sich die gegenwärtige Regierung in den innern Verhältnissen von Frankreich?

In Bezug auf die innern Verhältnisse von Frankreich sagte man: „Es war einmal ein König, unter dem man eine der freisinnigsten Konstitutionen in der Welt genoß: unglücklicher Weise mochte dieser König die Konstitution nicht leiden. Was war also zu thun? Man mußte den König wechseln, wie man einen Minister wechselt; vorwärts gehen unter einem der Charte befreundeten Monarchen mit Männern und Prinzipien der Restauration."

Zu Anfang dieser Restauration sagten Riesenköpfe gleichfalls, es genüge die Betttücher Bonaparte's zu wechseln und Ludwig XVIII darauf zu legen: Dieß gethan, sey Alles gethan. Man vergaß freilich, daß die Betttücher Bonaparte's Fahnen waren, auf denen er in den Armen des Ruhmes schlief. Die Legitimität brachte als Bettgenossin nur die Freiheit mit. Die Kreuzköpfe, die Philipp unvermerkt in das Bette der Karle schwärzen wollten, vergaßen ihrerseits, daß die Juliusrevolution das Prinzip der Souverainität vom Monarchen auf das Volk übertragen hat; daß die aus der Volkswahl hervorgegangene Königswürde vergeblich den Folgerungen dieses Prinzipes zu entwischen versuchen werde, daß sie nach dem Gesetze der Legitimität weder handeln könne noch dürfe, daß sie in dem Augenblicke, wo sie die Menschen und Dinge, von denen sie geschaffen wurde, ausgab, ihre Stärke verlieren werde. Was dieses Königthum brauchte, war Aufschwung, Jugend, Unerschrockenheit. Seine Bestimmung war, der Vergangenheit den Rücken zu wenden, und mit dem neuen Frankreich beherzt der Zukunft entgegen zu gehen.

Dagegen stellte es sich abgemagert, ausgemergelt durch die Doktoren dar, die es behandelten. Es kam mit einem Jammergesicht, mit leeren Händen, die nichts zu geben hatten und Alles zu empfangen bereit waren, sich arm stellend, Jedermann um Gnade bittend, und dennoch mürrisch; gegen die Legitimität predigend, und sie dennoch nachäffend, gegen den Republikanism und doch vor ihm zitternd. Im Zorn, wenn man ihm davon sagte, den Wahlcensus herabzusetzen, während ihn das Ministerium doch herabsetzte; im Zorn, wenn man von ihm die Abschaffung der erblichen Pairswürde verlangte, während es sie doch abschaffte. Dieses aufgeblasene System sieht keinen Feind als in den zwei Oppositionen, die es bedroht. Um sich zu halten, hat es um sich einen Phalanx wieder angeworbener Veteranen gebildet, die, wenn sie so viele Striche tragen müßten, als sie Eide geleistet haben, den Aermel buntscheckiger haben würden, als die Livree der Montmorency.

Die quasilegitime Monarchie hat alle Leidenschaften und Triebe der legitimen Monarchie, wagt aber nicht sie zu gestehen; sie möchte prächtig thun, und vor Allem reich seyn; aber wenn man vom Volke gewählt ist, durch welches Mittel will man ihm sein Geld nehmen? Die Civilliste kann nicht mehr eine Bewilligung der Liebe seyn; man kann nicht mehr blindlings dem Throne Millionen um Millionen schenken. In England wird die Verwendung der Civilliste der Prüfung des Unterhauses unterworfen. Denn wer sollte nicht einsehen, daß ein solcher König Alles, was man ihm gibt, in die Tasche zu schieben, im Auslande oder bei der Nation selbst Schätze anzulegen und aufzuhäufen vermöchte, zu denen er in stürmischen Zeiten seine Zuflucht nehmen, oder mit denen er das Heer und die Kammern bestechen könnte, um die Freiheit umzustürzen? Unsere Väter, die nichts von der Civilliste wußten, fühlten jedoch die Gefahr eines königlichen Privateigenthums; die Krondomainen waren

deßhalb unveräußerlich, die Krone konnte nur zu ihrem Vortheil erwerben, niemals zum Vortheil der gekrönten Person. Wenn der Souverän mit Privatvermögen auf den Thron gelangte, so wurde dieses augenblicklich mit dem öffentlichen Eigenthum des Thrones vereinigt, oder Verwandten abgetreten, wenn es nicht besonders werthvoll war. Man begreift nicht, mit welchem Recht das Wahlkönigthum seine Civilliste der Kontrole der konstitutionellen Monarchie, oder sein bewegliches und unbewegliches Gut den Domänengesetzen der absoluten Monarchie entziehen könnte.

Die den Kammern vorgeschlagenen Gesetze verrathen wenig Genie, aber eine Mischung von Erbitterung und Schrecken der Verwaltung. Ich will hier als Beleg nur Eines anführen — das Gesetz über die Pairie. Diese Kammer, der ich anzugehören die Ehre habe, in der ich oft seltene Talente, tiefe Kenntnisse in der Verwaltung und Politik, edle Gefühle für Freiheit bewunderte, diese Kammer, der Frankreich seine besten Gesetze verdankt, und die in unsrer Geschichte eine schöne Stelle einnehmen wird; diese Kammer ist leider vor dem Hafen gescheitert. Auch die menschliche Tugend hat ihr Ziel: Wer fehlte nie?

Die englische Pairie bot der französischen zwei Vorbilder von entgegengesetzter Natur. Im Jahre 1649, wo der Prozeß Karls I seinen Anfang nahm, verwarf das Oberhaus die Doppelbill, die auf Versetzung in Anklagestand und auf Errichtung eines eigenen Gerichtshofes drang. Sofort erging vom Hause der Gemeinen der Beschluß: „In Betracht, daß die Mitglieder des Hauses der Gemeinen die wahrhaften Vertreter des Volkes sind, von dem nächst Gott alle Gewalt ausgeht, so geht auch das Gesetz von dem Hause der Gemeinen aus und braucht, um verbindliche Kraft zu erhalten, weder die Beistimmung der Pairs, noch die des Königs.“ Am 25 Dezember 1688 ergriff das Haus der Lords die Initiative, und überreichte dem Prinzen von Oranien eine Adresse, um ihn zu bitten, die provisorische Regierung zu übernehmen, bis eine Reichsversammlung zusammen berufen sey, um über die Krone zu verfügen. Die britische Pairie unterlag mit Karl, aber sie behielt sich durch ihre Aufopferung eine glänzende Wiederauferstehung bevor. Dieselbe Pairie stellte sich, indem sie zuerst Wilhelm von Oranien die Hand bot, an die Spitze der Bewegung, kam hiedurch dem Unterhause zuvor, und nahm so die Entscheidung des Geschickes von England in ihre Hand.

Wenn aber auch die französische Pairie nicht die Kraft in sich spürte zu gleicher Treue oder zu gleicher Treulosigkeit, so konnte sie doch noch immer zu einem Entschlusse greifen, der vielleicht ihrem Geiste der Mäßigung mehr entsprach; sie konnte erklären; daß ihre Gewalt nicht vom Volke, sondern vom Königthum ein Ausfluß sey, und daß sie mit dem Augenblick, wo das Königthum erloschen, selbst erloschen sey; wie ein Fluß vertrocknet, wenn seine Quelle versiegt. Die edle Kammer griff zu keiner dieser drei Maßregeln. Uebel berathen begnügte sie sich hinterdrein (à la suite) einen Eid abzulegen, die Charte zu visiren, die man ihr als eine Denkschrift mittheilte, und in der ihr Todesurtheil ausgesprochen war. Auch hat die öffentliche Meinung ihr den Rang angewiesen, den die Pairie selbst gewählt, nämlich à la suite.

Die Art, wie man die Pairie wieder zu konstituiren sich vorgenommen hat, trägt Etwas von der konfusen Julius-monarchie und dem Mischmasch des thatlosen Eigensinnes und der Aengstlichkeit des Ministeriums an sich. Keine Erblichkeit mehr, die man doch im Grund des Herzens wünschte, und die man durch Amendements zu erhalten strebte, Kategorien, die keine wirkliche Aristokratie erschaffen, aber doch die Nationalgleichheit untergraben; eine Aristokratie, die ihren Ursprung von dem Privilegium der Stellen herleitet so gut wie die Hofaristokratie, während die Klassen außerhalb dieser Stellen, d. h. das Volk, davon ausgeschlossen bleiben. Ludwig XVIII hatte die Pairie besser begriffen, weil sie die Zeitgenossin der Legitimität war. Er konnte zu einem Lumpensammler sagen: „Mein Freund, ich mache Dich zum Pair“ und der Lumpensammler war Pair, und er und seine Nachkommen nahmen Theil an der Souverainetät des Volkes und des Königthumes. Da war doch wohl Gleichheit; das demokratische Prinzip blieb geachtet, während zugleich das aristokratische Prinzip in dieser Schöpferkraft eines Wortes glänzte; in dieser Kraft, durch die der letzte Mensch aus dem Volke mit dieser Würde begleitet werden konnte.

(Schluß folgt.)

Politischer Zustand Bulgariens.

(Aus der Zeitung von Odessa.)

Die Bulgaren bewahrten selbst nach ihrer Unterjochung durch die Türken noch einige Spuren ihrer ehemaligen Freiheit, besonders im gebirgigen Theile des Landes, der anfänglich noch seine Wojewoden hatte, welche den verschiedenen Distrikten vorstanden. Allein nach und nach rissen die Türken die ganze Gewalt an sich, und obgleich die Wojewodschaften noch fort bestanden, so wurden sie doch von Türken, die den Titel Wojewoden führten, verwaltet.

In politischer Hinsicht kann man die Bulgaren in die Bewohner von Niederbulgarien oder das Bulgarien der Thäler, und in die Ayanskys theilen, unter denen die Zahl der Mahomedaner eben so groß, wo nicht größer ist, als die der Bulgaren. Die Türken der niedern Klasse erlauben sich oft Ausschweifungen gegen die Landeseinwohner, deren Ursachen man theils einem übelverstandenen Religionseifer, theils der Unmacht des Ayanen zuschreiben muß, Leute von so unruhigem Charakter und so ungezähmten Leidenschaften im Zaume zu halten. Zum Theil ist aber auch die Art, wie sich die Christen benehmen, Ursache solcher Gewaltthätigkeiten. Die Bulgaren der Thäler sind völlig von jenen der Gebirge verschieden. Die meisten sind dem Trunke ergeben, betrügerisch, zänkisch, immer zur Empörung bereit, dem Straßenraube und zuweilen auch dem Diebstahle ergeben, welches letztere Laster im ganzen ottomanischen Reiche verabscheut wird. Da die Bulgaren ihre liegenden Gründe mit den Türken gemeinschaftlich oder doch in deren Nachbarschaft besitzen, so fehlt es natürlich nie an Anlaß zu Streitigkeiten; da sie nun überdieß noch an der russischen Gränze wohnen, folglich gehalten sind, die Festungen mit Proviant zu versehen, Frohndienste und Transportfuhren zu leisten, so stehen sie mit den Türken fortwährend in feindseligem Verhältnisse. Dessen ungeachtet befinden sie sich doch in blühenden Umständen; die reichsten Pächter in den Dörfern sind Bulgaren, und viele unter ihnen besitzen das größte Vertrauen der Türken; die angesehensten Bewohner der Städte, Kaufleute, Handwerker u. s. w. sind ebenfalls fast alle Bulgaren. Die Einfachheit der Verwaltung, die Freiheit des Handels und die, im Vergleich mit andern Ländern, sehr mäßigen Auflagen, machen, daß sie den Ayanen gern einige Ungerechtigkeiten übersehen. Man hat indeß doch viele Beispiele, daß gegründete Klagen der Einwohner die Zurückberufung dieser Beamten veranlaßten.

Die Bulgaren sind mit Einem Worte an den Geist der türkischen Regierung gewöhnt und dieser völlig ergeben, was neuere Ereignisse hinlänglich beweisen. Eine große Anzahl von Bulgaren, die durch persönliche Rachsucht oder religiösen Fanatismus sich hatten hinreißen lassen, erweck-

ren, während des Feldzugs 1829, den gerechten Verdacht ihrer Regierung und folgten, um nachtheiligen Folgen auszuweichen, den russischen Truppen nach Bessarabien, der Moldau und Wallachei. Schon einige Monate nach ihrer Ankunft in diesen Provinzen kehrte eine große Anzahl wieder in ihr Land zurück; auch viele Bulgaren aus Silistria und andern Gegenden bereuten, ihre Heimath verlassen zu haben, und eilten dahin zurück. Nur jene blieben in der Moldau und Wallachei zurück, deren Vergehungen zu auffallend gewesen waren.

Die Maßregeln, die der Sultan gegen diese Entweichungen ergriff, führten unstreitig diese schnelle Rückkehr herbei. Es war nämlich den Ayanen auf das strengste geboten, die Häuser, Gärten oder sonstiges Eigenthum der Bulgaren, die ihre Wohnungen verlassen hatten, sechs Monate hindurch auf keine Weise anzutasten, und ihnen, wenn sie vor dieser Zeit zurückkehrten, Alles unberührt wieder zu übergeben. Diese Verordnung wurde durch die Reise Hussein-Aga's, Ayan von Jambol, der unter dem Vorwande Einkäufe zu machen nach Bucharest kam, in den Fürstenthümern allgemein bekannt; überdieß verbreitete er auch das Gerücht, daß bulgarische Deputirte ernannt werden sollten, um mit ihnen die Mittel zu Verbesserung ihrer Lage zu berathen.

Die Verhältnisse der Gebirgsbulgaren zu den Türken sind ganz anders. Sie bilden in gewisser Hinsicht einen nationalen Körper, der sich sowohl durch die Gewalt der Masse als auch durch den kriegerischen Geist, der ihn belebt, durch Mäßigkeit, Liebe zur Arbeit, Pünktlichkeit und Treue in Erfüllung übernommener Pflichten, in Achtung zu setzen weiß. Die Ayanen und die Wojewoden, von denen sie beherrscht werden, benehmen sich gegen sie, als ob sie ihre Religionsverwandten wären, denn sie wissen, daß die geringste Ungerechtigkeit, die sie sich gegen diese Gebirgsbewohner erlauben dürften, streng bestraft werden würde, wenn sie zur Kenntniß der Pforte gelangte.

Die von den Bulgaren bewohnte Gegend hat den Türken schon oft Lust gemacht, sich dort, so wie in dem benachbarten Serbien, niederzulassen; allein die Furcht, dieses kriegerische Volk aufzubringen und es vielleicht zu veranlassen, in seinen unzugänglichen Schlupfwinkeln die Waffen zu ergreifen, hinderte immer die Ausführung dieses Vorhabens. Die unter dem Namen Dich-Parassi und Dich-Khaki *) bekannten Rechte, die von den Türken in Servien und andern Provinzen so häufig in Ausübung gebracht wurden, sind den Bulgaren unbekannt geblieben.

Diese Bulgaren zeichnen sich vor ihren Landsleuten sogar durch eine Art von Civilisation aus. Sie haben ihre Schulen und lesen geschichtliche und andere Werke, die zu Ofen in slavonischer Sprache gedruckt werden; sie genießen besonders unter den jetzigen Verhältnissen vollkommene Glaubensfreiheit **) und leben in Frieden unter einer fremden Regierung. Nur durch Eine Sache werden noch bisweilen ihre Leidenschaften aufgeregt, durch den Wunsch, das Recht zu erhalten, sich selbst richten zu dürfen. Während die russischen Truppen Sophia, Wratza, Chibla, Gabrowa, Tyrnova und andere Plätze besetzt hielten, blieben sie vollkommen ruhig. Bis zum Jahre 1821 genossen die Bulgaren ausschließend das Recht, Waffen tragen zu dürfen. In jener Zeit aber wurden Mehrere von ihnen, besonders in Niederbulgarien, von dem berüchtigten Bim Bascha Sava *) verleitet, der im Jahre 1817 durch einen gewissen Galati, Ephoren der Hetäristen, beauftragt worden war, Verbindungen im Lande anzuknüpfen, die sich der Verschwörung anschließen sollten. Es glückte Sava, Einige zur Theilnahme am Aufstande zu vermögen; er versicherte die Bulgaren, daß er seine Werbungen unter den Auspizien und mit Vorwissen Rußlands, ja unter einem der Generale dieses Landes unternehme. Die leichtgläubigen Bulgaren gingen in die Falle, und als Fürst A. Ypsilanti im Jahre 1821 mit seinen Hetäristen in Bucharest ankam, kamen aus verschiedenen Gegenden Deputirte **) zu ihm, die im Geheim Alles vorbereitet hatten, um bei Sistof schnell über die Donau gehen und sich dieses Punktes bemächtigen zu können; überdieß brachten sie auch noch die Unterschriften von Mehreren, die an der Unternehmung Theil nehmen wollten. Allein damals schon hatten Ypsilanti's Absichten sich geändert! Er verweigerte ihnen stolz die hunderttausend türkischen Piaster, die sie verlangten und deren sie bedurften, um ihre Operationen einzuleiten, und jagte sie später fort, indem er ihnen drohte, sie bei seiner Ankunft in ihrem Lande spießen zu lassen, wenn sie nicht sogleich nach ihrer Heimkehr den Aufstand organisiren würden. Da diese Unterredung öffentlich vorgefallen war, so wurden die Türken von Allem unterrichtet. Zu spät sahen die unglücklichen Deputirten ihren Irrthum ein, und kaum waren sie von Zimnitza nach Sistof über die Donau gegangen, so wurden sie Alle ermordet. Später traf mehrere Bulgaren, die, ob mit Grund oder nicht galt gleich, verdächtig waren, das gleiche Schicksal, und bald darauf wurde die ganze Bevölkerung entwaffnet.

Gegenwärtig ist nur wenigen bekannten Männern gestattet, Waffen zu tragen. Auch die Pferderennen und das Exerzitium des Dscherid ***) u. s. w. wurden zu jener Zeit verboten. Diese Maßregeln bezogen sich jedoch meist nur auf die Bulgaren des Flachlandes; denn den Gebirgsbewohnern ist größtentheils das Tragen der Waffen unter mancherlei Vorwand noch gestattet, besonders Denen, die unter türkischen Truppen gegen die Albanesen und Bosnier zu dienen pflegen.

*) Die Dehly's und Janitscharen, so wie auch die übrigen Türken, pflegten auf ihren Reisen, besonders in Serbien und Obergriechenland, die Nacht bei irgend einem Christen zuzubringen, wo sie sich satt aßen und tranken. Am andern Morgen, oder nach Verlauf einiger Tage, je nachdem es dem Türken beliebte abzureisen, forderte er den Dich-Parassi oder das Zahngeld. „Zahle mich," sagte er, „daß ich meine Zähne an Deinem Brode müde gekaut habe." Der Dich-Khaki wurde bezahlt, wenn der Reisende ein Pferd hatte. Unter dem jetzigen Sultan, und besonders in den letzten Zeiten, ist dieser barbarische Gebrauch außer Gewohnheit gekommen. Der erste jener Gebräuche gab einst zu folgendem sonderbarem Vorfalle Anlaß: Nach dem Friedensschlusse des Jahres 1829 ging der berüchtigte Karadjanem mit einem Theile seiner Truppen von Schumla nach Rustschuk. Zwei seiner Dehly-Paschen ließen sich von einem reichen Bulgaren in der Gegend von Razgrad den Dich-Parassi bezahlen. Kutschuk-Achmet, Pascha von Razgrad, der es erfuhr, ließ die Unglücklichen verhaften, ihnen die Zähne ausreißen und schickte sie Karadjanem zurück. Es erhob sich hierüber zwischen den beiden Anführern ein Streit, in Folge dessen die beiden Schuldigen enthauptet wurden, und überdieß verweigerte Kutschuk Achmet unter allerlei Vorwänden dem Karadjanem den Einmarsch in Rustschuk: so daß dieser genöthigt war, mit seinen Truppen an den Ufern des Lome zu lagern.

**) Nach dem Kriege fing man an, in einigen Gegenden Kirchen aus Steinen aufzubauen, was früher streng verboten war.

*) Im Jahre 1829 wurden sie zu Bucharest im Hause des Kikhai-Bey Achmet, Seraskiers von Silistria, verrätherisch ermordet.

**) Es waren ihrer siebenzehn. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: Khadji-Mikhalaki von Slivno, Khadji Ivane von Osman Bazar und Khadji Mikhalaki Tscharbadji-Oglu von Philippopolis. Sie wurden Alle, ohne Gnade, zu Sistof ermordet, den Ersten ausgenommen, den das Fieber in Zimnitza zurückgehalten hatte, von wo aus er, nachdem er das unglückliche Schicksal seiner Gefährten vernommen hatte, nach Kronstadt flüchtete. Im Jahre 1830 ward er Abgeordneter der Bulgaren, die nach der Wallachei auswanderten.

***) Eine Uebung zu Pferde, wo man sich gegenseitig lange Stäbe zuwirft.

Seltsame Wette.

Zwei Franzosen, von denen Einer sehr viel, der Andere gar kein Geld hatte, deren Einen den Muthwillen trieb, es los zu werden, und den Andern die Armuth, es zu verdienen, gingen in Paris folgende närrische Wette ein: Der Arme wettete nämlich, einen ganzen Monat lang von Morgens sieben Uhr bis fünf Uhr Abends auf dem Geländer des Pont aux Choux zu sitzen und die ganze Zeit über alle möglichen Arten von Grimmassen zu schneiden. Bereits sitzt er nun schon vierzehn Tage auf seinem Posten und schneidet Gesichter, so viel nur ein menschliches Gesicht zuweg bringen kann. Um aber von den Vorübergehenden nicht mißverstanden und als Spottvogel über das Geländer befördert zu werden, steht ihm einer seiner Freunde zur Seite, der von Zeit zu Zeit das Publikum belehrt, daß die Gesichter nicht ihm, dem verehrlichen Publikum, sondern zwanzig Franken gelten; so viel nämlich trägt ihm jeder Tag für seine pantomimischen Vorstellungen auf dem Brückengeländer ein.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 350. 16 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

5. Die Conciergerie.

Von Ph. Chasles.

Sechzehn Jahre war ich alt, als ich zum erstenmale die Conciergerie sah. Welch ein Gefängniß war Dieß damals! Ein Gefängniß der guten alten Zeit, furchtbarschön, von poetischer Gräßlichkeit! Eine Unzahl von Keichen, ein Labyrinth düsterer Gänge Höllenschlünde gähnender Gewölbe. Mit der Stirne konnte man an den Thürbalken stoßen, der das Eingangspförtchen niederzudrücken schien, und kaum vermochte man tief gebückt hinein zu kriechen. Eine Laterne mit ihrem rothen Schein brannte Tag und Nacht in der Vorhalle. Da sah man noch grimmige Gesichter von Kerkermeistern, rasselnde Schlüsselbünde, Eisenstangen, die Licht und Luft den Zugang wehrten. Mein Lebtag werde ich mich daran erinnern; solche Bilder verwischen sich niemals im Gedächtnisse, und werfen ihren düstern Schatten über ein ganzes Leben. Unter solchen Schrecknissen erstarkt oder erliegt der Mann; sie treiben seine Geisteskräfte zum Keime oder ersticken sie. Gedanken der zärtlichsten Rührung und des bittersten Schmerzes knüpfen sich mir an diese finstern Gewölbe.

Das Jahr Tausend achthundert und fünfzehn und die Conciergerie hinterließen mir zwei tiefe Eindrücke, die im Jahre 1831 noch nicht erloschen sind, nach so vielem Kummer, den ich hier zu beschreiben nicht für nöthig halte, nach so vielen harten Erfahrungen eines Lebens ohne Beschützer und Freund, nach so vielen Schmerzen und Täuschungen, die Jeder für sein ihm besonders zugetheiltes Loos hält, und die das Erbtheil von uns allen sind; sie erloschen nicht unter der Last von fünfzehn andern einsamen, vielbewegten oder kummervollen Jahren.

Ich wollte es noch einmal wieder sehen dieses Gefängniß, wo ich zwei Monate zugebracht hatte, mein Gemüth sehnte sich darnach wie nach dem Grabe vergangener Zeiten, verlornen Glückes und Derer, die 1815 lebten und die ich allein überlebte. Gott weiß es, wie viele Gräber sich um den Menschen in fünfzehn Jahren erheben! Das Gitter, wo meine Mutter geweint hatte, sollte mir noch einmal von ihr erzählen; die Gefängnißnacht, die Vertraute meiner Furcht und meiner Zärtlichkeit, sollte in meinem Herzen eine Quelle von Rührungen wieder öffnen, die von der kalten Welt erstarrt, aber nicht vertrocknet werden. Ich täuschte mich. Die Zeit die den Menschen umgestaltet, verwandelt auch Steine. Der Kerker von 1815 war verschwunden; ich sah die neue Conciergerie von 1831, und fand mein Gefängniß nicht mehr; es betrübte mich.

Im Monat April und Mai des Jahres 1815 gab es mehrere Verschwörungen in Paris, die von Tollköpfen schlecht angesponnen, schlecht geleitet, schlecht vorbereitet, von Menschen unterstützt wurden, die sie nachher zu bestrafen hatten; denn so weit artete die Politik in ihrer äußersten Verfeinerung aus. Ich zweifle nicht, daß mein Name auf der Verschwornenliste stand. Mein Vater, zum Krüppel geschossen und verabschiedet, lebte mit seiner Familie in tiefer Einsamkeit in einem entlegenen Theile von Paris. Nur von fernher drang hier zu uns das Getümmel der Kriege, der Siegeszüge, der umgeschaffenen, umgestürzten und wiedererrichteten Throne wie der Tumult einer brennenden Stadt fern herüber braust, und den Einsiedler auf seinem Felsen weckt. Mich beschäftigte damals, ich muß es gestehen, der Frau von Staël Deutschland mehr, als alle Verschwörungen von Europa. Ich hatte meine Studien beendigt; mein Vater, der den Lauf der civilisirten Welt, vorzüglich die Lage Frankreichs richtig beurtheilte, sah in der Zukunft nichts als untergehendes Glück, Unsicherheit der Lebensverhältnisse, drohende Ungewitter, Kronen, die so unsicher schwankten, wie die Hütte des Alpenbewohners, wenn ein Sturm wüthet. Ich wollte ihm nicht glauben; sein Seherblick hatte den Greis nicht getäuscht.

Wie Rousseau glaubte er, daß die einzigen Hülfsquellen eines Menschen in seiner eigenen Kraft liegen, daß die vollendetste geistige Ausbildung zu Nichts dienen könne, daß in dieser Epoche der Krise und des allgemeinen Umsturzes Jeder, selbst der reichste sein Brod im Schweiß seines Angesichtes zu verdienen wissen müsse. So richtig diese Ansicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen war, so sehr hielt ich sie für übertrieben. Ich täuschte mich; man werfe einen Blick auf die gegenwärtige Weltlage und sage, daß er sich geirrt habe. Diese überall hin verbreitete Erschütterung, der unter unsern Füßen schwankende Boden, unsere Schrecken, unsere Beängstigungen rechtfertigen ihn. Mein Vater schlug mir daher vor, meine völlig wissenschaftliche Erziehung durch die Erlernung eines Handwerkes zu schließen. Man denke sich den Schmerz der verwundeten Eitelkeit eines jungen Menschen, der aus einer Studienanstalt tritt, wo er so oft für griechische Uebersetzungen und

rhetorische Deklamationen preisgekrönt wurde, der Rousseau liest, der sich für einen Denker hält, der mit allen Poren die fieberhafte Aufregung unserer philosophischen Romane und unserer romantischen Philosophie eingesaugt hat. Ein Handwerker! — Nur mein willenloser kindlicher Gehorsam konnte mich unter die gesunde Ansicht meines Vaters beugen, die unter den Verhältnissen, in welchen meine Familie lebte, zwar übertrieben scheinen konnte, allein doch nur eine Uebertreibung des Verstandes war. Ich hielt mich für einen Helden in meiner Resignation, als ich ohne Murren, wiewohl niedergeschlagen, die beste Bürgschaft annahm, die ein Mensch gegen die Stöße des Lebens und des Glückes vorräthig haben kann: ich vertauschte den Studenten, der einen unnützen Aufsatz machen konnte, mit dem nützlichen Setzer einer Druckerei.

Es gab damals in Paris eine Druckerei, die einzig in ihrer Art war. Drei unvollständige Setzerkasten in das zweite Stockwerk eines abgelegenen Hauses in der Straße der Dauphine verbannt, standen einsam und verlassen. Keine Hand regte sich hier, die schöpferischen Bleistücke aus ihrem Schlafe zu wecken und in Gedanken zu ordnen. Der Herr dieser Druckerei war arm, er lebte ich weiß nicht wovon; nicht einmal einen Kalender druckte er. Allein er lebte doch und seine müßigen Pressen, und seine staubüberdeckten Buchstabenkasten lasteten ungenützt auf der Stubendecke des Hauseigenthümers. Ich glaube, daß die Polizei über dieses Haus ein besonders wachsames Auge hielt; mein Vater wußte nichts davon; er sah in der einsamen Oede dieser Werkstätte nur das köstliche Mittel, meine Jugend gegen alle Ansteckung des bösen Beispieles zu bewahren. Hier konnte ich ohne unter Arbeitern zu leben einer werden, und ungefährdet Unterricht erhalten. Mein Vater wählte also den armen Eigenthümer der eingegangenen Druckerei zu meinem Lehrmeister. Drei Monate lang begab ich mich regelmäßig von acht bis drei Uhr in diese einsame Werkstätte.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

6. Wie benahm sich die gegenwärtige Regierung in den innern Verhältnissen von Frankreich?

(Schluß.)

In der Frage über die Pairie hatte man sich übrigens mit einer wunderlichen Hoffnung geschmeichelt. Vom ersten Augenblicke an schien sie mir eine verlorne Frage; denn sie berührte die herrschende Leidenschaft Frankreichs: die Gleichheit. Man lege die Hand an die Freiheit, und man darf sich noch immer mit einem glücklichen Erfolge schmeicheln, selbst bei Denen, die stets das Wort Unabhängigkeit im Munde führen; nur die Gleichheit lasse man unangetastet! Schlüge man auch die herrlichste Sache vor, sie wird mit einer Art von Wuth verworfen werden, wenn man darin nur den geringsten Schein sozialer Ungleichheit zu erkennen glaubt. Dieß ist die Nationalwunde oder die Nationaltugend: als Nationalwunde ist sie unheilbar und wird bis zur Gleichheit des Eigenthums um sich greifen; als Nationaltugend ist sie unbestechlich, und kann nur dem Schwerte unterliegen. Bonaparte hatte in dem Heere wieder einen Adel aufgerichtet: der Adel stammt ja ohnehin vom Eisen; niemals aber wird man von der Tribüne aus mit der Lanze des Wortes eine bürgerliche Erblichkeit erkämpfen, um sie als Schleppträger aller gegenwärtigen und künftigen Minister dienen zu lassen. Wenn sich kaum die alte englische Pairie vertheidigen kann, wird dann wohl die neue französische Pairie sich halten können, die sich bald durch Lieferungen (Fournées)*) vollstopfen, bald von der wählbaren Kammer verstümmeln ließ? Wird wohl eine Pairie ihre Erblichkeit retten können, die nicht einmal das Erblichkeitsprinzip der Krone zu vertheidigen wußte? Wenn diese Schrift ans Licht getreten ist, so wird es dann wohl eine zweite Kammer von in Ruhestand versetzten Staatsbeamten, von Invaliden, die in ihren Bureaux zu Krüppeln wurden, geben, welche Kammer entweder durch eine sogenannte konstituirende Gewalt, oder durch die Einwilligung der Pairs zu ihrem eigenen Begräbniß zu Stande gebracht, und durch einen Zuschuß neuer Pairs verwässert, die königliche Demokratie vervollständigen und sich so gut es gehen will hinschleppen wird. Das hieß doch die Zeit verschleudern, als man ernsthafte Reden über die Pairie hielt, als ob es in Frankreich überhaupt eine Pairie gäbe, als ob in diesem Lande etwas Anderes bestände als eine Thatsache, die Jedermann kennt.

Gelangten aber die Freiheiten zu einer bessern Ausbildung als die Gesetze? Man zähle doch die gegen Flugschriften und öffentliche Blätter gerichteten Prozesse! 228 in Einem Jahre! Man höre doch die gegen die Freiheit der Presse ausgestoßenen Verwünschungen! Man lese doch in den offiziellen und dienstbeflissenen (officiels et officieux) Journalen, und bemerke unter den Freunden der Minister Menschen, die unter Ludwig XVIII und Karl X nichts so sehr begünstigten und anriethen, als Ausnahmsgesetze! Doch diese Stimmung befremdet mich nicht; ich habe es vom ersten Augenblicke an vorausgesehen und vorausgesagt, daß die sogenannte republikanische Monarchie neben der Freiheit der Presse nicht bestehen könne; die legitime Monarchie allein war ihr zu trotzen im Stande. Mit jedem Tage zerstört diese Freiheit das Gebäude, das man aufrichtet, Stein um Stein. Früher oder später wird diese Regierung, die aus den Eingeweiden der Preßfreiheit hervorging, ihre Mutter erwürgen. Dadurch und mit Hülfe unsrer diplomatischen Erniedrigungen könnten wir uns ja die Liebe der absoluten europäischen Monarchien erkaufen; es wird uns zum Schutze der Censur nichts mehr fehlen, als die Zurückberufung der Schweizer.

Das Jüstemilieu, die Freiheit mit Stellen für Mauthbeamte und Gelehrte, sind die Leidenschaft des entarteten und verschlechterten Julius geworden. Man rede uns nicht mehr von Ehre: die Fonds könnten gleich um 10 Centimes fallen, dieser Herr würde sein Portefeuille einbüßen, jener sein Patent als Garderobe-Diener. Bis jetzt konnten es die Ministeriellen von Race noch zu nichts Wei-

---

*) Herr v. Chateaubriand versteht unter diesen Lieferungen außer der Perier'schen die am 5 März 1817 durch Decazes, und am 6 November 1827 durch Villèle stattgefundenen Pairsernennungen. Die Ordonnanz Decazes führte, um diese aristokratische Institution zu Grund zu richten, eine demokratische Majorität ein. Villèle suchte durch seine Ernennung dem aristokratischen Prinzip das Uebergewicht wieder zu verschaffen. und Periers Ordonnanz gibt diese dritte Lieferung, um die Erblichkeit zu stürzen.

A. d. R.

term bringen, als Minister zu machen; es gelang ihnen eine spießbürgerliche Monarchie zu erzeugen; allein ich zweifle, daß die Freiheit sich lange Zeit die Hände am Ofen wärmen wird. Die Franzosen hatten diese Freiheit in ein Feldlager gestellt, sie hat bei ihren Abkömmlingen noch den Geschmack und die Liebe zu ihrer ersten Wiege erhalten; wie das alte Königthum will sie auf dem Straßenpflaster erhoben werden und ihre Deputirten sind Soldaten.

Eben so wenig Sympathie hat die Religion bei der Regierung gefunden, die auf der Bühne den öffentlichen Kultus mit Füßen treten läßt, die heiligen Dinge der Verspottung preisgibt. Diese Regierung geht auf die Jagd der Kreuze aus; sie verfolgt sie bis ins Gefängniß der Marie Antoinette; sie verbannt sie aus den Gerichtssälen; sie würde sie sogar von den Gräbern reißen, wenn es einer eben so dummen als frechen Gottlosigkeit einfiele, diese neue Kirchenschändung von ihr zu verlangen. Glaubt man sich in Harmonie zu setzen mit der Meinung Frankreichs und Europa's durch die Erneuerung dieses antichristlichen Voltairianismus und des Schreckens, des Spottes und des Verbrechens? Man sieht also nicht ein, daß man sich so den innersten Gefühlen der Menschheit entfremdet? Die Heroen unsrer Zeit, die Polen, starben für die Unabhängigkeit ihres Namens und ihres Vaterlandes, indem sie die heilige Jungfrau anriefen, indem sie an ihr Herz eben dieses Kreuz drückten, das der Gegenstand der philosophischen Verachtung unserer neuen Herren ist. Freilich war es den Ueberwindern der Trappisten leichter, ein Kreuz von der Höhe eines Thurmes herabzustürzen, als es aufzurichten, oder ihm auf dem Herzen der Polen zu Hülfe zu kommen.

Vorzüglich, scheint es, hat man es sich zur Aufgabe gemacht, die katholischen Gefühle in denjenigen Provinzen Frankreichs, wo sie noch am wärmsten glühen, dadurch zu verwunden, daß man mit einem Male die Freiheit des Kultus aussprach. Quälereien jeder Art erschöpfen die Geduld des Bauern der Vendée und Bretagne. Diese gläubige christlichtreue und kriegerische Bevölkerung, die Bonaparte bewunderte, ist ein Gegenstand des Hasses für die Vasallen der Quasilegitimität; auf gleiche Weise fürchten sie die östlichen Provinzen, die zwar von einem andern, aber nicht minder hochsinnigen Geiste beseelt sind. Alles was noch einige Erhebung besitzt, ist dem Instinkte der Kipperer des Juliussieges zuwider. Wenn sie einen so großen Schrecken vor dem auswärtigen Kriege haben, so sollten sie doch wenigstens auch einigen Widerwillen gegen Bürgerkrieg empfinden. Eine sehr merkwürdige Schrift macht uns mit der Lage der Royalisten des mittäglichen Frankreichs bekannt. Nachdem ihr Verfasser (Herr von Larcy) die tyrannischen Maßregeln, die von den Lokalbehörden gegen die Einwohner genommen werden, beschrieben hat, sagt er: „Wer hat denn das Recht jetzt unsere Departemente in einen Zustand der l e g i t i m e n V e r d ä c h t i g k e i t versetzt zu erklären, und uns wie ein erobertes Volk zu behandeln? Ja, dieß ist das wahre Wort für unsre Lage: wir sind die Irländer Frankreichs. Wer von unsren Mitbürgern (weß Glaubens er auch sey) denkt nicht noch mit Abscheu an das gehässige Schauspiel, wie in Nimes die Freiheit des Kultus verletzt wurde! Wessen Herz empörte sich nicht bei dem Anblick dieser Soldaten, die die Kreuze umringten, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, und darauf eine große Lücke verursachten, ohne sogar auf Menschenleben zu achten. . . . Ja, Blut ist geflossen, geflossen, damit einige ausländische Handwerker ungestört das Bild des Heilandes der Welt umstürzen konnten.“

Wenn die neue Monarchie, so wie sie gehandhabt wird, in den Wünschen und Interessen Frankreichs war, warum dann im Innern jene Verkäufe von Staatswäldern, diese Vermehrung der Steuern und des Budgets? Warum diese allgemeine Zerrüttung des Handels, das Stocken aller Arbeit, dieses unbehagliche Gefühl der verschiedenen Stände? Warum diese Steuerverweigerungen in mehreren Städten? Warum diese Bewaffnung der ganzen Bevölkerung, warum diese unaufhörliche Vermahnung zur Klugheit, zur Festigkeit, diese ewige Anrufung der Nationalgarde, ohne die man längst schon in den Abgrund hinabgestürzt wäre? Warum diese immer wiederkehrenden Emeutes? Die Minister Karls X entwickelten nicht so viele Soldaten, um einen Thron von zehn Jahrhunderten zu erschüttern, als die Minister Ludwig Philipps, um einen Thron von zehn Monaten aufrecht zu halten. Freilich hat man nicht auf die jungen Leute geschossen, die dem Julius die Krone aufgesetzt, man hat sich begnügt, Einige von ihnen mit Auswahl aus dem Wege zu schaffen und mit geringerem Lärm. Dieser stille Tod ist ganz in Harmonie mit diesen Menschen des Stillschweigens und der Dunkelheit, die kein Zündkraut für die Ehre des Vaterlandes losbrennen würden. Man schiebe so viel man will diese Mißgeschicke auf die Republikaner oder die Karlisten, auf Diesen oder Jenen, eine Thatsache bleibt stehen: Diese Aufstände haben am Tage, wo die Wahlmonarchie eingesetzt, und nach ministeriellem Zuschnitt entwickelt wurde, angefangen.

L i t e r a r i s c h e   C h r o n i k.

Englische Almanache für das Jahr 1832.

1) The Landscap Annual. The Tourist in Italy. Edited by William Roscoe. Illustrated from Drawings by I. D. Harding. London 1832.

2) The Picturesque Annual. Travelling Sketches in the North of Italy, the Tyrol and on the Rhine. With Engravings from Drawings by Clarkson Stanfield etc. London 1832.

Die englische Almanachsliteratur hat dieses Jahr einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Fünfzehn bis sechszehn: „Friendships Offerings“ — „New Years Gifts“ — „Forget me not“ — und „Iuvenile forget me not“ — „Amulets“ und „Keepsakes“ stehen in Gold und Seide prangend am Wege, und rufen der großen und kleinen Welt mit ihren süßen, freundlichen reimklingelnden Stimmchen zu: „Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht!“ Und in der That, wenn man dieses bunte, geputzte kleine Völkchen ansieht, das wir zur Verkürzung unsrer nordischen Winterabende erfunden haben, wie unsre guten lustigen Vorfahren dieselben früher durch den Zauber- und Geisterspuk der zwölf heiligen Nächte, die Christkindbescheerung, den h. Nikolaus, die wilde Bertha, den Knecht Ruprecht, die h. Dreikönigsumzüge, das Ruthenpfeffern am unschuldigen Kindleinstage, die Fastnachtmummereien und tausenderlei andere Kurzweil auszufüllen suchten; so muß man allerdings gestehen, daß wir statt jener derben schauerlichphantastischen Zeitvertreibe in den Almanachen ein ganz artiges Spielwerk ausgedacht haben, das neben unseren Bällen, Konzerten und Theatern ziemlich hinreicht — einen vergnüglichen Winterschlaf zu halten. Freilich gleicht diese stuperische Duodezliteratur ziemlich künstlichen Blumen aus Drath und Seide, aber wir können uns immerhin daran erfreuen, indem wir sie an unsere eisüberfrorenen Fenster stellen und uns auf

den wahren Blumenfrühling, der doch nicht ewig ausbleiben kann, vertrösten.

Indem wir hier das Treibhaus der englischen Winterliteratur durchbotanisiren, beginnen wir mit zwei Almanachen, die an Pracht der Ausstattung wie an Gediegenheit des Inhaltes alle übrigen bei Weitem hinter sich zurücklassen. Italien ist das wahre Mekka und gelobte Land für England. Diese stolze Keyerinsel scheint alljährlich eine bestimmte Anzahl ihrer Söhne nach Rom schicken zu müssen, um dort das Theuerste, was sie besitzen, als Tribut zu lassen — ihr Gold. Dafür erhalten sie nun zwar keinen Ablaß ihrer politischen Versündigungen gegen Europa, die so groß sind wie ihre Nationalschuld, aber sie nehmen aus dem heiligen Lande so viel kostbare Reliquien von Farbenschimmer, Sonnenschein und Orangenduft mit sich, daß sie damit ihr ganzes Nebel- und Beafsteackleben vergolden und parfümiren können. Auch der „Landschaftsalmanach," der mit dem nächsten Neujahre seinen dritten Geburtstag feiert, hat für das reiche England in dem armen Italien seine Schätze gesammelt; wir sagen Schätze, wenn man so sechsundzwanzig köstliche Kupferstiche der köstlichen Landschaften des südlichen Italiens nennen darf. Die beiden ersten Jahrgänge des Landschaftsalmanaches lieferten Bilder aus der Schweiz und dem nördlichen Italien, der gegenwärtige dritte — Ansichten aus dem südlichen Florenz und die Ufer des Arno, klassische Ruinen in der Umgegend römischer und toskanischer Städte, die romantischen Seen und ihre bezaubernden Umgebungen, Neapel mit seiner majestätischen Bai, mit seinen wilden und malerischen Küsten, die schauerlichen Schluchten, die Salvator Rosa durchirrte, und wo Sannazaro sang:

„La bella contrada
Ch' Apennin parte e 'l mar circonda e l' Alpe."

Die vorzüglichsten Meister des englischen Grabstichels haben diese Bilder nach Zeichnungen des Landschaftsmalers Harding ausgeführt. Wir heben als die vorzüglichsten heraus: die Bucht und Ebene von Sorrento von E. Goodhall gestochen, das Innere der mailändischen Kathedrale von Higham; Santa Luzia in Neapel, von J. C. Allen; Puzzuoli mit dem Molo des Caligula, von R. Brandard; der Palast Ghigi zu Arricia von Jeavons; Ponte Santa Trinita in Florenz von J. Redaway. Isola Bella im Lago Maggiore von W. Miller; der Tempel des Clitumnus, von H. Jordan; Genfano, von Smith; Neapel von der Strada Nuova, von W. Radcliffe; Schloß und Bay von Bajá von Willmore u. s. w. Der nächste vierte Jahrgang wird das Küstenland von Genua, das prachtvolle Thal von Aosta u. s. w. enthalten, und mit dem Uebergang über den großen Bernard diese Galerie italienischer Landschaften zu einem vollständigen Ganzen abschließen. Der Landschaftsalmanach ist aber außerdem durch den Herausgeber Roscoe mit einem Reichthum kunstgeschichtlicher Bemerkungen und an' Ort und Stelle gesammelter Traditionen ausgestattet, die eine eben so unterhaltende als belehrende Lektüre gewähren. Folgende Stellen, die wir daraus entnehmen, dürften vielen unsrer Leser noch neu seyn:

Giotto.

„In der ersten Morgendämmerung der Kunst, gegen das Jahr 1285 reiste Cimabue, einer ihrer ersten Wiedererwecker, durch die Campagna von Florenz nach Vespiniano. Auf dem Felde bemerkte er einen Hirtenknaben, der statt seiner Heerde zu warten eifrig beschäftigt war, mit einem zugespitzten Steine auf einem Felsen zu zeichnen. Erstaunt über die Geschicklichkeit, die das Kind verrieth, fragte er es, ob es nicht mit ihm gehen und sein Lehrling werden wolle. Freudig willigte der Knabe ein, und diesem Zufall verdankt Italien seinen berühmten Giotto, den Vater der neuen Malerkunst, und Dante einen Freund und Trost in seiner Verbannung, den er in seinem unsterblichen Gedicht mit den Worten feierte:

„Credette Cimabue nella pittura
Tener lo campo, ed ora ha Giotto il grido;
Si che la fama di colui oscura."

Giotto übertraf in der That nicht nur seinen Meister, sondern füllte auch bald Italien mit dem Ruhm seiner Werke. Rom, Neapel, Florenz, Padua und Avignon wetteiferten, sich mit Schöpfungen seines Pinsels zu bereichern. Der Ruhm des Künstlers gelangte zu Papst Benedikt IX, der einen seiner Hofleute an ihn abfertigte mit der Einladung, St. Peter mit einem Werke zu schmücken. Da aber der Papst zugleich seinem Gesandten aufgetragen hatte, sich eine Probe von Giotto's Kunst zu verschaffen, so erbat er sich, nachdem er seine Sendung ausgerichtet, von dem Meister eine Zeichnung. Giotto nahm seinen Pinsel und zog damit aus freier Hand einen Kreis, so rein als mit einem Zirkel umschrieben. „Siehe da, Eure Zeichnung!" sagte nun Giotto mit lächelnder Miene. Der Höfling, der sich zum Besten gehalten glaubte, erwiederte etwas verbrießlich: „Das ist mir nicht genug" — „Genug und noch zuviel," entgegnete der Maler, nehmt es nur hin und sehet zu was erfolgt." Der Gesandte nahm endlich voll Aergers die Zeichnung, und überbrachte sie dem heiligen Vater. Wie erstaunte er aber, als hier kunstverständige Männer den Ausspruch thaten, daß kein anderer Künstler Italiens ein Gleiches vermöchte. Seitdem ist in Italien unter dem Volke das Sprüchwort entstanden: „Tu sei più tondo che l' O di Giotto." — „Du bist rundköpfiger als das O Giotto's — da tondo im Toskanischen Kreis und Tölpel bedeutet, womit man auf den schmalen Witz des päpstlichen Hofmannes anspielte. Als Dante in seiner Verbannung zu Ravenna lebend vernahm, daß sein berühmter Landsmann zu Ferrara verweile, so lud er ihn zu sich ein, und nun malte er für die Herrn von Polenta mehrere Freskobilder in der Kirche des h. Franziskus. Hier schlossen auch diese beiden großen Männer einen Freundschaftsbund, der nicht wenig dazu beitrug, des Dichters Gram und Bitterkeit zu lindern. Während seines Aufenthaltes zu Florenz im Jahre 1522 erhielt Giotto die Nachricht von dem Tode seines Freundes, die der Künstler, obgleich er mitten auf einer schöpfungsreichen und glänzenden Laufbahn begriffen war, doch tief erschütterte. Eines seiner nächsten Gemälde, das er für den König von Neapel vollendete, war die Apokalypse, zu der er manchen Gedanken aus den früheren Unterhaltungen mit dem erhabenen Dichtergenius geschöpft haben soll. Der König von Neapel selbst ehrte nicht minder Giotto's Kunst als seine geselligen Eigenschaften, und brachte manche Stunde in der Werkstätte des Künstlers mit heiterem Gespräche zu. Als eines Tages der König bemerkte, er sey entschlossen, aus ihm den größten Mann des Königreiches zu machen, erwiederte Giotto; „deßhalb habe ich auch meine Wohnung in der Porta Reale aufgeschlagen, damit sie mich fassen kann." Bei einer andern Gelegenheit sagte der König: „Giotto, wenn ich Du wäre, so würde ich bei so heißem Wetter nicht arbeiten." — „Auch ich nicht, antwortete der Künstler, wenn ich der König wäre." — Als Giotto eines Tages ein Bild vollendet hatte, sagte der König: „Nun, Giotto, wünschte ich sehr, daß Du Etwas in ganz großem Style ausführtest, etwa ein Gemälde von meinem Königreiche." Giotto that wie ihm geheißen, setzte sich an die Staffelei und überreichte dem König bald darauf — einen Esel, der unter einer Tracht von Prügeln erlag, während er nach einer andern noch stärkeren Peitsche mit Huf und Nase inbrünstig zu verlangen schien. Auf beiden Instrumenten der guten Ordnung war die königliche Krone und das Szepter zu sehen. Mochte nun der König glauben, der Künstler habe den Scherz zu weit getrieben, oder wie ihm sonst seyn mochte, Giotto machte sich bald darauf auf den Weg, um andere Städte von Italien zu besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der „Lake Superior" — dieser prachtvolle See ist nicht nur der größte, sondern auch am höchsten gelegene von allen kanadischen Seen. Die größte Breite desselben von Norden nach Süden ist 140 und seine Länge von Osten nach Westen 360 geographische Meilen. Sein Ufer ist eine Länderstrecke von 1509 geographischen Meilen. Seine Oberfläche liegt nach der Berechnung amerikanischer Ingenieurs 625 Fuß über dem Meeresspiegel. Sein Wasser ist wegen seiner Klarheit und Kälte merkwürdig, als die Ursache von letzterer gibt man seine ungeheure Tiefe an. Die Mitte des Sees wurde noch nicht ergründet; in geringer Entfernung vom Ufer maß man 60 bis 150 Faden bis auf den Grund.

•

Der Abbé Chatel zeigt in den Pariser Blättern an, daß am 5 Dezember der Sitz der französisch-katholischen Kirche in das Hôtel Thillet, in der Faubourg Saint-Martin, verlegt worden sey. An diesem Tage werde das Hochamt, mit Musik begleitet, von Herrn Abbé Chatel, Bischof und Stifter der französisch-katholischen Kirche, gehalten werden. Die Adventpredigten werden von Abbé Auzou, „Primatvikar und Pfarrer von Elichy durch Volkswahl," gehalten werden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 351. 17 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

Brasilien liegt zwischen 4° 18′ und 34° 55′ südlicher Länge, und begreift ungefähr den dritten Theil von Südamerika. Es würde sonach nicht Wunder nehmen, wenn man auf einer so riesenhaften Ausdehnung dieses Landes eine unermeßliche Verschiedenheit des Reichthums und der Erzeugnisse fände; allein nicht selten trifft man in einem und demselben Landstrich, in einem und demselben Bezirke Eisen und Diamanten, Gold, Blei und Topasen, man kann neben einander den Maniok, Korn und Mais, den Kaffee und den Weinstock, den Lein und die Baumwollenstaude, die köstlichsten Früchte Indiens, Amerika's und Europa's anbauen; endlich hat der noch gröstentheils jungfräuliche Boden eine so überwuchernde Fruchtbarkeit, daß er mit hundert fünfzig bis fünfhundertfachem Ertrag das Korn verzinst, das Jemand seinem Schoße anzuvertrauen sich die Mühe nimmt.

Mehrere Jahrhunderte hindurch war dieses Land dem Kolonialsysteme unterworfen, das vielleicht minder streng gegen Brasilien als das spanische Amerika gehandhabt wurde; allein dennoch bleibt es wahr, daß die härtesten Prohibitivmaßregeln die Brasilianer unaufhörlich am vollen Genusse der Wohlthaten hinderten, mit denen sie die Natur so verschwenderisch überschüttet hatte. Dem Auslande verschlossen, erschöpfte sich Brasilien, um einige Kaufleute von Lissabon zu bereichern. Der Fuß seiner Bewohner wandelte auf eisengeschwängertem Boden, und bei Strafe, an dem ungesunden Ufer von Angola ihr Leben zu enden, war ihnen verboten, ihre Ackerwerkzeuge anders woher als aus Portugal zu beziehen; sie besaßen überreiche Salzquellen und mußten den europäischen Kompagnien das unentbehrliche Salz abkaufen; sie waren gezwungen, sich an den Ufern des Tajo richten zu lassen, und ihre Söhne konnten nirgends anderswo Unterricht in der Arzneikunde oder Rechtslehre empfangen als auf der hohen Schule von Coimbra.

Das Kolonialsystem hatte übrigens nicht bloß den Zweck, Brasilien verarmen zu machen, es hatte eine noch weit gehässigere Absicht, es wollte es entzweien. Das Mutterland streute die Keime der Zwietracht unter die einzelnen Provinzen aus, in der Hoffnung, dadurch um so länger die Kraft zu erhalten, die ihm nothwendig war, um seine Tyrannei auszuüben. Jede Capitaneria hatte ihren Satrapen, jede ihr kleines Heer, ihren kleinen Schatz; der gegenseitige Verkehr war sehr schwierig, oft wußten sie nicht einmal Etwas von ihrer gegenseitigen Existenz. Es gab in Brasilien keinen vereinigenden Mittelpunkt; die Radien dieses ungeheuern Kreises berührten sich weit außer seinem Bogen.

Als König Johann der VI durch die Franzosen aus Portugal vertrieben, ein Asyl in Amerika suchte, mußte natürlich ein Theil des Kolonialsystems von selbst fallen. Damals erst gründete man zu Rio de Janeiro Tribunale, die in letzter Instanz entschieden; Brasilien wurde den Ausländern geöffnet, und man erlaubte endlich den Einwohnern, die Reichthümer zu benützen, die von der Natur über das Land ausgegossen waren. Allein weiter ging man nicht; nach dieser gewaltigen Anstrengung legte man sich abermals schlafen. Man dachte nicht daran, die Theile des neuen Königreiches, das man proklamirte, homogen zu machen, man ließ ungeschickter Weise die alte Trennung der Provinzen fortbestehen, und Johann VI war zu Rio de Janeiro der Souverän von einer Menge kleiner abgesonderter Staaten, es gab ein Land, das man Brasilien nannte, aber keine Brasilianer.

Johann VI fehlte es an den einfachsten Kenntnissen der Regierungskunst. An seinem Bruder waren alle Sorgen der trefflichsten Erziehung verschwendet worden, während er — der nachgeborne Sohn — der nie zum Thron bestimmt schien, der tiefsten Unwissenheit überlassen blieb. Johann VI war von Natur aus gutmüthig; er konnte niemals eine abschlägige Antwort geben, er bewies sich stets als einen zärtlichen und gehorsamen Sohn, als einfacher Privatmann würde er durch ehrenwerthe Eigenschaften sich ausgezeichnet haben, als König war er eine vollkommene Null.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Hier blieb ich meist allein und hing meinen Träumen nach; oft befiel mich Langweile, die Lehrstunden meines Meisters waren selten, und wenn das Zusammenlesen und Einsetzen der Buchstaben in den Winkelhaken meine Finger ermüdet hatte, so griff ich nach mei-

nem Buch. Wer noch nicht den Ueberdruß an mechanischer Arbeit empfunden hat, kann schwerlich das Vergnügen der Lektüre bemessen. Mit rohen Stoffen hat man es da zu thun, mit Metall, Erde, Holz, mit blinden Kräften, die nur einen passiven Widerstand entgegensetzen, die der Geist des Menschen überwältigen, formen, aber niemals beseelen kann. Wie ganz anders ist es mit dem Gedanken! Mit dem Gedanken, der in aller Herrlichkeit aufstrahlend, schaffend, unermeßlich, Alles durchdringt, ohne festgehalten, gebändigt, gebrochen werden zu können, und mit einer unsterblichen Befruchtung wuchert. Ich wundere mich nicht darüber, daß große Männer im Schoße mechanischer Gewerbe aufgewachsen sind; die Erkenntniß ist für diejenigen, welche einzig nur im Salon erzogen worden sind, ein Spiel, ein Prunk, eine Erholung; für Die, welche den Pflug geführt oder die Feile gehandhabt, wird geistige Beschäftigung eine Leidenschaft, eine Schönheit, ein Kultus, eine göttliche Liebe. Aus der Krambude, aus der Werkstätte oder der Kanzelei des Notars (gleichfalls eine handwerksmäßige Gedankenlosigkeit des Schreiberdienstes) gingen die meisten großen Köpfe hervor: Molière aus der Bude eines Tapeziers; Burns aus einer Maierei, Shakspeare war der Sohn eines Handschuh- oder Wollenhändlers, Rousseau verfertigte wie sein Vater Uhrräder. Lange im Kampfe mit der Natur der äußern Erscheinungen flüchteten alle mit der Kraft glücklicher Enthusiasten in das freie Reich des Gedankens. Selbst ein Geist von untergeordneterem Range würde unter den mechanischen Lehrjahren gewaltig erstarken: und wenn die unermeßliche Weltreform, die jetzt im Werke ist, sich bis auf die Kunst den menschlichen Geist zu bilden, ausdehnt, so zweifle ich nicht, daß endlich der gesunde Menschenverstand obsiegen, und die Wahl eines Handwerkes und ernstes Studium der physischen Natur, selbst bei den Vornehmen und Reichen, den hauptsächlichsten Theil einer jeden Erziehung bilden wird.

Von allen diesen Gedanken stellte sich damals nicht einer vor meine Seele. Ich hatte die Studienklassen verlassen, hatte an einem Trauerspiele zu arbeiten, zärtlichen Träumen nachzuhängen, den Geßner zu lesen. Mit Eifer befliß ich mich meiner Lehre, aber mit welcher Herzenslust kehrte ich stets wieder zu Salomon Geßners faden Schäfereien zurück, deren mattherzige Empfindelei mir das Höchste schien, was Geschmack und Zartheit erreichen können. O ihr Idyllenschäferinnen, Chloe, Daphne, Leukothea! Wie schienet ihr mir schön in der schwarzen traurigen Stube, die keine andern Bewohner als Spinnen, kleine Fenster mit kleinen viereckigen Scheiben hatte, und wo ich nichts hörte, als das durcheinander dudelnde Getön der Drehorgeln mit plärrenden Bässen oder quickenden Diskanten vermischt, das ferne Wagengerassel, das Geschrei eines Epileptischen, der alle Morgen in einer anstoßenden Kammer seine Anfälle hatte, endlich noch das Gemurmel, das aus einem Spielsaale im untern Theile des Hauses heraufstieg.

Am Nachmittage eines Sonnabends hatte ich meinen Geßner, aus dem ich die Daphne in schönen gereimten Herametern zu übersetzen begonnen — dieses Buch, dem ich so große Glückseligkeit verdankte, und das ich heute ungeachtet der zaubervollen Erinnerungen an dasselbe nicht mehr durchblättern möchte — auf dem Setzerkasten liegen lassen. Mein Vater wollte mich am folgenden Tage mit auf das Land nehmen fünf Stunden weit von Paris. Der erste Frühlingsstrahl, das erste Sonnenlächeln, der erste duftgewürzte Hauch der Luft erwartete mich, und wie hätte ich da ohne meinen Geßner genießen können? Um sieben Uhr Morgens war ich schon in der Druckerei. Doch nicht allein die Liebe zu meinem Geßner trieb mich dahin. Die Frau meines Meisters war arm und krank, sein Sohn mit der schrecklichsten aller Krankheiten, der Epilepsie, behaftet, sein Vater litt an der schmerzhaftesten aller bürgerlichen Krankheiten, der Armuth. Das Innere dieses Hauses war eine Höhle des Jammers; es bedurfte aller Sorglosigkeit und Traumphantasmagorie von fünfzehn Jahren, um dort Geßners Idyllen zu lesen und mit dem traurigsten Elend, das im Gefolge der Armuth, der Civilisation, der Krankheit und der Revolution wandelt, die Dichtungen für den Putztisch einer Dame zu vermählen. Ich wollte der kranken Frau, aus Auftrag meiner Mutter, zugleich einiges Labsal bringen; es bestand, wenn ich mich recht erinnere, in frischen Eiern, die sorgfältig in ein Körbchen gepackt, und mit meinen Hirtengedichtchen bestimmt waren, mich in den Kerker zu führen. Alle diese kindischen Einzelnheiten mußte ich erwähnen, um zu zeigen, welche geringfügigen Umstände zusammentreffen mußten, um mich ungeachtet meiner Jugend und meiner Unbedeutenheit in die Gewölbe der Conciergerie zu bringen.

Als ich anlangte, fand ich am Fuß der dunklen, schmalen Schneckenstiege, die zur Wohnung meines Meisters hinaufführte, zwei Männer, die mich neugierig beäugelten. Ich schenkte diesen Schildwachen in ihren abgeschabten Röcken keine Aufmerksamkeit, und nachdem ich mein kleines Korbfutter auf den Tisch eines kleinen Vorgemaches ausgepackt hatte, stieg ich in meine Werkstätte hinauf. Als ich mit meinem Buche in der Hand wieder herabkam, bemerkte ich durch die geöffnete Thüre einen Mann, dessen Brust die weiße Schärpe zierte, und der mit dem Ausdruck der Gleichgültigkeit und höchsten Langeweile im Gesichte an einem Kamine lehnte. Ich trat in die Stube meines Meisters, um mich nach dem Befinden der armen Frau zu erkundigen. Kaum war ich über die Schwelle getreten, als mich zwei Männer packten, und vom Kopf bis zum Fuß untersuchten. Ich mag nicht sagen, mit welcher schamlosen Genauigkeit man hiebei zu Werke ging; ich war stumm und starr vor Erstaunen. Das durchdringende Auge des Polizeibeamten war unverwandt auf mich gerichtet; eine Brieftasche, in der sich der Entwurf zu meinem Trauerspiele, die Hoffnung meiner Unsterblichkeit, befand, wurde sorgfältig eingepackt, versiegelt und überschrieben. Man befragte mich um Namen, Alter und Stand, man schrieb diese merkwürdigen Aufschlüsse nieder, und ohne sich die Mühe zu geben, mir zu sagen, was man mit mir vorhatte oder von mir wissen wollte, befahl man mir zwei ehrenwerthen Männern zu folgen, die in schwarzen Röcken und schwarzer Halsbinde ohne Hemdkragen, und mit Stöcken bewaffnet, mich auf die Polizei führten.

Die Herren, die mir zur Begleitung dienten, waren so höflich wie die Schergen des Lustspieles. In ihre Katzen- und Tigerfreundlichkeit, die fast alle Leute dieses Handwerkes auszeichnet, welche von dem menschlichen Elend zu leben pflegen, mischte sich vielleicht einiges Mitleid mit meiner Jugend und meinen naiven Fragen. Während wir über den Pont Neuf gingen, suchten sie mich zu beruhigen und zu trösten. Die Weiber, deren Instinkt alle Leiden

ahnet, betrachteten mich mit mitleidigen Blicken. Auf meine Fragen erwiderten sie, es handle sich bloß um eine Formalität, ich würde bald meiner Familie zurückgegeben werden, und der Zufall, der mich zu dem Drucker geführt habe, welcher eines politischen Vergehens angeklagt sey, könne keinen hinreichenden Grund zu Verdacht, noch weniger zu einer längern Verhaftung geben; endlich ließen sie mich hoffen, daß ich noch diesen Abend meine arme Mutter wieder sehen würde, und so betrat ich ohne Furcht das Gebäude, das man die Polizei nennt. Man hat nichts vergessen, um diese wichtige und schöne Magistratur, die Aedilenbehörde von Paris, abscheulich zu machen. Statt ihr einen würdigen Palast anzuweisen, hat man für sie eine schmutzige Grube ausersehen. Es steht von der Civilisation zu erwarten, daß sie diesen unsinnigen Mißgriff gut machen und der Behörde des öffentlichen Schutzes und der Wohlthätigkeit ihre befleckte Ehre, ihre wahre Bestimmung zurückgeben wird. Ich kam durch die Bureaux, ich stieg einige Treppen hinauf, meine Begleiter verließen mich; man stieß mich an den Schultern vorwärts, ich befand mich in einem länglich viereckigen Saale, dessen Dunst mich zu ersticken drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Saint-Simonistische Papstweihe und Finanz-Assoziation.

Schon seit einiger Zeit hörte man von einer grossen Kirchenspaltung, die unter den Saint-Simonisten ausgebrochen sey, wobei der Vater Bazard und der Vater Enfantin, die beiden Häupter der neuen Kirche, sich getrennt, und letzterer sich aus eigener Machtvollkommenheit, als das einzige Oberhaupt, festgesetzt (posé, wie es die Saint-Simonianer in ihrer Terminologie heißen). Wirklich fand auch seine feierliche Einsetzung als einziger Saint-Simonistischer Papst am 27 November in einer großen Versammlung der neuen Gläubigen in ihrem gewöhnlichen Sitzungssaale in der Straße Taitbout statt. Wir entnehmen die Beschreibung dieser kuriosen Feierlichkeit dem „Globe,“ dem Organ der Saint-Simonianer, wobei wir so viel als möglich dem geschraubten Saint-Simonianer Styl treu zu bleiben versuchen wollen.

„Gestern wohnte die Saint-Simonistische Familie, umgeben von einem zahlreichen Publikum, das sich zu unsern Predigten drängt, einer Szene bei, die den tiefen Stempel der Religiosität trug, und bei welcher jedes Mitglied seine Liebe und Verehrung für unsern höchsten Vater verzehnfacht fühlte, da er in einem jener erhabenen Momente, die Gott denen aufgespart, deren Stirne er mit seinem Siegel bezeichnete, Allen hundertmal moralischer und besser, hundertmal größer und tiefer, hundertmal mächtiger und schöner, hundertmal mehr Prediger erschien, als er sich ihnen jemals kund gegeben. Mittags nahm unser höchster Vater Enfantin, begleitet von dem Vater Olinde Rodriguez, seinen Sitz ein; ein leerer Armstuhl an seiner linken Seite bildete das Symbol des von uns noch erwarteten Weibes.*) Der Vater Olinde Rodriguez setzte sich zu seiner Rechten nieder. Die Versammlung war sehr zahlreich. Alle Gänge und Treppen waren gesteckt voll.

„Unser Vater Enfantin bezeichnete in seiner Rede den Familien und dem Publikum den neuen Weg, den wir jetzt einschlagen werden: „Bis jetzt,“ sagte er, „sind wir Publizisten und Philosophen gewesen; wir untergruben die alte politische Ordnung, die sich auf Uebertragung durch Geburtsrecht gründet, und legten den Grund zur politischen Ordnung der Zukunft, die sich auf eine hierarchische Verbrüderung nach dem Gesetze der Kapazität gründet. Wir wollen jetzt für die Moral thun, was Andere für die Politik gethan haben.“

„„Der Saint-Simonismus war bisher eine Lehre und wir waren die Lehrer. Wir haben unterrichtet, wir wollen jetzt realisiren, denn die Zeit drängt, und es braucht mehr als Lehren für die Massen, welche leiden, und für die Bürger, die vor Schrecken in Verwirrung stürzen oder sich aufreiben. In dem Werke unsrer moralischen Wiedergeburt erwarten wir viele Angriffe, so wie wir sie lange auszuhalten hatten, als wir sagten, daß die Eigenthumsverhältnisse zu verbessern seyen, und daß wir sie verbessern würden. Aber bei der moralischen Wiedergeburt werden die Angriffe, die uns erwarten, vielleicht heftiger und verletzender seyn, als bei der politischen; denn die Moral ist das Prinzip des Menschen; sie ist sein Leben. Ich weiß zum Voraus, daß wir vorzüglich in Kampf gerathen werden mit dem Hasse der unmoralischen Menschen, mit Allen, die nur mit größter Ungeduld das Joch des christlichen Gesetzes tragen, und sich in beständiger Empörung gegen die Vorschriften der Moral befinden.“

„Unser Vater Enfantin trug diese Worte mit ruhiger Stimme und imposanter Würde vor. Seine Worte gingen langsam von seinem Munde aus und durchdrangen sanft die Versammlung. Er sprach mit Begeisterung ohne Kunst, und deßhalb gebot auch der majestätische Klang seiner Rede der im Saale zusammengedrängten Menge tiefes Stillschweigen.

„„Wir sind also jetzt Apostel,“ fuhr er fort. „Eines unsrer Gesichter ist auf einen Augenblick umschattet, verdunkelt, verschwunden; es ist das des Wissens, des Dogma. Ein anderes erhebt sich und wird strahlend aufgehen; es ist das der Industrie, des Kultus; es wird dargestellt durch Olinde Rodriguez, der die Geschäfte der alten Welt verließ und begleitet von der Urfamilie zu uns gekommen ist; durch Olinde Rodriguez, den Erben Saint-Simons, der uns alle in den neuen Glauben eingeweiht hat und gegenwärtig zu meiner Rechten sitzt.

„„Ich habe Euch noch zwei Hauptakte der neuen Autorität einzuhändigen: Unser Apostolat kann vorerst nur noch von Männern ausgeübt werden; das freie Weib hat noch nicht gesprochen. Das Weib, das unter dem alten Gesetze den Mann zum Herrn, unter dem neuen zum Beschützer hatte und in der Zukunft zum Gefährten haben wird, ist noch im Stande der Unmündigkeit. Das moralische Gesetz der Zukunft ist Gleichheit des Mannes und des Weibes; die Ehe wird die innigste und religiöseste Vereinigung seyn. Bis dahin, wo das freie Weib sich offenbaren wird, soll kein Weib an unserm Werke Theil nehmen. Alle Weiber, die wir vorläufig in den Abstufungen der Hierarchie eingetheilt haben, sind für uns unter einander gleich bis dahin, wo jede von ihnen mit dem Manne gleich seyn wird. Nun, Rodriguez, verkündet der Familie und dem Publikum Euer erstes Bekenntniß.“*)

„Hierauf erhob sich der Vater Rodriguez und las mit starker Stimme Folgendes ab:

„„Saint-Simon, mein Meister, offenbarte mir die politische Zukunft der Arbeiter. Er lehrte mich die Würde der Industrie kennen, mich, den Zögling der modernen Wissenschaft, der das Werk von Menschenhand vollbracht verachtete und nur bewunderte, was der Geist erschuf. Saint-Simon offenbarte mir, wie die Macht des Geldes, gegenwärtig noch die Verderberin der Welt, einst eine moralische Kraft werden würde. Er offenbarte mir, wie Wissenschaft und Industrie, Theorie und Praxis, deren tiefen Zusammenhang die Welt noch nicht kennt, einst sich vereinigen würde zum Glücke der Welt, unter der religiösen Begeisterung der schönen Künste, die selbst in ihrer erhabensten Quelle — in der Liebe Gottes und des Menschen — sich verjüngen würden.

„„Ich komme in die Mitte der alten Gesellschaft, die noch im Kampfe liegt, die jeden Tag weiter schreitet, wie dieß so viele erleuchtete und falsche Propheten gesagt haben, ich komme, um die friedliche Gesellschaft der Arbeiter einzusetzen und anerkennen zu lassen, die künftig weder Schwert noch Flinte haben wird. Und hiemit denn zuerst mein Glaubensbekenntniß.

„„Ich bin in der Religion geboren, welche die Menschen über die Macht der moralischen und politischen Einheit belehrte; in der Religion, deren Oberpriester für alle Völker der Welt betete; in der Religion, be-

*) Das Saint-Simonistische Dogma von Erlösung des Weibes oder — wie sie es nennen — der Ankunft des freien Weibes, ist nicht neu. Schon Wilhelm Postell, ein Normann (gest. 1581) behauptete, so wie das männliche Geschlecht durch Christus erlöst worden sey, so müsse es auch mit dem weiblichen durch ein Weib geschehen. Postell bezeichnete als diesen weiblichen Christus eine damals zu Venedig lebende Jungfrau.
A. d. R.

*) Acte, wie es die Saint-Simonisten heißen.

ren großer Prophet verkündete, daß man einst aus den Lanzenspitzen Pflugscharen schmieden werde; in der Religion, deren Bekenner in der ganzen Welt zerstreut und vereint und verfolgt die Befreiung der Arbeiter durch die Erfindung der Wechselbriefe begannen. Ich bin als Jude geboren, allein mein Vater wollte aus mir einen Mann für die Zukunft, nicht für die Vergangenheit bilden; ich beging nie den jüdischen Ritus. Saint-Simon ließ mich in der Tiefe meiner Sympathie die erhabene Religion begreifen und fühlen, die über das heidnische Rom und die Barbaren siegte, indem sie die menschliche Selbstverleugnung zur höchsten Macht erhob; indem sie wenigstens im Dunkel des häuslichen Herdes die Würde des Weibes heiligte; indem sie alle Klassen der Gesellschaft zu einer wenigstens geistigen Gemeinschaft berief, die der untrügliche Vorbote einer reellern und ausgedehntern Gemeinschaft, der herrliche Herold einer allgemeinen Verbrüderung aller Kinder eines und desselben Vaters ist. Allein ich bekannte mich doch nicht zu dem System des Christianismus; mein Geist, durch das Studium positiven Wissens entwickelt, konnte nicht jene veralteten Dogmen annehmen, die schon seit dreihundert Jahren von der Axt des Protestantismus und der Philosophie getroffen wurden. Was bin ich also? Atheist? Nein. — Ich bin Saint-Simonianer; ich bin der frömmste Saint-Simonianer nach dem, den ich hier begrüße als den moralischsten Menschen meiner Zeit, als den würdigen und wahren Nachfolger Saint-Simons, dessen erster Schüler ich war.

„..Ich muß hier einige Worte über die wahren Folgen der Julius-revolution beifügen. Das Volk, das seine Entlassung nicht gegeben hatte, erhob sich, um Betrug und Gewaltthat niederzuschmettern; in seinem täglichen Schweiß gebadet, gab es sein Blut hin, um Treue und Glauben zu fordern. Und noch immer erwartet das Volk den Lohn für sein Werk der drei Tage. Die Saint-Simonisten allein wandelten auf der Bahn des Fortschreitens fort, das durch die Explosion des Julius angedeutet wurde, das in einem Augenblicke Europa in einen Vulkan verwandeln konnte; die Saint-Simonisten allein nehmen jetzt die Moralität des Volkes von 1830 auf sich, und versuchen es, das Werk der drei Tage auf dem Wege der Ueberzeugung und Lehre fortzusetzen.

„..Im Namen des lebendigen Gottes, der in den Augen der Menschen stets der größte, der verehrteste, der mächtigste seyn wird; im Namen der ärmsten und zahlreichsten Klasse, die uns Alle durch ihre Arbeit ernährt; im Namen der Fabrikanten und Arbeitsleute, die als Opfer einer Organisation gefallen sind, welche jenen nichts als einen abscheulichen Bankerott und diesen nichts als den Hungertod läßt; im Namen des Lyoner Blutes, das in dieser schrecklichen Katastrophe vergossen worden ist, beschwöre ich Euch Alle, die Ihr die Leiden mitfühlt, welche ich heilen will; die Ihr mit der Zukunft sympathisirt, die wir erwarten; der frommen Aufforderung Gehör zu geben, die ich jetzt an Euch richte. Bringt Saint-Simon, bringt ihm, der die moralische Kraft des Geldes gründet, einen Theil Eures Geldes als Geschenk oder Anleihen zum Opfer; so viel in Euren Kräften steht, so viel Eure Liebe gebietet. Ich werde Alles mit Freuden annehmen und gewissenhaft darüber Rechenschaft geben. Bankiers, Kapitalisten, Grundbesitzer, Ihr Alle, die Ihr die Werkzeuge der Arbeit in den Händen habt, interessirt Euch für meine Unternehmung, denn sie ist Euch nützlich: Ihr wünscht das Steigen Eures Vermögens, Eurer öffentlichen Fonds, und Ihr wißt wohl, daß der innere Friede die Bedingung davon ist. Ihr zittert bei dem Gedanken an Plünderung, die Emeute erfüllt Euch mit Entsetzen, eine wegen Lärm in den Straßen geschlossene Bude betrübt Euch mehr als der feierlichste Leichenzug. Wohlan, ich werde für Euch arbeiten, denn ich unternehme es, Alle zu überreden, Allen zu beweisen, daß der Friede für Alle das kürzeste Mittel ist, um Fortschritte zu machen. Dieß ist die Theorie, welche Saint-Simon sein ganzes Leben gelehrt hat, und welche die Saint-Simonisten ins Werk setzen wollen. - Bankiers, ich habe Euch Alle erkannt und beurtheilt; Ihr Alle wußtet nichts von meiner Bestimmung, ein Einziger ausgenommen, der seit drei Monaten, wie von einer geheimen Ahnung gedrungen, mir unaufhörlich sagte, daß meine Stelle nicht auf der Börse sey. Nun aber spreche ich kühn zu Euch — Ihr werdet mich verstehen. Rothschild, Lafitte, Aguado haben nichts so Großes unternommen, als ich unternehmen werde. Sie Alle gaben nach dem Kriege dem Besiegten den nöthigen Kredit, um den Sieger zufrieden zu stellen. Sie vollbrachten Großes, und ich war der erste, der es bemerkte und vor sieben Jahren — Dank sey es Saint-Simon — öffentlich aussprach. Allein sie diskontirten die Zukunft der politischen Restauration, und schon hat diese Zukunft für sie ihr Ende erreicht. Man wird jetzt keine so große Kreditoperation mehr sehen, wie sie diese drei famosen Männer durch die reißendschnelle Zunahme ihres Vermögens ausführten, und alle drei fühlen bereits im Grunde ihres Herzens, daß ihre Laufbahn bald vollendet seyn wird. Ihre Bestimmung endigt und die meinige beginnt. Man wird an den Börsen von Paris, London und Berlin die politische und finanzielle Zukunft der friedlichen Arbeiter diskontiren. Ich unternehme es, den Saint-Simonistischen Kredit zu gründen.

„..Aber ich rufe auch zu andern Männern als zu solchen, die Geld besitzen. Ich rufe zu den Künstlern, die das Volk lieben, und zu den Frauen, die stets den Frieden zwischen den Männern gewollt; die stets dazu beitrugen, die Rohheit der Männer zu mildern. Wo ist der Dichter, der wahrhaft das Volk liebt; der glorreich durch die Besingung Napoleons und der Volksfahne künftig die Hoffnung des arbeitenden Volkes besingen wird, das keinen Krieg mehr will? Wo ist der Saint-Simonistische Beranger, der Thyrtäus des Friedens, dessen Töne den Schrecken der Schlacht Halt gebieten, und Herren und Arbeiter zu dem neuen Glauben bekehren werden? Auch der Tonkünstler trete hervor, dessen berauschende und mächtige Musik, reicher noch als die Rossini's und Bethovens, die Hymnen der Zukunft begleitend, durch ihre Melodien sich des Zaubers der Rührung bemächtige, die der Musik aufbehalten ist. — Ihr Maler, befleckt nicht mehr Euern Pinsel, indem Ihr unsern Augen eine ausschweifende blutbefleckte Freiheit vorführt; würdige Erben Raphaels und Davids, begeistert Euch an den Leiden der Tochter des Volkes; laßt uns das Weib der Zukunft bewundern, die ihr Leben, ihren Glauben in die Mitte der Streiter wirft, um sie in der Liebe Gottes und der Menschen zu vereinigen. Ihr Bildhauer, laßt aus dem Marmor den friedlichen Moses hervorspringen! Ihr Baukünstler, wo sind Eure Plane zum Tempel des Friedens? Ihr politischen Schriftsteller, Journalisten, die Ihr die öffentliche Meinung aussprecht, sagt künftig, was Ihr von den Saint-Simonisten und mir haltet! Gibt es unter allen Begebenheiten, die Ihr aufzeichnet, eine glänzendere als die des Saint-Simonismus? Untersucht mit aller Schärfe Eures Geistes, Wer wir sind und Was das Ziel, auf das wir losgehen. Ihr Alle wollt das Fortschreiten, aber Ihr könnt Euch nicht über die Mittel dazu verständigen. Ihr Alle arbeitet an einem großen Werke, das zwar nicht das der Saint-Simonisten ist; aber wir sind deßhalb nicht Feinde. Seht zu, ob nicht zwischen uns und Euch ein öffentlicher Friedensvertrag über gesetzliche Ordnung und Fortschreiten unterzeichnet werden könne? Untersucht es und sagt es.

„..Auch die Frauen werden unserer Aufforderung entsprechen; sie werden unser Wirken auf die armen Klassen durch die Milde ihrer Sympathie unterstützen. Ihr politischer Einfluß wird in der Zukunft ganz Macht, ganz Moral seyn. Sie werden kommen, und unter ihnen wird sich bald die liebenswürdigste, die geliebteste, die moralischste offenbaren. Und die Könige von Europa werden mich meine Lebensbahn hinziehen lassen, wie ein Schiff, das eine neue Welt sucht; denn auch sie wollen den Weltfrieden, und erwarten, um völlig in das Fortschreiten einzuwilligen, Nichts als ein mächtiges Unterpfand von der Loyalität Derer, die es verkünden; und dieses Unterpfand ist das Werk der Saint-Simonisten. Mein Ehrgeiz wird befriedigt seyn an dem Tage, wo sie es anerkannt haben werden.“"

(Schluß folgt.)

Schulwesen in Rußland.

In Petersburg ist von der russischen Regierung eine technologische Schule eröffnet worden, in welcher 132 Zöglinge auf Staatskosten Unterricht erhalten. Es wird darin Technologie in ihrem ganzen Umfange, Maschinenbau, Chemie u. s. w. gelehrt. Denjenigen Zöglingen, die ihre Studien mit Auszeichnung vollenden, sind Privilegien zugesagt, die für Russen von großer Wichtigkeit seyn mögen, immerhin aber sonderbar genug klingen. Sie werden von der Konscription und von Körperstrafen befreit seyn: sie dürfen Handwerke und Gewerbe treiben, ohne sich in eine bestimmte Zunft oder Gilde einschreiben zu müssen u. s. w., und können diese Privilegien auf ihre Kinder vererben, so lange dieselben das gleiche Gewerbe treiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 352. 18 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Minister, die in Johanns VI Namen regierten, waren nicht ohne Talente; aber keiner von ihnen kannte Brasilien genug, um die Wunden zu heilen, die das Kolonialsystem diesem Lande geschlagen hatte, um die getrennten Theile zu vereinigen und ihnen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Thätigkeit und des Lebens zu geben. Don Rodrigo Graf de Linhares hatte großartige Ideen; allein er wollte Alles auf Einmal anfangen und vollenden; in einem Lande, wo Schwierigkeit auf Schwierigkeit sich thürmte, sah er keine einzige; er maß die Größe seiner Ideen nicht mit den kleinen Mitteln, die ihm zur Ausführung blieben; von Charlatanen, die ihn umgaben, noch mehr aber durch seine heiße Einbildungskraft zum Besten gehalten, glaubte er schon gigantische Entwürfe ausgeführt, die kaum in einigen Jahrhunderten vollendet werden konnten. Seine Nachfolger, alt und kraftlos wie sie waren, sahen in Brasilien stets nur Europa, und ließen die Dinge in dem Zustande, worin sie sie gefunden hatten. Antonio de Villanova von Portugal, der letzte Minister, den Johann VI als unumschränkter Monarch hatte, war ein redlicher Mann, und besaß einige Kenntnisse in der Landwirthschaft, politischen Oekonomie und Jurisprudenz: aber seine veralteten und armseligen Ideen standen weder im Einklang mit den Anforderungen des Jahrhunderts, noch mit den neuen Bedürfnissen der portugiesischen Monarchie. Die Emanzipation Brasiliens, die im Grund genommen schon mehrere Jahre entschieden war, schien ihm ein unausführbarer Traum; er besaß Rechtschaffenheit, und war von Betrügern und Verschwendern umgeben; er wollte Gutes stiften und richtete nur Unheil an. Thomas Antonio vermochte weder die Revolution, die bald darauf in Portugal ausbrach, vorherzusehen noch aufzuhalten, und er ließ sie fast mit Blitzesschnelligkeit alle Provinzen Brasiliens durchdringen.

Um diese Zeit glaubten noch die Bewohner dieses Landes, für den König, den ihnen die Vorsehung bestimmt zu haben schien, jene abgöttische Ehrfurcht bewahren zu müssen, von der man gegenwärtig in Europa nur noch leise Spuren entdeckt. Johann VI insbesondere hatte die Liebe seiner Völker durch seine Gutmüthigkeit und jene Herablassung erworben, die vortheilhaft genug gegen die hochfahrenden Herrenminen der vormaligen Gouverneure abstach. Johann VI hätte den schönsten Edelstein der portugiesischen Krone erhalten können, wenn er das Mutterland seinem Schicksal überlassen, und in der Mitte der Brasilianer verweilend, die ihn anbeteten, das Kolonialsystem bis auf die letzte Spur abgeschafft, und so ein brasilianisches Reich gegründet hätte. Allein um an dieses Ziel zu gelangen, bedurfte es größerer Energie, tieferer Kenntniß der Menschen und Dinge, als der unwissende und gutmüthige Sohn des Königs Don Joseph besaß. Johann VI wurde das Spielzeug einer strafbaren Intrike.

Die portugiesische Revolution war das Werk einiger aufgeklärter Menschen; die Masse der Nation konnte weder den Zweck noch die Prinzipien dieser Umwälzung begreifen. Da der König von den Portugiesen geliebt wurde, so sah man ein, daß die beabsichtigten Veränderungen weniger unpopulär erscheinen würden, wenn man ihn darein zu verflechten im Stande wäre, und man beschloß demnach, Alles aufzubieten, um den Hof in den Schooß des Mutterlandes zurückzuführen. Johann VI liebte Brasilien; die zutrauliche Servilität der Bevölkerung dieses Landes gewährte ihm den vollen Genuß einer unbeschränkten Herrschaft, ohne die anderswo damit verknüpften Unannehmlichkeiten; aber um die Wahrheit zu sagen, auch die Furcht, das Meer noch einmal zu durchsegeln, fesselten ihn an den amerikanischen Kontinent. Es war nothwendig, ihm sorgfältig den Plan zu verheimlichen, den man entworfen hatte, um ihn zum Genossen einer Revolution zu machen, die er verabscheute: man wußte ihn zu überreden, daß seine Anwesenheit die rebellischen Portugiesen zu ihrer Pflicht zurückführen würde, und durch diese List siegte man mit einem Male über seine Neigungen und seinen Widerwillen. Johann VI befand sich noch auf dem Schiffe, das ihn nach Europa zurückgeführt hatte, als bereits alle ihm vorgespiegelten Trugbilder verschwunden waren. Seine Cortes schrieben ihm die strengsten Gesetze vor, und gingen so weit, ihm die Stunde seiner Landung zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien, wie es ist.

V. Zustand der Wissenschaften und allgemeinen Kenntnisse.

(Schluß.)

Chemie wird nur in der Schule der Pharmacie gelehrt, um den medizinischen Vorschriften zu genügen. Die Spa=

nier sehen in einem Chemiker nur den Apotheker und so wird nun auch der gegenwärtige Professor Don Antonio Moreno betrachtet, der seine Wissenschaft zu Paris studirte, und sie in ihrer fortgeschrittenen Ausbildung mit einer großen Beredsamkeit, die anderswo gewiß Aufsehen erregen würde, vorträgt. Die Vernachlässigung der Chemie rührt indeß nicht von einer Geringschätzung oder Abneigung der Regierungsgewalt gegen diese Wissenschaft her. Die Chemie erfordert eine unermüdliche Aufmerksamkeit, und kann in ihrer höheren Ausbildung nicht erlernt werden, ohne eine Folgereihe genauer und mühsamer Versuche; jedes Ding aber, das Sorgfalt, Genauigkeit und Anstrengung erfordert, scheint den natürlichen Anlagen des Spaniers zu widersagen. Physische und moralische Unordnung ist das eigentliche Element, in welchem ihm wohl ist.

Daher gibt es zu Madrid zwar Arzneihändler, aber keine Chemiker, und selbst die wichtigeren Heilmittel, wie Ammonium, die Aether, die Emetica, schwefelsaure Salze u. s. w. werden nicht in der Hauptstadt bereitet, sondern von Frankreich eingeführt. Die mathematischen Wissenschaften scheinen der Intelligenz des katholischen Königreiches besser zuzusagen, „weil man sie," wie Faure bemerkt, „bereits fertig vorfand, und nur zu begreifen braucht;"*) allein die einzigen Personen, die sich mit diesem Studium abgeben dürfen, sind junge Militärs, die für die Artillerie oder das Geniewesen bestimmt sind; übrigens braucht man es den Uebrigen nicht ausdrücklich zu untersagen, da sie wohl wissen, daß sie sich nur Verfolgungen aussetzen würden. Selbst in den Militärwissenschaften, deren Studium doch eigentlich ermuntert wird, sind die Spanier hinter den übrigen europäischen Nationen weit zurück. Das Wenige, was in ihren Schulen gelehrt wird, ist Uebersetzungen französischer Werke entliehen, und selbst dieses Wenige wird schlecht gelehrt. Botanik, die weniger Mühe erfordert als Chemie und die übrigen Naturwissenschaften, hat einige Fortschritte gemacht, und mehrere Männer, wie Cavanilles, Ruiz, Pavon und Lagasca, haben sich in diesem angenehmen Studium ausgezeichnet.

Die spanische Arzneikunde befindet sich auf der niedrigsten Stufe, und allem Anschein nach wird sie es auch ferner noch bleiben, um der Geistlichkeit nicht im Lichte zu stehen, mit der sie im Schooße der Familien, und am Sterbebette in stete Berührung kommt. Da man außerdem die Ueberzeugung schöpfte, daß diese Wissenschaft unvermerkt zum Materialismus zu führen pflege, so hielt man es im Interesse der Religion und ihrer Diener gerathen, dieses Studium so viel als möglich niederzuhalten — und wirklich wurde dieß auch mit großem Erfolge ausgeführt. In Spanien sind Aerzte und Wundärzte größtentheils arme Teufel, Menschen, denen Vermögen und oft der tägliche Unterhalt fehlt, die um einen Schilling oder auch noch weniger ihre Besuche machen, und eben so unwissend als übelberüchtigt selbst von denen verachtet werden, die ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen nöthig finden. Aller Orten kann man Aushängschilde mit einem daran befestigten Barbierbecken und der Inschrift: „Cirujano y Comadron" — Wundarzt und Geburtshelfer — lesen, und um diesen Titel zu erlangen, muß man anfangs Krankenwärter in einem Spitale gewesen seyn, dann einige Vorlesungen besucht haben, zum Schein eine Prüfung bestehen, und vor Allem die Erlaubniß zur Ausübung des Geschäftes kaufen.

Außerdem gibt es auch noch Doktoren in beiden Fächern der Arzneikunde, der Medizin und der Chirurgie, welche innerliche Krankheiten behandeln, gelegentlich Operationen machen, obgleich stets mit großer Ungeschicklichkeit, und wichtige Stellen, namentlich die Lehrstühle, in Besitz haben. Nicht ein einziger Spanier hat sich in der Anatomie einen Namen erworben, was auch nicht möglich ist. Der Versuch, Leichen unter das Anatomiemesser zu nehmen, würde einen Aufruhr verursachen, und jedenfalls Dem, der einen so kühnen Schritt wagte, das Leben kosten. Madrid besitzt nicht ein einziges gutes anatomisches Präparat, und was die Sammlung von Wachsmodellen im Kollegium von San Carlos betrifft, auf welche die Spanier so unwissendstolz sind, so könnten dieselben, selbst wenn sie noch vollständiger wären, als sie wirklich sind, nie eine Leichenzergliederung ersetzen, oder Jemand ohne andere Mittel der Belehrung in Stand setzen, mit Sicherheit, geschweige denn mit Geschicklichkeit, einen menschlichen Körper zu operiren. Die Physiologie hat natürlich oder vielmehr nothwendiger Weise das Schicksal der Anatomie getheilt, und während diese Wissenschaft durch das Studium der Gelehrten aller Länder Europa's so ungeheure Fortschritte machte, haben die Spanier dazu nicht das Mindeste beigetragen. Zwar rühmen sie sich die gerichtliche Medizin mehrfach beleuchtet zu haben; auch gibt es dort wirklich eine Anzahl von Werken über diesen Gegenstand; allein wenn man den Werth oder Kredit derselben richtig würdigen will, so muß man den Zustand der Arzneikunde in diesem Lande überhaupt und die verhältnißmäßige Unwissenheit in Chemie, Anatomie und Physik, wie sie fast unter allen spanischen Aerzten herrscht, dabei in Anschlag bringen. Die Geburtshülfe allein ist mit größerem Erfolg betrieben worden, indeß verdankt man die bessern Einsichten hierin Frankreich; auch besteht kein spanisches Werk darüber, und mit Ausnahme der Werke Arejula's über das gelbe Fieber und Luzuriaga's über die Madrider Kolik ist uns kaum eine medizinische Schrift bekannt, die im Auslande einer Autorität genösse. Luzaraga's Abhandlung selbst betrachtet Dr. Faure nur als einen sehr dürftigen Versuch. Das brown'sche System gilt vorzüglich den spanischen Aerzten bei ihren Behandlungen als Richtschnur, und wenn man Dr. Faure glauben darf, so wenden sie erhitzende Mittel in einem Uebermaße an, das unter einem so heißen Himmelsstriche wie Spanien die alte Fabel von dem Bündniß des Todes und des Arztes in Erinnerung bringt. Es ist hiebei zu bemerken, daß das allgemeine Krankenhaus in Madrid, was Unreinlichkeit und Unordnung betrifft, als das Vorbild der spanischen Hospitäler angesehen werden kann. Die dem Militär angewiesene Abtheilung ist eine Höhle von Verpestung und Tod.

Die Hochschule der Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit ist aus Madrid entfernt worden. Freilich befinden sich die Spitäler und Gerichtshöfe, wo die Kandidaten der Medizin und des Rechts allein tüchtige Berufskenntnisse einzusammeln im Stande wären, alle in der Hauptstadt; allein was hat dieß in Spanien zu bedeuten, wo Kenntnisse keinen Anspruch auf Auszeichnung begründen, und eher Verfolgung als Beförderung nach sich ziehen?

Die der spanischen Regierung ausschließlich eigene Weisheit hat beide Fächer der Hochschule in eine kleine Stadt, nach Alcala de

*) Puis qu' elles sont trouvées et qu' il n' y a qu' à les concevoir.

Henares verlegt, wo weder Krankenhäuser noch Gerichtshöfe bestehen und hier muß die Jugend ihre Studien machen, um den Grad eines Doktors der Rechte oder der Arzneikunde zu erlangen. Die Studenten selbst bilden eine Schaar der armseligsten Bettler, die in schwarze zerlumpte Capas gehüllt, und die nackten Füße mit Lumpen umwickelt, auf ihren eingefallenen, schmutzigen und ungewaschenen Gesichtern eine Mischung von Stolz, Rohheit und Elend zur Schau tragen. Der größte Theil dieser Vogelscheuchen hat keinen andern Unterhalt als die Bettelsuppe, die ihnen an den Klosterpforten gereicht wird, und das Almosen, das sie sich in den Straßen erbetteln, wo man sie fast zu jeder Stunde trifft, indem sie ihr: „una limosna para un poure estudiante“ — ein Almosen für einen armen Studenten — kreischen — Worte, die sie nach der Bemerkung des „jungen Amerikaners“ mit Ton und Gebärde aussprechen, die deutlich zu sagen scheinen: „Ein Almosen her, oder geht zum . . .“ Das Betteln ist zwar in Spanien keineswegs eine Schande, im Gegentheil sollte man glauben, es gereiche in einer Beziehung noch zur Ehre, da ein großer Theil der Geistlichkeit und der mächtigste Mönchsorden sich darauf verlegt. Allein das Land muß in einen furchtbaren Abgrund von Demoralisation versunken seyn, wo man selbst den Stolz mit der niedrigsten Stufe menschlichen Elendes verträglich hält, und wo man es für junge Leute, die sich einem solchen Beruf gewidmet haben, nicht entehrend findet, auf öffentlicher Straße zu betteln. Indeß halten die Spanier die ärmsten Studenten für die besten, und allerdings können sie in dieser Sache als die zuverlässigsten Richter gelten; obgleich es schwer seyn dürfte, die Stufen der Armuth genau auszuscheiden, wo alle Bettler sind. Alle Berichte stimmen übrigens darin überein, daß diese Studenten ein roher, brutaler, ausschweifender und schamloser Schlag Menschen sind, ohne alles Ehrgefühl und noch dazu mit einem schändlichen Laster befleckt, das diesem entarteten und tiefgesunkenen Lande nur allzu eigenthümlich ist.

Die Akademien von Madrid leisten gleichfalls für die Ausbildung der verschiedenen Fächer des menschlichen Wissens wenig oder nichts. Es gibt eine Akademie der spanischen Sprache, die der französischen Akademie nachgebildet ist; eine für Geschichte und eine für schöne Künste: Malerei und Baukunst. Für Physik, Mathematik und Naturwissenschaften besteht nirgends eine. In der Malerei hatte Spanien einst glänzende Meister aufzuweisen; gegenwärtig aber ist selbst diese Kunst, die doch zur Verherrlichung der Kirchen so mächtig zu wirken im Stande ist, so tief gesunken, daß die Regierung vor einigen Jahren zur Aufnahme und Lithographirung von Landschaften französische Künstler kommen lassen mußte. Bei einer Gemäldeausstellung, die Dr. Faure besuchte, sah er nur drei oder vier elende Sudeleien, die kaum für Wirthshausschilde gut genug gewesen wären, und dieß in dem Vaterlande Murillo's und Velasquez's! was die Bildhauerkunst betrifft, so scheint dieselbe mit Don Jose Alvarez, erstem Hofbildhauer des Königs, erloschen zu seyn, der zu Madrid im November 1827 in der tiefsten Armuth und Verlassenheit starb. Dieß ist der intellektuelle Zustand Spaniens unter der Herrschaft des Absolutismus und der Priesterschaft.

Neue Saint-Simonistische Papstweihe und Finanz-Assoziation.

(Schluß.)

Die tiefsinnigen Ausleger der Johannis-Offenbarung werden ohne Zweifel in Olinde Rodriguez den längst schon auf das laufende Jahrzehent verheißenen Antichrist erkennen, der da kommen soll, um mit vollen Goldsäcken die Welt zu durchziehen, und arme Seelen zu kaufen. Der von ihm der Saint-Simonistischen Versammlung vorgelegte Finanzplan wenigstens läuft ungefähr darauf hinaus. Vor der Hand scheint der Antichrist selbst noch nicht recht bei Kasse, und es kommt bloß darauf an, ob Bankiers, wie Rothschild, Lafitte und Aguado ihr Geld herleihen werden zu einer Herrlichkeit, die zuverlässigen Vorhersagungen zufolge von nicht längerer Dauer seyn dürfte, als die der spanischen Cortes, und wobei Kapital und Zinsen noch unwiderbringlicher verloren gehen möchten, als bei letztern. Den Finanzplan des Saint-Simonistischen Antichrists theilt der „Globe“ in folgenden Punkten mit, wie ihn Olinde Rodriguez nach der oben gegebenen salbungsreichen Rede der Versammlung vorlas:

„In der Wohnung und in Gegenwart des Barthelemy-Prosper Enfantin, Oberhauptes der Saint-Simonistischen Religion, versammelten sich alle Mitglieder derselben und erklärten, sich gemeinschaftlich und solidarisch zu den nachstehenden Zwecken und Mitteln zu verbinden.

1. Artikel: Der Zweck der Saint-Simonistischen Finanzassoziation ist:

1) Durch gemeinschaftliche, durchaus friedfertige Mittel, und bloß auf dem Wege der Ueberzeugung und Belehrung an der moralischen, intellektuellen und physischen Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Volksklasse zu arbeiten.

2) Elementar-Erziehungshäuser zu errichten, wo die Kinder der Saint-Simonianer, von Proletarien sowohl als Bürgern, gemeinschaftlich erzogen werden, unangesehen was Vermögen oder Stand der Eltern sey.

3) Industrie- Manufaktur- und Landwirthschafts-Anstalten für alle Arbeiter zu errichten, die den Saint-Simonistischen Glauben annehmen.

4) Durch transitorische Unterstützungen von Zeit zu Zeit diesen Anstalten in ihren ersten Bedürfnissen beizuspringen, wenn solche aus Mangel oder Unzulänglichkeit der Arbeit oder aus Familiensorgen der am wenigsten mit zeitlichem Gut gesegneten Saint-Simonisten entstehen.

5) Auf jedem Wege der Oeffentlichkeit, durch Predigten und Missionen, allen Klassen der Gesellschaft zu verkünden, daß es nur Ein Mittel gibt, die Emeutes, die industriellen Krisen und den Krieg zu vermeiden: nämlich die Entwicklung des Assoziationgefühles in den Menschen und in den Völkern; wobei allmählich und ohne gewaltsame Erschütterungen der anarchischen Konkurrenz, die auf der Industrie lastet, die religiös-industrielle Assoziation der Arbeiter, und allen gegenwärtig in den Staaten sich bekämpfenden Meinungen die Saint-Simonistische Ansicht von der politischen Zukunft untergeschoben werden soll.

2. Art. Alle Saint-Simonisten, die gegenwärtige Urkunde unterzeichnen, machen sich solidarisch für alle eingegangenen Verbindlichkeiten gegen dritte haftbar.

3. Art. Der Vorsteher dieser Gesellschaft hat die oberste Leitung aller materiellen und finanziellen Arbeiten der Saint-Simonistischen Religion. Unter den Eingebungen (inspirations) des höchsten Vaters der Religion verfügt er über das Gesellschaftskapital, wie er es für die allmähliche Erfüllung des im ersten Artikel angegebenen Zweckes für sachdienlich hält.

4. Art. Der höchste Vater der Religion ernennt als einzigen Chef dieser Gesellschaft Benjamin Olinde Rodriguez. Im Fall seines Todes oder einer Krankheit wird der höchste Vater einen Stellvertreter desselben ernennen.

5. Art. Alles gegenwärtige und künftige Vermögen der vorliegende Urkunde unterzeichnenden Saint-Simonisten bildet den Fonds der Gesellschaft. Alle Mitglieder der Gesellschaft geben Benjamin Olinde Rodriguez die allgemeine, unwiderrufliche und unbeschränkte gerichtliche Vollmacht, über ihr Vermögen nach dem im dritten Artikel ausgesprochenen Zwecke zu verfügen.

6. Art. Die Einnahmen der Gesellschaft bestehen in den von den Saint-Simonisten eingebrachten Kapitalien oder Gütern, die nach Anweisung des Chefs in Geld umgesetzt werden, in Anleihen, Negotiationen und Signaturen, die von dem Chef nach den bestehenden Gesetzen ausgefertigt werden, endlich in freiwilligen Geschenken von Saint-Simonisten oder Andern. —

Die Ausgaben bestehen in Unterstützung der armen Klasse, Gründung von Erziehungshäusern, Werkstätten, Journalen, Bekanntmachungen, Missions-, Predigt- und Unterrichtskosten, Verwaltungskosten, Besoldung des Saint-Simonistischen Klerus nach dem Grundprinzip der Saint-Simonistischen Staatseinrichtung, nämlich: der Vertheilung nach den Werken.

„Die dieser Gesellschaft einverleibten Saint-Simonisten laden alle zu Beiträgen ein, die zwar nicht gleich ihnen sich der Verbreitung ihrer Religion annehmen können, aber doch erkennen und fühlen, daß diese Religion die Zukunft der Menschheit ist, und allein das Reich des Friedens herbeiführen, Arbeiter-Assoziationen bilden, und alle Klassen der Gesellschaft friedfertig und moralisch machen kann. Alle Geschenke und Beiträge jeder Art werden angenommen, ohne dem Geber auf irgend eine Weise eine weitere Verbindlichkeit aufzulegen.

8. Art. Jeder Geber erhält einen Empfangschein mit Angabe des Werthes und der Natur der Gabe.

9. Art. Vom ersten Jänner des künftigen Jahres, wird der Chef alle sechs Monate dem höchsten Vater Rechnung erstatten. Diese Rechnung wird durch den Druck bekannt gemacht werden.

10. Art. Die Saint-Simonisten erklären hier noch einmal feierlich, daß alle ihre Arbeiten, Lehranstalten und Schriften keine Spekulation zum Ziele habe, und bloß das Werk des Apostolates sind; die Vertheilung ihrer Schriften geschieht unentgeldlich."

Bis hieher ging Alles gut. Nun aber entbrannte gegen diese neue Einrichtung der Saint-Simonistischen Religion der längst schon schlummernde Geist der Zwietracht in helle Flammen. Der vormalige Vater Bazard erhob sich mit seinen Anhängern und protestirte feierlich gegen das alleinige Papstthum des Vaters Enfantin und die finanzielle Assoziation. „Auch Reynaud" so fährt der „Globe" in der rührenden Erzählung dieser erhabenen Feierlichkeit fort, zögerte nicht, als Protestant aufzutreten; und doch hatte unser Vater Enfantin eine besondere Zärtlichkeit für ihn; er hatte ihn in unsern Glauben eingeweiht, ihn im Anfang des Jahres 1831 aus dem Innern von Korsika, wo er das Amt eines Bergwerksingenieurs bekleidete, herbeigerufen. Reynaud erhob sich und sagte mit dröhnender Stimme, in der Stellung eines höchst aufgebrachten M[illegible]nschen und unter heftigen Gebärden: „Ungeachtet der Versicherung des V[illegible]ers Olinde Rodriguez kann das Geld noch keine moralische Kraft haben, da Sie, Vater Enfantin, nach den von Ihnen getroffenen Einrichtungen die alte Moral zerstören, ohne die neue Moral zu haben. Sie haben insbesondere in dem, was das Verhältniß des Mannes und des Weibes betrifft, keine Moral." „Diese unerwarte Protestation erschütterte die Versammlung, und nun begann ein Schauspiel, an welchem unser Vater Enfantin und Reynaud, der Vater Rodriguez, Laurent, E. Talabant und Baud Theil nahmen, und dessen glänzenden Ausgang zu beschreiben unmöglich ist."

Wir wollen unsere Leser hier mit der mystischen und konfusen Gelehrsamkeit des Saint-Simonismus verschonen, die in diesem Streite über die Moral des Geldes, das Apostolat und andere tiefsinnige Materien entwickelt wurde. „Nichts," fügt der Globe bei, „glich der ruhigen und gütevollen Macht, die hiebei unser Vater Enfantin bewies, als die ehrfurchtsvolle Bewunderung, die er dem Publikum einzuflößen wußte, das wie alle Publikums der gegenwärtigen Zeit eine ausgezeichnete Vorliebe für alle Arten von Protestanten hat; wie denn überhaupt die ganze politische Richtung des Jahrhunderts in einem Protestiren gegen die Vergangenheit besteht. Aller Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, das von majestätischer Ruhe strahlte, und seine Reden über die Moral der Zukunft, die Verhältnisse des Mannes und des Weibes nach dem Prinzipe der Gleichheit, über die Assoziation u. s. w. trugen ihm den lauten Beifall der mehrere Stunden lang in den Saal zusammengedrängten Menge ein."

Die Szene schloß endlich mit einer allgemeinen Rührung. Alle treuen Söhne fielen dem Vater Enfantin um den Hals, und selbst der abtrünnige Reynaud stürzte mit Rührung in seine Arme. Mehrere andere der Protestanten verlangten von dem Vater den väterlichen Kuß, und erkannten so seine Autorität wieder an. Allein eine beträchtliche Anzahl, an ihrer Spitze der abgesetzte Papst Bazard zogen davon, und führen gegenwärtig ihre Fehde mit dem Vater Enfantin, und Olinde Rodriguez in den öffentlichen Blättern.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt sagt: „Es ist bemerkenswerth, daß, während die englischen Seidenweber sich alle, und nicht ohne Grund, über den elenden Zustand ihres Gewerbes beklagen, in welchen dasselbe durch die Konkurrenz zwischen ihnen und Frankreich gerathen ist, auch die französischen Seidenweber in Folge des geringen Arbeitslohnes, den ihre Herren, um den englischen Manufakturen den Rang abzulaufen, nicht tief genug herabdrücken konnten, in Aufruhr gerathen sind. Es muß hier ein tiefes Uebel zu Grunde liegen. Seidenwaaren aller Art stehen in großer Nachfrage, und dennoch können sich die Verfertiger derselben kaum das tägliche Brod verdienen. Es scheint uns, daß die gegenwärtig zwischen Frankreich und England bestehende Konkurrenz beiden Theilen nachtheilig ist, wiewohl nicht in gleichem Verhältnisse. Die Engländer leiden darunter am meisten, denn wenn morgen die Einfuhr der französischen Seidenwaaren in England verboten würde, so würden die französischen Manufakturisten hierunter nicht sonderlich leiden. Kurz, englische und französische Manufakturisten stehen einander wie Boxer gegenüber, um sich zum Besten der Zuschauer zu Boden zu schlagen. Als einen Beweis der schlimmen Lage der englischen Seidenweber führen wir hier bloß an, daß die Almosenvertheilungen zu Coventry, seit den französischen Seidenwaaren der Eingang gestattet ist, sich fast verdoppelt haben. Die Almosen beliefen sich am Jahresende (12 April 1826) auf 11,232 Pf. St. 14 Sch. 4½ P., und mit dem heurigen Jahresende (19 April) auf 20,314 Pf. 5 Sch. 6½ P. — Im Kirchspiele Foleshill, das in der Grafschaft Coventry liegt und 7000 Einwohner zählt, die sich mit Seidenweberei beschäftigen, betrugen die Almosen am 25 März 1826 nur 1819 Pf. 8 Sch., und am 25 März 1830 bereits 5,462 Pf. 18 Sch. 4 P. Die außerordentlichen Unterstützungen sind hiebei nicht einmal gerechnet, die in Coventry im Jahre 1826 nur 2069 Pf., im Jahre 1831 aber 4087 Pf. betrugen."

*

Das Komité der Dampfwagenkompagnie in London schließt seinen Bericht in einer Versammlung derselben über die bisher angestellten Versuche mit folgenden Worten: „Das Resultat unsrer Untersuchungen ist, daß Wagen durch Dampf auf gewöhnlichen Straßen mit einer Schnelligkeit von zehn (engl.) Meilen in einer Stunde fortbewegt werden — daß sie hiebei vierzehn Passagiere führen können — daß ihre Schwere mit Einschluß der Maschinerie, der Steinkohlen, des Wassers und der Aufseher nicht ganz drei Tonnen ist — daß sie Hügel von bedeutender Höhe ohne Schwierigkeit auf- und abgehen können — daß sie für die Reisenden vollkommen sicher sind — daß sie dem Publikum keinen Schaden zufügen — daß sie eine schnellere und wohlfeilere Art der Fortschaffung von Wagen abgeben, als die durch Pferde bewerkstelligte — endlich daß sie breitere Radfelgen zulassen und daher weil zugleich die Straßen nicht durch die Hufe der Pferde wie bei gewöhnlichen Wagenfuhren so beschädigt werden, dem Chausseebau weniger nachtheilig sind als leztere.

*

Aus einem dem Kongresse der Vereinigten Staaten vorgelegten Berichte geht hervor, daß seit dem Jahre 1795 auf nicht weniger als sechstausend Erfindungen Patente ertheilt worden sind. Der Pflug allein erfuhr 124 Verbesserungen, 119 Dreschmaschinen wurden erfunden. Das große Problem, Butter ohne die gewöhnlich dabei verwendete Anstrengung aus dem Rahme zu scheiden, wurde auf achterlei Weise durch die Erfindung von acht verschiedenen Butterfässern gelöst. Die Wäscherinnen haben die Wahl zwischen 125 Waschmaschinen. 125 Maschinen wurden für Verfertigung von Nägeln erfunden; neue Spinnmaschinen zählt man 100; neue Verbesserungen des Weberstuhles 75; Erfindungen zu verbesserter Verfertigung von Hüten 43; an Dampfmaschinen mehr als hundert; eben so viele an Oefen. Man hat 42 neue Arten, Kämme zu verfertigen. Viererlei neue Maschinen, Aepfel zu schälen, und dreierlei neue Bratroste wurden erfunden. Eine Erfindung erhielt ihr Patent unter dem Namen „Hundekraft;" eine andere als: „Topf- und Kessel-Elevator;" eine dritte, zu nützlichem Hausgebrauche bestimmt, hatte sich den wohlklingenden griechischen Namen: „Hagmalaktophorus" beigelegt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 353. 19 Dezember 1831.

Die Börse in London.

Unter der Börse versteht man gewöhnlich den Ort, wo die öffentlichen Fonds und die Renten auf den Staat, vor ihrer Uebertragung in die Bank, gekauft und verkauft werden; allein nur Wenige wissen, daß der eigentliche Umsatz sich nur auf eine geringe Anzahl von Spekulationen beschränkt, denen etwa tausend bis zwölfhundert Menschen täglich ihre Zeit ausschließend widmen, und die den größten Theil jener Leute in Bewegung setzen, die man entweder im Hof des Gebäudes sich umhertreiben, oder in der Umgebung desselben in Gruppen beisammen stehen sieht. Eine Spalte der Journale gibt zwar jeden Morgen ein Verzeichniß vom Steigen und Fallen der Kurse am vergangenen Tage, den Durchschnitt des Ertrags u. s. w., das ist aber ganz natürlich, denn es ist von Interesse für das Publikum, die Bewegung einer Schuld von 800 Millionen Pfund Sterling zu kennen. Zuweilen macht noch ein Journal Anspielungen auf die Manöver der Börse, auf „Bären" und „Stiere;" aber diese Worte reizen kaum die Neugierde Jener, die regelmäßig ihre Semester und ihre Dividenden in Empfang nehmen. Vergebens ist von Zeit zu Zeit die Rede von dem Unglück, der Zahlungsunfähigkeit oder der Flucht eines Spekulanten; alle diese Ereignisse machen nicht mehr Eindruck auf das Publikum, als einige Rauchstöße oder ein vorübergehendes Getös des Aetna auf den Bauer machen, der am Fuße des Vulkans in seinem Weinberg arbeitet.

Hinter den schwarzen Gebäuden von Backsteinen, welche die enge Straße St. Barthelemy und die Straße Threadneedle bilden, gelangt man durch schmutzige, düstere Eingänge in das größte Spielhaus Europa's, wo man binnen wenigen Stunden Millionen auf Millionen verlieren sieht, und wo das Glück jedes Jahr Tausende von Menschen vom Gipfel des Reichthums in die Tiefe des Elends stürzt, um wieder andere durch den Schwung seines Rades empor zu heben. Dieses Unglückshaus ist es, das mehr als alle Wechselfälle des Handels die Liste der Bankerotte vermehrt, und die Säle der Tribunale mit insolventen Schuldnern anfüllt. Die erlauchtesten Versammlungen sind nicht sicher vor seinem Einfluß, und mehr als ein Votum, mehr als eine Rede wurde im Parlament gegeben und gehalten, deren geheimen Beweggrund man im Taschenbuch des Wechselagenten hätte finden können.

Die Börse in London ist ein großes Gebäude, welches drei geräumige Säle und verschiedene Nebenzimmer enthält, wo sich ungefähr 1000 bis 1200 Menschen versammeln, deren Geschäft es ist, durch das Steigen und Fallen der Rente Geld zu gewinnen. Sehr schwer würde es seyn, die eigentliche Art und Weise ihres Verkehrs zu beschreiben, selbst wenn ihre Rechnungen einem Gerichtshof vorgelegt werden, können weder Richter noch Advokaten die Einzelheiten genau durchschauen. Um einen anschaulichen Begriff von der Geschäftsgewandtheit dieser Spekulanten zu geben, wollen wir annehmen, daß über den Preis der Renten eine Art fortwährender Pari bestehe, welcher folglich stets zwei einander entgegengesetzte Parteien auf dem Platz erhält, nämlich eine, welche beim Steigen — „Stiere" (bulls) und eine andere, welche beim Fallen interessirt ist — „Bären" (bears), und die beide um die Wette jede nur denkbare List anwenden, um ihren Zweck zu erreichen. Derjenige aus dem Publikum, der an diesem Spiel Theil nehmen will, muß sich an diese privilegirten Mitglieder wenden und ihnen Kommissionsgebühren bezahlen. Der eigentliche, wirkliche Verkauf und Ankauf der Fonds macht verhältnißmäßig nur einen geringen Theil der Börsengeschäfte aus; noch ist zu bemerken, daß die Bewegung der Fonds von der größern oder geringern Anzahl abhängt, die davon am Platz sind, und daß die politischen Ereignisse Einfluß auf den Kurs haben, je nachdem sie Ausgabe oder Einnahme von Kapitalien veranlassen, oder die Hülfsquellen der Nation zu Bezahlung der öffentlichen Schuld vermehren oder vermindern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Areoi oder Kindermördergesellschaft auf den Südseeinseln.

(Schluß.)

Die früher erwähnten Spiele, Vergnügungen und Feierlichkeiten waren indeß nicht die einzigen Zwecke ihrer Wanderschaften und Zusammenkünfte. In letztern wurden häufig die unzüchtigsten Abscheulichkeiten begangen, und es scheint, daß sie dabei um die Wette bemüht waren, sich mit den häßlichsten Lastern zu beflecken, deren Menschen nur immer fähig sind. Die Mysterien dieser mehr als viehischen Erniedrigung müssen in dem Dunkel gelassen werden, in das die Areoi selbst sie zu hüllen manchmal für rathsam hielten. Ich

würde dieser empörenden Gräuel kaum erwähnt haben, läge es nicht in meiner Absicht zu zeigen, zu welcher tiefen Entartung das menschliche Geschlecht herabsinken kann, wenn Unwissenheit, Heidenthum und die verkehrten Neigungen des Herzens nicht durch Umgang mit der civilisirten Welt auf bessere Bahn geleitet werden. In diesen öffentlichen Zeitvertreiben, unter solchen sinnlichen Ausschweifungen und der oft wiederholten Grausamkeit des Kindermordes brachten die Areoi ihr Leben hin, aber eben deßhalb vom Volke als höhere menschliche Wesen, deren Orden von den Göttern selbst geheiligt war, verehrt. Ohne Arbeit und Lebenssorge streiften sie von Insel zu Insel umher, mit allen Bedürfnissen von den Häuptlingen und Priestern bis zum Uebermaße und wie schon erwähnt meist auf Kosten des armen fleißigen Hauswirthes versehen, dessen Familie nicht selten dieser herumziehenden Müssiggänger wegen des nöthigen Unterhaltes beraubt wurde. Aber so weit ging die Verblendung über diese lasterhaften Ungeheuer, daß man sogar glaubte, der Areoi werde nach dem Tode eines besonderen Elysiums und höherer Seligkeiten theilhaftig, als andere Menschen. *)

Eigenthümlich waren auch die Ceremonien, die bei den Leichenbegängnissen eines Areoi gefeiert wurden. Der Otohaa oder Klagegesang wurde zwei oder drei Tage fortgesetzt. Während dieser Zeit blieb die Leiche an dem Orte, wo sie verschieden war, umgeben von ihren Freunden und Verwandten. Dann wurde sie von den Areoi nach dem großen Tempel gebracht, wo die Gebeine der Könige beigesetzt wurden. Sobald der Leib des Entseelten in dem Marae angelangt war, kam der Oropriester und hielt über der Leiche ein langes Gebet zu seinem Gotte. Dieses Gebet und die damit verbundenen Ceremonien sollten den Leib von jenem heiligen und geheimnißvollen Einfluß entbinden, dem er, wie man glaubte, unterworfen wurde, als er vor dem Idole mit duftigem Oel besprengt wurde und seinen Rang in der Gesellschaft angewiesen erhielt. Hiedurch glaubte man sodann werde das Göttliche, was auf den Areoi übertragen war, von der Leiche abgelöst, und kehre zu Oro zurück, von dem die Areoi ursprünglich ausgegangen. Der Leib wurde dann wie der eines jeden gemeinen Mannes in der Nähe des Tempels begraben, wo auch die Häuptlinge zur Erde bestattet wurden.

Die Art und Weise wie die Beerdigung der Todten auf den Südseeinseln überhaupt geschah, war folgende: Die Hitze des Klima's erlaubte nicht, die Leichen länger als einen oder zwei Tage unbeerdigt zu lassen. Nur die Häuptlinge und reiche und angesehene Personen wurden länger aufbewahrt, was mit Hülfe einer Einbalsamirung geschah, die von unbemittelten Leuten nicht bestritten werden konnte. Letztere wurden ohne besondere Feierlichkeiten beerdigt; der Leib wurde dabei nicht der Länge nach eingesargt, sondern in sitzender Stellung, mit heraufgedrückten Knien, zwischen die das Gesicht gelegt wurde. Die Hände waren unter den Schenkeln zusammengebunden und der ganze Leichnam mit Stricken oder Kokosbast umwunden. Vor der Beerdigung legte man die Leiche auf eine mit grünen Blättern belegte Bahre, die mit dem besten weißen Tuche bedeckt und mit Kränzen der wohlriechendsten Blumen behangen war. Von dem Augenblicke an, wo die Seele den Leib verlassen hatte, bis derselbe zu Grabe gebracht wurde, saßen die Freunde und Verwandten des Entseelten in tiefer Betrübniß versunken um die Leiche, und machten durch laute wiederholte Wehklagen ihrem Schmerz Luft, wobei sie sich zugleich Schläfe, Gesicht und Brust mit Haifischzähnen zerfleischten, bis sie mit Blut bedeckt waren. Die Einbalsamirung der vornehmen Leichen — von den Eingebornen Miri genannt — scheint bei ihnen seit uralten Zeiten gebräuchlich gewesen zu seyn. Man ging dabei auf zweierlei Art zu Werke. Entweder preßte man durch heftiges Kneten die Säfte des Körpers aus, und trocknete ihn an der Sonne, indem man ihn mit wohlriechendem Oele einrieb, oder man nahm die Eingeweide, das Gehirn u. s. w. heraus, entzog der Leiche alle Feuchtigkeit, legte sie an die Sonne und stopfte sie mit Tuch aus, das in wohlriechendem Oele getränkt war; mit letzterem rieb man auch den Körper fleißig von Außen ein, so lange er über der Erde blieb. Dieß und die Sonnenhitze mit der Trockenheit der Luft vereint begünstigte diese Arbeit. In wenigen Wochen waren die Muskeln ausgedörrt, und der ganze Leib sah dann wie mit einer Art von Pergament überzogen aus. Hierauf kleidete man ihn an, und brachte ihn in eine sitzende Stellung; ein kleiner Altar wurde vor ihm aufgestellt und mit Früchten und Blumen bedeckt, welche die Verwandten oder eigens dazu bestellten Priester täglich erneuerten. In diesem Zustand erhielt man den Todten mehrere Monate lang, und ging er endlich doch in Verwesung über, so wurde sein Schädel sorgfältig aufbewahrt; die Gebeine begrub man innerhalb eines besonders dazu errichteten Hauses.

Die Ceremonien, welche die Priester bei den Leichenbegängnissen zu verrichten hatten, waren folgende: Wenn die Beerdigung statt finden sollte und das Haus dazu fertig war, kam ein Priester, Tahua bure tiapapau — der über den Körper betende Priester — genannt. Dieser ließ am Fuß der Bahre, auf der die Leiche lag, eine Grube in den Boden graben, über die er zu der Gottheit betete, welche wie man glaubte die entflohene Seele zu sich gerufen. Der Inhalt dieses Gebetes war, daß die Sünden des Verstorbenen hier zurückbleiben, aber nicht den Ueberlebenden zugemessen werden möchten. Die Worte, die er besonders dabei an die Leiche richtete, hießen: Ei ia oe na te hara e vai ai — mit Dir bleibe hier die Schuld zurück. — Hierauf wurde die Grube wieder eingeebnet. War dieß geschehen, so trat der Priester dem Leichnam zur Seite und nahm einige kleine Stücke des Famaia oder Pisangblattstieles,

*) Die Begriffe von dem Zustand der Seele nach dem Tode waren auf den Südseeinseln sehr dunkel. Im Allgemeinen glaubte man, daß die Seele, wenn sie den Leib verlassen, in die Po oder Nacht zurückkehre, wo sie von den Göttern nicht auf einmal, sondern nach und nach aufgezehrt werde. Auch glaubten sie, die Seele werde zu verschiedenen Zeiten mit einer gezahnten Muschel geschabt, was die Vorfahren der diesem Purgatorium unterworfenen Seele an ihr verrichteten. Wenn auf diese Weise die Seele durch die Gottheit gegangen und dreimal gegessen wäre, werde sie ein gottähnlicher und unsterblicher Geist, der die Welt besuche und andere inspiriren könne. — Man wußte aber auch von einer Art Himmel, Miru genannt. Auf den Leewardsinseln kannte man als Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen Rohutu noanoa, den duftigen Rohutu, der auf dem Tamahani, einem Berge der Insel Raiatea, lag. Man beschrieb ihn als einen äußerst gesunden, von allen Pflanzen und Wurzeln wuchernden dufterfüllten und beständig blühenden Ort, wo an allen Dingen Ueberfluß. Hieher kamen die Areoi, um in Ewigkeit ihr auf der Welt geführtes Leben fortzusetzen. A. d. R.

steckte zwei oder drei derselben unter jeden Arm des Todten, einige auf seine Brust und redete ihn dann mit folgenden Worten an: „Hier ist Deine Familie, hier ist Dein Kind, hier ist Dein Weib, hier ist Dein Vater, hier ist Deine Mutter. Sey jenseits vergnügt. Blicke nicht zurück auf Die, welche hier zurückgeblieben sind.“ Diese Ceremonie sollte dem Entseelten Ruhe und Frieden geben, und ihn hindern, auf die Erde zurückzukehren und seine Angehörigen zu betrüben.

Man hielt diese Feierlichkeit für sehr wichtig, und Niemand, der den Priester dafür bezahlen konnte, versäumte sie. Man gab diesem gewöhnlich nach Verhältniß des Ranges der Verstorbenen Schweine oder Tuch zum Lohn. Alle, die bei dem Einbalsamiren beschäftigt waren, wurden während ihres Geschäftes sorgfältig gemieden, weil man glaubte, daß sie sich der Sünde theilhaftig gemacht, deren wegen der Verlebte sterben mußte. Auch nahmen sie selbst keine Nahrung zu sich, und ließen sich, aus Furcht sterben zu müssen, wenn sie mit ihren befleckten Händen Speise berührten, von Andern füttern. Sobald die Grube, in welche die Sünden des Verstorbenen durch die Priester gebannt wurden, wieder ausgefüllt war, stürzten alle, welche den Leichnam oder die Kleidung des Verstorbenen berührt hatten, an's Meeresufer und sprangen in die See, um sich zu reinigen. Auch die Kleider, die sie getragen hatten, wurden in die Wogen geworfen.

Die Ceremonien waren nun zu Ende; nur wenn die Familie sehr reich und der Verstorbene von ihr sehr geliebt war, so daß sie wünschte, seine Seele möge in den Rohutu Noanoa gelangen, so wendete man sich an den Priester von Romatane, dem die Bewahrung dieses seligen Ortes anvertraut war, und suchte ihn durch große Geschenke zu gewinnen; worauf er die Seele dem Urutaetae, dem Seelenführer nach jenem Elysium, zu empfehlen versprach.

Da die Areoi sehr reiche Einkünfte hatten, so waren sie auch leicht im Stande, die Gunst des Priesters von Romatane zu erkaufen, der ihnen den Eingang in Temehani unauna, d. h. den glänzenden Temehani, eröffnete. Man dachte sich hierunter eine Art mohammedanischen Paradieses, wo die Areoi alle Freuden und Genüsse, deren sie auf der Erde theilhaft waren, in höchstem Maß wiederfinden sollten. Knaben und Weiber — Purotu anae — von überirdischer Schönheit erwarteten sie dort mit offenen Armen. Alles war Glanz, Duft und Lieblichkeit. Diejenigen, welche Könige der Areoi im Leben waren, wurden es auch im Temehani. Diese Seligkeit war nur für die Areoi und Häuptlinge; denn man erkaufte sie von den Priestern um so ungeheuren Preis, daß die ärmere Volksklasse wohl zurückbleiben mußte. Wir schließen diesen Bericht über eine so seltsame und furchtbare Gesellschaft mit der Bemerkung, daß sie nicht bloß auf die Georgs- und Gesellschaftsinseln beschränkt war, aber hier mehr als irgendwo auf einer andern Insel der Südsee ausgebildet war, und in Ansehen stand.

Neueste pompejanische Entdeckungen.

Kein Gebäude des nach und nach aus seinem vulkanischen Grabe wieder auferstehenden Pompeji hat eine so reiche Ausbeute von Kunstschätzen gegeben, als das sogenannte Haus des Fauns, das auf der linken Seite der Straße liegt, welche sich an der nördlichen Seite des von M. Tullius der Fortuna Augusta errichteten Tempelchens hinzieht. Bekanntlich erhielt es seinen Namen von einem äußerst zierlich gearbeiteten drei Fuß hohen Faun aus Bronze, den man vollkommen gut erhalten im Impluvium dieses Hauses fand. Gleich zu Anfang, wo die Ausgrabung dieses Gebäudes begonnen wurde, schienen die an beiden Seiten des Eingangs angebrachten ungewöhnlichen Verzierungen auf einen besondern innern Reichthum hinzuweisen; man fand hier nämlich in Relief gearbeitete Prospekte von zwei Tempeln. Auf dem Fußboden, der ins Atrium führte, entdeckte man bald darauf eine prachtvolle Mosaik von gefärbten Steinen, einen Feston von Blumen und Masken vorstellend, die sofort in das königliche Museum versetzt wurde, von dem sie eine der glänzendsten Zierden bildete. Indem man in der Ausgrabung dieses Hauses fortfuhr, entdeckte sich, daß es nicht nur eine der größten Wohnungen von Pompeji war, sondern auch durch innere Reichhaltigkeit selbst das sogenannte Haus des Pansa weit übertraf. Zu bemerken ist noch, daß das Haus des Fauns aus zwei Gebäuden besteht, die unter sich in Verbindung, aber ganz isolirt stehen. Das prächtigere und größere enthält das Atrium mit im Kreise umhergelegenen Gemächern, und im Hintergrunde ein Tablinum (Bewahrungsort für Schriften) und davor einen geräumigen Säulengang, der in einem rechtwinkelichen Gemache von neun und zwanzig Palmen im Gevierte und neunzehn Palmen Höhe endigt, an dessen Eingang zwei kanellirte Säulen sich befinden, während im Innern ein großes Fenster auf den daranstoßenden Garten sich öffnet. Dieses Gemach mag das Triclinium gewesen seyn, da keine andere Abtheilung des Gebäudes zu fröhlichen Gelagen des reichen Besitzers so geeignet und wohlgelegen scheint. Das zweite Haus, das mit dem oben beschriebenen größern zusammenhängt, enthält ein schönes viersäuliges Peristyl und mehrere Zimmer und Schlafgemächer.

Die Nachgrabungen in diesen beiden Häusern hatten bereits außer einer Menge Gegenstände und Geräthschaften von Bronze, zwei dicke Armbänder von Gold, mehrere goldene Ringe und geschnittene Steine von werthvoller Arbeit zur Ausbeute gegeben. Einer derselben enthält einen herrlichen Kopf, der mit der mazedonischen Kausia (breitränderigem Hute) bedeckt ist, und für Alexander den Großen gehalten wird. Mehr aber als alle diese kostbaren Alterthümer überraschte der Fund verschiedener Mosaiken in gefärbten Steinen, auf deren einer, wie schon oben erwähnt, Guirlanden abgebildet waren; auf einer andern ein obscöner Gegenstand; auf einer dritten ein bacchischer Genius von außerordentlicher Schönheit; auf einer vierten Fische; auf einer fünften Tauben; eine sechste endlich mit einer Katze und einigen Enten, die alle zusammen bereits ein besonderes Kabinet des königlichen Museums in Neapel bilden. Alle diese Entdeckungen aber überwog eine, die man am 24 Oktober dieses Jahres machte, als das oben erwähnte Gemach im Hintergrunde des Säulengangs mit dem Fenster nach dem Garten hinaus ausgegraben wurde. Jetzt fand man nämlich vier andere Mosaikbilder in natürlichen Farben, die sowohl durch die Wichtigkeit des dargestellten Gegenstandes als die Vortrefflichkeit der Arbeit und ihren ungewöhnlichen Umfang Alles übertreffen, was in dieser Art aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Die drei ersten derselben fanden sich an der Schwelle des Gemachs, zwei zwischen den schon oben erwähnten beiden Säulen des Einganges und den Seitenwänden, und die dritte im Zwischenraume, den die beiden Säulen trennten, so daß sie einen Gemäldegürtel vor dem Gemache bildeten, der bloß durch die Säulenfüße geschieden und in drei Abtheilungen abgesondert war. Die Länge der drei zusammengelegten Mosaiken betrug drei und zwanzig Palmen, ihre Höhe zwei und eine halbe. Man sieht darauf den Lauf des Nilstromes abgebildet mit einer Menge Wasservögel, mit allen Nilpflanzen, und darunter die Papyrusstaude, sammt andern Thieren oder Amphibien, wie das Krokodil, Frösche, Schlangen und den Hippopotamus, der den Kopf mit aufgerissenem Rachen aus dem Flusse erhebt. Es leuchtet wohl aus diesen wenigen Andeutungen ein, welche Aehnlichkeit dieser Fund mit der berühmten Mosaik von Palästrina *) hat, und wie sehr er gleich jener das

---

*) Palästrina, das ehemalige Präneste. Hier stand der große Tempel der Fortuna, unter dessen Trümmern der Mosaikfußboden gefunden wurde, auf welchem gleichfalls ägyptische Thiere und nach Winckelmanns Ansicht die Begebenheiten des Menelaos und der Helena in Aegypten dargestellt sind. A. d. R.

Studium des Archäologen und Naturforschers verdient. An diesen Mosaikfußboden stieß ein viertes Gemälde, das die ganze Area des erwähnten Gemachs einnahm, neunzehn Palmen in der Länge und neun und eine Viertelspalme in der Höhe maß, und an demselben Tage gefunden wurde. Um dasselbe läuft auf weißem Grunde ein geschmackvolles Karnies, das Figuren von drei Viertels natürlicher Größe, die in einem furchtbaren Kampfe begriffen sind, einschließt. Ein Reiter, angethan mit einem köstlich verzierten Panzerhembe, auf dessen Brust sich das Medusenhaupt befindet, während beide Arme von Blitzen umleuchtet sind, mit einem Wehrgehänge, das ein kurzes Schwert trägt, übrigens mit entblößtem Haupte — scheint in der Stellung, als habe er mit dem rechten Arme in gewaltigem Schwunge eine lange Lanze abgeschleudert, von welcher der Leib eines schönen Jünglings durchbohrt ist, der Ohrringe in den Ohren, Knebelbart und lange Beinkleider — „Anaxyrides“ — trägt. *) Auch er saß zu Pferde, aber dieses ist bereits von einer andern Lanze durchbohrt, wälzt sich in seinem Blute und hat so seinen Reiter abgeworfen. Diese Figur windet sich unter dem Lanzenschafte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Schmerzes. Zwischen ihr und ihrem Ueberwinder erblickt man eine dritte, von deren entblößtem Haupte aus einer tiefen Wunde stromweis Blut fließt. Gegenüber sieht man eine große Anzahl Krieger, die mit einer Art Hut von seltsamer Form bedeckt sind. Dieser Hut geht zu beiden Seiten des Kopfes abwärts und schließt auch das Kinn ein. Uebrigens sind die Krieger mit Halsbändern geschmückt, auf denen zwei Schlangenköpfe einander gegenüber zu sehen sind. Einige dieser Krieger haben Knebelbärte, andere auch einen vollen Bart, alle aber lange Beinkleider und sind mit Bogen, Dolchen und langen Lanzen bewaffnet. Offenbar sind sie in Schmerz und Verwirrung über den Fall des schon erwähnten Jünglings, der ihr Anführer zu seyn scheint. Eine dieser Gestalten hält ein Pferd am Zügel, das man vom Rücken in gebäumter Stellung in einer äußerst kunstvollen Verkürzung erblickt. Eine andere Figur, mit der Tiara auf dem Haupte, im weiten Faltengewande, mit dem Bogen in der Hand, hat eine prachtvolle und schön verzierte Quadriga bestiegen, deren feurige Rosse von dem Wagenlenker gepeitscht werden. Der Kopf des letztern hat einen wundervollen Ausdruck. Unter den Fliehenden bemerkt man Einen, der eine Art kleine Fahne von rother Farbe trägt, auf welcher sich der Kopf und Kamm eines Hahnes befindet; der übrige Theil dieses Vogels ist verloren gegangen. Auf dem Boden liegen Waffen umher, und gefallene und sterbende Krieger.

Nicht so gut erhalten ist die andere Seite des Mosaikgemäldes, ein Theil des Siegers und seines Pferdes ist verdorben. Doch sind noch mehrere behelmte Köpfe, und einer insbesondere mit einem lorbeerumkränzten Helme zu sehen, die wahrscheinlich das Gefolg des Siegers bildeten. Der Helm desselben scheint auf den Boden gefallen zu seyn, und daneben gewahrt man noch eines mit einem Schilde bewaffneten Armes. Das Uebrige von diesem einzigen Kunstdenkmale ist zerstört, und scheint von dem pompejanischen Besitzer selbst in diesem Zustande erworben und ausgebessert worden zu seyn, wenn man nämlich so einen Gypsguß nennen darf, der das Fehlende ersetzte, um den Fußboden eben zu machen.

Einige Alterthumsforscher haben in diesem Bilde einen Kampf der Griechen mit den Trojanern zu erblicken geglaubt, und namentlich den, in welchem Sarpedon von Patroklos erlegt wurde. Ohne besondere Schwierigkeit aber läßt sich aus den Gewändern der Besiegten und besonders aus ihrem Hute abnehmen, daß sie Barbaren und namentlich Perser vorstellen. Auf der andern Seite erinnert der Sieger durch die von seinem Brustharnische ausgehenden und seine Arme umlodernden Blitze, und vielleicht auch durch die Zeichnung seines Gesichtes, an Alexander den Großen. Die Professoren des Museums Avellino und Quaranta haben daher, jener in dem Gemälde die Schlacht Alexanders am Granikus (Arrian I, 15), dieser die Schlacht des mazedonischen Königs am Issus (Diodor und Curtius) zu erblicken geglaubt. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansichten gegen einander abzuwägen; wahrscheinlich wird der Streit darüber auf dem Wege der Oeffentlichkeit vor dem archäologischen Areopag geführt und entschieden werden.

*) Ἀναξυρίς, nannten die Griechen die langen und weiten Beinkleider der Perser. Xenoph. Anab. A. d. R.

Vermischte Nachrichten.

Huber, der die genauen Beobachtungen über die Oekonomie der Bienen anstellte und beschrieb, war schon in früher Jugend erblindet; um seine mühsamen Untersuchungen zu machen, stellte er einen gescheidten Bedienten an, und Burnes — so hieß der gute Mensch, der seinem Herrn die Augen lieh, wie dieser ihm seinen Verstand — ergänzte Lücken in der Naturgeschichte und berichtigte irrige Ansichten der größten Naturforscher. Die Geduld von beiden muß unerschöpflich gewesen seyn. Man erzählt, daß sie einmal, um zu erfahren, ob sich in einem Stocke nicht eine Königin eingeschlichen, dreißigtausend Bienen, Stück für Stück durchzählten. Dieß geschah mit Verachtung der Wuth und der Stacheln dieser in ihrem Haushalte so gestörten Thiere, und erforderte eilf Tage Zeit, während welcher die beiden Arbeiter sich nur wenig Ruhe und keine Art von Erholung gönnten.

•

Der „National“ und die „Tribune“ hatten bekanntlich bei Gelegenheit der Volksaufläufe vom 14 Julius d. J. Herrn Casimir Perier und dem damaligen Polizeipräfekten Vivien Schuld gegeben, daß sie die Pariser Arbeiter durch Geldvertheilungen zu Mißhandlungen gegen Leute, die republikanischer Gesinnungen verdächtig waren, angestiftet und in Banden vereinigt hätten. Perier und Vivien erhoben hierauf ge..en beide Journale wegen verläumderischer Artikel eine Anklage, die unlängst nach dreitägigen gerichtlichen Verhandlungen entschieden worden ist. Das Zeugenverhör ergab, daß wirklich Arbeitsleute von einem gewissen Sauchet unter Mitwissen einiger Polizeiagenten und mit Einwilligung des Maire's des Arrondissements geworben wurden; jedoch wurde auch bewiesen, daß Herr Vivien daran keinen Theil gehabt. Nachdem die Verhandlungen geschlossen waren, erklärte Herr Vivien, es sey aus dem Zeugenverhöre hergestellt, daß der „National“ ohne verläumderische Absicht den angefochtenen Artikel aufgenommen habe, und er selbst deßhalb seine Klage zurücknehme, wobei er sich zugleich gegen alle von seinen Unterbeamten ergriffenen Maßregeln dieser Art verwahrte. — Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich im Laufe der Verhandlungen. Der Maire des achten Arrondissements, Herr Bouvattier nämlich, der am zweiten Tage mehreren Zeugen heftig widersprochen und die Anwerbung der Arbeiter geläugnet hatte, trat am dritten Tage freiwillig mit der Erklärung hervor, sein Gewissen nöthige ihn zu gestehen, daß er in der Hitze des Augenblickes zu viel in Abrede gestellt; bei reiferm Nachdenken müsse er jetzt zugestehen, daß er die Organisation der Arbeiter in ein Korps gebilligt, um durch sie die Nationalgarde zu unterstützen und die Unruhen zu dämpfen; „da er hiebei auch Polizeiagenten thätig gesehen,“ fügte er hinzu, „und man den Arbeitern sogar eine Fahne überreichte, so habe er daraus geschlossen, daß dieß mit höherer Einwilligung geschehen.“ Der einzige Punkt, der sich in den Verhandlungen nicht heraus stellte, blieb die Frage, ob die zu diesem Korps eingeschriebenen Arbeiter das Versprechen einer gewissen Geldsumme als Lohn für ihre Dienste erhielten oder nicht. Einige erklärten, man habe ihnen drei Franken versprochen, was jedoch Sauchet beharrlich läugnete. Die angeklagten Journale wurden von dem Geschwornengerichte freigesprochen. Diese Entscheidung, so wie die Erklärung des Polizeipräfekten, Herrn Vivien, wurde von der gedrängten Zuhörermenge mit lautem Beifall aufgenommen.

In Blättern von Madras liest man einen Tagsbefehl des Gouverneurs, worin einem Hindu, der Subadar Major bei der Leibwache ist, für seine vieljährigen Dienste öffentliche Anerkennung und Auszeichnung zu Theile wird. „Seijid Hussein,“ heißt es darin, „diente in allen Feldzügen, die schon seit einem halben Jahrhundert auf der Halbinsel geführt wurden, so wie auch in Persien, unter Sir Halford Jones und Sir John Malcolm, mit eben so viel Tapferkeit als Treue. Seijid Hussein erhielt dafür früher schon von der Regierung angemessene Ländereien, einen Palankin mit der Erlaubniß, ihn zu führen, deßgleichen Schwert und Roß, und die Zusicherung, daß nach seinem Ableben sein nächster Erbe den vollen Sold eines Subadars der Kavallerie erhalten solle. Zu dieser Ehre fügt die Regierung gegenwärtig noch das Privilegium hinzu, sich in dem Gebiete der Kompagnie des Nobuts mit allen damit verbundenen Auszeichnungen zu bedienen. Auf diesem Nobut soll der Titel des Majors mit den Worten geschrieben seyn: Seijid Hussein Khan Bahadur Nustrut Dschung.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 354. 20 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Zweiter Artikel.

Der Emanzipation ging unmittelbar ein Versuch voran, Ireland durch eine liberale Anwendung der alten ausschließenden Gesetze zu regieren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog von Wellington mit seiner Emanzipationsbill nur die Absicht hatte, das System umzukehren, und sein liberales Gesetz in dem alten Geist protestantischer Unduldsamkeit in Ausführung zu bringen. Hatte er diese Idee wirklich, so läßt sich nichts Unglücklicheres denken. Die Bill änderte den Zustand Irelands völlig, und nichts blieb der Regierung übrig, als ganz offen und redlich in dem Geiste ihrer eigenen Maßregel zu verfahren. Die Oranienmänner, die bigotten Protestanten zu gewinnen, nachdem man ihrem Systeme den Todesstoß versetzt hatte, war unmöglich. Die Regierung konnte sich auf keine Macht im Staate verlassen, als auf das Volk, dessen Rechte sie so eben anerkannt hatte; die Katholiken konnten sich ferner nur dann begnügen, wenn sie alle die Rechte erreicht hatten, deren Grundlage die Emanzipation war. Es war nicht länger möglich sich auf die alte Weise zwischen den Parteien zu schaukeln, und indem man abwechselnd bald der einen, bald der andern schmeichelte, beide niederzuhalten. Die Nation, wesentlich katholisch, war gesetzlich anerkannt, und die mit ihr geschlossene Allianz mußte bestätigt und ratifizirt werden. Jeder Schein von Nachgiebigkeit gegen die Oranienmänner konnte von diesen nur als Furcht ausgelegt werden, und mußte ihren störrischen Faktionsgeist nähren, während jedes Zaudern in den umfassendsten Maßregeln der Gerechtigkeit bei den Irländern nur Mißtrauen und Zorn erwecken konnte. Die einfache Wahrheit, daß halbe Maßregeln nichts taugen, wurde von der Verwaltung, welche die Emanzipationsbill durchgesetzt hatte, verkannt. Abgesehen von den kleinlichen Verfolgungen gegen O'Connell, kamen unkluge Maßregeln in rascher Folge auf einander. Man nahm den Vierzigschillingsfreeholder, den eigentlichen Helden der Emanzipation, das Wahlrecht; man gab der katholischen Geistlichkeit kein Einkommen; man duldete die Gewaltthätigkeiten protestantischer Zeloten, und man fuhr fort, in der Erziehung einer abgeschmackten Bigotterie zu huldigen. Alles Dieß verbreitete Unruhe und Aufregung, wo man durch verständige Maßregeln Dankbarkeit und Zuneigung hätte pflanzen sollen. Das katholische Landvolk, nicht mehr von den Führern einer Assoziation geleitet, und bitter getäuscht in seinen Hoffnungen, daß die Bill ihm Nahrung und Kleidung verschaffen werde, war zu Geduld und Verträglichkeit nicht sehr geneigt, und ohne Vertrauen zu einer Verwaltung, der es schon seit langer Zeit zu mißtrauen gewohnt war, ließ es seiner durch die Kniffe der Oranienmänner erregten Wuth freien Lauf. Blut ward wieder in den thörichten Scharmützeln vergossen, durch ihre gewohnte Unbesonnenheit wurden sie in die Fallstricke des Gesetzes verwickelt, und merkten bald, daß ihre Niederlage in den Gerichtshöfen von oben her veranlaßt war. Gerechtigkeit zwischen Protestanten und Katholiken war seit mehrern Menschenaltern eine nur sehr selten erreichbare Sache. Seit einigen Jahren hatten zwar die höhern Tribunale allmählich eine Purifikation erfahren, aber die Jury entscheidet in kriminellen Sachen, und die Ernennung der Geschworenen liegt fast ganz in den Händen der Protestanten. Die Katholiken konnten nicht immer Unrecht haben, und wurden doch fast immer verurtheilt, so wie die Protestanten fast immer losgesprochen. Dieß ist ein Uebel, dem selbst das klügste und redlichste Ministerium nicht mit einem Schlage abhelfen konnte. Es ist emporgewachsen aus der innern Organisation des Landes, welche unwandelbar darauf berechnet war, daß die Protestanten durch ihr Vermögen sowohl, als durch die Gesetze ein stetes Uebergewicht haben sollten. Reich durch Landeigenthum, im Besitz der Magistratur, der untern Regierungsstellen und der Polizei, war die protestantische Partei zu stark, um aus ihrem usurpirten Uebergewicht mit einem Male verdrängt zu werden. Die erste Pflicht der emanzipirenden Regierung wäre gewesen, dieser Masse, deren Einfluß man nicht mit einem Male brechen konnte, mit Festigkeit und Mäßigung zu imponiren, so wie durch Entfernung jedes höhern Beamten, welcher dem Geist der Regierungsbefehle entgegenhandelte: namentlich hätte man die Sheriffs für eine strenge Unparteilichkeit in der Wahl der Geschwornen verantwortlich machen sollen. Nichts oder beinahe nichts von alle Dem geschah, und das Ministerium Wellington lud sich den ganzen Haß dieser Ungerechtigkeit auf, dem es unter keinen Umständen völlig hätte entgehen können. O'Connell erklärte förmlich den Krieg, indem er die Frage des Widerrufs der Union in Anregung brachte, die belgische Revolution fachte den schwachen Funken zur Flamme an, und eine Reihe von herben, aber nothwendigen Maßregeln wurde ergriffen, um eine Bewegung zu unterdrücken, welche unberechenbares Unglück veranlassen, aber mit einem mäßigen Grade von Klugheit verhindert werden konnte. Daß

der Herzog von Northumberland es redlich und gut mit Irland meinte, ist nicht zu bezweifeln: daß Sir Henry Hardinge der beste Staatssekretär war, welchen Irland seit langer Zeit gehabt hatte, wird jetzt fast allgemein zugegeben; mit einem Herzen des Volkes Elend zu fühlen, mit Muth, Ausdauer und dem Talente begabt, die nöthigen Mittel aufzufinden und anzuwenden, fehlte es Sir Henry nur an Zeit, so viel praktisches Gute zu bewirken, als sich mit den politischen Theorien seiner Partei nur immer vertrug. Aber die Stunde war vorüber, wo solche Theorien angewendet, und ihre Anwendung ertragen werden mochte, und schnell ging seine Herrschaft zu Ende, noch ehe man sehen konnte, was persönliches Verdienst gegen die Fehler eines Systems vermöge.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Brasilianer wurden erbittert darüber, daß ihr König sie verließ; sie waren nicht im Stande, ihn zu hassen, aber ihre Liebe verwandelte sich in Verachtung. Der einzige Vereinigungspunkt, dem sich die brasilianischen Provinzen anschließen konnten, wurde abermals fern von ihnen außer Landes verlegt, und doch wollte ihnen ein gerechter Stolz nicht mehr erlauben, jenseits des Meeres wieder die Ketten zu holen, die von der Emanzipation zerbrochen worden waren; nun wurden alle traurigen Folgen des Kolonialsystemes sichtbar. Die mißgünstigen Reibungen unter den Kapitanerien erwachten stärker als je; tief verletzt durch die hochmüthige Verachtung von Seite der Einwohnerschaft der Hauptstadt fing die Bevölkerung in den Provinzen an, das Recht dieser Ansprüche des Stolzes zu untersuchen. Jede Provinz wollte die erste seyn; dieß oder jenes armselige Städtchen maßte sich an, die Hauptstadt zu spielen, und der Bewohner einer Wüste, allen Künsten, der Civilisation und allen Bequemlichkeiten des Lebens fremd, behauptete kühn, daß es nichts auf der Welt gebe, was man nicht auch an seinem Geburtsort finden könne, und bescheiden noch war er, wenn er nicht geradezu erklärte, daß sein Bezirk die ganze Welt aufwiege. Eine schreckliche Anarchie begann Brasilien seiner völligen Vernichtung entgegen zu führen, als die ungerechte und unbedachtsame Politik der Kortes von Lissabon seinem Daseyn eine neue Verlängerung gab.

Das portugiesische Volk hatte nicht ohne Schmerz die Emanzipation seiner Kolonie ansehen können. Diese Emanzipation stieß die Portugiesen unter die Nationen zweiten Ranges zurück, und entzog ihnen eine Hauptquelle ihres Reichthumes; sie fühlten sich zugleich in ihrem Stolz und in ihren Interessen verletzt. Die Kortesversammlung glaubte daher, um sich populär zu machen, müsse sie Brasilien wieder unter das Joch des Mutterlandes zurückbringen. Von Nationaleitelkeit geblendet hatten die portugiesischen Gesetzgeber wahrscheinlich es nicht der Mühe werth gehalten, einen Blick auf die Landkarte von Brasilien zu werfen. Ein ungeschickt gleißnerisches Dekret stellte das alte Kolonialsystem wieder her, und traf mit einem und demselben Schlage das Königreich Brasilien und den jungen Prinzen, dem Johann VI die Regentschaft übertragen hatte. Die Kortes befahlen, daß Don Pedro, der schon vermählt und Familienvater war, nach Europa zurückkehren sollte, um unter dem Fittich eines Hofmeisters etwa Reisen zu machen, oder den Telemach zu lesen. Die Kränkung, welche den Brasilianern und dem Prinzregenten zugleich widerfuhr, brachten beide einander näher. Don Pedro kündigte den portugiesischen Gesetzgebern den Gehorsam auf, und die Brasilianer stellten ihn an ihre Spitze, verjagten die portugiesischen Truppen und proklamirten ihre Unabhängigkeit.

Der neue Beherrscher des ungeheuren brasilianischen Reiches war damals zwei und zwanzig Jahre alt. In seiner Kindheit war er einem Manne von Verdienst, dem Dänen Rademacker anvertraut gewesen; allein der verdorbene Hof Johanns VI betrachtete mit gleich scheelem Blicke das Wissen wie die Tugenden. Eine Intrike entfernte den gelehrten Erzieher und der Prinz hatte nun keinen andern Lehrmeister als den Franziskaner Antonio d'Arrabida, gegenwärtig Bischof in Partibus. Dieser Mönch galt in seinem Orden für einen gelehrten Mann; allein die Kenntnisse des gelehrtesten Franziskaners blieben noch immer äußerst mangelhaft, und der Pater Antonio wollte nicht einmal was er wußte, seinem Zöglinge mittheilen. Don Pedro war mit glücklichen Anlagen geboren, er hatte Geist, Gedächtniß und ein edles Gemüth. Wenn die Erziehung diese kostbaren Keime entwickelt, wenn sie die Fehler, zu denen der junge Prinz hinneigte, unterdrückt hätte, wenn das Beispiel der Lasterhaftigkeit nicht vor den ersten Blicken des Prinzen aufgegangen, wenn seine flüchtige Einbildungskraft durch ernste Studien gefesselt worden wäre, wenn er endlich, an das Steuerruder der Geschäfte gestellt, besser von Talent und redlichem Eifer unterstützt worden wäre; so hätte er ohne Zweifel auf dauerhaften Unterlagen ein freies und blühendes Reich gründen können.

Don Pedro hatte kaum noch die ersten Schritte auf der Lebensbahn zurückgelegt, als er uneingeweiht in die Geschäfte, ohne Kenntniß der Menschen und Verhältnisse, ohne eigentliche Erziehung, ohne einen aufrichtigen und aufgeklärten Freund, fast ohne allen Führer, sich an die Spitze eines Reiches gestellt sah, das an Umfang nur Rußland, China und den großbritannischen Besitzungen nachsteht; eines Reiches, das noch keine Verfassung hatte, das man nicht einmal genau kannte, dessen ungleichartige Bevölkerung nach den einzelnen Provinzen merklicher verschieden war, als Franzosen und Engländer, oder Deutsche und Italiener. Der Prinz hatte auf seiner Seite die Vortheile der Jugend, eine große physische Kraft, Gewandtheit, edle Gefühle und den aufrichtigen Willen, Gutes zu stiften. Dieß war allerdings viel, allein unter den schwierigen Verhältnissen, in denen er sich befand, noch nicht genug. Er sollte Brasilien eine neue Regierungsform geben; diese Aufgabe würde auch einen in Staatsgeschäften weit mehr bewanderten Mann, als es der Sohn Johanns VI war, in Verlegenheit gebracht haben.

Nachdem Don Pedro die Titel eines „Prinzregenten,“ und „Vertheidigers von Brasilien“ geführt hatte, wurde er endlich als „konstitutioneller Kaiser“ ausgerufen. Damals gab es zwar noch keine Konstitution, aber die Deputirten der verschiedenen Provinzen, welche in Rio Janeiro zusammengetreten waren, arbeiteten an diesem großen Werke. Indeß offenbarte sich unter den Repräsentanten bald eine zu große Hinneigung zum Republikanismus; Don Pedro fing an für seine Autorität zu fürchten, und auf ein-

mal löste er die konstituirende Versammlung auf, und schickte einige durch Talente und Beredsamkeit besonders ausgezeichnete Mitglieder in die Verbannung. Dieser Staatsstreich war kühn, und das Erstaunen, das er verursachte, gab der kaiserlichen Macht einen Augenblick einigen Zuwachs. Aber um den Erfolg eines solchen Gewaltstreiches zum Guten zu wenden, bedurfte es einer Festigkeit und Geschicklichkeit, die nicht die Eigenschaft eines so jungen Fürsten seyn konnten; die Auflösung der konstituirenden Versammlung diente am Ende zu Nichts weiter, als den Kaiser minder populär zu machen. Don Pedro hatte erklärt, daß er einer neuen Reichsversammlung einen durch seinen Liberalismus ausgezeichneten Verfassungsentwurf, vorlegen würde; was auch wirklich am 11 Dezember 1823 geschah. Allein bereits hatte man angefangen in Don Pedro Mißtrauen zu setzen; man fürchtete, er werde eine zweite konstituirende Versammlung ebenfalls bevor sie ihre Verhandlungen beendigt habe, auseinanderjagen, und das Volk verlangte durch den Mund seiner Munizipalbehörden, daß das Staatsgrundgesetz, wie es gegeben sey, unverzüglich angenommen werden solle. Am 25 März 1824 legte man den Eid auf die neue Konstitution ab; und einige Zeit darauf begannen die zwei einberufenen Kammern ihre Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Englische Almanache, für das Jahr 1832.

1) The Landscap Annual. The Tourist in Italy. Edited by William Roscoe. Illustrated from Drawings by I. D. Harding. London 1832.

(Fortsetzung.)

Der Mörder Beccafumi's.

„Andrea del Castagno, ein Künstler von großem Namen, verdankte viel von seiner Berühmtheit der gütigen Unterweisung seines Freundes Domeniko Beccafumi, in der Farbengebung eines der größten Meister seiner Zeit. Aus dem, was Domeniko seinem Freunde mittheilte, zog Andrea den Schluß, daß jener ein Geheimniß besitzen müsse, die Farben zu mischen, in das er um jeden Preis einzudringen bemüht war. Auch gelang es ihm wirklich so sehr in Beccafumi's Vertrauen sich einzuschmeicheln, daß dieser ihm wirklich sein Geheimniß mittheilte, was, wie man glaubt, darin bestand, die Farben mit Oel anzureiben. Andrea entschlossen den Ruhm dieser Erfindung sich allein anzueignen, faßte den abscheulichen Gedanken, seinen Freund, dem er so viel verdankte, zu ermorden. Mit furchtbarer Schnelligkeit folgte die That diesem teuflischen Entschlusse. Er wußte, daß Domeniko mit seiner Laute auf dem Felde umherwandle, und eilte, sich an einem einsamen Orte, wo Domeniko bei Einbruch der Nacht gewöhnlich vorüberging, in Hinterhalt zu legen. Hier lauerte der Teufel in menschlicher Gestalt auf sein Opfer, bis er im Schatten eine Gestalt daherwandeln sah — dann ihren Fußtritt vernahm. Jetzt stürzte er sich auf den arglosen Domeniko und zerschmetterte mit dem Stoße eines bleiernen Kolben Laute und Brust des Künstlers, der mit einem dumpfen Schrei zu Boden sank. Andrea eilte nach Hause und begann zum Schein eine Arbeit. Bald darauf aber stürzten zwei Männer in sein Zimmer, die ihm anzeigten, ein Mann, den sie in Todeszügen liegend gefunden, habe sie an ihn gesendet, mit der Bitte, seinem verwundeten Freund das letzte Lebewohl zu sagen. Andrea heuchelte die größte Bestürzung, eilte mit den Männern an Ort und Stelle, und der getäuschte Domeniko hauchte in den Armen seines vermeintlichen Freundes den letzten Athemzug aus.' Das Geheimniß dieser mörderischen That entdeckte Andrea erst auf seinem Todbette, und zeigte auch dann noch nicht die mindeste Reue darüber. Noch sonderbarer ist es, daß er in der nämlichen Gruft, wo die Gebeine des Ermordeten ruhten, begraben wurde."

Die Nase des heiligen Januarius.

„Vom Blut des h. Januarius wird schon Jedermann gehört haben, nicht sowohl vielleicht von seiner Nase. Eine wunderbare Geschichte erzählt man sich von einer marmornen Büste, die unmittelbar nach des h. Bischofs Enthauptung nach seinem Kopfe verfertigt worden seyn soll, und seitdem vielen Künstlern, die den Heiligen in Gemälden darstellten, als Modell diente. Als Puzzuoli von den Sarazenen geplündert wurde, schlug einer der Ungläubigen aus Muthwillen oder Verachtung gegen den h. Bischof dieser Büste die Nase ab, und nahm sie als Siegeszeichen mit sich an Bord. Aber alsbald erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß die Seeräuber nicht einmal mehr Zeit hatten, ihre Anker aufzuziehen. Einer von dem Schiffsvolk indeß, klüger als die Andern, kam auf die Muthmaßung, daß die Nase des Heiligen einen so großen Aufruhr der Elemente verursacht haben könne, worauf man sich entschloß die unheilvolle Nase über Bord zu werfen. Und welch ein Wunder, kaum hatte sie die Wogen berührt, als sich die Wuth derselben legte und die Piraten ihre Reise fortsetzen konnten. Einige Tage darnach warfen einige Fischer am Ufer des Meeres ihre Netze aus, und zogen unter Muscheln und Schlamm eine steinerne Nase herauf, die sie, unbekannt mit ihrem Werthe, wieder in's Meer warfen. Allein so oft sie ihr Netz wieder herauszogen, war das Erste, was ihnen in's Auge fiel, die ewige Nase; bis sie endlich des Rathes einig wurden, dahinter müsse ein Wunder stecken. Man brachte sie zu einem Mann, der sich auf so Etwas verstehen mußte, zu dem Bischof von Puzzuoli, der auch auf den ersten Blick die lang verlorne Nase des h. Januarius wieder erkannte, und vor Freude darüber außer sich, eine feierliche Prozession veranstaltete, um das wiedergefundene Glied dem ursprünglichen Besitzer zurückzustellen.. Doch das eigentliche Wunder kommt erst noch. Der Bischof war noch auf eine gute Strecke von der Büste entfernt, als ihm die Nase wie ein Sperling aus der Hand flog, und sich ihrem Gesicht so sauber wieder ansetzte, daß nichts von ihrer langen Trennung zu bemerken war, als eine kleine Narbe, welche übrig blieb, um das geschehene Wunder zu bekräftigen. Die Geistlichkeit, welche höchst ungern ihren Heiligen unbenaset sah, hatte ihm zuvor schon eine neue Nase gedreht; allein der h. Märtyrer bestand mit so großem Eigensinn darauf, keine falsche Nase zu haben, daß man endlich auf den Versuch, sie ihm anzuheften, verzichten mußte. Sonderbar ist es freilich, daß der h. Bischof sich so viele Mühe mit Wundern geben mußte, um zu einer Nase zu gelangen, die man sonst auf ganz natürlichem Wege ziemlich wohlfeil haben kann."

Einige biographische Skizzen, die der Landschaftsalmanach aus der Familie der Medicis enthält, sind sehr gut geschrieben. Der Name Medici ist einer jener kabbalistischen Namen in der Geschichte, mit denen die Welt sich blenden läßt. Man spricht ihn nie aus, ohne insgeheim das Andenken der größten und edelmüthigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft zu segnen und vergißt die blutigen Greuel, die sich an die Geschichte dieses Hauses knüpfen. Solange die Medici sich begnügten, die ersten Bürger eines freien Staates zu seyn, waren sie auch wirklich die Zierde desselben, und erwarben sich unsterbliche Verdienste um das Aufblühen der schönsten Fähigkeiten, mit denen der menschliche Geist begabt ist. Als sie aber auf fremde Macht gestützt die herzogliche Gewalt an sich rissen, hörten sie auf Beides zu seyn, und fielen den bösen Mächten heim, die den Fußstapfen der Tyrannen folgen. Folgendes ist die gelungene Skizze des Lebens von

Cosmo Pater Patriae.

„Cosmo folgte in seinem Leben genau den Vorschriften, die sein weiser und ehrwürdiger Vater ihm gegeben. Die Regierung des Staates war nun streng republikanisch, und jede Gewalt, die er oder seine Familie ausübte, war Anfangs so ganz freiwillig vom Volke ihm verliehen worden, daß nicht der mindeste Schatten des Ehrgeizes sein Ansehen verdunkelte. Dennoch entging er nicht den Gefahren, die in Republiken so leicht die Intriken des Ehrgeizes und der Mißgunst angesehenen Männern bereiten. Er wurde verhaftet, saß einen Monat gefangen, und mußte endlich mit seinen Freunden auf zehn Jahre verbannt das Vaterland meiden. Aber schon im folgenden Jahre wurde er bei dem Wechsel der Obrigkeit zurückgerufen, und ging nun mit erneutem Eifer an's Werk, seine Vaterstadt durch die fürstliche Ermunterung zu verherrlichen, die er Künsten und

Wissenschaften angedeihen ließ. Unter seiner väterlichen Pflege machte Florenz seine ersten Schritte auf der Bahn des wissenschaftlichen Ruhmes und Cosmo's Name wird von den zeitgenössigen Schriftstellern mit den glänzendsten Lobsprüchen gefeiert. „Du bewiesest, sagt Einer derselben, in der Anwendung Deines Reichthums eine solche Humanität und Mäßigung, daß er mehr der Lohn Deiner Tugenden und Verdienste als eine Gabe des Glückes schien. Von frühester Jugend den Wissenschaften ergeben, verliehest Du ihnen durch Dein Beispiel neuen Glanz. Obgleich in die wichtigeren Angelegenheiten des Staates verflochten, und nicht im Stande, einen grösseren Theil der Zeit den Büchern zu widmen, fandest Du doch stets Vergnügen an der Gesellschaft jener gelehrten Männer, denen Dein Haus unaufhörlich offen stand." Ein anderer Schriftsteller schildert ihn als einen Bürger, der, während sein Reichthum jeden anderen in Europa verdunkelte, noch weit herrlicher strahlte durch seine Klugheit, Humanität und Freigebigkeit, so wie durch seine Kenntniß nützlicher Wissenschaften und insbesondere der Geschichte. Dieses Lob ist aber keineswegs die Eingebung dienstfertiger Schmeichelei. Cosmo war nicht allein ein freigebiger Beschützer der Wissenschaften, sondern auch der Wohlthäter seiner Vaterstadt, für die er zuerst die sogenannte Lorenzianische Bibliothek gründete. Die zahlreichen Verbindungen, in denen er durch seine kaufmännischen Unternehmungen mit fast jedem Theile der Welt stand, erleichterten sehr seine Absichten in Bezug auf diese bewunderungswürdige Stiftung, und Florenz wurde mit einem Schatz der köstlichsten Manuskripte bereichert. „Er stand zu gleicher Zeit in Briefwechsel, sagt Gibbon, mit Cairo und London, und eine Ladung indischer Spezereien und griechischer Bücher traf oft auf einem und demselben Schiffe ein." Sein Beispiel ermunterte auch andere reiche Bürger; aber Cosmo vereinigte ihre Sammlungen mit der seinigen, und auf diese Art wurde mehr als eine Bibliothek von Manuskripten gesammelt, die den Gelehrten die unschätzbarste Unterstützung gewährten."

Welchen traurigen Gegensatz bildet hiezu die Schilderung des ersten Großherzogs von Florenz.

„An das Leben Cosmo's, des ersten Großherzogs von Florenz, knüpfen sich Ereignisse, die bereits das düstre unheilvolle Reich der Tyrannei verkündigten, das nun folgte. Die Gemächer des alten Palastes, wahre Heiligthümer der Kunst und Wissenschaft, die zaubervollen Aufenthaltsorte des Vaters seines Vaterlandes und des großen Lorenzo, wo sie ihre Muße dem Landleben und wissenschaftlichen Forschungen weihten, wurden der Schauplatz tragischer Leidenschaften und Thaten, die das Blut gerinnen machen. Der Herzog Cosmo hatte zwei Söhne — Giovanni und Garzia — von denen der letztere und jüngere gegen seinen Bruder einen bittern Haß gefaßt hatte. Der Aeltere hatte noch nicht sein neunzehntes Jahr zurückgelegt. Eines Morgens gingen sie zusammen auf die Jagd, und nachdem sie sich von ihrem Gefolge getrennt hatten, sah man erst Abends Garzia allein zurückkehren. Vergebens rief das Hüfthorn der Jäger nach Giovanni, endlich fand man seine Leiche in einer abgelegenen Waldgegend. Diese Nachricht erreichte Cosmo, der genug wußte, um sogleich zu errathen, wer sein Herzenskind getödtet. Er ließ die Leiche in ein Gemach bringen, das die Gemälde der beiden Prinzen enthielt. *)

„In der Nacht, die diesem schrecklichen Tag folgte, trat der Vater in Garzia's Schlafkammer, und gebot ihm aufzustehen und zu folgen. In einer Hand hielt der unglückliche Tyrann einen Schlüssel, in der andern eine Lampe und hinter sich den zitternden Knaben, betrat er eine dunkle und einsame Abtheilung des Palastes. Nachdem er die Thüre hinter sich abgeschlossen hatte, faßte er seinen Sohn an der Hand und fragte ihn, wie und wo er den Tag zugebracht. Allein nicht die leiseste Veränderung der Farbe auf dem Gesicht des schönen Knaben verrieth seine Schuld. Da riß der Herzog plötzlich ein blutiges Tuch von einer Bahre weg und schrie: „Blick' hieher, kennst Du das Werk dieses Tages? Antworte mir. Blut fordert Blut — eines Bruders Blut; und daß ihm diese Sühne werde, muß die Hand des Vaters das Deinige vergießen. Bebst Du bei diesem Anblick? Es ist also nur allzu wahr. — „Vater, stammelte der Knabe, ich wehrte mich nur meines Lebens." — „Wagst Du den zu verläumden, den Du gemordet hast?" unterbrach ihn Cosmo. „Er würde nicht dem kleinsten Wesen das lebt, mit Willen Leides gethan haben, um wie viel weniger erst seinem Bruder! Du mußt sterben, denn schlimmer würdest Du werden als Kain und unser Aller Mörder." Mit diesen Worten riß er von Garzia's Seite den Dolch, denselben, der Giovanni's Blut getrunken. Dann warf er sich auf die Knie, und rief mit aufgehobenen Händen Gott an, ihm Kraft zu verleihen in dieser furchtbaren Stunde. Nun schloß er sein Kind in die Arme und weinte lange bitterlich an seinem Halse. Plötzlich aber aufspringend schrie er: „Verfluchtes Schicksal! Verfluchter Vater! und stieß den Dolch in seines Sohnes Herz."

Zum Schluß geben wir aus dem Landschaftsalmanach folgende erfreulichere Anekdote von Buonamico, genannt Buffalmaco.

„Buonamico war sehr ärgerlich über seine unruhige Wandnachbarschaft. Die Ehehälfte des Messer Capo d'Oca (zu deutsch Gänsekopf) fing jeden Tag früher noch ihr Spinnrad zu handhaben an, als sein alter Meister den Pinsel. Dicht an Buonamico's Kopf begann jeden Morgen schon um drei Uhr das verwünschte Gesurre, wo er noch gern ein oder das andere Stündchen verträumt hätte. Entschlossen dieser Ruhestörung ein Ende zu machen, gerieth er auf folgenden seltsamen Einfall. Die dünne Wand, die ihn von seiner fleißigen Nachbarin schied, wurde durchbohrt und eine Röhre nach dem Heerd geleitet, durch die er, so oft die emsige Hausfrau ausging, solch eine reiche Ladung Salz in die Töpfe gleiten ließ, daß Messer Capo d'Oca bei seiner Heimkunft weder Fleisch noch Fisch genießen konnte, so schrecklich war ihm Alles versalzen. Wiederholt bat er um Gotteswillen seine Frau, nicht so verschwenderisch mit dem Salze umzugehen; da aber das Uebel hiedurch nur noch ärger zu werden schien; so griff er eines Mittags zum Hausrechte, und salzte dafür seiner Frau tüchtig den Rücken. Auf das mörderische Geschrei des Weibes lief das ganze Haus zusammen. Nachdem er sich den Hergang erzählen lassen, sagte der spitzbübische Maler: „Mein lieber Herr, ihr beklagt euch sehr mit Unrecht. Ein Wunder ist es nur, wie eure Frau irgend etwas thun kann wie ein anderes Weib; denn ich kann ihr bezeugen, daß sie kaum die nächtliche Ruhe hat. Der stärkste Kopf könnte aus den Fugen kommen, wenn er von drei Uhr Morgens bis zu sinkender Nacht am Spinnrad sitzen müßte. Ich bitt' euch, laßt ihr doch die nöthige Ruhe, und sie wird, dafür stehe ich gut, künftig ihre fünf Sinne besser beisammen haben." Die ganze Nachbarschaft stimmte dem klugen Maler bei, und hunzte Herrn Gänsekopf tüchtig aus. „Meinetwegen, schrie dieser erbost, mag sie bis Nachmittag im Bette liegen, nur soll sie mir das verfluchte Salzen lassen, das mich nach und nach einpöckelt wie einen Häring." Es läßt sich denken, daß das Weib künftig erst wie andere Menschen auch zum Spinnrade griff und die Suppe dann unversalzen blieb. So oft aber wieder der Spinnerzeß begann, durfte Messer Capo d'Oca darauf rechnen, die ungenießbarsten Speisen zu finden, so daß der geplagte Mann seine Frau um Alles in der Welt bat, doch ja den nöthigen Morgenschlummer nicht auf Kosten ihrer fünf Sinne zu opfern."

Vermischte Nachrichten.

Der „Java'sche Courant" vom 26 Mai enthält die Nachricht von dem Tode des kühnen Reisenden Grafen Karl Vidua de Consavo, der, nachdem er ganz Europa durchwandert, die Westküste Amerika's und einen großen Theil von Asien besucht, und zwei Jahre im indischen Archipel verweilt hatte, im Begriffe stand, bevor er in seine Heimath zurückkehrte, noch Neuholland und die Westküste von Amerika zu besuchen. Er starb zu Menado, an der Küste von Celebes, wo er einige heiße Quellen untersuchte, aber dabei das Unglück hatte, mit dem Fuße in eine derselben auszugleiten und sich dergestalt zu verbrennen, daß es ihm das Leben kostete.

*

Blätter vom Vorgebirge der guten Hoffnung melden, daß ein französischer Gesandter auf Madagaskar angelangt, um abermals einen Strich Landes für eine Kolonie daselbst zu verlangen, und zwar nur fünfzehn Meilen einwärts des Landes und drei Meilen längs der Küste. Der Gesandte erhielt die Erlaubniß, nach Alefora zu gehen, wurde aber von der Königin mit der Antwort entlassen, das Volk wolle lieber sterben, als einen Fuß breit Landes abtreten.

*) Ein Gemälde, das de Thou auf seiner Reise nach Italien sah und in der neuesten Zeit wieder aufgefunden wurde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 355. 21 Dezember 1831.

Paris oder das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Ich war an ein einfaches und niedliches Leben gewöhnt; ich warf die Augen umher: halbnackte Männer, Weiber in Lumpen gehüllt, mit brennendrothen Gesichtern und unzüchtigen Blicken; Leute, wie sie Einem in den Straßen von Paris begegnen, mit dem Dunstkreisgeruch gemeiner Kneipen und liederlicher Wirthschaften; Bauern in Kitteln mit übereinandergeschlagenen Armen oder am Boden ausgestreckt; Tabakraucher, auf dem Estrich mit schmuzigen Karten Piket spielend, eine dunstige verpestete Atmosphäre, deren empörenden Geruch noch ein geheimer Ort vermehrte, der sich im Saale selbst befand; ein Feldbette, auf dem sich Elend, Trunkenheit, Laster, Unglück und Verbrechen neben einander wälzten — Dieß war der Saal, der vom heil. Martin seinen Namen führt. Hieher warf diese grausame, hundertarmige, blinde Politik, die Alles zermalmt, was sie auf ihrem Wege findet, meine Jugend, mitleidlos, gefühllos, ohne daß irgend eine Anklage oder ein Zeugniß gegen mich vorlag. Ich zerfloß in Thränen und setzte mich in einen Winkel im Fensterbogen. Das Rothwälsch der Diebe ließ mich nicht verstehen, was man sagte; nur das wüste Gelächter des Verbrechens, die Gebärden der Liederlichkeit, eine weibische Wildheit, die den eigenthümlichen Charakter des Verbrechens in großen Städten ausmacht, verwundeten meine thränenerfüllten Augen. Diese abgezehrten lustigen Gestalten mit funkelndem Aug und gefurchter Stirne, nahten sich mir, sahen mir in's Gesicht, und verhöhnten mein zartes und schwaches Wesen, meinen nachsinnenden Schmerz, das Entsetzen, von dem ich ergriffen war. Ein schon an allen Gliedern zitternder Greis trat zu mir; er redete nur mit Mühe; seine vor Entkräftung halb offen stehenden Lippen, sein kahler Schädel, von dem bereits die lezten weißen Haare gefallen waren, sein zahnloser wackelnder Mund bildeten einen traurigen Anblick. Es war ein ehemaliger Advokat, den man Abends zuvor als einer Verschwörung angeklagt, verhaftet hatte; er hatte ungeachtet seiner Altersschwäche doch noch einigen Anstand; allein sein kindisch gewordener Geist, seine Stimme ohne Klang und Betonung gestatteten mir nicht die sehr lange Rede zu verstehen, die er an mich richtete. Ich errieth bloß, daß ein und derselbe Grund uns an diesem Ort der Schande, in die Vorhölle des Gefängnisses, zusammenführte, ihn am Rande des Grabes, mich an der Schwelle des Lebens.

Unter den Elenden, die hier zusammengedrängt waren, und deren sechzig Gesichter noch lebendig vor meiner Erinnerung stehen, fiel mir besonders eines durch seine Seltsamkeit auf; es war das eines verrückten Schwärmers. Eine lange blasse Gestalt mit begeistertem Auge, ihre langen gelockten schwarzen Haare, schnelles, bizarres und zusammenhangloses Sprechen erregten Aufmerksamkeit für sie. Er predigte Einigen, die ihn umgaben und während des Zuhörens über seine christliche Ketzerei: „Die Erneuerung der Gesellschaften,“ Flüche und Verwünschungen ausstießen. Seine Geschichte ist meinem Gedächtniß entfallen; er stellte in dieser Gesellschaft einen Versuch mit seiner neuen Lehre an; ein Ausdruck enthusiastischer Narrheit auf seiner Stirne mischte sich mit jener Abgespanntheit der Züge und jener Erschlaffung der festen Theile, die gewöhnlich die Folge ungeregelter Lebensweise sind, man hatte ihn auf der Straße, wo er dem Volke predigte, aufgegriffen; ich weiß nicht zu sagen, was aus ihm geworden seyn mag.

Ungeziefer bedeckte die Lagerstätte, ich brachte die Nacht auf einem Stuhle in dem Festerbogen zu. Am andern Morgen vertheilte ein Gefängnißwärter Schnitte schwarzen Brodes und hölzerne Näpfe unter die Einwohner des Saales; ich bat, mich an meine kranke leidende Mutter schreiben zu lassen, an die zärtlichste der Mütter, die keine Nachricht von mir hatte. Man verweigerte es mir. Welche Grausamkeit! Mit welchem Hasse muß sich das sanfteste Herz, die gefühlvollste Seele gegen eine so barbarische Civilisation waffnen!

Ohne durch die leiseste Unbesonnenheit den Angriffen des Ungeheuers, das man Polizeiinquisition heißt, einen Vorwand gegeben zu haben, fand ich mich in der Blüthe der Jahre mit der Hefe der Trunkenheit und des Lasters zusammengeworfen jede Mittheilung zwischen mir und der Welt mit einem Streiche abgeschnitten, ohne Verhör, ohne Urtheilspruch, ohne irgend eine Form des gerichtlichen Verfahrens. Das Wort eines Polizeibeamten hatte dieses unsaubere Grab mir geöffnet und hinter mir geschlossen, meine Familie mochte mich suchen, meine Mutter beweinen, es konnte mit mir geschehen was wollte; da war keine Rettung gegen die scheußliche Willkür einer Verwaltungsorganisation, deren dunkles Rädergetrieb, deren schweigsame Hebel treffen, aus

dem Wege räumen, zermalmen, ohne daß Gerechtigkeit oder Mitleid dagegen Einspruch zu thun vermöchte.

Drei Tage hatte ich so zugebracht in traurigen Gedanken an meine Mutter, in tödtlicher Unruhe und ohne die Möglichkeit, von mir eine Nachricht nach Hause gelangen zu lassen; es befiel mich ein Fieber. Endlich erwirkte mir der Gefängnißwärter des Saales doch die Erlaubniß, schreiben zu dürfen; ich schrieb zwei Briefe, einen an meine Mutter, den andern an den Polizeipräfekten; sie gingen ungesiegelt ab, wie es an diesen Orten vorgeschrieben ist, und Abends gelangte zu mir ein Wort und ein Ring von meiner Mutter, den ich stets als Andenken tragen werde. Am andern Tage gegen elf Uhr ertönte mein Name am Gitter des Einganges, ich wurde zum Verhör geführt.

Drei Tage waren mir ohne Schlaf in einer Bestürzung und einem Schmerz vergangen, den man sich leicht denken kann; mein ganzes Nervensystem befand sich in der gewaltsamsten Aufregung. Es fehlte uns sogar an Wasser in diesem gedrängtvollen Saale. Meine Kleider waren in Unordnung gekommen, meine Wäsche beschmutzt, ich fühlte Fiebergluth in meinen Adern. Der Mann welcher unter die Gefängnißkandidaten Brod und Wasser vertheilte, übergab mich zwei Gendarmen; nun ging es von Corridor zu Corridor bis wir in ein tiefergelegenes Zimmer gelangten, wo ein Schreiber saß. Ich hörte einen Schrei; meine Mutter hatte ihr Krankenbett verlassen und die Erlaubniß erhalten, mich einen Augenblick zu umarmen. Sie stand vor mir, stumm preßte sie mich an ihre Brust, sie betrachtete mich, und ihr Blick sagte mir, wie sehr ich verändert war; ihre Blässe, ihre Thränen durchzuckten mich mit einer schmerzhaften Erschütterung, die ich nicht zu beschreiben vermag. Meine Mutter war längst schon von den Aerzten aufgegeben. Unter den Stürmen unserer Zeit hatte sie ihren ersten Gatten auf dem Schaffotte sterben sehen, sie lebte nur noch künstlich. Die Huld der Polizei nahm hier ein Ende, man befahl meiner Mutter sich zu entfernen, man trug sie hinaus.

Vor einem Schreibtische, der mit sorgfältig überschriebenen und numerirten Aktenstößen belastet war, stand ein Mann, eine kurze, vierschrötige, schwarze, runzelige Gestalt; eine niedere Stirne mit dicken Augenbrauen, in Falten gezogene Augenwinkel, breite Büttelschultern und eine Inquisitormiene; dieß war der Mann, der mein Verhör begann. Möge er, wenn er anders an einen Gott glaubt, und wenn er einst vor dem großen Wesen erscheint, keinen so grausamen Richter finden!

„Mein Herr,“ sagte er kurz hingeworfen, „Sie sind Einer von der Generation, die man ersticken muß; ein Otterngezücht, vor dem Frankreich keine Ruhe haben wird, wenn man es nicht vertilgt.“ Ich war außer mir vor Erstaunen, und indem ich alle Ruhe und Vernunft, die mir noch übrig blieb, sammelte, erwiederte ich: „Mein Herr, ich glaubte, daß Sie mich über Thatsachen zu verhören hätten, und höre nichts als beleidigende Vorwürfe.“ — Der kleine Mann, den meine abgeschmutzte Kleidung, meine Jugend und mein kränkliches Aussehen zu seinen Schmähungen ermuthigt hatten, sprang bei diesen Worten von seinem lederüberzogenen Stuhle auf, und indem er sich in seiner ganzen Kleinheit aufbäumte, und beide Fäuste auf den Schreibtisch stemmte, schrie er:

„Ha, Sie wollen mich lehren, was ich zu thun habe! —

„Ich will Sie bloß erinnern, mein Herr, erwiederte ich kaltblütig, daß Sie es weder mit einem Schuldigen, noch mit einem Angeklagten zu thun haben, sondern bloß mit einem jungen ganz unschuldigen Menschen, der nicht weiß, warum er hier ist, mit welchem Recht man ihn hieher führte, und unter welchem Vorwande man ihn festhält.

„Ei siehe doch, Sie spielen den großen Redner,“ fuhr der Frager fort, der sich inzwischen wieder gesetzt hatte. „Sie gehören zur liberalen Jugend, das merkt man Ihnen nur allzusehr an. Greffier, schreiben Sie alles nieder was dieser Herr sagt.“

Mehr und mehr in Harnisch gejagt, je mehr die Ruhe meiner Antworten seinen tollen Zorn erhitzte und nicht im Stande über den Gegenstand, dessen Spur er suchte, bei mir eine Aufklärung zu finden, der ich jeder Verschwörung fremd war, öffnete endlich dieser Menschenjäger, der mich vergebens zu umgarnen strebte, und durch meine offenbare Unschuld nur noch mehr in Wuth gerieth, meine weggenommene Brieftasche, begann die Verse meines armen Wilhelm Tells zu erklären, hob gegen mich die ersten Strophen eines ich weiß nicht mehr welchen liberalen Liedchens hervor, das er mit Bleistift geschrieben fand, inquirirte auf meine geheimen Absichten und Ansichten; wobei er sich alle Mühe gab, meine Antworten in das gehörige Licht zu stellen, um mich wenigstens aus meinen Worten anklagen zu können, da es ihm hiezu an Thatsachen fehlte. Zuletzt fragte mich der Dummkopf, ob ich die regierende Dynastie liebe; ich schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„Ich weiß nicht, mein Herr, was es heißt eine Regierung lieben; ich komme aus einem Kollegium, und kann auf Fragen über Ansichten und persönliche Neigungen keine Antwort geben. Diese Art zu fragen überschreitet meines Bedünkens die Funktion, deren Sie sich so gut entledigen. Was die Schriften in meinem Taschenbuche betrifft, so sind sie Bruchstücke eines Trauerspiels, das ich dem Odeon-Comité vorlesen muß; sie gehen der Polizei durchaus nichts an, und Sie würden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie mich meiner Familie zurückgäben, der man mich unter einem so kindischen Vorwande entreißt.

„Raisonnere! Wissen Sie, daß ich Sie augenblicklich, wenn ich will, in das tiefste Loch werfen lassen kann?“

Endlich nachdem sich sein Paroxysmus gelegt hatte, befahl er mir ein Blatt Papier zu unterzeichnen, auf das meine Antworten, nicht ganz so, wie ich sie gegeben, sondern nur dem wesentlichen Gehalte nach, niedergeschrieben standen. Auf ein Zeichen meines Inquisitors führte mich der Gendarm wieder hinaus und in ein anderes Gemach, wo sich ein Offizier von ungefähr vierzig Jahren befand, der das Kreuz der Ehrenlegion trug. Es war ein einer Verschwörung angeklagter Obrist. Er betrachtete mich mit traurigen Blicken und bot mir die Hand. „Ach,“ sagte er, „auch Sie beschuldigt man der Verschwörung? Wie alt sind Sie, junger Mann?“ — „Sechszehn Jahre!“ — „Es ist erstaunlich!“ — sagte der Obrist und warf sich auf das Bette, wo er lange in Schweigen verharrte. Abends holten mich zwei Gendarmen ab; sie hießen mich in einen Fiaker steigen, wo sie sich zu beiden Seiten von mir niedersetzten. Der Wagen hielt vor dem Palais de Justice.“

(Forts. f.)

Die Börse in London.

(Fortsetzung.)

Nun versetze sich der Leser in Gedanken einige Stunden nach der Ankunft wichtiger Neuigkeiten, sie betreffen nun einen zu befürchtenden Krieg, eine Verschwörung oder eine unvorhergesehene Anleihe, die der Kanzler der Schatzkammer von den beiden Häusern verlangt, in den großen Saal der Börse. Da vor 10 Uhr Morgens kein Geschäft eingeleitet wird, so sieht man alle bei jenen Nachrichten interessirten Personen gehen und kommen, Zeitungen lesen, oder sich in Erwartung des täglichen Signals in Gruppen zusammenstellen. Dieses Signal wird durch den ältesten Börsendiener gegeben, der bei herannahender Stunde am Haupteingang einige Stufen hinaufsteigt mit einer großen Nachtwächterschnurre in der Hand und die Augen auf den Zeiger der Uhr gerichtet. Mit dem Schlag zehn Uhr setzt er sein übler Vorbedeutung volles Instrument in Bewegung, und plötzlich verläßt jeder seine ruhige Stellung, stürzt sich wie die einzelne Welle einer Ueberschwemmung mitten in den Saal, schreit und bemüht sich der Erste zu seyn; die Einen bieten zum Verkauf aus, die Andern suchen zu kaufen, jede der beiden Parteien sagt und thut Alles, was sie für angemessen erachtet, um auf dem Markt den Eindruck hervor zu bringen, dessen sie bedarf, und sucht besonders was ein wesentlicher Punkt in der Taktik auf diesem Platz ist, den Preis zu Eröffnung des Geschäftes auf die für ihre Absichten günstigste Weise festzustellen. Ist bei solchen Gelegenheiten die Neuigkeit wichtig und folglich die Wirkung sehr schnell, so ist oft schon das Glück oder Unglück der einen oder der andern entschieden, ehe noch der Zeiger seinen Lauf um das Zifferblatt vollendet. Man kann leicht denken, welch ein Schauspiel so verschiedenartige Gemüthsbewegungen dem Beobachter bieten. Hier erträgt Einer kaltblütig spöttische Bemerkungen, erwidert sie wohl gar, obgleich er so eben binnen zwei Stunden 10,000 Pfund verloren hat, während ein Anderer, weniger gleichmüthig, mit stierem Auge dem schnellen Fall der Rente folgt, der gleich einem reißenden Strom sein ganzes Vermögen mit sich fortreißt. So geht es gewöhnlich mit nur kurzen Zwischenräumen der Ruhe den ganzen Morgen hindurch fort; nur wenige Menschen aber sind stark genug, lange in dieser erstickenden Atmosphäre, diesem Getöse und diesem sich drängenden, stoßenden und hin und herwogenden Schwarm auszuhalten. Bald ziehen Viele bleich und heiser sich zurück, um Athem zu holen und eine reinere Luft zu schöpfen; allein kaum hören sie das Gebrüll dieser tobenden Masse, wo jede Partei abwechselnd ihren Triumph mit betäubendem Geschrei verkündet, so eilen sie auch schon nach dem Tummelplatz, um sich aufs Neue ins Gewühl zu stürzen.

Bis jetzt war Alles ernst; die Hitze des Kampfes hat sich nicht gemäßigt, der Wortwechsel hat sich bis zur Wuth gesteigert; aber häufig geschieht es, daß die Szene sich wie durch einen Zauberschlag oder wie durch einen Anfall von Wahnwitz ändert: Jeder wirft den Hut seines Nachbars in die Luft, zieht ihm seine Rockschöße über Kopf und Schultern, oder wirft ihn mit papierenen Kugeln, die mit Sand gefüllt sind; kurz Alles stößt und dort sich durcheinander. Der Markt von St. Barthelemy oder ein Ausflug der Schüler an einem Ferientag kann nicht lärmender seyn. Dieses Bacchanal schließt gewöhnlich mit dem „Black-Joke" oder einem andern Volksgesang, der im Chor von allen Kämpfern angestimmt wird, und in den selbst Jene mit einfallen, deren Ruin heute entschieden wurde, die aber in die tolle Fröhlichkeit der Uebrigen einstimmen, um ihr Unglück zu verhehlen, und vielleicht noch einen letzten verzweifelten Versuch wagen zu können.

Dieses Zwischenspiel ist kurz; nach Verlauf einiger Minuten bemerkt man die nämliche Leidenschaft für das Spiel noch verstärkter oder wüthender. Zuweilen geschieht es, daß einer jener Nebel, die mit ihrem dichten Schleier die engen Straßen der City bedecken, auch über diese bewegte Menge eine dunkle Nacht verbreitet, und dann bietet sich in dieser Verwirrung dem Beschauer eine Szene der Unterwelt. Man zündet Lampen an; Dank sey es ihrem traurigen gelben Schimmer, jetzt erkennt man auf Augenblicke noch den Ausdruck der Angst auf allen diesen Gesichtern, aber die Hälfte des Gemäldes ist, wie ein Maler es nennen würde, durch ungeheure Schattenmassen verdeckt.

Alle die hier beschäftigten Menschen bilden das, was man den Stock der Börse (Stock-Market) zu nennen pflegt. Die von ihnen festgesetzten Kurse werden von den Journalen bekannt gemacht, und bestimmen den Werth des Vermögens der Rentenbesitzer und Spekulanten. Die zahlreiche Klasse derer, die als Staatsrentiers bei diesem Wechsel interessirt sind, ungerechnet, kann man die Zahl Jener, die ihn als ein Spiel betrachten und die an den Bewegungen der Börse denselben Antheil nehmen, der die Liebhaber des Faro an den grünen Tisch fesselt, auf ungefähr 5000 anschlagen. Unter dieser Zahl befinden sich ungefähr Tausend, die zur Börse selbst gehören, und auf einem vertraulichen Fuße zu einander stehen; die übrigen gehören dem Publikum, der Galerie an, und nehmen an den verzweifelten Wechselfällen der Spieler durch Vermittlung von Sensalen (brokers) Antheil.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

Der nachstehende statistische Versuch über China rührt von dem in diesen Blättern bereits öfters erwähnten Louis Domeny de Rienzi her. Die bisher über diesen wichtigen Gegenstand bekannt gewordenen Nachrichten sind eben so unvollständig als widersprechend. „Humboldt, der König der Reisenden, die gelehrten Morrison und Klaproth, der aufrichtige Beobachter Timkoffski und der gelehrte Sinolog Abel Remusat, mit dem ich während meines ziemlich langen Aufenthaltes in China in Verbindung stand." sagt Rienzi in seinem Vorworte zu diesem statistischen Versuche, „scheinen mir der Wahrheit am nächsten gekommen zu seyn. Außer ihren Werken benützte ich eine Menge Nachweisungen, die mir von Hanisten," Bonzen und Mandarinen, von dem Bischof von Peking, dem Pater Gonzales und Rafaele, von meinem Freund dem Obristen Figueiredo (Prokurator des Senats von Makao bei der chinesischen Regierung), dem Doktor Morrison und mehreren Autoritäten von Kanton, Emoi, Makao und andern Orten mitgetheilt wurden." Unter den chinesischen Werken die er hiebei zu benützen Gelegenheit hatte, führt Rienzi das Buch Si-Ju-Kian-Uen-Lu, Beschreibung der westlichen Länder (ein seltenes und geschätztes Werk) an, die große Geographie der Mandschu; das Tai-Tsing y tung, das merkwürdige statistische Tabellen enthält; die Zeitung von Peking, obgleich oft sehr lügenhaft, und Provinzialblätter; das Tai-thsin hoei tian, der Verwaltungscoder der Tai t'hsin (die Dynastie der Mandschu) Ausgabe von 1794; den Tai-th'sing-tschung-tschon yi-lon, Etat des Kriegswesens; das Tai-t'hsing-chin-thinan-Chu, vollkommene Liste aller

Civilangestellten des Hauses Tai'dsing. (4 Bände) den kaiserlichen Almanach von China, ein Werk über die Einkünfte und Ausgaben des Reiches von Uang-Kuei-ching, das im Jahre 1823 herauskam, Jy-pen-tu-Kunthu, Karten des Königreiches Jypen oder Japon u. s. w.

1. Umfang und Verwaltung von China.

Das chinesische Reich sammt seinen Nebenstaaten, als: das eigentliche Tübet und Butan, Kleintübet, die kleine Bucharei oder das östliche Turkestan, Oigurei, die Kalmukei oder westliche Mongolei,*) die Dsungarei (großer kalmukischer Stamm), Daourien, das Land der Mongu, das Land der Mandschu, die Mongolei mit ihrer großen „Chamo“ oder Wüste von Kobi und ihren Oasen, Tangut oder das Land der Eleuthen von Kokenur (die östlichen Kalmuken), die Halbinsel Corea, die große Insel Sagallien oder Tschoka, die formosischen Inseln (Tai-Uan) und die Inseln von Hainan (westliche Länder die man Hailam nennen sollte), hat folgende Gränzen: Im Norden Sibirien; im Westen die große Horde der Kirgisen oder die nördlichen Tataren, und die große Bucharei oder südliche Tatarei, welche in Europa die unabhängige Tatarei genannt wird; im Süden die Staaten von Runschit-Singh und Hindustan, das birmanische Reich, das Königreich Layn-sayn-Chan (bei uns Laos genannt), das Reich An-Nam und das chinesische, das orientalische, das gelbe (Hoan-Haï) und das japanische Meer.

Das gesammte chinesische Reich hat von Kaschgar im Westen, bis nach dem Kap Lesseps im Osten gerechnet, eine Länge von 1400, und von der nördlichsten Spitze der Gebirge Daba im Norden, bis nach Lui-Tschen, Seestadt der Provinz Kuang-Tung, im Süden gerechnet, eine Breite von 760 französischen Quadratmeilen. Die Seeküsten nehmen eine Strecke von mehr als 1000 Meilen ein.

Die geometrische Oberfläche des ganzen Reichs kann man auf ungefähr 674,000 Quadratmeilen anschlagen, so ziemlich der zehnte Theil der ganzen bewohnbaren Erde; es ist folglich größer als das alte römische Reich unter Trajan, größer als das Reich Alexanders, und größer als ganz Europa. An Ausdehnung wird es nur von den durch den Mongolen Dschengbis-Chan und den Tataren Timur-Lenk gegründeten Reichen, und jetzt von dem gigantischen Rußland übertroffen, das zwar an Hülfsquellen, Industrie und Bevölkerung weit unter ihm steht, von dem es aber, so wie die übrige Welt, doch bereits bedroht zu werden scheint.

Das eigentliche China, von den Chinesen Tschon-Ku genannt (der Mittelpunkt der Erde), erstreckt sich vom 21° zum 41° N. Br. und vom 95° zum 120° O. L. Es hat nur unregelmäßige Grenzen: Im Norden trennt die berühmte große, 456 Meilen lange Mauer es von den Mongolen; im Westen hat es Tübet und einige politische Grenzen, die nur eine geringe Schutzwehr gegen die Eleuthen von Kokenur **) die Sifans und Kalmuken bilden; im Süden den Ocean, und im Westen ebenfalls den Ocean, die Vormauer der Pieu die es von Corea trennt. Seine geographische Figur gleicht fast einem Zirkel.

Das eigentliche China hat einen Flächeninhalt von 195,209 Quadratmeilen, also ungefähr 1,400,960,800 Morgen. Der Name China kommt her von „Tshin;“ er wurde dem Reich Kitai ***) (Katai) von der Dynastie der Tshin gegeben, deren Herrschaft 256 Jahr vor Chr. Geb. begann. Dieser Name war der gebräuchliche, seit die Portugiesen, die ihn von ihren malayischen Piloten, denen China schon 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war, erhielten, ihn nach Europa verpflanzten. Zu jener Zeit eroberte Tsin-che-huang-Ti, der erste und unumschränkte Monarch, den Süden des Reichs, Tun-King *) und Cochinchina **).

(Schluß folgt.)

*) Man darf diese vier Hauptnationen von Mittelasien nicht mit den Tataren verwechseln, diese sind das Urvolk von Turkestan, und wahrscheinlich jene alten asiatischen Scythen, deren Herodot und Strabo gedenken. Jetzt sind sie in der Krimm, der sogenannten unabhängigen Tatarei, Persien, den kaukasischen Gegenden und in Sibirien zerstreut, und unterscheiden sich doch in Sprache und Körperbau eben so sehr von den Mandschus, Oiguren, Kalmuken und Mongolen, als die Hindus von den Malaien. Der allgemeinen Verständlichkeit wegen, ist noch zu bemerken, daß unter der unrichtigen Benennung chinesische Tatarei wenigstens nur die Mongolei, das Land der Mandschu, die Kalmukei und die kleine Bucharei begriffen sind.

**) Sogenannt weil sie am See Kokenur (blauen See) wohnen.

***) Das Wort Kitai erhielt China von den Kitanen, einem mongolisch-tungusischen Stamm, der damals dieses Land beherrschte. Cosmas Indopleustes nennt China „Tziniza“ (S. seine christliche Kosmographie im Montfaucon). Cosmas reiste im sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. in Indien.

*) Dieses Wort bedeutet im Chinesischen: der Hof des Mittags. Die Eingebornen nennen es Ai-Nam.

**) Die Portugiesen haben diesem Theil des Reiches An-Nam nach den Japanesen, die ihn Kotschin-Dlina, das westliche Land China's nennen, den Namen Cochinchina gegeben. Die Eingebornen nennen ihn Ai-nam.

Vermischte Nachrichten.

Zu Peking wurden sechs Schreiber, die früher in der kaiserlichen Kanzlei des Diplomenamtes angestellt waren, wegen Ausfertigung falscher Doktordiplome zum Tode verurtheilt. Der erste Minister des Kaisers, To-tsin selbst, führte bei dem Gerichte, das über sie gehalten wurde, den Vorsitz. Einer dieser Schreiber, Kwei-sing-tso, allein hatte in dem Zeitraume, wo zwanzig Präsidenten dieser Kanzlei sich gefolgt waren, 20,419 falsche Diplome verkauft. Zwei der Hauptverbrecher wurden sogleich hingerichtet, und eine Anzahl Pekinger Schreiber erhielten den Befehl, der Exekution beizuwohnen, um sich daran ein Beispiel zu nehmen. Zwei andere der Verurtheilten wurden noch aufgespart, um Zeugnisse abzulegen, und sollen dann gleichfalls enthauptet, die übrigen zwei aber nach den großen Herbstassisen erdrosselt werden. Alle Präsidenten und Beamten, die diesen Betrug hätten entdecken sollen, wurden mit Entlassung, Degradation oder Verlust ihrer Besoldung auf bestimmte Zeit bestraft. Der Kaiser sagte in der hierüber in der Pekinger Zeitung erschienenen Bekanntmachung: „er schäme sich über einen solchen Schlag von Beamten; er schäme sich für sie selbst, und könne es sich kaum verzeihen, so viele Schwachköpfe angestellt zu haben.“

Die vom französischen Handelsministerium mit der Bibliothekenorganisation beauftragte Kommission hat einen Vorschlag zur Bildung eines „Ethnographischen Museums“ an dasselbe gelangen lassen. Dieses würde aus einer Menge ungeheurer Säle bestehen, welche die Namen aller lebenden Völker tragen würden, sie mögen sich noch im wilden oder bereits im civilisirten Zustande befinden. Diese Säle wären bestimmt, Alles aufzubewahren, was den verschiedenen Nationen in Waffen, Werkzeugen, Kleidern, Kunst- und Alterthumsgegenständen eigenthümlich ist. Vorzüglich würde das ethnographische Museum der Aufbewahrung Dessen geöffnet werden, was die immer weiter um sich greifende Civilisation in Nordamerika von den Indianerstämmen und auf den Südseeinseln, wo die Missionsanstalten den ursprünglichen Charakter der Eingebornen zu verlöschen angefangen, übrig gelassen hat. Endlich soll es auch vorzügliche Rücksicht auf die noch am wenigsten bekannten Völker nehmen, wie die Mongolen, Chinesen, Tataren, Kamtschadalen, Lappen, Samojeden u. s. w. Herr Abel Remusat hat den hierüber eingereichten Bericht abgefaßt, und der Minister d'Argout soll bereits auf diese Idee eingegangen seyn. Man bezeichnet als Gebäude hiezu den in der Straße Vivienne im alten Lokal des öffentlichen Schatzes begonnenen Bau.

Zu Calcutta wurde am 11 März d. J. ein Kriegsschiff von vier und achtzig Kanonen vom Stapel gelassen, das von einem Hindu, Nauraschi Schamsatschi, dem Oberschiffsbaumeister der ostindischen Kompagnie, gebaut wurde. Obgleich nur auf vier und achtzig Kanonen eingerichtet, kann es im Nothfalle doch auch sechs und neunzig führen. Es ist das vierte Linienschiff, das auf der Werfte von Bombay von Nauraschi und seinen Vorgängern für England vollendet wurde, und von ausgezeichneter Schönheit. Lady Malcolm taufte es „Calcutta.“ Nauraschi ist auch der Baumeister der „Asia,“ die in der Schlacht bei Navarin sich so glänzend auszeichnete.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 356. 22 Dezember 1831.

Spanien, wie es ist.

V. Die Regierung.

Die Regierung Spaniens ist in ihrer gegenwärtigen Verfassung eine unbeschränkte Monarchie; alle Macht und Gesetzeskraft geht scheinbar vom Könige aus, der keine anderen Beschränkungen zu kennen glaubt, als die seines erleuchteten Willens. Eigentlich aber ist er nichts als ein Werkzeug in der Hand der Priesterfaktion, die ihm zum angeblichen Besitz der unumschränkten Gewalt wieder verholfen hat, und ihn durch den beständigen Schrecken vor seinem Bruder Don Carlos, einem blutdürstigen und auf Geheiß der Geistlichkeit zu Allem fähigen Manne, unter ihrer Leitung hält. Se. Majestät selbst soll an seiner Abhängigkeit, durch die er seinen geistlichen Freunden unterworfen ist, nicht sonderlich vielen Geschmack finden, und man wußte allerlei Anekdoten zu verbreiten, welche beweisen sollten, daß Ferdinand, wenn er sich selbst überlassen bliebe, nicht den Haß verdienen würde, mit dem er von allen aufgeklärten Männern in Europa betrachtet wird. Doch diese Histörchen verdienen wenig Glauben, und noch weniger Dr. Faure, wenn er ihn gar für einen versteckten Liberalen hält — eine Verläumdung, die bloß von den Apostolischen ausgegangen ist, die stets bereit sind jeden Aufblick des gesunden Menschenverstandes oder des Gefühles von Seite des Königs als Liberalismus zu verschreien, wobei sie Don Carlos, der hierin noch niemals, so viel der Welt bekannt ist, eine Schwachheit bewies, entschieden den Vorzug einräumen. Ferdinand begreift sehr gut, daß der Wille derselben Faktion, die ihn zum absoluten König machte, auch die Krone auf das Haupt seines Bruders setzen könne, und obgleich er wohl einsehen mag, daß es angenehmer seyn möchte, nicht von der Priesterschaft so streng geritten zu werden, und selbst im Sattel zu sitzen die Zügel in eigener Hand ohne Bevormundschaftung und Zwang, so ist er doch zu schlau, um mit seinen Herren zu rechten, und übernahm allzubereitwillig, das ihm aufgetragene Werk, als daß noch ein Zweifel übrig bliebe, welchen Weg er, seinem eigenen souveränen Willen überlassen, eingeschlagen haben würde.

Inzwischen bleibt seine Regierung in einem Zustande von immerwährender Ungewißheit und beständigem Schwanken. Unaufhörlich werden die Minister gewechselt, aber nicht bezahlt, wie überhaupt Niemand, wo es nur immer angeht. Die finanziellen Verlegenheiten, mit denen man im Handgemenge liegt, sind der Art, daß nur ein erleuchteter, tugendhafter, patriotischer Minister, der noch dazu so fest gestellt seyn muß, um nach einem System und mit Nachdruck zu handeln oder wohlthätig auf die Produktivkraft und Industrie des Landes einzuwirken, jemals dahin gelangen kann, dem Staatsschatz aus dem Gedränge zu helfen. Allein wo wäre eine solche Verwaltung in Spanien zu finden, oder durch welche Mittel könnte sie sich auch nur eine Woche erhalten? Der König darf nicht wagen, ein der Geistlichkeit ganz ergebenes Ministerium zu wählen, und die Geistlichkeit wird nie eines dulden, das wirklich vom Verlangen beseelt ist, dem Staate nützlich zu seyn; denn das eigentliche Hinderniß, das der Wohlfahrt des Staates im Wege steht, sind eben die unnatürlichen Privilegien und Anmaßungen der Geistlichkeit. Eine solche Idee enthält in sich einen politischen Widerspruch, denn die erste Handlung einer solchen Verwaltung müßte nothwendig der Versuch seyn, eben die Macht zu stürzen, der sie ihren Ursprung verdankt, und von deren Beistand sie abhängig ist. Leider ist noch lange Zeit auf eine solche Veränderung der Dinge nicht zu hoffen. Die Geistlichkeit hat Sorge getragen, alle Stellen, welche Macht verleihen oder Vertrauen fordern, an ihre Kreaturen zu vergeben; sie herrscht im Staatsrath, in den Kanzleien und in den Gerichtshöfen des ganzen Königreiches; sie hat ferner die Presse völlig in ihrer Hand, und ist mit allen nöthigen Mitteln gewaffnet, um der Aufklärung, auf welchem Wege immer sie einzudringen versuchen sollte, den Paß zu verlegen, da sie die Gewissen und Ansichten der ganzen oder doch beinahe der ganzen spanischen Nation unter ihrer Leitung hat. Außerdem hat sie ungeheures Besitzthum (mehr als den vierten Theil der Bodenfläche von Spanien besitzt die Geistlichkeit in todter Hand) und endlich ist ihr der Pöbel im ganzen Lande dergestalt anhängig, daß sie überall und jederzeit, wo sie es für sachdienlich hält, einen Aufstand veranlassen kann.

Mit Einem Worte, die Geistlichkeit ist in Spanien allmächtig und allgegenwärtig, d. h. sie hat alle Macht in ihrer Hand, und ihre Augen allerorten, um Acht zu geben, daß nicht etwas geschieht, was der Wohlfahrt des Landes wahrhaft dienlich seyn könnte. Unter solchen Umständen ist es vergeblich auf Fortschritte zu hoffen, oder von einer Regeneration zu träumen. Wenn Ferdinand, wie er der schwächste und hinterlistigste Despot ist, die Unerschrockenheit Hadrians, die Tugend Trajans, die wohlwollende Humanität Antonins, und die politische Klugheit Machiavel's in sich vereinigte, so könnte er dennoch nichts für sein Land thun, so lange dieser

überwiegende Einfluß der Geistlichkeit fortbesteht. Der erste Schritt zu einer Reform wäre die völlige Aufhebung aller geistlichen Orden und die Sequestration ihres Besitzthums.

VI. Rechtspflege.

Um das Gemälde von Spaniens gegenwärtiger Lage zu vollenden, bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Rechtspflege beizufügen. Die spanischen Gesetze sind in den Gesetzbüchern enthalten, welche die Namen: Fuero juzgo. — Ley de las siete Partidas. — Ordenamiento real. — Fuero real und Novissima recopilacion führen. Das Fuero juzgo ist ein Auszug aus dem Codex Theodosianus, der ursprünglich von Alarich, dem Nachfolger Eurichs, eines der gothischen Eroberer von Spanien, ausging und nach und nach durch neue Gesetze vermehrt wurde. Das Ordeniamento real enthält das Gesetzbuch, das von Ferdinand und Isabella von Castilien gegeben wurde. Die Ley de las siete Partidas ist eine Compilation gothischer, römischer und kanonischer Gesetze. Das Fuero real, gleichfalls eine Mischung gothischer und römischer Gesetze, ist der zu Hueska im Jahre 1248 für das Königreich Aragon entworfene Codex. Die Novissima recopilacion besteht in einer Sammlung der gelegentlich von den Königen von Spanien gegebenen Gesetze und Verordnungen und genießt das höchste Ansehen. Das römische Recht hat in Spanien keine gesetzliche Gültigkeit, obgleich es von den Rechtsgelehrten seiner allgemeinen Rechtstheorien wegen studirt werden kann; bei den Gerichtshöfen wird es jedoch nie als Autorität angeführt, und es bestehen hiegegen ausdrücklich einige alte kastilianische Gesetze, deren Urheber das römische Recht als den öffentlichen Freiheiten nachtheilig betrachtet zu haben scheinen. Es hält schwer von einer so ungeheuren Masse von Gesetzen, die noch dazu in so verschiedenen Zeiten, und aus so mancherlei, um nicht zu sagen entgegengesetzten, Quellen gesammelt wurden, eine allgemeine Ansicht zu geben; nur so viel kann gesagt werden, daß diese Sammlungen dereinst das Material liefern können, um daraus neue, den gegenwärtigen Zeiten und Verhältnissen angemessene Pandekten zu entwerfen.

Indeß rühren die Uebel, welche in Spanien empfindlich und tief gefühlt werden, nicht sowohl von Mängeln her, die dem Systeme der Jurisprudenz im Allgemeinen ankleben, als vielmehr von der Art und Weise, wie die Rechtspflege geübt wird. Diese war nämlich stets schleppend, kostspielig und oft im höchsten Grade bestechlich und willkürlich. Die Formen sind äußerst verwickelt, aber höchst unbestimmt gelassen, der Schriftenwechsel unerhört weitläufig, die Beweisführung den größten Mißbräuchen unterworfen, da keine Kontrole darüber besteht. Die Menge der Gerichtshöfe und die dargebotene Leichtigkeit zu appelliren, wodurch es der reichen, aber unehrlichen Partei in die Hand gelegt ist, durch eine unendliche Verlängerung des Prozesses einen armen und ehrlichen Mann zu Grunde zu richten, sind Schuld, daß letzterer eigentlich rechtlos bleibt, und jede Art von Chikane und Schlechtigkeit im Tempel der spanischen Themis wuchert. Der ganze Prozeßgang wird von einem Escribano geleitet, der zugleich Schreiber, Advokat, Notar und Registrator, und das einzige Medium der Mittheilung zwischen Klienten und Richter ist. Der Escribano ist größtentheils ein ausgemachter Schurke, der zu jeder Ungerechtigkeit bereit ist, und er müßte seinen Stand aufgeben, wenn er es nicht seyn wollte, denn seine vielfältigen und eigentlich unvereinbaren Funktionen führen ihn tausendmal in Versuchung, Unredlichkeiten zu begehen, und er hat an seinen Obern stets Beispiele genug vor Augen, um seine eigenen Niederträchtigkeiten zu entschuldigen.

Wenn die Verwaltung der Civilrechtspflege schlecht ist, so ist die peinliche Justiz noch unvergleichlich schlechter. Das Eigenthum genießt in Spanien nur geringen Schutz, Leib und Leben aber gar keinen, und so verzweifelt ist die Ausartung dieses Systems geworden, daß der größte und verwegenste Verbrecher für das Volk weniger ein Gegenstand des Schreckens ist, als die sogenannten Diener der Gerechtigkeit. Das Geschrei justizia durchrieselt die Adern eines jeden Spaniers mit Schrecken, und augenblicklich ergreift er die Flucht, als nähere sich ein reißendes Thier oder ein Kanibal ihn zu verschlingen. Diese Handlanger der Gerechtigkeit sind nicht nur selbst Spitzbuben, sondern auch die Beschützer und Verbündeten aller andern Spitzbuben im Lande, und kein Einziger von ihnen hat nicht irgend einmal schon ein Verbrechen begangen, das ihn des Galgens würdig gemacht hätte. Die Meisten von ihnen waren ursprünglich Räuber oder Mörder, oder beides zugleich. Kann man sich demnach wundern, daß die Verbrecher in Spanien auf eine furchtbare und unerhörte Weise zunehmen, daß Jeder mit Zuversicht auf Ungestraftheit rechnen darf, der den nöthigen Preis bezahlen kann; daß je größer das Verbrechen, desto sicherer das Entkommen ist? Zuverlässig ist, daß in keinem Lande von Europa so wenige von den alljährlich begangenen Verbrechen vor Gericht gezogen werden, als in Spanien; und doch ersehen wir aus einem im Jahre 1826 bekannt gewordenen Dokumente, daß sich in gedachtem Jahre die Zahl der des Mordes Ueberwiesenen auf 1233, der des Mordversuches auf 1773, der des Raubes — größtentheils Straßenraubes — auf 1620 belief. Diese Angabe erhält auch volle Bestätigung durch Dr. Faure's schätzbares Werk. Angenommen, daß die Hälfte der in Spanien begangenen Verbrechen unentdeckt oder mit Fleiß übersehen wird — eine Annahme, die eher unter als über der Wahrheit ist — so würde folgen, daß in dem erwähnten Jahre 9252 Kapitalverbrechen auf eigentlich spanischem Gebiete begangen wurden, und darunter 2500 Morde oder Todtschläge!! Dieß Gemälde einer Entsittlichung, welche die unausbleibliche Folge einer schlechten Regierung und verdorbener Institutionen ist, erfüllt das Herz mit schmerzlichen und niederschlagenden Gefühlen.

Es wäre hier noch über Spaniens Finanzsystem und Besteuerung zu reden; es bliebe noch übrig auf einzelne Nachweise in Betreff der überwiegenden Gewalt der Geistlichkeit einzugehen, und einige Bemerkungen über den Charakter und die politischen Hoffnungen des spanischen Volkes anzufügen; allein Dieß muß auf eine andere Gelegenheit verspart werden, und wir beendigen diesen Artikel mit den Schlußworten von Dr. Faure's Werk: „Es ist eine traurige, aber wohlbegründete Ueberzeugung, die wir gewonnen haben, daß Alles in diesem Königreiche zum Schlechten hinneigt, wenn anders eine noch schlechtere Lage möglich wäre als die, in welcher es sich befindet, ohne dem Gesetz des Siegers anheim gefallen zu seyn. Dieses unglückliche Land ist kein Königreich mehr — nein ein Stall, ein Augiasstall und unglücklicher Weise ist Ferdinand kein Herkules."

Die Börse in London.

(Fortsetzung.)

Man wird leicht begreifen, daß die Menschen, die sich einem Geschäft so ausschließend widmen, von den übrigen gesellschaftlichen Klassen, und selbst von denen, mit den sie dem Anschein nach durch gemeinschaftliche Ansprüche verbunden sind, sich unterscheiden. Sie bilden eine eigene Klasse, die ihren besondern Charakter, Sitten und ein eigenes Gepräge hat. Viele behaupten einen Börsenmann an der Gewandtheit seine Geschäfte abzumachen, an seiner Aussprache, seinem Benehmen und seiner Kleidung, die zugleich an den Engländer der City und den Pferdeliebhaber erinnert, zu erkennen. Die grellen Uebergänge und das stete Wagniß, denen sein Gewerbe ihn aussetzt, können seiner Gesundheit und seiner Seelenruhe unmöglich günstig seyn. Ein geschäftiges, unruhiges und bleiches Aussehen werden zuletzt die unterscheidenden Kennzeichen eines Spekulanten.

Die Juden von London spielen auf der dortigen Börse eine wesentliche und eingreifende Rolle; als Individuen sind sie nur schwer vom großen Haufen zu unterscheiden, aber von ihrem Nationalgeist geleitet, verstehen sie sich leicht in ihren Manövers und sind wenigstens darin einverstanden, die Aegyptier zu plündern. Auch sind sie vielleicht kühner und beharrlicher als die Uebrigen, wenn es darauf ankommt, entscheidenden Zufällen zu trotzen. Einige haben unermeßliche Reichthümer gewonnen, ohne deßhalb ihre Lebensart und ihr Aeußeres zu ändern. Wir kennen einen Juden mit einem Vermögen von sechs Millionen, der sich in seinem Aeußern von seinen Glaubensgenossen, die an den Thüren der Bank stehen und Orangen feilbieten, in Nichts unterscheidet.

Wie bereits erwähnt, singt man auf der Börse zuweilen zur Erholung; allein der Gesang dient auch dazu, Jene, welche die Vorschriften und Sitten des Ortes verletzen, zu bestrafen. Man schließt einen Kreis um den Schuldigen, und singt ihm god save the king oder einen andern Volksgesang so lange im Chorus vor, bis er seinen Hut ergreift und diesem musikalischen Pranger entflieht. Am besten fährt der Schuldige, wenn er seine Strafe in Geduld erträgt; indeß erzählt man, daß ein Jude, dessen ganze Schuld in seiner sonderbaren Tracht bestand, sich der Laune seiner Verfolger zu widersetzen wagte. Er faßte seine Perücke beim Zopf, und indem er rechts und links um sich schlug und auf den eleganten Kleidern der Fashionables, die den alterthümlichen Schnitt seiner Weste verspottet hatten, Spuren von Puder und Pommade zurückließ, öffnete er sich den Weg zur Flucht. Seitdem kann man sicher darauf rechnen, sich auf der Londoner Börse den Rückzug zu decken, wenn man ruft: „Platz der Perücke des Juden!"

Die Börse theilt sich in Beziehung der Personen, die dort ihre Geschäfte machen, in drei Hauptklassen, nämlich: in Sensale (brokers), Agioteurs oder Rentenspieler (jobbers), und in Spekulanten (speculators). Die erstern handeln wie bekannt für jeden aus dem Publikum, der ihnen Aufträge ertheilt, wofür sie ¹/₈ Prozent Sensarie für Geldgeschäfte erhalten. Die Agioteurs werden mit einem in der Regel verhaßten Namen (jobbers) belegt, der zuweilen gleich bedeutend mit Dieb ist; man hält sie gewöhnlich für Käufer und Verkäufer von Renten; allein ihr ganzes Geschäft besteht eigentlich darin, daß sie wetten, der Kurs der Rente werde an dem Tag, wo sie sie liefern müssen, so und so hoch stehen, und sie sind weder im Besitz der Rente, die sie verkaufen, noch haben sie das Geld um die gekaufte einzulösen. Doch gibt es unter ihnen auch reiche und redliche Leute. Ohne die Vermittlung der Jobbers würden die Geschäfte sich bedeutend verzögern und viel verwickelter seyn. Es bestehen immer, seltene Fälle großer Verwirrung ausgenommen, einer oder vielmehr zwei laufende Preise, nämlich der Preis des Einkaufs und der Preis des Verkaufs, z. B. $81^3/_8$ und $81^1/_2$. Mancher wird, wenn er diese Durchschnittspreise sieht, nicht leicht begreifen, warum man zu $81^3/_8$ am niedrigsten verkauft und zu $81^1/_2$ am höchsten kauft, allein dieser Handel ist ganz richtig und erklärt sich auf die natürlichste Weise. Nehmen wir an, ein Sensal sey von seinen Klienten beauftragt worden, eine runde Summe, oder wie noch häufiger geschieht, eine Summe mit Bruchtheilen, z. B. 735 Pf. 10 Sch. 5 P. in konsolidirte drei Prozents umzusetzen. Nun ist einleuchtend, daß er lang harren müßte, wenn er so lange warten wollte, bis ein anderer Sensal mit dem Verkauf einer ganz gleichen Summe in öffentlichen Fonds auftreten würde; diese Schwierigkeit hebt nun der Jobber, der immer zu zwei Preisen von ¹/₈ Unterschied ausbietet, z. B. $81^3/_8$ und $81^1/_2$ und ohne zu wissen, ob der Sensal kaufen oder verkaufen will, stets bereit ist das Eine oder das Andere zu thun, je nachdem es von ihm verlangt wird. Auf diese Weise kauft und verkauft der Jobber den ganzen Tag über unaufhörlich; ¹/₈ Prozent ist bei diesem doppelten Handel seine gesetzmäßige Belohnung, das heißt, was er von Einem zu $81^3/_8$ kauft, verkauft er dem Andern zu $81^1/_2$.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

1. Umfang und Verwaltung von China.

(Schluß.)

Da die Malayen in ihrer Sprache das aspirirte tſ nicht haben, so ersetzen sie es durch ch, und indem sie noch die Endung a anhängen, sagen sie, statt Tſin, China. Die alten Hindus wandelten ebenfalls Tſin in China um, weil das Alphabet „Devanagari" und dessen Ableitungen die aspirirten Consonanten tſ nicht haben. Später findet man in sanskritischen Büchern dieses Land unter dem Namen Maha China; die Perser nennen es Maha-Chin, und die Araber, die kein ch haben, Sin. Die Mandschus nennen die Chinesen Tſing-Jin, Männer von Tſing, oder Unterthanen der Dynastie Tſing. Sie bezeichnen China zuweilen auch mit dem Namen Abkai-Fegezgbi, „alles was unter dem Himmel ist," also durch Umschreibung so viel als die Welt, wie auch die Römer ihr Reich zu nennen pflegten. Die Chinesen geben ihrem Land noch den Namen Tschung-Yang, was Klaproth mit, „die große Hochebene der Mitte" übersetzt. Mir scheinen diese Worte zu bedeuten: „Der wahre Mittelpunkt eines Ortes" und in diesem Sinne müßte man übersetzen: „Der Mittelpunkt der Erde," so wie man auch die Worte, Tschung-Kuo, die sie ebenfalls auf ihr Reich anwenden, nicht anders verstehen kann, als: „Die Nation der Mitte," d. h. im physischen, nicht im moralischen Sinn. Wohl hundertmal hörte ich gelehrte Chinesen dieser beiden Ausdrücke sich bedienen, und mehrere Andere, die die Philippinen und Molukken besucht hatten, gaben im Portugiesischen, Spanischen, Englischen und Malayischen *) die eben angeführte Uebersetzung.

*) Diese sind die vier fremden Sprachen, mit denen ein großer Theil der Chinesen von Kuang, Yung-Nan, Fukien und Kuang-Tung am vertrautesten ist.

Die chinesische Nation ist in vier Klassen getheilt: in Gelehrte, Landwirthe, Künstler, Handwerker und Kaufleute. Man sieht, daß die Handwerker in dieser Rangordnung den Platz einnehmen, der mit ihrer Nützlichkeit und der Achtung, deren sie genießen, im Einklang steht. Diese Klassen haben jedoch mit der abscheulichen Kasteneintheilung der guten, aber schwachen und unglücklichen Hindus durchaus keine Aehnlichkeit.

Es gibt keinen Erbadel; jeder nimmt den Rang ein, den seine Verdienste ihm anweisen. Ein Chinese, der durch Talente und Tugenden sich auszeichnet, adelt seine Ahnen, und es ist nicht zu läugnen, daß eine solche Rückwirkung vernünftiger ist, als unsre Nachwirkung der Erblichkeit.

Die Gelehrten der ersten Klasse bekleiden die ersten Staatsämter, und machen gewissermaßen den lebenslänglichen Adel des Landes aus; durch Diensteifer kann jeder zu solcher Ehre gelangen. Der Monarch und die kaiserlichen Prinzen, nebst den Nachkommen des großen Gesetzgebers, des erhabenen Sittenlehrers Konfutse, dem man Tempel errichtete, sind allein im Besitz der Erblichkeit. Die Krone ist in der männlichen Linie erblich, doch wird nicht immer das Recht der Erstgeburt berücksichtigt. Die höchste Gewalt geht vom Kaiser aus, der den Titel hat: „Unumschränkter Herr und Sohn des Himmels.“

Das Regierungsprincip ist asiatischer Despotismus unter patriarchalischer Form, und gemildert durch den Einfluß der Lehren ihres „Ching-sing“ (Weisen *) durch größtentheils gerechte Gesetze, durch das gewissen Magistraten verliehene Recht der Repräsentation, und durch die Verpflichtung welcher der Mornach unterliegt, die Beamten nach unveränderlichen Grundsätzen und aus der Klasse der Gelehrten zu wählen. Aber die Peitsche, der Bambus und die Liktoren treten immer der Person des Monarchen wie seinen Stellvertretern vor; seine Person wird wenigstens eben so sehr als der Thien (Himmel) angebetet, und dieser Vater des Volkes weiht alle die Unglücklichen, die sich, wenn sie ihm begegnen, nicht sogleich mit dem Gesicht auf den Boden werfen, und diesem Halbgott den Rücken zukehren, dem Tode.

Die Religion des regierenden Kaisers ist die des „Dalai-Lama,“ der unter seinem Schutz lebt; zu ihr bekennen sich auch eine große Zahl der Mandschus. Das Volk huldigt der Vielgötterei, und die Zahl seiner Götter ist gleich dem Sand des Flusses Hango (Hang-ho-Cha-Su, sagen die Anbeter des Fo). Die Gelehrten sind einer Art von Spinozismus ergeben; sie schienen mir an den Urstoff und an eine Weltseele, oder wie Pythagoras, die Aegyptier und der größte Theil der Völker des Alterthums, an das männliche und weibliche Prinzip, und nicht an einen Gott-Schöpfer zu glauben, obgleich einige chinesische Schriftsteller dem Li und andere dem Tau, aus denen sie eine Art Logos machen, Ewigkeit und geistiges Wesen zu schreiben. Ihr Glaube gibt ihnen nicht einmal die Beruhigung eines lohnenden und strafenden Gottes. Sie beten nur den Geist des Himmels **) an, und durch Analogie nennen sie ihren Hoan (Kaiser) Thien-Tseu oder Sohn des Himmels. Es giebt mehrere Sekten, unter andern die des Lao-Kiun, deren Lehren sich denen des Epikur nähern.

Die Regierung besteht aus sechs souveränen Conseils oder Ministerien. Die Minister so wie die Mandarins sind, obgleich unumschränkt, doch den nämlichen Züchtigungen unterworfen, wie der letzte Culi (Lastträger).

Das Polizeisystem ist merkwürdig, und verdient besondere Beachtung. Die Strafen stehen in keinem Verhältniß mit den Vergehen; das peinliche Gesetzbuch von China ist das blutdürstigste, das nur in einem civilisirten Staat besteht, allein die Handhabung des Gesetzes ist, im Vergleich mit dem Buchstaben desselben, äußerst mild. Die Empörung eines Chinesen zieht die Züchtigung seiner ganzen Familie nach sich. Die Ehescheidung ist sehr leicht, und die Gründe dazu sind sämmtlich von der Frau hergeleitet. Ein Mann kann Scheidung von seiner Frau verlangen: 1) wegen Unfruchtbarkeit; 2) wegen Ehebruch; 3) wegen Verläumdung; 4) wegen Diebstahl; 5) wegen Eifersucht; 6) wegen Aussatz, und 7) wenn sie sich weigert, dem Schwiegervater oder der Schwiegermutter unterthänig zu seyn. Das Gesetz gestattet der Frau nicht, Scheidung von ihrem Mann zu begehren, doch darf sie wegen Mißhandlungen oder sonstiger schlechter Behandlung, Trennung von Tisch und Bett fordern.

*) Der Beiname, den die Chinesen dem Konfutius geben.

**) Obgleich die Worte Chang-Ti den höchsten Regierer bedeuten, so scheint es doch, daß nach Art wie die Autoren der vier Bücher sich ihrer bedienen, Chang-ti und Thien (Himmel) nichts als eine ähnliche höchste Gottheit sind.

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus Syra melden die erfolgte Hinrichtung Georg Mauromichalis zu Nauplia. Vergebens hatte er verlangt, von der demnächst zusammentretenden Nationalversammlung gerichtet zu werden; er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Eben so vergeblich war seine Bitte, noch einmal seinen Vater und seine Gemahlin sehen zu dürfen. An letztere schrieb er kurz vor seiner Hinrichtung einen Brief, worin er sie bat, ihr Unglück standhaft zu ertragen und bald wieder zu heirathen, um dem Vaterlande Bürger zu gebären und in ihrer beiderseitigen Gesinnung zu erziehen. Georg Mauromichalis ging mit großer Standhaftigkeit und Ruhe zum Tode, indem er das Volk zur Eintracht, als der einzigen Schutzwehr der Freiheit, ermahnte. Am Orte der Hinrichtung angekommen, sah er seinen alten Vater auf den Mauern des Palamides, und Beide nahmen durch Zeichen von einander Abschied. Die Soldaten des Schlosses sagten nachher aus, der alte Mauromichalis habe so laut als möglich gerufen: „Nimm meinen Segen, mein Sohn!“ — Auch einer von Georgs Dienern wurde als Mitschuldiger an der That seines Herrn zum Tode, ein anderer zu zehnjährigem Gefängnisse verurtheilt. — In Bezug auf die Ermordung des Capodistrias erfährt man noch als nähere Umstände, daß Constantin Mauromichalis ihn mit einer Hand ergriff und mit der andern niederstieß, wobei er ausrief: „Falle, Tyrann!“ Augustin Capodistrias hat, wie man sagt, die Kugel aus der Leiche seines Bruders nehmen lassen, und will sie auf das Grabmal desselben mit der Inschrift setzen lassen: „Geschenk Griechenlands für seinen Präsidenten Capodistrias.“

Ein wesleyanischer Missionär gibt im „Missionary Register,“ Septemberheft dieses Jahres, folgende Nachricht von einem Vorfalle zu Seringapatam, der einen neuen Beleg zu dem blutgierigen Charakter des Hinduheidenthums liefert. „Verflossenen Junius,“ sagt er, „wurde das berühmte Fort von Seringapatam von den Engländern dem Radschah von Meisur übergeben. Innerhalb des Forts befand sich ein großes Gebäude, dessen sich die Engländer zur Verfertigung von Kanonenlavetten bedient hatten; früher war dasselbe ein Hindutempel. Nun bearbeiteten die Braminen den abergläubischen Fürsten, der in ihren Händen ein völliger Sklave ist, indem sie ihm vorstellten, der Tempel sey allzuviele Jahre von den Briten entweiht worden, als daß er durch etwas Anderes als Menschenblut wieder gereinigt werden könne, und sieben Jungfrauen müßten daher zum Opfer gebracht werden. So wenig der Fürst aus Gründen der Menschlichkeit oder der Vernunft sich dieser Forderung widersetzte, so erklärte er doch, bei dem bekannten Charakter der Engländer und ihrer Regierung sey so Etwas jetzt nicht thunlich, ohne von ihrer Seite einer strengen Ahndung sich auszusetzen. Allein Blut sollte und mußte fließen, um die beleidigten Götter zu versöhnen. Es befanden sich gerade fünf zum Tode oder zur Verbannung verurtheilte Verbrecher zur Hand, von denen man zwei überredete, sich vor dem Radschah, wenn er das erste Mal den Tempel besuchen werde, nach Landessitte niederzuwerfen, wodurch sie unfehlbar von ihm begnadigt werden würden. Dieß thaten sie und nahmen gerade dem Götzenbilde gegenüber ihren Platz. Der Radschah trat in vollem Glanze seiner Würde ein, größtentheils jedoch nur von Braminen umgeben; die Verurtheilten falteten nun nach Landessitte ihre Hände und hoben sie empor, bis zwei Vorderfinger die Stirn berührten, und knieten nieder. In diesem Augenblicke traten zwei Soldaten, die zu diesem Zwecke in dem dunkeln Tempel hinter Säulen verborgen waren, hervor und schlugen mit einem Streiche den armen Schlachtopfern die Köpfe ab, die nun zwischen dem Götzenbilde und dem abergläubischen Radschah im Staube hinrollten. Die übrigen drei Verbrecher wurden in die Verbannung geschickt; die Hinrichtung der beiden andern aber dem Volke sorgfältig verborgen gehalten, indem man vorgab, sie seyen gleichfalls verbannt worden.

*

Die Ueberreste von Sir Thomas Munro sind am 21 April d. J. aus den „abgetretenen Distrikten,“ wo er, wie aus unsern Blättern schon bekannt ist, an der Cholera verstorben, nach Madras gebracht und in der Kirche der heiligen Maria mit den militärischen Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 357. 23 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen?

Gehen wir nun zur Untersuchung des Systemes über, das in unsern auswärtigen Verhältnissen befolgt wurde.

Der unermeßliche Fehler des Wiener Kongresses bestand darin, daß ein militärisches Land wie Frankreich zu den küstenbewohnenden Völkern in eine gezwungen feindselige Stellung versetzt wurde. England behielt fast alle Eroberungen, die es während des Revolutionskrieges in den Kolonien dreier Welttheile gemacht hatte. In Europa behielt es Malta und die jonischen Inseln zum Pfande; selbst sein Kurfürstenthum Hannover trieb es zu einem Königreiche auf, und vergrößerte es durch einige Herrschaften. Oesterreich vermehrte seine Besitzungen durch den dritten Theil Polens, durch die Gebietsabfälle Bayerns, durch einen Theil von Dalmatien und Italien. Allerdings erhielt es die Niederlande nicht mehr; aber dieses Reich wurde auch Frankreich nicht überlassen, sondern zu einem Bundesgenossen Englands gegen Frankreich gemacht. Preußen vergrößerte sich durch das Herzogthum oder die Wojewodschaft Posen, durch einen Theil von Sachsen und der wichtigsten Rheinkreise; seine Vorhut ist auf unser altes Gebiet vorgeschoben. Rußland hat Finland wieder an sich gebracht, und sich an den Ufern der Weichsel festgesetzt. Und was haben wir gewonnen? Wir sind unsrer Kolonien beraubt worden; selbst unser alter Grund und Boden wurde nicht geachtet: Landau von Frankreich abgerissen, Hüningen geschleift, und so eine weite Bresche in unsrem Gränzgürtel geöffnet. Eine für unsre Waffen unglückliche Schlacht würde hinreichen, den Feind bis vor die Mauern von Paris zu führen. Der Fall von Paris zieht, wie die Erfahrung gelehrt hat, den Fall von Frankreich nach sich. Mit Recht kann man also sagen, daß unsre Nationalunabhängigkeit den Wechselfällen einer einzigen Schlacht und eines Krieges von acht Tagen anheimgestellt ist. Die mißgünstige und unkluge Theilung des Wiener Kongresses würde uns zu gegebener Zeit nöthigen, unsere Hauptstadt jenseits der Loire zu verlegen, oder unsere Gränze bis an den Rhein vorzuschieben. Die übrigen europäischen Hauptstädte liegen im Herzen ihrer Länder, sind durch eine Vormauer von Festungen und Völkerschaften gedeckt, übrigens von geringer Bedeutung und können erobert werden, ohne daß mit ihnen der Staat, dem sie angehören, fällt. Nicht so ist Dieß mit Frankreich der Fall, wie es aus den Händen der verbündeten Mächte hervorgegangen ist.

Als ich unter der Restauration einigen Einfluß hatte, stellte ich unaufhörlich der Regierung diese Gefahr des Vaterlandes vor. Amtliche und unwiderlegliche Urkunden werden eines Tags beweisen, welchen Ruhm ich der Freiheit unter der legitimen Gewalt beigesellen wollte. Ich will mich hier nur auf eine Denkschrift beziehen, die durchaus von meiner eigenen Hand geschrieben, während des Krieges von Rußland mit der Türkei, aus Rom unterm 29 November 1828, mit folgendem Billet begleitet an den Minister de la Ferronnays abging: „In Ihrem Schreiben vom 10 November, mein edler Freund, sagten Sie mir: „„Ich theile Ihnen hier eine kurze Uebersicht unsrer politischen Lage mit, und Sie würden sehr gütig seyn, wenn Sie mir darüber umgehend Ihre Ideen mittheilen wollten."" Ihre Freundschaft, edler Graf, beurtheilt mich mit allzu vieler Nachsicht; und ich glaube nicht Ihnen neues Licht geben zu können, indem ich Ihnen beiliegende Denkschrift zusende; ich gehorche Ihnen bloß."

Die Wahlmonarchie hatte das unverhoffte Glück, nicht die Schwierigkeiten überwinden zu müssen, auf die ich bei jedem Schritte stieß; sie fand ein Volk zu ihrem Dienst bereit, über das man mich nicht schalten ließ. Als die Wahlmonarchie ihre Laufbahn betrat, erhoben sich Polen und Italien; Belgien warf sich in Frankreichs Arme. Wenn die Männer, welche das neue Königthum leiteten, nur mit den oberflächlichsten Kenntnissen das mindeste Gefühl für die Interessen des Landes verbunden hätten, so würden sie eine so einzige Gelegenheit, die neue Gewalt zu legitimiren, nicht aus der Hand gelassen haben; sie würden Belgien besetzt und zu Europa gesagt haben: „Wir fordern von Euch eine Revision der Wiener Kongreßakten, denn diese würden früher oder später Frankreich seiner eigenen Sicherheit und Nationalunabhängigkeit wegen zum Kriege genöthigt haben. Der Sieg hatte Euch ungerecht gemacht; Frankreich wurde seiner Schutzwehren beraubt, während Ihr Euch gegen es von allen Seiten befestigtet. Ihr behieltet Euch selbst den Weg offen, um nach Belieben bis in sein Herz eindringen zu können. Die Unruhe, in der wir lebten, war unerträglich, wir brauchten ein Bollwerk. Was wir von Euch vielleicht nur durch Gewalt erringen konnten, bietet uns die Vorsehung ohne Blutvergießen. Belgien wirft sich in unsre Arme, wir nehmen es auf, nicht als eine Eroberung, sondern als ein Bollwerk. Mehr verlangen wir

nicht: laßt uns Freunde bleiben. Wollt Ihr aber das Schwert ziehen, wohlan! Eure Völker werden unsre Vorhut bilden." Ich zweifle nicht, daß im ersten Augenblick der Julinsrevolution das in Schrecken gesetzte Europa sich allzuglücklich geschätzt haben würde, um den Preis von Belgien den Frieden zu erkaufen. Aber anstatt dieser einfachen Maßregel, welches Chaos von Unwissenheit, Albernheiten und Erbärmlichkeiten!

Diese Unwissenheit, diese Albernheiten, diese Erbärmlichkeiten drangen sich als nothwendige Folgen dem Systeme auf, in das man sich verwickelte. Da man einmal den ersten Schritt verfehlt hatte, so blieb nichts mehr übrig, als sich für den Frieden um jeden Preis oder für den Krieg auf jeden Wechselfall auszusprechen. Nun aber wurde die so gestellte Frage unauflösbar, denn kein vernünftiger Mensch kann den Krieg mit dem Zwecke zu erobern, oder den Frieden mit Unehre wollen. Das Benehmen des Ministeriums nach Außen mußte sonach eine ununterbrochene Kette von Widersprüchen werden. Anfangs proklamirte es, um sich Anerkennung zu verschaffen, die Nichtintervention, ohne daran zu denken, in welche Verwicklungen es durch dieses System verflochten werden könne, endlich um einen Stützpunkt zu finden, erträumte es sich eine unnatürliche Allianz mit England. In einem Vertheidigungskriege aber kann diese Macht mit ihren Schiffen nicht eine Invasion von uns abwehren, und uns weder Geld noch Soldaten bieten; denn Paris, sollte ich meinen, wird man doch nicht von den englischen Garden unter Befehl des Herzogs von Wellington vertheidigen lassen wollen? In einem Angriffskriege würde diese Macht mehr unsre Siege als unsre Niederlagen fürchten; sie würde uns niemals erlauben, unsere Eroberungen bis an den Rhein auszudehnen, noch weniger jenseits der Alpen und Pyrenäen, am allerwenigsten mittelst unsrer Flotten im schwarzen Meere oder in den Gewässern des Orientes. Was bleibt uns also von ihm zu hoffen? Welche kindische Täuschung, uns für Verbündete der Engländer zu halten, weil sie wie wir zwei Kammern haben, die aber mit den unsrigen nicht die mindeste Aehnlichkeit haben! Das englische Volk besitzt große Eigenschaften; seine Regierung hat Erfahrung und Festigkeit; aber in der Politik ist sie ganz positiv. Zu glauben, sie werde sich zum Don Quixote der Freiheit der Welt machen, heißt sie ganz und gar verkennen; hat sich das Kabinet von St. James jemals mit einer sentimentalen Hingebung an die Institutionen eines Volkes befaßt? Es hat das Heil der Könige und Nationen stets wohlfeil gegeben, bereit Monarchie oder Republik seinem Vortheil zu opfern. Es ist noch nicht lange her, daß es die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien proklamirte und zugleich Griechenland anzuerkennen verweigerte; es ließ eine Flotte auslaufen, um die amerikanische Flagge zu schützen, und in der Themse einige armselige für die Hellenen bestimmte Fahrzeuge in Beschlag nehmen; es gestand die Heiligkeit der Rechte Mahmuds zu und läugnete Ferdinand die Legitimität seiner Rechte ab; abwechselnd huldigte es dem Despotismus und der Demokratie je nach dem Winde, der in seine Häfen die Schiffe der City führte. Hat England einige schöne Redensarten im Parlament und in den Journalen abgerechnet, wirklich Theilnahme für Polens Schicksal gefühlt? Wie konnte es die Anstrengungen der Russen, um ein Land, das sie als eine ihrer Provinzen betrachten, wieder unter ihr Joch zu beugen, verwerflich finden — es, das Ströme von Blut vergießen ließ, um die Kolonien, die heutzutag die Republik der Vereinigten Staaten bilden, in Fesseln geschmiedet zu halten?

Aber nachdem man das Prinzip der Nichtintervention ausgesprochen hatte, durfte man (wiewohl stets mit gnädigster Bewilligung Englands) in den belgischen Angelegenheiten interveniren? Wozu diese Londoner Konferenzen, die durch ihre Langweiligkeit der Wahlmonarchie mehr schadeten, als alle Kongresse der legitimen Monarchie? Wozu hatte man dieses endlose Protokollenpapier, diese kindischen Spielereien einer in Olimszeiten zurückgehörigen Diplomatie nöthig? Was will man mit jenem Prinzen, der eines ehrenvolleren Looses würdig, dem Hasenhüter und Statthalter-König, einem Attalus, den die Gothen der Themse mit einem spottgefärbten Purpur behangen, einem Agamemnon zu Mycene, einem Attevelde in Gent? Was will man mit dem Schleifen jener Festungen die man doch nicht schleifen wird, außer in der Absicht, uns zu schaden? Was wollte jene französische Armee, die auf das Hülfsgeschrei des Wittwers der Prinzessin Charlotte herbeigeeilt und sich gehorsam zurückzog auf einen Befehl der englischen Admiralität, als wäre das Schlachtfeld von Waterloo nur bestimmt, unsres Unglücks oder unsrer Schande Zeuge zu seyn? Wenn unsre Soldaten nichts mehr sind, als die Büttel des hohen Gerichtes der Londoner Konferenz; wenn Europa gelernt hat, auf unsre Schwäche zu zählen, so brauchte es wahrhaft keines großen Scharfsinnes, um zu errathen, daß man uns nicht lange in Belgien dulden würde. Wie waren wir doch das doppelte Spielzeug dieser Intrike; denn klar war es, daß das Kabinet von Saint James dem Könige von Holland heimlich einen glücklichen Erfolg wünschte. Wenn der Prinz von Oranien zwei oder drei Tage mehr gehabt hätte, um in Brüssel einzuziehen und die Gränzfestungen zu besetzen, so würde uns England wie das Sonett gesagt haben: „Ma foi c'est fait." — „Wie, rief man der Opposition zu, als sie einen verlängerten Aufenthalt unsrer Truppen in Belgien verlangte — „Wie, was denkt ihr? Eine verlängerte Besatzung Belgiens? Das wäre der Sturz Lord Greys! das wäre die Rückkehr des Herzogs von Wellington!" — Wirklich? Welch ein Unglück für Frankreich! Armes Land, bist Du so tief gesunken, daß deine Tribüne zu solchen Gründen ihre Zuflucht nehmen muß? Eben so sagte man: „Der Sturz des Ministeriums Perier ist der Krieg!" höre es, kleines Frankreich! Behalte also ja die Minister, die man Dir als Kindsmägde beigibt oder Du bekömmst die Ruthe! Nun so hoffe ich wenigstens soviel, daß man uns nicht mehr sagen wird: „die Legitimität sey zum Uebelwerden." *)

(Fortsetzung folgt.)

Der Zustand Irelands.

Dritter Artikel.

Zugleich mit den vorhin erwähnten Veränderungen in der öffentlichen Meinung, breitete sich auch der Krieg gegen Pacht-

---

*) La legitimité fait mal au coeur.

schillinge und Zehnten immer weiter aus, und nahm einen furchtbaren Charakter an. Die Tendenz zur Ueberbevölkerung, welche bei einem von Kartoffeln sich nährenden Volke immer vorhanden ist, war durch den politischen Ehrgeiz der Landbesitzer verstärkt worden, welche ihre Ländereien in eine Menge von kleinen Pachtungen zerstückelten, um über desto mehr Vierzigschilling-Freeholders gebieten zu können. Als diese des Wahlrechts beraubt wurden, fiel der Grund zur Zerstücklung mit einem Male weg, und die Subletting-Akte gab gefühllosen Grundherren das Recht, sich ihrer überflüssigen Pächter, welche ihnen jetzt nur zur Last fielen, zu entledigen. Weitläufige Ländereien, welche vorher mit Früchten angebaut waren, wurden jetzt als Grasboden niedergelegt, weil sie auf diese Weise einen höhern Ertrag lieferten. Hunderte von Familien wurden von Haus und Hof vertrieben, um Arbeit und Unterkommen zu suchen, wo sie sie finden mochten. Dieß Anfangs, mit Ausnahme derer, die unmittelbar darunter litten, kaum bemerkte Uebel brachte bald eine heftige Erschütterung in den Lebensverhältnissen hervor. Der Arbeitslohn fiel, und die Arbeit mangelte; die von ihren Pachtungen Vertriebenen flüchteten in Städte und Dörfer, und stritten mit den alten Einwohnern auf dem Arbeitsmarkt um ihr Stückchen Brod. Viele lagen an den Wegen, und lebten oder starben in den Gräben, wie Zufall oder Mitleiden der Einzelnen es wollte; das Land ward mit Bettlern bedeckt. Die nur allzu vorherrschende feindselige Stimmung ward hiedurch bis zum Furchtbaren gesteigert, und wohl darf man behaupten, daß sie in den unruhigen Theilen des Landes schon zur Hoffnung heranreifte, die Grundeigenthümer zu verjagen und mit Gewalt sich in den Besitz ihrer Güter als Freilehen zu sehen. Von den Zehnten ist es kaum nöthig zu sprechen, sie sind überall eine Beschwerde, aber in Ireland, wo die Armuth so groß ist, und das Volk nicht den mindesten Vortheil von der überfütterten Geistlichkeit hat, sind sie eine unerträgliche Last, und der Haß, den sie erzeugen, reift mit starken Schritten zum offenen Ausbruch heran.

Unter diesen Umständen übernahm Lord Anglesea abermals die Regierung Irelands. Er kehrte dahin zurück, als der Erbe aller aus den falschen Maßregeln der Tories entsprungenen Folgen, belastet mit dem vorläufigen Auftrag, einen agrarischen Aufstand niederzuhalten, und die verführerischen Versammlungen der Repealees.*) So zwischen zwei Feuer gebracht, die Oranienmänner auf der einen und die Ultrakatholiken auf der andern Seite, brachte er es durch die Kraft seines persönlichen Charakters, durch ein standhaftes entschiedenes und redliches Benehmen, wie es in der Behandlung irländischer Angelegenheiten ohne Beispiel ist, dahin, eine augenblickliche Ruhe zu erzeugen. Wenn die hiedurch gewonnene Zeit glücklich angewendet wird, so ist es noch möglich, drohende Unfälle zu verhüten, und die verdorbene Atmosphäre Irelands, ohne das elende Hülfsmittel eines revolutionären Orkans zu reinigen.

In dieser Beziehung hängt das Schicksal Irelands an einem Haare. Wenn die natürliche Ungeduld des Volkes einem reformirten Parlamente Zeit läßt, wirksam zu seyn, so läßt sich noch Manches erwarten, aber diesen Aufschub zu gewinnen, ist eine Aufgabe von nicht gemeiner Schwierigkeit.*) Die jetzige Ruhe ist hohl, trügerisch und oberflächlich; alle Ursachen zur Störung derselben bleiben in furchtbarer Thätigkeit, ein Funke, der unerheblichste Zufall kann eine unselige, nicht wieder gut zu machende Erneuerung der Anarchie veranlassen. Manche Freunde der Ordnung wünschen, daß man mit Gewalt oder List O'Connell zur Ruhe zu bringen suche; Dieß ist aber eine ganz falsche Ansicht der Sache. Herr O'Connell mit aller seiner Geschicklichkeit und seinem Einfluß, ist auch nur ein Zufall: er ist das Geschöpf der Umstände, welche er so allgewaltig zu beherrschen scheint. Die wahre Gefahr liegt in der unglücklichen Lage des Volks, in der Million unbeschäftigter Bauern, in dem Druck hoher Pachtzinse und in der unerträglichen Last des Zehnten, in dem Kampf der Oranienmänner und Katholiken, in dem schwächlichen Fanatismus protestantischer Eiferer. Wenn O'Connell völlig von dem Schauplatz entfernt würde, so stände bald ein anderer Führer auf, wahrscheinlich mit geringerem Talent, aber auch um so ungestümerem Geist. Die Gefahr liegt nicht darin, daß ein einzelner Mann der Regierung feindlich gesinnt und geneigt ist, sich in die Wechselfälle einer Revolution zu wagen, sondern in dem Vorhandenseyn einer übermächtigen demokratischen Masse, ohne Besitzthum und ohne Arbeit, welche unaufgeklärt und ungeduldig ihre Beschwerden kennt, aber nicht die geeigneten Mittel zur Abhülfe, in einer demokratischen Masse, welche in der Stellung, in der sie sich befindet, nicht bleiben, und ohne den gesellschaftlichen Zustand zu gefährden, nicht vorwärts gehen kann auf einen Zustand, in dem sie sich befinden sollte. Eine Macht, welche weder durch Gesetz noch durch Gewalt im Zaum gehalten, noch durch andere, als riesenmäßige Reformen gewonnen werden kann, wird durch die Ereignisse zu einem Ziele fortgestoßen, von dem sie nichts ahnt. O'Connell hat erklärt, er betreibe den Widerruf der Union bloß als ein Mittel zur endlichen Ausgleichung; so versteht es aber das Volk nicht. Meint er es aufrichtig, so wird sich bald Mißtrauen gegen ihn zeigen, und sein Einfluß wird schnell sinken, das Volk meint es ernstlich; mit Aufmerksamkeit blickt es auf die Ereignisse des Kontinents; es sah die Erfolge der Belgier, es sympathisirte mit den Polen, es sieht weder die Schwierigkeiten einer Trennung, noch ihre Gefahren, noch das Elend, welches die Folge derselben seyn würde. Wenn England geneigt wäre, Ireland dem Strome seines eigenen Geschickes zu überlassen, so würde die bereits erprobte Gewalt des Pöbels das irländische Parlament zu einem Jakobinerklub machen. Bürgerlicher Krieg mit den Protestanten, Konfiskationen, eine schimpfliche Abhängigkeit von fremden Mächten, welche Ireland zu einem Standquartier für ihre Truppen und zu einem Schlachtfelde für Ausgleichung europäischer Kämpfe machen würden, dieß sind Ereignisse, beinahe wünschenswerth für eine Nation von Proletariern, welche bei einem Umschwung des Glücksrads Alles zu gewinnen, und nichts als ein werthloses Daseyn zu verlieren haben. Alles was Bildung und Vermögen im Lande besitzt, ist zwar für die Fortdauer der Verbindung mit England gestimmt, aber kann dieser kleine Theil der Gesellschaft es politisch oder mili-

*) Freunde des Widerrufs, repeal der Union, die Ireland mit Großbritannien verbindet.

*) Manches wird von der irländischen Reformbill abhängen, aber unglücklicher Weise ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sie demokratisch genug seyn wird, um den beim Volke einflußreichsten Personen zu gefallen.

tärisch mit der Masse aufnehmen? Die Erfahrung der Vergangenheit spricht für die Meinung, daß die oberen Klassen die Wiederholung der Diskussionen über den Widerruf der Union nicht abwenden, und die Wahl von Parlamentsgliedern nicht hindern können, welche endlich auch der widerstrebendsten Legislatur Zugeständnisse abtrotzen müssen.

Der 21, 22 und 23 November in Lyon.

Wir lesen in einer Lyoner Zeitung, „l'Echo de la Fabrique," über den an diesen Tagen daselbst statt gehabten Aufruhr eine Erzählung, welche die Farbe der Wahrheit und Unpartheilichkeit an sich zu tragen scheint. Die Mittheilung derselben wird in den gegenwärtigen Verhältnissen, wo jedes Pariser Journal nur nach Ansicht seiner eigenen Farbe über dergleichen Ereignisse urtheilt, nicht unwillkommen seyn.

„Mit wundem Herzen und unter dem Trauerflor, welchen wir für unsre gebliebenen Brüder und Freunde angelegt haben, wollen wir von den Ereignissen Nachricht geben, welche sich in unsrer Stadt zugetragen haben. Gott verhüte es, daß unsre Thränen irgend eine Ausscheidung zuließen; sie sollen für Alle fließen. — Wenn auch Irrthum oder Egoismus einige unsrer Mitbürger in unvorhergesehenes Unglück gestürzt haben, so sind ihre Verirrungen bereits schwer gebüßt worden. Wir wollen ohne Haß, ohne Leidenschaft schreiben und vor Allem wünschen, daß verziehen und vergessen werden möge.

„Nachdem die Werkmeister und Arbeiter in den Fabriken gesehen hatten, daß das Versprechen eines erhöhten Tarifs für ihren Arbeitslohn eine erfolglose Klausel geblieben war, welche von vielen Handelsherren nicht anerkannt werden wollte; und nachdem einige von den letztern sich mitunter sträfliche Demüthigungen gegen ihre Arbeiter erlaubt hatten, versammelten sich diese am Sonntage, 20 Nov., auf dem Platze de la Croix Rousse, um über die Mittel einig zu werden, eine rechtskräftige Bestimmung für ihren Tarif zu erzielen. Sie faßten den Beschluß, vom Sonntage früh angefangen die Arbeit auf allen Werkstätten einzustellen und sich selbst an die Behörden zu wenden, um durch deren Vermittelung den Vollzug jener Klausel zu erwirken, welche sie in Gegenwart des Präfekten und des Bürgermeisters mit den Gliedern einer Kommission aus dem Handelsstande stipulirt hatten. Dieser Tag ging ruhig vorüber, ohne daß bis jetzt irgend Jemand die Möglichkeit der nachfolgenden Ereignisse geahnt hätte.

„Am Montage, den 21, sammelten sich schon früh einige Haufen auf dem Platze de la Croix Rousse, ohne dabei die mindeste feindliche Absicht zu äußern. Die Arbeiter erschienen unbewaffnet, und diskutirten über die Art und Weise, sich innerhalb den Schranken einer gesetzlichen Mäßigung Recht zu verschaffen. Gegen zehn Uhr zeigte sich ein starkes Piket Nationalgarden von der ersten Legion auf dem Platze de la Croix Rousse; aber anstatt die Stimme der Ueberredung zu versuchen, schickten sie sich sogleich an, Gewalt zu brauchen, um die Haufen zu zerstreuen. Diese versuchten Widerstand zu leisten; die Nationalgarde fällt das Bajonnet, wird aber bald umringt, zum Theil entwaffnet und durch Steinwürfe zum Rückzuge genöthigt. Ihr Benehmen hatte die Arbeiter um so mehr erbittert, als man ihnen (jedoch nicht von Seite der Behörden) gedroht hatte, ihr Ansinnen mit Flintenschüssen zu beantworten. Nachdem dieses geschehen war, legten die Arbeiter keine weitere feindselige Absicht an den Tag, sondern vereinigten sich gegen eilf Uhr, um, wie am 25 Oktober, Arm in Arm die Straßen zu durchziehen. Bald sollte aber eine Reihe von Unglücksfällen unsre Stadt mit Schrecken und Betrübniß erfüllen.

„In den Straßen, welche größtentheils vom Handelsstande bewohnt sind, hatten sich des Morgens früh schon viele Nationalgarden versammelt; sie waren mit Patronen versehen und schienen entschlossen, die versammelten Arbeiter durch Waffengewalt auseinander zu treiben. Sie waren längs der Kapuzinerstraße, vom untern Theile des großen Abhanges bis an den Platz de la Croix Pâquet staffelförmig aufmarschirt. Es mochte ungefähr bald zwölf Uhr seyn, als die Arbeiter der Croix Rousse im Angesichte des Pikets standen, welches am großen Abhange in der Cour du Soleil aufgestellt war, und von diesem Piket, ohne weitere Aufforderung mit Flintenschüssen empfangen wurden. Unter diesen ersten Schüssen fielen acht Arbeiter schwer verwundet. Wehrlos kehrten die übrigen um, erstiegen den Abhang wieder, und bald erdönte in dem ganzen Stadttheile der Croix Rousse der Ruf: Zu den Waffen! Beinahe die ganze Bevölkerung dieser Gegend eilte zur gemeinsamen Vertheidigung bewaffnet herbei, und es wurden überall Barrikaden errichtet. Die Arbeiter, welche so ernste Ereignisse nicht vorgesehen hatten, und weder Waffen noch Munition besaßen, beschlossen dennoch das Loos ihrer Brüder zu theilen und mit ihnen der Gefahr Trotz zu bieten.

„Nach diesen Vorfällen begaben sich der Präfekt und der General Ordonneau, Kommandant der Nationalgarde, auf den Platz der Croix Rousse, um die empörten Gemüther zu besänftigen und die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Aber während diese Behörden bemüht waren, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen, setzte sich eine kombinirte Kolonne von Nationalgarden und Linientruppen in Bewegung, um die Barrikaden der Croix Rousse anzugreifen. Die Angegriffenen, welche sich verrathen glaubten, bemächtigten sich sogleich des Präfekten und des Generals, welche sie als Geiseln gefangen nahmen. — Das Volk hätte allerdings bedenken sollen, daß ihr würdiger Präfekt, welchen die Einwohner Lyons Vater nennen, diesen Namen mit Recht verdiente, und daß der General eigentlich den bisherigen Vorgängen fremd geblieben war; aber ein Volk, dem man in seinem Elende mit Flintenschüssen begegnet, ist zu einem vernünftigen Urtheile selten geneigt. Indeß können wir versichern, daß weder dem Präfekten noch dem General irgend etwas zu Leid geschehen ist. Die friedlichen Befehle, welche diese beiden Beamten an die Truppen sendeten, wurden nicht beachtet, und es entspann sich bald ein blutiges und hartnäckiges Gefecht zwischen den mit dem Militär vereinigten Nationalgarden und den Arbeitern. Letztere, großentheils ohne Waffen, wurden bald aus allen Stellungen vertrieben, welche den Platz de la Croix Rousse beherrschen, und die Nacht machte dem Gefechte ein Ende.

„Um acht Uhr Abends begab sich der Präfekt zu den Arbeitern an das Thor du Louvre, und richtete Worte an sie, deren Ausdruck die großmüthige Seele unsers hochverehrten ersten Magistrats neuerdings kund gab; und am Ende setzte er noch Folgendes hinzu: „Arbeiter, hört mich an! Wenn Ihr nur einen Augenblick glauben könnt, daß ich im Stande wäre, Eure Interessen zu verrathen, so behaltet mich bei Euch als Geisel; wenn Ihr aber glaubt, daß ich Euch nützlich seyn kann, so laßt mich zu meinem Verwaltungsposten zurückkehren." Diese Worte wurden mit dem Rufe: „Es lebe der Präfekt! es lebe unser Vater!" aufgenommen, und alsbald boten sich zwanzig bewaffnete Männer ihm zur Begleitung an, worauf er unter dem wiederholten Rufe: „es lebe der Präfekt! es lebe der Vater der Arbeiter!" freigelassen wurde.

„In der Nacht vom Dinstage auf Mittwoch bemächtigten sich zwei Abtheilungen Arbeiter des Pulvermagazins und des Zeughauses, und es verbreitete sich zugleich ein neuer allgemeiner Allarm durch alle Quartiere der Stadt. Die Civilbehörden, welche der Wiederholung blutiger Auftritte vorbeugen und noch weiteres Unglück verhüten wollten, boten Alles auf, den Militärkommandanten, General Roguet, zu bewegen, mit seinen Truppen die Stadt zu verlassen. Er hatte das ganze 66 Regiment und einige Bataillons des 40 und 13 Linieninfanterieregiments unter seinem Befehle. Als diese Truppen im Abzuge begriffen waren und an die Barrière Saint-Clair kamen, fanden sie diese von Arbeitern besetzt, welche zu versuchen wagten, die Kolonnen aufzuhalten. Die Truppen gaben Feuer und bahnten sich durch das Zurückdrängen dieses Postens einen Weg bis zu dem Quai d'Herbouville; hier aber wurden sie durch einen Hagel von Kugeln, Steinen und Dachziegeln empfangen und bis an das Ende der Vorstadt Bresse begleitet, wo sie Halt machten und ihre Verfolger mit Kartätschen abhielten. Die Nacht war sehr finster; es wurde mit allen Glocken Sturm geläutet, und durch das Getöse des Kleingewehr- und Kanonenfeuers drang nur allein der allgemein wiederholte Ruf: „zu den Waffen!" durch. So endete die letzte Scene dieses fürchterlichen Drama's, in welchem französisches Blut in Strömen vergossen wurde."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wichtige Anzeige.

In dem **Verlagsmagazin für Literatur und Kunst** zu Frankfurt a. M. erscheint mit dem Beginnen des Jahres 1832 folgendes höchst interessante Werk:

Alles für Alle

oder

Universal-Chronik unserer Zeit

betitelt, herausgegeben von **C. Stralheim**, Verfasser des Werkes Unsere Zeit, des Jahres 1830 u. s. w.

Diese Schrift wird in systematischer Ordnung nur solche Thatsachen in einer für Jedermann verständlichen und klaren Sprache mittheilen, welche in der That verdienen für alle Zeiten aufbewahrt zu werden. Die Universal-Chronik wird demnach über alle wirklich wichtigen Begebenheiten, in welches Gebiet sie auch immer eingreifen mögen, vom 1. Januar 1832 in regelmäßigen Lieferungen, von denen jeden Monat eine ausgegeben wird, berichten. Dabei wird das unerläßliche Bestreben der Redaktion dahin gehen, kurz und bündig zu seyn und mit wenig Worten viel und Gewichtiges zu sagen, alles weitschweifige Gerede über nicht ansprechende Gegenstände zu vermeiden, ohne der historischen Genauigkeit und Vollständigkeit Eintrag zu thun.

Eine kurze Uebersicht der stehenden Artikel der Chronik, wird dem respect. Publikum deutlich machen, was es von derselben zu erwarten hat.

I. **Geschichte und Politik:** Diese Rubrik wird die fortlaufende Tagesgeschichte aller Länder in wohlgeordnetem Zusammenhange erzählt liefern.

II. **Erdbeschreibung und Statistik:** Berichtet über alles was im Gebiete der Länder- und Völkerkunde Wichtiges vorfällt.

III. **Naturgeschichte und Naturlehre:** Theilt alle neue Entdeckungen und Phänomene aus dem Reich dieser Wissenschaft mit.

IV. **Handel und Gewerbe:** Wird von Monat zu Monat über den Zustand und Geschäftsgang dieser wichtigen Zweige in allen ihren Theilen berichten.

V. **Literatur:** Wird nur solche Werke und Schriften erwähnen, deren Gehalt oder Werth eine kritische Beleuchtung und die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.

VI. **Religion und Kirche:** Ist besonders dazu bestimmt, die Ausbildung und Richtung welche diese hochwichtige Angelegenheit der Menschheit nimmt, zu erörtern.

VII. **Heilkunde:** Durch sie sollen die Leser von allem unterrichtet werden, was für die Gesundheit der Menschen und für die Heilung der Krankheiten neuerdings als bewährt und nützlich erfunden wird.

VIII. **Justiz und Polizei:** Theilt merkwürdige Processe, Urtheilssprüche, Verbrechen und Criminalfälle mit.

IX. **Künste und Wissenschaften:** Alles was Interessantes in diesem unermeßlichen Gebiete vorgeht, und nicht schon in einer besondern Rubrik der Chronik geordnet ist, wird man unter dieser Aufschrift finden.

X. **Vermischte Aufsätze gediegenen Inhalts.**

XI. **Gehaltvolle u. Aufschluss gebende Correspondenzen.**

XII. **Theater:** Es wird nur von den bessern Bühnen Deutschlands und des Auslandes die Rede seyn, so wie nur von solchen Künstlern, welche durch ihre Leistungen diesen Namen in der That verdienen.

Durch dieses Unternehmen, für welches ganz vorzügliche Mitarbeiter aus allen Fächern gewonnen sind, deren Wahlspruch seyn wird: „Viel Sinn und kurze Rede“ wird einem schon längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, welches besonders solche Personen verspürten, denen es an Zeit und Gelegenheit mangelt, eine Sündfluth von Zeitungen, Tageblättern u. s. w., von denen wir die Quintessenz geben, in allen Sprachen zu lesen, um fortwährend von Allem unterrichtet zu seyn was sich Wissenswerthes auf unserm Planet ereignet. Ohne großen Kosten- und Zeitaufwand, werden die Leser sich angenehm unterhalten und in allen Dingen mit der Zeit fortgehen.

Gediegene, unserm Plan völlig entsprechende Beiträge, werden mit Dank angenommen und anständig honorirt werden. Unfrankirte Zusendungen, wenn sie nicht von schon bekannten Mitarbeitern kommen, gehen unerbrochen zurück.

Eine jede Lieferung wird mindestens **100** Seiten gr. 8, nebst einer guten Abbildung irgend eines interessanten, sich auf die Tagesbegebenheiten beziehenden Gegenstandes enthalten, und in geschmackvolle Umschläge geheftet, versandt werden; sechs derselben bilden einen Band und zwei Bände ein für sich bestehendes Ganze, dem ein vollständiges Register beigegeben wird.

Der äusserst billige Subscriptionspreis ist für das halbe Jahr oder **6** Hefte fl. **4. 30** kr. oder Rthlr. **2. 18** gr. sächs., man macht sich nur auf ein Jahr verbindlich.

Alle gute Buchhandlungen, so wie alle Postämter Deutschlands und der angränzenden Staaten nehmen Subscriptionen an. Bei den Buchhandlungen zählt man nach dem jedesmaligen Empfang eines Heftes, bei den Postämtern aber findet jährige Vorausbezahlung statt. Das **10**te Exemplar wird gratis gegeben.

Frankfurt a. M. im November 1831.

Das Verlagsmagazin für Literatur und Kunst.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 358. 24 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

1. Graf Robert von Paris.
2. Das gefährliche Schloß.

Mit den beiden vorliegenden Erzählungen beschließt der Verfasser des Waverley den Novellencyklus, den er unter der Ueberschrift: „Tales of my Landlord“ zusammengereiht hat. „Der freundliche Leser,“ sagt er in den Schlußworten der Einleitung, „mag wohl ahnen, daß dieß wahrscheinlich die letzten Erzählungen sind, die der Verfasser dem Publikum zu übergeben das Glück hat. Im Begriffe fremde Länder zu besuchen, wird den Verfasser des Waverley ein von seinem königlichen Herrn dazu bestimmtes Kriegsschiff nach Himmelsstrichen führen, unter denen er wahrscheinlich seine Gesundheit insofern herzustellen vermögen wird, um seinen Lebensfaden auf vaterländischem Boden gar zu Ende spinnen zu können. Hätte er fortgefahren seine literarischen Arbeiten zu verfolgen, so möchte er höchst wahrscheinlich bereits das Ziel der Jahre erreicht haben; aber nur wenig kann Einer, der im Ganzen einen ungewöhnlichen Theil der unschätzbarsten zeitlichen Glückseligkeit genossen hat, sich darüber beklagen, daß seiner auf vorgerückter Lebensbahn auch die gewöhnlichen Schatten und Stürme harren. Doch haben sie ihn wenigstens nicht schmerzlicher heimgesucht, als es unzertrennlich ist von der Schuld, die in dieser Hinsicht der Mensch zu entrichten hat. Von seinen Freunden und Bekannten in den Reihen des Lebens, die ihm in seinem körperlichen Leiden ihre Theilnahme geschenkt haben würden, sind viele nicht mehr; und jene die noch seinem Kielwasser folgen, haben, selbst von unvermeidlichem Uebel heimgesucht, das Recht, ein Beispiel der Standhaftigkeit und Geduld von ihm zu erwarten, der auf seiner Pilgerfahrt keines geringen Glückes sich erfreute. Das Publikum hat gewichtige Ansprüche auf des Verfassers Dankbarkeit, die zu entrichten er nicht reich genug an Worten ist; aber möge ihm die Hoffnung vergönnt seyn, daß seine Geisteskräfte nicht von denen seines Körpers überlebt werden, und daß er noch einmal seinen freundlichen Gönnern begegnen werde, wenn nicht auf der alten Bahn seines literarischen Wirkens, doch wenigstens in einem andern Fache, das nicht die Bemerkung gegen ihn hervorrufen möge:

„Zu lang behinkt der Veteran die Bühne.“

Walter Scott hat nun die Welt mit nahe an hundert Bänden beschenkt, die Berge und Seen seines Vaterlandes haben durch seine Erzählungen und Gesänge eine klassische Berühmtheit gewonnen, und rücksichtlich der neuen Bahn, die er gebrochen, darf man wohl von ihm sagen, daß er für die Romanendichtung gethan, was Augustus für Rom — er fand sie von Ziegelsteinen und hinterließ sie von Marmor. Sechzig Jahre fast sind an dem Haupte des Dichters vorübergegangen, aber frisch, lebenskräftig und in unzerstörbarer Fülle der Gesundheit geht sein Genius noch einmal in diesen letzten Novellen auf, wie er an jenem ersten Tage erschienen war, wo sein „Lied des letzten Minstrels“ ganz Schottland, wie ein Allarmfeuer der alten Zeit, in Bewegung setzte. Seine glänzende Einbildungskraft, sein klarer Blick, in welchem sich Zeiten und Menschen in so reinen Umrissen spiegeln, die plastische Kraft seiner Darstellung sind unverdunkelt geblieben von den „traurigen Schatten des Alters“ — ein neuer Beweis, wie wahr und sinnvoll die Alten das eigentliche Wesen der Dichtkunst bezeichneten, wenn sie die ewig junge Stirn des prophetischen Gottes mit dem nie verwelkenden Reis des Lorbeers umschlangen.

Es ist bereits in diesen Blättern ein Bruchstück aus der ersten dieser beiden Erzählungen: „Graf Robert von Paris“ gegeben und dort bemerkt worden, daß die Scene dieser Novelle in den Zeiten der ersten Kreuzzüge in Konstantinopel spielt. Welch ein großes Gemälde von Sitten und Völkern, die Einen in hinsterbender Entkräftung, die Andern voll Jugendkraft und Muthes — die Greise und Jünglinge der damaligen Welt in nahester Berührung nebeneinander — hier der entartete verschmitzte Grieche, dort der derbe kühne Franke und der stolze wildmuthige Sarazene, hier der Glanz und die Schlechtigkeit der höchsten Civilisation, dort die biderbe Einfalt halbbarbarischer Kriegerschaaren, die von einem abenteuerlichen Instinkt getrieben werden, die alte Wiege des Orientes wieder aufzusuchen. Als eine der Hauptfiguren in diesem reichen Bilde ragt Herward von Hampton hervor, einer jener Sachsen, welche die finstere Politik Wilhelms des Eroberers gezwungen hat, das Unglück ihres Reiches auf fremdem Boden zu vergessen, und in fremdem Dienst das verlorne Glück wieder zu suchen. Mit dem Hasse des normannischen Namens in der Brust hat Herward unter der Wäringerleibwache Alexius des Komnenen zur Zeit, wo der Vorhang der Erzählung aufgezogen wird, eine ziemlich ansehnliche Stelle eingenommen.

Diese Andeutungen vorausgeschickt können wir jetzt den Inhalt des Ganzen kurz darlegen. Eben als die purpurgeborne Prinzessin

Anna Comnena die Vorlesung ihrer Geschichte von der Niederlage der Sarazenen bei Laodicea zu schließen im Begriffe ist, tritt ihr nachlässiger Gemahl, der Cäsar Nicephorus Briennius mit der unwillkommenen Nachricht ein, daß Godfried und Bohemund, Robert von Paris und Robert von der Normandie, die Hauptanführer des zweiten Kreuzzuges, im Begriffe stehen, auf ihrem Wege nach dem gelobten Lande die Gränze des kaiserlichen Reiches zu überschreiten. Einen so unerfreulichen Besuch zu hintertreiben oder davon so viel als möglich Vortheil zu ziehen, bildet den Gegenstand der Berathung des kaiserlichen Hauses. Allein der windschnelle Zug der Kreuzfahrer schneidet rasch alle Erwägungen durch und die Franken rücken in der Hauptstadt ein. Alexius sinnt gerade noch darüber nach, wie er seinem ersten Zusammentreffen mit den Feldherrn der Kreuzfahrer einen Anstrich von Lehenshuldigung derselben gegen die Herrlichkeit der griechischen Majestät zu geben vermöge, als bereits Graf Robert von Paris vor ihm steht und ohne viele Umstände sich auf den leerstehenden Kaiserthron niedersetzt, während sein zottiger Wolfshund auf dem Sitzpolster des Cäsars Platz nimmt. Dieses historische Faktum ist von dem Dichter mit der ihm eigenen plastischen Darstellungsgabe geschildert. Der verschmitzte Grieche lächelt und verspart sich die Rache einer so schrecklichen Verletzung der Majestät auf gelegenere Zeit. Es gelingt ihm bei den Einen der Kreuzfahrer die fromme Begeisterung, die sie nach dem Grabe des Erlösers mit heißer Sehnsucht zieht, noch mehr zu entflammen, die andern aber durch Gold und angebotene Schiffe zum Aufbruche zu bewegen, während er Robert und seine kriegerische Gemahlin Brunhilde durch die Einladung zu einem kaiserlichen Festgelage zurückzuhalten weiß. Der arglose Gast wird von dem heimtückischen Griechen in ein scheußliches Gefängniß geworfen, wo ihm ein an der Kette liegender Tiger zur Wache und ein großer Orangutang, als eine Art Wärter beigegeben ist, der ihm zur bestimmten Stunde Brod und Wasser bringt. Seine Gemahlin läßt Nicephorus, der ohnehin nicht mit sehr glühender Liebe seiner hochgelehrten Gemahlin Anna beigethan ist, zumal seit er einen Anschlag auf das Leben seines Schwiegervaters im Schilde führt, in einen Palast entführen, wo er sie mit zudringlichen Liebesanträgen foltert. Allein alle diese griechischen Schurkereien sind dem klugen Auge des Sachsen nicht entgangen. Obgleich von Haß entbrannt gegen den Normannen und von heißem Wunsch beseelt, ihn um Alt-Englands willen in offenem Kampfe zu bestehen, ist er doch allzusehr entrüstet über die Niederträchtigkeit des Griechen, als daß er nicht den Grafen, der seinen Wächter, den Tiger, erwürgt hat, aus dem Gefängnisse zu befreien und zu verbergen suchen sollte, doch unter der Bedingung sich ihm nach Sachsenrecht zum Kampf zu stellen, wenn er ihn dazu fordern würde. Auch zum Schutze der Gräfin hat der kluge Sachse Vorkehrungen getroffen, ohne dabei auf seines Herrn Wohl und Dienst zu vergessen: er benachrichtigt den Kaiser von den verrätherischen Anschlägen seines Schwiegersohnes. Die fränkische Amazone hat indeß den Cäsar zu einem Zweikampf gefordert; den er auch annimmt. Bei der Verkündigung desselben aber läßt er den Namen ihres Gemahles statt den seiner kühnen Gegnerin bekannt machen, in der festen Ueberzeugung, daß der gewaltige Graf von Paris noch wohlverwahrt unter der Hut seines grimmigen Gefängnißwächters stehe. Aber sehr zu seiner Ueberraschung findet er die Schranken des Kampfplatzes von Tancred und fünfhundert Franken besetzt, die dem griechischen Feuer trotzend in Konstantinopel eingedrungen sind, doch noch größer ist sein Schrecken, als wirklich Graf Robert selbst gewaffnet zum Zweikampfe sich stellt. Schon halbtodt bei dem Anblick dieser gigantischen Krieger, wird er durch Herward aus seiner Verlegenheit gezogen, der das Recht, für das kaiserliche Reich zu kämpfen, in Anspruch nimmt. Graf Robert gesteht ihm dieses zu, springt vom Pferde, ergreift eine Wäringer-Streitaxt und stellt sich Herward zu Fuß gegenüber. Der Kampf schwankt lang furchtbar, endlich erringt der Graf einen Vortheil über seinen Gegner, statt aber seinen Sieg zu verfolgen, reicht er von Bewunderung ergriffen über den Edelmuth des sächsischen Heldenjünglings Herward die Hand zum Frieden. Die Novelle schließt mit der Vermählung des letztern und einer britischen Jungfrau Bertha, zu der er längst schon treue Liebe hegt. Durch Vermittlung seines Freundes Robert kehrt er nach England zurück, wo ihm aus der Hand der normännischen Sieger ein gutes Lehen zu Theil wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Börse in London.

(Schluß.)

Spekulanten werden jene genannt, welche keine Kommissionsgeschäfte für Andere machen, sondern nur für eigene Rechnung kaufen und verkaufen, um bei den Schwankungen des Kurses zu gewinnen. Es geschieht zuweilen, daß alle drei oben angeführte Geschäfte von einer und derselben Person ausgeübt werden. Noch gibt es Börsengäste, die man keiner der vorhergehenden Hauptklassen beizählen kann; diese sind die Liebhaber oder die zurückgetretenen Spieler, die natürlich noch immer gern den Schauplatz ihrer ehemaligen Kämpfe besuchen, gleich alten Seeleuten, die mit ernstem, prüfendem Blick der gegen Wind und Wellen der Küste kämpfenden Barke des jungen Fischers folgen.

Noch mögen hier einige Details über das Spiel selbst folgen, das darin besteht, Renten auf Ziel, d. h. auf den vom Börsenkomité fünf oder sechs Wochen vorher bestimmten Tag zu kaufen, oder zu verkaufen. Der größern Deutlichkeit wegen wollen wir annehmen, daß Herr A., Spekulant, dessen Vermögen aus 1000 Pfund Sterling besteht, die bei seinem Bankier liegen, sich an einem neblichten Morgen nach der City begibt, den Kopf voll von der Verwerfung der Reformbill, der Annäherung der Cholera und den Unruhen in Bristol. Herr A. überredet sich nach und nach, daß die Konsols durchaus fallen müssen, kommt auf die Börse und verkauft für 20,000 Pfd. St. Renten zu 82, die auf den bestimmten Tag, der den Journalen zufolge der 24 November ist, übergeben werden sollen. Durch diesen Handel wird Herr A. ein Bär, d. h. ein Mann, welcher die Renten verkauft und auf den bestimmten Tag zu liefern sich verpflichtet, die er noch nicht besitzt. Es ist also einleuchtend, daß er trachten muß, diese Renten in der Zwischenzeit zu erhalten und sich von irgend einem Andern für seine Rechnung liefern zu lassen. Fällt der Kurs, so ist es sein Nutzen, steigt er, sein Schaden; ein Steigen oder Fallen von 1 Prozent ist für ihn ein Schaden oder ein Nutzen von 200 Pf. St.

Jetzt noch ein Beispiel im umgekehrten Sinn: Herr B., reicher als A. an Hoffnungen, aber nicht an Geld, sieht die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an. Er hat gut geschlafen und gefrühstückt, er kann durchaus nicht glauben, daß die Lords so thöricht seyn werden auf Verwerfung der Reformbill zu bestehen; was die Cholera betrifft, so wird, glaubt er, der Kordon, den die Wellen um England ziehen, sie eben so gut abhalten, wie einst Napoleon von der nämlichen Schutzwehr zurückgehalten wurde, und sollte diese Geißel wirklich eindringen, so wird sie wohl die Glücklichen der Welt und Jene, welche an der Börse gewonnen haben, verschonen. Herr B. kauft also, obgleich er nur 1000 Pfund bei seinem Bankier hat, doch kühn für 20,000 Pfund, und macht sich verbindlich das Kapital auf den 24 November zu erlegen. Durch diesen Handel wird Herr B. nun ein Stier, d. h. er ist genöthigt, die nämlichen Renten vor dem angezeigten Tag an Den, der sie ihm überließ, oder an irgend jemand Andern wieder zu verkaufen. In dem Unterschied zwischen dem Verkaufs- und Einkaufspreis liegt also für Herrn B. Gewinn oder Verlust.

In kurzer Zeit werden vielleicht für 21 Millionen Renten von den Bären gekauft und von den Stieren verkauft, ungeachtet beide Parteien vielleicht kaum den zwanzigsten Theil dieser Summe besitzen. So lange der Liquidationstag noch entfernt ist, haben politische Ereignisse: Friede, Krieg, das Benehmen der Minister, und oft der bloße Wille einiger großer Bankiers oder Spekulanten u. s. w. großen Einfluß auf den Kurs der Fonds; allein mit dem Tag vor dem 24 November vermindert sich die Wirkung jener äußern Einflüsse, den letztern ausgenommen, bedeutend, und der Kurs geht nun von den Antagonisten selbst aus, er ist das Resultat der persönlichen Kämpfe zwischen den Bären und den Stieren. Endlich entscheidet sich die Frage. Alles deutet auf die Wichtigkeit des folgenden Tages; beide Armeen sind auf dem Platze, konzentriren ihre Streitkräfte, beobachten sich in der Nähe und kommen über ihre Bewegungen überein, denn es handelt sich darum, wer den Andern zuerst zum Rückzuge überreden wird. Weicht der Bär zuerst, indem er sich bereit zeigt, die Renten, die er abliefern muß, zu kaufen, so benützt der Stier seine Noth, um einen höhern Preis zu fordern; gibt hingegen der Käufer zuerst Blößen, so weicht der Verkäufer, der Stier, und die Fonds, die er sich verbindlich gemacht hat zu nehmen, sind jetzt an seinen triumphirenden Gegner zu einem niedrigern Kurs verkauft; der Abschluß findet hierauf aufs Freundschaftlichste statt.

Wartet man bis zum andern Morgen, so beginnt der Kampf um zehn Uhr weit ernster. Die Käufer fahren fort in Empfang zu nehmen und die Verkäufer zu überliefern, bis die Einen oder die Andern aufhören. Allein so bald es klar ist, daß die Käufer mehr Renten zu fordern haben, als die Verkäufer liefern können, so wird die „Rechnung der Bären" verkündet. Der Bär ist von den Hörnern des Stiers durchbohrt worden! Der arme Bär schlägt nun vor, das zum Abschlusse noch Fehlende dem Stier selbst abzukaufen. Dieß ist nun das Signal zu neuem Steigen, der Ueberwinder hat kein Mitleid, denn im umgekehrten Fall würde der Bär dem Stier ebenfalls keinen Pardon geben, und derjenige von beiden, der sich seiner Verbindlichkeit durch Bezahlung der Differenz, nicht entledigen wollte, würde „eine lahme Ente" (lame duck) gescholten, und von der Börse ausgeschlossen werden.

Versuch einer Statistik von China.

2. Handel und Bildung der Chinesen. Patriotische Geheimgesellschaften.

Der Handel der Provinzen untereinander ist weit beträchtlicher, als der auswärtige Verkehr, der mit der Größe und dem Reichthum des Landes in gar keinem Verhältniß steht. Die Ausfuhr an Thee für England beträgt 50 Mil. Franken, und die Einfuhr von Opium 45 Mil. Franken.

Nirgends, selbst in England nicht, findet man so viel Patriotismus und Liebe zur Arbeit als bei den Chinesen; dieß sind ihre größten Tugenden. Ihre Laster betreffend, so kann man ihnen Hang zu Zügellosigkeit, Habsucht, Lügen und Feigheit vorwerfen. Deßhalb daß sie uns Europäern das Innere ihres Reichs verschließen, möchten sie wohl nicht zu tadeln seyn. Der Herrschsucht und den Intriken der Jesuiten verdanken wir diese strenge Maßregel; übrigens könnte man wohl fragen, was für Gutes gewinnen sie denn durch ihren Handel mit uns? Wir stumpfen sie ab und vergiften sie durch das Opium, einer um so furchtbarern Waare, als man, einmal an ihren Gebrauch gewöhnt, sich den Genuß nicht mehr versagen kann. Indeß entnerven sie uns zur Wiedervergeltung mit ihrem Thee (Cha).

Nur sehr selten stieß ich auf Chinesen, die nicht Lesen und Schreiben können, in dieser Hinsicht haben sie viel vor den Franzosen, Engländern, und selbst vor den Deutschen voraus, und doch besitzen sie nicht die Unverschämtheit, und jenen leichten, spottenden, schneidenden, und zuversichtlichen Ton unwissender Franzosen. Wie bekannt war die chinesische Sprache früher hieroglyphisch, und ist jetzt einsylbig; ihre ideographischen Buchstaben geben ihr manche Vortheile vor andern Sprachen. Es bedurfte in der That eines Volkes mit so feinem Gehör begabt, als die Chinesen, um eine Sprache zu schaffen, die aus 330 Sylben zusammengesetzt ist, die wieder in eine unendliche Menge von Worten eingetheilt sind, und denen sechs Accente eben so viele verschiedene Bedeutungen geben, deren Nuancen so zart sind, daß nur jene, die in China gelebt haben, sie sich zu eigen machen können. Ihre Literatur ist in der Poesie, und besonders in Romanen und Novellen sehr reich. Ihre Musik steht unter der der Araber, Perser und Hindus, und die Chinesen sind das einzige mir bekannte Volk, das nicht tanzt.

Der Ackerbau wird bei ihnen hoch in Ehren gehalten, und auf ihn gründet sich ihr hauptsächlichster Reichthum. Nichts ist sonderbarer als ihre Gärten, und die Mittel die sie anwenden, um verschiedene Gattungen von Steinobst auf Kernobst, und umgekehrt, zu pfropfen.

Die Druckerei mit gestochenen Platten, das Schießpulver, die Bomben, die Feuerwerkskunst, der Telegraph, das Bohren auf Salzsohle, die Feuerspritzen, der Compaß (ting-nan-ching), die dramatische Kunst u. s. w. waren ihnen weit früher, als den Europäern bekannt. Nichts kömmt der Eleganz ihrer Sanpans (Gondeln), der Haltbarkeit ihres Porzellans, der Schönheit ihres Lacks, ihrer Brücken und Kanäle gleich.

Hätten die Chinesen von dem Uebermaß ihrer Bevölkerung Kolonien errichtet, die Gedankenfreiheit angeregt und begünstigt; und wären sie zweckmäßigen Neuerungen zugänglich, so fehlte ihnen nichts, um unter den Völkern den ersten Rang einnehmen zu können; dann wären sie von den Mandschus nicht unterjocht worden, sie hätten die Künste, in denen sie stehen geblieben sind, weiter ausbilden können, und würden glücklicher seyn. Doch lebt das heilige Gefühl der Freiheit auch unter ihnen; die geheimen Gesellschaften der „Triade" und des „Nenuphar" erkennen ein chinesisches Oberhaupt an, das die Polizei der Mandschus noch nicht entdecken konnte. Der Zweck dieser Gesellschaften ist, das Joch der Barbaren abzuschütteln, und zu beweisen, wie tief der Haß gegen die fremde Herrschaft in den Herzen der chinesischen Patrioten wurzelt. Die Empörung des Tataren Chang-ki-nih ist ihnen günstig; ungeachtet mancher Niederlagen, die den Empörern beigebracht wurden, ist dieser Krieg nichts weniger als beendigt; und werden auch die Insurgenten von Caschgar überwunden, so haben doch die geheimen Gesellschaften in der Person des Chan-Yu-Kong, ein kräftiges, tapferes, unermüdliches und gewandtes

tes Oberhaupt, und mit der Zeit und durch Eintracht wird es den Chinesen gelingen, die Herrschaft der Ketten und des Bambus abzuschütteln.

3. Eintheilung und Bevölkerung von China.

Die neue Eintheilung von China ist folgende: 1) Nördliche Provinzen: Pe-Tschi-Li mit 3.402,000 Einwohnern oder Mäulern, wie die Chinesen sich ausdrücken; Chan-Si 1,920,142; Chen-Si 582.000; Chang Tung 21.841,504; Kan-Su 840,000. 2) Provinzen des Centrallandes: Kiang-Su 28.855.198; An-Hoei 1,148,025; (diese beiden Provinzen machten ehemals die Provinz Kiang-Nang aus); Ho-Nan 2.614,000.; Kiang-Si 6.127,425; Sse-Tschuan 7,813,000; Tsche-Kiang 18,957,000; Hu-Nan 10,000,000; Hu-Pe 24,152,408 (diese beiden letztern Provinzen bildeten das alte Hu-Kuang); Fu-Kian 2,512,000. 3) Südliche Provinzen: Kuei-Tschen 2,018,109; Yun-Nan 5,209,000; Kuang-Si 3,081,000; Kuang-Tung 5,604,000. Also eine Summe von 145,456,809 Einwohnern. Hierzu muß man noch rechnen an Männern, Weibern und Kindern, die auf dem Wasser leben, 2,418,237; reguläre Infanterie 500,108; irreguläre Infanterie 400,000; reguläre Cavallerie 227,000; irreguläre Cavallerie 275,000; Artillerie (in höchst elender Verfassung) 17,000; Gefolge der regelmäßigen Armee 50,000; reguläre Offiziere aller Waffen 6,892; Offiziere der irregulären Truppen 5,201; Marine 52,440; Neun Klassen Mandarine und untergeordnete Beamte 102,579. Folglich mit Einrechnung der obigen Angaben eine Gesammtsumme von 149,269,066 Einwohnern.

Ueberdieß muß man noch bei zehn Millionen aus ihrem Vaterland ausgewanderter Chinesen hier in Anschlag bringen, die sich in Liu-Kieu, Formosa, Corea, Japan, der Tatarei, Tübet, Turkestan, Armenien, St. Maurice, St. Helena, auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, in Brasilien, dem französischen Guiana, Hindustan, Bengalen, in den Königreichen Siam, An-Nam und im birmanischen Reich; in Malakka und auf der Halbinsel dieses Namens, in Pulo-Pinang, Singapur, Sumatra, Bintang, Banca, Lingin, und Lingan, auf den Inseln von Java und Sumba, in Celebes und auf den moluckischen Inseln; auf dem Archipel von Jolo, in Borneo und auf den Philippinen, auf Neu-Guinea, zu Onaischin und sogar auf den Inseln der Südsee angesiedelt haben. Man trifft sogar in einigen europäischen Hauptstädten, z. B. in Petersburg, London, Lissabon, Rom und Paris, Chinesen; im ganzen Orient sind sie geschätzt, denn sie sind die Mäkler und die besten Arbeiter und Ackerbauer jener ausgedehnten Gegenden. Obgleich sie in den fünf Theilen der Erde zerstreut sind, so kehren doch Viele von ihnen, ungeachtet der Gesetze die die Auswanderung verbieten, und der Strafe die ihrer wartet, in ihr Vaterland zurück, wenn sie sich einiges Vermögen gesammelt haben; allein der größere Theil bildet in den erwähnten Gegenden des Orients stabile Völkerschaften, und hat sich mit Töchtern von Eingebornen verheirathet. Rechnet man diese im Ausland ansässigen, oder dort ihr ganzes Leben hindurch handeltreibenden zehn Millionen Chinesen, zu den angegebenen 149,269,066, welche die Bevölkerung von China bilden, so beträgt die sämmtliche Einwohnerzahl chinesischer Race (die unterjochten Staaten nicht mitgerechnet) nahe an 160 Millionen Seelen, eine Summe, welche nur 18 Millionen weniger als die Gesammtbevölkerung von Europa, und 90 Millionen mehr als die Einwohnerzahl des gesammten russischen Reichs beträgt.

Es soll hier keine Statistik der China unterworfenen Länder gegeben werden; jedoch können wir ihre Bevölkerung nach dem kaiserlichen Almanache, verschiedenen kaiserlichen Edikten über das Land der Mandschus, die zinsbaren Staaten u. s. w. so ziemlich genau angeben; nämlich: Corea (vor Alters Kao-Li, jetzt Tschao-Sien genannt) 8,465,000 Seelen; Tübet und Butan 6,800,000; das Land der Mandschus, die Mongolei, Kalmukei, die kleine Bucharei, Klein-Tübet, die Dsungarei, die große Insel Tschoka, und die andern zinsbaren Nebenländer 9,000,000; zusammen also 24,265,000 Seelen, die folglich zu der Einwohnerzahl des eigentlichen China von 149,269,066 Seelen, und jenen 10 Millionen Ausgewanderter gerechnet, für das ganze chinesische Reich eine Gesammtbevölkerung von 184 Millionen Seelen ergeben. China zählt also fast so viel Einwohner, als der vierte Theil des ganzen Erdballs, und 174 Millionen mehr als Rußland.

Vermischte Nachrichten.

Aus einer gerichtlichen Verhandlung lernen wir eines der Karlistenlieder kennen, mit denen man sich im südlichen Frankreich einstweilen auf die Rückkehr Heinrichs V tröstet. Es lautet wie folgt:

Au diable cette république,
Au diable cette clique;
Chaque marchand fait faillite,
Tous nos richards sont en fuite;
Ça ne va pas,
On ne fait rien,
On ne vend rien,
Henri Cinq reviendra.
Aux Bourbons ouvrons les bras!
Depuis longtems j'entends dire,
Que le commerce ne va pas;
Tout bon Français ne peut rire,
Chacun est dans l'embarras.
Ça ne va pas,
Ça ne va pas,
A nos Bourbons tendons les bras.

* * *

A entendre Lafayette,
Les Jésuites mangeaient not' pain;
Je les regrette,
Car c'est maint'nant qu'nous avons faim,
Oui, qu'nous mourrons de faim.

* * *

L'un dit: Je ferme boutique,
Il ne me vient plus de chalans,
Maudit soit la politique,
Dit un autre en se plaignant.
Ça ne va pas etc.

*

In einem französischen Blatte finden wir folgende Anekdote: „Der Cardinal Mazarin diktirte eines Tages seinem Sekretär einen Brief. Dieser, durch das unausgesetzte Arbeiten ermüdet, schlief darüber ein, und der Kardinal, der nichts davon bemerkte, fuhr fort, in seinem Kabinete auf- und abgehend zu diktiren. Als er so den Brief beendigt hatte, hieß er dem Sekretär die Schlußformel darunter setzen, bemerkte aber eben erst, daß er eingeschlafen und nur die erste Zeile des Briefes geschrieben sey. Der Kardinal liebte diesen Sekretär väterlich, und wahrscheinlich Plato's Vorschrift, die Schläfer mit Musik aufzuwecken, folgend, gab er ihm eine Ohrfeige, daß der gute Sekretär wohl alle himmlischen Sphären singen zu hören glaubte. Allein war es Schlaftrunkenheit oder Exaltation über die unverhoffte Sphärenmusik, der Schreiber zögerte nicht einen Augenblick, den Gruß seines Herrn und Meisters durch einen ähnlichen zu erwidern. Der Kardinal, ohne im Geringsten darüber aufgebracht zu werden, sagte bloß: „Nun da wir uns Beide so gut aufgeweckt haben, wollen wir den Brief vollends zu Ende bringen.“

*

Nach einem von dem vormaligen Polizeipräfekten Gaulnier in der „Revue Britannique“ bekannt gemachten Berichte sollen aus Anlaß der im Jahre 1830 und 1831 statt gefundenen Straßenaufläufe 12,047 Personen Paris verlassen haben. Hiedurch haben nicht bloß die Zimmervermiether großen Verlust, sondern auch Industrie und Handel von Paris einen empfindlichen Schlag erlitten. 1900 Buden und Waarenlager sind unvermiethet geblieben, und wenn die Miethe einer jeden nur auf 1000 Fr. angeschlagen wird, so erfahren die Hauseigenthümer hiedurch allein einen Verlust von 1,900,000 Fr.

*

„Man hat berechnet,“ sagt ein französisches Blatt, „daß seit der Julirevolution 260.000 Exemplare von Journalen auf der Post konfiszirt worden sind. Dieß ist für das Publikum ein Verlust von 10,400 Franken Stempelgebühren und 13,000 Franken Postgeld, die immer voraus bezahlt werden müssen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 359. 25 Dezember 1831.

Der Zustand Irelands.

Vierter und letzter Artikel.

So ist in diesem Augenblicke die Lage Irelands, eine Lage, welche ihrem Wesen nach einer Revolution gleichkommt. Eigenthum und Bevölkerung sind in wildem Kampfe mit einander, und die Regierung kann den Frieden nur wiederherstellen, indem sie rücksichtslos mit ihren Verordnungen sich nach dem Gebote der Nothwendigkeit richtet; mit Einem Wort, sie muß für Ireland thun, was sie für England durch die Reformbill thut: sie muß die Lage des Landes nehmen, wie sie ist, und darnach handeln. Um den Bauern Beschäftigung zu geben, um eine Mittelklasse zu schaffen, um den übermäßigen Reichthum Einzelner zu brechen, um den Ertrag des Bodens in einem billigen Verhältniß zwischen dem Eigenthümer, dem Landbauer und dem Arbeiter zu theilen, dazu reichen gewöhnliche Mittel nicht aus. Alle die gerühmten Hülfsmittel, Armengesetze, Abwesenheitstaxen, fremde und einheimische Kolonisation, Geldbewilligungen, schützende Zölle u. s. w., alles Dieß ist entweder mehr als nutzlos, oder wegen seiner langsamen Wirkungen den dringenden Umständen nicht angemessen. Die Aufhebung einzelner Mißbräuche ist wünschenswerth; davon aber eine Beruhigung Irelands erwarten, ist Thorheit. Wenn eine Maßregel durch ihre Größe und Wichtigkeit dem Drange der Umstände angemessen wäre, so ist es eine schnelle und vollständige Reform der Kirche; sie wäre ein unmittelbarer Vortheil für das Land, und ein genügendes Pfand, daß man künftig gerechter gegen Ireland verfahren wolle. Ein einziger Schritt in dieser so nothwendigen Maßregel würde der Unruhe großen Theils ein Ziel seyn, und das Land wenigstens für den bevorstehenden Winter vor den Gefahren schützen, womit eine Wiederaufnahme der Frage über Abschaffung der Union, und eine Erneuerung des agrarischen Kampfes drohen. Die irische Kirche kann ohnehin nicht länger bestehen, wie sie ist. Die Bezahlung der Zehnten hat an manchen Orten völlig aufgehört, und ihre Erhebung würde, wenn sie möglich wäre, von so viel Gräueln, Mord und Gewaltthätigkeiten begleitet seyn, daß selbst im Interesse der Pfründner eine augenblickliche Reform nothwendig ist. Für diese Reform ist die Meinung völlig reif. In Ireland kann keine Nationalkirche bestehen, sondern die Geistlichkeit aller Religionen muß gleich, und ihrem Berufe angemessen auf eine mäßige Weise besoldet werden. Wenn man diese Besoldung mit den Bedürfnissen des Volks in ein billiges Verhältniß setzt, so werden die Ländereien der Kirche hiezu nicht nur völlig genügen, sondern es wird auch noch ein Ueberschuß bleiben, welchen die Regierung in kleinen Pachtgütern auf mäßige Bedingungen hingeben, hiedurch einen großen Theil des unbeschäftigten Volks in nützliche Thätigkeit versetzen, und den Kern zu einer Mittelklasse bilden könnte. Die Abschaffung des Zehnten würde große Distrikte, welche jetzt die Kosten des Anbaus nicht tragen, zu nutzbarem Land umschaffen, und die Anlage von Kapitalien befördern, welche sonst nach fremden Ländern gingen. Vor Allem aber würde die Aufhebung der unnatürlichen Verbindung zwischen Kirche und Staat in einem Lande, wo sieben Achttheile nicht zur Staatsreligion gehören, für immer die Wunden religiöser Entzweiung und Sektenhasses schließen.

Es ist ein Ireland eigenthümlicher Umstand, der aus Eroberung und Konfiskationen herstammt, in Trug und Gewalt seinen Ursprung hat. Diese haben das natürliche Gleichgewicht des Eigenthums zerstört, und das Land auf eine andere Weise getheilt, als die Industrie und die heilsamen Wirkungen allmählichen Fortschreitens der Gesellschaft es getheilt haben würden. So kamen ganze Distrikte an englische Eigenthümer, welche nie auf ihren Ländereien wohnen können, da sie an ihr eigenes Land durch Pflichten gebunden sind, welche denen, die sie gegen ihre irischen Pächter haben, unverträglich gegenüberstehen. So entsteht also die politische Frage, ob und was für Maßregeln ergriffen werden können, um diese Eigenthümer zum Verkaufe ihrer Ländereien zu vermögen, und ob die Regierung sich so weit einmischen könne, diese Ländereien zur Erschaffung einer unabhängigen Yeomanry zu benützen. Auch Dieß ist noch nicht Alles. Bei der dringenden Nothwendigkeit, dem Volke ein größeres Interesse an der bestehenden Ordnung der Dinge zu geben, ist es nicht vielleicht gerecht und weise, das Erstgeburtsrecht in Ireland völlig abzuschaffen,*) um das große Eigenthum zu theilen, und die Abwesenheit der Grundbesitzer seltener und schwieriger zu machen? Es könnte leicht gezeigt werden, daß eine solche Maßregel bald in ganz Europa ergriffen werden wird. Die Bevölkerung der civilisirten Länder Europas hat sich vermehrt, und vermehrt sich fortwährend so rasch, daß eine kostbare Aristokratie nicht mehr unterhalten werden kann, und die Feudalfamilien ihren ausschließlichen Reichthum durch

*) Die alten Gesetze Irelands wissen nichts von dem Erstgeburtsrechte, sie kannten nur die gleiche Erbvertheilung unter Brüdern.

den Druck der großen Masse allmählich verlieren. Darauf geht die große jetzt herrschende revolutionäre Bewegung hinaus. Es ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit, und die Aufgabe der Regierungen wäre es, diesen Bewegungen einen gesetzlichen Lauf anzuweisen. In Ireland, wo die Hülfsquellen der Industrie mit der wachsenden Bevölkerung nicht Schritt halten, und das Privatvermögen sinkt, macht die Erziehung dennoch schnelle Fortschritte, und es würde die gröbste politische Unwissenheit verrathen, wenn man glauben wollte, daß ein solcher politischer Zustand von Dauer seyn könne. Vergebens sagt man, daß solche Maßregeln, wie die hier vorgeschlagenen, revolutionär seyen; wenn man zeigen kann, daß in der jetzigen Lage der Dinge durchaus kein Schutz für irgend ein Eigenthum oder ein bürgerliches Recht ist, so ist die Beschuldigung, welche in dem Wort revolutionär liegt, schon widerlegt. Die Verbindung Irelands mit England ist für die Wohlfahrt beider Länder nothwendig, und es ist ein niederschlagender Gedanke, wie wenig Hoffnung vorhanden ist, diese Verbindung aufrecht zu halten, ohne große Aufopferungen von Privatinteressen und riesenhafte Maßregeln, um die Staatsgesellschaft in Ireland wieder in das gehörige Gleichgewicht zu bringen. Ob Staatsmänner aufstehen werden, welche den Umständen gewachsen sind, ob man kühnere Maßregeln, als früher, ergreifen wird, kann man unmöglich voraussehen, jedenfalls aber bietet ein reformirtes Parlament gegründete Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung von Brasilien ist zwar höchst ungleichartig, indeß darf man doch behaupten, daß die Brasilianer im Allgemeinen sanftmüthigen Charakters, gut, edelmüthig, gastfreundlich und selbst von glänzender Freigebigkeit sind, und daß insbesondere die Einwohner mehrerer Provinzen sich durch Lebhaftigkeit ihres Geistes wie durch Verstand auszeichnen. Allein das Kolonialsystem hatte Brasilien in der tiefsten Unwissenheit zu erhalten gewußt, die Zulassung der Sklaverei die Einwohner mit dem Beispiel der verworfensten Laster vertraut gemacht, und seit der Ankunft des brasilianischen Hofes zu Rio Janeiro hatte sich auch eine niederträchtige Verkäuflichkeit in allen Ständen der Bevölkerung eingeschlichen. Eine Unzahl aristokratischer Patriarchen, die unter sich durch Intriken, kindische Eitelkeiten und armselige Interessen entzweit lebten, waren über Brasilien verbreitet, so daß von einer staatsbürgerlichen Gesellschaft in diesem Lande eigentlich nicht die Rede seyn konnte und fast nicht einmal die Elemente dazu vorhanden waren.

Es ist leicht begreiflich, daß die neue Regierung dieser traurigen Lage der Dinge hätte angepaßt werden sollen, daß sie hätte streben sollen, die Brasilianer zu vereinigen und ihre moralische und politische Erziehung zu beginnen. Um aber den Bewohnern von Brasilien eine in diesem Geiste verabfaßte Charte zu geben, wäre es nöthig gewesen, sie genau zu kennen, und Don Pedro, den sein Vater stets von den Staatsgeschäften entfernt gehalten hatte, konnte kaum Rio Janeiro kennen, eine Stadt, die eine schwer zu entwirrende Mischung von Amerikanern und Portugiesen, weißen und farbigen, freien Menschen, Freigelassenen und Sklaven bildet; eine Stadt, die noch überdieß zu gleicher Zeit Kolonie, Seehafen, Hauptstadt, Residenz eines grundverdorbenen Hofes unter den unheilvollsten Einflüssen und Beziehungen stand. Don Pedro von hochherzigen Gesinnungen beseelt, wünschte aufrichtig die Freiheit seines Volkes; dieser edle Gedanke beseelte den ersten Entwurf der konstitutionellen Charte. Diese Charte bekannte sich zu den gerechtesten Prinzipien, und theilweise verdient sie großes Lob; allein wesentlich unterschied sie sich nicht besonders von andern Combinationen ihrer Art; sie hatte nichts Brasilianisches und konnte eben so gut für Mexiko wie für Brasilien, für Frankreich wie für Deutschland passen.

Von den ersten Augenblicken der Revolution fand sich eine Menge unwissender Menschen, die in einer langen Angewöhnung der Servilität aufgewachsen waren, mit einem Male zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften berufen. Die unter dem Kolonialsysteme und dem kraftlosen Despotismus Johanns VI großgewordenen Leidenschaften entfesselten sich jetzt und stürzten über Brasilien her, als wollten sie sich in seine Trümmer theilen. Die Presse, dieses herrliche Bollwerk der öffentlichen Freiheiten, wurde nichts als das Organ des Hasses und des Neides. Die zu Rio-Janeiro gedruckten Flugblätter waren so geschmacklos und schal, oder so voll von den gehässigsten Persönlichkeiten, daß die Europäer die einen besseren Gebrauch der Preßfreiheit gewöhnt waren, sich darüber empört fühlten. Kaum erschienen seit dem Jahre 1821 in Brasilien zwei oder drei wahrhaft brauchbare Werke, und wenn man jetzt anfängt, dieses Land besser kennen zu lernen, so verdankt man Dieß bloß den Ausländern. *)

Don Pedro suchte vergebens unter seinen Umgebungen nach tauglichen Ministern. Er gerieth von einem schwachen an einen schlechten Menschen, und stieß überall auf verzweifelte Nullitäten. Es kam nach und nach eine solche Menge unfähiger Menschen an's Staatsruder, daß man sich nicht erstaunen muß, wenn jetzt die meisten Brasilianer gleichfalls Minister zu werden verlangen; auf der andern Seite lernte Don Pedro während seiner Regierung eine solche Menge von schlechten Menschen kennen, daß man es ihm verzeihen kann, wenn er allen Glauben an Ehre und Treue eines Menschen verlor. Unter dem fortwährenden Ministerwechsel, der sich ereignen mußte, war es der Regierung unmöglich ein gleichförmiges System zu beobachten; auf einen Schritt der Kraft folgte eine Maßregel der Schwäche; sie schien sich sprungweise zu bewegen und verlor bei jeder Bewegung etwas von ihrer frühern Achtung. So viele schwankende Maßregeln ließen den Kaiser als falsch und treulos erscheinen, und doch war er nur unbeständig, was man immer seyn wird, wenn man unter sehr schwierigen Verhältnissen ohne Unterricht und Erfahrung an das Steuerruder der öffentlichen Angelegenheiten gelangt. Indeß machte Brasilien doch einige Fortschritte; allein es verdankte dieselben vielleicht weniger seiner Regierung als dem freien Verkehre mit dem Auslande, vorzüglich aber der leichten Entwicklung der Keime des Reichthums, mit de-

*) Ueber Brasilien, besonders seine Geographie, gibt es jedoch ein treffliches neues Werk: Memorias historicas des Abbé Pizzarro.

nen die verschwenderische Hand der Natur die ungeheure Länderstrecke Brasiliens gesegnet hat.

Ludwig XIV und der Czar Peter ließen aus fremden Ländern gelehrte Männer kommen, um ihre Völker aufzuklären, und man weiß, wie glücklich die Erfolge davon waren. Die brasilianische Regierung hatte gleichfalls einen Augenblick den Gedanken, sich die Fortschritte der civilisirtesten Nationen anzueignen; aber anstatt geschickte Lehrer nach Rio de Janeiro zu berufen und durch sie zahlreichen Zuhörern Vorlesungen ertheilen zu lassen, sendete man junge Brasilianer mit ungeheurem Kostenaufwande nach Frankreich, empfahl ihnen dort zu studiren und als Weise zurückzukehren. Vielleicht hätte man das Ziel, das man im Auge hatte nicht ganz und gar verfehlt, wenn man nur nach vorhergängiger Prüfung die fähigsten und fleißigsten jungen Leute nach Frankreich geschickt hätte; hingegen hatten Nepotismus und Intriken bei der Wahl die Hand im Spiele. Die Gewaltigen des Tages schickten ihre Verwandten und Kreaturen nach Europa, und unter ihnen befanden sich Menschen, die noch im Schreiben und Rechnen Unterricht bedurften. Die Pensionäre ließen sich auf Rechnung ihrer Landsleute unter den Vergnügungen von Paris wohl seyn; endlich wurde man des großen Aufwandes in Brasilien müde, und rief die nicht sehr der Studien beflissene Jugend mit eben so rohem Ungestüme zurück, als man bei ihrer Auswahl sorglos gewesen war. Der hier angeführte Fall war nicht der einzige, in welchem die brasilianische Regierung beweisen wollte, daß auch sie Verdienste um die Wissenschaft zu schätzen wisse; es fiel ihr bei, einige berühmte Ausländer zu belohnen. Da es nun unmöglich war Verdiensten in allen Fächern Auszeichnungen zu ertheilen, so sollte man vielleicht geglaubt haben, daß die Regierung bei ihrer Wahl auf Herrn Humboldt z. B. gefallen wäre, der sich um den amerikanischen Kontinent so großes Verdienst erworben, oder auf Gelehrte wie Spix und Martius oder Pohl, die soviel zur Kenntniß von Brasilien, seiner Reichthümer und Produkte beigetragen, oder auch auf Männer, deren wichtige Untersuchungen auf die Fortschritte der Wissenschaften überhaupt so großen Einfluß gehabt und zur Wohlfahrt aller Völker beigetragen, wie Cuvier, Davy, Berzelius u. s. w. Alle diese blieben von der brasilianischen Regierung unbeachtet. Ihre Wahl fiel auf — Scribe und Rossini. *)

*) Der Abbé Manoel Ayres de Cazal, der Vater der brasilianischen Geographie schmachtete in Lissabon in Armuth, ohne eine zweite Ausgabe seines trefflichen Werkes über Brasilien bewerkstelligen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

Die Burker-Untersuchung in London.

Eine in den Annalen menschlicher Verbrechen so unerhörte Art von Gräuelthaten, daß dafür noch kein Name bestand, und man sie nach ihrem ersten Urheber das **Burken** nennen mußte, beschäftigte zum zweiten Male seit **Burke's** Hinrichtung in Edinburg die englischen Gerichtshöfe. Menschenmord, mit der gefühllosesten Kaltblütigkeit verübt, um dadurch Leichen und aus ihrem Verkaufe an die Anatomie einige Guineen zu gewinnen, deutet auf eine sittliche Verdorbenheit und mehr als thierische Rohheit, die nur in einem Lande wie England unter der Widersinnigkeit veralteter Gesetze, die dazu Anlaß gaben, unter dem Mangel einer umsichtigen Polizei, bei einer Verwilderung der untern Volksklassen und einer Geringschätzung des Menschenlebens statt finden kann, die durch eine stets nur auf materiellen Gewinn gerichtete Sinnesart und eine herzlose kaufmännische Spekulation genährt und bis zur gefühllosesten Härte gesteigert wird. Dieser Vorwurf kann mit Recht nicht nur gegen die Leichenhändler — die sogenannten „Auferstehungsmänner," aus denen die burkerischen Menschenwürger hervorgingen, gerichtet werden; sondern auch auf die englischen Aerzte, die einen so ruchlosen Handel unterstützten, und mit einer unbegreiflichen Leichtfertigkeit Jahre lang schon zugebrachte Leichname von den verdächtigsten Menschen kaufen, und noch dazu, nachdem Burke's gräßliches Handwerk bereits ans Tageslicht gekommen war. Statt allen Ernstes die Aufhebung des sinnlosen englischen Gesetzes, das die Leichensektion verbietet, zu betreiben, zogen sie es vor, die Hehler der Auferstehungsmänner zu machen, und ein merkwürdiges Licht fällt auch auf die englischen Gerichtshöfe, die bei der neuesten Untersuchung gegen Leichendiebe und Burker, von der hier die Rede seyn soll, es nicht der Mühe werth fanden, einige dabei verwickelte Aerzte zur Rechenschaft zu ziehen.

Der uns vorliegende Burkerprozeß aber bietet nicht nur in Betreff der hiedurch an Tag gekommenen Thatsachen ein furchtbares Gemälde menschlicher Verworfenheit, sondern ist auch hinsichtlich der darüber gegebenen Entscheidung des Geschwornengerichts merkwürdig, das drei Männer auf eine völlig verfehlte Untersuchung hin und nach einem durchaus unrichtig hergestellten Thatbestande zum Tode verurtheilte, wobei sich endlich erst nach geschehener Verurtheilung durch freiwilliges Geständniß der Angeklagten ergab, daß zwei derselben zwar eines Mordes, aber nicht des in Frage stehenden, schuldig, einer aber ganz und gar unschuldig war. Der vermeintlich ermordete italienische Knabe war, wie sich später erwies, noch am Leben.

Vier Männer: John Bishop, Thomas Williams und James May, und ein Lastträger, Shiels (Letzterer wurde im Laufe der Untersuchung wieder freigelassen) brachten am 5 November dieses Jahres in die Anatomie des King's College einen nur drei Fuß langen und zwei Fuß breiten Kasten, aus dem sie in einem Sacke die Leiche eines vierzehnjährigen Knaben nahmen und dem Prosektor Patridge um zwölf Guineen zum Verkaufe boten. Dieselbe Leiche war, wie sich in der Untersuchung herausstellte, an mehreren andern Spitälern zum Verkaufe angeboten, aber nicht angenommen worden. Der Prosektor Patridge schöpfte auf die Bemerkung des Thürstehers von King's College, daß die Leiche so frisch aussehe und Spuren gewaltsamer Verletzung trage, Verdacht, stellte sich, als ob er sie kaufen wolle, ging aber unter dem Vorwande, eine Fünfzigpfundnote wechseln zu lassen, auf das nächste Wachthaus und bewirkte die Verhaftung der Leichenhändler.

Dem ärztlichen Parere zufolge schien der Knabe nicht über sechs und dreißig Stunden todt: sein Gesicht war geschwollen, die Augen mit Blut unterlaufen und herausgetrieben, die Zunge geschwollen und zwischen die Lippen vorgedrängt, die Zähne waren zum Theil sammt Stücken aus der Kinnlade ausgebrochen. Aeußere Verletzungen zeigten sich keine als eine Wunde ober dem linken Augenbraun, die vier Zoll lang durch die Haut bis auf den Knochen ging. Als man die Schädelhaut wegzog, fand man einen thalergroßen Fleck geronnenen Blutes, der durch einen Schlag während des Lebens des Verstorbenen entstanden seyn mußte. Das Gehirn war in natürlichem Zustande. Bei Abstreifung der Nackenhaut aber gewahrte man gegen vier Unzen geronnenen Blutes zwischen den Muskeln; auch in der Rückenmarksröhre befand sich dergleichen und hatte nach der Meinung der Aerzte durch den Druck auf das Rückenmark den Tod bewirkt. Diese Blutsammlung schrieben sie einem heftigen Schlage mit einem stumpfen Instrumente auf das Genick des Entleibten zu. Das Herz wurde ganz blutleer befunden, was auf einen plötzlichen Tod hinzuweisen schien, der binnen drei oder vier Minuten erfolgt seyn mußte. Der Magen war mit Speise angefüllt, die einen leisen Geruch von Rum hatten, und während des eingetretenen Todes im Verdauen begriffen.

Der Name des Leichnams war Anfangs unbekannt. Man erfuhr endlich, daß es ein italienischer Knabe sey, der in den Straßen von London kleine Schildkröten und weiße Mäuse um Geld sehen ließ. Der Knabe war am 3 November in der Nähe von Bishops und Williams Wohnung, die beide in Bethnalgreen gemeinschaftlich in einem Hause zur Miethe wohnten.

Endlich wurde ein Italiener ausgemittelt, Augustin Bruno mit Namen, der vor zwei Jahren einen Knaben, Carlo Ferrari, mit nach England gebracht, aber seit dem 28 Julius 1830 nicht mehr gesehen hatte. In der ihm vorgelegten Leiche glaubte er, aus Haar, Größe und Gestalt den Knaben wieder zu erkennen, was er jedoch nicht mit Gewißheit behaupten konnte, da die ausgerissenen Zähne das Gesicht der Leiche sehr entstellt hatten. Andere Zeugen behaupteten dagegen zuversichtlich, die Leiche sey derselbe Knabe, den sie einige Tage zuvor in Bethnalgreen mit weißen Mäusen gesehen. Auch vorgelegte Kleidungsstücke, eine braune haarige Kappe und Beinkleider, wollten die Zeugen als das Gewand erkennen, in welchem sie den Knaben an jenem Tage gesehen. Diese Kleidungsstücke waren, sammt einer Jacke, die jedoch von den Zeugen nicht anerkannt wurde, in Bishops Garten vergraben gefunden worden. Auf gleiche Weise hatte sich in Williams Wohnung eine mit blutbefleckte Zange, mit der man Zähne ausbrechen konnte, vorgefunden. Ein Zahnarzt sagte aus, daß ihm May am 5 November zwölf Ober- und Unterzähne um eine Guinee angeboten; sie schienen mit großer Gewalt ausgebrochen, und Fleisch und Stücke von der Kinnlade hingen noch daran. May sagte auf die Bemerkung des Arztes, daß ein Zahn größer sey als der andere: „Bei meiner Seele, sie gehörten alle einem und demselben Kopfe, und der Leib wurde noch nicht begraben.“

Zwei Fiaker sagten aus, daß sie am 4 November Bishop dingen wollte, um einen „Steifen“ (stiff' un, Kunstsprache der Auferstehungsmänner statt Leiche) irgendwohin zu bringen, was sie aber ablehnten, da sie Bishops Handwerk kannten, der übrigens selbst daraus kein Geheimniß zu machen schien; denn bei seiner Verhaftung von dem Polizeibeamten befragt, antwortete er ganz wohlgemuth mit einem Fluche: „Ich bin ein Leichenschnapper“ (body-snatcher). Ein Knabe von zwölf Jahren sagte aus, daß er am 4 November vor Bishops Haus eine Kutsche halten gesehen, in die Williams gestiegen und ein ihm dem Zeugen unbekannter Mann, dem Bishop einen schweren Sack zu heben geholfen. Ein Aufwärter in einem Kaffeehause, wo Bishop und May am 4 Nov. Abends Thee tranken, hörte Bishop, welchem May ein Glas Wachholderbranntwein in seine Tasse goß, sagen: „Willst Du mich Hokus machen?“ (Hokus gleichbedeutend mit Burkern; der Sinn dieser Worte wird sich aus dem Folgenden ergeben.)

Unter den Zeugen trat als ein sehr wichtiger auch ein Kind von siebenthalb Jahren auf, das beeidigt wurde, nachdem man es zuvor über die Natur des Eides befragt hatte. In seiner kindischen Naivität sagte der Knabe, er wisse, daß Lügen ein sehr böses Ding sey und eine große Sünde; wenn er falsch schwöre, so werde er in die Hölle kommen, und mit Schwefel und Pech gebrannt werden. Hierauf wurde er beeidigt. Er sagte aus, am 5 November habe er mit Bishops Kindern, die mit ihm von gleichem Alter, vor ihrer Hausthüre gespielt, dieselben hätten einen Käfig mit weißen Mäusen gehabt. Als er nach Hause gekommen, habe er dieß seinem Bruder erzählt, der, gleichfalls darüber vernommen, die Aussage des Kindes bestätigte.

Am 5 November nach eilf Uhr Abends holte Bishop, nach Aussage eines Gastwirthes in Bethnalgreen, begleitet von einem Manne, der wie ihm däuchte Williams war, ein halbes Maß Bier und ein Nößel Rum. Man wird sich erinnern, daß die halbverdauten Speisen des ermordeten Knaben nach Rum rochen. Um dieselbe Zeit hörte ein Haus- und Wandnachbar Bishops zwei Männer aus der Wohnung des letztern gehen; ein dritter war wie er deutlich hörte (die Wand, die ihn schied, war nur vier Zoll dick) in Bishops Wohnung zurückgeblieben, wodurch die vorhergehende Aussage bestärkt wird.

Nachdem die Untersuchung, die mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt (englische Blätter rühmen dieß ausdrücklich daran) geführt wurde, zu Ende war; so wurden die Angeklagten am 5 Dezember vor den Gerichtshof von Old-Bailey gestellt. Das Volksgedränge nach Old-Bailey war an diesem Tage ungeheuer. Alle Zugänge waren schon Morgens sieben Uhr dergestalt belagert, daß selbst diejenigen, die bei den Verhandlungen zu thun hatten, nur mit größter Anstrengung sich den Durchgang erkämpften. Man erwartete, daß die Verhandlungen bis Nachts zehn Uhr dauern würden. Gegen dreißig Zeugen waren gegen die Angeklagten, und zwei und zwanzig für dieselben vorgeladen. Um neun Uhr war der Gerichtshof auf seiner Bank. Bald darauf wurden auch die Angeklagten eingeführt. John Bishop war in eine Bluse gekleidet, und hatte so ziemlich das Ansehen eines Landmannes, nur daß sein Gesicht mehr von dem Ausdruck der hauptstädtischen Geistesregsamkeit hatte. — Thomas Williams trug eine Barchentjacke und braunes Tuch um den Nacken geschlungen; er war von mittlerer Größe und sah einem einfältigen, äußerst unschädlichen Mann gleich. — James May, von athletischer, langer Gestalt, mit Zügen einer festen Entschlossenheit im Gesichte; er hatte bei seiner Verhaftung einen wüthenden Widerstand geleistet, und befand sich damals in einem Zustande von Trunkenheit. Auch er war in eine Barchentjacke gekleidet, und trug ein gelbes Halstuch um den Hals geschlungen. Während der Verhandlungen saß er mit festgeschlossenen Lippen und finsterm Gesichte da. Uebrigens verriethen die Gefangenen keine besondere Gemüthsbewegung, aus der man hätte abnehmen können, daß sie eines schwärzeren Verbrechens angeklagt seyen, als es die Taschendiebe und Hausräuber, durch deren Gedräng sie eingeführt wurden, vielleicht schon oft an derselben Stelle waren. Der Gerichtssaal war um diese Zeit von elegant gekleideten Personen, besonders von Damen erfüllt. Der Herzog von Sussex und eine große Anzahl vom Adel nahmen auf den Bänken Platz.

Die Anklage beschuldigte die Gefangenen, am 4 November einen Knaben Carlo Ferrari in Bethnalgreen durch Schläge, die verschiedene Wunden und Quetschungen zur Folge hatten, ermordet zu haben. Zugleich wurden sie eines zweiten Mordes an einem andern männlichen Individuum angeklagt, dessen Namen unbekannt war. Die Staatsanwälte, welche die Anklage führten, waren die Herrn Adolphus, Clarkson und Bodkin. Der Lord Oberrichter Tindal selbst war an diesem Tage gekommen, in den Assisen den Vorsatz zu führen. Auf die nach der Form übliche Frage des Assisensekretärs: „John Bishop seyd ihr schuldig oder nicht schuldig?“ — erhob sich dieser und sagte mit großer Festigkeit: „Nicht schuldig.“ Ein Gleiches war auch mit den andern Angeklagten der Fall. Der Staatsanwalt Adolphus entwickelte nun dem Geschwornengerichte die Anklage, deren einzelne Punkte durch das darauf erfolgende Zeugenverhör erhärtet wurden, wie wir sie oben in der Kürze angeführt haben.

Die geschriebenen Vertheidigungen der Angeklagten wurden nun einzeln von dem Gerichtshofbeamten vorgelesen. Aus der Bishop's ging hervor, daß er 33 Jahre alt, bis zu den letzten fünf Jahren sich als Lastträger genährt, seitdem aber seinen Unterhalt durch Leichenlieferungen an die Aerzte erworben habe. Er versicherte auf das feierlichste, nie eine Leiche, die nicht eines natürlichen Todes verstorben, unter den Händen gehabt zu haben. Gewöhnlich habe er die Leichen aus den Arbeitshäusern erhalten und daher nicht nöthig gehabt, auf andere Weise sich Leichname zu verschaffen. Von den in seinem Garten gefundenen Kleidern wisse er nichts; der Garten sey so gelegen, daß die ganze Nachbarschaft darin ungehindert Ein- und Ausgang gehabt. Die in seiner Wohnung gefundene Kappe habe er einer Frau, Namens Dodswell abgekauft. (Diese Angabe wurde in dem darauffolgenden Zeugenverhör für die Angeklagten von dieser geläugnet). Den Leichnam des italienischen Knaben habe er allerdings von einem Leichenacker entwendet, allein es sey ihm unmöglich, den Ort anzugeben, weil er die Leichenwächter nicht ins Unglück bringen wolle. — Williams Vertheidigung ging gleichfalls nur darauf hinaus, zu beweisen, daß er nie ein Auferstehungsmann gewesen, und Bishop bei dem Verkauf des Knabenleichnams nur zufällig begleitet habe. — May gestand in seiner Defension zu, daß er seit sechs Jahren den Aerzten Leichen geliefert, aber nie habe er andere verkauft als solche, die eines natürlichen Todes gestorben. Mit Bishop sey er am 4 November nur zufällig im Wirthshause zusammengetroffen.

(Schluß folgt.)

Ehrenkreuzhunger in Frankreich.

Zum Beweise, mit welcher thörichten Eitelkeit nach dem Orden der Ehrenlegion gestrebt wird, führt der Constitutionnel ein Gesuch an, worin der Anspruch auf diese Auszeichnung nicht auf irgend einen dem Staate geleisteten Dienst u. dgl. gestützt ist, sondern bloß darauf: daß der Bewerber in demselben Jahre, in demselben Monate, an demselben Tage, in derselben Stunde, wie die Königin Adelaide geboren ist. „Darf man sich sonach wundern,“ fügt der Constitutionnel hinzu, „wenn die Zahl der Gesuche dieser Art vierzigtausend übersteigt?“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 360. 26 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsezung.)

Es wird vergönnt seyn, das oben vorgelegte Inhaltsgerippe der Novelle mit einigen daraus enthobenen Stellen zu bekleiden. Wir beginnen mit der Hauptfigur, dem Sachsen Herward, der für englische Leser von wahrhaft nationalem Interesse seyn muß, da der Dichter in ihm die noch nicht völlig ausgebildete Urgestalt des Gentleman der neuen Zeit aufgestellt hat, wie in Ivanhoe unter Gurth den künftigen Yeoman. Unsere Leser sind mit dem Angelsachsen schon aus den Gemächern der gelehrten Kaisertochter Anna bekannt.

„Einer besonders schien sich mehr der Verwunderung und Neugier hinzugeben, als von einem Eingebornen der Hauptstadt zu erwarten gewesen wäre; er betrachtete die Gegenstände um sich her mit dem lebendigen und unstäten Auge, das eine von neuen und ungewöhnlichen Eindrücken aufgeregte Einbildungskraft zu verrathen pflegt. Das Aeußere dieses Mannes ließ einen fremden Kriegsmann erkennen, der seiner Gesichtsfarbe nach zu urtheilen fern von der griechischen Hauptstadt geboren seyn mußte, was auch der Zufall gewesen seyn mochte, der ihn jezt an das goldene Thor unter die kaiserliche Leibwache stellte. Der junge Mann schien ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt, und zeichnete sich durch seine schöne und athletische Gestalt aus — Eigenschaften, auf die sich die Einwohner von Konstantinopel außerordentlich gut verstanden, da sie sich durch den häufigen Besuch der öffentlichen Spiele, wo sie in dem Ausbund ihrer Landsleute die schönsten Männergestalten des menschlichen Geschlechtes zu sehen gewohnt waren, wenigstens über körperliche Schönheit zu vollgültigen Richtern gebildet hatten. Die Griechen waren jedoch im Allgemeinen nicht von so großem Wuchse als die Fremden am goldenen Thore, während Herward's pfeilscharfes blaues Auge und das schöne Haar, das unter einem glänzenden, mit Silber verzierten Helme herabfiel, über welchem als Kamm ein Drache mit ausgespreiteten Flügeln zu erblicken war, die nordische Abkunft erkennen ließen, von der auch seine äußerst zarte Hautfarbe zeugte. Die ausgezeichnete Schönheit seiner Gesichtszüge und seiner Gestalt war indeß nicht mit weibischer Verweichlichung verbunden. Davon sprach ihn sowohl seine Körperkraft frei, als der Ausdruck von Zuversicht und Selbstvertrauen, mit welchem der Jüngling die Wunder um sich her zu betrachten schien, ohne dabei den stumpfsinnigen und hülflosen Starrblick einer Seele an den Tag zu legen, die der Belehrung eben so fremd als unfähig ist; vielmehr sprach sich in ihm der kühne Verstand aus, der sogleich die erhaltenen neuen Eindrücke begreift, aber sich auch bemüht, die Bedeutung Dessen, was ihm noch nicht deutlich geworden, zu fassen oder nicht zu mißverstehen. Dieser Blick einer regen Aufmerksamkeit, und schnellen Fassungskraft erweckte Interesse für den jungen Barbaren, und während die Umstehenden darüber ihr Erstaunen bezeigten, daß ein Wilder, der aus einem entlegenen und unbekannten Winkel der Welt hergekommen, in seinem Gesicht einen so edlen Ausdruck tragen sollte, der auf eine hochherzige Gesinnung hinzuweisen schien, konnten sie nicht umhin, ihm ihre Achtung zu schenken über die verständige Gelassenheit, mit der er so viele Dinge der Mode und des Luxus, ja selbst deren Gebrauch beurtheilte, obgleich diese Gegenstände ihm völlig neu seyn mußten.

„In dem Anzuge des jungen Mannes ließ sich eine seltsame Mischung von Glanz und Verweichlichung bemerken, aus der ein kundiges Auge sowohl seine Nation als die Eigenschaft, in welcher er diente, entnehmen konnte. Seines geschmackvollen kammverzierten Helmes, der eine Auszeichnung des Fremden bildete, ist bereits erwähnt worden; hiezu denke sich der Leser einen kleinen Brustharnisch oder Krebs von Silber, der so dünn gearbeitet war, daß er der breiten Brust, auf der er mehr als Zierrath zu hängen schien, denn als schirmende Bedeckung, wenig gegen feindliche Waffen Schutz verliehen haben würde; in der That, es war nicht wohl zu denken, daß dieses reiche Waffenstück einem gutgeschleuderten Wurfspieß oder einem tüchtigen Pfeilschuß hätte Troz bieten können. Von den Schultern über den Rücken hinab hing Etwas, das einem Bärenfell ähnlich sah, genauer besehen aber nur eine sehr kunstreiche Nachahmung dieser Jagdbeute war, da es in einem Mantel aus starker zottiger Seide bestand, die so gewoben war, daß man auf einige Entfernung so ziemlich eine Bärenhaut zu erblicken glaubte. Ein leichter gekrümmter Säbel oder Szimetar in einer Scheide von Gold und Elfenbein hing an der linken Seite des Fremden; der kunstvoll gearbeitete Griff daran schien viel zu klein für die breite Faust des jungen Herkules, der diesen prunkvollen Anzug trug. Ein enganliegendes Gewand von Purpurfarbe bedeckte den Leib des kaiserlichen Söldlings bis ein wenig oberhalb des Knies; dieses und ein Theil des Beines blieben nackt bis zur Wade, über die sich das nezförmige Geflecht der Sandalenschnüre vom Rist des Fußes heraufzog, und oben durch eine goldene Münze des regierenden Kaisers, die in eine Art Schließe

verwandelt war, zusammengehalten wurde. Eine Waffe aber, die ganz eigen für die Gestalt des Barbarenjünglings geschaffen und für einen Mann von minder riesenhaften Gliedmaßen und Muskeln nicht wohl handbäbig schien, bestand in einer Streitaxt, deren eisenbeschlagener Schaft von hartem Ulmenholze und mit starkem Messing ausgelegt war, während zahlreiche Nägelplatten und Ringe angebracht waren, um diesen Griff oben mit der Stahlwucht der Axt zusammenzuhalten. Diese Axt selbst bestand aus zwei Blättern die zu beiden Seiten hinausragten, während zwischen ihnen ein scharfer stählerner Stachel aufwärts stand. Der Stahl an den Blättern und am Stachel war so hell geschliffen wie ein Spiegel. Die Wucht dieser Waffe mochte für jeden Andern, der minder stark war, als der junge Krieger, eine schwerfällige Last seyn; allein er selbst handhabte sie mit einer Leichtigkeit wie eine Feder. Es war übrigens auch wirklich ein sehr zweckmäßig gearbeitetes Waffenstück und in seinem Gleichgewicht so wohl bemessen, daß Hieb und Wiederaufschwung damit leichter war, als man hätte glauben sollen, wenn man es in einer andern Hand sah."

Das Mißgeschick seiner Nation, das ihn aus dem Vaterlande verstieß und in der Fremde Dienst zu suchen trieb, erzählt Herward bei Annäherung der Normannen dem Kaiser Alexius selbst, mit all dem Ingrimm, den in ihm die Erinnerung an die verhaßten Normannen wieder aufregt.

„So sprich denn, Wäringer, in des Himmels Namen," sagte der Kaiser, „und laß uns wissen, ob wir diese Männer aus der Normandie, die sich unsrer Gränze nähern, als Freunde oder Feinde zu betrachten haben. Sprich muthig, Mann, und wenn Du Gefahr fürchtest, so erinnere Dich, daß Du einem Fürsten dienest, der Dich zu schützen wohl vermag.

„Obgleich nicht sehr bewandert in der Kenntniß der griechischen Sprache, die Ihr die römische nennt," erwiederte der Leibwächter, „mag es mit Euer Erlaubniß zu sprechen, doch ausreichen, Eure kaiserliche Hoheit zu bitten, daß man mich statt alles Soldes oder Geschenkes oder irgend einer Gabe, wie sie mir je bewilligt wurde, in die vorderste Schlachtreihe gegen diese Normannen und ihren Herzog Robert stellen möge. Und wenn man mir den Beistand derjenigen Wäringer erlauben will, die aus Liebe zu mir oder aus Haß gegen ihre alten Tyrannen ihre Waffen mit den meinigen zu vereinen geneigt sind; so zweifle ich nicht unsern alten Hader mit diesen Männern dergestalt ausfechten zu können, daß Griechenlands Adler und Wölfe ihnen die letzte Ehre erzeigen, und ihr Fleisch von den Knochen nagen sollen.

„Welch eine furchtbare Feindschaft ist Dieß, mein Soldat," sagte der Kaiser, daß nach so vielen Jahren noch nur der Name der Normannen Dich so in Wuth versetzt."

„Wohl viele Jahre ist es her, antwortete Herward, daß die beiden Völker die Normannen und Angelsachsen ruhig zu beiden Seiten des salzwässerigen Kanales saßen, der Frankreich von England trennt, als Wilhelm, Herzog der Normandie, plötzlich ein großes Heer ausrüstete und nach Kent hinüber kam, das auf der andern Seite des Kanales liegt, und hier Harold, der damals König der Angelsachsen war, in einer großen Schlacht besiegte. Schlachten wurden in alter Zeit geschlagen, die von furchtbaren Folgen waren, doch die Jahre verlöschten diese wieder. Aber bei Hastings — wehe mir! — sank das Banner meines Landes, um nimmermehr erhoben zu werden. Unterdrückung hat ihr Rad über uns gewälzt. Alle tapfern Männer von uns verließen das Land, und kein einziger Engländer — denn so nennen wir uns eigentlich — blieb als Sklave der Eroberer zurück. Viele Männer dänischer Abkunft, die bei verschiedenen Gelegenheiten ihren Weg nach England gefunden hatten, wurden in das allgemeine Unglück verwickelt. Alles wurde auf Geheiß der Sieger verwüstet. Meines Vaters Haus mitten in einem großen Wald gelegen, und rings umgeben von schönen Feldern und Weideplätzen, wo ein kräftiger Stamm von Anbau des friedlichen Bodens Unterhalt gewonnen, liegt nun in einen unkenntlichen Trümmerhaufen verwandelt. Jener hat die Kirche zerstört, wo die Gebeine meiner Vorfahren ruhen: und ich — der letzte meines Stammes — bin ein Wanderer unter fremdem Himmel, ein Krieger in fremden Schlachten — der Diener eines fremden, jedoch gütigen Herrn, mit einem Wort einer der verbannten Wäringer."

Dasselbe Gefühl des Hasses gegen die Normannen, wodurch der Dichter die später erfolgende Großmuth seines Helden gegen den Grafen Robert von Paris, einen der Erbfeinde des sächsischen Namens, in ein um so glänzenderes Licht gestellt, spricht Herward auch in der Unterredung mit dem Hauptmann der kaiserlichen Leibwache Achilles Tatius aus, kurz nachdem die geschichtliche Vorlesung der Prinzessin durch die Nachricht von der Annäherung des Kreuzheeres unterbrochen worden ist.

„Gestehen muß ich, sagte der Wäringer, das Vergnügen, vier und zwanzig Stunden früher als meine Kameraden zu wissen, daß die Normänner hieher kommen, um uns für den blutigen Tag von Hastings Sühne zu geben, ist eine königliche Belohnung für die Mühe, einige Stunden mit dem Anhören des sehr langen Geschwätzes einer Frau zugebracht zu haben, die über etwas schreibt, was sie nicht versteht, während eben so ermüdend die schmeichlerischen Auslegungen der Zuhörer waren, die sich anmaßten, ihr nähere Berichte über etwas zu geben, wovon sie nicht Zeugen waren.

„Herward, mein guter Junge, sagte Achilles Tatius, Du rasest, und ich glaube, es wäre wohlgethan, wenn ich Dich unter die Obhut einer verständigen Person stellte. Zu viel Muth, mein tapferer Soldat, verbindet sich bei Deinem kalten Blute mit Vermegenheit. Es war natürlich, daß Du an dem Orte, wo Du zuletzt g standen, einen gerechten Stolz fühltest; aber lasse von ihm Dich nur mit Eitelkeit erfüllen und er wird nicht viel von Wahnsinn verschieden seyn. Wie Du konntest kühn in das Antlitz der purpurgebornen Frau blicken, vor der meine Augen, obgleich an solche Anschauung wohl gewohnt, sich nicht bis über die Falten ihres Schleiers zu erheben wagten?"

„Nun denn in des Himmels Namen, was war es auch damit!" antwortete Herward. „Schöne Gesichter sind immerhin geschaffen, um angeschaut zu werden, und die Augen junger Männer, um hinein zu blicken."

„Wenn Dieß ihre Bestimmung ist, erwiederte Achilles, so fanden wohl die Deinen nie eine reichhaltigere Entschuldigung für die etwas überkühne Freiheit, mit der Du diesen Abend deine Blicke auf die Prinzessin geworfen."

„Guter Hauptmann, oder Dienstmann oder wie Ihr euch sonst

gerne nennen hört, sagte der Angelbrite, treibt einen einfältigen Mann, der in allen Ehren seine Pflicht gegen die kaiserliche Familie zu erfüllen strebt, nicht auf's Aeußerste. Die Prinzessin und Gemahlin des Cäsars, die, wie ihr mir sagt, purpurfarbig geboren ist, hat dennoch die Gesichtszüge einer sehr lieblichen Frau. Sie verfertigte eine Geschichte, über die ich mir zu urtheilen nicht herausnehmen will, weil ich sie nicht verstehe; sie singt wie ein Engel, und kurz und gut um in der Art der heutigen Ritter zu reden — obgleich ich nicht sehr in ihrer Sprache bewandert bin — von Herzen gern trete ich gegen Jedermann in die Schranken, der die Schönheit der kaiserlichen Anna Comnena oder die Tugenden ihrer Seele zu verkleinern wagen sollte. Daß es aber schönere Frauen gibt, als die Prinzessin, ist auch nicht zu bestreiten, und am wenigsten bestreite ich es, da ich selbst eine kenne, die meiner Meinung nach sie weit übertrifft, und somit laßt uns unserm Gespräch ein Ende machen."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

Nach angehörter Vertheidigung faßte der Lord Oberrichter den Thatbestand und die Zeugenaussagen für und wider die Angeklagten noch einmal zusammen, wobei er namentlich heraushob, wie wenig haltbar die Entschuldigung Bishops sey, daß er den Ort, wo er die Leiche des italienischen Knaben entwendet, nicht angeben könne und wolle, um die Leichenwächter nicht in Unannehmlichkeiten zu bringen; denn es handle sich hier nicht um einen einfachen Leichendiebstahl, sondern um Leib und Leben, und doch wolle er nicht die Namen von Männern angeben, die ihm völlig gleichgültig seyn müßten. — Um acht Uhr Abends zogen sich die Geschwornen zur Berathung zurück, und die Gefangenen wurden von den Schranken des Gerichtshofes abgeführt. Die Zwischenzeit füllten sich die Zuhörer, die in höchst gespannter Erwartung waren, durch verschiedene Muthmaßungen aus: die Einen glaubten, das Schuldig werde über die drei Angeklagten ausgesprochen werden, die Andern hielten dafür, die Geschwornen würden May freisprechen. Allen diesen Erwägungen machten die Geschwornen ein Ende, die um halb neun Uhr eintraten. Eine Todtenstille herrschte im ganzen Gerichtssaale, die nur durch das Geräusch der wieder eingeführten Angeklagten unterbrochen wurde. Aller Augen waren auf diese gerichtet. Eine große Veränderung war an ihnen sichtbar. Bishop näherte sich den Schranken mit schwerem Schritt, seine Arme hingen dichtangeschlossen am Körper herab, und er schien froh, als er seinen Platz erreicht hatte, die Hand auf die Schranken vor ihm stützen zu können. Sein Aeußeres verrieth einen schweren innern Kampf; sein Auge war eingesunken und gläsern, seine Nase spitz, seine Wangen eingefallen und der Mund daher offen; dann preßte er wieder die Lippen zusammen und Schultern und Brust hoben sich, als suche er eine gewaltsame Erschütterung nieder zu kämpfen. Nach und nach schien er ruhiger zu werden, nur manchmal streifte ein unruhiger Blick von ihm zu den Geschwornen hinüber. Indeß behielt er die blaßblaue Gesichtsfarbe, die oft großes Seelenleiden begleitet und verräth. — Williams ließ keine so große Veränderung wahrnehmen, nur in seinen Augen und Bewegungen gab sich eine gewisse fieberhafte Aengstlichkeit kund, die während der Verhandlungen nicht an ihm zu bemerken war. — May trat mit festerem Schritte auf; aber sein Blick verrieth einen Mann, der sich des Lebens verziehen, was ihm den Ausdruck einer Art verzweifelter Entschlossenheit gab. Er war sehr bleich, aber sein Auge hatte nichts von seiner Festigkeit verloren, die es die Verhandlungen hindurch gezeigt hatte. In allen Dreien aber würde Niemand, auch der geübteste Physiognomist nicht, die ruchlosen Mordgesellen errathen haben. Bishop hatte sogar in seinen Zügen etwas Sanftmüthiges. Es waren Leute aus dem gemeinen Volke, wie man sie täglich zu Hunderten in den Straßen von London sieht, ohne in ihrem Gesichte böse oder gute Eigenschaften lesen zu können

Die Geschwornen sprachen über alle Drei das Schuldig aus. Das Verdict wurde im Gerichtssaale mit gebührendem Stillschweigen vernommen; einen Augenblick darnach aber war es zu der Außen harrenden Menge gelangt, die ihren Beifall durch lautes Freudengeschrei und Händeklatschen bezeigte. Und so ungestüm und anhaltend war dieses Getümmel, daß die Fenster des Gerichtssaales geschlossen werden mußten, weil außerdem die Stimme des Recorders, indem er den Urtheilsspruch verkündigte, nicht gehört worden seyn würde. Die Gefangenen wurden nun aufgefordert zu sagen, ob sie einen Grund anzuführen wüßten, weßhalb die Todesstrafe nicht über sie ausgesprochen werden sollte. Alle drei schwiegen. Als aber der Recorder in seiner hierauf an die Verurtheilten gerichteten Rede die Worte aussprach: „er stimme ganz dem Verdict der Geschwornen bei, das durch die offenkundigsten Beweise unterstützt werde" — so fiel ihm Bishop in's Wort und sagte: „durch lauter falsche Beweise." Der Recorder ermahnte sie ferner, ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, und in der ihnen noch übrigen kurzen Zeit ihre Seele Dem zuzuwenden, von dem sie allein noch Erbarmen zu hoffen hätten. Die Verurtheilten hörten die Todesstrafe ohne besonders sichtbare Veränderung über sich aussprechen. Als man sie von den Schranken hinwegführte, erhob May seine Stimme und sagte laut und fest: „Ich sterbe unschuldig, Gentlemen, und dieser Mann weiß es," indem er auf Bishop wies. Williams sagte: „Wir alle sterben unschuldig." Dann wendete er sich an einige Zeugen und sagte, daß sie noch vor dreier Monat Ende für ihr falsches Zeugniß, das sie gegen ihn abgelegt, ihren Lohn erhalten würden. Bishop verließ den Saal ohne eine Bemerkung; er schien zu tief von dem Entsetzen seiner Lage ergriffen, als daß er hätte beachten sollen, was um ihn her vorging.

Die Hinrichtung der verurtheilten Burker sollte am 5 Dezember statt finden. Man hatte sie nach Newgate zurückgeführt, aber hier nach dem herkömmlichen Brauche von einander abgesondert in einzelnen Zellen jeden unter Aufsicht eines eigenen Wächters in Gewahrsam gebracht. Bishop schien bis gegen Mitternacht ruhig, wurde aber nun auf Einmal von einer so heftigen Bewegung ergriffen, daß sein Wächter genauere Obhut zu nehmen für nöthig fand. Bishop, der es bemerkte, sagte: „Fürchten Sie nichts, Sir, ich habe nicht vor, etwas Unrechtes zu thun, sondern möchte bloß meine Seele erleichtern. Lassen Sie mich den Gouverneur sprechen." Dieser wurde geweckt, und nun legte der Gefangene in Gegenwart des Gouverneurs des Gefängnisses und eines Geistlichen ein Geständniß ab, das von den Untersheriffs sofort schriftlich aufgenommen wurde. Die auf diese Weise von ihm gegebenen Aufschlüsse über sein furchtbares Verbrechen waren folgende: „Der vermeintliche italienische Knabe war ein Knabe aus Lincolnshire. Ich und Williams nahmen ihn am Donnerstage den 3 November Nachts halb zehn Uhr von Smithfield mit in meine Wohnung. Williams versprach ihm einige Arbeit zu geben. Mein Weib und meine Kinder und Williams Tochter waren noch nicht zu Bette; wir versteckten ihn also und sagten ihm, er solle uns erwarten. Williams ging darauf ins Haus und befahl den Weibern sich niederzulegen; um ihnen hiezu Zeit zu lassen, gingen ich und Williams eine Weile die Straße auf und ab. Nach einer Viertelstunde ungefähr kamen wir zurück und horchten außen am Fenster, ob die Familie zu Bette sey. Alles war still, und wir gingen hin, den Knaben aus seinem Verstecke zu holen. Wir nahmen ihn mit ins Haus, gaben ihm etwas Brod und Käse und ein Glas Rum mit einem halben Fläschchen Opium vermischt. Der Knabe trank das ganze Glas in zwei Zügen aus und nachher noch etwas Bier. In zehn Minuten war er auf dem Stuhle, worauf er saß, in tiefen Schlaf versunken; ich nahm ihn sodann und legte ihn auf den Hausflur. Hier ließen wir ihn liegen und gingen nach einem Wirthshause nahe der Shoreditchkirche, wo wir ein Viertelsmaß Wachholderbranntwein und einen Krug Bier holten. Wir blieben hiebei zehn Minuten aus und fanden den Knaben noch so tief im Schlafe, als wir ihn verlassen hatten. In diesem Zustande brachten wir ihn in den Garten und banden ihm einen Strick an den Fuß; ich nahm ihn dann in meine Arme und ließ ihn kopfunter in den Gartenbrunnen hinabgleiten, während Williams den Strick hielt, um den Körper nicht zu tief in den Brunnen hinabzulassen. So befand er sich nun ganz im Wasser und nur die Fußsohlen blieben auf der Oberfläche. Williams schlang das Ende des Strickes um den Brunnenpfeiler, um den Körper nicht aus unserm Bereiche kommen zu lassen. Der Knabe zappelte ein wenig mit Armen und Beinen im Wasser, das einige Minuten lang Blasen warf. Wir warteten

bis diese Zeichen vorüber waren, und gingen dann Shoreditch hinab spazieren, um die Zeit zu vertreiben. Ungefähr drei Viertelstunden darnach kehrten wir wieder zurück, zogen die Leiche aus dem Brunnen, indem wir den an ihrem Fuße befestigten Strick anzogen. Hierauf entkleideten wir ihn, rollten die Kleider zusammen und vergruben sie da, wo man sie bei der Untersuchung des Gartens fand." Hier erzählte Bishop, wie sie die Leiche bei mehreren Hospitälern vergeblich feilgeboten und endlich im King's College verhaftet wurden. „May," fuhr er sodann fort, „wußte nichts von dem Morde, und ich glaube, er ahnte nicht, daß ich zur Leiche auf andere Art als gewöhnlich gekommen war. Ich kenne May schon vier oder fünf Jahre als Leichenschnapper; aber ich glaube nicht, daß er sich auf andere Art in den Besitz von Leichen setzte, als dadurch, daß er sie aus Gräbern stahl. Ferner muß ich noch bekennen, daß ich und Williams am letztvergangenen 9 Oktober gemeinschaftlich noch eine Frau ermordeten, die wie ich später hörte Fanny Pigburn geheißen haben soll. Williams und ich sahen sie zwischen eilf und zwölf Uhr Nachts an den Stufen eines Hauses in Shoreditch nahe bei der Kirche sitzen. Sie hatte ein vier- oder fünfjähriges Kind auf ihrem Schoße. Ich fragte sie, warum sie hier sitze, und sie antwortete, sie hätte kein Obdach, denn ihr Hausherr habe sie auf die Straße geworfen. Ich sagte ihr, sie könne mit uns nach Hause gehen und die Nacht über am Feuer sitzen; sie willigte ein und wurde auf gleiche Weise wie der Knabe ermordet." Das Schlachtopfer entging ihnen, wie es scheint, die erste Nacht, da die Mörder nicht mit Laudanum versehen waren, und solches zu kaufen war zu spät, da man die Läden schon geschlossen halte; sie bestellten sie auf den folgenden Abend, wo sie mit ihr tranken, bis sie ganz berauscht war; woauf sie sie in ihre Mordgrube schleppten und das Verbrechen vollbrachten. Bishop gestand außerdem noch den Mord eines zehn- bis eilfjährigen Knaben, den er und sein Mitschuldiger in einer Nacht unter den Bretterbuden, die für das Vieh auf dem Markte von Smithfield errichlet waren, schlafend gefunden hatten.

Die Leichen hängten sie nach Bishops Aussage so lange in's Wasser lassen, um den Rum und das Laudanum wieder aus dem Magen sich ergießen zu lassen, was bei der Leichenöffnung leicht Verdacht hätte erregen können. Bishop beschloß seine Geständnisse mit der Betheuerung, daß er nichts von dem italienischen Knaben wisse, und zwar seit zwölf Jahren durch Beraubung der Gräber gegen tausend Leichen verkauft, sonst aber keinen Mord begangen habe. Williams bestätigte alle Angaben Bisheps durch ein gleichlautendes Geständniß, und sprach gleichfalls May von jedem Mitwissen frei. Uebrigens erklärte Bishop noch bis zum letzten Augenblicke, daß das Zeugniß in Betreff der weißen Mäuse falsch gewesen sey; er habe einige Zeit zuvor dergleichen Thiere irgendwo für seine Kinder gekauft, sie seyen aber von einer Katze getödtet worden.

Am Morgen der Hinrichtung selbst gestand Williams noch, auch zwei Männer hätten sie einst in Bishops Wohnung gelockt, in der Absicht, sie zu berauschen und zu ermorden. Allein das Getränke habe seine Wirkung nicht gethan, und so seyen diese noch dem Verderben entkommen. Gewöhnlich hätten sie nach dem Tode der Gemordeten diesen mit einem Nagelbohrer die Zähne ausgebrochen. Bishop fügte noch hinzu, er sey nicht eher auf den Gedanken gekommen, Menschen zu ermorden, um sie an die Anatomie zu verkaufen, bis er in den Zeitungen von Burkes und seiner Mordgesellen Verbrechen gelesen; er glaubte auch, daß die Geschichte der letztern auch bei den übrigen Auferstehungsmännern gleiche Wirkung hervorgebracht. Abermals also ein Beweis, wie durch das Abschreckungssystem gerade das Gegentheil von Dem bewirkt wird, was es leisten soll.

Auf diese Aussagen hin wurde nun dem Gefangenen May angekündigt, daß seine Hinrichtung vorläufig aufgeschoben werde, um eine weitere Untersuchung einzuleiten. Diese Freudenbotschaft wurde für den armen Menschen beinahe tödtlich; er sank leblos hin und erholte sich nur langsam wieder aus seiner Ohnmacht. Dann wurde er vor Freude wie wahnsinnig und lachte und schluchzte zu gleicher Zeit. Als er ruhiger geworden war, dankte er Gott auf seinen Knien für seine Rettung. Sonderbar genug ging die Hinrichtung der beiden andern Verurtheilten doch am angesetzten Tage vor sich, ohne die hinsichtlich May's gemachten Aussagen genauer konstatiren zu lassen. Der Zulauf des Volkes war bei dieser Gelegenheit ungeheuer. Die Sheriffs und Untersheriffs begaben sich schon Morgens sieben Uhr in die Gefängnißzellen der armen Sünder, die in Gegenwart der Geistlichen nochmals betheuerten, daß sie sich keiner weitern Verbrechen als der schon eingestandenen schuldig wüßten. Bishop schien das Bewußtseyn von Allem, was um ihn her vorging, verloren zu haben. Nur als die Untersheriffs ihm das Halstuch aufknüpften, seufzte er einige Mal tief auf. Man führete sie sodann an die Pforte, vor welcher sich die Fallthüre befand. Bishop betrat die fatale Einrichtung mit stolperndem Schritte. Als er der unermeßlichen Menge, die vor Old Bailey aufeinander gepreßt war, und in allen Fenstern und auf allen Dächern sich drängte, sichtbar wurde, erscholl ein Geheul, Gejohle und Zischen, das dem armen Verurtheilten einen Vorgeschmack von dem Jubelgeschrei der Hölle geben mochte. Dieses Getümmel dauerte, bis die Fallthüre fiel und der Unglückliche am Stricke in der Luft baumelte. Als hierauf Williams erschien, war der Lärm wo möglich noch größer. Ungeachtet aller angewandten Vorsicht ereigneten sich dennoch viele Unglücksfälle; insbesondere wurde durch den Andrang des Pöbels von Smithfield her ein zur Sperrung dieses Zuganges errichtetes Gerüste niedergebrochen, wobei mehrere Personen gefährlich beschädigt, und nur mit genauer Noth unter den Balken und den Füßen der hereinwogenden Menge hervorgezogen wurden.

Vermischte Nachrichten.

Die Erlernung der englischen Sprache hat in den letzten zehn Jahren unter den Hindu große Fortschritte gemacht. Vordem fand man nur wenige, die sich eine gründliche Kenntniß derselben eigen gemacht. Gegenwärtig aber kann man in Calcutta ein- bis zweihundert junge Leute finden, denen das Englische so geläufig ist, wie ihre Muttersprache. Viele derselben haben es darin so weit gebracht, daß sie Werke in englischer Sprache schreiben, die von gebornen Engländern nicht besser abgefaßt seyn könnten. Der englische Generalgouverneur beabsichtigt außerdem in den Gerichtshöfen der Kompagnie statt der bisher dort gebräuchlichen persischen Sprache die englische einzuführen, da erstere für die Eingebornen doch eben so sehr eine todte Sprache sey als die englische, und eigentlich noch mehr. Man glaubt, daß in kurzer Zeit die Verhandlungen eben so gut englisch geführt werden könnten, als vordem im Persischen, da die Erlernung der englischen Sprache auch außer den Gerichtshöfen von entschiedenem Nutzen und daher ihre Erlernung eifrig betrieben werden dürfte. Auch arbeitet man daran, an diesen Gerichtshöfen die untern Stellen mit Eingebornen zu besetzen und sie dafür zu besolden.

*

Neun Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde, unter ihnen die unsern Lesern schon aus der Untersuchung der Dezemberunruhen bekannten Trelat und Raspail, wurden am 10 Dezember vor den Assisenhof der Seine gestellt, unter der doppelten Anklage, ein Journal: „Les peuples aux amis du peuple," redigirt zu haben, worin zum Hasse und zur Verachtung der königlichen Regierung und zum Umsturze derselben aufgefordert worden sey. Als der Assisenpräsident einen der Angeklagten, Blanqui, nach seiner Profession befragte, antwortete dieser: „Proletar." — Präsident: „Das ist keine Profession." — Blanqui: „Es ist eine in unsern Augen. Wenn Sie es aber lieber hören, so habe ich gar keine Profession." — Präsident: zu Thouret: „Was ist Ihre Profession?" — Thouret: „Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde." — Präsident: „Das ist keine Profession." — Thouret: „Gut, so bin ich Schriftsteller oder Journalist." Hier kam die Nachricht, daß Herr Lassis, der die Anklagen führen sollte, von einer plötzlichen Heiserkeit befallen sey, und daß folglich die Verhandlungen auf eine andere Sitzung der Assisen vertagt werden müssen. Da sich Dieß und somit auch die Verhaftung bis in den Januar hinein verziehen würde, so protestirten die Angeklagten heftig dagegen; mußten es sich aber doch endlich gefallen lassen, wieder nach Saint-Pelagie zu wandern.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 361. 27 Dezember 1831.

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

Die „Edinburgh Review" enthält bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe von Boswells Lebensbeschreibung des Doktors Samuel Johnson *) nachstehenden Artikel über diesen gelehrten Sonderling, das kritische Orakel Englands in jener Zeit, und verbindet damit schäzbare Andeutungen über das literarische Leben in England während des verflossenen Jahrhunderts, das überhaupt so reich war an großen Geistern, aber auch an jener ungefügen Gelehrsamkeit, unter deren Alpdruck kleinere Seelen eingekrümmt und zu den wunderlichsten Mißgewächsen verkrüppelt wurden.

* * *

In der Literatur keines einzigen Volkes gibt es wohl ein so seltsames Phänomen als Johnsons Lebensbeschreibung von Boswell. Viele der größten Gelehrten, die wir kennen, haben Biographien geschrieben. Boswell war einer der unbedeutendsten Menschen, die je gelebt, und hat sie alle aus dem Feld geschlagen. Wenn wir seinem eigenen Zeugniß und der einstimmigen Aussage Aller, die ihn kannten, Glauben beimessen dürfen, so war Boswell ein Mann von den beschränktesten Einsichten und Fähigkeiten. Johnson beschrieb ihn als einen Menschen, der nur deßhald um seine Unsterblichkeit gekommen, weil er erst geboren ward, als Pope bereits seine „Dunziade" geschrieben hatte. Beauclerk bediente sich seines Namens, um damit einen dummen Schwätzer zu bezeichnen. Er war die Zielscheibe des Witzes jener glänzenden Gesellschaft, die den größten Theil ihres Ruhmes nur ihm verdankt. Stets lag er vor irgend einem ausgezeichneten Mann auf den Knieen und bat inständigst um die Gnade, von ihm angespuckt zu werden oder einen Fußtritt zu erhalten. Jeder Tag gewann ihm einen neuen Spitznamen, und er wand sich solchen als Krone um das Haupt. Dieß ist nicht metaphorisch, sondern buchstäblich gemeint: am Shakspeare-Feste erschien er unter der Volksmenge, die Stratford-on-Avon **) füllte, auf seinem Hut mit einem Zettel, worauf sein neuester Name: „Corsica Boswell" zu lesen war. Speichelleckend und grob, seicht und pedantisch, bigott und dumm, voll Familienstolz und stets die Würde eines geborenen Gentleman herausstreichend, und doch sich bis zum Neuigkeitskrämer, Schlüssellochhorcher und Possenreißer in den gemeinsten Kneipen Londons herabwürdigend; so voll Neugier, Leute von denen die Rede ging, kennen zu lernen, daß er, obgleich Tory und hoher Kirchendiener Alles anwendete, um Thomas Payne vorgestellt zu werden; so eitel auf die kindischsten Auszeichnungen, daß er, wenn er nach Hof ging, im Staatskleid in die Druckerei lief, wo sein Buch gedruckt wurde, und hier alle Arbeiter zusammenrief, um seine neuen Manschetten und seinen Degen zu bewundern — Dieß war Boswell, der noch dazu stolz darauf war, so zu seyn. Alles was jeder Andere sorgfältig verborgen haben würde, Alles worüber ein Anderer, wenn es zur Oeffentlichkeit gelangt wäre, sich gehenkt haben würde, war für seine matte kümmerliche Seele ein Gegenstand der Freude und des geräuschvollsten Jubels. Alle Albernheiten, die er sagte — welche bittere Witzhiebe er veranlaßte — wie er hier an einem Ort von üblen Ahnungen gequält worden, die jedoch nicht in Erfüllung gingen — wie er anderswo von einem trunkenen Dusel erwachte und im Gebetbuche las, und einem Hund, der ihn gebissen, Haare ausraufte, um sie auf die Wunde zu legen — wie er ausgegangen, um einen Spitzbuben hängen zu sehen und betrunken nach Hause gekommen — wie er fünfhundert Pfund dem Vermögen einer seiner Töchter beigelegt, weil sie vor Doktor Johnsons häßlichem Gesicht nicht erschrocken — wie betrunken er eines Tags bei Lady Cork war, und wie höchlich seine Lustigkeit die Damen langweilte — wie ungezogen er sich gegen die Herzogin von Argyle benommen, und mit welcher stolzen Verachtung sie seine Impertinenz zu Boden schlug — wie sein leiblicher Vater und sein eigenes Herzensweib sich erlustigten und ärgerten über seine Narrheiten — alles Dieß wird der Welt laut verkündet als Preis und Herrlichkeit des Namens Boswell. Mit der höchsten Selbstzufriedenheit erzählt er alle Wunderlichkeiten seines Temperamentes, alle Spielereien seiner Eitelkeit, alle seine hypochondrischen Grillen, alle seine Luftschlösser, ohne sich nur von Weitem einfallen zu lassen, daß er sich in den Augen der Welt als einen Narren hinstellte, dessen gleichen nicht leicht zu finden seyn dürfte. *)

*) The Life of Samuel Johnson, by James Boswell. A New Edition with numerous Additions and Notes by John Wilson Croker. London 1831.

**) Des großen Dichters Geburtsort.

*) Ein Seitenstück zu diesem Pickelhäring der englischen Gelehrtenwelt haben wir Deutsche in unserm unvergleichlichen Jakob Paul Freiherrn von Gundling, der als Hofgelehrter und Hofnarr zugleich dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I und seinen Hofleuten durch seinen gelehrten Cynismus so königlichen Spaß machte. Der König erhob ihn durch einen höchsteigen entworfenen Adelsbrief voll Wachtstubenwiz in den Freiherrenstand, ein ellenlanger vergoldeter Kammerherrenschlüssel von Holz wurde dem närrischen

Viele Leute hat Boswell mißhandelt, Niemand aber so sehr als sich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.
3. Die Conciergerie.
(Fortsetzung.)

So stand ich vor der Conciergerie! Neben der ungeheuren Treppe, deren Stufen zum Palais de Justice hinaufführen, entdeckte man in einem Winkel zur rechten Hand, in die Erde hinuntergebaut, hinter einem doppelten Gitter das unterirdische Gefängniß, von dem ich spreche. Die Masse der umliegenden Gebäude erdrückt es; wie die bürgerliche Gesellschaft schwer auf dem Gefangenen lastet, er mag nun unschuldig oder schuldig seyn. Der niedere, enge, schwarze Eingang verschwindet in den Schatten, den die Ausladungen der umstehenden Gebäude darauf werfen, so daß man nicht zu sagen weiß, ist hier ein Gefängniß, eine Senkgrube oder ein Keller. An der Pforte hält der Hüter dieser Hölle Wache, links ist die Einschreibstube der Gefangenen (l'écrou), tiefer hineinwärts verbreitet die Lampe ihren blutrothen Schein über den Eingang dieser Grabeshöhle. Alles Dieß hat sich, wie gesagt, verändert; das älteste Gefängniß von Frankreich glich im Jahre 1815 noch einem Burgverließ des Mittelalters. Ich trat ein, vor und hinter mir einen Gendarmen.

Mein erster Gedanke war an Grab und Tod. Gleich darauf aber — man wird mir das Geständniß dieser kindischen Eitelkeit zu Gute halten — gab mir diese schreiende Ungerechtigkeit Muth, und ich fand, daß diese Menschen, die sich so tief erniedrigten, um meine schwache Jugend zu fürchten, und mich in's Gefängniß zu werfen, mir vor der Zeit die Würde eines Mannes und Märtyrers verliehen. Das Bewußtseyn meiner schuldlosen und zärtlichen Gedanken, unter denen mich der Polizeibeamte überrascht hatte, die innere Ueberzeugung von meiner Unschuld, der Abscheu, den mir eine so rohe Behandlung einflößte, vielleicht auch das seltsame Vergnügen, in so frühem Alter, die bitterste Wunde zu empfinden die das Leben schlagen kann — Alles Dieß versetzte mich in eine hohe Aufregung. Man trug mich in die Gefangenenliste ein; durch diese schreckliche Urkunde der Gewalt gegen die Schwäche ist man dem Gefängnisse wie einer bösen Macht verfallen; man wird gleichsam symbolisch an die Kette geschmiedet, fortan ist man eine Sache, das Spielzeug, ein Geräth in der Hand des Kerkerknechts. Die Lampe der Vorhalle warf nur einen matten Schimmer auf die Gegenstände dieser Stube, in der ich neben einem in Lumpen gehüllten Dieb, der auch seine Einschreibung erwartete, auf derselben Bank saß. Endlich faßte mich ein großer Mann in braunem Gewande bei der Hand. Wir stiegen Treppen hinab, wir wanderten durch dunkle Gänge, die eine feuchte Luft durchstrich; meine an diese neue Welt noch nicht gewohnten Augen konnten nichts unterscheiden als röthliche Sterne, die in Zwischenräumen von einander brannten, die Lampen an den Wänden.

„Wir haben unsre Befehle, sagte mein Führer, es thut mir leid, junger Mensch, Sie kommen au secret.“

„Was ist das?“ fragte ich.

„Das ist eine Kammer, die Sie nicht verlassen dürfen, und wo Niemand Sie sprechen kann.

Wir waren einige Stufen hinabgestiegen, ein langer Corridor mit Luftlöchern that sich vor uns auf; mehrere Gitter öffneten sich und schlugen hinter uns klirrend zu. Die dritte Thüre des Ganges führte in mein Gefängniß; sie war von Eisen, reichlich mit Riegeln versehen, mit denen man überhaupt an diesem Ort verschwenderisch umgeht.

„Hier,“ sagte der Gefängnißwärter, nachdem er zwei Eisenstangen aufgehoben und einen gewaltigen Schlüssel dreimal im Schlosse hatte kreischen lassen. Ich stand in einer ungefähr acht Fuß langen, fünf Fuß breiten und zwölf Fuß hohen Kammer, in dichter Finsterniß; auf der einen Seite eine feuchte, triefende Mauer, auf der andern ein hölzerner Verschlag, der Boden bestand wie in einem Keller aus einem Estrich; im Hintergrund der Thüre gegenüber, zehn Fuß vom Boden, befand sich eine drei Fuß breite, einen Fuß hohe Oeffnung, die ein Stück blauen Himmels hereinblicken ließ; ein schwerfälliges Gitter verbante dieß sogenannte Fenster, und eine hölzerne Ausladung ließ nur von Oben das Licht hereinfallen. In einem Winkel zur Linken bedeckten einige Schütte altes Stroh den Boden. Unter dem Fenster stand ein hölzerner Kübel; an der Thüre links ein anderer mit Wasser gefüllt, daneben ein hölzerner Napf. So war also die Drohung des kleinen Mannes auf der Polizei in Erfüllung gegangen. Ich befand mich in dem „tiefen Loch,“ das mir seine verletzte Eigenliebe versprochen hatte. Hier blieb ich; man brachte mir ein Brod, ein Gefängnißbrod, selbst mein Hunger mochte es nicht angreifen, so schwarz und von so üblem Geschmacke und Geruche war es.

„Verlangen Sie die Pistole?“ fragte mein Kerkermeister.

Ich hatte meine Thränen getrocknet. Ich ließ mir erklären, was er unter „Pistole“ verstehe. Für hundert Franken monatlich erhielt man ein Bette, weißes Brod, Essen, einen Tisch und Stuhl. Nur meine Familie bekümmerte mich; ich fragte Jakob, ob ich keine Nachricht an sie gelangen lassen könne.

„Ich will Jemand hinschicken, um Ihrer Mutter sagen zu lassen, wo Sie sich befinden, antwortete er. Aber es ist Ihnen nicht erlaubt zu schreiben oder Briefe zu erhalten.“

Ich gab Jakob zu verstehen, daß mein Vater nicht ermangeln werde, für mich die Pistole zu bezahlen und für alle Dienste, die er mir erweisen würde, erkenntlich zu seyn. Ich bat ihn, meine Eltern wissen zu lassen, daß ich wohlauf und guten Muthes sey. Er ging. Abends als die Nachtrunde, der Thürverschluß und die gewöhnlichen Verrichtungen des Gefängnißwärters ihn in meine Höhle zurückführten, machte er mir zu wissen, daß meine Mutter lange Zeit im Sprachzimmer des Gefängnisses gewesen sey, und ihn beauftragt habe, mir einige Früchte zu bringen. Der Schmerz der Mutter hatte Jakobs Herz gerührt; er brachte mir die Pistole,

---

Kerl von Gelehrten angeheftet, man ergötzte sich an seinen Räuschen und bildete nach und nach einen unflätigen Trunkenbold aus ihm und begrub ihn zuletzt in einem Weinfaß. A. d. R.

einen wackelnden Tisch von weißem Holz, einen ausgefaserten Strohsessel, feuchte Leintücher, und eine graue Bettdecke, ich sehe sie noch, auf die mit Bleistift geschrieben stand: M. de Labédoyère a couché ici le . . . das Uebrige war verlöscht.

Nach einigen Tagen erhielt ich Bücher; ich durfte an meinen Vater schreiben, aber meine Briefe nicht versiegeln; mein Gefängniß wurde etwas heiterer. Ich verlangte einige alte Bücher zum Nachschlagen: Mabillion, Sauval, Saint Foix und alle die Schriftsteller, die vor Dulaure die historischen Trümmer unserer alten Städte gesammelt haben. Nicht ein Einziger von ihnen hatte seine Forschungen mit einem poetischen Blicke unternommen. Es ist ein Jammer zu sehen, mit welcher traurigen Genauigkeit eines Gerichtsschreibers, mit welcher kasuistischen Spitzfindigkeit sie diese Denkmäler des Alterthums abhandeln, ohne irgend je das wirkliche Leben der erloschenen Völker der Vorzeit aufzufassen. Indeß ergötzte es mich, aus ihren kalten Abhandlungen Eines und das Andere über die alte Bestimmung der Conciergerie zu entziffern.

Die Conciergerie, der Palast, die Cité sind der Mittelpunkt der alten Lutetia, das Herz von Paris. Von hier aus breiteten sich alle jene Häuser aus, die die Stadt vergrößerten und immer weiter ausdehnten; hier waren Julians Liebschaften; von hier gingen die Radien aus, die sich nach und nach ganze Dörfer im Fortschreiten einverleibten. Wie viele Thränen mochten in diesen alten Gefängnissen geflossen seyn seit der Zeit, wo einige Schiffer ihre Hütten auf dieser Insel bauten, um welche her nachmals so viele Paläste sich lagerten! Wie viele menschliche Schmerzen mochten sich in diesen unterirdischen Gewölben, an die sich die Entstehung der königlichen Stadt knüpft, ihr Stelldichein gegeben haben! Hier sind die ältesten Kerker Frankreichs. Sobald sich die Cité bildete, öffnete sich das Gefängniß; Lutetia hatte vielleicht noch keine Mauern, als es schon seinen Kerker hatte, es war eine dunkle Höhle, vielleicht die nämliche, wo ich mich befand; dieser Ort, der Herzensangst geweiht, erhielt später den Namen Conciergerie. Ach, es ist eine traurige Lehre: die Wiege einer ganzen Gesellschaft, der Kern der die Zukunft einer Bevölkerung umschließt, der erste Keim, der Herzschlag einer großen Stadt — ein Gefängniß!

Ich sah im Geiste Anfangs den Thurm des römischen Kastells, ich sah eine Höhle unter ihm, in welche die Verbrecher der Munizipalstadt von den römischen Centurionen ohne Prozeß geworfen wurden; nachher erweiterte sich dieß Gefängniß, es wurde ein unterirdischer Saal des Thurmes, wo die Häuptlinge der Franken wohnten. Je mehr oben der Palast an Größe gewann, desto mehr höhlte sich unten der Kerker aus. Unter Robert II erhob sich (wie Heligand sagt) ein Gebäude von ausgezeichneter Schönheit, d. h. ein dicker viereckiger Thurm mit Bastionen zur Seite über den Gefängnissen der Cité. Die Häuptlinge des ersten Stammes, die so thöricht von unsern Geschichtschreibern Könige genannt wurden, Häuptlinge wilder, bewaffneter Stämme, die gefürchteten Bewohner dieser Burg, gingen an mir vorüber; ich sah ihren wunderlichen Hofstaat, gallische Bischöfe und leibeigene Knechte, Krieger, die ihrem Waffenglück sich angeschlossen, und zu Sklaven gewordene Römer. Weiter dem Strom der Zeiten folgend sah ich den heiligen Ludwig, der den Palast neu erbauen ließ und mit langen gothischen Säulengängen schmückte; dann Philipp den Schönen, der dem Beispiele seines Vorfahren folgte, und gleichfalls dieses Gut der Krone vergrößerte. Diese Souveräne des Mittelalters, hatten sie nicht Recht zum Sitz ihrer Herrlichkeit das Herz der Stadt zu wählen; konnte der Palast eines Königes von Frankreich eine geeignetere Stelle finden? Man denke sich an die Stelle dieser unregelmäßigen Häuser, dieser winklichten Straßen der Cité einen schattigen Garten, der zu einem glänzenden Palaste führt, während die Seine von allen Seiten die Wurzeln der Bäume und große Marmortreppen bespült! Hier in der Lutetia des Julius Cäsar sollte ein König von Frankreich thronen; allein der Zufall, der mit Kronen spielt und die Launen der Monarchen, die mehr als eine Dynastie stürzten, wollten es anders. Die Könige dieses schönen Landes zogen der Wohnung in ihrer Hauptstadt die von Saint Cloud, Versailles, Marly und das Louvre vor, das lange Zeit außerhalb von Paris lag; sie ließen in der alten Cité nichts, als die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft: die Kirche, das Tribunal und den Kerker.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer Statistik von China.

4. Städte und ihre Bevölkerung.

Die Einwohnerzahl der bekannteren Städte von China ist folgende: Peking *), Hauptstadt des Reichs 1,700,000 Einwohner; Nanking 514,000; Hang-Tscheu 700,200; Ou Tschang 650,000; King-Tschin 500,000; Fot-Han 520,000; Nang-Tschang 300,000; Su-Tscheu-Fu 214,017. Die letztere Stadt, die bis jetzt noch nicht genau beschrieben wurde, liegt am großen kaiserlichen Kanal, der eine Länge von 600 französischen Meilen hat, Brücken von der herrlichsten Bauart trägt, und der an dem größten Theil seiner Ufer Quais von Steinen und niedliche Dörfer hat. Su-Tscheu ist das Paris von China; diese Stadt hat den Ruf eines guten Geschmacks, einer schönen Sprache, Moden und Theater. Ihre Frauen sind die artigsten und liebenswürdigsten; hier findet man die besten Schauspieler und die gewandtesten Gaukler; hierher kommen die reichsten Leute um ein sybaritisches Leben zu führen, und ein chinesisches Sprüchwort sagt: Das Paradies ist im Himmel, Su-Tscheu-Fu ist auf der Erde.

Ngao-Men (Macao) zählt 32,268 Einwohner, worunter 20,000 Chinesen, von denen eine gewisse Anzahl in Sanpans oder Gondeln auf der Rhede lebt, 10,000 Portugiesen, Europäer oder Kinder von Europäern und Chinesen, und die übrigen Malaien, Manilesen, Caffern, Hindus, Parsen u. s. w. sind.

Koang-Tschen-Fu (Kanton) jetzt die größte Handelsstadt und die reichste in China, ist rücksichtlich der Bevölkerung die zweite des Reichs, denn sie zählt 845,729 Einwohner, Chinesen und Mandschus die in den Städten und auf der niedlichen Insel Ho-nan, in dem schönen Fluß Ta wohnen, wo die Kaufleute ihre Frauen in eleganten Harems unterhalten, und hat 125,000 Einwohner, denen es nicht gestattet ist, die Erde zu bewohnen, und die genöthigt sind, in 45,021 Sanpans vertheilt, auf dem Fluß zu leben.

Noch ist zu bemerken, daß die älteste Zählung des Reichs, die ich in einem vollständig erhaltenen Manuskript des Moadjem Al-Boldan oder Alphabet der Länder (eine Art arabisches, geographisches Wörterbuch von Schehab-Eddyn. Abu-Abdallah-Jakut **) in 12 großen Folio-Bänden)

---

*) Das alte Kambaluk, das Marco Polo durch die Benennung Gamulecco italienisirt zu haben scheint.

**) Dieser schätzbare Schriftsteller lebte, wenn ich mich recht erinnere, im zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Es ist zu vermuthen, daß er durch die Reise der Araber, welche Kital (China) im 9. Jahrhundert besuchten, wie wir dieß aus der Reise erfahren, welche Uahab und Abusaid zur See nach Kanton (wahrscheinlich das Kansu des Venetianers Marco Polo) machten, von dieser Zählung in Kenntniß gesetzt wurde.

und im Sang-Hung-Pen-Ki, einer Sammlung chinesischer Sagen in Manuskript (zwei der kostbarsten Gegenstände, die ich bei meinem Schiffbruch verlor) erwähnt finde, im Anfang der christlichen Zeitrechnung statt hatte, und daß diese Zählung in China nicht mehr als 60 Millionen Menschen nachweist. Eine merkwürdige Thatsache; während das heutige Europa eine geringere Bevölkerung besitzt, als das römische Europa, hat sich die Bevölkerung von China *) in demselben Zeitraum, um beinahe zwei Drittel vermehrt.

Man sieht hieraus, daß die Berechnungen des Pater Lecomte, der die Bevölkerung von Kanton auf 1,500,000 Seelen, Sonnerats der 75,000, und Maltebruns der 250,000 angibt, ferner die Angaben des schätzbaren Gothaischen Almanachs, der die Bevölkerung von Nanking auf 2,000,000, und die von China auf 257 Millionen anschlägt, eben so irrig sind als die Berechnungen Lord Makartney's, und des Mandarins Chou-Ta-Zing, die die Einwohnerzahl von Peking mit 3 Millionen, und die des himmlischen Reichs (Tien-Chan, wie die Chinesen ihr Land nennen) auf 333 Millionen ansetzten.

Heiderabad und sein Beherrscher.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Die Stadt Heiderabad ist hoch gelegen und beherrscht eine weite Aussicht auf eine ausgedehnte, von grünen Hügeln durchschnittene Gegend. Sie ist von einer niedern, steinernen Mauer umgeben, wahrscheinlich als Schutzwehr gegen einen plötzlichen feindlichen Ueberfall. Der sehr seichte Fluß Musa läuft zwischen der Stadt, dem Residenzgebäude, den Feldern und Gärten hin, die an seinen Ufern liegen.

Die Stadt ist mit Gebäuden aller Art überfüllt, von den stolzen hehren Palästen des Adels und anderer Leute von Rang und Reichthum an, bis zu der elenden und dürftigen Hütte des Armen. Die Bauart des größten Theils der Häuser ist nach der Weise des Landes ohne Geschmack. Sie stehen eng beisammen, wodurch ihre Lage unbequem, beschränkt und unangenehm, wo nicht ungesund wird. Die Straßen sind eng und zum Theil mit Steinen gepflastert; von einer gewissen Strecke zur andern sind Cisternen angelegt, um die Einwohner mit Wasser zu versehen, was wegen Anhäufung und Verschüttung des Wassers die Straßen sehr kothig macht.

Die Bevölkerung wird mit Einschluß der Hindus, deren Zahl die der Mohammedaner weit überwiegt, auf viermalhunderttausend Seelen angeschlagen. Der größte Theil der Einwohner lebt in tiefster Armuth und fristet sein dürftiges Leben im Schweiße des Angesichts, und die Zahl derer, von denen man sagen kann, daß sie gegen Mangel und Dürftigkeit geschützt sind, ist verhältnißmäßig nur sehr gering. Reichthum scheint in der That ein Monopol des Adels unter den Hindus und Muselmännern zu seyn. Die letztern sind stolz und hochmüthig, während die erstern, wenn sie nicht Einfluß besitzen, sich dagegen durch eine gewisse widerwärtige, knechtische Demuth auszeichnen. Aus thörichter Prahlerei läßt sich der Adel auf große und kostspielige Unternehmungen ein, und ist in seinen persönlichen und häuslichen Angelegenheiten sehr verschwenderisch. In Grundsätzen und Sitten gänzlich verwahrlostet, ist die Behauptung, daß es wohl kein Laster gibt, durch das diese Menschen sich nicht befleckt hätten, keineswegs übertrieben.

Die meisten der Edelleute besitzen große, reiche, von der Regierung abhängige Besitzungen, von denen die letztere bedeutende Einkünfte zieht. Die Eigenthümer wohnen indeß nicht auf diesen Besitzungen, sondern begnügen sich damit, sie zuweilen zu besuchen. Zu deren Bewirthschaftung, zu Besorgung der Geschäfte und zu Einnahme der Einkünfte dieser Zemindarien sind Naibs angestellt. Zuweilen bewohnen die jüngern Söhne der Edelleute diese Besitzungen, die bei Weitem nicht in dem guten Zustande und so einträglich sind, als sie bei besserer Bewirthschaftung wohl seyn könnten.

Obgleich der Subah von Dekhan, der Nisam von Heiderabad den Namen des Beherrschers führt, so ist seine Autorität doch bereits nur noch ein Schatten ohne alle Wirklichkeit. Die Verwaltung der Regierung liegt einzig in den Händen Chundu Lauls, des Hinduministers, der die höchste Gewalt besitzt. Dieser Mann ist eine Kreatur der britischen Regierung, durch deren Unterstützung allein er sich in seinem Amte erhält, und ohne welche er bald von der Höhe seines jetzigen Ansehens in seine vorige Dunkelheit und Unbedeutenheit zurücksinken würde.

Nach Verabschiedung des vorigen Ministers, Mir Allum, ward Chundu Laul, der damals den Posten eines Paischkar bekleidete, von der britischen Regierung zu Besetzung der Ministerstelle auserschen, und ungeachtet der Einwendungen und Wünsche des vorigen Nisams in derselben bestätigt.

Chundu Laul steht im Rufe großer, hervorragender Talente, allein bei genauer Prüfung bleibt nach Abzug der gewöhnlichen Uebertreibungen des Gerüchts nur Mittelmäßiges übrig. Indeß wird als Beweis seines ausgezeichneten Talents angeführt, daß er in Fällen dringender Verlegenheit den Besitz nicht gewöhnlicher Fähigkeiten bethätigt habe, und man muß bekennen, daß er bei vielen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, die Regierung aus den Bedrängnissen und Verlegenheiten, in die sie sich, genau untersucht, aus Unzulänglichkeit ihrer despotischen Maßregeln selbst gestürzt hatte, wieder herauszuwickeln, vielen Scharfsinn verrieth. Allein dieser Scharfsinn ist nichts als die den Hindu's angeborne List und Verschmitztheit, keineswegs aber das Resultat tiefer Reflexion oder eines politischen Scharfblickes und einer Voraussicht der Gefahr oder Verlegenheit. Ohne alle die Gewandtheit, Festigkeit und Entschlossenheit, die ein fähiger Staatsmann besitzen muß, ist Chundu Laul einer der schwächsten Menschen und der despotischsten Minister. In einem Staate, wo der Wille des Souveräns Gesetz ist, wo die Verhältnisse tyrannischen Neigungen unterworfen sind, und wo die Interessen der Regierten dem Willen und den Launen der herrschenden Partei geopfert werden, ist es nicht schwer, die Zügel der Regierung zu führen.

Die Einkünfte des Nisam sind bedeutend, und würden sie gehörig verwaltet, so würden sie auch für gemeinnützige Zwecke hinreichen; allein die öffentlichen Gelder werden an die Schmarotzer und Kreaturen des Ministers verschleudert. Eine andere Ursache der Verarmung sind die großen Summen, die an Braminen verschwendet werden, von denen eine große Anzahl von dem Minister bezahlt wird, und das nicht etwa für Dienste, die sie ihm leisten, sondern lediglich aus Achtung gegen ihre priesterliche Würde.

Vermischte Nachrichten.

Die am 1 Dezember von der Kaiserin Amalie, Herzogin von Braganza, geborne Tochter hat den Namen Marie Amalie erhalten. Bei der Geburt derselben waren der außerordentliche Gesandte von Brasilien, Rocha, der Baron Pessel, als bayerischer Gesandter, und der Graf Löwenhielm, als schwedischer Gesandter, wie es Brauch ist, als Zeuge zugegen. Es wurde darüber ein Protokoll aufgenommen, das durch den Herzog von Braganza, die Frau Herzogin von Leuchtenberg, die Frau Infantin von Portugal, Donna Anna, und außer den obenerwähnten Gesandten auch durch den Baron Athalin, und die Grafen Anatol Montesquiou, Flahaut und Batismenil als französische Zeugen, und den Kammerherrn der Herzogin von Leuchtenberg, Planat de la Faye, und mehrere Brasilianer unterzeichnet wurde, wie von dem Marquis de Rezende, Rocha Pinto, Gomes de Silva, Pereira da Cunha u. s. w. Man bemerkte, daß der erste Dezember, der Geburtstag der Prinzessin, auch der Jahrestag der Thronbesteigung des Hauses Braganza im Jahre 1640, des Kaisers Don Pedro I, der Stiftung des kaiserlich-brasilianischen Ordens, das Kreuz des Südens, und der Vorabend des Geburtstages des gegenwärtigen Kaisers von Brasilien, Don Pedro II, sey.

*

Einer der vorzüglichsten Kupferstecher Frankreichs, Jean Jacques Avril, ist zu Paris in seinem sieben und achtzigsten Jahre gestorben. Der von ihm hinterlassenen Kupferstiche zählt man fünfhundert und vierzig, unter ihnen zeichnen sich die Familie des Darius und der Tod Meleagers nach Le Brun aus; ferner zehn große historische Gegenstände nach Barbier dem ältern, und viele andere nach Raphael, J. Vernet, Rubens, Van der Meulen, Berghem u. s. w.

*) Man rechnet in China gewöhnlich 8 bis 10 Personen auf eine Familie; 9 ist die Durchschnittszahl.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 362. 28 Dezember 1831.

Gemälde der letzten brasilianischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Wenn es in unserer Absicht läge, alle Ereignisse zu schildern, die seit zwölf Jahren in dem Kaiserthum Brasilien sich folgten, so würden uns der eben so unpolitische als unglückliche Krieg gegen Rio de la Plata, die Piratenzüge Cochrane's, die auf einander folgenden Empörungen in verschiedenen Provinzen Stoff genug an die Hand geben, ein sehr interessantes Sittengemälde zu entwerfen; wenn wir aber die Geschichte der Regierung von Rio de Janeiro, des Hofes und seiner Intriken entwerfen wollten, würden wir mehr als Einmal einige Blätter aus den Annalen des griechischen Kaiserthums abgeschrieben zu haben scheinen.

Einer Regierung müde, deren Oberhaupt er war, und der täglich erneuerten Intriken und Plackereien überdrüssig, suchte Don Pedro, der seinen Ministern volles Vertrauen zu schenken nicht wagte, Trost in dem vertrauten Umgange von einigen seiner Diener, Leuten von dunkler Herkunft und ohne Erziehung. Dieser Fehler kann allerdings durch die Verlassenheit entschuldigt werden, in der sich der Kaiser befand; allein in den Augen der Brasilianer schien er um so unverzeihlicher, als diese Günstlinge Portugiesen waren. Ueber die Vorzüge ihres Landes aufgeblasen, malten diese Menschen der Phantasie des jungen Monarchen die Herrlichkeiten und Vergnügungen Europa's mit den glänzendsten Farben vor und verleideten ihm so den Geschmack an Brasilien, das seinerseits Don Pedro's überdrüssig zu werden begann. Eine Katastrophe bereitete sich vor, und wurde beschleunigt durch einen Mann, dessen Name schon lange Zeit unter den Brasilianern bekannt geworden war, Filisberto Caldeira Brant, den der Kaiser zum Marquis von Barbacena ernannt hatte. Eine vollständige Charakterzeichnung Filisberto's würde für Europäer sehr interessant seyn, und in dem Sittengemälde eines Romanes eine Stelle verdienen. Allein die Geschichte gleichzeitiger Begebenheiten muß sich auf bloße Thatsachen beschränken. Filisberto hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt, und war schon unter der vorhergegangenen Regierung zu großem Vermögen gelangt. Der Kaiser häufte auf ihn auch noch Titel und Ehrenstellen. Er war Obergeneral der Armee des Südens, stand bei allen wichtigen Verhandlungen zwischen Brasilien und dem Auslande an der Spitze, besorgte alle Anleihen, und endlich war es auch er, dem der Kaiser die Unterhandlungen in Bezug auf seine Vermählung mit der jungen Herzogin von Leuchtenberg anvertraute.

Bei seiner Rückkehr nach Brasilien wußte Filisberto Caldeira Brant aus dem Freudentaumel, in welchen den Monarchen die glücklichste Verbindung versetzt hatte, jeden möglichen Vortheil zu ziehen. Unter den glänzenden Festen, die sich folgten, hatte der gewandte Höfling die Geschicklichkeit, sich mehr und mehr in das Herz seines Herren einzuschmeicheln; er verstand das Gewicht seiner Dienste geltend zu machen, und stellte sich endlich als den Mann hin, dessen man nicht mehr entbehren konnte. Man bot ihm das Finanzministerium und die Präsidentschaft des Staatsrathes an; allein er schlug diese Gunstbezeugungen aus, wenn man ihm nicht noch ein hohes Zeichen kaiserlicher Zufriedenheit verleihe, indem man allen seinen Rechnungsvorlagen ohne weitere Prüfung die Genehmigung ertheile. Nachdem er so an's Ruder der Staatsangelegenheiten gekommen war, sah Filisberto wohl ein, daß er sich des Monarchen nicht ganz bemächtigen könne, bevor ihm nicht einige einflußreiche Günstlinge zu entfernen gelinge, und vor Allem den geheimen Kabinetssekretär des Kaisers Francisco Gomes, und den Intendanten der kaiserlichen Besitzungen da Rocha Pinto. Er verwickelte sie in Streitigkeiten, und der Kaiser sah sich genöthigt, zwei seiner theuersten Vertrauten nach Europa zu schicken. In London angekommen, säumte Gomes nicht, alle möglichen Urkunden zu sammeln, um dem Kaiser den Beweis zu liefern, daß Filisberto keineswegs der fleckenlose Staatsbeamte gewesen sey, wofür ihn Don Pedro gehalten. Diese Dokumente schickte er dem Kaiser zu, dessen Gunst gegen den Marquis von Barbacena sich hierauf eben so schnell in Entrüstung verwandelte, er überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen und setzte ihn ab.

Während Gomes so an dem Sturze Filisberto's arbeitete, war letzterer auch nicht müßig geblieben; die Gewalt, in deren Besitz er noch war, benützend, hatte er sich eine Partei zu bilden gewußt, auf die er sich nach seinem Sturze zurückziehen konnte. Deßhalb verlor er auch, von der kaiserlichen Ungnade getroffen, durchaus nicht den Muth, sondern durch seine Anhänger der Unterstützung in den Kammern gewiß, machte er eine Schrift bekannt, in der er mit großer Gewandtheit die eigentliche Frage umging und selbst als Ankläger auftrat. Durch die Oeffentlichkeit, die Filisberto seiner Sache zu geben wußte, wurde sie zu einer Nationalangelegenheit. Der gestürzte Minister stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, schuf Journale, die seinen Haß und seine Absichten unterstützten; ließ dieselben in Unzahl in Umlauf bringen, und schürte so aus al-

len Kräften jenen revolutionären Geist an, der bald darauf Don Pedro's Abdankung zur Folge hatte. Unter den schimmerndsten Farben wurde dem brasilianischen Volke die tagtäglich zunehmende Glückseligkeit der nordamerikanischen Freistaaten geschildert, und die föderalistischen Ideen verbreiteten sich in allen Provinzen. Das Volk zog freilich nicht in Erwägung, daß die amerikanische Union von tugendhaften Sektirern gestiftet worden, die voll Standhaftigkeit und Energie und durch die Lehre und das Beispiel ihrer europäischen Vorfahren selbst zur Freiheit herangebildet, fähig waren, die Freiheit zu begreifen und würdig sie zu genießen. Das brasilianische Volk war unglücklicherweise weder aus solchen Elementen gebildet, noch befand es sich unter gleichen Verhältnissen. Sklaven bilden zwei Drittheile dieses Volkes, und noch vor zehn Jahren erst schmachtete es unter dem Joche einer despotischen Herrschaft, die es nicht nur auszusaugen, sondern auch zu demoralisiren strebte. Die Brasilianer haben in einer edlen Aufwallung den eisernen Zwang des Kolonialsystemes abgeschüttelt, allein ohne es zu wissen, stehen sie noch bis auf diese Stunde unter seinem traurigen Einfluß, wie der Sklave, der seine Ketten gebrochen hat, noch lange die Spuren der eisernen Ringe an seinen Gliedern trägt. Der amerikanische Staatenbund, und insbesondere der die Amerikaner beseelende Geist strebt nur dahin, die Elemente ihres Volkes oder wenigstens die einer jeden Provinz so innig als möglich zu einem festen Ganzen zu verschmelzen. Die Brasilianer hingegen würden ein Föderativsystem bei sich nur dann einführen können, wenn sie das schwache Band, das sie noch zusammenhält, vollends zerrissen. Mehrere der angesehensten Oberhäupter jener aristokratischen Patriarchen, von denen Brasilien bedeckt ist, wünschen ohne Zweifel den Föderalismus von ganzer Seele; aber die Brasilianer können sich nicht genug vor einer Täuschung in Acht nehmen, die sie der Anarchie und den Händen einer Menge kleiner Tyrannen überliefern würde, die tausendmal schlimmer sind als ein einziger Despot.

Mitten unter der Aufregung, in welche die Gemüther durch die föderalistischen Ideen gebracht worden waren, wollte Don Pedro, des ganzen Herrscherwesens überdrüssig, noch einen letzten Versuch wagen, sich im Herzen seines Reiches selbst eine Stütze zu schaffen. Unter den verschiedenen Provinzen Brasiliens ist unstreitig die civilisirteste und vielleicht auch die reichste, die von Minas Geraes, deren Bewohner am wenigsten unter sich verschieden sind und noch am meisten eine Spur von Nationalität an sich tragen. Die Brasilianer erkennen auch wirklich diese Superiorität der Bevölkerung von Minas Geraes an, und wenn dieser Theil des brasilianischen Reiches gut geleitet wurde, so mußte er auf alle andern Provinzen einen günstigen Einfluß ausüben. Don Pedro war schon unter den Mineiros gereist, er kannte sie, und durch sie gedachte er sich einen Stützpunkt zu schaffen, und einige Popularität wieder zu gewinnen. So glücklich der Gedanke war, so unglücklich wurde er ausgeführt. Ungeachtet der vielen Schwierigkeiten, die sich dieser Reise während der Regenzeit des Jahres entgegenstellten, machte sich Don Pedro, von der jungen Kaiserin begleitet, die sich die Liebe und Verehrung des brasilianischen Volkes zu erwerben gewußt hatte, nach der Provinz von Minas Geraes auf den Weg. Der Monarch und seine Gemahlin wurden überall mit der lebhaftesten Freude aufgenommen, und jede Stadt, jedes Dorf wetteiferte mit den andern, die Gegenwart des Herrscherpaares durch glänzende Feste zu begehen. Die Einwohner von Ouro Preto oder Villa Ricca, der Hauptstadt der Provinz, zeichneten sich bei dieser Gelegenheit insbesondere durch ihren Eifer und ihren Aufwand aus. In den Straßen dieser Stadt hatte man Triumphbögen errichtet, die Häuser waren mit Teppichen und Blumen geschmückt, zahlreiche Musikbanden durchstreiften die verschiedenen Theile der Stadt, und von jedem Balkon ertönten Stimmen, die in Gesängen den Monarchen feierten. Wie trügerisch sind doch die Huldigungen, die der Macht zu schmeicheln pflegen! Wann werden endlich die Fürsten einsehen lernen, daß der Glanz ihrer Gegenwart zwar die Menge berauscht, aber eine um so schrecklichere Nüchternheit zurückläßt, wenn sie in den Gemüthern der Völker keine dauerhafteren Eindrücke begründen, als die ihres herablassenden Lächelns und schöner Redensarten? Keine Schmeicheleien verlangen die Völker von den Fürsten, sondern Ehrlichkeit und guten Willen.

(Fortsetzung folgt.)

Samuel Johnson und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Seltsam genug mag es scheinen, daß ein Mann wie Boswell das beste Buch von der Welt schrieb; nicht als ob nicht auch andere Leute, wie Goldsmith in England und Lafontaine in Frankreich, die im Umgange gerade das Gegentheil von ihren geistigen Fähigkeiten waren, gute Bücher schreiben konnten; aber diese Männer erwarben ihren Ruhm trotz dieser Nullität im gewöhnlichen Leben. Boswell hingegen wurde eben durch seine Nullität zu Etwas. Wäre er nicht ein großer Narr gewesen, so würde er nie ein großer Schriftsteller geworden seyn. Ohne jene Eigenschaften, die ihn zum Schalksnarren und Quälgeist Derjenigen machten, unter denen er lebte, ohne seine unterthänige Kriecherei, ohne seine Neugier, Unverschämtheit und Gefühllosigkeit gegen alle Zurechtweisung, würde Boswell nie ein so vortreffliches Werk geschrieben haben. Er war ein auf seine Knechtschaft stolzer Sklave, ein unverschämt zudringlicher Mensch, der seine Neugier und Schwatzhaftigkeit für Tugenden hielt, ein Freund ohne alles Zartgefühl, der nie Bedenken trug, die edelste Gastfreundschaft mit Mißbrauch des Vertrauens zu vergelten. Ein Mann, der zu beschränkten Kopfes war, als daß er begriffen hätte, wenn er die Gefühle Anderer verletzte oder selbst verspottet wurde — übertraf er gerade wegen aller dieser üblen Eigenschaften die ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem wichtigen Fach: Tacitus, Clarendon, Alfieri und selbst sein Idol: Johnson.

Boswell besaß von allen Talenten, die sonst einen ausgezeichneten Schriftsteller machen, kein einziges. In seinem ganzen Werke findet sich über Literatur, Politik, Religion oder Staat nicht eine Bemerkung von ihm, die nicht ein Gemeinplatz oder abgeschmackt wäre. Logik, Beredsamkeit, Witz, Geschmack, Alles was sonst einem Buche Werth verleiht, fehlte ihm durchaus. Nur Beobachtungsgabe und Gedächtniß waren ihm eigen. Diese Fähigkeiten würden ihn, wenn er ein Mann von Gefühl und Verstand gewesen wäre, kaum bemerkbar gemacht haben, da er aber ein Dummkopf, ein Parasit und ein Narr war, machte er sich unsterblich.

Jene Theile seines Werkes, die von ihm allein ausgegangen

und an sich betrachtet völlig werthlos sind, erscheinen als kostbare Perlen, wenn man sie liest, um aus ihnen den Charakter des Schriftstellers zu beleuchten. Unter allen Verfassern von Selbstbekenntnissen ist Boswell der aufrichtigste. Andere, welche vorgaben, ihr Herz ohne Hehl der Welt zu öffnen — wie Rousseau und Lord Byron — haben unverkennbar stets mit der Absicht auf Effekt geschrieben und müssen am meisten mit Mißtrauen angehört werden, wenn sie am aufrichtigsten scheinen. Es gibt wohl keinen Menschen, der sich nicht lieber großer Verbrechen, finsterer und furchtbarer Leidenschaften anklagt, als daß er alle seine kleinen Eitelkeiten oder seine geheimen Narrheiten gesteht. Es würde leichter seyn, Jemanden zu finden, der sich zu den Thaten und Gesinnungen eines Cäsar Borgia oder Marat bekennte, als Einen, der seine Träumereien bei offenen Augen wie Malvoglio der Welt zum Besten gäbe. Diese Schwächen, welche die meisten Menschen im geheimsten Winkel ihres Herzens dem Auge der Liebe und Freundschaft zu verbergen streben, waren es gerade, mit denen Boswell vor aller Welt Staat machte, weil er zu wenig Verstand hatte, um zu bemerken, wenn er sich lächerlich machte. Boswell war übrigens nicht bösartiger Natur; allein die Bosheit des boshaftesten Satyrikers konnte schwerlich tiefer verwunden, als seine kopflose Geschwätzigkeit. Da er selbst Verspottung und Verachtung nicht fühlte, so nahm er auch auf Niemand Rücksicht. Er schämte sich nicht, der ganzen Welt seine eigenen Thorheiten und die Mißhandlungen, die sie ihm eintrugen, zu bekennen, und natürlich nahm er wenig Bedenklichkeiten, das Gefühl und die Ehre Anderer zu verletzen. Sicherlich hat Niemand noch solche Geschichten von Personen erzählt, die er seiner Aussage nach liebt und verehrt. Unfehlbar würde er seinen Helden so verächtlich als sich selbst gemacht haben, wenn dieser Held nicht wirklich moralische und intellektuelle Eigenschaften ersten Ranges besessen hätte. Der beste Beweis, daß Johnson wirklich ein außerordentlicher Mann ist, liegt darin, daß sein Charakter statt durch ein Werk, worin alle seine Untugenden und Schwächen aufgedeckt sind, herabgewürdigt zu werden, gerade dadurch hervorgehoben wurde.

Johnson, alt geworden, im höchsten Glanze seines Ruhmes und im Genusse eines anständigen Vermögens, ist uns durch Boswell besser bekannt geworden, als irgend sonst ein Mann in der Geschichte. Alles an ihm ist uns wie Gegenstände, mit denen wir von Jugend auf umgeben waren; sein Rock, seine Perüke, seine Gestalt, sein Gesicht, seine strophulösen Auswüchse, sein Veitstanz, sein daherwalzender Gang, sein blinzendes Auge, die Wahrzeichen, aus denen man abnehmen konnte, wenn er einen guten Tisch gehabt, sein unersättlicher Appetit nach Fischsaucen und Kalbfleischpasteten mit Pflaumen, sein unlöschbarer Durst nach Thee, seine Manie auf dem Wege alle Pfähle anzutasten, seine mysteriöse Gewohnheit Stücke von Pomeranzenschalen aufzuspeichern, sein Morgenschlummer, seine mitternächtlichen Disputationen, seine Gliederverdrehungen, sein Gemurmel, sein grunzendes Brummen, seine Ausrufe, seine starke, scharfe und leichte Beredsamkeit, sein sarkastischer Witz, seine Heftigkeit, seine Hoffahrt, seine Wuthanfälle, seine seltsamen Hausgenossen, der alte Levett und die blinde Williams, die Katze Hodge und der Neger Frank — Alles wird uns haarklein vorgemalt. Aber nur wenig erfahren wir aus dem frühern Lebensalter Johnsons, wo sich sein Charakter und seine Manieren ausbildeten. Wir lernen ihn nicht kennen, wie er unter den Männern seiner Generation war, sondern nur wie er den Männern bekannt war, deren Vater er seyn konnte. In dem berühmten Klub, dessen ausgezeichnetstes Mitglied er war, befanden sich Wenige, die sich der Zeit erinnern konnten, wo sein Ruhm und sein Charakter nicht schon ihre volle Ausbildung gewonnen hatten. Johnson hatte schon einen Namen als Reynolds und die Wartons noch Knaben waren. Er war zwanzig Jahre älter als Burke, Goldsmith und Gerard Hamilton, dreißig Jahre älter als Gibbon, Beauclerk und Langton, und vierzig Jahre älter als Lord Stowell, Sir William Jones und Windham. Boswell und Thrale, denen wir die meisten Nachrichten über Johnson verdanken, sahen ihn erst in seinem fünfzigsten Jahre, als die meisten seiner großen Werke schon klassisch geworden waren, und ihn die von Lord Bute verliehene Pension aus der Armuth hervorgezogen hatte. Unter jenen ausgezeichneten Männern, welche seine vertrautesten Gefährten gegen den Schluß seines Lebens bildeten, war nur David Garrik, der ihn während der ersten zwölf Jahre seines Aufenthaltes in der Hauptstadt kannte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Englische Almanache für das Jahr 1832.

2. The Picturesque Annual etc.
3. The Keepsake for 1832. Edited by Mansel Reynolds.

Auch der zweite Landschaftsalmanach holte den größten Theil seiner Bilder aus Italien. Schon die Titelvignette: die bezaubernde Isola Bella, scheint darauf berechnet, die Hand des Käufers nicht mehr loszulassen. Die ganze Gallerie von Landschaftsbildern ist zwar nur von einem Künstler, Clarkson Stanfield, aufgenommen, aber doch von großer Mannichfaltigkeit und größtentheils ausgezeichnet schön gestochen. Als vorzüglich gelungen können genannt werden: Trient gestochen von Miller; Innsbruck von Smith; Schaffhausen von Willmore; der Lago Maggiore von Wallis, zwei Ansichten von Verona von Fisher; St. Pietro de Castello, Mailand u. s. w., endlich ein Schweizerhaus in der Nähe von Brieg, ein höchst anmuthiges Bild, gestochen von Allen. Der „pitoreske Almanach" enthält mehrere sehr gut geschriebene Erzählungen, die aber meist zu viel Raum einnehmen, als daß wir hier eine derselben geben könnten.

Die Pracht der äußeren Ausstattung verführt uns, vorerst nach dem „Keepsake (Andenken) für 1832" zu greifen. Es ist der Lord unter den englischen Almanachen. Wer ihm seine hohe Abkunft nicht am goldgestickten Rocke angesehen hat, darf nur einen Blick auf den Stammbaum Lord Keepsake's werfen, wenn wir so sein Inhaltsverzeichniß nennen dürfen. Glaubt man doch fast die „Morningpost" zu lesen, wenn sie von einer „gay party" erzählt, der die ganze „fashionable world" beigewohnt. Lord Keepsake hat mehr Ahnen, männliche und weibliche, als mancher seiner Verfasser, und daß diese seine Ahnen in gerade aufsteigender Linie sind, wird doch wohl Niemand läugnen wollen. Man findet hier den Parnaß der englischen Aristokratie; Lords und Ladies, Baronets und Gräfinnen haben sich hier zusammen gefunden; denn auch der englische Parnaß wie der deutsche hat gar einen breiten Gipfel. Wir begegnen hier Lord Mulgrave mit einer „Brautjungfer," und Lady Evelyn Savile mit einer ganz lieblichen Erzählung: „die drei Proben." Lord Morpeth und Lady Emmeline Stuart Wortley, die Gräfin von Blessington und selbst der Reformheld Lord John Russel haben Zeit gefunden, mitten unter „Levers," „Routs" „Gay Parties," am Toilettentisch, im Parlamente, auf der Börse aus dem alten Aristokratenholz noch einige poetische Blüthen zu treiben.

Für Freunde englischer Poesie geben wir hier das Gedicht Lord John Russels: „London im September (nicht 1831)."

London in September (not 1831.)

Remote, unfriended, melancholy, slow,
A single horseman paces Rotten Row;
In Brookes's sits one quidnunc, to peruse
The broad dull sheet which tells the lack of news;
At White's a lonely Brummell lifts his glass
To see two empty Hackney coaches pass;
The timid housemaid, issuing forth, can dare
To take her lover's arm in Grosvenor Square;
Now, shop deserted, hastes the 'prentice dandy,
And seeks — oh bliss! — the Molly — a tempora fandi;
Meantime the battered pavement is at rest,
And waiters wait in vain to spy a guest;
Thomas himself, Cook, Warren, Fenton, Long,
Have all left town to join the Margate throng;
The wealthy tailor on the Sussex shore
Displays and drives his blue barouche and four;
The Peer, who made him rich, with dog and gun.
Toils o'er a Scottish moor, and braves a scorching sun.

Als Proben der Aristokratenpoesie weiblicher Linie folgen hier die zwei Schlußstrophen aus den „Stanzas" der Lady Emmeline Stuart, die sehr an das bekannte und oft nachgeahmte Lied unsers Tiedge: „Gedenke mein," erinnern.

„When this world's griefs shall come to cloud thy brow,
When this world's smiles shall charm thee not as now,
When light, life, love, and all are dimm'd below —
Remember me! remember me!
I passionately pray of thee.
„When thy proud soul its faults and follies mourns,
And the alter'd heart in thy struck bosom burns,
And memory unto the past returns,
Then most, oh, most remember me!
I passiontately pray of thee."

Sir Walter Scott hat unter allen englischen Almanachen das Keepsake allein eines kleinen, hier unten folgenden Beitrages gewürdigt, der als eine Anekdote aus den Gebirgen bezeichnet und überschrieben ist:

„Der alte Dunkan."

„Ich kannte den Helden meiner Anekdote persönlich, es war ein Greis Namens Dunkan, einer von jenen dem Andenken der Stuarte treu gebliebenen Schotten, der im Jahre 1745 mit seinem Clan zu den Fahnen des jungen Prätendenten stieß. Keiner seiner Waffengefährten übertraf ihn damals an Tapferkeit, und sein stolzer, kühner und unternehmender Geist überlebte die Niederlage von Culloden. Noch lange Zeit, nachdem unsere Gebirgsbevölkerung wieder zur Ruhe gebracht war, ging von seinen kühnen Thaten, die einer bessern Sache würdig gewesen wären, die Rede, und man nannte seinen Namen, so oft man beweisen wollte, daß das Blut der alten Bergschotten noch immer in den Adern ihrer Nachkömmlinge fließe. Als ich ihn kennen lernte, hatte das Alter seinen unerschrockenen Muth gebändigt. Obgleich in seinen Blicken und in seinen Gesichtszügen etwas lag, das seinen Ruf als kühnen Jäger und tapferen Soldaten bestätigte, so hatte doch nur ein Theil seiner Glieder den Ueberrest von Kraft behalten, deren ein gesundes Alter sich zu erfreuen pflegt. Dunkan war auf einer Seite völlig gelähmt, und hatte Mühe nur über einen kleinen Bach zu setzen. Diese Körperschwäche, die schlimmste von der ein Bergbewohner heimgesucht werden kann, erregte meine Neugierde. Ich wollte erfahren, durch welchen Zufall dieser Mann dahin gebracht worden sey, die vorläufig todte Hälfte seines Selbstes so unnütz mit sich zu schleppen. Hier was ich darüber in Erfahrung bringen konnte.

„Es mögen ungefähr zwanzig Jahre her seyn, als Dunkan seinen Brüdern bei der Ausrodung einer Alpe zur Viehweide behülflich war. Die Sennerei umfaßte eine weite Strecke von Felsen, Gehölz, Sümpfen, Seen, Abgründen. Ein Schaf oder eine Ziege wurde eines Tags in der Heerde vermißt, und Dunkan, der seine Hirten nach einer Richtung hin ausgeschickt hatte, schlug eine andere ein, um den Flüchtling aufzusuchen. Dunkan fand auf seinem Wege einen schmalen Steig, der auf den Gipfel eines Berges längs einem schrecklichen Abgrund führte. Kaum bot der Felsen so viel Vorsprung, um beide Füße darauf zu setzen, und so rauh, steil und furchtbar war der Pfad, daß nur ein Bergbewohner von so sicherem Aug und festem Tritt ihn wandeln konnte. Rechts stieg der Fels wie eine senkrechte Mauer auf; links gähnte eine Tiefe, in die man ohne Schwindel nicht hinabsehn konnte; doch Dunkan stieg frohgemuthet immer aufwärts, bald ein Kriegslied pfeifend, bald behutsam auf seinen Weg achtend, denn diese Vorsicht hatte er allerdings nöthig. So war er die Hälfte des Berges hinangekommen, als er auf Einmal gerade an der jähesten Stelle, wo er so zu sagen in der Luft hing, von der entgegengesetzten Seite her auf demselben Steig einen Schaufelhirsch auf sich zukommen sah. Wäre Dunkan mit seiner Büchse versehen gewesen, gewiß er hätte sich keine erfreulichere Begegnung gewünscht; da er aber diesen Vortheil über den Bewohner der Felseneinöde nicht hatte, so konnte er einer aufsteigenden Unruhe nicht Herr werden. Weder Mann noch Thier konnte den Rückweg antreten; denn schwerlich hätte der Schaufelhirsch so viel Raum gefunden, umzukehren, und Dunkan kannte die Tücke des Damhirsches zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, das Thier werde sich, wenn er den Rücken wende, zuverlässig an der gefährlichsten Stelle auf ihn stürzen und ihn in den Abgrund hinabschleudern. Beide blieben daher unbeweglich einander gegenüber, und starrten sich einige Augenblicke verlegen an.

„Endlich begann der Hirsch, der hier im Vortheile war, seine furchtbare Stirne zu senken, wie es dieses Thier zu machen pflegt, wenn es in äußerster Todesnoth sich auf Jäger und Meute stürzen will. Dunkan sah die Gefahr eines Kampfes ein, in welchem er unstreitig den Kürzeren ziehen mußte, und legte sich — was ihm allein noch übrig blieb — auf den schmalen Felsensaum gestreckter Länge nach nieder, um abzuwarten, welchen Entschluß sein Gegner fassen werde, wobei er sich wohl in Acht nahm, die geringste Bewegung zu machen, die das wilde scheue Thier erschrecken konnte. In dieser Stellung blieben beide drei oder vier Stunden, mitten in einer Gebirgseinöde, die den Pinsel eines Salvador Rosa begeistert haben würde. Endlich schien der Damhirsch entschlossen, das Hinderniß, das ihm den Weg versperrte, auf die Seite zu räumen; in dieser Absicht näherte er sich sehr langsam und mit größter Behutsamkeit Dunkan. Als er den Schotten fast berührte, senkte er den Kopf, als wollte er seinen Gegner vorerst etwas in der Nähe besichtigen; aber grade in diesem gefährlichsten Augenblicke schwand Dunkans Furcht, sey es durch Eingebung eines bösen Dämons oder durch die unbezwingliche Jägerleidenschaft, die jenem Lande so eigenthümlich ist, ganz und gar. Da er den Hirsch so friedlich auf sich herabblicken sah, so vergaß er völlig die Gefahr seiner Lage, und die nächste Folge, die für seine Tollkühnheit unausbleiblich war. Mit der einen Hand faßte nämlich Dunkan das eine Geweih des Hirsches, mit der andern zog er sein Waidmesser. Aber in demselben Augenblick machte auch der Hirsch einen Sprung, und riß den Schotten mit sich in den Abgrund. So stürzten beide einige hundert Fuß tief hinab, und wurden des andern Tags grade da, wo sie hingefallen waren, gefunden. Der Zufall, der bei Anordnung der Ereignisse nicht immer ganz gerecht verfährt, der Zufall fügte es, daß der Hirsch unter den Jäger zum Falle kam, und auf der Stelle todt blieb, während Dunkan am Leben blieb, freilich aber dabei einen Arm, ein Bein und einige Rippen zerbrochen hatte. So fand man ihn auf dem todten Hirsch. Seine Verletzungen hinterließen ihm die Lähmung, von der oben die Rede war, für sein ganzes Leben.

„Zwar möchte ich vom moralischen Gesichtspunkte aus Dunkans Benehmen bei dieser Gelegenheit nicht in Schutz nehmen (wiewohl er mein Freund war, wie es in einer Komödie heißt), aber wenn ein Wild herankommt, um gleichsam freiwillig seine Gurgel dem Waidmesser anzubieten; so ist dieß eine Versuchung, der wohl schwerlich irgend ein Damhirschjäger widerstanden haben möchte."

Schlüßlich bleibt uns nur noch ein Wort von den das Keepsake begleitenden Kupfern zu sagen, die der übrigen prachtvollen Ausstattung entsprechen. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir ein von Rochard gemaltes und von C. Heath gestochenes Bildniß der Lady Stanhope, eine Isola Bella von Stanfield gemalt, und von Willmore gestochen; die Rene Nive's, ein Gemälde F. Martins, der Stich von Le Keux, einige von Miß L. Sharpe gemalte Bilder, wie die Hochzeit, die von C. Rolls in Stahl gestochen ist u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 363. 29 Dezember 1831.

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen?

(Fortsetzung.)

Da zwischen Frankreich und England keine Homogenität herrscht, so führt die angeblich gegenseitige Verbürgung des englischen und französischen Ministeriums zu widersprechenden Interessen; was den Triumph des einen ausmacht, wird für das andere ein Verlust. Das Ministerium Grey z. B. greift die englische Pairie an, das Ministerim Perier wollte die französische Pairie konstituiren. Wenn es dem englischen Ministerium mit Hülfe der Volksaufstände oder Pairsernennungen gelingt (eine unerhörte Begebenheit in der Geschichte der englischen Konstitution), so wird es am Steuerruder bleiben; allein die demokratischen Elemente, die es in London aufgeregt, werden auf die demokratischen Elemente in Paris zurückwirken und dem französischen Ministerium ein neuer Stein des Anstoßes werden. Letzteres ist so gestellt, daß es zwei mit einander unverträgliche Dinge wünschen muß: die Verwerfung der Parlamentsreform und die Erhaltung des Ministeriums Grey. Auf gleiche Weise affektirte es ein Gefühl für die belgische und polnische Freiheit, und war dennoch genöthigt, den Untergang dieser Freiheit gut zu finden; denn alles was in Frankreich darauf ausgeht, die Kraft des Volkes zu verstärken, setzt das System der Quasilegitimität in Gefahr.

Man hat unsern Staatsmännern, die nicht an Alles denken können, einen jener Gründe unter die Hand gegeben, über den Leute von Geist sich lustig machten, nachdem sie ihn angegeben hatten. Man sagte mit ernsthaftem Gesicht, Belgien muß ein neutrales Land bleiben, weil sich dort die Mündungen mehrerer Flüsse befinden, was beweisen würde, daß Bonaparte Unrecht hatte, sich dieser Provinz zu bemächtigen, woraus ferner hervorgehen würde, daß künftig Niemand mehr einen Fuß auf belgischen Boden zu setzen wagen wird, weil dort die Mündungen der vielen Flüsse sind, woraus endlich der Beweis geliefert werden könnte, daß Belgien ein unverletzliches Gebiet, ein Elis werden müsse, wo man die Stirne mit Hopfenranken umwunden die flamändischen Spiele feiern wird, während die übrige Welt von den Trompeten der Bellona widerhallt. Aber gerade deßwegen, weil große Flüsse ihren Lauf in Belgien endigen, ist dieses Land von der Zeit an, wo es die Römer kennen lernten, bis auf den heutigen Tag, wie kein anderes mit Blut getränkt worden. Eben weil dieses Land fruchtbar und zum Handel wohl gelegen ist, eben weil kein Gebirg es deckt, weil es durch den Lauf seiner Gewässer Jedem offen steht, weil es die Gränzscheide der germanischen und gallisch-römischen Volksstämme ist, endlich weil es den natürlichen und unvermeidlichen Durchgang aller Armeen bildet, eben aus allen diesen Ursachen war es stets und wird es stets das Schlachtfeld Europa's, der Ort seyn, wo die Streitigkeiten der Völker entschieden werden. Die Neutralität der Niederlande ist eines jener Nebelworte, mit denen sich das Wörterbuch des diplomatischen Unsinns bereichert hat, eines jener hochtrabenden Gaukelbilder, über die der gewandte Kopf spottet, die der Einfältige bewundert, und womit sich der Feige entschuldigt.

Das Ende war des Anfangs würdig. Die Festungen Luxemburg, Maestricht und Venlo bleiben dem König Wilhelm; König Leopold mag zusehen, wie er sich in Brüssel halten kann. Die Citadelle von Antwerpen wird den Belgiern, lies: den Engländern, zurückgegeben. Die Schelde ist den Kriegs- und Kauffahrteischiffen Großbritanniens geöffnet, was die Politik des letztern stets zu erringen, und die Politik Frankreichs zu hintertreiben strebte. Die Grenzmarken von Luxemburg und Limburg gegen Preußen fallen dem König von Holland zu, so daß die Belgier nichts nach Deutschland ausführen können. Auch Frankreich weist im Interesse seiner eigenen Industrie ihre Einfuhren zurück, so werden sie also nur noch einen Ausweg auf der Schelde und durch den Hafen von Ostende unter englischem Monopol haben. Und unter solchen drückenden Verhältnissen ist Belgien mit ungefähr 18 Millionen Franken Renten belastet, womit es seinen Antheil an der Staatsschuld des Königreiches der Niederlande zu entrichten hat! Wenn Leopold nicht am bestimmten Tage zahlt, werden von Maestricht die Gerichtsdiener kommen, um ihn zu verhaften, bis er sich seiner Schuld entledigt hat. Und dieß nennt man den großen, durch die kühne Intervention der Quasilegitimität für die Belgier, die sich uns in die Arme werfen wollten, und für die Welt ausgewirkten Frieden, die vor uns zitterte.

Was die polnischen Angelegenheiten betrifft, so zeigte sich darin unser Ministerium weder erfindungsreicher noch entschlossener. Diese Angelegenheiten ließen sich mit Erfolg nur durch eine allge-

meine Uebereinkunft ausgleichen, wenn man nämlich, wie ich schon gesagt, nach der Julinsrevolution Belgien angenommen, und die Revision der Wiener Traktaten verlangt hätte. Nachdem man diese Gelegenheit aus der Hand gelassen, war nichts mehr möglich ohne Krieg, als jenes Gemenge von Seufzern und Rodomontaden, die zu gleicher Zeit die Polen und die Russen verletzten. Bald erklärten die Minister traurig, man habe wirklich schlimme Nachrichten von der Weichsel, wobei sie wohl nicht daran dachten, daß sie kurz zuvor erst betheuert, sie ständen mit dem Petersburger Hofe auf vollkommen freundschaftlichem Fuße, bald verfielen sie auf das Gerücht von einem glücklichen Erfolg Skrzynecki's in Bewunderung, und legten die Hand an das Degengefäß. Wahr aber ist es, daß ihr Degen in der Scheide blieb, und daß ihre Bewunderung dem Fall von Warschau beiwohnte, wo, wie Jedermann weiß, Alles ruhig war — nach dem Tode. Wenn die Nation das Verlangen auflodern ließ, ihren Waffenbrüdern zu Hülfe zu eilen, so hatte man Feldzugplane bei der Hand, um dieß Verlangen in die Herzen zurückzudrängen. Man schien die Annahme gemacht zu haben, daß Frankreich kindisch geworden; man erzählte ihm, man müsse über die Leiche von Preußen gehen, drei oder vier Jahre siegreich seyn, um nach Warschau zu kommen; als wenn im Kriege ein glücklicher Schlag auf Einem Punkte nicht einen andern angegriffenen Punkt zu befreien vermöchte. Hat nicht schon zwanzigmal ein Sieg am Rheine das Schicksal Italiens entschieden? Haben nicht schon zwanzigmal Friedenstraktate vom Feind besetzte Königreiche vergrößert und wieder hergestellt? Aber nicht einmal um Krieg hatte es sich gehandelt, wenn man die Sache zur rechten Zeit angegriffen hätte; aber dann hätte man auch nicht — ohne mit der That einschreiten zu können — jene unbesonnene Feindseligkeit gegen Rußland an den Tag legen sollen, das stets unser eigentlicher Bu[illegible]sgenosse seyn wird, weil es seine geographische Lage, seine Interessen, seine natürlichen Feinde, die auch die unsrigen sind, dazu machen. Dem Hofe von St. Petersburg muß es am Herzen liegen, das Unrecht des treulosen Ehrgeizes der Kaiserin Katharina wieder gut zu machen, und einen Flecken in seiner und unserer Geschichte zu verwischen, indem es ein Königreich wieder herstellt, dessen unsterbliche Trümmer ewig seine Zerstörer anklagen werden.

Gegenwärtig ist man darauf zurückgebracht zu Gunsten der polnischen Nationalität die Wiener Traktaten anzurufen; das Kabinet von St. Petersburg wird euch erwiedern, daß euch eine solche Gewissens-Zartheit schlecht anstehe, da ihr doch selbst intervenirt seyd, um das Königreich der Niederlande, eine noch weit unmittelbarere Schöpfung der heiligen Allianz zu zerstören. Warschau ist gefallen: wir entledigten uns der Schuld daran durch eine Leichenrede und einige schon trocken gewordene Thränen. Von diesen Thränen schritten wir zur Tröstung und fanden am Ende, daß Polen als Nation nicht existiren könne, in Betracht daß seine Oberfläche zu eben sey. Nun ist aber Frankreich auch ein ebenes Land, von der Schelde wenigstens bis zur Loire, und es ist offenbar unnatürlich, daß wir uns herausnehmen wollen, Franzosen und unabhängig zu seyn, wenigstens in diesem Theil unsres Gebietes. Es wird nicht an Kabinetsstrategen fehlen, die mit der Landkarte in der Hand beweisen werden, daß wir überwunden und getheilt werden müssen, wegen des Laufes der Seine und der Marne. Sprecht zu ihnen von den Erben der Jagellonen und Sobieski, und sie werden euch das Geheimniß ihrer Unfälle lehren, das Geheimniß ihres Heldenmuthes kennen sie freilich nicht. Die Marquis der absoluten Monarchie haben Polen zu Grunde gehen sehen, den Hut unterm Arme, und die Ritter der Wahlmonarchie mit abgezogenem Hute: so viel ist man darin weiter gekommen.

In Betracht Italiens genügte eine einzige Bemerkung, um unsre Billigkeit für seine Politik zu gewinnen. Alle Völker haben mehr oder weniger von unsrer Revolution Vortheil gezogen. Frankreich selbst ist frei geworden; konstitutionelle Regierungen haben sich in Deutschland gebildet; Preußen schuf Gemeindeverfassungen und Provinziallandstände, Dänemark und Norwegen erhielten Verfassungen, eben so die Niederlande, Griechenland, die spanischen und portugiesischen Kolonien emanzipirten sich; Irland zerbrach seine Fesseln, Polen hatte seinen Namen wieder errungen (und welchen Namen!) Nur Italien statt einige Freiheiten zu gewinnen, sah selbst die zu Grunde gehen, deren es vor dem Jahre 89 genoß. Die Republiken Venedig und Genua wurden vernichtet, selbst Lucca ging als Republik unter; Sicilien versammelt nicht mehr sein mittelalterliches Parlament, und selbst die Gemeinden des neapolitanischen Staates verloren ihre Munizipalgerechtsame; eben so erging es der Romagna. Der Papst befand sich dabei in einer sonderbaren Lage. Die Romagnolen standen auf das Gerücht von unsren Julinstagen auf; wir erklärten ihnen, daß nicht ein einziger Oesterreicher ihr Gebiet zu betreten wagen sollte, und alsbald bemächtigten sich die Oesterreicher des ganzen Landes von Bologna bis Ancona. Wir luden hierauf den römischen Hof ein, die Oesterreicher wieder zu verabschieden. „Ich wünschte mir nichts lieber, antwortete er, wenn ich nicht zu schwach wäre, um die Ruhe wieder herzustellen.“ Nun boten wir Truppen von uns an, und man erwiederte uns: „Eure Kokarde würde den Aufstand nur noch weiter verbreiten, statt ihn zu dämpfen.“ Der Papst konnte sich so nicht selbst beschützen, und von den Oesterreichern wollten ihn wir nicht beschützen lassen; und wenn wir seinen Schutz übernehmen wollten, so brachten wir sein ganzes Land zum Aufstande.

Während wir zu den Füßen aller Mächte lagen, und alle Völker uns an ihre Spitze riefen, fanden wir das Geheimniß, uns den Mächten verdächtig zu machen, und das Vertrauen der Völker zu verrathen. Gott behüte, daß ich mich zum Apostel jener Propaganda machen wolle, die um jeden Preis, koste es Blut und Thränen, Anarchie und Ruinen, in allen Ländern gleiche Verfassungen herzustellen vorhat, als ob die Civilisation überall gleiches Niveau erreiche. Dünkt mich doch, ich sähe Schneider, die nur Eine Form und Ein Maß haben und bald auf den Rücken eines Zwerges, bald auf den eines Riesen dasselbe Gewand werfen, das für diesen ein zu kurzer Mantel, für jenen ein schwerfälliges Schleppkleid wird. Jedenfalls sollte man sich abgewöhnen, in den Tag hinein die Völker, die gerechte Klagen laut werden lassen, als Carbonari und Revolutionäre zu behandeln. Lange Zeit haben die Künste die Italiener über den Verlust der Würde des Lebens getröstet; aber soll so großes Genie ewig in den Gesängen der Dichter, in den Meisterwerken der Baukünstler, Maler und Bildhauer eingeschlossen bleiben? Die Päpste, welche die Unabhängigkeit Italiens in den barbarischen Zeitaltern vertheidigten, könnten sie die-

selbe nicht auch in dem aufgeklärten Jahrhundert vertheidigen? Sollte die Freiheit nicht auch einen Leo X haben können, wie die Künste einen hatten? Das Papstthum verlor seine Macht, wie ich in meinen historischen Studien schon sagte, als es aufhörte guelfisch oder volksthümlich zu seyn, und gibellinisch oder kaiserlich wurde. Es wurde aus dem Volke geboren, und entkräftete sich, als es seinen Ursprung verläugnete. So kehre es denn zur Quelle seiner Abkunft zurück; es ergreife die heilige Sache der Freiheit; es fordere, treu seiner uranfänglichen Bestimmung, im Namen des Evangeliums Gleichheit und Freiheit für alle Menschen und das christliche Rom wird, statt in die Katakomben hinabzusteigen, mit neuen Palmen hervortreten; neue Raphaele werden im Vatikan diese neuen Triumphe verewigen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß der in Aegypten gedruckten arabischen, persischen und türkischen Werke.

Nach dem Beispiele Konstantinopels, wo seit einem Jahrhundert eine Druckerei besteht, durch die schon manches Gute verbreitet wurde, hat, wie bekannt, der jetzige Pascha von Aegypten vor ungefähr zehn Jahren zu Bulah, in der Gegend von Kairo, ebenfalls eine ähnliche Anstalt begründet, aus welcher arabische, persische und türkische Werke hervorgehen. Die arabische Sprache ist jene der Eingebornen; die türkische ist die Muttersprache des Pascha's und des größten Theils der Mitglieder seiner Regierung, und die persische wird von vielen Türken und Arabern getrieben.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, die bis jetzt erschienenen Werke, so weit sie uns bekannt wurden, hier zu verzeichnen; denn wenn in der Literatur das gesellschaftliche Leben und Wirken sich ausspricht, so muß Dieß besonders bei einer Nation der Fall seyn, die, so zu sagen, durch die Civilisation neu geboren wird, und die, da sie den bisher verfolgten Ideengang verschmäht, sich jetzt in einer für sie fast neuen Welt befindet. Man wird finden, daß fast alle die angeführten Werke, mit Ausnahme jener, die von den ersten Elementen der Sprache handeln, den Wissenschaften und Künsten des neuern Europa angehören, und Dieß ist besonders mit der Kriegskunst der Fall. In unserm Jahrhundert, wo man vorzüglich materielle Interessen und die Mittel, sich ihrer zu versichern, im Auge hat, dachte die ägyptische Regierung noch nicht daran, die alten historischen und geographischen Abhandlungen der Araber und Perser, die doch einen großen Theil der Nationalliteratur ausmachen, durch die Presse zu vervielfältigen. Bei uns sind diese Werke gerade die geschätztesten. Ein Theil der hier verzeichneten Schriften war früher bereits in Konstantinopel erschienen.

Grammatikalische Werke.

1. Ruhepunkt des Geistes; arabische Grammatik von Ahmed Ibn Massud; ein Band in 8., gedruckt im Jahre der Hedschra 1244 (1828 n. Chr.).
2. Drei arabische Sprachlehren, jede einen Band stark in 8., ohne Namen ihrer Verfasser, im nämlichen Jahre wie oben gedruckt.
3. Arabische Konjugationen; 1 Bd. 8.
4. Abhandlungen über das Präteritum und Imperfectum im Arabischen. 1 Bd. 8. 1244 (1828).
6. Die eben erwähnten sechs Abhandlungen in einem einzigen Bande zusammengedruckt.
6. Eine arabische Grammatik mit Marginalanmerkungen in derselben Sprache; 1 Bd. in 4. 1241 (1825).
7. Die Djarumia, arabische Grammatik; 1 Bd. in 12. 1239 (1825). Diese Schrift ist eine von denen, welche zuerst Aufmerksamkeit in Europa erregten, als man nach der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften sich dort mit den orientalischen Sprachen beschäftigte. Es gibt eine lateinische Uebersetzung und einen Kommentar dieses Werkes von Pater Thomas Obicini von Novara.
8. Kommentar über die Djarumia in arabischer Sprache; 1 Bd. 8. 1242 (1828).
9. Abhandlung über die Philosophie der Sprache; in arabischer Sprache und in Versen. 1 Bd. 12. 1241 (1828).

Wörterbücher.

10. Persisch-türkisches Wörterbuch, von Hayret Effendi, mit angehängter persischer Grammatik, für Türken. 1 Bd. 8. 1242 (1826).
11. Persisch-türkisch-poetisches Wörterbuch, von Wehby. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
12. Disionario italiano ed arabo, che contiene in succinto tutti i voccaboli, che sono più in ùso e più necessari per imperar a parlare le due lingue correttamente; 1 Bd. 4. 1238 (1824). Dieses Werk besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die erste in alphabetischer Ordnung alle gewöhnlichen Worte enthält. In der zweiten Abtheilung findet man einen Theil der nämlichen Worte nach den Gegenständen, die sie bezeichnen, eingetheilt.

Geschichte.

13. Annalen des ottomanischen Reiches, von Wassif Effendi, vom Jahre d. H. 1166 (1752) bis 1189 (1775). 1 Bd. 4. 1243 (1827). Diese Annalen sind schon in Konstantinopel gedruckt.
14. Ottomanische Chronik in türkischer Sprache; von Anveri Effendi, vom Jahre 1173 (1759) bis 1183 (1769). 1 Bd. 4. Dieses ist indeß nur der zweite Theil des Werkes, der einzige, der mir zu Gesicht kam. Er fängt mit Seite 132 an und endet mit S. 265.
15. Versuch über die russische Geschichte, in türkischer Sprache, nach der Geschichte Katharinens II, von Castera. 1 Bd. 4. 1244 (1829). Diese Uebersetzung wurde vor ungefähr zwanzig Jahren von Jakovaki Argyropulo, Beamter beim Divan, bearbeitet. So wie im französischen Werke, stößt man auch hier auf viele Namen von Lokalitäten und auf Titel, die den Orientalen durchaus unbekannt sind. Der Uebersetzer hat Sorge getragen, sie in Randbemerkungen zu erklären; am Schlusse befindet sich eine Tabelle über die Regierung Rußlands und dessen Streitkräfte.

Mohammedanische Religion.

16. Die kostbare Perle Ahmeds, als Kommentar über die Vorschriften Mohammeds; als Kommentar über die Darstellung der muselmännischen Religion, von Mohammed, dem Sohne Pir Ali Berkevi's; durch Kadi Zadeh Ahmed. Text und Kommentar in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1825). Dieses Werk war bereits in Konstantinopel gedruckt.
17. Vorschriften der muselmännischen Religion, in türkischer Sprache, von Durikta. 1 Bd. 8. 1245 (1830).
18. Abhandlung über die muselmännische Religion, in türkischer Sprache, 1 Bd. 8. 1245 (1828).
19. Die kürzesten Wege nach dem Stelldichein der Liebhaber und der Bote der Leidenschaft nach dem Aufenthalte des Friedens, oder Abhandlung des Verdienstes und der Pflichten des heiligen Krieges, d. h. des Krieges, den die Muselmänner verpflichtet sind, gegen jene Völker zu führen, die nicht ihrer Religion sind. 1 Bd. 8. 1242 (1826). Dieses ist in arabischer Sprache und enthält verschiedene gegen die Christen, Juden und Götzendiener gerichtete Stellen des Korans und anderer religiöser Schriften. Es gibt mehrere arabische Abhandlungen derselben Art; der berühmte Bohaeddin, Verfasser des Lebens Saladins, hat ebenfalls eine geschrieben.

Schöne Wissenschaften.

20. Sammlung arabischer Gedichte. 1 Bd. 12. 1242 (1827). Diese Fragmente waren schon früher gesammelt und von B. J. Humbert in Genf mit einer Uebersetzung und Noten versehen, unter dem Titel: Arabische Anthologie, herausgegeben worden. Dieser Wiederabdruck des Werks des Genfer Orientalisten in einem Lande, aus dem ein Theil jener Gedichte hervorgegangen ist, ist der beste Beweis des guten Geschmacks, von dem die ursprüngliche Auswahl geleitet wurde.
21. Der Gulistan des Sadi in persischer Sprache. 1 B. 8. 1243 (1828).
22. Pend-nameh oder das Buch der Rathschläge, in persischen Versen,

vom Scheikh Ferrid-eddin Attar. 1 Bd. 8. 1243 (1828); dieses wurde übersetzt und mit Noten versehen herausgegeben von Silvester de Sacy.

23. Türkische Verse an den jetzigen Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, über seine Thaten. 1 Bd. 12. 1242 (1826).

Briefsteller und Muster gerichtlicher Aufsätze aller Art.

24. Muster von Briefen an Personen jeden Standes, nebst gerichtlichen Aufsätzen aller Art, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8.

25. Die Kunst Briefe zu schreiben, in arabischer Sprache, vom Scheikh Merk, 1 Bd. 8. 1242 (1826).

26. Garten der Sekretäre und Bassin wohlerzogener Personen oder Sammlung von Briefen und Bittschriften aller Art, in türkischer Sprache, von Hayret Effendi. 1 Bd. 4. 1242 (1826). Hayret Effendi war Sekretär eines türkischen Beamten, und seine Briefe werden für Muster gehalten. Diese Sammlung besteht aus acht Gärten oder Büchern, deren erster Briefe an den Sultan enthält; im zweiten sind Briefe an die Großbeamten des Senats, im dritten an den Großwessier, im vierten an den Mufti, im fünften verschiedene Schreiben an die Mollahs und Lehrer in den Schulen enthalten u. s. w.

Schriften über Arithmetik und Geometrie.

27. Abhandlung über die Rechenkunst, in arabischer Sprache, vom Scheikh Schehob-eddin Achmed Ibn Mohammed. 1 Bd. 8. 1241 (1826).

28. Barrâme oder abgeschlossene Rechnungen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 16.

29. Anfangsgründe der Geometrie, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8.

30. Geometrie und Feldmeßkunst, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit lithographirten Tafeln. 1240 (1825).

31. Koptischer und arabischer Kalender. 1 Bd. 18. 1240 (1825).

32. Türkischer Kalender für das Jahr 1245 d. H. (1830) 1 Bd.

Medizin.

33. Anfangsgründe der medizinischen Wissenschaften, in arabischer Sprache, nach der Abhandlung des Fr. Vacca, Professor der Universität Pisa. 2 Bd. 8. 1242 (1826).

34. Das vierte von den fünf Büchern der Abhandlung über chirurgische Operationen, in türkischer Sprache, von Schany Zadeh. 1 Bd. 4. 1244 (1829).

Ackerbau und Industrie.

35. Ackerbauordnung, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).

36. Dasselbe in türkischer Sprache. Dieses Werk handelt von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils, der Aussaat u. s. w.

37. Kunst die Seide zu färben, in arabischer Sprache, nach der französischen Abhandlung von Macquer. 1 Bd. 4. 1238 (1823).

Militärische Schriften.

38. Grundsätze der Disziplin und der Anführung der Truppen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).

39. Waffenübungen der Truppen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1245 (1830).

40. Zweite Vorschrift des militärischen Unterrichts, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1239 (1824).

41. Eine Ausgabe des nämlichen Werks. 1 Bd. 12. 1242.

42. Schule des Infanteristen. 1 Bd. 8. mit Kupfern. 1239 (1824).

43. Der Korporalsdienst, in arabischer Sprache, 1 Bd. 12. 1246 (1830).

44. Sergeantendienst, in arabischer Sprache. 1 Bd. 8. 1244 (1828).

45. Bataillonsschule, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1824).

46. Regimentsschule und Schwenkungen der Linie, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1240 (1824).

47. Von den im Kriege gebräuchlichen Minen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit Zeichnungen. 1239 (1823). Dieses bereits in Konstantinopel gedruckte Werk wurde unter Selim III nach französischen Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand bearbeitet von Hossein Refky, Hülfslehrer an der geometrischen Schule zu Konstantinopel.

48. Kunst, die Bomben zu werfen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8. 1239 (1823).

Schifffahrt und Marine.

49. Abhandlung über die praktische Schifffahrt, in türkischer Sprache, nach dem Französischen des Admirals Truguet. 1 Bd. 12. 1242 (1826). Dieses Werk wurde bereits in Konstantinopel gedruckt. Bekanntlich wurde Herr Truguet, als er noch Schiffskapitän war, von Ludwig XVI nach Konstantinopel geschickt, um den Türken Unterricht in den nautischen Wissenschaften und der Seetaktik zu geben. Diese Abhandlung ist eine von jenen, welche er für dieses noch so unwissende Volk aufsetzte.

50. Marine-Verordnungen, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8., mit Zeichnungen. 1243 (1827).

51. Marine-Verordnungen in türkischer Sprache, vom nämlichen Jahre.

52. Abhandlungen über die Richtung der Kriegsschiffe und ihre Bewegungen. 1 Bd. 4. in türkischer Sprache. 1242 (1826).

53. Marine-Artillerieschule, in türkischer Sprache. 1 Bd. 8.

Die Druckerei zu Bulah wurde nach Angabe des Don Raphael, vormaligen Professors der arabischen Volkssprache an der Schule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris, an der Bibliothek des Königs, eingerichtet. Der Aufseher der Anstalt ist ein Aegypter, der im Jahre 1819 zu gleicher Zeit mit Osman-Bey, jetzt General-Major in Aegypten, studirt hat. Die angeführten Werke leiden indeß noch an manchen Mängeln, wie dieß bei Entstehung eines Instituts zu gehen pflegt. Keines hat ein Titelblatt; vielen fehlt selbst noch der Titel und der Name des Verfassers, kaum daß die Seitenzahlen bemerkt sind. Ohne Zweifel werden die mit der Leitung dieser so nützlichen Anstalt beauftragten Personen nach und nach die verschiedenen noch mangelnden Verbesserungen einführen, und sie dürfen sich hierin nur an europäische Vorbilder halten. Die Druckerei zu Bulah wird bald durch die Mission derjenigen Aegyptier, deren Studien Herr Jomard seit dem Jahre 1826 in Frankreich leitet, einen wohlthätigen Impuls erhalten, denn diese Mission wird fähige Leute liefern, um die für die Civilisation nützlichsten Werke aus dem Französischen ins Arabische zu übersetzen. Schon ist der Scheikh Refaa einer von denen, die sich zu Paris im Uebersetzen vervollkommneten, zu Kairo angekommen und hat sich bereits in Arbeit gesetzt.

So rasch schreitet die Zeit vorwärts; kaum erhält man Nachricht von der arabischen und türkischen Zeitung in Kairo und einer türkisch französischen in Konstantinopel, so erscheint eine ähnliche Zeitung zu Canea auf der Insel Candia. Diese wird in türkischer und neugriechischer Sprache herausgegeben und hat den türkischen Titel: „Begebenheiten auf Kreta." und die griechische Κρητικη Ἐφημερις, Kretisches Journal. Die ägyptische Regierung hat, kaum auf der Insel Candia befestigt, dieses Hülfsmittel für öffentliche Mittheilung eingeführt.

Die vor uns liegende Numer der Zeitung von Candia enthält einige gesundheitspolizeiliche Verordnungen der Regierung für das Land. Wie bekannt, werden nicht nur Europa, sondern auch der Orient, und vorzüglich Aegypten, von der Cholera und andern ähnlichen Uebeln heimgesucht. Herr Bianchi benachrichtigt uns, daß die Behörde Sorge trägt, Alles, was bei uns in dieser Hinsicht geschieht, drucken und an öffentlichen Orten anheften zu lassen. Was für neue Ideen müssen solche Maßregeln in den Gemüthern erwecken!

Das größte Dampfschiff.

Das größte Dampfschiff der Welt wurde unlängst zu Montreal in Unterkanada vollendet, und hat die Bestimmung, auf den St. Lorenzfluß gebraucht zu werden. Es hat 189 Fuß in der Länge, 70 Fuß in seiner größten Breite, 12 Fuß Tiefe ober dem Wasser, und 7 Fuß 9 Zoll unter demselben. Seine beiden Dampfmaschinen sind die größten, die man bisher kennt, und haben 300 Pferdekraft, die bis 450 gesteigert werden kann. Die Herrenkajüte mißt 100 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite, die für die Damen ist nicht viel kleiner, und beide sind höchst geschmackvoll ausgestattet. Es enthält Betten für 90 Passagiere.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 364. 30 Dezember 1831.

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

3. Die Conciergerie.

(Fortsetzung.)

Mein Gefängniß lag gerade ober einem Hofe, in den hinein sich die Fenster oder vielmehr die Schießscharten öffneten, welche bestimmt waren, der „Mausfalle“ (La Souricière) etwas Luft und Licht zu geben. Die „Mausfalle“ ist, so viel ich weiß, ein vorläufiges Gefängniß, wo man Verbrecher in Bausch und Bogen auf einander speichert, bis für jeden Einzelnen das gehörige Quartier ausgemittelt ist. *) Die Mausfalle der Weiber lag meinem Käfig so nahe, daß ein Theil Dessen, was dort gesprochen wurde, mir vernehmlich war. Da hörte ich denn Liebeslieder von rauhen Kehlen gesungen, furchtbare Flüche von sanften jugendlichen Stimmen ausgestoßen; unzüchtige Geschichten von Mädchen erzählt; Erzählungen wahrscheinlich von Mord und Diebstahl in Rothwälsch; neue Romanzen, Barcarolen und Vaudevilles von Weiberchören gesungen, in die sich Parodien, Narretheien, Verwünschungen und schallendes Gelächter mischten. Das Traurigste an diesen Szenen war die wildauflodernde Fröhlichkeit dieser Seelen, die in den Auswurf der Gesellschaft hinabgezogen und selbst zum Schmutz geworden ohne alle Traurigkeit, ohne alle Gewissensbisse, ohne irgend einen Gedanken an Moral oder Zukunft waren ... Eines Tags wurde in dem Gefängnisse größere Bewegung als gewöhnlich laut; die Glocken tönten öfters; regelmäßige Schritte ließen sich vernehmen, Bajonnetten klirrten. Die Thüre einer anstoßenden Kammer wurde mehrmals geöffnet und geschlossen, ich hörte heulen und weinen. Als mich Jakob besuchte, war er in seine Uniform gekleidet. Das Schluchzen in dem benachbarten Gefängnisse dauerte fort; die Weiber in der Mausfalle sangen unaufhörlich. Ich erfuhr von dem Gefängnißwärter, daß ein zum Tode Verurtheilter sich neben mir befinde, daß der Tag zur Hinrichtung gekommen sey und bereits auch die Stunde. Das Schluchzen sey die Bekehrung und Beichte des armen Sünders, der Geistliche beschäftige sich mit ihm, der Verurtheilte liege auf den Knien und erhalte eben von Wein und Verzweiflung berauscht die Absolution; nur zehn Minuten noch lägen zwischen seinem Leben und Tode. Bald darauf setzten sich auch wirklich alle Glocken in Bewegung; ein Rädergerassel erschütterte den Boden und das Gefängniß, ein Gemurmel ferner Stimmen scholl noch herauf, endlich trat wieder die Gefängnißstille ein.

Der Kerker siegte endlich, wie sich wohl denken läßt, über einen sechszehnjährigen Körper, und diese schrecklichen Szenen ließen mir einen unerlöschlichen Eindruck zurück. Der Mangel an frischer Luft und Bewegung, der Kummer Diejenigen nicht mehr sehen zu können, die ich liebte, die feuchte Kerkerluft, machten mich krank. Ein Monat war schon vorüber, der Arzt verlangte für mich Spaziergänge im Gefängnißhofe (préau); Jakob führte mich in einen viereckiglänglichen Hof, der zehn oder zwölf Fuß tiefer als die daranstoßenden Gassen in den Boden eingegraben und von hohen Gebäuden umschlossen war, die alle mit Eisen und behauenen Steinen gepanzert waren. Nackte Füße liefen auf dem feinen Sand umher, mit welchem er bestreut war, rauhe und harte Stimmen fragten, wer ich wohl seyn könne; Männer mit haarigen Armen umringten mich, andere im Hemd ohne irgend ein anderes Gewand als grobe Leinwandhosen lagen auf der Erde ausgestreckt und spielten; einige waren mit jenen kleinen Stroharbeiten beschäftigt, deren Niedlichkeit bewunderungswürdig ist. Ich sah das Laster wieder, wie es mir im heil. Martinssaale begegnet war, aber nur in noch scheußlicherer Gestalt. Im Polizeisaale hatte es doch noch eine Halsbinde, einen Rock, eine halb gesellschaftliche Sprache, noch einige Gewohnheiten der Civilisation; hier zeigte es sich in seiner ganzen Nacktheit und Kraft. Hier redete es nur noch das Rothwälsch, eine schreckliche Verachtung Aller und seiner selbst malte sich auf seinem Gesichte. Eine heiße Habgier funkelte aus den Augen der Spieler. Hier also inmitten des Prunkes und der Ordnung des bürgerlichen Lebens fand sich eine Horde von Wilden, die der Civilisation alle ihre List, alle ihre Hülfsmittel abgeborgt, um sie gegen dieselbe anzuwenden. Diese Gestalten, ihre Fragen, ihr Blick, ihre Bewegungen, ihre

*) Der Verfasser irrt sich hier. Die Souricière ist ein Zimmer, wohin die Gefangenen aus den verschiedenen Gefängnissen gesendet werden, um von den Untersuchungsrichtern vernommen zu werden. Zur Zeit, von der Herr Chasles spricht, und noch lange nachher, war die Mausfalle eine kleine enge Stube, die ihr Licht durch zwei Lucken erhielt, in der zuweilen vierzig bis fünfzig Individuen auf einander gedrängt waren. Im Jahre 1828 wurde dieser Ort zwar vergrößert und erhielt mehr Luft und Licht, allein noch immer bleibt er eine höchst nachtheilige Einrichtung.

A. d. R.

unbekannten Worte machten auf mich einen schrecklicheren Eindruck, als es das Schaffott selbst gethan haben würde.

Man führte mich in diesen Hof nur zweimal, mein dritter Spaziergang fand in einem andern Préau statt, der viel kleiner und in dessen Hintergrund ein mit hohen Mauern umgebener Brunnen war. In den Gefängnissen, deren Luftlöcher auf diesen kleinen Hof herausgingen, befanden sich mehrere wegen politischer Vergehen Angeklagte, unter andern ein Kavallerielieutenant, der stets von der besten Laune, leichtsinnig und unbesonnen, von unverwüstlicher Gesundheit, mit harmlosem Scherz gegen seine Verfolger gewaffnet, mir hinter seinem eisernen Gitter tausend lustige Geschichten erzählte. Als man sah, daß meine Gesundheit sich besserte, warf man mich wieder in mein finsteres Loch. Ich hatte binnen acht Tagen dreimal frische Luft geathmet, Dieß war genug. Meine Gefängnißeinsiedelei dauerte zwei Monate.

(Schluß folgt.)

Chateaubriand über die gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs.

7. Wie benahm sich die Regierung nach Außen.

(Schluß.)

Ich wohnte auf fremdem Boden; wie betrübt war ich, dort an dem Muthe unserer Regierung verzweifeln zu müssen, an jenen Orten, wo der Arm unserer Soldaten die Felsen der Alpen gespalten, um ihren Siegen Bahn zu brechen. Welch ein Thor war ich! Ich bildete mir ein, man wolle aus Geschmack den Frieden um jeden Preis; dem war nicht so: „Frankreich wisse, daß wenn man Deine Ehre so wohlfeil in den Kauf gab, es deßwegen geschah, weil Du nicht im Stande warest sie zu vertheidigen, weil Dir Geld und Soldaten fehlten. Und ihr Fremden, erfahret aus diesem Geständniß, daß wenn ihr mit wohlgeübten und zahlreichen Truppen in das Königreich eindringt, ihr uns schlagen werdet.“

„Ihr guten Leute und romantischen Politiker, sagten andere schmiegsamere Ministerielle, ihr fühlt euch verletzt durch das System unserer großen Herren, ihr hättet gern ein wenig Ehre gehabt, das tägliche Brod des Landes; aber habt ihr auch weiter gedacht? Ehre heißt so viel als Krieg; Krieg, so viel als Bankerott, strenge Maßregeln, Konfiskationen, Schaffotte. Es würde dann der Fall seyn, daß ihr an die Gränze ziehen müßtet, und um euch dahin zu bringen, müßte man Anfangs euch die Kehle abschneiden. Wir predigen euch daher den Frieden aus Mitleid für euch und eure Schwäche, denn außerdem lieben wir den Schrecken; wir hegen in Betracht seiner eine tiefe Bewunderung. Was liegt uns daran, ob man Geld mit Guillotinen oder Worten münzt? Denn um das Geld handelt es sich doch nur im Grunde.“ — Andere ernsthafte Personen, die Prälaten der Quasilegitimität, betrachteten uns als wüthende Hunde, die auf dem Sprung ständen, sich auf Europa zu stürzen, wenn nicht handfeste Knechte uns an der Kette hielten. Dieß ist es, was Franzosen öffentlich ausgesprochen und einbekannt; sie rissen dem Vaterland, ihrer Mutter, das Gewand vom Leibe, sie legten seine geheimen Schäden bloß; sie gaben es dem Gespötte der Mächte Preis; diesen bezeichneten sie uns als eine leicht zu verschlingende Beute oder als Menschen, die nur durch den Schrecken wieder zur Kraft aufgestachelt werden könnten. So wäre also unser früherer Muth, den so viele Eroberungen beurkundeten, nichts gewesen als die Frucht eines hinter unserem Rücken aufgestellten Schreckens, unser Ruhm nichts als die Folge unsrer Verbrechen? „Seyd nur ordentlich, wagte man uns zu sagen, so wird man euch nichts zu leide thun.“ Ein solches Wort konnte aus dem Munde eines Franzosen kommen! Und das Herz derer, die dieses Wort hörten, schlug nicht laut auf! Und das Blut kochte nicht in ihren Adern! Durch Anstrengung, Vernunft und Geduld kann eine Nation ihre verlorne Freiheit wieder gewinnen; aber wie soll sie nach Außen ihre Unabhängigkeit und Ehre wiederfinden, wenn eine wie die andere geopfert worden ist? Will man uns sagen, das Königthum Philipps hänge wesentlich mit diesem Regime der Konzessionen und der Erniedrigung zusammen; jedes andere würde für seinen Thron der Tod seyn; es könne nur von der Schande leben? In diesem Falle sollte aber auch Frankreich nicht die Zeche bezahlen. Wenn das Gebäude des Julius nur auf der Hinopferung der Nationalwürde beruht, so wird es einstürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmal auf Unehre, Triumphbögen die nur mit Koth verkittet, werden nicht auf die Nachwelt kommen.

Mit aller Kraft meiner Vaterlandsliebe protestire ich gegen diese Erklärungen der Quasilegitimisten. Nein, Frankreich braucht nicht vom Henker fortgestoßen zu werden, um in den Kampf zu gehen; nein, es verlangt nicht darnach, sich auf Europa zu stürzen, aber es will sich auch nicht mit Füßen treten lassen. Es wird weder zur Herrschaft Ludwigs XV noch zur Herrschaft Dantons zurückkehren; es wird weder englische Kommissäre in seinen Seehäfen noch Mörder auf seinen öffentlichen Plätzen dulden; es wird Manon Lescaut nur in der Opera, und „die Strickerinnen“ nur auf den Theatern des Boulevards sehen; aber es soll seine Lage kennen lernen, es soll sich nicht durch ein Federspiel täuschen lassen, und wissen was ihm droht.

Zweifeln wir nicht daran; die fremden Mächte, die kaum die Freiheit unserer Presse und unsrer Tribüne unter der Legitimität duldeten, werden sie noch weniger dulden mit dem ausgesprochenen Prinzip der Volkssouveränetät, und mit einer auf der Straße zugesprochenen Krone. Sie können sich verstellen, harren, eine Zeit lang und gewissermaßen entwaffnen; sie können euch sagen, ihr seyd die Heilande Europa's, und euer Stolz ist vielleicht naiv genug, um eine so grobe Fuchsschwänzerei zu glauben; aber wenn ihr den verschiedenen Höfen Zeit gelassen habt, die Revolutionen, die Töchter der eurigen, zu ersticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, wenn ihr ihnen bewiesen habt, daß ihr nicht im Stande seyd den Krieg zu führen, ohne euch in Bankerott und Terrorismus zu stürzen, so habt ihr euch gegen die einfachsten Gesetze der Selbsterhaltung versündigt. Nicht Diejenigen, welche die Ehre Frankreichs vertheidigen, gehören zur Kriegspartei; ihr seyd es, die durch eure Feigherzigkeit euer Vaterland einer neuen Invasion ausgesetzt habt! Freilich werdet ihr jetzt den Frieden haben; man kann nicht Dem, der den Rücken kehrt, den Degen in den Bauch stoßen. Aber will Frankreich auf solche Art den Frieden? In diesem Lande ist die Ehre so zu sagen Autochthon; sie klebt dem Boden an.

Meine Gesinnungen, meine Grundsätze entsprangen nicht aus den Umständen; sie stammen nicht von heute; es sind schon fünf und zwanzig Jahre her, als ich in meiner Reise von Paris nach Jerusalem die Worte schrieb:

„Es ist mit einer Nation nicht wie mit einem Menschen; Mäßigung im Glück und Liebe zum Frieden, die einem Bürger zusagen können, werden einen Staat nicht weit bringen. Allerdings soll man keinen ruchlosen Krieg führen; niemals soll man den Ruhm um Ungerechtigkeit erkaufen; aber seine Stellung nicht benützen, um sein Vaterland zu ehren, zu vergrößern, zu befestigen, ist an einem König mehr ein Mangel an Genie, als eine tugendhafte Gesinnung.“

Was wird man dem Prozesse, den ich unsrer Politik nach Außen anhängen will, entgegensetzen? Die Einrede, man brauche sich nicht darauf einzulassen. „Es ist möglich, wird man sagen, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat, aber der Fehler ist nicht mehr gut zu machen. Es ist daher unnütz, abgedroschene Einwürfe wieder aufzuwärmen, deren bereits das Publikum bei seiner angebornen Beweglichkeit so überdrüssig geworden ist, daß es ihnen keine Aufmerksamkeit mehr schenkt. Die Ereignisse in Polen, Belgien und Italien sind vorbei; die Gelegenheiten, mit Würde aufzutreten sind versäumt; Verträge geschlossen, gesiegelt. Frankreich hat die Bahn des Friedens betreten; da es unaufhörlich wiederholen hörte, der Krieg würde für dasselbe der jüngste Tag seyn, so gefällt es sich jetzt in seiner Schlaftrunkenheit und will nichts mehr von Schlachten hören. Wie könnte man jetzt auf eine abgemachte Sache zurückkommen; wie will man an unsren Nachbarn Händel suchen, um eine Stellung wieder zu gewinnen, die nicht mehr zu gewinnen ist? In der Diplomatie muß man von dem Punkte ausgehen, auf welchem man sich befindet; die ehrenvollsten Bedaurungen sind keine Gründe für einen Staatsmann. Schlucken wir die Schmach hinab; schweigen wir; amüsiren wir uns, so gut es gehen will, und passen wir auf die Zukunft.“

Wenn meine Erörterungen zum Zwecke hätten, das ministerielle System zu stürzen, oder zu zerstören was seit einem Jahre nach Außen geschehen ist; so würden sie nichts als Rekriminationen ohne Schlußfolge und ohne Werth seyn; allein Dieß war nicht meine Absicht. Ich habe die Vergangenheit dem Auge des Lesers vorgeführt; ich habe ein Inventar der schmutzigen Lumpen entworfen, nicht um ein Ministerium mit einem andern Systeme herbeizuführen, (denn was kümmern mich die Minister und ihre Systeme?) sondern um zu beweisen, daß sich die gegenwärtige Monarchie den Todesstoß versetzt hat, indem sie die Nation nach Außen in ihrer europäischen Würde erniedrigte. Man wußte die Energie der neuen Generationen nicht zu benützen; Karl II überlieferte das republikanische England den Armen der Weiber; es scheint, man wollte die Jugend des Julius durch die Entkräftung des Ministerialismus, eine andere Art von Kraftvergeudung, schwächen; aber die Regierungen thürmen so Berge von Verachtung und Haß über ihren Häuptern auf. Das vergangene Gestern, das heute ermüdet und belästigt, wird früher oder später aber zu einer unvermeidlichen Stunde mit Vorwürfen und Reaktionen wieder erscheinen. Frankreich wird nicht immer schlafen: es wird genügen, ihm wie Tasso's Helden einen Schild vorzuhalten, um es aus seinem Schlummer zu reißen. Dann wird diese Heerde von Feigen und Selbstsüchtigen, die es umringt, aus einander stäuben.

Literarische Chronik.

2) Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Quarte volumes in 8vo. Paris 1831.

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns noch übrig, der Herzogin von Abrantes durch jenen Theil ihrer Memoiren zu folgen, der sich über ihren Gemahl, den Bayard des napoleonischen Heeres, verbreitet.

„Von allen Offizieren," sagt die Verfasserin, „die den Generalstab des Generals Bonaparte bildeten, nachdem er zum Befehlshaber der Armee des Innern ernannt worden war, hatte der Oberst Junot das am meisten abenteuerliche, glückliche Geschick. Tapfer bis zum Idealen, trug er frisch noch die Spuren eines Muthes, den ihm auch seine erbittertsten Feinde nicht absprechen konnten. Der General hatte dieß zu würdigen gewußt, und seit dem Anfange seines Glückssternes sah er sich Junot nicht bloß durch Handlungen des Muthes, sondern auch der ehrenhaftesten Redlichkeit verbunden. Es war bei der Belagerung von Toulon, wo der General ihn zuerst hatte kennen lernen, und zwar auf eine Weise, die ihrer Seltsamkeit wegen hier umständlich erzählt zu werden verdient.

„Junot war zu Bussy Legrand, im Departement der Côte d'Or, am 24 September 1771 geboren. Seine Eltern waren gute Bürgersleute, seine Familie hatte Vermögen. Da der Bürgerstand vor der Revolution von 89 seine Söhne nicht in Kriegsdienst treten zu lassen gewohnt war, so sollte Junot Advokat werden. Seine Erziehung begann zu Montbard bei einem braven Manne Namens Heurté, von dem er stets mit Dankbarkeit sprach, und wurde in dem Kollegium von Chatillon-sur-Seine beendigt. Hier war es, wo er Marmont kennen lernte und mit ihm jenen Freundschaftsbund schloß, den nichts ändern konnte, obgleich beide einerlei Laufbahn betreten hatten. Diese Freundschaft endigte nur mit Junots Tod im Jahre 1813. Junot hatte einen ausgezeichneten Charakter, den nicht Alle zu würdigen verstanden, die in seine Nähe kamen, woran er eigentlich selbst Schuld war, und zwar durch einen Fehler, der in der That seinen vielen guten Eigenschaften schadete; dieser bestand in einer ungemeinen Heftigkeit, die äußerst leicht und nur bei einem Scheine von Unrecht, entflammt werden konnte. Eine Fahrlässigkeit im Dienste, eine leichtsinnige Aufführung, eine zweideutige Verwaltung, brachten ihn außer sich, und seine Freimüthigkeit pflegte die Worte nicht zu wägen. Junot hatte eine schöne Seele; er kannte die Lüge nicht, und besaß eine Großmuth und einen Adel der Gesinnung, die seine Feinde als eine Untugend darzustellen sich angelegen seyn ließen. Aber mag seine zahlreiche Familie reden, die fünfzehn Jahre lang keine andere Stütze als ihn hatte; mögen die vielen Invaliden und mit Kindern beladenen Witwen reden, die von ihm Gehalte und Unterstützungen bezogen: sie werden nur die Tugend eines edlen Herzens preisen. Vielleicht wird man denken, daß Parteilichkeit mir die Hand führt, indem ich das Bild meines Gemahls zu entwerfen versuche: ich bin davon frei. Ich folge bloß der Wahrheit; der magische Schimmer, der mich hätte blenden können, ist schon seit vielen Jahren erloschen. Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich die Tugenden anerkenne, die ihm wirklich eigen waren. Er besaß in ausgezeichnetem Grade die Eigenschaften eines guten Sohnes, eines guten Freundes und eines herrlichen Vaters.

„Mit der Revolution betrat Junot seine Laufbahn und ist ganz einer ihrer Söhne. Er zählte kaum zwanzig Jahre, als der erste Trommelwirbel sich hören ließ. Das Kriegsgeschrei erscholl damals von einem Ende des Königreichs bis zum andern; die besonnensten Männer forderten den Krieg; alle waren des Friedens überdrüssig. Wäre Junot nicht mein Gemahl gewesen, so würde ich sagen, wie bald er ein junger Achilles wurde. Es war eine Waffenleidenschaft, die in ihm wie überall erwachte, und ihn augenblicklich das gemächliche thatenlose Leben, das er bisher geführt hatte, vergessen ließ. Damals war es, wo er in das Bataillon der Freiwilligen

der Côte d'or trat, das später so berühmt geworden ist durch die Menge Generale und hohen Offiziere, die aus seinen Reihen hervorkamen. Er hatte zum Chef den liebenswürdigen und unglücklichen Cazotte. Nach der Einnahme von Longwy erhielt sein Bataillon die Bestimmung nach Toulon, das den Engländern entrissen werden sollte. Es war der furchtbarste Augenblick der Revolution. Junot war Sergent der Grenadiere, und war dazu von seinen Kameraden auf dem Schlachtfelde ernannt worden. So oft er mir von den ersten Jahren seines abenteuervollen Lebens erzählte, sprach er von diesem Umstande als der wichtigsten Begebenheit seines Lebens. Mit dem Ausdrucke, der unwiderstehlich überzeugt, weil er vom Herzen kommt, sagte er, daß er auf seiner ehrenvollen Laufbahn über Nichts so außer sich vor Freuden gerieth, als darüber, daß seine Kameraden, so tapfer wie er selbst — wie er zu sagen pflegte — ihn zu ihrem Sergenten erwählten, welche Wahl auch der Befehlshaber des Regiments bestätigte.

„Um diese Zeit war es auch, daß eines Tags ein Artillerieoffizier, der vor wenigen Tagen von Paris gekommen war, um unter dem Befehle des verständigen Cartaux die Belagerungsarbeiten der Artillerie zu leiten, bei dem Wachtposten der Batterie der Sansculotten von dem Offizier einen jungen Unteroffizier verlangte, der zugleich Herz und Kopf auf der rechten Stelle habe. Sogleich rief der Lieutenant „das Ungewitter“ — La Tempête — und Junot trat hervor. Der Artillerieoffizier heftete auf ihn jenen Blick, der damals schon seine Leute zu erkennen schien. „Du wirst Deine Uniform ausziehen,“ sagte der Offizier, „und dort hingehen, um diesen Befehl zu überbringen.“ Hiebei zeigte er mit der Hand nach einem entfernten Punkte der Küste und erklärte ihm, was er zu thun habe. Der junge Sergent wurde glühendroth wie eine Granate, seine Augen blitzten. „Ich bin kein Spion,“ erwiederte er, „suchen Sie einen Andern als mich, Ihre Befehle auszurichten.“ Mit diesen Worten trat er zurück. — „Du widersetzest Dich meinem Befehle?“ sagte der Offizier. „Weißt Du, was Dir bevorsteht?“ — „Ich bin bereit zu gehorchen,“ erwiederte Junot, „allein ich werde nur gehen, wohin Sie mich senden, in meiner Uniform oder gar nicht. Das ist noch Ehre genug für diese . . . Engländer.“ Der Offizier lächelte, indem er ihn aufmerksam betrachtete. „Sie werden Dich erschießen,“ sagte er. — „Was geht Das Sie an? Sie kennen mich noch zu wenig, wenn Sie sich darum kümmern, und was mich betrifft, so ist es mir einerlei. Also ich gehe wie ich bin, nicht wahr?“ Und indem er auf seine Patrontasche schlug, setzte er hinzu: „Mit meinem Säbel und den Zuckerkörnern da wird wenigstens die Unterhaltung nicht schläfrig werden, wenn die Herren Lust haben anzubinden.“ Mit diesen Worten machte er sich singend auf den Weg. Als er fort war, fragte der Offizier, „Wie heißt der junge Mensch?“ — „Junot.“ - „Er wird seine Bahn machen.“ Der Offizier schrieb den Namen des Sergenten in seine Schreibtafel. Es war ein Ausspruch von nicht geringem Gewichte; denn man wird leicht errathen, daß der Artillerieoffizier niemand Anders war, als — Napoleon.

„Einige Tage später befand sich Junot in derselben Batterie der Sansculotten, als Bonaparte Jemand verlangte, der eine schöne Hand schreibe. Junot trat aus dem Gliede und vor den Offizier hin. Bonaparte erkannte den Sergenten wieder, der schon einmal seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er zeigte Theilnahme für ihn und befahl ihm, sich niederzusetzen, um einen Brief zu schreiben. Bonaparte diktirte, und kaum war er zu Ende, als eine von den Engländern geworfene Bombe kaum zehn Schritte von ihnen platzt, und den Schreiber und seinen Brief mit Erde bewirft. „Gut,“ sagt Junot lächelnd, „wir haben ohnehin keinen Streusand.“ Bonaparte warf seinen Blick auf den jungen Sergenten; er war ruhig und nicht einmal erschrocken. Dieser Umstand entschied sein Glück. Er blieb fortan an der Seite des Artilleriekommandanten und kehrte nicht mehr zu seinem Bataillon zurück. Später als Bonaparte nach der Einnahme der Stadt zum General ernannt wurde, wünschte Junot sich für sein braves Benehmen während der Belagerung nichts mehr als zum Adjutanten ernannt zu werden, indem er den niedrigern Rang dem höhern vorzog, den er hätte erlangen können, wenn er bei seinem Regimente geblieben wäre. Aber dann hätte er Bonaparte verlassen müssen und Dieß konnte er nicht mehr. Junot hatte eine Seele voll Feuer und ein edles Herz. Er schloß sich bald seinem General mit einer Innigkeit an, die zur Vergötterung wurde. Ohne ermessen zu können, welchen Riesen er vor sich hatte, errieth sein durchdringender Verstand doch, daß er es mit einem großen Manne zu thun habe. Ich habe noch den Brief in meiner Hand, den Junots Vater, beunruhigt über den Entschluß seines Sohnes, im Jahre 1794 an ihn schrieb; indem er sich nach dem Manne erkundigte, dem er sich angeschlossen hatte. „Warum hast Du,“ schrieb der ehrliche Mann, „den General Laborde verlassen? Warum verließest Du Dein Korps? Wer ist dieser General Bonaparte? Wo hat er gedient? Niemand kennt ihn.“ — Junot erwiederte: „Sie fragen mich, Wer der General Bonaparte ist? Ich könnte antworten, wie Santeuil: „Um zu wissen, Wer er ist, muß man er selbst seyn!“ Uebrigens kann ich Ihnen soviel sagen, daß er einer von den Männern ist, mit denen die Natur sparsam umzugehen pflegt, und die sie nur von Jahrhundert zu Jahrhundert dem Erdkreise gibt.“““

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zeitungen aus Bombay melden die Ankunft des Lieutenant Burnes bei Runschit Sing, dem Könige der Sikhs, an den er im Namen des Königs von England mit Geschenken für den Fürsten von Lahore gesendet worden war, um zwischen den englischen Besitzungen und den Ländern des Mahraschah's Handelsverbindungen anzuknüpfen. Lieutenant Burnes traf am 18 Julius in Lahore ein. Unter den Geschenken für den Mahrattenfürsten befanden sich einige Wagenpferde und Sir John Malcolms Staatswagen, den man zu diesem Zwecke kurz nach Sir John's Abreise nach England gekauft hatte. Lieutenant Burnes wurde von Runschit mit vieler Auszeichnung aufgenommen; eine große Heerschau war zu Ehren seiner Ankunft veranstaltet worden, und als er in Runschits Palast anlangte, wurde er von dem Fürsten der Sikhs umarmt. Der englische Gesandte überreichte sodann seine Schreiben, und ließ die fünf großen Pferde vorführen, über deren Größe Runschit Sing höchlich erstaunt war; so daß er sie für ein Mittelding von Elephant und Pferd anzusehen geneigt schien. Die günstige Aufnahme, welche Lieutenant Burnes allerwärts im Gebiete Runschit's erfuhr, lassen hoffen, daß ein freundschaftlicher Verkehr zwischen seinen und den englischen Besitzungen sich eröffnen wird. Runschit ließ den Generalgouverneur dringend zu einer Zusammenkunft an den Ufern der Schumna einladen, die demnächst statt finden soll.

*

Das von Beranger an Chateaubriand gerichtete Gedicht (s. Ausland S. 1124.) wurde von einem sechszehnjährigen jungen Manne, Telemach Lafonte ins Lateinische übersetzt, wofür der Dichter an den Vater des Uebersetzers folgende merkwürdige Zeilen als Danksagung erließ:

Paris, 24 November 1831.

„Was thaten Sie, mein Herr? Sie erneuerten einen meiner Schmerzen und Beschämungen. Die Güte, mit welcher Sie mir das von Ihrem Herrn Sohne übersetzte Gedicht übersandten, zwingt mich zu gestehen, woran Sie ohne Zweifel nicht zweifeln werden, daß ich kein Wort lateinisch verstehe. Ich habe nie eine Erziehung erhalten, und hätte man mich nicht das Drucken lernen lassen, so würde ich wahrscheinlich auch nicht einmal die Orthographie erlernt haben. Ohne den Muth zu haben, in meinem schon vorgerückten Alter das Versäumte nachzuholen, erröthete ich stets über das Unglück, nicht mit den großen Männern des Alterthums vertraut werden zu können. Glücklicherweise habe ich viele Freunde, die nicht so unwissend sind wie ich, und diese versicherten mich, daß die lateinischen Verse Ihres Herrn Sohnes, als eines so jungen Mannes nicht wenig wirkliches Verdienst haben, und daß ich mir wegen des Glückes, womit Ihr Herr Sohn meine Gedanken in die Sprache Horazens und Virgils übertragen, schmeicheln dürfe u. s. w.“

*

Nach Berichten aus Bombay haben dort wieder neuerdings drei Suttis stattgefunden. Eine Frau von 18 Jahren stürzte sich in den Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Mannes verzehrte, obgleich ihre Freunde Alles aufboten, sie zurückzuhalten. Der Mann war an der Cholera gestorben. Ein gleicher Fall ereignete sich mit zwei andern Weibern. Die englischen Distriktsbehörden haben die Verwandten der Weiber, welche der Besteigung des Scheiterhaufens beiwohnten, vor Gericht gezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 365. 31 Dezember 1831.

Walter Scott's neueste Romane.

(Fortsetzung.)

Die von dem Kaiser Alexius beabsichtigte Lehenshuldigung der Kreuzfahrer, und die dabei vorgefallene Entweihung des kaiserlichen Thrones, erzählt der Dichter in folgender lebensvollen Schilderung.

„Obgleich Alexius wenig Hoffnung hatte, eines so derben Schlages von Kriegsleuten, die unter sich selbst so uneinig waren, und ihrer hochfahrenden Anführer, die in völliger Unabhängigkeit von einander standen, Herr zu werden, so versäumte er doch nicht mit eben so viel Eile als Gewandtheit die von Godfried und seinen Waffengefährten gegebene Erklärung zu benützen, daß nämlich der griechische Kaiser das Recht habe, von Allen, die nach Palästina in den Krieg zogen, den Lehenseid zu fordern, so wie er auch der natürliche Lehensherr aller Provinzen sey, die im Verlaufe dieses Zuges erobert würden. Vor Allen war der Kaiser entschlossen, diese Feierlichkeit so öffentlich zu machen als möglich, und dabei einen Glanz und eine Pracht zu entfalten, die unfehlbar einen lebhaften und dauerhaften Eindruck auf die Gemüther hervorbringen mußten.

Eine der großen Terrassen, die sich längs der Küste der Propontis hinziehen, war als Schaubühne dieser prachtvollen Feierlichkeit ausersehen. Man errichtete auf derselben einen glänzenden Thron für den Kaiser. Bei dieser Gelegenheit bemühten sich die Griechen, die genaueste Beobachtung der Etikette, auf die ihre Eitelkeit so großes Gewicht legte, dadurch unverbrüchlich zu machen, daß sie rings umher keinen andern Sitz errichteten; denn Niemand als der Kaiser sollte sitzen dürfen. Um den Thron des Comnenen waren nach ihrem Range die verschiedenen Würdenträger seines glänzenden Hofstaates aufgestellt vom Protosebasten und Cäsar an, bis zum Patriarchen und bis auf Agelastes, *) der in seinem einfachen Gewande gleichfalls der Feierlichkeit beiwohnte. Hinter dem Kaiser und seinem Hofe standen die Reihen der ausgewanderten Angelsachsen, die für diesen Tag verlangt hatten, ihre silbernen Harnische ablegen und dafür Panzerhemde und Brustharnische von Stahl tragen zu dürfen. Sie wünschten, wie sie sagten, an diesem Tage den Kriegsleuten sich selbst als Krieger zu zeigen. Man hatte ihnen dieß um so lieber bewilligt, als man nicht gewiß seyn konnte, ob nicht irgend ein geringfügiger Vorfall die Harmonie unter so leicht entzündlichen Gemüthern stören würde, die sich hier zusammen fanden.

Hinter den Wäringern und in größtmöglicher Anzahl waren die griechischen oder römischen Kohorten aufgestellt, die den Namen der „Unsterblichen“ führten, eine Benennung, welche die Römer ursprünglich von den Persern entliehen hatten. Die gewaltigen Gestalten, der stolze Helmschmuck und die reiche Kleidung dieser Leibwache hätten den fremden Fürsten allerdings einen sehr hohen Begriff von ihrem Muthe beibringen können, wenn man nicht hätte bemerken müssen, daß diese Soldaten jeden Augenblick ihre Reihen zu verlassen geneigt waren, um mit einander zu plaudern; was einen auffallenden Kontrast mit der festen und unbeweglichen Haltung, und dem ununterbrochenen Stillschweigen der Kriegszucht gewohnten Wäringer bildete, die gleich eben so vielen eisernen Bildsäulen anzusehen waren.

Der Leser stelle sich also diesen mit aller Verschwendung orientalischer Pracht errichteten Thron vor, der von fremden und einheimischen Heerschaaren des Kaiserreiches umgeben war, indeß Geschwader leichter Reiterei im Hintergrunde hin und her wogten und fortwährend ihre Aufstellung veränderten, um dem Auge als größere Massen zu erscheinen, ohne ihre Anzahl genau berechnen zu lassen. Zwischen den Staubgewölken hindurch, die ihre Schwenkungen aufwirbelten, erblickte man Fahnen und Standarten, unter welchen man das berühmte Labarum, das Siegesunterpfand der kaiserlichen Heere bemerken konnte, das indeß seit geraumer Zeit Einiges von seiner Wunderkraft verloren zu haben schien. Die mächtigen Kriegergestalten des Abendlandes, die das griechische Heer vor Augen hatten, behaupteten übrigens, daß die vor den Reihen aufgestellten Paniere für noch zehnmal so viel Soldaten ausreichen würden.

In der Ferne zur rechten Seite des Thrones ließ eine zahlreiche Schaar europäischer Reiterei, die sich am Meeresufer aufgestellt hatte, die Kreuzfahrer wahrnehmen. Jeder Kreuzfahrer, der zu Hause einen Thurm besaß, und sechs Lanzen in seinem Gefolg hatte, würde geglaubt haben, daß seiner Würde zu nahe getreten werde, wenn nicht auch er berufen würde, um in die Hand des griechischen Kaisers die Lehenshuldigung abzulegen, und von seiner Krone die Länder zu Lehen zu tragen, die er eben so gut

*) Dieser Hofcyniker wird den Lesern noch aus dem „Abend in den Gemächern der Anna Comnena“ erinnerlich seyn.

Anm. d. R.

zu erobern hoffte, als Gottfried von Bouillon oder Hugo der Große Graf von Vermandois. Obgleich sie sich so beeiferten, Alexis die Huldigung abzulegen, die ihm weit mächtigere Fürsten leisteten als sie, so schienen sie doch zu gleicher Zeit in einem seltsamen Widerspruch damit zu wünschen, es möchte sich ein Mittel finden, um bemerklich zu machen, daß sie diese Eidesleistung nur als einen Scherz betrachteten, und daß die ganze Feierlichkeit in ihren Augen Nichts als ein eitler Prunk sey.

Die Kreuzfahrer oder wie die Griechen sie nannten, die Grafen (dieser Titel war unter ihnen am häufigsten) mußten sich links von ihren Schaaren nähern, und einzeln nach einander vor dem Kaiser vorbeiziehen, indem so Jeder den Lehenseid aussprach, wie man zuvor darüber einig geworden war. Gottfried von Bouillon, sein Bruder Balduin, Bohemund von Antiochien und verschiedene andere vornehme Kreuzfahrer, waren die ersten, die diese Feierlichkeit vollzogen. Gleich darauf aber stiegen sie von ihren Rossen und blieben zunächst am Throne des Kaisers stehen, um durch die Würde ihrer Gegenwart zu verhindern, daß nicht Einer ihrer zahlreichen Waffengefährten sich während dieser Feierlichkeit eine ungeziemliche Verhöhnung erlaube. Andere Kreuzfahrer von niederem Range nahmen gleichfalls ihren Platz in der Nähe des Kaisers ein, theils aus Neugierde, theils um zu beweisen, daß auch sie so gut wie ihre Anführer von höherem Range gleichen Anspruch auf dieses Vorrecht hätten.

So standen also in geringer Entfernung große Schaaren griechischer und europäischer Krieger einander am Gestade des Bosporus gegenüber, beide völlig verschieden in Sprache, Waffen und Aeußerem. Nach einiger Zeit bewegten sich jene von den Franken, welche bereits den Lehenseid geleistet hatten, ohne gerade besondere Ordnung zu halten, nach einem Uferdamme, wo zahllose Galeeren und kleinere Schiffe versammelt lagen, um die kriegerischen Pilgrime nach dem jenseitigen Ufer der Meerenge überzusetzen und auf dem Boden jenes Asiens zu landen, wohin sie so inbrünstig zu gelangen sich sehnten, und von wo wahrscheinlich nur wenige zurückkehren sollten. Die Schönheit der Schiffe, welche sie an Bord zu nehmen bestimmt waren, die Bereitwilligkeit, mit der man ihnen Erfrischungen reichte, die schmale Wasserfläche der Meerenge, die sie zu durchschneiden hatten, die Aussicht demnächst den heiligen Kriegsdienst anzutreten, und sich hiedurch des gethanen Gelübdes zu entledigen, wornach sie so sehnlich verlangten — Alles trug dazu bei, unter diesen Kriegern die Fröhlichkeit zu beleben und Gesänge und der kriegerische Schall der Instrumente mischten sich in das Geräusch der Ruder, welche die Abfahrt ankündigten.

(Fortsetzung folgt.)

Paris
oder
das Buch von Hundert und Einem.

5. Die Conciergerie.

(Schluß.)

So lernte ich die Conciergerie kennen, eine große Lehre für das Leben eines Menschen und wenn dieser Mensch unschuldig und voll junger Hoffnungen ist — eine Lehre, die ihm eine bittere und unauslöschliche Traurigkeit zurückläßt. Die Unglücklichen, die der Verschwörung schuldig waren, in die man mich verwickeln wollte, wurden zur Verbannung oder zum Schaffotte verurtheilt. Was mich betrifft, so lag ich eines Morgens — mein Knabenstolzismus reichte endlich nicht mehr aus — auf meinem Bette ausgestreckt, ich hörte die benachbarten Glocken von Notre Dame, und sah schmerzvoll in den langen breiten Sonnenstreif, der in meinen Kerker drang — plötzlich überraschten mein Ohr schwerfällige, aber schnellere Tritte als gewöhnlich. In einem Gefängnisse ist Alles regelmäßig. Ein Gefängnißwärter geht wie der Perpendikel einer Uhr, ohne sich jemals zu übereilen. Jakob drehte auch dießmal seinen Schlüssel schneller im Schlosse um als gewöhnlich.

„Sie können gehen," sagte er als er eintrat, „ein Fiaker wartet unten."

Ich wußte in der That kaum, was ich mit meiner Freiheit anfangen sollte, so betäubt war ich von dieser Neuigkeit, und es ist nicht die mindeste Uebertreibung, wenn ich sage, daß ich von meinen Empfindungen und Gedanken dieses Tages keine Rechenschaft zu geben weiß. Jakob half mir mein kleines Bündel packen; ich ließ mich willenlos von ihm führen. Ich fand meine Mutter im Bette sehr krank; sehr gut erinnere ich mich noch ihrer Küsse und Thränen, nicht so deutlich der durchdringenden Frische des Maimonats, des duftigen Gartens, wo ich meinen Vater umarmte, der tiefen Rührung, die den Greis überwältigte, und der seltsamen Trunkenheit, die nach zwei Monaten einsamer Finsterniß meinen Körper durchschauerte, und in mir das Leben durch das allzu mächtige Gefühl des Lebens und Glückes auszulöschen drohte. Noch erinnere ich mich auch der Worte meines Vaters: „Du hast nichts mehr in Frankreich zu thun: man würde Dich stets beobachten, Du wirst nach England gehen."

Reisen, Arbeiten und Leiden, nichts vermochte die Erinnerung an die Conciergerie zu verlöschen. Im Jahre 1831 wollte ich sie wieder sehen. Es war nicht mehr das mittelalterliche Verließ; die Civilisation hatte auch diese Spur der Barbarei verlöscht. Man gebe diesem Hause der Gerechtigkeit einen andern Namen. Die Conciergerie besteht nicht mehr.

Gegenwärtig gelangt man zur Conciergerie nicht mehr durch den Hof des Justizpalastes. Kein finsteres Einlaßpförtchen ist mehr zu sehen, keine Grabeslampe mehr. Die Conciergerie hat ihren Haupteingang auf dem Quai de l'Horloge. Die kleine niedere Thüre wird nicht mehr benützt. Ein ungeheures Gitter dient als Pforte. Der Ort hat seinen ganzen Charakter verloren; die Stiegen sind gemächlich, die Luft hat freien Durchzug; die Pistole ist wohlfeiler, man könnte die Gefängnißknechte für Krankenwärter eines Spitales halten. Ich sah fünf oder sechs Frauen ganz gemach im Preau spazieren gehen, der für sie allein bestimmt ist. Das unter die Gefangenen vertheilte Brod ist gutes Kommißbrod. Ich weiß nicht, ob noch die alte Unmenschlichkeit der Kerkermeister fortbesteht; ein Mißstand aber findet sich dort noch: nämlich der, daß die Gefangenen statt auf Leintüchern in Säcken schlafen müssen. Es ist doch ein wenig zu arg, einen Unglücklichen in eine von drei Seiten eingenähte Leinwand einzusacken. Uebrigens herrscht im ganzen Gefängnisse vollkommene Reinlichkeit.

Der Fortschritt, der zwischen den Jahren 1815 und 1831 in der materiellen Wohlfahrt der Gefangenen vor sich ging, ist nicht zu verkennen. Allein der moralische Zustand ist noch derselbe. Man erkennt in dem Préau noch alle Gestalten von 1815. Das große Problem, der durch eine große Hauptstadt (der unermeßlichen Werkstatt aller Verbrechen) genährten Unsittlichkeit heilsam entgegenzuwirken, ist noch bei Weitem nicht gelöst.

Zu meiner Zeit waren es die Bonapartisten und Liberalen, die man durch einander in die Conciergerie warf; nur Eine Meinung war es, die man verfolgte. Die politische Wuth gab sich so auch durch schreiende Ungerechtigkeiten kund, wie denn auch ich ein Opfer derselben war. Gegenwärtig malt sich der Wirrwar unsers sozialen Lebens, das Chaos unsers moralischen Zustandes im Schoße der Conciergerie mit bizarren Farben. Während unsrer letzten Stürme konnten sich dort Valerius, der Vicar von Saint Metard und Herr Cavaignac die Hand geben und über Einer Tafel speisen. Seltsames Abbild unsers heutigen Staatslebens und der entgegengesetzten Elemente, die sich darin bewegen. Wollt ihr eine Epoche, einen Staat in nuce? Geht in ein Gefängniß.

Versuch einer Statistik von China.

5. Budget von China.

Einnahme.

Die Steuern und der Tribut werden in Geld und Getreide oder Reis erhoben; die Geldsteuer in „Taels," einer Münze ungefähr 8 Franken an Werth. Ein großer Theil der Einnahme in Getreide und Reis wird in den öffentlichen Speichern niedergelegt, und man hält hiervon immer einen Vorrath von 30 Millionen Seis, ungefähr 5550 Millionen französische Pfunde: ein Sei ist gleich 185 Pfund. Diese Masse von Getreide und Reis ist für den Unterhalt der Truppen, und im Fall von Mißjahren für den Bedarf des Volkes bestimmt. Diesen Theil der Einnahme kann man auf folgende Art anschlagen: Getreide 25,471.164 Seis; Reis 5.115,625 Seis; zusammen 30.596,789 Seis Getreide und Reis, oder 6.658.804.805 Pfund, was in Geld eine Summe von 11.112.551 Taels oder 128,893.648 Franken ausmacht. Ländereien bezahlen 5 Franken 30 Centimen für den Mou (ein Mou ist der siebente Theil eines Morgens). Die übrigen Auflagen werden von Salz, Kohlen u. s. w. erhoben, und zwar von den verschiedenen Provinzen in folgenden Beträgen: Provinz Pe-Tschi-Li 3,114.770 Taels; Chan-Si 3.339.724; Chen-Si 1.699.332; Chan-Tung 5.526,763 Taels und 355.963 Seis Getreide; Kan-Su 658.652; Kiang-Su 3,256.982; An-Hoei 2.550,076; Ho-Nan 3.177.409 Taels und 652,615 Seis Getreide; Kiang-Si 2,108.665 Taels und 795.063 Seis Getreide; Sse-Tschuan 651.623; Tsche-Kiang 3,607.573 Taels und 678,320 Seis Getreide; Hu-Nan 947,505 Taels und 678.320 Seis Getreide; Hu-Pe 1,193.694 Taels und 96.934 Seis Getreide; Fu-Kian 2,158.358; Kuei-Tschen 121.548; Yun-Nan 450.655 Taels und 227,626 Seis Getreide; Kuang-Si 489,429; Kuang-Tung 1,415.224 Taels. Folglich beläuft sich die Gesammtsumme der Abgaben in Geld auf 33.288.476 Taels oder 266.616.448 Franken; die Abgaben in Getreide betragen 4.230.959 Seis oder 782,707.255 Pfund. Ferner betragen die in den öffentlichen Speichern niederliegenden Getreidesorten 30.596,789 Seis oder 5.658.804.805 Pfund, folglich eine Hauptsumme von 34.827.748 Seis oder 6.441.512.060 Pfund, was zum gewöhnlichen Reispreis eine Summe von 74.400.607 Taels oder 595.204.856 Franken ausmacht.

6. Jährliche Ausgaben für das Civildepartement.

Die Städte in den oben angegebenen Provinzen des Reichs werden in Städte Fu, oder ersten Ranges, in Städte Tschen, oder zweiten Ranges, und in Huan oder Städte dritten Ranges eingetheilt. — Die Zahl sämmtlicher Ober- und Unterbeamten, aller Provinzen des Reichs, die Mandarine eingerechnet, beläuft sich auf 9,222, deren jährliche Besoldung eine Summe von 3,614,903 Taels oder 28,917,624 Franken ausmacht.

Die Zahl der Städte beträgt 1659, nicht 2000 wie de Guignes und Pinkerton angeben; unter diesen befinden sich 114 Große, oder Städte ersten Ranges. Ich habe nur 18 Provinzen oder vielmehr Gouvernements gerechnet, obgleich Sir George Staunton und andere gelehrte Sinologen drei mehr angeben, nämlich: Sching-King (Mukden), Hing-King (Yenden), und He-Lung-Kiang, die aber nicht zum eigentlichen China gehören. Einige dieser Provinzen sind größer, reicher und bevölkerter, als manches mächtige europäische Königreich.

7. Jährliche Ausgaben für das Militärdepartement.

Provinzen:	Zahl der regulären und irregulären Truppen, die Offiziere und militärischen Mandarine mitgerechnet.	Sold. *)
King-Sse, die Hauptstadt oder kaiserliche Stadt	26,150	434,272 Taels
Pe-Tschi-Li	151,000	2,470,807 —
Chen-Si	104,000	1,759.677 —
Chan-Si	55,000	875,600 —
Chan-Tung	35,000	582,814 —
Kan-Su } das alte Kiang-Nang. An-Hoei }	132,000	2,182,707 —
Ho-Nan	24,051	395,615 —
Kiang-Si	39,000	641,339 —
Sse-Tschuan	85,000	1,402,162 —
Tsche-Kiang	56,000	967,402 —
Hu-Nan } das alte Hu-Kuang Hu-Pe }	51,000	844,990 —
	37,000	621,254 —
Fu-Kian	76,000	1,228,006 —
Kuei-Tscheu	70,000	1,161,105 —
Yun-Nan	55,000	892,679 —
Kuang-Si	42,000	728,268 —
Kuang-Tung	99,000	1,582,654 —
Summe	1,256,201	20,812,341 Taels

oder 166.498,728 Franken.

Die Marineausgaben, die unbestimmt sind, habe ich hier nicht gerechnet.

Die Summe der Einnahmen aller Art, den Werth des aufgespeicherten Getreides nicht mitgerechnet, beträgt 33,288.276 Taels, die Civil- und Militärausgaben betragen 24,427,544 Taels, ferner für jährliche Arbeiten am gelben Fluß (Hoan-Ho) 2.000.000; jährliche Unterhaltungskosten der Gärten Yuen-Ming und Dsih-Hu 1.000.000, folglich belaufen sich die sämmtlichen jährlichen Ausgaben auf 27.427.544 Taels oder 219,420.352 Franken, demnach bleibt also ein jährlicher Ueberschuß von 5,860,732 Taels oder 46.865.856 Franken.

Diesen Ueberschuß verschlingen die Besoldungen der Minister, die Ausgaben, welche das Collegium Han-Lin, welches aus 282 Offizieren besteht, erfordert, und endlich der kaiserliche Hof. Rechnet man die in den öffentlichen Speichern niedergelegten Abgaben an Getreide, so kann man die Hülfsquellen China's, die sich auf 74.400,607 Taels oder 595.204.856 Franken belaufen, mit Zurechnung der 266.306.258 Franken sonstiger jährlicher Einnahme, auf 861.511.064 Franken anschlagen.

Die Abgaben welche in Kuan-Tschen-Fu (Kanton), Ngao-Men (Macao), Ning-po oder Emoi **), Formosa, oder Tai-Uan von den Frem-

---

*) Die Truppen werden folgendermaßen bezahlt: ein Infanterist bekommt 8 Franken und 3 Maß Reis, und ein Kavallerist 16 Franken und 6 Maß Reis monatlich, außer der Fourage und andern Gegenständen, die von den Einwohnern geliefert werden müssen.

**) Die Europäer werden nur in Canton, Wampu, Linting und Macao aufgenommen, die spanischen oder europäischen Schiffe unter spanischer Flagge, und mit einer Erlaubniß von Manilla versehen, werden auch in Emoi eingelassen; Emoi ist ein Hafen der Provinz Fo-Kien, der großen Insel Formosa gegenüber; von dort laufen die nach Japan handelnden Schiffe aus.

den erhoben werden, tragen ebenfalls beträchtliche Summen ein; zu Kanton sechs Millionen. Hierher muß man noch rechnen den Verkauf öffentlicher Aemter, die Einnahme der Douanen an den Gränzen und auswärts; ferner die von den Nebenstaaten eingehenden Abgaben, 50 Millionen Franken Auflage auf Seide, verschiedene andere Stoffe und Produkte.

Die Einkünfte von den Domänen des Kaisers, das Monopol des Jin-Shen (Ginseng eine Wurzel welcher die Chinesen große Heilkräfte zuschreiben), die Konfiskationen, die Geschenke und andere geringe Einnahmen, sind in dieser allgemeinen Angabe nicht mitgerechnet.

Wir hätten eine Uebersicht dieser verschiedenen Einkünfte, so wie von der Bevölkerung der 1659 Städte von China, aus der zweiten Edition des Werkes von Uang=Kuoi=Sching geben können, das während unsers Aufenthaltes in China zu Canton und Macao erschien; aber wir haben gute Gründe zu glauben, daß dieser Theil jenes Werkes viel weniger genau ist, als der, der von den Finanzen handelt. So glauben wir auch, daß die Gesammtsumme der Einkünfte des ganzen Reichs sich auf 1000 Millionen Franken beläuft, eine Summe, die dem gewöhnlichen Budget von Frankreich gleichkommt; daß diese Einkünfte die Ausgaben um Vieles übersteigen, und daß die Habgier der Beamten, die noch überdieß schlecht bezahlt sind, einen guten Theil unterschlägt; allein zu den 79,600,000 Liang oder Taels jährlicher Einkünfte die Martucci von China angibt, fehlt noch Viel; dieß wäre eine Summe, die ungefähr 5 Milliarden Franken gleichkäme.

8. Christen in China.

Die letzte Zählung der Christen in China ist nicht ohne Interesse für uns. Man zählt dort 64,527 Christen, die 40 chinesische und 14 europäische Priester, 56 Knaben= und 48 Mädchenschulen, ein kleines Seminar im Collegium von St. Joseph in Macao und eine von dem verehrungswürdigen Abbé Lamiot gehaltene Schule in derselben Stadt haben. Er war es, der im Jahr 1829 vier junge Chinesen nach Paris schickte, um sie dort ihre geistlichen Studien machen zu lassen. Noch gibt es zu Pulo-pinang ein chinesisches, von französischen Geistlichen unterhaltenes Collegium, und im Süden von China zwei Bischöfe, einen Franzosen *) und einen Italiener, wenn sie anders nicht ihren evangelischen Eifer bereits mit ihren Köpfen gebüßt haben. Die Engländer haben ein englisch-chinesisches Collegium in Malacca, wo man junge Chinesen in der calvinischen Religion unterrichtet. Diese Anstalt zählt unter ihren Gründern zwei Sinologen von ausgezeichnetem Verdienst, den Dr. Milne und besonders den Dr. Morrison, den Verfasser des großen chinesisch=englischen Wörterbuchs. Unserer Ansicht nach möchte die christliche Religion in China schwerlich mehr Proselyten machen, als bei den Hindus und Malaien; der Pomp des katholischen Kultus gefällt diesen Völkern besser, als das einfache der protestantischen Kulte; allein die Orientalen schätzen die cölibatären Priester der Katholiken nicht höher als die Bonzen und Priester des Buddha, die ebenfalls das Cölibat halten, und niemals werden sie freiwillig der Polygamie entsagen.

Vermischte Nachrichten.

Der Verfasser eines Sendschreibens über die Kirchenmißbräuche, das fünfzehn Auflagen hintereinander erlebte, Herr Beverley, hat über die unbekannte Sprache eine Flugschrift bekannt gemacht, worin mehrere Proben aus einer zu Hull von den neuen Aposteln gehaltenen Predigt zu finden sind. Gegenwärtig sind neun Individuen mit der Gabe in der fremden Sprache zu reden behaftet. Jedes spricht nicht nur sein eigenes Rothwälsch, sondern sogar mehrere Dialekte desselben. Herr Irving behauptete in einer Rede, man könne die verschiedenen Mundarten einer und derselben Person leicht unterscheiden; die unbekannte Sprache enthalte viele lateinische und griechische Wurzelworte und Beugungsfälle; auch will er bemerkt haben, daß dieselben Wurzelworte mit verschiedenen Beugungen angewendet werden. Hierüber bemerkt Herr Beverley: „Eben diese Anklänge griechischer und lateinischer Wurzelworte wirft das ganze Truggebäude über den Haufen. Es ist offenbar, daß die sogenannten Inspirirten einige griechische oder lateinische Worte aufgeschnappt und ohne sie zu verstehen mit anderm Kauderwälsch vermischen." Als Probe gibt er folgende Stelle:

„Hippo gerosto hippo buros senute
Furime urin hupo tanto nustin
Nurastin niparos hipanos pantos burin,
O Pinitos eleiastino halimungitos dantitu
Hamputine forimi aristos ekrampos
Epungos vangami beresessino tereston
Sa tinutino alinusis O fastos sungor O fastos sungor
Eletantine cretine menati"

Und eine Hymne:

„Hippo gerosto niparos
Burastin farimi
O fastos sungor burinos
Epungos menati
O deripangito burin
Aristos ekrampos
Senute hypanos nustin
Hypen hippo buros."

Es falle auf den ersten Blick ins Auge, bemerkt hiezu Beverley, daß einige griechische Worte, wie hippos, pantos, aristos, und lateinische, wie fastos, tanto u. s. w. mit unterlaufen; daß man aber dessen ungeachtet nicht wisse, was man von Herrn Irving denken solle, der am Pfingsttage gepredigt: „Unglaube an diese begeisterten Zungen sey eine Gotteslästerung, die weder in dieser noch in jener Welt Vergebung finden könne."

*

Während in England Humanitätsgesellschaften zur Linderung der Leiden der Thiere, gesetzliche Strafen gegen Thierquälerei u. s. w. bestehen, liest man in englischen Blättern tagtäglich Züge der rohesten Gemüthsart unter dem gemeinen Volke. So erzählt der „Dublin Warder" die Geschichte eines Weibes, die einem Apotheker ihr noch lebendiges Kind zum Anatomiren feilbot!! Es sey ohnehin krank, meinte sie, und könne es nicht lange mehr treiben. Sie verlangte zwei Guineen dafür. Der Apotheker bestellte sie auf den folgenden Tag zu sich, um dieses weibliche Scheusal desto sicherer den Händen der Polizei zu überliefern. Er bot ihr, als sie wirklich am nächsten Morgen erschien, ein Pfund, und endlich wurden sie des Handels um sechsundzwanzig Schilling einig. So auf frischer That ergriffen, wurde sie verhaftet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

*) Hr. Perocheau Bischof von Marula; den Namen des Italieners habe ich vergessen.



München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

